Denkwürdigkeiten

meiner Zeit

oder

Beiträge zur Geſchichte

vom

lezten Viertel des achtzehnten und vom Anfang des neunzehnten Jahrhunderts

1778 bis 1806.

von

Chriſtian Wilhelm von Dohm.

Conſilium mihi pauca de Friderico et extrema tradere; mox cetera, sine ira et studio, quorum causas procul habeo.

Erſter Band.

Lemgo

im Verlage der Meyerſchen Hof-Buchhandlung

und

Hannover

in Commiſſion der Helwingſchen Hof-Buchhandlung

1814.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

An die

Königlich Bayersche Akademie der Wissenschaften zu München.

Sie haben, Hochverehrteste Herren, vor einigen Jahren mich der Aufnahme in Ihren Verein gewürdigt und mich dadurch nicht nur überrascht, sondern wirklich beschämt. Ich fühlte, daß eine Auszeichnung, auf welche nur der Kenner, der die Wissenschaften erweitert, Anspruch machen kann, nicht dem bloßen Liebhaber gebühre, der im Gedränge des geschäftvollen Lebens kaum noch einige Vertrautheit mit gelehrten Gegenständen zu unterhalten vermogte. Ich konnte die Abweichung von diesem Grundsatze, welche Sie zu meinen Gunsten gemacht, nur dem

dem beimeſſen, daß Sie die Freundſchaft Ihres verehrungswerthen Präſidenten für mich theilten, der durch die mir erwieſene Ehre mich ermuntern wollte, einer Aufmerkſamkeit, welche meine früheren litterariſchen Verſuche nicht verdienen können, durch vollkommnere mich würdig zu machen. Dieſe Auffoderung iſt nicht ohne Wirkung geblieben. Von dem Augenblick an, da mir unabhängige Muße in ländlicher Stille zu Theil wurde, ging ich mit neu belebtem Eifer an die Ausführung eines ſchon lange gemachten Entwurfs, die Geſchichte der denkwürdigſten Begebenheiten, denen

ich

ich während meines geſchäftigen Lebens zugeſehen, zu beſchreiben. Billig widme ich alſo Ihnen, meine Hochverehrten Herren, den Anfang eines Werks, das Ihrer Aufmunterung vorzüglich ſein Daſeyn verdankt, und ſehr glücklich würde ich mich ſchätzen, wenn Sie finden ſollten, daß unſre an treflichen Werken der Geſchichtforſchung ſo reiche, aber an Werken ächter Geſchichtſchreibung noch immer ſo dürftige Litteratur durch meine Arbeit einen Zuwachs erhalten habe, der neben dem, was in dieſem Fache von andern Nationen geleiſtet worden, genannt zu werden verdiene.

Ein

Ein zweiter Grund, der mich bewogen hat, diese Arbeit Ihnen, Hochverehrteste, ganz besonders zu widmen, ist dieser, daß meine Erzählung mit Begebenheiten beginnt, welche Bayern sehr nahe angehen, und an welchen die Bewohner dieses Landes bis zu den spätesten Zeiten einen sehr lebhaften Antheil nehmen müssen. In dem denkwürdigen Kampfe, den ich beschreibe, wurde von einem der größten Könige, den die Jahrbücher der Menschen kennen, mit Aufopferung und fester Beharrlichkeit die Selbstständigkeit Bayerns behauptet und dieses Land seinem

ſeinem uralten Wittelsbacher Regentenſtamme erhalten. Ohne dieſe Begebenheiten würde ſehr wahrſcheinlich auch Ihre Akademie jezt nicht mit dem Glanze beſtehn, zu welchem Ihr edelmüthiger, die Wiſſenſchaften ehrender König ſie erhoben hat. Ich hoffe, Sie, Hochgeehrteſte Herren, werden es billigen, daß ich auch, durch dieſe Betrachtung bewogen, eine Zueignung dieſes Werks für den ſchicklichſten Anlaß gehalten habe, Ihnen öffentlich ſowohl meine Dankbarkeit für die Ehre, die Sie mir bewieſen, als auch die hohe Achtung zu bezeugen, welche

welche Ihre vielfachen ruhmvollen Bemühungen zu Beförderung der Wiſſenſchaften, und vorzüglich auch der hiſtoriſchen, mir eingeflößt haben.

Puſtleben bey Nordhauſen den 20ten Junius 1814.

Dohm.

Vorrede.

Ich übergebe dem Publikum den Anfang eines Werks, das mich seit vielen Jahren beschäftigt hat. Bereits früh im Leben, besonders aber von dem Zeitpunkt an, da ich in politischen Geschäften gearbeitet habe, war ich ein aufmerksamer Zuschauer der Weltbegebenheiten. Ich machte mir Aufzeichnungen über dieselben, sammelte alle Nachrichten, die ich erhalten konnte, und prüfte sorgsam die verschiedenen Grade ihrer Glaubwürdigkeit. Allmählig entstand der Vorsatz, einst eine Geschichte meiner Zeit zu schreiben. Im Gedränge des thätigen Lebens war an die Ausführung nicht zu denken. Alles, was ich vermogte, war, diese Idee immer im Auge zu behalten, und in glücklichen aber seltenen Stunden einiger Ruhe einzelne Bruchstücke auszuarbei-

ten. Die Zusammenfügung und Vollendung des Ganzen mußte einer ruhigeren Muße vorbehalten bleiben, in welcher es mir vergönnt wäre, mir selbst und den Wissenschaften zu leben. Einer solchen Muße auch nur in einem kurzen, das Gewühl des geschäftigen Lebens vom Tode trennenden Zeitraum noch zu genießen, war mein sehnlichster Wunsch. Seine Erfüllung schien durch die außerordentlichen Vorgänge der Zeit immer unwahrscheinlicher zu werden. Aber, Dank sey der Vorsehung! mein Wunsch ist erfüllt worden, und wenn gleich eine sehr geschwächte Gesundheit, so wie Mangel an Hülfsmitteln mir nicht erlaubt, der Geschichtschreiber meiner Zeit in dem ganzen Umfange zu werden, wie ich es gewünscht hätte, so habe ich doch, sobald jenes Ziel erreicht war, die Ausführung meines Lieblingsentwurfs in beschränkterm Maaße wirklich unternommen, und ich bin fest entschlossen, derselben auch ferner den besten Theil meiner Zeit zu widmen, wenn anders Männer von Einsicht meinem Unternehmen so viel Beifall geben, als dessen Idee bereits bey einigen meiner Freunde gefunden hat.

Ich

Ich erachte nöthig, über das, was ich zu leiſten mir vorgeſezt habe, einige Erläuterung zu geben. Ich verſpreche Denkwürdigkeiten meiner Zeit, — nicht meines Lebens. Der Unterſchied von beiden iſt bedeutend. Wer Denkwürdigkeiten, Memoires, ſeines Lebens, Selbſtbiographie, ſchreibt, macht ſich ſelbſt zum Held ſeiner Geſchichte. Alles wird darin nur in ſo weit erzählt, als der Verfaſſer etwas gewirkt oder bezielt hat, oder in ſo weit er durch die Begebenheiten berührt iſt. Was nicht in ſeinem Geſichtskreiſe lag, wird ohne Tadel weggelaſſen. Einſeitigkeit, ein umſtändliches, zuweilen auch kleinliches Detail perſönlicher Begebenheiten ſind, in ſofern ſie nur die geziemenden Schranken nicht überſchreiten, keine Fehler, können vielmehr der Erzählung eigenthümliches, lebendiges Intereſſe und Anmuth geben. Die beſten dieſer Art von Schriften enthalten höchſt ſchäzbare Beiträge zur Menſchenkunde und Geſchichte. Aber bey aller Anerkennung dieſes Werths habe doch ich Denkwürdigkeiten meines Lebens nicht ſchreiben wollen. Mein Privatleben iſt dazu nicht merkwürdig genug geweſen,

und,

und, wäre es dieſes auch, ſo würde ich doch mich nicht haben entſchließen können, das Publikum lange allein von mir ſelbſt, von dem, was ich erlebt, gewollt, gethan oder erlitten habe, zu unterhalten. Zwar werden in meinem Werk allerdings auch Begebenheiten vorkommen, — quarum pars aliqua fui. Ich werde auch gerade dieſe Begebenheiten am umſtändlichſten erzählen, weil ich ſie am genaueſten kenne, und vielleicht wird in ihnen ſich der Ton meiner Erzählung dem der Memoires vom eigenen Leben etwas nähern. Aber ich werde mich weder auf dieſe Begebenheiten beſchränken, noch wird in denſelben die Darſtellung meines Antheils mir Zweck ſeyn. Ich werde meiner Einwirkung in die Begebenheiten nicht mehr Wichtigkeit beilegen, als ſie, nach meiner Einſicht, wirklich gehabt hat, meine Fehler, wie ſie mir nach ſo vielen verfloſſenen Jahren erſcheinen, nicht beſchönigen. Ich werde mich ſelbſt gerade wie jede andre Perſon, von der ich zu reden habe, behandeln, und ich hoffe, mit dem Wörtlein ich, das ich vermeide, auch jede Eingebung des Egoismus verſcheucht zu haben. Dieſes ſind wenigſtens meine Vorſätze; in wiefern

ich

ich dennoch menſchlicher Schwäche untergelegen haben mag, überlaſſe ich dem Leſer zu bemerken und, in ſofern er aus eigner Erfahrung weiß, wie ſchwer ganz unpartheiſche Würdigung eigener Handlungen ſey, — zu verzeihen. Bey dieſem Vorſatz, in meinem Werk ſo wenig als möglich von mir zu reden, finde ich es jedoch zweckmäßig, hier einen kurzen Umriß der erheblichſten Veränderungen meines Geſchäftslebens während der von mir beſchriebenen Periode zu geben, da dem Leſer einige Bekanntſchaft mit den äußern Verhältniſſen, in denen der Geſchichtſchreiber ſeiner Zeit ſich befunden, angenehm und zum beſſern Verſtändniß nützlich ſeyn kann.

Zu Lemgo in der Grafſchaft Lippe im December 1751 geboren, hatte ich mich dem gelehrten Stande und vorzüglich den hiſtoriſch-ſtatiſtiſchen Wiſſenſchaften gewidmet. Der Preußiſche Staats-Miniſter von Herzberg, der durch einige meiner Schriften eine gute Meinung von mir gefaßt hatte, bewog mich zu dem Uebertritt ins praktiſche Leben. Durch ſeine Empfehlung wurde ich im November 1779, in meinem 28ſten Le-

Lebensjahre, in Preußische Staatsdienste berufen und bey dem Departement der auswärtigen Angelegenheiten mit dem Charakter eines Kriegsraths und Geheimen Secretairs, auch Archivars, angestellt. Meine Bestimmung war, in allen Staatsgeschäften, vorzüglich aber in deutschen Reichssachen zu arbeiten, auch einen Theil des Haus- und Staats-Archivs unter Aufsicht zu haben. Herzberg wollte mich gerade auf demselben Wege, den er selbst gegangen war, zum Geschäftsmann bilden, und dankbar erkenne ich noch jezt, daß ich dem Umgange und dem Vorbilde dieses mit dem edelsten Patriotismus und einer ganz unermüdlichen Thätigkeit arbeitenden Mannes alles Gute schuldig bin, was ich im Geschäftsleben geleistet habe. Immer habe ich ihm die Anstellung beim Archiv vorzüglich gedankt. Mein Posten gab mir treffliche Gelegenheit, sowohl von allen laufenden wichtigen Geschäften, als auch von den Begebenheiten der Vorzeit Kenntniß zu erwerben. Ich darf sagen, daß ich sie mit einigem Fleiß benuzt habe. Kurz vor meinem Eintritt in den Dienst hatte der Preußische Hof ein neues politisches System angenommen und dasselbe durch den

Bayer.

Bayerſchen Erbfolgekrieg und den Teſchner Frieden bewährt. Deutſchlands und Preußens Intereſſe ſollten von nun an innigſt mit einander verwebt ſeyn. Die deutſche Freiheit und Verfaſſung ſollten an Preußen einen kräftigen Beſchützer, dieſes ſollte durch die übernommene edle Rolle einen ſtets lebendigen Beweggrund erhalten, die Begierde nach Vergrößerung und Rundung immer den Geſetzen des Rechts unterzuordnen. Herzberg hatte ſchon lange ein ſolches Syſtem gewünſcht, und mit lebhaftem Eifer arbeitete er jezt daran, es immer mehr auszubilden und feſt zu gründen. Ich nahm an Allem, was deshalb verhandelt wurde, und beſonders an den Arbeiten Antheil, welche gegen Oeſterreichs Abſicht, Bayern durch Tauſch zu erwerben, gerichtet waren, und durch welche zulezt der deutſche Fürſtenbund gebildet wurde. Einigemal wurde ich während dieſer Periode auswärts verſchickt, und ich habe während derſelben, nach erhaltenem Auftrag, auch zwey Staatsſchriften herausgegeben, die erſte wegen der Danziger Irrungen, die zweite zu Vertheidigung des Fürſtenbundes. Meine Bemühungen erwarben den Beifall des

gro-

großen Königs; im Jahr 1783 erhielt ich den Charakter eines Geheimen Raths, und im Junius 1786 wurde ich zum Cleviſchen Direktorial-Geſandten im Weſtphäliſchen Kreiſe, auch bevollmächtigten Miniſter an dem Churcölniſchen Hofe ernannt. Kaum hatte ich mit den Geſchäften dieſer Stelle mich bekannt zu machen angefangen, ſo ſtarb König Friedrich II (17ten Auguſt 1786). Sein Nachfolger, König Friedrich Wilhelm II, erhob mich in den Adelſtand und beſtätigte mich in meinem Geſandtſchaftspoſten. Dieſer wurde durch die Umſtände der Zeit wichtiger, als er noch je vorher geweſen war. Es entſtanden ſowohl in dem Weſtphäliſchen Kreiſe, als in deſſen Nachbarſchaft Ereigniſſe, die mich lebhaft beſchäftigten und mein Leben ſehr unruhevoll machten. Ich deute nur die erheblichſten an. In der Reichsſtadt Aachen brachen im Jahr 1786 Unruhen aus, deren Beilegung und die Reform der Verfaſſung das Kaiſerl. Reichskammergericht dem Kreis-Direktorium auftrug. Dieſe Sache war einige Jahre hindurch mir Hauptgeſchäft. Mit Einſtimmung der beiden andern Direktorialhöfe entwarf ich eine verbeſſerte Conſtitution, die

das

das Reichsgericht mit einigen Modificationen genehmigte. Aber in dem Augenblick, wie dieſelbe eingeführt werden ſollte (1792), wurde Aachen vom Feinde beſezt, und vom deutſchen Reiche getrennt. Ein Aufſtand eines Theils des Lütticher Volks gegen ſeinen Fürſt-Biſchof veranlaßte einen gleichen Auftrag des Reichskammergerichts (1789). Aber der Preußiſche Hof zerfiel über deſſen Vollziehung mit den beiden andern Kreisausſchreibenden Fürſten, zulezt faſt mit dem ganzen Reich. In Lüttich entſtand ein bürgerlicher Krieg, den nur Oeſterreichs bewafneter Zutritt zu Gunſten des Fürſt-Biſchofs endigte (1791). Doch war deſſen wieder hergeſtellter Beſiz nur von kurzer Dauer. Mir machte dieſe Sache, welche ich neben der Aachenſchen betreiben mußte, ſehr überhäufte und unangenehme Arbeiten. Ich bezielte redlich das Beſte des Landes, und eine die Rechte des Fürſten und der Stände wohl vereinende Verfaſſung, aber der Werth meiner Bemühungen ward erſt erkannt von beiden ſtreitenden Theilen, wie es zu ſpät war, ſie zu benuzen, und des Preußiſchen Hofes Benehmen, das ich öffentlich vertheidigen mußte, wurde erſt in der

Folge mit Gerechtigkeit beurtheilt. Doch der gänzliche Umſturz des bisherigen Zuſtandes im Hochſtift Lüttich durch das Vordringen des Reichsfeindes vereitelte auch hier alles Gute, was bezielt war. Neben dieſen Ereigniſſen beſchäftigten mich auch die zwiſchen den deutſchen Erzbiſchöfen und dem Römiſchen Hofe entſtandenen Irrungen (1788), an welchen Preußen Antheil nahm und worin die Verhandlungen nicht nur mit dem Churcölniſchen, ſondern auch mit den beiden andern geiſtlichen Churhöfen, Mainz und Trier, mir übertragen waren. Zu eben der Zeit bewirkte Preußen eine Revolution in Holland zu Gunſten des Prinzen von Oranien (1787), und war ein ſehr aufmerkſamer, auch im Stillen theilnehmender, Beobachter des Aufſtandes, der in den Oeſterreichiſchen Niederlanden ausbrach (1789). Wenn gleich ich in dieſen beiden Begebenheiten keine Aufträge hatte, ſo benuzte ich doch die Gelegenheit, mich von ihrem Gange genau zu unterrichten. Doch bald (1789) zog die ausgebrochene Franzöſiſche Revolution und der durch ſie veranlaßte Krieg (1792) die Aufmerkſamkeit von allen andern Gegenſtänden gänzlich ab. Es entſtand

ein

ein neues politiſches Syſtem in Deutſchland, das aber, weil es nicht mit Weisheit und gegenſeitigem Vertrauen nach großen Ideen gebildet war, keinen Beſtand hatte und durch die unſelige Trennung der Deutſchen großes Unglück herbeiführte. Für mich brachte dieſes veränderte Syſtem und die Nähe des Kriegsſchauplatzes viele neue und verwickelte Geſchäfte. Seit länger als einem halben Jahrhundert war kein Kreistag gehalten und die Formen deſſelben waren faſt vergeſſen. Jezt wurde ein ſolcher nöthig, und er dauerte fort, bis die Annäherung des Feindes ihn aus einander trieb. Zweimal mußte ich Cölln flüchtend verlaſſen, zuerſt im December 1792 nur auf kurze Zeit, da ich mich mit dem Churcölniſchen Hofe nach Münſter begab, zulezt, ohne je wiederzukehren, im Oktober 1794. Ich beſorgte hierauf meine Geſchäfte von verſchiedenen Orten aus, zulezt (März 1795) wurde mir Halberſtadt angewieſen. Obgleich Preußen zu Baſel (5ten April 1795) einen Separatfrieden ſchloß, konnte ich doch nach Cölln nicht zurückkehren, weil das linke Rheinufer von den Franzoſen beſezt blieb. Eine neue Ordnung der Dinge entwickelte ſich

immer mehr, und gab auch meiner Thätigkeit eine von der vorigen ganz verſchiedene Richtung. In dem von den Franzoſen nicht beſezten Theile des Weſtphäliſchen Kreiſes gingen meine Geſchäfte fort, und neben dieſen bekam ich in dem Niederſächſiſchen einen erweiterten Wirkungskreis. Die nähere Verbindung mit dem Herzoge von Braunſchweig und das Vertrauen, deſſen dieſer edle und hellſehende Fürſt, ſo wie das Hannöverſche Miniſterium mich würdigten, war mir die angenehmſte Frucht der neuen Verhältniſſe. Bey dem von Oeſterreich und einem Theile des deutſchen Reichs fortgeſezten Kriege errichtete Preußen ein Syſtem der bewafneten Neutralität für das nördliche Deutſchland, und ſtellte zu deren Vertheidigung unter dem Obercommando des Preußiſchen Feldmarſchalls Herzogs von Braunſchweig ein Heer auf, aus Preußiſchen, Hannöverſchen und Braunſchweigſchen Truppen beſtehend. Die beſchüzten Reichsſtände wurden zur Annahme der Neutralität, und Befolgung ihrer mit Frankreich verglichenen Bedingungen, auch zur Verpflegung des Heers aufgefodert und angehalten. Für dieſes Geſchäft wurde ein Convent aller

aller Niederſächſiſchen und eines Theils der Weſtphäliſchen, auch noch andrer Reichsſtände, nach Hildesheim zweimal (1796 und 1797) berufen, und deſſen Direktion mir anvertraut. Die neuen Einrichtungen, ſo wenig ſie der Verfaſſung des Reichs gemäß waren, bildeten ſich immer mehr aus und ſchienen auf einen bleibenden Zuſtand der Dinge hinzudeuten. Ich bemühte mich ernſtlich, aus einem politiſchen Syſtem, deſſen Feſtſetzung nicht mein Werk geweſen war, ſo viel gute Folgen, als möglich, abzuleiten und dem nördlichen Deutſchland, während das ſüdliche durch die Gräuel des Krieges zerrüttet wurde, Ruhe und Wohlſtand zu ſichern. Ich hatte das Vergnügen, von den meiſten Reichsſtänden, wenn gleich ſie den Preußiſchen Schutz als aufgedrungen betrachteten und deſſen Laſten zuweilen unwillig ertrugen, meinen guten Willen dennoch anerkannt und durch ihr Vertrauen mich belohnt zu ſehen.

Am 16ten November 1797 ſtarb König Friedrich Wilhelm II, und des jetzigen Königs Majeſtät ernannten mich ſofort bey Antritt der Regierung aus eigner Bewegung, mit

unerwartet, zu Ihrem Gesandten bey dem Friedenscongreß zu Rastadt neben dem Grafen von Görz und dem Freiherrn von Jakobi. Ich nahm an allen wichtigen Verhandlungen, die hier betrieben wurden, lebhaften Antheil, und wie im April 1799 der Congreß durch Wiederausbruch des Krieges und Ermordung zweier Französischen Gesandten gewaltsam zerrissen wurde, war ich unter den deutschen Gesandten, die bis zum lezten Augenblick in Rastadt blieben. Nach ihrer Wahl, und nach gemeinsamer Berathung, entwarf ich im Namen des ganzen diplomatischen Corps einen authentischen Bericht über die verübte unerhörte Gräuelthat, der dem Reichsoberhaupt und versammelten Reich vorgelegt wurde. Er ist ohne Folgen, das Verbrechen ist ohne weitere Untersuchung und ohne Bestrafung geblieben Dagegen sind die Gesandten, welche ein Zeugniß, wie es Ehre und Pflicht erfoderten, abgelegt hatten, und deren Betragen vom ganzen Reich Lob und Dank verdiente, mit unwürdigen Schimpfreden belegt, aber nie ist auch nur das kleinste Faktum in meinem Bericht der Unrichtigkeit beschuldigt worden. Mit sehr geschwächter

Ge-

Gesundheit kehrte ich zu den Geschäften des Neutralitäts-Systems im nördlichen Deutschland zurück, das während des neu ausgebrochenen Krieges, bey beständig schwankenden politischen Grundsätzen, bis zu dem für Deutschland so nachtheiligen Lüneviller Frieden im Jahr 1801 fortgetrieben wurde. Unmittelbar auf dasselbe folgte die Preußische Besetzung von Hannover, die aber bald zurückgenommen werden mußte. Meine Aufträge bey derselben waren also auch von kurzer Dauer. Nachher gab die Entschädigung Preußens für den am linken Rheinufer erlittenen Länder-Verlust mir besonders Beschäftigung. Im Jahr 1802 wurden endlich durch Vergleich mit Frankreich die Lande bestimmt, die es wieder erhalten sollte, und diese auch sofort in Besitz genommen. Mir wurde nun besonders die Organisation der ehemaligen Reichsstadt Goslar übertragen, vorzüglich um die seit langer Zeit mit dem Hause Braunschweig streitigen und sehr verwickelten Verhältnisse wegen der wichtigen Bergwerke zu untersuchen. Es gelang mir, dieselben ins Klare zu setzen, und ich hatte das Vergnügen, einiges Gute in Goslar zu bewirken, was auch

die nachher eingetretenen politischen Veränderungen überlebt hat.

Ich äußerte den Wunsch, nicht ferner in diplomatischen Geschäften, sondern lieber in der Administration des Innern gebraucht zu werden, bey der ich die Früchte meiner Thätigkeit gesicherter zu sehen und auch die äußere Ruhe zu finden hofte, deren meine Gesundheit immer mehr bedurfte. Dieser Wunsch ward erfüllt. Mit Beibehaltung des Direktorialgesandtschafts-Postens in dem noch übrigen westphälischen Kreise, dessen Wirksamkeit sich aber immer mehr verminderte, wurde ich im Jahe 1804 zum Präsidenten der für die bisher Churmainzischen Lande Erfurt und Eichsfeld, auch die gewesenen Reichsstädte Nordhausen und Mühlhausen, neu errichteten Kriegs- und Domainen-Kammer zu Heiligenstadt ernannt, welcher die Verwaltung des Innern und der Finanzen übertragen war. Der neue Wirkungskreis gefiel mir. Ich bemühte mich, die Unterthanen, welche, ohne um ihre Einwilligung befragt zu seyn, einem neuen Staat zugetheilt waren, demselben dadurch wirklich ergeben zu machen,

daß

daß ihnen bewieſen würde, die Regierung beſchäftige ſich mit ihrem Beſten. Die edelmüthige Geſinnung Königs Friedrich Wilhelm III machte dies Beſtreben leicht. Aber neue erſchütternde Begebenheiten, obgleich dem, welcher dem bisher Vorgegangenen aufmerkſam zugeſehn, nicht unerwartet, traten ein und zertrümmerten, wie ſo viel andres Gute, auch die Hofnungen, welche den Abend meines Lebens verſchönern ſollten. Ein großer Theil deutſcher Reichsſtände ward gezwungen, von dem Reichsverbande feierlich ſich zu trennen (Jul. 1806) und ſich Frankreichs Beherrſcher unter dem Namen eines Protectors zu unterwerfen; der deutſche Kaiſer, den Widerſtand nicht wagend, entſagte der uralten Krone, und ſo hörte das deutſche Reich auch dem Namen nach auf (Aug. 1806). Nun trat Preußen allein ohne Bundsgenoſſen in den Kampf, und kaum hatte es ihn begonnen, unterlag es! Der König hatte mir, wie allen Staatsdienern der Provinz, befohlen, im Fall feindlichen Ueberzugs auf unſerm Poſten zu bleiben, und alles, was die Umſtände irgend erlaubten, zu thun, um das harte Schickſal der Unterthanen zu erleichtern. Dieſer

Befehl war meinen Begriffen von der Pflicht des Staatsdieners in solch traurigem Falle völlig gemäß. Ich habe denselben mit Treue, und ich darf es sagen, mit unermüdetem Eifer, erfüllt, auch die Beruhigung gehabt, daß bey allem Druck, den der Krieg unvermeidlich macht, doch derselbe bey uns minder, als in mancher andern Provinz gefühlt ist. Die feindliche Ueberziehung der unsern war die unmittelbare Folge der Schlacht vom vierzehnten Oktober.

Die hierauf folgenden Begebenheiten werden übergangen, da mein Zweck hier sich nur auf einen Umriß meines Geschäftslebens während der Periode, die mein Werk umfassen soll, beschränkt, und diese mit dem Jahr 1806 aufhört. — Ich habe in den nächsten Jahren harte Schicksale erfahren! Am schmerzhaftesten war die durch den Tilsiter Frieden (Jul. 1807) entschiedene Trennung von einem Staat, und einem Monarchen, denen ich mein Leben mit so vieler Liebe und so aufrichtiger Verehrung gewidmet hatte. Da ich als Unterthan an einen neuen Staat verwiesen war; so hätte ich sehnlichst gewünscht, mich in die Ruhe

des

des Privatlebens zurückziehen zu können. Aber solchen Wunsch nur zu äußern, war bey dem Anfang der neuen Ordnung der Dinge nicht erlaubt. Doch einige Jahre später (Novbr. 1810) verschafften mir eine mir zugestoßene gefährliche Krankheit und deren nachbleibende Folgen die Gewährung meines Wunsches. Seit dieser Zeit genieße ich in ländlicher Stille der glücklichen Muße, welche mir erlaubt hat, das Werk zu unternehmen, dessen Anfang ich hier bekannt mache.

Dieser Umriß der bedeutendsten Vorfälle meines öffentlichen Lebens beweiset, daß ich Gelegenheit gehabt habe, das Treiben der Menschen in mannigfachen Verhältnissen anzusehen. Niederschlagend ist bey dem Rückblick die Bemerkung, daß so wenig Spuren meiner Thätigkeit übrig geblieben sind, daß mein eifrigstes Bestreben, Gutes zu wirken, so eitel und vergebens gewesen ist; aber das Bewußtseyn ist beruhigend, in jedem Verhältniß immer rein das angestrebt zu haben, was nach meiner Einsicht das Beste war. Auch die Uebung der Kräfte hat einen Werth, auch die Erfahrungen, die ich mir gesammelt habe, sind

etwas Gutes! Der kundige Leſer wird nach dieſem Umriß vorausſehen können, über welche Begebenheiten er vorzüglich in meiner Geſchichte Belehrung zu erwarten habe. Er kann auch, wenn er bey den einzelnen Perioden auf dieſen Umriß rückblicken will, ſich jedesmal in meine Geſichtspunkte verſetzen und den Werth der Anſichten, die aus ihnen genommen ſind, würdigen.

So wie ich nicht auf die Darſtellung der Begebenheiten, an denen ich ſelbſt Theil genommen habe, mich zu beſchränken gedenke, ſo umfaßt mein Plan auch nicht alle Denkwürdigkeiten, nicht eine vollſtändige Geſchichte meiner Zeit. Da ich nicht über alle Theile derſelben mich vollſtändig genug unterrichten können, bin ich nicht im Stande, ſie zu liefern. Ich hätte über manche Begebenheiten gerade nicht mehr mittheilen können, als bereits in gedruckten Schriften enthalten iſt. Dies wäre z B. bey der Nordamerikaniſchen Revolution und dem durch ſie entſtandenen Seekriege der Fall geweſen. Solche Theile der Zeitgeſchichte bleiben alſo von meinem Plan ausgeſchloſſen, und werden nur da, wo es der Zuſammenhang mit den

den vorgetragenen Begebenheiten erfodert, berührt und als bekannt vorausgesezt. Meine Erzählungen werden vorzüglich auf die Angelegenheiten Deutschlands und Preußens und deren gegenseitiges Einwirken gerichtet seyn. Doch sind die Begebenheiten benachbarter Lande nicht ausgeschlossen.

Meine eignen Beobachtungen und gesammelten Nachrichten sind die Grundlage, doch nicht die alleinige Quelle meiner Geschichte. Da meine Sammlungen natürlich nicht über alle Begebenheiten gleich reich sind, so habe ich auch an andre mir zugängliche Orte mich gewandt, von wo ich sie vervollständigen und dadurch berichtigen konnte, daß ich Resultate von Ansichten gewann, die aus einem andern Gesichtspunkte, als dem meinigen, aufgefaßt waren. Außerdem habe ich aber auch alles, was in gedruckten Schriften über die Gegenstände meines Werks bekannt geworden, sorgfältig benuzt. Ich glaube nicht, daß etwas dieser Art von einigem Werth mir entgangen sey. Was ich nicht selbst besitze, habe ich in der mir nahen reichen Göttinger Universitäts-

Biblio-

Bibliothek gefunden, deren treſliche Vorſteher mit der edlen Bereitwilligkeit, die ſie jedem litterariſchen Unternehmen ſo gern bewilligen, auch das meinige unterſtüzt haben. Auch von meinem würdigen Freunde, Herrn Rath Benzler, Vorſteher der Gräfl. Stollbergiſchen Bibliothek zu Wernigerode, kann ich gleichen Beiſtand dankbar rühmen. Durch dieſe Mitwirkung unterſtüzt, glaube ich Vollſtändigkeit erreicht und nichts vorbeigelaſſen zu haben, was in Abſicht der erzählten Begebenheiten des Aufbehaltens für die Nachwelt werth ſeyn kann. Eben ſo ſehr iſt es mein eifrigſtes Beſtreben geweſen, in meiner Darſtellung durchaus treu und wahr zu ſeyn, mich über jeden Partheigeiſt, jede Vorliebe für Staaten, politiſche Meinungen und einzelne Perſonen zu erheben. Ich habe Menſchen und Dinge überall ſo ſchildern wollen, wie ſie meiner Ueberzeugung und wiederholten Prüfung nach wirklich geweſen ſind. Hätte ich geglaubt, daß mir dieſes nicht vergönnt ſeyn werde, ſo würde ich nie die Feder angeſezt haben zu einem Werke, das nicht nur meinen Zeitgenoſſen, ſondern auch den Geſchlechtern, die nach mir kommen werden, Rechenſchaft von den Begeben-

benheiten geben ſoll, deren Zeuge ich geweſen bin. Aber ob meines guten Willens ohngeachtet nicht dennoch mich zuweilen Partheilichkeit beſchlichen habe, ohne daß ich ſelbſt deren mir bewußt bin, dies vermag nicht ich, dies vermögen nur meine Leſer zu beurtheilen. Kein Geſchichtſchreiber, auch nicht der beſte, der je Begebenheiten ſeiner Zeit beſchrieb, hat ſich von dem Einfluß des Wohlwollens oder der Abneigung, die ihn während der Handlung oder des Zuſchauens belebten, vollkommen rein erhalten können. Auch ich theile dieſes allgemeine Loos der Menſchheit, erlaube mir aber die Bemerkung, daß ganz partheiloſe Geſchichtſchreiber gerade um nichts ſeltner ſind, als durchaus unpartheiiſche Geſchichtleſer. Mancher findet ein Geſchichtbuch nur deshalb leidenſchaftlich und partheiiſch, weil es nicht mit der Leidenſchaft der von ihm ergriffenen Parthey geſchrieben iſt. Auch iſt Unpartheilichkeit durchaus nicht mit kalter Fühlloſigkeit zu verwechſeln; der Geſchichtſchreiber will Theilnahme in dem Leſer erregen; wie vermögte er es, wenn er ſelbſt ſie nicht empfände? Ich leugne es alſo nicht, daß ich lebhaften Antheil an den Begebenheiten genom-

genommen habe, die ich erzähle, und ich würde es bedauern, wenn sich keine Spur hiervon in meiner Erzählung finden sollte. Bey edlen großen Handlungen verweile ich mit Vorliebe, bey schlechten und unwürdigen unterdrücke ich die Verachtung und den Unwillen nicht, die sie mir einflößen. Nie ist es mir Freude gewesen, edle Charaktere geflissentlich herabzusetzen, um nur etwas Neues, Auffallendes und bisher nicht Gesagtes vorzubringen, oder die Handlungen allgemein verehrter Menschen so lange durchzuwühlen, bis schlechte Triebfedern zu ihnen gefunden sind. Leser, welche dieses lieben, und welche die Schwächen und Fehler großer Menschen gern so stark herausgehoben sehen, bis diese so klein erscheinen, als sie selbst sind, solche Leser werden bey mir nicht Unterhaltung finden. Chronique scandaleuse zu schreiben habe ich im Geschäftsleben immer unter der Würde des rechtlichen Mannes gehalten, um so mehr werde ich durch dieselbe nicht ein Werk beflecken, das noch für die Menschen, die nach mir leben, belehrend seyn soll. Ich rede von edlen und großen Männern zwar immer mit strenger Wahrheit und ohne irgend partheyische Uebertreibung ihrer Tugenden,

genden, oder Beſchönigung ihrer Mängel; aber auch immer mit der Achtung, ohne welche ihr Name nie genannt werden muß. Ich hoffe in dieſer erſten Abtheilung meines Werks durch die Art, wie ich über den von mir hochverehrten Friedrich berichte und urtheile, eine Probe unpartheiſcher Wahrheitsliebe gegeben zu haben, welche jeden billigen Leſer befriedigen wird.

Noch eine wichtige Bürgſchaft derſelben muß dem Publikum die Entfernung geben, in der ich mich von den Begebenheiten befinde, welche ich beſchreibe. Die Menſchen, von denen ich zu reden habe, ſind beinahe ſchon alle vom Schauplatz abgetreten; nur wenige Einzelne von denen, die in meiner Geſchichte genannt werden, ſind noch unter den Lebenden *). Noch mehr, auch die moraliſchen Perſonen, die Staaten, mit denen mein Werk

*) Das hier Geſagte iſt im jetzigen Augenblick nur von den früheren Perioden meiner Geſchichte ſtrenge wahr; aber, wenn mein Werk vollendet werden ſollte, wird es ſich immer in gleichem Verhältniß, wie es fortrückt, auch von den beſchriebenen Zeiträumen entfernen, das hier Geſagte alſo auch in der Folge immer wahr bleiben.

Werk zu thun hat, sind völlig verändert. Dies ist durch die erschütternden Begebenheiten, welche wir erlebt haben, und deren rasche Folge, in stärkerem Verhältniß bewirkt, als es nach der Zahl der verflossenen Jahre bemessen werden kann. Das Deutschland, das Preußen, das Oesterreich, das Frankreich u. s. w., von denen ich erzähle, sind nicht mehr. Nicht nur leiten jezt ganz andre Menschen die Bewegungen dieser Staaten, sondern sie leiten sie zu ganz andern Zwecken, als ehemals. Das politische Interesse von Europa während der Zeit, welche ich schildre, ist von dem der Gegenwart vollkommen eben so verschieden, als es das Interesse zur Zeit des spanischen Erbfolgekriegs oder gar des dreißigjährigen Kriegs nur immer seyn kann. Die Periode meines Werks gehört also bereits ganz der Geschichte an. Urtheile, die zu ihrer Zeit zu freimüthig, wohl gar beleidigend scheinen mochten, können jezt ganz unbedenklich geäußert werden, und auch das ängstlichste Kabinet kann jezt mit Gleichgültigkeit bekannt gemacht sehen, was vor dreißig bis vierzig Jahren mit Recht geheim gehalten wurde. Wirklich ist die Trennung zwischen unserer und der

nicht

nicht längſt verfloſſenen Zeit ſo groß, daß viele der jüngeren Zeitgenoſſen ſehr wenig Antheil an der Geſchichte nehmen, ſobald ſie über die Ereigniſſe hinausgeht, welche unmittelbar den jezt beſtehenden Zuſtand zur Folge gehabt haben, und faſt hätte von meinem Unternehmen mich der Gedanke abgehalten: „es werden nicht viele Hörer um mich ſich ſammeln, die von dem, was zu ihrer Väter Zeit geſchehen iſt, unterrichtet ſeyn wollen.“ Doch in dem Augenblick, da ich dieſes ſchreibe, eröfnet ſich mir mit der Ausſicht der wieder errungenen Freiheit von Deutſchland auch die Hofnung, ein Geſchichtbuch, wie das meinige, werde gerechter gewürdiget werden, als ich noch vor kurzem es glauben konnte. Menſchen, denen wieder geſtattet iſt, frey zu denken, und was ſie denken, zu äußern, werden auch gern ſich von frühern Begebenheiten unterrichten, ohne welche die neueſten nicht richtig verſtanden und gewürdiget werden können.

Die Zeit, welche ich die meine nenne, und innerhalb welcher ſich mein Geſchichtbuch halten wird, fängt mit dem im Jahr 1778 über die

Bayersche Erbfolge ausgebrochenen Kriege an, und soll, nach meinem Entwurf, mit der Auflösung des deutschen Reichs im Jahr 1806 geschlossen werden. Bis zu dieser lezten mich tief bewegenden Begebenheit denke ich mein Werk fortzuführen, wenn anders Dauer meines Lebens und erträglicher Gesundheitszustand es gestatten. Ich bin zwar noch einige Jahre über den mir gesezten Zeitraum in den Geschäften geblieben, und habe während derselben noch des Erzählens werthe Begebenheiten ziemlich nahe gesehen; aber dennoch habe ich mir das bemerkte Ziel gesezt, weil es wirklich entfernt genug und in der That das äußerste ist, das zu erreichen ich irgend hoffen kann. Bey den Verhältnissen, unter denen ich mein Werk unternahm, durfte ich nicht hoffen, die Begebenheiten der leztern Jahre mit Freimüthigkeit und Wahrheit darstellen zu können, und, so lange ich noch ohne Aussicht eines glücklichen Wechsels war, würde es mir zu schmerzhaft gewesen seyn, das Unglück Preußens und die Herabwürdigung Deutschlands mir selbst lebendig wieder zurück zu rufen, und sie umständlich darzustellen. Jezt haben nun zwar Besorgnisse dieser Art aufgehört, und

und ſeit den glorreichen Begebenheiten des denkwürdigen Jahrs 1813 iſt der Wunſch in mir ſehr lebhaft geworden, auch noch deren Geſchichtſchreiber zu werden; aber mein Alter und Geſundheit erlauben mir nicht, die Erfüllung deſſelben möglich zu halten. Ich muß es einem Glücklichern überlaſſen, das durch den edlen und ſtandhaften Widerſtand der Ruſſen angeregte kräftige Aufſtehen des tapfern Preußiſchen Volks unter ſeinem edlen König, das gleichzeitige Erwachen aller deutſchen Stämme, die weiſe und großherzige Politik der Verbündeten, die, jeder kleinlichen Eiferſucht entſagend, mit einer Eintracht, wie ſie keine frühere Zeit gekannt hat, ſich verbanden, den Muth und Gemeingeiſt, mit dem die Heere, die Talente, mit denen ihre Feldherrn den, der bisher für unbeſiegbar gegolten hatte, wirklich beſiegt, endlich den Frieden und die dauerhafte Beruhigung von Europa errungen haben, — zu beſchreiben. Mein Werk wird demjenigen, das ſo herrliche Thaten einſt darſtellt, zur belehrenden Einleitung dienen, und es ſoll, ſo hoffe ich, indem es die Fehler, welche unſre Erniedrigung bewirkt haben, entwickelt, beitragen, deren Wiederkehr zurückzuhalten; es

ſoll den Gemeingeiſt ſtärken und dauerhaft gründen, der in Deutſchland ſo glänzend wieder erwacht iſt. Es erſcheint, glaube ich, zu dieſem edlen Zweck in dem günſtigſten Augenblick!

Mein Werk wird nach und nach in mehreren Abtheilungen hervortreten, deren jede eine Reihe von Begebenheiten enthält und ein in ſich geſchloßnes Ganzes ausmacht. Wenn alſo der Tod oder ein andrer Zufall nicht erlauben ſollte, meine Arbeit bis zu dem mir geſezten Ziele fortzuführen, ſo werden die einzelnen Theile doch immer ihren Werth behalten. Die erſte Abtheilung, deren Anfang hier erſcheint, enthält die lezte Periode der Regierung Friedrichs des Einzigen. Sie unterſcheidet ſich ſehr merkbar von den bald darauf folgenden Zeiten. Nicht erſchütternde, auffallende Ereigniſſe, nicht Zerſtörungen und Umwälzungen zeichnen ſie aus, ſondern vielmehr Weisheit und ſtille Wirkſamkeit, welche das Beſtehende gegen die Verſuche, es umzuwerfen, erhält. Friedrich erſcheint hier in der edlen Thätigkeit, mit welcher er ſeine große Laufbahn beſchloß, als ein weiſer, Sicherheit und Wohlſtand ſeiner Staaten

immer

mer feſter begründender Regent, als edelmüthiger und ſtaatskluger Beſchützer der Freiheit Deutſchlands, als Erhalter der Ruhe von Europa. Sein Einfluß war die lange vorbereitete Folge der hohen Achtung, welche er ſeinen Zeitgenoſſen eingeprägt hatte. Eine ſo ſtille Wirkſamkeit kann nicht ſowohl beſchrieben, als vielmehr nur angedeutet werden. Wenn lezteres mir nicht mislungen iſt, ſo wird, hoffe ich, der aufmerkſame Leſer meiner Geſchichte ſich von dieſer Wirkſamkeit durchdrungen fühlen und Friedrichs Einfluß auch in denjenigen Begebenheiten gewahr werden, an denen er nicht unmittelbar Theil genommen hat. Deshalb ſind auch dieſe von meiner Geſchichte nicht ausgeſchloſſen. Jede Folge von Begebenheiten iſt von mir in ihrem eigenen, beſondern Zuſammenhange dargeſtellt. Doch wie eine die andre gegenſeitig beſtimmt, eine der andern Licht giebt, auch dies wird, wie ich hoffe, von dem gefühlt werden, der dieſe Begebenheiten in der Folge lieſt, in welcher ich ſie dargeſtellt habe.

In meinem Vortrage habe ich durchaus keinen andern Geſchichtſchreiber nachahmen wol-

len. Höchste Einfachheit ist nach meinem Urtheil der schönste Schmuck ächter Geschichtsschreibung. Nach ihm habe ich gerungen, alles Gesuchte, Gezwungne, Räthselhafte und Weithergeholte sorgsam vermieden. Deshalb habe ich auch, so sehr ich die Muttersprache liebe, doch die fremden längst eingebürgerten, allgemein verständlichen Worte, gegen welche jezt oft geeifert wird, den neu gemachten deutschen vorgezogen, weil diese den meisten Lesern fremder sind, als jene, und in dieselben erst übertragen werden müssen, um verstanden zu werden. Mein Bestreben ist immer gewesen, von den Begebenheiten, die ich erzähle, ein so deutliches Bild zu machen, als ich es selbst aus der Erinnerung mir erneuert und durch sorgfältige Prüfung berichtiget hatte. Um diese Deutlichkeit zu erreichen, bin ich, so oft es mir nöthig schien, in die Vergangenheit oft ziemlich weit zurückgegangen, habe statistische, publicistische und andre Erläuterungen gegeben, die ich manchem Leser angenehm erachten konnte. Auch genealogische Tafeln sind, wo es nöthig, beigefügt; kleine biographische Notizen über die auftretenden Personen schienen mir nüzlich, um die

Ver-

Vertrautheit mit der Zeitperiode, von der die Rede ist, zu bewirken, welche zum völligen Verständniß eines Geschichtbuchs erfodert wird. Diesen erläuternden Zusätzen sind die Anmerkungen unter dem Text gewidmet. Auch enthalten leztere alle litterarischen Notizen, die ich zu geben nöthig gefunden. Die genaue Richtigkeit dessen, was ich aus andern Schriften angeführt, kann ich versichern, da ich nie etwas citirt, was ich nicht vor mir gehabt habe.

Der Hauptgeschichte sind überdem noch Beilagen hinzugefügt. Sie sind von verschiedener Art. Ein Theil derselben enthält Erörterungen, die, ohne den Faden der Erzählung zu unterbrechen, in dieselbe nicht konnten aufgenommen werden, und für die Anmerkungen zu umständlich waren. Wenn der Leser, wie ich es wünsche, jede dieser Beilagen an der Stelle der Geschichte lesen wird, zu welcher sie gehört, so, hoffe ich, werde ihr Zweck, den Vortrag deutlicher und vollständiger zu machen, erreicht werden. Eine zweite Art von Beilagen sind meine bey verschiedenen Anlässen erschienene Staatsschriften. Ich

bin einigemal von Freunden ersucht, dieselben zu sammeln. Immer habe ich Anstand genommen, solchem Wunsch zu genügen, weil ich mit Grunde zweifelte, ob diejenigen, welche diese Schriften mit einigem Vergnügen zu ihrer Zeit gelesen zu haben sich erinnerten, noch jezt, wenn alle in einer Sammlung vereint erschienen, gleiches Interesse beim Wiederlesen finden könnten? Eine Staatsschrift ist immer nur für den Augenblick berechnet, in welchem sie bekannt gemacht wird. Sie soll einen gewissen Eindruck bewirken, eine beabsichtigte Ueberzeugung hervorbringen; ist dieses geschehen, so ist der Zweck ihres Daseyns erreicht. Ueber ihren Zeitpunkt hinaus ist sie nicht mehr, was sie war, und kann es nicht seyn. Ihre Beziehungen, ihre feinen Andeutungen allgemein bekannter Dinge werden dann nicht mehr verstanden. Doch wie die Pflanze des weit entfernten Himmelstrichs auch auf fremdem Boden noch einigermaßen die erscheint, die sie auf dem heimischen war, wenn es dem Gärtner gelingt, durch künstliche Mittel ihr das vaterländische Klima zu erschaffen; so kann auch eine Staatsschrift noch lange nach der ersten Erscheinung eine

der

der urſprünglichen einigermaßen ähnliche Wirkung hervorbringen, wenn ſie gerade an der Stelle der Geſchichte geleſen wird, zu der ſie gehört, und wenn es dem Geſchichtſchreiber gelingt, den Leſer ganz in die Umſtände und Verhältniſſe zu verſetzen, aus denen jene entſtanden war. Dieſes habe ich bey den Staatsſchriften, die ich dem Publikum hier vorlege, zu bewirken geſucht. Noch wird man unter den Beilagen einige fremde Aufſätze finden, die gerade an der Stelle, wo auf ſie verwieſen worden, der Geſchichte mehr Leben und Deutlichkeit geben werden. Doch ſind dieſer fremden Aufſätze nur ſehr wenige und nur ſolche, welche ich meinen Leſern nicht ſchon anders woher bekannt vorausſetzen konnte. Traktate und andre Aktenſtücke, welche ſich in bekannten Sammlungen finden, ſind, um mein Werk nicht zweckwidrig zu vergrößern, nie aufgenommen; wohl aber iſt nachgewieſen, wo man ſie finden kann.

Durch beigefügte Chronologie am Rande, Ueberſchriften der Kapitel und einzelnen Seiten, auch gute Regiſter am Ende jeder Abtheilung, habe ich dem Leſer die Ueberſicht und das Wieder-

auf-

auffinden des einmal Geleſenen erleichtern wollen. Ich mache auf dieſe kleinen, aber dem, welcher ein Geſchichtbuch benutzen will, nicht unwichtigen Hülfsmittel aufmerkſam, um an eine Pflicht zu erinnern, die von den hiſtoriſchen Schriftſtellern der neuern Zeit oft ſehr vergeſſen wird. Jede Bemerkung zu noch beſſerer Einrichtung des Werks, jede Berichtigung der in daſſelbe eingeſchlichenen Irrthümer, die ich aller meiner Sorgfalt ohngeachtet bey der Mannichfaltigkeit des Inhalts dennoch beſorgen muß, auch beſonders jede Mittheilung für die Reihen von Begebenheiten, die man nach dem, was ich angedeutet, in den folgenden Bänden erwarten kann, werde ich mit Dank benutzen und Alles, was von mir abhängt, thun, um dieſes Werk des Beifalls verſtändiger Leſer immer mehr werth zu machen. Puſtleben bey Nordhauſen den 20ten Junius 1814.

D.

Inhalt des erſten Bandes.

Geſchichte der lezten Periode Friedrichs des Zweiten, Königs von Preußen.

1778 bis 1786.

Einleitung. Allgemeiner Ueberblick der Regierung Friedrichs des Zweiten . . S. 3.

Erſtes Kapitel. Streit über die Bayerſche Erbfolge S. 23.

Zweites Kapitel. Krieg wegen der Bayerſchen Erbfolge . . . S. 113.

Drittes Kapitel. Erneuerte Friedensunterhandlungen . . . S. 137.

Viertes Kapitel. Fortgeſezte Kriegsunternehmungen . . . S. 150.

Fünftes Kapitel. Unterhandlung des Friedens und deſſen Abſchluß zu Teſchen . S. 194.

Sechſtes Kapitel. Friedrichs Beſchäftigungen im Frieden . . . S. 251.

Siebentes Kapitel. Wahl des Erzherzogs Maximilian von Oeſterreich zum Coadjutor von Cölln und Münſter . . S. 295.

Achtes Kapitel. Tod der Kaiſerin-Königin Maria Thereſia. Blick auf ihren Charakter und ihre Regierung . . . S. 379.

Neun-

Inhalt.

Neuntes Kapitel. Anfang der Regierung Kaiser Josephs II. Verändertes politisches System. Rußlands Entfernung von Preußen und Annäherung zu Oesterreich . S. 389.

Beilagen.

Beil. A. Ueber die erste Theilung Polens, und Friedrichs Antheil an derselben . S. 433.

Beil. B. Genealogische Tabelle zur Erläuterung des Bayerschen Erbfolgestreits . S. 514.

Beil. C. Ueber den Prinzen Heinrich von Preußen S. 515.

Beil. D. Ueber ein Urtheil Lloyds vom Bayerschen Erbfolgekriege . . S. 528.

Beil. E. Aktenstücke über die Müller Arnoldsche Rechtssache . . . S. 534.

Beil. F. Ueber den Fürst Potemkin . S. 585.

I.

Geſchichte

der

lezten Periode

Friedrichs des Zweiten

Königs von Preußen.

1778 - 1786.

STAATS-
BIBLIOTHEK

Einleitung.

Allgemeiner Ueberblick der Regierung Friedrichs II.

Die sechs und vierzigjährige Regierung Königs Friedrich II zerfällt in vier durch die Natur der Begebenheiten sich trennende Zeitabschnitte. Der erste begreift sechszehn Jahre. 1740 – 1786. 1740 – 1756.

Wenige Monate nach Friedrichs Thronbesteigung starb der deutsche Kaiser Karl VI. Mit ihm erlosch der Mannsstamm des habsburgischen Hauses, und seine älteste Tochter Maria Theresia behauptete die Erbfolge in sämmtlichen Landen der österreichischen Monarchie. Gleich vielen andern europäischen Regenten hatte auch der lezte König von Preußen, Friedrich Wilhelm I, diese Erbfolge als rechtmäßig anerkannt und zu schützen versprochen. Friedrich II 1740 d. 31 May. 1740 d. 20 Oct.

focht sie nicht an, aber er glaubte den Zeitpunkt gelegen, um einen alten Anspruch seines Hauses geltend zu machen. Dieser betraf vier schlesische Fürstenthümer, welche die Krone Böhmen als eröffnetes Lehn wider Recht, wie man behauptete, eingezogen hatte. Des großen Churfürst Friedrich Wilhelms Widerspruch war durch Abtretung des Schwibußer Kreises beseitiget; aber dessen Sohn, König Friedrich I, hatte diesen wieder zurückgegeben. Deshalb hielt Friedrich II sich jezt berechtiget, die Abtretung jenes Theils von Schlesien zu verlangen. Er versprach dafür Maria Theresen gegen jeden andern Angriff beizustehen. Die junge Königin weigerte das Verlangte, und nun beschloß Friedrich Krieg gegen Oesterreich. Nur zwey erfahrnen und staatsklugen Männern vertraute er seinen Entwurf, dem Feldmarschall Grafen Schwerin und dem Staatsminister von Podewils [1]). Beide fanden

1) Keinem andern, auch nicht dem ältesten seiner Feldherren, dem Fürsten Leopold von Anhalt-Dessau, vertraute sich Friedrich in dieser Sache, wahrscheinlich, weil er voraussah, daß derselbe zu einem Angriff gegen Oesterreich nicht stimmen werde. Der Tod Kaiser Karl VI war ein überall höchst unerwartetes Ereigniß. Wie Friedrich davon die Nachricht erhielt, lag er zu Rheinsberg an heftigem Fieber krank, machte sich aber bald,

fanden dieſen Angriff zu gewagt und widerriethen ihn ſehr. Aber Friedrich widerlegte alle ihre Bedenklichkeiten. Er fand die Umſtände zu günſtig, um nicht das Gelingen ſeines Entwurfs mit Zuverſicht zu hoffen. Sein Vater hatte ihm einen wohlgefüllten Schatz und ein Heer hinterlaſſen, das den Ruf hatte, im Gebrauch der Waffen, in ſchnellen und richtig abgemeſſenen Bewegungen, treflich geübt zu ſeyn. Nur die große Uebung des Krieges fehlte demſelben, denn König Friedrich Wilhelm I hatte Krieg ſorgfältig, faſt ängſtlich, vermieden, um ſeine ſchönen Truppen nicht Gefahren und Verluſt auszuſetzen. Seine Soldaten-Liebe machte ihn friedfertig. Sein Land befand ſich wohl dabey, aber der preußiſche Staat genoß nicht der äußern Achtung, die ſeiner verhältnißmäßigen Macht gebührte. Dieſe Achtung wollte Friedrich erwerben und die Kräfte gebrauchen, die der Vater geſammelt hatte. Er begann den Krieg mit allem Feuer der Jugend.

bald, ohne Hülfe der Aerzte, frey von der Krankheit, ließ ſofort Schwerin und Podewils zu ſich kommen, und hatte mit ihnen lange Unterhaltungen. Dort legte er ihnen zuerſt ſeinen Entwurf wegen Schleſien vor, den er nachher in mehrern eigenhändigen Schreiben, die noch vorhanden ſind, weiter entwickelte, und gegen die Einwürfe beider genannten Männer rechtfertigte.

Um Bundesgenossen kümmerte er sich nicht; auch ohne Vertrag arbeiteten die Mächte, welche Maria Theresen von mehrern Seiten angriffen, für seinen Zweck. Das Glück begünstigte den Kühnen. Durch
1742 d. 28 Jul. den Breslauer Frieden erwarb Friedrich mehr, als er in Anspruch genommen hatte, nämlich den größten Theil vom Herzogthum Schlesien und die Grafschaft Glatz. Aber im folgenden Jahre gelang es Maria Theresia, ihre übrigen Feinde zurück zu treiben. Die Besorgniß, sie möchte nun auch Schlesien wieder zu erobern versuchen, bewog Friedrich, einen
1744 neuen Krieg anzufangen, unter dem Vorwande, das von Oesterreich bedrängte Reichsoberhaupt, Kaiser Karl VII aus dem Hause Bayern, zu schützen. Der Sieg war wieder auf seiner Seite, und der
1745 d. 25 Dec. Dresdner Friede bestätigte den Besitz von Schlesien und Glatz. Mehrere europäische Mächte garantirten denselben.

Nun wandte Friedrich alle seine Kräfte an, um während des Friedens sich innerlich zu stärken, seinen Staaten Wohlstand zu geben und sein Heer in Stand zu setzen, jeden Angriff kräftig abzuwehren, den die Feinde, welche seine Unternehmungen aufgeregt, versuchen möchten. Weder während der beiden Kriege, noch während des darauf folgenden

Frie-

Friedens nahm der König an den Begebenheiten des deutſchen Reichs nähern Antheil. Auguſt III, Churfürſt von Sachſen, zugleich König von Polen, war im erſten ſchleſiſchen Kriege ein ſchwacher Bundsgenoſſe, und im zweiten ein eben ſo ſchwacher Gegner Friedrichs geweſen. An der Spitze der Geſchäffte in Sachſen ſtand ein dem Wiener Hofe ganz ergebener Miniſter, Graf Brühl, der die Wirkung der Verbindung ſeines Hofes mit Friedrich, obgleich zu eignem Nachtheil, hemmte, und der nicht nur während des zweiten Krieges, ſondern auch noch nach demſelben, an Oeſterreichs und Rußlands Entwürfen zu Friedrichs Verkleinerung, dieſem nicht unbewußt, thätigſten Antheil nahm. Hannover ſtand im Kriege auf feindlicher Seite und zwiſchen deſſen Beherrſcher, dem König Georg II von England, obgleich Mutter Bruder Friedrichs, und dieſem war perſönliche Abneigung. Mit den entferntern Reichsſtänden des ſüdlichen Deutſchlands unterhielt der König gar keine Verbindung, weil er ſie ganz abhängig von Oeſterreich glaubte. Die deutſche Reichsverſammlung glaubte er nur mit unnützen Formalitäten beſchäfftiget und bezeugte ihr deshalb, bey jedem Anlaß, Verachtung, die er auch in ſeinen Schriften oft ſehr ſtark ausge-

drückt hat [2]). Die innere Ohnmacht und die schlechten Finanzen vieler deutschen Höfe boten, im Gegensatz mit ihrem prunkvollen Ceremoniel und mit ihren stolzen Anmaaßungen, Friedrichs Witze einen reichen Stoff dar, den er gern bearbeitete. Es geschah dieses ohne Schonung und oft auf eine Art, die deutschen Fürsten wehe thun mußte. Friedrichs eigne Schwester, die vermählte Markgräfin von Bayreuth, gesteht, daß sie sich dadurch empfindlich gekränkt gefühlt habe [3]).

Des Königs Staaten, obgleich dem größern Theil nach zum deutschen Reiche gehörig, wurden dem leztern immer mehr fremd. Man bemerkte inner-

2) S. z. B. histoire de mon tems in den Oeuvres posthumes de Fréderic II. Berl. Ausg. Vol. I. p. 78. Les diètes de Ratisbonne ne sont qu'une espèce de phantome qui rappelle à peine la mémoire de ce qu'elles étaient jadis. C'est une assemblée de publicistes plus attachés aux formes qu'aux choses. Un ministre qu'un Souverain envoye à cette assemblée est l'équivalent d'un mâtin de basse-cour qui aboye à la lune.

3) S. Mémoires de Friderique Sophie Wilhelmine, Marggrave de Baireuth. à Bronsvic 1810. T. II. p. 303.

innerhalb derselben kaum irgend eine Folge des Reichsverbandes, und Friedrich handelte gegen seine Unterthanen, so wie gegen seine Nachbaren und Mitstände, als völlig unabhängiger Monarch, den keine Rücksichten auf gemeinsame Verfassung und Gesetze banden. Die Einrichtungen, welche er zum Wohl seiner Unterthanen gut fand, waren oft der freien Thätigkeit seiner Nachbaren entgegengesezt, und so wurde der König von diesen nur mit Furcht, nicht mit Zuneigung, betrachtet. Die entferntern deutschen Staaten erwiederten die Gleichgültigkeit, welche er ihnen bewies, mit gleicher Empfindung. Die Gewaltthaten, welche preußische Werber auch in auswärtigen Landen unter der vorigen Regierung sich erlaubt hatten, und von denen auch noch unter der jetzigen, wenn gleich seltner, Beispiele vorkamen, die Härte, mit der gegen die eignen Unterthanen so wie gegen Fremde oft verfahren wurde, hatten der preußischen Regierung überall nicht Liebe erworben. Die überraschende Schnelligkeit, mit der Friedrich II einen bedrängten Nachbar angriff, hatte mit Furcht erfüllt. Die junge österreichische Thronerbin, welche edlen Muth in der Bedrängniß bewies, erregte dagegen allgemeine Theilnahme. Wenigen wollten die Rechtsgründe einleuchten, aus denen Friedrich sie angriff; noch

wenigere ſtimmten den Gründen bey, mit denen er den zweiten Krieg zu rechtfertigen ſuchte. Die Art, wie er, ohne Rückſicht auf ſeine Bundsgenoſſen, Frieden ſchloß, brachte ein allgemeines Mistrauen gegen ihn hervor, welches ſo tief in den Gemüthern wurzelte, daß deſſen Wirkung auch noch in ſpäten Zeiten ſich gezeigt hat.

Den zweiten Abſchnitt von Friedrichs Geſchich-
1756-1763 te bildet jener ſiebenjährige Kampf, den der König gegen die mächtigſten Staaten von Europa, die, bisher zum Theil einander abgeneigt, jezt zu ſeinem Untergange ſich verbündet hatten, gegen Oeſterreich, Frankreich, Rußland, Schweden und den größten Theil des deutſchen Reichs, beſtehen mußte. Sachſens Brühl hatte die feindſeligen Geſinnungen gegen Friedrich in Wien und Petersburg vorzüglich mit angefacht. Schon bald nach dem Dresdner Frieden ward zwiſchen den beiden leztern Höfen ein ge-
1746 d. 22 May heimer Bund abgeſchloſſen, welcher die Wiedereroberung Schleſiens und die Verkleinerung Friedrichs bezielte. Der ſächſiſche Hof hoffte die ihm abzunehmende Beute zu theilen. Der König, von den gegen ihn gefaßten Anſchlägen wohl unterrichtet, kam
1756. Aug. Octob. dem Angriff zuvor, indem er Sachſen überzog, deſſen Heer gefangen nahm und in Böhmen eindrang.

Er

Er wurde eines Bruchs des Landfriedens angeklagt und vom Reichshofrath für einen Reichsfeind förmlich erklärt. Nur England-Hannover und einige Fürsten des nördlichen Deutschlands 4) waren auf seiner Seite. Doch war die Erbitterung gegen ihn nicht bey allen Gegnern gleich groß. Man fühlte, daß, wenn es gelänge, Friedrich zu unterdrücken, Oesterreich und die catholische Religion in Deutschland das Uebergewicht erhalten würden. Diese Betrachtung machte, daß viele den Krieg, welchen Friedrich führte, als Sache deutscher Freiheit und des Protestantismus ansahen. So hatte der König, auch in den Landen der Fürsten, die auf dem Reichstage gegen ihn stimmten und ihre Contingente zur Reichsarmee gegen ihn sandten, doch viele geheime Anhänger. Glorreich endete er den Kampf, ohne einen Fußbreit seiner Lande zu verlieren, durch den Frieden von Hubertsburg. Der hohe Geist und die Kraft, welche er während dieses Krieges bewiesen, flößten allen Gemüthern tiefe Ehrfurcht ein. Die Preußen fühlten sich durch ihn gehoben; auch alle Deutsche waren stolz auf ihn, und fanden sich hingezogen zu dem Manne, der ächte Größe, die

1763 d. 15 Febr.

4) Hessen-Cassel, Braunschweig, Sachsen-Gotha und Schaumburg-Lippe.

die mit kleinen Mitteln große Dinge bewirkt, bewiesen, und mächtig erprobt hatte, daß der Geist mehr sey, als physische Uebermacht.

1763–1778 In der folgenden Friedens-Periode beschäftigte Friedrich zunächst und vorzüglich die Sorge, die Wunden zu heilen, welche der furchtbare Krieg seinen Landen geschlagen hatte, und mit denen diese, wie der König selbst sagt, ganz bedeckt waren. Wie nach dem dreißigjährigen Kriege sah man auch jezt überall schreckliche Folgen der Verheerung und Unordnung. Die Volksmenge war um eine halbe Million Menschen, d. i. um ein Neuntheil, vermindert *). Es fehlte an Gelde und an brauchbaren Menschen in allen Fächern. Dennoch wußte Friedrichs Geist überall Rath zu schaffen. Er erließ den Unterthanen für geraume Fristen die Steuern, und unterstüzte die, welche dessen vorzüglich bedürftig waren, mit ansehnlichen Geldvorschüssen, die er, nach Verhältniß der Umstände, theils schenkte, theils ohne, theils gegen kleine Zinsen herlieh. Der König selbst hatte während des Krieges keine Schulden gemacht; diejenigen, welche einzelne Provinzen

*) Beim Anfange des Krieges im J. 1756 wurde die Volksmenge aller preußischen Staaten auf fünfthalb Millionen Menschen geschäzt.

vinzen und Gemeinheiten hatten machen müssen, bezahlte er jezt zum Theil; auf alle Weise öffnete er den Unterthanen neue Quellen des Wohlstandes und ermunterte zum beglückenden Fleiß. Seine angestrengte Thätigkeit hatte den glücklichsten Erfolg. Die Spuren der Verheerung des Krieges wurden in den preußischen Landen früher getilgt, als man in manchen andern, die in gleicher Art gelitten hatten, dieselben nur recht gewahr wurde. Schön war der Anblick des Wiederherstellers; eben so groß als solchen zeigte sich jezt Friedrich, wie vorhin als Krieger. Auch diese Thaten des Friedens erhöhten die Achtung, welche die des Krieges in den Augen von Europa ihm erworben hatten.

Aber Friedrich war nach dem Frieden ohne nähere Verbindung mit irgend einem andern Staate. Der einzige Bundsgenosse, den er während des Krieges gehabt, hatte ihn nicht nur verlassen, sondern gegen Ende desselben sogar widrige Gesinnungen bewiesen. Der englische Hof schloß, nach des großen Ministers Chathams Abgang, einen ihm selbst höchst vortheilhaften Frieden mit Frankreich ohne alle Rücksicht [6]) auf den Alliirten, dessen kräftiger Mitwir-

6) Dieses war den zwischen beiden Mächten geschlossenen Verträgen gerade entgegen, nach welchen keine irgend einen

wirkung er doch vorzüglich verdankte, einen solchen Frieden schließen zu können. Die Rückgabe der von den französischen Truppen geräumten preußischen Provinzen in Westphalen an den König wurde nicht ausbedungen, vielmehr suchte der englische Hof sie an Oesterreich zu überliefern. Ja der bisherige Alliirte ging so weit, daß er dem Wiener Hofe anbot, Friedrich zur Abtretung Schlesiens nöthigen zu wollen; allein Kaunitz war zu stolz und zu mistrauisch, um sich darauf einzulassen. Eben so handelte das neue brittische Ministerium bey Rußland. Kaiser Peter III war enthusiastischer Verehrer und Freund Friedrichs; er trat auf dessen Seite. Der englische Hof wandte Alles an, ihn von diesem Schritt und der unentgeldlichen Rückgabe des Königreichs Preußen abzuhalten. Tief schmerzte den König dieses Betragen und sein ganzes folgendes Leben hindurch blieb ihm davon der Eindruck. Sehr wünschte Friedrich dagegen dem natürlichen Alliirten seines Staats, Frankreich, sich wieder zu nähern; aber seine Bemühungen waren vergebens. Vielmehr wurde

einen Frieden oder Vertrag mit den Feinden für sich allein, und ohne die andere namentlich darin zu begreifen, schließen sollte. S. diese Verträge in Wencks God. jur. gent. recentiss. Tom. III. p. 321.

wurde der Bund zwischen den Häusern Habsburg und Bourbon bald durch Vermählungen österreichischer Prinzessinnen mit dem französischen Thronerben und dem Könige beider Sicilien noch fester geknüpft. Dagegen gelang es Friedrich, auch nach Peters III Tode mit der russischen Kaiserin, Katharina II, einen Allianz-Traktat zu schließen, durch welchen 1764 d. 11 Apr. beide Mächte sich gegenseitig ihre Besitzungen gewährten, und, auf den Fall eines Angriffs, Beistand durch Truppen oder Geld zusicherten. Friedrich erfüllte treu die Verpflichtungen dieser Verbindung; er beförderte thätig die Unternehmungen der Bundesgenossin gegen die Pforte und ihr Uebergewicht in Polen, obgleich ihm nicht entging, daß zu großer Anwachs der russischen Macht dem Interesse seines Staats nicht gemäß sey. Die Besorgniß, welche Oesterreich über diesen Zuwachs empfand, brachte einige Annäherung zwischen dieser Macht und Friedrich hervor. Eine zweimalige persönliche Zusammenkunft mit Kaiser Joseph II, zu Neisse in Schlesien und zu Neustadt in Mähren, 1769. 1770. beförderte diese Annäherung. Friedrich that Alles, um einen neuen Krieg abzuwenden, in welchen er selbst verwickelt werden konnte, durch den er in der wohlthätigen Wiederherstellung seiner Lande unangenehm unterbrochen wäre, und dessen mögliche Folgen

für

für ihn nicht zu berechnen waren. Um die öſterreichiſche Eiferſucht über Rußlands Fortſchritte zu beruhigen, entſtand der Gedanke, einem wehrloſen Nachbar, der Republik Polen, rechtmäßige Beſitzungen wegzunehmen, und dieſe unter den drey Mächten zu vertheilen. Friedrich erhielt dadurch ſehr bedeutenden Zuwachs. Er erwarb den Theil von Polen, welcher bisher ſein Königreich von ſeinen deutſchen Landen trennte. Auch wurde er Herr des Weichſel-Stroms und dadurch des polniſchen Handels. Europa hatte ſeit langer Zeit eine ſolche Gewaltthat nicht geſehen; ſie erregte überall misbilligenden Unwillen und Furcht, leztere vorzüglich in Deutſchland, das gegen Uebermacht verbündeter Nachbaren ſich eben ſo wenig vertheidigen konnte, als Polen. Sie wirkte beſonders Mistrauen gegen Friedrich, den man den erſten Urheber des Raubentwurfs glaubte; — doch dieſes mit Unrecht. Dieſer König erzählt uns ſelbſt, und ſpäter bekannt gewordene Urkunden haben beſtätiget, daß die Idee der Theilung Polens vom Wiener Kabinet ausgegangen ſey 7). Friedrich nahm ſie jedoch mit Begierde

7) Die Meinung, daß Friedrich der Urheber der Theilung Polens ſey, iſt allgemein verbreitet, und wird noch immer in hiſtoriſchen Schriften wiederholt. Ich halte mich

gierde auf, und beförderte thätig die Ausführung, ließ auch bey dieser eine Härte zu, die dem fühlenden Menschen schmerzhaft ist.

Auch während dieses Zeitraums fand keine Annäherung zwischen dem Könige und dem deutschen Reiche Statt. Die Gesinnungen, welche ein großer Theil desselben während des siebenjährigen Krieges bewiesen, konnten keine Zuneigung, und die Ohnmacht seiner feindlichen Anstrengungen keine Achtung begründen. In Sachsen, wo August III und sein Brühl bald nach hergestelltem Frieden starben, war die neue Regierung zwar weniger abhängig von Oesterreich, als die vorige, und die verwittwete Churfürstin-Regentin, eine Tochter Kaiser Karl VII, schäzte Friedrich persönlich. Doch konnte nur sehr langsam ein vertraulicheres Verständniß entstehen, theils, weil Familienverhältnisse und Anhänglichkeit an catholische Religion den sächsischen Hof von Friedrich entfernten, theils, weil

mich vom Gegentheil überzeugt, und habe in der Beilage A., worin der Hergang der Sache nach den besten bis jezt bekannten Nachrichten dargestellt worden, meine Gründe vorgelegt.

weil dieſes Königs Beſtreben für den Wohlſtand der eigenen Lande dem des Nachbars nachtheilig, ſein Benehmen gegen ſächſiſche Fabriken und Handel oft beinahe feindlich waren. Auch fand das ſächſiſche Haus in Friedrich einen Gegner des Wunſches, die polniſche Krone wieder zu erwerben. Aus andern Gründen konnte mit Hannover kein beſſeres Vernehmen entſtehen. Obgleich dieſes an dem Betragen des brittiſchen Cabinets ſchuldlos war, trug doch Friedrich ſeinen Widerwillen gegen England auch auf Hannover über, und eine Art von Entfernung, welche von Alters her zwiſchen beiden Nachbarſtaaten Statt gefunden, wurde dadurch noch beſtärkt. Man beneidete in Hannover die politiſche Größe, zu welcher das ehemals gleiche Brandenburg ſich erhoben hatte. Stolz auf eine freiere Verfaſſung ſchien den Hannoveranern Friedrichs Art zu herrſchen willkührlich und despotiſch; ſie bemitleideten die bedrückten und mannichfach beſchränkten preußiſchen Unterthanen. Dieſe Geſinnung war bey den meiſten hannöverſchen Staatsbedienten herrſchend [8]), und machte ſie einer Verbin-

8) Zwey ſehr geiſtvolle hannöverſche Staatsbedients, Brandes und Rehberg, haben in ihren Schriften auffallende Beweiſe

bindung mit Preußen eben ſo abgeneigt, als man es in dieſem Lande gegen Hannover ſeyn konnte, deſſen langſamer Geſchäfftsbetrieb, in ſteifen Formen, Friedrich beſonders zuwider war 9). Des Königs beſchränkende Finanz- und Handels-Einrichtungen, die für ſeine Unterthanen in der That drückend waren, machten überhaupt alle Fremden ſeiner Regierung nicht geneigt; nur die großen Thaten des Krieges, ſo wie die weiſe Thätigkeit und die Kraft ſeiner Regierung im Frieden erwarben ihm allgemeine Achtung. Doch an einer für das ganze deutſche Reich wichtigen Angelegenheit nahm Friedrich einen nähern Antheil, deſſen Nutzen man nicht verkennen konnte, nämlich an der zehn Jahre

Beweiſe dieſer Geſinnung gegeben; beide erlauben ſich oft die härteſten Urtheile über Friedrich und preußiſche Einrichtungen, die ſie aus Vorurtheil und Abneigung ſehr unrichtig darſtellen. Ihre Anſicht war indeß die herrſchende in dem Kreiſe der gebildetſten hannöverſchen Geſchäfftsmänner.

9) Friedrich nannte das hannöverſche Miniſterium oft: les perruques d'Hannovre.

1767-1776 dauernden Visitation des Reichs-Kammergerichts. Seine Bevollmächtigten zu derselben, Männer von Einsicht, sich auf ihres Königs Größe stützend, wagten die Gebrechen der Reichs-Justiz freimüthig zu rügen, und machten heilsame Vorschläge zu deren Abstellung. Allein es entstand Zwiespalt, und nach viel vergeblicher Arbeit wurde das heilsame Werk unvollendet abgebrochen.

1778-1786 Die vierte und letzte Periode der Regierung Friedrichs bewährte eine Theilnahme an Deutschlands Wohl, wie er sie vorher noch nie bewiesen hatte, und zu der in seinem damaligen Alter kaum ein eignes nahes Interesse auffordern konnte. An der Spitze der österreichischen Monarchie stand jetzt seit 1765 d. 18 Aug. neben Marie Therese ihr Sohn und Mitregent, Kaiser Joseph II, dem es nicht genügte, Friedrichs Muster nachahmend, die innern Kräfte seines Staates zu erhöhen, dessen lebhafter Ehrgeiz vielmehr Deutschlands Selbstständigkeit gefährlich zu werden drohte. Gewaltsam eignete 1778 er sich einen ansehnlichen Theil des benachbarten Bay-

Bayerns zu. Da erhob ſich Friedrich und ſtritt, an der Spitze ſeines Heers, für die rechtmäßigen Erben, die mit ihm in keiner nähern Verwandſchaft, als der des Reichsverbandes ſtanden. Er nöthigte Oeſterreich, das durch erzwungenen Vertrag abgenommene Land zurückzugeben, und, wie dieſe Macht nachher ihre Abſichten auf andre Weiſe zu erreichen ſuchte, auch Rußland ſie hierbey unterſtüzte, und Frankreich deſſen vergaß, was Traktaten und eignes Intereſſe von ihm forderten, da ſtand der ſiebenzigjährige Friedrich allein, vertheidigte Gerechtigkeit und Deutſchlands Verfaſſung, brachte weltliche und geiſtliche, catholiſche und proteſtantiſche, nördliche und ſüdliche Fürſten zu einem Verein, ſich gegenſeitig 1785 d. 23 Jul. beizuſtehen, wenn ihre Rechte verlezt würden. Dieſes Betragen gewann Friedrich das Herz der Deutſchen. Vorurtheile, Meinungen und Leidenſchaften ſchwanden vor dem neu geweckten Gemeingeiſt. Es war die lezte Belebung deſſelben in Deutſchlands Gränzen! Ein Jahr nachher, als Friedrich dieſes Werk vollendet,

1786 d. 17 Aug. starb er, bewundert und tief betrauert von den Edelsten in allen deutschen Landen.

Diese leztere Periode darzustellen ist der Zweck dieser Geschichte.

Erſtes Kapitel.

Streit über die bayerſche Erbfolge.

Am Schluſſe des Jahrs 1777 ſtarb unerwartet 1777 d. 30 Dec.
Maximilian Joſeph, Churfürſt von Bayern, durch die Ungeſchicklichkeit eines Arztes, der die Kennzeichen der Kinderblattern zu erkennen nicht verſtand, im 51ſten Lebensjahre [1]), ohne eheliche Erben zu hinterlaſſen. Mit ihm erloſch ein Stamm eines der älteſten deutſchen Fürſtenhäuſer, das von Otto von Wittelsbach (im zwölften Jahrhundert blühend) abſtammte, deſſen zwey Hauptſtämme, der eine die Pfalz am Rhein, der andere Bayern und die Oberpfalz, jeder auch, ſeit dem weſtphäliſchen Frieden, eine Churwürde beſaß. Nach dem Geſetz des deutſchen Lehnrechts folgte in den vom gemeinſamen Ahnherrn Eines Geſchlechts für alle ſeine Nachkommen erworbenen Beſitzungen, bey

1) Er war den 28ſten März 1727 geboren.

1777 dem Erlöschen des einen Stammes, sofort der übrig bleibende. Kein Rechtsgrundsatz war unbezweifelter. In dem Wittelsbachischen Hause war derselbe noch durch besondere zwischen beiden Stämmen seit mehrern Jahrhunderten abgeschlossene Erbverträge bestätiget, durch dieselben auch in allen später erworbenen Landen des zuerst erlöschenden Stammes dem übrig bleibenden die Erbfolge gegenseitig zugesichert. Der pfälzische Stamm blühte, bey dem Ableben des bayerschen, noch in mehrern Linien. Die Häupter beider Stämme hatten, auf den möglichen Fall des unbeerbten Ablebens, sich gegenseitig von ihnen unterzeichnete Patente zur Besitzergreifung von allen erledigten Landen anvertrauet. Churfürst Maximilian Joseph übergab dasjenige, welches er vom Churfürst Carl Theodor, dem Haupte des pfälzischen Stammes, erhalten hatte, einige Stunden vor seinem Tode, seinen Ministern mit dem Befehl, dasselbe sofort nach seinem Ableben zu publiciren. Dieser Befehl wurde noch am Sterbetage vollzogen. Churfürst Carl Theodor nahm durch dieses Patent von sämmtlichen ihm angefallenen bayerischen Landen, als nächster Erbe des Verstorbenen, in Bezug auf die gemeinsame Abstammung und die Hausverträge, feierlichst Besitz. Zugleich erhielten alle Behörden des Landes

des Befehl, dem neuen Regenten überall huldigen 1777
zu laſſen. Dieſe ſchnellen Verfügungen wurden
durch die verwittwete Herzogin Clemens [2])

2) Dieſen Namen führte die Wittwe des von einer Nebenlinie abſtammenden im Jahr 1770 geſtorbenen Herzogs Clemens Franz de Paula von Bayern. Sie hieß eigentlich Maria Anna Charlotte Amalia, war eine geborne Prinzeſſin von Pfalz-Sulzbach und Schweſter der Gemahlin Churfürſt Carl Theodors, geboren 1722, und iſt geſtorben 1785. Sie hatte einen ſehr gebildeten Verſtand, edle Geſinnungen und warme Liebe des Vaterlandes. Dieſe hat ſie in der critiſchen Zeit, von der wir handeln, ſo thätig bewieſen, daß billig ſchon längſt ein bayeriſcher Patriot durch eine biographiſche Schilderung ihr Andenken der Nachwelt zu erhalten hätte befliſſen ſeyn ſollen. Wie eifrig ſie geſtrebt, Bayern ſeinem alten Fürſtenſtamme zu erhalten, wird in dieſer Geſchichte bemerkt; doch kann ich mir nicht verſagen, auch noch einen mir mitgetheilten Beweis ihres Patriotismus und ihrer Herzensgüte anzuführen. — Churfürſt Maximilian Joſeph hatte ein Cadetten-Corps errichtet, worin junge Edelleute erzogen wurden. Churfürſt Carl Theodor, um Koſten zu ſparen, hob dieſe Anſtalt auf. Man klagte der Herzogin, wie nun ſo viele hoffnungsvolle Jünglinge, die entweder gar keine, oder unvermögende Eltern hätten, in ihren Studien und ihrer Laufbahn unterbrochen wären. Die Herzogin verwandte ſich ſehr ernſtlich bey dem Churfürſt, ihrem Schwager, für Erhaltung der Anſtalt; da aber ihre Vorſtellungen nichts wirkten, beſchloß ſie, dieſelbe aus eigenen Mitteln fortdauern zu laſſen, welches auch bis zu ihrem Tode geſchehen iſt.

1777 und zwey patriotiſche Staatsmänner, die Geheimenräthe von Obermayer und von Lory [3]) bewirkt. Der ſofort vom Todesfall benachrichtigte Churfürſt Carl Theodor kam am zweiten Januar 1778 in der Reſidenz München an. Er bezeugte keine Zufrie-

3) Dieſe beiden Männer gehören zu den würdigſten Staatsbedienten, die Bayern hervorgebracht hat. Beide zeichneten ſich durch gründliche Wiſſenſchaft und edlen Patriotismus aus. Sie wurden unter Maximilian Joſeph zu den wichtigſten Staatsgeſchäften gebraucht, und hatten vorzüglich an den von ihm mit Carl Theodor geſchloſſenen Hausverträgen Antheil. Angenehm iſt es mir, von dem erſten dieſer Männer aus zuverläſſiger Quelle eine kleine Nachricht geben zu können. Joſeph Eucharius Obermayer war 1724 zu Merding, einem kleinen Orte im bayeriſchen Schwaben, geboren, wo ſein Vater Meßner (Kirchendiener) bey einer ſtark beſuchten Wallfahrtskirche war. Dieſer wandte einiges von ihm erworbene Vermögen an, ſeinen Söhnen eine gute Erziehung zu geben, auch ihnen durch Reiſen in fremde Lande höhere Ausbildung zu verſchaffen. Derjenige, von welchem hier die Rede iſt, führte ſeine Geſchicklichkeit früh zu wichtigen Aemtern; er wurde vom Churfürſt Maximilian Joſeph in den Freiherrnſtand erhoben. Herzog Clemens machte ihn zu ſeinem Conſulenten, und hierdurch wurde er auch deſſen Gemahlin bekannt, deren Vertrauen er im hohen Grade genoß. Sein Eifer für die Erhaltung Bayerns machte ihn dem Wiener Hofe verhaßt, auf deſſen Verlangen Carl Theodor ihm ſeine Stellen nahm und ihn nach Amberg verbannte, wo er 1789 geſtorben iſt.

friedenheit mit der in ſeinem Namen bereits geſche- 1778
henen Beſitznahme aller bayeriſchen Lande, und auf den ihm davon erſtatteten Bericht ſagte er: „als zu haſtig! als zu haſtig!“ — Worte, die ſehr auffallend waren, deren Sinn man aber einige Tage ſpäter erſt verſtehen lernte, als man erfuhr, es ſey von einem beträchtlichen Theile Bayerns, im Namen der Kaiſerin Königin Maria Thereſia, durch öſterreichiſche von Truppen begleitete Commiſſarien Beſitz genommen. Kaum ahndete die Prinzeſſin Clemens nach jenen bedenklichen Worten Carl Theodors, daß etwas Verderbliches vor ſey; ſo gab ſie dem von ihr ſehr verehrten preußiſchen Könige, deſſen Theilnahme ſie hoffte, von ihren Beſorgniſſen Nachricht. Ein vertrauter Geiſtlicher überbrachte ihr Schreiben.

Bald erfuhr man, daß noch immer mehr öſterreichiſche Truppen in Bayern einrückten und die Beſitznahme immer weiter ſchreite; man ſezte hinzu, dieſelbe geſchehe im Einverſtändniß mit Carl Theodor. Dieſe Nachricht wurde in allen deutſchen Landen mit Erſtaunen und Misbilligung vernommen. Nichts war unbeſtrittener nach deutſchen Geſetzen und älteſtem Herkommen, als die Erbfolge in deutſchen Fürſtenhäuſern nach den Grundſätzen des Lehnrechts.

1778 rechts. Jeder wußte, daß dieselben in dem Wittelsbachischen Hause seit Jahrhunderten befolgt, durch viele Verträge bekräftiget waren. Keiner begriff, warum jezt, da ein Stamm dieses Hauses erloschen war, nicht der überbleibende dessen Lande erben, sondern mit einem fremden Hause theilen sollte, von dessen Ansprüchen an Bayern Niemand sich erinnerte je gehört zu haben. Auch war die Unzertrennlichkeit der Churfürstenthümer in den Reichsgesetzen ausdrücklich vorgeschrieben. Jeden mußte es besorgt machen, wenn ein großer Hof, wenn selbst das Oberhaupt des Reichs, nicht achtend Verfassung und Gesetz, einen Mitstand seiner Stammlande berauben wollte. Zwar erfuhr man bald, daß Churfürst Carl Theodor durch eine
1778 d. 3 Jan. abgeschlossene Convention die österreichischen Ansprüche als gegründet anerkannt habe. Aber die Kürze der Zeit, in welcher diese Convention zu Stande gekommen, bewies deutlich, daß sie nicht das Werk reifer Ueberlegungen und freier Wahl seyn könne. Es war einleuchtend, daß Carl Theodor widersprechend mit sich selbst handle, wenn er sich überzeugt erkläre von der Gültigkeit österreichischer Ansprüche an eben die Lande, die er sechs Tage vorher, als ihm rechtmäßig angefallen, hatte in Besitz nehmen lassen. Sogar waren die öster-

rei-

reichiſchen Truppen bereits vor der abgeſchloſſenen 1778
Convention ausgerückt, auch waren die Landes-Bezirke, welche Oeſterreich wegnahm, nicht einmal beſtimmt als diejenigen nachgewieſen, auf welche es Anſprüche zu haben vermeinte. In den bey der Beſitznahme erlaſſenen Manifeſten war Niederbayern, welches eine bereits im Jahr 1425 erloſchene bayerſche Linie beſeſſen hatte, als der Gegenſtand dieſer Anſprüche angegeben. Kaiſer Sigismund ſollte den Erzherzog Albert V von Oeſterreich mit dieſem Lande beliehen haben; aber die Urkunde, durch die es geſchehen, war weder dem Churfürſten noch ſeinem Bevollmächtigten vorgelegt, und über die Frage: ob dieſer oder jener beſtimmte Bezirk zu dem in Anſpruch genommenen Niederbayern gehört habe? — darüber hatte in der Convention nicht der fordernde Wiener Hof, ſondern der herausgebende Churfürſt die Verpflichtung übernommen! Das Ungeziemende dieſes Verfahrens fiel allgemein auf; Jeder glaubte einzuſehen, daß Carl Theodor, der keine eheliche Leibeserben hatte, durch das Gefühl ſeiner Würde und der Pflichten, die er ſeinen Stamm-Verwandten ſchuldig war, nicht hinlänglich belebt geweſen ſey, um die Zudringlichkeit abzuweiſen, durch welche ſeine Genehmigung

1778 gung erzwungen war 4). Auch bewies die vor-
eilige Besitznahme, zu welcher die Truppen noch
an

4) Carl Theodor, Pfalzgraf von Sulzbach, geboren 1724, wurde, nach Abgang der Neuburgischen Linie, 1742 Churfürst von der Pfalz. Er war ein Herr von natürlich gutem auch ausgebildetem Verstande und menschenfreundlicher Gesinnung; er liebte Wissenschaften und Künste. In frühern Jahren hatte er viele gute Einrichtungen in seinen Landen gemacht, auch einsichtsvolle Theilnahme an dem Wohl Deutschlands bewiesen. Während des österreichischen Erbfolge-Kriegs betrug er sich mit Klugheit und Würde, erwarb allgemeine Achtung und schonende Behandlung von den kriegführenden Partheyen. Doch später wechselte sein Charakter auf nicht rühmliche Art. Er hatte keine eheliche, aber sehr viele natürliche Kinder. Seine zärtliche Liebe zu leztern machte, daß er ihnen ein von seinen Landeserben unabhängiges Vermögen zu hinterlassen sehnlichst wünschte. Dieser Wunsch wurde die Haupttriebfeder seiner Handlungen; ihn zu befriedigen wurden Mittel aller Art angewandt. Schlechte Menschen, die der Churfürst hiebey gebrauchen mußte, machten es noch ärger. Viele Stellen wurden nicht mehr nach Verdienst vergeben, sondern zum Besten der Privatkasse des Churfürsten, und obendrein auch der Kasse seiner Vertrauten, verkauft. So wurde das Land mannichfach gedrückt, mehr als Carl Theodor wollte und wußte. Mit zunehmendem Alter wurde er furchtsam und ängstlich. Die Verbindung mit dem kaiserlichen Hofe eröffnete Aussichten zu glänzendem Glück für seine Kinder; dagegen besorgte er, wenn er diesem Hofe mißfällig werde,

an demselben Tage befehliget wurden, an welchem 1778
die Nachricht vom Tode Maximilian Josephs in Wien einging, so wie die in eine österreichische Erklärung eingeflossene Aeußerung, man habe diese militärische Besitznahme nöthig befunden, ehe man von des Churfürsten Carl Theodors Gesinnungen versichert gewesen, daß auch desselben Widerspruch den Wiener Hof nicht abgehalten haben würde, sich des Theils von Bayern zu bemächtigen, welchen mit seinen Staaten zu vereinigen er einmal beschlossen hatte.

Erst einige Zeit später wurde das Geheimniß, welches anfangs diese Sache bedeckte, nach und nach enthüllt. Man erfuhr, der Wiener Hof, schon

werde, in sehr unangenehmes Gedränge zu kommen und vielleicht die ansehnlichen Capitalien zu verlieren, die er zum Besten der Kinder in den österreichischen Staatsanleihen niedergelegt hatte. Bey den Ausschweifungen, die er bis ins hohe Alter fortsezte, wurden ihm die Beruhigungs-Gründe eines beschränkten religiösen Glaubens, über den er früher freier gedacht, willkommen. Dies gab den Geistlichen großen Einfluß und unterdrückte bessere Gefühle. In dieser Stimmung kam Carl Theodor nach Bayern, ein ihm bisher fremdes Land, das er nicht wie sein Vorfahr liebte, und diese Stimmung erklärt sein Benehmen, wie unsre Geschichte es darstellt.

1778 schon seit langer Zeit den Erwerb Bayerns wünschend [5], habe das bevorstehende Erlöschen dessen Regentenstammes als eine günstige Gelegenheit betrachtet, entweder das ganze ihm so gelegene Land, oder doch einen Theil desselben an sich zu bringen. Hiezu durch irgend einen Vergleich mit Churfürst Maximilian Joseph Hoffnung zu erhalten, erlaubten die patriotischen Gesinnungen dieses Fürsten nicht [6]; er wünschte, seine Lande auch nach seinem Tode

5) Im Jahr 1743 hatte der Wiener Hof die Absicht, Bayern auf Kosten Frankreichs zu erwerben. Dem Kaiser Karl VII wurde angetragen, ihm für sein Land Elsaß, Lothringen und Franche comté zu geben, welche Lande, wenn sie erobert wären, zu einem Königreich erhoben werden sollten. S. Memoires du Duc de Noailles par Millot T. VI. p. 12.

6) Man hat allgemein behauptet, daß bey der im Jahr 1765 geschehenen Vermählung Kaiser Joseph II mit der jüngsten Schwester des Churfürsten Maximilian Joseph ein geheimer Vertrag geschlossen sey, durch welchen, auf den Fall, daß dieser Churfürst keine männliche Erben hinterließe, der Prinzessin und ihren Nachkommen ein Theil von Bayern zugesichert sey. Da dieses aber nach den Grundsätzen deutscher Erbfolge, welche weibliche Nachkommen in Reichs-Mannlehnen nie zulassen, unthunlich war; so ist es gar nicht wahrscheinlich, daß Maximilian Joseph in solche Zumuthung gewilliget habe, wenn auch Oesterreich wirklich sie gemacht haben sollte. Uebrigens ist Kaiser Josephs II bayerische Gemahlin 1767 ohne Erben gestorben.

Tode unzertrennt bey ſeinem Hauſe zu erhalten. 1778
Um dieſes gegen jeden Widerſpruch ſicher zu ſtellen, ſchloß er mit Churfürſt Carl Theodor in den Jahren 1766, 1771 und 1774 neue Hausverträge, durch welche die ältern beſtätiget und die Nachfolge des überlebenden Stammes in ſämmtlichen Landen des zuerſt erlöſchenden, auch in denen, welche lezterer für ſich allein erworben, von neuem bekräftiget wurde. Man ſchloß dieſe Verträge ſehr insgeheim ab, weil der lezte Churfürſt von Bayern alle Kenntniß derſelben dem Wiener Hofe zu entziehen wünſchte, deſſen Abſichten er ahnden mochte. Es wurden von beiden Seiten nur wenige vertraute Staatsdiener bey dieſem Geſchäfft gebraucht. Anders handelte Carl Theodor. Von Wien aus waren Mittel gefunden, einige ſeiner Räthe zu gewinnen. Man nannte beſonders den Miniſter von Beckers. Nach Abſchluß des leztern Hausvertrages äußerte Carl Theodor den Wunſch, ihn gemeinſchaftlich dem Wiener Hofe zur Genehmigung vorzulegen; aber Maximilian Joſeph fand es ſonderbar, daß ein innerer Hausvertrag einem fremden Hofe mitgetheilt werden ſolle, deſſen Genehmigung man durchaus nicht bedürfe. Carl Theodor erklärte ſich überzeugt, und verſprach das Geheimniß zu bewahren. Dennoch ließ er ſich einige Jahre ſpäter bewegen, dem

1778 Wiener Hofe von den Hausverträgen Kenntniß zu geben und die sonderbare Frage zu thun: ob das Haus Oesterreich nicht auch Ansprüche an die künftige bayersche Nachlassenschaft habe, über welche in Voraus sich zu vergleichen er sehr bereit sey? Die Antwort war: man habe allerdings solche Ansprüche und wolle sehr gern sich über dieselben mit dem Churfürst Carl Theodor verständigen. Wirklich wurde hierauf eine Unterhandlung mit dem pfälzischen Gesandten von Ritter zu Wien angefangen. Man machte demselben die Ansprüche bekannt, welche man an einige Theile von Bayern zu haben glaubte, erklärte sich aber zugleich bereit, denselben gegen Abtretung der ganzen Oberpfalz zu entsagen. Der pfälzische Hof eröffnete seine Zweifel gegen diese Ansprüche. Der sehr österreichisch gesinnte Gesandte von Ritter wurde veranlasset, nach Manheim zu gehen, um diese Zweifel zu heben und den Churfürst zu Eingehung eines Vergleichs, wie man ihn zu Wien wünschte, zu bestimmen. Da man vermuthen konnte, diese geheime Unterhandlung möchte der Aufmerksamkeit des französischen Hofes nicht entgehen, und dessen Gegenarbeiten bey dem pfälzischen besorgte; so gab man jenem, jedoch nur ganz im Allgemeinen, Nachricht, daß der Wiener und Manheimer Hof beschäfftiget seyen, sich wegen gewisser Ange-

gelegenheiten, die unter ihnen Irrungen veranlaſſen 1778
könnten, gütlich zu vergleichen, doch ohne die Natur
dieſer Angelegenheiten anzudeuten. Nachdem Rit-
ter in Wien wieder angekommen, wurde die Unter- Nov.
handlung mit noch mehr Thätigkeit, wie vorhin, 1777.
fortgeſezt, doch waren die Beweiſe der öſterreichi-
ſchen Anſprüche an Bayern noch nicht vorgelegt, als
plözlich der Tod Maximilian Joſephs dieſe Unter-
handlung unterbrach. Die unmittelbar nachher er-
folgte Beſitznahme ſämmtlicher bayerſchen Lande im
Namen Carl Theodors, der ſich als alleinigen
Erben darſtellte, erregte in Wien die Beſorg-
niß, dieſer Fürſt werde, da er noch durch kei-
nen Vergleich gebunden war, jezt zu keiner Ab-
tretung ſich verſtehen wollen. Deshalb ließ man
ſofort Truppen in Bayern einrücken, und be-
gleitete dies mit der Erklärung, daß man, auch
ohne Carl Theodors Einwilligung, einen Theil
der bayeriſchen Lande, an welche man alte An-
ſprüche habe, in Beſiz nehmen werde. Dieſe
Drohung bewog den pfälziſchen Geſandten, eine
Convention abzuſchließen, durch welche er, ohne 1778 d.
dazu autoriſirt zu ſeyn, öſterreichiſche Rechte an 3 Jan.
einige Theile von Bayern anerkannte. Dieſer Ge-
ſandte eilte mit der abgeſchloſſenen Convention nach
München, und der Churfürſt vermochte dem An-

1778 bringen der österreichischen Minister [7]) nicht länger
d. 14ten Jan. zu widerstehen. Er ratificirte die Convention [8]), durch welche er einem bedeutenden Theil der Erbschaft entsagte, die er so eben, gestüzt auf unstreitiges Recht, angetreten hatte. Als Beweis der Zufriedenheit, welche seine Nachgiebigkeit bey dem Wiener Hofe ihm erworben hatte, erhielt der Churfürst den Orden des goldnen Vließes. Zur Trauer patriotischer Bayern legte er das Ehrenzeichen desselben öffentlich an, nicht fühlend, wie wenig dies ihn zu ehren fähig sey.

Der nächste Agnat und Lehnserbe des Churfürsten war Carl Herzog von Pfalz-Zwey-

7) von Harding und von Lehrbach. Ersterer war bisher kaiserlicher Gesandter in München, lezterer in Mannheim; er hatte Carl Theodor nach Bayern begleitet.

8) Obgleich die Convention durch ihre Vollziehung bald allgemein bekannt werden mußte, so wurde doch die Ratifikation derselben sehr geheim gehalten. Der patriotisch gesinnte Geheimerath von Lory wurde berufen, um zu sehen, daß der Churfürst eine Schrift unterzeichnete. Ohne ihm von deren Inhalt Etwas zu eröffnen, befahl ihm dieser Fürst, diese Schrift nebst andern Papieren zu versiegeln, aber die Adresse schrieb der Churfürst selbst, und erst nachher erfuhr Lory, daß das von ihm versiegelte Packet die ratificirte Convention enthalten habe, und an den Gesandten von Ritter in Wien abgeschickt sey.

Zweybrück [9]). Sein Beitritt zu der abgeſchloſ- 1778
ſenen Convention war nöthig, wenn dieſelbe über das Leben des Churfürſten hinaus Beſtand haben ſollte; denn dieſer hatte durch die Hausverträge ſich ausdrücklich verbindlich gemacht, ohne Einwilligung ſeiner Agnaten über die Stammlande nie etwas einzugehen, wozu ihn bekanntes Recht ohnedem verpflichtete. Sogleich nach erfolgter Nachricht von dem Tode des bayerſchen Churfürſten hatte der Herzog ſeinen Geheimenrath von Hofenfels nach München abgeſandt. Wie dieſer von den öſterreichiſchen Forderungen, und auch bald von der abgeſchloſſenen Convention hörte, verlangte er dringend vollſtändige Mittheilung der Gründe, welche zu einem für das geſammte Haus ſo nachtheiligen Schritt hätten bewegen können. Alle ſeine Aeußerungen ließen vermuthen, daß der Herzog von der Gültigkeit dieſer Gründe ſich ſchwerlich überzeugen werde. Indeß wandten ſowohl die öſterreichiſchen, als die churfürſtlichen Geſchäfftsmänner Alles an, um ihn zu gewinnen; auch dem Herzoge wurde das goldne Vließ beſtimmt und zu mehrern Vortheilen ihm die Ausſicht eröffnet.

9) Er war geboren 1746, regierender Herzog ſeit 1775.

1778 Die Allodial-Erbschaft des verstorbenen Churfürsten war dessen hinterlassener einzigen Schwester, der verwittweten Churfürstin von Sachsen, angefallen. Sie wurde in ihrem Namen von dem Sohn derselben, Churfürst Friedrich August, gefodert, welcher zu deren Besitznahme seinen Geheimenrath Freiherrn von Zehmen nach München abordnete. Aber die Kaiserin Königin wollte auch diese Allodialverlassenschaft theilen, weil sie von zwey bayerschen Prinzessinnen abstamme, die im sechszehnten und siebzehnten Jahrhundert, die eine an Erzherzog Carl von Oesterreich, die andere an Kaiser Ferdinand II vermählt gewesen. Churfürst Carl Theodor erklärte, daß, weil er einen Theil der bayerschen Lande an Oesterreich abgetreten habe, der Churfürst von Sachsen sich zuvörderst mit diesem verständigen müsse. Er erlaubte deshalb auch nicht die verlangte gemeinsame Versiegelung des Nachlasses und gemeinsame Eröffnung des Testaments des lezten Churfürsten. Der churſächsische Bevollmächtigte reisete wieder ab, ohne irgend Etwas ausgerichtet zu haben, und mußte sich begnügen, die Rechte seines Herrn durch feierliche Protestation zu verwahren.

Mitte Febr.

Alle Fürstenhäuser, fast alle denkende Menschen waren erschüttert durch diese Begebenheiten. Auch

Auch außer den deutſchen Gränzen machten dieſelben 1778
Aufſehen. Man glaubte in der kühnen That des Wiener Hofes ein Fortſchreiten in dem Geiſte zu bemerken, der wenige Jahre zuvor die Theilung Polens eingegeben hatte.

Alle nun ſahen auf Friedrich! Wird er, ſo fragte man, zugeben, daß das Oberhaupt des deutſchen Reichs deſſen Geſetze kühn hintanſezt, unter dem Vorwande weither geſuchter, veralteter, wahrſcheinlich unbegründeter Anſprüche die Stammlande eines deutſchen Fürſtenhauſes zerſplittert, und, was ihm gelegen, an ſich reißt? Wenn Friedrich ſolcher Gewalt ruhig zuſieht, wo kann ſie enden? Iſt nicht dann ſchneller oder langſamer Umſturz der Verfaſſung des deutſchen Reichs vorauszuſehen, und zwar, um eine Macht zu vergrößern, deren Zunahme des Hauſes Brandenburg Abnahme ohnfehlbar drohet? Verminderung der Achtung, welche Friedrichs große Thaten begründet haben, ſcheint nächſte Folge, wenn' er jezt unthätig bleibt, und zulezt muß auch er, oder doch nach ihm ſein Haus, dem neuen Gebieter Deutſchlands ſich beugen! Wär' er gefallen in jenem ſiebenjährigen Kampfe, ſo hätte ewiger Ruhm ihn bedeckt, denn er wäre phyſiſcher Uebermacht unterlegen; aber wenn er jezt ſein wohlge-

1778 übtes Heer, den weise gefüllten Schatz nicht anwendet, die Unabhängigkeit deutschen Staatvereins, zu dem er selbst gehört, zu schützen, wenn er nicht eilt, die dem eigenen Hause drohende Gefahr abzuwenden — dann wird er fallen, ein Spott der Feinde, ein Jammer der Freunde, welche eben so sehr das Hinsinken eines hohen Genius, als den Fall eines blühenden Staats beklagen werden! Friedrichs Ehre, das höchste Interesse seines Staats, fodern jezt seinen Widerstand auf, und Klugheit scheint zu rathen, diesen Widerstand dem ersten Versuch der Gewalt entgegen zu setzen, bevor noch das Gelingen zu mehr kühnen Eingriffen den Gegner ermuntere, den Muth der Genossen schwäche und Friedrich selbst die Gefahr näher bringe! — So urtheilten viele verständige Beobachter. Der Meisten Vermuthung aber war, Friedrich werde nicht unthätig zusehen dem Unrecht, sondern entweder ihm entgegentreten, oder ihm beistimmen und es nachahmen.

Manche waren geneigt, ihm das Leztere zuzutrauen. Soll er, sagten diese, den mühvoll errungenen Ruhm, die Ruhe seines Alters, den neugeschaffenen, sorgsam gepflegten Wohlstand seiner Lande dran wagen, um einen Kampf zu bestehen

ge-

gegen einen Monarchen, der voll Jugendkraft da- 1778
ſteht an der Spitze eines mehr als dreifach größern Staats und eines treflich geübten Heers, brennend von ungeduldigem Ehrgeiz, den zu bekämpfen, der auf Koſten ſeines Hauſes den Ruhm des erſten Feldherrn errungen hat? Und ſoll Friedrich dieſen Kampf beſtehen für eine Sache, die nur entfernt ihn angeht? Soll er die Rechte des pfälziſchen Hauſes, gegen den Willen des Hauptes deſſelben, vertheidigen, den Churfürſt Carl Theodor zwingen, wieder zurückzunehmen, was er, nach erhaltener Ueberzeugung vom Recht der Forderung, freiwillig abgetreten zu haben behauptet? Und iſt, ſo fragte man weiter, der deutſche Staatsverein es werth, daß Friedrich, um ihn zu ſchützen, das Mark ſeiner Lande, das Blut ſeiner Unterthanen vergeudet? Wie wenige der Glieder dieſes Vereins werden die Wohlthat erkennen und es verdanken, wenn Friedrichs kräftiger Arm ſie gegen Unterdrückung ſchüzt, die ihnen nur in der Ferne, jezt noch ungeahndet, droht? Iſt es nicht ſicherer, ſtatt der Gewaltthat des mächtigen Nebenbuhlers gefahrvollen Widerſtand entgegen zu ſetzen, lieber ihr billigend zuſehen und dadurch die Erlaubniß ſich bedingen, ſelbſt ein Gleiches zu üben? Lezteres Verfahren ſchien wirklich Manchem, ſelbſt für Deutſchlands

1778 Völker, das Bessere zu seyn. Schon lange war der deutsche Staatsverein nicht mehr im Stande, sich selbst zu vertheidigen. Er bestand wirklich nur, weil es den Nachbaren an dem Entschluß und an der Einigkeit zum Angriff fehlte. Die Verfassung des Reichs war zu Förmlichkeiten herabgesunken, die Würde seines Oberhaupts wurde nur dem Namen nach durch Wahl ertheilt; wirklich war sie seit Jahrhunderten im Hause Oesterreich erblich, und die kurze Regierung Kaiser Karls VII von Bayern hatte bewiesen, daß Oesterreich, wenn es nicht Haupt des Reichs seyn könne, auch dessen Glied zu seyn verschmähe. Die Reichsstände hingen weit weniger von den Gesetzen ab, als, je nachdem es ihre Lage erforderte, die einen von Oesterreich, die andern von Preußen. Gegen diese beiden vereinten Mächte war der deutsche Staatskörper nicht im Stande sich zu behaupten. Bey Erwägung dieser Umstände schien es rathsamer, einem so unsichern Zustande ein Ende zu machen und das deutsche in viele kleine Staaten zertheilte Volk zu zwey großen Massen zu vereinigen, die äußern Schutz und Kraft zum innern Wohlstand zu gewähren vermögten. Auch für Friedrich schien es größerer Ruhm, und dieser ohne Gefahr zu erreichen, ein morsches Gebäude umstürzen helfen, und aus dessen Trümmern dem eigenen neuen Um-

Umfang und neue Stärke geben, als für Erhal- 1778
tung jenes, ohne Dank der meiſten ſeiner Bewohner, den ungewiſſen Kampf beſtehen wollen.

Solche Gedanken bewegten damals die Gemüther Vieler. Noch war Polens Theilung in friſchem Andenken. Iſt, ſagte man, Deutſchlands Verfaſſung unverletzlicher und heiliger? Die Umſtände ſchienen günſtig, um auch den Umſturz dieſer zu beginnen. Frankreich hatte durch politiſchen und Familienbund dem Recht entſagt, gegen Oeſterreich aufzutreten. Seine Finanzen waren erſchöpft und es rüſtete ſich ſo eben, für Nordamerika's Freiheit einen neuen Kampf zu beginnen, von dem es nur dann Erfolg hoffen konnte, wenn ſeine Kräfte nicht durch einen Landkrieg geſchwächt wurden. Das mit Preußen verbundene Rußland war mit eigenen großen Entwürfen beſchäfftiget, und ſchien befriediget werden zu können, wenn man dieſen nicht entgegentrat, wenn man allenfalls ſeiner Willkühr noch den Reſt von Polen überließ.

Auch in Friedrichs Nähe waren Manche der Meinung, das, was offenbar das Nüzlichſte ſcheine, verdiene den Vorzug, und die vom alten Nebenbuhler dargebotene gute Gelegenheit ſey nicht vorbey zu laſſen, um Preußen die ihm noch fehlende Rundung

und

1778 und innere Kraft zu geben. Auch Friedrichs Brüder, Prinz Heinrich und Ferdinand, wurden dieser Meinung geneigt geglaubt. Sicher entging dem Könige selbst das Lockende der Versuchung nicht; doch sicher sah auch Niemand so richtig, wie er, die Gefahren, wenn Preußen dieser Versuchung nachgebe. Dem alle Umstände ruhig Erwägenden konnten solche Gefahren nicht gering erscheinen. Das an Polen verübte Unrecht war zwar gelungen und bisher ungeahndet geblieben, aber doch war Europa durch dieses Unrecht aufgeregt und duldete vielleicht nicht ein zweites und größeres. Die in allen ihren Theilen so vollendet ausgearbeitete deutsche Verfassung, die bey derselben eines glücklichen Wohlstandes genießenden Völker flößten mehr Theilnahme ein, als die Anarchie eines Landes, wo die größere Menge, der Menschheitsrechte beraubt, bey keinem Wechsel des bisherigen Zustandes sehr verlieren konnte. Gerade die nicht kriegerische Verfassung Deutschlands war für die übrigen europäischen Staaten wichtig, die dieses in ihrer Mitte liegende von kräftigen Völkern bewohnte Land wohlthätig trennte. Schwerlich wurde daher der Unterjochung des deutschen Reichs durch zwey seiner übermächtigen Glieder ohne Theilnahme zugesehen. Leicht konnten, um solcher Gewaltthat zu wehren, bis jezt von einander ent-

entfernte Mächte ſich vereinen; auch in Deutſch- 1778
lands Innern war Widerſtand gar nicht unwahr-
ſcheinlich. Wie ſehr auch immer man die Sitten
und Anhänglichkeit an alte Verfaſſung erſchlafft
glauben mochte; doch lebte vielleicht noch in einem
der deutſchen Fürſtenhäuſer ein Edler, der die
ſchlummernden Kräfte wecken und einen Kampf her-
vorbringen konnte, deſſen Gerechtigkeit allgemeine
Beiſtimmung erwarten ließ. Schwer wird ein gro-
ßes, kräftiges und gebildetes Volk unterdrückt,
das, bey allen ſeiner Verfaſſung vorgeworfenen
Mängeln, doch durch größere dem Einzelnen gelaſ-
ſene Freiheit ſich glücklicher fühlte, als die Nach-
baren in mehr geregelten Staatsformen. Auch die
Unterthanen der Unterdrücker ſelbſt hätten vielleicht
mit Unwillen ſich zu Werkzeugen des Unrechts mis-
brauchen laſſen. Wie leicht konnten ihre Waffen
anders gewandt werden! Aber auch abgeſehen von
möglichen ſehr furchtbaren Folgen, immer war zu
erwarten, das Gehäſſige der Ungerechtigkeit werde
mehr Preußen treffen, der Vortheil mehr Oeſter-
reich zufallen. Die Regierung des leztern Staats
war in vielem Betracht milder, den Nachbaren we-
niger gehäſſig. Mannichfache Verhältniſſe machten
es für Oeſterreich möglich, der Unterwerfung bis-
heriger Reichslande mildernde Formen zu geben.

Durch

1778 Durch den langen Besitz der Kaiserkrone hatte das Erzhaus die Völker Deutschlands, besonders des südlichen, schon an Ehrfurcht gewöhnt. Die Fürsten desselben würden leichter die Abhängigkeit, unter der sie schon bisher lebten, noch vollendeter anerkennen, und ihre Unterthanen sich ganz einem Monarchen unterwerfen, den sie und ihre Vorfahren bereits seit Jahrhunderten als den Obern ihrer unmittelbaren Regenten zu verehren gewohnt waren.

Ganz eine andere war dagegen die Lage Preußens. Dieses hätte die größern Staaten des nördlichen Deutschlands unterjochen müssen, die vereint weit kräftigern Widerstand, als die kleinern des südlichen entgegensetzen konnten, und um so gewisser entgegengesezt haben würden, da jene Staaten schon bisher Preußens neuerliche Erhebung und wachsende Größe mit Eifersucht betrachtet und sorgsam, bey jeder Gelegenheit, gewehrt hatten, daß der Churfürst von Brandenburg nicht auf den neuerworbenen Königstitel ungebührliche Anmaaßungen gründe. Nie würden Sachsen, Hannoveraner, Hessen und andre nördliche Deutsche sich so schnell und folgsam zu preußischen Unterthanen haben umwandeln lassen, wie die in kleinere Staaten zersplitterten Bewohner des südlichen Deutschlands zu Oesterreichern. Aber gesezt,

ſezt, die Theilung Deutſchlands wäre gelungen: 1778
immer erhielt Oeſterreich den größern, fruchtbareren Antheil und, bey ergebenern Unterthanen, ruhigern Beſitz; Preußen wurde verhältnißmäßig geſchwächt, da die Behauptung ſeines kleinern Antheils größere Anſtrengungen nothwendig machte.

Wenn Friedrich über die Wahl ſeines Entſchluſſes einen Augenblick gewankt hat, worüber keine Nachricht uns aufbehalten iſt, ſo entgingen gewiß Betrachtungen dieſer Art ſeinem weit in die Zukunft ſchauenden Blick nicht. Auch befand er ſich in der Periode des Lebens, in welcher der Menſch abgeneigt iſt, gewaltſame Umwälzungen des gewohnten Zuſtandes zu unternehmen. Ruhmvoller und ſicherer war es, wenn gleich auch mit Gefahr verbunden, für das Beſtehende, für die Erhaltung deſſen zu kämpfen, was den Fürſten und Völkern Deutſchlands theuer war. Dieſe wünſchten eifrigſt, daß dem ehrgeizigen durch Gefühl ſeiner Macht übermüthigen Beherrſcher Oeſterreichs nicht geſtattet werden möge, nach Willkühr zu ſchalten, und mit offener Verletzung der Geſetze des Reichs ſich zu vergrößern. Dieſes nicht zu geſtatten war edel, war zugleich ein gewiſſer und bleibender Vortheil für Preußen. Der Kampf gegen das Unrecht, das

nicht

1778 nicht ihm selbst, sondern einem entfernten Mitstand, geschah, erwarb Vertrauen und Achtung, und sicherte den willigen Beistand deutscher Völker, wenn einst die Gefahr Friedrich und seinem Hause näher treten sollte. Ohne zu wanken, ohne mit Jemand zu berathen, entschied der König für die Sache des Rechts, der Ehre und — augenblicklicher Gefahr.

3ten Jan. Er entschied so an eben dem Tage, an welchem er die Nachricht vom Tode Maximilian Josephs erhielt [10]). Er hatte von den schon bis dahin sehr insgeheim betriebenen Unterhandlungen Oesterreichs mit Churfürst Carl Theodor einige, obgleich nur unbe,

10) Sehr angenehm ist es mir, in dem nächst Folgenden dem ehrwürdigen Staatsmanne nacherzählen zu können, der vor allen im Stande war, glaubwürdige Auskunft von der wichtigen Unterhandlung zu geben, die Friedrich II ihm anvertrauet hatte, nämlich dem Mémoire historique de la négociation en 1778 pour la succession de Bavière confiée par le Roi de Prusse Fréderic le Grand au Comte Eustache de Goertz. à Francfort sur le Meyn. 1812. Ich rathe das eigne Nachlesen dieser Schrift, welche ein musterhaftes Beispiel einer mit großer Einsicht und ächt deutschem Patriotismus glücklich zu ihrem Ziel geleiteten Unterhandlung darstellt. Sie enthält noch viele einzelne interessante Züge, die, meinem Zwecke getreu, ich nicht habe aufnehmen können.

unbeſtimmte, Kenntniß. Er ahndete ihren Ge- 1778
genſtand, und beſorgte, das Haus Oeſterreich werde die Umſtände benutzen wollen, um Bayern, wenigſtens einen Theil deſſelben, zu erwerben. Ohne das Gutachten irgend eines ſeiner Räthe über die Parthey, welche er in ſolchem Falle zu nehmen habe, zu fodern, beſchloß er ſofort, die Gewaltthat nicht zu dulden. Vor allem aber wollte er ſich erſt vergewiſſern, ob bereits wirklich Unterhandlungen des Wiener Hofes mit den Erben des verſtorbenen Churfürſten betrieben, und wie weit dieſelben, in dieſem Fall, ſchon gediehen wären? Ob nicht vielleicht der Churfürſt von der Pfalz, oder einer der übrigen Agnaten aus der Zweybrücker oder Birkenfelder Linie, zu bewegen ſeyn möchte, den öſterreichiſchen Abſichten ſich nicht zu fügen, und gegen Gewalt den Schutz der deutſchen Reichsverfaſſung nachzuſuchen? Zu dieſem Zwecke beſchloß der König, einen zuverläſſigen und einſichtsvollen Mann nach Manheim oder Zweybrücken abzuſenden, und, um das Geheimniß deſto ſicherer zu bewahren, wollte er einen Mann gebrauchen, der nicht in ſeinem Dienſt war, und dieſem zunächſt keinen diplomatiſchen Charakter beilegen. Derſelbe ſollte allein an ihn berichten, und allein von ihm unmittelbar inſtruirt werden. Seine Wahl fiel auf den aus einem reichsritterſchaft-

1778 lichen Geschlecht stammenden Grafen von Görtz [11]), der jezt zu Weimar als Obersthofmeister lebte, wo er die Erziehung zweier Prinzen, des jezt regierenden Herzogs Carl August und dessen Bruders, vollendet hatte. Der König hatte ihn nur einigemal gesprochen, aber eine so vortheilhafte Meinung von seinen Talenten und seinem Charakter gefaßt, daß er ihn zu diesem Geschäfft vorzüglich brauchbar hielt. Der Bruder dieses Grafen Görtz stand als General bey der Suite in des Königs Diensten. Diesen berief er in der Nacht, nachdem er die wichtige Nachricht erhalten, zu sich, und eröffnete ihm die Absicht, welche er mit seinem Bruder habe. Wenn das Haus Oesterreich, sagte Friedrich, sich Bayerns bemächtige, so werde dadurch alles Gleichgewicht umgestoßen, und die Freiheit und Verfassung Deutschlands so sehr gefährdet, daß er es unmöglich zugeben könne; er müsse in solchem Falle einen Krieg wagen, in welchem sein Haus, oder vielleicht das österreichische den Untergang finden werde. Der General Graf Görtz erwiederte: er zweifle zwar gar nicht an seines Bruders Bereitwilligkeit, des Königs Auftrag zu übernehmen, doch wünsche er ihn selbst mündlich von demselben zu unterrichten, um etwaige Bedenken heben zu können. Der König billigte

11) Er ist geboren zu Schlitz im Jahr 1738.

Ugte dieſes, und mit einem von ihm ſelbſt geſchriebenen 1778
aber nicht unterzeichneten Aufſatz, der ſeine Wünſche enthielt, ſchickte er den General ſofort nach Weimar. Graf Görtz fühlte die große Wichtigkeit, aber auch die Gefahr des Auftrags, den er, ohne geborner Unterthan oder Diener des Königs zu ſeyn, ohne alle Beglaubigung und ohne eine vollſtändige auf die verſchiedenen möglichen Fälle berechnete Inſtruktion, übernehmen ſollte; er konnte nicht verkennen, daß die Ausrichtung dieſes Auftrags ihn nothwendig dem höchſten Misfallen eines großen Hofes ausſetzen werde, gegen deſſen Folgen er von dem Souverain, der ihn gebrauchte, vielleicht nicht geſchüzt werden würde. Vielmehr mußte er, im Fall die politiſchen Verhältniſſe ſich änderten, als ein nicht anerkannter Unterhändler aufgeopfert zu werden fürchten. Dieſe ſehr gegründeten Bedenklichkeiten wurden indeß durch die Beſorgniß, eine Ablehnung möchte dem Bruder bey dem Könige ſchaden, durch die Wichtigkeit der Sache für das deutſche Vaterland, endlich durch das Providentielle des ſo unerwartet kommenden Auftrages überwogen. Graf Görtz nahm ihn an, und reiſete ab unter dem 10ten Jan.
Vorwande, daß er, nach dem Wunſche ſeines Bruders, wegen eines wichtigen Familien-Prozeſſes bey dem Reichskammergericht nach Wetzlar gehen

1778 müsse. Wegen Sicherheit der Correspondenz mit dem Könige traf er die nöthigen Abreden. Nach des Königs Willen sollte er zuerst nach Manheim und, je nachdem er den Churfürst Carl Theodor gestimmt finden würde, auch nach Zweybrücken gehen. Da indeß bereits bekannt geworden, der Churfürst habe Manheim verlassen, um sich nach München zu begeben, es jedoch zweifelhaft war, ob er, nachdem österreichische Truppen in Bayern eingerückt, gewagt habe, die Reise bis dahin fortzusetzen; so beschloß Görtz, zunächst nach Franken zu gehen und sich dann dahin zu wenden, wo er, nach Maaßgabe näherer Nachrichten, den Churfürsten zu treffen hoffen durfte. Zugleich bat er den König um ein Creditiv an diesen Souverain, da er, ohne unter dem Schutze des Völkerrechts zu seyn, sich nicht in ein Land wagen könne, das von dem Hofe, gegen dessen Absichten er arbeiten sollte, so eben militärisch besezt werde. Graf Görtz ging, wie er
16ten Jan. Carl Theodors Ankunft in München erfahren, nach Regensburg, einem bequemen Orte, um, ohne Aufsehen zu erregen, von dem, was in Bayern vorging, unterrichtet zu werden und nach Maaßgabe dessen, was er erfuhr, so wie der weitern Befehle des Königes, handeln zu können. Er ging von dort auf einige Tage nach München, doch, weil er noch

ohne

ohne Creditiv war, ohne von ſeinem Auftrage etwas 1778
zu eröffnen. Er war hier Zeuge der Beſtürzung, worin die öſterreichiſche Beſitznahme Alles geſetzt hatte. In Regensburg, wohin er zurückging, machte ihm der bayerſche Geſandte von Leyden, der auch bayerſcher Landſtand war, Hoffnung, daß die öſterreichiſchen Abſichten vielleicht noch, bey gehörig unterſtütztem Widerſtand, vereitelt werden könnten. Görz erfuhr durch dieſen für ſein Vaterland wohlgeſinnten Mann, was im Innern vorging, beſonders, daß die verwittwete Herzogin Clemens eifrig bemüht ſey, eine patriotiſche Parthey zuſammen zu halten und derſelben Schritte zu leiten.

Außer vielen wohlmeinenden Staatsdienern, an deren Spitze die ſchon genannten Geheimenräthe von Obermayer und von Lory ſtanden, bildeten die Landſtände dieſe patriotiſche Parthey. Sofort, nachdem es zu allgemeiner Kunde gekommen, daß mit Einſtimmung des neuen Landesherrn ein bedeutender Theil Bayerns fremder Herrſchaft unterworfen werden ſolle, und dieſes auch durch die täglich weiterrückenden öſterreichiſchen Truppen und Commiſſarien bewirkt wurde, vereinten ſich die Stände des geſammten bayerſchen Landes, beſtehend aus Prälaten, Ritterſchaft und Städten, um dem Churfürſt ernſtliche Vorſtellungen zu thun. In ei-

1778 nem ehrerbietigen doch freimüthigen Tone bemerkten sie, daß, nach den von Alters her zwischen den Ständen der verschiedenen Landschaften, mit Wissen und Billigung ihrer Fürsten, getroffenen Einigungen, auch nach den von diesen Fürsten ertheilten bey jedem Regierungswechsel bis auf die neueste Zeit bekräftigten Freiheiten und Zusicherungen, endlich nach den Bestätigungen derselben durch die Kaiser, das gesammte Land zu Ober- und Niederbayern immer ungetheilt beisammen bleiben müsse. In frühern Zeiten, vor Einführung der Primogenitur [11]) im Fürstenhause, sey zwar zu Zeiten die Regierung unter die verschiedenen Linien dieses Hauses getheilt worden, doch ohne der Untheilbarkeit des Landes Eintrag zu thun; die Stände und Unterthanen desselben wären in ihrem Verein immer unzertrennt geblieben, besonders aber hätten durch jene Privilegien und Freiheiten die Fürsten sich ausdrücklich verpflichtet, in keinem Fall und unter keinem Vorwand irgend einen Theil des Landes an Fremde zu veräußern, zu vertauschen oder auch nur zu verpfänden. Deshalb sey auch wegen standesmäßiger Versorgung fürst-

11) Diese war zu Ende des sechszehnten Jahrhunderts durch einen zwischen sämmtlich damals vorhandenen Gliedern des fürstlichen Hauses getroffenen Verein, den der Kaiser bestätigte, eingeführt.

fürſtlicher Töchter, ohne Abbruch der Unzertrennlich- 1778
keit des Landes, ausdrücklich verfüget und feſtgeſezt, daß dieſe nie das Land oder einen Theil deſſelben an ein fremdes Haus bringen könnten. Die Urkunden, auf welchen dieſe Freiheiten und Gerechtſame beruhen, wurden vorgelegt, und die Stände äußerten: ſie glaubten nicht es verdient zu haben, daß ihr neuer Landesherr bey Antritt der Regierung ihnen einen ſolchen Mangel an Vertrauen und landesväterlicher Huld beweiſe, einen Theil des ihm angeſtammten Landes an einen fremden Regenten übergeben zu wollen, ohne einmal über die zu einem ſo höchſt wichtigen Schritte ihn beſtimmenden Gründe ſeine getreuen Stände einiger Eröffnung zu würdigen. Sie bezeugten hierüber den bitterſten Kummer, und baten inſtändigſt, der Churfürſt möge ſeine Stände und Unterthanen behalten, welche insgeſammt und ohne alle Ausnahme unter ſeiner Regierung zu bleiben ſehnlichſt verlangten. Das ganze Land gab herzlichſte Theilnahme zu dieſen Vorſtellungen der Stände, und den höchſten Widerwillen gegen alle Zerſplitterung und öſterreichiſche Herrſchaft zu erkennen. Leicht würde es geweſen ſeyn, den kräftigſten Widerſtand der Unterthanen entgegenzuſetzen. Aber alles dieſes machte auf Carl Theodor nicht den mindeſten Eindruck.

1778 26sten Jan. Sowohl sämmtlichen fremden Gesandten in Wien, als auch am Reichstage, wurde nun eröffnet: die Kaiserin-Königin habe ihre Ansprüche an die bayersche Nachlassenschaft dem Churfürsten von der Pfalz mitgetheilt, und wegen derselben sich mit ihm durch eine Convention gütlich verständiget. Diese wurde bald auch bekannt. Noch wußte man indeß nicht mit völliger Gewißheit, ob der Churfürst sie bereits ratificirt habe; und da mehrere bayersche Patrioten hieran zweifelten, so sahe Graf Görtz noch eine Möglichkeit, diesen Souverain zurückzubringen, wenn er die Versicherung erhielte, daß er bey einem Widerspruch gegen die ungerechte Zumuthung auf des Königs von Preußen Unterstützung rechnen könne. Er hielt für nöthig, deshalb einen Versuch zu machen, und ließ durch den churpfälzischen Reichstag-Gesandten Brentano dem Churfürst von seiner Sendung Nachricht geben, mit dem Erbieten, sich sofort weiter zu erklären und deshalb entweder insgeheim nach München zu kommen, oder auch an einem dritten Orte mit einem der Minister des Churfürsten zusammen zu treten. Der Versuch schlug fehl. Brentano erhielt Befehl zu antworten: der Churfürst sey zwar für den guten Willen des Königs sehr verbunden, könne aber keinen Gebrauch von demselben mehr machen, indem durch

durch eine Convention, die er bey dem Einrücken 1778
öſterreichiſcher Truppen in ſein Land abſchließen müſ-
ſen, bereits Alles beendiget und der Churfürſt ge-
bunden ſey. Nachher erfuhr man, daß zugleich
dem braven Brentano es hart verwieſen war, einen
preußiſchen Bevollmächtigten nur angehört und eine
Anfrage von demſelben bey ſeinem Herrn übernom-
men zu haben. Indeß erhielt der Wiener Hof durch
die ihm von dieſem Schritte gemachte Mittheilung
die erſte gewiſſe Nachricht von Görtzens Auftrage
und von dem Widerſtande, den er vom Könige zu
erwarten habe.

Görtz beſchloß nun, ungeſäumt ſich zu dem
Herzoge von Zweybrück zu begeben und deſſen Ge-
ſinnungen zu erforſchen. Der Geſandte von Leyden,
welcher großen Antheil an der Sache nahm, und
andre bayerſche Patrioten glaubten, dieſer Fürſt
ſey noch nicht beigetreten, und hofften gewiß, er
werde auch nicht beitreten, ſobald er vernehme, daß
Friedrich ſich für ihn und ſein Haus intereſſiren
wolle. Doch hielten alle dringend nöthig, durchaus
keine Zeit zu verlieren, indem Oeſterreich gewiß
Alles verſuche, um den Herzog zu gewinnen. In
dem Augenblick, wo Görtz von Regensburg abrei-
ſen wollte, erhielt er das erbetene Creditiv vom

1778 Könige für den Churfürſt, mit dem Befehl, davon ſofort, doch möglichſt insgeheim, Gebrauch zu machen. Hier entſtand die Verlegenheit, ob dem Buchſtaben dieſes Befehls, oder vielmehr dem Geiſt des ganzen Auftrages gemäß gehandelt werden müſſe? Görtz entſchied ſich für Lezteres. Der von ihm durch Brentano gemachte Verſuch hatte über des Churfürſten Geſinnung bereits alle Aufklärung gegeben. Ein neuer Verſuch durch Uebergabe des Creditivs konnte nichts mehr bewirken; dagegen konnte er compromittiren und das, was der König noch geheim gehalten wiſſen wollte, kund machen. Zugleich war zu beſorgen, daß durch eine neue Reiſe nach München koſtbare Zeit verloren gehen möchte, worin das Einzige geſchehen konnte, was noch vielleicht bey dem Herzoge zu bewirken möglich war. Doch beſchloß Görtz, die Herzogin Clemens von ſeinem Auftrage zu unterrichten und ihr eine Abſchrift des Creditivs für den Churfürſt zu überſenden, mit welchem er bey dieſem Regenten zu erſcheinen ſich bereit erklärte, ſobald die Prinzeſſin es für die Sache rathſam finden würde. Noch erfuhr Görtz vor der Abreiſe, der zweybrückſche Geheimerath von Hofenfels ſey in München angekommen, erkläre ſich mit großem Nachdruck gegen die Abtretung, und gebe wenig Hoffnung, daß ſein Herr der Convention bei-

beitreten werde. Görz fand nöthig, auch an dieſen 1778
zu ſchreiben. Dieſer Schritt war von großen Fol-
gen. Der Herzog hatte der dringenden Einladung,
nach München zu kommen, nicht länger widerſtehen
können. So empfindlich ihm die Zerſplitterung
Bayerns und der ſehr wahrſcheinlich für ſein Haus
bevorſtehende gänzliche Verluſt dieſes Landes war,
ſo fühlte er doch ſein Unvermögen, dieſes Unglück
allein abwenden zu können, da er von keiner Seite
Beiſtand ſahe. Von Frankreich wäre, nach ſeinen
alten Verbindungen mit dem pfälziſchen Hauſe und
nach eignem politiſchen Intereſſe, ſolcher Beiſtand
am meiſten zu erwarten geweſen. Aber dieſe Macht
vermied jede Aeußerung. Seit des bayerſchen Chur-
fürſten Tode hatten die franzöſiſchen Geſandten im
Reich auch nicht eine Zeile von ihrem Hofe erhalten,
die ſie über deſſen Anſicht der Sache hätte belehren
können. Hierdurch ſchienen die Gerüchte bekräftiget,
welche von Wien aus verbreitet wurden: Frankreich
ſey von Oeſterreichs Abſichten unterrichtet und billige
ſie. Einige ſezten hinzu: die Abtretung eines an
Frankreich gränzenden Stücks der Pfalz und des
Herzogthums Zweybrücken ſey zugeſichert, um dieſe
Billigung zu belohnen. Unter ſolchen Umſtänden
wirkten ſchwache und furchtſame Rathgeber auf die
Entſchlüſſe des Herzogs Carl. Er befahl Hofen-
fels,

1778 fels, ſeinen Beitritt zu der Convention zu erklären, noch ehe er nach München komme, damit er ſelbſt eines ihm wehe thuenden Schrittes überhoben ſey, und ſich dort nur zeigen dürfe, um vom alten Erblande ſeines Hauſes für immer Abſchied zu nehmen. Hofenfels wagte nachdrückliche Gegenvorſtellungen zu thun, und ſeinem Herrn die Ausſicht zu eröffnen, daß noch nicht alle Hoffnung verloren ſey; doch hatte er keine Gründe, um ſolche Hoffnung zu unterſtützen. Der Herzog wurde alſo durch ſeine Rathgeber bewogen, den Befehl noch beſtimmter zu wiederholen, daß Hofenfels ſeinen Beitritt unterzeichnen ſolle. In dem Augenblick, wie der patriotiſche Mann hiedurch in die ängſtlichſte Verlegenheit geſezt war, erhielt er Görzens Schreiben. Dieſe unerwartete Ausſicht auf den Beiſtand Friedrichs gab ihm neue Hoffnung, und regte alle ſeine Kraft auf. Statt den verderblichen Befehl ſeines Herrn zu vollziehen, eilte er dieſem bis Augsburg entgegen, belebte ihn mit neuem Muth und bewog ihn, von nun an jedem Gedanken an Beitritt zu entſagen. Der Herzog entſchloß ſich ſogleich, und blieb ſeitdem feſt bey dem, was der Wunſch ſeines Herzens immer geweſen war. Er ſchrieb eigenhändig an Görz, daß er, im Vertrauen auf den Schuz des Königs, nie in die Zerſplitterung Bayerns willigen werde.

Die-

Dieſes Schreiben wurde nach Zweybrücken geſandt, 1778
wo man den Grafen Görtz bereits angekommen
glaubte. Aber noch auf der Reiſe dahin ſahe Görtz
ſelbſt den Courier, der das Schreiben an ihn über-
brachte, durch Canſtatt paſſiren, und erfuhr hier,
daß der Herzog bereits in München ſey. Er hielt
nun, ſtatt ſeine Reiſe fortzuſetzen, beſſer, ſich die-
ſer Hauptſtadt zu nähern, gab Hofenfels hiervon
Nachricht, und begab ſich, auf erhaltene Einladung
des Herzogs, doch unter fremden Namen, nach
München. Ein vertrauter Bedienter der Herzogin 6ten Febr.
Clemens kam ihm an einem beſtimmten Orte entge-
gen, und brachte ihn nach dem vor dem Thor bele-
genen Gartenpalais dieſer Prinzeſſin. Hier brachte
er mehrere Tage jedem ſpähenden Auge unbemerkbar
zu, und hatte einige geheime Conferenzen mit dem
Herzoge, deren Reſultat war, daß dieſer ſeinen
Beitritt zu der Convention vom dritten Januar be-
ſtimmt verweigerte. Nachdem dieſes geſchehen und
alle Unterhandlung hierüber abgebrochen war, ging
der Herzog nach Zweybrücken zurück, wohin Graf 11ten Febr.
Görtz ihm bald folgte und nun öffentlich als Ge-
ſandter des Königs bey dieſem Fürſten auftrat.

Um die Sache in einen verfaſſungsmäßigen
Gang einzuleiten, wandte ſich der Herzog an das
ver-

1778 verſammelte Reich, verwahrte feierlich ſeine Rechte und bat um kräftigſte Unterſtützung der Mitſtände gegen deren verſuchte Beeinträchtigung. Um dieſen wichtigen Schritt wenigſtens aufzuhalten und dadurch Zeit zu gewinnen, riethen die öſterreichiſchen Geſchäfftsmänner zu Regensburg dem zweybrückiſchen Comitial-Geſandten von Schneid, zuvörderſt bey dem Churfürſt anzufragen, ob er die Erklärung des Herzogs abgeben ſolle? und als der Churfürſt dieſes zu unterſagen nicht wagte, bewogen jene Geſchäfftsmänner den herzoglichen Geſandten, die Erklärung dennoch nicht abzugeben, ſondern ſeine Stelle niederzulegen. Doch ſchnell eilte der brave Hofenfels von München nach Regensburg, ließ (wie es bey erledigten Geſandſchaftspoſten am Reichstage Sitte war) die Erklärung vom Geſandſchafts-Sekretair unterzeichnen und jedem einzelnen Reichstags-Geſandten zuſtellen. Zugleich wandte ſich der Herzog in ehrerbietigen Schreiben an den Kaiſer und an die Kaiſerin-Königin. Er that dieſes nach dem Rath des franzöſiſchen Hofes. Aber der öſterreichiſche Geſandte, Freiherr von Lehrbach zu München, welcher auch bey dem Herzoge accreditirt war, weigerte ſich ſchlechterdings, dieſe Schreiben anzunehmen, wenn nicht der Herzog vorher der Convention beigetreten wäre, und erklärte, daß, ſo lange

den 16ten März.

die-

dieſer Fürſt einen preußiſchen Geſandten bey ſich habe, 1778
durchaus keine Communikation zwiſchen ihm und dem kaiſerlichen Hofe Statt finden könne. Görtz rieth nun, die Schreiben durch den franzöſiſchen Bothſchafter in Wien übergeben zu laſſen. Es war vorauszuſehen, daß Vorſtellungen nichts mehr ausrichten würden. Die Kaiſerin-Königin antwortete: da ſie mit dem Chef des pfälziſchen Hauſes ſich auf eine für ſeine Erben und Nachfolger verbindliche Art verglichen habe, ſo könne ſie mit dem Herzoge ſich in keine Erörterung einlaſſen; er habe ſich an den Churfürſt zu wenden, um von ihm die Gründe zu erfahren, durch welche er ſich bewogen gefunden, ihre Anſprüche anzuerkennen. Der Kaiſer bezog ſich in ſeiner Antwort auf dieſe Erklärung ſeiner Mutter, und wegen der von ihm als Oberhaupt des Reichs in Beſitz genommenen durch Maximilian Joſephs Tod eröffneten Reichslehen erklärte er, daß Jedem, der an dieſe Anſprnch zu haben vermeine, der geſetzliche Weg vorbehalten ſey; dieſer ſtehe alſo auch dem Herzoge offen, um die ſeinigen geltend zu machen. Jedes Mittel wurde indeß noch angewandt, um den Herzog zur Nachgiebigkeit zu bringen. Carl Theodor gab zu erkennen, daß, nach der ihm eröffneten Ausſicht, der Titel eines Königs von Burgund für ihn und ſeine Regierungsnachfolger eine der

1778 belohnenden Folgen dieser Nachgiebigkeit seyn werde. Der Herzog erwiederte: er finde mehr Ehre darin, sein Stammland unzertrennt zu behalten und ein mächtiger Churfürst zu bleiben, als, ohne jenes, König zu heißen. Schon war die dem Herzoge bestimmte Dekoration des goldnen Fließes in München angekommen. Er hatte den Muth zu erklären, daß er unter jetzigen Umständen sie verbitten müsse. Nachher wurden noch Subsidien, Bezahlung der Schulden des Herzogs angeboten, und die Drohung hinzugefügt, daß man bey beharrlicher Weigerung die Gläubiger aufreizen werde. Auch die dem Kaiser gehörige dem Herzoge sehr gelegene Grafschaft Falkenstein sollte abgetreten werden. Alles war vergebens. Gleich bieder und standhaft bewies sich der herzogliche Minister von Hofenfels. Weder glänzende Versprechungen noch Drohungen konnten ihn bewegen, dem Herzoge ein Anderes zu rathen, als er für Pflicht hielt, und dessen Rechte nicht mit höchster Thätigkeit zu vertheidigen. Graf Görtz versichert, er selbst mit Mehreren habe die Beweise gesehen, daß die Anerbietungen, welche dem von Hofenfels, wenn er seinen Herrn zum Beitritt bewöge, gemacht worden, nach mäßigster Schätzung, den Werth von viermal hundert tausend Gulden überstiegen hätten. Und der Mann, der dieses aus-

ausſchlug, ſezt Görtz hinzu, hatte kein eigenes 1778
Vermögen und keine Ausſicht, im zweybrückiſchen
Dienſt etwas zu erwerben! Nicht ſchlecht ge-
handelt zu haben verdient kein beſonderes Lob;
denn ſtrenge Pflichterfüllung iſt eine Tugend, die jeder
Staatsdiener, unter allen Umſtänden, üben muß.
Dennoch iſt eine ſo edle Uneigennützigkeit ruhmvol-
ler Erwähnung werth. Bis auf die ſpäteſten Zeiten
müſſen alle Bayern den Namen Hofenfels, ſo wie die
Namen Obermayer, Lory, Leyden, und vor allen
auch den Namen der Herzogin Clemens, mit hoher
Achtung nennen, und nie darf unter ihnen das dank-
volle Andenken an das Verdienſt erlöſchen, das Graf
Görtz ſich um ihr Vaterland erworben hat. Denn
vorzüglich ſeinem thätigen Eifer, ſeinen mit
Klugheit bemeſſenen Schritten verdankt es Bayern,
daß der uralte Regentenſtamm ihm erhalten iſt.
Dieſer Miniſter war noch nie vorher in diploma-
tiſchen Geſchäfften gebraucht; aber er fühlte die
Wichtigkeit der Sache, die ihm übertragen war.
Der glückliche Erfolg ſeiner Unterhandlung wurde
ihm Angelegenheit des Herzens. Dies iſt das
ſicherſte Mittel für jeden Geſchäfftsmann, um ſei-
nen Zweck zu erreichen; keine Anweiſungen können
dieſe Geſinnung erſetzen. Sehr viele Unterneh-
mungen mislingen, weil der Beauftragte ſelbſt

1778 keinen wahren Antheil an der Sache nimmt, weil es ihm genügt, nur Alles zu vermeiden, was ihn einer Verantwortung aussetzen könnte. Nicht so Graf Görtz. Ihm war es ein eigenes Anliegen, sein Ziel zu erreichen. Er that Alles, um das festeste gegenseitige Vertrauen zwischen dem Könige und dem Herzoge, auch dessen Bruder, dem Prinzen Maximilian [13]), zu stiften, der in französischen Kriegsdiensten war, und der, wie Graf Görtz dem Könige schrieb, Energie mit edler Gesinnung verband. Der König befestigte nun durch seine Briefe den Herzog in den seiner Stelle würdigen Gesinnungen. Auch der Herzogin Clemens bezeugte Friedrich die hohe Achtung, welche ihr Patriotismus ihm eingeflößt hatte. Er schrieb ihr: Ah! Madame! que n'étiez-vous Electeur, nous n'aurions pas vu arriver les honteux événemens, dont tout bon allemand doit rougir jusqu'au fond du coeur.

Der Herzog erkannte den redlichen Eifer, der Graf Görtz für seine Sache begeisterte. Er folgte dessen Rath, und dieser war immer der weiseste, der in der Lage dieses Fürsten gegeben werden konnte.

13) Jetziger König von Bayern.

ſt. So rieth er dem Herzoge, auch um die Freundſchaft des Prinzen von Preußen ſich zu bewerben, um bey des Königs wahrſcheinlich nicht mehr ſehr entfernten Tode auch an ihm eine Stütze zu haben. Friedrich erfuhr dieſes, und, erhaben über kleinliche Eiferſucht, billigte es ſehr. Noch ein Schritt Görtzens verdient um ſo mehr Bewunderung, je mehr er von der Handelsweiſe gewöhnlicher Diplomatiker abwich. Er rieth dem Könige, dem Erbfolgerecht ſeines Hauſes auf die wichtigen Herzogthümer Jülich und Berg [14]), nach dem mit Carl 1778

14) Das Verhältniß dieſer Sache war folgendes. Das Fürſtenhaus, welches die nach und nach vereinten Lande Jülich, Berg, Cleve, Mark, Ravensberg und Ravenſtein beſaß, erloſch 1609 im Mannsſtamme. Unter mehreren Prätendenten waren die Häuſer Brandenburg und Pfalz-Neuburg die wichtigſten. Jedes derſelben ſuchte, mit Hülfe fremder Mächte, ſich in Beſitz zu ſetzen. Endlich verglichen ſie ſich dahin, daß Pfalz-Neuburg die Lande Jülich, Berg und Ravenſtein, Brandenburg aber Cleve, Mark und Ravensberg erhalten, und die Anſprüche eines jeden Hauſes an die dem andern überlaſſenen Lande ſo lange ruhen ſollten, als dieſes im Mannsſtamme vorhanden ſeyn werde. Der Mannsſtamm des Hauſes Pfalz-Neuburg erloſch mit Churfürſt Carl Philipp im Jahr 1742. Noch vor deſſen Abſterben aber hatte Friedrich II ſeinen Rechten an Jülich, Berg und Ravenſtein zum Beſten der Enkelin Carl Philipps, und ihres Gemahls, des Sulz-

1778 Theodors Tode bevorſtehenden Erlöſchen des Hauſes Pfalz-Sulzbach, zum Beſten des Zweybrückiſchen zu entſagen. Dem Könige, der zur Vertheidigung dieſes Hauſes einen Krieg unternehmen wollte, noch überdem die Aufopferung eigener Rechte zuzumuthen, ſchien gewagt und konnte misfallen; aber Görtz glaubte, daß ein Souverain, der wenige Jahre zuvor mit eben der Macht, deren Gewaltthat er jezt widerſtehen wollte, ſich zur Theilung Polens verbunden hatte, etwas thun müſſe, um den Glauben zu begründen, er handle ohne Eigennutz. Wirklich ſuchte man, ſobald die Theilnahme Friedrichs bekannt wurde, dem Herzoge die Meinung beizubringen, die Entſagung auf Jülich und Berg werde unſtreitig eines der Opfer ſeyn, die Preußen für den anerbotenen Beiſtand verlange. Es hätte ein ſolches Verlangen nicht getadelt werden können, da die dereinſtige Nachfolge in Jülich und

Sulzbachiſchen Pfalzgrafen, nachherigen Churfürſten Carl Theodors, und ihrer Nachkommen entſagt. Da es nun im Jahr 1778 höchſt wahrſcheinlich war, daß Carl Theodor keine eheliche Erben hinterlaſſen werde, ſo mußten mit ſeinem Tode die Rechte des Hauſes Brandenburg wieder aufleben. Dieſen Rechten zu entſagen und die Jülich-Bergiſchen Lande dem Herzoge von Zweybrücken und ſeinen Erben zu überlaſſen, war der Rath, den Graf Görtz dem Könige gab.

und Berg, und die jetzige in Bayern einander ganz 1778
fremde Gegenſtände waren. Aber der König fühl-
te, daß, um völliges Vertrauen zu gewinnen, er
Görtzens edlen Rath befolgen müſſe. Er that es
und zerſtreute dadurch jeden Verdacht.

Gern hätte Friedrich in dieſer Sache mit
Frankreich gemeinſchafftlich gehandelt, und er
wünſchte ſehr, dieſer Garant des weſtphäliſchen
Friedens möchte ſeine Pflicht erfüllen. Aber die-
ſes erlaubte die furchtſame Politik des damaligen
Staatsminiſters Grafen von Vergennes nicht.
Zwar erhielten die franzöſiſchen Geſandten im
Reich, nachdem ſie lange ohne alle Weiſung ge- den 10ten Febr.
blieben, endlich den Befehl, dem Gerücht zu wider-
ſprechen, es ſey die Convention vom dritten Januar
mit Vorwiſſen und Billigung Frankreichs geſchloſſen.
Die Geſandten mußten erklären: ſchon bey dem Le-
ben des Churfürſten von Bayern ſey von den Wiener
und Manheimer Höfen dem franzöſiſchen vertraulich
eröffnet, daß man ſich über gewiſſe Anſprüche des
erſtern gütlich vergleichen wolle; aber über die
Natur dieſer Anſprüche ſey durchaus nichts mitge-
theilt, und der franzöſiſche Hof habe alſo nicht an-
ders als dem guten Vorſatze, ſich über ihm unbe-
kannte Irrungen zu vergleichen, ſeinen Beifall geben

1778 können, ohne dadurch an dem, was nachher vorgegangen, den mindeſten Antheil zu nehmen. — Auch erhielt der Herzog von Zweybrücken ein Schreiben von Ludwig XVI, worin dieſer ſein bisheriges Betragen, auch daß er ſich an Preußen gewandt, ſehr billigte, und ihm die freundſchaftlichſte Theilnahme zuſicherte, aber immer wagte das Kabinet von Verſailles nicht, ſeine eigene Anſicht der öſterreichiſchen Forderungen deutlich zu erkennen zu geben. Sogar die vom Herzoge erbetene Garantie der Hausverträge wurde ſo lange ausgeſezt, bis die jetzigen Irrungen beigelegt ſeyn würden.

Sobald dieſes Friedrich erfuhr, übernahm er ſolche Garantie allein, und verband ſich feierlich, die Rechte des pfälziſchen Hauſes auf die Nachfolge in Bayern gegen die ungerechten Anſprüche des Wiener Hofes mit ſeiner ganzen Macht zu vertheidigen. Gegen den Akt, worin der König dieſes verſprach, wechſelte Graf Görtz einen andern des Herzogs ein, durch welchen dieſer ſich verpflichtete, ohne Genehmigung des Königs keine Art von Vergleich mit dem Wiener Hofe einzugehen. So wurde der Zweck dieſer wichtigen Unterhandlung

den 28ſten März.

glück-

glücklich erreicht. Graf Görtz ging nach Berlin, 1778
wo der König ihm eine anſehnliche Hofſtelle (Grand-Maitre de la Garderobe) und die Würde eines Staatsminiſters ertheilte. Noch mehr belohnte ihn die vollkommenſte Zufriedenheit des großen Monarchen, und die hohe Achtung Aller, mit denen er zu thun gehabt. Höchſt angenehm war ihm auch die Bemerkung, daß er überall biedere Männer gefunden hatte, die unter ſchwierigen Umſtänden ſich für die Sache des Rechts thätig bewieſen. Auch nicht Einem, ſagt Graf Görtz ſelbſt, habe er in dieſem Geſchäfft Vertrauen bewieſen, der ſich deſſen unwürdig bezeigt hätte. Eine ſolche Erfahrung macht Muth, für gerechte Sache zu arbeiten!

Noch ehe dieſe wichtige Verbindung zu Stande gebracht war, hatte Friedrich verſucht, durch Vorſtellungen den Wiener Hof zu bewegen, die gemachten Schritte zurückzunehmen. Wenn gleich er keine große Hoffnung haben mochte, dieſen Zweck zu erreichen; ſo lag ihm doch ſehr daran, Alles zu thun, um die Sache auf gütliche Weiſe beizulegen. Auch gedachte er während der Unterhandlung Zeit zu gewinnen, um zu ſehen, ob er von irgend einer Seite, beſonders von Frankreich oder Rußland,

1778 einigen Beiſtand erwarten dürfe. Er fing damit an, daß er über die in den miniſteriellen Erklärungen eröffneten Gründe des öſterreichiſchen Verfahrens Zweifel mittheilen ließ. Das Wiener Kabinet ſuchte dieſe Zweifel zu heben, aber ſeine Erläuterungen befriedigten nicht.

Anfang Febr. So begann ein lebhafter Schriftwechſel zwiſchen beiden Höfen. Ehe wir den Gegenſtand deſſelben darſtellen, machen wir die Hauptperſonen bemerklich, die an beiden Seiten den Streit führten. — Bereits ſeit einer Reihe von Jahren war Wenzel Anton, Fürſt von Kaunitz-Rittberg, abſtammend [15]) aus einem alten mähriſchen Geſchlecht, das auch die Reichs-Grafſchaft Rittberg im weſtphäliſchen Kreiſe beſaß, unter dem Titel eines Hof- und Staats-Kanzlers [16]), oberſter Leiter der Staatsgeſchäffte des öſterreichiſchen Hofes. Die-

15) Er war geboren 1711. Nachdem er wichtige Geſandſchafften bekleidet, den Frieden zu Aachen geſchloſſen, kam er 1753 an die Spitze der Geſchäffte, wurde 1764 Reichsfürſt, ſtarb 1794.

16) Als ſolcher war er alleiniger Miniſter der auswärtigen Geſchäffte, und hatte auch die Verwaltung der niederländiſchen und italieniſchen Provinzen mit ſehr ausgedehnter Vollmacht.

Dieſer Miniſter, ein Mann von großem Verſtande 1778
und durch vielfache Erfahrungen erworbenen ausgebreiteten Staatskenntniſſen, auch Freund und Beförderer der Wiſſenſchafften und Künſte, war Gründer des neuen politiſchen Syſtems, durch welches im Jahr 1756 Oeſterreich und Bourbon, der alten Eiferſucht entſagend, ſich zu gemeinſamer Beförderung ihrer Zwecke vereint hatten. Schon ſchien der Vortheil dieſes Syſtems durch Erfahrung erprobt. Oeſterreich war durch daſſelbe von der Seite geſichert, wo angegriffen zu werden ihm am gefährlichſten werden konnte. Die von Frankreich im weſtphäliſchen Frieden übernommene Garantie der deutſchen Verfaſſung war ſeit dieſer Verbindung Oeſterreichs Abſichten nicht mehr Hinderniß, und dem preußiſchen Staate war ſein natürlicher Alliirter entwandt. Sogar zu dem beabſichteten Untergang dieſes leztern Staats hatte im ſiebenjährigen Kriege Frankreich treulich, und zu eignem großen Nachtheile, mitgewirkt. Meiſterhaft war der Entwurf berechnet, den Fürſt Kaunitz für dieſen Krieg angelegt hatte, nach welchem widerwärtige Höfe, ohne eigenes Intereſſe, Werkzeuge ſeiner Zwecke wurden. Nur die mit jeder Coalition unabwendbar verbundenen Gebrechen, und Friedrichs überwiegender Genius hatten damals dieſen Monarchen ret-

1772 ten können. Späterhin war die Idee der Theilung Polens von Kaunitz zuerſt ausgegangen. Er wußte ſie zu bewirken, ohne Frankreichs Allianz zu verlieren. Kühnheit in den Entwürfen, Schlauheit in der Ausführung bildeten den Charakter dieſes Miniſters. Er wußte ſeine Entwürfe in undurchdringliches Geheimniß zu hüllen, und war Meiſter in jeder Kunſt der Verſtellung; über eitlen Eigenruhm war er weit erhoben, Talente und Verdienſt ehrend und belohnend, inſofern die jenigen, welche ſie beſaßen, zu tief unter ihm ſtanden, um die ſeinen verdunkeln zu können. Von ſeinen eignen Fähigkeiten hatte er die höchſte Idee. Sein Ehrgeiz war, der Staat, dem er diente, ſollte der erſte in Europa, er aber wollte der erſte Mann in dieſem Staate ſeyn. Jedes Mittel, was zu dieſem Zweck paßlich ſchien, war ihm gleich; Achtung für Recht war nicht in ſeiner Seele. Doch hatte er gewußt, der Welt die Meinung von ſich zu geben, daß er immer gerade und offen handle, kleine Vortheile und Nebenwege unter ſeiner Würde halte. Selbſt Aeußerung des Eigenſinns, der andere Menſchen und auch fremde Staaten tief herabwürdigte, auch auffallende Sonderbarkeiten ſeines äußern Benehmens, konnten die Achtung für ihn nicht mindern, erhöhten ſie wol gar in den Augen der

der Menge, die oft Stolz und Sonderbarkeit für 1778
Größe hält 17). So wurde Kaunitz für den vollendetſten Staatsmann ſeiner Zeit allgemein anerkannt. Maria Thereſia hatte unbegränztes Vertrauen zu ſeiner erprobten Einſicht, und ihr Sohn und Mitregent, wenn gleich weniger ergeben, wagte nicht, einem Miniſter zu widerſprechen, der die Verehrung von Europa für ſich hatte. Dieſer aber war gewandt genug, den ehrgeizigen Entwürfen des Sohnes in einer Art beizuſtimmen, die auch die

17) Dieſe Schilderung des berühmten Staatsmanns iſt nach den zuverläſſigſten ſchriftlichen und mündlichen Berichten entworfen, die ich mir habe verſchaffen können. Doch, wenn meine Entwickelung ſeiner Art zu handeln in dieſer bayerſchen, in der holländiſchen, und in der polniſchen Theilungs-Sache (leztere in der Beilage A.) nicht mislungen iſt, ſo wird ſie dem Leſer ein deutlicheres Bild von ſeinem Geiſt und Charakter geben, als alle gemeine Schilderungen es vermögen. Ich weiß, daß man den Fürſt Kaunitz oft ſittlich edler vorgeſtellt hat. Ein ächt hiſtoriſcher Beweis, daß er es wirklich geweſen ſey, würde mich freuen. Eine gute biographiſche Schilderung des denkwürdigen Staatsmannes findet ſich in Hrn. Schlichtegrolls Nekrolog aus dem Jahr 1794. Auch Hr. v. Hormayr hat im öſterreichiſchen Plutarch 12tes Bändchen eine Biographie deſſelben gegeben, die zwar mit Partheilichkeit gegen Preußen geſchrieben iſt, aber Kaunitzens Eigenſchaften als Menſch und Miniſter intereſſant entwickelt.

1778 die Mutter, welche die Erhaltung der Ruhe wollte, nicht zu ſehr kränken konnte. Vom Fürſt Kaunitz ging der Plan aus, ſeinem Hofe einen bedeutenden Theil von Bayern, vielleicht auch, bey fortgeſezter Unterhandlung, das ganze Land zu verſchaffen. Er leitete Alles, was in dieſer Angelegenheit geſchehen iſt.

An der Spitze der auswärtigen Geſchäffte des Berliner Hofes ſtanden zwey Staats- und Kabinets-Miniſter [18]), der Graf von Finkenſtein und von Herzberg. Jener ſtammte aus dem Königreich Preußen, war von gleichem Alter [19]) mit Friedrich und mit ihm erzogen. Von früher Jugend an zu politiſchen Geſchäfften gebildet, hatte er Geſandſchaffts-Poſten an mehrern Höfen, zulezt am ruſſiſchen, bekleidet. Seit dem Jahr 1749 war er Kabinets-Miniſter, und ſeit dem Jahr 1760 der erſte. Er verband mit gründlicher Kenntniß der Staatsverhältniſſe alle jene Leichtigkeit in Behandlung

18) Kabinets-Miniſterium hieß im preußiſchen Staat das Miniſterium oder Departement der auswärtigen Geſchäffte. Seit König Friedrich Wilhelm I beſtand daſſelbe bald aus einem, bald, und meiſtens, aus zwey, bald auch aus drey Miniſtern.

19) Er iſt geboren 1712, und geſtorben 1801.

lung derſelben und alle jene Annehmlichkeit der äu- 1778
ßern Form, die nur das Leben in der großen Welt zu geben vermag. Erfahrung hatte ihm Menſchenkenntniß erworben, ihm ein feines und richtiges Gefühl in Geſchäfften gegeben; die Rechtlichkeit ſeines Charakters gewann ihm die Achtung Aller, die mit ihm in Verhältniſſe kamen, und die gute Meinung fremder Höfe. Der König hatte große Zuneigung und ein Vertrauen zu ihm, welches der Miniſter dadurch ununterbrochen erhielt, daß er mit der Gewandheit des Hofmanns in jede Idee und jede Laune des Monarchen ſich fügte. Sein Rath hatte um ſo mehr Gewicht, da er ihn nie ungefodert gab.

Andern Geiſt und andern Charakter hatte der zweite Kabinets-Miniſter, Ewald Friedrich von Herzberg. Er ſtammte aus Pommern [20]). Ohne Vermögen und glänzende äußere Vorzüge hatte er von früher Jugend an mit Eifer dem tiefen Studium der Geſchichte, des Staatsrechts und allen den Wiſſenſchafften ſich gewidmet, durch die er dem Vaterlande nüzlich zu werden hoffte. Früh war er

20) Er war geboren 1725, wurde 1786 von König Friedrich Wilhelm II in den Grafenſtand erhoben, entlaſſen 1791, iſt geſtorben 1795.

1778 er im Departement der auswärtigen Geſchäffte, doch nicht zu Verſendungen an fremde Höfe a), gebraucht. Er arbeitete mehrere Jahre im geheimen Archiv, und brachte einen wichtigen Theil deſſelben in neue, beſſere Ordnung. Die Staatsſchrift, durch welche der Anfang des ſiebenjährigen Krieges gerechtfertiget wurde, ſo wie die folgenden Schriften, welche während deſſelben erſchienen, waren ſeine Arbeiten. Sie erhielten den Beifall des Königs und erwarben die Aufmerkſamkeit von Europa. Herzberg ſchloß den Frieden mit Oeſterreich und Sachſen zu Hubertsburg unter Friedrichs unmittelbarer Leitung, der ihm ſeine Inſtruktionen in die Feder diktirte, und von Leipzig aus, wo er damals war, ſich täglich mit ihm über alle Vorfälle unterhielt. Am Ende der Unterhandlung ſagte er ihm das belohnende Wort: vous avez fait la paix comme moi la guerre, und ernannte ihn zum zweiten Miniſter der auswärtigen Geſchäffte. Herzberg hatte eine gelehrte Kenntniß der Verhältniſſe und Rechte aller europäiſchen Staaten; die Beziehungen des preußiſchen kannte er im kleinſten Detail. Alle Thatſachen waren ſeinem Geiſte

a) Nur zu der Wahl Kaiſer Franz I im J. 1745 war er bey der brandenburgiſchen Geſandtſchaft angeſtellt geweſen.

Geiſte in ihrem Zuſammenhange, ſo oft er es bedurfte, gegenwärtig. Er hatte eine ſchnelle und leichte Faſſung, bemerkte auch in den verwickeltſten Sachen bald die Hauptpunkte, auf die er dann Alles zurückführte und an ihnen feſthielt. So wurde ſeine Darſtellung klar, einfach und überzeugend. Seine Thätigkeit und ſein Fleiß waren ohne Gränzen, ſeine Geſinnungen edel. Liebe des Vaterlandes war Leidenſchaft bey ihm, und die einzige, die bey ihm bemerkt wurde. Preußens Größe und Ruhm, und durch dieſen eigener Ruhm, war das alleinige Ziel aller ſeiner Beſtrebungen. Er erwartete viel von den moraliſchen Kräften der Menſchen, und ſein Geiſt weilte immer gern bey den Beweiſen derſelben in alter und neuer Geſchichte. Gleiche Geſinnungen ſuchte er auf alle Weiſe in der Nation zu wecken, und alle ihre Söhne mit ſo feuriger Liebe des Vaterlandes zu beleben, wie er ſie in eigener Bruſt fühlte. Doch jede menſchliche Tugend iſt immer nahe mit Schwächen und Mängeln verwandt. So verſchmähete Herzberg oft die Regeln der Klugheit, welche in großen Geſchäften Geheimniß der vorgeſezten Zwecke und der anzuwendenden Mittel anräth. Im Bewußtſeyn reiner Abſicht, im Gefühl der Kraft ſeines Staats hielt er mit dem, was ſeine Politik bezielte, nicht zurück. 1778

Preus

1778 Preußens Größe war der Hauptgedanke, der ihn immer beschäfftigte. Gern eröffnete er sich über diesen Gegenstand gegen Jeden, der dafür Empfänglichkeit zu haben schien. Dies wurde von den Fremden oft schlau benuzt und zog ihm von den Einheimischen bittern Tadel zu. Auch brachte diese Art zu handeln ihn mit dem ganz anders denkenden Collegen Finkenstein nicht selten in Mishelligkeit; sogar mit des Königs Verfahren war Herzberg oft unzufrieden und hielt dieses weder gegen ihn selbst, noch gegen Andere zurück. Friedrich wollte, vorzüglich während der spätern Periode seines Lebens, vor Allem Behauptung des Ruhestandes. Der Minister war für große Maaßregeln, für kühne und rasche Thätigkeit. Friedrich beurtheilte die Kräfte seines Staats, in Verhältniß zu denen der übrigen, richtiger. Herzberg täuschte sich vielleicht zuweilen, indem er den natürlichen Kräften Preußens zuschrieb, was nur Folge von Friedrichs außerordentlichen Talenten und dem Zusammentreffen seltner Umstände war. Auch hatte Herzberg die Meinung, der Krieg sey von Zeit zu Zeit Bedürfniß für Preußen, um nicht dessen Uebung zu verlieren und patriotische Gesinnung immer neu zu beleben. Im Bewußtseyn, wie er nichts als das Wohl des Staats und höchsten Ruhm des Königs wolle,

war-

wartete er nicht immer ab, bis dieſer ſeinen Rath 1778
verlangte, ſondern legte, wenn es ihm Noth ſchien, auch ungefragt das vor, was er für das Beſte hielt, und drang lebhaft auf deſſen Ausführung. Friedrich, der guten Abſicht verſichert, ertrug dieſes meiſtens ſehr freundlich und entwickelte ſeinem Miniſter umſtändlich die Gründe, warum er nicht ſeiner Meinung ſeyn könne; doch zuweilen, und wenn lezterer gar zu oft mit ſeinen Gegenvorſtellungen kam und zudringlich wurde, wies der König ihn etwas rauh zurecht. Bald jedoch, und immer mit vollem Vertrauen, kehrte er zu ihm zurück.

Gerade die Verſchiedenheit der Charaktere und der Handlungsart der beiden Miniſter machte ſie zu treflichen Werkzeugen der Regierung Friedrichs, der Jeden von ihnen nach ſeinen eigenthümlichen Vorzügen zu benuzen verſtand. Alle Nachtheile, die aus dieſer Verſchiedenheit bey einem Regenten, der nicht ſelbſt regierte, hätten hervorgehen können, fielen bey Friedrich weg. Er leitete die großen Staats-Geſchäffte unmittelbar; er ſelbſt gab in jedem ſolchen Geſchäfft das Ziel an, das erreicht werden ſollte; er ſelbſt beſtimmte die Mittel, welche deshalb anzuwenden waren. So handelte er auch in der bayerſchen Erbfolge-Sache. Aus eige-

1778 ner Bewegung hatte er beschlossen, den österreichischen Absichten entgegen zu treten. Ohne seine Minister zuzuziehen, hatte er den Grafen Görtz abgesandt und ihn allein durch seine Instruktionen geleitet bis zu der Vereinbarung mit dem Herzoge von Zweybrücken. Aber von nun an, da er mit dem Wiener Hofe in nähere Erklärungen eingehen wollte, überließ er es dem Ministerium, und vorzüglich seinem Herzberg, entweder diesen Hof zu billigern Grundsätzen zu bewegen, oder, wenn dieses mislänge, dessen Verfahren in seinen für die Freiheit aller deutschen Reichsstände gefährlichen Folgen so nachdrücklich zu schildern, um dem Widerstande des Königs die Billigung Deutschlands und der europäischen Höfe zu erwerben.

Herzberg entledigte sich dieses Auftrags mit der ihm eigenen Thätigkeit, und voll Eifers für die Gerechtigkeit der Sache, von der er lebendig durchdrungen war. Alle Aufsätze, welche im Namen des Hofes erschienen, auch die vom Gesandten von Riedesel in Wien übergebenen Noten, sind aus dieses Ministers Feder geflossen. Seine Schriften wurden in und außer Deutschland mit herzlicher Theilnahme gelesen. Alles, was der staatskluge Kaunitz entgegensezte, vermogte Niemand zu über-

zeu-

zeugen. Die klare Darſtellung der Thatſachen, die 1778
bündigen rechtlichen Folgerungen aus denſelben, die Würde und Mäßigung des Tons unterſchieden Herzbergs Aufſätze ſo ſehr, daß ſie als Meiſterwerke in ihrer Art anerkannt wurden. Die erſte derſelben machte Herzberg noch nicht im Namen des Hofes, ſondern als Privatſchrift, unter dem Titel: „Betrachtungen über das Recht der bayerſchen Erbfolge“ bekannt. Sie ſtellte klar die Hauptpunkte dar, auf welche es in der Sache ankam, und that große Wirkung. In Beziehung auf dieſe Schrift und die folgenden, bemerken wir hier nur das Weſentliche der gemachten Anſprüche, ſo wie deſſen, was von der Gegenſeite geſagt worden [22]).

22) Die Schriften des preußiſchen Hofes finden ſich in dem zweiten Bande des Recueil des déductions et autres écrits publiés par le Comte de Herzberg. Berlin 1789. Eine gründliche Erörterung aller damals zur Sprache gekommenen Rechtsfragen, nebſt einer Sammlung beweiſender Urkunden, enthält die Deduktion des Zweybrücker Hofes, unter dem Titel: „Vorlegung der fideicommiſſariſchen Rechte des Chur- und fürſtlichen Hauſes Pfalz,“ deren Verfaſſer der herzogliche geheime Archivar Bachmann war. Auch der churſächſiſche Hof bewies ſeine Rechte durch eine Deduktion: „Ihro Chur-

1778 Oeſterreichs Beſitznahme bayerſcher Lande wurde durch dreifache Anſprüche begründet. Der erſte und wichtigſte derſelben ging auf einen ſehr beträchtlichen Theil des eigentlichen Herzogthums Bayern, denjenigen nämlich, der unter dem Namen Niederbayern von einer bereits im Jahr 1425 mit Herzog Johann erloſchenen ſogenannten Straubingeſchen Linie beſeſſen war.

Churfürſtl. Durchlaucht zu Sachſen rechtsbegründete Anſprüche an die bayerſche Allodial-Verlaſſenſchaft," die den Staats-Miniſter Freyhrn. von Gutſchmidt zum Verfaſſer hat, wenigſtens unter ſeinen Augen gemacht iſt. Die öſterreichiſche Hauptſchrift iſt unter dem Titel: „Unpartheyiſche Gedanken über verſchiedene Fragen bey Gelegenheit der Succeſſion Maximilian Joſephs" erſchienen. Ihr Verfaſſer iſt von Schröter, ein durch mehrere gelehrte Schriften bekannter und verdienter Publiciſt. Hr. v. Hormayr hat eine Biographie von ihm gegeben im öſterreichiſchen Plutarch, XIIes Bändchen. Obgleich Schröters Schrift nur als die Arbeit eines Privatgelehrten erſchien, ſo bewies doch ihr Inhalt, daß ſie mit Wiſſen und auf Befehl des Hofes geſchrieben ſey. Sie theilte zuerſt, doch nur im Auszuge, die beiden Urkunden mit, auf welche Oeſterreich ſein Recht an Niederbayern gründete. Erſt viel ſpäter erſchien die Hauptſchrift des Hofes: „Ihro Kaiſerl. Königl. Apoſtoliſch. Majeſtät Gerechtſame und Maaßregeln in Abſicht auf die bayerſche Erbfolge." — Wahrſcheinlich hatte auch dieſe denſelben Verfaſſer. Alle von den Kri-

war. Wegen des Umfanges, den dieſer Landestheil gehabt habe, bezog man ſich auf einen Theilungsbrief vom Jahr 1353, und das Recht an denſelben gründete man darauf, daß Kaiſer Sigismund ſeinen Schwiegerſohn Herzog Albert V [z]) von Oeſterreich, deſſen Mutter des lezten Straubingeſchen Herzogs Johann Schweſter geweſen, 1426 mit dieſem Lande belehnt habe. Von dieſem Herzoge Albert V ſtammte Maria Thereſia doch nur in weiblicher Linie ab, und verlangte deshalb jezt, bey Ausgang des bayerſchen Mannsſtamms, das demſelben verlie- 1778

ſtreitenden Höfen bekannt gemachten öffentlichen Schriften, ſo wie auch viele von Privatmännern verſuchte Erörterungen, findet man aufbewahrt in zwey Sammlungen:

1) Abhandlungen und Materialien zum neueſten deutſchen Staatsrecht. Berlin 1778. Der Herausgeber war Prof. Hauſen zu Frankfurt an der Oder.

2) Vollſtändige Sammlung von Staatsſchriften zum Behuf der bayerſchen Geſchichte. Frankfurt und Leipzig 1778; deren Herausgeber der Profeſſor Arndt zu Leipzig war.

Auf dieſe Sammlungen verweiſen wir Leſer, welche noch vollſtändiger ſich unterrichten wollen. Uns genügte es, hier die Hauptpunkte und den Geiſt anzudeuten, in welchem der Streit geführt worden.

z) Unter den Kaiſern hatte er nachher den Namen Albert II.

1778 hene Land [24]). Doch weder die Urkunde, durch welche diese Belehnung geschehen seyn sollte, noch jener Theilungs-Brief, der die Gränzen des Landes, mit dem belehnt worden, bestimmte, wurden gleich anfangs, sondern erst später im Fortgange der Unterhandlung mitgetheilt. Dennoch hatte Carl Theodor den Anspruch als gültig anerkannt, sogar sich mit der Verbindlichkeit des Beweises belastet, daß diese oder jene Orte zu dem von der Straubingeschen Linie besessenen Landestheile nicht gehört haben. Dieses hatte die Folge, daß bald darauf Irrung über den Umfang dieses Landes entstand, und der Churfürst durch in seinem Archiv gefundene Urkunden bewies, Oesterreich habe eine grosse Menge Orte in Besitz genommen, welche die Straubingesche Linie nie besessen hatte, also auch Oesterreich, nach eigner Behauptung, nicht verlangen konnte.

Bey näherer Untersuchung der geschichtlichen Umstände, auf welche der österreichische Anspruch gegründet werden sollte, ergab sich Folgendes. Bey dem Ausgange der Straubingeschen Linie, im Jahre 1425, waren die in den andern Linien des bayer-

24) Zur Uebersicht aller dieser genealogischen Verhältnisse ist in Beilage B. eine Tafel beygefügt.

bayerſchen Mannsſtammes lebenden Herzöge un- 1778
ſtreitige Erben des eröffneten Lehns. Kaiſer Sigis-
mund erkannte ſie in einem bald nach Abſterben des
lezten Herzogs Johann an ſie erlaſſenen Schreiben
als ſolche an, und ermahnte ſie, ſich wegen Thei-
lung des ihnen angefallenen Landes (da unter ihnen
ſtreitig war, ob ſie nach den Köpfen oder den
Stämmen geſchehen ſolle) gütlich zu vergleichen;
wenn ſie dies aber nicht vermögten, wolle es der
Kaiſer entſcheiden. Dieſer ſehr angemeſſenen Er-
klärung zuwider belehnte Kaiſer Sigismund aber im
folgendem Jahre ſeinen Schwiegerſohn, Herzog
Albert V von Oeſterreich, mit ſeinem Rechte,
das er an das Niederland zu Bayern habe oder
haben ſollte. Dieſes Herzogs Albert Mutter war
Schweſter des lezten Straubingeſchen Herzogs, alſo
war er deſſen Allodial-Erbe, und ſein Recht konnte
kein anders ſeyn, als was in dieſem Verhältniß
begründet war. Zu gleicher Zeit, und unter glei-
cher Formel, beliehe der Kaiſer die noch vorhan-
denen vier Herzoge von Bayern, jeden beſon-
ders, mit ſeinem Rechte an eben das Land
Niederbayern. Wenige Tage nachher erklärte eben
dieſer Kaiſer, im Widerſpruch mit dem, was er
ſo eben gethan, in einer andern Urkunde: das Land
Niederbayern ſey dem Reiche angefallen, und auf

1778 den Fall, daß dieſer Anſpruch gültig erkannt würde, ernannte er den Herzog Albert V zum Statthalter des Landes, beliehe aber mit demſelben ſeine an eben dieſen Herzog vermählte Tochter Eliſabeth und deren Erben, und erſt, wenn dieſe nicht mehr wären, den Herzog Albert ſelbſt und deſſen Erben. Nachher übertrug eben dieſer Kaiſer die Unterſuchung der verſchiedenen Anſprüche erſt dem Churfürſt von Brandenburg, nebſt einigen andern Fürſten, dann dem Churfürſt von Mainz, welcher deshalb ein Mannengericht zuſammenberufen ſollte, und endlich that er ſelbſt, mit Zuziehung vieler Fürſten des Reichs, einen oberſtrichterlichen Spruch, durch welchen er die Herzoge von Bayern für rechtmäßige Erben des ſtreitigen Landes erklärte und ſie mit demſelben belieh, wobey er den von ihm ſelbſt, Namens des Reichs, gemachten Anſpruch zurücknahm, des Anſpruchs des Herzogs Albert aber gar nicht erwähnte.

Alle dieſe widerſprechenden Handlungen des Kaiſer Sigismund wurden vom preußiſchen Hofe und dem Herzoge von Zweybrücken bemerklich gemacht und unwiderſprechlich bewieſen, daß Bayern von älteſter Zeit her ein Reichs-Mannlehn geweſen, alſo nicht ein Theil deſſelben an weibliche Nachkom-

kommen habe vererbet, eben ſo wenig, bey noch 1778
vorhandenem Mannsſtamme des erſten Erwerbers, dem Reiche habe anheimfallen können; daß der Kaiſer dieſes auch ſelbſt eingeſehen, und deßhalb von ſeinem unrechtlichen Verſuch, das bayerſche Haus ſeines Stammlandes zu berauben, zurückgekommen ſey. Auch wurde bemerkt, daß Herzog Albert V und ſeiner Gemahlin Eliſabeth Mannsſtamm mit ihrem Sohn Ladislaus längſt erloſchen [25], deren weibliche Nachkommen in den Häuſern Brandenburg und Oeſterreich aber noch vorhanden ſeyen, jedoch jenes von der älteſten, dieſes von der jüngſten Tochter Herzogs Albert und Eliſabeth abſtamme, alſo, wenn Kaiſers Sigismund Belehnung gültig und jezt noch Wirkung haben könne, dieſe ſich zu Gunſten des Hauſes Brandenburg, nicht Oeſterreichs, äußern würde. Ueber alles dieſes wurde noch eine Urkunde Herzogs Albert V vorgelegt, durch welche dieſer Fürſt im Jahr 1429 allen von ihm gemachten Anſprüchen an das Niederland zu Bayern feierlichſt entſagt und dagegen von den bayerſchen Herzögen eine Summe Geldes empfangen hatte [26]. Zulezt wurde ſogar noch höchſt

25) Ladislaus ſtarb 1457 ohne Kinder.

26) Die von einem bayerſchen-Archivar 1569 gemachte Abſchrift

1778 wahrscheinlich gemacht, daß die Urkunden, auf welche Oesterreich sich jezt berufe, vom Kaiser Sigismund nie ausgestellt, sondern von einem in der Geschichte seiner Zeit übel berüchtigten Betrüger erdichtet seyen [27]).

Alle

schrift der vom Herzog Albert ausgestellten Renunciations-Urkunde war dem ehemaligen Reichshofrath von Senkenberg, einem großen Kenner der Geschichte des Mittelalters, zugekommen, und dessen Sohn, der Hessendarmstädtische Regierungs-Assessor von Senkenberg, hatte sie zufällig unter den hinterlassenen Papieren seines Vaters gefunden, und aus guter patriotischer Gesinnung dem pfälzischen Hofe mitgetheilt. Obgleich das Original im Münchner Archiv; nicht gefunden werden konnte, so bezeugte doch ein bey demselben angestellter bejahrter Registrator eidlich, daß ihm diese Urkunde sehr wohl bekannt sey, weil er sie im Jahr 1734, auf Befehl des damaligen Ministeriums, mehrmals habe abschreiben müssen. Nach allen Umständen war an der Aechtheit der Urkunde nicht zu zweifeln, und die gegen dieselbe gemachten Einwürfe waren unbedeutend. Die harte Behandlung, welche der Freiherr von Senkenberg, als er bald nachher nach Wien reisete, daselbst erfuhr, bewies nur, wie unangenehm dortigem Hofe die von ihm gemachte und mitgetheilte Entdeckung sey.

27) Michael von Priest, Probst zu Bunzlau und Protonotarius der kaiserlichen Kanzley, war vom Kaiser Sigismund selbst im Jahr 1426 für einen Urkunden-Verfälscher öffentlich erklärt, und hatte, durch

Zeu-

Alle dieſe gehäuften Beweiſe ließen über den 1778
gänzlichen Ungrund des öſterreichiſchen Anſpruchs an Niederbayern gar keinen Zweifel. Es iſt in der That kaum begreiflich, wie Fürſt Kaunitz es wagen konnte, ſolche keine Prüfung beſtehenden Vorwände dem denkenden Publikum vorzulegen und eine unrechtliche Anmaaßung durch dieſelben beſchönigen zu wollen. Die Würde des eigenen Hofes wurde durch ſolches Betragen herabgeſezt.

Der zweite öſterreichiſche Anſpruch ging auf einen Theil der Oberpfalz, der als Lehn der Krone Böh-

Zeugen überführt, ſelbſt eingeſtehen müſſen, dem Herzoge Erich von Sachſen-Lauenburg einen falſchen von ihm erdichteten Lehnbrief ausgeſtellt zu haben. Höchſt merkwürdig war es alſo, daß gerade in eben dieſem Jahre die beiden Urkunden, auf welche Oeſterreich ſich jezt berief, von eben dem Michael Prieſt ausgeſtellet und nur von ihm unterzeichnet waren, dagegen die andern in dieſer Sache ergangenen Urkunden die kaiſerlichen Kanzler unterzeichnet hatten. Alle dieſe Umſtände machten es ſehr wahrſcheinlich, daß dieſer Betrüger jene Urkunden erdichtet, Herzog Albert aber, um aller Unterſuchung über dieſen Betrug auszuweichen, ſeinen gemachten Anſprüchen förmlich entſagt und ſich wegen ſeiner Allodialforderungen mit einer Summe Geldes hatte abfinden laſſen. Dieſes angenommen wurde es auch erklärlich, warum Kaiſer Sigismund in ſeinem lezten Urtheils-Spruch der Anſprüche Herzogs Albert gar nicht gedacht hatte.

1778 Böhmen nur dem bayerschen Churhause verliehen, nach dessen jetzigem Erlöschen also dem Lehnherrn angefallen sey. Gegen diese Behauptung wurde, mit Vorlegung urkundlicher Beweise, gezeigt: der in Anspruch genommene Theil der Oberpfalz sey vom gemeinschaftlichen Ahnherrn erworbenes Stammland des Wittelsbachischen Hauses, das durch alte Verträge zuerst dem pfälzischen Stamme zugetheilt, zwar nachher an die Krone Böhmen gekommen, aber von dieser wieder dem pfälzischen Stamme verliehen und von demselben bis auf Churfürst Friedrich V besessen war. Lezterer, führte man weiter an, habe durch seinen unglücklichen Versuch, die böhmische Krone dem Hause Oesterreich zu entreißen, im dreißigjährigen Kriege dieses Land verwirkt, und durch den westphälischen Frieden sey dieses böhmische Lehn, so wie die ganze Oberpfalz, dem bayerschen Stamme zuerkannt, mit ausdrücklicher Bedingung jedoch, daß, wenn dieser bayersche Stamm ausgehen, der pfälzische aber übrig bleiben sollte, alsdann die Oberpfalz, ohne einige Ausnahme, diesem leztern wieder anfalle. Da nun der vorgesehene Fall jezt eingetreten sey, so könne die Krone Böhmen durchaus kein Recht des Anfalls behaupten, sondern die ganze Oberpfalz, mit Einschluß des darin befindlichen böhmischen Lehns, gehöre jezt, nach bestimmter Vorschrift des

west-

weſtphäliſchen Friedens, dem pfälziſchen Stamme, 1778
grade unter eben den Verhältniſſen, unter welchen der bayerſche dieſes Land bisher beſeſſen habe.

Der dritte öſterreichiſche Anſpruch betraf die in Schwaben belegene Herrſchaft Mindelheim. Kaiſer Matthias, wurde behauptet, habe im Jahr 1614 dem Erzhauſe auf dieſe Herrſchaft Anwartſchaft ertheilt. Auch hierüber wurde die beweiſende Urkunde nicht vorgelegt. Bekannt war indeß, daß das Haus Bayern von eben dem Kaiſer Matthias im Jahr 1618 mit Mindelheim beliehen, und daß weder damals noch in der Folgezeit bey verſchiedenen Veränderungen, welche das Ländchen erfahren, des öſterreichiſchen Anſpruches je gedacht ſey. Den Hausverträgen gemäß behauptete alſo das Haus Pfalz, es ſey jezt ihm angefallen.

Das Erzwungene und Hervorgeſuchte ſämmtlicher öſterreichiſcher Anſprüche entging keinem Unpartheyiſchen. Die Anerkennung derſelben von dem Churfürſt Carl Theodor konnte ihnen nicht mehr Werth beilegen, als ſie wirklich hatten. Er ſelbſt geſtand in einem Schreiben an den Herzog von Zweybrücken: er ſey vom Wiener Hofe ſo gedrängt worden, daß er, um nicht einer gewaltſamen Ueberzeugung ſeiner Lande, und ſelbſt der Hauptſtadt ſich aus-

1778 auszuſetzen, in die verlangten Abtretungen haben willigen müſſen. Aber wäre auch ſeine Ueberlaſſung derſelben freiwillig geſchehen, immer blieb es gewiß, daß ſie die Lehnsnachfolger nicht der vom erſten Erwerber herkommenden Rechte und Lande zu berauben vermogte. Churfürſt Carl Theodor konnte höchſtens für die Zeit ſeines Lebens altes Stammland ſeines Hauſes einem Fremden überlaſſen. Als man zu Wien durch die Stärke der Gründe zu ſehr ſich in die Enge gebracht ſahe, wollte man wirklich behaupten, nur lezteres ſey geſchehen. Man erklärte ſich bereit, mit dem Herzoge von Zweybrücken, wenn er dereinſt zur Nachfolge berufen würde, ein neues Abkommen zu treffen. Aber der Inhalt der Convention vom dritten Januar widerſprach offenbar dieſer Behauptung. Durch dieſelbe war die Abtretung von Carl Theodor auf immer für alle Erben und Nachfolger geſchehen, und ſicher war es bey derſelben nicht die Abſicht des Wiener Hofes geweſen, von den Landen, die er feierlichſt in Beſitz genommen, nur den Nießbrauch während Carl Theodors Leben zu erwerben, noch konnte deſſen Lehnserben wirklich zugemuthet werden, ſich allen den Unannehmlichkeiten auszuſetzen, welche ein dereinſtiger Rückfall der für eine unbeſtimmte Zeit entzogenen Lande nothwendig für ſie haben mußte.

So

So unwiderſprechlich die Nachfolge des pfälzi- 1778
ſchen Hauſes in ſämmtlichen hinterlaſſenen Lehnen des verſtorbenen bayerſchen Churfürſten war; eben ſo gewiß konnte deſſen Allodial-Erbſchaft nur ſeiner einzigen hinterlaſſenen Schweſter, der verwittweten Churfürſtin von Sachſen, zufallen. Wenn die Kaiſerin-Königin wegen ihrer Abſtammung von bayerſchen Prinzeſſinnen des 16ten und 17ten Jahrhunderts auch als Allodial-Erbin auftreten wollte; ſo waren die noch vorhandenen Nachkommen aller übrigen ſeit Jahrhunderten vermählt geweſenen Töchter des Hauſes Bayern zu gleicher Forderung [28]) berechtiget. Der Allodial-Nachlaß des lezten Churfürſten mußte dann unter ſehr viele deutſche und europäiſche Regenten-Häuſer zerſplittert werden, die ſo gut als das öſterreichiſche in ihren Stammtafeln bayerſche Prinzeſſinnen als Ur- und Aeltermütter aufführten. Der Wiener Hof kam hier mit allgemein angenommenen Rechtsſäzen, ja mit eigenen Behauptungen, denen er ſeine Lande verdankte, in auffallenden Widerſpruch. Denn, galt nicht der Grundſaz, daß die nächſte weibliche Verwandtin des lezten männlichen Beſizers die Nachkommen älterer Töch-

28) Das herzogliche Haus Würtemberg verſuchte wirklich die ſeinige geltend zu machen.

1778 Töchter ausschließe, so hatte Maria Theresia in der Erbfolge der österreichischen Monarchie, als Tochter Kaiser Karls VI, den Töchtern dessen ältern Bruders, Kaiser Josephs I, d. i. den Häusern Bayern und Sachsen, nicht vorgehen können.

Der Kaiser hatte, Namens des Reichs, mehrere von dem erloschenen Churhause besessene Herrschaften, als eröffnete Lehne, militärisch besetzen, dabey aber einem Jeden, der an diese Lehne Anspruch zu haben vermeine, seine Rechte vorbehalten lassen. Dieses Verfahren schien allerdings der Verfassung gemäß, nur drang der preußische Hof darauf, der Kaiser solle, wie seine Wahlkapitulation ihn dazu verpflichte, über diese Lehne nicht anders als mit Berathung des Reichs verfügen, vor allem zuvörderst die Frage, gleichfalls mit Zuziehung des Reichs, erörtern lassen: ob diese Lehen wirklich erlediget, oder, nach Abgang des bayerschen Stammes, dem überlebenden pfälzischen angefallen seyen? Der Herzog von Zweybrücken behauptete lezteres, weil durch die Hausverträge ausdrücklich bestimmt sey, daß alle von einem Stamme des Gesammthauses gemachten Erwerbungen nach dessen Abgange dem andern zufallen sollen. Dergleichen Verträge deutscher Fürstenhäuser waren, nach der Reichsverfassung, gültig, auch

der

der Kaiſer zu ihrer Aufrechthaltung verpflichtet. 1778
Immer war es klar: nicht der Kaiſer allein mußte über dieſe Frage entſcheiden wollen. Seine Wahlkapitulation (Artikel 11) verband ihn beſtimmt, bey ſolcher Entſcheidung das Reich zuzuziehen; es geſchahe aber jezt kein Schritt, um dieſer Pflicht ein Genüge zu thun, und alle bayerſche Lehen blieben unter öſterreichiſcher Verwaltung und von öſterreichiſchen Haustruppen beſezt.

Auf eines dieſer Lehen, die Landgrafſchaft Leuchtenberg, machte das herzogliche Haus Mecklenburg, Kraft einer vom Kaiſer Maximilian I erhaltenen Anwartſchaft, Anſpruch. Der Herzog von Zweybrücken widerſprach demſelben und der preußiſche Hof verlangte, auch dieſer ſtreitige Gegenſtand ſolle von Kaiſer und Reich unterſucht und entſchieden werden.

Der Wiener Hof war zu entſchloſſen, ſeine Abſichten durchzuſetzen, als daß ihn irgend etwas hätte bewegen können, die gethanen kühnen Schritte zurückzuthun. So ſehr Maria Thereſia die Erhaltung des Friedens bey herannahendem Alter wünſchte, ſo erlaubte doch der Ehrgeiz ihres Sohnes kein Nachgeben; auch dem ſtolzen Sinne des Fürſten Kaunitz

1778 war dieses nicht gemäß. Des Herzogs von Zweybrücken gründliche Darstellungen, Herzogs lichtvolle Staatsschriften überzeugten ganz Deutschland; nur in Wien konnten sie keine Aenderung der Gesinnung bewirken. Immer bestand man hier darauf, das Recht, sich über streitige Gegenstände zu vergleichen, gebühre jedem Privatmanne, so auch jedem Reichsstande. Da die Kaiserin-Königin sich mit der Hauptpersen, dem Churfürsten, verglichen habe, so sey kein Dritter ermächtiget, die Gnade, bey denen er sich beruhiget, neuer Prüfung zu unterwerfen. Zuletzt schien Fürst Kaunitz aller weitern Diskussion ein Ende machen zu wollen, indem er, ohne auf die vom preußischen Hofe vorgelegten Gründe sich weiter einzulassen, erklärte: sein Hof werde die durch Vertrag erworbenen Besitzungen nicht zurückgeben, auch nicht zugeben, daß ein Reichsstand sich zum Vormund und Richter seiner Mitstände aufwerfe; gegen Jeden, der dieses unternehme, werde er sich zu vertheidigen wissen, auch gegen einen solchen sich in den [illegible] chem Sinn erklärte auf dem Reichstage der österreichische Gesandte, daß die Kaiserin-Königin den Richterstuhl des Königs von Preußen in dieser Sache nicht anerkennen könne.

d. 18ten April.

Da

Zu eben der Zeit, da dieſe Erklärungen geſchahen, wurden die öſterreichiſchen Truppen aus den entfernteren Gegenden in Ungarn, Italien und den Niederlanden in Bewegung geſezt, und in Böhmen gegen die ſchleſiſche Gränze zuſammengezogen. Kaiſer Joſeph II begab ſich ſelbſt zu dem verſammelten Heer. Friedrich beſorgte einen Einfall in ſeine Lande; dieſe Beſorgniß hatte aber wenig Wahrſcheinlichkeit. Man wußte, daß Maria Thereſia den Ausbruch eines Krieges höchſt ungern ſahe, und man konnte vorausſehen, daß der Kaiſer, obgleich er den Krieg ſehr wünſchte, doch ſowohl aus Schonung für ſeine Mutter, als auch aus Rückſicht für Frankreich und Rußland, Alles thun werde, um nicht den Schein des angreifenden Theils zu haben. Prinz Heinrich, überhaupt dieſem Kriege abgeneigt, widerſprach lebhaft den Beſorgniſſen und Vermuthungen des Königs. Dieſer beſtand aber auf ſeiner Anſicht und zog gleichfalls ſeine Truppen zuſammen; einen Theil bey Berlin, dieſer wurde den Befehlen des Prinzen Heinrich übergeben, und war beſtimmt, im Fall des Krieges, mit den ſächſiſchen Truppen vereint, in Böhmen einzurücken. Die übrigen preußiſchen Heere wurden in Schleſien und Glatz, nahe an der böhmiſchen Gränze, zuſammengezogen; zu dieſen begab ſich der König ſelbſt. Noch wurden indeß die 1778 daten April.

1778 Unterhandlungen nicht abgebrochen. Der Kaiser fieng dieselben an, wohl vorzüglich um Zeit zu gewinnen, da er zum Kriege noch nicht genug gerüstet war. Zu Schönwalde bey Silberberg erhielt Friedrich einen eigenhändigen Brief dieses Monarchen, aus Olmütz datirt, worin dieser mit sehr freundlichen und gefälligen Worten bezeugte, wie sehr er wünsche, das gute Verständniß möge nicht unterbrochen werden. Er fügte den Entwurf eines Vergleichs bey, durch welchen man sich verständigen könne. Nach demselben sollte der König die Gültigkeit der Convention vom dritten Januar anerkennen, auch im Voraus sich mit jedem Tausch zufrieden erklären, der noch ferner zwischen dem Wiener Hofe und Carl Theodor getroffen würde. Dagegen sollte er die Zusicherung erhalten, daß Oesterreich die dereinstige Verbindung der fränkischen Markgrafthümer mit dem preußischen Hauptstaat, auch jeden Tausch derselben mit andern gelegenen Landen gern zugeben und sogar befördern werde, vorausgesezt jedoch, daß bey den Austauschungen Alles so eingerichtet würde, um jede neue unmittelbare Berührung von Oesterreich und Preußen zu vermeiden. Sichtbar war dieses Vorschlags Absicht, die Aufmerksamkeit von dem Punkte des Rechts in dem österreichischen Verfahren abzulenken und durch vorgehaltenes eigenes Interesse den König

zu bewegen, ſich zu Entwürfen beiderſeitiger Conve- 1778
nienz zu vereinen. Vielleicht hoffte man, Friedrich, bey der jetzigen Entfernung von ſeinen Miniſtern, in einer günſtigern Stimmung zu finden. Aber ſeine Antwort bewies bald den Ungrund dieſer Hoffnung. Er bezeugte, wie aufrichtig auch er wünſche, die Ruhe nicht geſtört zu ſehen; aber auf den gemachten Vorſchlag, ſezte er hinzu, könne er ſchlechterdings nicht eingehen. „Ich habe, ſagte er, durchaus kein „perſönliches Intereſſe bey der Sache; aber Ew. „Majeſtät müßten mich Ihrer Achtung unwerth hal„ten, wenn ich zugebe, daß der Kaiſer nach ſeiner „Willkühr mit Reichslanden verfährt, und wenn ich „die Rechte und Freiheiten aufopferte, welche ich „ſelbſt und meine Mitchurfürſten von unſern Vorfah„ren ererbt haben. Es wird mir gewiß ſehr hart „fallen, gegen einen Fürſten zu kämpfen, den ich „perſönlich achte und liebe; ich ſehe auch wohl ein, „wie gelegen Bayern dem öſterreichiſchen Hauſe iſt; „aber da ihm jedes Recht zu deſſen Erwerb fehlt, ſo „muß ich bitten, andere Vorſchläge zu thun, bey „welchen die Rechte des Herzogs von Zweybrücken „nicht verlezt werden, auch der Churfürſt von Sach„ſen, der, um den Frieden zu erhalten, von ſeinen „Forderungen wol etwas nachlaſſen wird, befriediget „werde.“ — Zu allen billigen Auskunftsmitteln,

1778 versicherte der König, werde er mit Freuden mitwirken, weil dieses seinen Pflichten, und dem Platze, den er behaupte, gemäß sey. Die Nachfolge seines Hauses in den fränkischen Markgrafthümern sey übrigens ein der jetzigen Angelegenheit ganz fremder Gegenstand. Das Recht dieser Nachfolge sey entschieden; aller Wahrscheinlichkeit nach aber werde der König den Anfall jener Lande nicht erleben, da der Markgraf, sein Neffe, so viel jünger an Jahren sey. Friedrich versichert dem Kaiser, daß er mit einem Bruder nicht offener reden könne, entschuldiget übrigens, wenn er, als ein alter Soldat, in seinem Schreiben gegen das Cerimoniell gefehlt haben sollte. „Ich habe, sagt er, weder Minister noch Schreiber „bey mir, und vierzig Meilen in der Runde Niemand, der mich hierin unterrichten könnte.“ — Es wurden noch einige Briefe gewechselt [29]), worin beide Monarchen mit vielen Complimenten bezeugten, wie leid es ihnen thue, sich schlagen zu müssen, es aber doch nicht anders werde seyn können, da es gar nicht möglich scheine, sich über die streitigen Gegenstände zu verständigen. Friedrich wünschte jedoch sehr

29) S. diese Correspondenz in Oeuvres posthumes de Fréderic II Tom. V, auch in Herzbergs Recueil Tom. II.

ſehr ernſtlich, einen Krieg zu vermeiden, der ihm 1778
bey ſeinem Alter äußerſt läſtig wurde, und der alle Bemühungen zur innern Aufnahme ſeiner Lande zu unterbrechen drohte. Maria Thereſia ging aus moraliſchen und religiöſen Gründen eben ſo ungern daran, ihre Staaten einem Kriege auszuſetzen, um Anſprüche zu behaupten, welche zu machen ſie nur das Andringen ihres Sohnes und das Anſehen eines viel geltenden Miniſters hatten bewegen können. Auch Kaiſer Joſeph wünſchte noch einigen Aufſchub, da ein großer Theil der Truppen noch auf dem Marſch und weit entfernt, auch das Heer noch nicht mit allen erforderlichen Bedürfniſſen verſehen war. Auf die Correſpondenz beider Monarchen folgte alſo ein neuer Verſuch, ſich durch Unterhandlung zu vereinigen, welche zu Berlin zwiſchen dem preußiſchen Miniſterio und dem öſterreichiſchen Geſandten, Graf Cobenzl, eröffnet wurde. Dieſer erneuerte den Antrag, die Convention vom dritten Januar ſollte als gültig anerkannt und Oeſterreich zugeſtanden werden, durch Tauſch noch mehr Theile von Bayern, oder auch das Ganze an ſich zu bringen, wogegen auch Preußen erlaubt würde, Anſpach und Bayreuth zu erwerben und über dieſe Lande jeden ihm vortheilhaften Tauſch zu treffen.

1778 Offenbar suchte der Wiener Hof, ohne alle Rücksicht auf das Recht seiner Ansprüche, die Sachen so einzurichten, wie es den Vortheilen, über welche beide Höfe sich verständigen könnten, gemäß sey. Dieses Recht der Convenienz-Politik, wie man es nannte, wurde von ihm öffentlich als der Grund beiderseitiger Handlungen aufgestellt. Habe man, dachte Fürst Kaunitz, über die Theilung Polens eins werden können, so werde man auch in der jetzigen Sache sich endlich verständigen. „Ein Hof, sagte „dieser Minister, setze sich nur immer in die Stelle „des andern; Jeder verlange von dem Andern immer „nur das, was er im gleichen Falle für sich verlangen „wird. Wenn Preußen der durch die Umstände „dargebotenen Vergrößerung Oesterreichs jezt nicht „widerspricht, so wird Oesterreich auch einst gern zu„geben, daß Preußen in Franken, oder durch pas„senden Vertausch seiner dortigen Stammlande sich „vergrößere. Geschiehet ersteres aber nicht, so wird „es solche Vergrößerung nimmer zugeben. Beide „Mächte, schloß er, handeln weiser, wenn sie ihre „Vortheile gegenseitig befördern, als wenn eine der „andern entgegenarbeitet, und beide sich schwächen.“ — Der preußische Hof blieb unwandelbar dabey: es komme hier gar nicht darauf an, was dem einen oder andern Hofe passend und nüzlich sey, sondern allein dar-

darauf, was einer mit Recht und nach Grundſätzen 1778
deutſcher Verfaſſung behaupten und in Anſpruch neh-
men könne. Dieſe Verfaſſung ungekränkt aufrecht
zu erhalten, ſey das Wichtigſte von Allem. Preu-
ßen erklärte, es verlange nicht, ſich auf Koſten die-
ſer Verfaſſung zu vergrößern, könne aber deshalb
auch nicht ruhig zuſehen, wenn Oeſterreich ſie zu ſei-
nem Vortheil nach Willkühr umſtoßen wolle. Da
der Churfürſt Carl Theodor nur durch angedrohete
Gewalt zu der eingegangenen Convention genöthiget
ſey, ſo müſſe vor Allem dieſer entſagt und das ge-
waltſam in Beſitz genommene Stück von Bayern
wieder herausgegeben werden. Der künftige jezt nur
noch mögliche Rückfall der fränkiſchen Markgrafthü-
mer ſey, als ein gar nicht ſtreitiger Gegenſtand, kei-
ner Unterhandlung bedürftig.

Niemand konnte verkennen, daß das Recht auf
der Seite des preußiſchen Hofes war, und der öſter-
reichiſche nur deshalb einem dereinſtigen Erwerb Preu-
ßens widerſpreche, um deſſen Einſtimmung zu ſeiner
jetzigen Vergrößerung zu erhalten. Die Grundſätze,
von denen beide Kabinette ausgingen, waren einander
zu ſehr entgegengeſezt, als daß eine Einigung unter ih-
nen möglich geweſen wäre. Dennoch wünſchte Friedrich
ſo ſehr den Krieg zu vermeiden, daß er von der

1778 Strenge seiner Grundsätze etwas nachzulassen und dem Wiener Hofe einige Vortheile zuzugestehen beschloß. Er ließ deshalb antragen: es möchte ein neuer Vergleich zwischen dem Wiener Hofe und dem Churfürsten Carl Theodor, jedoch mit Zuziehung des Herzogs von Zweybrücken und des Churfürsten von Sachsen, unter seiner, des Königs Mitwirkung, geschlossen werden. Durch diesen Vergleich sollte, nach dem preußischen Vorschlage, der Wiener Hof zwey bayersche Distrikte, an der Donau und an dem Inn, der eine an Böhmen, der andere an das Erzherzogthum gränzend, erhalten, und dagegen dem pfälzischen Hause zwey diesem wegen seiner rheinischen Besitzungen gelegene kleine Provinzen, Limburg und Geldern, abtreten, auch dieses Haus mit dem größern Theil der vom bayerschen Mannsstamme besessenen Reichslehne, jedoch mit Mindelheim und Wiesensteig das sächsische Churhaus beleihen, zugleich den Lehnsrechten der Krone Böhmen über einen Theil der Oberpfalz und über einige Distrikte in Sachsen, und in den fränkischen Markgrafthümern entsagen.

Der Berliner Hof glaubte durch diesen Vorschlag der Convenienz-Politik so viel nachzugeben, als es irgend möglich sey. Oesterreich sollte durch denselben

gegen

gegen Aufopferung zwey entlegener kleinen Provin- 1778
zen und einiger wenig wichtigen Lehnrechte in fremden Landen zwey bedeutende ihm ſehr gelegene Diſtrikte erwerben. Der König hoffte alſo, der Wiener Hof werde mit dieſer Vergrößerung zufrieden ſeyn. Aber Fürſt Kaunitz ſah die Sache ganz anders an. Er fand es eine übertriebene Zumuthung, daß ſein Hof Lande, die er bereits durch Vergleich erworben hatte, wieder abtreten und nur durch zu gebendes Aequivalent einige Diſtrikte von Bayern erwerben, auch noch obendrein eigene Rechte aufopfern und dadurch zur Befriedigung des Churfürſten von Sachſen beitragen ſollte. Solche Forderung ſchien dieſem Miniſter um ſo unbilliger, da er immer den Erwerb, welchen ſein Hof jezt machen wollte, mit dem dereinſtigen Anfall der fränkiſchen Markgrafthümer für Preußen in gleiche Linie ſtellte. Nochmals bot er ſeine Genehmigung nicht nur zu dieſem Anfall, ſondern auch zu einer bedeutenden Vergrößerung dadurch an, daß es dem Könige erlaubt ſeyn ſolle, die brandenburgiſchen Lande in Franken an das Churhaus Sachſen gegen die Lauſitz zu vertauſchen, auf welches Land in dem Fall die Krone Böhmen ihren lehnherrlichen Rechten ſowohl, als dem ihr gebührenden Rückfall zu entſagen ſich bereit erkläre 30).

Ge-

30) Durch den Prager Frieden von 1635 war die Lauſitz an Chur-

1778 Gewiß war dieser Vorschlag sehr reizend. Nicht leicht konnte von Preußen ein vortheilhafterer Erwerb gemacht werden, als der einer bedeutenden von sehr industriösen Menschen bewohnten Provinz, die von einer Seite an die Mark Brandenburg, von der andern an Schlesien gränzte. Wenn Friedrich sich auch durch ein solches Anerbieten nicht bewegen ließ, von seinem Widerspruch gegen Oesterreichs Vergrößerung abzulassen, so mag die Ueberzeugung mitgewirkt haben, daß der sächsische Churfürst nur höchst ungern zur Abtretung alter von seinen Vorfahren ererbter Lande einwilligen werde, und daß bey der wirklichen Tauschunterhandlung sich Schwierigkeiten finden dürften, welche in mannichfache Diskussionen verwickeln, am Ende die Ausführung ganz vereiteln könnten. Auch mochte der König besorgen, daß die Annahme dieses Vorschlages ihn vom Wiener Hofe abhängig machen und das Vertrauen seiner Mitstände, welches sein bisheriges Betragen in so hohem Grade erworben, ihm wieder entziehen würde. Gewiß ist es, daß Friedrich sich durch alle angebotenen Vortheile nicht einen Augenblick

---

Churſachſen von der Krone Böhmen, als ein Mannlehn, auch mit Bedingung des Rückfalls, wenn einſt das damalige Churhaus erlöſchen ſollte, abgetreten.

blick irren ließ, ſondern ſtandhaft dabey beharrete, 1778
die Wiederherſtellung des verlezten Rechts und die Behauptung der gekränkten deutſchen Verfaſſung ſey die Hauptſache, auf die es jezt allein ankomme. Manche in damaliger Zeit befremdete dieſes Betragen, Manche tadelten ſogar, daß der König ſeinem Vortheile nicht gemäß handle. Aber Friedrich ſah weiter als dieſe Tadler; er erkannte, ſein gröſter Vortheil ſey ſtandhafte Befolgung des politiſchen Syſtems, das er angenommen hatte, der Beſchüzer des unterdrückten Rechts zu ſeyn.

Friedrichs Benehmen bey dieſem Anlaß verdient um ſo mehr die Achtung der Nachwelt, wenn man einen Blick auf ſeine perſönliche Lage wirft. Am 24ſten Januar dieſes Jahrs hatte er ſein Sechs und ſechſigſtes Lebensjahr vollendet. Sein Körper empfand jezt die Folgen der Sorgen und Beſchwerden, die er im ſiebenjährigen Kriege beſtanden hatte. Seine Geſundheit ſchien vorzüglich im lezten Winter ungemein angegriffen; man vermuthete in ſeiner Nähe allgemein, daß ſein Ende nicht mehr fern ſey. Aber er hielt die Vertheidigung der als gerecht anerkannten Sache für eine Pflicht der Stelle, auf der er ſich befand, und er wankte nicht einen Augenblick, ſolcher Pflicht die Ruhe ſeines Alters auf-

1778 aufzuopfern, so ungern er auch immer diese Ruhe gestört sahe.

Seinem Befehle gemäß drang sein Ministerium auf eine bestimmte Erklärung, ob es des Wiener Hofes ernstliche Absicht sey, sich mit den Interessenten der bayerschen Erbfolge unter Mitwirkung des Königs zu vergleichen? welche Distrikte von Bayern er in dem Falle zu behalten, und welchen Ersatz er dagegen zu geben gedenke? Der Wiener Hof blieb immer bey allgemeinen unbestimmten Zusicherungen. Endlich erklärte Fürst den 24sten Jun. Kaunitz: wenn der Berliner Hof die gemachten Vorschläge nicht annehmen wolle, so sey ein Vergleich unmöglich, und jede weiter zu gebende Aufklärung überflüssig. Der König sah hierdurch die Unterhandlung als abgebrochen an, und ließ dieses d. 2ten Jul. in einer zu Wien übergebenen Note erklären. Friedrich zauderte jezt um so weniger, da schon ein guter Theil der zum Kriege tauglichen Jahrszeit verstrichen war. Auch glaubte man, daß er gern den österreichischen Gesandten von Berlin entferne, der sich bemühte, in dem königlichen Hause selbst Trennungen zu veranlassen, indem er des Königs Brüder aufregte, dem künftigen Verein der fränkischen Markgrafthümer mit dem Hauptstaat zu widerspre-

chen.

chen. So ſehr auch der älteſte dieſer Brüder, 1778
Prinz Heinrich, nur Preußens Vergrößerung durch jedes Mittel wünſchte, ſcheint er dennoch zu ſolchem Widerſpruch nicht abgeneigt geweſen zu ſeyn; wenigſtens war dieſes damals die allgemeine Meinung. Hat ſie dem Prinzen nicht Unrecht gethan, ſo war dieſe Schwäche eine Folge der Liebe, die er für die Söhne ſeines Bruders, des Prinzen Ferdinand, hatte. Denn, wenn auch der Gedanke, einſt regierender Reichsfürſt zu werden, für dieſen Prinzen Reiz gehabt hätte (welches nach Allem, was man von ſeinem Charakter weiß, nicht wahrſcheinlich iſt), ſo konnte derſelbe nicht hoffen, den viel jüngeren Markgrafen von Anſpach zu überleben, und er ſelbſt war ohne Kinder.

Der in Wien gegebnen Erklärung folgte bald eine Staatsſchrift [31]), welche das bisherige Betragen des Königs und den jetzigen Abbruch der Unterhandlungen rechtfertigte. Sie iſt ein Meiſterwerk Herzbergs; der ganze Gang der Unterhandlungen iſt

31) Exposé des motifs qui ont engagé S. M. le Roi de Prusse à s'opposer au démembrement de la Bavière. S. dieſelbe in Herzbergs Recueil T. II.; auch in den oben angeführten Sammlungen.

1778 ist lichtvoll entwickelt. Alle Hauptpunkte sind so dargestellt, daß die ruhig abwägende Nachwelt nie wird verkennen können, wie grundlos Oesterreichs Forderungen waren, und wie von den Fürsten, deren Rechte unterdrückt werden sollten, so wie von ihrem Beschützer, dem Könige, Alles erschöpft worden, um wo möglich ohne Blutvergießen die Irrung zu schlichten.

den 13ten März. Noch bemerken wir, daß schon vorher Friedrich auch mit dem Churfürst von Sachsen eine Convention abgeschlossen hatte, durch welche er für die sächsischen Allodial-Forderungen angemessene Befriedigung zu bewirkn versprach, wogegen der Churfürst sich verbindlich machte, ohne des Königs Zustimmung keinen Vergleich anzunehmen.

Zweites Kapitel.

Krieg wegen der bayerſchen Erbfolge [1]).

Schon zu Anfang des May kamen die Regimenter aus Friedrichs entfernteſter Provinz, dem Königreich 1778

1) Friedrich ſelbſt hat uns eine Nachricht von dieſem Kriege hinterlaſſen im 5ten Theile der Oeuvres posthumes. Außerdem haben wir von einem ſehr einſichtsvollen Officier, dem Grafen von Schmettau, einen Bericht über den Feldzug der preußiſchen Armee im Jahr 1778 unter Anführung des Königs, Berlin 1789, der ſehr ſchäzbar iſt. Graf Schmettau war während des Krieges als Brigade-Major ſtets um die Perſon des Königs. Seine Unpartheilichkeit gehet ſo weit, daß man vielleicht finden könnte, er habe dieſen Monarchen zu hart beurtheilt. Von Kennern wird auch ſehr geſchäzt: Verſuch einer militäriſchen Geſchichte des bayerſchen Erbfolge-Kriegs, von einem preußiſchen Officier. Königsberg 1781. Der Verfaſſer iſt Hr. v. Saidl, der als Premier-Lieutenant 1778 ſeinen erſten Feldzug machte. Von dem öſterreichiſchen-General Fürſt von Ligne, der bey Loudons Heere diente, iſt gleichfalls eine Nachricht vorhanden, im 17ten Theil der Mélanges militaires

1778 reich Preußen, in Schlesien an, und vereinten sich mit den dort bereits früher zusammengezogenen schlesischen, pommerschen und brandenburgischen Truppen. Sie bildeten zusammen eine Armee von hundert tausend Mann, die vom 12ten May an, mit Allem wohl versehen und offensive zu agiren im Stande war. Der König hatte ihr eine Stellung zwischen Reichenbach, Silberberg, Frankenstein, Neiße und Glatz gegeben, Böhmen und Mähren gleich bedrohend. Hätte der König sich sofort zu dem Einfall in eins dieser beiden Lande entschlossen, so wäre dies wahrscheinlich mit großem Erfolg geschehen, der Feind vielleicht zur Annahme billiger Be-

---

et litéraires dieses geistvollen Mannes. Das vorzüglichste Werk aber, das wir von österreichischer Seite, so wie über Friedrichs Kriege überhaupt, so besonders über diesen leztern besizen, ist: Geständnisse eines österreichischen Veterans in politisch-militärischer Hinsicht. Breslau 1788. Der Verf. ist Hr. von Cegniazo, der den siebenjährigen Krieg im österreichischen Dienst mitgemacht, nachher seine Muße den Wissenschaften widmete, und 1812 gestorben ist. Außer diesen Quellen sind alle anderen Nachrichten, welche der Verfasser sich hat verschaffen können, vorzüglich Tagebücher beider Heere, benuzt, um eine deutliche Darstellung der Kriegsbegebenheiten zu geben, wie sie Lesern zureichend seyn kann, die nicht Militairs sind. Denn leztere werden durch die angeführten Werke sich noch vollständiger belehren können.

Bedingungen gezwungen, und ſo der Kampf glor- 1778
reich geendet, denn noch waren die öſterreichiſchen Heere nicht hinlänglich gerüſtet, um einem kraftvollen Angriffe bedeutenden Widerſtand entgegen zu ſetzen. Ein öſterreichiſcher General [1]) geſteht ſelbſt, daß die Unternehmung auf Bayern in Wien große Verwunderung erregt habe, weil jeder Kundige vorausſah, daß ſie ohne Krieg mit Preußen nicht durchzuſetzen ſey, und zu dieſem Kriege nichts bereit war. Obgleich die öſterreichiſchen Truppen aus den entferntern Provinzen bereits im März ſich in Bewegung geſezt hatten, ſo waren doch zu Anfang May nur noch wenige in Böhmen und Mähren zuſammengezogen, und dieſe weder mit der erforderlichen Artillerie, noch mit Lebensmitteln hinlänglich verſehen. Friedrichs Heer hatte dagegen Alles, was es bedurfte. Durch thätige Fürſorge des ſchleſiſchen Finanz-Miniſters von Hoym waren die Magazine reichlich gefüllt. Nichts hinderte den König, ſeine Unternehmungen, an welcher Seite er es gut fand, anzufangen, und dadurch den Muth ſeiner Truppen neu zu beleben. Mit kühnem Jugendfeuer entwarf Friedrich den Plan ſeiner Operationen. Er wollte in Mähren einbre-

1) Der Fürſt von Ligne.

1778 chen, das dort stehende feindliche Corps umgehen, auf die Hauptstadt Ungarns, Preßburg, vordringen, und so, durch erregte Besorgniß für Wien, den Gegner zwingen, seine Hauptarmee von der Gränze Schlesiens zurückzuziehen und im Herzen seiner Staaten den Krieg zu führen. Der Bruder Heinrich wäre zu eben der Zeit von Sachsen aus in Böhmen eingedrungen, hätte die dort stehenden kaiserlichen Heere beschäfftiget, vielleicht der Hauptstadt Prag sich bemächtiget. Dies war ein Plan, wie Friedrich im siebenjährigen Kriege ihn nie entwerfen konnte, da die Menge seiner Feinde immer von einer Seite seiner bedroheten Staaten ihn zur andern rief. Jezt schien ein solcher Plan ausführbar, und gewiß würde er von großer Wirkung gewesen seyn, wäre er mit eben der kühnen Schnelligkeit ausgeführt, mit welcher er gedacht war. Der Schrecken von Friedrichs Namen, das Andenken an die Thaten der vorigen Zeit wären seinem Zuge vorangegangen, und Jedem wäre kräftig bewiesen, der alte Friedrich sey wieder da. Wäre es ihm gelungen, die Donau zu erreichen, und die stolze Kaiserstadt, die seit langer Zeit keine Feinde in ihrer Nähe gesehen hatte, mit Furcht zu erfüllen; — vielleicht wäre dann selbst Joseph erschüttert worden. Bayern war von den österreichischen

Trup-

Truppen wieder verlaſſen, und vielleicht wäre das 1778
edle Volk dieſes Landes, das treu dem alten Herrſcher-
ſtamme anhing, wenn es die Retter ſich ihm nähern
ſahe, ſelbſt gegen die aufgetreten, welche es zer-
ſplittern wollten. Die Prinzeſſin Clemens hatte
dem Könige hierzu Hoffnung gemacht, und nach der
damaligen Stimmung des ganzen Volks iſt es ſehr
wahrſcheinlich, daß es geſchehen wäre. Vielleicht
hätte, bey Annäherung ſolcher Gefahr, Maria
Thereſia ihren Sohn bewogen, ungerechten Forde-
rungen zu entſagen. Auch die Rückſicht auf andere
Mächte konnte den König nicht abhalten, dieſen
Plan zu verfolgen. Er hatte bereits im Monat
May genug gethan, um durch Vorſtellungen den
Wiener Hof zu überzeugen. Damals eben ſo gut,
als nachher im Julius, würden Deutſchland und
Europa erkannt haben, daß Friedrichs Würde und
Ehre ihm nicht erlaubten, der Gewaltthat, gegen
die er einmal öffentlich ſich erklärt hatte, länger zu-
zuſehen; Jeder hätte gefühlt, daß er zum Angriff
gezwungen ſey. Dies Alles kann dem nicht entge-
hen, der in jener Zeit gelebt hat und ſich jezt in ihre
Verhältniſſe ganz zurück verſezt. Doch können wir
Friedrich tadeln, wenn er das größte aller Uebel ſo
lange zurückhielt, als ihm noch irgend ein Schein
von Hoffnung blieb, es vielleicht noch ganz ſeinem

1778 Volke zu erſparen? Können wir geringer von ihm denken, wenn er als Menſch erſcheint, dem in dem Alter, worin er jezt war, die Natur nicht erlaubte, ſo raſch und kühn zu handeln, wie in früherer Zeit? Wahrlich, wir können es nicht, wenn wir erwägen, wie ſehr er durch körperliche ſchmerzhafte Leiden niedergedrückt war.

Doch Friedrich zögerte nicht nur mit der Ausführung ſeines erſten kühnen Entwurfs, er gab denſelben, wie es nach zerſchlagenen Unterhandlungen wirklich zum Bruch kam, ganz auf. Er ſelbſt führt zwey Gründe an, die ihn hierzu beſtimmten. Erſtlich fürchtete er, wenn er mit ſeiner Hauptarmee ſich weit entferne, möchte der Feind die wenigen zur Deckung Schleſiens zurückgelaſſenen Truppen überwältigen und mit Uebermacht in dieſe Provinz eindringen. Zweitens beſorgte er, der Feind möchte ſeine Entfernung nutzen, um Dresden wegzunehmen, den Churfürſten von Sachſen entweder zum Uebergange zu ſeiner Parthey zwingen, oder doch Heſſen Land zum Schauplatz des Krieges machen. Kaum läßt es ſich denken, bemerkt mit Recht ein einſichtsvoller Augenzeuge [3]), daß dieſe Be-

3) Graf Schmettau.

Bedenklichkeiten einem ſo erfahrnen Feldherrn nicht 1778
auch bereits in dem Augenblicke, wie er den Entwurf, in das Herz der feindlichen Staaten einzubringen, machte, vorgeſchwebt, und daß ſie ihn wirklich von der Ausführung ſollten abgehalten haben. Kein Angriff im Kriege, zu dem man den Hauptheil ſeiner Macht gebraucht, kann je unternommen werden, ohne daß dem Gegner es möglich bleibt, auch von ſeiner Seite einen andern Angriff zu unternehmen, der uns nöthigt, den unſern aufzugeben. Alles kommt in ſolchem Falle auf die Schnelle der Ausführung, auf das Gewinnen der Zeit an. Im jetzigen Falle waren hier die Vortheile ganz auf der Seite des Königs. Sein Heer war wohl gerüſtet, das kaiſerliche war es bey weitem noch nicht ſo vollſtändig. Vom Könige hing es ab, von welcher Seite er angreifen wollte; der Kaiſer mußte ſeine Bewegungen nach denen des Königs bemeſſen. Schleſien, ſo wie Sachſen, ſind durch ſchwer erſteigliche Gebürge von Böhmen getrennt; jenes Land war durch die treflichſten Veſtungen, dieſes durch das vom Prinz Heinrich angeführte preußiſche und ſächſiſche Corps gedeckt. Während die Oeſterreicher einen Angriff von der einen oder der andern Seite nur anfingen, konnte Friedrich bereits die Ufer der Donau erreicht haben.

1778 Sein Gegner mußte nothwendig zurückeilen, um das Innere der eigenen Lande zu schützen. Schon allein die Versetzung des Krieges bis dahin war ein überwiegender Vortheil für Preußen, und mußte die Unternehmung anrathen, auch wenn nicht ein glorreicher Friede deren unmittelbare Folge seyn sollte.

So ungern wir also Friedrichs eignem Zeugniß mistrauen, zwingen doch alle Umstände anzunehmen, daß nicht die von ihm angegebnen Gründe es waren, welche ihn vorzüglich zur Abänderung seines Operations-Plans bestimmten. Sein durch körperliche Leiden geschwächter Geist war nicht mehr fähig, kühn auszuführen, was er kühn beschlossen hatte; doch zweifeln wir nicht, daß er, dem das Gefühl der Abnahme seiner Kräfte natürlich höchst unangenehm war, sich selbst durch Vorhalten der von ihm angeführten Gründe zu seinen veränderten Entschlüssen bestimmt habe. Zwanzig Jahre früher hätte Friedrich rascher gehandelt; jezt erschien die Möglichkeit des Mislingens ihm im stärksten Lichte. Er fürchtete mehr, den Ruhm alter Thaten zu verlieren, als er hoffen konnte, ihn durch glücklichen Erfolg noch zu erhöhen. Dürfen wir uns wundern, daß Friedrich, bey aller Hoheit seines Geistes, doch als Mensch erscheint, daß Alter und Körperschwäche,

che auf ihn, wie auf andre Erdenſöhne, wirk- 1778
ten? Enthält die Geſchichte nicht der Beiſpiele mehrere, daß große Männer, im Felde wie im Kabinet, bey herannahendem Alter vor Unternehmungen zurückbebten, die ſie in der Kraft der Jugend und des männlichen Alters mit Entſchloſſenheit und Muth vollführt hätten? Einer der erſten Feldherren des achtzehnten Jahrhunderts, Prinz Eugen von Savoyen, iſt hiervon ein bekanntes Beiſpiel. Friedrich ſelbſt war Zeuge der Hinfälligkeit, welche er in ſeinem lezten Feldzuge, dem erſten des königlichen Jünglings, bewies, wo, nach ſeinem Ausdruck, nur noch der Schatten des großen Eugen geſehen wurde *). Faſt eben dieſes konnte man jezt von dem Könige ſagen. Er war ſo ſchwach, daß er nur mit äußerſter Mühe wenige Schritte machen konnte, um ſein Pferd zu beſteigen. Nicht mit dem Muthe, mit dem ſeine Gegenwart in voriger Zeit alles um ihn her mit neuem Leben begeiſterte, ſtellte er ſich jezt an die Spitze der Truppen. Er war niedergeſchlagen, traurig, unzufrieden mit allem, was ihn umgab. Sein Anblick erfüllte Jeden, der ſich ihm nahte, mit

*) So ſagt der König in den Mémoires de Brandebourg.

[illegible] kommerzienrätlichen Hausbesitzungen. Ein Mädchen für alle Mann, der den großen König nicht kujonirte. Die für Gäste hielt, und es in seinem komischen Herzen sehr nett fand, daß der König sich gewöhnte Dinge zu thun; und Dinge ohne einen Sinn darin zu entdecken, nur weil sie herkömmlich geschahen. Er war Thor wohl auch ein kleiner Gottheit wie anderen, Kleine Dinge hat verantwortlich gemacht haben. Die Bekanntschaft des Chemie-Kommerzien ist sogar einen Moment sehr hoch Gesellschaft der Schönsten Freundschaft gewesen, und hätte sie Hoffnung erfüllen, und sie sich Nimmer die Hände verbinden. Eine Gesellschaft, Freundschaft Gleich sie existiren, welches einen jeden, einen so sehr wohl zu gefallen, daß jeden Stern, wenn sie allgemeinen Glanze gefunden, und Nicht Einer, durch Freiheit ausgeschieden, Hätte sie Gleich der Gesellschaft verschwindet, dem eigenen Herzen sie Wenig genommen. Doch wahrer Freundschaft, wenn es sie gar Freiheit Verfügung der Freude entsteht, sich gewiß alle Schönen und Guten Gutmüthigen haben sollte wollen. Welche Freiheit hätte in dem Verschiedenen, was es einen Einfluß Nichten wollen, wenn es Gut und wenn es unrichtig, verschwinden zu wollen, wie Wenig und Christen-Gesinnung zu handeln vermögen? Wie wenig es zu sagen, wenn Wenig Freiheit, wenn sie Gleichgültig von Verschiedenheit verwandten es wollen. Und

Wie

Beſtreben, Fehler zu vermeiden, Vorwürfen zu ent- 1778
gehen, wäre das alleinige Ziel jedes Feldherrn gewe-
ſen. Nein, ſo lange Friedrich lebte, konnte kein
Krieg Preußens gelingen, wo er nicht ſelbſt anführete.
Jeder Nachtheil, der unter ſeiner eigenen Leitung
erfolgte, war auch nur durch ihn ſelbſt zu verbeſ-
ſern, und, wie groß er auch ſeyn mochte, war er
immer nicht vergleichbar dem Unglück, welches be-
fürchtet werden mußte, wenn der König aus der Fer-
ne die Unternehmungen leitete. Dieſes fühlte Frie-
drich, und ſo beſchloß er, für jezt nur ſo viel zu thun,
als ſeine Kräfte erlaubten, und abzuwarten, ob im
künftigen Jahre ſeine geſtärkte Geſundheit etwas
Größeres geſtatten werde. Die ſchon oft gemachte
Erfahrung, daß ſeine auch noch ſo ſehr geſunkenen
Kräfte ſich wieder erholt hatten, machte dieſes nicht
unwahrſcheinlich. Zugleich belebte ihn auch immer
die Hoffnung, daß es gelingen werde, noch vorher die
Irrungen gütlich beizulegen. Gerade weil er dieſe Aus-
ſicht immer unterhielt, wollte er den Krieg nicht mit
äußerſter Anſtrengung führen, nicht den Sachen eine
Wendung geben, die den Gegner vielleicht zum Nach-
geben, vielleicht aber auch zur Verzweiflung bringen
konnte, welche Kräfte giebt, deren Anwendung im-
mer einen ungewiſſen Erfolg beſorgen ließ. Mag
Friedrich zwiſchen dieſen verſchiedenen Anſichten ge-
ſchwankt

1778 schwankt haben, mag Unentschlossenheit durch sie bey ihm hervorgebracht seyn; immer bleibt sein Benehmen im Ganzen wahrhaft groß und verehrungswerth. Keine körperlichen Leiden und Beschwerden, keine Gefahr des Lebens und (was ihm gewiß noch mehr war) keine Besorgniß, daß sein Ruhm vermindert werden könnte, vermogten ihn abzuhalten, das zu unternehmen, was in der Stelle, auf der er stand, ihm anständig und als Pflicht erschien. Seine Vorsätze und Entschließungen waren die eines großen, edlen Regenten; seine ersten Entwürfe, die eines weitsehenden Geistes und kühnen Muthes. Nur in der Ausführung erscheint die Hinfälligkeit des Menschen!

Kaiser Joseph, voll Hoffnung, auf den Trümmern vom Ruhm des alten Gegners seines Hauses selbst den Ruhm eines großen Feldherrn zu erwerben, hatte die Kraft, seine Begierde zu zähmen, und, dem Rath seines Marschalls Lacy folgend, sich nur auf den Vertheidigungskrieg einzuschränken. Auch wenn es nur gelänge, Friedrichs Angriff zu vereiteln, schien schon ein sehr Großes erreicht zu seyn. Diesen Plan empfahlen auch noch andre Rücksichten. Der Kaiser konnte mit Gewißheit vermuthen, daß er werde angegriffen werden; aber die Seite, von der es geschehen werde, vermogte er nicht vorauszusehen, da die Stel-

Stellung des preußischen Heers sowohl Böhmen als 1778
Mähren bedrohete. Joseph gab also seinen Heeren, die zu Anfang des Julius aus allen Theilen der weiten Monarchie zusammengezogen waren, und gegen 200,000 Mann betragen mochten, folgende Stellung. Das Hauptcorps, bey welchem der Kaiser selbst sich befand, wurde von Königsgrätz bis Arnau und Hohenelb, am Fuße des Riesengebürges aufgestellt, so, daß es die Elbe mit ihren hohen, steilen Ufern vor sich hatte. Die natürliche Schuzwehr, welche diese Ufer darboten, war noch durch die stärksten Verschanzungen vermehrt, die zum Theil schon vor Ausbruch des Krieges angelegt, nun aber zur Vollendung gebracht waren. Zwar war die Vestung Pleß oder Josephsstadt damals noch nicht vorhanden s), aber Königsgrätz in solchem Stand gesezt, um

s) Schon General Lloyd hatte in der ersten Ausgabe seines schäzbaren Werks (die 1766 erschienen) auf die Nothwendigkeit, in dieser Gegend eine Vestung anzulegen, gedrungen, auch noch eine andere vorgeschlagen, um einen aus Sachsen kommenden Feind aufzuhalten. Aber bereits früher hatte Friedrich selbst seinem Gegner eben diesen Rath gegeben. Wie nämlich bey den Hubertsburger Unterhandlungen Oesterreich auf der Rückgabe von Glaz bestand, mit der Bemerkung, dieser Posten sey durch die Natur seiner Lage zur Vertheidigung Böhmens, nicht Schlesiens, bestimmt, schlug der König die-

1778 um wenigstens mehrere Wochen sich halten zu können. Die Elbe höher hinauf schien die Natur jeden Angriff unmöglich zu machen, und so die Armee des Kaisers hinter diesen natürlichen und künstlichen Verschanzungen völlig im Stande, dem Vordringen des Feindes Einhalt zu thun. Nur dieses war der Plan Josephs und seines Feldmarschalls Grafen Lacy *). Dieser Feldherr

---

dieses ganz ab, zeigte aber seinem Minister Herzberg die beiden Punkte auf der Charte, an welchen der Besitzer von Böhmen Vestungen anlegen müsse, um einem Feinde das Eindringen zu erschweren. Er befahl ausdrücklich, diesen seinen Rath den österreichischen Bevollmächtigten mitzutheilen. Man versäumte die Befolgung. Aber im bayerschen Kriege fühlte man die Richtigkeit dieser Bemerkung, und, nachdem Kaiser Joseph II sich selbst durch eigene Untersuchung völlig von derselben überzeugt hatte, wurden im Jahr 1780 die Vestungen Josephstadt und Theresienstadt gerade an den Punkten angelegt, die von Friedrich angegeben waren.

*) Dies ist der richtige Name; gewöhnlich wird er Laçy geschrieben. Er war 1725 geboren und ist 1802 gestorben. Ich bedaure, daß der mir unbekannte Verfasser einer kleinen Schrift: Huldigung, dargebracht den Manen des Feldmarschalls Grafen von Lacy. 1812, uns nicht eine vollständige Biographie dieses ausgezeichneten Feldherrn gegeben hat. Nach den wenigen Blättern zu urtheilen, scheint er nicht nur von allen historischen Umständen sehr wohl un-

herr stammt aus irländischem Geschlecht, von einem 1778
Vater, der im russischen Dienst großen Ruhm erworben. Früh dem österreichischen Kriegsdienst gewidmet, hatte er im siebenjährigen Kriege, wo er theils General-Quartiermeister war, theils eigene Corps befehligte, seinem Namen hohe Achtung verschafft. Bald nach dem Frieden trat er an die Spitze des österreichischen Kriegswesens und wurde für den Mann gehalten, den Niemand in der Befestigungs- und Lagerkunde, und in der Kenntniß alles dessen übertreffe, was dazu gehört, um mit mindestem Aufwande eine Armee wohlgenährt und gekleidet, also thätig und gesund zu erhalten. Sein Hauptgrundsatz war, den Krieg weniger durch eignen Angriff, als dadurch glücklich zu führen, daß man den Feind außer Stand setze, uns anzugreifen, durch eine ausgedehnte, wohlgesicherte Vertheidigungs-Linie den feindlichen Fortschritten überall Hindernisse entgegenstelle, ihn durch vergebliches Anstrengen seiner Kraft ermatte, endlich zum muthlosen Rückzuge ihn zwinge. Gleich einem andern großen Meister der Kriegskunst *) hielt er Schlach-

unterrichtet, sondern auch der Mann zu seyn, um das Edle und Große ganz auszufassen, was in dem Charakter von Lacy lag.

*) Dem Marschall von Sachsen. Dieser sagt: Schlachten liefern

1778 Schlachten vermeiden unter sehr vielen Umständen für einen sicherern Beweis eines großen Feldherrn, als Schlachten liefern. Gegen einen Feind, wie Friedrich, der durch kühnen und wohlberiteten Angriff zu siegen gewohnt war, dessen Heer durch Unthätigkeit und Mismuth gewisser, als durch offene Schlacht aufgerieben werden konnte, war dieser Grundsatz wohl angewandt; auch ließ er Erfolg hoffen in einem dem Feldherrn genau bekannten Lande, wo das Heer hinter einem schwer zu passirenden Strom und hinter Felsen sich kräftig verschanzen konnte, wo die Linie, auf der es sich ausdehnte, nur so lang war, um jedem Punkte die Stärke, die er nach veränderten Umständen bedurfte, immer schnell geben zu können, endlich, wo fruchtbare Lande im Rücken alle Mittel reichlich darboten, um den eigenen Soldaten gegen Krankheit, Mangel und Unzufriedenheit zu sichern. Dagegen hatte zehn Jahre später die Anwendung eben dieses Grundsatzes gegen einen Feind von ganz anderer Art, in einem Lande von anderer Beschaffenheit verderbliche Folgen. Friedrich mußte aufgehalten, die Türken mußten schnell angegriffen

---

liefern ist oft nur ein Hülfsmittel, durch welches unwissende Feldherrn sich aus einer Verlegenheit ziehen, wenn sie gar nicht wissen, was sie thun sollen, lassen sie es auf eine Schlacht ankommen.

griffen und geschlagen werden. Die Verschanzungen 1778
in Böhmen waren ein Meisterwerk und hatten die bezielte Wirkung. Aber das Cordons-System in Ungarn flößte den Türken Muth ein und nahm ihn dem eigenen Heere. So erwarb das gleiche Verfahren dem Feldmarschall Lacy im Jahr 1778 Ruhm, das im Jahr 1788 die österreichischen Patrioten, vielleicht nicht mit Unrecht, tadeln und beklagen mußten. Immer beruhet der Werth dessen, was der Mensch thut, auf richtiger Beurtheilung der Umstände, unter denen er es thut!

Die Stärke der österreichischen Hauptarmee, die hinter der Elbe verschanzt stand, betrug 100,000 Mann. Rechts von derselben war zur Deckung Mährens, an den Ufern der March, zwischen Litau und Mugliz, auch in einer festen Stellung, ein Corps von 30,000 Mann aufgestellt unter Befehl des Herzogs Albert von Sachsen-Teschen [8]), eines sächsischen Prinzen, der während des siebenjährigen Krieges in österreichische Dienste getreten, mit einer Tochter der Kaiserin-Königin vermählt war, das Herzogthum Teschen und die Statthalterschaft des König-

8) Geboren 1738.

1778 Königreichs Ungarn erhalten hatte. Güte und Menschlichkeit erwarben diesem Fürsten die Liebe und das Zutrauen der Armee. Neben ihm befand sich, bey dem mährischen Corps, der Feldmarschall Graf Haddik, ein Ungar von Geburt, ein Mann von Verdienst, den bereits im siebenjährigen Kriege muthvolle Entschlossenheit und Fähigkeit auszeichneten. Links von der Hauptarmee war, zur Beobachtung der Lausitz und Sachsens, ein Corps von 70,000 Mann bestimmt; seine Stellung war von Reichenberg, Gabel, Schluckenau, von da über die Elbe bis Leutmeritz, Duchs und Töplitz, dessen Befehlshaber der Feldmarschall Loudon 9) war. Von einem irländischen Geschlecht abstammend, war er in Liefland geboren, hatte von frühester Jugend an 10) sich dem russischen Kriegsdienst

9) Loudon wird gewöhnlich Laudon geschrieben. Er war geboren 1726, ist gestorben 1790. Wir haben eine wohlgeschriebene Lebensbeschreibung Loudons von Pezzl, Wien 1791, nach welcher Schlichtegroll in dem Nekrolog vom Jahr 1790 einen sehr anziehenden biographischen Abriß gegeben hat. Auch Hr. v. Homayer hat einen solchen geliefert im österreichischen Plutarch, Wien 1807, 12tes Bändchen, der sehr verdient gelesen zu werden.

10) Er soll schon 1733 bey der Belagerung Danzigs gewesen seyn, welches doch kaum glaublich ist, da Loudon damals erst sieben Jahre alt war.

dienst gewidmet, und die merkwürdigen Feldzüge un- 1778
ter Graf Münnich gegen die Türken gemacht. Da er aber sich nachher zurückgesezt glaubte, ging er gleich bey Anfang der Regierung Maria Theresens in österreichische Dienste, und wurde bey den Croaten angestellt. Obgleich er im österreichischen Erbfolgekriege sich ausgezeichnet, hatte er doch viele Mühe, im siebenjährigen gebraucht zu werden; aber er entwickelte nun seine großen Talente so schnell, daß er während der ersten Jahre dieses Krieges bereits zu den höchsten Stufen emporstieg, und während der lezten an der Spitze der Heere stand. Seine mit Ueberlegung angefangenen, mit Kühnheit ausgeführten Unternehmungen wirkten wesentlich auf den Erfolg des Krieges, sie erwarben ihm das Wohlwollen seiner Monarchin, Verehrung und Zutrauen der Truppen und die Achtung seiner Gegner. Feurig und nach Thaten begierig stimmte er den Grundsäzen Lacy's nicht bey, deren Befolgung ihn selbst mehr als den Feind ermüdete. Er war für kühne und rasche Unternehmungen, um ein bestimmtes Ziel auf kürzestem Wege zu erreichen. Im Kriege gegen die Türken war er glücklicher als Lacy. Jezt mußte jedoch auch er dem angenommenen System sich fügen.

1778 Der Kaiser zog den größern Theil der in Mähren aufgestellten Truppen an sich, sobald er gewiß wurde, daß des Königs Hauptmacht gegen Böhmen gerichtet seyn werde. Diese Hauptmacht war in zwey Heere vertheilt; das eine unter seinem eigenen, das andere unter des Prinzen Heinrichs Befehl, jedes etwa 100,000 Mann stark. Bey dem erstern Heere befanden sich drey Neffen des Königs, der Prinz von Preußen, der bey diesem seinem ersten Feldzuge durch Richtigkeit des Blicks, gute Anordnungen und Thätigkeit in der Ausführung die Zufriedenheit seines großen Oheims, und das Vertrauen der Armee erwarb; — der Erbprinz, und der Prinz Friedrich von Braunschweig, Söhne der Schwester Friedrichs. Beide leztere hatten bereits im siebenjährigen Kriege, unter ihres väterlichen Oheims Herzog Ferdinands Leitung, Geist und hohen Muth bewiesen.

Erster Zug. Unmittelbar nach den abgebrochenen Unterhandlungen rückte der König aus der Grafschaft Glatz bey Nachod in Böhmen ein. Der kleine Strich dieses Landes bis zur Elbe wurde ihm ohne Widerstand überlassen. Aber unmöglich konnte das Heer hier so viel Mittel des Unterhalts finden, daß nicht das Bedürfniß der Zufuhr aus Schlesien noch bedeutend geblieben wäre. Die Art, wie Friedrich mit dem

besezten feindlichen Lande verfuhr, verminderte noch 1778
mehr die Subsistenz, die er aus demselben hätte ziehen können. Die Unlust, mit welcher der König diesen Krieg anfing, war so groß, daß er durchaus Alles vernachlässigte, was für den glücklichen Erfolg des Feldzuges nöthig war. Die Umstände, welche hiervon erzählt werden müssen, würden keinen Glauben verdienen, wären sie nicht allgemein bekannt geworden und auch durch einen Mann, dessen Wahrheitsliebe nicht bezweifelt werden kann [11]), der Nachwelt aufbehalten worden. Kein Generalstab war angestellt, Niemand war mit der Sorge für die mannichfachen Bedürfnisse des Heers beauftragt. Der König selbst, belastet mit der Führung des Krieges im Großen, zerstreut durch Geschäffte aller Art, sowohl der äußern Verhältnisse, als der innern Regierung seiner Staaten, dabey körperlich äußerst schwach, wollte doch unmittelbar für Alles selbst sorgen, was in einem Kriege mehrere Beamten fodert, die, ein Jeder mit gewissen Geschäfften beauftragt, dafür verantwortlich sind. Die verderblichsten Folgen waren unvermeidlich, und traten sehr bald ein. Die Läger wurden so abgesteckt, daß sie jeden Augenblick feindlichem Angriff ausgesezt waren.

11) Den Grafen Schmettau.

1778 Die Soldaten waren in denselben auf einander gehäuft, entbehrten Alles, was ihr mühvolles Leben erleichtern konnte. Für den Unterhalt und die mannichfachen Bedürfnisse des Heers war nicht gesorgt, es fehlte daher bald an Allem. Der König wurde jeden Augenblick mit Kleinigkeiten behelligt, seine üble Laune dadurch aufs Höchste gebracht und allen, die ihn umgaben und die durch diese Laune oft ungerecht litten, mitgetheilt. Der Krieger, welcher weder hinlängliche noch gute Nahrung, oft nicht einmal das schlechteste Lagerstroh erhielt, wurde aus Noth und Verzweiflung grausam gegen die armen Landbewohner. Diesen wurde durchaus Alles genommen; nicht nur Lebensmittel, sondern auch die Werkzeuge des Ackerbaues. Sogar die Wohnungen wurden niedergerissen und zur Feuerung gebraucht. Gegen Soldaten, welche das Elend, worin man sie versetzte, zu Barbaren machte, waren keine Gesetze der Kriegszucht anwendbar; doch Friedrich duldete nicht nur die Unordnungen, er schien selbst zu ihnen anfachen zu wollen. Es thut weh, es dem mehrmals angeführten Augenzeugen nacherzählen zu müssen; aber die Wahrheit fodert es. Wo der König hinkam und von obern Befehlshabern, zur Erhaltung der Ordnung, gestellte Salvegarden fand, ließ er dieselben abziehen mit den Worten: „die Leute müssen wissen, daß sie

den

den Feind in ihrem Lande haben.“ Ja er befahl 1778
ausdrücklich, die Soldatenweiber (welche es in solchen Fällen am ärgsten zu machen pflegen) mit auf die Fouragirung zu schicken [12]). Diese Unmenschlichkeit rächte sich bald auf eine sehr fühlbare Weise an dem, der sie übte. Die Einwohner, zur Verzweiflung gebracht, benuzten jede Gelegenheit, ihren Peinigern den bittersten Haß zu beweisen, oder sie flüchteten mit ihrem Vieh und allen Habseligkeiten, die sie retten konnten, über die Elbe. Die ganze Gegend war bald verheert und völlig ausgeplündert. Durch die Barbarey, mit welcher die Armee verfuhr, beraubte sie sich selbst aller der Mittel des Unterhalts, welche sie bey Kriegszucht und guter Einrichtung aus dem feindlichen Lande hätte ziehen können. Sie mußte dasselbe weit früher verlassen, als sonst nöthig gewesen wäre, und ehe es zu dem Rückzuge kam, erlag mancher brave Krieger den Krankheiten, welche Mangel und schlechte Nahrung nothwendig hervorbringen mußten; andere gingen zu der österreichischen

12) Daß dieses nur Folge augenblicklicher unglückliche Stimmung war, erhellet daraus, weil der König, noch vor dem Einmarsch in Böhmen, seinen sämmtlichen Generals befohlen hatte, auf die strengste Disciplin unabläßige Aufmerksamkeit zu richten, und an den Feinden in jedem Zustande Leutseligkeit zu üben.

1778 Armee über, welche in ausgedehnten, bequemen Quartieren mit allen Lebensmitteln wohl versezt war. Wirklich verlor der König binnen fünf Wochen durch Krankheiten und Desertion über 7000 Mann. Er rückte so nahe als möglich an die Elbe, deren Ufer doch an der Seite, wo er stand, noch mit österreichischen Vorposten besezt blieb. Der größere Theil der Armee stand bey Nachod; der König selbst ging mit einem kleinern Corps mehr vorwärts, und nahm
5ten Jul. sein Hauptquartier zu Welsdorf, wo es sechs Wochen hindurch blieb. Während dieser Zeit fielen täglich kleine Scharmützel zwischen den sich so nahe berührenden Heeren vor. Doch kaum war dieser unthätige Feldzug begonnen, als schon Maria Thereſia einen auch Friedrich sehr willkommenen neuen Versuch machte, den Frieden wieder herzustellen.

Drittes Kapitel.

Erneuerte Friedens-Unterhandlungen.

Man rechnete in Wien so fest auf des Königs kör- 1778
perliche Schwäche und auf seine Abgeneigtheit, sich in einen Krieg einzulassen, daß man, bis auf den lezten Augenblick der abgebrochenen Unterhandlungen, sich fest überzeugt hielt, es werde zum wirklichen Bruche nicht kommen. Sogar das Zusammenziehen seiner Heere in Schlesien und seine Erscheinung bey denselben sahe man nur als Demonstrationen an und glaubte gewiß, der König werde, auch aus politischer Rücksicht für die Höfe, die er sich geneigt zu erhalten wünschte, nicht angreifen. Wie er dieses aber dennoch that, wurde sogar der Kaiser selbst dadurch sehr überrascht. Noch größer aber war die Bestürzung in der Hauptstadt. Schon dachte man daran, die Kaiserin-Königin und ihren Hof durch Flucht nach Preßburg zu sichern. Es machte dieser Monarchin den größten Kummer, ihre Lande wiederum einem verderblichen, weit aussehenden Kriege ausgesezt zu sehen. Auch fürchtete sie

1778 als Mutter für das Leben zweier Söhne, des Kaisers und Erzherzogs Maximilian, und eines Schwiegersohns, des Herzogs Albert von Sachsen-Teschen, die bey der Armee waren. Entschlossen, lieber ihren Ansprüchen auf Bayern ganz zu entsagen, wollte sie sofort das Aeußerste versuchen, um das drohende Unglück abzuwenden. Sie beschloß, einen Vertrauten an den König zu senden, dem sie auftrug, Alles anzuwenden, um Herstellung des Friedens und sofort einen Waffenstillstand zu bewirken.

b. 17ten Jul. Es erschien im Hauptquartier zu Welsdorf ein Fremder, der sich für einen Sekretair der russisch-kaiserlichen Gesandtschaft in Wien und mit Depeschen beauftragt angab, die er dem Könige selbst überreichen müsse. Als er zu dem Monarchen gebracht wurde, erklärte er sich für den Baron Thugut, einen schon damals rühmlich bekannten österreichischen Staatsmann, der in der Folge noch berühmter geworden ist. Er übergab ein Schreiben der Kaiserin-Königin, nebst einer Vollmacht zu neuen Unterhandlungen. In jenem äußerte Maria Theresia, wie schmerzhaft ihr der Ausbruch des Krieges sey, und wie sehr sie wünsche, sich über dessen Anlaß noch gütlich zu verständigen. Sie hoffte, hatte sie Thugut ausdrücklich aufgetragen zu sagen, es werde dem König

König eben so leid thun, als ihr, sich einander die 1778
Haare auszuraufen, die schon das Alter gebleicht habe. Sie thue, ließ sie hinzusetzen, diesen Schritt ohne Wissen ihres Sohnes, des Kaisers, und bitte den König um das strengste Geheimniß. Dieser bezeugte seine Bereitwilligkeit, den Wünschen der Kaiserin-Königin zu begegnen. Thuguts Vorschläge waren folgende:

1) seine Monarchin wolle von dem, was sie in Bayern in Besitz genommen, nur so viel Land behalten, als eine jährliche Revenüe von einer Million Gulden abwerfe.

2) Es solle ihr aber frey stehen, dieses Land gegen andere ihr mehr gelegene Distrikte zu vertauschen, doch immer mit dem Beding, daß das Einkommen nicht über jene Summe gehe, daß Bayern nicht zertheilt würde, auch die österreichischen Besitzungen die Reichsstadt Regensburg, als den Sitz des Reichstages, nicht einschlössen.

3) Die Kaiserin-Königin wolle vereint mit dem Könige sich bemühen, ein billiges Uebereinkommen zwischen dem Churfürsten von der Pfalz und dem Churfürsten von Sachsen zu bewirken, so, daß lezterer als Allodial-Erbe befriediget werde.

Thu-

1778 Thugut sezte noch mündlich hinzu, im Fall des Einverständnisses über Bayern werde sein Hof dem künftigen Anfall der fränkischen Markgrafthümer an den preußischen Staat sich nicht widersetzen, vielmehr die Vertauschung derselben gegen dem Könige besser gelegene Lande, entweder die Lausitzen, oder auch das Herzogthum Mecklenburg, gern befördern. Der König machte dem österreichischen Bevollmächtigten sofort bemerklich, wie sein Hof Dinge vermenge, die gar nichts mit einander gemein hätten, nämlich sein ganz unstreitiges Recht, die fränkischen Markgrafthümer, bey dereinstigem Anfall, mit seinen Staaten zu vereinigen, und Oesterreichs Anmaaßung, einen Theil von Bayern an sich zu reißen, an welches es gar kein Recht habe. Wenn man sich verständigen wolle, sagte er, müsse von solchem Vergleich gar keine Rede seyn; aber vor Allem sey nöthig, daß der Wiener Hof, was er gewaltsam genommen, wieder herausgebe, und das deutsche Reich gegen ähnliche Handlungen willkührlicher Gewalt für die Zukunft gesichert werde. Was den Tausch der fränkischen Markgrafthümer betreffe, so müsse derselbe ganz freiwillig geschehen, und solle durchaus kein Fürst dazu gezwungen werden. Nur unter dieser Bedingung, sagte der König, werde der Tausch ihm angenehm seyn; doch, sezte er hinzu, wenn es dazu kommen sollte, könnte die

die eventuelle Huldigung bereits jezt an beiden Seiten 1778
den künftigen Beherrschern geleistet werden. Dieser
Zusatz beweist, wie angenehm der vorgeschlagene Er-
werb eines ihm gelegenen Landes dem Könige aller-
dings war. Nur das größere Interesse, vor Allem
die Verfassung Deutschlands zu sichern, lag ihm noch
mehr am Herzen; dieses Interesse allein hielt ihn ab,
sich auf eine Idee einzulassen, die für seinen Staat
so vortheilhaft war. Noch fügte der König den ge-
machten Vorschlägen einige Punkte hinzu, über die
man sich gleichfalls verständigen müsse, nämlich den
Erlaß der böhmischen Lehnrechte in Sachsen und ei-
nige Befriedigung des Hauses Mecklenburg. Das
Resultat der Unterredung mit Thugut war, daß der
König sich zu neuen Unterhandlungen sehr willig erklärte.
Er wolle, sagte er, sofort seine Minister von Berlin
kommen lassen, und diese sollten bereit seyn, mit
dem österreichischen Bevollmächtigten zu unterhandeln,
wenn dieser mit noch bestimmtern Instruktionen seiner
Monarchin auf die ihm vom Könige gemachten Aeu-
ßerungen zurückkommen werde. Baron Thugut reiste
nach Wien zurück und die preußischen Minister, Graf
Finkenstein und Herzberg, kamen, auf Befehl des
Königs, in Frankenstein an, wo sie jenes Rückkunft
abwarteten. Um die Unterhandlung zu fördern, und
ihr einen bestimmten Charakter zu geben, schrieb der

den 24sten Jul.

Kö-

den 28sten Jul. 1778 König noch einmal an die Kaiserin-Königin, und legte, ohne Zweifel nach Herzbergs Rath, einen neuen Entwurf zum Vergleich vor, der in der That des Königs lebhaften Wunsch, den Frieden herzustellen, sehr deutlich beweiset. Nach diesem Entwurf sollte der Wiener Hof einen Distrikt von Bayern erhalten, der von Passau an, längst dem Inn und der Salza, bis Wildshut an der Salzburgischen Gränze sich erstreckt, dagegen aber allen Rechten über die böhmischen Lehen in der Oberpfalz und in Sachsen entsagen, und eine Million Thaler an den Churfürsten von Sachsen zahlen. Lezterer sollte auch als Allodial-Besitzungen das Fürstenthum Mindelheim in Schwaben, und die Herrschaft Rothenberg in Franken erhalten. Alle übrigen bayerschen Lehen sollten wieder dem pfälzischen Hause verliehen, doch die Herzoge von Mecklenburg entweder durch eins dieser Lehen, oder auch durch das von ihnen gewünschte privilegium de non appellando (Befreiung von der Gerichtsbarkeit der Reichsgerichte) für ihre Ansprüche entschädiget werden. Hauptbedingung bey Allem war, daß keiner der zwischen den verschiedenen Interessenten streitigen Punkte auf eine künftige Unterhandlung verwiesen, sondern alle sofort, unter Mitwirkung des Königs, gänzlich und für immer verglichen würden. Dieser Monarch verlangte für sich selbst

selbst nichts, als daß der Wiener Hof den von ihm 1778
ganz unbefugt gedroheten Widerspruch der dereinstigen Vereinigung der fränkischen Markgrafthümer zurücknehme, auch, im Fall ein freiwilliger Tausch derselben gegen die Lausitzen zu Stande kommen sollte, alsdann die Kaiserin-Königin, ihrem eigenen Erbieten gemäß, den böhmischen Lehns- und Rückfalls-Rechten entsage.

Dieser Plan, so nachgebend er auch von Friedrichs Seite war, konnte doch in Wien nicht Beifall finden. Der Kaiser hatte die von seiner Mutter im Augenblick des ausgebrochenen Krieges wieder angefangene Unterhandlung mit höchstem Unmuth vernommen. Er schrieb dieser Monarchin: wenn sie auf so nachtheilige Bedingungen Frieden schließen wolle, werde er nicht nach Wien zurückkehren, noch je sich seiner Mutter wieder nähern, sondern in Aachen, oder irgend einer andern freien Reichsstadt, nach Sitte der alten Kaiser, seine Residenz nehmen. Tief betrübt über diese Gesinnungen ihres ältesten Sohns berief Maria Theresia den zweiten, Großherzog Leopold von Toskana, zu sich und schickte ihn zur Armee, um Joseph zu besänftigen. Die Folge war, wie Friedrich sagt, daß beide Brüder, welche bisher in gutem Verständniß gelebt hatten,

sich

1778 sich entzweiten. Auch bey Kaunitz fand Maria Theresia keinen Beistand gegen den kriegerischen Sinn ihres Sohns. Diesem Minister lag mehr daran, sich in der Gunst des Mitregenten zu befestigen. So sahe die Kaiserin-Königin sich genöthiget, Friedrich zu

d. 18ten Aug. antworten: in dem Augenblick, wie Thugut habe zurückreisen sollen, um Erläuterungen zu geben, von denen sie die Herstellung des Friedens gehofft hätte, erhalte sie den neuen Plan des Königs, der Alles abändere, und sie bedürfe nun noch einiger Zeit, ehe sie ihren Bevollmächtigten mit einer Erklärung über diesen Plan abfertigen könne.

den 20sten Aug. Thugut kam jedoch bald wieder zu Welsdorf an. Ohne irgend eine Erklärung über des Königs lezten Vergleichsplan zu geben, legte er das Erbieten seiner Monarchin vor, Friedrichs Hauptverlangen zu erfüllen. Sie wolle, sagte er, den Churfürst Carl Theodor von der am 3ten Januar eingegangenen Convention ganz entbinden, alle bayersche und oberpfälzische Lande wieder herausgeben, unter der alleinigen Bedingung jedoch, daß dagegen der König für sich und seine Nachkommen dem dereinstigen Rückfall der fränkischen Markgrafthümer für so lange Zeit, als jüngere Prinzen des Hauses Brandenburg vorhanden seyn würden, bündigst entsage. Der König verwarf

ohne

ohne Anstand diesen Vorschlag aus dem schon ange- 1778
führten Grunde, daß die inneren Verhältnisse seines Hauses keinen Dritten etwas angingen und mit einem unrechtmäßigen Anspruche des österreichischen Hauses nie gleich behandelt werden könnten. Wenn, erklärte er, die Kaiserin-Königin auf diesem Vorschlage bestehe, könne gar keine Unterhandlung angefangen werden. Wie aber hierauf Thugut sich zu noch andern Vorschlägen bevollmächtigt zu seyn erklärte, verwies der König ihn an seine Minister, die in dem nicht weit entfernten Kloster Braunau seiner warteten. Hier wurde nun die neue Unterhandlung angefangen. Thugut brachte noch einmal den schon dem Könige gethanen Vorschlag vor, auf welchen aber die preußischen Minister, da er von ihrem Herrn bereits völlig verworfen war, sich gar nicht einlassen konnten. Der österreichische Bevollmächtigte eröffnete nun einen andern Vergleichsplan. Die Kaiserin-Königin verlange, in Rücksicht ihrer gemachten Ansprüche, nur einen solchen Theil von Bayern, der eine Million Gulden jährlicher Einkünfte ertrage. Es sollte ihr jedoch dasjenige Stück von Bayern abgetreten werden, das zwischen einer Linie begriffen sey, die von Kufstein in Tyrol ohngefähr durch die Mitte des Landes über Wasserburg, Landshut, Waldmünchen bis an die Gränze von Böhmen gezogen würde. Die

den 11ten Aug.

ſchlag für durchaus unannehmlich. Wenn, ſagten 1778
ſie, die Kaiſerin-Königin irgend wirkliche Anſprüche an Bayern machen könnte, ſo müßten dieſe auf einen gewiſſen, namentlich zu beſtimmenden Theil dieſes Landes gehen. Auf Revenüen, nach dem Maaßſtabe des Ertrages in neuerer Zeit, ſeyen ſolche Anſprüche gar nicht denkbar. Da aber, wie hinlänglich bewieſen ſey, dieſe Monarchin durchaus kein Recht zu irgend einem Theile von Bayern habe, ſo könne ſie auch, in Rückſicht ſolchen Rechts, nicht einen Landestheil von einem beſtimmten Ertrage verlangen, ohne für denſelben dem pfälziſchen Hauſe, wenn es ihn freiwillig abtreten wolle, vollkommenen Erſatz anzubieten. Auch würde bey jedem Tauſch nach ſolchem ganz ungewöhnlichen Maaßſtabe des bisherigen Ertrages der Vortheil gar zu ſehr auf der Seite von Oeſterreich ſeyn, als daß man ihn annehmen könne. Denn da die Finanz-Verwaltung in Bayern bisher unvollkommener, als vielleicht in irgend einem deutſchen Lande geweſen; ſo würde es der öſterreichiſchen Regierung leicht werden, aus dem abgetretenen Diſtrikt einen weit bedeutendern Ertrag herauszubringen, als er bisher gegeben habe, und das pfälziſche Haus könnte dafür in einem Diſtrikt, der durch die öſterreichiſche Verwaltung bereits zum möglichſten Ertrage gebracht worden, keinen Erſatz finden. Ueberdem

1778 seyen kleine, abgelegene nicht mit einander zusammenhängende Landstriche kein Aequivalent für die Abtretung des verlangten, wohl zusammenhängenden, fruchtbaren an der Donau, Inn und Salza belegenen Strichs von Bayern, der Tyrol mit Böhmen verbinden solle, auch die höchst wichtigen Salzwerke einschließe, welche Bayern nicht entbehren könne, dessen übrig bleibender Theil überhaupt durch diese Abreißung des bessern in eine ganz vollendete Abhängigkeit von dem übermächtigen Nachbar kommen würde. Aus allen diesen Gründen, schlossen die preußischen Minister, könne ihr König auf Vorschläge, durch welche der Hauptzweck, den er bey der Unterhandlung gehabt, durchaus nicht erreicht würde, sich gar nicht weiter einlassen, und da alle seine Bemühungen, die entstandene Irrung auf eine gerechte und doch immer dem Wiener Hofe sehr vortheilhafte Art beizulegen, fruchtlos gewesen, so müsse er abwarten, daß veränderte Grundsätze künftig einen glücklichern Erfolg der Unterhandlungen herbeiführten.

Der Baron Thugut schien eine so baldige gänzliche Abweisung seiner Vorschläge nicht erwartet zu haben. Noch an demselben Tage, wo er die preußische Antwort erhalten, machte er einen neuen Versuch, diese Vorschläge dadurch annehmlich zu machen, daß er

mit

mit einem ungleich kleinern Stück von Bayern [1]), 1778
als er vorher verlangt, doch übrigens unter denſelben Bedingungen, ſich befriedigen zu wollen erklärte. Die preußiſchen Miniſter wieſen auch dieſes zurück mit der beſtimmten Aeußerung, daß der König auf die bey Thuguts Vorſchlägen angenommenen Grundſätze ſich nicht einlaſſen könne. So wurde dieſe Unterhandlung am dritten Tage nach ihrer Eröffnung bereits wieder abgebrochen. Finkenſtein und Herzberg kehrten ſofort nach Berlin zurück, und Thugut, nachdem er vergeblich ſich bemüht hatte, noch unmittelbar mit dem Könige zu unterhandeln, mußte auch ſeine Rückreiſe antreten.

1) Der zuerſt verlangte Diſtrikt betrug mehr als die Hälfte, der in der zweiten Propoſition verlangte ohngefähr zwey Fünftel von ganz Bayern.

Viertes Kapitel.

Fortgesezte Kriegs-Unternehmungen.

1778 Während dieser Unterhandlungen, welche ohne Mitwissen des Kaisers angefangen, und ohne seine Billigung geführt worden, war kein Waffenstillstand geschlossen, also auch der kleine Krieg nicht unterbrochen worden [1]). Der König beschäfftigte sich nun mit dem Entwurf, irgendwo über die Elbe zu gehen, dem Feinde in den Rücken zu kommen und mit der Armee des Bruders, Heinrich, sich in Verbindung zu sezen. Er versichert uns aber selbst, die steilen Ufer des Flusses und die Verschanzungen des Feindes haben es schlechterdings unmöglich gemacht, diesen Entwurf auszuführen. Ein Mann, dessen Urtheil glaubwürdig ist [2]), widerspricht dieser Behauptung. In den Gegenden, sagt

1) Der König hatte indeß in seiner Antwort auf den ersten Antrag der Kaiserin-Königin die Versicherung gegeben, er werde alle seine Schritte so abmessen, daß die Monarchin ohne mütterliche Besorgniß seyn könne.

2) Graf Schmettau.

sagt er, wo die Elbe noch nicht weit von ihrer Quelle 1778
entfernt ist, senken sich ihre Ufer in sanftem Abhang hinab, und wenn der Strom nicht durch starken Regen auf kurze Zeit angeschwellet wird, ist er sehr leicht zu durchwaten. Dieses leztere war wirklich im Sommer des Jahrs 1778 fast immer der Fall, und also eine sehr thunliche Sache, an mehrern Stellen über die Elbe zu kommen. Wäre dieses gelungen, so hätte Friedrich mit einem Theil des Heinrichschen Heers vereint, während der Bruder mit dem übrigen Theil den Marschall Loudon beschäfftigte, über Bunzlau und Brandeis bis Prag vorrücken und den Kaiser nöthigen können, entweder den besten Theil Böhmens preis zu geben, oder seine verschanzte Stellung zu verlassen und es auf eine Schlacht ankommen zu lassen. Aber ein Entwurf dieser Art, behauptet Graf Schmettau, war nie wirkliche Absicht des Königs; nur um die Unzufriedenheit seines Heers über die unthätige und beschwerdevolle Lage, worin es ohne allen Nutzen gehalten wurde, einigermaaßen zu beruhigen, unterhielt Friedrich die Meinung, daß er sich mit Angriffs-Planen und dem Uebergange über die Elbe beschäfftige. Wäre dieses wirklich seine Absicht gewesen, würde er sie besser zu verbergen, und den Feind zu überraschen gesucht haben; aber seine Aeußerungen, in der Gegend von Hohenelb den

1778 Uebergang verſuchen zu wollen, waren ſo laut, die Anſtalten wurden ſo öffentlich, und doch zugleich ſo äußerſt langſam gemacht, daß es ſchien, der König habe nur den Gegner aufmerkſam machen und ihm den Fleck andeuten wollen, wo er alle Mittel des Widerſtandes anhäufen müſſe.

So viel Achtung dieſes Urtheil eines kundigen Augenzeugen auch immer verdient, ſo finden wir es doch wahrſcheinlich, der König habe ſein Heer, ſeinen Bruder und durch ſeine Schriften auch die Nachwelt über ſeine gehabte Abſicht nur deshalb getäuſcht, weil er ſich ſelbſt zuerſt täuſchte. Das leidende Verhalten, welches Friedrich in dieſem Feldzuge bewies, war ſeinem Geiſte und dem durch ſeine frühern Kriege bewährten Charakter durchaus zuwider. Der von ihm entworfene Operations-Plan beweiſt hinlänglich, daß dieſer Geiſt noch nicht erloſchen, dieſer Charakter noch immer derſelbe war. Unmöglich konnte es ſeiner Einſicht entgehen, wie nachtheilig es für ſeinen Ruhm und für ſeinen Zweck ſey, mit den geſammelten großen Kräften nichts zu thun. Gewiß ſah Niemand beſſer als er, daß, je ſehnlicher er ein ſchnelles Ende des Krieges wünſche, um ſo mehr ſey es wichtig, durch eine kraftvolle Unternehmung in das Innere der feindlichen Staaten einzudringen, und den Friedens-Neigungen

der

der Kaiſerin-Königin das Uebergewicht über den 1778
kriegeriſchen Sinn ihres Sohns zu verſchaffen. Gewiß fühlte er ſehr wohl, daß, wenn er jezt, ohne irgend Etwas ausgerichtet zu haben, ſich wieder zurückziehe, dieſes den Muth des öſterreichiſchen Heers eben ſo ſehr beleben, als den des ſeinigen ſchwächen müſſe; er fühlte, daß er in dem nächſten Feldzuge es noch ungleich ſchwerer finden werde, dasjenige auszuführen, was er in dem jeßigen aufgeben müſſen. Dieſe Betrachtungen machen es höchſt wahrſcheinlich, daß Friedrich, ſo ſehr auch ſein Geiſt durch körperliche Leiden geſchwächt war, dennoch den Vorſaß, einen Angriffskrieg zu führen, wirklich gehabt habe, und es ihm mit dem Uebergang über die Elbe Ernſt geweſen ſey. Aber die Schwierigkeiten dieſes Unternehmens ſtellten ſich ſeiner Einbildungskraft ſehr groß, vielleicht noch größer vor, als ſie wirklich waren, und dieſes immer mehr, je näher der Augenblick entſcheidenden Handelns kam. So wenig wir auch die Wahrheitsliebe des oft angeführten Augenzeugen bezweifeln, ſo wagen wir doch zu behaupten, daß die Schwierigkeiten des Uebergangs für Friedrichs Heer in den Umſtänden, worin es ſich befand, doch in der That größer waren, als jener ſie vorſtellt. Nicht allein die Beſchaffenheit des Stroms brachte ſie hervor, ſondern vorzüglich der Umſtand, daß der

1778 Uebergang unter den Augen eines zahlreichen, wohlgerüsteten, unangreifbar verschanzten Feindes, der alle Vortheile der Gegend für sich hatte, bewirkt werden mußte. Wurde Friedrich zurückgeschlagen, so kam sein Heer in die äußerste Verlegenheit. Ohne alle Mittel sich in dem völlig ausgezehrten Theile von Böhmen auch nur kurze Zeit zu halten, mußte er im eigenen Lande Zuflucht suchen und dort den siegenden Feind erwarten, der von mehr als einer Seite vordringen konnte. Auch wenn der Angriff nur halb mislang, immer wurde der Gegner dadurch muthiger, den Kampf fortzusetzen und Friedrichs Hauptzweck, ein Friede, der Bayern rettete, schwerer zu erreichen. Solche Möglichkeiten stellten sich Friedrichs Geiste dar, und bewogen ihn, seinen Ruhm, die Erhaltung seines Heers, das Wohl seiner Lande nicht von dem äußerst mislichen Erfolg eines kühnen Unternehmens abhangen zu lassen, das er zwanzig Jahre früher vielleicht mit weniger Bedenklichkeit gewagt, vielleicht auch mit Glück durchgesezt hätte. Friedrich war Mensch, können wir uns wundern, ihn als solchen empfinden und handeln zu sehen?

Sein folgendes Betragen liefert noch mehr Beweise dieser Schwäche des Menschen. Nach der Versicherung des Grafen Schmettau war das Lager vom

vom Könige selbst so schlecht gewählt, daß seine Ar- 1778
mee und er selbst sich in beständiger Gefahr eines feindlichen Ueberfalls befanden. Die einzelnen Abtheilungen des Heers waren durch tiefe Defileen getrennt, und im Fall der Noth nicht im Stande, sich gegenseitig zu unterstützen. Sogar zwischen der großen Armee bey Nachod, und dem kleinen Corps, mit welchem der König selbst bey Welsdorf stand, war gar keine freie Communikation, und das Hauptquartier konnte aufgehoben werden, ohne daß die übrige Armee sich schnell genug in Bewegung zu setzen vermogte. Das Lager des Königs erstreckte sich bis dicht an einen großen Wald, in welchem die Vorposten des Feindes waren, und dieser konnte hinter dem Walde ganz unbemerkt eine bedeutende Macht aufstellen, das preußische Lager überraschen, und in das ärgste Gedränge bringen.

Sehr natürlich ist hier die Frage: warum benuzte denn der Feind nicht alle diese Fehler zu seinem Vortheil? Unbekannt konnten sie ihm doch nicht bleiben, denn dieser Feind war im eigenen Lande und hatte die genaueste Kenntniß desselben; keine Bewegung im preußischen Lager konnte ihm entgehen. Die ihrem Landesherrn treu ergebenen, gegen die Preußen äußerst erbitterten Unterthanen waren trefliche Spione;

1778 Spione; warum machten der Kaiser und sein Feldmarschall Lacy gar keinen Versuch zu Unternehmungen, welche unter den vorhandenen Umständen so glücklichen Erfolg versprachen? Nur die Ansicht der Dinge, welche diese Feldherren einmal gefaßt hatten, kann erklären, was allerdings auffallend ist. Bey aller Begierde, sich mit Friedrich zu messen, hatte Joseph doch einen so hohen Begriff von dessen großen militairischen Talenten, daß er ihm Fehler, wie sie wirklich begangen wurden, nicht zutraute, und hinter dem, was unverzeihliche Nachlässigkeit schien, List und Absicht besorgte. Lacy bestärkte ihn in dieser Meinung. Dieses Feldherrn fester Grundsatz war nun einmal, seinen Gegner durch Unthätigkeit zu ermatten. Diesem Zwecke opferte er jede Gelegenheit auf, durch glänzenden, aber immer blutigen Sieg der Fehde ein schnelles Ende zu machen. Stand Loudon dem Könige gegenüber, höchst wahrscheinlich handelte er anders. Friedrichs Ruhm und Preußens Glück wären dann in größte Gefahr gekommen.

Am 15ten August verließ der König das Hauptquartier zu Welsdorf und nahete sich den hohen Gebirgen, wo allein er den Uebergang über die Elbe vielleicht möglich hielt. Am 26sten war das Hauptquartier zu Lauterwasser, wo der Gedanke dieses Ueber-

Uebergangs, wegen der für unüberſteiglich erklärten 1778
Schwierigkeiten, ganz aufgegeben und jeder weitern Unternehmung entſagt wurde. Friedrich ſchränkte ſich von jezt an darauf ein, nur noch ſo lange wie möglich in Böhmen zu bleiben, und alle in dem von ihm beſezten Striche dieſes Landes noch für Menſchen und Vieh aufzutreibende Lebensmittel völlig aufzuzehren. Er wollte hierdurch nicht nur das eigene Land ſchonen, ſondern auch, ſo viel ihm immer möglich war, dem Feinde die Mittel abſchneiden, nach ſeinem Rückzuge ihm nachzufolgen und in Schleſien einzudringen. Das Geſetz des Krieges machte dieſen Entſchluß vielleicht nothwendig, aber deſſen Ausführung war grauſam, nicht nur für das feindliche Land, ſondern auch für das eigene Heer. Denn wirklich war das Land ſchon faſt völlig ausgeplündert, und da es nicht mehr ſo viel Lebensmittel liefern konnte, als auch nur die kärglichſte Erhaltung von Menſchen und Vieh foderte, die Zufuhr aus Schleſien aber äuſſerſt beſchwerlich war; ſo brachte dieſes in der preußiſchen Armee das gröſte Ungemach, und den höchſten Grad von Mismuth und Verzweiflung hervor. Die Pferde konnten nicht mehr die Reuter tragen, ſondern mußten von ihnen mühſam fortgeführt werden. Die Wege, auf welchen das preußiſche Heer ſich fortzog, waren durch

ge-

1778 gefallene Pferde bezeichnet; böse Krankheiten riſſen unter den Truppen immer mehr ein und rafften ſehr viele Menſchen weg. Indeß waren alle Vorſtellungen, welche man nur furchtſam dem übelgelaunten Könige zu machen wagte, ganz vergebens. Er beſtand darauf, ſein Heer müſſe noch ferner aus Böhmen ſeinen Unterhalt ziehen. Mit Härte wies er Jeden ab, der ihm die Unmöglichkeit und die höchſt unglücklichen Folgen ſeines Entſchluſſes zu beweiſen unternahm. In einem Augenblicke der übelſten Stimmung über die nicht aufhörenden Klagen wegen Mangels der Fourage behauptete er, ſeine eigene Suite ſey Schuld an dieſem Mangel, da ſie Alles ausplündere. Er befahl, die wenigen Perſonen, welche ſeine Suite ausmachten, ſollten ſofort alle Fourage, die ſich bey ihnen fände, vor die Thür ſeines Quartiers ſchaffen laſſen, und zugleich ließ er die reitende Artillerie, welche ihn ſo eben mit ihren Klagen beſtürmt hatte, eben dahin beſtellen, um Fourage ausgetheilt zu bekommen. Der ſonderbare Befehl mußte vollzogen werden. Der kleine Vorrath wurde vor des Königs Thür gebracht, die Artilleriſten ſtritten ſich unter ſeinen Augen um die einzelnen Heubunde, und kehrten, die meiſten leer, alle höchſt mismüthig zurück 2). Am 8ten Septbr. wurde von

Lau-

2) Graf Schmettau, der ſelbſt zu der Suite gehörte, er-

Lauterwasser wieder aufgebrochen. Das anhaltende 1778
Regenwetter machte den Zug durch die fast ganz unbegangbaren Bergengen immer schwieriger. Mit unendlicher Mühe wurde die Artillerie fortgebracht. Der Feind verfolgte, so viel die Beschaffenheit des Bodens es nur immer erlaubte, die Abziehenden. Die Beschwerden waren wirklich ganz unglaublich. Dennoch wurde der Rückzug mit Ordnung vollbracht; vorzüglich zeichnete der Prinz von Preußen sich hierbey aus, und erwarb sich die vollkommenste Zufriedenheit seines königlichen Oheims. Mit erheitertem Gesicht vernahm dieser die Berichte über die von seinem Neffen getroffenen Anordnungen, und erkundigte sich genau nach den kleinsten Umständen derselben. Noch bey keiner Gelegenheit in diesem Feldzuge war bey Friedrich so viel gute Laune bemerkt, als er bey dieser zu erkennen gab. Es war ein rührender Anblick, wie der König den Prinzen, nach diesem gegebnen Beweise seiner Einsicht und muthvollen Tapferkeit, zum ersten Mal wieder sah. Friedrich umarmte ihn zärtlich, im Beiseyn vieler Generale und Staabsofficiere, und bezeugte ihm öffentlich die Achtung, die sein Betragen verdient habe. Alle Anwesenden vergossen Freudenthränen. Es war ein

schö-

zählt dieses, die üble Laune des Königs so stark charakterisirende Faktum.

1778 schöner Augenblick für den König, für den Prinzen und für die Armee, die mit lebendigem Vertrauen zu dem erfüllt ward, der sie einst anführen sollte. Am 21sten September war endlich die äußerste Gränze Böhmens erreicht, wo der König sein Hauptquartier zu Schatzlar nahm.

Zu eben der Zeit, wie der König in Böhmen einbrach, sezte auch sein Bruder Heinrich mit dem theils in der Mark Brandenburg, zwischen Berlin und Cottbus, theils im Magdeburgischen zusammen-
d. 1sten Jul. gezogenen Heere sich in Bewegung, um durch Sachsen in Böhmen einzudringen, besonders auch, um Dresden gegen einen feindlichen Angriff zu sichern 4). Mit zwey Märschen konnten die Oesterreicher diese Hauptstadt erreichen, und es wäre für sie von höchster Wichtigkeit gewesen, hier den Preußen zuvorzukommen. Vielleicht wäre der Churfürst gezwungen worden, ihre Parthey zu nehmen, wenigstens sich neu-

4) In Beschreibung dieses Feldzugs folge ich vorzüglich, doch mit Benutzung auch andrer Nachrichten, dem Journal de l'armée prussienne et saxonne aux ordres du Prince Henri en 1778 par Fallois, dem zuverlässigsten Berichte, welcher über diesen Feldzug, dem der Verfasser selbst beigewohnt, bekannt geworden ist. Er findet sich als Anhang im Traité de la castrametation par Fallois. à Dessau 1781.

neutral zu erklären. In jedem Falle wäre es ihnen 1778
wahrscheinlich gelungen, den preußischen Einbruch in
Böhmen von dieser Seite zu hindern, und also den
Krieg in fremdem Lande zu führen. Um diesem
vorzukommen, mußte Prinz Heinrichs Armee äußerst
schnell und zugleich äußerst geheim sich nähern. Bei-
des wurde erreicht. Binnen acht Tagen waren die
verschiedenen von Cottbus, Berlin, den Ufern der
Elbe und Saale aufgebrochenen Colonnen bey Dres-
den vereint. Ihre Bewegungen und alle dazu erfo- d. 8ten
derlichen mannichfachen Vorbereitungen waren so sehr Jul.
in der Stille betrieben, daß man in Dresden selbst
die bevorstehende Ankunft des Heers erst zu Mittag
des Tages erfuhr, an dessen Abend der Vortrab
unter General Möllendorf wirklich ankam. Der an
der Gränze Böhmens, kaum drey Meilen von Dres-
den entfernt stehende österreichische General Sauer
erfuhr erst zwey Tage nachher, daß Prinz Heinrichs
Armee ihm so nahe sey. Der sächsische Churfürst
sahe ein, daß abgesonderte Operationen seines eige-
nen Heers für das gemeinsame Beste nicht zweck-
mäßig seyn würden; er hatte also den guten Gedan-
ken, dasselbe ohne alle Einschränkungen den Befehlen
des Prinzen Heinrich, der mit Recht sein vollkomm-
nes Vertrauen besaß, zu übergeben. Das preußische
Corps nahm nahe bey Dresden seine Stellung, theils

1778 in einem Lager, theils aber, um die bevorstehende Erndte möglichst zu schonen, in Dörfern. Des Prinzen Hauptquartier war in dem Dorfe Plauen. Die Sachsen kantonirten zwischen Pirna und Maxen. Das preußische Corps wurde auf 90,000, das sächsische auf 23,000 Mann geschäzt. Der so ungemein schnelle Marsch hatte Menschen und Pferde sehr ermattet, und ein österreichischer Angriff in den ersten Tagen nach der Ankunft würde in große Verlegenheit gesezt haben. Aber dieser Angriff erfolgte nicht, und der Prinz gewann Zeit, seine Truppen sich erholen zu lassen, ehe er mit ihnen gegen Böhmen aufbrach.

Bereits im siebenjährigen Kriege hatte Prinz Heinrich den Ruhm eines großen Feldherrn erworben, der, auch in den schwierigsten Umständen, gegen überlegene Feinde mit geringen Mitteln immer sich mit glücklichem Erfolg behauptet hatte. Sein königlicher Bruder selbst gab ihm das Zeugniß, er sey der einzige, welcher während dieses Krieges gar keinen Fehler gemacht habe. Er hatte jezt mehrere meistens in der Schule des siebenjährigen Krieges gebildete Generale unter sich, Platen, Kleist, Kalkstein, Möllendorf, Belling, den Prinz Friedrich Adolph von Anhalt-Bernburg und den jüngsten braunschweigischen Prinzen

zen Leopold. Das sächsische Corps war vom Gra- 1778
fen Solms, gleichfalls im siebenjährigen Kriege gebildet, und vom Grafen Anhalt, der noch vor Kurzem aus dem preußischen in den sächsischen Dienst übergegangen war, befehligt. Dem Heinrichschen Corps gegenüber in Böhmen stand der schon geschilderte Feldmarschall Loudon, von dessen kühner Entschlossenheit wol ein Angriff zu erwarten gewesen, und der vermuthlich mit der Besetzung Sachsens zuvorgekommen wäre, hätten ihn nicht ausdrückliche Befehle seines Hofes, der durchaus nicht den Schein des Angreifers haben wollte, zurückgehalten. Dieser Hof sezte voraus, daß die Preußen von eben der Seite in Böhmen eindringen würden, wo es ihnen im siebenjährigen Kriege gelungen war. Hier, im Leutmeritzer Kreise, stand also Loudon mit seinem Corps, gegen 90,000 Mann stark; seine äußersten Vorposten hielten das Gebürge besezt, welches Böhmen von Sachsen scheidet.

Friedrich und Heinrich aber fanden besser, den Angriff von einer Seite zu machen, wo ihn der Gegner nicht erwartete. Der Prinz kannte noch aus dem siebenjährigen Kriege die Gegenden von Schluckenau und Rumburg, wo die Gebürgengen den Marsch äußerst beschwerlich, das Fortbringen des Geschüzes

1778 und nöthiger Vorräthe faſt unmöglich machen. Ein guter Kenner, der engliſche General Lloyd *), hält dieſe Päſſe für ſo gut verſchanzt durch die Natur, daß ſie keiner Zuſätze durch die Kunſt bedürften, und ein öſterreichiſcher Feldherr von dieſer Seite nie einen Angriff zu beſorgen habe. So ſcheint auch Loudon die Sache angeſehen zu haben. Er hatte dieſe Gegend nur ſehr ſchwach beſezt, und ſein Heer von Töplitz über Auſſig bis Leutmeritz längs der Elbe aufgeſtellt. Doch gerade dieſer Umſtand bewog den Prinzen Heinrich, welcher ſeinem Heere zutraute, daß es auch unüberſteiglich ſcheinende Schwierigkeiten zu beſiegen vermögen werde, dem Könige den Einbruch über Schluckenau und Rumburg vorzuſchlagen. Aber dieſem Vorſchlage begegnete der Befehl des Königs, durch den Saatzer Kreis in Böhmen einzudringen. Auch hier wurde er von den Oeſterreichern nicht erwartet, und der Angriff von dieſer Seite ſchien große Vortheile zu verſprechen. Unverzüglich gab Heinrich ſeinen eignen Gedanken auf, und beſchloß den königlichen Befehl zu vollziehen. Er ließ den General von Platen mit 20,000 Mann bey Maren ſtehen, um Sachſen gegen Streifereyen zu decken; dann ſandte

*) S. Geſchichte des ſiebenjährigen Krieges von Lloyd und Tempelhof Th. 1. S. 19.

sandte er den General von Möllendorf mit einem Theil des Heers voran. Dieser drang über Baßberg in Böhmen ein, und dessen Vortrab kam bis Kommotau, ohne einigen Widerstand zu finden. Der Prinz folgte mit dem übrigen Heere über Dippoldiswalde und gelangte bis Frauenstein. Die bösen Wege machten den Marsch äußerst beschwerlich. Unerwartet wandte sich der Prinz und ließ sein Heer den mühvollen Marsch wieder zurückmachen, zog auch den schon so weit vorgedrungenen General Möllendorf wieder an sich. Plötzlich ging er über die Elbe und drang durch unglaublich beschwerliche Wege über Schluckenau und Rumburg in Böhmen ein. Eine sehr große Hitze machte den Marsch noch mühvoller. Fast erlagen auch die kräftigsten Krieger. Aber Heinrich marschirte zu Fuß mit dem Vortrabe, drey Tage hindurch, vom Anbruch des Tages bis zum Abend, und erklimmte die steinigten Höhen. Nun fühlte Niemand mehr die harte Beschwerde. Unaufgefodert spannten die Grenadiere die Pferde von den Wagen, welche Kanonen fuhren, und zogen sie über die steilsten Berge. Schon am fünften Tage nach dem Ausmarsch war General Belling mit der Avantgarde in Gabel, wo die Oesterreicher den Angriff nicht abwarteten. Ueberall zerstreuten sie sich in den Wäldern und fielen den eindringenden Preußen in die

den 17ten Jul. 1778

1778 Hände. Der Prinz bekam mehr Gefangene, als oft in einer Schlacht gemacht werden; er verlor wenige Menschen, aber viele Pferde unterlagen der Beschwerde. Er selbst wunderte sich, daß er so glücklich durch enge Gebürgspäße gedrungen war, wo ein einziges Bataillon mit ein paar Kanonen jeden Feind zurücktreiben konnte. Loudon zog sich hinter die Iser, wo er zwischen Jungbunzlau über Münchengrätz bis Turnau eine Stellung nahm, fast eben so unangreifbar, wie die der Hauptarmee des Kaisers, mit der er in ungehemmter Verbindung blieb. Heinrich stellte sich ihm gegenüber und nahm sein Hauptquartier zu Nimes. Er besezte die Gegend von hier bis über die Elbe, nach Lobositz und Bilin.

Man hat lange geglaubt, daß der erste Marsch des Prinzen bis Frauenstein, den er plötzlich abbrach, und sein Heer die äußerst beschwerlichen Wege noch einmal machen ließ, nur ein Mittel gewesen sey, seinen Gegner über die wahre Absicht seines Einbruchs in Böhmen von einer ganz andern Seite zu täuschen. Man hat diese meisterhafte Kriegslist gepriesen, und sie als einen Beweis der Feldherrn-Talente Heinrichs betrachtet. Aber dieses Urtheil ist unrichtig. Der Prinz wollte wirklich, der Vorschrift des Königs gemäß, durch den Saazer Kreis

ein-

eindringen, und dem ſchon bis Kommotau gekommenen 1778
Möllendorf mit dem Haupt-Corps folgen. Allein zu Frauenſtein erhielt er die Nachricht, daß der König ſeinen erſten Vorſchlag ſehr billige und deſſen Ausführung wolle. Ohne Bedenken befolgte der Prinz dieſen Willen, benuzte aber gern die verbreitete Nachricht von dem ſchon eingeſchlagenen Wege, um den Feind irre zu führen. Zu dieſem Zweck machte er noch Anſtalten zu Anlage eines großen Magazins zu Freyberg, und bediente ſich dazu eines Juden, von dem er wußte, daß er Loudons Spion ſey, und nicht verfehlen werde, dieſen Feldherrn von ſolchem Vorhaben zu unterrichten. Man hat es getadelt, daß der Prinz ſeine Truppen zwecklos abgemattet habe, und nicht, des königlichen Befehls ohngeachtet, auf dem bereits mit ſo gutem Glücke eingeſchlagenen Wege geblieben ſey, der ihn vielleicht bis Prag führen konnte. Wäre dieſes gelungen, ſo wäre vielleicht in daſiger Gegend eine Vereinigung mit der Armee des Königs möglich geweſen. Die feindlichen Feldherren ſahen ſich dann gezwungen, ihre verſchanzten Stellungen zu verlaſſen und es auf eine Schlacht ankommen zu laſſen, die den Krieg vortheilhaft entſcheiden konnte. Allerdings ſcheint es, daß die gleich anfangs bewieſene Unentſchloſſenheit, und die ohne Noth gehäuften Beſchwerden die Kräfte des

1778 Heers erſchöpften, und dieſes um ſo mehr zu tadeln ſey, da der Prinz am Ende doch nur einen Punkt erreichte, von dem er nicht weiter fortſchreiten konnte. Dagegen würde ein entſchiednes offenſives Verfahren, ein möglichſt tiefes Eindringen in des Feindes Land, den Muth des Heeres erhöht und den Zweck, baldigen Frieden, beſſer befördert haben. So ſcheint es, und wir dürfen annehmen, daß dieſes auch dem Blicke Heinrichs nicht entging. Aber, konnte er wagen, dem ausdrücklichen Befehl des Königs, der ſeinen eigenen erſten Vorſchlag genehmigte, entgegen zu handeln? Mußte er nicht annehmen, daß der König, in der Vorausſetzung daß ſein Befehl vollzogen würde, nun auch bereits ſeine Schritte hiernach bemeſſen habe? und ſollte der Prinz die Schuld auf ſich nehmen, wenn irgend ein Misglück ſich ereignete? Immer bleibt es, bey den verwickelten Unternehmungen des Krieges, in welchem alle Zufälle vorauszuſehen auch der ſcharfſinnigſte Verſtand nie vermag, der ſicherſte Grundſatz eines untergeordneten Befehlshabers, die von dem Oberhaupte vorgeſchriebenen, oder gebilligten Entwürfe, mit pünktlichſter Genauigkeit auszuführen. Nur dann, wenn der oberſte Feldherr mit feſter Gewißheit hierauf rechnen kann, iſt er vermögend, jeden ſich darbietenden Vortheil zu benutzen,

jeden

jeden eintretenden widrigen Zufall möglichſt gut aus- 1778
zugleichen.

Prinz Heinrich und Feldmarſchall Laudon ſtanden in der vorbeſchriebenen Stellung mehrere Wochen gegen einander über. Auch hier hat man die Unthätigkeit des erſten Feldherrn getadelt. Warum, ſagte man, drang er nicht vor bis Hohenelb, vertrieb die dort ſtehenden Oeſterreicher, die das einzige Hinderniß der Vereinigung beider preußiſchen Heere waren? Auch hier muß man, vorausgeſetzt daß ſolches Vordringen wirklich möglich geweſen, um gerecht zu urtheilen, wohl erwägen, daß ein ſo entſcheidender Schritt nicht ohne Genehmigung des Königs geſchehen durfte, deſſen Bewegungen ihm gemäß eingerichtet werden mußten. Dem Könige war an der Vereinigung ſo viel gelegen, daß der Prinz gar nicht zweifeln durfte, er werde Alles, was von ſeiner Seite für dieſelbe geſchehen könne, ſobald er es thunlich halte, ſofort verfügen. Daß der König vielleicht die Schwierigkeiten für unüberwindlicher hielt, als ſie waren, haben wir bereits aus ſeiner damaligen Gemüthsſtimmung zu erklären geſucht, zugleich aber auch bemerkt, daß in der That höchſt wichtige Gründe es ſehr bedenklich machten, den Zweck des Krieges von dem Gelingen einer

Gränze von Böhmen, wo die Armee des Königs 1778
stand.

Eben so sorgte Heinrich wachsam dafür, daß der mit vortrefflichen leichten Truppen versehene Gegner sein Heer wenig beunruhigen, ihm nicht die Zufuhr der Lebensmittel abschneiden konnte. Zugleich versuchte er Alles, um diesen Gegner aus seiner verschanzten Stellung zu bringen. Da er in Sachsen keine feindlichen Streifereyen mehr besorgen durfte, ließ er den dort bey Meißen zurückgelassenen General Platen nun auch in Böhmen, bis Melnik, den 11ten vordringen, und zugleich rückte Möllendorf bis Aug. Welwarn. Die Hauptstadt Prag wurde in Schrecken gesetzt. Möllendorf nahm eine Stellung, die zum Angriff reizen sollte. Aber Laudon, dem ihm vorgeschriebenen System getreu, blieb unbeweglich. Doch lernte dieser Feldherr, daß vor den Augen eines Gegners, wie Heinrich, kein Fehler ungestraft begangen werden könne. Die wichtigen Magazine, welche Laudon, wie er hinter die Iser sich zog, ohne Schutz gelassen hatte, wurden von den Preußen weggenommen oder geplündert.

Obgleich Heinrichs Armee durch seine getroffenen guten Einrichtungen bey weitem nicht so drückende Mangel litt, wie ihn der König erfuhr, so sahe doch

1778 doch auch jener gegen die Mitte Septembers sich bereits genöthiget, diesem anzuzeigen, daß der Abgang der Feurage auch ihm nicht lange mehr erlaube, seine Stellung zu behaupten, die auch ganz zwecklos sey, da man alle Hoffnung aufgeben müsse, den Gegner aus der seinigen zu bringen, und die Vereinigung beider preußischen Heere zu bewirken. Man hat den Prinzen beschuldiget, daß er mit dem Rückzuge zu sehr geeilt habe. Er habe, sagt man, Böhmen noch immer einige Zeit, vielleicht gar den ganzen Winter hindurch behaupten können, welches in jedem Betracht ein wesentlicher Vortheil gewesen seyn würde, sowohl um den Feldzug des nächsten Jahrs im feindlichen Lande beginnen zu können, als auch, um während des Winters auf dieses Landes Kosten zu leben. Man setzt noch hinzu, daß die Truppen in Böhmen weit bequemere und gesundere Quartiere gefunden hätten, als es nachher in Sachsen der Fall war, wo sie sehr auf einander gehäuft werden mußten, welches böse Krankheiten zur Folge hatte. Aber zugegeben, daß Böhmen wirklich während des Winters hätte behauptet werden können, so hing die Entscheidung, ob dieses geschehen solle, wiederum nicht vom Prinzen, sondern allein vom Könige ab. Wenn gleich, wie unterrichtete Männer es versichern, der Prinz etwas früher, als der König es vorge-

schla-

ſchrieben hatte *), Böhmen verlaſſen haben ſollte, 1778
ſo war es doch ſicher des Königs Wille nicht, daß der Prinz den ganzen Winter in dieſem Lande bleiben ſollte. Dieſes erlaubten ſehr wichtige Gründe nicht. Der Prinz allein, umgeben mit weit ſtärkern feindlichen Heeren, konnte unmöglich in Böhmen ruhige Winterquartiere haben, vielmehr in gefährliches Gedränge kommen. Der Unterſchied der Zeit zwiſchen dem Aufbruch des Prinzen und des Königs beträgt kaum einen halben Monat, während deſſen doch auch der größte Theil der Armee des Königs, wenn gleich er für ſeine Perſon noch in Böhmen blieb, bereits auf ſchleſiſchem Boden war. Was von Heinrich allein abhing, war die Einrichtung des Rückzuges. Dieſe wurde mit einer Weisheit und Ordnung bewirkt, welche die Achtung von Freunden und Feinden erworben haben. Es kam darauf an, ſich gegen Beeinträchtigungen, wie ſie vom wachſamen

*) Dieſe Vorſchrift, behauptet man, habe darin beſtanden: der Prinz ſolle nicht eher ſich aus Böhmen herausziehen, bis dieſes vom König geſchehen ſey. Der Prinz von Anhalt-Bernburg ſoll deshalb, hiervon unterrichtet, ſich geweigert haben, auf Befehl des Prinzen Heinrich mit dem von ihm befehligten Corps Böhmen zu verlaſſen, indem er die Bemerkung gemacht, daß der König noch zu Schatzlar in Böhmen ſey.

1778 men London zu erwarten waren, zu sichern, und es war also nöthig, diesen über die Richtung des Rückzuges zu täuschen. Sehr wahrscheinlich bewog auch dieser Umstand Heinrich, ihn früher anzutreten, noch ehe er durch gänzlichen Mangel und die durch böse Jahrszeit durchaus verderbenen Wege schlechterdings gezwungen wurde, weil alsdann gar keine Täuschung mehr möglich war. Um die Lausitz gegen feindlichen Anfall zu decken, wurde der Prinz von Anhalt-Bernburg mit einem Corps zwischen Gabel und Zittau vorerst zurückgelassen; Heinrich selbst aber, wie er die Stellung bey Rimes verließ,

8. Sept. zog sich nach der Elbe. Er ging über dieselbe bey Leutmeritz, ließ aber die Generale Möllendorf und Belling am rechten Ufer des Stromes noch zurück, um jede Bewegung des Gegners zu beobachten. Heinrich schlug nun den Weg nach Prag ein und schien diese Hauptstadt ernstlich zu bedrohen. Dies

9. Sept. bewog auch Loudon, seine Stellung zu verlassen; er ging über die Elbe und setzte sich bey Budin. Nur der Eger-Fluß trennte beide Heere. Prinz Heinrich ließ eine Brücke über denselben schlagen, und machte alle Vorkehrungen zum Angriff. Aber schnell zog er die jenseits der Elbe zurückgelassenen Truppen an sich, und wandte sich nun mit seinem ganzen Heer nach der sächsischen Gränze. General Möllendorf

führte den Nachtrab. Mit ausnehmender Wachſamkeit und Thätigkeit hielt er jede Beunruhigung des Feindes ab. So geſchahe dieſer Rückzug in gröſter Ordnung; alles Geſchütz, alle Magazine wurden mitgenommen. Man benutzte möglichſt alle Lebensmittel, die noch im feindlichen Lande aufzutreiben waren. Wo man in Klöſtern oder auf Gütern wohl verſehene Keller fand, wurde reichlich Wein ausgetheilt. Die Truppen wurden gut genährt, blieben geſund und behielten Muth. Faſt ohne einigen Verluſt erlitten zu haben, kamen ſie in Sachſen wieder an, und bezogen die ihnen längs der böhmiſchen Gränze beſtimmten Quartiere. Ein groſſer Kenner der Kriegskunſt, der engliſche General Lloyd [7]), tadelt es, daß Prinz Heinrich zu ſeinem Rückzuge nicht denſelben Weg, durch den er in Böhmen eingedrungen war, ſondern den äuſſerſt beſchwerlichen und gefährlichen Weg über das Gebürge, welches Böhmen von Sachſen trennt, gewählt habe. Der Weg, durch den der Prinz eindrang, war der über Rumburg und Schluckenau, und, wie wir bereits

1778

d. 21ten Octbr.

7) In Continuation of the history of the late war in Germany. London 1781. p. 167. Dieſe Fortſetzung enthält theoretiſche Abhandlungen, welche der preuſſiſche General von Tempelhof ſeiner Ueberſetzung des Lloydſchen Werks nicht beigefügt hat.

1778 reits erwähnt haben, nach Lloyds eigner Bemerkung, der beschwerlichste von allen. Diese Beschaffenheit des Weges erklärt es, dünkt uns, hinlänglich, warum Prinz Heinrich ihn nicht zum Rückzuge gewählt hat. Allerdings war der Weg, den er wählte, auch höchst beschwerlich und etwas weiter, aber der Prinz konnte hoffen, auf demselben minder verfolgt zu werden, dagegen er auf dem ersten Wege wol gewiß erwarten mußte, daß der nach dieser Richtung hin postirte Marschall Loudon ihm alle möglichen Hindernisse in den Weg legen würde.

Durch diesen Feldzug wurde der Zweck des Krieges nicht erreicht. Dies hing nicht von Heinrich ab. Aber er vermehrte durch ihn seinen Ruhm eines einsichtsvollen Feldherrn. Denn, wenn man den Gegner nicht zum Schlagen bringen kann, was bleibt übrig, als ihn abzuhalten, uns bedeutend zu schaden, ihm selbst aber durch kleinen Krieg möglichst Abbruch zu thun? das eigene Heer, indem man es zu Ertragung großer Beschwerden abhärtet, ungeschwächt und bey Muth zu erhalten, zugleich aber aus dem feindlichen Lande allen Unterhalt seines Heers zu ziehen? Weiß der Feldherr diesen Zweck zu erreichen, indem er die feindlichen Unterthanen mit Schonung und Menschlichkeit behandelt, flößt er

er seinen Untergebenen Furcht ein, und erwirbt doch 1778
ihre Liebe; so ist dies unter Umständen, wie die gegebnen waren, der höchste und edelste Ruhm, dessen Erreichung vielleicht größeres Talent, mehr ununterbrochene Anstrengung des Geistes, mehr festen und beharrlichen Willen fodert, als manche in den Augen der Menge ungleich glänzendere, kriegerische Unternehmungen. Heinrich hat diesen Ruhm errungen; so lange noch Krieger leben, die unter ihm dienten, wird sein Name von ihnen mit Ehrfurcht genannt, und in den Landen, in welche Heinrich als Feind den Krieg brachte, erweckte dieser Name noch lange nach ihm nur die Empfindungen von Dank und Liebe *).

Dennoch, versichert man, soll der König mit dem Benehmen seines Bruders während dieses Feldzuges nicht ganz zufrieden gewesen seyn. Er habe deshalb, sagt man, in den lezten Monaten des Winters seine Befehle, meistens mit Vorbeigehung des Prinzen, dem General von Möllendorf, der in diesem Feldzuge sich so rühmlich ausgezeichnet hatte, ertheilt, auch sey, wenn es zu einem neuen Feldzuge gekommen wäre, das General-Commando dieser Armee dem

*) S. Beilage C.

1778 dem Erbprinzen von Braunschweig bestimmt gewesen. Der König soll darüber unzufrieden gewesen seyn, daß der Prinz den Feldzug nicht thätiger geführt, und seinen Rückzug aus Bohmen zu früh unternommen habe. Ist diese Behauptung gegründet, so können wir solche Unzufriedenheit auch nur als Folge der üblen Stimmung des Königs betrachten, denn in der That läßt es sich nicht denken, wie der Prinz an seiner Seite allein hätte thätiger seyn können, als es der König war; wie jener eine Vereinigung habe bezielen können, zu welcher der König nicht entgegen kam? War der Rückzug auch wirklich um einen halben Monat verfrühet, so hatte doch dieses durchaus keinen wesentlichen Einfluß und war, wie wir angedeutet haben, durch gute Gründe gerechtfertiget. Auch dieser Umstand konnte also unmöglich zu gegründeter Unzufriedenheit Anlaß geben. Indeß mag es seyn, daß der König, wohl wissend, wie abgeneigt der Prinz überhaupt, aus politischen Gründen, diesem Kriege war, und wie ungern er ein Commando in demselben führe, sich entschlossen hatte, es bey Fortdauer des Krieges ihm abzunehmen und einem Feldherrn zu übergeben, von dessen großer Thätigkeit und lebendigem Verlangen, sich auszuzeichnen, er überzeugt war.

Feld-

Feldmarschall Loudon, den der unthätige Feld- 1778
zug immer mislauniger gemacht hatte, der zulezt so krank wurde, daß er sich mußte in einer Sänfte tragen lassen, gab allen Gedanken einer Verfolgung seines sich zurückziehenden Gegners auf. Er ließ auch sein Heer die Winterquartiere beziehen, übergab das Commando dem Marschall Haddik und ging nach Wien zurück. Auch dieser Feldherr ist wegen seines Benehmens in diesem Feldzuge stark getadelt. Lloyd sagt 9), es sey nicht zu erklären, daß ein Feldherr wie Loudon, an der Spitze einer zahlreichen Armee, den Prinz Heinrich nicht ganz am Uebergange über die Elbe verhindert habe, welches sehr leicht gewesen wäre, wenn Prinz Carl Lichtenstein über Melnik ihm von vorn entgegen gegangen, während Loudon von hinten mit seiner ganzen Armee den Prinz Heinrich angegriffen hätte. Nur Kenner der Kriegskunst, welchen die Lokalität genau bekannt ist, können beurtheilen, ob Loudon diesen Tadel wirklich verdient habe. Immer bleibt es gewiß, daß Prinz Heinrich, durch die überraschende Schnelligkeit seiner Bewegungen und das Dunkel, worin er seine Absichten zu verhüllen wußte, den österreichischen Feldherrn, sowohl

9) In dem vorher angeführten Werke p. 167.

1778 beim Eindringen als beim Rückzuge aus Böhmen, getäuscht habe. Auch war Loudon in diesem Kriege, den er mit Unmuth une chienne de guerre politique nannte, und worin er gegen alle seine Neigungen handeln mußte, nicht der Feldherr, den er sich im siebenjährigen Kriege bewährt hatte, und einige Jahre später, im Türkenkriege, sich mit glänzendstem Erfolge bewies. Er hatte der Kaiserin-Königin, weil sie es foderte, sein Wort gegeben, keine Gelegenheit zur Schlacht zu suchen. Dies machte ihn ängstlich, und er versäumte nun vielleicht auch manche Gelegenheit, die sich wirklich darbot, thätiger zu seyn. Mehr als einmal wollte er das Commando niederlegen. So schildert ihn ein Mann, der in diesem Feldzuge neben ihm stand, und seinen großen Eigenschaften gewiß alle Gerechtigkeit wiederfahren läßt [10]).

Der König blieb in Böhmen noch bis in die Mitte des Oktobers. Sein Hauptquartier war an der äußersten Gränze dieses Landes zu Schatzlar; die Quartiere der Truppen aber erstreckten sich von hier bis Landshut und Schmiedeberg in Schlesien. Auf diesem lezten Marsche und zu Schatzlar schrieb der

10) Der Fürst von Ligne.

der König eine Lobſchrift auf den im May dieſes 1778
Jahrs verſtorbenen Voltaire n). So ſuchte er durch Beſchäfftigung mit Gegenſtänden ganz andrer Art über das Widrige der ihn zunächſt umgebenden ſich zu zerſtreuen. Der König erwartete nun, daß der Feind einen Angriff gegen ihn verſuchen werde. Die beiden Seiten, wo er es am meiſten beſorgte, waren die Lauſitz und Oberſchleſien. In jenem Lande ſtand der Prinz von Anhalt-Bernburg bey Bautzen mit 20,000 Mann. Er erhielt Verſtärkung, und der König ſandte auch noch ein Corps nach Löwenberg und Greiffenberg, um, ſobald es nöthig, dem Prinzen von Bernburg zu Hülfe eilen zu können. Nach Oberſchleſien wurde der Erbprinz von Braunſchweig abgeordnet. Dieſen Punkt zu behaupten war vorzüglich wichtig, da der König, wenn der Krieg fortdauerte, von hieraus den neuen Feldzug mit dem Einbruch in Mähren zu beginnen die Abſicht hatte. Der Erbprinz war ſchon bis in dieſes Land glücklich geſtreift, doch bewog die ſtark vermehrte kaiſerliche Armee ihn zum Rückzuge. Dieſe Armee hatte auch Jägerndorf und Neckmantel beſezt und beunruhigte von dort das

n) S. dieſelbe im 3ten Bande der Oeuvres de Frédéric II publiés de son vivant p. 201.

1778 preußische Schlesien bis zur Festung Neiße. Dies bewog den König, selbst mit einem Theil seines
d. 25ten Oktbr. Heers von Schatzlar nach Oberschlesien aufzubrechen. Der Feind wich überall vor ihm zurück. Der König besezte Jägerndorf und der Erbprinz Troppau nebst dem übrigen Theil des österreichischen Schlesiens. Auch dieser zulezt genannte Feldherr zeichnete sich durch vortrefliche Kriegszucht und möglichste Schonung des feindlichen Landes aus. Nach beendigtem Kriege fand Maria Theresia gut, dem Erbprinzen deßhalb in einem schmeichelhaften Schreiben ihre Dankbarkeit zu bezeugen. „Es mache ihr besonderes Vergnügen, sagte sie, solche Dankbarkeit einem Verwandten [12]) schuldig zu seyn.“ Da die Winterquartiere im feindlichen Gebiet jezt hinlänglich gesichert schienen, ging der König nach
d. 3ten Novbr. Breslau, um seine Aufmerksamkeit nun vorzüglich den Unterhandlungen zu widmen, welche den Frieden herstellen sollten. Doch, ehe wir zu ihnen uns wenden, erwähnen wir noch einiger kriegerischen Vorfälle bis zu Ende des Feldzugs.

Beide

12) Die Mutter von Theresia war eine Tochter des Herzogs Ludwig Rudolph von der Braunschweig-Blankenburgschen Linie, von dem, durch eine andre Tochter, auch die Wolfenbüttelsche Linie und also der Erbprinz herstammte.

Beide kriegende Theile ſtanden in Oberſchleſien 1778
und Mähren ſo nahe an einander, daß tägliche klei-
ne Gefechte unvermeidlich waren. Sehr empfind-
lich war es den Oeſterreichern, den Feind noch in ih-
rem Lande zu ſehen. Aber den Erbprinz von Trop-
pau und Jägerndorf zu vertreiben, ſchien nicht möglich,
ohne dieſe beiden Städte der Zerſtörung auszuſezen,
und durfte alſo von keinem öſterreichiſchen Feldherrn
gewagt werden, wenn er nicht der höchſten Ungnade
der Kaiſerin-Königin ſich ausſezen wollte. Man
ſuchte durch fortgehende Streifereien in das preußiſche 1779
Schleſien einen Rückzug des Feindes zu bewirken. d. 10ten
Um dieſen zu wehren, verließ der preußiſche General Jan.
Wunſch ſeinen Poſten in der Grafſchaft Glaz. Es
gelang ihm, die Oeſterreicher bis tiefer in die Ge-
bürge zu drängen; aber da dieſe unerſteiglich waren,
mußte er wieder in ſeine vorige Stellung zurückkeh-
ren. Indeß benuzte der öſterreichiſche General
Wurmſer ſeine Abweſenheit, in das Glaziſche ein- d. 13ten
zudringen und den preußiſchen General, Prinz von Jan.
Heſſen-Philippsthal, in Habelſchwerdt zu überfal-
len. Der leztere blieb nicht ohne Vorwurf, durch
nicht genug beobachtete Vorſicht den für ihn unglück-
lichen Erfolg dieſer Ueberrumpelung erleichtert zu
haben. Wurmſer, hierdurch kühn gemacht, wagte
einen Verſuch, auch die Feſtung Glaz zu über-

1779 rumpeln, der aber mislang; indeß behauptete Wurmſer ſeine Stellung auf preußiſchem Boden und hoffte, der Erbprinz von Braunſchweig ſolle hierdurch bewogen werden, das öſterreichiſche Oberſchleſien zu verlaſſen, und der Weg zum Vordringen aus Mähren geöffnet werden. Doch Friedrich vereitelte bald dieſe Hoffnung. Er ſelbſt ſezte ſich an
d. 4ten Febr. der Spitze eines kleinen Corps in Bewegung, und blieb in Silberberg, um nach jeder Seite alles leiten zu können. Der Feind verließ nun Habelſchwerdt und die Grafſchaft Glatz. Um das eigene Land noch beſſer gegen Anfälle zu ſichern, fand der König gut, den Feind in dem ſeinigen beunruhigen zu laſſen. General Möllendorf brach unerwartet
d. 4ten Febr. wieder in Böhmen ein, drang bis Brix vor und nahm das dort befindliche ſehr beträchtliche Magazin weg. Dies war die lezte kriegeriſche Unternehmung von preußiſcher Seite, von öſterreichiſcher
d. 28ten Febr. war es der Angriff von Neuſtadt durch den General Wallis. Die preußiſche kleine Beſatzung hielt ſich ſehr brav, und zwang den Feind zum Rückzuge, aber das von dieſem fortgeſezte Feuer legte den gröſten Theil des unglücklichen Orts, obgleich derſelbe von den Preußen verlaſſen war, in die Aſche. Dieſe Handlung wurde um ſo mehr getadelt, da man glaubte, General Wallis habe ſehr wohl gewußt,

wußt, daß der von ſeiner Monarchin angetragene 1779
Waffenſtillſtand vom Könige angenommen ſey und binnen wenigen Tagen publicirt werden würde. Friedrich behauptet, die unnöthige Einäſcherung von Neuſtadt ſey auf ausdrücklichen Befehl des Kaiſers geſchehen, um ihn, den König, zu erbittern und vielleicht ihn zu bewegen, die eben angefangenen Friedensunterhandlungen abzubrechen. Solcher Zweck wurde nicht erreicht, obgleich Friedrich durch dieſen Vorgang äuſſerſt aufgebracht ward, wovon noch die Spur in ſeiner Geſchichte ſich findet. „Wird die Nachwelt, ſagt er, glauben, daß es möglich war, ſo zu handeln in dem Augenblick, da der Wiener Hof die ernſtliche Abſicht zu haben ſchien, den Krieg zu enden?“ Aber dieſe Nachwelt dürfte zuvörderſt noch bezweifeln, ob Friedrich wirklich zuverläſſig unterrichtet war, und der Befehl, Neuſtadt einzuäſchern, in der That vom Kaiſer ſelbſt ertheilt ſey? War dieſes wirklich der Fall, und hatte Joſeph die ihm beigemeſſene Abſicht, ſo verdient eine ſolche Handlung allerdings Misbilligung. Aber indem ſie dieſe Misbilligung ausſpricht, kann die Nachwelt auch nicht vergeſſen, daß Friedrich ſelbſt, wenige Monate zuvor, einer barbariſchen Mishandlung der ſchuldloſen böhmiſchen Unterthanen nicht nur zugeſehen, ſondern ſelbſt dazu angereizt hatte. Ein Verfahren,

1779 das gewiß eben so sehr, als Josephs Befehl zur Einäscherung von Neustadt, Tadel verdient, da es gar nicht militärisch nothwendig war, und vielmehr für Friedrichs eigenes Heer so verderbliche Folgen hervorbrachte. Doch so ist der Mensch; der Fehler des Gegners stellt sich uns in ganzer Häßlichkeit dar, aber bald vergessen wir den, dessen wir selbst uns schuldig machten!

Die Unterhandlungen waren indeß so weit gediehen, daß der von der Kaiserin-Königin zuerst angetragene Waffenstillstand abgeschlossen wurde. Der 7te März war für Böhmen und Schlesien, der 8te für Mähren, der 10te für Sachsen und Böhmen als die Termine bestimmt, an welchen die Feindseligkeiten aufhören sollten. Der König
8. März begab sich wieder nach Breslau, wo zu gleicher Zeit seine Minister und die Bevollmächtigten vieler interessirten Höfe sich einfanden.

So war der Krieg beendiget, in welchem vier Feldherren, die man die größten ihrer Zeit nannte, gegen einander überstanden; Friedrich und Heinrich, Lacy und Loudon. Neben den beiden letztern stand ein Monarch in der Kraft des männlichen Alters, der mit natürlichen Anlagen Thätigkeit, ausgebreitete Kenntnisse und unermüdetes Studium der

Kriegs-

Kriegskunst verband, der kriegerischen Ruhm zu 1779
erwerben sehnlichst wünschte. An beiden Seiten fanden sich Generale und Officiere in Menge, die Fähigkeit und Tapferkeit mit Erfahrung und Kenntnissen vereinten. Beide Heere waren wohlgeübt in den Waffen und mit allen Erfordernissen des Krieges wohl ausgerüstet. Große Kräfte waren von beiden Seiten aufgeboten, aber kein Theil erreichte seine Absicht. Friedrich war in Böhmen eingedrungen, aber er hatte es verlassen müssen, und wenn der Krieg fortdauerte, war er gezwungen, den nächsten Feldzug mit gleicher, oder noch größerer Anstrengung anzufangen. Josephs und Lacy's Kunst hatten zwar den Feind abgehalten, sie anzugreifen, aber sie mußten nächstes Jahr den gleichen Versuch dieses Feindes, und vielleicht mit größerer Kühnheit und mehr Erfolg gemacht, wieder erwarten. Beide Theile hatten sich besser, wie vorher, kennen lernen, und vielleicht mehr Achtung sich gegenseitig eingeflößt. Den Preußen war es klar geworden, daß die Oesterreicher seit dem siebenjährigen Kriege zugelernt hatten, und diese hatten erfahren, daß Friedrichs Geist durch Alter und körperliche Leiden noch nicht so geschwächt sey, als man sich eingebildet. Auch der Nachfolger und das preußische Heer hatten bewährt,

daß

1779 daß mit Friedrichs Tode der von ihm geweckte Geist nicht sterben werde *).

Keine Schlacht, überall nichts Entscheidendes war vorgefallen. Dennoch brachte auch dieser Krieg unsägliches Unglück hervor. Das Ungemach, unter welchem die Krieger, vorzüglich die preußischen, erlagen, war vielleicht größer, als das in manchem thatenreichen Feldzuge erduldete, und wie viel Elend kam nicht über die schuldlosen Bewohner der Lande, sowohl derer, welche die Streiter hergaben, als derer, welche Schauplatz des Krieges waren. Tausende kamen nach überstandenen Mühseligkeiten elend um; Väter und Mütter verloren die mit Sorgfalt auferzogenen Söhne, die Stütze und Hoffnung des Alters. Ruhige Menschen sahen sich in ihren friedlichen Gewerben unterbrochen, der Früchte ihres Fleißes, des wohlerworbenen Eigenthums gewaltsam beraubt. Beide Staaten vergeudeten Kräfte, die, im Frieden verwandt, den Wohlstand der Unterthanen erhöhet haben würden. Auch in den Gegenden, welche die Gräuel des Krieges nicht unmittelbar trafen, wurden dessen schädliche Wirkungen gefühlt. Nützliche Unternehmungen geriethen

*) S. Beilage 9.

then in Stocken, die Regierungen hatten durch den 1779
Krieg sich der Mittel beraubt, sie zu unterstützen. Oesterreich mußte den Unterthanen drückende Kriegssteuern auflegen, konnte den Beamten nicht ihre Gehalte, den Gläubigern nicht die Zinsen zahlen. Es vermehrte seine schon großen Schulden sehr bedeutend. In Preußen wurde zwar keine neue Abgabe gefodert, und Niemand in dem verlezt, was er vom Staat zu fodern hatte. Alle aus seinem Lande gezogenen Lieferungen bezahlte der König baar, sogar zu einem höhern als dem damaligen Marktpreise [14]). Aber dennoch mußte auch hier ein Theil des Schazes, den Friedrichs Weisheit in der Friedenszeit so wohlthätig wieder ins Land zurückleitete, aufgeopfert werden. So viel Gutes, was geschehen konnte, und was von Friedrich gewiß geschehen wäre, unterblieb. Wer kann, wenn er alles Elend, das ein Krieg mannichfach über die Menschen verbreitet, in weitem Umfang lebhaft sich denkt, ohne Unwillen auf die zurücksehen, welche die muthwilligen Urheber dieses Elends waren! Wir sagen die muthwilligen, denn keine Noth, kein

14) Wirklich wurde aus Polen Getreide um wohlfeilern Preis angeboten. Der König schlug es aber ab, um seinen Unterthanen diesen Vortheil nicht zu entziehen.

1779 kein durch unglückliche Verwickelung von Umſtänden hervorgebrachtes Mißverſtändniß hatten dieſen Krieg veranlaßt. Nur die unruhige Begierde eines jungen Monarchen, der Kriegsruhm wünſchte, nur die Staatskunſt eines Miniſters, der dem ſchon großen Reiche, deſſen Angelegenheiten er leitete, erweiterte Gränzen geben wollte, brachten dieſen Krieg hervor. Joſeph und Kaunitz muß man als die Stifter des Unheils anklagen, das ſo mannichfach über Tauſende von Familien verbreitet wurde, und auch noch lange nach dieſer Zeit fühlbar blieb. Maria Thereſia war unſchuldig; ihre weibliche Schwäche wurde hingeriſſen von dem unruhigen Sohne und dem Staatsmanne, deſſen Blick ſie vertraute. Wahrſcheinlich iſt die Ungerechtigkeit der Anſprüche, die zu machen ſie verleitet wurde, ihr nie recht klar geworden, und ſie hoffte deren verderbliche Folgen durch Kaunitzens Staatskunſt abgewandt zu ſehen. Ihr Herz wurde mit Kummer erfüllt, als dieſe Hoffnung fehlſchlug. Sie that Alles, um den Krieg abzuwenden *), und, wie er ausgebrochen war, ihn abzukürzen. Aber

*) Man verſichert, die Monarchin habe mehrere Tage hindurch täglich einige Stunden vor dem Altar der Kirche kniend im Gebet zugebracht, um den Ausbruch des Krieges durch Gottes Schickung abzuwenden.

Aber den Churfürſt Carl Theodor klagt die 1779
unpartheyiſche Geſchichte billig als Theilnehmer an
der Blutſchuld an. Hätte dieſer Fürſt die Würde
und die Pflichten eines Regenten gefühlt, hätte er
die gemachte unziemliche Forderung mit männlicher
Standhaftigkeit abgewieſen, nicht eine Einwilligung
ſich abdringen laſſen, die dem Unrecht einen Schein
gab —; wahrſcheinlich wäre dieſe Irrung ohne
blutigen Krieg beigelegt. So bringt auch der
ſchwache Regent, der bey wichtigem Anlaß nicht
thut, was Pflicht und Recht für ihn iſt, den Völ-
kern Verderben. König Friedrich und ſein Miniſte-
rium verdienen durchaus keinen Tadel wegen dieſes
Krieges. Seine Ehre, das wahre Intereſſe ſeines
Staats und Deutſchlands, das auf ihn ſahe, ſe-
derten den König auf, das Schwerdt zu ziehen.
Denn ſo groß das Unglück des Krieges auch iſt, ſo
giebt es doch noch ein größeres — das, mit
Schande und Herabwürdigung ihn vermeiden.
Friedrich hatte Alles verſucht, die Nothwendigkeit
abzuwenden, ehe er endlich ihr nachgab. Ungern
und mit eigner höchſter Beſchwerde zog er in den
verhaßten Krieg, der ſeinen Staat große Opfer
koſtete, in keinem Falle ihm Vortheile zu brin-
gen vermogte, durch den ſein Ruhm keinen Zu-
wachs erwerben, wohl Verminderung leiden konnte.

Aber

1779 Aber dennoch zog er in den Krieg, weil er ihn zu führen für Pflicht hielt. Nicht körperliche Schwäche und Leiden, nicht die Betrachtung, daß die besorgten Folgen der Gewaltthat Oesterreichs, wenn er ruhig zusehe, während seines Lebens wahrscheinlich noch nicht eintreten würden, konnten ihn abhalten, mit edlem Eifer die Nahe seines Alters der Abwendung dieser Folgen für die kommenden Geschlechter zu opfern. Edelmüthig ließ er auch durch keine angebotenen Vortheile von dem gefaßten Entschluß sich abwendig machen. Dies Betragen verdient ewig dauerndes, dankvolles Andenken der Nachwelt, und muß zur Verzeihung geneigt machen, wenn wir diesen König der Schwäche der Menschheit unterlegen sehen, wenn er, durch körperliche Leiden zu Mißmuth verleitet, das Ungemach schuldloser Menschen und des eigenen Heers größer macht, als es nothwendig und klug war. Nur Heinrich und Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig haben den hohen Ruhm erworben, als einsichtsvolle Feldherren den Krieg geführt, und als edle Menschen seine Uebel für Krieger und Bekriegte gemildert zu haben. Doch auch von Friedrich verdient noch folgender Zug der Menschlichkeit bemerkt zu werden. Wie er nach beendigtem Kriege erfahr, daß die Einwohner des Streichs von Böhmen, den seine Armee vorigen

Jahr

Jahr besitzt und verfasset hatte, in äußerster Verlegenheit wegen gänzlich mangelnden Quartiers [illegible] 1779
[illegible], so öffnete er ihnen [illegible] an den Ordner des [illegible] Magazins. Sie konnten auf [illegible], wie es ihnen am gelegensten war, entweder für [illegible] Preis Getreide kaufen, oder auch es zu [illegible] erhalten, und nach der Ernte mit neuer Frucht wieder ersetzen.

---

abgehalten hatte, ihren Entwürfen gegen die Pforte Gränzen zu setzen. Ihr war nicht unbekannt geblieben, wie eifersüchtig Oesterreich ihre Eroberungen angesehen, wie dasselbe nur, um ihnen Einhalt zu thun, seine Vermittlung zum Frieden angeboten, wie es die Rückgabe der von Katharina eroberten Krimm, Moldau und Wallachey dringend verlangt, wie es sogar bereits einen geheimen Vertrag mit der Pforte geschlossen hatte, in welchem, wenn Rußland jene Rückgabe beharrlich weigerte, thätiger Beistand zugesichert und dagegen Vortheile für Oesterreich bestimmt waren. Nur Friedrichs thätige Einwirkung, nur die Theilung Polens hatte die Erfüllung dieser Zusicherungen abgewandt *). Obgleich die russische Kaiserin durch solche Theilung ein bedeutendes Land gewann, hätte sie doch lieber Polen in alleiniger Abhängigkeit von sich erhalten, auch wußte sie sehr wohl, daß sie noch ferner, sowohl in Behauptung dieser Abhängigkeit, als in ihren Planen gegen die Pforte, immer den Wiener Hof in ihrem Wege finden werde. Die Beibehaltung der Allianz mit Friedrich war ihr also sehr wichtig. Diese Gründe der Politik wurden noch

*) Die hier angedeuteten Umstände sind in der Beilage a. näher entwickelt.

dadurch verstärkt, daß Katharina sehr wohl wußte, wie ihre durch Entsetzung und Mord des Gemahls bewirkte Thronbesteigung Maria Theresen einen Abscheu gegen ihren Charakter eingeflößt hatte, und sie von dieser Monarchin als unrechtmäßige Besitzerin betrachtet wurde. Alles dieses machte Katharinen sehr geneigt, den Vergrößerungs-Absichten Oesterreichs entgegen zu arbeiten, und Friedrichs gerechten Kampf zu unterstützen. Nur die eigene Lage, worin sie sich damals befand, vermochte sie abzuhalten, dieser Neigung zu folgen.

Es war der russischen Kaiserin gelungen, nach glücklich abgewandter Vermittlung von Oesterreich und Preußen, der Pforte einen Frieden abzudringen, dessen Bedingungen zu demüthigend waren, um mit Ergebung von den Besiegten ertragen zu werden, und um einen dauerhaften Ruhestand zu gründen zu können. Die den Russen zugestandene freie Schiffahrt auf dem schwarzen Meer und auf andern der türkischen Hoheit unterworfenen Gewässern war den Osmanen höchst empfindlich; auch Frankreich und England konnten nicht ohne Eifersucht ansehen, wie Rußland sich gleiche Freiheiten im Handel, wie sie ihren durch alte Traktaten gesichert waren, anbedungen hatte. Man fürchtete, hier

Den 21 Jul. 1774.

dieſes mächtige Reich möchte durch Benutzung der Vortheile ſeiner Lage und bey ſeinen in der Zukunft noch mehr entwickelten Kräften einſt eine bedeutende Nebenbuhlerin werden. Beide Mächte ſahen daher nicht ungern, daß die Pforte bey Erfüllung des Friedens ſich ſchwierig bewieß. Ein zweiter höchſt wichtiger Punkt dieſes Friedens war, die anerkannte Unabhängigkeit der Tataren in der Krimm und den angränzenden Landen. Dieſe hatten ſeit mehreren Jahrhunderten unter Oberherrſchaft der Pforte gelebt, und waren derſelben in allen ihren Kriegen höchſt nützlich geweſen. Von nun an ſollten ſie, durch ein eignes ſelbſt erwähltes Oberhaupt regiert, einen freien unabhängigen Staat bilden, in deſſen Angelegenheiten keine fremde Macht, namentlich weder Rußland noch die Pforte, ſich miſchen dürfe. So beſtimmte es der Friedensſchluß von Kudſchuk-Kainardji *); aber der wirklichen Ausführung widerſprach die Natur der beſtehenden Verhältniſſe. Ein kleines Land, bewohnt von einem rohen, kriegeriſchen Volk, mitten inne liegend zwiſchen zwey großen Reichen, konnte einer wahren Unabhängigkeit von beiden nur dem Namen nach

*) S. beſonders in Hrn. v. Martens Recueil des traités Tom. IV. pag. 608.

genießen. Die Herrschaft, welche dem einen dieser Reiche abgedrungen war, fiel natürlich bald dem andern zu. Ehe dieses jedoch völlig entschieden werden konnte, ging innere Spaltung in dem Volke vorher. Ein Theil der Tataren hing noch immer, nach Gewohnheit, und aus alter Neigung, den Osmanen an, mit denen sie durch Gemeinschaft der mahomedanischen Religion verbunden blieben, in Rücksicht welcher auch der Friede die Abhängigkeit vom Großsultan bestätiget hatte. Doch ein anderer Theil dieses Volks, neuer Dinge begierig, schloß sich an die Macht an, welche Unabhängigkeit verschaft hatte, und Kraft und Willen zeigte, um noch mehr Vortheile hoffen zu lassen. Privatleidenschaften wurden aufgereizt, suchten und fanden entweder bey der einen, oder bey der andern Macht Unterstützung. Ein innerer Krieg brach aus, ein der Pforte anhängender Chan wurde verjagt, Rußland bewirkte die Wahl eines andern, ihm ergebenen; aber auch dieser wurde vertrieben. Rußland setzte ihn durch ein vom General Suwarow angeführtes Corps wieder ein, die Pforte klagte über Bruch des Friedens und rüstete sich zum Kriege. In dieser Lage war Katharina II, wie Friedrich ihre Hülfe gegen Oesterreich im bayerschen Kriege verlangte. Dieser König selbst konnte nicht verkennen, daß seine

Bundes-

Bundsgenossin nicht wohl im Stande war, ihm wirksamen Beistand zu leisten, da sie in Gefahr stand, vielleicht bald den seinigen wieder anrufen zu müssen. Sie versprach jedoch die verlangte Hülfe, sobald sie wegen Beibehaltung des Friedens mit der Pforte gesichert seyn würde. Oesterreich wandte nun Alles an, um die letztere zum Bruche zu reizen. Preussen arbeitete eben so ernstlich im entgegengesetzten Sinn und suchte besonders Frankreich zu bewegen, um sich den Einfluß in Constantinopel zu diesem Zweck anzuwenden. Das Verhältniß, worin dieser letztere Staat sich damals befand, verdient also hier Erörterung.

Seit dem Jahre 1756 bestand zwischen Oesterreich und Frankreich eine Verbindung, welche dem politischen System, das beide Staaten gegen einander seit Jahrhunderten befolgt hatten, zuwider war. Es fand besonders viele Mißbilligung und Widerspruch unter den französischen Geschäftsmännern, die in größere Zahl in den Grundsätzen der alten Politik erzogen war. Auch der Dauphin und Thronfolger Ludwig des XV wurde diesem System abgeneigt gefunden, und sogar einer der Gründe derselben, der Cardinal Bernis, der bey Abschließung des ersten Tractats mehr nachgegeben, als nach eigner Ueberzeu-

gung gehandelt hatte, kam davon zurück und war im Begriff, die Politik Frankreichs wieder in die verlassene Bahn zu leiten, als es der österreichischen Parthey gelang, ihn vom Ministerio zu entfernen, und dagegen ihr Haupt, den Herzog von Choiseul [1]), an die

---

1) Der Graf, nachher Herzog von Choiseul-Stainville, war 1719 in Lothringen geboren, stammend aus einem alten Geschlecht, das mit den lothringischen Herzogen, also dem jetzigen kaiserlichen Hause verwandt war. 1719 wurde er Botschafter zu Rom; 1757 zu Wien, und 1758 kam er an die Spitze aller Geschäfte, indem er die Ministerien der auswärtigen Angelegenheiten, des Krieges und Souveräns verband. Im J. 1780 gab er zwar ersteres an seinen Verwandten, den Herzog von Choiseul-Praslin ab, übernahm es aber 1761 wieder. Zu Ende des Jahrs 1770 wurde er entlassen und starb 1785. Er befördert vorzüglich die Allianz mit Oesterreich und gab ihr durch den zweiten Traktat vom zehnten December 1766 die größere Ausdehnung. Er wurde der Stifter des Bourbonischen Familien-Bundes vom 15ten August 1761. Mit großen Einsichten und lebhaftem Witz verband er einen edlen Stolz und Sorgen des Charakters. Auch in widrigen Umständen bewies er Standhaftigkeit. Nie hörte er auf, der seinen Staat die Entscheidung aller Angelegenheiten von Europa in Anspruch zu nehmen. In der innern Regierung zeigte er hingegen Grundsätze. Obgleich er äußern Glanz sehr liebte, war er doch von einfachen Sitten. Sein moralischer Charakter ist sehr verschieden geschildert, je nachdem Haß oder Neigung es eingaben. Was für ihn spricht, ist,

die Spitze der Geschäffte zu stellen. Man hat diesem Staatsmanne, dem selbst seine Gegner ausgezeichnet große Fähigkeiten zugestanden, harte Vorwürfe gemacht, und ihn, einen gebornen Lothringer, grober Partheilichkeit für das Haus Oesterreich, zum Nachtheil seines eigenen Staats, angeklagt. Man ist so weit gegangen, den frühzeitigen Tod des ihm und seinem System abgeneigten Dauphins dem Verbrechen Choiseuls beizumessen. Gewiß ging der Partheigeist viel zu weit mit solcher und noch mehrerer ähnlichen Beschuldigungen *), aber der ruhige Prüfer kann nicht verkennen, daß, wenn auch die erste Verbindung beider Mächte vom 1sten May 1756 durch den 20 Dec. 1765

ist, daß auch nach seinem Fall seine Anhänger ihm treu blieben, und die Gegner ihm Achtung bewiesen. Er habe während seiner Verweisung auf seinem Landhause sich oft von einem zahlreichern und glänzendern Kreise umgeben, als der, den der König in Versailles hatte. Mehrere, die ihm im Privatleben nahe gekommen, behaupteten, er sey nicht nur ein großer, sondern auch ein guter Mann gewesen. So schildert ihn unter andern Dutens, der geraume Zeit bey ihm gelebt hatte, in Memoirs of a traveller now in retirement Vol. III. p. 184.

*) Man hat auch den schnell auf einander folgenden Tod der Dauphine, der Königin und endlich der Pompadour dem Verbrechen Choiseuls zugeschrieben.

die Verhältnisse der Zeit gerechtfertiget werden und auch für Frankreich Vortheile haben konnte, doch der erneuerte Allianz-Traktat, welchen Choiseul am 1sten May 1757 und am 30sten December 1758 mit dem Wiener Hofe abschloß, seinen Staat nur mit lästigen Verbindlichkeiten beladen habe, ohne irgend Vortheile dafür wieder zu bedingen *). Der für die französischen

*) Der Traktat vom 1sten May 1756 (S. denselben in Mens Codex juris gent. recentiss. Tom. III. pag. 141.) war das Werk der Staatskunst Kaunitzens, der während seiner Gesandtschaft in Paris diesen Bund vorbereitet und bis auf den wirklichen Abschluß, der seinem Nachfolger Graf Stahrenberg vorbehalten war, auch zu Stande gebracht hat. Ohne Zweifel ist es der größte Beweis der Gewandtheit dieses Staatsmannes, alle entgegenstehenden Hindernisse, die allgemeine Meinung und die Grundsätze fast aller europäischen Hofkabinette überwunden zu haben. Indeß hatte auch die alles vermögende Pompadour, Maitresse Ludwig XV, einen sehr bedeutenden Antheil an dem Erfolg von Kaunitzens Unterhandlung. Sie war gegen Friedrich erbittert, weil sie erfahren hatte, daß sie ein Gegenstand der witzigen Epigramme des Königs gewesen sey. Zum Glücken fand sich gelegenheit, wie Kaunitz ihre Unterhaltung nachsuchte, und sie wurde die eifrigste Beförderin der österreichischen Allianz, als die stolze Kaiserin-Königin selbst sich zu einem vertrauten Briefwechsel mit ihr herabließ. Indeß war der Traktat vom 1756 ein bloßes Defensiv-Bündniß, in welch-

sischen Waffen so unglückliche siebenjährige Krieg und die nachher folgenden Begebenheiten bewirkten, daß die

---

welchem beide Theile, im Fall eines Angriffs, sich gegenseitig mit 24,000 Mann, oder mit Gelde, nach einem bestimmten Maaßstabe beizustehn versprachen. Aber bald überredete man Ludwig den XV zu viel weiter gehenden Verbindungen. Ein neues Bündniß wurde verabredet, und unter dem 1sten May 1757 wirklich abgeschlossen, durch welches dieser König sich verbindlich machte, den Krieg mit äußerster Anstrengung seiner Kräfte so lange fortzusetzen, bis Maria Theresia wieder zum ruhigen Besitz von Schlesien und Glatz gebracht, und Friedrich ganz unvermögend gemacht wäre, je wieder einen Angriff zu versuchen. Außer Schlesien sollte derselbe auch Vorpommern, Crossen, Magdeburg und Halberstadt, auch seine westphälischen Lande verlieren. Dieser Traktat, in welchem dies Alles mit großem Detail bestimmt ward, ist zwar nicht ratificirt worden, indeß beweiset derselbe, wie weit die Absichten des Wiener Hofes gingen. Auch scheint die Nichtratifikation weniger durch einige Abneigung des französischen Hofes, zum völligen Untergange des Königs von Preußen mitzuwirken, als durch die Schwierigkeiten hervorgebracht zu seyn, welche andere Gegenstände dieses Traktats, nämlich die Abtretung der österreichischen Niederlande, und die italienischen Angelegenheiten veranlaßt haben mögen. Wir verdanken die Kenntniß dieses für die Geschichte unser Zeit sehr merkwürdigen, so viel ich weiß, von keinem Geschichtschreiber (auch nicht von Flassan) erwähnten Aktenstücks einem um die Geschichte höchst verdienten Gelehrten,

Herrn

die Gegner des österreichischen Systems immer lauter wurden und selbst beim Könige Eindruck machten. Endlich gelang es, die Entfernung des Herzogs von Choiseul am Ende des Jahrs 1770 zu bewirken; aber, wenn gleich ein Minister von entgegengesetzten politischen Grundsätzen in dessen Stelle trat, so hatte doch der alte in niedrige Wollust versunkene Ludwig

---

Herrn Koch, der diesen aus 32 Artikeln und 10 Separat-Artikeln bestehenden Traktat in seinem Recueil des traités qui n'ont pas encore vu le jour Tom. II. p. 45 seq. mitgetheilt hat. In dem nachher unter dem 30sten December 1771 abgeschlossenen Traktat (s. denselben bey Wenck l. c. p. 185) wurden die für Frankreich lästigen und für Oesterreich günstigen Bedingungen fast ganz, nur mit mehrerer Ausführlichkeit, aufgenommen, und nur dasjenige weggelassen, was in dem nicht ratificirten Traktat vortheilhaft für Frankreich war. Ludwig XV machte durch denselben sich verbindlich, in Deutschland eine Armee von 100,000 Mann auf seine Kosten zu halten, die Subsidien, welche beide Mächte der Krone Schweden, um gegen Preußen zu agiren, versprochen hatten, allein zu übernehmen, das sächsische Corps bey der österreichischen Armee allein zu beziehen. Auch versprach er bey dem künftigen Frieden der Kaiserin-Königin Schlesien, und dem sächsischen Hofe eine Entschädigung zu verschaffen, die Wahl des Erzherzogs Joseph zum römischen König zu befördern, auch bey den in Italien bevorstehenden Veränderungen dem Hause Oesterreich wohnen Vortheile zugesehen.

wig XV nicht mehr Kraft, bessern Ueberzeugungen zu folgen. Doch mit sein Enkel Ludwig XVI den Thron bestiegen hatte, wandte die Parthey, welche der österreichischen Verbindung entgegen war, Alles an, um dieselbe als höchst unnatürlich und dem wahren Interesse Frankreichs widersprechend darzustellen. Der unglückliche Erfolg des siebenjährigen Krieges, der die unmittelbare Folge jener Verbindung war, schien solche Darstellung allerdings zu rechtfertigen. Frankreich hatte durch jenen Krieg, allein um die Absichten Oesterreichs zu befördern, einen Aufwand gemacht, durch welchen seine Finanzen gänzlich zerrüttet worden. Es hatte die Blüthe seiner streitbaren Jugend und zwar auf eine Art verloren, die den Ruhm seiner Waffen befleckte. Alle diese Opfer hatte Frankreich gebracht, um eine Macht zu unterdrücken, die sein natürlicher Alliirter war, deren Aufrechthaltung für Frankreich höchst wichtig war, deren Untergang, wenn er gelungen wäre, Oesterreich übermächtig machen mußte zum größten Nachtheil der Freiheit Deutschlands, deren Beschützer durch den westphälischen Frieden geworden zu seyn, Frankreich als seine größte Ehre, als den Grund seines Gewichts im europäischen Staaten-System betrachtete. Durch diesen unglücklichen Landkrieg wurden Frankreich alle Kräfte entzogen, die es zur See

den 10 May 1776

gegen

gegen seinen natürlichen Gegner hätte anwenden können; es verlor seine wichtigsten Besitzungen in fremden Welttheilen, seine Flotte wurde vernichtet und es sah endlich sich genöthigt, einen Frieden mit England zu unterzeichnen, dessen Bedingungen für jeden patriotischen Franzosen schmerzhaft waren [6]. Wirklich verlor Frankreich seit diesem Frieden das Ansehen, das es vorher unter den europäischen Staaten behauptet

Frieden Febr. 1763

6) Man hat ziemlich laut behauptet, England habe bey dem Pariser Frieden von 1763 gewagt, Frankreich ganz so zu behandeln, wie einst Rom Carthago, nämlich, in einem geheimen Artikel sey die Zahl der Schiffe bestimmt worden, welche Frankreich zu halten ferner erlaubt seyn sollte. Diese Behauptung, obgleich selbst in eine französische Staatsschrift vom J. 1778 eingeflossen, ist zwar falsch, aber sehr wahr ist es, daß England in der Zwischenzeit, vom Frieden von 1763 bis zum Ausbruch des amerikanischen Krieges, sich wirklich so benahm, als wenn eine solche Bestimmung im Frieden verglichen wäre. Eine jeder Vermehrung der Seemacht, welche der französische Hof unternahm, sogar bey jedem Gerücht von derselben, drang der brittische Botschafter darauf, daß in etwas unterstützen möchte, weil es bey seiner Nation widrigen Aufsehen machen werde und das gute Vernehmen stören könne. Auch ließ der englische Hof, durch eigends dazu ausgesandte Männer, die Beschaffenheit der französischen Häfen, die Zahl und den Zustand der darin befindlichen Schiffe, [illegible] und genau untersuchen, als wenn er [illegible] dazu durch Traktaten berechtigt gewesen wäre.

hauptet hatte, und das Vertrauen, mit welchem die mittlern und mindermächtigen unter denselben zu ihm als ihrem Beschützer hinaufsahen, war vernichtet. Die wichtigsten Dinge gingen vor, ohne daß Frankreich um seine Zustimmung befragt wurde. So hatte Oesterreich von der mit Rußland und Preußen verabredeten Theilung Polens seinem Alliirten nicht früher einige Kenntniß gegeben, bis die Gewaltthat verübt war, so war es mit Frankreichs altem Alliirten, der Pforte, Verbindungen eingegangen, und hatte denselben entgegen gehandelt, es hatte ihr Schutz versprochen und sie aufgeopfert, ohne deshalb mit dem französischen Hofe Rücksprache zu nehmen. Alle diese Umstände wurden von den Gegnern der österreichischen Verbindung genutzt, um dieselbe als der Würde und dem Interesse Frankreichs äußerst nachtheilig zu schildern. Die jetzigen Entwürfe Oesterreichs gegen Bayern erregten die Besorgniß, daß Kaunitz in Deutschland ein Gleiches sich erlauben dürfte, als in Polen geschehen war. Auch in Italien fürchtete man die Vergrößerungs-Absichten dieses Ministers, und der sardinische Hof theilte seine Besorgnisse hierüber dem französischen mit [7]). Es sey hohe Zeit, sagte man,

7) Wie diese Besorgnisse in der Folge noch zunehmen, versprach Ludwig XVI im August 1784 durch eine sehr gezeigten

man, ein Band zu zerreißen, was für Frankreich so unglückliche und schimpfliche Folgen gehabt habe. Der Streit über die bayersche Erbfolge biete Gelegenheit dar, deren Benutzung den Sinn des jungen Regenten für Gerechtigkeit bewähren, ihn dem natürlichen Alliirten seines Staats nähern, ihm die Achtung und das Vertrauen der Völker erwerben, und einen glänzenden Ruhm begründen werde, wie Frankreich ihn seit Ludwig XIV Zeit nicht gekannt habe.

Betrachtungen dieser Art waren wohl geeignet, auf das Gemüth Ludwig XVI zu wirken. Dieser
d. 10ten Mai 1774 Monarch hatte im blühendsten Jugendalter den Thron bestiegen [6]), voll des ernsten Willens, den im Innern tief zerrütteten, an äußerer Achtung tief gesunkenen Staat herzustellen. Mit dem reinsten sittlichen Gefühl und großer Achtung für das Recht vereinte er einen sehr gesunden Verstand und Kenntnisse, wie sie in seinem Alter unter Fürstenkindern selten sind, die er täglich zu erweitern suchte. Er hatte nicht die Lei-

den-

heim gehaltene Convention dem Könige von Sardinien kräftigen Beistand, auf den Fall er von Oesterreich angegriffen würde, doch unter Bedingung, daß Sardinien seine Truppen vermehre und sich in Stand setze, einen ersten Anfall abzuhalten.

6) Er war geboren den 23sten August 1754.

denschaft des Eroberers, er liebte solche auch nicht bey Andern. Der unruhige Ehrgeiz Kaiser Joseph II stimmte nicht zu seinem Charakter. Wohl gewiß hätte Ludwig XVI den Bund mit Oesterreich nicht geschlossen; aber, da er ihn bestehend fand, konnte er, ohne sehr wichtige Gründe, sich nicht entschließen, ihn aufzuheben [9]). Ohne Zweifel wirkte auch die liebens-

---

9) Die Mémoires du regne de Louis XVI par Soulavie, à Paris 1801, enthalten, neben manchen wenig interessanten Sachen, viele authentische Aktenstücke, welche für die neuere Geschichte brauchbar sind. Unter denselben ist auch, Tom. I. p. 86, ein Aufsatz unter dem Titel: Portrait du Duc de Choiseul, der, von Ludwig XVI eigner Hand geschrieben, sich unter den Papieren dieses Königs gefunden hat, der sehr wichtig ist, möge er nun von diesem Monarchen selbst herrühren, oder von ihm aus der Handschrift seines Vaters, des verstorbenen Dauphins, oder auch eines andern Staatsmanns abgeschrieben und mit eigenen Zusätzen vermehrt seyn. In diesem Aufsatz wird über das österreichische Gündnis Folgendes geurtheilt: „Choiseuls Allianz „mit Oesterreich ist gut, weil sie dem Unglück der „letzten Kriege mit dieser Macht ein Ende gemacht „hat und uns erlaubt, alle unsre Aufmerksamkeit auf „England zu wenden; aber sie ist unserm Interesse nicht „gemäß, weil sie den deutschen Kaisern verstattet, wenn „sie es gut finden, unsre alten Verbündeten zu drücken. „Die französische Regierung war seit Jahrhunderten

liebenswürdige Königin, Tochter Maria Theresens, mit, die österreichische Verbindung zu erhalten, wenn gleich der junge König, bey aller Zärtlichkeit, die er für sie hatte, ihr keinen Einfluß auf die Angelegen-

hei-

„Beschützer der europäischen Mächte vom zweiten „Range, deren Zuneigung und Unterstützung uns „wichtig waren. Choiseul hat durch seine österre„chische Allianz diese von uns abgewandt. Die „französische Regierung vor ihm hatte Alles gethan, die „preußische Monarchie aufrecht zu erhalten, und durch „diesen neuen Staat uns ein Gegengewicht gegen die „Uebermacht der natürlichen Nebenbuhler Frankreichs „zu schaffen. Choiseul hat unsre Schätze und unsre Ar„meen verschwendet, um, zu alleinigem Vortheil Oe„sterreichs, diese Macht zu unterdrücken.“ Man kann diese und andre Urtheile, die ich noch anführen werde, nicht lesen, ohne die Reise der Einsicht des Monarchen in so früher Jugend zu bewundern. Wie viel hätten leiden hätte Ludwig XVI sich selbst, seiner Familie und seinem Volk erspart, hätte nicht zu weit gehende Bescheidenheit ihn bewogen, eigner Einsicht weniger als dem Urtheil von Rathgebern zu folgen, die ihm an richtigen Blick nicht beikommen. Es preiswürdig es ist, wenn Monarchen, ihr sie in wichtigen Fällen Entschlüsse fassen, die Meinung mehrerer, besonders erfahrner, Männer hören, so kann doch auch dieses zu weit getrieben werden. Es ist für das Wohl des Staats durchaus nöthig, daß ein Monarch nach Vertrauen zu eigner Einsicht habe, und, nachdem er Rath genug gehört, nach dieser eignen Einsicht seine Entschlüsse fasse und mit Festigkeit ausführe.

heiten der Regierung gestatten wollte, und sorgfältig wachte, die Verbindung mit dem Wiener Hofe ihrer Einwirkung zu entziehen [10]). Der Graf von Maurepas, ein von Ludwig XV seit vielen Jahren vom Hofe entfernter, aber von dem verstorbenen Dauphin sehr geschätzter und in seinen hinterlassenen Papieren dem Nachfolger empfohlner Staatsmann, war von dem jungen Könige mit großem Vertrauen zu seinem Rathgeber und Führer berufen und an die Spitze der Geschäffte gestellt. Dieser Staatsmann wurde zu früh und zu spät, als Knabe und als Greis, zu den Geschäfften berufen; seine reifsten Jahre brachte er in einer Muße zu, die er nicht würdig anzuwenden wußte. Noch kurz vor dem Tode Ludwig XIV, im J. 1715, wie er 14 Jahr alt war, wurde dem Grafen Maurepas das Ministerium des Seewesens anver-

10) In dem in vorigen Note angeführten Aufsatz des Evaluator sagt Ludwig XIV selbst: „Die Vermählung der Ab„tigen war ganz das Werk des Herzogs von Chevreul. „Er schloß so oben in der Absicht, der österreichischen „Bildung noch mehr Schlüsse zu geben. Es ist aber nö„thig, darauf zu achten, ob der Einfluß dieser Verbin„dung wirklich die Nachtheile dieser Bildung, die wir „bemerkt haben, vermehren werde." Diese Bemerkung bemerkt, daß der Monarch den Vorsatz gefaßt hatte, der Gemahlin, die er zärtlich liebte, nicht Einfluß auf dem Hofrath zu gestatten.

ernannt. Er behauptete sich unter der Regentschaft des Herzogs von Orleans und auch noch lange unter Ludwig XV in diesem mächtigen Posten, ohne in demselben durch irgend etwas Grosses sich auszuzeichnen. Er war immer mehr Höfling, als Staatsmann, ordnete die Geschäfte seinen Vergnügen unter. Im J. 1749 beneidete die Marquise von Pompadour, deren Unwillen er durch Spottgedichte sich zugezogen hatte, seine Verweisung. Im J. 1774, wie er 73 Jahre alt war, berief ihn Ludwig XVI, auf die vom Dauphin, seinem Vater, ihm hinterlassne Empfehlung, zu seinem ersten Minister. Wahrscheinlich hatte vorzüglich der Umstand, daß Maurepas von der Pompadour verfolgt worden, dem Dauphin eine vortheilhafte Meinung von diesem Minister gegeben, auch mochte er, daß derselbe dem alten politischen System ergeben sey. Ludwig XVI bewies ihm bis zu seinem Tode im J. 1781 große Achtung, mehr aus Ehrfurcht für das Andenken des Vaters, als aus eigner Neigung. Denn der jugendliche Liebesinn, mit dem Maurepas die Geschäfte ergriff, und sein Spottmuth paßten nicht zu dem ernsten Sinne und den feinen sittlichen Gefühl des edeldenkenden jungen Monarchen. Es mußte seinen Charakter ehren, daß er durch einen solchen Lehrer nicht verdorben wurde. Doch der Hauptcharakter Ludwigs XVI, die Unentschlos-

schlossenheit, scheint Maurepas Einfluß noch vermehrt zu haben. Aber gewiß bestärkte dieser Minister den König in der Vorliebe zu dem alten politischen System seines Hauses. Der Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Graf von Vergennes [11]), war diesem System gleichfalls geneigt. Sein persönlicher Charakter paßte ganz zu dem von Ludwig XVI. In den Gesandschaften zu Constantinopel und Stockholm

11) Gravier Graf von Vergennes, geboren zu Dijon 1719, fing 1750 die diplomatische Laufbahn als Gesandter zu Koblenz an, wurde 1753 Bothschafter in Constantinopel. Nach ausdrücklichem Befehl bewirkte er 1768 die Kriegserklärung der Pforte gegen Rußland, nachdem es ihm nicht gelungen war, seinen Hof zu überzeugen, daß dieser Schritt für die Pforte verderblich sey. Er hatte drey Millionen L. erhalten, um den Dinan zu gewinnen, brachte sie aber bey seiner Rückkehr 1769 wieder mit, weil er ohne Bestechung den Zweck erreicht hatte. Er wollte sich nun den Geschäften entziehen, wurde aber 1770 als Bothschafter nach Schweden gesandt, wo er großen Antheil an der Revolution hatte, die Gustav III im August 1772 bewirkte. Ludwig XVI ernannte ihn im Juli 1774 zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten. Ihm bleibt das Verdienst, das gesunkene Ansehn Frankreichs, ohne dasselbe in Kriege zu vernickeln, wieder hergestellt, und seinem Monarchen einen Einfluß in die allgemeinen Angelegenheiten erworben zu haben, wie ihn auch Ludwig XIV nicht gehabt hatte. Vergennes starb den 13ten Febr. 1787.

während mehrjähriger Zeitumkte gebildet, hatte Vergennes eine genaue Kenntniß der Verhältniſſe der verſchiedenen Staaten und ein richtiges Urtheil erworben. Er liebte Verſicht und Mäßigung, war mehr für temperirende, langſam wirkende, als für kühne, ſchnell durchgreifende Maaßregeln. Die Nachtheile der öſterreichiſchen Allianz entgingen ihm nicht; auch er hätte zu derſelben nicht gerathen, wäre es noch darauf angekommen, ſie abzuſchließen. Aber, da er ſie geſchloſſen fand, war er für ihre Erfüllung und Benutzung mit aufrichtiger Beharrlichkeit ihrer nachtheiligen Folgen. Daß dieſes ſein Grundſatz ſey, ſagte er einſt ſcherzhaft dem Prinzen Heinrich von Preußen. Auch die Klugheit empfahl natürlich dieſes Syſtem dem Miniſter, der bey einer Königin von Oeſterreichs Stamm ſich behaupten wollte. Aber daß dieſe Rückſicht nicht zu viel Einfluß auf ihn habe, bewies Vergennes, wie Kaiſer Joſeph II nach Frankreich kam. Man vermuthete, die Abſicht dieſes Beſuchs ſey, den jungen Monarchen zu noch mehrer Beſchränkung und Zurückhaltung des beſtehenden Bündniſſes zu bewegen, deßhalb hielt der Miniſter es für Pflicht, ſeinem Monarchen ernſthaft die Gefahr vorzuhalten, warum es durchaus nicht rathſam ſey, ſich auf fernere Anträge einzulaſſen. Am Tage vor der Ankunft des Kaiſers überreicht er ihm

ein

ein Mémoire [11]), worin er Folgendes sagte: „Die „Allianz mit Oesterreich hat keinen weitern Nutzen „für Frankreich, als daß sie den Ruhestand auf dem „festen Lande von Europa sichert, und uns erlaubt, „unsre Kräfte gegen England zusammen zu halten. „Eigentlich hätte es hierzu keines Bündnisses bedurft. „Ein nach guten Grundsätzen abgeschlossener und von „beiden Theilen mit Treue beobachteter Friede würde „eben dasselbe thun. Das Bündniß wird uns gegen „England, von dem wir am meisten zu besorgen haben, „nie von Nutzen seyn, und auf dem festen Lande hat „Frankreich von keiner Seite einen Angriff zu beser„gen. Dennoch kann das Bündniß nützlich seyn; „aber große Vorsicht ist nöthig, damit nicht Oester„reich allein Vortheile von demselben ziehe und es be„nutze, seine Vergrößerungs-Absichten auszuführen, „oder gar die Mächte zu unterdrücken, an deren Auf„rechthaltung Frankreich gelegen ist. Hieher gehört „besonders Preußen und die protestantische Parthey „in Deutschland. So wenig auch der jetzige preußi-

11) Siehe dieses wichtige Mémoire in Matthieu de la diplomatie française par Flassan, à Paris 1809. Tom. VI. p. 147. Dieses Buch erfüllt zwar nicht gern, was sein Titel versprecht, entzieht aber viele nicht schlechte Nachrichten für die neuere Geschichte.

„[illegible] Klinik wegen seiner Moral Achtung verdient, „und Vertrauen einflößen kann; so ist er doch sehr „wichtig, daß er in dem Verhältniß, worin er jetzt „ist, erhalten werde, um Oesterreich Vorsorgniß zu „ersehen, die seinen Ehrsucht Schwanken setzen, um „ihm den Beistand Frankreichs zum Bedürfniß wa„chen. Die Erhaltung der Pforte ist eben so wichtig, „Keine Vortheile, die Kaiser Joseph Sw. Majestät „Kunde anbieten wollen, selbst wenn er die gesammten öffentlichen Niederlande abtreten wollte, ver„mögten den Verlust zu ersetzen, den Sie, sowohl an „verhältnißmäßiger Macht, als in der öffentlichen „Meinung von Europa leiden würden, wenn Sie „dagegen einwilligten, daß Oesterreich sich auf Ko„sten der Pforte vergrößere. Der französische Be„sitz der Niederlande würde die Eifersucht andern „Mächte erwecken, und unsre ganzen politischen Ein„sicht verwirren. Kein Besitzer dieser Landes ist „unserm Interesse mehr gewiß, als das Haus Oe„sterreich. Die Niederlande sind uns ein Unter„pfand, dessen wir uns jedesmal bemächtigen kön„nen, wenn es nöthig scheint, die Ehrsucht des „Wiener Hofes zurückzuhalten."

Diese klare Darstellung macht gewiß der weisen Einsicht des Ministers eben so viel Ehre, als dem

Ehre

Eigenschaften des Monarchen, dem sie diente, und ohne die Wahrscheinlichkeit, sie mochten Veranlassung einer Ehescheidung werden können. Die Verbindung der Gräfin von Burgund war bei weitem Vornehmen, welchen Heinrich II Mord vorhatte kam, gelegen für eine Zeitlang auf so lächerliche, als der weiche König eine Buhlschwester in seinem Hause aufnehmen hatte, und sich, wie sich bald Gelegenheit genug zeigte. Diesemnach kann Heinrich sein Vorhaben mit offenbar gänzlicher Verleugnung seiner Ehre, wenig von XVI, auch von Ehre der Burgunder befreiten Königin mit Wissen in die ausführen, und seine Absicht hatte nicht Mühe kann, daß als Verschwörer Heinrich, sie mit Freundschaft schien zu umfassen, einlegen. Eine Freude wurde zu Wichtigkeit der Unterhaltung der geschlossen Ehren im Palaste zu Versailles veranstaltet worden. Burgund mit der König bestellten hier, wie es die Pflichten der Ehrenwachen fühlen, allein auch gingen mit mehren zu solchen Absichten, mehr noch geschickten Diener.

Der Infante II Heinrich wurde seine Frau im Palaste der französischen Hofe bewacht, nämlich, weil sie Kaiser seine Verwandtin sei, aber, weil

sich in einen Landkrieg gegen Oesterreich einzulassen, völlig zu erklären, ohne daß wir dem Einfluß der Königin vielen Antheil beimessen dürfen, den den der bemerkten richtigen Einsicht Ludwig XVI in der That nicht angenehmen ist. Wirklich waren alle Bemühungen Oesterreichs, den französischen Hof für seine Sache zu gewinnen, vergebens. Auch das dringendste Anliegen von Maria Antoinette konnte Ludwig XVI nur zu dem Versprechen bringen, daß er den Vergrößerungs-Absichten ihres Hauses, so sehr er sie mißbillige, nicht selbst thätig entgegentreten wolle *). Der König selbst und sein Mi-

*) Ein kurz vor Ausbruch des bayerischen Erbfolgekrieges geschriebenes vertrauliches Handbuch Ludwig XVI an Vergennes, bei Ossiania (Mémoires T. IV. p. 5-5.) aufbewahrt hat, zeigt sehr deutlich die Gesinnungen dieses Monarchen. „Der Königin, sagt er, hat mir „gefragt, daß von Ihnen nicht genug geschehe, um „Ihre Kriege vorzubereiten, um Ihre Gebietsrechte be„hauptet sey. Ich habe mich bemüht, ihr zu beweisen, „daß von Ihnen Alles geschehe, und von Ihnen ab„hänge, und daß wir immer zu allen Kunstbeschäftigungen „Gelegenheit haben sollen, welche zu Ihrer und der Wissen„schaft in Grund sey. Ihre Majestät habe ich ihr auch „nicht verhehlt, daß die Gesinnungen, welche bei „Ihnen Gebietsrechte machen will, in meinem Beyden „Schlecht gegründet sind, und daß wir Kunstwerke und „alle Wissenschaften erlernen können, daß sie dabey zu „sein

Minister Gelegenheit verschaffe, daß hier der Zeit sey, wo sie sich Vortheil anwenden machen könne, und Ursache und Gelegenheit der Veränderungen erscheine, welche seine Mittel vermehren, als es gefährlich machen, hassen, Einverständnisse aber sich suchen, neue Verbindungen zu befestigen, welche eine oder die andere Macht zu machen für gut finde, und die Absichten mit zu überschauen, in welche sie sich beschränken verschließe. „Der König von Frankreich, sagte „Montecuculi, braucht schon eine sich zusammenhaltende „Freundschaft, wenn er sich allein eigenen Vortheils „über die Grundfehler der Verbündeten seiner Feinde „wird zu Nutzen machen, und wenn er sie von sich „den Gegnern angenehme Gemeinde hat verschaffen „dürfen. Zwietracht noch nicht gestiftet machte, wenn er

„sich

„unterhalten. Und habe ich so verstanden, daß der „König von Frankreich von Befehl und seiner Absicht „nicht abweichig machen sein, schon aus sich sehr empfi „der Vorsicht einer Bundesgenossen wahrnehmen könne, „über sich Befehl an sich zu nehmen. Ich thun „Ihnen Recht an, wenn Sie meine Freunde gegen „die Absicht sehen. Ich bin, wer ich bin, der Ihre „Freund, daß der Verfasser seiner Schrift seine wollen, „welche eine Erklärung der Absichten und Thaten „Ihrer Majestät seyn sollen, und bitte, wenn Sie in der „Sache eine andere Ansicht gefunden haben, „Ihnen gefällig sein, ob ganz unbedenklich."

„Ich allein des Grundes bedienen könne, daß nicht „von einzelnen Ständen, sondern vom ganzen versammelten Reich die Frage entschieden werden „könne, ob ein Fall vorhanden sey, wo die Garantie „des westphälischen Friedens eintreten müßten.“ Wirklich war dieses auch der Grund, welchen der französische Hof gegen den Herzog von Zweibrücken und den König von Preußen aufführte, warum er nicht als Garant des westphälischen Friedens zur Behauptung der deutschen Reichsverfassung auftreten könne. Bey andern Gelegenheiten hatte Frankreich freilich nicht mit so gewissenhafter Bedenklichkeit vermieden, sich in die deutschen Angelegenheiten zu mischen, und gewiß fühlte Vergennes sehr gut, daß er im jetzigen Falle sehr wohl dazu berechtiget sey. Dieser Minister ist hart getadelt worden, daß er das, was ein Recht seines Staats war, nicht auch als dessen Pflicht betrachtet und diese erfüllt habe. Man hat ihm Schwäche und zu weit getriebene Schonung der Königin Schuld gegeben. Vielleicht wirkte allerdings die Betrachtung bey diesem Minister, daß, wenn er zum Bruche mit Oesterreich riethe, die Königin, aller guten Vorsätze ludwigs XVI ohngeachtet, doch die Stunde seyn würde, ihm seine Stelle sehr unangenehm zu machen, und daß, wenn er dieselbe aufgegeben genöthiget würde,

ein

ein Nachfolger noch weniger Widerstand thun werde. Aber auch ohne diese Betrachtung wird, glaube ich, derjenige, welcher sich ganz in die [illegible] Verhältnisse versetzt, den Grafen Vergennes mitunter bemitleiden müssen. Der erschöpfte Zustand der Finanzen und der Einkünfte erlaubten durchaus nicht, sich noch überdem in einen Landkrieg zu verwickeln. Die wartende Erfahrung, welche der siebenjährige Krieg hierüber gegeben, war noch zu neu, um bereits vergessen zu seyn; auch konnte Vergennes wohl hoffen, daß, auch ohne thätige Einmischung seines Hofes, die Absicht Oesterreichs werde vereitelt werden. Aber sehr gerechten Tadel würde diesen Minister verdienen, wenn er, wie ihm öffentlich vorgeworfen ist, unter Bedingung des Geheimnisses dem Wiener Hofe Geldhülfe zur Führung des bayerischen Krieges bewilligt hätte. Eine solche Nachgiebigkeit wäre unfreitig sehr unwürdig und den Grundsätzen ächter Politik widersprechend gewesen. Zweitens ist hier nicht großartige Verfahren mit Recht und dem französischen Hofe vorgeworfen. Graf Vergennes aber ist gelungen und von Oesterreich dafür wenig Dank empfangen haben. Natürlich hätte ein solches Verfahren den französischen Hof bey beiden Theilen tief herabsetzen müssen. Ich wage es nicht zu entscheiden, ob diesen Vorwurf mit

Recht

Rede gemacht sey *). Wäre es der Fall, so würde es den König selbst treffen, denn es läßt sich nicht denken, daß der Minister, ohne Willen und Genehmigung des Königs, eine Geldunterstützung des Wiener Hofes hätte bewirken können.

Eine

---

*) [illegible]

„da Oesterreich jezt jeder Vergrößerung entsage, „und alle an der bayerschen Erbschaft Betheiligte „die von Preußen verlangte Befriedigung erhalten „sollten, so stehe der Herstellung des Ruhestandes „von Deutschland nichts mehr entgegen, und der „Krieg werde blos um der Ansprüche des Königs „willen fortgeführt werden müssen, wenn dieser sich „nicht entschließen wollte, dieselben dem allgemeinen „Wohl aufzuopfern." Es äußerte sich Vergennes. Aber, als Friedrich deutlich machte, daß von ihm durchaus keine Ansprüche irgend einer Art gemacht würden, daß er nichts verlange, als in den neuen Einrichtungen seines Hauses, die außer demselben Niemand angingen, und über welche in demselben sich Niemand beschwerte *), nicht gestört zu werden, und daß solche Einrichtungen mit Oesterreichs unrechtlicher Besitznahme ihm ganz fremder Länder durchaus nicht verglichen werden könnten; so kam

[illegible]

*) [illegible]

wurde dem französischen Minister die Schwäche seines Bündners nicht zu verkennen. Er suchte deswegen einen andern Ausweg zu finden, um dem Kriege ein Ende zu machen. Der Plan darauf gehend, Rußland durch Beschäftigung seiner Truppen mit der Pforte die Freiheit zu verschaffen, die Pflichten seiner Allianz mit Preußen zu erfüllen; so war Frankreich um so williger, hingegen, nach Friedrichs Wunsche, mitzuwirken, je mehr es von einem neuen Kriege im Osten von Europa nur noch gehäufte Beschäftigungen seines alten Alliirten voraussehen konnte. Der französische Botschafter in Constantinopel, Marquis de St. Priest, wandte Alles an, um den Divan zu überzeugen, daß, so sehr die im letzten Frieden gebrachten Opfer auch immer wären, es doch unter den jetzigen Verhältnissen unmöglich sei, sich dem Kriege, wenn sich einmal verschaffen, entziehen zu wollen, und daß jeder Verlust des Wiederaufbaus das osmanische Reich nur noch größeren und gewisseren Verlusten aussetzen werde. Doch Bestechungssummen, auch langem Widerstreben des Divans, endlich guten Erfolg zu verschaffen *).

Kaum

---

*) Ein englischer Schriftsteller, der um diese Zeit [illegible] [illegible] (St. Priest)

Kaum war die russische Kaiserin dessen [illegible] sollte sie ihr vom Könige gegebenen Un-

[illegible] Survey of the Turkish Empire. London [illegible] [illegible]

Hessen, und daß durch eine in Wien übergebene Erklärung [illegible] auch von Rußland Genugthuung gegeben wurde) die Kaiserin-Königin erbaten: das Preußischerseits verübte Kirchhofische über die gewaltsame Verhaftung eines Theils von Bayern völlig klaglos abzuhelfen, da sie, im Fall der Ungerechtigkeit, sich genöthigt sehen würde, ihren Bundesverbindungen gegen den König von Preußen Genüge zu leisten, und zu dessen Verhinderung ein Corps ihrer Truppen, in Gemäßheit der Traktaten, abgehen zu lassen. Der russische General Fürst Repnin kam bald nachher bey dem Könige in Breslau an, bekannt, entweder als Vermittelungsmann der Russen bey Preußen zu wirken, oder das Gegentheil anzufangen. Jetzo hatte sich bereits gleich klar dargethan, daß er von letzterm wenig Verdruß erwarten dürfe. Er that den mündlichen Vorschlag, daß russische Corps solle in die mit streitigen Truppen besetzten österreichischen Provinzen zu Quartiren und Lebensmitteln, und, nach der Landesart, wollen in Winter- und Sommerlagern eintheilen. Der König wollte sich Preußens ganz

[illegible]

ſchen Miniſter Bernſtorff, welche hier auf einen Lieb-
haber der Unterthanen gröſslichen Religion erdacht
kamen. Der weiſſliche Conſul ſuchte die Sache
eyfrig, daß durch die gütlichſten Vorſtellungen des
Königs unterſtützt wurden. Dieſe Vorſtellung wurde
abgeſchlagen. Rußland wollte ebenmäſſig Mann ge-
nommen des Königs haben laſſen, aber dieſer Krieg
Conſul wußte ihm gütlich dies ganz Mißlingen Ihm
zu gemüthe halten. Rußland verlangte nun von
Könige auch den halben Mißlich Subſidien wegen des
Krieges mit der Pforte, ja von ſich zu Rußland noch
immer bereit halten wollte. Der blinde Herrmann
gab dem Frankreich weit mehr Anſehn zu erhalten,
daß ihm Bundesgenoſſen über den Hauſen werfen,
als daß ſie ihn im Kriege unterſtützen möge. Und
weiln Fürſt Repnin, wie der König ſich entſchloß,
was mehr in Wien einen Bundesgenoſſen an, der
in Thaten einen Monarchen in Deutſchland Gröſſe
verſchaffen wollte, als einen Feldherrn, der ihr
Glückwunſch angenehm ſchienen ſey.

Die weiſſliche Antwort, welche Fürſt Kau-
nitz auf alle ſeinem hatte, machte viel zu Wien
groſſe Bewunderung. Worinn er dem Grafen Lehr
Worte Worte, welche Gleichmäſſigkeit in Verhält-
niß der Freiheit erhielten, dem man ein volle-

Diese Bevollmächtigten waren, von russischer 1779
Seite der Fürst Repnin, von französischer der Baron
Breteuil als vermittelnde Minister; der Graf Phi-
lipp Cobenzl war der österreichische, der Baron von
Riedel der preußische Bevollmächtigte; vom Chur-
fürst von der Pfalz war es der Graf Lüning-Sin-
gelt, vom Churfürst von Sachsen der Graf von Zin-
zendorf, und vom Herzoge von Zweybrücken der Herr
von Hofenfeld. Am 13ten März wurden die Unterhand-
lungen eröffnet. Obgleich die Kaiserin-Königin sich
bereits mit dem vom französischen Hofe vorgelegten
Entwurfe einverstanden erklärt hatte, so war doch
das Interesse der Theilnehmer so mannichfach ver-
flochten, und außer dem Hauptgegenstande mußten
so viele hinzugekommene Nebenpunkte abgemacht
werden, daß die Unterhandlung noch immer einige
Zeit dauerte, und noch mehrere Schwierigkeiten mußte
zu überwinden werden, ehe man zum Abschluß kom-
men konnte. Der Herzog von Zweybrücken wollte
sich durchaus nicht dabey beruhigen, daß ein, wenn
gleich nur kleiner, Schlaf von Baiern getrennt wer-
den sollte. Der Bevollmächtigte dieser Fürsten, ein
lebhafter, thätiger Mann, sagte Nicht in Bewegung,
um sie in den Reichsgerichtlichen gegründeten Rechtsfolgen
für einen Churfürsten zu bekommen; auch mußte er,
daß er Herzogin Helena auf seiner Seite hatte, und

1779 der um diesen Preis von Wien sich etwas entfernen sollte. Joseph bemühte sich, die Liebe Maria Theresiens, auf sich dem persönlichsten Wohlthun so anziehend machen, daß sie ihm gestatten sollte, bei der weiten größten Zeit seiner Regierung zu wissen, da der König von der Kaiserin Hause zu sein, ihrer Zuneigung sicher, wollte doch mit Zustimmung gegen meine Bitte, daß mit den beiden großen Mächten nicht entzweien kann, welche sie weit mehr gegen wissen wollten. Auch der durchlauchtige Thronfolger, der wegen der Theilungs-Angelegenheit eine große Besorgniß machte, daß sie endlich kommen, mit beigelegt sich mit ihm, und so schien es möglich zu sein.

Die österreichischen Absichten kamen von Wien an Hof. Nach seiner Überzeugung hatte Friedrich mit Recht Ursache, sich mit der Hoffnung, daß die Unterhandlungen gelingen der Pforte mit Rußland sich noch gewissen, und seiner Macht nicht in Stande sein werde, den Frieden zu erhalten. Er hatte sich Hoffnung sich, wenn immer noch neue Mißhelligkeiten zum Kriege gemacht, und daß die Pforte Zeit hatte seine Macht sogar stärken, eine Verbindung mit großen Mächten zu verfügen, mit denen sie Krieg anfangen mußte. Auch in den Fürs-

beschaffenheiten wurden kamen und Schwierigkeiten
hätten erfunden, um den Vertrag aufzuhalten. Bald
setzte man dem Kolonpunkte, bald an dem Orte des
Austrucks. Um gleich den Gehässige gesellschaftlichen
Verhältnissen vom Wiener Hof abzuwenden, machte
Churfürst Carl Theodor weitläuft die Vorschläge hin-
gegen. Er wollte nicht zugeben, daß der Herzog
von Zweibrücken als Hauptcontrahent an dem Orte
den Titel nehme. Man gab nach, und es wurde
beliebt, diese Frage über den abgeschlossenen Trakt
zum zu bestimmen. Dann wollte der Churfürst
nicht, daß die Vorrede seiner Person in dem Frie-
densinstrument beibehalten und genannt würden. Es wur-
den die, die Verwaltung der Churfürstin von
Sachsen betreffen, und endlich ging es so weit, zu
verlangen, daß es, statt sich den Verhandlungen des
Congresses zu Teschen zu unterwerfen, sich lieber an
sie mit dem kaiserlichen Hof abgeschlossen Contract
halten wolle. Die unentschlossene Minister hätte
sich gerne geweigert, auf den Grundlos Plätzen in
Form Zeit zu reisen, als es an Mitte dem Hof
erwog. [illegible] Wiener, vorzüglich durch Thun
und [illegible], bewirkte es bei Ihro großen Gütte, am

[illegible]

[illegible] den Frieden zu Stande zu bringen; so [illegible] die [illegible] [illegible] Schwierigkeiten [illegible] Mäßigung und Gewalt entgegen. Auch der König ließ sich durch nichts irren, was er als [illegible] betrachten konnte.

Endlich gelang es dem französischen Botschafter zu Constantinopel, die Pforte zur Einwilligung aller [illegible] Russlands zu bewegen, und [illegible] selbst eine den Frieden von Kutschuk-Kainardgi er-
1779 läuternde Convention zu Stande zu bringen (*). Die freie Schiffahrt auf den türkischen Gewässern ward den Russen ohne alle Beschränkung zugestanden; die Unabhängigkeit der Tataren und der Russland gegen diesen Chan [illegible] anerkannt. Durch die [illegible] Verbindung mit dem Großherrn als geistlichem Chan [illegible]

[illegible]

(*) [illegible]

Oberhaupt wird so brillant ausgestellt, um jeden 1779
Eindruck auf weitliche Hoheit abzuschneiden; wo Tau-
sung der von den Großherrn geheiligten Hofzeit über
die Weiber und Weiberchen wird noch mehr beibehalten,
und Rußland schickt das Recht, sich in die Angele-
genheiten dieses Landes zu mischen. Katharina II.,
welche auch den innern Zustand ihrer Nachbarn und
ihre Finanzen zu Rath zu ziehen pflegte, wenn
sie jemand Vergnügen für ungelegen gemacht haben,
hat sich nun beschäftigt, und so erfüllten den Wunsch,
daß ihre Unterhandlungen an den Englischgesinnten
Divanbeamten nicht ohne Wirkung blieb. Wie
die Russischen von vielen abgeschickten Commissa-
rien Wien kam, gaben Zeitungsschreiber so Hoff-
nung zum Frieden, daß Krieg entstehen zu können. Einen
Theil Land Tscherkessien schenkt man Rußland, diese weitere
Schwierigkeiten zu machen, und Graf Tolstoy wurde
zum Abschluß des Friedens beordert. Da man über
die noch übrigen Punkte ohne weitere Correspondenz
kam, konnte, sobald es Tschernitschef möglich wurde,
seine Abreise nicht mehr aufhalten. Er wünschte
sehr daß die Ratification der Pforte, weil sie von
Frankreich kommt, durch Courier verschickt
Die Bedingungen mit Rußland, Tscherkessien und
Krim, wurden meinen Lesern, daß es kein Frie-
dens Unterhandlung, sondern gebotene Bedingung und

Ver-

[illegible] Gesellschaft selbst wurde. Die Verfassung der [illegible] Zunft-Gilde hatte die Pflicht [illegible] Bestimmung der Gemeinde eine [illegible] Stellung [illegible] verschaffen.

Um der Gilde-Einigung die Gewähr [illegible] zu [illegible], wurden die Gilde-Statuten [illegible] Eide [illegible] durch Gelöbnisse bekräftigt, und [illegible] durch [illegible] Bruderschaft gekennzeichnet [illegible]). Es [illegible] folgende:

a) [illegible] Gildemeister [illegible] Gilde-Einigung [illegible] Gilde [illegible]

b) Gilde-Brüder, [illegible] Gildetag [illegible] Gilde [illegible]

c) Gildemeister [illegible] Gilde-Einigung [illegible] Gildehaus [illegible]

d) Alle, [illegible] Gilde [illegible]

e) Gildemeister [illegible] Gilde [illegible]

[illegible] II [illegible] [illegible] Gilde-Recht Bd. II. S. 45); [illegible] Gilde-Statuten Bd. II. S. [illegible].

6) Separat-Akt zwischen dem Churfürst von der Pfalz und dem Herzoge von Zweybrücken; 1779

7) Akt, durch welche der römische Kaiser in seiner Eigenschaft als österreichischer Mitterbe und Erbe von von seiner Mutter abgeschlossenen Schöne beitritt, und Bewahrer dieses Beitritts durch den König von Preußen;

8) Akt, durch welche die vermittelnden Mächte als diese Traktaten und sämmtliche darin enthaltenen Bedingungen im Namen ihrer Cousine nicht garantiren.

Der wesentliche Inhalt dieser verschiedenen Traktate ist folgender:

1) Die am 3ten Januar 1779 zwischen der Kaiserin-Königin und dem Churfürst Carl Theodor abgeschlossene Convention wird vermittelt; jene Monarchin entsagt für sich und ihre Erben allen Ansprüchen an Bayern; sie giebt die Lehne in Besitz genommenen Schlösser und die Herrschaft Mindelheim zurück; sie verspricht mit den höchsten Lehen in der Oberpfalz und Hauptsitze der Haus wiederum zu belehnen, so, daß dieses sie auf dem dem Fuß belehnt hat, wie das unter gefreiten Hauptmannschaft sie belehnt hat.

2)

1779 α) Die Kaiserin-Königin will gemeinschaftlich mit dem Könige von Preussen den Russischen und Reichshof dahin verwenden, daß alle vom letzten Churfürsten von Bayern vorhin nach seinem Tode [illegible] Reichslehen im bairischen und schwäbischen Kreise dem Churfürsten zu Pfalz und dem pfälzischen Hause wieder verliehen, [illegible] nach vorgängiger [illegible] dieser Lehnen, deren Verwaltung eingeräumt werde.

β) Die Kaiserin-Königin überträgt ihre böhmischen lehnsherrlichen Rechte über die gräflich Schönburgischen Herrschaften Glauchau, Waldenburg und Lichtenstein an den Churfürsten von der Pfalz.

γ) Der Churfürst von der Pfalz tritt auch diese [illegible] über die Schönburgischen Herrschaften *) an den Churfürsten von Sachsen ab.

*) [illegible]

und verschickte seinen Bruder Robert William 1779
Gulden in 24 Gulden-Fuß, in Kommunalle
den Dominion, jeden zu 12 guten Gulden zu
gelten, und damit am 1. Januar 1780 am
gelangen. Der Überlauf von Dublin schlug
sich gleichwohl für alle seine Bedrängnisse an die
Kasse

1773 [illegible] Mittel-Gesellschaft [illegible], und die [illegible] [illegible] [illegible]

c) Die Geschwindigkeit, mit der Wirkung, eine Substanz [illegible]
diese Substanzschicht die sie von der Substanz
Strahlen erleiden Intensität, wie viele Substanz
die sie bis auf eine Dicke eines Zehntel von
Substanz, die von der Dicke dieser, die
und Strahlen enthält ist. Diese Zahl nennen
halben Dicken-Quantität, und diese [illegible] Substanz
diese Lage der ganzen Substanz gleich, weil es
Strahlen von Zahl enthält. Diese ist auch
nicht von Substanz auf einer Substanz Strahl
der Zahl gleichen, so heißt dann die Lage gleich.

d) Die Substanz-Strahlen mit der Dicke von
Strahlen werden sie von Substanz [illegible] verschieden,
wie der Strahlen von Substanz [illegible] sind sie die
neue eigenthümliche zu verschieden.

Zweck Strahlenlehre, [illegible] Substanz [illegible]. Die
Wirkung der Strahlen [illegible] Lage der [illegible] Strahlen
Strahlenlehre [illegible] Substanz [illegible]. Diese Lage
Strahlen Strahl [illegible] Substanz [illegible] Strahlen
gleichen [illegible], so [illegible] Strahlen [illegible] Strahlen
Strahlen [illegible] Substanz [illegible] Strahlen [illegible].
Strahlen [illegible] Substanz [illegible] Strahlen [illegible]

Theile von Bayern gehörte, auf welchen der Wiener Hof rechtliche Ansprüche zu haben behauptet hatte. Dieses leztere und bereits in Besiz genommene Stück wurde auf 234 deutsche Quadratmeilen, der jezt überlassene Strich aber auf 38 solcher Meilen geschäzt. Dieses war in den Augen Friedrichs kein Gegenstand, der es verdiente, ferner sein Volk den Lasten des Krieges auszusezen, auch wußte der König, daß er bey Fortführung des Krieges nicht auf die Billigung der vermittelnden Mächte, noch weniger auf den Beistand einer derselben hätte rechnen dürfen. 1779

Maria Theresia war höchlich vergnügt, den Frieden wieder errungen zu haben. Zwar war es dieser Monarchin sehr empfindlich, zu öffentlicher Zurücknahme eines von ihr abgeschlossenen Vertrags, zur Zurückgabe eines schon in Besiz genommenen Landes gezwungen zu seyn. Sie konnte ihre Bitterkeit hierüber nicht zurückhalten, und in vertrauten Unterredungen entfuhr ihr, wohl noch während des Krieges, den König mit den Worten: ce méchant homme, zu bezeichnen [23]). Aber dennoch war sie fest entschlossen, von nun an mit dem bösen Manne in

23) S. Flassan l. c. Tom. VI. p. 245.

1779 guter Freundschaft und ununterbrochenem Ruheſtande zu leben; auch ließ ſie ihm die Gerechtigkeit wiederfahren, daß er in dieſer Sache edel gehandelt und ſein ihr gegebnes Wort erfüllt habe, auf billige Bedingungen Frieden ſchließen zu wollen [23]). Weit empfindlicher fühlte Joſeph II durch den Ausgang des Krieges ſich gekränkt. In der erſten Unterredung, die er mit dem vom Friedens-Congreß zurückkehrenden franzöſiſchen Bothſchafter Breteuil hatte, hielt er es nicht zurück, wie er von Frankreich in dieſer Sache mehr Theilnahme und Beiſtand erwartet hätte, und wie es ihm ſehr wehe thue, mit einem wohlgerüſteten Heere von mehr als 300,000 Mann nichts gethan zu haben [24]).

Beide vermittelnde Mächte waren mit dem Frieden, den ſie bewirkt hatten, ſehr zufrieden. Frankreich konnte nun ungehemmt ſeine Kräfte gegen England wenden; es hatte ſich Preußen genähert und das Vertrauen des deutſchen Reichs wieder gewonnen, da

23) Der Engländer Coxe (in Hist. de la maison d'Autriche T. V. p. 401) verſichert, dieſe Aeußerung von demjenigen vernommen zu haben, der ſie ſelbſt aus der Kaiſerin Munde gehört hatte.

24) S. Flassan l. c. Tom. VI. p. 247.

da es einen Beweis gegeben, daß die Behauptung der 1779
deutschen Verfassung ihm noch immer wichtig sey, und die Allianz mit Oesterreich es nicht zum Beförderer aller Vergrößerungs-Entwürfe dieses Hauses mache. Rußland fand sich geschmeichelt, daß Krieg oder Friede zwischen den beiden großen deutschen Mächten von seiner Erklärung abgehangen habe. Es war Katharina angenehm, nun auch Oesterreich, das ihren Entwürfen gegen die Pforte entgegen gearbeitet hatte, etwas gedemüthigt zu sehen. Doch diese Monarchin wollte ihre Vermittlung zu noch bleibendern Vortheilen benutzen. Schon Peter der Große hatte den Gedanken, seinem Staate das Recht zu erwerben, in den Angelegenheiten Deutschlands mitzusprechen. Katharina, welche immer gern auf dem Wege des Stifters der russischen Größe wandelte, glaubte solches Recht jezt wirklich erworben zu haben. Der Teschner Friede bestätigte den Westphälischen, also war Rußland Garant nicht nur von jenem, sondern auch von diesem Frieden, und dadurch der Verfassung des deutschen Reichs, welche in den Bestimmungen des westphälischen Friedens gegründet ist. So folgerte Katharina II und hielt von nun an sich berechtiget, an allen deutschen Angelegenheiten, so oft sie es gut fände, Theil zu nehmen. Um sich sofort in den Besitz dieses Rechts zu setzen, sandte sie bevollmächtigte

1779 tigte Minister nach Deutschland, und accreditirte dieselben bey den einzelnen Kreisen und den verschiedenen Höfen. Man hat den französischen, den österreichischen und preußischen Hof getadelt, den ersten, daß er einer neuen Macht gestattet, sich neben ihn als Garant der deutschen Verfassung zu stellen, beide leztern aber, daß sie Rußland zu unmittelbarer Theilnahme an deutschen Angelegenheiten einen rechtlichen Vorwand verschafft hätten. Dieser Tadel ist unbillig. Der Wiener Hof war es, der Rußlands Vermittlung zuerst anrief. Sehr natürlich versuchte er, eine bedeutende Macht, die seinem Gegner beizutreten im Begriff stand, dadurch für sich zu gewinnen, daß er ihre Mitwirkung zum Frieden verlangte, zu dem er geneigt sey. Preußen konnte diese Mitwirkung nicht ablehnen, die es bey den bestehenden freundschaftlichen Verhältnissen sich geneigt halten mußte. Auch Frankreich, dessen Vermittlung zugleich erbeten war, konnte der Zuziehung Rußlands nicht widersprechen, da es sich der Gefahr ausgesezt haben würde, alsdann ganz ausgeschlossen zu werden. Uebrigens konnte Frankreich wohl hoffen, seinen lange gehabten überwiegenden Einfluß im deutschen Reiche, dem es ungleich näher war, immer zu behaupten, so wie Oesterreich und Preußen sich gegenseitig schmeichelten, den Rußland zugestandenen Einfluß theils gehörig zu be-

beschränken, theils ihn nur zu eigenem Vesten zu 1779
benutzen.

In Friedrichs eigenen Landen war der Druck des nur an den äußersten Gränzen geführten Krieges wenig gefühlt; dennoch freute man sich über das Ende desselben, und sahe mit innigem Vergnügen den König zu seiner gemeinnützigen Thätigkeit im Frieden zurückkehren. Sein Benehmen hatte die Verehrung für ihn bey seinem eigenen Volke, wie im Auslande, noch beträchtlich vermehrt. Auch nicht der leiseste Verdacht war möglich, daß er diesen Krieg aus ehrsüchtiger Absicht geführt habe. Friedrich hatte jeden Antrag eigner Convenienz unter der Bedingung, dem Unrecht, das Fremden geschehen sollte, zuzusehen, abgewiesen; auch bey dem Frieden hatte er durchaus nichts für sich verlangt, noch erhalten. Von einigem Ersatz für seine bedeutenden Kriegskosten war gar nicht die Rede gewesen. Daß Oesterreich den Widerspruch gegen den dereinstigen Anfall der fränkischen Fürstenthümer aufgab, war kein Vortheil, sondern nur Aufhören einer ungeziemenden Anmaaßung. Der Tausch der Lehen in beiderseitigen Landen war ein kleiner Vortheil für beide Theile; eigentlich nur Abschneidung künftiger Irrungen über wenig bedeutende Gerechtsame. Nur in diesem höhern Gesichts-

1779 punkte wurde dieſe Sache von beiden Höfen betrachtet, deshalb auch der Tauſch im Ganzen feſtgeſezt, ohne darauf zu achten, ob der eine oder der andere Theil etwas mehr oder weniger erhalten oder abtreten werde. Der große und wichtige Vortheil für den König war, daß er das Vertrauen und die Zuneigung ſeiner deutſchen Mitſtände in einem höhern Grade gewann, als er ſie je gehabt hatte. Auch diejenigen, welche vorher der emporſtrebenden Größe des Hauſes Brandenburg mit Eiferſucht zugeſehen hatten, betrachteten ſie jezt mit Wohlgefallen, da ſie in dieſem Hauſe einen neuen Schuzgeiſt der Freiheit Deutſchlands erblickten. In nahen und fernen Landen wurde jezt der Beiname der Große dem Namen Friedrichs beygefügt. Gleichſam als ſey er noch dem Gefühl der Verehrung, die man für ihn empfand, nicht genug zuſagend, erfand man noch den Zunamen des Einzigen, dadurch andeutend, daß es etwas höchſt Seltenes unter den Herrſchern der Menſchen ſey, ohne eigenen Vortheil für Gerechtigkeit zu kämpfen. In den bayerſchen Bauerhäuſern fand man Friedrichs Bild neben den Bildern der Schuzheiligen des Landes aufgeſtellt [25]). Aufmerkſam ſorgte der Kö-

nig

25) Der heilige Cordinian iſt der Schuzheilige und Landes-Patron von Bayern. Seinem Bilde zur Se-

ig und sein Minister Herzberg, daß der Teschner 1779
Frieden ungesäumt in allen Punkten vollständig voll-
zogen wurde. Bayern wurde in der festgesezten Zeit
von den österreichischen Truppen geräumt, und
sämmtliche Lehen der ausgegangenen Linie wurden
dem pfälzischen Hause wieder verliehen. Gern ver-
dankte Churfürst Carl Theodor fremder Fürsorge
einen Besitz, den er durch eigne Schwäche verloren
hatte. Auch allen übrigen Bestimmungen des
Friedens geschahe ein völliges Genüge. Die Er-
theilung der dem herzoglichen Hause Mecklenburg
zugesicherten Befreiung von der Gerichtsbarkeit der
höchsten Reichs-Gerichte fand dadurch einige
Schwierigkeit, daß die mecklenburgischen Land-
stände derselben widersprachen, weil sie es ihren
Freiheiten und dem Wohl des Landes nachtheilig
hielten, wenn in keinem Falle mehr oberstrich-
terliche Hülfe gegen Willkühr der Herrscher nach-

te wurde das Bild Friedrichs gehangen, und oft brannte unter beiden Bildnissen eine Lampe. So fand es einst in einem bayerschen Dorfe ein österreichischer Officier und fragte, was dieses bedeute? Dieser da, erwiederte der Wirth, ist der Bayern Schutzpatron im Himmel, und dieser hier, Friedrich, der Preußen König, ist unser Schutzpatron auf Erden; beide sind unsre Heiligen, und vor Heiligen brennen wir, als gute Katholiken, Lichter.

1779 gesucht werden könnte. Die Sache wurde am Reichshofrathe rechtlich erörtert, zulezt jedoch das Appellations-Privilegium unter einigen Beschränkungen ertheilt, die auch Preußen billig finden mußte. Der förmliche Beitritt des deutschen Reichs zum Teschner Frieden, der in demselben vorbehalten war, fand noch einige Schwierigkeiten, und wie er endlich im folgenden Jahre zu Stande kam, bewirkte Oesterreich, daß die Clausel hinzugefügt wurde: „es solle dieser Beitritt den „Rechten des Reichs, dem westphälischen Frieden „und übrigen Grundgesetzen, auch irgend Jemand „an seinen erweislichen und gehörigen Orts geltend „zu machenden Gerechtsamen, jezt und künftig, nicht „zum Nachtheil gereichen.“ Lezterer Zusaz schien einen Vorbehalt anzudeuten, die jezt aufgegebnen Ansprüche noch einst, unter günstigern Umständen, wieder vorbringen zu wollen. Da Friedrich ohnedem an dem Willen des Wiener Hofes nicht zweifelte, sich von den Verbindlichkeiten, welche ihm der Friede aufgelegt hatte, wenn es je die politischen Verhältnisse erlauben sollten, wieder loszumachen; so sahe er solche Clausel als leere Worte an, die er keiner Aufmerksamkeit werth hielt.

28ten Febr. 1780

Sechstes

Sechstes Kapitel.

Friedrichs Beschäftigungen im Frieden.

Das Bewußtseyn, recht und würdig gehandelt zu haben, schien, nach geschlossenem Frieden, den König zu erheitern, und auch auf sein körperliches Befinden gut zu wirken. Zwar drückte er, sowohl mündlich als in vertrauten Briefen, sich oft mit Unmuth und Unzufriedenheit über das aus, was er in lezterm Kriege gethan, oder vielmehr, was er darin nicht gethan hatte; aber dieses darf uns in Absicht seines wirklichen Gefühls und seiner wahren Ansicht der Sache nicht irren. Wenn der König sich so äußerte, so sprach und schrieb er ganz als Militair. Der unthätige und erfolglose Krieg, zu dem er sich genöthigt gesehen hatte, war seinem Charakter, und seiner in den frühern Kriegen bewährten entschlossenen, kühnen Thätigkeit so ganz entgegengesezt gewesen, daß er nicht anders, als mit Misfallen daran denken konnte. Das Gefühl körperlicher Leiden und hinfälliger Schwäche war während des Feldzuges so groß

groß gewesen, daß die Erinnerung an denselben überhaupt ihm unangenehm bleiben mußte, und er kam, wenn er sich selbst mit dem, was er in der Kraft der Jugend und männlichen Reife gewesen, verglich, sich jezt als herabgesunken und verfallen vor. Aber wenn gleich diese widrigen Gefühle ihn zuweilen überwältigten, und er dieselben gegen Andere, besonders gegen Krieger, oft etwas stark ausdrückte; so hinderte dieses doch keinesweges seine richtige Schätzung dessen, was er durch diesen Krieg wirklich erreicht hatte. Er drückte dieses in der Correspondenz mit seinen Ministern mit recht herzlichem Wohlgefallen aus; er wußte sehr gut, wie viel hohe Achtung und Vertrauen dem Oberhaupte eines Staats werth sind, und er fühlte, daß er diese durch sein Benehmen in der bayerschen Sache in noch höherm Grade erworben hatte, als es je vorher der Fall gewesen war. Klagte er gleich gegen Kriegsgefährten darüber, daß während des Feldzuges so wenig vorgefallen sey; so war es ihm doch, als Mensch und als König, sehr lieb, seinen Zweck ohne blutige Siege erreicht zu haben, die ihn Menschen gekostet und bey dem Gegner eine gehässige Verbitterung hinterlassen haben würden, welche seinem jetzigen Hauptwunsche, sein noch übriges Leben in Ruhe zuzubringen, ganz zuwider gewesen wäre.

Mit

Mit Gewißheit kann man alſo annehmen, Friedrich kam mit ſich ſelbſt, und mit dem, was er bewirkt hatte, zufrieden aus dem Kriege zurück. Die vermehrte Heiterkeit und gute Laune wurden von Allen bemerkt, die dem Könige in dieſer Periode näher zu kommen Gelegenheit hatten. Dieſes wurde auch dadurch bewieſen, daß er, mit belebter Kraft, zu ſeiner gewohnten Friedensthätigkeit und zu dem unterbrochenen wohlthätigen Geſchäfte zurückkehrte, den innern Wohlſtand ſeiner Lande auf alle Weiſe zu befördern. Er wandte ſehr beträchtliche Summen an, um dem Ackerbau und jedem bedeutenden Gewerbe aufzuhelfen. Moräſte wurden ausgetrocknet, bisher nichts ertragende Landſtriche urbar gemacht, dem Austreten der Flüſſe wurde gewehrt, neue Anpflanzungen aller Art wurden befördert. Wenige Monate nach ſeiner Rückkehr machte der König eine kleine blos ökonomiſche Reiſe in der Mark Brandenburg, um bereits angefangene Verbeſſerungen ſelbſt zu ſehen, und ſich von denen zu unterrichten, die noch gemacht werden ſollten. Er unterhielt ſich auf derſelben mit erfahrnen Landwirthen, und bewies lebhaftes Intereſſe an der Unterhaltung mit ihnen und ihren Geſchäften [1]). Er unterſtüzte großmüthig verarmte Jul. 1779.

1) Einen anziehenden Bericht von dieſer Reiſe von einem Oeko-

armte Familien. Durch Geschenke, oder durch Darlehen zu geringen Zinsen sezte er Guthsbesitzer in Stand, ihre Grundstücke zu verbessern; aus der Fremde gerufenen Kolonisten gab er Land, neu erbaute Häuser, Werkzeuge des Ackerbaues und Geld zum Betrieb ihrer Wirthschaft; neue Orte wurden angelegt, in vielen Städten und Dörfern neue Häuser erbaut und den Unterthanen geschenkt. Die Unternehmer neuer, oder verbesserter Fabrik-Anlagen wurden mit ansehnlichen Summen unterstüzt, der König beschäftigte sich äußerst thätig mit Verbesserungen jeder Art, und ging oft mit Vergnügen tief in das Detail derselben ein. Keine irgend nüzliche Unternehmung konnte ihm vorgeschlagen werden, deren Unterstüzung er nicht sehr gern bewilligt hätte. Man hat berechnet, daß der Aufwand, welchen der König zu allen diesen Verbesserungen machte, vom Teschner Frieden an bis zu seinem Tode, jährlich über zwey Millionen Thaler betragen habe, und neben diesem Aufwande wurde allen Bedürfnissen des Staats mit pünkt-

Oekonom, der den König auf einem Theil derselben begleitete, Oberamtmann Fromm zu Fehrbellin, hat der Dichter Gleim unter dem Titel: „Reisegespräch des Königs im J. 1779" zu Halberstadt 1784 bekannt gemacht.

pünktlichster Ordnung abgeholfen, auch der Schatz jährlich vermehrt [2]).

Eben so angelegen war dem Könige während dieser Zeit die Beförderung der geistigen Bildung seines Volks. Er vermehrte den Aufwand für die Schulen und befahl ernstlich deren Verbesserung; besonders empfahl er die gründliche Erlernung der alten Sprachen und das Studium der großen Classiker in denselben, deren fortgesetztes Lesen sein eigenes großes Vergnügen war. Er wünschte die besten dieser Schriftsteller auch durch gute Uebersetzungen in unsere Sprache übergetragen zu sehen, und die Aeußerung dieses Wunsches veranlaßte unter andern die Uebersetzung des Werks von Cicero de officiis durch den Philosophen Garve, Professor in Leipzig, der wegen schwächlicher Gesundheit sich damals nach seiner

2) Der Minister von Herzberg gab in den Jahren 1780 bis 1786 in den Vorlesungen, die er jährlich am Geburtstage des Königs in der Akademie der Wissenschaften zu halten pflegte, umständliche Berichte über die in jedem verflossnen Jahre gemachten Verbesserungen und die zu denselben, so wie zur Beförderung der Gewerbe, verwendeten Summen. Aus diesen Angaben erhellet die Richtigkeit des angegebnen Betrags. Diese Herzbergischen Memoirs sind sowohl einzeln, als auch nachher gesammelt in französischer und deutscher Sprache gedruckt erschienen.

ner Vaterstadt Breslau zurückgezogen hatte. Der König fand in der Unterhaltung mit demselben viel Vergnügen und gab ihm eine kleine Pension. Auch andere Breslauische Gelehrte, z. B. den Rektor Arletius, den Arzt Tralles, welchen er noch vom siebenjährigen Kriege her kannte [3]), ließ er mehrmals zu sich kommen. Auch nach Berlin zurückgekommen berief er nicht nur die Mitglieder der Akademie und französische Gelehrte oft zu sich, sondern auch einige deutsche, z. B. den sehr vorzüglichen Schulmann Meierotto, den durch Gelehrsamkeit und freimüthiges Urtheil sich auszeichnenden Bibliothekar Dr. Biester, und den um die deutsche Litteratur sehr verdienten Buchhändler Nicolai. Er interessirte sich überhaupt jezt mehr für die vaterländische Sprache, und äußerte in seinen Briefen an d'Alembert, daß er, wäre er noch jung, sich jezt wahrscheinlich mehr mit der deutschen und englischen Litteratur beschäftigen würde, um so mehr, weil die neuen Produkte der französischen ihm nicht genügten. Sogar durch eine eigene Schrift (de la literature allemande) suchte der König die Deutschen auf die Mäns

3) Tralles war im J. 1757 dem König bey Gelegenheit einer gefährlichen Krankheit des Prinzen Ferdinand als ein einsichtsvoller und vorsichtiger Arzt bekannt geworden, für den er seitdem immer vorzügliche Achtung bewies.

Mängel ihrer Litteratur aufmerksam zu machen, und 1778
sie zu ermuntern, deren bessere Ausbildung sich angelegen seyn zu lassen. Um ihren Nutzen zu verbreiten, ließ er diese Schrift unter seinen Augen ins Deutsche übersetzen 4). Wenn gleich Friedrich von den wichtigen Fortschritten, welche unsre Litteratur während seiner Regierung gemacht hatte, nicht unterrichtet war, und er derselben noch immer die Mängel und Unvollkommenheiten vorwarf, welche ihr zu der Zeit, da er noch Kronprinz war, wirklich anklebten; so haben doch unpartheyische Kenner die Richtigkeit vieler seiner Bemerkungen anerkannt, und seine wohlgemeinte Absicht konnte Niemand bezweifeln. Auch ist diese Schrift nicht ohne gute Wirkung geblieben 5).

Wie

4) Nach Herzbergs Vorschlage wurde die Uebersetzung dem Verfasser dieser Geschichte übertragen. Er hat sie aus einer Handschrift gemacht, die der König eigenhändig verbessert hatte, so, daß diese Uebersetzung zugleich mit dem französischen Original im Anfange des Jahrs 1780 erschien.

5) Noch neuerlich hat einer unsrer ersten Gelehrten dieses wieder in Erinnerung gebracht, und bemerkt, daß Friedrich, wie er einem so lange ihm entfernt gebliebenen Gegenstand einige Aufmerksamkeit widmete, sogleich eine Bemerkung gemacht habe, über die Bildsamkeit unsrer Sprache, die des Nachdenkens der Kenner werth sey. Siehe Hrn. Geh. R. Wolf's Vorlesung in der Berlin. Akademie: „über ein Wort Friedrich II vom deutschen Versbau." Berlin 1811.

Wie viel Antheil der König an Allem nahm, was geistige Bildung betraf, aber auch mit wie weiser Vorsicht er sie befördert wissen wollte, bewies sein Benehmen bey der versuchten Einführung eines
1780 neuen Gesangbuchs. Der Chef des geistlichen Departements, Minister von Zedlitz, und das Oberconsistorium fanden gut, die bisherigen oft wenig erbaulichen und vernunftwidrigen Lieder, die beim öffentlichen Gottesdienst gebraucht wurden, durch bessere zu ersetzen. Im Vertrauen, daß der König dieses gewiß billigen werde, hielten sie nicht nöthig, ihm dieses Vorhaben vorher anzuzeigen, und seine ausdrückliche Genehmigung zu demselben zu erbitten. Ohne diese erhalten zu haben, wurde also ein neues Gesangbuch bekannt gemacht, und dessen Einführung, statt der bisher üblichen alten Gesangbücher, in allen lutherischen Kirchen des Landes befohlen. Vielen Predigern und Gemeinden misfielen aber die neuen Lieder; diese wandten sich daher an den König und baten dringend, daß ihnen beim Gottesdienst die Gesangbücher gelassen werden möchten, die sie von ihren Vorfahren überkommen hätten und an welche sie von Jugend an gewöhnt wären. Der König verwies nun dem geistlichen Minister und dem Oberconsistorium, daß man sich erlaubt habe, eine solche Veränderung ohne Anfrage bey ihm vorzunehmen, und erklärte: obgleich

er

er nicht zweifle, das neue Gesangbuch werde vernünftiger und dem wahren Gottesdienst angemessener seyn, als viele der alten, so solle doch durchaus Niemand zu dessen Annahme gezwungen werden, vielmehr es jeder Gemeinde frey stehen, entweder das neue Gesangbuch anzunehmen, oder ihr altes beizubehalten. Wo Verschiedenheit der Meinungen sey, müsse Mehrheit der Stimmen gelten; aber irgend ein Zwang könne hierin durchaus nicht Statt finden. Auch die klagenden Gemeinden beschied der König in diesem Sinne *). Von der geistlichen Oberbehörde war unstreitig darin gefehlt, daß sie die Anfrage bey dem Könige unterlassen hatte. Dieser wollte durchaus nicht, daß irgend eine neue Einrichtung ohne seine Genehmigung gemacht werde. Wäre die Anfrage geschehen, so ist gar nicht zu zweifeln, daß der König die Einführung eines bessern Gesangbuchs gebilliget, aber vorgeschrieben haben würde, sie durch vorgängige Belehrung der Geistlichen und durch das Beispiel der gebildetern Stände zu bewirken, wodurch auch ohne Zweifel der Zweck besser erreicht wäre. Der Zwang, mit welchem

*) In einer von den wegen dieser Sache erlassenen Resolutionen sagt der König: „es stehet einem Jeden frey zu „singen: Nun ruhen alle Wälder ꝛc. oder dergleichen dummes und thörigtes Zeug mehr.“

man das neue Gesangbuch ohne alle Vorbereitung einführen wollte, machte dasselbe gleich von Anfang verhaßt und bestärkte in der Zuneigung zu den gewohnten Liedern. Dieses war besonders der Fall, seitdem bekannt wurde, daß die Neuerung nicht vom König selbst herkomme, und Viele beschränkt genug waren, sogar ihm selbst eine Vorliebe zu dem Alten beizumessen, von der Friedrich doch gewiß sehr weit entfernt war 7). Die Folge des von der geistlichen Oberbehörde begangenen Fehlers ist gewesen, daß die alten und zum Theil

7) Daß der König wirklich die Einführung des Bessern gern sahe, und nur die Art, wie man sie hatte bewirken wollen, misbilligte, erhellet deutlich aus einer Resolution, die er den pommerschen Landständen ertheilte. Diese hatten gleichfalls die Bedenklichkeiten vieler Gemeinden gegen das neue Gesangbuch vorgestellt und dringend gebeten, ihrer Provinz die alten Lieder zu lassen. Der König antwortete: „Die Landstände würden bey näherer Untersuchung sich „überzeugen, daß die Abweichungen in den neuen Liedern nur Kleinigkeiten beträfen, und der Sinn des „wahren Christenthums darin nicht vernachlässiget, vielmehr in ein helleres Licht gesetzt und den Einfältigen „begreiflicher gemacht wäre. Es sollten jedoch die alten „Gesangbücher Niemanden, der sie beizubehalten wünsche, genommen werden, doch könne man auch eben so „wenig denen, welche in den verbesserten Liedern mehr „Erbauung fänden, deren Gebrauch verwehren. Dies „erfordere die Toleranz, welche der Vernunft und „wahren Religion gemäß sey."

Theil ſehr ſchlechten Geſangbücher noch bis jezt in vielen preußiſchen Provinzen im Gebrauch geblieben ſind. Noch ein andres Verſehen war dadurch begangen, daß man den Verlag des neuen Geſangbuchs, welches mit einemmal an die Stelle aller bisher hergebrachten geſezt werden ſollte, einem Berliner Buchhändler gegeben und dabey ganz vergeſſen hatte, daß in den verſchiedenen Provinzen und den meiſten Städten entweder einzelne Familien oder milde Stiftungen das Verlagsrecht der bisher eingeführten Geſangbücher hatten, und darüber mit Privilegien des Landesherrn verſehen waren. Alle dieſe Beeinträchtigten beſchwerten ſich über dieſes Verfahren als über einen Eingrif in ihre Eigenthumsrechte. Auch dieſe Beſchwerden trugen viel bey, die Abneigung gegen die neue Einrichtung zu vermehren, und ſogar viele Adminiſtrations-Behörden fanden ſich bewogen, die Klagenden zu unterſtüzen. Der König entſchied, daß das neue Geſangbuch nirgends mit Gewalt eingeführt, an den Orten aber, wo die Gemeinden daſſelbe wünſchten, der Verlag davon eben denen übertragen werden ſollte, welche bis dahin die alten Bücher verlegt hätten. Dieſe weiſe und gerechte Verfügung beruhigte, und der Widerſpruch gegen die Verbeſſerung verlor ſich allmählig binnen wenigen Jahren.

1779 Die größte Wohlthat, welche Friedrich seinem Volke während dieser Periode erwies, war eine neue und bessere Gesetzgebung. Während seiner ganzen Regierung hatten ihn die Mängel und Unvollkommenheiten der bürgerlichen Gesetze und der Rechtspflege immer sehr beschäftigt. Er wollte jene so klar und bestimmt, daß jeder Unterthan sie verstehe, diese möglichst unpartheiisch und möglichst schnell. Da ihm positive Rechts-Kenntnisse abgingen, so konnte er im Fache der Justiz nicht so nach eigener Einsicht unmittelbar selbst verfügen, als über Gegenstände der Finanzen, der Polizey und innern Verwaltung. Es war ihm Grundsatz, sich aller willkührlichen Entscheidungen und Machtsprüche über Rechte und Eigenthum der Unterthanen zu enthalten, und vielmehr die über dieselben entstandenen Streitigkeiten nach den bestehenden Gesetzen durch die dazu bestellten Richter, ohne alle Einmischung, entscheiden zu lassen s). Aber die öftern Klagen, die er über die Entscheidungen dieser Richter erhielt, machten ihm,

s) Wenn gleich einige Fälle bekannt seyn mögen, in denen Friedrich sich eine Entscheidung in Justizsachen angemaaßt hat, so sind dieselben doch gewiß sehr selten, und im Ganzen kann man mit Wahrheit sagen, daß obiger Grundsatz von ihm als Regierungs-Maxime befolgt sey.

ihm, entweder die Fähigkeit, oder die Rechtschaffenheit vieler derselben verdächtig. Auch glaubte er bey Anlaß solcher Klagen oft Mängel und Dunkelheiten in den Gesetzen zu bemerken, und besonders schienen ihm die eingeführten Formen die Verlängerung der Prozesse zur Folge zu haben, und die klagenden Partheien, vorzüglich wenn sie von den niedern Volksklassen waren, zu drücken. Weil die richterlichen Behörden, wenn er sie wegen solcher Beschwerden zur Verantwortung zog, gewöhnlich sich mit den bestehenden Gesetzen und Formen entschuldigten, weshalb sie seine Verfügungen nicht immer befolgen könnten; so faßte der König immer mehr eine sehr nachtheilige Meinung von dem Gange der Rechtspflege und von denen, welchen sie anvertrauet war. Besonders hatte er gegen die Klasse der Advokaten einen Widerwillen gefaßt, weil er glaubte, daß diese sich von den Streitigkeiten ihrer Mitbürger nährten, und alle Künste der Chikane anwendeten, um zu solchen Streitigkeiten anzufachen und deren Dauer zu verewigen.

Nach diesen Ansichten unterredete sich der König sehr oft mit Männern, zu deren Kenntnissen in diesem Fache er Vertrauen hatte, über die Mittel, durch welche sowohl die bürgerlichen Gesetze, als die Rechtspflege verbessert werden könnten. Aber seine

höheren Justiz-Bedienten machten ihm gewöhnlich nur die Schwierigkeiten bemerklich, welche bey einer Reform des Bestehenden zu überwinden seyn würden, und zeigten die großen Nachtheile, die unvermeidlich wären, wenn sie versucht werden sollte. Mehrere Willigkeit, in seine Ideen und Wünsche einzugehen, fand der König bey dem Justizminister von Schlesien *), von Carmer, mit welchem er während seines längern Aufenthalts in Breslau, den der bayersche Krieg veranlaßte, sich oft über diese Gegenstände besprach. Dieser sehr einsichtsvolle und denkende Mann gab zu, daß die jetzigen Gesetze und Prozeß-Formen viele und große Mängel hätten, und er machte vermuthlich deren noch mehr bemerklich, als dem Könige bekannt waren. Er zeigte die Möglichkeit, das Fehlerhafte zu verbessern, und besonders gab er die Aussicht, daß es thunlich seyn möchte, nach des Königs Lieblings-Idee, diejenigen, deren Interesse Unterhaltung der Prozesse sey, ganz zu entfernen, und die Untersuchung aller Streitigkeiten allein völlig unpartheiischen Richtern zu übergeben, und dabey Alles auszuschließen,

*) In Schlesien waren drey Obertribunäle, welche den Namen Ober-Amts-Regierungen führten. Jedes derselben hatte einen Präsidenten, aber der gemeinschaftliche Chef von allen dreien war ein dem Justiz-Ministerium in Berlin untergeordneter Minister in Breslau.

ſen, was zu Ungerechtigkeiten und Verzögerungen Anlaß geben könnte. Nach Berlin zurückgekehrt, wollte der König, ehe er zur Ausführung überginge, doch noch mehrere Meinungen hören. Er theilte alſo die von Carmer erhaltenen ihm ſehr willkommenen Ideen ſeinem Großkanzler [10]), von Fürſt, und dem Präſidenten des Kammergerichts [11]), von Rebeur, mit. Beide waren Männer, die wegen ihrer großen Einſichten und wahren juriſtiſchen Gelehrſamkeit hoher

10) Die obere Leitung der Juſtiz im preußiſchen Staat war mehreren (während Friedrichs Zeit meiſtens vier) Miniſtern übertragen. Jeder derſelben hatte die Oberaufſicht über den Gang der Juſtiz in gewiſſen Provinzen und über die in denſelben angeſtellten Tribunale, überdem aber auch die obere Direktion einer gewiſſen Gattung von Geſchäften in ſämmtlichen Landen, z. B. einer die Criminal-Juſtiz, einer das Lehnsweſen, ein andrer die geiſtlichen Sachen, Univerſitäten und Schulen. Einer dieſer Juſtizminiſter hieß Großkanzler oder Chef der Juſtiz. Er hatte neben einem Specialdepartement die Beſorgung allgemeiner Gegenſtände, als Geſetzgebung in Abſicht der Prozeß-Form, Einrichtung und Viſitation der Tribunäle, Beſetzung der Stellen bey denſelben. Nicht grade der älteſte Juſtizminiſter war Großkanzler, ſondern derjenige, welchen der König dazu zu ernennen gut fand, auch waren ſeine Collegen ihm nicht untergeordnet.

11) Kammergericht hieß das Tribunal in der Kurmerk Brandenburg, in den übrigen Provinzen war der Name Regierung üblich.

her Achtung genossen, sowohl bey dem Publikum, als bey dem König, aber sie hingen an den Gesetzen und Formen, an welche sie gewöhnt waren. Der König fand bey ihnen und den übrigen Justizbedienten keine Beistimmung zu seinen Ideen; es wurden ihm nur große Schwierigkeiten gezeigt, welche deren Ausführung fast unmöglich machen würden [12]). Dieses misfiel dem Könige; er vermißte den guten Willen, ihn bey seiner Absicht, seinem Volke eine möglichst vollkommene Rechtspflege zu verschaffen, zu unterstützen. Indeß wurden die Beschwerden der Unterthanen immer häufiger, da es bald zu allgemeiner Kunde kam, daß der König denselben besondere Aufmerksamkeit widmete. Die Berichte, welche er über solche Beschwerden von den Justizministern oder Tribunälen verlangte, befriedigten ihn gewöhnlich nicht, vielmehr glaubte der König um eben diese Zeit die Bemerkung zu machen, daß man die Anwendung des

12) Diese Bemerkung hat nicht zur Absicht, die genannten beiden sehr achtungswerthen Männer herabzusetzen. Vorliebe für das Gewohnte ist allen, auch vorzüglichen Menschen natürlich und verdient wenigstens Nachsicht. Fürst war wahrscheinlich auch aus dem Grunde gegen eine Umformung der bisherigen Justiz-Verfassung, weil er vorhersah, daß viele Menschen und Familien dadurch in große Verlegenheit wegen ihres Unterhalts kommen würden.

des von ihm selbst oft eingeschärften Grundsatzes, die Ausübung der Justiz müsse von dem Einfluß der höchsten Gewalt und deren willkührlichen Eingriffen ganz unabhängig erhalten werden, etwas zu weit treibe. Es schien ihm, daß man diesen großen Grundsatz dahin ausdehne, ihm selbst die Kenntniß von dem Gange der Rechtspflege entziehen zu wollen. Er bezeugte mehrmalen sein Misfallen darüber, daß die von ihm über eingegangene Beschwerden erforderten Berichte zu kurz und unvollständig abgefaßt, oder in juristische ihm nicht ganz verständliche Terminologie eingehüllet wären, also ihn nicht in Stand sezten, über den Grund oder Ungrund der Klagen seiner Unterthanen zu urtheilen. Oft misfielen ihm die ausgesprochenen Erkenntnisse und wurden dann durch bestehende Gesetze gerechtfertigt, die er, ohne einen Machtspruch zu thun, der auf vergangene Fälle bezogen werden müßte, nicht aufheben könne.

In dieser Stimmung gegen die Justiz-Verwaltung in seinen Staaten war Friedrich, als eine kleine Begebenheit ihn zu leidenschaftlichem Unwillen gegen dieselbe bewegte, und ihn zu einer Handlung veranlaßte, welche große und wichtige Folgen hervorgebracht hat. Ein Müller, Namens Arnold in der Neumark, den der König vom siebenjährigen Kriege her,

her, da er ihm zum Wegweiser gedient, persön-
lich kannte, und auch nach jener Zeit einigemal wieder
1779 gesehen hatte, wandte sich an den König mit der
Klage, daß sein Gutsherr, von Gersdorf, von
welchem er seine Mühle in Erbpacht habe, das Was-
ser durch einen gezogenen Graben abgeleitet, und da-
durch ihn außer Stand gesezt habe zu mahlen, den-
noch aber den Pachtzins verlange. Da er diesen
nicht bezahlen könne, sey durch ein Urtheil der Neu-
märkschen Regierung zu Küstrin ihm die Mühle ab-
genommen und verkauft, und er mit seiner Familie
hierdurch gänzlich ruinirt worden; indeß habe das
Kammergericht zu Berlin, an welches er appellirt,
jenes Urtheil bestätiget. Dem Könige schien dieses
Verfahren ungerecht und die Berichte, welche er des-
halb erfoderte, brachten ihn von seiner einmal gefaß-
ten Meinung nicht zurück. Um jedoch mit Vorsicht
zu handeln, ließ er durch einen Officier, den er für
ganz unpartheiisch hielt [13]), die Umstände an Ort
und Stelle untersuchen, und dieser bestätigte die Kla-

ge

13) Dieser Officier war ein Obrist von Heucking, welcher aber die Sache durch seinen Auditeur untersuchen, und von diesem den Bericht an den König aufsezen ließ. Dieser leztere war ehemals als Advokat von der Regierung zu Küstrin wegen schlechten Benehmens kassirt worden, und hatte, um sich an derselben zu rächen, die Sache in ein gehässiges Licht gestellt.

ge des Müllers, daß ihm das Wasser abgeleitet sey, und er dennoch von der Mühle, die er nicht mehr nutzen könne, den Pacht habe zahlen sollen. Nun glaubte der König nicht mehr daran zweifeln zu können, daß die Gerichtshöfe aus irgend einem schlechten Grunde sich hätten bewegen lassen, einen Edelmann gegen einen Bauer zu begünstigen und leztern unglücklich zu machen, und daß sie jezt ihr ungerechtes Urtheil und vermeinte unabhängige richterliche Würde auch gegen ihn behaupten wollten. Er berief den Großkanzler von Fürst [14]), nebst den Räthen des Kammergerichts, welche mit dieser Sache zu thun gehabt, zu sich, hielt lezteren in heftigem Zorn ihr ungerechtes Verfahren und die in die Augen fallende Ungereimtheit des von ihnen bestätigten Küstrinschen Erkenntnisses vor. Dem Großkanzler machte er in den härtesten Ausdrücken Vorwürfe über die schlechte Justizverwaltung, die unter seinen Augen vorgehe, und entließ ihn mit der Erklärung, daß er seiner Dienste nicht mehr bedürfe; die Kammer-Gerichtsräthe aber wurden sofort in das Stadtgefängniß d. 11ten Decbr. 1779

14) Er war 1717 in Schlesien geboren; 1740, also noch früher, als sein Vaterland unter preußische Herrschaft kam, trat er in preußische Dienste. 1763 wurde er Justizminister; 1770 Großkanzler. Er ist gestorben im J. 1790.

fängniß gebracht, um dort weitere Verfügungen abzuwarten. Ueber alles dieses diktirte der König einem seiner Kabinetsräthe ein Protokoll [15]), welches er durch die Zeitungen allgemein bekannt machen ließ. Folgender Zug verdient hier noch bemerkt zu werden. Noch ehe er sich mit dieser Sache beschäftigte, hatte der König einen französischen Gelehrten, Thiébault, Mitglied der Akademie, zu sich bestellen lassen. Dieser wurde in dem Augenblick in sein Zimmer eingelassen, wie die verurtheilten Justizbedienten von der andern Seite abgeführt wurden. Er fand den König bey gewohnter Heiterkeit, und derselbe unterhielt sich sehr ruhig über mehrere philosophische und litterarische Gegenstände. Thiébault war sehr verwundert, wie er bey seiner Zuhausekunft erfuhr, welche stürmische Scene dieser Unterhaltung vorangegangen sey [16]).

Der

15) S. dieses merkwürdige Protokoll nebst einigen andern Aktenstücken über diese Sache in der Beilage E.

16) S. Mémoires de mon séjour de Berlin p. Thiébault, Tom. IV. p. 20. Mit Unrecht will Nicolai (s. Berl. Monatsschrift 1804. Oktbr. p. 318) die Wahrheit dieser Erzählung deshalb verdächtig machen, weil der König sich darüber beklagt habe, daß er in seiner Jugend nicht gewöhnt sey, die linke Hand wie die rechte zu gebrauchen, wovon er den Nachtheil an diesem Tage erfahren, da das Chiragra in der rechten Hand ihn an deren

Der König befahl nun dem Minister von Zedlitz, Chef des Kriminal-Departements, das Verfahren sowohl der ins Gefängniß gebrachten Kammer-Gerichtsräthe, als der Küstrinschen Regierungsräthe, welche er gleichfalls hatte arretiren und nach Berlin bringen lassen, aufs genaueste untersuchen und darüber erkennen zu lassen, wobey er äußerte, daß, wenn mit gehöriger Strenge verfahren werde, zum mindesten auf Cassation und Vestungs-Arrest erkannt werden müsse, auch, sezte er noch hinzu, daß der dem Müller Arnold verursachte Schaden theils durch die ihn verurtheilenden Räthe, theils durch den von Gersdorf ersezt werden solle. Der Kriminal-Senat des Kammer-Gerichts [17]) untersuchte, nach dem Auf-

deren Gebrauch hindere. Nicolai führt hiergegen an, daß der König das Protokoll nicht selbst geschrieben, sondern diktirt habe. Allein da der König dieses Protokolls gar nicht erwähnt, welches er auch bey völlig gesunder rechter Hand gewiß nicht würde selbst geschrieben haben, so ist offenbar, daß er nur die Unterschrift desselben, oder auch irgend eine andere im Sinne gehabt. Mir ist die Wahrheit der Erzählung Thiebaults um so weniger zweifelhaft, da ich selbst, damals in Berlin anwesend, gehört habe, daß Thiébault unmittelbar nach der Scene mit den Justizbedienten bey dem Könige gewesen, und dieser sich sehr ruhig mit ihm unterhalten habe.

17) So hieß eine Abtheilung des Kammer-Gerichts, welche das Kriminal-Tribunal für die Mark Brandenburg war.

Auftrage des Miniſters, die Sache aufs genaueſte nach den verhandelten Akten, von ihrem erſten Urſprunge an. Es ergab ſich, daß in derſelben allerdings einige Dunkelheiten und noch nicht hinlänglich aufgeklärte Umſtände ſich fänden, das Erkenntniß auch wol anders hätte ausfallen können, als es in beiden Inſtanzen ausgefallen war; indeß ſtimmten Alle einhellig darin überein, daß weder die Küſtrinſchen, noch die Berlinſchen Richter irgend eines Fehlers weder mit Abſicht, noch auch nur aus Nachläſſigkeit ſich ſchuldig gemacht hätten, und durchaus kein Verdacht einer Partheilichkeit auf ſie falle. Dieſes wurde in einem Bericht des Kriminal-Senats umſtändlich aus einander geſezt, den der Miniſter von Zedlitz dem Könige vorlegte und dabey verſicherte, wie auch er, nach eigner Unterſuchung, dieſer Meinung ſey. Der König aber ſah hierin nur den Eigenſinn der richterlichen Behörden, welche ſich unter einander beiſtehen und ihr Anſehen gegen ihn behaupten wollten. Er bemühte ſich noch einmal, den Miniſter von dem Unrecht der ausgeſprochenen Erkenntniſſe zu überzeugen, und verlangte von dieſem, er ſolle die Juſtizbedienten als ſchuldig verurtheilen. Zedlitz hatte den Muth, dem Könige zu antworten, daß er nicht wider ſein Gewiſſen und Ueberzeugung handeln könne, und legte vielmehr ein freiſprechendes Erkenntniß

aiß vor, mit Anführung aller Gründe, welche den König von der Unrichtigkeit seiner Ansicht belehren konnten; aber umsonst. Friedrich verwarf das vorgelegte Erkenntniß, und sezte nun selbst fest: „daß drey Küstrinsche Regierungsräthe, zwey Kammergerichts-Räthe [18]) und ein Justitiarius, welcher auch mit der Sache zu thun gehabt hatte, ihrer Stellen entsezt und auf ein Jahr mit Vestungsstrafe belegt werden, auch theils diese, theils der von Gersdorf den Müller Arnold entschädigen sollten.“ d. 1sten Jan. 1780

Die verurtheilten Räthe wurden nach der Vestung Spandau abgeführt. Der Präsident der Neumärkschen Regierung, Graf von Finkenstein, ein wegen seiner Einsichten und seines Charakters allgemein hochgeschäzter Mann, wurde seiner Stelle entsezt. Der König selbst machte dieses dessen Vater, seinem ersten Kabinets-Minister, bekannt und schrieb dabey, wie es ihm leid thue, sich hierzu genöthiget zu sehen, der Fehler des Sohns aber seine Ge-

18) Ein Kammergerichts-Rath und ein Küstrinscher Rath wurden vom Könige frey gesprochen, weil der Kriminal-Senat angeführt hatte, daß diese noch auf einige weitere Untersuchungen gedrungen, und ehe diese geschehen, dem Erkenntniß, wie es die Mehrheit der Stimmen beschloß, nicht hätten beitreten wollen.

Gesinnungen für den Vater nicht im Mindesten ändern könne.

Diese Begebenheit machte einen betäubenden Eindruck in der Hauptstadt und im ganzen Lande. Man fühlte mit Schrecken, daß man unter einem Herrscher lebe, der nach Willkühr und augenblicklicher Laune zu handeln fähig sey, und den jezt nichts mehr zurückzuhalten scheine, da er die richterliche Würde nicht mehr achte und auf Vorstellungen und Gründe seiner einsichtsvollsten Staatsdiener nicht höre. Der Großkanzler Fürst, der Präsident Finkenstein genossen allgemeiner Achtung; das ihnen geschehene Unrecht wurde allgemein gefühlt. Wenn auch in einem einzelnen Falle von einem Tribunal eine Ungerechtigkeit begangen seyn sollte, so war es klar, daß der Chef der Justiz, welcher, ehe deshalb bey ihm Beschwerde geführt worden, von solchem Falle nicht Kenntniß nehmen durfte, hieran unschuldig sey, daß nicht er deshalb bestraft werden könne [19]). Das Gefühl

19) Die Provinz Neumark und das Tribunal derselben gehörten nicht einmal zu dem Special-Departement des Großkanzlers. Er hätte in der That die Existenz des Müller Arnoldschen Prozesses gar nicht wissen können, wenn ihm nicht vielleicht die vom König darauf gewandte Aufmerksamkeit schon vorher bekannt geworden wäre.

fühl des gegen diesen Mann von großem Verdienst begangenen Unrechts war so allgemein, daß am folgenden Morgen, nachdem dasselbe vorgefallen, Menschen aller Stände eilten, demselben ihre Theilnahme zu bezeugen. Der wenige Tage zuvor angekommene neue österreichische Gesandte wohnte in der Nähe des Großkanzlers. Da das ungewöhnliche Gedränge von Wagen und Fußgängern vor dessen Thür ihm auffiel, erkundigte er sich nach der Ursach, und als er sie erfuhr, sagte er: in andern Ländern eilt man zu den Ministern, die neu angestellt sind, hier aber, wie ich sehe, zu dem, der ungnädig entlassen worden. Auch den nach der Vestung abgeführten Räthen beeiferte sich Jeder, Theilnahme zu bezeugen und irgend eine Erleichterung ihnen zu verschaffen.

Der Unwille des Publikums wurde noch größer, wie man erfuhr, daß die Umstände des Arnoldschen Prozesses wirklich sich ganz anders verhielten, als der König angenommen hatte. Der Edelmann war völlig berechtigt gewesen, auf seinem eignen Grunde einen Graben zu ziehen, um einen Teich in Stand zu setzen; durch Zeugen war bewiesen, daß sowohl die Arnoldsche als noch eine andere Mühle hierdurch nicht das nöthige Wasser verloren, daß vielmehr beide Mühlen, auch nachdem der Graben gezogen worden, so gut wie

vorher hätten mahlen können; auch hatte Arnold erſt vier Jahre nachher den gezogenen Graben zum Vorwande gebraucht, um die Zahlung ſeines Pachtzinſes zu weigern, den er übrigens nicht, wie der König glaubte, an dieſen Edelmann, ſondern an einen Grafen von Schmettau zu entrichten ſchuldig war. Nach allen Umſtänden hatte der Müller rechtlich abgewieſen werden müſſen, und es läßt ſich nicht bezweifeln, daß der König eine unrichtige Vorſtellung von der Sache gehabt hatte. Es war ein Fehler, daß er durch das vereinte Urtheil mehrerer Gerichtshöfe und ſeiner Juſtizminiſter von ſeiner vorgefaßten Meinung ſich nicht abbringen ließ; es war ein noch größerer Fehler, daß er durch dieſe Meinung ſich zur Leidenſchaft hinreißen ließ, und daß er in dieſer Leidenſchaft handelte. Aber ſein Eifer für Gerechtigkeit, ſeine Sorge, daß ein geringer Unterthan nicht zu Gunſten eines vornehmen unterdrückt werde — waren lobenswerth. Auch verdient ſein Irrthum Nachſicht, wenn man erwägt, daß er nach dem Berichte eines ganz unpartheiiſch geglaubten Mannes, der die Umſtände unterſucht hatte, nicht zweifeln konnte, es ſey dem Müller Unrecht geſchehen, und daß er, durch viele Beſchwerden der Unterthanen dazu veranlaßt, nun einmal die Meinung hatte, der Adel werde von den Gerichten, und auch beſonders von

dem

dem Großkanzler Fürſt unrechtmäßig begünſtigt. Lezterer ſtand wirklich in dem Ruf, daß er, bey aller Gerechtigkeitsliebe, doch für die Vorrechte des Adels partheiiſch ſey, und deren zu weite Ausdehnung begünſtige. Der König kannte dieſen Ruf, und glaubte denſelben durch manche bey ihm angebrachte Beſchwerden beſtätigt zu finden. Auch wurde von den Gerichtshöfen wirklich darin gefehlt, daß ſie nicht gleich anfangs den König durch einen klaren Bericht in Stand geſezt hatten, die Sache nach der Wahrheit zu beurtheilen, und ſich zu überzeugen, daß dem Müller nicht Unrecht geſchehe.

Es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß der König in der Folge ſeinen Irrthum eingeſehen habe. Man hat behauptet, daß der Oberſt Heucking, ein rechtſchaffener Mann, dem der König die Lokal-Unterſuchung aufgetragen hatte, ihm ſelbſt angezeigt habe, er ſey durch ſeinen Auditeur irre geführt. Man hat auch geſagt, ein Aufſaz von dem franzöſiſchen Journaliſten Linguet 20) habe dazu beigetragen. Die

20) Dieſes Gerücht iſt mir ſehr unwahrſcheinlich. Denn Linguet hat nur an zwey Stellen ſeiner Annales von der Arnoldſchen Sache geredet T. VII. p. 431 und T. IX. p. 4; beide mal mit ſo ganz unrichtigen Angaben der Umſtände,

verurtheilten Räthe erhielten, noch ehe die Strafzeit
Sept. 1780 abgelaufen war, ihre Freiheit wieder, aber in ihre Aemter wurden sie nicht wieder eingesezt. Die ihnen und dem von Gersdorf auferlegte Entschädigung des Müllers wurde nicht eingefodert, der König ließ aber lezterm aus einer seiner Kassen etwas reichen. Eine förmliche Zurücknahme des Strafurtheils war dem allgemeinen Grundsaze des Königs zuwider, nach welchem er, um sein Ansehn als Regent zu behaupten, begangene und anerkannte Fehler immer nur im Stillen wieder gut machte [21]). Auch blieb ihm ohne Zweifel die Meinung, daß, wenn er auch in

---

de, daß durch diese Darstellung der König unmöglich von einem Irrthum zurückgebracht seyn kann, den ihm die von den Behörden erhaltene viel richtigere Auseinandersetzung aller Umstände (die in der Beilage E. mitgetheilt ist) nicht hatte benehmen können.

21) König Friedrich Wilhelm II ließ, gleich nach angetretener Regierung, auf Ansuchen des gewesenen Regierungs-Präsidenten Grafen von Finkenstein, diese Sache von neuem durch den Großkanzler von Carmer untersuchen und, nach dessen Bericht, die verurtheilten Justizbedienten von aller Schuld freisprechen. Auch ließ dieser König ihnen andeuten, daß er bereit sey, bey sich ergebender schicklichen Gelegenheit sie wieder im Dienst anzustellen, vorläufig zugleich dieselben wegen des gehabten Verlustes entschädigen.

in diesem besondern Falle sich geirrt hätte, er doch im Ganzen den Gerichten nicht Unrecht gethan, vielmehr durch die ernstliche und nachdrückliche Erklärung seines Willens, daß die Rechtspflege ganz unpartheiisch und ohne Ansehn der Person seyn müsse, etwas sehr Nöthiges und Gutes gewirkt habe.

In der That wurde diese kleine Begebenheit die Quelle eines noch viel größern und wichtigern Guten, als Friedrich selbst vielleicht geahndet hatte. Unmittelbar nach der ungnädigen Entlassung des Großkanzlers von Fürst berief er den schlesischen Justizminister von Carmer nach Berlin, ernannte ihn zum Großkanzler und übertrug ihm die Ausarbeitung eines bessern Gesetzbuchs, welches in deutscher Sprache abgefaßt, deutlich, bestimmt und Jedem verständlich seyn, so wie einer Prozeßform, welche alle Rechtsverdrehungen und Weitläuftigkeiten gänzlich abschneiden solle. Er befahl ihm, dieses große Werk nun nach den Ideen auszuführen, welche oft der Gegenstand seiner Unterhaltungen mit diesem Minister gewesen waren, und gegen welche er jezt keine Einreden mehr hören wollte, auch befahl er ihm, sich alle Gehülfen zu dieser Arbeit zu nehmen, die er tauglich fände, und mit möglichster Beschleunigung ihre Vollendung zu fördern. Es war dem Könige eine

höchst angenehme Hofnung, jezt endlich einen Zweck zu erreichen, den er schon bey Anfang seiner Regierung sich vorgesezt und nie aus den Augen verloren hatte, aber zu dessen Erreichung er noch immer nicht den rechten Mann hatte finden können.

Carmer [22]) war dieser Mann. Mit ausgebreiteten theoretischen Kenntnissen verband er die Ausbildung, welche nur eine in mannichfachen Geschäften erworbene Erfahrung geben kann. Zugleich besaß er eine unerschütterliche Rechtschaffenheit und den Muth, der dazu erfodert wird, um wichtige Verbesserungen auch gegen Mächtige durchzusetzen, deren Vortheile durch dieselben beeinträchtiget werden. Des kräftigen Schutzes seines Monarchen versichert, schonte Carmer keines Vorurtheils, keines Ansehens, das ihm in den Weg treten wollte. Doch verfuhr er zugleich immer mit der weisen Vorsicht, welche nothwendig wird, sobald von Veränderungen des gesellschaftlichen Zustandes die Rede ist, welche auch auf die ungebildeten Klassen Beziehung haben, damit

22) Von Geburt ein Pfälzer, geboren 1720, er trat 1749 in den preußischen Dienst, und ist alle Stufen desselben durchgegangen, allein durch sein Verdienst zu der ersten emporgestiegen. 1768 wurde er Justiz-Minister in Schlesien. Er starb 1801.

damit nicht dieſe, aus Misverſtand oder von ſchlechtdenkenden Menſchen irre geleitet, Anſprüche und Forderungen machen, die ohne üble Folgen nicht abgeſchlagen, ohne noch üblere nicht bewilliget werden können. Bey aller Aufmerkſamkeit für die öffentliche Meinung, zu deren Aeußerung er ſelbſt auffoderte, machte ſich Carmer doch nicht von derſelben abhängig. So wenig äußeres Anſehen und Vorrechte einzelner Perſonen und Stände ihm galten, ſo heilig war ihm das Recht des Eigenthums und langer Beſitz. Er unterſchied ſorgfältig die Lage deſſen, der einen Staat ganz von neuem einrichten ſoll, und deſſen, dem obliegt, in einem ſchon beſtehenden alten Staate Verbeſſerungen zu machen. Er war immer der Meinung, es werde weit mehr Gutes durch Beſchränkung nachtheiliger Folgen lange beſtandener und gewohnter Einrichtungen, als durch deren gänzliche Abſchaffung bewirkt 23).

23) Ein Beiſpiel mag das hier im Allgemeinen Geſagte erläutern. Carmer ſahe die Nachtheile der Patrimonial-Jurisdiktion ein. Er verkannte nicht, wie es ungereimt ſey, wenn die Ausübung der Rechtspflege, welche Pflicht des Regenten iſt, als ein Recht angeſehen wird, das ein Staatsbürger über den andern ausübt; er verkannte nicht, welche üble Folgen unvermeidlich ſind, wenn der Edelmann und Bauer vor einem Richter

Vorzügliche Weisheit bewies Carmer dadurch, daß er zu Ausführung des wichtigen ihm vom Könige übertragenen Werks treffliche Gehülfen sich ersahe. Der erste und wichtigste derselben war der Geheimerath Suarez [24]), ein Mann von durchdringendem Verstande, großen Rechtskenntnissen, hoher Rechtschaffenheit und ganz unermüdlicher Arbeitsamkeit. Dieser Mann hat zu allen Theilen des neuen Gesetzbuchs die ersten Entwürfe gemacht. Neben ihm stand der Assistenzrath Klein [25]), ein Mann

---

Richter Recht nehmen sollen, der von jenem eingesetzt, und in seiner ganzen Lage von ihm abhängig ist. Aber dennoch schaffte Carmer die Patrimonial-Jurisdiktion nicht, wie er es anfangs entschlossen war, ganz ab, sondern verfügte, daß die bisher berechtigten Guthsbesitzer auch noch ferner die Gerichtshalter ernennen, aber dazu keine andere, als von den Landesgerichten geprüfte und tüchtig erkannte Rechtsgelehrte wählen, auch daß diese Richter in allen ihren Verhältnissen von den Guthsbesitzern völlig unabhängig, nur allein den ihnen vorgesetzten Landes-Gerichten verantwortlich seyn sollten. So glaubte er ein althergebrachtes Recht des Adels beibehalten, aber dessen Ausübung unschädlich machen zu können.

24) Er war ein Schlesier, geboren 1746, ist gestorben 1798.

25) Er war in Schlesien geboren 1744, und als ihn Carmer nach Berlin berief, Advocat in Breslau, wurde nachher Kammer-Gerichtsrath, dann nach Halle als Professor

Mann von hellem Kopf und redlichem Willen, dem die Ausarbeitung einzelner Theile übertragen war, und der zu allen mitgewirkt hat. Dieſe beiden ſehr achtungswerthen Männer brachte Carmer aus Schleſien mit. Neben ihnen benuzte er die Einſichten der vorzüglichſten Rechtsgelehrten in Berlin. Eine beſonders wichtige Einrichtung war die Errichtung einer Geſetz-Commiſſion, welche der Großkanzler aus den erfahrenſten Rechtsgelehrten, mit Zuziehung auch noch anderer Geſchäftsmänner, bildete; dieſer übertrug er die völlige Ausarbeitung der einzelnen Theile der von den genannten beiden Männern gemachten erſten Entwürfe. Waren dieſe Arbeiten durch gemeinſame Berathung Aller vollſtändig berichtiget, dann ließ Carmer ſie als Entwurf öffentlich bekannt machen, über welchen er das Gutachten aller Gerichtshöfe des Landes, mit Zuziehung der Landſtände der verſchiedenen Provinzen, erfoderte.

ſeſſor der Rechte und Direktor der Univerſität mit dem Charakter eines Geheimen Juſtizraths verſezt, von dort aber wieder nach Berlin als Geheimer Ober-Tribunalsrath berufen, in welcher Würde er 1810 geſtorben iſt. Mehrere Schriften haben ihm in der gelehrten Welt gerechten Ruhm erworben; unter denſelben ſind auch Annalen der Geſetzgebung in den preußiſchen Staaten, mit der Regierung König Friedrich Wilhelms II anfangend.

derte. Außerdem wurden Prämien ausgesezt für diejenigen Einländer oder Fremden, welche die besten Bemerkungen über diese Entwürfe einsenden würden. Herr v. Eggers, ein dänischer Gelehrter und Geschäftsmann, erhielt den ersten dieser Preise [26]). So suchte Carmer alle Einsichten seines Zeitalters zu benuzen, um den neuen Gesetzen möglichste Vollkommenheit zu geben. Die errichtete Gesetz-Commission war aber noch überdem dazu bestimmt, die Gesetzgebung permanent zu machen, und in allen von nun an zu erlassenden Gesetzen (sie mochten die bürgerliche Gesetzgebung, oder Gegenstände der Polizei und innern Verwaltung betreffen) Einheit und Uebereinstimmung zu bewirken, deren Mangel oft fühlbar gewesen war, wenn, was bisher geschehen, jeder einzelne Minister Gesetze, wie sie in dem Fache, dem er vorstand, Bedürfniß schienen, ohne Rücksicht auf andere ihm weniger bekannte Verhältnisse, dem König vorschlug und, falls dieser sie genehmigte, sie bekannt machte. Von nun an sollten alle Gesetzes-Entwürfe durch die Gesetz-Commission gehen, welche deshalb auch nicht allein aus eigentlichen Rechtsgelehrten, sondern auch aus Staatsdienern zusammenge-

26) Von eben diesem Gelehrten ist auch nachher das erste systematische Lehrbuch des preußischen Rechts entworfen.

geſetzt wurde, die bey der Landes-Adminiſtration und den Finanzen angeſtellt waren. Alle Gerichtshöfe des Landes wurden angewieſen, ſo oft ihnen Fälle vorkämen, für welche in den beſtehenden Geſetzen keine ganz paſſenden Beſtimmungen ſich fänden, oder wenn Unbeſtimmtheit und Zweideutigkeit in dieſen Geſetzen bemerkt würden, an die Geſetz-Commiſſion deshalb zu berichten, und dieſe ſollte dann eine neue völlig deutliche Beſtimmung entwerfen, und dem Könige zur Genehmigung vorlegen. Alle Vorſchläge zu neuen und abzuändernden Geſetzen, von welcher Behörde ſie auch ausgingen, ſollten immer, mit dem Gutachten dieſer Commiſſion begleitet, zu dem höchſten Geſetzgeber gelangen. Auf dieſe Weiſe ſollte in den Geſetzen nichts übereilt, und nach einſeitigen Rückſichten beſtimmt, aber auch nichts durch den Lauf der Zeit verdunkelt werden noch veraltern, vielmehr die Geſetzgebung immer mit der fortgehenden Cultur der Geſellſchaft im richtigen Ebenmaaß bleiben und zu immer höherer Vollkommenheit ſich erheben, ſo wie deren Bedürfniß fühlbarer würde. Dieſes höchſt wichtige Geſchäft ſollte den vereinten Einſichten der erfahrenſten Geſchäftsmänner aus allen Fächern, welche von den wechſelnden Bedürfniſſen durch eigne Beobachtung am beſten unterrichtet wären, übertragen werden. Gewiß eine Einrichtung, deren Vortreflichkeit Niemand

mand verkennen kann. Sie beweist, daß Carmer die Menschen kannte und wußte, wie etwas Gutes, das Dauer haben soll, ohne gewaltsame Erschütterungen zu Stande gebracht werden muß. Diese letztere so äußerst wichtige Rücksicht hatte der Großkanzler, wie auch der König, immer im Auge; beide sahen ein, daß es eine Unvollkommenheit sey, wenn unter den Bürgern eines und desselben Staats ungleichförmige und verschiedene Rechte gelten. Dies war wirklich in den verschiedenen preußischen Provinzen, die von und über der Weichsel bis über den Rhein und bis zur Maaß sich erstreckten, der Fall. In denselben waren die rechtlichen Verhältnisse der Natur des Eigenthums, der Befugniß und der Formen, unter denen es übertragen werden konnte, eben so die auf dem Grundeigenthum ruhenden Rechte und Pflichten, ferner die Verhältnisse zwischen Ehegenossen, Eltern und Kindern mannichfach von einander verschieden. Alle diese Verhältnisse beruheten entweder auf alten Gesetzen, oder auch nur auf einem Herkommen, das, oft nur durch mündliche Ueberlieferungen fortgepflanzt, erst in späterer Zeit, oder auch wol gar nicht aufgeschrieben war. Sie waren also nicht immer klar und gewiß, sondern oft unbestimmt und streitig. Das kürzeste und bequemste Mittel, solchem Uebelstande abzuhelfen, wäre ge-

weſen, alle dieſe verſchiedenen Provincial-Rechts-Inſtitute mit einem Federſtrich aufzuheben, und an ihre Stelle neue von nun an allein und allgemein geltende geſetzliche Beſtimmungen zu ſetzen. Ohne Zweifel ſchmeichelt es der Eitelkeit eines Herrſchers, Millionen von Menſchen in allen ihren Handlungen ſich nach gleicher Vorſchrift bewegen zu ſehen; es erleichtert das Regieren, wenn überall die Rechte und Handlungen der Unterthanen nach denſelben Regeln und Formen bemeſſen werden. Aber Friedrich und Carmer ließen ſich nicht durch Eitelkeit und Bequemlichkeit verleiten, das zu thun, was das Leichteſte war; ſie wollten das, was unſtreitig als das Beſte erkannt werden muß.

Carmer verfügte, daß zunächſt alle verſchiedenen, im ganzen Umfang der preußiſchen Staaten noch jezt wirklich beſtehenden rechtlichen Verhältniſſe und Beſtimmungen ſorgfältig geſammelt würden, und vor Allem zu völliger Gewißheit gebracht werde, was in jeder Provinz und an jedem einzelnen Orte dermalen eigentlich Rechtens ſey. War dieſes völlig ausgemacht, dann ſollte von den Juſtiz- und Adminiſtrations-Collegien, mit Zuziehung der Landſtände jeder Provinz, ausgemacht werden, in wiefern dieſe bisher geltenden rechtlichen

Be-

Bestimmungen noch ferner beibehalten zu werden verdienten, oder nicht. In sofern bey der Prüfung nicht wirkliche Nachtheile solcher Bestimmungen für das Wohl der Einzelnen oder des Ganzen sich ergäben, wurde ihre Beibehaltung beschlossen, sowohl, weil es für den Staat gleichgültig ist, ob die Unterthanen in ihren Privatverhältnissen unter einander diese oder jene Normen befolgen, als auch, weil man im Durchschnitt gewiß annehmen kann, daß Bestimmungen und Einrichtungen, welche schon seit Jahrhunderten in einem gewissen Landstrich befolget worden, den lokalen und eigenthümlichen Bedürfnissen der Bewohner solchen Landstrichs ungleich angemessener sind, als Gesetze, welche ein philosophischer Rechtslehrer aus Erwägung der allgemeinen Beschaffenheit der menschlichen Natur, ohne Rücksicht auf ihre mannichfach verschiedenen Eigenheiten in verschiedenen Landen, ersinnen kann. Das Nachhelfen und allmählige Ausbessern lange bestandener und gewohnter Einrichtungen, so wie das Bedürfniß es erfodert, ist unstreitig besser, als eine plötzliche gänzliche Abänderung. Diese unterbricht die Art zu handeln, und von Andern behandelt zu werden, an welche man lange gewöhnt war, sie bringt Verwirrung und Unbestimmtheit in die wichtigsten Verhältnisse unter den Menschen. Eine

viele

viele unter sich ganz verschiedene Fälle umfassende, allgemeine Gesetzgebung paßt gewöhnlich auf manche solcher Fälle nicht recht. Dies ist Folge der Schwäche menschlicher Einsicht, der Unvollkommenheit menschlicher Sprache. Um die Gesetze passend zu machen, werden sie gezwungen ausgelegt, willkührlich erklärt; dies führt zu Misbrauch der den Staatsbedienten übertragenen Gewalt, und macht die Unterthanen um so mehr misvergnügt, da sie die Neuerungen, welche so üble Folgen haben, schon an sich für sehr entbehrlich halten. Sie bestärken sich in der Anhänglichkeit an die Einrichtungen, unter denen sie und ihre Vorfahren lange, und, wie sie glauben, bequemer gelebt haben; sie suchen den neuen Einrichtungen auf jede Art auszuweichen. Dies macht Gegenverfügungen und Beschränkungen der Regierung nöthig, und durch eben diese wird das Neue immer gehässiger.

Nach solchen Betrachtungen sezte also Carmer fest: alle bisher bestandenen Rechtsverhältnisse, welche als unnachtheilig befunden worden, sollten in den Landstrichen, wo sie bis jezt gegolten, auch noch ferner gelten, nur dafür sollte gesorgt werden, daß ihr wahrer und eigentlicher Sinn festgesezt,

durch bestimmte, allgemein verständliche Worte ausgedrückt und gegen jeden Irrthum und Misverstand gesichert würde. Wenn dieses geschehen, dann sollte das genehmigte Recht eines Landstrichs, als nur für diesen geltende Ausnahme von den Bestimmungen des allgemeinen Gesetzbuchs, in dieses aufgenommen werden, und leztere sollten nur dort gelten, wo es entweder an besondern Provinzialrechten fehlte, oder wo die bisher gegoltenen wegen der durch die Prüfung erwiesenen Nachtheile abgeschafft werden müßten. So wollte Carmer die nöthige Verbesserung der Gesetze mit weiser Schonung der Anhänglichkeit der Menschen für angeerbte Sitten und Einrichtungen verbinden, und eben dadurch seinem Coder die Achtung der Weisen und zugleich den willigen Gehorsam der Unterthanen sichern.

Friedrich hat die Vollendung des großen Werks nicht mehr erlebt; dies erlaubte dessen Umfang und die bedächtige Vorsicht nicht, mit welcher Carmer und seine Gehülfen verfuhren. Aber Friedrich gebührt der Ruhm, den Gedanken einer neuen auf Grundsätze ächter Philosophie und Menschlichkeit aufgeführten Gesetzgebung gehabt zu haben; er hatte diesen Gedanken in dem weisen und edlen Sinne, den

den wir zu entwickeln versucht haben [27]), und deshalb muß er auch noch bey der spätesten Nachwelt den Namen des Gesetzgebers von einer höhern und edleren Art behaupten, als kein Regent vor ihm auf solchen Namen Anspruch machen kann. Er rang nach diesem Ruhm in einem Alter, in welchem ihm gewiß vergönnt gewesen wäre, auf den errungenen Lorbeeren des Feldherrn und Regenten auszuruhen. Aber Ihm war unthätige Ruhe nie Genuß; Er kannte durchaus keinen andern, als Gutes verbreitende Thätigkeit. Wirklich betrieb er das Werk der Gesetzgebung mit einem so rastlosen Eifer, mit einem so innigen Interesse, als wenn er noch nichts anderes Großes in seinem Leben gethan hätte.

27) Der Verfasser dieser Geschichte hat das Vergnügen gehabt, mehrere Jahre hindurch des Vertrauens des Grafen von Carmer und des Geh. Rath Suarez gewürdigt zu werden, und sich oft mit diesen vortreflichen Männern über die Tendenz ihrer Bemühungen zu unterhalten. Der Leser kann also versichert seyn, daß diese hier richtig angegeben worden. Wenn er mit Wärme über den Werth der Gesetzgebung Friedrichs sich ausdrückt, so werden denkende Leser dieses nicht nur gerecht, sondern auch nicht überflüssig zu einer Zeit finden, in welcher Unverständige, die nur dem Neuesten huldigen, diese Gesetzgebung haben herabsetzen wollen.

Nil actum reputans, si quid superesset agendum.

Lucan.

Nicht nur dieſes konnte man mit Wahrheit von Friedrich ſagen, ſondern es war eine Eigenthümlichkeit dieſes Königs, und gerade diejenige vielleicht, die ihn ſo groß, ſo einzig gemacht hat, daß er jede bedeutende Sache, die er unternahm, ſo eifrig und ſo thätig betrieb, als wenn ſie die alleinige wäre, die ihn beſchäftigte, und als hätte er noch nie etwas Anderes zu Stande gebracht. Der Großkanzler Carmer unterſtützte den König durch gleiche Thätigkeit. Dieſer edle Mann bleibe im dankvollen Andenken der Preußen für alle Jahrhunderte, und ſein weiſes Verfahren ſey kommenden Geſetzgebern ein nachahmungswerthes Vorbild!

Wenn gleich nicht das eigentliche bürgerliche Geſetzbuch noch bey Friedrichs Leben erſchien, ſo wurden doch noch ſehr wichtige Theile der neuen Geſetzgebung während deſſelben vollendet. Die auf die vorher angedeutete Weiſe ausgearbeiteten Entwürfe wurden nach und nach dem Publikum vorgelegt; aber ganz vollendet wurden und geſetzliche Kraft erhielten: eine neue von der bisherigen ſehr abweichende

chende Prozeß-Ordnung; eine neue Hypotheken-Einrichtung, eins der wichtigſten Inſtitute in jedem Staat; eine neue Pupillen-Ordnung; eine Depoſital-Ordnung; eine neue Sportel-Ordnung. In allen dieſen neuen Einrichtungen war das Beſtreben ſichtbar, die Rechte und das Eigenthum der Unterthanen gegen Irrthum und böſen Willen zu ſichern, ihre Streitigkeiten gütlich auszugleichen oder möglichſt unpartheiiſch und ſchnell entſcheiden zu laſſen. Hatten gleich anfangs Unwiſſenheit, Anhänglichkeit an das lange Gewohnte und gekränkter Eigennutz manchen Widerſpruch erhoben; ſo verſtummte dieſer doch allmählig, und noch vor Friedrichs Tode wurde die wohlthätige Abſicht und innere Vortreflichkeit der neuen Einrichtungen faſt allgemein in und außer Preußen anerkannt, und auch dieſes Königs Nachfolger, welchem man Abgeneigtheit gegen dieſelben beizubringen geſucht hatte, gab ihnen gleich nach Antritt ſeiner Regierung vollkommenen Beifall, und brachte zur Vollendung, was der große König begonnen hatte [28]).

28) König Friedrich Wilhelm II ertheilte dem Großkanzler von Carmer, zum Beweiſe der Zufriedenheit mit deſſen Werk, den ſchwarzen Adler-Orden im J. 1788, und König Friedrich Wilhelm III erhob ihn 1798 in den Grafenſtand.

So beschäftigte der lezte sich mit nie nachlassendem Eifer bis zum Ende seiner Laufbahn, den inneren Wohlstand seiner Staaten in jeder Beziehung zu erhöhen und fester zu gründen. Neben diesen wohlthätigen Bemühungen widmete er fortgehend den politischen Ereignissen in Europa seine Aufmerksamkeit, und an einigen derselben nahm er denjenigen nähern Antheil, der ihm dem Interesse seines Staats gemäß schien. Wir gehen nun zu der Rechenschaft über, welche uns von diesem Antheil zu geben noch obliegt.

Siebentes Kapitel.

Wahl des Erzherzogs Maximilian von Oesterreich zum Coadjutor im Erzstift Cölln und im Hochstift Münster.

Maria Theresia war eine zärtliche Mutter. 1780
Sehr angelegen war ihr der Wunsch, noch bey ihrem Leben ihre Kinder gut versorgt und in möglichst unabhängiger Lage von ihrem ältesten Sohn und Thronerben zu sehen. Dieser Wunsch war bey mehreren dieser Kinder bereits erfüllet. Die Vermählung von drey Töchtern hatte das die Ruhe der Monarchie sichernde Band mit dem Bourbonischen Hause fester geknüpft. Zwey derselben saßen auf den Thronen von Frankreich und Neapel, die dritte war mit dem Herzoge von Parma vermählt. Eine vierte lebte in glücklicher Ehe mit dem sächsischen Prinzen Albert; Maria Theresia hatte sie mit dem Herzogthum Teschen ausgesteuert, und dieser Tochter nebst ihrem Gemahl die Statthalterschaft von Ungarn, nachher der Niederlande, anvertrauet. Von den Söhnen besaß der zweite,

1780 Leopold, das von seinem Vater ererbte Großherzogthum Toskana; der dritte, Ferdinand, war Statthalter von Mayland und hatte durch Vermählung mit der Tochter des lezten Herzogs von Modena ein Erbrecht auf dieses Land erhalten. Der jüngste Sohn, Maximilian [1]), war bereits
1769 zum Coadjutor seines väterlichen Oheims, des Hoch- und Deutschmeisters Herzogs Karl von Lothringen, erwählt. Aber, um diesem Prinzen eine noch bedeutendere Versorgung zu verschaffen, machte Fürst Kaunitz einen Plan, der dem Mutterherzen der Monarchin gefiel, und dessen Ausführung zugleich dem Wiener Hofe erweiterten Einfluß im deutschen Reiche geben konnte; Erzherzog Maximilian sollte mit noch mehr geistlichen Fürstenthümern versehen werden. Das nächste Absehen war deshalb auf das Erzstift, Churfürstenthum Cölln, und das Hochstift, Fürstenthum Münster, gerichtet. Diese beiden Lande hatten damals einen und denselben Regenten, Maximilian Friedrich, aus einer schwäbischen Reichsgrafen-Familie von Königseck-Rothenfels abstammend. Bey dem schon hohen

1) Geboren 1756. Da Herzog Karl starb, gelangte er im Jahre 1780, während die Cölnische Coadjutorie unterhandelt wurde, zum Hoch- und Deutschmeisterthum.

hohen Alter dieſes Herrn[2]) ſchien ſein Ableben nicht 1780
mehr entfernt, doch wurde gut gefunden, ſeinen Tod nicht abzuwarten, ſondern dem jungen Erzherzog ſchon jezt das Recht der Nachfolge dadurch zu verſichern, daß er zum Coadjutor in Cölln und Münſter erwählt würde. Der Beſiz dieſer Lande wurde als eine des Sohns der Kaiſerin-Königin würdige Verſorgung angeſehen. Als Churfürſt und als Herr der Ufer des Niederrheins, zugleich als Mitdirektor des weſtphäliſchen Kreiſes (welche Würde auf dem Hochſtift Münſter ruhete), konnte derſelbe ſeinem Hauſe nüzlich werden, und grade in dem Theile von Deutſchland, wo der preußiſche Einfluß am bedeutendſten war, demſelben entgegenwirken.

Man konnte vorausſehen, daß der Ausführung dieſes Entwurfs ſich Schwierigkeiten entgegenſetzen würden, theils von den beiden Domcapiteln, bey welchen die Wahl eines Coadjutors beruhete, theils von fremden Mächten. Die Mitglieder der Capitel mußten, ſowohl aus Rückſicht des Glanzes ihrer Familien, als auch wegen des Beſten der Lande, lieber aus ihrem eigenen Mittel und dem deutſchen Adel einen Fürſten und Biſchof wählen, als den

2) Er war geboren 1708.

1780 Prinzen eines mächtigen Regentenhauses mit dieser Würde bekleiden. Von lezterm mußte man besorgen, er werde den Landen größere Lasten, als sie vielleicht tragen könnten, auflegen, um einen Aufwand zu bestreiten, zu dem seine hohe Geburt zu berechtigen schien. Von ihm war nicht viel Rücksicht auf die Verfassung und Freiheiten der Lande zu erwarten, da er im Fall der Widersezung auf mächtigen Beistand rechnen durfte, und man gegen ihn reichsgerichtliche Hülfe, wenigstens nicht so sicher, wie gegen einen mindermächtigen Fürsten, hoffen konnte. Es war zu fürchten, daß ein solcher Regent Antheil an den Unternehmungen und Kriegen seines Hauses nehmen, dadurch seine Lande in Gefahr bringen, wenigstens durch die Besorgniß solchen Antheils das Zutrauen und die Zuneigung der Nachbarn verlieren werde. Auch war der Gedanke natürlich, daß ein solcher Regent sich oft außerhalb seiner Lande aufhalten und dort die aus denselben gezogenen Einkünfte verzehren, auch wol meistens Männer seines Volks zu Rathgebern und Dienern wählen, die Eingebornen diesen nachsezen werde. Noch mußte man fürchten, daß ein Fürst aus einem großen Hause immer Mittel finden werde, einen seiner Stammvettern zum Nachfolger zu erhalten, welches dann die Herrschaft dieses Hauses gleich-

gleichsam erblich machen und den deutschen Adel des 1780
glänzenden Vorrechts, Glieder aus seiner Mitte
auf Fürstenstühlen zu sehen, für lange Zeit berau-
ben werde. Das Erzstift Cölln hatte hiervon eine
Erfahrung gemacht, die warnend seyn konnte. Im
Jahr 1583 erhielt ein bayerscher Prinz den Chur-
huth, und ihm folgten in ununterbrochener Reihe,
fast zwey Jahrhunderte hindurch, Prinzen aus dem
Hause Bayern, deren lezter, Clemens August,
der im Jahr 1761 starb, so viel geistliche Lande
unter seinem Zepter vereinte 3), daß er für einen
der mächtigsten Fürsten Deutschlands galt. Unter
ihm und den meisten seiner Vorfahren waren diese
Lande fast immer in unglückliche Kriege verwickelt,
auch hatten sie alle übrigen angedeuteten Nachtheile
empfunden. War es dem Hause Bayern mög-
lich gewesen, die ihm zugefallene Herrschaft so
lange festzuhalten, wie viel mehr mußte man dieses
von einem Hause vermuthen, dessen Chef als
Reichs-Oberhaupt so viele Mittel zur Hand hatte,
durch eingeflößte Furcht und Zuneigung die Wahl
immer nach seinem Wohlgefallen zu lenken, auch
auf die Regierung der Fürsten seines Stammes bey
allen

3) Clemens August war Churfürst von Cölln, Fürstbischof zu Münster, Osnabrück, Paderborn und Hildesheim, auch Hoch- und Deutschmeister.

1780 allen Gelegenheiten einen ſolchen Einfluß zu beweiſen, daß das beherrſchte Land wirklich als ein Beſtandtheil der öſterreichiſchen Monarchie anzuſehen wäre. Bey allem dem war zu beſorgen, daß die Verbindung mit dieſer Monarchie zwar enge genug ſeyn würde, um alle Laſten einer Provinz tragen zu müſſen, dennoch aber auch zu entfernt und zu unſicher, um thätige, fortgehende Sorge für das Wohl des Landes, oder gar Aufopferung zu ſeinem Beſten, und Rettung in Zeiten der Gefahr hoffen zu dürfen. Es ſchien klar, daß die nachtheiligen Folgen der Verbindung aus der Nähe weit eher und öfterer, als die vortheilhaften aus der Ferne eintreten dürften.

Solche Betrachtungen entgingen der Einſicht der Mitglieder beider Domcapitel nicht. Die Erfahrungen, welche ſie unter der Regierung der bayerſchen Fürſten gemacht, mußten darauf führen. Doch wirkten dieſe Betrachtungen weniger bey dem Domcapitel zu Cölln, als bey dem zu Münſter. Die verſchiedene Art, wie beide Capitel zuſammengeſezt waren, erklärt dieſes. Das Cölniſche Domcapitel beſtand aus ſechszehn Gliedern von altem reichsunmittelbaren Adel, und aus acht Doktoren der Theologie, oder der Rechte. Jene hießen Domgrafen, dieſe Prieſterherren. In frühern Zeiten waren meiſtens die

jün-

jüngern Söhne der benachbarten reichsgräflichen und fürstlichen Geschlechter ins Cöllnische Domcapitel getreten; aber da im 16ten Jahrhundert fast alle diese Geschlechter die protestantische Lehre angenommen hatten, waren sie dadurch dieses Vortheils beraubt, und das Capitel sahe sich genöthiget, um seinem Statut, nur aus reichsunmittelbarem Adel zu wählen, getreu zu bleiben, sich aus den reichsgräflichen Geschlechtern des fernen Schwabens und Frankens zu ergänzen. Zu den acht Priesterstellen wurden dagegen gewöhnlich junge Männer aus den angesehensten Bürger-Familien von Cölln genommen, eine Reichsstadt, die zwar innerhalb des Landes gelegen, aber nicht zu dem Erzstift gehörte, dessen Domkirche jedoch ihre Mauern umschlossen. So hatten also die Glieder des Domcapitels wenig Interesse am Lande, und dasjenige, was sie noch etwa hätten nehmen können, ward noch dadurch geschwächt, daß die meisten Cöllner Domgrafen noch in mehreren hohen Stiftern (vorzüglich in dem von Straßburg) präbendirt waren. Diese reisten gewöhnlich von einem Stifte zum andern, je nachdem die nach den Statuten eines jeden, auf gewisse Zeiten festgesezten Residenzen und damit verbundenen Einkünfte sie bald zu dem einen, bald zu dem andern riefen. Diese ersten Landstände blieben also in der That dem Lande immer fremd, verzehrten

in

in demselben oft nicht einmal ihre Einkünfte, und pflegten es in Zeiten der Gefahr zu verlassen. Anders war es in Münster. War gleich dort der unmittelbare Reichsadel nicht statutenmäßig ausgeschlossen, so befolgte man doch daselbst, wie in den übrigen hohen Domstiftern des nördlichen Deutschlands, im Gegensatz der im südlichen und am Rhein belegenen, die Maxime, nur aus den mittelbaren im Lande angesessenen adlichen Familien zu wählen. Diese Domcapitel nahmen also gewöhnlich mehr Antheil an dem Schicksal eines Landes, mit dem das Wohl ihrer Angehörigen nahe zusammenhing.

Auch für die benachbarten Staaten von Cölln und Münster konnte es nicht gleichgültig seyn, ob diese Lande von dem Abkömmling eines großen Regentenhauses oder einer Familie aus dem Privatstande regiert wurden. Der französische Hof konnte, im Gefühl der Wandelbarkeit der jezt mit Oesterreich bestehenden Verbindung, nicht gern sehen, wenn diese Macht ihre Herrschaft und ihren Einfluß noch bis an den Niederrhein und an die Gränzen von Holland erweiterte; besonders aber mußte lezte Republik fürchten, ins Gedränge zu kommen, wenn eine Macht, von der sie unter der bevorstehenden Regierung eines

ehr-

ehrgeizigen und unternehmenden Monarchen schon Vieles besorgte, noch von mehrern Seiten, als sie es bereits war, ihr Nachbar wurde. Eben so sehr mußte die Aufmerksamkeit Preußens aufgeregt werden, wenn es dem Erzhause Oesterreich, dessen Vergrößerung im Süden von Deutschland so eben Gränzen gesezt waren, gelingen sollte, sich gerade im Mittelpunkt der preußischen Besitzungen und Verbindungen festzusetzen. Der Einfluß, den ein österreichischer Prinz als Churfürst von Cölln auf den Handel des Niederrheins, und als Fürst von Münster auf alle Verhältnisse des westphälischen Kreises, dessen Mitdirektor er neben dem Könige, als Herzog von Cleve, und dem Churfürsten zur Pfalz, als Herzog von Jülich, war, haben würde, ließ, auch während des Friedens, eine Verminderung des preußischen Einflusses, und während eines Krieges, Bewegungen besorgen, welche Preußen wenigstens dadurch schwächten, daß sie ihm nicht erlaubten, seine Kräfte aus diesen Gegenden ganz wegzuziehen, um sie an den Punkten zu sammeln, wo sie am meisten wirken konnten. Der Gedanke kam hinzu, daß, wenn es Oesterreich einmal gelungen wäre, einen seiner Prinzen in Cölln und Münster festzusetzen, es nicht schwer fallen dürfte, diese Lande durch immer erneuete Wahlen für sehr lange Zeit in seinem Hause zu behalten,

ten, auch ſeinen Einfluß durch den Erwerb noch mehrerer Hochſtifter zu vergrößern.

Fürſt Kaunitz kannte alle dieſe Schwierigkeiten, welche der Ausführung ſeines Entwurfs entgegen ſtanden, aber er hofte ſie zu überwinden. Er hofte dieſes um ſo mehr, wenn er nur ſolche Mittel wählte, welche die Verfaſſung des Reichs nicht verlezten, und dem Gegner keinen rechtlichen Vorwand gäben, der Ausführung in den Weg zu treten. Eine nach dem Verlangen des jezigen Erzbiſchofs von den Domcapiteln, ihren Statuten gemäß, vollbrachte Wahl ſchien ein ſolches Mittel darzubieten. In den beiden Domcapiteln glaubte dieſer Miniſter den Mitgliedern ſolche Vortheile anbieten zu können, daß Betrachtungen, welche Anhänglichkeit an das Land, oder entfernter Glanz ihrer Familien in ungewiſſer Zukunft einzugeben vermöchten, dadurch bey der Mehrheit gewiß würden überwogen werden. Vom franzöſiſchen Hofe beſorgte er, bey der noch beſtehenden Verbindung, und von der Republik Holland, wegen ihrer Schwäche und ihres äußerſt langſamen Geſchäftsganges, keine bedeutende Gegenwirkung, und auch Friedrich, hofte Kaunitz, würde, ſo ungern er die Sache ſähe, doch kräftigen Widerſtand nicht wagen, bey dem er nicht, wie in der bayerſchen Angelegenheit, auf die Beiſtimmung

mung mehrerer Reichsstände rechnen durfte, da hier die Vergrößerungs-Absicht des Staatsmanns nur das Ansehn der Ausführung eines Entwurfs der mütterlichen Liebe haben und durchaus keine Mittel gebraucht werden sollten, welche der Verfassung des Reichs nicht gemäß wären. Alles kam nur darauf an, die Unterhandlungen so schnell und so geheim zu treiben, daß die Sache zu Stande gebracht wäre, bevor die Eifersucht andrer Mächte Zeit hätte, um auch ihrerseits dieselben Mittel, welche Oesterreich gebrauchte, anzuwenden, sich der Mehrheit der Stimmen für eine entgegengesezte Wahl zu versichern.

Diese Absicht wurde so gut ausgeführt, daß, ehe man im Haag und zu Berlin nur einige Kenntniß von derselben hatte, die Unterhandlung bereits sehr weit gediehen war. Der preußische Gesandte in Cölln, von Emminghaus, versicherte noch im Frühling des Jahrs 1780, daß Churfürst Maximilian Friedrich durchaus abgeneigt sey, sich einen Coadjutor beiordnen zu lassen, und er war, nach allgemein bekannter Gesinnung, und sogar nach wiederholten bestimmten Erklärungen dieses Regenten, auch vollkommen berechtiget, solche Versicherung zu geben. Indeß verbreiteten sich Gerüchte von den Entwürfen des Wiener Hofes. Der preußische General von Wolffers-

dorf, welcher zu Hamm in der Grafschaft Mark, hart an der Münsterschen Gränze, in Garnison war, gab
1780 Apr. die erste nähere Nachricht davon. Der König wurde durch dieselbe aufmerksam und befahl, sowohl diesem General als seinem Ministerio, Alles anzuwenden, um über die österreichischen Absichten genauer unterrichtet zu werden, denen auf jede von ihm abhängende Art entgegen zu arbeiten, und deshalb mit der Republik Holland sich zu verbinden, er zugleich sich fest entschlossen erklärte.

Der Verfasser dieser Geschichte, welcher bey dem Departement der auswärtigen Geschäfte in Berlin angestellt war, machte um eben diese Zeit in seinen Privatangelegenheiten eine Reise nach seinem Vaterlande, der Grafschaft Lippe, also in die Nähe von Münster. Wie er sich dazu Urlaub erbat, erhielt er den Auftrag, sich zugleich nach Münster zu begeben und möglichst vollständige Nachrichten darüber zu verschaffen, ob das dortige und das Cöllnische Domcapitel zu der Wahl eines österreichischen Coadjutors ge-
den neigt seyn möchten, und welche Schritte in dieser Ab-
1 Juni sicht bereits geschehen wären? Bey seiner Ankunft
1780 fand Dohm einen preußischen Officier von Schenkendorf, Adjudanten des General von Wolffersdorf, den dieser nach Münster gesandt hatte, um von den

Ver-

Verhältnissen sich zu unterrichten, und bey den Domherren eine der österreichischen Absicht abgeneigte Stimmung zu erhalten. Dieser Mann, von einem gesezten und achtungswerthen Charakter, hatte wirklich viel Zutrauen sich erworben, und nicht ohne Erfolg gearbeitet. Vorzüglich indeß wurde Dohm durch den Domherrn und Staatsminister Freiherrn von Fürstenberg, welchem er bereits aus früherer Zeit bekannt war, von dem, was bisher geschehen, und von der jetzigen Lage der Angelegenheit vollständig unterrichtet.

Churfürst Maximilian Friedrich hatte wirklich bey jeder Gelegenheit ganz entschiedne Abneigung gegen Annahme eines Coadjutors bezeugt, und man hielt nach allen seinen Aeußerungen sich noch vor kurzer Zeit völlig versichert, daß es während des Lebens dieses Herrn nie zu der Wahl eines solchen kommen werde. In Absicht Münsters hatte er indeß dem Freiherrn von Fürstenberg, dem, als seinem Minister, er die Regierung dieses Landes überließ, mehrmalen erklärt, daß er in demselben keinen Andern als ihn zu seinem Nachfolger wünsche, und daß, wenn je zunehmendes Alter, oder irgend andere Gründe ihn bestimmen sollten, einen Coadjutor für das Hochstift zu begehren, er dieses nie anders, als

unter der Bedingung thun werde, wenn er zuvor ſich verſichert hätte, daß die Wahl des Domcapitels auf Fürſtenberg fallen werde. Dieſe Geſinnung des Churfürſten war allgemein bekannt, und ſtimmte mit den Wünſchen, ſowohl der Mehrheit des Domcapitels, als des Landes überein; Fürſtenberg wurde überall bereits als künftiger Regent betrachtet. Im Cölniſchen Domcapitel war dagegen keiner, für den der Churfürſt oder die Geſinnung des Domcapitels, oder gar des Landes (auf welches es aber in Cölln weniger, als in Münſter aus ſchon bemerkten Gründen ankam) ſich auf ſolche Weiſe bereits erklärt hätte.

Da nach dem kanoniſchen Recht einem Biſchof ein Coadjutor nie anders, als wenn er ſelbſt ihn begehrt, gegeben werden kann; ſo war das erſte, was, um den Entwurf des Wiener Hofes gelingen zu machen, nothwendig geſchehen mußte, die Abneigung des Churfürſten zu überwinden, ihn zuvörderſt der Annahme eines Coadjutors überhaupt, dann des Sohns von Maria Thereſia geneigt zu machen. Um dieſes zu bewirken, gewann Fürſt Kaunitz für ſeinen Entwurf den churcölniſchen Staatsminiſter, Freiherrn von Belderbuſch, einen Mann, von früher Jugend her am Hofe gebildet, von groſſer

Ge-

Gewandtheit in allen Staatsverhandlungen, und von bedeutendem Anſehen bey ſeinem Herrn, der ſelbſt ſehr wenig Antheil an den Geſchäften der Regierung nahm, ſondern die Leitung derſelben im Erzſtift Cölln dem von Belderbuſch, ſo wie im Hochſtift Münſter dem von Fürſtenberg völlig überließ. Die Begierde, auch bey einem künftigen Regenten das gleiche Anſehn zu behaupten und die Ausſicht auf alle Vortheile, welche die Gunſt des kaiſerlichen Hofes geben konnte, waren Gründe, die mächtig auf Belderbuſch wirkten. Er übernahm die Ausführung des öſterreichiſchen Entwurfs zu leiten. Er fand nicht gut, den Churfürſt geradezu von dieſem Entwurf zu unterrichten, ſondern, um dieſen Herrn deſto ſicherer für denſelben zu gewinnen, wählte er einen Umweg. Aus dem Domcapitel ſelbſt ſollte, nach ſeinem Plan der Gedanke, einen Coadjutor zu wählen, hervorgehen, ein Glied deſſelben ſollte als Bewerber auftreten, gegen welches bey dem Churfürſt ſowohl, als bey der Mehrheit der Capitularen, eine lebhafte Eiferſucht erregt werden könnte; das Beſtreben dieſes Bewerbers ſollte ſcheitern, und die Wahl eines Erzherzogs hiervon die Folge ſeyn. Der Prinz Joſeph von Hohenlohe-Bartenſtein *), Cölniſcher Domgraf, der zugleich

*) Er war geboren 1740.

in den hohen Stiftern von Straßburg und Breslau präbendirt war, wurde ausersehen, das Werkzeug dieses Entwurfs zu seyn. Ein Mann von hohem Sinn und edler Gesinnung war der Prinz Joseph vorzüglich dazu gemacht, sich um einen Churhuth zu bewerben; doch hatte er bis jezt keinen ernstlichen Gedanken der Art, da er die Gesinnungen des jetzigen Regenten, als aller Coadjutorie abgeneigt, kannte. Aber, ihm unerwartet, ließ der Minister von Belderbusch durch einen an ihn abgesandten Vertrauten ihn ermuntern, sich um die Coadjutorie zu bewerben. Es wurde die Versicherung gegeben, Prinz Joseph könne auf freundschaftliche Gesinnung und Vertrauen des Churfürsten rechnen, und überzeugt seyn, es werde demselben seine Bewerbung vorzüglich angenehm seyn und von ihm bey dem Domcapitel kräftigst unterstüzt werden. Prinz Joseph, welcher nie vorher Beweise solcher Gesinnung erhalten, konnte nur mit Mühe überredet werden. Aber der Vertraute des Ministers fuhr fort, ihm die stärksten Versicherungen zu geben und ihn aufzufodern, nicht zu säumen, sich um die Stimmen der Capitularen zu bewerben. Belderbusch selbst vermied jedoch eine Unterredung über diesen Gegenstand *), bezeugte aber außerdem im All-

*) Da der Minister mit dem Hofe immer in Bonn lebte, das

Allgemeinen ſehr freundſchaftliche und ergebne Geſinnungen, welche die Eröfnungen des Vertrauten, ohne derſelben zu erwähnen, zu beſtätigen ſchienen. Auch bewog dieſer Miniſter den Churfürſt ſelbſt, unter dem Vorwande, daß es um gewiſſe damals bey dem Domcapitel durchzuſetzende Sachen rathſam ſey, den Prinz Joſeph in guter Stimmung zu erhalten, dieſen bey jeder Gelegenheit mit auszeichnendem Vertrauen zu empfangen. Zugleich wurde der Vertraute immer dringender; der Miniſter ließ durch ihn verſichern, daß für ſtandesmäßigen Unterhalt, bis Prinz Joſeph zur Regierung gelangen werde, geſorgt, und eins der churfürſtlichen Schlöſſer, nahe bey Bonn, zur Reſidenz des Coadjutors ſofort eingerichtet werden ſolle. Dieſe Eröfnungen thaten ihre Wirkung und bewogen den Prinz Joſeph in einem an den Churfürſten erlaſſenen Schreiben, dieſen um die Erlaubniß zu bitten, ſich um die Coadjutorie bewerben und deshalb bey dem Domcapitel Schritte thun

das Domcapitel aber in Cölln war und deſſen Glieder nur von Zeit zu Zeit nach Bonn kamen; ſo konnte es dem Miniſter nicht ſchwer fallen, einer beſondern Unterhaltung über dieſe Sache auszuweichen, welche Prinz Joſeph auch ſeiner Seits, um nicht zudringlich zu ſcheinen, auf keine Weiſe ſuchte.

zu dürfen. Kaum war dieses geschehen, so schien Belderbusch eben so sehr überrascht, als es der Churfürst wirklich war. Jener machte es nun sehr wahrscheinlich, daß Prinz Joseph, als ein Glied des Breslauischen Domcapitels, vom Könige von Preußen zu dieser Bewerbung aufgereizt sey, und dieser Monarch ohne Zweifel die Absicht habe, durch einen ihm ganz ergebenen Regenten die Regierung dieser Lande an sich zu ziehen, dieses werde aber dem Wiener Hofe und andern gewiß sehr zuwider seyn, und der Churfürst würde noch selbst, wenn Prinz Joseph Coadjutor würde, bey seinem Leben die unangenehmen Folgen hievon empfinden. Nachdem diese Besorgniß erregt war, ging Belderbusch bald noch weiter, und indem er bemerkte, daß gegen einen von Preußen begünstigten Bewerber nicht wohl ein anderer aus dem Mittel des Domcapitels aufzutreten wagen werde, zeigte er, das wirksamste Mittel, sich und seine Lande der preußischen Oberherrschaft für immer zu entziehen, werde die Wahl eines österreichischen Prinzen seyn. Der schwache Churfürst ließ sich bereden, und auch mehrere Glieder des Domcapitels wurden gleich bestimmt, den Abkömmling eines mächtigen Hauses, dessen Gunst mannichfache Vortheile darbot, einem aus ihrem Mittel vorzuziehen, den sie mit Eifersucht betrachteten, und

als

als Kreatur von Preußen fürchteten. Mehrere kleine Vorfälle wurden schlau benuzt, um Preußen die Absicht beizumessen, die schwachen Nachbaren zu unterjochen, besonders trugen verschiedene Aeußerungen und Handlungen des Generals von Wolffersdorf dazu bey, um gegen diese Macht die Gemüther einzunehmen. Wirklich erlaubte dieser General sich oft gewaltsame Mittel, um Cöllnische und Münstersche Unterthanen, entweder wenn sie das preußische Gebiet betraten, anhalten, oder sogar aus dem eigenen Lande abholen und zur Annahme von Kriegsdiensten zwingen zu lassen. Eine solche Gewaltthat war sogar einmal, wie der Churfürst durch Hamm reisete, während er bey Wolffersdorf verweilte, gegen einige Leute seiner Begleitung verübt. Alle Beschwerden gegen ein so ungerechtes Beginnen waren umsonst. Es ist höchst wahrscheinlich, daß dasselbe nie zur Kenntniß des Königs gekommen sey, der es gewiß gemisbilligt und geahndet hätte. Aber Belderbusch benuzte diese Vorgänge, um seinem Herrn und dem Domcapitel die Nothwendigkeit eines mächtigen Schutzes gegen preußische Uebermacht und Unterdrückung fühlbar zu machen.

In dieser Stimmung der Gemüther kam der kaiserliche Gesandte, Graf von Metternich-Winneburg,

May 1780. neuburg [6]), nach Bonn, und bezeugte dem Churfürſten den Wunſch der Kaiſerin-Königin, ihren jüngſten Sohn, Erzherzog Maximilian, zum Coadjutor von Cölln und Münſter erwählt zu ſehen. Der Churfürſt gab ſeine Einwilligung, daß Graf Metternich ſich deshalb an die Domcapitel wende und um die Stimmen bewerbe. Dieſes geſchahe zuerſt in Cölln, und zugleich ſchrieb der Churfürſt an das dortige Domcapitel und begehrte von demſelben einen Coadjutor, deſſen er bey zunehmendem Alter bedürfe, mit namentlicher Empfehlung des Erzherzogs Maximilian. Sobald der König von Preußen von dieſem Schritte benachrichtiget wurde, befahl er ſeinem Geſandten von Emminghaus, ſowohl dem Churfürſt, als allen einzelnen Gliedern des Domcapitels ernſtliche Vorſtellungen zu thun, ſowohl gegen die Wahl eines Coadjutors überhaupt, als beſonders die eines Erz-

6) Geboren 1746, aus einem alten reichsgräflichen Geſchlecht abſtammend, und Direktor des weſtphäliſchen Reichsgrafen-Collegii katholiſchen Theils. Er war ſeit 1773 kaiſerlicher Geſandter an den Churhöfen Mainz, Trier und Cölln, wurde nachher in mehrern großen Geſchäften ſeines Hofs gebraucht, erwarb ſich überall durch ſeinen biedern Charakter großes Vertrauen und allgemeine Achtung. Für ſeine verlornen überrheiniſchen Beſitzungen erhielt er im Jahr 1803 Erſatz in Schwaben und wurde Reichsfürſt von Ochſenhauſen.

Erzherzogs, welche leztere den Nachbaren keineswegs gleichgültig seyn, und für die Lande höchst nachtheilige Folgen haben könne. Auf den Fall jedoch, daß der Churfürst eines Coadjutors durchaus zu bedürfen glaube, ließ der König den Prinzen Joseph von Hohenlohe-Bartenstein empfehlen. Obgleich Emminghaus diesen leztern Auftrag mit großer Vorsicht ausrichtete und bemerklich machte, daß seinem König jedes Glied des Capitels gleich angenehm seyn werde; so that diese namentliche Empfehlung doch gerade die entgegengesezte Wirkung, und war vielmehr den Wünschen von Belderbusch gemäß, der nun die Bewerbung eines Anhängers des preußischen Hofes um so mehr als das Werk desselben, und die Wahl eines österreichischen Prinzen als das einzige Mittel darstellte, um sich gegen dessen Aufdringung zu sichern. Dieser Erfolg war natürlich, denn die Empfehlung einer bestimmten Person durch eine fremde Macht wurde von einem wählenden Domcapitel allemal als eine beleidigende Anmaaßung, seine Wahlfreiheit zu beschränken, betrachtet. Sogar vom Bischof selbst wurde solche bestimmte Empfehlung sehr übel aufgenommen, und in manchen deutschen Hochstiftern war sie durch die Kapitulationen der Bischöfe ausdrücklich untersagt. Jede fremde Macht, welche nicht zugleich den Wil-

len

len und die Mittel hatte, noch weiter zu gehen und wirklichen Zwang zu gebrauchen (und gewiß war Friedrich hievon sehr weit entfernt), mußte sich solcher Empfehlung enthalten. Der beste Weg, den ein Hof betreten konnte, um eine geistliche Fürstenwahl nach seinen Absichten zu leiten, bestand darin, ein Glied des Capitels, das in demselben bereits viele Anhänger hatte, für sich zu gewinnen und dasselbe insgeheim zu unterstützen und in Stand zu setzen, seine Parthey bis zur Mehrheit zu erheben. Der Hof selbst mußte hierbey so wenig als möglich erscheinen, und denen, die sich seinen Absichten geneigt beweisen würden, nur im Geheim, und mit Schonung jeder feinern Empfindung, Beweise seiner Erkenntlichkeit zusichern, dabey aber sorgfältig alles vermeiden, was Drohung schien. Dieser in der Natur der Verhältnisse begründete Weg wurde vom preußischen Hofe, aus Unkunde solcher Verhältnisse, nicht gewählt. Die namentliche Empfehlung des Prinzen Joseph that die übelste Wirkung, und diese wurde noch dadurch vermehrt, daß General Wolffersdorf sich Drohungen von zu gebrauchender Gewalt erlaubte, und von der andern Seite Versprechungen that, die jedes edle Gefühl beleidigen mußten. Sobald Dohm von dem, was bisher vorgegangen, und von der ganzen Lage der Sachen hin-

hinlänglich unterrichtet war, machte er seinen Hof hierauf aufmerksam, und so sehr er die Wahl des Domherrn von Fürstenberg zum Fürstbischof von Münster dem preußischen Interesse vortheilhaft schilderte, so widerrieth er doch dringend jede namentliche Verwendung für denselben, und trug darauf an, der König, wenn er überall an das Münsterische Domcapitel schreiben wolle, möge sich darauf beschränken, demselben bemerklich zu machen, wie sehr sein eignes und des Landes Beste erfodere, eine Wahl aus seinem eigenen Mittel vorzunehmen, dabey auch ausdrücklich erklären, jeder Domcapitular, den seine Brüder für den würdigsten achteten an ihrer Spitze zu stehen, werde dem Könige angenehm seyn.

Wirklich wurde das Schreiben, welches der König an das Domcapitel zu Münster erließ, in diesem Sinne abgefaßt; aber, obgleich es durchaus nichts enthielt, was Zudringlichkeit scheinen konnte, wurde dennoch die Ermahnung des Königes mit den gehässigen Aeußerungen des Generals Wolffersdorf in Verbindung gesezt und als Eingriff in die Wahlfreiheit betrachtet. Manche stellten dieses Schreiben als eine Folge des Einflusses von Fürstenberg vor. Da vom Churfürst damals an das Münsterische

sterſche Domcapitel wegen der Coadjutorie noch nichts gelangt war, ſo beſchloß die Mehrheit, dieſes dem Könige in einer kurzen Antwort zu ſagen, und zugleich zu verſichern, daß, wenn es noch wirklich zur Wahl kommen ſollte, jeder Domcapitular ſich der Pflichten erinnern werde, die er der Kirche und dem Lande ſchuldig ſey.

Unter den gebildetern Klaſſen der Einwohner des Hochſtifts Münſter herrſchte große Anhänglichkeit an die Verfaſſung und die beſtehenden Einrichtungen ihres Vaterlandes. Sie fühlten ſich vor andern deutſchen Landen frey, und glücklich fortgeſchritten in nützlichen Kenntniſſen und deren mannichfacher Anwendung auf das Wohl der bürgerlichen Geſellſchaft. Wirklich ragte das Münſterland hierin weit vor über benachbarte, vorzüglich über geiſtliche Lande. Seine Einwohner empfanden mit Stolz dieſen Vorzug, und wünſchten mit warmer Anhänglichkeit den dauerhaften Beſtand deſſelben. Dies Alles hatte Fürſtenberg bisher gewirkt. Mit Vergnügen weilen wir bey einer nähern Schilderung dieſes Mannes, den gekannt zu haben eine der freundlichſten Erinnerungen im Leben des Verfaſſers dieſer Geſchichte iſt.

Das Geschlecht der Freiherren von Fürstenberg war eines der ältesten und begütertsten des westphälischen Adels. Es stammte aus dem zum Erzstift Cölln gehörenden Herzogthum Westphalen; seine Güther aber reichten durch mehrere Lande von der Weser bis über die Maaß hin. Es hatte den hohen Domstiftern von uralten Zeiten her viele Mitglieder und einige Fürsten gegeben. Derjenige, Friedrich Wilhelm Franz von Fürstenberg 7), von dem wir hier reden, hatte vortrefliche natürliche Anlagen durch gute Studien in der Jugend, Reisen und vorzüglich einen Aufenthalt in Italien, nachher aber als Mitglied der Ritterschaft, und des Domcapitels durch Mitwirkung zu den wichtigsten Geschäften des Landes ausgebildet; vorzüglich war er, während des siebenjährigen Krieges, für diese Geschäfte sehr thätig. Solche Thätigkeit, und die Verbindung mit geistvollen Männern der gegen einander kämpfenden Heere, welche abwechselnd sein Vaterland inne hatten, trugen dazu bey, die Kräfte seines Geistes vielseitig zu entwickeln. Das Hochstift Münster hatte während dieses Krieges, der fast immer in seiner Nähe, oder innerhalb seiner Gränzen geführt wurde,

7) Er war geboren 1729, und ist gestorben 1811.

wurde, harte Drangsale zu leiden. Sein damaliger Landesherr, der Cöllnische Churfürst, Clemens August, aus dem Hause Bayern, hatte sich nicht begnügt, als Reichsstand gegen Preußen auf dem Reichstage zu stimmen und sein Contingent zur Reichs-Armee zu stellen, sondern er war noch weiter gehende Verbindungen mit Friedrichs Feinden eingegangen. Hierdurch fanden dieser König und seine Alliirten sich berechtiget, die Lande des Churfürsten als feindliche zu behandeln. Herzog Ferdinand von Braunschweig, der die mit Preußen alliirten Heere befehligte, legte dem Münsterlande harte Brandschatzungen auf. Es mußte Lebensmittel zum Unterhalt der Armee und seine gezwungene junge Mannschaft zu deren Ergänzung liefern. Wenn die mit seinem Fürsten verbündeten Franzosen Meister des Landes waren, behandelten sie es nicht milder. Die Hauptstadt, welche damals noch Vestung und ein für beide Theile wichtiger Punkt war, erlitt mehrere Belagerungen. Gegen Ende des Krieges starb Clemens August. Während der nun eintretenden interimistischen Regierung des Domcapitels wurde die Lage des Landes nicht verbessert. Nach den Befehlen des englischen Hofes mußte Herzog Ferdinand in allen erledigten Hochstiftern, die er mit seinem Heer besezt hielt, eine

1761 d. 6ten Febr.

neue

neue Wahl gewaltsam verhindern. Erst nach dem Frieden wurde Maximilian Friedrich, durch die Einwirkung von Holland und England, in Cölln und Münster gewählt. Bald nachher übertrug dieser die Regierung des leztern Landes dem zu seinem Minister ernannten Domherrn von Fürstenberg, und gab ihm damit einen seinem thätigen und wohlwollenden Geist ganz angemessenen Wirkungskreis. Das Grundvermögen des Landes war erschöpft und dieses mit schweren Schulden beladen. Außerdem hatte noch jede einzelne Gemeinde, jedes geistliche Stift, fast jede adliche Familie ihre besondern Schulden. Erst nach beendigtem Kriege, da der durch ihn beförderte schnelle Umlauf des Geldes und der Gewinn Einzelner aufhörte, fühlte man die Stockung aller Gewerbe, denen Menschen und Kapitalien fehlten. In solcher Lage übernahm Fürstenberg die Verwaltung. Sein erstes Geschäft war, die Wunden des Krieges zu heilen, und bald fing er an, neue Kräfte zu wecken, durch deren Thätigkeit ein verjüngtes Leben in dem niedergebeugten Staat entstand. Er errichtete einen Fonds zur Tilgung der Staatsschulden und unterstüzte die einzelnen Corporationen bey Abtragung der ihrigen; so stellte er den Credit wieder her. Er gab dem Ackerbau und den Gewerben alle nur mögliche Ermun-

terung; Moräste wurden entwässert und urbar gemacht; die für das Land so wichtige Produktion von Leinwand, und der Handel mit demselben wurden neu belebt, Städte und plattes Land erholten sich. Die Vestungswerke der Hauptstadt wurden abgetragen; Regierung und Einwohner wetteiferten, sie zu verschönern. Volksmenge und Wohlstand nahmen sichtbar zu, die Menge des umlaufenden Geldes mehrte sich, und das gegenseitige Zutrauen wurde bald so groß, daß in keinem benachbarten Lande ein so niedriger Zinsfuß war, als in diesem. Die Justiz wurde unpartheiisch und schnell verwaltet, durch gute Polizey wurde das Leben der Menschen wirklich gesichert und verschönert, nicht unter ihrem Namen die Ruhe desselben durch entehrendes Mistrauen gestört. Die Münsterſche Medicinal-Ordnung, unter Fürstenbergs Leitung von dem berühmten Arzt Hoffmann [8]) entworfen, war nach originellen Ideen abgefaßt, und die erste und vorzüg-

8) Ein Mann von originellem Geist, zu Rheda in Westphalen 1721 geboren. Er lebte mehrere Jahre zu Münster in enger Verbindung mit Fürstenberg als praktischer Arzt von ausgezeichnetem Ruf. Später ging er nach Mainz als churfürstlicher Geheimer Rath und Leibarzt. Er starb 1806 zu Elfeld oder Erpel am Rhein, wohin er, bey veränderten Umständen in Mainz, sich im Alter zurückgezogen hatte.

züglichſte ihrer Art in Deutſchland. Dies Alles bewirkte Fürſtenberg binnen wenigen Jahren ohne Geräuſch und Aufſehen. Wie der Kranke durch allmählige Belebung und den Gebrauch ſeiner geſchwächten Kräfte zur natürlichen Geſundheit zurückkehrt; ſo genaß dieſes Land. Kein gewaltſames Mittel wandte Fürſtenberg an. Er ehrte die uralte Verfaſſung, und ſeine Thätigkeit hielt ſich immer in den von ihr beſtimmten Schranken. Er verlezte nicht die angeerbten Rechte und Vorzüge des Adels, aber er ermunterte ihn, durch edle Geſinnungen und patriotiſchen Sinn dieſe Vorzüge in den Augen der Mitbürger beliebt zu machen. Nicht durch Beraubung der höhern Stände begünſtigte er den Bürger- und Bauernſtand, ſondern er erhob dieſe zum Gefühl der eigenthümlichen Ehre und Würde jeden Standes, und zu edlem Wetteifer mit den höhern für die Sache des gemeinen Wohls. Er unterdrückte und beraubte nicht die Geiſtlichkeit, ſondern ermunterte ſie, durch höhere Geiſtesbildung ſich die Achtung des Volks zu erwerben. Unter allen katholiſchen Staaten Deutſchlands gab Fürſtenberg im Hochſtift Münſter das erſte Beiſpiel verbeſſerter Schulen. Er ging auch hierin ſeinen eigenen ſtillen Weg. Der Volksunterricht wurde von Aberglauben gereiniget, aber die Religion

wurde gelehrt, um Stütze der Sittlichkeit zu seyn, und den Menschen Trost in den Kümmernissen dieses Lebens, frohe Hofnungen über dasselbe hinaus zu geben. Die Begriffe der Jugend wurden erweitert und geläutert; sie erhielt Kenntnisse, die auf den künftigen Beruf angewandt werden konnten. Aber in den Land- und Bürgerschulen wurde über den Kreis dieses Berufs nicht hinausgegangen; in der höhern Schulen wurden tüchtige Staatsdiener gebildet und dem vorzüglichen Genie Gelegenheit der Entwickelung gegeben. Die alte Litteratur weckte den Sinn der Jugend für das Große und Schöne; mathematische Studien gewöhnten sie zu richtigem Denken 9). Die Lehrer berief Fürstenberg nicht aus fremden Landen; er bildete sie aus seinen eigenen Landsleuten. Fand er einen vorzüglich fähigen Jüngling, so ermunterte er ihn zu Ausbildung seiner Kräfte, gab ihm oft selbst Anleitung, und

9) S. eine Verordnung Fürstenbergs über die Studien der Ordensgeistlichen in Schlözers Briefwechsel Heft 37. S. 19. In derselben empfiehlt er den jungen Geistlichen auch besonders das Studium der Mathematik als den kürzesten, leichtesten und sichersten Weg zu einem feinen Gefühl des Wahren, und zu richtigem Denken zu gelangen.

und ersten Unterricht [10]), und versah ihn mit den Mitteln, hohe Schulen des Auslands zu besuchen. So wurde er der Lehrer der Lehrer seiner Landsleute, und eben so führte er selbst fähige Jünglinge durch Rath und Beispiel zur Geschäftsverwaltung an, und senkte tief in ihre Herzen Gefühle der Rechtlichkeit, der Ehre und edler Gesinnungen. So wurzelte die Bildung, die aus den Eingebornen hervorging, desto tiefer; sie schritt gleichförmig in den verschiedenen Classen der Gesellschaft fort, nichts Fremdes und Aufgedrungenes war in ihr. Nicht zufrieden, den Wohlstand des Vaterlandes neu geschaffen zu haben, wollte Fürstenberg ihn auch für die Zukunft sichern, deshalb dessen Vertheidigung nicht allein von der Verbindung mit Mächtigern abhängig machen, sondern seine Bewohner in Stand setzen, sich selbst zu vertheidigen. Er unterhielt ein der Volksmenge des Landes angemessenes, wohlgeübtes Militair, und ließ den Officiers guten Unterricht in

10) Der durch seine Schriften berühmte Mathematiker Zumkley hat mir selbst erzählt, wie Fürstenberg nicht nur ihn zum Studium der Mathematik ermuntert, sondern selbst ihm den ersten Unterricht ertheilt habe. Fürstenberg hatte die in dem jungen Manne schlummernden Talente so richtig erkannt, daß dieser in spätern Zeiten wiederum sein Lehrer in den höhern mathematischen Wissenschaften wurde.

allen ihnen nüzlichen Wissenschaften ertheilen. Er ging noch weiter. Er ließ die Jugend des Landvolks in den Waffen üben, und brachte ihnen Lust zu diesen Uebungen und zu Allem bey, was den Körper stark und vorzüglich brauchbar machen kann. Die Sonn- und Festtage waren diesen Uebungen gewidmet. Fürstenbergs Handlungsweise hierin ist nicht nur von eifersüchtigem Neide, der im Gefolge jedes ausgezeichneten Mannes sich findet, bitter getadelt, sondern auch von manchem Verständigen sehr misverstanden. Fürstenberg hatte zu tiefe Einsicht, als daß er den Gedanken hätte fassen sollen, das kleine Münsterland je in den Stand sezen zu können, mit eigenen Kräften sich gegen den Anfall eines Mächtigern zu vertheidigen; noch weniger war er des sonderbaren Einfalls fähig, diesem Ländchen eine politische Wichtigkeit geben zu wollen, oder gar Eroberungsabsichten gegen seine Nachbarn zu haben. Dennoch ist man wirklich so weit gegangen, dem weisen Manne diese Thorheit beizumessen. Aber nur, wer Fürstenberg ganz verkannte, vermogte einem Argwohne dieser Art Raum zu geben. Jedoch Anlaß zu demselben mochte allerdings seine Neigung zu den Künsten des Krieges wohl geben. Fürstenberg, der die mathematischen Wissenschaften vorzüglich liebte, jedes in seiner Art Große und Aus-

Ausgezeichnete mit Achtung und Neigung umfaßte, hatte auch die Wissenschaft des Kriegs studiert. Große Talente, Muth und Aufopferung, die in Kriegsunternehmungen sich zeigen, in alter und neuer Zeit, hatten seine Aufmerksamkeit immer vorzüglich angezogen und sich seinem Gedächtniß tief eingeprägt; er redete mit Feuer von ihnen und wußte sie, nach allen Umständen, auf das Lebendigste darzustellen. Während des siebenjährigen Krieges, wie die Geschäfte des Landes oft seinen Aufenthalt in den Hauptquartieren der streitenden Heere veranlaßten, hatte er geflissentlich den Umgang mit Militairs gesucht, die über ihr Fach gedacht, oder wichtige Erfahrungen gemacht hatten. So hatte er den Herzog Ferdinand und den Erbprinz (nachher regierenden Herzog) von Braunschweig, den Marschall Broglio und mehrere Feldherren genau kennen lernen. Vorzüglich aber hatten der englische General Lloyd, nachher berühmter Geschichtschreiber des siebenjährigen Krieges 11), und

11) Das Hauptwerk über diesen denkwürdigen Krieg ist von Lloyd angefangen, vom preußischen General Tempelhof aber übersezt, berichtiget und fortgesezt worden. Lloyd hatte die ersten Campagnen bey dem österreichischen Heere unter General Lacy, die leztern aber, zum Dienst seines Vaterlandes abgerufen, bey dem englischen

und der edle Graf Wilhelm von Schaumburg-Lippe [11]) auf ihn gewirkt. Oft und gern redete er von diesen Männern mit sichtbarer Freude, in der Erinnerung an die geistvolle Unterhaltung, die er mit ihnen gehabt. Graf Wilhelm und er, die sich einander als verwandte Geister ehrten und liebten, hatten durch Wechsel ihrer Ideen sich in der edelsten Ansicht von Kriegswesen und Politik befestiget. Beide glaubten, daß die kleinen deutschen Staaten sich nur dadurch vor den Gräueln der sie so oft verwüstenden Kriege, und vor gänzlicher Unterdrückung schützen

---

schen Corps unter Herzog Ferdinand gemacht. Hier entstand eine genaue Bekanntschaft zwischen ihm und Fürstenberg, die auch nach dem Kriege fortdauerte, wie Lloyd zu Huy im Lüttichschen privatisirte, und sein Werk schrieb.

11) Dieser Mann, von originellem Geist und edler Gesinnung, war geboren 1724 und ist gestorben 1777. Aus Ueberzeugung von der Gerechtigkeit der Sache Friedrichs nahm er Theil an dem siebenjährigen Kriege mit seinem kleinen Corps, das sich rühmlich auszeichnete, ging dann, durch den englischen Hof veranlaßt, nach Portugal, wurde Wiederhersteller des portugiesischen Militairs, erhielt die Würde eines Feldmarschalls und Herzogs. Noch hat dieser wirklich sehr ausgezeichnete Mann einen Plutarch nicht gefunden; doch verdienen gelesen zu werden: Denkwürdigkeiten des Grafen Wilhelm zu Schaumburg-Lippe von Schmalz. Hannover 1783.

schützen könnten, wenn sie durch militairische Bildung und Bewaffnung ihres Volks sich in Stand sezten, einen plözlichen Ueberfall abzuwehren, und demjenigen Mächtigern, der die gerechte Sache vertheidige, ihren Beitritt wünschenswerth zu machen. Auch hatten beide den Glauben an die moralische Kraft der Menschen, welche, wie die Geschichte bezeuget, auch ein kleines Volk, das eigenen Boden vertheidigt, oft fähig macht, mächtigen Angriff abzuhalten, ihm Muth und Stärke giebt und die Achtung derer erwirbt, welche Beistand gewähren können; dagegen, wer gar nicht versucht sich selbst zu vertheidigen, ohnfehlbar unterdrückt wird. Immer erzählte Fürstenberg mit besonderm Wohlgefallen die Beispiele alter und neuer Zeit, welche diesen Satz bewähren. Hiezu kam die Betrachtung, daß körperliche Uebungen der Gesundheit und Geistesstärke förderlich sind und beitragen, ein Volk heiter, frey und besser zu machen. Solche Betrachtungen waren es, die Fürstenberg bewogen, sich mit der Bildung und Bewaffnung des stehenden Militairs gern zu beschäftigen und die kriegerischen Uebungen der Unterthanen auf alle Weise zu begünstigen. Aber, kein unverhältnißmäßiger Geldaufwand, kein Druck des Landes wurde von ihm als Mittel zur Erreichung dieses

Zwecks gebraucht. Je reiner ſeine Abſichten waren, je offener äußerte er ſich, bey jedem Anlaß, über dieſelben. Erhaben über jede ſelbſtſüchtige Neigung ahndete er auch bey Andern nicht leicht ſchlechte Beweggründe, und wurde nur dann getäuſcht, wenn ihm Mittel entgegengeſezt waren, die er, als unwürdig, ſich ſelbſt nicht erlaubt hätte, deshalb auch von Andern nicht erwartete. Doch begegnete ihm dieſes nicht oft, denn er, der in mannichfach verwickelten Verhältniſſen von früher Jugend an gelebt hatte, ſahe gewöhnlich fremde Abſichten wohl durch; er pflegte jedoch zu ſagen, es habe ihn nie gereuet, immer ſelbſt ganz wahr gehandelt zu haben. Er war umfaſſender Plane, einer nie ſich verläugnenden Conſequenz, großer Beharrlichkeit in der Ausführung fähig; er kannte keine andere Erholung von mühvoller Anſtrengung, als Beſchäftigung mit den Wiſſenſchaften, deren keine ihm unbekannt geblieben und in deren vielen er Kenner war. Sein größtes Vergnügen war der Ideenwechſel mit geiſtvollen Männern, aber mit Jedem, auf welcher Stufe der Bildung er ſtehen mochte, wußte er die Unterhaltung intereſſant zu machen, da er jeden veranlaßte, das Gute, was er in ſich hatte, mitzutheilen. Freundſchaft war ſeinem Herzen Bedürfniß. So lebte er in der Zeit,

von welcher die Rede iſt, in enger Verbindung mit der Gattin des ruſſiſchen Geſandten im Haag, der Fürſtin Gallizin [13]), die in Münſter ihren Aufenthalt genommen hatte, um, zurückgezogen von den Zerſtreuungen des Hofes, deſſen Zierde ſie war, ganz den Wiſſenſchaften und der Erziehung ihrer Kinder zu leben. In dem Kreiſe gebildeter und gelehrter Männer, welche dieſe edle Frau um ſich ſammelte, zeigte ſich Fürſtenberg in dem überfließenden Reichthum ſeines Geiſtes, in der ganzen Liebenswürdigkeit und der hohen Einfalt ſeines Charakters. Im gewöhnlichen Leben war er mancher Sonderbarkeiten und zuweilen einer Vergeſſenheit des Herkömmlichen und einer Zerſtreutheit fähig, die den Weltmann lächeln machen konnte; aber neben dem hellſten Verſtande wohnte in ſeinem Herzen eine wahrhaft kindliche Reinheit und Unſchuld, die keine Welterfahrung hatte wandeln können.

Dies war der Mann, der nicht aus Ehrgeiz, ſondern weil er es für Pflicht hielt, beſchloß, ſich der Wahl eines öſterreichiſchen Prinzen zu widerſetzen, und für den Fall, daß ein Coadjutor gewählt werden ſollte,

13) Einer Tochter des preußiſchen General-Lieutenants Grafen von Schmettau.

ſollte, ſich ſelbſt um dieſe Würde zu bewerben; er war aber feſt entſchloſſen, um zu ſeinem Zwecke zu gelangen, durchaus keine Mittel zu gebrauchen, als die der Verfaſſung des deutſchen Reichs und dem kanoniſchen Rechte gemäß wäre. Nie iſt er von der ſtrengſten Befolgung dieſes Vorſatzes abgewichen.

Fürſtenberg genoß einer Verehrung und eines Zutrauens, wie ſie dem Manne von Talent und Verdienſt nicht immer im eigenen Lande bewilligt werden. Ein ſehr großer Theil der Unterthanen, auch ſehr viele Mitglieder der Ritterſchaft und des Domcapitels wünſchten lebhaft, daß kein Anderer, als er, zum künftigen Regenten erwählt würde. Theils war perſönliche Achtung und Freundſchaft hievon der Beweggrund, theils aber, und bey Allen, war es die lebendige Ueberzeugung, daß für des Landes Wohl nicht beſſer geſorgt werden könne, als wenn es dem Manne übertragen werde, der während ſiebenzehn Jahren, in denen er das Miniſterium verwaltete, ſchon ſo viel für daſſelbe gethan hatte [14]). Man beſorgte,

14) Jedermann wußte, daß alles, was geſchah, ganz allein Fürſtenbergs Werk war. Churfürſt Maximilian Friedrich nahm ſo wenig Antheil an den Geſchäften, daß im Erzſtift Cölln nach ganz andern Grundſätzen wie im Hoch-

sorgte, daß bey einem fremden Fürsten, dem Abkömmling eines großen Hauses, die angefangenen wohlthätigen Entwürfe nicht vollendet, das Land in die Händel einer großen Monarchie verwickelt und dem Interesse derselben aufgeopfert werden möchte. Die Misbilligung der Wahl eines österreichischen Prinzen von dem nahen Preußen und Holland werde, wie man fürchtete, dem Lande mehr schaden, als das ferne Oesterreich, wenn man sich ihm anschlösse, nützen könne. Doch hatten nicht Alle diese Ansicht. Einige misgönnten Fürstenberg die Erhebung zum Fürstenstuhl, und da sie selbst auf denselben zu gelangen nicht hoffen durften, wollten sie lieber einen Fremden auf demselben sehen, der durch den Glanz hoher Abstammung denjenigen verdunkelte, den Geist und Tugend einem Manne aus ihrer Mitte gegeben hatte. Andere fürchteten die strenge Gerechtigkeitsliebe Fürstenbergs; sie wußten, daß unter ihm keine andre Begünstigung, als die des Verdienstes seyn werde.

Hochstift Münster verfahren wurde. Denn in jenem war die Regierung eben so unumschränkt Belderbusch, wie in diesem Fürstenberg, übertragen; oft wurden daher in beiden Landen einander widersprechende Maaßregeln genommen, z. B. im Erzstift Cöln war ein Lotto und wurde sehr begünstigt; in Münster war alles Lotto, und namentlich das Cölnische, streng verboten.

werde. Manche behaupteten, daß Fürſtenbergs Vorliebe für das Militair, ſeine Neigung zu großer Wirkſamkeit und zu politiſchen Verbindungen, auch ſeine geglaubte Partheilichkeit für Preußen, dem Lande Nachtheile bringen, und es in unangenehme Verwickelungen ſtürzen werde. Er wird, ſagten dieſe, wie ein unumſchränkter König regieren, gleich dem von ihm ſo ſehr verehrten Friedrich; er wird drückende preußiſche Einrichtungen im Finanz- und Militair-Weſen bey uns einführen, in der äußern Politik ganz das Werkzeug Preußens ſeyn. Bey Manchen waren ſolche Beſorgniſſe nur Vorgeben; Andere hatten ſie wirklich. Sicher waren dieſelben ungegründet. Fürſtenberg ehrte Friedrichs Genie, er bewunderte ihn als großen Feldherrn, er liebte die Politik, die er in der neueſten Zeit bewieſen und glaubte an deren Dauer, weil ſie dem wahren preußiſchen Staatsintereſſe gemäß war. Er betrachtete den preußiſchen Staat als natürlichen Beſchützer deutſcher Freiheit gegen die von Oeſterreich damals allgemein beſorgten Gefahren; aber er war durchaus kein blinder und unbedingter Verehrer von Friedrich, noch weniger von den preußiſchen Regierungs-Maximen. Gewiß würde er als Regent in der Verwaltung ſeines Landes leztere nicht ungebührend nachgeahmt und an Preußen ſich länger nicht angeſchloſſen haben, als

ſo

ſo lange, wie dieſes die Behauptung deutſcher Verfaſſung und Freiheit als Grundmaxime ſeiner Politik befolgt hätte [85]). Fürſtenberg iſt nicht Regent geworden; er hat das Gute, was man von ihm hoffte, nicht bewirken, den Ungrund der Beſorgniſſe, die man gegen ſeine Regierung erregte, nicht thätig darthun können. Der ſtatt ſeiner gewählte Erzherzog iſt dagegen in der innern Verwaltung auf Fürſtenbergs Wege ſo gut fortgeſchritten, und hat, unter drückenden Zeitumſtänden, in den äußern Verhältniſſen ſo weiſe Vorſicht bewieſen, als es irgend ein Eingeborner, als es ſelbſt Fürſtenberg kaum vermocht haben würde. Aber dieſe Begebenheiten konnte im Jahr 1780 Niemand vorausſehen. Die Münſterſchen Patrioten hatten Recht, wenn ſie einen fremden Prinzen, den ſie nicht kannten, nicht zu ihrem Regenten wünſchten, ſondern ihm den Eingebornen vorzogen, deſſen Einſicht und Tugend ihnen durch Erfahrung erprobt waren. Nicht nach dem Erfolge, den die Zukunft in ihrem

85) Dieſes leztere zu beweiſen hat Fürſtenberg noch die Gelegenheit gehabt. Nach dem Tode Churfürſt Maximilians im J. 1801 beförderte Fürſtenberg kräftigſt, gegen den Widerſpruch von Preußen, die Wahl des Erzherzogs Anton von Oeſterreich, weil er, nach damaligen Verhältniſſen, dieſes dem Intereſſe des Landes am gemäßeſten hielt.

ihrem Schooße verbirgt, ſondern nach dem, welcher nach Wahrſcheinlichkeit erwartet werden kann, müſſen die Entſchlüſſe und Handlungen der Menſchen beurtheilt werden, und nur, wer ſich in die Umſtände vergangener Zeit ganz verſetzen und das, was unerwartet ſpäter erfolgt iſt, zu vergeſſen vermag, kann das, was Menſchen angeſtrebt und gethan haben, richtig würdigen!

Feſt ſchloß ſich ein Theil des Domcapitels an Fürſtenberg an in der Abſicht, der Wahl des Erzherzogs ſich entgegen zu ſetzen. Wenn irgend möglich, wollte dieſe Parthey eine Coadjutorie ganz verhindern, falls aber der Churfürſt dieſelbe beharrlich verlangte, Niemand anders als Fürſtenberg wählen. Dieſer ſelbſt erklärte, daß er mit gleichem Eifer für die Erhebung jedes andern ſeiner Mitbrüder arbeiten werde. Wirklich foderte er ſelbſt einige der angeſehenſten Mitglieder des Domcapitels zur Bewerbung auf, und verſprach ihnen die kräftigſte Unterſtützung. Doch keiner wagte aufzutreten, denn keiner hatte Hofnung, ſo viele Stimmen für ſich zu vereinen, als für Fürſtenberg ſich bereits erklärt hatten.

Während der öſterreichiſche Geſandte Graf Metternich in Cölln beſchäftiget war, war es deſſen Legations-Sekretair Kornrumpf, einem geſchickten und ge-

gewandten Geschäftsmanne, aufgetragen, in Münster alle Bewegungen zu beobachten, und die Gemüther im Domcapitel für die österreichische Absicht zu gewinnen. Er arbeitete mit Erfolg. Manche wurden durch angebotne Vortheile gewonnen, andere bestimmte die Eifersucht gegen Fürstenberg und die vorgefaßte Meinung, daß sein Charakter und seine politischen Gesinnungen für das gemeine Beste üble Folgen haben würden. Diese versprachen von einem Erzherzoge dem Lande Schuß gegen die Abhängigkeit von Preußen, die man schon jezt, sagten sie, erfahre und unter jedem mindermächtigen Fürsten immer mehr erfahren, die endlich, unter einem Regenten von Fürstenbergs Neigungen, sich in völlige Sklaverey verwandeln werde. Nach ihrer Behauptung war es ungleich rathsamer, durch die Wahl eines Fürsten aus einem großen Hause sich einer mächtigen Monarchie anzuschließen, die kein Interesse habe, ein kleines entferntes Land über seine Kräfte anzustrengen, vielmehr, wenn sie desselben Mitwirkung zu ihren Entwürfen im Fall des Krieges verlange, auch ihm Schuß gewähren werde. Das Ansehen einer solchen Monarchie, glaubten sie, würde in der Zeit des Friedens hinreichen, um gegen unwürdige Neckerey zu sichern, welche das Münsterland jezt von jedem benachbarten preußischen General dulden müsse.

Gerade, weil Preußen dieses wohl einsehe, widerspreche es so eifrig der Wahl eines österreichischen Prinzen, und Wolffersdorf sey ein so thätiges Werkzeug dieses Widerspruchs, weil er fühle, daß ihm unter einem solchen Regenten nicht mehr gestattet seyn werde, was er jezt ungeahndet wage. Diese Ansicht war es vorzüglich, welche mehrere würdige Mitglieder des Domcapitels bewog, sich für die österreichische Parthey zu erklären. Zu ihnen gehörte besonders der Freiherr von Spiegel, ein Mann von hellem Geist, und der Freiherr Moritz von Brabeck [16]), welcher selbst nach Wien reiste, seine eigene und mehrerer Capitularen Stimmen antrug, und die gewisse Durchsetzung der Wahl des Erzherzogs versprach, wenn die Kaiserin-Königin standhaft bey ihrem Plane beharre, ohne sich durch die Widersetzung der Gegenparthey und durch Preußens und Hollands Einreden irren zu lassen.

Zu Cölln wurde die Sache zuerst entschieden. Prinz Joseph von Hohenlohe wurde, nachdem er dem

16) Er hat nachher den geistlichen Stand verlassen und sich durch Vertheidigung der Rechte der Unterthanen in seinem Vaterlande, dem Hochstift Hildesheim, Ruhm erworben. Als dieses Land unter preußische Herrschaft kam, wurde er 1802 in den Grafenstand erhoben; er ist gestorben im Januar 1814.

dem Churfürst seine Absicht zu erkennen gegeben, veranlasset, nach Wien zu gehen, um sich die Geneigtheit und Fürsprache des kaiserlichen Hofes zu verschaffen. Hier erfuhr derselbe zuerst, daß Maria Theresia selbst für ihren Sohn die Coadjutorie suche, daß dieses mit Einstimmung des Churfürsten geschehe, und Belderbusch sich um die Stimmen bewerbe. Wie die Monarchin selbst ihm dieses sagte und versicherte, daß sie der Mehrheit im Cöllner Domcapitel bereits gewiß sey, und auch ihn um seinen Beitritt zu derselben ersuchte, konnte Prinz Joseph ihn nicht abschlagen, doch als ihre Geschäftsmänner ihm nachher antrugen, er möge selbst sich bemühen, die Sache des Erzherzogs bey dem Domcapitel völlig durchzusetzen, lehnte er dieses, als seiner unwürdig, ab. Er erklärte, daß er seine eigene Absicht nunmehro aufgeben und, wenn es wirklich zur Wahl eines Coadjutors kommen sollte, für den Erzherzog stimmen, aber bis dahin, daß dieses entschieden sey, Alles thun werde, um die Coadjutor-Wahl überhaupt zu hindern, welche er unnöthig und dem Erzstift nachtheilig halte. Mit diesen Vorsätzen kam Prinz Joseph nach Cölln zurück und beharrete standhaft bey deren Ausführung. Graf Metternich trug ihm das Erzbisthum Prag oder ein anderes ihm annehmlicheres österreichisches Bisthum an. Er verbat es mit der Aeußerung, daß er vom

kaiſerlichen Hofe keine Gnadenbezeugungen verdient habe, noch annehmen könne. Nachdem der König von Preußen ein eignes nachdrückliches Abmahnungs-Schreiben an den Churfürſt Maximilian Friedrich erlaſſen und deſſen Geſandter von Emminghaus im verſammelten Domcapitel alle Gründe nachdrücklich vorgehalten hatte, welche die Wahl eines öſterreichiſchen Prinzen widerrathen müßten, bemühete Prinz Joſeph ſich eifrigſt, vereint mit einigen wenigen Capitularen, unter denen Graf Joſeph Truchſes ſich vorzüglich auszeichnete, den Churfürſten zu bewegen, ſein Verlangen eines Coadjutors zurückzunehmen; aber dahin ließ Belderbuſch es nicht kommen. Sein Einfluß im Domcapitel war überwiegend, und bewirkte den Schluß der Mehrheit, daß am zweiten Auguſt die vorgängige Frage, ob ein Coadjutor zu wählen ſey? in Ueberlegung genommen werden ſolle. Im Geheim war auch bereits deren bejahende Entſcheidung, und die bald darauf folgende wirkliche Wahl des Erzherzogs feſt beſtimmt.

den 14 Juni 1780

Dieſes Erfolgs verſichert begab Graf Metternich ſich nun nach Münſter, und bewarb ſich förmlich bey allen einzelnen Domcapitularen, den anweſenden mündlich, den abweſenden ſchriftlich, im Namen ſeiner Monarchin, um die Stimmen für den Erz-

d. 24ten Juni

Erzherzog Maximilian, der auch ſelbſt jedem Einzelnen deshalb in verbindlichen Ausdrücken ſchrieb. Der Geſandte verſicherte, wie dieſe Bewerbung mit Genehmigung des Churfürſten geſchehe. Wirklich erließ dieſer auch ein Schreiben an das Domcapitel, worin er die Wahl eines Coadjutors, deſſen er bey herannahendem Alter bedürfe, verlangte und den Erzherzog empfahl, deſſen Verbindung und Eigenſchaften dem Lande Schuß und Nutzen verſprächen. Im Cöllniſchen Domcapitel war beſchloſſen worden, der Verfaſſung gemäß, zuvörderſt zu Entſcheidung der vorgängigen Frage: ob ein Coadjutor zu wählen ſey? eine Generalverſammlung feſtzuſetzen. Zu Münſter ging man raſcher. Die Mehrheit der anweſenden Capitularen hielt ſich bey dieſer Vorfrage gar nicht auf, nahm ſie als bereits entſchieden an und ſezte feſt, daß am 16ten Auguſt die Wahl vorgenommen und der Kaiſer erſucht werden ſollte, einen Commiſſarius zu derſelben abzuordnen. Fürſtenberg und ſeine Freunde ſtellten mit Nachdruck vor, daß die Wahl eines Coadjutors die wichtigſte Angelegenheit der Kirche und des Staats ſey, welche nicht von den zufällig gerade jezt in der Hauptſtadt anweſenden Capitularen, ſondern nur in einem Generalcapitul entſchieden werden könne, zu welchem alle Abweſende förmlich, mit Anzeige der Urſache, eine geraume Zeit

zuvor eingeladen werden müßten. In ſolchem Generalcapitul, behaupteten ſie ferner, könne nicht ſofort die Wahl ſelbſt vorgenommen werden, ſondern vor Allem ſey nöthig, die höchſtwichtige Vorfrage in reife Ueberlegung zu nehmen: ob die Wahl eines Coadjutors überall gerade jezt rathſam und nothwendig ſey? denn das kanoniſche Recht erlaube eine ſolche Wahl ausdrücklich nur im Fall dringender Nothwendigkeit, und ganz auffallenden Nutzens 17). Dieſer Fall, fuhr die Parthey ferner fort, ſey offenbar jezt nicht vorhanden; der Churfürſt genieße einer guten Geſundheit und bedürfe noch keines Gehülfen; es ſey alſo rathſam, denſelben zu erſuchen, die Regierung ferner allein zu führen und zu bezeugen, wie das Dom-

17) Urgens necessitas aut evidens utilitas wird, nach dem Concilio Tridentino, ausdrücklich erfodert, um einen Coadjutor erwählen zu können. Nach den Grundſäzen des römiſchen Hofes war es eigentlich der Papſt, welcher dem Biſchof auf ſeine Bitte einen Coadjutor gab, und die Wahl deſſelben durch das Domcapitel wurde nur als Vorſchlag betrachtet, der erſt durch die Beſtätigung des Papſtes Gültigkeit erhielt. Durch Zulaſſung eines Coadjutors beraubte alſo ein Domcapitel ſich theils der interimiſtiſchen Regierung, welche bey erledigtem Sitze ihm zuſtand, theils einer völlig freien Wahl, die ihm im leztern Falle unſtreitig gebührte.

Domcapitel und übrige Landstände sehr bereit seyen, die Last der Regierung auf jede ihm selbst gefällige Art zu erleichtern. Noch stellte Fürstenberg und seine Parthey vor: die namentliche Empfehlung einer bestimmten Person sey etwas ganz Ungewöhnliches und dem freien Wahlrechte zuwider; die Rechte und Verfassung wollten alle und jede Andringung entfernt wissen, und in allen vorhergehenden Fällen hätten die Bischöfe sich immer begnügt, ihren Wunsch eines Coadjutors im Allgemeinen vorzulegen, oft ausdrücklich erklärt, daß Jeder, den das Capitel wähle, ihnen gleich angenehm seyn würde; ja man habe Fälle, daß die versuchte Empfehlung einer bestimmten Person, auf geschehene Vorstellung, wieder zurückgenommen sey; jezt aber müsse man, wenn man die churfürstliche Empfehlung mit dem Antrage des kaiserlichen Gesandten in Verbindung setze, sogar annehmen, der Churfürst verlange nur dann einen Coadjutor, wenn er sich gewiß versichert halten könne, daß kein anderer als der Erzherzog gewählt werden würde. Ein so bestimmter und andringender Vorschlag eines erhabenen Prinzen beschränke das freie Wahlrecht um so mehr, da viele Glieder des Domcapitels fürchten dürften, durch Verweigerung ihrer Stimmen, sowohl ihrem Bischofe zu misfallen, als auch sich die Ungnade des hohen Erzhauses zuzuziehen. Mancher, der

wohl ſelbſt ſich beworben hätte, würde es nicht wagen, neben einem ſolchen Competenten aufzutreten, auch kämen noch wichtige Gründe, welche die politiſche Lage des Hochſtifts und ſeine Verhältniſſe mit benachbarten Staaten darböten, hinzu, die es äußerſt bedenklich machten, gerade einen öſterreichiſchen Prinzen zum Biſchof und Regenten zu wählen. Alle dieſe Betrachtungen, ſchloß die Parthey, machten es ſehr rathſam, den Churfürſt dringend zu erſuchen, wenn er von dem Begehren eines Coadjutors nicht ganz abſtehen wolle, doch die beſtimmte Empfehlung einer Perſon zurückzunehmen, und dem Domcapitel eine ganz freie Wahl, ſeinem Rechte gemäß, zu erlauben.

So einleuchtend wichtig dieſe Gründe auch waren, machten ſie doch auf die Mehrheit der anweſenden Glieder gar keinen Eindruck. Unter eingelegter Proteſtation der mindern Zahl wurde der Wahltag feſtgeſezt, das Schreiben an den Kaiſer entworfen und abgeſandt. Die öſterreichiſche Parthey des Domcapitels war durch ihre Begierde zu ſiegen, und dem kaiſerlichen Hofe ſich gefällig zu bezeigen, zu Unregelmäßigkeiten fortgeriſſen, deren ſie nicht bedurfte, um unter den Umſtänden, die vorhanden waren, ihres Sieges gewiß zu ſeyn. Offenbar waren

waren die zufällig in Münster anwesenden Domherren nicht berechtiget, ihre abwesenden Mitbrüder ihres Rechts zu berauben, über die höchst wichtige Frage: ob ein Coadjutor gewählt werden solle, oder nicht? auch gehört zu werden und ihre Stimmen abzugeben. Eben so war die namentliche Empfehlung der Person sehr verfassungswidrig und sehr unnöthig. Eine geheime Empfehlung bey den Einzelnen, und deren Bearbeitung durch den österreichischen Gesandten hätte ganz dieselbe Wirkung hervorgebracht und keinem Vorwurf ausgesezt. Man versicherte auch bald nachher, es sey dieses in Wien gefühlt und Graf Metternich getadelt worden, daß er diese Nullitäten angerathen, oder doch zugelassen habe. Fürstenberg und seine Freunde wollten dieselben benutzen, um die Wahl des Erzherzogs zu verhindern. Sie beschlossen zu diesem Zweck folgende rechtliche in der Verfassung begründete Mittel zu gebrauchen. Dem Churfürsten wollte man das verfassungswidrige Verfahren der Mehrheit in einem eindringlichen Schreiben bemerklich machen, ihn bitten, dasselbe zu vernichten, wo möglich sein Begehren eines Coadjutors, wenigstens aber doch die Empfehlung des Erzherzogs zurückzunehmen. Aus gleichen Gründen wollte die Minorität das Reichsoberhaupt ersuchen, die auf verfassungswidrige und kanonisch nichtige Art angesezte

ſezte Wahl nicht zu genehmigen, und einen Commiſſarius, ohne deſſen Vorſitz ſie nicht geſchehen konnte, zu derſelben nicht abzuordnen. Auch das ganze Reich, und beſonders jeder Churfürſt (alſo auch der König von Preußen), ſollten von der Sache unterrichtet, und gebeten werden, dieſes gerechte Geſuch bey dem Kaiſer zu unterſtützen. Zugleich wollte man dem Oberhaupte der römiſchen Kirche das unregelmäßige Beginnen einiger Capitularen anzeigen und bitten, nicht nur, wenn zu wirklicher Wahl geſchritten werden ſollte, deren Beſtätigung, die zu der Gültigkeit durchaus nöthig war, zu verſagen, ſondern auch dem Erzherzoge das breve eligibilitatis nicht zu ertheilen, deſſen dieſer Prinz, der ſchon Hoch- und Deutſchmeiſter war, unumgänglich bedurfte, um noch eine zweite und dritte geiſtliche Würde annehmen zu können. Die kanoniſchen Rechte erlauben die Häufung geiſtlicher Würden in derſelben Perſon nur in höchſt dringenden Fällen. Das Geſuch war alſo ſehr gegründet, ſeine Gewährung ſchien den Grundſätzen und dem Intereſſe des römiſchen Hofes gemäß, der deutſche Bisthümer ungern in den Händen des Hauſes Oeſterreich ſehen mußte. Auch rechnete man darauf, daß Preußen und, durch deſſen Verwendung, auch Frankreich und andere katholiſche Höfe ſich der Sache in Rom annehmen wür-

würden. Noch wollte die Minorität sämmtliche Domcapitel in Deutschland auffodern, gemeine Sache zu machen und nicht ein Beispiel zuzulassen, das der Wahlfreiheit aller gefährlich sey.

Alle diese beschlossenen Schritte waren höchst rechtlich und konnten, wenn auf Erhaltung der Verfassung gesehen werden sollte, ihres Eindrucks nicht verfehlen. Aber Fürstenberg war überzeugt, daß er, bey der Uebermacht des Wiener Hofes, keinen Erfolg von denselben hoffen dürfe; er sahe ein, daß er bey dem Mislingen seine Freunde und deren Familien dem Unwillen dieses Hofes und dessen mannichfach üblen Folgen aussetzen werde, wenn er nicht eines mächtigen Beistandes zuvor gewiß versichert wäre. Niemand konnte diesen Beistand leisten, als Friedrich. Fürstenberg machte also seine Entwürfe den preußischen Abgeordneten bekannt, erklärte aber zugleich, daß er die Ausführung nicht eher unternehmen werde, bis er die bestimmte Versicherung des Königs habe, daß derselbe die zu thuenden Schritte billige, dieselben kräftigst unterstützen und, wenn es nöthig, alle, auch die äußersten Mittel anwenden wolle, die Wahl des österreichischen Prinzen zu hindern. Man hat Fürstenberg beschuldigt, daß er, von Ehrgeiz getrieben, um seine eigene Wahl

zu

zu befördern, einen neuen Krieg in Deutschland habe anfachen wollen. Sicher war dieses nicht die Absicht des edlen Mannes; aber er hielt dafür, Preußens Interesse erfodre durchaus, das Gelingen der österreichischen Absicht nicht zuzugeben und nach der Widersetzung, die es bereits bewiesen, sey es seiner Würde gemäß, eine Sprache zu führen, die glauben mache, es werde der Vergrößerung des Nebenbuhlers hier mit eben dem Nachdruck entgegen arbeiten, der in der bayerschen Sache bewährt war. Fürstenberg glaubte zugleich, daß Preußen um so unbedenklicher sich im äußersten Falle zum Kriege entschlossen zeigen könne, da man gewiß wisse, Maria Theresia werde es nie dazu kommen lassen, und, wenn sie den Ernst sähe, lieber dem Entwurf der Mutterliebe entsagen.

Wie die bestimmteren Nachrichten von den Fortschritten, die der Wiener Hof bereits gemacht hatte, nach Berlin kamen und den bisher gehabten Hofnungen, es werde nicht schwer seyn, mit Hülfe Hollands die Ausführung zu vereiteln, widersprachen, war der König auf einer seiner gewöhnlichen Militair-Reisen von seiner Hauptstadt entfernt. Obgleich der Antheil, den er an den Staatsgeschäften nahm, während solcher Reisen nie unterbrochen ward, vielmehr er durch die Berichte seiner Minister immer

von Allem, was vorging, unterrichtet blieb; so war doch einiger Aufenthalt in dem Gange der Geschäfte unvermeidlich. Ein solcher trat auch bey demjenigen, von welchem hier die Rede ist, ein, und zwar grade in dem Augenblick, wo eine schnell gefaßte feste Entschließung am nöthigsten gewesen wäre. Ohne bestimmte Befehle des Königs wagte das Kabinets-Ministerium keine Schritte zu thun, die zu weit führen konnten. Die von uns bereits angedeutete Verschiedenheit der Charaktere der beiden Minister, Graf Finkenstein und Herzberg, machte, daß sie auch über das, was in dieser Angelegenheit zu thun sey, nicht gleich dachten. Finkenstein wollte zwar den Entwürfen des Wiener Hofes wirksam entgegen gearbeitet wissen, aber er wollte es auf eine Art, die keinen offenbaren Bruch mit diesem Hofe zur Folge haben könnte. Nur durch in Geheim gemachte Vorstellungen sollte der Wahl des Erzherzogs entgegen gearbeitet werden; er rechnete vorzüglich darauf, daß die Republik Holland ein sehr nahes Interesse bey der Sache habe, und daß sie auch jezt eben die Mittel anwenden werde, die ihr in frühern Zeiten bey den Wahlen in den ihr benachbarten Hochstiftern, und vorzüglich zu Münster, immer einen bedeutenden Einfluß verschafft hatten. Wäre es indeß gar nicht möglich, die Stimmen-Mehrheit zu erhalten, so

war Finkenstein sehr geneigt, die Minorität des Münsterschen Domcapitels, wenn sie ihre Beschwerden an den Reichstag brächte, durch beistimmende Erklärungen kräftigst zu unterstützen, auch andere Reichsstände aufzufodern, ein Gleiches zu thun. Der so langsame Gang reichstägiger Berathschlagungen, hofte dieser Minister, werde die Sache vorerst aufhalten, und zulezt der Wiener Hof, um nicht sein Ansehn im Reiche zu verlieren, einen Entwurf ganz aufgeben, gegen den er eine allgemein widrige Stimmung bemerken würde. Herzberg war für kräftigere Maaßregeln. Wenn, glaubte er, ein angesehener Theil des Münsterschen Domcapitels das illegale Benehmen des Churfürsten und der Mehrheit mit guten Gründen nachwiese, sich dagegen an das gesammte Reich wendete, und besonders auch den Beistand des Königs, als Churfürsten und Mitdirektors des westphälischen Kreises, nachsuchte; so sey dieser vollkommen befugt und durch seine Ehre, und das Interesse seines Staats sogar verpflichtet, solchen wohlgesinnten Patrioten kräftigen Schuz zuzusichern, und sowohl dem Domcapitel als dem Churfürsten öffentlich zu erklären, daß er eine Wahl nicht zugeben könne, die auf eine verfassungswidrige Art begonnen würde, dem Wohl des Hochstifts nachtheilig, und auch dessen Nachbaren nicht gleichgültig

gültig ſey. Wäre eine ſolche Erklärung gleich anfangs geſchehen, vielleicht hätte der Wiener Hof die Ausführung ſeiner Abſicht wenigſtens noch ausgeſezt. Kaiſer Joſeph II war gerade damals weit entfernt auf ſeiner Reiſe nach Petersburg. Ohne von dieſem Monarchen unterſtüzt zu ſeyn, wagte Fürſt Kaunitz es nicht, Schritte zu thun, die, den Wünſchen der Kaiſerin-Königin gerade entgegen, zur Unterbrechung des Friedens führen konnten. Aber Friedrich II war eben ſo abgeneigt, wie dieſe Monarchin, gegen neuen Krieg. Gern glaubte er ſeinem Finkenſtein, daß auch ohne Drohungen und ernſtliche Sprache Oeſterreichs Abſicht zu vereiteln ſeyn dürfte. So wurde Herzberg zurückgehalten. Der bayerſche Krieg, obgleich er, wie wir geſehen haben, ganz auf der eigenen Entſchließung Friedrichs beruhte, wurde allgemein für Herzbergs Werk gehalten. Bey vielen des Hofes, ſelbſt bey den Prinzen des Hauſes, herrſchte die Meinung, die zu große Raſchheit dieſes Miniſters verwickele den Staat in Kriege, die vermieden werden könnten. Um ſolchen Verdacht nicht von Neuem zu ſtärken, war Herzberg in allen ſeinen Aeußerungen äußerſt vorſichtig.

Bey dieſen innern Verhältniſſen erhielten diejenigen, welche der preußiſche Hof zu Münſter in

der

der Wahlsache gebrauchte, durchaus nicht die Anweisungen, wie die Lage der Dinge sie dort erforderte. Sie sollten die Parthey, welche den österreichischen Absichten entgegen arbeitete, zum kräftigsten Widerstande ermuntern, sie sollten sie bewegen, die Schritte wirklich zu thun, die sie beschlossen hatte; aber dabey sollten sie, mit vorsichtigster Wahl jedes Ausdrucks, durchaus Alles vermeiden, was den Wiener Hof irgend beleidigen, oder von des Königs Unterstützung zu viel erwarten lassen könnte. Eine solche Anweisung konnte wol im Kabinet ertheilt werden, aber sie an Ort und Stelle wirklich zu befolgen, war unmöglich. Weder Fürstenberg und seinen Freunden, noch seinen Gegnern, entging es, daß man auf Preußens nachdrückliches Handeln nicht rechnen dürfe; auch von Wien aus wurde ernstlich versichert, man sey fest überzeugt, Friedrich werde um dieser Angelegenheit willen sicher nicht wagen, was er der bayerschen Sache wegen gethan habe. Außer den schon angedeuteten Fehlern, welche der preußische Hof in Betreibung dieser Sache beging, waren auch die Werkzeuge, welche er gebrauchte, nicht so gewählt, um einen guten Erfolg zu sichern. Der Direktorial-Gesandte von Emminghaus, durch den das Geschäft hauptsächlich und officiell betrieben werden mußte, war ein Mann

von

von vielen Einsichten, redlichem Charakter und reinem Diensteifer, aber er hatte nicht das persönliche Vertrauen erworben, das bey einem diplomatischen Geschäftsmann so nothwendig ist, um dem Ansehen, welches das Amt verleihet, das nöthige Gewicht zu geben. Gewöhnlich erfuhr er sogar dasjenige, was im Cöllnischen Domcapitel und am Bonnschen Hofe vorging, zu spät; in Münster hatte er gar keine Verbindungen. Der General von Wolffersdorf, welcher vorzüglich an lezterm Orte wirken sollte und nur gar zu thätig sich bewies, war zu diesem Geschäft gar nicht gemacht. Seine verübten Gewaltthätigkeiten, seine harten, unziemlichen Aeußerungen hatten ihn allgemein verhaßt gemacht. Er war mit gar keiner Vollmacht versehen, die ihn im Namen seines Königs zu reden berechtigt hätte. Was er zuweilen aus den Schreiben des leztern mittheilte, wurde entweder für untergeschoben angesehen, oder that, wegen zu harter Ausdrücke, die Friedrich nur gegen seinen General sich erlaubte, nicht zur Mittheilung bestimmt hatte, eine ganz entgegengesezte Wirkung. Auch statt des Verfassers dieser Geschichte wäre ein Mann von höhern Range, und mit öffentlichem diplomatischen Charakter und Auftrage versehen, ungleich brauchbarer gewesen. Dohm, welcher, wie bereits erwähnt, nur durch Zufall, und

um von der Lage der Sache ſich zu unterrichten, nach Münſter gekommen war, hatte keine Vollmacht, alſo auch keine Befugniß, anders als Privatmann zu reden. Erſt ſpäterhin wurde er von Berlin mit einer Vollmacht an das Domcapitel verſehen, aber ihm dabey ausdrücklich vorgeſchrieben, daß er von derſelben nur im Nothfall Gebrauch machen ſolle. Dieſe Vorſchrift, und die Ueberzeugung, der Augenblick zum nüzlichen Handeln ſey vorüber, bewegen ihn, ſie ganz zurückzuhalten. So würde es den Gegnern leicht, zu verbreiten, dieſer preußiſche Geſchäftsmann ſey allein durch Fürſtenberg veranlaßt, in Münſter aufzutreten, und ſowohl er, als der General Wolffersdorf handeln nur auf Eingebung dieſes Miniſters, ohne Wiſſen und Auftrag ihres Hofes.

Dohm bemühte ſich eifrigſt, alle dieſe widrigen Verhältniſſe in ſeinen Berichten deutlich aus einander zu ſeßen, und zu beweiſen, daß die anbefohlnen halben Maaßregeln zu nichts führen könnten, daß, wenn der König nicht gut finde, die Sache mit Nachdruck zu betreiben, es der Würde deſſelben gemäßer und in allem Betracht ungleich beſſer ſey, gar keinen Antheil zu nehmen. Wirklich, da die patriotiſchen Glieder des Domcapitels ſich und ihre Familien ſehr unan-

unangenehmen Folgen aussezten, wenn sie wagten, der österreichischen Wahl öffentlich zu widersprechen; so war es sehr unrecht, zu solchen Schritten zu ermuntern, wenn Preußen nicht entschlossen war, gegen diese Folgen allen von ihm abhängenden Schuß zu bewilligen. Vielleicht war es die Gesinnung eines Neulings in der diplomatischen Laufbahn, wie Dohm damals war, wenn es ihm widerstrebte, bey einem entgegengesezten Verfahren zum Werkzeuge gebraucht zu werden. Er wandte daher Alles an, um zu überzeugen, es sey nicht nur dem Recht, sondern auch der Würde und dem Vortheil des Hofes zuwider, wenn man die patriotische Parthey nur im Geheim zum Widerstand aufreizen, nicht aber auch öffentlich für sie auftreten wollte. Gewiß konnte ein solches Betragen nur bey den Freunden das Vertrauen, und bey den Gegnern die Achtung schwächen, besonders trug es dazu bey, in Wien, wo Alles, was in Münster geschah, genau bekannt wurde, die Erbitterung und zugleich die Ueberzeugung, daß Preußen nicht kräftig entgegen zu handeln wage, zu vermehren. Aber Alles, was hierüber vorgestellt wurde, fand in Berlin wenig Eingang. Der König machte sich, nach dem, was ihm Wolffersdorf berichtete, immer noch bessere Hofnung, als die Umstände wirklich erlaubten; Graf Finkenstein blieb bey der

Meinung, daß durch die Schritte, welche die Minorität thun wollte, es möglich seyn werde, auch ohne offene Einmischung des Königs, den österreichischen Entwurf zu vereiteln. Auch Herzberg ließ sich verleiten, dieses wahrscheinlich zu finden, weil er es sehnlichst wünschte. Er hofte, der König solle allmählig zu einer immer stärkern Sprache, am Ende auch zu Drohungen des bewafneten Widerstandes bewogen werden. Solche Drohung, verbunden mit Maria Theresia's friedlicher Gesinnung, schmeichelte er sich, werde hinreichen, auch ohne Krieg den Zweck zu erreichen. Am Ende hielt dieser Minister auch den Krieg, so wenig er ihn jezt wünschte, doch nicht für das größte der Uebel, wenn er für eine so gerechte Sache, wie ihm diese erschien, und für Preußens Ruhm geführt würde.

So mußte also die patriotische Parthey zu standhaftem Widerstande fortdauernd ermuntert werden, doch wurde endlich beschlossen, den Antheil, den der König an der Sache nehme, öffentlicher zu bewähren. Es sollte der Baron von Edelsheim, der ehemals als preußischer Gesandter am Wiener Hofe sich als einen einsichtsvollen Staatsmann bewiesen hatte, in Cölln und Münster auftreten. Fürstenberg schlug vor, ihn zum Churfürsten und an das

Cöll-

Cöllner Domcapitel zu ſenden, dagegen den Direkto- 1780
rial-Geſandten von Emminghaus nach Münſter kommen zu laſſen, neben welchem auch Dohm die dortigen Unterhandlungen fortführen, die Einwirkung des Generals von Wolffersdorf in dieſelben aber gänzlich aufhören möchte. Dieſes wurde in Berlin genehmiget. Aber Edelsheim, der nicht mehr in preußiſchen Dienſten war, lehnte den Auftrag ab. Da man jedoch die Sache in Cölln bereits als verloren anſah, ſo erhielt Emminghaus dennoch Befehl, nach Münſter zu gehen, wo auch Dohm bleiben ſollte. Der König erließ zugleich ein neues, ſehr nachdrückliches Abmahnungsſchreiben an den Churfürſt und an beide Domcapitel. Emminghaus überbrachte daſſelbe nach Münſter, übergab es im verſammelten Capitel und ſtellte in eindringender Rede die Gefahren vor, welchen das Land durch eine Wahl ausgeſezt würde, die ihm das Vertrauen ſeiner Nachbarn entziehen und es in weit ausſehende Händel verwickeln könne. Dieſe Vorſtellungen machten bey Manchen Eindruck; einige ſchienen wirklich zu bereuen, ihre Stimmen bereits zu feſt verſprochen zu haben. Doch die Häupter der öſterreichiſchen Parthey wandten Alles an, ſie feſt zuſammen zu halten. Auch Holland wurde jezt thätiger, und wollte ſeine Bemühungen mit den preußiſchen verbinden; aber

d. 10ten Jul.

1780 die große Langsamkeit aller Berathungen in den Generalstaaten, welche zuvörderst von den Staaten der einzelnen Provinzen instruirt werden mußten, hielt ungemein auf, und die ängstliche Vorsicht, mit welcher die holländische Regierung alle ihre Schritte abmaaß, vereitelte vollends den Erfolg. Diese Regierung fürchtete einen österreichischen Prinzen zum Nachbar zu erhalten; aber fast noch mehr fürchtete sie, dieses zu erkennen zu geben und den Wiener Hof zu beleidigen. So kam, nachdem alle Hofnung in Cölln aufgegeben war, der dort residirende holländische Gesandte van Lansberg nach Münster, aber mit so beschränkenden Instruktionen, daß er selbst kaum wußte, was er dort thun sollte. Jede öffentliche Erklärung, fast das Geständniß, die Republik sehe die Wahl eines Erzherzogs ungern, war ihm untersagt. Die Aengstlichkeit, mit welcher der Mann, diesen Weisungen gemäß, sich benahm, war so groß, daß man unter seinen Augen zu verbreiten wagte, er sey gar nicht wegen der Coadjutorie-Angelegenheit, sondern nur zu Berichtigung gewisser Gränzirrungen nach Münster gekommen, zu welchen er doch keinen Auftrag hatte. Nur ganz im Stillen sollte van Lansberg die einzelnen Glieder des Domcapitels zu gewinnen suchen. Ehe er mit den hierzu erfoderlichen Mitteln versehen war, verging viele

den 22ten Jun.

Zeit.

Zeit. Die holländische Regierung wollte auch bey Anwendung dieser Mittel die strengste Oekonomie beobachtet wissen, und nahm den bey früheren Wahlen [18]) in Münster gemachten Aufwand zum Maaßstabe des jezt zu machenden. Mit Mühe gelang es, im Haag begreiflich zu machen, daß dieser Maaßstab nicht passend bey einer Wahl sey, bey welcher einem Prinzen von Oesterreich entgegengearbeitet werden solle. Wie van Lansberg endlich im Stande war, annehmliche Anerbietungen zu machen, erhielt er von den Meisten die Antwort, daß es zu spät sey, weil man bereits Oesterreich das Wort gegeben, welches zurückzuziehen die Ehre nicht erlaube. Noch ein besonderer Umstand erschwerte Alles, was von Holland geschahe. Im siebzehnten Jahrhundert hatte der kriegerische Fürstbischof Bernd van Galen, als Verbündeter von Frankreich und England, die Republik auf eine Art angefallen, die sie mit dem Untergange zu bedrohen schien. Der Eindruck davon war bis auf jetzige Zeit geblieben; die Gegner hatten dieses benuzt, und, mit übertriebener Schilderung von Fürstenbergs kriegerischen Neigungen,

18) Die Wahl Maximilian Friedrichs zu Münster hatte die Republik mit dreymal hundert tausend holländischen Gulden bewirkt, wozu England die Hälfte hergegeben.

dieſen als einen zweiten Bernd van Galen vorgeſtellt. Wirklich hielten manche Glieder der holländiſchen Regierung dieſen Domcapitular für einen gefährlichern Nachbar, als einen Erzherzog. Der Geſandte erhielt daher Befehl, der Wahl ſowohl des Einen als des Andern entgegen zu arbeiten; außerdem aber ſollte er ſich nicht begnügen, nur für jezt eine Coadjutor-Wahl überhaupt zu verhindern (womit doch ſowohl die patriotiſche Parthey, als auch der preußiſche Hof zufrieden geweſen wären), ſondern er ſollte wirklich einen Mann auf den Fürſtenſtuhl von Münſter bringen, von deſſen friedlichen und geneigten Geſinnungen man völlig verſichert ſeyn könne. Dieſe Aufgabe zu löſen war in der That, unter den vorhandenen Umſtänden, ganz unmöglich, und es wurde nicht ſchwer, den holländiſchen Geſandten zu überzeugen, daß, wenn er es verſuchen wolle, dieſe ſeine Inſtruktion zu befolgen, er nur neue Trennungen im Domcapitel hervorbringen würde, die am Ende nur zu Oeſterreichs Vortheil gereichen könnten. Es gelang endlich dem preußiſchen Geſandten von Thulemeier im Haag, welchen Dohm von allen Verhältniſſen genau unterrichtete, die holländiſche Regierung von ihren vorgefaßten Meinungen gegen Fürſtenberg zurückzubringen, und zu bewirken, daß der van Lansberg angewieſen wurde, ſich mit den preußiſchen Bevoll-

vollmächtigten zu dessen Beförderung eifrigst zu vereinen.

Auch das hannöversche Ministerium wollte hierzu nunmehr kräftigst mitwirken. Obgleich England seit wieder hergestellten Frieden sich immer mehr an Oesterreich anzuschließen suchte, so erkannte doch König Georg III sehr richtig das Interesse, welches er als Churfürst von Hannover hatte, den vermehrten Einfluß des Erzhauses im nördlichen Deutschland nicht zuzugeben. Seine Regierungen in Hannover und Osnabrück [19]) erhielten also Befehl, der

19) Nach der Bestimmung des westphälischen Friedens wechselte im Hochstift Osnabrück, dessen Einwohner in Rücksicht der Religion gemischt waren, immer ein katholischer und ein protestantischer Bischof; beide wurden vom Domcapitel gewählt, dessen Glieder auch von beiden Religionstheilen waren. Nur mußte der protestantische Bischof allemal ein Prinz aus dem Hause Braunschweig-Lüneburg oder Hannover seyn. Dieser Verfassung gemäß war der zweite Sohn König Georg III, Prinz Friedrich Herzog von York, im Jahr 1764, sechs Monate nach seiner Geburt, gewählt, und während seiner Minderjährigkeit führte dessen königlicher Vater die vormundschaftliche Regierung durch sein Ministerium in Hannover. Diese lange Minderjährigkeit war eine höchst wohlthätige Periode für das Land. König Georg III hatte den Edelmuth, durchaus nichts für Unterhalt und Erziehung

1780 Wahl des Erzherzogs auf alle Weise, doch nur im größten Geheim und ohne irgend einen öffentlichen Schritt zu thun, entgegen zu arbeiten. Unter dieser Bedingung wurde also dem preußischen Hofe thätige Mitwirkung angeboten, und derselbe ermuntert, seinen Widerspruch und seinen der patriotischen Parthey zu bewilligenden offenen Schutz nicht zu vermindern.

den 10ten Jul. Dohm machte eine Reise nach Osnabrück, um mit den dortigen Geschäftsmännern [20]) nöthige Abrede zu tref-

---

ziehung des Prinzen vom Lande zu verlangen. Sämmtliche bedeutende landesherrliche Einkünfte wurden zuvörderst zu Abtragung der Schulden, mit denen das Land schwer belastet war, und nachdem diese getilgt worden, auf mannichfache Weise allein zum Besten des Landes verwandt.

20) Während der Minderjährigkeit des englischen Prinzen Friedrich stand an der Spitze der Regierung von Osnabrück einer der hannöverschen Geheimen Räthe, in der Zeit, wovon hier die Rede ist, Freiherr von dem Busche, ein Mann von sehr edlen und liberalen Gesinnungen. Unter ihm war der wichtigste Arbeiter — Justus Möser, ein in der deutschen Litteratur verehrter Name! Durch seine Osnabrückische Geschichte hat Möser als einer der gründlichsten Geschichtforscher durch seine kleinen Aufsätze, die später unter dem Namen patriotische Phantasien gesammelt erschienen, als ein hellsehender ächt deutscher Politiker sich immer bleibenden Ruhm erworben. Aber nicht minder gebührt ihm der Ruhm eines in jedem Betracht ausgezeichneten, trefflichen Menschen, eines einsich-

treffen. Bald nachher kam ein angeſehener osnabrü- 1780
ckiſcher Vaſall, Landdroſt von Vink (zugleich Dom-
dechant in preußiſch Minden), in gleicher Abſicht nach
Mün-

ſichtsvollen, edeldenkenden Geſchäftsmannes. Sein Verhältniß in letzterer Hinſicht war ſehr bedeutend. Hauptarbeiter in der Regierung und zugleich Syndikus der Ritterſchaft, auch im Domcapitel großer Achtung genießend, war er Mann des Fürſten und Mann der Stände. Der König von England kannte und ſchätzte ihn, und er beſaß allgemeines Vertrauen. So hatte er die Hauptleitung aller Geſchäfte. Sehr glücklich benutzte er auch ſeine ſchriftſtelleriſchen Talente für die Geſchäftsführung, indem er durch die ſchon erwähnten kleinen Aufſätze wichtige Ideen, welche die Regierung ausführen wollte, einleitete, Bedenklichkeiten begegnete und die öffentliche Stimmung für ſie gewann. Seine Regierungs-Maximen waren denen von Fürſtenberg ähnlich, den Bedürfniſſen und Verhältniſſen des Landes angemeſſen, nicht größern Staaten übel nachahmend. So genoſſen die beiden weſtphäliſchen Länder, Münſter und Osnabrück, durch die Fürſorge einer weiſen und aufmerkſamen Regierung, ohne Geräuſch und Aufſehen, eines hohen, immer zunehmenden feſt begründeten Wohlſtandes. Dreißig Jahre hindurch währte dieſes ſtille Glück, vom Ende des ſiebenjährigen bis zum Anfang des franzöſiſchen Revolutions-Krieges. Letzterer hat nach manchen harten Drangſalen auch für dieſe beiden Lande Auflöſung ihrer bisherigen Verfaſſung zur Folge gehabt; aber, obgleich unter ganz verſchiedenen Einrichtungen lebend, müſſen auch die ſpäteſten Bewohner von Münſter und Osnabrück die Namen Fürſtenberg, von dem Buſche und Moſer nie ohne dankbare Verehrung nennen.

1780 Münſter, zwar ohne Vollmacht, aber mit geheimen Aufträgen des hannöverſchen Miniſteriums verſehen. Der thätige Eifer dieſes Mannes wurde durch große Einſicht und Kenntniß der Menſchen und Sachen geleitet. Um die Gefahr, gegen die man jezt kämpfte, für alle Zeiten vielleicht abzuwenden, machte er den Vorſchlag, das Domcapitel ſolle durch ein neues Statut ſich für immer verbinden, nie aus einem großen Regentenhauſe, ſondern nur aus altem deutſchen Adel einen Biſchof zu wählen; hätte Münſter hierin den rühmlichen Vorgang gemacht, ſo dürften, hoffte er, mehrere nachfolgen, und vielleicht endlich ein allgemeiner Verein aller deutſchen Hochſtifter in dieſem edlen Sinn zu Stande kommen; hierdurch würden der Vergrößerungs-Abſicht des Erzhauſes für alle Zeiten Schranken geſezt, den deutſchen Hochſtiftern ihre Verfaſſung, dem alten deutſchen Adel ſein glänzendſter Vorzug geſichert. Fürſtenberg und Mehrere ſtimmten dieſem Gedanken mit Enthuſiasmus bey; auch bey Preußen und Holland fand er vielen Beifall. Wirklich wäre ein ſolcher gemeinſamer Beſchluß des Domcapitels der glücklichſte Ausgang dieſer Sache, der ſchönſte Triumph geweſen, den man über Oeſterreich erhalten konnte. Nichts Rechtliches konnte einer von den Domcapiteln ſelbſt beliebten Beſchränkung ihres Wahlrechts entgegengeſezt werden. Eine förmliche

liche Bestätigung eines solchen Statuts durch das 1780
deutsche Reich wurde zwar wahrscheinlich vom Wiener Hofe verhindert, aber es bedurfte auch solcher Bestätigung zu deren Gültigkeit nicht. Nichts konnte dagegen Preußen, Hannover und andre Reichsstände hindern, auf Ansuchen der Domcapitel, diese neue Verfassung zu garantiren, und dadurch das Recht zu erwerben, jeder künftigen Wahl in der Folge sich zu widersetzen, die, derselben entgegen, versucht würde. Doch, so schön der Gedanke beim ersten Blick erschien, so schwierig, ja wirklich unmöglich wurde bey weiterm Nachdenken die Ausführung befunden. Nicht der Widerstand, den man vom kaiserlichen Hofe besorgen mußte, war das wichtigste Hemniß, auch nicht der entgegenwirkende Einfluß mehrerer katholischen deutschen Höfe, die ungern einen Weg zur Versorgung jüngerer Prinzen sich versperret sehen mußten. Ein anderer tief in der menschlichen Natur und in persönlichem Interesse der Einzelnen liegender Grund ließ nicht hoffen, die Sache durchzusetzen; der Umstand nämlich, daß auch Fürstensöhne zu geistlichen Landen gelangen konnten, war gerade derjenige, der unsern deutschen Bischofswahlen eine politische Wichtigkeit gab. Große Höfe bewarben sich um die Wahl eines der Ihrigen, andre große Höfe arbeiteten denselben entgegen; beide bestrebten sich, die Stimmen derer zu

gewin-

1780 gewinnen, von welchen die Wahl abhing. Dieſer Vortheil war in den Augen der mehrern jezt Lebenden zu bedeutend, um ihn der Ausſicht nachzuſetzen, ihren entfernten Urneffen die Möglichkeit, auf den Fürſtenſtuhl erhoben zu werden, durch Ausſchließung der Prinzenwahl zu erleichtern. Dieſe Betrachtung wurde ſo wichtig befunden, daß man bald beſchloß, die patriotiſche Idee in den kleinen Kreis, in welchem ſie zuerſt eröffnet war, einzuſchließen, weil man beſorgte, ihre Aeußerung möchte eine Abgeneigtheit hervorbringen, welche ſelbſt dem Hauptzweck, um dem es jezt zu thun war, nachtheilig ſeyn könnte.

Dieſen Hauptzweck zu erreichen, wandten die Geſchäftsführer von Preußen, Holland und Hannover jezt vereint Alles an, was die ſie insgeſammt beſchränkenden Inſtruktionen nur immer erlaubten. Jedes Mittel wurde verſucht, um die für Oeſterreich gewonnenen Glieder wieder abwendig zu machen, die noch Wankenden zu befeſtigen, die gegen Oeſterreich Entſchiedenen zu kräftigem Widerſtand und entſcheidenden Schritten zu ermuntern. Noch bey keiner Biſchofswahl waren ſo bedeutende Geldmittel angewandt, als jezt bereit lagen, um die Vorſtellungen zu unterſtützen, und jeder andere Vortheil, der nur immer von den vereinten Höfen abhangen konnte, wurde

wurde angeboten. Aber es war zu spät! Die öster- 1780
reichische Parthey war zu fest verbunden, als daß auch nur Einer ihr hätte entzogen werden können. Ueberdem sollte, nach dem Willen der Höfe, mit so äußerster Schonung Oesterreichs verfahren, den sich aufopfernden Gliedern des Domcapitels sollte Schutz und Unterstützung nur so unbestimmt versprochen werden, daß ein guter Erfolg wirklich unmöglich wurde. Fürstenberg und seine Freunde blieben fest, so lange noch einige Hofnung übrig war. Der General von Wolffersdorf suchte noch immer diese Hofnung zu erhalten, indem er andeutete, daß der König schlechterdings die Wahl des Erzherzogs nicht zugeben, und im äußersten Falle sich ihr mit Gewalt widersetzen werde. Er veranlaßte die Meinung, daß er mit geheimen Befehlen für diesen Zweck versehen sey, und um den Glauben an diese Meinung zu unterstützen, ließ er mehrmalen seine Garnison bis an die Münstersche Gränze vorrücken, die Wege, die dahin führten, genau untersuchen und ausbessern. Der Prinz Joseph von Hohenlohe, von diesen Gerüchten unterrichtet, wurde dadurch zu Hofnungen auch noch für die Cölnische Wahl verleitet; er kam nach Hamm, und mit Wolffersdorf nach Münster, um über den Grund solcher Hofnung sich näher zu unterrichten. Es war unmöglich, ihn in derselben zu bestärken, da den preus-

1780 preußischen Geschäftsmännern in Münster die Gesinnung des Königs bekannt war. Aber Wolffersdorf nuzte diese Erscheinung, um anzudeuten, daß er die Stadt Münster bald militärisch besetzen, und alle Wahl, die nicht auf ein Glied des Domcapitels gerichtet sey, mit Gewalt verhindern werde, wie dieses auch im siebenjährigen Kriege vom englischen Hofe geschehen sey. Er umging die Stadt mit bedeutenden Blicken und Worten. Diese Drohungen dienten nur, eine widrige Stimmung hervorzubringen, welche die Gegner für ihren Zweck zu benutzen nicht unterließen. Um falsche Schritte der Art für die Zukunft zu hindern, und um über das, was die patriotische Parthey zu hoffen hätte, endlich gewiß zu werden, wurde beschlossen, dem Könige bestimmt anzuzeigen, daß ohne gewaltsame Mittel die Wahl eines österreichischen Prinzen nicht mehr zu hindern sey. Fürstenberg hielt dieses nöthig, sowohl, um seine Freunde und deren Familien nicht den nachtheiligen Folgen auszusetzen, welche der gereizte Unwille des kaiserlichen Hofes für sie besorgen ließ, als vornemlich auch, um vom Lande die noch größern Uebel abzuhalten, welche eine strittige Wahl hervorbringen mußte. So rechtsbegründet auch immer der Widerspruch der Minorität gewesen wäre, so war doch sehr wahrscheinlich vorauszusehen, daß eine durch die Mehrheit zu Stande ge-

gekommene vom Reichsoberhaupte begünstigte Wahl 1780
schwerlich wieder rückgängig würde gemacht werden. Sollte auch Preußen dieses durchführen wollen, so würde das Land einem Kriege ausgesezt seyn, und alle dessen Leiden würden der widerstrebenden Parthey des Domcapitels allein beigemessen werden. Kam es nicht zum Kriege, so wurden die patriotischen Capitularen und ihre Familien aufgeopfert; schwerlich wurde bey einem Vergleich zwischen den großen Mächten für sie gesorgt; und wenn dieses auch einigermaaßen geschah, so blieb doch die Abneigung des Regenten, die Trennung zwischen der triumphirenden und der unterliegenden Parthey für immer. Solchen unglücklichen Folgen wollte Fürstenberg durchaus zuvorkommen; er wandte, vereint mit seinen Freunden, sich selbst an den König und fragte an, welche Unterstüzung bey den Beschwerden gehofft werden könne, die jezt gegen das Verfahren der Mehrheit des Domcapitels dem Kaiser und Reich vorgelegt werden sollten. Da, sagte Fürstenberg, der König diese Beschwerden gerecht befunden habe, so schmeichelte sich die Parthey, er werde nicht nur kräftige Unterstüzung bey dem kaiserlichen Hofe zusichern, sondern auch dem Churfürsten und dem Domcapitel erklären lassen, daß er, bis die Entscheidung des Reichsoberhaupts erfolgt wäre, keine Wahl eines Coadjutors zulassen könne.

22ten Jul.

1780 Aber der König fand nicht für gut, einen solchen Schritt zu thun; nicht einmal in unmittelbare Unterhandlungen mit dem Wiener Hofe wollte er sich einlassen, da er voraussahe, daß dieselben fruchtlos seyn würden, und er, bey erfolgter ablehnenden Antwort, entweder die äußersten Mittel des Widerstandes anwenden, oder, zum Nachtheil seiner Würde, sich zurückziehen müßte. Friedrich wollte weder das Eine noch das Andere, und seine Antwort bestand also nur darin: wenn die patriotische Parthey ihre Beschwerden, die er wohl begründet finde, an den Reichstag bringen wollte, so werde der König sie unterstützen und auf Abhülfe durch einen Schluß des Reichs dringen. Diese Antwort konnte nicht befriedigen. Fürstenberg und seine Freunde sahen wohl ein, daß zu einem solchen Reichsschlusse gar keine Hofnung sey. Noch ehe die Beschwerden bey dem Reichstage angebracht werden, und auf dem dort üblichen Wege zur Kenntniß aller Reichsstände gelangen konnten, würde der Coadjutor gewählt seyn. Auch wenn alsdenn Preußen sich weigern sollte, ihn anzuerkennen, war nicht zu erwarten, daß mehrere Reichsstände ihm hierin beitreten würden; am Ende, war vorauszusehen, werde auch der König, oder doch dessen Nachfolger nachgeben. Unter diesen Umständen beschloß Fürstenberg lieber jezt, da es ihm und seinen Freunden

den noch als ein Verdienſt angerechnet werden konnte, 1780
der Wahl beizutreten, als dieſes erſt dann zu thun, wenn er von einem fremden Hofe, von dem er ſich abhängig gemacht, dazu genöthigt ſeyn würde. Vom Anfange dieſes Geſchäfts an hatten alle patriotiſchen Glieder a1) des Domcapitels ſich feſt verbunden, unter allen eintretenden Umſtänden immer vereint zu bleiben, und nie andre als gemeinſame Schritte zu thun. Dieſer Verbindung blieben ſie bis zum lezten Augenblick treu; kein einziger zeigte je den mindeſten Wankelmuth. Wie der Entſchluß des Beitritts gefaßt war, zeigte es Fürſtenberg, zwey Tage vor dem zur Wahl beſtimmten Termin, dem zum kaiſerlichen Commiſſarius ernannten Grafen Metternich an, denn nur mit dieſem allgemein geachteten Manne, nicht

a1) Die Namen dieſer edlen Männer verdienen in dieſer Geſchichte aufbehalten zu werden; es waren die Domcapitularen: Franz Friedrich Wilh. Freiherr von Fürſtenberg, zugleich Miniſter, Carl Graf von Schaesberg, Franz Egon Freiherr von Fürſtenberg, zugleich Domprobſt zu Hildesheim, Max Ferdinand Graf von Merveld, Friedrich Carl Freiherr von Fürſtenberg, Carl Ludwig von Aſcheberg, Ferdinand von Galen, Friedrich Graf von Plettenberg-Wittem, Johann Friedrich Graf von Hoensbroeck, Carl Freiherr von Kerkering, Matthias von Ketteler, Caſpar Max Freiherr von Korff genannt Schmieſing.

mit der Gegenparthey, auch nicht mit dem Minister von Belderbusch, der als Commissarius des Churfürsten nach Münster gekommen war, wollte er unterhandeln. Bey der Wahl selbst gab er in seinem und aller seiner Freunde Namen die Erklärung: „daß, obgleich noch immer völlig überzeugt von den guten Gründen ihres bisherigen Widerspruchs und von der Richtigkeit der von der Mehrheit gegen die kanonischen Rechte, und gegen die Verfassung gethanen Schritte, dennoch die widersprechenden Capitularen, da alle ihre Vorstellungen nichts bewirken können, jezt, allein in der Absicht, den unglücklichen Folgen einer strittigen Wahl zuvorzukommen, durch ihren Beitritt die von ihren Mitbrüdern begangenen Nichtigkeiten aufheben, und durch eine einhellige rechtliche Wahl ihrem Bischof den von ihm begehrten Coadjutor in der Person des Erzherzogs Maximilian geben wollten." So wurde also die Wahl dieses Prinzen,

d. 7ten Aug. wie es zu Cölln bereits einige Tage vorher geschehen,

d. 16ten Aug. auch zu Münster, ohne einigen Widerspruch, zu Stande gebracht.

Unmittelbar nach der Wahl legte Fürstenberg sein Ministerium nieder, weil er jezt nicht mehr das Vertrauen des Churfürsten zu besitzen sich schmeicheln dürfe. Man sagte, daß sein Gesuch um Entlassung der-

derſelben begegnet ſey, da der Churfürſt ſie ihm aus 1780
eigener Bewegung ertheilt habe. Er behielt von al-
len Geſchäften nur die ihm ſehr angelegene Aufſicht
über die Schulen bey. Als Glied des Domcapitels
und der Ritterſchaft blieb ihm überwiegender Einfluß
in allen wichtigen Angelegenheiten des Landes. Er
brachte ſeine Freunde zu dem Verbande, durchaus
nicht im Geiſte einer gewöhnlichen Oppoſitions-Par-
they zu handeln, vielmehr, unter dem jetzigen und
künftigen Fürſten, die Regierung bey jedem guten
Unternehmen kräftigſt zu unterſtützen, und nur dann
zu widerſprechen, wenn das Wohl des Landes ſolches
zu erfodern ſchien. So erwarb Fürſtenberg ſich die
Verehrung Aller; auch ſeine bisherigen Gegner ver-
ſagten ſie ihm nicht, und der Erzherzog Maximilian
hat während ſeiner ganzen Regierung ihm hohe Ach-
tung und Vertrauen bewieſen. Maria Thereſia em-
pfand großes Vergnügen über die würdige Verſor-
gung ihres jüngſten Sohns. Sie bezeugte mit Edel-
muth Allen, die dazu mitgewirkt hatten, ihre Er-
kenntlichkeit, aber Keinem derer, die entgegengeſezt
waren, eine Abneigung. Sie empfahl vielmehr dem
Erzherzog Maximilian, welcher bald nachher ſeine
künftigen Lande beſuchte, durch völlig gleiche Behand- Octo-
lung Aller den Partheigeiſt zu erſticken. Der Prinz ber.
befolgte dieſen Rath; er unterſchied mit Auszeichnung

1780 jeden Mann von Verdienst, und behandelte Belderbusch auf eine Art, daß dieser nicht hoffen durfte, unter der künftigen Regierung den bisherigen Einfluß zu behaupten, deren Anfang dieser Minister jedoch nicht erlebte [22]). Erzherzog Maximilian erwarb durch dieses Betragen Achtung, und gab den Unterthanen Hofnungen, die seine Regierung, welche er nach dem Absterben Maximilian Friedrichs ruhig antrat, erfüllt hat.

15ten April 1784

Obgleich der Versuch, Oesterreichs Entwurf in dieser Angelegenheit zu vereiteln, mislungen war, wurde doch Preußens Ansehen dadurch nicht vermindert. Vielmehr wurde die Aufmerksamkeit, welche Friedrich auch hier bewiesen hatte, mit Wohlgefallen von Allen bemerkt, denen die Erhaltung deutscher Unabhängigkeit werth war. Aber zugleich mußte man es weise finden, daß der König nicht seinen Staat und Deutschland einem neuen Kriege hatte aussetzen wollen, um einer Sache willen, die hierzu nicht, so dringend wie die bayersche, auffoderte. Man konnte hier nicht, wie in jener, den Wiener Hof offenbarer Verletzung des Rechts und der Verfassung beschuldigen. Wenn gleich die der Coadjutor-Wahl vorgemor-

22) Er starb im Januar 1784, drey Monat vor dem Churfürsten.

worfenen Nichtigkeiten wohl gegründet waren, so konnte doch auch Manches zu ihrer Rechtfertigung gesagt werden. Kein Reichsgesetz, sondern nur die Vorschriften des kanonischen Rechts, Capitular-Statuten und Observanzen waren verletzt, und man konnte sich immer auf frühere Wahlen beziehen, wo ein Gleiches geschehen sey. Der durch die Wahl erworbene vergrößerte Einfluß des Wiener Hofes war zwar unangenehm, aber doch nicht so bedeutend, um den König bewegen zu können, ihm mit Gewalt sich zu widersetzen. Indeß war man durch den Vorgang gewarnt, und hofte, wenn Oesterreich im Erwerb geistlicher Lande noch weiter gehen wollte, es größerer Wachsamkeit gelingen werde, bey Zeiten zuvorzukommen. Wirklich war es allgemeine Meinung, daß vom Wiener Hofe bezielt werde, entweder für den Erzherzog Maximilian, oder einige der Söhne des Großherzogs von Toskana (nachherigen Kaisers Leopold II), noch mehrere Coadjutorien zu erlangen. Die nächsten Absichten glaubte man auf Lüttich, Paderborn und Hildesheim gerichtet. Wegen des erstern Hochstifts verließ man sich auf Holland, das hier entgegen zu arbeiten vorzügliches Interesse hatte; auch hofte man, der französische Hof werde nicht zugeben, daß noch ein Erzherzog sich nahe an seinen Gränzen festsetze. Um aber in den beiden andern

Hochſtiftern, welche Preußen noch näher angingen, zeitig und wirkſam zuvorzukommen, erhielt Dohm den Auftrag, ſogleich von Münſter (welches er, ſo wie Emminghaus, Vink und Lansberg noch vor dem Wahltage verließ) ſich nach Hannover zu begeben, um gemeinſame Gegenbeſtrebungen zu verabreden. Er fand hierzu bey dem hannöverſchen Miniſterium die vollkommenſte Bereitwilligkeit und erhielt das Verſprechen, daß jedes Mittel, und beſonders der bedeutende Einfluß Hannovers in Hildesheim angewandt werden ſolle, um die Wahl eines öſterreichiſchen Prinzen zu verhindern. Dohm wurde nun an den Fürſtbiſchof von Hildesheim (Friedrich Wilhelm aus dem Hauſe der Freiherrn von Weſtphalen), der zugleich Coadjutor von Paderborn war, abgeſandt, um ihn in guter Geſinnung zu erhalten, und wo möglich die Wahl eines Coadjutors aus dem Mittel beider Domcapitel zu Stande zu bringen. Dieſe Unterhandlung wurde vorzüglich mit dem Oberſtallmeiſter Freiherrn von Weſtphalen [23]), einem einſichtsvollen, thätigen Manne, Neffen des Fürſtbiſchofs, betrieben, und hatte glücklichen Erfolg. Man vermied den

23) Er trat nachher in öſterreichiſche Dienſte, erhielt wichtige Geſandſchafts-Poſten, wurde in den Reichsgrafenſtand erhoben und zuletzt Burggraf von Friedberg.

den in Cölln begangenen Fehler, intereſſirte ſich für keine beſtimmte Perſon, ſondern überließ deren Auswahl dem Fürſtbiſchof, verſprach aber die kräftigſte Mitwirkung Preußens und Hannovers, um die Mehrheit der Stimmen beider Domcapitel für den vom Fürſtbiſchof gewünſchten Nachfolger zu gewinnen. Für jezt konnte deshalb nur vorläufige, jedoch feſte, Verabredung getroffen, und die gewonnene Parthey gegen alle öſterreichiſche Einwirkungen gehörig geſichert werden. Die wirkliche Wahl eines Coadjutors konnte ſchicklich nicht beim Leben des Fürſtbiſchofs von Paderborn vorgenommen werden, deſſen Coadjutor jezt der Hildesheimiſche noch war; aber als jener nach einigen Jahren ſtarb, wurde Franz Egon Freiherr von Fürſtenberg [24]), Hildesheimiſcher Domprobſt, ein Mann von großer Einſicht und vielem Verdienſt, auch erprobter deutſch patriotiſcher Geſinnung, erwählt, eine Wahl, die um ſo befriedigender war, weil der König durch deren Beförderung zugleich dem Münſterſchen Fürſtenberg, Bruder des gewählten, einen Beweis ſeiner Achtung geben konnte. Der Prinz Joſeph von Hohenlohe wurde für die vereitelte Ausſicht in Cölln durch das Verſprechen des 1786

24) Er war geboren 1737, und gelangte 1789 zur Regierung in beiden Hochſtiftern; im Jahr 1802 iſt er ſäkulariſirt.

Bisthums in Breslau entschädigt, ein Versprechen, das König Friedrich Wilhelm II erfüllt hat.

Der Verfasser dieser Geschichte hatte das Vergnügen, daß sein Benehmen bey dieser Unterhandlung, zu der mehr der Zufall als Wahl ihn geführt, des mislungenen Hauptzwecks ungeachtet, die Zufriedenheit Friedrichs erwarb. Der Gesandte von Emminghaus sowohl als Dohm erhielten einen Beweis davon in einem vom Könige selbst aus eigner Bewegung bestimmten Geschenk, und wahrscheinlich war es eine Folge der gefaßten guten Meinung, daß letzterer immer mehr zu wichtigen Geschäften gebraucht, und
1786 Junius einige Jahre später nach Emminghaus Tode zum Gesandten des Königs bey eben dem Churfürst von Cölln ernannt wurde, dessen Wahl entgegen zu arbeiten sein erstes diplomatisches Geschäft gewesen war.

Achtes Kapitel.

Tod der Kaiserin-Königin Maria Thereſia; Blick auf ihren Charakter und ihre Regierung.

Nicht lange überlebte die Kaiserin-Königin 1780
die Befriedigung ihrer Mutterliebe. Noch im November dieſes Jahrs wurde ſie von höchſt ſchmerzhafter Krankheit befallen, und ſtarb im 64ſten den 29ſten Nov.
Jahre ihres Alters [1]) und im 40ſten ihrer Regierung. Nie vielleicht hat eine Frau von ſo viel Geiſt und ſo viel Tugenden einen Thron beſeſſen [2]).

Kaiſer

1) Sie war geboren den 13ten May 1717, kam zur Regierung den 20ſten Oktober 1740.

2) Ein Gelehrter, der um die Bildung des beſſern Geſchmacks in Oeſterreich großes Verdienſt hat, Herr von Sonnenfels, hat eine Lobrede hinterlaſſen, welche mit edler Beredſamkeit, ohne Schwulſt und übertreibende Schmeicheley, die Tugenden von Maria Thereſia darſtellt. S. dieſelbe in Hrn. v. Sonnenfels Ge-

Kaiser Karl VI, dessen einziger Sohn früh gestorben war, hinterließ dieser seiner ältesten mit

---

gesammelten Schriften Erst. Th. Wien 1765. S. 43. Wir haben auch mehrere Biographien dieser Monarchin. Die vorzüglichste mir bekannte ist unstreitig diejenige, welche Freihr. v. Hormayr im österreichischen Plutarch, Wien 1807, 1stes Bändchen, geliefert hat. Dieser Schriftsteller giebt mit Begeisterung eine Schilderung der seltnen Tugenden des Geistes und Herzens Maria Thereſens, als Frau und als Monarchin; er macht besonders deutlich die großen Verbesserungen ihrer innern Regierung. Diese Begeisterung verdient Lob und Achtung, denn Maria Thereſia flößt sie Jedem ein, der, auch nicht ihr Unterthan, die Begebenheiten ihres Lebens und ihre Thaten erwägt. Bey einem Unterthan kann auch einige partheiische Vorliebe für seine Heldin, einige partheiische Abneigung gegen ihren Gegner wohl entschuldigt werden. Aber, daß der Verfasser sich durch solche Partheilichkeit hinreißen lassen, einige der wichtigsten Begebenheiten durchaus unrichtig zu erzählen, dieses ist gerechten Tadels werth. Ich bin es der Wahrheit und meinen Lesern schuldig, zu bemerken, daß besonders der bayerische Erbfolgestreit und die Unterhandlung über die Theilung Polens sehr unrichtig in dieser Biographie dargestellt sind. Eine Vergleichung mit meiner, auf genauester Erforschung aller bis jetzt vorhandenen glaubwürdigen Nachrichten beruhenden Darstellung eben dieser Begebenheiten, und der innere Zusammenhang meiner Erzählung wird jedem aufmerksamen Leser dieses bewähren. Maria Thereſia bedarf wahrlich keiner Entstellung

der

mit dem Großherzog Franz Stephan von Toskana s) vermählten Tochter, weitläuftige Lande, aber nicht hinlängliche Mittel, dieſelben zu behaup-

der Geſchichte, um der Verehrung aller Folgezeit gewiß zu ſeyn. Sie bleibt edel und groß, wenn gleich eingeſtanden wird, daß bey der Theilung Polens, und bey dem Verſuch, Bayern an ſich zu reißen, ihr unbewußt, von ihrem Kabinet nach falſcher und ungerechter Politik gehandelt wurde.

Auch die Darſtellung der Regierung Maria Thereſens in Coxe's Geſchichte des Hauſes Oeſterreich (nach der franzöſiſchen Ueberſetzung, Paris 1809, die ich vor mir habe, im 5ten Bande) verdient vieles Lob. Sie iſt beſonders intereſſant durch manche Nachrichten, welche der Verfaſſer aus den Depeſchen der engliſchen Geſandten am Wiener Hofe geſchöpft hat, z. B. über die wichtige Veränderung des politiſchen Syſtems von Oeſterreich, welche im Jahr 1756 vorging, werden belehrende, ſonſt noch unbekannte, Nachrichten mitgetheilt.

s) Er war geboren 1708, hatte, nach dem Willen der großen Mächte, ſein Erbland, das Herzogthum Lothringen, 1735 gegen das Großherzogthum Toskana vertauſcht, wurde 1736 mit Maria Thereſia vermählt, nach Antritt ihrer Regierung von derſelben zum Mitregenten erklärt, 1745 zum Kaiſer erwählt; ſtarb 1765. Franzens Bruder, Herzog Karl von Lothringen, war mit der jüngern Schweſter der Kaiſerin-Königin, Maria Anna, vermählt, nach deren Tode (1744) er Hoch- und Deutſchmeiſter wurde. Er ſtarb 1780.

haupten. Unglückliche Kriege hatten während ſeiner Regierung den Staat erſchöpft, die Quellen der Einkünfte waren verſtopft, die Kaſſen leer, das Heer nicht im Verhältniß der Größe des Staats *). Nur in ihren Geiſteskräften, in ihrem Muth und der durch ſie belebten treuen Anhänglichkeit ihrer Unterthanen fand Maria Thereſia die Mittel, ſich auf dem Throne, den ſie beſtiegen, zu behaupten, ſo zahlreich und mächtig auch die Feinde waren, die vereint gegen ſie aufſtanden, nämlich Frankreich, Spanien, Neapel, Sardinien, Preußen, Bayern und Sachſen. Nur Georg II, König von Großbrittannien, erfüllte treu das dem verſtorbenen Kaiſer gegebne Wort, ſeine Tochter bey der ihr garantirten Erbfolge zu ſchützen. Das engliſche Parlement und die ganze Nation †) unterſtützten

*) Nach Coxe's kaum glaublicher Verſicherung ſoll Maria Thereſia bey ihrem Regierungs-Antritt nicht mehr als 200,000 Gulden im Schatz und nicht mehr als 30,000 Mann dienſtfähiger Truppen gefunden haben, die in Italien und den Niederlanden befindlichen nicht mitgerechnet. S. Hist. de la maison d'Autriche T. V. pag. 2.

†) Die Wittwe des großen Feldherrn Herzogs von Marlborough brachte in einer Geſellſchaft edler Damen hun-

dert

küßten mit großem Enthuſiasmus den Entſchluß ihres Königs. Aber dieſe Hülfe war zu fern, um ſchnell und zureichend wirken zu können. Mächtig drangen die Feinde von allen Seiten ein und nahmen bedeutende Provinzen in Beſitz: König Friedrich II ließ in Schleſien, Churfürſt Karl Albrecht von Bayern in Böhmen und in Oberöſterreich ſich huldigen; lezterer wurde unter dem Namen Karl VII zum deutſchen Kaiſer erwählt. Maria Thereſia flohe vor dieſem Feinde, der Wien bedrohete, nach Ungarn, hielt, ihren nur ſechs Monate alten Sohn (nachher Kaiſer Joſeph II) auf dem Arm, eine Rede in lateiniſcher Sprache an die edlen Stände dieſes Königreichs, welche deren Herzen mächtig bewegte. Bis auf den lezten Blutstropfen, riefen ſie einmüthig, wollen wir unſern König Maria Thereſia vertheidigen: moriamur pro rege nostro Maria Theresia. Redlich erfüllten ſie das Wort. Bald befreite ſich die Königin durch Abtretung von Schleſien und einiger Landſtriche in Italien von zweien ihrer Feinde, den Kö-

nigen

dert tauſend Pfund Sterling zuſammen, die ſie Maria Thereſen anbot, welche aber edelmüthig ein ſolches Geſchenk von Privatperſonen verbat, indem ſie nur vom engliſchen Staat Subſidien verlange.

nigen von Preußen und Sardinien. Das Glück begünstigte sie; sie nahm Bayern ein, ihre Heere drangen bis über den Rhein auf französischen Boden, und, obgleich Friedrich II durch einen neuen Anfall ihren weitern Fortschritten Einhalt that, so behauptete Maria Theresia sich doch durch allgemeinen
1748 Frieden zu Aachen im Besitz des größten Theils ihrer Erblande, und hatte noch bereits früher das
1745 Vergnügen, ihren Gemahl zum Oberhaupt des deutschen Reichs erwählt zu sehen. In ihren Erblanden hatte sie diesen Gemahl zum Mitregenten angenommen; mit treuer Zärtlichkeit hing sie an ihm und war eine höchst glückliche Gattin und Mutter, die Regierung aber führte sie selbst. Der Gemahl, und nach dessen Tode der Sohn, waren wirklich nur, was sie hießen, Mitregenten. Sie nahm selbst von allen wichtigen Geschäften Kenntniß, und, nach gehörtem Rath, faßte sie ihre Entschlüsse nach eigener Einsicht. Ihre obersten Staatsdiener wählte sie für jedes Fach mit großer Sorgfalt und ehrte sie nach Verdienst. Sie setzte die Thätigkeit ihrer Regierung bis auf den lezten Augenblick fort. Noch bis in ihre lezten Jahre stand sie im Sommer jeden Morgen um fünf, im Winter um sechs Uhr auf, und nachdem sie den Pflichten der Andacht Genüge gethan, ging sie sogleich

gleich an ihre Geſchäfte, denen ſie den größten Theil des Tages mit nie nachlaſſendem Eifer widmete. Gleich Friedrich hat ſie noch am Tage vor ihrem Tode unterzeichnet. Sie dankte an demſelben durch eigene Handſchreiben den oberſten Staatsbehörden, und beſonders dem Fürſten Kaunitz, für die ihr bewieſene Treue und Dienſteifer. Eben ſo befahl ſie, daß der Armee, und auch noch beſonders der ungariſchen Nation in ihrem Namen für die treue Ergebenheit und nüzlichen Dienſte, welche ſie von ihnen erfahren, gedankt werden ſolle. Wenn, ſagte ſie noch in einem der lezten Augenblicke, während meiner Regierung einige tadelnswerthe Dinge begangen ſind, ſo iſt es wider meinen Willen geſchehen; ich habe immer das Gute gewollt. Sie ward die Stammmutter eines erneueten Hauſes Oeſterreich, dem ſie mehr Glanz erwarb, als das ausgeſtorbene während der lezten Periode gehabt hatte. Mit Würde und Nachdruck behauptete ſie im politiſchen Syſtem von Europa die Stelle, welche Oeſterreich nach ſeinem Länderumfange gebührte. Zu ihren erſten Kriegen war ſie durch Selbſtvertheidigung gezwungen; daß ſie zu dem ſiebenjährigen, der ein Angriffskrieg war und Friedrichs Untergang bezielte, ſich hinreißen ließ, verdient Entſchuldigung. Der Verluſt von Schleſien und zwar durch eine ſo

kleine, ſich erſt erhebende Macht, war und blieb ihr immer empfindlich. Sie fühlte die Ehre ihres Hauſes durch dieſen Verluſt gekränkt. Man verſichert, der Anblick eines Schleſiers habe ihr faſt jedesmal die Thränen in die Augen gebracht. Noch mehr verdient mit Nachſicht beurtheilt zu werden Maria Thereſens Betragen bey dem Unternehmen, das wir beſchrieben haben, dem Werke ihres Sohns und Kaunitzens. In der innern Regierung waren Milde und Güte bey Maria Thereſia mit edler Hoheit gemiſcht. Es war ein Anliegen ihres Herzens, glückliche und frohe Menſchen um ſich zu ſehen. Sie machte viele gute Einrichtungen, die den Wohlſtand ihrer Staaten erhöhten. Obgleich der römiſchen Kirche eifrig ergeben und ſtreng in der Erfüllung aller Pflichten derſelben trieb ſie doch dieſe Anhänglichkeit nicht ſo weit, um ihre Regentenrechte verletzen zu laſſen; weiſe beſchränkte ſie die Vermögenszunahme und den Einfluß der Geiſtlichkeit. In den Gang der Geſchäfte, und beſonders der Rechtspflege, ſuchte ſie mehr Einfachheit und Schnelligkeit zu bringen. In der Kriminal-Juſtiz wurde nach menſchlichern Grundſätzen, als zuvor, verfahren; die Tortur ward abgeſchaft. Die Laſt der Abgaben wurde, ſo weit es thunlich, gemildert, und in die Verwaltung der Finanzen Ordnung gebracht. Durch

Ver-

Vereinzelung der zu großen Staats-Domainen in kleine Bauergüter gab ſie ein wichtiges Beiſpiel einer weiſen Staatswirthſchaft. Vor Allem ſtrebte ſie, die Lage des Landmanns zu verbeſſern und jede Gattung von Induſtrie neu zu beleben. Sie milderte die Strenge der Leibeigenſchaft und machte feſte Beſtimmungen über das, was der Bauer dem Grundherrn zu leiſten ſchuldig war. Die Milde, mit der ſie Hülfsbedürftige aller Art unterſtüzte, ging weit. Die Summen, welche ſie jährlich auf dieſe Unterſtüzung wandte, waren ſehr bedeutend. In den höhern Klaſſen, deren für die niedern drückende Vorrechte ſie weiſe beſchränkte, regte ſie edle Geſinnungen und die bisher wenig bekannte Begierde auf, ſich durch höhere Bildung und Wiſſenſchaft auszuzeichnen. Alle Klaſſen der Unterthanen aber belebte ſie mit feuriger Liebe des Staats und mit Anhänglichkeit an die Perſon der Monarchin. Dieſe Anhänglichkeit war unter ihrer Regierung ſo lebendig wirkend, als es wohl ſelten in einem monarchiſchen Staat der Fall geweſen ſeyn mag. Jeder öſterreichiſche Unterthan war mit wirklich kindlicher Liebe, jeder Fremde, der ihr näher gekommen, war mit Bewunderung und Ehrfurcht Maria Thereſia zugethan. Ohngeachtet der vielen Kriege, welche unter ihrer Regierung geführt worden, ohngeachtet der

Lasten, welche dieselben zur Folge gehabt, ohngeachtet der ansehnlich gemehrten Schulden des Staats und ohngeachtet der im lezten Theil ihrer Regierung sehr drückend gewordenen Abgaben, lebten die Völker glücklich unter ihrem milden Scepter, und noch die spätesten Nachkommen werden das Andenken von Maria Theresia segnen.

Neuntes Kapitel.

Anfang der Regierung Kaiser Joseph II. Verändertes politisches System. Rußlands Entfernung von Preußen und Annäherung zu Oesterreich. 1780

Marie Therèse n'est plus, voilà un nouvel ordre de choses qui commence, schrieb Friedrich an sein Kabinets-Ministerium in dem Augenblick, in welchem er die Nachricht von dem Tode der Monarchin erhielt, die zu gleicher Zeit mit ihm den Schauplatz der Welt betreten hatte, die einst von ihm hart bedrängt war, mit der er nachher um sein eignes politisches Daseyn kämpfen mußte, deren längeres Leben ihm aber jezt sehr lieb gewesen wäre, um die Ruhe seines Alters zu sichern. Er fügte jenen Worten noch Betrachtungen hinzu, über die Entwürfe des Ehrgeizes, die von dem neuen jezt durch nichts mehr zurückgehaltenen österreichischen Monarchen erwartet werden müßten, und über die höchst wachsame Aufmerksamkeit, die sie erfoderten.

Joseph II befand sich in der Reife des männlichen Alters [1]). Seine natürlichen sehr vorzüglichen Anlagen waren bereits durch Erfahrungen aller Art, durch aufmerksame Bereisung seiner eigenen und auch mehrerer fremden Lande ausgebildet [2]). Er fing seine Alleinregierung mit einer Thätigkeit an, die große Erwartungen erregte. Im Innern der Verwaltung schien größere Aufmerksamkeit allen Triebfedern, die unter einer weiblichen milden Regierung etwas erschlafft seyn mochten, neue Kraft zu geben. Große Ordnung und mehr Thätigkeit, als bisher, wurden von den Beamten in allen Fächern gefodert. Die Einkünfte des Staats wurden mit größerer Stren-

1) Er war geboren den 13ten März 1741.

2) Die Art, wie Joseph II reiste, war ganz darauf eingerichtet, nützliche Kenntnisse zu erwerben. Er sah mit Aufmerksamkeit alle merkwürdigen Anstalten, unterhielt sich mit Menschen aus allen Klassen, belehrte sich über jedes Gewerbe, vorzüglich auch über den Zustand und die Art zu leben des gemeinen Mannes. Deßhalb reiste er oft im wahren Incognito und immer ohne Pracht und lästiges Gefolge, wohl aber begleitet von kenntnißreichen Männern, die seine Nachforschungen leiten konnten. Peter der Große von Rußland hat das erste Beispiel einer so würdigen Selbstbildung eines Regenten gegeben. Man hat es oft gelobt, aber erst fast ein Jahrhundert später war Joseph II der erste große Monarch, der dieses Beispiel nachahmte.

Strenge beigetrieben, aber auch durch eine bisher ungewohnte Sparsamkeit in den Ausgaben besser zu Rathe gehalten. Die bisherigen Schranken der Freiheit, seine Gedanken in jeder Art mitzutheilen, wurden weggeräumt, dagegen die Handlungen schärfer beachtet und enger beschränkt. Das Kriegsheer beschäftigte vorzüglich seine Aufmerksamkeit; es war voll Eifers und wohlgerüstet, jedes Unternehmen auszuführen, das der Ehrgeiz und die Begierde, seine Staaten zu vergrößern, dem Monarchen eingeben möchten. Joseph II schien über solche Begierde nicht erhaben zu seyn. So weit ausgedehnt seine Staaten auch bereits waren, so gewiß durch Entwickelung der in ihnen schlummernden Kräfte die wahre Macht der Monarchie am bedeutendsten und sichersten erhöht werden konnte, und so glänzenden, dauernden Ruhm auch Joseph durch Anwendung seiner Talente eines in der innern Regierung großen Regenten zu erwerben vermogte; so schienen doch der schimmernde Ruhm des Kriegers und die Erweiterung der Gränzen des Staats durch neue mit Blut erkaufte Provinzen für ihn sehr großen Reiz zu haben. Wie viel glücklicher für Joseph selbst und für seine Lande wäre ohne diese Neigung seine zehnjährige Regierung geworden! Die Unruhe, mit welcher während derselben er sich bald nach dieser, bald nach jener Seite bewegte und mannich-fache

Unternehmungen versuchte, hat Europa mehr in Bewegung gesezt, als dasselbe wirklich verändert. Die nach ihm folgenden Begebenheiten haben die Spuren von Josephs Daseyn fast verlöscht; doch wäre nicht das, was er gethan, vorausgegangen, und hätte er es nicht gerade so gethan, wie es geschehen ist; wahrscheinlich hätte Manches nach ihm sich anders ereignet und gestaltet.

Unter allen Gegenständen der äußern Politik zog natürlich keiner die Aufmerksamkeit des Wiener Kabinets mehr an, als das gewaltige mit rascher Kühnheit begonnene Emporstreben Rußlands, und nichts war den Entwürfen Josephs mehr entgegen, als die enge Verbindung dieser Macht mit Preußen. Durch die Theilung Polens war zwar einem Bruch zuvorgekommen, aber die Eifersucht keineswegs beruhiget. Oesterreich hatte durch dieselbe eine wichtige, fruchtbare, noch großer Ausbildung empfängliche Provinz und mehr als drey Millionen neuer Unterthanen erworben, die durch Sitten und Charakter zu den alten wohl paßten. Aber Preußen hatte auch durch ein neues Land, obgleich von mindern Umfange, sich noch besser ausgerundet und durch den Besitz des Weichselstroms neue Quellen des Wohlstandes und ein vermehrtes Gewicht im europäischen Staaten-

System

System erworben. Noch ansehnlicher war dem Umfange nach der Zuwachs, den Rußland erhalten hatte, überdem war Katharinens Geschöpf auf dem polnischen Thron behauptet, und die neue Verfassung, welche sie der sogenannten Republik aufgedrungen, gab dieser Monarchin das Recht, Polen als eine eigne Provinz zu beherrschen. Sie übte dieses Recht und ließ es durch ihre Bevollmächtigten üben mit despotischer Willkühr. Vor dem russischen Bothschafter in Warschau kroch niedrig der stolze polnische Adel. Jener verdunkelte sogar alles Ansehn des Königs. Die russischen Truppen verließen seit dem siebenjährigen Kriege Polen nicht mehr und mußten von diesem gedrückten Lande ernährt werden. Auch Friedrich II hatte einen zwar untergeordneten, aber doch immer bedeutenden Einfluß in die polnischen Angelegenheiten, und lenkte sie zu dem Vortheil seiner Staaten. Der Wiener Hof war dagegen von allem Einfluß abgeschnitten. Die von ihm während der Unruhen unterstützte Parthey der Confödernten war ganz niedergedrückt. Eben so war auch, ohne Oesterreichs Vermittlung, der Friede Rußlands mit der Pforte zu Stande gekommen; Katharinens Siege hatten ihn abgedrungen. So glorreich dessen Bedingungen auch immer waren, so war doch der Ehrgeiz der Monarchin noch nicht befriedigt; fruchtbare

bare Keime noch weiter gehender Unternehmungen Lagen in dem Vertrage. Dies entging Kaunitzens Blicke nicht. Wo sollten diese Unternehmungen enden? Das Vordringen der russischen Macht gegen Oesterreichs Gränzen war noch immer zu fürchten. Die Pforte hatte in dem leztern Kriege solche Beweise innerer Schwäche gegeben, daß es nur noch eines Kampfes zu bedürfen schien, um sie ganz aus Europa zu verdrängen. Die von den Osmanen schon gebrachten Opfer gaben Katharinen den Muth, ihnen noch mehrere und noch größere abzufordern. Konnte Oesterreich hoffen, dies zu hindern, die so sehr wankende Macht noch zu halten? Sollte es allein dazu seine Kräfte aufbieten, da es, bey Frankreichs Schwäche und Abgeneigtheit, und bey Preußens Verbindung mit Rußland, theilnehmende Mitwirkung von keiner Seite her hoffen durfte?

Natürlich drang sich hier der Gedanke auf, daß es wol leichter, zugleich auch vortheilhafter seyn dürfte, zu Vernichtung des alten Erbfeindes der Christenheit, der auch Oesterreich so oft bedrängt hatte, lieber selbst die Hände zu bieten und mit Rußland die ihm abzunehmende Beute zu theilen. In Maria Theresens edle Seele fand dieser Gedanke schwerlich Eingang. War diese Monarchin auch den Türken, als

als Ungläubigen, abgeneigt, so konnte sie doch nicht vergessen, daß dieselben, während ihrer ganzen Regierung, den kurz vor deren Anfang geschlossenen Frieden immer treu beobachtet und durch keine Aufregungen ihrer Gegner sich je hatten bewegen lassen, nach europäischer Staats-Klugheit gegen sie zu handeln, und, während sie von andern Seiten hart bedrängt wurde, sie anzugreifen, welches ihrem Reiche höchst verderblich hätte werden können. Maria Theresens Herz fühlte den Werth eines solchen Betragens, und ihre Politik sah ein, daß sie an derjenigen Gränze ihrer Staaten, wo das Feuer innerer Unruhen leicht anzufachen war, keinen bessern Nachbar haben könne, als die Osmanen. Auch mochte die Erinnerung an den lezten unglücklichen Krieg, den ihr Vater Kaiser Karl VI gemeinschaftlich mit Rußland geführt hatte, noch nicht in ihr erloschen seyn. Hierzu kam die entschiedene Abneigung Marie Theresens gegen Katharinens moralischen Charakter, welche jede nähere Verbindung mit derselben ihr zuwider machte. Wirklich vermogte sie bey keiner Gelegenheit diese Abneigung zu unterdrücken und sie politischer Rücksicht unterzuordnen 3). Doch Betrach-

3) Keine Begebenheit konnte dieser Monarchin politisch erwünschter seyn, als die Entthronung Kaiser Peter III, den ihren

trachtungen dieſer Art konnten nur auf Maria Thereſia wirken. Nach ihrem Tode vermochten ſie Joſephs Ehrgeiz und Kaunitzens Politik nicht aufzuhalten. Dieſer Miniſter bot bald nach dem Teſchner Frieden England ſeine Vermittelung in dem Kriege mit Frankreich an, wohl vorzüglich in der Abſicht, um durch den engliſchen Hof ſich Katharina zu nähern, deren Vorliebe für England man kannte. Doch dieſe Abſicht wurde nicht erreicht, ſowohl, weil das brittiſche Kabinet nicht geneigt war, ſeinen Zwiſt durch fremde Einwirkung berichtigt zu ſehn, als auch, weil zwiſchen ihm und dem ruſſiſchen kein ſo enges Band ſich bildete, wie man in Wien vermuthet haben mochte, wovon der Grund in der Folge unſrer Geſchichte noch wird entwickelt werden.

Keine Staaten unſtreitig hatten ein größeres Intereſſe, die Annäherung Oeſterreichs und Rußlands zu

ihren Bund verlaſſen, die Parthey des Gegners ergriffen und alle ihre Entwürfe, gerade in dem Augenblick, da ſie deren Ziel erreicht zu haben hoffen durfte, vereitelt hatte. Alles mußte ihr daran liegen, die Freundſchaft der neuen ruſſiſchen Kaiſerin zu gewinnen; aber bey der erſten Audienz, in der Katharinens Botſchafter ſein Creditiv überreichte, konnte ſie den Abſcheu nicht zurückhalten, den die Art, wie dieſe den Thron beſtiegen, in ihr erregte; gewiß ein Zug, der dem ſittlichen Gefühl Maria Thereſens große Ehre macht!

zu hindern, als Frankreich und Preußen. Aber sonderbar beging jeder von beiden gerade einen Fehler, der solche Annäherung vielmehr befördern mußte. Bereits im Jahr 1777 theilte das Wiener Kabinet dem von Versailles vertraulich die Besorgnisse mit, welche der den Türken abgedrungene Friede zu Kutschuck-Kainardgi und die immer weitern Unternehmungen Katharinens erregten. Man trug an, die mit Frankreich bestehende Allianz zu erneuern und ihr vorzüglich die Richtung zu geben, daß den Fortschritten Rußlands Schranken gesezt, und der Pforte für die Zukunft wenigstens der Bestand von Macht gesichert würde, in welchem der lezte Friede sie gelassen hatte. Ein geschickter Unterhändler, Baron Thugut, wurde nach Paris gesandt, um diesen Antrag zu thun und eine neue Verbindung in diesem Sinn zu Stande zu bringen. Jede politische Betrachtung mußte den französischen Hof bewegen, diesem Antrage beistimmend entgegen zu gehen, den er selbst schon längst, als die einzige Bedingung der mit Oesterreich beizubehaltenden Allianz hätte machen sollen. Aber Vergennes wies den Antrag ab und erwiederte: „Rußland sey durch „den leztern Krieg an Geld und Menschen zu sehr er„schöpft, als daß es sobald daran denken könne, die „Osmanen wieder anzugreifen; es würde daher für „jezt hinlänglich seyn, die Schritte dieser Macht

„genau

„genau zu beobachten, und, sollte dieselbe in der „Folge sich wirklich zum neuen Kriege gegen die „Pforte rüsten, so würden dann Frankreich und „Oesterreich noch immer zeitig genug zu ihrem „Schutz eine Verbindung treffen können.“ — Diese Abweisung bewährte dem Kaiser Joseph, daß er von Frankreich nichts zu erwarten habe; aber sie schien ihm auch zu beweisen, daß er diese Macht in seinen eigenen Unternehmungen nicht fürchten dürfe. Das nachfolgende Benehmen des französischen Hofes in der bayerschen Sache entfernte ihn noch mehr von demselben und unterhielt den Gedanken, sich Rußland zu nähern, dessen Verbindung nüzlicher schien.

Der von Friedrich II begangene Fehler war von der Art, daß er Katharina zu der Annäherung zu Oesterreich eben so geneigt machen, als sie von Preußen entfernen mußte. Der Hauptzweck des Königs in der jetzigen Periode seines Lebens war, den Ruhestand von Europa möglichst dauerhaft zu gründen und jede Störung desselben zu entfernen. Die im bayerschen Kriege gemachte Erfahrung hatte diesen Wunsch noch mehr bey ihm bestärkt. Gern überließ er sich der Hofnung, daß die Erfüllung seiner Wünsche durch die damaligen politischen Verhältnisse auch wahrscheinlich gemacht werde. Mit gro-

großem Vergnügen hatte er alle zwischen Rußland und der Pforte neu entstandenen Irrungen durch die leztere den Frieden bestätigende Convention beigelegt gesehen. Friedrich hatte wirklich Ursach zu glauben, daß es auf eine dauerhafte Art geschehen sey. Katharina hatte von den Türken Alles zugestanden erhalten, was ihr Ehrgeiz verlangte. Auch über Polen war ihre Herrschaft fest begründet. Nachdem diese Monarchin glänzenden Kriegesruhm erworben und ihre Heere furchtbar gemacht, konnte sie jezt, als Schöpferin eines neuen Wohlstandes ihres weiten Reichs, als Gesetzgeberin, als Bildnerin und Beglückerin der mannichfachen ihrer Herrschaft unterworfnen Völker die höchste Stufe des Regenten-Ruhms ersteigen, und durch glänzende Thaten der innern Regierung ihren hohen Ehrgeiz befriedigen. Auch noch andere Gründe machten es wahrscheinlich, daß die Kaiserin diese Wahl treffen werde. Die Volksmenge ihres Reichs war durch den Krieg sehr vermindert, ihre Finanzen waren äußerst erschöpft; sie bedurfte wirklich des Friedens. Zugleich schien dessen Erhaltung nur von ihr abzuhangen. Von der Pforte war keine Unterbrechung desselben zu besorgen, eben so wenig in Polen irgend ein bedeutender Versuch, sich Katharinens errungener Oberherrschaft zu entziehen. Diese Umstände leiteten

Frie-

Friedrich auf den Gedanken, daß eine Defensiv-Allianz und gegenseitige Garantie des jetzigen Besitzstandes zwischen Rußland, ihm selbst, der Pforte und Polen das zweckmäßigste Mittel seyn dürfte, dem jezt im östlichen Europa bestehenden Zustande Dauer zu geben, und die Ruhe gegen jede Unterbrechung auf lange Zeit zu sichern. Frankreich, hoffte Friedrich, werde solche Verbindung sehr gern sehen, und sie auf alle Weise befördern, Oesterreich aber werde durch dieselbe genöthiget werden, jeder Unternehmung, welche die Ruhe stören könnte, zu entsagen.

Aber wie Friedrich seinem Gesandten in Petersburg, dem Grafen von Görz, auftrug, die Gesinnungen des russischen Kabinets über einen solchen Antrag, ehe er ihn förmlich machen ließ, vorläufig zu erforschen, stellte dieser Minister, der die wirklichen Verhältnisse in der Nähe sahe, und Katharinens wahre Gesinnungen kannte, dem Könige vor: „wie die Kaiserin den leztern Frieden mit der „Pforte keinesweges deshalb geschlossen habe, daß „ein bleibender Zustand auf denselben gegründet wer„den solle, sondern vielmehr allein in der Absicht, „um Zeit zu gewinnen, binnen welcher sie Kräfte „zum neuen Angriff sammeln, und sich rüsten könne,

„zu

„zu Ausführung der großen Entwürfe, die bey dem „bisher gehabten Glück aller Unternehmungen im„mer vollständiger in ihrer Seele sich ausgebildet „hätten. Der Gedanke einer Verbindung mit den „Türken werde von Katharina, als ihren liebsten „Entwürfen und allen ihren Neigungen widerspre„chend, mit höchstem Widerwillen aufgenommen „werden.“ — Der Erfolg rechtfertigte die Wahrheit der Bemerkung des hellsehenden Staatsmanns. Wie er dem russischen Staatskanzler Grafen Panin die Eröffnung mit größter Vorsicht machte, keinesweges als förmlichen Antrag, sondern nur als eine Idee, auf welche der Wunsch, die Ruhe im östlichen Europa befestiget zu sehen, etwa leiten könne, und über welche der König die Meinung seiner Alliirten zu wissen wünschte; so bezeugte Panin die höchste Verwunderung, und äußerte ohne allen Rückhalt, die Pforte sey eine Macht, mit der jeder Friede nur Waffenstillstand, nur momentane Unterbrechung des Kriegszustandes sey. Eine Allianz mit derselben sey dem ganzen politischen System Rußlands und allen persönlichen Gesinnungen seiner Monarchin höchst zuwider. Sie werde, sezte Panin hinzu, wirklich gar nicht begreifen, wie der König eine solche Verbindung zwischen ihr und dem alten Erbfeinde ihres Reichs nur als möglich habe denken

können 4). Friedrich ließ, sobald er die Gesinnungen der Kaiserin erfuhr, die Idee fallen, und befahl

4) Dieser wichtige Umstand, dessen genaue Richtigkeit, so wie er hier erzählt worden, ich versichern kann, ist bisher wenig und nach der Wahrheit noch nie bekannt geworden. Nur in zwey gedruckten Werken finde ich desselben erwähnt, in der Histoire de Pierre III, à Paris l'an VI. Tom. III. p. 178, und in den Aufsätzen über Potemkin den Taurier in v. Archenholz Minerva Jahrg. 1797. 3ter Bd. p. 230. Wenn, wie Archenholz behauptet, der anonyme Geschichtschreiber Peter III (Lavaux) nur die leztern Aufsätze über Potemkin größtentheils ausgeschrieben hat, so beruhet die Nachricht nur auf dieser Zeugniß. In jedem Fall aber kann ich versichern, daß die Nachricht in beiden Schriften durch Zusätze entstellet sey, welche durchaus falsch und der Politik Friedrichs völlig zuwider sind. Beide Schriftsteller behaupten nämlich: „Der König habe „sowohl dem russischen, als dem türkischen Hofe eine „Defensiv-Allianz förmlich antragen lassen, und zugleich vorgeschlagen, das schwedische Finnland an „Rußland und das schwedische Pommern an Preußen „zu geben, dagegen Norwegen mit Schweden zu vereinen, und für diesen Verlust den dänischen Hof „durch die Reichsstädte Hamburg und Lübeck, auch das „Hochstift Lübeck zu entschädigen. Die Pforte, heißt „es weiter, habe sich über diesen Antrag nicht eher erklären wollen, bis sie zuvörderst deshalb Frankreich „zu Rathe gezogen; Rußland aber habe ihn ganz abgelehnt, weil Potemkin der Kaiserin bemerklich gemacht, „es sey unter ihrer Würde, einen fremden Plan anzu-

„neh-

fahl seinem Gesandten, dieses dem russischen Hofe auf das Bestimmteste zu erklären. Aber der Ein-

„nehmen, statt einen viel größern anzuführen, dessen „Schöpferin sie selbst sey.“ — Nie, ich glaube es zuversichtlich behaupten zu können, nie hat Friedrich einen so abentheuerlichen Gedanken gehabt. Derselbe wäre seiner Handlungsweise, seinem ganzen politischen System völlig zuwider gewesen. Dieser Monarch kannte die Menschen zu gut, um einen die bisherigen Verhältnisse zerstörenden Entwurf in Vorschlag zu bringen, der durch keine vorhergegangenen Umstände vorbereitet war, und zu dessen Ausführung mehrere Mächte vereint mitwirken sollten. Nicht Umwerfung des jetzigen Besitzstandes, sondern dessen dauerhafte Sicherung war der Zweck seiner Politik in damaliger Zeit. Die Erwerbung von Schwedisch-Pommern, der einzige Vortheil, den Friedrich selbst von dem Entwurfe haben sollte, war gewiß nicht wichtig genug, um sie durch so gewaltsame Mittel zu wünschen. Die Zernichtung der Selbstständigkeit zwey deutscher für seinen Staat bedeutender Handelsstädte konnte nicht in dem Plane dessen seyn, der für die Aufrechthaltung deutscher Verfassung in allen ihren Theilen so Vieles gewagt hatte. Und was hätte es, zu allen diesen Veränderungen unter den nordischen Mächten, der Einstimmung der dabey noch neuerlich gar nicht interessirten Pforte bedurft? Die Wahrheit ist, daß von der Defensiv-Allianz, die Friedrich in ganz anderm, gar keiner Veränderungen bezielenden, Sinne wünschte, in Constantinopel durchaus keine Eröffnung geschehen ist, in Petersburg aber nur eine vorläufige, die ohne Folgen blieb, sobald der König die Abneigung der Kaiserin erfuhr.

druck, den ihre Eröffnung hervorgebracht, war gemacht; Katharina wußte jezt, daß sie von dem preußischen Monarchen durchaus keine Mitwirkung zu der Ausführung des Lieblings-Entwurfs ihres Ehrgeizes je erwarten dürfe, daß er derselben vielmehr, so viel er könne, entgegenstreben werde. Auch konnte ihrem Scharfsinn nicht entgehen, daß dieses nicht etwa nur auf einer Friedrich eigenthümlichen Ansicht beruhe, sondern, daß sein ihr mißfälliger Vorschlag sehr weise berechnet, daß er dem wahren und bleibenden Interesse des preußischen Staats vollkommen gemäß sey. Sie sahe in diesem Vorschlage, bey reiferm Erwägen, nicht sowohl den Wunsch, den Ruhestand zu befestigen, als vielmehr einen Versuch, ihrer fortgehenden Vergrößerung Schranken zu seßen, und das Bestehen zweier Mächte zu begründen, deren eine völlig zu unterjochen, die andere aber vielleicht ganz aus unserm Erdtheil zu vertreiben, sie immer ernstlicher den Vorsatz faßte.

In keiner für Oesterreich günstigern Stimmung Katharinens hätte also die Annäherung jener Macht versucht werden können. Wenn von Preußen nie eine Mitwirkung zu der Ausführung ihrer liebsten Entwürfe zu hoffen war, so stellte sich dagegen die Be-

Betrachtung dar, daß das türkiſche Reich eben ſo gut von Oeſterreich, wie von Rußland, der alte Erbfeind ſey; daß zwar Oeſterreich, wie es im leztern Kriege gethan, ſo auch ferner immer in den Weg treten müſſe, ſo oft Rußland allein neue Opfer von den Osmanen fodern wolle, daß aber die Hofnung, die Beute zu theilen, höchſt wahrſcheinlich den Wiener Hof bewegen könne, gemeine Sache mit Katharina zu machen. Geſchahe dieſes, ſo ſchien es erlaubt, Alles zu hoffen. Die Kräfte, welche beide Mächte aufbieten konnten, waren ſo groß, daß man ſich ſchmeicheln durfte, das hinfällige Gebäude des osmaniſchen Staats umzuſtürzen, noch ehe fremde Hülfe, es zu hindern, herbeizueilen vermogte.

Dieſes waren Betrachtungen, welche Kaunitz mehr der guten Einſicht der Kaiſerin ſelbſt zu machen überließ, als daß er ſie ſelbſt ihr hätte vorhalten ſollen. Er wollte die Allianz ſeines Hofes nicht anbieten, aber er hofte, die Vortheile, welche Rußland von derſelben ſich verſprechen konnte, ſollten ſich einleuchtend genug darſtellen, um Katharina zu bewegen, von ihrer Seite ſolchen Antrag zu thun, und, gegen den Bund mit Oeſterreich, dem mit Preußen zu entſagen. Dieſe Entſagung war dem Wiener

Hofe vorzüglich wichtig und unerläßliche Bedingung ſeiner Annäherung zu Rußland. Jedes Mittel wurde angewandt, um bey Katharina den Wunſch ſolcher Annäherung lebhaft zu machen. Die ſittliche Verderbtheit des ruſſiſchen Hofes machte die Wahl ſolcher Mittel eben nicht ſchwer. Seit Katharina II ihren Gemahl des Thrones beraubt hatte, ergab ſie ſich mit ungezügelter Leidenſchaft einem öffentlich erklärten Lieblinge nach dem andern, welche dieſe Monarchin mehr oder weniger unumſchränkt beherrſchten. In der langen Folge dieſer mit Gregor Orlow (deſſen kühnem Verbrechen Katharina vorzüglich den Thron verdankte) anfangenden erklärten Lieblinge [5]) hat keiner eine ſolche Beherrſchung vollſtändiger und länger geübt, als derjenige, welcher in der Periode, von der wir hier reden, den Platz behauptete — Potemkin. Dieſer, als Wachtmeiſter in der kaiſerlichen Garde zu Pferde dienend, hatte ſchon bey der Revolution von 1762, obgleich nur als untergeordnetes Werkzeug, durch ſeine einnehmende Figur und durch die Kühnheit ſeines Betragens die Aufmerkſamkeit der Kaiſerin auf ſich gezogen, und ſeitdem

5) Man findet dieſe Lieblinge und die Art ihrer Beherrſchung geſchildert in dem Buche: Ruſſiſche Günſtlinge. Tübingen 1810.

dem Alles gethan, um dieſelbe immer mehr zu feſſeln. Als es ihm gelungen war, zu dem engern Kreiſe der Geſellſchaft Katharinens zugelaſſen zu werden, wandte er bald alle Künſte des verſchlagenen Hofmanns an, um andere Nebenbuhler, vorzüglich die Gebrüder Orlow, zu verdrängen. Vom Jahr 1776 an war er erklärter Liebling, aber er befeſtigte ſeine Herrſchaft über Katharina gerade dadurch, daß er ſich von Zeit zu Zeit zurückzog, und eben dadurch, wenn er nach eigenen Launen wiederkehrte, immer neu blieb. So errang er eine um ſo größere Gewalt über die Kaiſerin und die Verwaltung des Staats, und behauptete ſich in derſelben weniger durch die Neigung, welche er eingeflößt, als durch die Meinung, welche er von ſeiner Unentbehrlichkeit für ihre eigne Sicherheit Katharinen gegeben hatte. Dieſe Monarchin wußte nämlich ſehr wohl, daß ihre übel errungene Herrſchaft von einem ſehr großen Theil ihrer Unterthanen höchſt ungern ertragen wurde, und daß ſelbſt wichtige Männer zu den Misvergnügten gehörten; ſie fühlte, daß ſie eines kräftigen Mannes neben ſich bedurfte, der durch das Schrecken, womit er erfüllte, jeden Gedanken des Widerſtandes niederſchlüge. Dieſen Mann fand ſie an Potemkin. Aber, um durch ihn ihre Sicherheit völlig zu gründen, mußte ſie unumſchränkte Gewalt in ſeine Hände legen. Der

Gebrauch, den er von dieſer Gewalt machte, konnte, ſo wie alle, auch wol die Selbſtherrſcherin ſelbſt, zittern machen. Die Vereinigung ſeltner Eigenſchaften und Umſtände war allerdings nöthig, um eine ſolche Rolle ſechszehn Jahre hindurch zu ſpielen, und, wie Potemkin es gethan hat, ſich bis an ſeinen Tod in der unumſchränkten Beherrſchung der Monarchin gegen alle Gegner zu behaupten. Zwar darf man ſich nicht ausnehmende Vorzüge des Geiſtes und Herzens denken, welche Katharina ſo anhaltend feſſelten; nein, der höchſte Grad von frecher Unverſchämtheit an einer Seite, und eine große weibliche Schwäche an der andern erklären Alles. Ohne daß Potemkin die Talente und Kenntniſſe des Feldherrn beſaß, ſtand das ganze Kriegsheer, ſtanden ſelbſt die erfahrenſten Feldherren, welche im leztern Kriege den ruſſiſchen Waffen Ruhm und Sieg erworben hatten, unter ſeinem unumſchränkten Befehl. Ohne gründliche Kenntniß zu haben, weder von den äußern Verhältniſſen des Reichs, noch von dem, was die innere Verwaltung erfoderte, entſchied er allein, was die Ehrſucht und Eitelkeit der Selbſtherrſcherin ſowohl innerhalb ihres unermeßlichen Reichs unternehmen, als was ſie gegen fremde Mächte anſtreben ſollte. Jeder edlere Ehrgeiz, jedes Verlangen nach höherer Befriedigung des Geiſtes durch Leitung der Schickſale

eines

eines großen Theils der Menſchheit, der von ihm abhing, war ihm fremd. Potemkin kannte nichts Höheres, als äußern, die Augen der Menge blendenden Glanz, mit dem auf jede Weiſe, und ſelbſt durch den Schein der Verachtung deſſelben, ſich zu bedecken, er unermüdet beſchäftigt war. Jeden andern Vorzug, den perſönliches Verdienſt, Geburt oder Reichthum geben konnten, gewaltſam niederzudrücken, vorzüglich die Großen des Reichs als Sklaven zu mishandeln, und bey jedem Anlaß des gewöhnlichen Lebens auf möglichſt grobe Art fühlen zu laſſen, daß er der allein Mächtige ſey — dies war ihm der köſtlichſte Genuß der errungenen Uebermacht. Auch gegen die angeſehenſten Fremden, auch gegen die Geſandten unabhängiger Mächte erlaubte er ſich gefliſſentliche Verletzungen des äußern Wohlſtandes; ihre Anträge und Vorſtellungen hörte er an, wie Bitten ſeiner Untergebenen, mit dem wegwerfenden Stolze eines übermüthigen Herrſchers. Die Eingebornen ſicherte kein Rang, keine Würde gegen gröbſte Mishandlungen mit Worten, und ſogar mit Schlägen. Man hat behauptet, der Unverſchämte ſey ſo weit gegangen, ſelbſt ſeine Gebieterin zu ſchlagen. Wenn gleich, wie wir glauben, dieſes Leztere übertrieben iſt, ſo beweiſt doch die Sage, wie viel er ſich öffentlich mit Worten erlaubt haben müſſe, da man das

Aergſte im Geheim wenigſtens möglich halten konnte. Gewiß iſt, daß er den ihm vor der Welt ertheilten Befehlen der Kaiſerin, oder vielmehr nur ihren geäußerten Wünſchen, oft mit frecher Stirn ſich laut widerſezte, und gefliſſentlich gerade das Gegentheil von dem that, was Katharina gewünſcht hatte. Bis zum Ueberdruß geſättigt durch jede ſinnliche Luſt ſezte er ſeine Größe darin, ſich keine verſagen zu dürfen, und, mit gränzenloſer Vergeudung der Gelder, die er den Staatskaſſen entzog, mit muthwilliger Aufopferung des Lebens und der Kräfte der Menſchen, jede Laune des Augenblicks zu befriedigen. Obgleich die Monarchin jedem ſeiner Wünſche, den ſie nur ahnden konnte, zuvorkam, und die Summen baaren Geldes, die ſie ihm ſchenkte, allen Glauben und faſt die Berechnung überſteigen, war er doch niedrig genug, das ihm für andre Zwecke anvertraute Geld für ſich zu behalten, ſogar Zahlungsbefehle der Kaiſerin an die Kaſſen zu erdichten, um Gelder an ſich zu reißen, die für die Bedürfniſſe des Staats unentbehrlich waren, und Katharina, wenn ſie es erfuhr, wagte nicht, es ihm zu verweiſen. Auch von fremden Mächten ließ Potemkin ſich erkaufen, um die Beförderung ihrer Abſichten zu verſprechen, deren Einfluß auf das Wohl des Reichs zu beurtheilen ſeine Einſicht zu beſchränkt war. Im Beſiz unermeßlicher Schäze, und die

größten

größten Summen mit Verachtung im Spiele, oder wie es ſonſt eine vorübergehende Laune gebot, wegwerfend, pflegte er diejenigen nicht zu bezahlen, die für ſeine Bedürfniſſe gearbeitet hatten. Die Kaufleute achteten ſich für verloren, denen der Befehl wurde, Waaren für Potemkin zu liefern, und kniend ſah man ſie flehen, ſie ihres Eigenthums nicht ganz zu berauben, und mit ihren Familien ſie nicht der bitterſten Dürftigkeit zu überliefern. Kein menſchliches Gefühl regte ſich in Potemkins Bruſt. Es ſcheint ihm oft eine Luſt geweſen zu ſeyn, Menſchen zu mishandeln, ohne andern Beweggrund, als um zu zeigen, daß er dieſes ungeahndet zu thun vermöge.

Dies iſt das treue nach zuverläſſigen Berichten gezeichnete Bild *) des Mannes, dem Katharina II die von ihr beherrſchten Millionen und ſich ſelbſt untergeordnet hatte, und eben dadurch bewies, daß ſie auf den ihr von ſchmeichelnden Zeitgenoſſen beigelegten Namen der Großen bey der Nachwelt nicht Anſpruch machen dürfe. Potemkin, der die höchſte ſittliche Unwürdigkeit durch nichts Edles gut machte,

*) Siehe Beilage V.

machte, entschied jezt willkührlich jede Bewegung des russischen Reichs. Ein fremder Hof, der mit demselben in Berührung kam, mußte noch mehr sich bestreben, die Gunst dieses Lieblings, als die der Monarchin selbst zu gewinnen. Auch Friedrich mußte sich hierzu herablassen; aber, seine eigne Würde nie vergessend, und vertrauend auf die Achtung, welche er und sein Bruder Heinrich der Kaiserin eingeflößt hatten, zeigte er sich doch minder eifrig in diesem Geschäft, als Andere. Es blieb Potemkin nicht unbemerkt, und dieser war dem großen Könige keineswegs hold, wovon er bey jeder Gelegenheit unzweideutige Beweise gab. Als er den sehnlichst gewünschten schwarzen Adlerorden etwas später, als er ihn erwartet haben mochte, erhielt, hatte er die Unverschämtheit, mit wegwerfender Miene zu sagen: „er „sey zwar dem Könige sehr verbunden, doch wisse er „in der That nicht, wie er die Menge von Auszeichnungen der Art, die er schon habe, gehörig neben „einander ordnen solle.“ Auch wie Friedrich erfuhr, daß Potemkin die Absicht habe, das Herzogthum Kurland zu erwerben, und ihm seine Mitwirkung dazu anbieten ließ 7), gab Potemkin unverholen zu erken-

7) Friedrich wollte nämlich nicht nur dem König und die Republik Polen, von denen Kurland als Lehn abhing, bewe-

erkennen, daß theils dieſe Beſitzung ihm nicht genüge, theils es nur von ihm abhangen würde, ſie zu erhalten, ohne deshalb den König zu bemühen. Potemkin, der überhaupt die ſchnödeſte Beurtheilung fremder Souverains ſich erlaubte, machte die Einfachheit der Lebensart und die ſtrenge Oekonomie Friedrichs oft zum Ziel ſeines Spottes, und bemühte ſich auf alle Weiſe, die Verehrung, welche die Kaiſerin für den König fühlte, zu ſchwächen, und ſie dagegen dem Wiener Hofe geneigter zu machen. Dieſer leztere hatte unſtreitig den Vortheil, ſo wie den ehrgeizigen Entwürfen der Monarchin, ſo auch der Eitelkeit ihres Günſtlings weit reizendere Anerbietungen, als Preußen, thun zu können, und es wurde nichts unterlaſſen, um dieſen Vortheil zu benutzen. Potemkin war nicht das erſte Beiſpiel, daß deutſche Kaiſer die erhabene deutſche Fürſtenwürde herabſezten, und deren Titel den Günſtlingen der ruſſiſchen Kaiſerinnen beilegten. Potemkin erhielt dieſen Titel im J. 1776 s).

Der

bewegen, daſſelbe Potemkin zu geben, ſondern auch den Herzog Biron, der in dieſem Fall Kurland verlieren mußte, zu entſchädigen beitragen, indem er ihm bedeutende Vortheile für ſeine ſchleſiſchen Herrſchaften zuzugeſtehen ſich bereit erklärte.

s) Ein anderer ruſſiſcher Staatsmann, Beſborodko, der

Der bedeutendste Schritt, welchen der Wiener Hof that, um sich dem russischen zu nähern, war
Im May und Jun. 1780
der Besuch, den Kaiser Joseph selbst bey Katharina II ablegte. Die große Wißbegierde dieses Monarchen, und die ihm eigene Neigung, sich durch Reisen zu unterrichten, wurden als die Beweggründe gebraucht, um ein allerdings auffallendes Unternehmen zu erklären, und die Genehmigung der damals noch lebenden Kaiserin-Königin für dasselbe zu erhalten. Unstreitig hatten diese Beweggründe und der Wunsch, von den Kräften und innern Verhältnissen des für Oesterreich so wichtigen Staats sich selbst zu unterrichten, bey Joseph vielen Einfluß; aber sicher hatte man auch vorzüglich die Absicht, durch diesen Besuch günstige Eindrücke in Petersburg zu machen, und die Annäherung, welche man wünschte, zu befördern. Ungemein mußte es Katharina schmeicheln, daß der erste Monarch von Europa, der Abkömmling eines Hauses, das von jeher durch Stolz und hohe Ansprüche sich auszeichnete, ihr in Person seine Huldigungen darbrachte. Mohilow, eine Stadt am Dnepr, in dem Ruß-

---

der besonders nach Panins Tode großen Einfluß im Petersburger Kabinet erhielt, wurde von Joseph II zum deutschen Reichsgrafen ernannt.

Rußland zugefallenen Theil von Polen, war zu der Zuſammenkunft beider Souverains beſtimmt. Kaiſer Joſeph reiſte von dort über Moskau nach Petersburg, wo er Katharina wiederfand. Dieſe Monarchin bot Alles auf, was die mit europäiſcher Verfeinerung verbundene aſiatiſche Pracht ihres Hofes vermogte, um den kaiſerlichen Gaſt zu vergnügen und ihm die höchſte Idee von den Kräften ihres Reichs zu geben. Wohl geübt in der Kunſt zu gefallen ſuchte ſie durch alle Vorzüge ihres mannichfach gebildeten Geiſtes ihn für ſich einzunehmen. Joſeph hatte von ſeiner Seite gleichen Zweck. Dennoch wurde auch hier beſtätigt, was die Geſchichte bey den meiſten Zuſammenkünften der Großen der Erde bemerkt hat, nämlich, daß perſönliche Bekanntſchaft ihre gegenſeitige Achtung und Zuneigung nicht zu vermehren pflege. Dem Blicke Joſephs, der alle merkwürdige Anſtalten aufmerkſam beobachtete, und ſich über jede innere Einrichtung genau zu unterrichten ſuchte, konnte der Schleyer des äußern Glanzes die wirkliche innere Schwäche des ruſſiſchen Reichs nicht verbergen. Die furchtbaren nachtheiligen Folgen des leztern Krieges waren noch überall ſichtbar; die Lücken der Bevölkerung waren noch nicht erſezt, der Zuſtand der Armee konnte einen Kenner, wie Joſeph, nicht befriedigen;

Po-

Potemkin war nicht der Mann, um Geſchicklichkeit und Disciplin bey den Truppen zu bewirken, auch dieſe mit allen nöthigen Bedürfniſſen zu verſorgen, und ſie fähig zu machen, die großen Entwürfe der Monarchin auszuführen. Die gränzenloſe Verſchwendung des Hofes machte jede Ordnung in den Finanzen unmöglich; bey ſchimmernder Pracht fehlte in den Kaſſen oft das Geld zu den dringendſten Bedürfniſſen, die Eitelkeit der Monarchin wollte durch Dinge, die in die Augen fielen und in der Ferne glänzten, befriedigt werden. Die ungeheure moraliſche Verderbtheit derer, welchen die meiſte Gewalt vertraut war, ließ keine wahre Fürſorge für das Wohl der Unterthanen zu. An redlichen Eifer und Gewiſſenhaftigkeit bey Verwaltung der Geſchäfte, an gute Rechtspflege, an Förderung von Fleiß und Wohlſtand war nicht zu denken; jeder ſuchte nur durch Unterdrückung derer, die unter ihm waren, die Mittel zu erwerben, um die ſich geneigt zu machen, die über ihm ſtanden. Die Unzufriedenheit war deshalb auch allgemein, und die Kaiſerin, ſo ſehr ſie es zu verbergen ſuchte, zitterte vor deren Ausbruch. Sie fürchtete ihre nächſten Umgebungen, ſie fürchtete ſogar ihren eignen Sohn, wohl wiſſend, daß, nach der Meinung Vieler, und ſogar Einiger, die bey der Revolution mit-

mitgewirkt hatten, auch ſelbſt nach ihrer eignen Erklärung, ſie dem Großfürſt, bey ſeiner ſchon erreichten Volljährigkeit, den Thron zu überlaſſen verpflichtet ſey; noch mehr, ſie fürchtete ſelbſt den, von welchem allein ſie Schutz gegen aller Andern Unternehmungen hofte. Nur dieſe Furcht kann ihre ſchimpfliche Abhängigkeit von Potemkin erklären.

Alles dieſes entging Joſeph II Beobachtung nicht. Auch bemerkte dieſer Monarch ſehr wohl, wie tief die von früher Jugend an genährte Verehrung Friedrichs II in Katharinens Seele gewurzelt ſey, wie die Weisheit ſeines ganzen Benehmens gegen ſie, wie der nützliche Beiſtand, den er ihr geleiſtet, dieſe Verehrung befeſtiget habe, und wie hiezu auch Panins Rathſchläge beitrugen, der der preußiſchen Verbindung ganz ergeben war, der auch gleiche Neigung bey dem Großfürſten feſt gegründet hatte. Dieſe Geſinnungen der Monarchin und ihres erſten Miniſters ſchienen die Erreichung der öſterreichiſchen Entwürfe ſehr zu erſchweren. Aller Gegenwirkung Potemkins ohnerachtet, behauptete Panin ſich vorzüglich dadurch, daß ihm die Erziehung des Großfürſten anvertrauet war, und dieſer Prinz eben ſo ſehr an ihm hing, als der beſſere Theil der Nation ihm mit großer Achtung zugethan war. Dieſer Mi-

niſter würde in der That viel geleiſtet, den Entſchließungen ſeiner Monarchin in den innern Verhältniſſen eine wohlthätigere Richtung, und in den äußern noch weit mehr Anſehn und Bedeutung gegeben haben, wenn nicht der Werth ſeines richtigen Verſtandes, ſeiner großen Kenntniſſe und ausgebreiteten Geſchäfts-Erfahrung, auch ſeiner wirklichen Liebe des Staats durch eine ungemein weitgehende Indolenz wäre geſchwächt worden.

So wie aber dem Kaiſer Joſeph nicht Alles gefiel, was er am ruſſiſchen Hofe bemerkte, ſo machte auch er nicht ganz den günſtigen Eindruck, den er bezielte. Das wirklich Große in ſeinem Charakter, die edle Einfalt ſeiner Sitten, das Herablaſſende ſeines Betragens gegen Menſchen aus allen, vorzüglich aus den niedern Ständen, die Mannichfaltigkeit von Kenntniſſen, welche er beſaß, die rege Wißbegierde, mit der er ſie noch zu vermehren, von Allem ſich zu unterrichten, von Jedem zu lernen ſuchte, — dies alles waren nicht Eigenſchaften, welche Potemkins Beifall erwerben konnten, ſie machten dieſem vielmehr einen Monarchen wirklich verhaßt, durch deſſen Anblick ſein eigner Mangel an allen den Tugenden, welche jener beſaß, nur deſto auffallender wurde. Seine Urtheile wirkten

nas

natürlich auch auf die Monarchin; wenn gleich ſie des deutſchen Kaiſers wahren Werth richtiger ſchäzte, ſo entgingen ihrer durch den Günſtling geſchärften Beobachtung doch auch die Schwächen nicht, welche mit jenem Werth verbunden waren. Bey einer unruhigen Begierde, ſich durch große und glänzende Unternehmungen der innern und äußern Regierung auszuzeichnen, fehlte es Joſeph an feſtem und ſtandhaftem Willen, große Entwürfe auch bey großen Hinderniſſen durchzuſetzen. Sein Ehrgeiz ſtrebte zu Vieles an, um ſich für irgend etwas feſt zu beſtimmen. Er fing mit Lebhaftigkeit an, aber führte nicht mit Beharrlichkeit aus; wenn er Widerſtand fand, gab er nach. Gerade hierin unterſchied ſich ſein Charakter vorzüglich von dem der Kaiſerin. Dieſe wagte bey ihren Unternehmungen das Aeußerſte; um ein vorgeſtecktes Ziel zu erreichen, nahm ſie auf nichts Anderes Rückſicht. Ihr war Leben und Glück ihrer Unterthanen nichts, wenn es darauf ankam, ihren Ehrgeiz zu befriedigen. Nicht ſo Joſeph. Dieſer liebte wirklich ſein Volk und war nicht geneigt, deſſen Wohl aufzuopfern, wenn gleich ſeine Leidenſchaft ihn verleiten konnte, daſſelbe in Gefahr zu ſetzen. Seinen Ideen fehlte zuweilen Originalität, er ahmte nach, was er anderswo mit Nutzen ausgeübt ſahe, aber er prüfte

nicht immer, ob auch für ſeinen Staat und ſeine Lage paſſe, was anderswo gepaßt hatte. Alles dieſes mußte bey Katharina die Achtung für ihn etwas mindern.

Bey dieſen gegenſeitig über einander gemachten Beobachtungen iſt es höchſt wahrſcheinlich, daß die Zuſammenkunft der beiden Souverains keine ganz beſtimmte und große Reſultate hervorgebracht habe. Gewiß iſt, daß ein Traktat damals zwiſchen ihnen nicht abgeſchloſſen worden. Es blieb bey mündlichen Zuſicherungen, daß Einer des Andern Abſichten befördern, und daß man, nach Maaßgabe eintretender Umſtände, deshalb feſtere Verabredungen treffen wolle. Wie weit man ſich über dieſe Abſichten gegen einander vertraulich eröffnet habe, iſt natürlich nicht bekannt geworden, da dieſe Eröffnungen wol meiſtens zwiſchen den Souverains ſelbſt, vielleicht nur zuweilen mit Zuziehung Potemkins, Statt fanden. So viel hat man erfahren, daß Katharina ihrem Gaſte die Ausſicht gab, wenn ihr erlaubt würde, Conſtantinopel für ſich zu nehmen, ſo könne Kaiſer Joſeph dagegen ſich der alten Hauptſtadt der Welt, Roms, bemächtigen[9]). Die Wiederherſtellung des

9) Kaiſer Joſeph ſelbſt hat dem Großfürſt Paul geſagt, daß

des alten Zuſtandes der Welt, eines öſtlichen und eines weſtlichen Kaiſerreichs, war die Lieblings-Idee, welche Katharina's Einbildungskraft damals beſchäftigte; indeß blieb es bey allgemeinen Verabredungen, wenn es zu einem neuen Kriege mit der Pforte kommen ſollte, ſich gegenſeitig auf Koſten dieſer Macht zu vergrößern. Dem Kaiſer Joſeph konnte die Betrachtung nicht entgehen, daß jeder Zuwachs, den ſein Staat auf dieſe Weiſe erhalten könne, doch durch die Uebermacht Rußlands in ſeiner Nähe bey weitem würde überwogen werden. Auch beſchäftigten ihn für jezt noch Gegenſtände anderer Art. Der Entwurf, Bayern zu erwerben, lag ihm noch immer an, und es war ohne Zweifel Hauptzweck ſeiner Reiſe, die ruſſiſche Kaiſerin zu dem Verſprechen zu bringen, ſich der Ausführung dieſes Entwurfs, der im Teſchner Frieden übernommenen Verbindlichkeit ohnerachtet, nicht widerſetzen, vielmehr Preußens Widerſtand abhalten zu wollen. Joſeph erhielt auch wirklich dieſe Zuſage, obgleich auch nur mündlich und im Allgemeinen,

daß die Kaiſerin ihm Rom und Italien, in gewiſſer Maaße, die Oberherrſchaft über den ganzen Weſten von Europa angetragen habe. Der Großfürſt vertraute dieſes nachher dem preußiſchen Kronprinzen und dem Grafen Görz.

denn über die Zeit und Art der Ausführung konnte noch nichts Bestimmtes verabredet werden, da in Wien selbst deshalb noch kein Plan gemacht war, und derselbe höchst wahrscheinlich erst nach Maria Theresia's Tode zur Reife gekommen ist. Auch von andern Unternehmungen im deutschen Reiche war die Rede, besonders von Befestigung der Kaiserwürde im österreichischen Hause durch die Wahl des Erzherzogs Franz zum römischen König. Denn Kaiser Joseph wünschte sich diesen unter seinen Augen gebildeten Neffen zum dereinstigen Nachfolger, sowohl im deutschen Reich, als in seinen Erbstaaten, mit Uebergehung dessen Vaters, des Großherzogs Leopold von Toskana. Zu Allem diesen versprach Katharina um so williger ihre Mitwirkung, da sie eben dadurch ihren gewünschten Einfluß im deutschen Reiche beweisen und verstärken konnte, auch hoffen durfte, den Wiener Hof durch diese Gefälligkeit desto thätiger für ihre eigenen Entwürfe zu machen.

Mit solchen allgemeinen Verabredungen schieden beide Souverains von einander. Jeder von ihnen schmeichelte sich einen festern Glauben an seine Freundschaft gegründet zu haben, als er selbst empfand; Jeder hoffte zu Erreichung seiner Absichten

eines

eines kräftigern Beiſtandes ſich verſichert zu haben, als er ſelbſt für die Abſichten des Andern zu leiſten gedachte. Dem Fürſt Kaunitz war es ganz recht, daß die Annäherung ſeines Hofes zu dem ruſſiſchen nur ſo weit, wie es geſchehen, und nicht noch weiter, durch Joſephs Reiſe gebracht war. Bey einem ohne ſeine unmittelbare Einwirkung abgeſchloſſenen Traktat würde er gefürchtet haben, daß der lebhafte, offene und ſeine Geſinnungen nicht zurückhaltende Monarch mehr Verbindlichkeiten übernommen und von den eigenen Abſichten mehr offenbart haben möchte, als es dem ſtaatsklugen Miniſter für das Intereſſe Oeſterreichs räthlich ſchien. Ihm genügte es, daß Katharina II zu einer nähern Verbindung geneigt gemacht und ihre Anhänglichkeit an Friedrich doch wenigſtens etwas erſchüttert war. Wie ſehr dieſes leztere in der That bewirkt worden, zeigte ſich bald auf eine unverkennbare Weiſe. Die Allianz zwiſchen Rußland und Preußen war zuerſt im J. 1764 auf acht Jahre abgeſchloſſen und im J. 1772 auf gleichen Zeitraum erneuert. Jezt war dieſer 1780
Zeitraum abermals abgelaufen, aber Katharina verzögerte, unter verſchiedenen Vorwänden, die Erneuerung des Bundes, welche Preußen antrug, und zulezt lehnte ſie dieſelbe ganz ab.

Um wo möglich eine Verbindung zu erhalten, die für das preußische Staats-Interesse so wichtig war, fand Friedrich II gut, bald nach der Abreise des Kaisers von Petersburg, seinen Neffen und Thronfolger, den Prinz Friedrich Wilhelm von Preußen, dahin abgehen und der Kaiserin einen Besuch machen zu lassen. Dieser Prinz, in der Blüthe des männlichen Alters, hatte im leztern Kriege den Ruhm eines Feldherrn von richtigem Urtheil erworben; er besaß einen durch mannichfache Kenntnisse gebildeten Geist und sehr viel Angenehmes im gesellschaftlichen Leben. Es war zu hoffen, daß er einen vortheilhaften Eindruck machen werde. Dieses war wirklich der Fall. Vielleicht gefiel Friedrich Wilhelm als Mann der Kaiserin mehr, als Joseph. Zwischen jenem und dem Großfürsten Paul, der die entschiedene Vorliebe seines Vaters für Preußen geerbt hatte, wurde eine sehr warme persönliche Freundschaft geknüpft. Auch bey den Großen des Hofes fand der Prinz vielen Beifall. Panin bewies ihm die größte Ergebenheit und selbst Potemkin benahm sich artig gegen ihn. Man machte die Bemerkung, daß der preußische Thronerbe, welcher unter diesem Namen reiste, ohne seiner Würde zu vergeben, sich gefälliger und zuvorkommender beweise, als Kaiser Joseph, bey welchem

man

man oft mehr Stolz und Zurückgezogenheit hatte bemerken wollen, als dem von ihm angenommenen Range angemeſſen ſchien. Der Kronprinz z. B. machte den Erſten des Hofes Beſuche in ihren Wohnungen, wozu der Graf von Falkenſtein ſich nie herabgelaſſen hatte. Friedrich Wilhelm wurde nicht nur durch mannichfache Feſte unterhalten, eingerichtet mit der ausgeſuchteſten Pracht, ſondern die Kaiſerin bezeugte ihm auch ein großes perſönliches Vertrauen und hatte mehrere Unterhaltungen mit ihm ohne Zeugen. Sie gab die ſtärkſten Verſicherungen ihrer hohen Achtung und ungeminderten Freundſchaft für den großen König. Dieſer war mit dem Erfolge der Reiſe ſeines Neffen ſehr zufrieden, und die preußiſchen Patrioten freueten ſich, daß der künftige Regent eine ſolche Gelegenheit gehabt hatte, dem Staate einen wichtigen Dienſt zu leiſten, und eben ſo ſehr die Billigung ſeines Oheims durch denſelben zu verdienen, als er ſie bereits durch ſein Benehmen im Kriege erworben hatte [10]). Man

10) Als Friedrich einige Zeit nach der Rückkunft des Prinzen ſehr krank war, ſagte er: „vielleicht ſterbe ich dies„mal, aber die Feinde des Staats dürfen ſich nicht „darüber freuen, denn ich hinterlaſſe einen Neffen, der „mich völlig erſetzen wird" (qui me reçommencera).

ging ſogar ſo weit, ſich zu ſchmeicheln, daß Friedrich Wilhelm den von Joſeph gemachten Eindruck am ruſſiſchen Hofe gänzlich verlöſcht habe, und man wagte es ſpottend zu ſagen: „Graf Falkenſtein ſey „der ſchlechteſte Geſandte Kaiſer Joſeph II,“ darauf anſpielend, daß dieſer Monarch am ruſſiſchen Hofe eben ſo wenig, als einige Jahre zuvor am franzöſiſchen, ſehr gefallen habe. Aber dieſes Frohlocken war zu voreilig und ſehr ungegründet. Kaiſer Joſephs II viele und weite Reiſen, die damals, als bey Monarchen ungewöhnlich, wol gar als unſchicklich von Manchen getadelt wurden, waren für ihn und ſeinen Staat von ſehr bedeutendem Nutzen. Nicht nur erweiterte er auf dieſen Reiſen den Kreis ſeiner anſchaulichen Ideen, ſondern auch die politiſchen Zwecke ſeines Hofes wurden durch dieſelben kräftig befördert. Auch wenn dieſer Monarch nicht immer günſtige Eindrücke auf fremde Souverains und Große machte, noch beſtimmte Abſichten erreichte, ſo war es doch ein ſehr wichtiger Vortheil, daß er die innern Verhältniſſe fremder Höfe und die Menſchen, auf die es vorzüglich bey denſelben ankam, näher und perſönlich kennen lernte und in der Folge beſſer beurtheilen konnte, wie und durch welche Werkzeuge an jedem Hofe zur Erreichung ſeiner Abſichten zu wirken ſey. Wie nützlich beſonders

die

die ruſſiſche Reiſe für Oeſterreichs Abſichten geweſen ſey, hat die Folge hinlänglich bewährt. Wenn gleich Friedrich Wilhelm perſönlich gefiel, ſo war Katharina II doch zu ſehr ſtaatskluge Herrſcherin, und ihre politiſchen Entwürfe lagen ihr zu ſehr an, daß ſie nicht demjenigen Monarchen hätte den Vorzug geben ſollen, der, zu Ausführung dieſer Entwürfe am beſten mitzuwirken, ſowohl den Willen als die Kräfte hatte.

Ohnerachtet aller Freundſchafts-Verſicherungen, die der preußiſche Thronerbe mitbrachte, erhielt Friedrich doch immer mehr Beweiſe der zunehmenden Entfernung und Kälte ſeiner bisherigen Bundesgenoſſin, die allmählig in wirkliche Abneigung übergingen. Zwar fand Katharina durchaus nicht gut, völlig und öffentlich mit ihm zu brechen. Dies erfolgte nicht, auch nachdem das preußiſche Syſtem ſeine Hauptſtütze, den Grafen Panin, verloren hatte [11]), vielmehr ließ die Kaiſerin in der Privat-Correſpondenz mit dem König es an den freundlichſten und ſchönſten Worten nicht fehlen, die Friedrich eben ſo lebhaft erwiederte. Aber die Allianz

11) Dieſer Miniſter, geboren 1718, ſtarb den 31ſten März 1783. Sein Einfluß auf Katharina war ſchon vorher bedeutend vermindert.

lianz wurde nicht erneuert, weil Katharina wußte, daß deren Erneuerung dem Wiener Hofe mißfallen werde. Einen sehr auffallenden Beweis dieser Gesinnungen gab die Kaiserin noch dadurch, daß der Großfürst Paul, welcher mit seiner Gemahlin im J. 1782 eine Reise durch Europa machte, nach ausdrücklicher Vorschrift eine geraume Zeit sich in Wien aufhalten, Berlin aber geflissentlich, und ganz seinem Wunsche zuwider, vorbeigehen mußte. Friedrich fühlte das Beleidigende dieser Vernachlässigung, doch ohne sich deshalb je zu äußern. Auch wurde die Absicht Katharinens verfehlt, denn Paul hing nur um so fester an dem, von welchem er abgelenkt werden sollte. Noch knüpfte Katharina ein neues Band mit dem österreichischen Hofe, indem sie die Vermählung der würtembergischen Prinzeß Elisabeth, Schwester der Großfürstin Maria, mit dem Erzherzog Franz, Neffen des Kaisers, einleitete. Diese Verbindung fand bey dieses Prinzen Eltern, dem Großherzog Leopold von Toskana und dessen Gemahlin, vorzüglich aber bey dem mütterlichen Großvater, König Karl III von Spanien, sehr große Schwierigkeiten. Es war nämlich diesen, und besonders dem Leztern, ungemein anstößig, daß die würtembergische Prinzessin nicht in der katholischen Religion geboren sey, auch überdem

dem von einer nicht altfürſtlichen Großmutter abſtamme [12]). Kaiſer Joſeph II überwand endlich mit nicht geringer Mühe dieſe Schwierigkeiten, aber nur dadurch, daß Katharina II die würtembergiſche Prinzeſſin in die ruſſiſch-kaiſerliche Familie aufnahm und ſie für ihre Tochter erklärte. Kaiſer Joſeph II erhielt ſie deshalb nicht von ihren Eltern, ſondern von der Kaiſerin, als Braut ſeines Neffen, welchen Großherzog Leopold ihm, obgleich ungern, überließ, um unter des Kaiſers Augen ſeine fernere Ausbildung zu erhalten. Auch die junge Prinzeſſin kam zu gleicher Zeit, zu Ende des Jahrs 1782, nach dem Willen der Kaiſerin, an den Wiener Hof und wurde dort in der katholiſchen Religion erzogen.

Die

12) Karl Alexanders, Herzogs von Würtemberg Gemahlin, Maria Auguſta, war dieſe Großmutter, eine Prinzeſſin aus dem Hauſe Thurn und Taxis, welches erſt in neuerer Zeit, aus dem Privatſtande, zur Reichsfürſten-Würde erhoben worden. Obgleich dieſe Erhebung die Folge eines ſehr wichtigen Verdienſtes (der Einführung des Poſtweſens in Deutſchland) war, welches deſto mehr Glanz hätte geben ſollen; ſo ſtand doch in den Augen des ſpaniſchen Monarchen das Haus Taxis eben deshalb, weil der rühmliche Urſprung ſeiner Erhebung bekannt war, tief unter jenen Geſchlechtern, deren Ahnen ſich ſo ſehr in das Dunkel der Zeiten verlieren, daß Niemand mehr mit Sicherheit behaupten kann, es ſey ein Mann von Verdienſt unter dieſen Ahnen geweſen.

Die Vermählung wurde erſt einige Jahre ſpäter vollzogen [13]). Sonderbar, daß eben dieſe würtembergiſche Prinzeſſin, welche beſtimmt war, ein verwandtſchaftliches Band zwiſchen den beiden Kaiſerhöfen durch künſtliche Vorausſetzung zu knüpfen, wirklich eine nahe Verwandte König Friedrich II war [14])!

---

13) Am 6ten Januar 1788. Die Verbindung war von kurzer Dauer, denn Eliſabeth ſtarb bereits am 18ten Februar 1790, zwey Tage vor Kaiſer Joſeph II.

14) Ihre Mutter, eine Prinzeſſin von Brandenburg-Schwedt, war des Königs Schweſter-Tochter, vermählt an Herzog Friedrich von Würtemberg. Dieſe Verwandtſchaft gab Anlaß, daß Prinz Heinrich, welcher gerade in Petersburg war, wie die erſte Gemahlin des Großfürſten Paul, eine Prinzeß von Darmſtadt, ſtarb, deſſen Vermählung mit der Prinzeſſin Maria von Würtemberg im Jahre 1776 bewirkte.

Beilagen

zu der

Geſchichte der lezten Periode Friedrich II.

A bis F

bis zum

neunten Kapitel.

Beilage A.

zu Seite 17.

Ueber die erſte Theilung Polens und Friedrichs Antheil an derſelben.

Die Theilung Polens iſt eine der merkwürdigſten Begebenheiten des vorigen Jahrhunderts. Drey bis dahin gegen einander eiferſüchtige, oft ſich befeindende Mächte verbanden ſich, einem vierten Staat, mit dem ſie in Frieden lebten, und der ſie nicht beleidigt hatte, einen Theil ſeines ſeit Jahrhunderten beſeſſenen Gebiets wegzunehmen, und mit Gewalt ihm die Einwilligung dazu abzudringen. Dieſer Vorgang, ohne Beiſpiel in der Vorzeit unter den geſitteten Völkern unſers Erdtheils, hat auf die Ereigniſſe der folgenden Zeit großen Einfluß bewieſen, und ähnlichen Gewaltthaten wo nicht zum Anlaß, doch zum Vorwande und zu vermeinter Rechtfertigung

gung gedient [1]). Das eifrigſte Beſtreben der erleuchtetſten Staatsmänner von Europa war bis auf dieſe Zeit immer geweſen, den lange beſtandenen Beſitz der verſchiedenen Staaten als heilig und unverlezbar gegenſeitig anzuerkennen, und jedem Verſuch, ihn gewaltſam zu ſtören, bey Zeiten vereinten Widerſtand entgegen zu ſetzen. Dieſen Grundſätzen gemäß misbilligten alle anderen Mächte das an Polen verübte Unrecht, die allgemeine Meinung aller Völker erklärte ſich gegen daſſelbe mit Unwillen, und wünſchte laut, daß es nicht geduldet würde; doch Niemand wagte thätigen Widerſtand. Die Folge davon war, daß die drey Mächte in ihrer wohlgelungenen Gewaltthat immer weiter gingen, dem beraubten Staate ſpäter auch das nahmen, was ſie ihm zuerſt noch gelaſſen und feierlichſt garantirt hatten, endlich, vier und zwanzig Jahre nach der erſten Beraubung, ihn ganz vernichteten und alle Lande deſſelben nach eigenem Gefallen unter ſich theilten.

Die

1) Wenn man bey dem Friedens-Congreß zu Raſtadt den franzöſiſchen Geſandten bemerklich machte, wie ſehr es allen bisher angenommenen Grundſätzen des Völkerrechts zuwider ſey, daß das damalige Direktorium die eroberten, aber noch durch keinen Frieden abgetretenen deutſchen Lande mit Frankreich durch feierliche Dekrete eigenmächtig vereint habe, ſo wieſen ſie immer auf das hin, was an Polen verübt worden.

Die erste Theilung Polens hat bereits einige Jahre vor dem Zeitpunkte sich ereignet, mit welchem unsre Geschichte anhebt. Die genauere Darstellung des Hergangs derselben gehört also nicht zu unserm Zwecke. Nur eines Umstands nähere Entwickelung hängt mit demselben zusammen und wird den Lesern interessant seyn. Nach einer ziemlich allgemein verbreiteten Meinung wird die erste Idee der Theilung Polens dem König Friedrich II beigemessen; er soll dieselbe den beiden andern Mächten mitgetheilt und diese zur gemeinsamen Ausführung vermocht haben. Da ich diese Meinung für falsch halte, so benutze ich gern diesen Anlaß, einen Widerspruch einzulegen. Einer partheiischen Vorliebe, die Friedrichs moralischen Charakter von einem ihn entstellenden Flecken zu reinigen strebe, fürchte ich hierbey nicht verdächtig zu werden. Die Treue und Wahrheitsliebe, mit denen ich in meinem Werke über den König geredet und, bey aller Verehrung, die ich für ihn hege, seine Schwächen und Fehler nicht verhehlt habe, müssen über solchen Verdacht mich erheben. Auch sind es nicht moralische und psychologische Gründe, die mich etwa glauben machen, daß Friedrich die erste Idee der Theilung Polens nicht hätte haben können; nein, aus rein historischen Gründen halte ich mich überzeugt, daß er sie

nicht gehabt hat, und daß vielmehr von einer andern Seite her dieser Gedanke bey ihm zuerst veranlaßt sey. Der Leser prüfe meine Gründe.

So viel bey fleißigem Nachforschen mir bekannt geworden, hat kein Schriftsteller, von welchem man annehmen kann, daß er Zugang zu guten Nachrichten gehabt habe, die Meinung, welche ich hier bestreite, je behauptet; vielmehr findet sich bey solchen das Gegentheil. Dennoch ist jene Sage aus einem allgemeinen Buch über neuere Geschichte (deren Verfasser nicht jede einzelne Thatsache, welche sie aufnehmen, vorher genau prüfen können) in das andere übergetragen und, vielleicht noch mehr durch mündliche Ueberlieferung, fast allgemeine Meinung des großen Publikums geworden. In der That hat dieselbe bey oberflächlicher Betrachtung viel Schein. Unstreitig war es ein wichtiger Vortheil für Friedrich, durch Abreißung eines ansehnlichen Theils von Polen seinen Staat zu vergrößern, und man hielt dafür, es sey seinen Grundsätzen, die man zu kennen glaubte, angemessen, solche Vergrößerung zu bezielen, wie ungerecht und gewaltsam die Mittel auch immer seyn mochten. — An der Wichtigkeit dieser Vergrößerung für den preußischen Staat ist nicht zu zweifeln; sie rundete ihn gerade an der

Seite,

Seite, wo er es am meisten bedurfte, indem sie das Königreich mit den deutschen Landen vereinte; sie machte den König zum Herrn des Weichsel-Stroms, und den Handel Polens von ihm abhängig. Aber so unläugbar dieses ist, folgt aus diesem Umstande doch keinesweges, was man aus ihm ableiten will. Denn, waren etwa die Vergrößerungen Rußlands und Oesterreichs minder bedeutend? Die Distrikte, welche diese beiden Mächte an sich rissen, waren ungleich größer, auch, vorzüglich der österreichische, ausnehmend fruchtbar, und die Gleichheit derselben mit dem Antheil, welchen Preußen erhielt, konnte nur durch die diesem leztern Staate so besonders günstige Lage seines Zuwachses bewirkt werden. Und was die Begierde nach Vergrößerung betrifft, und die Gleichgültigkeit bey der Wahl der Mittel, um zu derselben zu gelangen, waren diese etwa minder bey Katharina II, bey Joseph II und bey Kaunitz? Haben jene Souverains, hat dieser Staats-Minister, bey irgend einem Anlaß, mehr Achtung des Rechts, mehr Schonung der mindermächtigen Nachbarn bewiesen? Gewiß kein Unpartheiischer wird dies behaupten wollen. Mit Maria Theresia war es allerdings etwas anders. Aber wenn diese Monarchin, wie wir nicht bezweifeln, einige Schwierigkeiten fand, die Gewaltthat mit ihren religiösen

und moralischen Grundsätzen zu vereinigen; so wurde sie durch den rastlosen Ehrgeiz des Sohnes und das Ansehen des Ministers, für dessen Staatsweisheit sie hohe Achtung hatte, hingerissen. Staatsgründe rechtfertigten bey Monarchen oft schon, was sie nach ihren eigenen Grundsätzen nicht billigen konnten. Haben doch sogar Philosophen einen Unterschied zwischen der Moral der Staaten und der Privatverhältnisse erkünsteln wollen. So, ohne Zweifel, ging es auch Maria Theresia. Man machte sie besorgt, daß Rußland und Preußen einen Theil von Polen an sich reißen, und was sie von diesem Staat noch dem Namen nach bestehen lassen möchten, doch ganz abhängig von sich machen würden. Man bemerkte, daß, wenn die Kaiserin-Königin dieses hindern wolle, sie sich nothwendig einem Kriege aussetzen müsse, dessen drückende Folgen sie so gern ihren Völkern zu ersparen wünschte, und dessen Erfolg immer sehr ungewiß wäre. Wahrscheinlich wirkte auch die Betrachtung, daß, wenn sie den beiden andern Mächten erlaube, die Republik Polen ganz nach Willkühr zu beherrschen, vielleicht gänzliche Unterdrückung der katholischen Religion in Polen davon die Folge seyn werde, deren bisherige Vorrechte durch die gewaltsamen Unternehmungen Rußlands und seine Begünstigung der Dissidenten bereits wirklich sehr herab-

herabgesezt waren. Dieses große Uebel zu hindern schien Maria Theresia Gewissenssache, und es wurde ihr vorgestellt, wie sie dieses nur durch Einverständniß mit den beiden andern Mächten vermögte. Sie konnte dann wenigstens in dem von ihr in Besiz genommenen Theile Polens den Anmaaßungen der Dissidenten Einhalt thun, und auch in den übrigen Theilen zu deren Beschränkung mitwirken. Auch war es nicht schwer, der Monarchin deutlich zu machen, daß die ihr zufallenden neuen Unterthanen unter ihrem milden Zepter sich ungleich besser befinden würden, als wenn sie unter polnischer Herrschaft blieben. — Alle diese Betrachtungen wirkten auf Maria Theresia so stark, daß sie der Theilung Polens nicht allein beitrat, sondern daß, wie wir bald sehen werden, sogar der erste Anlaß dazu, doch dieses wahrscheinlich ohne ihr Wissen, aus ihrem Kabinet ausgegangen ist.

Eine zusammenhängende, authentische Geschichte der Theilung Polens fehlt uns noch. Man findet sogar in Schriften, welche eigentlich den neuern Begebenheiten dieses Landes gewidmet sind, über dieses wichtigste Ereigniß gar keine, oder nur unbefriedigende, oberflächliche Belehrung [2]). Um so sorgfältiger

2) Dies ist z. B. der Fall in der Hist. des Révolutions de

tiger muß man alle diejenige aufſuchen und vereinigen, die in Schriften enthalten, deren Verfaſſer man als wohl unterrichtet betrachten kann.

An der Spitze von Nachrichten, welche wir über dieſe Begebenheit haben, ſtehet billig derjenige Bericht, den uns Friedrich II ſelbſt hinterlaſſen hat. Er befindet ſich in dem fünften Bande ſeiner Oeuvres posthumes, der Berliner Ausgabe von 1788. Nach Friedrichs Darſtellung hat er ſelbſt nicht die erſte Idee zu der Theilung Polens gegeben. Wollte man dieſes eigne Zeugniß nicht als unpartheiiſch gelten laſſen, und Friedrich fähig halten, daß er lieber die Wahrheit verfälſchen, als ſich ſelbſt einer Handlung habe anklagen wollen, deren Ungerechtigkeit er fühlen mußte; ſo bemerke ich dagegen, daß alles, was wir von der Denkungsart des Königs wiſſen, ein ſolches Verfahren von ihm durchaus nicht wahrſcheinlich mache. Er beſtimmte ſeine Geſchichte für die Nachwelt; erſt nach ſeinem Tode

---

de Pologne depuis la mort d'Auguste III. à Paris 1776. Eben ſo in dem ſonſt mit vielem Fleiß und Kenntniß gearbeiteten Tableau de la Pologne ancienne et moderne par Malte Brun. Paris 1807. Dieſer Verf. ſagt p. 469, es ſey wahrſcheinlich, daß Friedrich die erſte Idee der Theilung gegeben habe.

Tode ſollte ſie erſcheinen. Dieſe würdige Beſtimmung ſchwebte ihm immer vor. Er verſichert an mehreren Stellen ſeiner Werke und ganz beſonders nachdrücklich grade in der Vorrede zu dem Theil, welcher von dieſen Begebenheiten redet [3]), daß er mit Wahrheit geſchrieben habe, ohne dieſe auch nur in den kleinſten Umſtänden zu übertreiben oder zu verfälſchen. Je n'ai jamais trompé personne durant ma vie, encore moins tromperai-je la posterité. Dies ſind ſeine eigenen Worte, und ich geſtehe, es iſt mir unmöglich zu glauben, daß dieſes Heucheley geweſen, und der König wiſſentlich ſolcher Verſicherung entgegen gehandelt habe. Auch hat er in ſeiner Geſchichte andre Fehler von ſich eingeſtanden, die gewiß in ſeinen Augen bedeutender waren. Er läugnet nicht, die Theilung Polens thätigſt befördert, die Langſamkeit und Unentſchloſſenheit der beiden andern Höfe bey der Ausführung eifrigſt bekämpft zu haben; warum ſollte er es verſchweigen wollen, daß die erſte Idee von ihm ausgegangen ſey, wäre dies wirklich der Fall geweſen?

Eine nicht minder achtungswerthe Quelle iſt die Geſchichte der polniſchen Unruhen in der neuern Zeit

3) S. Tom. V. Avant propos p. 12.

von Rulhière 4). Dieser Schriftsteller hat mit vielem Fleiß alle Nachrichten über die Begebenheiten gesammelt, welche die Theilung herbeigeführt haben. In der Lage, worin er sich befand, hatte er die beste Gelegenheit, sich sehr gut zu unterrichten. Keine Notizen, die zur Kenntniß des bey der Sache sehr interessirten französischen Hofes gekommen, sind ihm unbekannt geblieben. Seine Schilderung Friedrichs ist auch von der Art, daß wir durchaus keine Absicht, diesen Monarchen in irgend einem Betracht mit Schonung behandeln zu wollen, bey ihm voraussetzen können. Vielmehr hat er die sehr unrichtige Vorstellung, Friedrich sey mit dem Vorhaben, seine Staaten durch den Erwerb von Polnisch-Preußen innere Rundung zu geben, schon früh und während seiner ganzen Regierung beschäftigt gewesen, die Ausführung desselben habe den Hauptgegenstand seines Ehrgeizes ausgemacht. Ich halte dieses für durchaus ungegründet. Schon König Friedrich Wilhelm I hatte den Gedanken einer Theilung Polens, und deshalb eine Unterhandlung mit Kaiser Peter dem Großen angefangen, welche durch den Tod dieses Monarchen unterbrochen wurde. Auch Friedrich fühlte ohne Zweifel, was Jedem

4) Hist. de l'Anarchie de la Pologne et du Démembrement de cette République par Rulhière. à Paris 1807. 4 Voll.

Jedem in die Augen fiel, daß der innere Zusammenhang seiner Staaten durch den zwischen inne liegenden Theil von Polen unterbrochen sey; er wünschte ohne Zweifel, daß sich eine Gelegenheit darbieten möge, diesen Zusammenhang herzustellen, und, da solche Gelegenheit sich wirklich fand, benuzte er sie mit kraftvoller Thätigkeit. Aber hieraus folgt nicht, daß dieser Entwurf, dem er alles andre untergeordnet, ihn während seiner ganzen Regierung beschäftiget, daß, wie Rulhière glaubt, er diesen Entwurf, auch wider den Willen Rußlands und Oesterreichs, habe ausführen wollen. Dieses anzunehmen fehlen durchaus alle historischen Beweise, und wer darf, ohne diese, es sich erlauben, dem Könige Absichten beizumessen, über die er gegen Niemand sich geäußert, und die keine seiner Handlungen verrathen hat? Weit aussehende, in die ferne Zukunft reichende und für verwickelte mögliche Umstände berechnete Plane im Voraus zu machen, und sich viel mit ihnen zu beschäftigen, scheint nach Allem, was wir von Friedrich wissen, nicht in seinem Charakter gewesen zu seyn. Er kannte viel zu gut die stete Wandelbarkeit menschlicher Gesinnungen und den ewigen Wechsel zufälliger, nicht vorauszusehender Ereignisse, um nicht solche im Voraus gemachte Plane für sehr unnüz zu halten. Mit unnüzen Dingen aber sich zu beschäftigen war nicht in seiner

Art.

Art. Er suchte das Interesse seines Staats, nach Maaßgabe der Umstände, die sich darboten, zu befördern und diese Umstände möglichst zu benutzen; er hatte auch für alle Fälle, die wahrscheinlich nahe bevorstanden, seine Parthie genommen, und war nie in Verlegenheit wegen dessen, was für ihn zu thun nützlich und schicklich seyn konnte. Gewiß ein großes Talent eines Regenten! Friedrich besaß es im hohen Grade; dies beweiset die Geschichte seiner ganzen Regierung; aber nichts in derselben führt auf die Vorstellung, welche Rulhière sich von seiner Handlungsweise macht. Doch auch diese unrichtige Vorstellung hält diesen Schriftsteller nicht ab, bestimmt zu erklären, daß unverwerfliche Zeugnisse gar keinen Zweifel darüber lassen, Friedrich sey zu der Zeit, von welcher hier die Rede ist, einzig beschäftigt gewesen, einen neuen Krieg, ohne Nachtheil seiner Ehre, zu vermeiden, und er habe damals durchaus keine Absicht gehabt, einige Theile von Polen an sich zu reißen, bis er dazu von einer andern Seite veranlaßt worden. Dieses Zeugniß ist um so wichtiger, da Rulhière sehr leicht durch seine vorgefaßte falsche Meinung hätte verleitet werden können, den Irrthum, welchen ich bestreite, zu theilen.

Ein andrer französischer Schriftsteller, dem wir über die neuere Geschichte viel Belehrung verdanken,

Flas-

Flassan (in der Hist. de la Diplomatie française &c.), geht über die Theilung Polens schnell und oberflächlich weg. In der ersten Ausgabe seines Werks [5]) sagt er, Katharina II habe den Entwurf dazu gemacht, und Prinz Heinrich von Preußen sey nach Petersburg gereist, um deshalb ein Einverständniß zu treffen. In der zweiten Ausgabe [6]) legt er den Entwurf diesem Prinzen selbst bey, welcher für denselben die Genehmigung der russischen Kaiserin nur nach lebhaftem Widerstande erhalten habe. Sie fand, sagt dieser Schriftsteller, bey der Theilung gar keinen politischen Vortheil, gab zu derselben aber doch zulezt ihre Einwilligung. Diese Behauptung scheint anzudeuten, daß der Entwurf von Friedrich herkomme, der seinen Bruder mit demselben nach Petersburg gesandt habe. Dieses ist durchaus durch nichts bewiesen, und wir haben keinen Grund, es auf den Glauben eines Schriftstellers als wahr anzunehmen, der über diesen Umstand gar keine Untersuchung angestellt und keine nähere und genauere Nachrichten vor Augen gehabt hat. Wahr ist, daß der Plan zwischen der russischen Monarchin und dem Prinzen Heinrich bestimmter verabredet worden, aber Hr. Flassan unterläßt zu bemerken, was Katharina

5) S. T. VI. p. 83. 84.
6) S. T. VII. p. 84.

rina II auf die Idee gebracht habe. An einer andern Stelle seines Werks hält dieser Schriftsteller wahrscheinlich, daß bey der Zusammenkunft Friedrichs II mit Kaiser Joseph II zu Neustadt von der Theilung Polens Rede gewesen sey, ohne zu bestimmen, welcher von beiden Monarchen die Idee angegeben habe. Auch dieses anzunehmen sind keine Gründe vorhanden.

Kein Schriftsteller hat vielleicht mit größerer Zuversicht die erste Idee der Theilung Polens dem Könige beigemessen, als der Engländer Coxe in seiner Geschichte des Hauses Oesterreich [7]). Derselbe versichert, als eine ganz ausgemachte Wahrheit: „Friedrich habe bey den Zusammenkünften mit Kaiser Joseph II diesem Monarchen die Theilung Polens vorge-

7) Diese Geschichte des Hauses Oesterreich ist ein schätzbares Werk, mit Fleiß, gutem Urtheil und guter Auswahl des Wichtigern geschrieben, besonders enthält es in der neuern Zeit gute Aufklärungen, die der Verfasser aus der Ministerialcorrespondenz der englischen Gesandten zu Wien geschöpft, zum Theil auf seinen Reisen gesammelt hat. Unter den Nachrichten aus letzterer Quelle sind freilich auch manche weniger zuverlässige, so wie besonders in den Zeitbestimmungen sich viele Unrichtigkeiten finden. Ich habe das Werk in der französischen Uebersetzung vor mir: Histoire de la Maison d'Autriche par Coxe. à Paris 1809. Das hier Angeführte findet sich T. V. p. 356.

geſchlagen, und darauf beſtanden, man müſſe Rußland zur Theilnahme überreden, oder auch — mit Gewalt zwingen.“ Herr Coxe behauptet, dieſes gehe aus dem eigenen Berichte des Königs hervor, obgleich er geſteht, daß da, wo der König von ſeinen Zuſammenkünften mit dem Kaiſer redet, der Theilung Polens mit keinem Worte erwähnt werde. Als Beweis führt der engliſche Geſchichtſchreiber an, er wiſſe von Jemand, der im Gefolge des Kaiſers zu Neuſtadt geweſen, daß bey einer Unterredung beider Monarchen die Charte von Polen auf dem Tiſche aufgeſchlagen geweſen. Der Umſtand kann wahr ſeyn; aber aus demſelben folgt noch nicht, daß von einer Theilung dieſes Landes die Rede geweſen. Wichtiger iſt, daß Hr. Coxe ſich auf Herzberg beruft, der ſelbſt ihm geſagt habe: zu Reiße und Neuſtadt ſey die Theilung verabredet, mit dem Zuſatze, der König habe nachher dieſen Miniſter deshalb um Rath gefragt, und wie derſelbe ſich gegen die Zulaſſung Oeſterreichs erklärt, habe Friedrich ihn mit den Worten abgewieſen: ils partageront aussi le blâme. Ich geſtehe, daß ich hier einen Misverſtand irgend einer Art vermuthe, indem ich nicht gern Hrn. Coxe einer abſichtlichen Entſtellung der Wahrheit beſchuldigen möchte. Ich ſelbſt habe mehrmalen den gedachten Miniſter über die Theilung Polens vertraulich ſich äußern hö-

ren,

ren, und bestimmt erinnere ich mich, daß derselbe der Verabredung zu Neiße oder Neustadt nie erwähnt, wohl aber ausdrücklich bemerkt habe: es sey über das Vorhaben der Theilung Polens Niemand um Rath gefragt, sondern der König habe nur, wie er seinen Entschluß bereits gefaßt hatte, von ihm, Herzberg, ein Gutachten über die verschiedenen Ansprüche, die an einige Theile von Polen gemacht werden könnten, verlangt. Nach allen Umständen ist es gewiß im höchsten Grade unwahrscheinlich, daß Friedrich über einen Gegenstand von dieser Wichtigkeit sich früher gegen eine Macht, der er nur mit äußerster Behutsamkeit sich zu nähern so eben anfing, geäußert haben sollte, als gegen seine Bundsgenossin, mit der er gerade damals im engsten Verständniß war, daß er aber gar vorgeschlagen haben sollte, Rußlands Einwilligung allenfalls mit Gewalt zu erzwingen; — dies muß in der That Jedem, der Friedrichs Politik nur einigermaaßen kennt, ganz ungereimt vorkommen.

Eben so unzusammenhängend und in sich selbst widersprechend ist die Erzählung eines andern englischen Schriftstellers, Herrn Wraxall 8), der in der Schil-

8) Memoirs of the Courts of Berlin, Dresden, Warsav and Vienna in the years 1777, 1778 and

Schilderung der Menschen und Sitten der Höfe, welche er selbst beobachten können, sehr interessant und unterhaltend ist, aber weniger Vertrauen verdient in den Berichten von ältern Begebenheiten, die er nach dem, was er in Gesellschaften über dieselben gehört, zusammensezt. Nach ihm ist die erste Idee der Theilung Polens ohne allen Zweifel vom preußischen Hofe ausgegangen, doch giebt er die Ehre der Erfindung nicht dem König, noch dessen Ministerio, sondern dem Prinzen Heinrich, der durch tiefes Nachdenken auf dieselbe geleitet sey. Er habe, versichert Wraxall, Mühe gehabt, seinen Bruder von der Ausführbarkeit der Sache zu überzeugen. Als aber die Bedenklichkeiten überwunden worden, hätten Friedrich und Heinrich die Ausführung mit gemeinsamem Eifer unternommen. Die Sache sey sehr von weitem her angelegt, und der Anfang damit gemacht, daß man Katharina II bewogen, nach Auguft III Tode Polen einen von ihr abhängigen König zu geben, und dieses Land ganz zu unterjochen. Das Misvergnügen, welches hierüber bey einem Theile des polnischen Adels ent-

and 1779. by N. William Wraxall. London 1800. II Voll. Diese Erzählung steht im 2ten Bande p. 19 u. f.

entſtanden, die Unzufriedenheit der Pforte, wären allein Friedrichs Werk geweſen; der endlich deshalb zwiſchen dieſer Macht und Rußland ausgebrochene Krieg ſey von ihm angefacht worden. Nachdem er dieſes erreicht, habe Friedrich die Eiferſucht von Oeſterreich gegen Rußland aufgeregt, und bey den Zuſammenkünften in Neiße und Neuſtadt nun die Idee der Theilung Polens vorgelegt, wovon die auf dem Tiſche angeblich aufgeſchlagene Karte als alleiniger Beweis angeführt wird. Friedrich erhielt, nach dem Verfaſſer, nicht nur die Beiſtimmung des Kaiſer Joſephs, ſondern auch des Fürſten Kaunitz, obgleich dieſer ſtaatskluge Miniſter wohl eingeſehen, wie überwiegend der Vortheil Preußens bey dieſem Entwurfe ſey, und derſelbe ſich deshalb lange geſträubt habe, ihn anzunehmen. Aber es ſey Friedrich gelungen, dieſen Miniſter zu gewinnen, weil er auch nicht das kleinſte Mittel verſäumt habe, deſſen Eitelkeit zu ſchmeicheln. Herr Wraxall erzählt dieſes ſo zuverſichtlich, als hätte er ſelbſt der geheimen Unterhaltung beigewohnt. Eins der kleinen Mittel, die Friedrich gebraucht, ſoll darin beſtanden haben, daß er ſehr oft Taback aus Kaunitzens Doſe genommen. Das folgende Jahr, erzählt Wraxall weiter, hätten nun Oeſterreich und Preußen der ruſſiſchen Kaiſerin angedeutet, daß ſie entſchloſſen wären, Stücke von Polen an ſich zu reiſſen,

ßen, aber auch ihr einen Antheil beſtimmt hätten, den ſie ihr anriethen in Beſitz zu nehmen. Wenn ſie aber hiebey Bedenken fände, hätten beide Höfe zugleich erklärt, würden ſie dennoch nicht minder ihren Plan verfolgen, und ſchon Mittel finden, die ruſſiſche Kaiſerin zu zwingen, ihrem Beiſpiel zu folgen. Katharina hierdurch erſchreckt habe alle Mühe angewandt, Maria Thereſia und deren Miniſter zu überzeugen, daß ſie beide von Friedrich übel geleitet würden. Aber da alle Vorſtellungen vergebens geweſen, hätte die ruſſiſche Kaiſerin endlich ſich bequemt, an dem Raube Theil zu nehmen. — Ein Leſer, der nur einigen Begriff von den damaligen Verhältniſſen der drey Höfe, und überhaupt von Geſchäfts-Verhandlungen hat, muß es fühlen, daß der Theilungsentwurf auf dieſe Weiſe nicht zu Stande gebracht ſeyn kann. Es wäre ſehr überflüſſig, dieſes weiter aus einander ſetzen zu wollen, und die ganze abentheuerliche Erzählung hätte nicht einmal Erwähnung verdient, wäre nicht mit Grunde zu beſorgen, daß aus ſolchen in der Geſellſchaft aufgegriffenen Sagen, wenn ſie in Büchern aufbehalten und fortgepflanzt werden, die Verfälſchung ächter Geſchichte entſtehe, die, falls ſie ohne Widerſpruch bleibt, endlich für Wahrheit gilt.

Mehr Aufmerksamkeit verdient der Bericht des ungenannten, aber wohl unterrichteten Biographen des Prinzen Heinrich 9), welcher die Art, wie die Idee zuerst bey Katharina II entstanden, vom Prinzen aber lebhaft entwickelt und bis zu dem bestimmten Entschluß der Ausführung befördert sey, umständlich und mit so vielem Detail erzählt, daß man kaum zweifeln kann, er habe seine Nachricht vom Prinzen selbst erhalten. Eine Bestätigung derselben liefert der Bericht, welcher unter dem Titel: Souvenirs du Comte de * * * sur le premier demembrement de la Pologne sich in den Lettres du B. de Viosmenil sur les affaires de Pologne, à Paris 1808, befindet, und welcher sich auf dasjenige gründet, was der Verfasser vom Prinzen Heinrich selbst während seines Aufenthalts zu Paris im Jahr 1788 erfahren hat.

Die wichtigste und zuverlässigste Aufklärung haben wir jedoch erst durch eine Sammlung von Aktenstücken

9) Vie privée, publique et militaire du Prince Henri de Prusse, à Paris 1809, ein schätzbares Buch, dessen mir unbekannter Verfasser gewiß ein Mann ist, der den Prinzen genau kannte und sein Vertrauen genossen hat.

ſtücken erhalten, welche der Graf von Görz [10]), der nicht lange nach der erſten Theilung Polens preußiſcher Geſandter in Petersburg war, mitgetheilt hat [11]). Sie beſteht aus den zwiſchen den theilenden

10) Derſelbe, deſſen Talente und Verdienſt bereits in der bayerſchen Sache rühmlichſt erwähnt ſind. Im J. 1779 wurde er Geſandter am ruſſiſchen Hofe und blieb es bis 1785, im J. 1787 ging er als churbrandenburgiſcher Comitialgeſandter nach Regensburg und bekleidete dieſen Poſten mit Würde und allgemeiner Achtung bis zur — Auflöſung des deutſchen Reichs im J. 1806.

11) Dieſe Sammlung iſt unter dem Titel: **Mémoires et actes autentiques relatifs aux négociations, qui ont précedées le partage de la Pologne tirés du portefeuille d'un ancien Ministre du 18ème Siècle 1810.** ohne Druckort zu Weimar erſchienen. Zu bedauern iſt, nicht nur, daß viele Druckfehler oft den Sinn entſtellen, ſondern auch, daß die Aktenſtücke nicht in beſſerer Ordnung abgedruckt ſind. Manche Aufſätze ſind ohne ein Datum, manche ſpätere den früheren vorgeſetzt, manche zuſammengehörende von einander geriſſen. Der kundige Leſer wird wohl thun, dieſe Fehler des Sammlers zu verbeſſern und dieſe Aufſätze in chronologiſcher Folge zu leſen, da ſie nur in dieſer ganz verſtanden werden können und den wahren Gang der Unterhandlung deutlich machen. Ein ſolcher Leſer wird bald finden, daß die früheſten Aktenſtücke p. 100 anfangen, und daß erſt nach p. 145 diejenigen folgen, mit denen die Sammlung p. 1 anhebt.

Souverains selbst gewechselten Briefen und Mémoires, und aus den officiellen Berichten der bey diesen Unterhandlungen gebrauchten Minister. Vorzüglich nach dieser leztern authentischen Quelle, doch mit Benutzung aller übrigen glaubwürdigen Nachrichten, erzählen wir nun den Hergang der Sache.

In dem 1768 ausgebrochenen Kriege erregten die siegreichen Fortschritte der Russen die Aufmerksamkeit aller Mächte, denen an Erhaltung der Pforte gelegen war, und denen die über alles Verhältniß zunehmende Vergrößerung des schon so mächtigen Rußlands gefährlich werden konnte. Vor allen betrachtete Oesterreich diese Fortschritte mit lebhafter Eifersucht. Im Jahr 1769 machte Kaiser Joseph II dem Könige Friedrich II zu Neiße in Schlesien einen Besuch. Der österreichische Monarch hatte schon einige Jahre vorher gewünscht, die persönliche Bekanntschaft des von ihm sehr verehrten Königs zu machen; aber die Abneigung seiner Mutter gegen alle Näherung zu dem Erbfeinde ihres Hauses hatte nicht erlaubt, diesen Wunsch zu befriedigen. Jezt fand sie, ohne Zweifel nach dem Rathe Kaunitzens, solche Annäherung dem Staatsinteresse gemäß. Beide Monarchen unterhielten sich mit offener Herzlichkeit und gaben sich, auch nachdem sie wie-

der

der getrennt waren, mannichfache Beweise der hohen Achtung, die sie einander eingeflößt hatten. Im folgenden Jahre 1770 erwiederte Friedrich den ihm gemachten Besuch zu Neustadt in Mähren. Bey dieser Zusammenkunft war auch Fürst Kaunitz gegenwärtig. Er hatte lange Unterredungen mit dem Könige über die damaligen politischen Verhältnisse. Nach Friedrichs eigenem Bericht schilderte er sehr lebhaft die Gefahren, welche von der Uebermacht Rußlands für das Gleichgewicht von Europa zu besorgen seyen, und wandte alles an, um den König zu überzeugen, daß nur eine enge Verbindung Oesterreichs und Preußens solche Gefahren abwenden könne, und daß diese Verbindung dringend nöthig sey. Kaunitz erklärte bestimmt, „sein Hof werde nie zu»geben, daß die russischen Heere die Donau über»schritten und Rußland unmittelbarer Nachbar von »Ungarn durch Erwerb der Moldau und Wallachey »werde.“ Friedrich gestand die Richtigkeit dieses Raisonnements völlig ein, fand indeß gut, mit Offenheit hinzuzusetzen, wie er in nichts eingehen könne, was seinen mit der russischen Kaiserin bestehenden Verbindungen entgegen sey, welche er in jedem Fall treu erfüllen werde, so sehr er übrigens wünsche, einer weitern Ausdehnung des Krieges zuvorzukommen. Er versicherte zugleich, daß er gern alles, was von

ihm nur abhangen könne, beitragen wolle, um den Ausbruch eines Misverständnisses zwischen Oesterreich und Rußland zu verhüten. Dies war keineswegs blos Aeußerung der Klugheit, sondern, wie aus der ganzen Erzählung hervorgeht, die wahre Gesinnung des großen Königs. Gewiß entging es ihm nicht, daß ein zu großes Uebergewicht seines Alliirten für das Staatensystem von Europa gerechte Besorgniß erwecken müsse, daß besonders auch seinem Staat solches Uebergewicht dereinst sehr nachtheilig werden könne. Er fühlte ganz das Unbequeme seiner Lage, und bereits beim Anfange des Türkenkriegs dachte er auf Mittel, einer zu bedeutenden Vergrößerung Rußlands, der Ausführung seiner weitgehenden Plane gegen die Pforte und seiner despotischen Beherrschung Polens Gränzen zu setzen. Aber die Lage, worin er sich jetzt befand, war schwierig. Ohne engere Verbindung mit irgend einer andern Macht, bey den Schwierigkeiten, welche er fand, sich derjenigen zu nähern, welche der natürliche Alliirte Preußens war, und bey dem durch eigne Schuld so sehr gesunkenen Einfluß eben dieser Macht mußte Friedrich alles daran gelegen seyn, die einzige Allianz, die er zu knüpfen das Glück gehabt hatte, fest zu erhalten. Er mußte es eben so sehr seiner Ehre, als seinen pol-

politischen Interesse gemäß finden, die Verbindlichkeiten seines Bundes mit Rußland treu zu erfüllen. Friedrichs Politik war einfach und grade, eben deshalb eine wahre, seinen Verhältnissen angemessene Politik. Nicht schwankende Unentschlossenheit, nicht zweideutiges Schweben zwischen zwey zu nehmenden entgegengesezten Partheien zeigte sich in seinen Handlungen. Aller politischen Bedenken ohnerachtet war Erfüllung der Allianz mit Rußland im jetzigen Augenblick das Rechte und Nüzliche. Also zahlte er die traktatenmäßigen Subsidien, gab weise Rathschläge zu Führung des Krieges, erlaubte seinen Officieren, im russischen Heere als Freiwillige zu dienen, und versprach, wenn Oesterreich zum Vortheil der Türken sich einmischen sollte, dagegen seinen kräftigsten Beistand; er versprach dieses nicht nur seiner Alliirten, sondern er verhehlte es auch dem Wiener Hofe selbst nicht. Friedrich sahe ein, daß in diesem Falle neutral bleiben zu wollen, ihn um Achtung und Vertrauen bringen werde, und zulezt das Gefährlichste von allem für ihn seyn könne. War ein neuer Krieg unvermeidlich, so wollte er ihn lieber führen, indem er die Pflichten seiner Allianz erfüllte und dadurch deren Dauer sicherte, als, dieser Allianz zuwider, neue Verbindungen mit Oesterreich eingehen, die, wie leicht vorauszusehen war, zu keinem festen

politischen System führen und höchst nachtheilige Folgen haben konnten. Bey allem dem war ihm die sich darbietende freundliche Annäherung Oesterreichs lieb, und wahrscheinlich bemerkte er nicht ohne Vergnügen die so lebhafte Eifersucht dieser Macht gegen Rußland. Katharina II mußte bey den ihr erregten Besorgnissen um so mehr das Bedürfniß seiner Allianz fühlen. Auch konnte er hoffen, daß, wenn er die Pflichten eines Bundesgenossen treu erfüllete, aber zugleich ein freundschaftliches Vernehmen mit Oesterreich unterhielt, er am leichtesten Mittel finden werde, den zu weit gehenden Unternehmungen Rußlands Gränzen zu setzen, und zugleich einem Kriege zwischen den beiden Mächten zuvorzukommen, in dem er verwickelt werden mußte. Dieses letztere zu vermeiden war damals sein höchster Zweck. Noch in Neustadt zeigte sich hierzu die Hofnung. Die dort vereinigten Souverains erhielten die wichtige Nachricht, daß sowohl die großen Siege der Russen zu Lande, als die Verbrennung der Osmannischen Flotte bey Tschesme die Pforte in die äußerste Verlegenheit gebracht, und sie bewogen habe, die Vermittlung der Höfe von Wien und Berlin nachzusuchen, um einen billigen Frieden mit Rußland zu erhalten. Am Tage nach einer wichtigen und langen Conferenz des Königs mit Kaunitz kam dieser Antrag zu Neustadt an.

an. Die Herſtellung des Friedens ſchien jezt von den beiden Höfen abzuhangen, und ihre Vermittlung das ſo ſehr gewünſchte Mittel darzubieten, um den beſorgten, zu weit gehenden Unternehmungen der Ruſſen Schranken zu ſetzen und die Exiſtenz der Pforte für die Zukunft zu ſichern. Immer konnte dieſelbe noch eine bedeutende Macht bleiben, wenn gleich ſie wichtige Opfer bringen mußte. Daß dieſes nothwendig ſey, und man der ruſſiſchen Kaiſerin einige dem Glück ihrer Waffen angemeſſenen Vortheile werde zugeſtehen müſſen, machte Friedrich dem Kaiſer [22]) und dem Fürſten Kaunitz bemerklich. Dieſer Miniſter ſchien auch hiervon überzeugt zu ſeyn; nur erklärte er, wie bey allem, was man Rußland einräumen könne, doch das Intereſſe ſeines Hofes unumgänglich erfordere, daß die Wallachey und Moldau unter türkiſcher Herrſchaft blieben. Auch von den polniſchen Angelegenheiten war in Neuſtadt die Rede.

22) Friedrich bemerkt, dieſer Monarch, einzig mit ſeinen militairiſchen Einrichtungen beſchäftigt, habe ſich auf Politik nicht eingelaſſen, ſondern ſcherzend geſagt: „dieſe überlaſſe ich meiner Mutter.“ Auch wohnte er den Conferenzen Kaunitzens mit dem Könige nicht bey, doch fand dieſer gut, von deren Reſultat jedesmal dem Kaiſer vollſtändige Kenntniß zu geben; eine Aufmerkſamkeit, welche auf denſelben einen ſehr guten Eindruck zu machen ſchien.

Rede. Bereits bey der ersten Zusammenkunft in Neiße, im J. 1769, war dieses der Fall gewesen. Der König hatte von dort, unmittelbar nach einer Unterredung mit dem Kaiser, die einige Stunden gedauert, einen Kourier an seinen Residenten in Warschau abgesandt. Dieser Umstand war nicht unbemerkt geblieben und hatte zu mancherley Vermuthungen Anlaß gegeben, und in der Folge wollte man es wahrscheinlich finden, daß bereits in Neiße die Theilung Polens verabredet sey, welche einige Jahre später ausgeführt wurde. Es läßt sich aber nicht wohl denken, daß eine solche Verabredung zwischen beiden Monarchen, die hier zum erstenmal sich sahen und ohne Kaunitz waren, geschehen sey. Wäre es aber der Fall gewesen, so war wenigstens in Warschau deshalb gewiß noch mit Niemand etwas zu verhandeln. Aus der Abfertigung des preußischen Kouriers folgt nichts weiter, als daß der Kaiser Aeußerungen fallen lassen, welche den König bewogen, seinem Residenten in Warschau Instruktionen zu ertheilen, oder auch nähere Auskunft über irgend einen Gegenstand von ihm zu begehren. Bey der Neustädter Zusammenkunft im Jahr 1770 erklärte Kaunitz sich sehr nachdrücklich gegen den König über den harten Druck, welchen die Republik Polen erdulden müsse, über den von Rußland aufgedrungenen König Stanislaus

Po-

Poniatowsky und die gewaltthätig durchgeſezten Veränderungen in der alten Verfaſſung. Aber weiter als zu allgemeinen Aeußerungen über dieſe Gegenſtände ſcheint es zu Neuſtadt durchaus nicht gekommen zu ſeyn. Wäre die Idee, ſich gemeinſam auf Koſten Polens zu vergrößern, auch ſchon damals in der Seele des öſterreichiſchen Miniſters entſtanden, ſo wurde derſelben doch gegen den König von Preußen nicht erwähnt. Dies erlaubte der von dieſem Monarchen ſo deutlich erklärte Verſaß, ſich von der ruſſiſchen Kaiſerin nicht trennen zu wollen, und die damals beſtehende Spannung zwiſchen Oeſterreich und Rußland nicht, und ohne Zuziehung der leztern Macht war eine Theilung Polens gar nicht denkbar. Der General Dumouriez, welcher damals vom franzöſiſchen Hofe bey der polniſchen Conföderation accreditirt war, verſichert zwar 12), daß bey der Zuſammenkunft in Neuſtadt von der Theilung Polens wirklich die Rede geweſen ſey. Er habe, ſagt er, dieſes aus einem von ihm aufgefangenen an den König von Polen gerichteten Brief in Chiffern, den er entziffert, geſehen, und nach den hieraus bey ihm entſtandenen Vermuthungen habe er dem Herzoge von Choiſeul eine Karte von Polen überſandt, auf welcher er die ab-

12) S. La vie du Général Dumouriez T. I. p. 223.

abzureißenden Theile ungefähr so bezeichnet, wie sie nachher wirklich von den drey Mächten in Besitz genommen werden. Diese Behauptung scheint zu unbestimmt, ist auch zu wenig begründet, um uns zu bewegen, etwas anzunehmen, was, nach dem ganzen Zusammenhange dieser Begebenheiten, und bey dem Stillschweigen des Königs, gar nicht wahrscheinlich ist. Dumouriez sagt nicht, wußte auch vielleicht nicht, von wem der von ihm erst im folgenden Jahre aufgefangene Brief geschrieben gewesen. Auch sagt er nicht, ob in dem Briefe bestimmt gesagt worden, daß die Idee einer Theilung Polens schon bey den Conferenzen zu Neustadt verabredet sey, oder ob dieses nur eine Vermuthung des ungenannten Verfassers des Briefes, oder gar nur die seinige gewesen?

Der von der Pforte geschehene Antrag der Vermittlung wurde von beiden Höfen der russischen Monarchin vorgelegt. Der König gab derselben zu erkennen, wie er selbst dieser Mediation gern überhoben wäre, und nur um Gelegenheit zu haben, ihr nützlich zu seyn, sie annähme. Er bemerkte aber zugleich, daß, wenn die Kaiserin diese Mediation ablehnen wollte, dieses den Wiener Hof sehr beleidigen werde, und leicht ihn bewegen könne, die Parthey

der

der Türken zu ergreifen; ein Entſchluß, welchen bey ihm zu bewirken der franzöſiſche Hof bereits auf alle Weiſe ſich bemühe. Auch eröffnete Friedrich ſeiner Alliirten, daß, wenn gleich Maria Thereſia und Fürſt Kaunitz nicht in der freundſchaftlichſten Stimmung für Katharina wären, er doch bey dem jungen Kaiſer eine lebhafte Neigung, ſich auf Koſten der Osmannen zu vergrößern, bemerkt und nicht vergeſſen habe, dieſen Monarchen aufmerkſam zu machen, wie es zum Gelingen ſolcher Plane ſeines Ehrgeizes nöthig ſey, ſich Rußland zu nähern, wozu die jezt angetragene Vermittlung einen erwünſchten Anlaß darbiete.

Katharina erkannte die Klugheit dieſer Rathſchläge. War ſie gleich anfangs mit den ſich bildenden freundſchaftlichen Verhältniſſen zwiſchen Oeſterreich und Preußen nicht zufrieden geweſen; ſo wurde ſie doch jezt überzeugt, daß Friedrich ſich als treuer Alliirter bewieſen und bey der Zuſammenkunft in Neuſtadt ihr nüzliche Dienſte zu leiſten bemüht geweſen ſey. Sie bezeugte deshalb dem Könige ihre Dankbarkeit, und bey jeder Gelegenheit äußerte ſie die höchſte Achtung für ihn.

Allerdings war, wie Friedrich richtig vermuthet hatte, die Mediation der beiden Höfe Katharinen kei-

keinesweges angenehm. Sie besorgte durch dieselbe behindert zu werden, den Frieden auf so harte Bedingungen für die Pforte abzuschließen, als sie es willens war. Doch wagte sie nicht, die Mediation völlig abzulehnen. Sie bezeugte nur den Wunsch, daß der Name und die Form einer eigentlichen Mediation vermieden werden möchte. Sie sey dieses, sagte sie, England schuldig, welchem sie für die vielen ihr während des Krieges geleisteten Dienste die größte Verbindlichkeit habe, und welches, einem gegebnen Versprechen gemäß, sie nicht vorbeigehen dürfe, sobald von förmlicher Mediation die Rede sey. Dieses, behauptete die Kaiserin, setze sie in Verlegenheit, da vorauszusehen sey, daß, sobald England zur Vermittlung zugelassen werde, auch Frankreich daran werde Theil nehmen wollen, sie aber irgend eine Einmischung dieser Macht schlechterdings nicht zugeben könne, da sie derselben ihr so abgeneigte Gesinnungen kenne. Sie bat also, daß Oesterreich und Preußen, mit Vermeidung des Worts Mediation, nur ihre freundschaftliche Einwirkung (bons offices) zur Herstellung des Friedens eintreten lassen möchten. Sie versicherte, daß sie dessen ungeachtet das Interesse ihres Reichs mit dem völligsten Vertrauen in die Hände der beiden Höfe legen werde, auch deren Meinung über die vorkommenden Angelegenheiten

alles Gewicht bey ihr haben solle, wie es nur immer bey der förmlichsten Vermittlung der Fall seyn könnte.

Wirklich eröffnete Katharina nunmehr, doch zuerst an Friedrich allein, die Bedingungen, auf welche sie Frieden zu schließen geneigt sey. So sehr sie auch selbst ihre durch diese Bedingungen bewährte Mäßigung rühmte, so fand Friedrich dieselben doch höchst unmäßig und überspannt. Er verhehlte dieses seiner Bundsgenossin nicht, sondern erklärte ihr freimüthig, daß solche Forderungen nicht nur zu Constantinopel, sondern auch zu Wien nicht vorgelegt werden dürften; Oesterreich werde durch dieselben in seinen Besorgnissen über die weitgehenden Absichten der Kaiserin so sehr bestärkt werden, daß nicht Herstellung des Friedens, sondern weitere Ausbreitung des Krieges die Folge solcher Mittheilung seyn dürfte. Des Königs Vorstellungen waren so eindringend und ohne Zweifel so sehr in der Wahrheit begründet, daß Katharina ihre Bedingungen wenigstens etwas mäßigte, ehe sie dieselben in Wien vorlegen ließ. Aber auch jezt fanden sie hier noch ganz die Aufnahme, welche Friedrich voraus gesehen hatte. Kaunitz erklärte, die Pforte könne unmöglich den Frieden auf Bedingungen annehmen, in denen sie

früher oder später ihren Untergang sehen müsse, aber auch dem Staatsinteresse Oesterreichs, sezte er hinzu, seyen dieselben so sehr zuwider, daß er unmöglich sie vorschlagen und unterstützen könne.

Es wurde über diese Bedingungen noch vieles hin und her geschrieben und verhandelt. Auch erklärte die Kaiserin, daß sie durchaus nicht eher auf irgend eine Unterhandlung sich einlassen werde, bis ihr zu Anfang des Krieges, nach Sitte der Pforte, gefangen genommener Gesandter Obreskow wieder in Freiheit gesezt sey. Dieses müsse allem andern vorgehen, ohne daß sie ihrer Seits sich dagegen zu irgend etwas verbindlich mache. Unterdeß schritten die Russen immer siegreich weiter. Die
1771 Krimm und die Insel Taman wurden erobert. Die Tataren verbanden sich durch einen förmlichen Traktat, nie wieder unter die osmanische Herrschaft zurückkehren zu wollen. Die Kaiserin erkannte ihre Unabhängigkeit an, und versprach sie bey derselben kräftigst zu schützen.

1772 d. 10ten März. Endlich, nachdem fast zwey Jahre seit der angetragenen Vermittlung verflossen waren, Obreskow aber, nach dem dringenden Verlangen des Wiener Hofes, die Freiheit erhalten hatte, wurde ein Waffenstillstand abgeschlossen und einige Zeit nachher

in

In Fokssany, einem kleinen Orte in der Moldau, ein Congreß eröffnet. Auch österreichische und preußische Bevollmächtigte fanden sich zu demselben ein. Aber sogleich bey Eröffnung der Unterhandlungen erklärten die russischen Friedensgesandten, Graf Gregory Orlow und Obreskow, den türkischen, Osman und Jasintoschi Zade Efendi, daß ihre Monarchin mit der Pforte allein unterhandeln und durchaus keine Vermittlung irgend eines fremden Hofes zulassen wolle. Die türkischen Gesandten unterstanden sich nicht dagegen einzureden. Wirklich wurden also der österreichische und preußische Bevollmächtigte zu keiner Conferenz zugelassen, auch von nichts officiell unterrichtet, was zwischen den Russen und Türken vorging. Nur insgeheim theilte es ihnen der türkische Gesandte Osman Efendi, so weit er es gut fand, mit. So wurde die von der Pforte nachgesuchte und von Rußland angenommene Vermittlung nicht nur dem Namen nach, sondern auch in der That gänzlich vernichtet [14]). Beide Höfe ertrugen, weil sie mußten,

1772 d. 15ten Jul.

14) Dieser Umstand ist wenig bekannt geworden, doch erwähnt desselben Rulhière (T. IV. p. 25). Ganz bestimmt aber versichert ihn ein gewiß sehr wohl unterrichteter türkischer Staatsmann, dessen Geschichte des Krieges, von dem hier die Rede ist, Hr. v. Diez, ehe-

1772 den 21ten Sept. den 29ten Okt. ten, dieſe beleidigende Zurückſetzung, und wie der erſte Congreß zerriſſen, und bald nachher ein zweiter zu Bucharest eröffnet wurde, fanden ſich auf dieſem die vermittelnden Bevollmächtigten gar nicht wieder ein. Sie wurden ausdrücklich vom ruſſiſchen und türkiſchen Geſandten erſucht, ſich entfernt zu halten, doch erhielten ſie das Verſprechen, daß ſie vom

ehemals königl. preuß. Geſandter bey der Pforte, unter dem Titel: „Weſentliche Betrachtungen, „oder Geſchichte des Kriegs zwiſchen den „Osmanen und Ruſſen in den Jahren 1768 „bis 1774 von Resmi Achmed Efendi, aus „dem Türkiſchen überſetzt und mit Anmerkungen erläutert. Halle und Berlin 1793" herausgegeben und damit dem Publikum ein achtungswerthes Geſchenk gemacht hat. Resmi Achmed Efendi iſt eben der türkiſche Geſandte, welcher im Jahr 1764 in Berlin war und nachher den Frieden von Kudſchuk-Kainardgi abſchloß. Dieſe Geſchichte zeigt ihn, zwar von den Verhältniſſen der europäiſchen Staaten ſchlecht unterrichtet, aber doch als einen Mann von guter Beurtheilungskraft, und einer Freimüthigkeit, welche beſonders die von ſeinen eigenen Landsleuten begangenen Fehler eingeſteht, vielleicht wohl gar ſie übertreibt. Die Stelle von Ausſchließung der vermittelnden Geſandten ſteht S. 179. Der kundige Ueberſetzer bemerkt noch dabey, daß die Vermittlung, auch wenn ſie angenommen wäre, doch zu nichts hätte führen können, weil die Höfe von Wien und Berlin gar keinen Plan eines Friedens unter ſich verabredet, und ihre Geſandten gar nicht inſtruirt hatten, worauf ſie hinarbeiten ſollten.

vom Reſultat der Conferenzen unterrichtet werden ſollten 15).

Friedrich wünſchte aufrichtig die Herſtellung des Friedens, und er bemühte ſich eifrig, die Ruſſen zur Mäßigung, die Türken zur Annahme gemäßigter Bedingungen zu bewegen. Auch behielt er, aller Verzögerungen ungeachtet, noch lange die Hofnung, daß der Friede werde hergeſtellt werden, wie viele Aeußerungen in ſeinen vertrauten Briefen

15) Friedrich ſagt, die vermittelnden Bevollmächtigten ſeyen darum nicht zugelaſſen, weil Rußland mit dem öſterreichiſchen, Thugut, während des erſten Congreſſes ſehr unzufrieden geweſen ſey. Lezteres iſt wahr, und die Unzufriedenheit gründete ſich darin, daß man dieſen Miniſter beſchuldigte, er beſtärke durch die insgeheim verheißene Hülfe die Türken in ihrem hartnäckigen Widerſpruche der Forderungen Rußlands. Aber Thugut hatte, wie wir bemerkt, auch den Conferenzen des erſten Congreſſes nicht beigewohnt, wenn gleich er an deſſen Orte ſich aufhielt. Uebrigens konnte er in Conſtantinopel gewiß eben ſo gut, oder noch beſſer, Rußland entgegenarbeiten, wie am Congreßorte. Die ſo eifrig betriebene und wirklich durchgeſezte Entfernung der vermittelnden Miniſter ſcheint in der That noch mehr eine Folge der Eitelkeit Katharinens, als von wirklich politiſchem Nutzen geweſen zu ſeyn. Sie wollte bey ihren Unterhandlungen von aller Beſchränkung durch fremde Mächte nicht nur frey ſeyn, ſondern auch — ſchei-nen.

während dieſer Zeit beweiſen [16]). Aber Fürſt Kaunitz wollte den Frieden noch nicht. Ihn beſchäftigten damals noch andere Entwürfe. Er wollte die Bedrängniſſe der Pforte benutzen, um dieſelbe zu Aufopferungen für ſeinen Hof zu bewegen. Noch ehe die Friedensunterhandlungen eröffnet waren, wurde vom öſterreichiſchen Geſandten von Thugut zu Conſtantinopel eine geheime Convention [17]) abgeſchloſſen, durch welche der Wiener Hof ſich verbindlich

1771 d. 6ten Jul.

16) So ſchrieb er an d'Alembert am 17ten Sept. 1771: En qualité de prophète j'annonce la paix, quoiqu'elle ne soit point encore conclue. Am 6ten Okt. 1772: quoiqu'on machine, quoiqu'on intrigue cette paix se fera pourtant et, s'il plait au fatum, bientôt. Am 27ſten deſſelben Monats: cette paix s'achemine à grands pas, le congrès vient à renouer les négociations et avant la fin de l'hiver les troubles de l'orient seront pacifiés. Je ne suis qu'un faible instrument dont la providence se sert pour cooperer à cette oeuvre salutaire. Les dispositions pacifiques de l'Imperatrice de Russie font tout dans cette affaire; le seul honneur qui peut m'en revenir est d'avoir soutenu les intérêts de l'Imperatrice par des négociations à Constantinople et dans d'autres Cours.

17) S. dieſelbe in v. Martens Recueil T. VI. p. 134

lich machte, alle von Rußland eroberten Provinzen wieder zu verſchaffen, entweder durch Unterhandlung, oder durch den Weg der Waffen, auch einen Frieden auf dem Fuß des (für die Pforte ſo günſtigen) Belgrader von 1739, oder doch in jedem Fall auf ſolche Bedingungen zu bewirken, welche der Würde der Pforte angemeſſen und ihrem Intereſſe nicht zu nachtheilig ſeyn ſollten. Auch die Unabhängigkeit und Freiheit der Republik Polen ſollten durch den künftigen Frieden geſichert werden. Gegen dieſe übernommenen Verbindlichkeiten verſprach die Pforte:

1) für die Zurüſtungen zum Kriege, welche Oeſterreich machen würde, eine bedeutende Summe Geldes, nämlich 20,000 Beutel, jeden zu 500 Piaſter (alſo zuſammen 10 Millionen Piaſter). 4000 Beutel ſollten ſofort nach Unterzeichnung dieſer Convention, und die übrigen 16,000 Beutel binnen 8 Monaten gezahlt werden. Auch wenn der Wiener Hof noch überdem 2 oder 3000 Beutel zu geheimen Zwecken anzuwenden nöthig fände, wollte die Pforte ſofort, auf erhaltene Nachricht, ſie erſetzen. Ferner verſprach die Pforte

2) einen anſehnlichen in der Convention näher beſtimm-

stimmten Strich der Wallachey an Oesterreich abzutreten;

3) eine neue Gränzbestimmung der Moldau und Wallachey gegen Siebenbürgen zu völliger Befriedigung des Wiener Hofes einzugehen;

4) im ganzen Umfange der osmanischen Herrschaft dem österreichischen Handel Befreiung von gewissen Abgaben und andere Begünstigungen zu bewilligen, auch der österreichischen Schiffahrt Sicherheit gegen alle Feindseligkeiten von Algier, Tunis und Tripolis zu gewähren.

Es wurde von Kaunitz ausbedungen, daß diese Convention vorerst noch geheim gehalten werden sollte, und dieses war auch allerdings sehr nöthig, da der Wiener Hof zu eben der Zeit, als er diese so offenbar feindseligen Verbindungen gegen den russischen Hof einging, doch demselben die stärksten Versicherungen seiner Freundschaft gab, und, wenn gleich er Herabstimmung der zuerst gemachten Bedingungen verlangte, doch, insofern diese erfolge, seine kräftige Mitwirkung zu einem Rußland vortheilhaften Frieden versprach.

Fürst Kaunitz scheint vorzüglich deshalb so zweideutig gehandelt zu haben, weil er zwar den festen

feſten Entſchluß gefaßt hatte, die möglichſten Vortheile für ſeinen Hof aus der jetzigen Verwickelung der Angelegenheiten zu ziehen, aber noch nicht ganz eins mit ſich ſelbſt darüber war, auf welcher Seite die größten Vortheile am leichteſten zu erhalten ſeyn möchten. Die Verſchiedenheit des Charakters und der Wünſche der Kaiſerin-Königin und ihres Sohns mußte die Unbeſtimmtheit noch vermehren, in welcher dieſer Miniſter wegen der zu faſſenden Entſchlüſſe einige Zeit ſich befand. Aus perſönlicher Abneigung war Maria Thereſia jeder Verbindung mit Katharinen entgegen; ſie wünſchte aufrichtig, daß den Eroberungen derſelben Gränzen geſezt würden, und ſie hielt die Aufrechthaltung der Pforte, welche während ihrer ganzen Regierung ſich als ein guter und friedlicher Nachbar bewieſen hatte, dem Intereſſe ihrer Monarchie gemäß. Dabey wünſchte ſie aber vor allem den Ausbruch eines neuen Krieges vermieden. Konnte alſo der Zweck durch Unterhandlungen und Demonſtrationen erreicht werden, ſo war dieſes ganz in dem Sinn der Kaiſerin-Königin; und war es möglich, durch deren Anwendung noch einige Erweiterung der Gränzen des Staats ohne Krieg zu erhalten, ſo war dieſes der Monarchin um ſo angenehmer. Joſeph II wünſchte dagegen Krieg, um den Ruhm eines großen Feld-

herrn, der ihm der höchste war, zu erwerben. Daneben war Vergrößerung des Staats, wenn sie ohne Krieg erhalten werden konnte, auch ihm sehr angenehm. Seine Wünsche gingen unbestimmt auf Größe, sowohl persönliche, als des Staats, und auf des letztern innere und äußere Zunahme ohne bestimmtes Ziel und festen Plan. Jede Verbindung, sey es mit Preußen oder Rußland, welche zu diesem Zwecke führen könnte, war ihm recht. Einen Krieg mit diesen beiden Mächten wünschte er nicht, und gewiß scheuete er einen Kampf mit Friedrich. Dagegen schien die Pforte diejenige Macht deren Besiegung, zumal in Verbindung mit Rußland, am sichersten zu hoffen, deren Besitzungen für Oesterreich die gelegensten waren. Konnten indeß einige derselben vorerst im gütlichen Wege erhalten werden, so war auch dieses dem Kaiser sehr erwünscht.

Diesen verschiedenen Neigungen seiner beiden Souverains hoffte der Minister durch die mit der Pforte abgeschlossene geheime Convention Genüge zu thun. Durch die zugesicherte Hülfe ermunterte er die Pforte, sich nicht nachgiebig gegen Rußlands Forderungen zu beweisen, hoffte aber zugleich durch die Kunst seiner Unterhandlungen den Fall abzuwenden, daß diese Hülfe wirklich geleistet werden müßte.

Zu-

Zugleich blieb die Ausſicht, durch welche er beſonders Joſephs Neigungen ſchmeichelte, daß ſich in der Zukunft noch Ereigniſſe finden dürften, welche eine Verbindung mit Rußland gegen die Türken zu noch gröſſerm Vortheile Oeſterreichs erlauben würden, als jezt bey dem ſchon errungenen Uebergewicht Rußlands gehoft werden konnte. Vorerſt erwarb Kaunitz dem Staat einen Zuwachs an Land und eine bedeutende Summe Geldes, welche bey den erſchöpften Finanzen ſehr willkommen ſeyn mußte, und welche beſonders den Kaiſer noch mehr in Stand ſezte, ſeine Armee zu vermehren und mit allen Bedürfniſſen im reichſten Ueberfluſſe zu verſehen, eine Sache, die ihn vor allem angelegen war.

Die abgeſchloſſene Convention blieb wirklich bis ins folgende Jahr geheim. Sie blieb es ſogar gegen Frankreich, obgleich einer der Gründe, welche Kaunitz zum Abſchluß bewogen, der war, die Allianz mit dem franzöſiſchen Hofe feſt zu halten, indem er dieſem, ſobald er es nöthig fand, durch Mittheilung dieſer Convention ſein an Erhaltung der Pforte genommenes Intereſſe beweiſen konnte. Der engliſche Hof erhielt zuerſt Nachricht von Oeſterreichs mit der Pforte eingegangenen Verbindung, und theilte ſie dem ruſſiſchen Hofe mit, der, äußerſt verwundert über

über die weitgehende Zweideutigkeit, doch für gut fand, die Empfindlichkeit über dieselbe zu unterdrücken, da Oesterreich eben damals schon auf einem andern Wege zu gemeinsamer Gewaltthat zu weit fortgerückt war, als daß Rußland die Ausführung der gehabten feindlichen Absichten nun noch weiter hätte besorgen dürfen.

Wirklich hatte Kaunitz schon früher den Grund gelegt, auch auf diesem andern Wege seinen Zweck, nämlich Einhalt der Fortschritte Rußlands und eigene Vergrößerung, zu erreichen. Bereits in der Mitte des Jahrs 1770 rückten österreichische Truppen in Polen ein zur Begleitung einiger Civilbeamten und Feldmesser, welche einen ansehnlichen Strich unstreitigen polnischen Gebiets durch gesezte Pfähle zu Ungarn eingränzten. Dieser eigenmächtige Schritt geschah, ohne der polnischen Regierung einige Kenntniß von demselben und den Gründen, die ihn berechtigen konnten, zu geben. Als im Monat Oktober der König von Polen deßhalb bey der Kaiserin-Königin Beschwerde führte, antwortete diese erst geraume Zeit nachher, nämlich im Januar 1771: „sie sey nach „Wiederherstellung des Friedens zwischen den Russen „und Türken, und nach gänzlicher Beruhigung Po„lens gern bereit, sich über die schon lange ungewissen

„Grän-

„Gränzen zwischen Ungarn und der Republik zu ver„gleichen, einstweilen aber habe sie nöthig gefunden, „sich in den Besitz einiger Distrikte zu setzen, auf „welche sie gegründete Rechte habe, und sie werde „auch sich nicht abhalten lassen, mit den zur Behaup„tung ihrer Gerechtsame angefangenen Vorkehrungen „fortzufahren.“ Wirklich rückten die österreichischen Truppen immer tiefer in Polen ein. Die öffentlichen Einkünfte der besezten Distrikte wurden für Rechnung der Kaiserin-Königin erhoben, auch die reichen Salzwerke von Bochnia und Wielizka in Besitz genommen, aus denen der König seine wichtigsten Einkünfte bezog. Die Befehlshaber der Truppen erklärten, daß ihre Monarchin die Einwohner, welche sie als ihre Unterthanen betrachte, gegen die Gräuel des in Polen ausgebrochenen bürgerlichen Krieges schützen wolle. In der That war das Elend, welches Polen damals erduldete, so unglaublich groß, daß dessen Einwohner jede Art von Schutz, auch einer gewaltsam sich aufdringenden fremden Regierung als Wohlthat erkennen mußten. Wenn man die Ursache dieses Elends einen bürgerlichen Krieg nennen konnte, und wenn die eigenen Staatsbürger keinesweges schuldlos an demselben waren; so ist doch nicht zu verkennen, daß allein die Einmischung der russischen Kaiserin in die Angelegenheiten dieses Landes die Fackel des Bür-

Bürgerkrieges entzündet hatte, und daß die unerhörte Barbarey, welche die Russen zuerst sich erlaubten und dann die andern Nachbaren nachahmten, es vorzüglich war, welche das Land so unglücklich machte. Die Güter des Adels, welcher der Conföderation anhing, wurden verheert, und jeder Strich Landes, worin die russischen Heere sich auch nur kurze Zeit befanden, ward zur völligen Wüste gemacht. Männer vom ersten Range, deren Gesinnungen und Eifer für die alte Verfassung des Vaterlandes den russischen Machthabern misfielen, wurden nach Sibirien weggeführt, Tausende von Familien geringern Standes gewaltsam in das Innere des russischen Reichs verpflanzt. Die Erbitterung, mit welcher die Unterdrückten, wo sie konnten, gegen die Russen und deren Anhänger verfuhren, war sehr natürliche Erwiederung. Der äußerste Mangel und eine wirkliche Hungersnoth war Folge der Verheerung, und dieser Mangel nebst den schlechten Lebensmitteln gaben der Pest, welche aus den türkischen Provinzen sich verbreitet hatte, Nahrung. Diese fürchterliche Krankheit diente dem Könige von Preußen zum Vorwande, um sie nämlich von seinen Gränzen abzuhalten, Truppen in die ihm zunächst gelegenen polnischen Provinzen einrücken zu lassen. Auch diese mishandelten grausam die unterdrückten Einwohner; sie nah-

men

men ihnen Lebensmittel aller Art, Rindvieh und Pferde, zuletzt auch die Jugend beiderley Geſchlechts gewaltſam weg. Die jungen Burſche wurden zum Kriegsdienſt gezwungen, die Mädchen mußten von den Eltern mit Vieh, Geld und Geräth, nach Vorſchrift, ausgeſteuert werden und wurden dann in preußiſchen Landen an Männer, welche ſie verlangten, verheirathet [18]). So empörend dieſe Gewaltthat auch iſt, ſo mögen doch die wider ihren Willen dem heimiſchen Boden Entriſſenen noch immer minder elend geweſen ſeyn, als die auf demſelben jeder Mishandlung barbariſcher Soldaten, denen kein Einhalt

ge-

18) So ungern man ſich überzeugen mag, daß ſolche Barbarey von Friedrich wirklich verübt ſey, ſo ſind die Klagen über dieſelbe doch zu laut und zu allgemein geworden, als daß man ihre Wahrheit bezweifeln könnte. Man hat behaupten wollen, dieſe Gräuel ſeyen ohne Wiſſen des Königs verübt worden. Aber wer, der nur irgend einen Begriff von Friedrichs Regierungsart hat, wird dieſes glaublich finden? Doch iſt nicht zu zweifeln, daß ſeine Befehle in der Ausführung noch übertrieben worden und ſchändliche Dinge begangen ſind, die zu ſeiner Kenntniß nicht kamen. Gewiß plünderten manche die armen Polen nicht für den Staat, ſondern für ſich ſelbſt. Befehle nur ein Machthaber eine Ungerechtigkeit, an Nichtswürdigen, die ſie doppelt und dreifach verüben, wird es nie fehlen!

geschah, ausgesezt blieben. Friedrich verfolgte die Conföderirten nicht nur als König mit dem Schwerdt, sondern auch als Dichter mit Witz. In einem eigenen Gedicht [19]) suchte er ihren ohnmächtigen Widerstand, ihren fanatischen Religionseifer dem Spott und der Verachtung zu überliefern. Dieses war nicht edel noch des Königs würdig. Denn wenn gleich viele Conföderirte die sehr nachtheilige Idee rechtfertigten, die er von ihnen hatte [20]), so verfochten sie doch die Unabhängigkeit des Vaterlandes und dessen alte

19) La guerre des Confédérés in sechs Gesängen. In dem Supplements aux Oeuvres posth. Cologne (Berlin) 1789. T. I. ist es aufbehalten. Dieses Gedicht ist ohne poetischen Werth. Auch gesteht der König, daß er in der Schilderung der Conföderirten sich alle Freiheit erlaubt habe, die man dem Dichter gestattet. Als d'Alembert sich bey ihm erkundigte, ob es wahr sey, daß, wie im Gedicht gesagt wird, der Bischof von Krakau statt aller Bibliothek nur ein Gemählde der Pariser Bluthochzeit habe, antwortete Friedrich, er vermöge nicht dafür zu stehen, aber es könne doch so seyn.

20) Daß er diese wirklich hatte, sieht man aus des Königs vertrauten Briefen. So schreibt er an d'Alembert: ils agissent avec imprudence, combattent avec couardise et ne sont capables que du genre de crimes, que des laches peuvent commettre. S. Oeuvres posth. T. XI. p. 135.

alte Verfassung gegen eine Unterdrückerin, welche gewiß nicht die Absicht hatte, die Gebrechen dieser Verfassung zum Besten der Polen zu verbessern.

Es ist sehr wahrscheinlich, daß in den von den Oesterreichern besezten Landestheilen die Einwohner verhältnißmäßig minder geplagt wurden. Diese Besetzung geschah in der Absicht, um das Land zu behalten, man wollte es also nicht verheeren. Man schleppte die Einwohner nicht gewaltsam fort, weil man sie mit ihrem Boden dem eigenen Staate einverleibte. Von den österreichischen Truppen wurde eine bessere Disciplin beobachtet, als von den Preußen und Russen.

Nur gegen die Confoderirten wurde jezt das Benehmen des Wiener Hofes ganz geändert. Dieser hatte sie bisher so behandelt, daß man allgemein glaubte, er billige ihre Sache und werde sich noch dereinst öffentlich für sie erklären. Es war ihnen erlaubt worden, sich in den österreichischen Landen aufzuhalten, dort Waffenplätze und Magazine zu errichten, von da aus ihre Anfälle gegen die Russen in Polen vorzunehmen und gegen deren Verfolgung wieder in jene Lande, als sichern Zufluchtsort, sich zurückzuziehen. Sie hatten ihre Manifeste in Ungarn drucken lassen und von dort verbreiten dürfen.

Man glaubte überdem allgemein, daß die Conföderirten von der österreichischen Regierung Waffen und Geldunterstützung erhielten, und alle diejenige, welche der französische und auch der sächsische Hof ihnen zufließen ließ, ging durch Wiener Handelshäuser. Auch Kaiser Joseph selbst hatte im Jahr 1769 zu Eperies sich mit einigen Häuptern dieser Parthey unterredet und ihnen Achtung bezeugt. Aber vom Ende des Jahrs 1770 an wurden alle bewaffnete polnische Haufen von den österreichischen Truppen feindlich behandelt, und diese vereinten sich zulezt mit den Russen und Preußen, um die Conföderirten überall zu verfolgen und zu verjagen. Bey alledem gab der Wiener Hof keine Erklärung, was er eigentlich in Absicht der Angelegenheiten Polens wolle.

Wirklich ist es nach allem, was geschah, schwer zu urtheilen, ob Fürst Kaunitz keinen andern Zweck hatte, als die jetzige Hülflosigkeit dieses unterdrückten Staats zu benutzen, um einen an Ungarn gränzenden Strich Landes ihm abzunehmen? ob er sich schmeichelte, daß Rußland, unter Bedingung des ihm dagegen bey dem Vermittlungs-Geschäft zu beweisenden guten Willens, diesem nicht widersprechen werde, und daß man, je nachdem man sich mit Rußland

land verſtehe, jene Vergrößerung minder oder mehr ausdehnen könne? oder ob Kaunitz ſchon damals den Gedanken nährte, daß Rußland und Preußen ſein Beiſpiel nachahmen und dadurch ihn berechtigen wer den, noch ein größeres Stück von Polen an ſich zu reißen?

Mag lezteres dieſes Miniſters Abſicht geweſen ſeyn, oder nicht, immer bleibt es gewiß, daß die von ihm verübte Gewaltthat die erſte war, und daß ſie zu den mit den beiden andern Mächten verabredeten noch weiter gehenden Unternehmungen Anlaß gegeben hat. Das eigenmächtige gewaltthätige Verfahren Oeſterreichs machte allgemeines Aufſehen, die Zuſammenziehung von noch immer mehrern Truppen in Ungarn erregte noch ängſtlichere Beſorgniſſe bey der Regierung von Polen. Sie wandte ſich an die ruſſiſche Kaiſerin und ſuchte Hülfe, indem ſie ſich ſchmeichelte, dieſe Monarchin werde es wenigſtens ſich allein vorbehalten, Polen zu unterdrücken und ein Gleiches nicht auch andern Nachbaren geſtatten.

Katharina II erhielt die Nachricht zu Anfang des Jahrs 1771, als Prinz Heinrich von Preußen ihr einen Beſuch machte, den Friedrich veranlaßt hatte, um die Kaiſerin zu gemäßigtern Bedingungen des

Friedens mit der Pforte zu bewegen, und besonders den Ausbruch eines Krieges mit Oesterreich abzuwenden. Indem die Kaiserin dem Prinzen die Nachricht mittheilte, setzte sie hinzu: „Polen scheine ein Land, „in dem man sich nur bücken dürfe, um etwas zu „nehmen. Wenn Oesterreich sich Stücke dieses Landes zueignen wolle, so hätten ja die Nachbarn „Recht, ein Gleiches zu thun.“ Diese Aeußerung fing Feuer bey dem Prinzen. Er bemühte sich, die Kaiserin zu überzeugen, daß in dem, was ihr so leicht scheine, grade das glückliche Mittel liegen möge, ihren Ehrgeiz auf eine Art zu befriedigen, die ihrem Reich kein Opfer mehr kosten und sie nicht in Gefahr setzen werde, neue weit aussehende Kriege führen zu müssen. „Sie könne, sagte Heinrich, sich in den „Friedensbedingungen gegen die Pforte großmüthig „beweisen, wenn die Republik Polen gezwungen wäre, „die dem russischen Reiche gelegensten Provinzen „abzutreten, die diesem vielleicht mehr werth seyn „dürften, als was den Türken zu nehmen sey. Ein „Gleiches könne Oesterreich und Preußen zugestanden „werden. Jenes Vergrößerung auf Kosten Polens „habe weit weniger Bedenken, als wenn man ihm „osmanische Provinzen zugestehen wolle, bey deren „Auswahl immer das Interesse Rußlands und Oesterreichs in Collision kommen werde. Daß aber

„auch

„auch Preußen einen verhältnißmäßigen Zuwachs er„halten müſſe, erfordere die Billigkeit, welche ſelbſt „Oeſterreich nicht verkennen werde, und die Behaup„tung des Gleichgewichts zwiſchen den beiden Mäch„ten. Auch biete ſich hier das Mittel dar, um den „freundſchaftlichen Wunſch zu befriedigen, welchem „die Kaiſerin bereits dem Prinzen geäußert, den „König für die Aufopferung entſchädigen zu können, „mit der er die Pflichten ſeiner Allianz erfülle. Dies „könne am beſten geſchehen, wenn man einige Stücke „von Polen mit dem preußiſchen Staat verbinde, „und dieſen dadurch noch fähiger mache, auch in der „Folge ſich als einen nützlichen Bundesgenoſſen Ruß„lands zu bewähren.“ — Der Prinz betrieb die Sache mit ſo viel Eifer, daß er der Kaiſerin bald eine Charte von Polen vorlegte, auf welcher die Thei„le, welche jede der drey Mächte ſich zueignen könnte, angedeutet waren. Er verfehlte ohne Zweifel nicht, auch hiebey zu bemerken, daß die übrig bleibende Re„publik Polen noch immer groß genug ſey, um die drey Mächte gehörig aus einander zu halten, auch, daß der Kaiſerin Einfluß in dieſer ſogenannten Republik immer der bedeutendſte ſeyn werde, und deren innere und äußere Verhältniſſe ganz von ihrem Willen ab„hängig bleiben würden. Höchſt vermuthlich unterließ der Prinz eben ſo wenig auch noch darauf aufmerk-

sam zu machen, daß, wenn die Kaiserin für diesen Augenblick sich entschlösse, ihren Entwürfen gegen die Pforte Schranken zu setzen, es doch in der Zukunft an Gelegenheit nicht fehlen werde, auf dieselben wieder zurückzukommen, daß aber die Klugheit erfordere, vorerst diejenigen Vortheile anzunehmen, welche die Beraubung eines Nachbars darbiete, der keinen Widerstand zu thun im Stande sey, und von keiner Seite Beistand hoffen könne.

So einlenchtend diese Vorstellungen auch waren, so entging doch natürlich Katharinen die Bemerkung nicht, daß sie jezt wirklich ganz Polen schon als eigne Provinz beherrsche, daß sie die gegründete Aussicht habe, nach glücklicher Durchsetzung ihrer Entwürfe gegen die Pforte, ihre Herrschaft über Polen noch vollendeter auszubilden, seiner Verfassung eine ihr beliebige Form ohne Zuziehung andrer Mächte zu geben, oder auch vielleicht dieses Land ihrem Reiche völlig einzuverleiben, daß also, wenn sie jezt dem Wiener und Berliner Hofe erlaube, Stücke dieses Landes an sich zu reißen, dieses eigentlich nur Verminderung ihrer eigenen Vortheile sey. Doch vermuthlich fühlte die Kaiserin dieses alles nur dunkel. Prinz Heinrichs Beredsamkeit ließ Betrachtungen dieser Art nicht zur Deutlichkeit kommen. Auch wirkte von der

andern

andern Seite der Gedanke, daß, wenn Oeſterreich, wie es den Vorſatz zu haben ſchien, in ſeinen angefangenen Unternehmungen gegen Polen fortfahre und Preußen ſie nachahme, die Kaiſerin entweder beitreten oder dagegen kämpfen müſſe, ein ſolcher Kampf aber ſie ihres Alliirten berauben und in neue Händel verwickeln werde, die ſie von der Verfolgung ihrer Plane gegen die Türken weit mehr abziehen würden, als wenn ſie jezt deren vollſtändiger Ausführung einigen Aufſchub gäbe. Kurz, Katharina wurde hingeriſſen, ſie genehmigte die Idee des Prinzen und erlaubte ihm, dieſelbe als die ihrige dem König, ſeinem Bruder, mitzutheilen. Dieſer ſah ſofort in der Idee einer Theilung Polens das glücklichſte Mittel, dem ihm ſo unangenehmen Ausbruch eines Krieges zwiſchen Oeſterreich und Rußland vorzukommen; auch entgingen ihm die großen Vortheile nicht, welche für ſeinen Staat daraus erwachſen mußten. Dieſe, ſo wie die Vortheile Oeſterreichs, ſtellten ſich in der That ſo bedeutend dar, und die Kaiſerin ſchien dagegen aus den vorhin angedeuteten Gründen verhältnißmäßig ſo wenig zu gewinnen, daß Friedrich anfangs die Idee nur für einen augenblicklichen Einfall hielt, den die Nachricht von Kaunitzens Verfahren und ſeines Bruders Beredſamkeit hervorgebracht habe,

der bey kälterer Ueberlegung, und wenn Panin a) gehört sey, wieder zurückgenommen werden würde. Nur wie er sich überzeugt hatte, daß dieses der Fall nicht sey, ließ er sich in ernstliche Unterhandlung ein. Der russische Staats-Minister war, wie Friedrich vermuthet hatte, dem Gedanken nicht geneigt, weil eine Zersplitterung Polens mit allen frühern Erklärungen seines Hofes in ganz offenbarem Widerspruch sey. Doch ging er in den Gedanken ein, da er den entschiedenen Willen seiner Monarchin sah, unter der Bedingung, daß der König von Preußen den Beitritt Oesterreichs bewirke. Friedrich übernahm dieses.

Kaunitz stellte bey der ersten Eröffnung die Sache als ungemein schwierig vor und äußerte die Besorgniß, der Versuch einer Theilung Polens werde

ja

a) Graf Nikita Panin war geboren 1718. Nachdem er in Gesandtschaftsposten, besonders in Schweden, wichtige Dienste geleistet, wurde ihm 1759 die Erziehung des Großfürsten Paul vertraut. Er wirkte 1762 zu der Thronbesteigung von Katharina II mit. Diese Monarchin stellte ihn an die Spitze der Geschäfte als Reichskanzler und vertraute ihm besonders das Departement der auswärtigen Angelegenheiten. Er befestigte durch Klugheit den mächtigen Einfluß, den Katharina in Europa erwarb, nur in seinen letzten Jahren sank sein Ansehen bey derselben. Er starb im J. 1783.

zu unabſehbaren Verwickelungen führen. Ohne Zweifel wollte dieſer Miniſter noch zunächſt abſehen, welchen Gang das Friedensgeſchäft nehmen dürfte, und ob er vielleicht durch Unterſtützung der Pforte noch größere Vortheile werde erreichen können. Diejenigen, welche durch Beraubung Polens zu erhalten waren, konnten ihm nun nicht mehr entgehen, da Katharina und Friedrich deshalb eins waren, aber zur Ausführung Oeſterreichs Beitritt nöthig erachteten; auch wollte Kaunitz durchaus den Schein vermeiden, als ſey die Idee von ihm ausgegangen; er wollte ſich dieſelbe lieber von Andern aufdringen laſſen, um das Gehäſſige auf dieſe Andern werfen zu können, auch vielleicht, um Maria Thereſens Gewiſſensſkrupel deſto beſſer zu beſiegen [22]).

22) Daß Kaunitz gleich anfangs, wie er die Idee gefaßt, ſie noch nicht der Kaiſerin-Königin, deren Abneigung er vorausſehen konnte, mitgetheilt, auch bey der erſten Beſitznahme polniſchen Gebiets ihr noch nicht geſagt habe, wohin er damit ziele, ſcheint mir aus einem Umſtande, den Flaſſan aufbewahrt hat, gefolgert werden zu können. — Die Monarchin verſicherte nämlich (nach Flaſſan Hist. de la Diplomatie franc. 2te Ausgabe T. VII. p. 126.) den franzöſiſchen Bothſchafter Breteuil im Jahr 1775, „daß die Thei„lung Polens ihr den größten Kummer gemacht, und „den

Friedrich durchſchauete den öſterreichiſchen Miniſter; er hielt ſich feſt überzeugt, daß derſelbe den ſchon gethanen Schritt nicht zurücknehmen werde, und er verſicherte den ruſſiſchen Hof, Oeſterreich werde, wenn es die beiden andern Höfe zur Ausführung entſchloſſen ſehe, gewiß nicht zurückbleiben. Dies wurde erfüllt und Kaunitz that recht große Schritte. Aber ehe er ſie that, wollte dieſer Miniſter, daß auch der ruſſiſche Hof an ihn unmittelbar etwas über die Sache gelangen laſſen ſollte. Da dieſes nicht ſo bald geſchah, als er erwartet hatte, fand Kau-

„den Fürſt Kaunitz gezwungen habe, ganz wider ſeinen „Charakter zu handeln, und ſogar ſeinen Ruf zum Opfer „zu bringen, indem ihm fälſchlich ein Plan beigemeſſen „werde, dem er ſich, ſo lange es irgend möglich, mit „allen Kräften widerſetzt habe, und nur, durch den Drang „der Umſtände gezwungen, ihm endlich beigetreten ſey.“ „Um die Sache zu vereiteln, ſagte Maria Thereſe, „habe ſie ſogar für ihren eignen Antheil ganz übertrie„bene Forderungen gemacht, in der gewiſſen Erwartung, „der König von Preußen und die Zaarin würden dieſel„ben verwerfen, und es werde darüber die ganze Sache „ſich zerſchlagen. Aber zu ihrem größten Erſtaunen und „bitterſten Schmerz ſey Alles, was ſie gefodert, bewil„ligt.“ Wir wollen nicht bezweifeln, daß die Monarchin ſich von der Wahrheit deſſen überzeugt hielt, was ſie ſagte. Aber wie ſehr ſie getäuſcht worden, ergiebt der hier erzählte wirkliche Gang der Sache.

Kaunitz endlich gut, ſich ſelbſt, zwar mit großer Vorſicht, doch ſo hinlänglich deutlich über ſeine Abſichten zu eröffnen, daß der ruſſiſche Hof zur Erklärung gebracht werden mußte. Dieſes geſchah im Oktbr. 1771. Kaunitz gab dem ruſſiſchen Geſandten, Fürſten Gallitzin, unter vielen Freundſchafts-Verſicherungen zu erkennen, wie die Friedens-Bedingungen der Kaiſerin, wenn gleich ſie dieſelben etwas ermäßiget, doch noch immer von der Art ſeyen, daß ſein Hof ſie unmöglich unterſtützen könne, weil dieſe Bedingungen, vorzüglich die Unabhängigkeit der Krimm und die Abreißung der Moldau und Wallachey, theils von der Pforte nie angenommen werden könnten, theils dem eigenen Staatsintereſſe Oeſterreichs ſo ſehr zuwider wären, daß dieſes ſich ihrer Annahme widerſetzen müßte, auch wenn die Pforte zu derſelben durch fortgehendes Kriegsunglück gezwungen werden ſollte. Er that dagegen andre Vorſchläge, welche von den ruſſiſchen ſehr verſchieden waren, und nach denen die Kaiſerin ihre Hauptzwecke aufgeben mußte. Dieſe Vorſchläge, verſprach Kaunitz, werde ſein Hof kräftigſt unterſtützen, und nach dem vertraulichen Einverſtändniß, welches zwiſchen ihm und der Pforte jezt beſtehe, glaube er gut dafür ſagen zu können, daß auf dieſe Bedingungen, ſobald ſie die Kaiſerin genehmige,

der Friede abzuſchließen ſeyn werde. Doch könne, ſezte Fürſt Kaunitz hinzu, ſeine Monarchin nur unter der ausdrücklichen Bedingung ihre Mitwirkung verſprechen, daß Rußland ſich verbindlich machte, Polen unvermindert in ſeinem jetzigen Umfang zu erhalten, und durchaus keinen Theil dieſes Landes, weder für ſich ſelbſt, noch für irgend eine andre Macht, verlangen zu wollen. Dieſe Aeußerung beweiſet, daß Kaunitz ſehr gut wußte, was Rußland und Preußen unter ſich über Polen bereits verabredet hatten. Wirklich war er ja ſchon von Friedrich, wie dieſer es uns ſelbſt ſagt, hiervon, nach des ruſſiſchen Hofes Wunſche, völlig unterrichtet. Aber Kaunitz wollte, daß lezterer Hof ſich ſelbſt gegen ihn eröffnen und ihn zu der Theilnahme an der Beraubung Polens einladen ſollte. Er ſtellte ſich alſo von nichts zu wiſſen [23]), und warf dieſe Aeußerung

23) Durch Zuſammenhalten der in Friedrichs Bericht und in den Görziſchen Aktenſtücken enthaltenen Umſtände ergiebt ſich dieſer Gang der Sache ganz deutlich, und durch ihn wird zugleich der ſcheinbare Widerſpruch aufgehellt, da der König erzählt, er habe, nach dem Verlangen des ruſſiſchen Hofes, dem Wiener die erſte Eröffnung von der Sache gemacht, nach den Aktenſtücken aber dieſe erſte Eröffnung vom ruſſiſchen Geſandten, auf die von Kaunitz gegebne Veranlaſſung, geſchehen iſt. Des Königs Erzählung iſt ganz richtig,

nur

rung gegen Gallizin hin, um den ruſſiſchen Hof zum Reden zu bringen; um dieſen Zweck deſto gewiſſer zu erreichen, ſezte Kaunitz noch hinzu: ſo ſehr ſein Hof aber auch die Unzertrennlichkeit Polens erhalten wiſſen wolle, ſo ſey er dennoch entſchloſſen, einen Strich dieſes Landes, der ehemals zu Ungarn gehört habe und in frühern Zeiten an Polen verpfändet ſey, nämlich die Herrſchaft Zips, gegen Rückzahlung der Pfandſumme, wieder zurückzunehmen, welches eine in allen Rechten ſehr erlaubte Handlung ſey, und durchaus nicht als Verletzung der Gerechtſame der Republik angeſehen werden könne, der man übrigens alle andere jezt von öſterreichiſchen Truppen beſezte Landſtriche, an welche man keine Anſprüche habe, zurückgeben werde. Noch müſſe er bemerken, daß die alte Verfaſſung Polens zwar aufrecht erhalten werden müſſe, doch könne man ihr einige Modifikationen geben, wie ſie dem Intereſſe der Nachbarn gemäß befunden würden. Es komme nur, ſchloß er, darauf an, ſich über

nur verbarg Kaunitz gegen Gallizin ſeine Kenntniß, um ihm einen Antrag ſeines Hofes abzulocken, und um ſagen zu können, daß ihm der Beitritt abgedrungen ſey. Dies war ihm ſelbſt bey Maria Thereſia wichtig. Um die Schleichwege der kunſtvollen Politik dieſes Miniſters zu erklären, muß man ſein Verhältniß gegen ſeine beiden Souverains immer im Auge behalten.

über solche Modifikationen zu vereinigen, dann würde Oesterreich sehr bereit seyn, mitzuwirken und die Polen zur Annahme einer gutgefundenen Constitution zu bewegen, und, wenn es nöthig, zu zwingen.

Diese Eröffnungen machten in St. Petersburg natürlich großen Eindruck; man sahe hier nun, wohin Kaunitz, der von den Gesinnungen der Kaiserin durch Preußen schon so gut unterrichtet war, zielte, und hielt nöthig, ihm auf halben Wege entgegen zu kommen. Panin ließ deshalb durch den russischen Gesandten in Wien den Widerspruch bemerklich machen, wenn der Wiener Hof Polen zwar unvermindert erhalten, aber dennoch ein Stück dieses Landes, wider Willen der Republik, an sich bringen wolle. Es gäbe keinen Staat, sagte der russische Minister, der nicht alte Ansprüche an seine Nachbaren machen könne, und jeder sey natürlich berechtigt, zu gelegener Zeit solche Ansprüche geltend zu machen. Auch Rußland, auch Preußen haben an Polen Ansprüche, eben so gut als Oesterreich, und wenn lezteres jezt von den seinigen Gebrauch machen wolle, so erfordere die Billigkeit und die vom Fürst Kaunitz so sehr empfohlne Behauptung des Gleichgewichts, daß die beiden andern Mächte

eben

eben so verführen. Die russische Monarchin habe nichts dagegen, daß dieses jezt geschähe, und sie glaube gleiche Gesinnung des Königs von Preußen versichern zu können. Wenn es also der Kaiserin-Königin gefällig sey, so könne man sich über die Natur und den Umfang der Ansprüche der drey Höfe verständigen und das nöthige Verhältniß unter ihnen festsetzen. Sobald dieses geschehen, werde die gemeinsam zu bewirkende Durchsetzung dieser Ansprüche keinen Schwierigkeiten unterworfen seyn.

Diese Erklärung war es, welche Fürst Kaunitz erwartete. Sobald er dieselbe im Jenner 1772 erhielt, veränderte sich sofort sein ganzes Benehmen. Alle seine bisher geäußerten Zweifel und Bedenken gegen die russischen Friedens-Bedingungen waren nun auf einmal gehoben, er erklärte sich jezt bereit, dieselben zu unterstützen, und gab nur den Rath der Klugheit, daß die Kaiserin zuerst noch härtere Forderungen, als sie wirklich verlange, aufstellen möge, denen Oesterreich nicht beistimmen könne. Diese möge sie dann stufenweise ermäßigen, um endlich zu einem Ultimatum zu gelangen, auf dessen Annahme der Wiener Hof dringend bestehen werde. Dieses verspreche er in der Hofnung, daß man über die Theilung Polens sich verständigen werde, zu welcher

cher sein Hof in den von dem Grafen Panin angegebnen Grundsätzen einer zu beobachtenden völligen Gleichheit sehr bereit sey. Er erbat sich nur baldige Eröffnung, auf welche Theile von Polen die Absichten von Rußland und Preußen gerichtet seyen, und versprach dann sofort, die nach jenen abzumessenden Forderungen seines Hofes anzuzeigen. Um dieses Verständniß möglichst zu beschleunigen, wollte Kaunitz auch sofort an den König von Preußen deshalb sich wenden. Er empfahl die vertraulichste Offenheit zwischen den drey Höfen und möglichste Beschleunigung der Unterhandlungen, welche zu glücklicher Vollendung des Geschäfts nöthig wäre. Auch empfahl er sehr das vollkommenste Geheimniß, damit besonders weder Frankreich noch England Kenntniß von den Absichten der drey Höfe erhielten, zu deren Vereitlung jene beiden Mächte gewiß Alles aufbieten würden. Um jedes Misverständniß zu verhüten, hatte Kaunitz selbst das Wesentliche seiner Unterhaltung mit dem russischen Gesandten in dessen Namen schriftlich entworfen, und bat ihn, den Aufsatz, welchen er ihm zustellte, seinem Hofe vorzulegen. Doch sezte er mündlich noch hinzu: sollten sich Schwierigkeiten finden, um durch dasjenige, was man der Republik Polen abnehmen wolle, drey völlig gleiche Theile zu bilden, so könne man auch

noch

noch einem andern Nachbar, der Land zu viel habe, etwas abnehmen, deſſen Einwilligung, wenn die drey Höfe ganz eins unter ſich wären, wol zu erzwingen ſeyn würde. Als Gallitzin, über dieſe lezztere Aeußerung befremdet, erwiederte, dieſer andre Nachbar könne doch wol kein andrer, als die Pforte ſeyn, erklärte Kaunitz ausdrücklich, er meine allerdings nur dieſen Nachbar, und autoriſire den Geſandten, auch dieſen Gedanken ſeinem Hofe mitzutheilen.

Dieſer Vorſchlag zu gemeinſamer Beraubung, ſowohl Polens als der Pforte, geſchah ſechs Monate nachdem Oeſterreich ſeinen Beyſtand, zu Behauptung aller Beſitzungen der Pforte und zu Wiedereroberung der durch Rußland entzogenen, feyerlich verſprochen oder vielmehr verkauft hatte. Gerade zu eben der Zeit [24]), wie Kaunitz dieſen Vorſchlag that, erhielt Panin die Abſchrift der am 6ten Jul. 1771 abgeſchloſſenen geheimen Convention.

Er

24) Dies Zeitverhältniß erhellet aus einem Briefe des Grafen Panin, in den Mémoires et actes authentiques etc. p. 234 vom Jul. 1772, worin dieſer Miniſter ſagt, er habe vor ſechs Monaten (alſo im Januar) auf einem Seitenwege (es war England gemeint) eine Abſchrift der Convention erhalten.

Er zweifelte anfangs an deren Aechtheit, die ihm indeß auch bald vom russischen Gesandten in Wien bestätiget wurde. Obgleich man in St. Petersburg gut fand, diese erhaltene Kenntniß der bösen Absichten des Wiener Hofes einstweilen für sich zu behalten, und obgleich man zweifelhaft war, in wiefern dieser Schritt eine Folge der zweideutigen Politik Kaunitzens, oder des Zwanges sey, in welchem dieser Minister sich gegen Joseph II befinde; so war auf allen Fall doch nun alles Vertrauen zu einem Hofe vernichtet, der so widersprechend mit sich selbst zu handeln fähig war. Panin empfahl dem russischen Gesandten in Wien, in Verbindung mit dem preußischen alle Schritte Kaunitzens mit dem äußersten Mistrauen zu beobachten, und auf dessen Versicherungen von nun an gar nicht mehr zu bauen. So verlor dieser Minister das Zutrauen des Hofes, mit dem er wichtige Geschäfte gemeinsam betreiben wollte, in dem Augenblicke, worin er dieses Zutrauens am meisten bedurfte. Auch in der Achtung des osmanischen Hofes sezte sich der österreichische sehr herab, da er die Ratifikation der von ihm so sehr betriebenen Convention weigerte und, obgleich er wirklich einen Theil der zugesicherten Geldsumme bereits erhalten hatte, dennoch nichts that, um den Inhalt zu erfüllen, vielmehr

jezt

jezt die Forderungen Rußlands, wenn gleich mit wenigem Nachdruck, unterstüzte und sich mit dieser Macht endlich zur Theilung Polens verband, dessen Aufrechthaltung einer der Punkte jener Convention gewesen war. Bey diesen Gesinnungen aller Theile konnte des Wiener Hofes Mitwirkung bey dem Friedensgeschäft nicht bedeutend seyn; er kam vielmehr oft in große Verlegenheit; er sah sich bald genöthigt, von Rußland noch Ermäßigung eben der Bedingungen zu verlangen, zu deren Unterstüßung er sich vorher verbindlich gemacht hatte, bald mußte er sich beklagen, daß dem preußischen Hofe ein größeres Vertrauen wie ihm bewiesen werde. Dies war die Folge des Verfahrens eines Staatsmannes, dessen große Geschicklichkeit in Leitung der Geschäfte in ganz Europa geglaubt und bewundert ist! Wahrlich er verdankt diese Bewunderung allein der Dunkelheit, in welche er seine Handlungen zu hüllen gewußt hat! Wie ganz anders erscheint dagegen das Benehmen Friedrichs; er erklärte der Kaiserin freymüthig und mit Gründen, daß sie ihre Friedensbedingungen herabstimmen müsse, aber er beförderte treu und standhaft ihr Interesse, wie er es versprochen hatte. Obgleich der König der offene Alliirte Rußlands war, bewies die Pforte doch mehr Vertrauen zu ihm, als zu Oesterreich, das

mit ihr ein geheimes Bündniß eingegangen war, weil sie richtig einsah, daß Friedrich in der Lage, worin er war, so handelte, wie er mußte, und weil in seinen Handlungen nichts Zweideutiges noch Verstecktes war. Auch wie der Gedanke einer Theilung Polens zuerst eröffnet wurde, verhehlte der König gar nicht, wie überaus willkommen ihm derselbe sey. Er betrieb mit Eifer die Ausführung, aber er suchte nichts zu erschleichen. Der einzige Punkt, um den er in der Unterhandlung mit Rußland lange kämpfte, war der Besitz von Danzig und Thorn. Die Kaiserin hatte sich bewegen lassen, die Verfassung und Freiheit dieser Städte zu garantiren. Ihrer Ehre, so wie ihrem Interesse lag daran, daß sie nicht Preußen überlassen würden; auch England, da es die Theilung Polens nicht abwenden konnte, wandte alles an, um die Kaiserin wenigstens in diesem Punkt standhaft zu erhalten, daß Danzig, der Hauptsitz des Ostsee-Handels, nicht dem König von Preußen überlassen würde. Dieser sah ein, daß der Besitz des Weichselstroms und der Mündung desselben, auch ohne Danzig, den Ostseehandel in seine Hände gebe, und auch diese Stadt in der Folge ihm nothwendig zufallen müsse; er wollte also um eines eigentlich nur aufgeschobenen Nebenvortheils willen nicht den wichtigern

sah-

fahren laſſen und über einen Gegenſtand, der die Eitelkeit ſeiner Alliirten intereſſirte, nicht mit derſelben ſich entzweien.

Sofort nach der vertraulichen Eröffnung gegen den ruſſiſchen Geſandten hatte Kaunitz, ſeinem Verſprechen gemäß, auch dem Könige von Preußen die Bereitwilligkeit Oeſterreichs, ſich mit ihm und der ruſſiſchen Kaiſerin zur Theilung Polens zu verbinden, förmlich erklärt und Friedrich um die Eröffnung des Umfangs ſeiner Forderungen erſucht. Der König erwiederte mit großer Offenheit, die Idee einer Theilung Polens ſey, unter vorausgeſezter Beiſtimmung Oeſterreichs, von der ruſſiſchen Kaiſerin ſeinem Bruder Heinrich mitgetheilt, und bey den daraus für ſeinen Staat entſtehenden Vortheilen habe er ſehr gern dieſer Idee Beifall gegeben; ſein Antheil werde in Polniſch-Preußen und Ermeland beſtehen, doch ſey gut gefunden, Danzig und Thorn auszunehmen, und eben ſo auch die Stadt Krakau mit ihrem Gebiet bey Polen zu belaſſen. Der Wiener Hof werde alſo in den zunächſt an Ungarn gränzenden fruchtbaren Provinzen die ihm gelegenſten Diſtrikte für ſich auswählen können. Der öſterreichiſche Geſandte, Baron van Swieten, auf dieſe Aeußerung bereits vorbereitet, erwiederte,

daß, wenn sein Hof bey der Ausnahme von Krakau sich nicht über das karpathische Gebürge werde ausdehnen dürfen, für ihn kein Antheil herauskomme, wie ihn das angenommene Princip völliger Gleichheit unter den drey Mächten fordere, er sey deshalb beauftragt, vorzuschlagen, daß der König die Grafschaft Glaz nebst dem in Böhmen eingeschlossenen Theil von Oberschlesien dem Wiener Hofe abtreten und sich durch ein verhältnißmäßiges ihm gelegnes Stück von Polen für diese Abtretung entschädigen möchte. Lebhaft verwarf der König diesen Vorschlag, und erklärte, daß er nicht das Mindeste von seinen Landen abtreten werde. Swieten antwortete, wie sein Hof durchaus nichts verlange, was dem Könige misfallen könne, und daß also von jenem Vorschlage nie wieder die Rede seyn werde, dagegen erwähnte er als einer nur ihm eigenen Idee, die er ohne Auftrag äußere, daß, wenn sein Hof in Polen nicht ein hinlängliches Aequivalent der Theile, welche die beiden andern Höfe sich zueigneten, erhalten könnte, man ihn vielleicht dafür durch Bosnien und Servien entschädigen könne, welche Provinzen herzugeben die Pforte sich nicht werde weigern dürfen, wenn die drey Höfe es mit Nachdruck verlangten. Dieser Gedanke fand den Beifall des Königs, und er sagte, daß er ihn sofort

der

der russischen Kaiserin mittheilen wolle. Aber Fürst Kaunitz verwies es dem Gesandten ernstlich, daß sein Diensteifer ihn verleitet habe, diesen Vorschlag zu thun, zu dem er nicht beauftragt gewesen. Weder, sagte er, der mit der Pforte bestehende ewige Friede, noch die rechtliche Gesinnung der Kaiserin-Königin erlaubten es, türkische Provinzen gewaltsam wegzunehmen. Als er dieses dem russischen Gesandten, Fürst Gallitzin, äußerte, konnte dieser sich nicht enthalten, den offenbaren Widerspruch bemerklich zu machen, der zwischen der jetzigen Aeußerung des Ministers und dessen vor wenigen Wochen ihm officiell gemachten Antrage sich finde, daß man auch die Beraubung der Pforte zu Hülfe nehmen müsse, um die Theile der drey Mächte auszugleichen, wenn das Polen abzunehmende Land nicht dazu hinreichen sollte. Kaunitz wollte den Widerspruch damit entschuldigen, daß es allerdings seines Hofes Meinung sey, sich auch auf Kosten der Pforte zu vergrößern, doch müsse dieses mit mehr Schonung, als gegen Polen beobachtet werde, geschehen. Es hänge, setzte er hinzu, dieses allein von der russischen Kaiserin ab, welche einige ihrer Eroberungen oder auch für diese umzutauschende mehr gelegene Distrikte dem Wiener Hofe abtreten und diesen dadurch bewegen könne, sich

mit einem kleinern Looſe in Polen zu begnügen.

Galliţin meldete ſeinem Hofe, aus allen Aeußerungen Kaunitzens gehe deutlich hervor, daß Oeſterreichs wahre Abſicht keine andere ſey, als ſich ſowohl auf Koſten der Türken als Polens zu vergrößern; die Misbilligung des vom Baron van Swieten in Berlin gethanen Antrags aber ſey Heucheley. Vielleicht war dieſer Antrag blos gemacht, um den Gedanken bey Friedrich rege zu machen, und ihn zu bewegen, ihn bey der ruſſiſchen Kaiſerin durchzuſetzen. — Wirklich arbeitete Kaunitz ſehr ernſtlich, doch immer auf verſteckte Art, auf beiden Wegen ſeinem Hofe Vortheile zu erwerben. Indem er Rußland zu überzeugen ſuchte, daß er deſſelben Bedingungen unterſtütze, ließ er insgeheim die Pforte in ihrem Widerſtande gegen dieſelben beſtärken. Indeß war, wie wir bemerkt haben, ſowohl Oeſterreich als Preußen von der eigentlichen Ver-
1773 mittlung ausgeſchloſſen. Der zweite Congreß zu
im März. Bucharest ging eben ſo fruchtlos aus einander, als der erſte. Die Kaiſerin ließ nachher durch Preußen allein noch einige Vorſchläge thun, die aber auch von der Pforte verworfen wurden. Nachdem das Kriegsglück den Türken einige Zeit günſtig geweſen

gelang es endlich dem Feldmarschall Romanzow, über die Donau zu gehen, den Großvezier gänzlich einzuschließen und, indem er allen Waffenstillstand abschlug, ihn zu einem Frieden zu nöthigen, dessen Bedingungen er gebieterisch vorschrieb. Dieser im Lager des russischen Feldherrn zu Kutschuck-Kainardschi, einem Dorfe in Bulgarien, ohne alle vorgängige Unterhandlung, abgeschlossene Friede verschafte nun der Kaiserin Katharina alle Vortheile, die sie nach ihren lezten Forderungen hatte erhalten wollen: die Unabhängigkeit der Krimm, die freie Schiffahrt russischer Unterthanen auf allen Meeren unter osmanischer Herrschaft, die Abtretung von Asow, Kinburn, Kertsch und Jenikale, und noch oben drein zur Entschädigung für die Kriegskosten 4½ Millionen Rubel baar Geld [25]). Daß nicht auch die Moldau und Wallachey abgerissen wurden, konnte der Wiener Hof als eine auf seine Wünsche genommene Rücksicht betrachten, und die Kaiserin war durch das, was sie von Polen nahm, hinlänglich für die Aufgebung dieser einzigen ihrer frühern Forderungen entschädigt. Uebrigens wurde natürlich für Oesterreichs Vergrößerung durch diesen Frieden nicht gesorgt, da Katharina nicht geneigt war, 1774 am 21sten Jul.

25) S. diesen Friedensschluß in v. Martens Recueil Tom. IV. p. 606.

demselben irgend etwas von ihren Eroberungen ab-
1777 am 2ten Febr. zutreten. Aber dennoch drang einige Jahre später der Wiener Hof den Türken einen Strich Landes, die Bukowina genannt, ab, und wie der Hospodar der Moldau, zu welcher dieses Land gehört hatte, sich widersetzen wollte, beseitigte die Pforte den Widerspruch dadurch, daß sie dem Hospodar den Kopf abschlagen ließ. Die russische Kaiserin, obgleich ihr dieser Erwerb Oesterreichs zuwider war, wollte sich doch deshalb mit dieser Macht nicht förmlich entzweien.

Noch vor diesem Frieden kam die Theilung Polens wirklich zu Stande. So sehr Kaunitz die Beschleunigung des Geschäfts empfohlen hatte, waren es doch vorzüglich die unbestimmten und immer weiter gehenden Forderungen Oesterreichs, welche die Sache aufhielten. Rußland und Preußen waren, seitdem lezteres wegen Danzig und Thorn nachgegeben, eins. Friedrichs Ungeduld hielt für das beste Mittel, um zu dem sehnlichst gewünschten Schluß zu gelangen, daß von ihm und Katharina, ohne länger auf Oesterreich zu warten, wegen ihrer Theile ein festes
1772 d. 17ten Febr. Abkommen geschlossen werde. Durch dasselbe ward die Besitznahme beider Mächte auf den folgenden Monat Junius festgesezt. Durch geheime Artikel wur-

wurden zugleich Verabredungen für den Fall getroffen, wenn durch Oesterreichs Erklärung für die Pforte der Krieg noch eine weitere Ausdehnung und Dauer erhalten sollte. Aber zu eben der Zeit, wo jenes Abkommen getroffen wurde, thaten die beiden österreichischen Souverains einen Schritt, der die Sache der völligen Beendigung näher bringen sollte. Sie unterzeichneten einen Akt, durch welchen völlige Gleichheit der Theile zwischen den drey Mächten, ohne Rücksicht auf die Natur und den Umfang ihrer Ansprüche, und gegenseitige kräftige Unterstützung im Allgemeinen zugesichert wurden. Dieser Akt ward in Berlin und Petersburg vorgelegt. Der König von Preußen und die russische Kaiserin unterzeichneten ihn ohne Anstand. Aber ohngeachtet der darin festgesezten und vom Wiener Hofe so sehr empfohlnen Gleichheit ging dieser mit seinen Forderungen immer weiter, und erstreckte sie fast auf den dritten Theil von Polen. Friedrich, dem so sehr daran lag, ein völliges Einverständniß hervorzubringen, bewog die russische Kaiserin zur möglichsten Nachgiebigkeit, und nur seine Vorstellungen bewirkten, daß die wichtige Stadt Lemberg und die reichen Salzwerke zu Bochnia und Wielizka, welche der russische Hof durchaus der Republik erhalten wissen wollte, doch zulezt Oesterreich zugestanden wurden. 1772 d. 19ten Febr.

So

So kam endlich dieses Einverständniß zu Stan-
1772 de und wurde zu Petersburg von den Ministern der
d. 5ten drey Höfe unterzeichnet. Die Erklärung hiervon an
Aug. die Republik Polen und die wirkliche Besitznahme der Theile, welche man ihr abzunehmen für gut gefunden, folgte bald nach. Die Verlegung der Gründe, durch welche dieses Verfahren gerechtfertigt werden sollte, wurde vorbehalten. Rußland ist dieselbe schuldig geblieben, aber von Preußen und Oesterreich erschienen Deduktionen, deren Widerlegung nach allgemein angenommenen Grundsätzen des Völkerrechts und nach ältern Traktaten den polnischen Publicisten nicht schwer fallen konnte. Doch die gründlichsten Widerlegungen, die kräftigsten Protestationen halfen nichts. Umsonst riefen der König und die Republik den Beistand aller Mächte Europa's an, umsonst machten sie mit überzeugenden Gründen klar, daß die einen durch übernommene Garantie der Verträge und feierlichst zugesicherten Schutz der Verfassung Polens [26]), alle aber durch die Sorge für eigene Erhaltung

26) Nur noch vor wenig Jahren, am 1sten März 1764, hatte Ludwig XV der Republik feierlichst versprochen, daß er durch alle Mittel, die von ihm abhingen, so gegen jede Beeinträchtigung in Ausübung ihrer Rechte, gegen jede Verletzung ihrer Verfassung, Freiheiten und Besitzun-

tung zu solchem Beistand verpflichtet seyen. Jeder fühlte, daß der Grund, auf welchem der Bestand aller europäischen Staaten beruhte, furchtbar erschüttert sey und hinfort auf nichts mehr gerechnet werden dürfte, wenn solcher Misbrauch der Uebermacht geduldet werden würde. Jeder fühlte es, aber — Niemand wagte zu handeln, oder nur laut zu widersprechen. Mit grausamer Mishandlung wurden der König und die Republik gezwungen, die abgerissenen Theile förmlich abzutreten. Jener soll einmal den Gedanken gehabt haben, den Thron und sein Vaterland zu verlassen und in England eine Freistatt zu suchen; aber es kam nicht zur Ausführung. Er sagte dem englischen Gesandten, er werde sich eher seine rechte Hand abhauen lassen, als die Abtretung unterzeichnen. Aber zulezt gab er der Gewalt nach. Auf den Vorschlag des Wiener Hofes ward ausdrücklich mit der Theilung von ganz Polen gedrohet, wenn der Reichstag in die gefoderte Abtretung zu willigen weigere. Aber bey der Gränzbestimmung entstanden neue Händel. Oesterreich schritt mit seiner Besitznahme viel weiter vor, als verabredet war. Preußen hielt sich dadurch berechtiget, ein Gleiches zu thun.

---

sinungen kräftigst schätzen wolle. S. Flassan Hist. de la Dipl. franç. T. VI. p. 590. der 1ten Ausgabe.

thun. Die russische Kaiserin trat ins Mittel und machte bemerklich, daß man sich wohl hüten müsse, die Polen zur Verzweiflung zu bringen, die ihnen mehr Kraft geben könne, als man ihnen zutraue, und daß unwandelbare Einigkeit der drey Mächte das einzige und schlechterdings nothwendige Mittel sey, um ihr gewaltsames Unternehmen, trotz der äußersten Erbitterung eines unterdrückten großen und kraftvollen Volks, so wie gegen den aufgeregten Haß von ganz Europa durchzusetzen. Solche Vorstellungen wirkten etwas, aber erst im Jahr 1777 wurden die Gränzen völlig in Ordnung gebracht. Die drey Mächte entzogen der Republik ein gutes Drittheil ihres bisherigen Gebiets. Rußland erhielt den größten, aber mindest bevölkerten und fruchtbaren Antheil; Oesterreich den fruchtbarsten und einträglichsten; Preußen den kleinsten, aber durch seine Lage, mitten zwischen den alten Landen dieses Staats, größere Cultur, thätige und fleißige Menschen, und durch den Weichselstrom politisch wichtigsten. Die so sehr bedungene Gleichheit der Theile wurde nicht befolgt, und war allenfalls nur nach dem Verhältniß des bisherigen Umfangs der theilenden Mächte zu verstehen. Diese garantirten sich gegenseitig ihre neuen Besitzungen, und machten sich durch geheimen Vertrag verbindlich, daß, wenn auch je andere Interessen sie unter sich entzweien sollten,

ten, sie doch zu jeder Zeit und unter allen Umständen zu Behauptung dieser gemeinsam gemachten Erwerbungen gemeine Sache machen wollten. Eine kluge Verabredung! aber die Erfahrung der folgenden Zeit hat gezeigt, daß sie nicht erfüllt worden ist. Auch entsagten die drey Mächte noch ausdrücklich allen weitern Ansprüchen an die Republik, und gewährten derselben feierlichst gegen alle Anfechtung das ihr noch übrig gelassene Gebiet. Dieser Zustand dauerte, bis es eben diesen Mächten gefiel, unter neu ersonnenen grundlosen Verwänden zuerst noch einen Theil auch dieses Gebiets, zulezt aber Alles zu nehmen und den polnischen Staat gänzlich aufzulösen!

Dies ist der Gang dieser merkwürdigen Begebenheit, so weit er sich aus den bis jezt bekannt gewordenen, sorgfältig verglichenen, glaubwürdigsten Nachrichten darstellen läßt. Kaunitzens That entlockte Katharinen, vielleicht rascher als sie es selbst nachher wünschte, ein Wort, das Heinrich auffing und aus ihm einen Plan bildete, zu dessen Annahme er die Kaiserin beredete, und dem Friedrich, sobald er sich überzeugt hatte, daß es dieser Monarchin Ernst sey, sehr gern aufnahm. Mit thätigem, unverstelltem Eifer beförderte er dessen Ausführung; eben so Kaunitz,

obgleich dieſer das Gegentheil heuchelte. Gewiß kann man nicht ſagen, daß einer der drey Höfe ſchwer zu überreden war, in die Idee einzugehen. Sie kamen ſich vielmehr entgegen, ſobald nur einer dem andern hinlänglich traute. Daß die Ausführung nicht noch ſchneller ging, rührte nicht aus Beſorgniß eines Widerſtandes von Außen, noch weniger aus irgend einem Rechtsgefühl her, ſondern war Folge der Schwierigkeit, ſich unter einander über den Umfang und die Art der Theilung zu verſtändigen. Doch war die Habſucht bey jedem der drey Höfe ſo lebendig, daß ſie ſich auch hierüber wirklich eher vereinten, als man es im Voraus hätte wahrſcheinlich halten ſollen.

Allerdings bleiben noch einige Lücken in dieſer Geſchichte. Ein künftiger Geſchichtſchreiber wird ſie ausfüllen, wenn einſt aus den Papieren der handelnden und leidenden Perſonen der innere Gang noch mehr aufgeklärt worden; aber ſchon jezt getraue ich mir zu behaupten, daß dieſer Gang im Großen nie anders erſcheinen werde, als er hier geſchildert iſt. Je mehr, bisher noch verborgene, ächte und umſtändliche Quellen zur Kenntniß des Publikums kommen, um ſo mehr wird dieſe Schilderung als Wahrheit beſtätiget und beſonders klar werden, daß Friedrich zwar der thätigſte Beförderer

der Theilung Polens gewesen sey, aber daß keinesweges er die erste Idee derselben gegeben habe. Dies erhellet schon jezt wirklich weit mehr aus der Görzischen Akten-Sammlung, als aus Friedrichs eigenem Bericht. Erst jene bekannt gewordenen Akten setzen es außer Zweifel, wie Kaunitz die Theilung Polens nicht nur durch seinen gewaltsamen Schritt zuerst veranlasset, sondern auch deren Vollendung mit größtem Eifer betrieben, zugleich aber mit zweideutiger Politik so gehandelt habe, daß er zu dem, was sein lebhaftester Wunsch war, von andern Mächten gedrungen zu seyn schien. Daß des Königs Bericht dieses minder deutlich ins Licht sezt, darf nicht befremden. Natürlich war ihm, welcher aus dem Gedächtniß schrieb, ohne die Akten noch einmal nachzusehen, dasjenige, was zwischen dem Wiener und Petersburger Hofe vorgegangen, entweder nie ganz genau bekannt geworden, oder doch in seinem Gedächtniß nicht so treu aufbehalten, als dasjenige, was von ihm selbst bezielt und bewirkt worden. Aber wenn Friedrich den Eifer des österreichischen Ministers bey der Theilung Polens nicht ganz so thätig schildert, als wir ihn aus den später bekannt gewordenen diplomatischen Verhandlungen kennen lernen; so beweiset grade dieses um so überzeugender, wie wenig es dieses Königs Absicht gewesen sey, sich selbst bey der

Sache einen mindern Antheil beizulegen, als er wirklich gehabt hat.

Unser Zweck ist erreicht, wenn es uns gelungen ist, über diesen Antheil richtigere Vorstellungen zu geben, als bisher im Umlauf waren, und zu bewirken, daß die Nachwelt den ersten Gedanken eines der ungerechtesten Entwürfe, der je in Europa ausgeführt worden, demjenigen beimesse, dem er gehört. Freimüthig haben wir die thätigste Theilnahme des Königs eingestanden, und wenn wir die Umstände bemerklich gemacht, die ihn verleitet haben, so bekennen wir doch, daß sie nichts rechtfertigen können, und daß wir sehr ungern Friedrich als einen Mitschuldigen einer so gewaltsamen Verletzung des Rechts erblicken!

Beilage B. zu Seite 86.

Genealogische Tabelle zur Erläuterung des Bayerschen Erbfolgestreits.

Otto I, Graf von Wittelsbach und Herzog von Bayern 1180. † 1183.

Ludwig I, Herzog von Bayern und Pfalzgraf am Rhein 1215. † 1231.

Otto II, der Erlauchte, Herzog von Bayern und Pfalzgraf. † 1253.

Ludwig II, der Strenge, Herzog in Oberbayern und Pfalzgraf. † 1294.

Heinrich, Herzog in Niederbayern. Diese Linie geht 1340 aus.

Rudolph I, Kurfürst von der Pfalz. † 1319. Stammvater des Pfälzischen Hauses.

Ludwig, Herzog in Ober- und Niederbayern, auch deutscher Kaiser. † 1347. Stammvater des Bayerschen Hauses.

Stephan I.

Albrecht, Stifter der Straubingischen Linie. † 1404.

Stephan II, Stifter einer Linie zu Ingolstadt, welche 1445 ausgestorben.

Friedrich, Stifter einer Linie zu Landshut, welche 1503 ausgestorben.

Johann, Stifter einer Linie zu München, nachherigen Bayerschen Churhauses, welches 1777 erloschen ist.

Johann. † 1425.

Johanna, Gemahlin Herzogs Albert IV von Oesterreich.

Albert V (als Kaiser II), Herzog von Oesterreich, vermählt mit Elisabeth, Tochter Kaiser Sigismunds. † 1439.

Anna, vermählt an Markgraf Wilhelm III von Meißen. † ohne männliche Erben.

Margaretha, vermählt an Johann Cicero, Churfürst von Brandenburg. Von ihr stammt das Königlich Preußische Haus ab.

Elisabeth, † 1505, vermählt an Casimir IV, König von Polen.

Ladislaus, † 1457 ohne Kinder.

Uladislaus, König von Ungarn und Böhmen. † 1516.

Anna, † 1547, vermählt an Kaiser Ferdinand I. Von ihr stammt das heutige Erzhaus Oesterreich.

Beilage C.

zu Seite 177.

Ueber den Prinzen Heinrich von Preußen.

Friedrich Heinrich Ludwig, fünfter Sohn Königs Friedrich Wilhelm I, iſt geboren den 18ten Januar 1726, geſtorben den 3ten Auguſt 1802. Wie Friedrich II den Thron beſtieg, war er in dem Alter, daß jener ältere Bruder, ſowohl durch den Unterricht, den er ihm geben ließ, als durch das Beiſpiel, das er ſelbſt ihm gab, auf ſeine Bildung noch ſehr weſentlichen Einfluß haben konnte. Der König übertrug die Leitung ſeiner Erziehung einem Manne von gebildetem Geiſte und groſſem Verdienſt, dem General von Still, deſſen Andenken zu erhalten Friedrich ſelbſt bemüht geweſen iſt [1]). Der Prinz wurde in Wiſſenſchaften und

1) S. deſſen Eloge, das in der Akademie geleſen wurde, in den Oeuvres de Frédéric II publiés de son vivant T. III. p. 171.

ſchönen Künſten unterrichtet, und des Bruders Vorgang trug dazu bey, daß er für ſie Liebe gewann und ſein ganzes Leben hindurch ſich mit ihnen ſehr ernſtlich beſchäftigte. In den beiden erſten ſchleſiſchen Kriegen wohnte er allen großen Begebenheiten an der Seite Friedrichs bey, ſahe den glücklichen Erfolg kühn und mit Einſicht angelegter Entwürfe. Seine erworbenen theoretiſchen Kenntniſſe wurden nun durch die wirkliche Anwendung fruchtbar und lebendig. Der ſiebenjährige Krieg brach aus, grade wie Heinrich das reifere männliche Alter erreicht hatte. Die Führung eigener Heere wurde ihm anvertraut. Man erkannte in ihm einen großen Feldherrn. Die allgemeine Meinung unter Freunden und Gegnern ſezte ihn unmittelbar neben Friedrich. Dieſer ſelbſt erhob ihn noch über ſich. Aber in der ſpätern Zeit hat man ſeinen Ruhm ihm ſtreitig machen, theils, ſeine Thaten minder groß und bedeutend anſehen, theils, was er gethan, mehr dem Rath und dem Einfluß Anderer, als ihm ſelbſt beimeſſen wollen. Wenn gleich ein völliger Laye in der Kriegskunſt bey der Frage über militäriſche Talente keine Stimme haben kann, und ich weit entfernt bin, ſie mir anzumaaßen; ſo wird mir doch erlaubt ſeyn, an die abgelegten Stimmen von unſtreitigen Kennern zu erinnern, und dadurch das

Mei-

Meinige beizutragen, um der ungerechten Schmälerung wahren Verdienstes Einhalt zu thun. Vor allem muß das Urtheil Friedrichs doch sehr großes Gewicht haben. Bald nach dem Hubertsburger Frieden machte der König, in Gesellschaft auserlesener Krieger, eine Vergleichung dessen, was die durch den Krieg vorzüglich berühmt gewordenen Feldherren, sowohl die, die für, als die gegen ihn gestritten, gethan und unterlassen hatten, zum Gegenstand der Unterhaltung. Mit Scharfsinn und Witz würdigte er die von jedem bewährten guten Eigenschaften, und zergliederte die begangenen Fehler. Am schärfsten beurtheilte er sich selbst; aber zulezt nannte er den Bruder Heinrich den, der keinen Fehler begangen habe. Auch in seiner Geschichte hat er dieses vortheilhafte Urtheil bestätiget [a]). Dieses Lob ist viel werth in dem Munde

a) S. Oeuvres posthumes Tom. IV. pag. 384. Le plus bel éloge, sagt er, nachdem er die Schlacht von Freyberg (29sten Oktbr. 1762) erzählt, qu'on puisse faire du Prince Henri est, de rapporter ses actions. Les connoisseurs y remarqueront aisément ce mélange heureux de prudence et de hardiesse si rare et si désiré, qui unit et rassemble le plus de perfection que la nature puisse

dessen, der zu schmeicheln nicht gewohnt war, auch besonders keinen Grund hatte, dem jüngern Bruder schmeicheln zu wollen, gegen den man ihn sogar einiger Eifersucht (obgleich gewiß mit Unrecht) hat fähig halten wollen. Man sage nicht, daß keinen Fehler machen nur ein negatives Lob sey, daß der große Feldherr durch eigene große Thaten, durch eigene wohlberechnete und wohl ausgeführte Entwürfe sich bewähren müsse, und daß diese bey Heinrich vermißt werden. Um ihn gerecht zu beurtheilen, muß man in seine Lage sich ganz hineindenken. Große Entwürfe für einen Feldzug zu machen, die Ziele zu bestimmen, die erreicht werden sollen — dies war nicht Heinrichs, sondern Friedrichs Sache. Jenem blieb nur die Ausführung dessen, was ihm aufgetragen war, die Ueberwindung der Hindernisse, die sich bey solcher Ausführung darstellten, die Benutzung aller Umstände, die sie begünstigen konnten. Er hatte immer das Schwächere der preußischen Heere anzuführen, schwächer in der Zahl und schwächer in der Brauchbarkeit der Leute, die es ausmachten. Mit diesem mußte er gegen überlegene Feinde das Land behaupten, das

puisse accorder, pour former un grand homme de guerre.

das Friedrich für eine Zeitlang zu verlaſſen ſich genöthiget ſahe. Immer war er alsdann von dieſem abhängig und mußte alle ſeine Bewegungen nach denen des Königs bemeſſen. Glänzende Entwürfe des Angriffs zu machen, war in ſolcher Lage nicht möglich. Aber er führte den Vertheidigungs-Krieg, auf den er eingeſchränkt war, dadurch höchſt glücklich, daß er ihn zu rechter Zeit und immer auf eine den Gegner überraſchende und ihn täuſchende Art in einen thätigen Angriffs-Krieg verwandelte. So nach der unglücklichen Schlacht von Kunersdorf (1759), in jenem Augenblick, wie Friedrich ſelbſt ſeine Lage als verzweifelt anſahe, machte allein Heinrich durch täuſchende Bewegungen zwey feindliche Heere, das öſterreichiſche und das ruſſiſche, unthätig, hinderte ſie, ihren Sieg zu benutzen, behauptete Sachſen und rettete dadurch den preußiſchen Staat. Voll der Begeiſterung, die große Thaten dem einflößen, der ihre Größe ganz zu fühlen fähig iſt, hat Hr. v. Maſſenbach dieſe That Heinrichs geſchildert, und, nach meinem Gefühl, bewieſen, daß ſie an innerm Gehalt große Schlachten aufwiege. Ich wünſche, daß meine Leſer hier dieſes Mannes Lobrede auf Prinz Heinrich [3]) leſen mögen,

3) S. dieſelbe in Hrn. v. Maſſenbach's Rückerinnerungen an große Männer, Amſterdam 1808.

mögen, und ich denke, kein Zweifel wird ihnen übrig bleiben, ob Prinz Heinrich ein wahrhaft groſſer Feldherr gewesen sey? War es gleich des Redners Absicht, seinen Helden im glänzendsten Lichte zu zeigen, und die Grundsätze und Gesinnungen, die er demselben beilegte, auch in den Zuhörern, vor denen er seine Lobrede am 24ten Januar 1803 las, anzufachen, so hat ihn diese Absicht doch die historische Wahrheit nicht verletzen lassen. Die Fakta, auf welche Hr. v. Massenbach sich beruft, sind in der Geschichte aufbehalten. Jeder kann noch jezt auf der Charte die Stellungen Friedrichs und der beiden feindlichen Heere sich deutlich machen, die Bewegungen Heinrichs verfolgen. Doch auch der kaltblütige Geschichtschreiber fühlt sich gedrungen, hier den Lobredner zu machen. „Nie, sagt Tempelhof 4), zeigte sich das Genie des Prinzen so groß, als nach der Schlacht von Kunersdorf.“ Auch jener strenge Richter militärischen Ruhms, den keine vorgefaßte Meinung, keine Autorität verleiten kann, irgend ein Verdienst über seinen Werth zu erheben, der Verfasser der vortreflichen Betrachtungen über

4) S. Geschichte des siebenjährigen Krieges Th. III. p. 241.

über die Kriegskunſt (Leipzig 1798) [5]) ſagt von ihm: „Heinrichs Talente gehören völlig in die „Klaſſe derjenigen, durch welche Friedrich Heinrich der „Oranier und Catinat ſchwer zu erreichende Vorbilder „der Feldherren wurden. Er hat den lehrreichſten „Vertheidigungs- oder vielmehr Behauptungs- „Krieg geführt, der nicht ſelten zum entſchloſſenſten „Angriff übergeht. Sein Syſtem war für dieſe „Umſtände, dieſe Gegner ausdrücklich erfunden. „Bey veränderter Beſchaffenheit würde ſein durch- „dringender Verſtand es durch ein anderes zu erſetzen „gewußt haben.“ So redet auch jener gerechte öſterreichiſche Würdiger preußiſchen Verdienſtes vom Prinzen Heinrich im Tone des patriotiſchen Lobred- ners: „Dieſes erhabnen Feldherrn Märſche, Stel- „lungen und Kriegsliſten, ſagt Cogniazo [6]), wie- „gen Alles auf, was uns die Geſchichte von Türen-

„ne

5) pag. 275. Dieſes kleine, aber an fruchtbaren Ideen reiche Werk iſt vielleicht das belehrendſte über dieſen Gegenſtand, das wir in unſrer Sprache beſitzen. Der Verfaſſer, Hr. v. Berenhorſt, geboren 1733 zu Sandersleben, hat den ſiebenjährigen Krieg, die erſten Campagnen im Generalſtabe des Prinzen Heinrich, die letztern als Adjudant des Königs gemacht, lebt ſeit dem Kriege am Hofe zu Deſſau.

6) S. Geſtändniſſe eines öſterreichiſchen Veterans Th. III. p. 73.

„ne und Luxemburg erzählt; er war während des „siebenjährigen Krieges mehr als einmal der Wie„derherſteller des preußiſchen Staats, der Fabius „der Brennen, der aber auf ganz andre Art cunctir„te, als der Fabius der Oeſterreicher [7]), und nur „ſo lange Fabius blieb, bis ihm die Umſtände er„laubten, ganz Cäſar zu ſeyn.“ — Dieſe Urtheile von unſtreitig ganz competenten Richtern werden hinreichen, um den Ungrund der gegen Heinrichs militäriſche Talente erhobenen Zweifel zu beweiſen. Sein Verdienſt war in der That zu fein und kunſtvoll, um von Vielen nach ſeinem ganzen Werth geſchäzt werden zu können. Ein großer, wohl ausgeführter Angriffs-Entwurf, beſonders wenn äußere Umſtände dieſe Ausführung begünſtigen, fällt glänzender in die Augen, als ein in ſeinem Anfange abſichtlich in Dunkel gehüllter, in ſeinem Fortgange langſam ſich entwickelnder Vertheidigungs-Plan, wo eine Menge, oft kleiner, Umſtände benuzt, und eben ſo eine Menge dem Auge des ſpätern Beobachters kaum bemerkbarer Hinderniſſe beſeitigt werden müſſen, wo der vorgeſezte Zweck mit nie nachlaſſender Standhaftigkeit immer im Auge behalten, die Wachſamkeit und Thätigkeit Aller, die

7) der Feldmarſchall Daun.

die zur Erreichung mitwirken können, immer neu erregt, jeder Fehler des Gegners schnell benuzt, jeder Fehler des Verbündeten schnell unschädlich gemacht werden muß, wo endlich das Resultat nicht in einem Augenblick glänzend hervorspringt, sondern nur allmählig, durch seine wohlthätigen Folgen, allgemein sichtbar wird. Solchen Vertheidigungs-Krieg mit glücklichem Erfolg geführt zu haben, — dies ist das Verdienst Heinrichs, eben deshalb desto größer und edler, weil es nur von wenigen Kennern erkannt, und nur durch eigenes Bewußtseyn, das gethan zu haben, was Pflicht war, gelohnt wird. Im bayerschen Kriege hatte Prinz Heinrich nicht so viele Gelegenheit, wie im siebenjährigen, seine großen Talente zu zeigen; aber in Allem, was von ihm abhing, hat er sich als einsichtsvollen und auch als menschlichen Feldherrn bewährt. Die ihm auch hier gemachten Vorwürfe sind in meiner Geschichte nicht verschwiegen, aber auch aus der Lage, in der er sich befand, erklärt und gerechtfertigt.

Eben so ungerecht, wie die Herabsetzung der Thaten Heinrichs, ist die Behauptung, daß Alles, was er Großes im Kriege bewirkt, nicht ihm selbst, sondern Andern beigemessen werden müsse,

deren Rath ihn geleitet habe. Sonderbar genug hat man auch noch einem andern großen Feldherrn des vorigen Jahrhunderts, dem Herzoge Ferdinand von Braunschweig, das eigne Verdienst absprechen, und seine großen Thaten fremdem Einfluß zuschreiben wollen. Bey der Geneigtheit der Menschen, alles Auffallende gern zu glauben, und den durch große Thaten sich Auszeichnenden herabzusetzen, hat sich diese Meinung in Absicht beider Feldherren ziemlich allgemein verbreitet. Wie unbillig sie sey, kann, dünkt mich, nicht leicht dem entgehen, der von der Lage eines Heerführers im Kriege sich einigen Begriff machen kann. Daß ein solcher Heerführer die Entwürfe seiner Unternehmungen im Großen und Kleinen mit Männern, deren Einsicht er vertraut, überlege, daß er einzelne Theile solcher Entwürfe von diesen ausarbeiten lasse, daß er Einwürfe Anderer gegen seine eigenen Ideen höre, und diese nach jenen berichtige, daß er sogar zuweilen das Eigene ganz verwerfe und das Fremde, sobald ihm einleuchtet, es sey das Bessere, annehme; — dies Alles ist natürlich, ist nothwendig, ist grade eine auszeichnende Eigenschaft eines hellen Geistes, der in jede Ideen-Reihe sich schnell hineindenkt, und eines edlen Mannes, dem es nur um die Sache, nicht um Befriedigung kleinlicher Eitelkeit zu thun ist.

Je

Je mehr der Mann wirklich edel und groß ist, desto mehr wird er das Gute und Brauchbare aufnehmen, von wo es ihm komme, desto dankbarer wird er den auszeichnen, dessen Ideen er zu den seinigen macht, dessen Rath ihm nützlich wird. Er wird verschmähen dieses zu verbergen, und nicht fremdes Verdienst für das seinige ausgeben. Aber unmöglich kann ein Feldherr die Ideen eines Andern annehmen, und sie wirklich ausführen, ohne sie ganz zu den seinigen gemacht zu haben, denn diese Ausführung hängt von so unendlich vielen einander durchkreuzenden Umständen ab, die kein Scharfsinn vorher ahnden konnte, nach denen auf der Stelle entschieden werden muß. Nur bey Entwürfen, bey Arbeiten des Kabinets ist fremde Hülfe und Mitwirkung denkbar. Bey keiner Art menschlicher Wirksamkeit sind aber diese Entwürfe mehrern Abänderungen unterworfen, als bey denen des Krieges, und deshalb läßt sich auch bey keinem weniger, als bey dem Feldherrn annehmen, daß im entscheidenden Augenblick ihm das, was zu thun sey, von irgend einem andern, als seinem eignen Genius zugeflüstert werde. Immerhin mag also ein Offizier von Genie und großer Einsicht, Graf von Kalkreuth *), auch von der Nachwelt als derje-

*) Jezt Königl. Preußischer Feldmarschall, ein Mann, dessen

nige genannt werden, der im siebenjährigen Kriege manche der Entwürfe Heinrichs angegeben und ihre Ausführung modificirt hat. Dieses kann das Verdienst und die Talente dieses Feldherrn eben so wenig schmälern, als der Braunschweiger Ferdinand dadurch etwas von dem ihm gebührenden Ruhm zu verlieren vermag, wenn man weiß, daß er in seinem Sekretair Westphalen den Mann erkannte, der, ohne militärischen Rock zu tragen, großen militärischen Blick hatte, dessen Rath Ferdinand bey seinen Entwürfen benutzte, auch dieses durch die große Achtung und Dankbarkeit, die er während seines ganzen Lebens gegen ihn bewies, öffentlich äußerte 9).

Zum Schlusse dieser Bemerkungen über den Prinzen Heinrich als Feldherrn mache ich noch

dessen ausgezeichnetes Verdienst bis auf die neueste Zeit anerkannt und durch immer neue Thaten bewährt ist.

9) S. Geschichte Herzog Ferdinands von Mauvillon Th. II. p. 345, wo diese falsche Meinung gründlich widerlegt ist. Ferdinand fand noch lange nach dem Kriege ein besonderes Vergnügen darin, bey jeder Gelegenheit und gegen Jedermann Westphalen zu loben. Ich habe hiervon selbst eine Erfahrung gemacht; als ich im J. 1785 zum erstenmal diesem edlen Fürsten vorgestellt wurde, sagte er ohne allen Anlaß aus eigner Bewegung, er bedaure, daß Westphalen nicht in Braunschweig sey und ich nicht die Bekanntschaft dieses vortreflichen Mannes machen könne.

noch auf eine gute Biographie aufmerksam, die unter dem Titel: Vie privée, politique et militaire du Prince Henri de Prusse zu Paris 1809 erschienen ist. Der mir unbekannte Verfasser ist ohne Zweifel einer der ausgewanderten Franzosen, deren in Heinrichs lezten Jahren sich mehrere bey ihm aufgehalten haben, und der Gelegenheit gehabt, den Prinzen genauer kennen zu lernen, auch von dessen frühern Leben durch ihn selbst unterrichtet zu werden. Dieses Werk giebt eine sehr befriedigende Schilderung, sowohl von den Begebenheiten, als dem Charakter und den Gesinnungen des Prinzen. Es läßt seinen großen und liebenswürdigen Eigenschaften volle Gerechtigkeit wiederfahren, verschweigt aber auch seine Fehler nicht, die der Verfasser jedoch aus den Verhältnissen zu erklären sucht, in denen der Prinz gelebt hat, und die, sowohl während der Regierung seines Bruders, als der seines Neffen immer etwas verwickelt waren.

Beilage D.

zu Seite 188.

Ueber ein Urtheil Lloyds vom bayerschen Erbfolge-Kriege.

Ich glaube den Erfolg des Krieges für beide streitende Theile in meiner Geschichte so geschildert zu haben, wie er dem unpartheiischen Beobachter in der Entfernung von den Begebenheiten, worin wir uns jezt (im J. 1814) befinden, sich darstellen muß. Die Zeitgenossen dieser Begebenheiten haben zuweilen anders geurtheilt. Mit Partheigeist gegen Friedrich eingenommene Schriftsteller wollten es als einen Triumph von Oesterreich ansehen, daß der König aus Böhmen zurückziehen müssen, ohne etwas ausgerichtet zu haben. Man folgerte hieraus eine große Superiorität der österreichischen, und einen Verfall der preußischen Taktik. Die von den österreichischen Feldherren genommene Stellung wurde als das größte Meisterwerk der vervollkommneten Kriegskunst dargestellt. Solche Urtheile wurden während des Krieges, und auch noch

noch nach demſelben, vorgebracht mit unwürdiger Herabſetzung Friedrichs, die auch in Oeſterreich, denkende Militärs empörte, und beſonders von dem edlen Veteran, den ich bereits angeführt, Cogniazo, mit Unwillen gerügt iſt. Dieſer, wegen ſeiner groſſen Einſicht und wahren Unpartheilichkeit höchſt ehrenwerthe Mann, bemerkt [1]): „daß der kurze unthätige Krieg keinem Theile Gelegenheit gegeben „habe, eine Superiorität zu zeigen, daß die von den „Oeſterreichern hinter der Elbe und Iſer genommenen Stellungen zwar ſehr viel Lob verdienen, aber „doch den König nicht gehindert haben würden, in „ſeines Gegners Land einzudringen, wenn ihn nicht „theils politiſche Gründe, theils ſeine perſönlichen „Umſtände bewogen hätten, es fürs erſte bey Demonſtrationen zu laſſen. Da Maria Thereſia eben „ſo ſehr als Friedrich baldige Herſtellung des Friedens wünſchte, ſo entſtand daraus, ſagt Cogniazo, „ein Zwitterzuſtand von Krieg und Nicht„krieg, in welchem beide Theile die Waffen mehr „zeigen, als ſchon gebrauchen wollten. Es entſtand „ein Krieg, dem keiner gleicht, der je geweſen, und

1) S. Geſtändniſſe eines öſterreichiſchen Veterans Th. III. S. 230.

„in welchem keiner Ueberwinder, keiner überwun„den ist.“

Bey diesem Urtheil eines sehr competenten und ganz unpartheiischen Richters verdienen die verkehrten jezt bereits vergessenen Behauptungen Anderer keine Beachtung mehr. Ich würde ihrer auch nicht gedacht haben, wenn ich nicht fände, daß auch ein Mann von höherem Geist ihnen beistimmt, dessen verdientes Ansehen beitragen könnte, eine falsche Ansicht auch bey der Nachwelt fortzupflanzen. Der berühmte Geschichtschreiber des siebenjährigen Krieges, General Lloyd, sagt nämlich [a]): „der Krieg von 1778 habe glor„reich für den Kaiser, beschämend für den König „von Preußen geendet.“ Ich erlaube mir hierüber nur wenige Bemerkungen, die hinreichen werden, Jedem, welcher die Geschichte aufmerksam gelesen hat, das Ungerechte dieses Urtheils zu beweisen. Um zu urtheilen, mit welchem Erfolge für die streitenden Theile ein Krieg geführt sey, kommt es darauf an, zu welchem Zwecke er unternommen wurde? Der Zweck Kaiser Joseph II war, das in Besiz genom-

mene

a) In der bereits angeführten in unsre Sprache noch nicht übersezten: **Continuation of the late war in Germany pag. 167.**

mene Stück von Bayern zu behalten; der Zweck Friedrich II, den Kaiser zur Rückgabe zu nöthigen. Diesem politischen Hauptzwecke des ganzen Krieges war der militärische Zweck des ersten Feldzuges untergeordnet. Dieser leztere war an der Seite des Kaisers, seinen Gegner abzuhalten, in seine Lande einzudringen, ihn so zu ermüden und zu schwächen, daß er sich zum Rückzuge genöthiget und bewogen fände, dem politischen Hauptzwecke Oesterreichs sich nicht weiter zu widersetzen. Feldmarschall Lacy's Entwurf zur Erreichung dieses militärischen Zwecks war vortreflich; die Beharrlichkeit, mit der Joseph II ihn ausführte und seine Ruhmbegierde bezähmte, verdient großes Lob. Auch wurde der militärische Zweck Oesterreichs für den ersten Feldzug erreicht. Der König mußte aus Böhmen abziehen, ohne seinen Feind angegriffen zu haben. Aber seinen Widerspruch gegen den Erwerb von Bayern gab er deshalb nicht auf, vielmehr bereitete er sich, wenn Oesterreich darauf beſtünde, im nächsten Jahre demselben noch kräftiger sich zu widersetzen. Aber Oesterreich ließ es zu keinem zweiten Feldzuge kommen, vielmehr entsagte es durch den Frieden dem Erwerb von Bayern, und Preußen erreichte also den Zweck, weshalb es den Krieg unternommen hatte. Wenn dieses, wie es mir scheint, unwidersprechlich ist, so ergiebt sich, daß Lloyd als Militär nur über den

Er-

Erfolg eines Feldzuges, nicht über den Erfolg des Krieges geurtheilt habe. Da dieser leztere offenbar so ausgefallen ist, wie der König es wollte, so kann man mit Wahrheit sagen, daß der König den Krieg glorreich geendet habe. Aber auch nur nach der beschränktern militärischen Ansicht ist die Behauptung gewiß sehr ungerecht, der Feldzug sey beschämend für Friedrich gewesen. Daß dieser König sich durch Unterhandlungen abhalten ließ, den Angriffskrieg so früh, wie er dazu im Stande war, zu führen, kann Tadel verdienen; dieses ist in meiner Geschichte zugestanden, aber auch angedeutet, was aus physischen und politischen Gründen zur Rechtfertigung gesagt werden kann. Da dieses aber einmal geschehen, so kann nichts beschämendes darin liegen, daß der König seinen hinter natürlichen und künstlichen Bollwerken unangreifbar verschanzten Feind nicht angriff, und, nachdem er während des ganzen Feldzugs das feindliche Land behauptet und sein Heer aus demselben ernährt hatte, sich zurückzog und die Erreichung des Zwecks des Krieges auf einen folgenden Feldzug aussezte, wenn dieser Zweck nicht vorher auf gütlichem Wege erreicht würde, wie dieses auf die glorreichste Weise für den König geschahe. Mit Wahrheit kann man sagen, daß, wenn die Vertheidigung Böhmens dem Kaiser das Lob der Kenner

der

der Kriegskunſt erwarb, ſo gewann der König durch ſein Betragen und die Standhaftigkeit, mit der er, des mislungenen erſten Feldzugs ungeachtet, ſeinen Zweck verfolgte und erreichte, das Vertrauen und die Zuneigung deutſcher Fürſten und Völker, die Achtung von Europa.

Beilage

Beilage E.

zu Seite 270.

Aktenstücke über die Müller Arnoldsche Rechtssache.

1. Von Sr. Königl. Majestät Höchstselbst abgehaltenes Protokoll über die drey Kammer-Gerichtsräthe Friedel, Graun und Ransleben, den 11ten Decbr. 1779.

Auf die allerhöchste Frage: Wenn man eine Sentenz gegen einen Bauer sprechen will, dem man seinen Wagen und Pflug und alles genommen hat, wovon er sich nähren und seine Abgaben bezahlen soll: kann man das thun? — — ist von selbigen mit Nein geantwortet worden.

Ferner: Kann man einem Müller, der kein Wasser hat, und also nicht mahlen, und auch nichts verdienen kann, die Mühle

Mühle deshalb nehmen, weil er keine Pacht bezahlet hat. Ist das gerecht? wurde auch mit Nein beantwortet.

Hier ist nun aber ein Edelmann, der will einen Teich machen, und um mehr Wasser in den Teich zu haben, so lässet er einen Graben machen, um das Wasser aus einem kleinen Fluß, der eine Wasser-Mühle treibet, in seinen Teich zu leiten: der Müller verliert dadurch das Wasser und kann nicht mahlen; und wenn was noch möglich wäre, so ist es, daß er im Frühjahr 14 Tage, und im späten Herbst auch etwa 14 Tage, mahlen kann. Dennoch wird prätendirt, der Müller soll seine Zinsen nach wie vor geben, die er sonst entrichtet hat, da er noch das volle Wasser von seiner Mühle gehabt: Er kann aber die Zinsen nicht bezahlen, weil er die Einnahme nicht mehr hat. Was thut die Cüstrinsche Justiz? sie befiehlt, daß die Mühle verkauft werden soll, damit der Edelmann seine Pacht kriegt: und das hiesige Kammer-Gerichts-Tribunal approbirt solches!

Das ist höchst ungerecht, und dieser Ausspruch Sr. Königl. Majestät Landesväterlichen Intention ganz und gar entgegen. Höchstdieselben wollen vielmehr, daß jedermann, er sey vornehm, oder geringe,

ringe, reich oder arm, eine promte Justiz administrirt, und einem jeglichen Dero Unterthanen, ohne Ansehen der Person und des Standes, durchgehends ein unpartheiisches Recht wiederfahren soll. Se. königl. Majest. werden daher, in Ansehung der, wider dem Müller Arnold aus der Pommerziger Krebs-Mühle in der Neumark, abgesprochenen und hier approbirten höchstungerechten Sentenz, ein nachdrückliches Exempel statuiren, damit sämtliche Justiz-Collegia in allen Dero Provinzen sich daran spiegeln, und keine dergleichen grobe Ungerechtigkeiten begehen mögen. Denn sie müssen nur wissen, daß der geringste Bauer, ja was noch mehr ist, der Bettler, eben sowol ein Mensch ist, wie Se. Majest. sind, und dem alle Justiz wiederfahren muß, indem vor der Justiz alle Leute gleich sind, es mag seyn ein Prinz, der wider einen Bauer klagt, oder auch umgekehrt, so ist der Prinz vor der Justiz dem Bauer gleich: und bey solchen Gelegenheiten muß pur nach der Gerechtigkeit verfahren werden, ohne Ansehen der Person. Darnach mögen sich die Justiz-Collegia in allen Provinzen nur zu richten haben! und wo sie nicht mit der Justiz, ohne alles Ansehen der Person und des Standes, gerade durchgehen, sondern die natürliche Billigkeit bey Seite setzen;

seßen; so sollen sie es mit Sr. königl. Majest. zu thun kriegen. Denn ein Justiz-Collegium, das Ungerechtigkeiten ausübt, ist gefährlicher und schlimmer wie eine Diebes-Bande: vor der kann man sich schützen; aber vor Schelmen, die den Mantel der Justiz gebrauchen, um ihre üble Passiones auszuführen, vor die kann sich kein Mensch hüten, die sind ärger wie die größten Spißbuben, die in der Welt sind, und meritiren eine doppelte Bestrafung.

Uebrigens wird den Justiz-Collegiis zugleich bekannt gemacht, daß Se. Majestät einen neuen Großkanzler ernannt haben; Höchstdieselben werden aber dem ohngeachtet in allen Provinzen sehr scharf dahinter her seyn, und befehlen auch hiemit auf das nachdrücklichste, erstlich: daß alle Processe schleunig geendiget werden, zweitens: daß der Name der Justiz durch Ungerechtigkeiten nicht profaniret werde, drittens: daß mit völliger Egalité gegen alle Leute verfahren wird, die vor die Justiz kommen, es sey ein Prinz oder ein Bauer, denn da muß alles gleich seyn. Wofern aber Se. königl. Majestät in diesen Stücken einen Fehler finden werden:

so können die Justiz-Collegia sich nur im voraus vorstellen, daß sie nach Rigueur werden gestraft werden, sowol der Präsident als die Räthe, die eine so üble mit der offenbaren Gerechtigkeit streitende Sentenz ausgesprochen haben. Wornach sich also sämmtliche Justiz-Collegia in allen Dero Provinzien ganz eigentlich zu richten haben.

Berlin, den 11ten Decemb. 1779.

Friederich.

---

2. Urtheil des Kammergerichts zu Berlin in zweiter Instanz.

In Appellations-Sachen des Müllers, Meisters Arnold und dessen Ehefrau, Klägern und Appellanten an einem — wider den ritterschaftlichen Directorem und Landrath von Gersdorf, Beklagten und Appellaten am andern Theile, erkennen Wir, FRIEDERICH von Gottes Gnaden, König von Preußen ꝛc., den verhandelten Acten gemäß, hiermit für Recht:

„daß die Formalien der eingewandten Appella„tion richtig, die Sache selbst betreffend, auf die Sen„tenz der Neumärkischen Regierung vom 28 Octobr.

„die

„dieses Jahres bey dem 1sten Punkt der zwoten „Beschwerde, dahin zu ändern, daß die Arnoldischen „Eheleute mit den eingeklagten 15 Scheffeln Roggen „nicht abzuweisen, vielmehr der Bekl. Landrath von „Gersdorf gehalten, denselben auch diese 15 Schef„fel Roggen, mit 22 Groschen den Scheffel, zu be„zahlen; im übrigen aber die erhobene Beschwerde „zu verwerfen, und die gedachte Sentenz lediglich zu „bestätigen. V. R. W.

Gründe.

Der Müller Arnold und dessen Ehefrau beschweren sich zu allererst darüber, daß der von Gersdorf an dem sogenannten Mühlen-Fluß im J. 1770 einen Karpfen-Teich angelegt, wodurch ihrer Mühle das Wasser entzogen, und sie außer Stand gesezt worden, die schuldigen Abgaben an ihre Grundherrschaft zu entrichten. Es ist daher zu untersuchen, ob diese Beschwerde einen Grund habe? Zuförderst ist zu bemerken, daß der von Gersdorf den Karpfen-Teich keineswegs erst neu angelegt habe, sondern es ist derselbe von je her da gewesen; er hat aber wüste gelegen, und der Beklagte hat ihn blos im J. 1770 retabliret.

Da der Müller sich aber über eine seiner Mühle schädliche Grabenziehung, und darüber beschweret,

daß durch die Wiederaufräumung dieses Teichs seiner Mühle das Wasser entzogen worden: so hätte dieses gleich anfangs an die Neumärkische Kammer, nach der Verordnung des Edicts vom 6 Jul. 1773, verwiesen werden sollen, damit selbige durch einen vereideten Ingenieur und Oekonomie-Verständigen untersuchen lassen können, ob auch der gezogene Graben und die Retablirung des Teiches den Nachbarn unschädlich sey, oder vielleicht auf eine bessere Art eingerichtet werden könne? Wegen dieses Umstandes, daß eigentlich das Forum der Kriegs- und Domainen-Kammer, nicht eines Justiz-Collegii, eingetreten, kann jedoch jezt die Entscheidung nicht aufgehalten werden, da Se. Majest. selbst in einer hohen Kabinets-Ordre eine Commission zur Untersuchung anzuordnen geruhet, dabey ein Wasserbau-Verständiger zugezogen, der sein Gutachten abgegeben, auch von der Kammer und Regierung in dieser Instanz gemeinschaftlich verfahren worden.

Daß aber die Beschwerden der Arnoldischen Eheleute wegen des ihnen entzogenen Wassers ungegründet seyen, erhellet insonderheit aus folgendem. Zunächst an dem retablirten Teiche liegt die Schneide-Mühle, und hinter derselben liegt die den Arnoldischen Eheleuten zugehörig gewesene Krebs-Mühle.

Wenn

Wenn der Teich den Zufluß des Wassers wirklich verhinderte; so mußte dieses auch die Schneide-Mühle empfinden. Nun sagt aber nicht nur der Eigenthümer dieser Mühle, sondern auch andre abgehörte Zeugen, eidlich aus: die Schneide-Mühle sey nach Anlegung des Teichs in vollen Gange geblieben,

1. 2. 3. Zeugen, Fol. 96 der Commiss. Acten;

und wenn diese im Gange, so mußte auch die Krebs-Mühle hinlänglich Wasser haben: denn es könne nirgends anders bleiben, es müsse von der Schneide-Mühle auf die Krebs-Mühle laufen, daher, wenn erstere mahle, so müsse die andre auch mahlen können,

1. 2. 3. Zeugen, Fol. 97 der Commiss. Acten.

Die Aussagen dieser Zeugen werden auch durch die zu den Acten gebrachte Zeichnungen von der Lage dieser beiden Mühlen bestätiget. Gesezt aber auch, wie es denn wol aus der Zeugen Aussage hervorgehet, daß durch die Retablirung dieses Teiches das Wasser in dem Mühlen-Fluß weniger geworden ist; so ist denn doch immer so viel darinnen geblieben, daß die Krebs-Mühle mahlen können. Denn die Zeugen sagen aus: „der Müller Arnold habe nach der Anlegung „des Karpfen-Teichs so gut gemahlen als vorhero,“

2. 3 und 5ter Zeuge, Fol. 96 der Commiss. Acten.

Endlich aber auch die jetzige Besitzerin der Krebs-Mühle ausgesagt hat, sie habe Wasser genug, wenn es nur was zu mahlen gäbe,

Fol. 33 der Commiss. Acten.

Hierdurch nun werden die Zeugen der Arnoldischen Eheleute völlig widerlegt, als welche überhaupt keinen Glauben verdienen, da sie aussagen, daß sie verschiedentlich auf andern Mühlen gemahlen, ohne bey der Krebs-Mühle deshalb vorher anzufragen, und sie also nicht ohne Grund befürchten müssen, daß, wenn es erhellet, daß die Krebs-Mühle Wasser genug gehabt, sie wegen ihres strafbaren Wegmahlens würden in Anspruch genommen werden.

Man kann ferner auf das Gutachten des Teich-Inspektors Schade keine Rücksicht nehmen, als welcher behauptet, die Retablirung des Teichs schade der Mühle: indem dieses Gutachten theils verschiedene auffallende Widersprüche enthält; theils auch die Neumärkische Kammer in ihrem Anschreiben vom 3ten dieses Monats richtig bemerkt, daß dieser Mann sich geirret habe, indem in seinem Gutachten, bey Bestimmung des Wassers auf 2 Fuß, so die Mühle bey trocknen Zeiten erhalten, ein Irrthum in der Berechnung vorgefallen, und die in den Teich laufen-

den

den 4 Kubikfuß 4½ Zoll zu zweimal abgerechnet worden; so daß statt 2 Fuß 30 Zoll etwa 4 Fuß 50 Zoll Wasser für die Mühle bey trocknen Zeiten verbleiben.

Es macht ferner einen sehr nachtheiligen Eindruck gegen die Beschwerde der Arnoldischen Eheleute, wenn man siehet, daß sie von 1770 bis 1774 die Retablirung dieses Teichs ruhig mit angesehen und nur erst 4 Jahre nachher angefangen, die Abgabe des ihrer Grundherrschaft schuldigen Zinses unter dem Vorwande, daß ihnen das Wasser entzogen, zu verweigern.

Endlich konnte aber auch dem von Gersdorf die Retablirung des Teiches nicht verwehret werden; er konnte sich auch zu Bewässerung desselben des Wassers aus dem Flusse bedienen. Denn in sofern es durch seinen Grund und Boden läuft, gehört es ihm eigenthümlich zu; und derjenige thut dem andern kein Unrecht, welcher sich des ihm zustehenden Rechts bedient.

Aus allem diesen geht daher die Unerheblichkeit des erstern Klagpunkts zur Genüg hervor. Bey dem zweiten Klagpunkt fodern die Kl. Eheleute ihre Mühle wieder. Diese Foderung ist ebenfalls höchst widerrechtlich. Denn da sie ihrer

Grundherrschaft den schuldigen Zins nicht ablieferten; so war diese berechtiget, auf den Verkauf ihrer Mühle zu dringen: und hiebey ist alles dasjenige beobachtet worden, was der Codex Fridericianus und die deshalb gegebene allerhöchste Landes-Gesetze vorgeschrieben. Die Mühle ist auch nach der Taxe zulänglich bezahlt worden.

Die zweite Beschwerde ist gegründet. Denn da aus dem Protokoll, das bey dem Verkauf der Mühle abgehalten worden, hervorgeht, daß das damals auf der Mühle vorräthig gewesene Korn nicht mit verkauft worden; so muß der Beklagte dem Kläger den Werth desselben erstatten. Die Foderung wegen eines Schober Heues ist ungegründet. Denn da die Arnoldischen Eheleute selbigen erst gemacht haben, nachdem die Mühle schon verkauft war; so gehört derselbe dem neuen Käufer.

Die dritte Beschwerde ist ebenfalls unerheblich. Denn da die dem Beklagten schuld gegebene Drohungen mit nichts bewiesen, selbige auch gar nicht zur Ausführung gekommen sind: so kann auch dieserhalb nichts gegen dem Beklagten verfügt werden, und ist dahero, wie geschehen, zu erkennen gewesen.

---

3. Befehl des Königs an den Minister von Zedlitz, Chef des Criminal-Departements.

Mein lieber Etatsminister von Zedlitz. Da ich mich genöthigt gesehen, drey der hiesigen Kammergerichtsräthe, Namens Friedel, Graun und Ransleben, wegen einer höchst ungerechten Sentenz, die die Cüstrinsche Regierung in Sachen des Müller Arnold aus der Pommerziger Krebsmühle, abgesprochen, und die von dem hiesigen Kammergericht approbirt worden, wovon obgedachte drey Räthe die Kammergerichtssentenz minutiret haben, nach dem Calandshof in Arrest bringen zu lassen: so gebe Euch hierdurch auf, daß von Seiten des Criminalcollegii über diese drey Leute nach der Schärfe der Gesetze gesprochen, und zum mindesten auf Cassation und Vestungsarrest erkannt wird, wobey auch zugleich zu erkennen gebe, daß, wenn das nicht mit aller Strenge geschiehet, Ihr sowohl als das Criminalcollegium es mit mir zu thun kriegen werdet. Denn die Sache ist gar zu arg, und besteht darin: Ein Edelmann, der läßt einen Teich machen, und um mehr Wasser darin zu haben, so läßt er einen Graben, der des Arnolds Wassermühle treibt, in den Teich leiten. Die Mühle verliert dadurch das Wasser und kann nicht mehr mahlen, außer höchstens 14 Tage im Frühjahr und

im späten Herbst, wenn die Gewässer sehr groß sind. Dennoch wird prätendirt; der Arnold soll seine Zinsen bezahlen, die er sonst gegeben. Er kann sie aber nicht bezahlen, weil er nicht mehr die vorige Einnahme hat. Daran aber kehrt sich die Cüstrinsche Justiz nicht, sondern sie befiehlt: daß die Mühle verkauft werden soll, damit der Edelmann seine Pacht krieget, und das hiesige Kammergericht approbirt diesen Ausspruch.

Das ist höchst ungerecht, und deshalb nothwendig: daß einmal ein nachdrückliches Exempel statuirt wird, und darum ertheile Euch gegenwärtige Ordre, daß das Criminalcollegium über schon gedachte Leute mit Rigeur erkennen soll, denn ich will, daß in meinen Landen einem jeden, er sey vornehm oder gering, prompte Gerechtigkeit wiederfahren, und nicht zum Faveur eines Größeren gedrückt, sondern einem jeden, ohne Unterschied des Standes, und ohne alles Ansehen der Person, eine unpartheiische Justiz administriret werden soll. Ich habe auch die Ordre gestellt: daß die vier ersten Räthe der Cüstrinschen Regierung, dieser ungerechten Sentenz wegen, ebenfalls in Arrest gesezt werden sollen, desgleichen auch der dortige Fiscus, der an dieser Ungerechtigkeit mit Theil genommen, der soll ebenfalls arretirt und hieher nach dem

dem Calandshof gebracht werden, damit das Criminalcollegium über denselben zugleich mit erkennen kann, welches dann die gedachten vier Räthe von Cüstrin, nach Erfordern der Umstände, auch hieher bringen zu lassen hat.

Zugleich geht meine Intention auch dahin: daß das Criminalgericht diesen Vorgang sämmtlichen Justizcollegiis in allen Provinzen bekannt machen, und sie ernstlich warnen soll, dergleichen Ungerechtigkeiten nicht zu begehen, widrigenfalls ich solche eben so nachdrücklich, sobald ich sie erfahre, bestrafen werde, und werden sie mir auch nicht gleich bekannt, so erfahre ich sie doch, wenn ich in die Provinzen komme, wornach sich also jedermann richten kann.

Hiernach ist auch meine ernstliche Willensmeinung, daß die mehrerwähnten Räthe des Kammergerichts, so wie auch die von der Cüstrinschen Regierung, sollen zusammen das Kaufgeld für die Arnoldsche Mühle, so wie auch allen Schaden, den derselbe wegen des ihm entzogenen Wassers erlitten hat, bezahlen. Welches denn die Neumärkische Kammer zu taxiren, und den Arnold in seine Mühle wieder einzusetzen, beordert ist; und soll hiernächst der von Gersdorf, der Behufs seiner Teiche den Arnold das Wasser zur Krebsmühle genommen hat, dahin angehal-

halten werden, demselben dafür entweder eine tüchtige und gute Windmühle auf seine eigne Kosten zu erbauen, worauf er eben so viel abmahlen und Verdienst haben kann, wie auf seiner Krebsmühle, als er noch das volle Wasser gehabt, oder er muß seine Teiche wieder eingehen lassen, und dem Arnold das volle Wasser zu der Krebsmühle so, wie es vorher gewesen, ehe er seine Teiche angelegt hat, wieder zukommen lassen.

Hiernach habt Ihr nun alles weitere durchgehends gehörig zu verfügen und zu besorgen.

Ich bin Euer wohl affektionirter König

Berlin den 11ten Decbr. 1779.

Friedrich.

---

4. Bericht des Criminal-Senats des Kammergerichts.

Allerdurchlauchtigster ꝛc.

Ew. Königl. Majestät haben durch das gnädigste Reſcript vom 14ten dieſes in Gefolge einer an Höchſtdero Etats-Miniſter den Freiherrn von Zedlitz erlaſſenen allergnädigſten Kabinetsordre uns auf-

aufzutragen geruhet, wider die wegen der Proceßsache des Müller Arnolds contra den Landrath von Gersdorf arretirten drey Kammergerichtsräthe Friedel, Ransleben und Graun, und die vier Cüstrinschen Regierungsräthe, Busch, Neumann, Scheibler und Bandel, imgleichen den bey der Sache mit vorkommenden fiscalischen Bedienten, den Hofiscal und Advokat Schlecker, die Untersuchung schleunigst zu instruiren, und sodann unsern gutachtlichen Bericht darüber allerunterthänigst abzustatten. Die zur Untersuchung ernannten Commissarii, die Kammergerichtsräthe Strasburg und Kühze, haben die Untersuchung den 19ten dieses geendiget und Akten den 20ten eingereicht. Und hierauf haben wir insgesammt uns gemeinschaftlich aus den Akten informiret, die Sache nach Pflicht und Gewissen von allen Seiten gemeinschaftlich erwogen und sogar diesen allerunterthänigsten gutachtlichen Bericht gemeinschaftlich abgefasset.

Was von der Sache zu urtheilen sey, wird sich von selbst ergeben, wenn wir Ew. Königl. Majestät nach Pflicht und Wahrheit und mit der in gedachter allerhöchsten Kabinetsordre vorgeschriebenen gesezmäßigen Unpartheilichkeit die Lage und den Zusammenhang der Sache aus den Akten dargelegt haben werden;

den; in dem allerunterthänigsten Vertrauen, daß Ew. Königl. Majestät bey etwa habenden Zweifel über die Richtigkeiten unserer Anzeigen und Beurtheilung für uns die allerhöchste Gnade haben werden, in dieser, einen bereits durch zwey Instanzien getriebenen Civilproceß betreffenden, Sache allenfalls das Sentiment und allerunterthänigste Gutachten Höchstdero geheimen Tribunals, oder jedes andern Landesjustizcollegii zu erfordern.

Es kommt bey der Sache auf die Erörterung dreier Hauptpunkte oder Fragen an:

1) In wie weit Ew. Königl. Majestät die Sache den Akten gemäß, oder Aktenwidrig angebracht sey?

2) Ob in denen darin ergangenen Sentenzien eine wirkliche innere Ungerechtigkeit liege? und

3) Ob wider die Inculpaten äußere Anzeigen von Partheilichkeit, oder ungerechten und illegalen Verfahren, vorhanden seyn?

Ad 1. Scheinet nach demjenigen, so Ew. Königl. Majestät davon bekannt werden zu lassen geruhet haben, Allerhöchst denenselben die Sache in der Art und in dem Lichte vorgestellet zu seyn:

Als

Als wenn der Arnold ein Unterthan und Mühlenpächter des ꝛc. von Gersdorf gewesen sey; dieser einen ganz neuen Teich angelegt, Ihm dadurch das zur Mühle nöthige Wasser wirklich entzogen, und sodann die Ungerechtigkeit gehabt hätte, dennoch den völligen Pacht von ihm zu verlangen und ihn endlich durch ungerechte Erkenntnisse aus der Mühle zu werfen.

Diese Einkleidung und Vorstellung der Sache hat, wie wir bekennen müssen, Ew. Königl. Majestät sehr auffallend seyn müssen. Allein die Akten stellen dieses alles in einer ganz andern Lage und Verbindung dar.

Der Arnold ist nie ein Unterthan oder Pächter des ꝛc. von Gersdorf gewesen, sondern er besaß die Krebsmühle, welche auf Pommerzig unter dem Grafen von Schmettau liegt, eigenthümlich, und mußte an diesem einen jährlichen Erbzins entrichten. Mit diesem Erbzins war er schon anno 1773 in Rückstand. Der Graf von Schmettau, welcher ihn damals ausklagte, und desselben Condemnation zur Zahlung rechtskräftig erhielt, hatte indeß bis anno 1777 noch immer Geduld und Nachsicht mit ihm.

In diesem Jahre aber klagte er auf die Exekution wegen der Rückstände, und die Mühle, welche

der

der Arnold anno 1762 für 300 Rthlr. von seinem Vater erkauft hatte, wurde anno 1778, 635 Rthlr. taxirt und für 600 Rthlr. öffentlich gerichtlich und in ganz gesezmäßiger Form verkauft.

Der Proceß wegen der Mühle und das angebliche Herauswerfen aus derselben ist also eine ganz separate, blos den Grafen von Schmettau und gar nicht den ꝛc. von Gersdorf angehende Sache.

Bis dahin war folglich der Arnold außer aller Verbindung mit dem ꝛc. von Gersdorf, und hierdurch fällt zugleich ein Theil des gehäßigen Anstrichs weg, den die Sache sonst haben würde, wenn der ꝛc. von Gersdorf sein Gutsherr und Verpächter der Krebsmühle gewesen wäre.

Es ist aber ferner auch Aktenwidrig, daß der qu. Teich des ꝛc. von Gersdorf ganz neu angelegt sey.

Besage eines von diesem producirten alten landesherrlich bestätigten Documents, de anno 1566, hat der qu. Teich schon damals existiret, der ꝛc. von Gersdorf hat ihn anno 1770 blos gereinigt und retabliret, und bey solcher Gelegenheit zugleich aus seinen Brüchern durchgezogene Graben viel wildes Wasser in das Fließ geleitet.

Am

Am allerauffallendsten aber ist das, wenn es Ew. Königl. Majestät als eine erwiesene, gewisse und ausgemachte Sache vorgebracht worden ist: daß durch den besagten Teich der Mühle das ehedem gehabte Wasser entzogen worden sey, und daß es bey Entscheidung des Processes blos und allein auf diesen Punkt ankomme.

Als der ꝛc. Arnold über diesen Punkt mit seiner deshalb wider den Grafen von Schmettau angestellten Klage abgewiesen, und allenfalls wider den Landrath von Gersdorf bey der Neumärkschen Kammer zu klagen angewiesen worden war; so kam der ꝛc. Arnold unmittelbar bey Ew. Königl. Majestät ein, und erhielt eine Kabinetsordre vom 22ten August c. a. an die Regierung, daß diese zusammen mit dem Obristen von Heucking die Beschwerden des Arnolds mittelst eines Commissarii aus ihren Mitteln recherchiren und abmachen sollte.

Bey denen hierauf angestellten commissarischen Verhandlungen wurde eine Besichtigung von dem gedachten Obristen und dem Regierungsrath Neumann, jedoch ohne alle Zuziehung von geschwornen Sachverständigen, angestellet und die beiden Partheien vernommen.

Bey der zweiten nachher von dem ꝛc. Neumann allein mit dem Teichinspektor Schadow vorgenommenen Besichtigung aber wurden auch die von beiden Theilen vorgeschlagenen Zeugen abgehöret.

Allein die Zeugen bekundeten lauter einzelne Umstände, und zwar von einzelnen Zeitpunkten. Sie konnten weder bestimmen, noch zuverlässig beurtheilen, in wiefern der Teich oder andre Ursachen an einem etwanigen Wassermangel Schuld wären; und sie konnten also, besonders in einer Sache dieser Art, nicht sonderlich releviren, wo es allemal und lediglich auf Beobachtungen, Ausmessungen und Beurtheilung recht erfahrner und verpflichteter Wasserbauverständigen ankömmt.

Aus dieser Ursache und auf Ew. Königl. Majestät fernere Kabinetsordre veranlaßte eben die Regierung die zweite Besichtigung unter Zuziehung des Teichinspektors Schadow, und dieser concludirte in seinem Gutachten dahin, daß er zwar hinlängliches Wasser bey der Mühle damals vorgefunden, dennoch aber, nach den von ihm angenommenen Principiis, zur trocknen Zeit die Mühle kein Wasser haben könnte.

Dieses Gutachten, welches, ohne einmal den Umfang und die Tiefe des qu. Teichs zu messen, der

der Schadow abgegeben hatte, wurde, als die Regierung mit der Kammer darüber communicirte, von der leztern in einem Anschreiben vom 3ten December c. schon dadurch sehr geschwächt, daß die Kammer sich dahin ausließ, wie es ihr schiene: daß der ꝛc. Schadow in seiner Berechnung einen Irrthum begangen und eine gewisse Maaßzahl doppelt in Abrechnung gebracht hätte.

Das sonderbarste aber war: daß in einem von dem Regierungsrath Neumann bey damaliger Besichtigung abgehaltenen und von dem ꝛc. Schadow mit unterschriebenen Protokoll der Schadow Bemerkungen gemacht und Principia angenommen hatte, welche seinem nachherigen Gutachten fast geradezu widersprachen.

Was aber den von dem Obristen von Heucking inzwischen an Ew. Königl. Majestät von seiner Commission und Besichtigung erstatteten Bericht anlanget: so müssen wir zuförderst allerunterthänigst pflichtmäßig wiederholen: daß seine Besichtigung ohne Zuziehung eines geschwornen Sach- und Wasserbauverständigen geschehen ist; mithin, wenn die Sache unpartheiisch angesehen wird, von derselben mit gar keiner Zuverlässigkeit geurtheilet und berichtet werden konnte; und dieses ist auch der rechtliche Grund gewesen, warum

der Regierungsrath Neumann sich nicht hat entschlie-ßen können noch dürfen, auf Verlangen des Obristen von Heucking, von einer so gänzlich unzuverlässigen Besichtigung zusammen mit dem ꝛc. von Heucking an Ew. Königl. Majestät zu berichten.

Wenigstens gehet dahin ausdrücklich das über die Sache erforderte Gutachten des bekannten Wasser-bauverständigen, des Oberconsistorial- und Oberbau-raths Silberschlag. Dieser specificiret eine Menge von Fehlern und Mängeln, sowohl bey dem von Heuckingschen Besichtigungsbericht, als dem Scha-dowschen Gutachten. Er hat bey dem erstern, nem-lich bey dem ꝛc. von Heuckingschen Bericht, einige Wi-dersprüche bemerkt, und in Actis kommen außerdem noch manche erhebliche Umstände vor, die in dem von Heuckingschen Bericht nicht angeführet worden, z. E. der Umstand:

daß der ꝛc. von Gersdorf bey Etablirung des Teichs aus seinen Brüchern Graben gezogen, und dadurch das wilde Wasser hinwiederum in das Fließ gelei-tet hat;

daß nach eidlicher Aussage des oberhalb dem Teiche wohnenden Müllers, blos wegen der, einige Jahre hinter einander gewesenen trocknen Sommer, es über-haupt

haupt an hinlänglichem Wasser im Fließ gefehlet habe;

daß die Arnoldsche Mühle ganz verfallen gewesen, und sich viel Wasser durch das durchlöcherte Mühlenbett, ohne das Rad zu berühren, vergeblich verlaufen habe;

und daß der sogenannte Schneidemüller eidlich bekannt: daß er in gewöhnlichen Jahren wenig gefeiert und seinen Pacht gemächlich entrichtet habe. Wie sich denn auch aus der Zeugen Aussage ergiebt, daß in den nassen Jahren 1770, 1772, wegen des hohen Unterwassers aus der Oder, welches das Mühlenrad gehemmt, der Arnold nicht habe mahlen können; und ferner: daß der qu. Teich seit seiner Etablirung 5 Jahre abgelassen und nicht mit Fischen besezt gewesen sey; folglich hiernach auf alle Fälle 4 bis 5 Jahre von der Entschädigungsforderung des Arnold billig abgehen müßten, und was dergleichen Umstände mehr sind.

Ueberhaupt aber erklärt sich der Silberschlag in Absicht beider Berichte sowohl des ꝛc. von Heuckingschen als des Schadowschen, daß die Frage:

„Ob der Arnold bey seiner Krebsmühle Mangel an Wasser gehabt, und ob dieser Mangel von

„dem qu. Teich hergerühret habe, noch mit gar kei„ner Zuverlässigkeit entschieden und ausgemittelt sey, „sondern zu solchem Ende mit wiederholten zu ver„schiedenen Jahreszeiten angestellten Beobachtungen, „Ausmessungen und Berechnungen ganz anders zu „Werke gegangen werden müsse."

Eben dieses jezt angeführte erhält durch die damit einstimmige Behauptung des Wasserbauverständigen Kriegesrath Senff in seinem erst den 28ten hujus aus Züllichau uns zugekommenen Bericht von der auf Befehl der Neumärkschen Kammer gehaltenen Besichtigung der Krebsmühle noch mehr Gewicht. Denn er concludirt gleichfalls ausdrücklich dahin: daß er von der Schädlichkeit des qu. Teiches noch gar nichts Zuverlässiges bestimmen und solches nicht eher geschehen könne, als bis im Sommer wiederholte Versuche angestellt worden. Nur so viel ist unter andern von ihm bestimmt angemerkt worden:

daß, so wie auch die Zeugen bereits ausgesagt, durch den schlechten baulichen Zustand der Mühle sehr vieles Wasser unnüz verloren gegangen;

daß sehr oft, so wie jezt, das Grundwasser aus der Oder das Mahlen unmöglich mache, und endlich

daß der Teich allenfalls nur blos bey trockenen Zeiten

ten der Mühle etwas Wasser entziehen könne, dessen Beträchtlichkeit sich jetzo nicht bestimmen ließe.

Es ist also hiernach offenbar: daß der Hauptgrund der Klage und Beschwerde des ꝛc. Arnold noch bis diesen Augenblick weder erwiesen noch ausgemittelt ist.

Die lezte und endliche Beschwerde des Arnold geht dahin: daß er durch ungerechte Erkenntnisse um seine Mühle gebracht worden sey, und dieses gehört zum zweiten Gegenstand unserer Erörterung.

Wir haben oben schon allerunterthänigst bemerkt: daß der Graf Schmettau den Arnold zwar schon anno 1773 ausgeklagt, bis anno 1777 aber mit ihm, besage der Akten, Geduld und Nachsicht gehabt habe, ehe er seine Mühle anno 1778 zum Verkauf brachte.

Der Arnold brauchte zwar schon hiebey den vorgeblichen Wassermangel zu einem Einwande, allein Erkenntnisse, die rechtskräftig worden, condemnirten ihn aus den rechtlichen Gründen zur Zahlung, weil er nicht Pächter, sondern Eigenthümer der Mühle und der Graf Schmettau an dem etablirten Teiche nicht Schuld wäre; aus eben diesen Gründen wurde auch seine wider den Grafen Schmettau angestellte Klage,

weil dieser die Anlegung des Karpfenteichs zugegeben hätte, durch zwey Instanzien abgewiesen, jedoch ihm nachgelassen: den ꝛc. von Gersdorf bey der Neumärkischen Kammer deshalb in Anspruch zu nehmen; und da er statt dessen sich unmittelbar an Ew. Königl. Majestät wandte, so wurde auf Allerhöchst Dero Befehl die Sache schon gedachtermaßen commissarisch verhandelt; worauf die besonders jezt zu erörternden zwey Sentenzien, der Regierung und des Kammergerichts, erfolgten, welche wiederum den Arnold mit seiner Klage wider den ꝛc. von Gersdorf abwiesen.

Dieses war nun freilich auffallend, und es erwuchs eben daher der Anschein, als wenn dem Commissario sowohl als den beiden Collegiis zur Last zu legen wäre: daß sie bey der vorstehend deducirten Unvollständigkeit des Beweises, oder der fehlenden Ausmittelung des Wassermangels, und der Schädlichkeit des Teiches, als worin der Arnold seine Klage hauptsächlich fundirte, nicht eine völlig genugthuende recherche und Ausmittelung deshalb veranlaßt, ehe sie definitive erkannten. Allein beide Collegia, wie Relation und Sentenzien ergeben, sahen die Sache aus einem Gesichtspunkte an, welcher die ganze Frage wegen des Wassermangels unnöthig und unerheblich machte.

In

In Ermangelung eines Landrechts oder eines ausdrücklich darüber sprechenden Landesgesetzes nahmen beide Collegia mit Beistimmung des allgemein anerkannten Naturrechts und einiger Gesetze aus dem gemeinen Römischen Recht; worauf, wenn Landesgesetze fehlen, nach Landesherrlichen Verordnungen zurückgegangen werden muß; imgleichen mit Beifall der berühmtesten Rechtslehrer als einen richtigen Rechtssatz an: daß ein jeder Eigenthümer oder Gutsherr auf seinem Grund und Boden nach Gefallen bauen und Anlagen machen, folglich auch das Wasser eines durch sein Gut strömenden Fließes nach Gefallen nutzen und anwenden könne, ohne sich an die Convenienz seiner Nachbaren zu kehren, in sofern nicht Landespolizeigesetze oder Verträge und Conventionen mit Nachbarn ihm Gränzen setzen.

Hier trat besonders der merkwürdige Umstand hinzu: daß der ꝛc. von Gersdorf ein von dem Hochsel. Markgrafen Johann landesherrlich bestätigtes Document und Vertrag de anno 1566 producirte, welches auch von dem Gegentheil recognosciret wurde, und dadurch nachwies: daß schon die damaligen Besitzer von Pommerzig, die ꝛc. von Kalkreuth seinen Vorfahren, denen von Gersdorf auf Kay, die Haltung des jezt quaest. Teiches und die freie Nutzung

und Disposition über denselben zugestanden hätten, und darüber völlig übereingekommen wären.

Hiernach hielten also beide Collegia, nach reifer Ueberlegung der Sache, dafür, daß im gegenwärtigen Fall die Anwendung des vorstehend angeführten Rechtssatzes um so mehr statt finden müßte.

Wir haben schon gleich Anfangs allerunterthänigst bemerkt, und müssen es hier noch näher wiederholen, daß wir, als erster Senat des Kammergerichts, in Civilprocessen nie anders, als in erster Instanz zu erkennen haben, mithin die Rechtmäßigkeit dieser Erkenntnisse zu beurtheilen nicht so sehr unsere Sache sey, daß sie nicht vielmehr für die oberste Instanz in Civilprocessen und etwa das Geheime Tribunal gehören sollte, welches dazu, weil es sein eigenes Geschäfte ist, Erkenntnisse der untern Instanzien zu beurtheilen, ohnstreitig am schicklichsten seyn würde.

Indessen vermögen wir doch immer so viel mit Ueberzeugung einzusehen, daß in den beiden jezt quaest. Sentenzien und deren Gründen nichts liege, was auch nur auf die entfernteste Art eine innere Ungerechtigkeit derselben oder einen Anschein von Partheilichkeit zu erkennen geben könnte.

Denn

Denn wenn man nach den natürlichsten Begriffen von der Sache diejenige nur eine ungerechte Sentenz nennen kann, welche wider klare und deutliche Gesetze anläuft, und aus Bewegungsgründen von Bestechung oder Menschenfurcht, Gunst und andern passionirten Absichten gegeben wird, so wird man gewiß keines dieser wesentlichen Requisiten im gegenwärtigen Fall antreffen. Von den leztern, nämlich unlautern Bewegursachen, findet sich, wie wir noch mit mehreren zeigen werden, nicht die geringste Spur. Und ersteres anlangend, so läßt sich eine vorsezliche ungerechte Beurtheilung, bey Gründen, wie sie hier vorkommen, nicht gedenken. Der obgedachte zum Grunde gelegte Rechtssaz des Natur- und römischen Rechts und das von dem ꝛc. von Gersdorf producirte Document macht solches unmöglich.

War es richtig, daß kein Landesgesetz und kein widriger Vertrag mit Nachbarn, der natürlichen Freiheit und Befugniß des ꝛc. von Gersdorf, seinen Grund und Boden, nebst dem durchströmenden Fließ zu nutzen, Gränzen sezte, hatte er vielmehr das Document 1566 als einen alten nachbarlichen Vertrag vor sich, nach welchem ihm von den damaligen Besitzern von Pommerzig die Haltung, freie Nutzung und Disposition eben des jezt quaest. Teiches ausdrücklich

zu-

zugestanden war, und befand er sich seit mehr als 200 Jahren in dem Besitz dieses landesherrlich bestätigten Rechts; so konnte ihm solches so wenig jezt als jemals rechtlich bestritten oder entzogen werden. Er gebrauchte sich nur seines Rechts, und nach den Naturrechten und Gesetzen gilt der Rechtssatz:

Wer sich seines Rechts bedient, thut Niemanden Unrecht.

Zwar hat der ꝛc. Heucking in seinem Bericht behaupten wollen: daß jenes alte Document dem ꝛc. von Gersdorf eher entgegen stehe, als ihm vortheilhaft sey; allein man darf nur sothanes Document in seinem ganzen Zusammenhange mit Einsicht und aufmerksamer Unpartheilichkeit lesen, um zu finden, daß darin wirklich von dem zugestandenen freien Gebrauch des Teichs, als Teich, die Rede sey, und daß nur auf den Fall, wenn der ꝛc. von Gersdorf nach seiner Convenienz ihn wüste oder unbewässert liegen ließe, wegen der Nutzung der Grasung in demselben etwas verabredet sey.

Den Inhalt dieses Documents muß sich auch der ꝛc. Arnold um so mehr gefallen lassen, da zugleich aus demselben sich abnehmen läßt, daß seine jetzige Mühle schon Anno 1566 existirt, und der Pommerziger

ziger Herrschaft zugehöret habe, indem er hiernach demjenigen, was die damalige Herrschaft und Eigenthümer seiner Mühle wegen der quaest. Teiche verabredet haben, sich ebenfalls unterwerfen muß.

Wir wollen hiermit indessen nicht sagen, daß schlechterdings keine andere Entscheidung der Sache, als diese, möglich gewesen, oder noch sey. Das wäre zu viel gesagt, und die fast täglich vorfallenden Mannigfaltigkeiten der Urtheile in verschiedenen Instanzien, die gleichwohl alle mit Rechtsgründen sich unterstützen, würden solches widerlegen. Nur so viel glauben wir aus dem vordeducirten gewissenhaft und mit Zuverlässigkeit folgern zu können, daß die Gründe der quaest. Sentenzien so beschaffen sind, daß sie nicht nur keine vorsezliche Ungerechtigkeit enthalten oder beweisen, sondern auch allen Verdacht einer vorsezlichen Ungerechtigkeit ausschließen. Wir können es nicht für ganz unmöglich erklären, daß die dem ꝛc. Arnold annoch offen gebliebene dritte Instanz die Sache aus einem ganz andern und neuen Gesichtspunkte ansehe und beurtheile; allein bey der so bekannten Verschiedenheit menschlicher Einsichten und Meinungen wird es auch alsdann immer noch dahin stehen: wer die Sache am besten getroffen habe, ob der lezte oder der vorige Richter; und

andern

andern Theils würde aus einem etwanigen reformatoriſchen Urtheil höchſten Falls nur ſo viel geſchloſſen werden können: daß der vorige Richter, bey aller gehabten guten und redlichen Abſicht, dennoch die Sache nicht ſo richtig, als der leztere, penetriret und beurtheilet habe.

Hieraus aber kann wegen der allgemeinen menſchlichen Schwachheit kein Verbrechen gemacht werden, und noch kein Geſetz, weder in denen Ew. Königl. Majeſtät gerechteſtem Scepter unterworfenen Staaten, noch in gemeinen Rechten, hat jemals auf unvorſezlichen Irrthum oder einen Fehler der Einſicht eines ſonſt tüchtigen Richters Strafen beſtimmt, ſondern es ſind blos wegen Möglichkeit einer unrichtigen Einſicht, und um die Entſcheidung wichtiger Sachen nicht auf die Meinung eines einzigen Richters oder Collegii ankommen zu laſſen, mehrere Inſtanzien angeordnet, damit die folgenden die etwanigen Fehler oder irrigen Beurtheilungen der erſtern redreſſiren könnten.

Es fehlet ohnehin bey gegenwärtiger Sache an der zweiten weſentlichen Eigenſchaft eines ungerechten Urtheils, nämlich, wie wir bey dem dritten Punkt zu erörtern haben, an allen unlautern Abſichten und Bewegurſachen.

Es

Es ist ein in der Natur des Menschen gegründeter Rechtssatz: daß niemand ganz umsonst und vergebens böse sey, oder eine böse strafbare Handlung unternehme.

Die Vorstellung von der Gefahr, die mit einer bösen Handlung gemeiniglich verknüpft ist, oder vor der möglichen übeln Folge derselben, muß durch starke Gründe des Vortheils und Nutzens überwogen werden.

Dies ist aber hier der Fall gar nicht gewesen. Die sämmtlichen Inculpaten sind, wie es notorisch ist, bisher in ihrem Amte unbescholtene Leute gewesen, auf die noch nie ein Verdacht oder eine Anschuldigung der Ungerechtigkeit und Partheilichkeit gekommen ist; und wenn Unwissenheit oder Mangel an Rechtskenntnissen ihr Fehler wäre, so würden sie zu den Aemtern gewiß nicht gelanget seyn, die sie bisher bekleidet haben.

Es findet sich in den ganzen Akten wider sie nicht die geringste Spur von Bestechung, Collusion, Menschenfurcht, oder andern passionirten Absichten, und es hat sogar deshalb nicht das geringste wider sie angegeben werden mögen. Das Objekt des Processes, nämlich die eingeklagte Summa von etwa

700 bis 900 Rthlr. war nicht so beträchtlich, daß zu Bestechung zweier Landes-Collegiorum etwas ansehnliches hätte angewendet werden können, und der Landrath von Gersdorf war der wichtige und furchtbare Mann nicht, daß zwey Landescollegia en faveur seiner zu Begehung einer vorsezlichen Ungerechtigkeit hätten übereinkommen, Pflicht und Gewissen vergessen, und mit Gefahr ihrer Ehre und ganzen Glücks, sich dem Zorn und der höchsten Ungnade Ew. Königl. Majestät, welche sie nach Höchstdero weltgepriesenen Gerechtigkeitsliebe alsdann unausbleiblich zu gewarten hatten, aussetzen sollen.

Dieses wird durch das ganze Betragen der Inculpaten bey dieser Sache, und so wie die Akten solches darstellen, noch mehr unterstüzt. Denn so viel die drey arretirten Kammergerichtsräthe betrifft, so müssen wir zuförderst allerunterthänigst bemerken: daß nicht diese drey Räthe allein die zweite Sentenz in der Arnold-Gersdorfischen Sache abgefaßt haben, so daß sie solche vorzüglich und allein zu verantworten hätten, sondern es haben der Kammergerichtspräsident von Rebeur und die Kammergerichtsräthe Uhl, Kircheisen und Goslar gleichen Antheil daran. Nach der bey denen Landes-Justiz-

colle-

collegiis angeordneten Art des Verfahrens werden dergleichen in der Appellationsinstanz einkommende Sachen, gemeiniglich wie es die Reihe trift, einem der Räthe zugeschrieben. Im gegenwärtigen Fall traf es den Kammergerichtsrath Ransleben, und hätte eben so gut auch einen andern treffen können, daß diese Sache ihm zugeschrieben wurde. Wegen des von Ew. Königl. Majestät eingegangenen Beschleunigungsbefehls mußte er, in einer Zeit von 24 Stunden, sich aus den sehr weitläuftigen und voluminösen Akten informiren, und in dieser kurzen Zeit eine Relation von 6 Bogen ausarbeiten, die gleichwohl nicht nur das aktenmäßige richtige Faktum und den Vorgang der Sache, sondern auch alles übrige Wesentliche enthält, was zu Beurtheilung der Sache nöthig und dienlich seyn könnte. Er hat darin die beiderseitigen Zeugenaussagen, so wenig sie auch in einer Sache dieser Art relevirten, als bey welcher auf alle Fälle nur die Ausmittelung wahrer Sachverständigen entscheiden kann, sogar extrahiret und vorgetragen; der von Heuckingsche Bericht aber ist in pleno verlesen worden.

Er trug ferner alle bey der Sache vorkommenden Bedenklichkeiten, besonders wegen des etwa näher auszumittelnden Wasserverhältnisses, und

der vorgegebenen Schädlichkeit des Teichs vor, und that mit einer ganz sichtbaren Unpartheilichkeit alles, was zu richtiger Beurtheilung der Sache, für die eine oder die andere Seite, möglich und nöthig war. Er reichte hierauf des andern Tages seine Relation mit den Akten ein: diese wurden wie gewöhnlich vor dem Präsidenten hingelegt, um bey den wichtigsten Punkten Zeugenaussagen, Documente oder dergleichen nachsehen und den Referenten controlliren zu können; und nach reiflicher Ueberlegung und Besprechung wurde nicht blos von den drey arretirten Kammergerichtsräthen, sondern auch von den Mitanwesenden, dem Präsident von Rebeur, und den Kammergerichtsräthen Uhl, Kircheisen und Goslar einmüthig so concludiret, wie die Sentenz es besaget; nämlich: daß bey dieser Sache, blos die durch die gemeinen Rechte, in Verbindung mit dem oft-erwähnten Document de anno 1566 begründete Befugniß des ꝛc. von Gersdorf entscheide, und es folglich auf die Frage wegen des Wassermangels und vorgeblichen, aber unerwiesenen und unausgemittelten Schädlichkeit des quaest. Teiches nicht weiter ankomme. Worauf ebenfalls nach der Usance der Kammergerichtsrath Ransleben die Sentenz abfaßte, und diese nicht nur von den drey arretirten Räthen, sondern auch von dem Präsidenten und denen

denen drey andern vorbenannten Räthen unterschrieben wurde.

Nachdem wir vorhin schon ausgeführt haben: daß vorgedachtes Erkenntniß keinen Verdacht einer vorsezlichen Ungerechtigkeit oder Partheilichkeit an die Hand gebe, auch daß keine äußere Anzeigen der Ungerechtigkeit, als Bestechung, Collusion ꝛc. vorhanden sind; so wird nunmehr sich von selbst ergeben: daß den drey arretirten Kammergerichtsräthen Friedel, Ransleben und Graun, so wenig, als den übrigen vorbenannten Präsidenten und Gliedern des zweiten Senats, bey Einleitung und Beurtheilung der Sache, etwas zur Last zu legen sey.

Eben dieses gilt auch, wie wir noch allerunterthänigst zeigen müssen, von den vier arretirten Neumärkschen Regierungsräthen, Busch, Neumann, Scheibler und Bandel.

Nach den Arnoldischen Beschwerden zu urtheilen, würde zwar vorzüglich dem Regierungsrath Neumann zur Last zu kommen scheinen, daß er, als Commissarius, die Sache nicht hinlänglich eingeleitet und instruirt, und daß er nicht bey den Mängeln des Schadowschen Gutachtens, durch eine weitere und bessere Recherche durch bewährte Kunst- und

Wasserbauverständige die Sache in ein mehreres Licht zu setzen gesucht, folglich durch diese Unterlassung beide Collegia irre geführet habe.

Allein, so wie die gedachten sämmtlichen vier Regierungsräthe insgesammt auf das höchste betheuern: daß sie in dieser Sache nicht anders als nach Pflicht, Gewissen und Ueberzeugung gehandelt hätten; also hat auch besonders der Regierungsrath Neumann sein ganzes Verfahren in Einleitung und Instruirung der Sache, als rechtlich und den damaligen Umständen angemessen, nachgewiesen; und unter andern unter Berufung auf den Regierungsreferendarius von Mühlheim, welcher der Commission mit beigewohnet hat, zu seiner Vertheidigung angeführet: daß der Obrist von Heucking nicht nur gleich von Anfang an die Prävention und die Meinung geäußert habe, daß der Krebsmühle das Wasser entzogen sey und die Arnoldschen Eheleute Recht hätten, sondern auch, in dem Fortgange der Commission, und besonders zuletzt, zu ihm selbst gesagt hätte, man müßte doch an Ew. Königl. Majestät zum Besten der Arnoldschen Eheleute berichten; denn Ew. Königl. Majestät wollten diesen Leuten geholfen wissen, und im Gegentheil hätte man die größte Ungnade zu befürchten. Er hat ferner, wegen

gen des von dem von Hencking bey der Commission adhibirten Regimentsquartiermeisters und Auditeurs Bech, angeführt, daß derselbe, nach der Versicherung des Secretarii des ꝛc. von Stosch auf Belzig, Namens Krummteich, ein Consulent der Arnoldschen Eheleute sey, daß derselbe auch bey der Commission diesen Leuten fast sichtbarlich assistirt habe, vielleicht aus Feindschaft wider die Regierung, und besonders wider ihn den ꝛc. Neumann. Denn der Bech wäre, ehe er Auditeur geworden, Advokat zu Krossen und Justiziarius in dem Städtchen Sternberg gewesen; woselbst er theils wegen verschiedener Excesse und Pflichtwidrigkeiten, verschiedentlich und einmal mit 20 Rthlr. von der Regierung gestraft, theils ihm in einigen Sachen, z. E. wegen der von dem ꝛc. Bech intendirten Aufhebung des Bettführerischen Fideicommisses, nicht gewillfahret worden. Der Regierungsrath Neumann hat sich dabey auf Akten bezogen, und diese von uns eingesehene Akten rechtfertigen auch dasjenige, so er zur Bescheinigung der Animosität des ꝛc. Bechs gegen ihn und die Regierung angeführt hat.

Außerdem aber gehet auch noch aus den beiliegenden Akten der hiesigen Stadtgerichte hervor: daß der Bech hieselbst ehedem Untergerichts-Advokat

gewesen und mit Hinterlassung einer großen Schuldenlast ausgetreten sey. Dieses müssen wir indessen dahin gestellet seyn lassen; und wir haben es blos kürzlich berührt, weil wir nach unserer Pflicht nichts, so ein Inculpat zu seiner Vertheidigung beibringt, übergehen dürfen.

Seine übrige Vertheidigung gründet der ꝛc. Neumann in den Akten. Diese zeigen: daß er sowohl bey der Commission und Besichtigung mit dem ꝛc. Heucking alles, was ihm damals ohne Sachverständige möglich gewesen, seinerseits gethan, als auch bey der zweiten, unter Zuziehung des Teichinspektoris Schadow, vorgenommenen Besichtigung gehörig zu Werke gegangen sey. Eine fernerweitige Recherche aber, wegen des vorgegebenen Wassermangels, ist nach seinem Anführen, theils wegen fehlender Wasserbauverständigen, theils wegen der befohlnen Beschleunigung der Sache nicht möglich gewesen, theils auch, durch die Entscheidung der Regierung und die Art, wie selbige die Sache einsah und beurtheilte, unnöthig geworden. Denn sobald von derselben durch die Mehrheit der Stimmen angenommen worden wäre: daß dem ꝛc. von Gersdorf die vorhin deducirte uneingeschränkte Befugniß zu Haltung des Teichs zukäme, so hätte es auf die

Frage

Frage wegen des von dem ꝛc. Arnold vorgegebenen Wassermangels und die Schädlichkeit des qu. Teichs, wie von selbst einleuchte, nicht mehr ankommen können.

Die Regierung selbst verfuhr übrigens bey dem Vortrage, Beurtheilung und Entscheidung der Sache völlig so, wie es gesezlich erforderlich ist, und wie wir vorhin in Absicht des Kammergerichts angemerkt haben, und nur der einzige Regierungsrath Scheibler, welcher daher auch wol auf alle Fälle gänzlich außer Verantwortung seyn würde, war einer entgegengesezten Meinung, dahin: daß der Vorliegende dem Unterliegenden das Wasser zu entziehen nicht berechtigt sey, und daher der Punkt wegen des Wassermangels näher und zuverläßiger recherchiret werden müßte. Er konnte indessen die Mehrheit der Stimmen nicht verhindern, sondern mußte nachgeben.

Es läßt sich also auch in Absicht dieser vier Inculpaten nichts tadelhaftes oder sträfliches vorfinden.

So viel endlich den Hoffiscal und Advokat Schlecker anlanget, so ist solches ein Mann von 60 Jahren und anno 1774 Justizarius des Grafen von Schmettau zu Pommerzig geworden. Er leug-

net, den Arnoldschen Eheleuten jemals in ihren processualischen Angelegenheiten bedient gewesen zu seyn, sie hätten es zwar von ihm verlangt, er hätte es aber deklinirt, aus Achtung für den Grafen, den er als Hofmeister geführt habe.

Und eben so wenig will er auch jemals mit dem ꝛc. von Gersdorf als Consulent in Verbindung gewesen seyn. In dem Proceß des Grafen von Schmettau wider den Arnold, wegen des schuldigen Erbzinses, hat er jedoch das ganz rechtliche Erkenntniß gemacht, wodurch der Arnold zur Zahlung condemniret worden, und nachdem dieses rechtskräftig geworden war, hat er auf Ansuchen des Grafen von Schmettau die Mühle gerichtlich verkaufen müssen.

Hierbey sowohl als bey der nachherigen Exmission der Arnoldschen Eheleute ist er, wie Acta zeigen, überall gesezmäßig zu Werke gegangen, und der ihm von der Arnoldin gemachte Vorwurf, daß er sie auf einige Stunden ins Gefängniß geschickt, ist deswegen unerheblich, weil Acta zeigen, daß er solches, wegen ihres unruhigen und unanständigen Betragens in dem Licitationstermin, zu thun genöthigt gewesen.

Ueber-

Ueberhaupt kann man den Schlecker einer Partheilichkeit bey dieser Sache um so weniger beschuldigen, da Acta beweisen, daß er selbst den Grafen von Schmettau zu disponiren gesuchet: daß derselbe von dem ꝛc. Arnold, statt etlicher 100 Rthlr. Rückstand, 40 Rthlr. annehmen, und damit zufrieden seyn möchte. Uebrigens ist er so wenig verdächtig, und noch weniger überführt, daß er sich dieser Untersuchung durch die Flucht habe entziehen wollen, daß vielmehr ein von ihm beigebrachtes Billet beweiset, daß er von selbst sich hier in Berlin hat sistiren wollen, und ganz allein, und von selbst sich zu dem Ende nach Frankfurt begeben hat, wo er, nach Anzeige seines Namens und vorhabender Reise nach Berlin, arretirt worden ist.

Unter diesen Umständen läßt sich also auch für den Inculpaten nichts gravirliches absehen.

Und hiermit haben wir nach Pflicht und Wahrheit Ew. Königl. Majestät diese Sache aus den Akten allerunterthänigst vorgelegt; wir haben gewissenhaft gezeigt, daß die Sache Ew. Königl. Majestät in einem falschen, oder wenigstens unrechten und nicht in dem aktenmäßigen Lichte angebracht und vorgestellet worden sey; daß die Arnoldschen Beschwerden und deren Hauptgrund, nemlich der Wassermangel

und die Schädlichkeit des Teiches, unerwiesen und unausgemittelt sind; daß die quaest. zwey Sentenzien des Kammergerichts und der Regierung weder an und für sich ungerecht und partheiisch, noch die mindesten äußern Anzeigen von Ungerechtigkeit, nemlich Bestechung, Collusion ꝛc. vorhanden sind; und daß endlich sowohl die Einleitung als die Beurtheilung der Sache, so viel nach den Umständen und nach der Lage der Akten geschehen können, überall gesez- und vorschriftsmäßig geschehen sey.

Unsre eifrigste Nachforschung in den Akten, ob nicht etwas gravirliches oder sträfliches wider die Inculpaten zu entdecken seyn mögte, um wider sie, nach der Strenge der Gesetze, antragen zu können, mit welcher unlängst unsere Anträge bey dem Vergehen anderer Justizbedienten, z. E. wider den Justizdirektor von Goddenthan, den Landvoigteidirektor von Götze, den Landvoigtei-Gerichtsrath Rhees und andre geschehen sind, ist vergeblich gewesen; und wir haben die Akten so nehmen müssen, wie sie sind.

Nach dieser Lage der Sache werden Ew. Königl. Majestät schon Allerhöchst selbst und allergerechtest zu ersehen geruhen, daß so wenig den drey Kammergerichtsräthen Friedel, Ransleben und Graun,

Graun, als denen vier Regierungsräthen Busch, Neumann, Scheibler und Bandel, wie auch dem Hoffiscal Schlecker, ein Verbrechen oder etwas sträfliches, am wenigsten aber dem ꝛc. Scheibler, der auf alle Fälle vollends außer Schuld ist, zur Last zu legen sey; und daß, wenn ja eine, durch keine Gesetze für strafbar erklärte irrige Einsicht oder Beurtheilung der Sache, welche wir jedoch anzunehmen noch keinen Grund haben, in der dritten Proceßinstanz, als die dieser Sache rechtlich noch offen ist, erfindlich seyn sollte, Ew. Königl. Majestät der gemeinen menschlichen Schwachheit solches in Gnaden zu übersehen geruhen werden.

Schließlich müssen wir unsere allerunterthänigste Bitte wiederholen, daß Ew. Königl. Majestät im Fall habender Zweifel über die Richtigkeit unserer Anzeigen und Beurtheilung, diese mehrentheils einen Civilproceß betreffende Sache dem Geheimen Tribunal zufertigen zu lassen geruhen wollen; wobey wir zugleich allerunterthänigst anheimstellen: ob etwa auch dem Geheimen Tribunal aufzutragen seyn möchte, in dem Arnold-von Gersdorfschen Civilproceß selbst in dritter Instanz zu erkennen, und dadurch allenfalls in dem Civilfero das nöthige einzuleiten und fernerweit zu verfolgen, zumal auf alle

Fälle

Fälle die Sache noch gar nicht rechtskräftig entschieden ist, wenn nur der Sache der rechtliche Lauf gelassen wird; zu dessen Behuf auch der ꝛc. von Gersdorf in Appellatorio schon eventuellement noch auf Abhörung vieler Zeugen und auf Besichtigung durch geschworne Wasserbauverständige provocirt hat.

Wir überlassen jedoch ꝛc. und ersterben ꝛc.

Ew. Königl. Majestät

Erster und Criminal-Senat
des Kammergerichts.

Dieses gemeinschaftliche in pleno Collegio abgefaßte Gutachten wird hiermit überall approbirt, den 26ten Decemb. 1779.

Keßler. Haag. Krüger. Friese. Straßburg. Kühze. Mayer. Rimpler. Rudolphi. von Benecken.

---

5. Lezte Entscheidung König Friedrich II.

Von Gottes Gnaden Friedrich, König von Preußen ꝛc.

Unsern ꝛc. Das von Euch, wegen der, in der Müller Arnoldschen Sache, arretirten Justizbedienten

ten abgefaßte und integraliter Uns vorgelegte Gutachten ist von Unserer höchsten Person selbst abgeändert worden, und verordnen Wir höchst Selbst: daß

1) der Neumärkische Regierungsrath Scheibler, welcher nach dem Gutachten des Criminalcollegii einer entgegengesezten Meinung gewesen, und dahin votiret hat: daß der Vorliegende dem Unterliegenden das Wasser zu entziehen nicht berechtiget, und daher der Punkt wegen des Wassermangels näher und zuverlässiger recherchirt werden müsse, des Arrestes entlassen, und auf seinen Posten nach Cüstrin zurückgehen;

2) desgleichen auch der Kammergerichtsrath Ransleben, welcher nach dem Inhalt des Gutachtens bey der Sache sich alle Mühe gegeben, und alle vorkommenden Bedenklichkeiten, besonders wegen des etwa näher auszumittelnden Wasserverhältnisses und der vorgegebenen Schädlichkeit des Teiches, mit einer ganz sichtbaren Unpartheilichkeit vorgetragen hat, ebenfalls des Arrestes entlassen; dahingegen

3) die Neumärkschen Regierungsräthe Busch, Bandel und Neumann, ferner die Kammergerichtsräthe Friedel und Graun, und der Pommerziger

Justi-

Justiziarius Schlecker, sämmtlich cassiret, und jeder von ihnen überdem noch mit Einjährigem Vestungsarrest belegt werden sollen.

Ueberdem müssen die Regierungs- und Kammergerichtsräthe Busch, Bandel, Neumann, Friedel und Graun, und der Pommerziger Justiziarius Schlecker, den Werth der Arnoldschen Mühle sowohl, als auch ihm selbst allen seinen gehabten Verlust und Schaden, der ihm bey dieser Sache verursachet worden, nach der von der Neumärkschen Kammer davon anzufertigenden Taxe, aus ihren eigenen Mitteln bezahlen, mithin solchergestalt der Müller Arnold völlig in integrum restituiret werden.

Gleichwie Ihr nun hiernach ganz ungesäumt das weiter nöthige zu verfügen habt, so lassen Wir Euch auch zugleich die zu gedachter Justizbedienten Annahme erforderliche Ordre an das Gouvernement zu Spandau hieneben zufertigen. Sind ꝛc.

Berlin den 1ten Januarii 1780.

Friedrich.

An
den Justiz-Minister, Freiherrn von Zedlitz.

---

6. An-

6. Anerkennung der Unschuld der verurtheilten Justizbedienten durch König Friedrich Wilhelm II.

Friedrich Wilhelm, König ꝛc.

Unsern ꝛc. Wir haben auf das Gesuch des vormaligen Neumärkschen Regierungspräsidenten Grafen von Finkenstein für gut befunden, eine nochmalige Revision der im Jahr 1779 wegen der bekannten Müller Arnoldschen Sache gegen die Kammergerichtsräthe Friedel und Graun, ingleichen gegen die Neumärkschen Regierungsräthe Neumann, Busch und Bandel, auch gegen den Hoffiscal Schlecker verhandelten Untersuchungsakten zu verfügen, und das darüber von dem Criminalsenat des Kammergerichts erstattete Gutachten Uns vorlegen zu lassen. Da Wir Uns nun daraus überzeuget haben, daß den benannten Justizbedienten nicht der geringste Verdacht einer in der Arnoldschen Sache begangenen Ungerechtigkeit, Partheilichkeit oder irgend eines andern Pflichtwidrigen Verhaltens zur Last falle, und also die zur damaligen Zeit gegen sie ergangenen Verfügungen nur als die Folgen eines Irrthums, wozu der ruhmwürdige Justizeifer Unsers in Gott ruhenden Onkels Majestät durch unvollständige, der wahren Lage der Sache nicht angemessene Berichte übel

übel unterrichteter und präoccupirter Personen verletzet worden, anzusehen sind; So bestätigen Wir hierdurch den Inhalt besagten rechtlichen Gutachtens, in dessen Gefolge vorgenannte Justizbediente für unschuldig zu erklären, auch ihnen wegen Schaden und Kösten ihre Rechte vorzubehalten sind, und autho-risiren Euch zugleich, diese Unsere Gesinnung nicht nur mehrbesagten Justizbedienten, sondern auch dem damals eben dieser Sache wegen dimittirten Regierungspräsidenten Grafen von Finkenstein zu ihrer Consolation und Rechtfertigung bekannt zu machen, auch denselben in Unserm allerhöchsten Namen anzudeuten, daß Wir diejenigen unter ihnen, welche wiederum in Unsere Dienste treten wollen, darin auf eine convenable Weise bey vorkommender Gelegenheit anderweit zu placiren, Uns geneigt finden lassen werden. Gegeben Berlin den 14ten November 1786.

Friedrich Wilhelm.

An das
Kammergericht.

von Carmer.

Beilage

Beilage F.

zu Seite 411.

Ueber den Fürſt Potemkin.

Meine Schilderung dieſes für die neuere Geſchichte merkwürdigen Mannes iſt nach den übereinſtimmenden Berichten mehrerer glaubwürdigen Perſonen entworfen, die lange in Petersburg gelebt, Potemkin beobachtet und die allgemeine Meinung über ihn vernommen, aber durchaus kein Intereſſe hatten, ihn ſchwärzer zu ſchildern, als er war. Außerdem habe ich auch die über ihn öffentlich bekannt gewordenen Nachrichten zu Rathe gezogen. Die Schrift: „Panſalvin, Fürſt der Finſterniß und ſeine Geliebte. Germanien 1794“ enthält, nach Verſicherung kundiger Männer, viele hiſtoriſche Wahrheit. Aber das Beſte und Zuverläſſigſte,

was über Potemkin im Druck erschienen, findet man unstreitig in den Aufsätzen, die in von Archenholtz Minerva, den Jahrgängen 1797 bis 1800, unter dem Titel: „Potemkin der Taurier“ befindlich sind. Ihr ungenannter und mir unbekannter Verfasser ist sichtbar ein Mann, der Rußland überhaupt, und besonders die Verhältnisse zu Potemkins Zeit, aus eigner Anschauung genau gekannt hat. Zu wünschen ist, daß derselbe die gegebne Hofnung erfüllen, und diese in einer Monatsschrift zerstreuten Aufsätze noch selbst zu einem Ganzen vereinen, auch Alles, was er gut findet, hinzufügen möge, um seine Schilderung noch vollständiger zu machen. Ich finde bey derselben nur dieses zu bemerken. Der Verfasser sagt zuweilen, Potemkin habe an dieser oder jener großen Angelegenheit nicht Theil genommen, in diese oder jene Entschließungen der Kaiserin keinen Einfluß gehabt. Dieses mag wahr seyn, aber nur unter der Beschränkung, welche, meiner Meinung nach, nothwendig hinzugesezt werden muß, wenn er selbst kein Interesse dabey fand, solchen Antheil zu nehmen, solchen Einfluß zu beweisen. Uebrigens ist es gewiß, daß Potemkin während der ganzen Periode, in welcher er Katharina beherrschte, vielleicht nur mit Ausnahme

der

der lezten Jahre ſeines Lebens, in alle Unternehmungen der Kaiſerin, ſie mochten nun große Angelegenheiten des Staats oder die innern Verhältniſſe des Hofes betreffen, den entſchiedenſten Einfluß gehabt hat, den er ſelbſt nur zu haben für gut fand. Katharina erfüllte ſeinen Willen, auch wenn er mit ihrem eigenen nicht übereinſtimmte, und beſonders in dem Zeitpunkte, von welchem der Text redet, geſchahe am ruſſiſchen Hofe gewiß nichts, was er nicht wollte. Die Wendung, welche der von der Kaiſerin und Potemkin bezielten Allianz mit England gegeben wurde, welche ich noch in der Folge erzählen werde, iſt wahrſcheinlich der einzige Fall, wo eine große Angelegenheit ganz gegen Potemkins Willen gelenkt wurde, — aber nur, weil er hier ſich in einen Kampf eingelaſſen hatte, in welchem es auf gründliche Staatskenntniſſe ankam, die er gar nicht, und Panin in hohem Grade neben der Kunſt, ſie höchſt geſchickt anzuwenden, beſaß.

Wer die Aufſätze in der Minerva geleſen hat, wird in meiner Schilderung nichts Uebertriebenes finden, welches überall in meiner Geſchichte zu vermeiden, mein aufrichtiges Beſtreben iſt; doch hat auch nichts mich bewegen können, große Ver-

derbtheit des Charakters, wo sie wirklich vorhanden ist, zu beschönigen. Dies geschieht zuweilen auch ohne tadelnswerthe Absicht. Menschen, die zu ungewohnter politischer Höhe sich emporgeschwungen, die in großen Verhältnissen viel gewirkt haben, finden nicht nur während ihres Lebens Schmeichler, die den Zeitgenossen und der Nachwelt das Urtheil erschweren, sondern, auch außer dem Kreise der unmittelbaren Berührung solcher Menschen, und sogar nach dem Tode derselben, sind Manche geneigt, ihnen eine geistige und sittliche Größe beizulegen, die sie nicht hatten. Die Ursach hiervon macht dem menschlichen Herzen Ehre. Wir finden eine Beruhigung darin, da, wo wir die Begünstigungen äußern Glücks ungewöhnlich gehäuft sehen, auch wenigstens einiges ungewöhnliche Verdienst zu entdecken, das solche Begünstigung rechtfertigt. So ist es auch mit Potemkin gegangen. Man hat ihn zuweilen als einen außerordentlichen Mann von kolossaler Größe angesehen, seine Fehler nur als Misverhältniß seiner verschiedenen an sich großen Eigenschaften erklärt. In seiner Rohheit, in seinen Launen hat man eine gewisse ihm eigene Originalität, in der ungebundenen Frechheit, mit der er seinen Leidenschaften

sich

sich überließ, eine Größe, die nur über hergebrachte Convenienzen sich wegsezte, finden wollen. So habe ich zuweilen auch seine Beobachter über Potemkin urtheilen hören; aber, meiner Ueberzeugung nach, mit Unrecht. Potemkin war durchaus kein großer Mann, weil alle sittliche Würde ihm fehlte; er war auch nicht einmal ein außerordentlicher Mensch, sondern ein sehr gemeiner, der nur in außerordentlichen Umständen sich befunden, unter großen Verhältnissen gewirkt hat. Er hat durch keine ausgezeichneten Talente irgend einer Art sich erhoben; durch Zufall wurde er der Monarchin bekannt, er empfahl sich ihr auf eben die Weise, wie alle andre ihrer Lieblinge, behauptete sich aber fester und gelangte zu unumschränkter Herrschaft, zuerst durch Anwendung der gewöhnlichen Künste des Hofmanns, und nachher, weil durchaus keine moralische Rücksicht, kein feineres Gefühl von Ehre ihn zurückhielt. Er strebte nichts Edles und Höheres an, sein Ehrgeiz ging nicht auf große Weltveränderungen, die er im Kriege oder im Frieden hätte bewirken wollen, nicht auf Unsterblichkeit des Namens bey den künftigen Geschlechtern; er wollte nur im Leben mit dem Flitterstaat äußerer Größe bedeckt seyn, alle, die um ihn waren, zu seinen

Füßen

Füßen sehen, und frech sich als den bewähren, der durchaus nichts scheuen dürfe. Dies war das Eigenthümliche in Potemkins Charakter. Wohl mir, daß ich in der Geschichte meiner Zeit solchen Charakteren nicht öfterer begegnet bin!

Ende des ersten Bandes.

Lemgo, gedruckt mit Meyerschen Schriften.

Fehler, welche man zu verbeſſern bittet:

S. 29 Z. 8 von unten nach dem Worte: Verpflichtung lies des Beweiſes.
S. 217 Z. 9 von oben ſtatt davon l. daran.
S. 227 in der Note Z. 11 von oben ſtatt habe l. hätte.
S. 291 Z. 3 von oben ſtatt von einer l. in einem.
Ebendaſ. Z. 4 von oben ſtatt Art l. Sinn.
S. 313 lezte Z. ſtatt Winnenburg l. Winneburg.
S. 332 Z. 5 von oben ſtatt wäre l. wären.
S. 373 Z. 16 von oben ſtatt ihn l. ihm.
S. 403 in der Note Z. 10 von unten nach Theilen l. noch neuerlich.
Ebend. Z. 8 von unten fallen die Worte noch neuerlich weg.
Ebend. Z. 5 von unten ſtatt keiner l. keine.
S. 412 Z. 2 von unten in der Note ſtatt dem l. den.

Der 2te und 3te Band dieſes Werks werden nächſtens nachfolgen, da ſie bereits unter der Preſſe ſind. Mit denſelben wird die Geſchichte der lezten Periode K. Friedrichs II beſchloſſen.

Der Verleger.

Denkwürdigkeiten

meiner Zeit

oder

Beiträge zur Geschichte

vom

lezten Viertel des achtzehnten und vom Anfang des neunzehnten Jahrhunderts

1778 bis 1806.

von

Christian Wilhelm von Dohm.

Consilium mihi pauca de Friderico et extrema tradere; mox cetera, sine ira et studio, quorum causas procul habeo.

Zweiter Band.

Lemgo
im Verlage der Meyerschen Hof-Buchhandlung
und
Hannover
in Commission der Helwingschen Hof-Buchhandlung
1815.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Inhalt des zweiten Bandes.

Zusätze und Berichtigungen zum ersten Bande S. V.

Fortsetzung der Geschichte der lezten Periode Friedrichs II. 1778 - 1786.

Zehntes Kapitel. Katharina II großer Entwurf, ein griechisches oder östliches Kaiserreich neu zu gründen. Benehmen anderer Mächte in Absicht dieses Entwurfs. Vereinigung der Krimm mit dem russischen Reiche . . S. 3.

Eilftes Kapitel. Irrungen des Königs von Preussen mit der Stadt Danzig . . S. 81.

Zwölftes Kapitel. Das System der bewafneten See-Neutralität, vorgeschlagen und durchgesezt von Katharina II. Benehmen sowohl der kriegführenden, als neutralen Mächte bey demselben . . . S. 100.

Dreizehntes Kapitel. Forderungen Kaiser Josephs II an die Republik der vereinigten Niederlande; deshalb entstandene Streitigkeiten. Deren Beilegung unter französischer Vermittlung. Allianz zwischen Frankreich und Holland . . . S. 155.

Vierzehntes Kapitel. Innere Unruhen in Holland. Theilnahme König Friedrichs II an denselben . . . S. 247.

Inhalt.

Funfzehntes Kapitel. Blick auf die innere Regierung Kaiser Josephs II. Duldungs-System dieses Monarchen. Seine kirchlichen Reformen. Aus denselben entstandene Irrungen mit Papst Pius VI. . . . S. 263.

Beilagen.

Beilage G. Ueber den Verfall des osmanischen Reichs . . . . S. 365.

Beilage H. Behauptung der preußischen Gerechtsame gegen die Stadt Danzig . S. 382.

Beilage I. Bericht von einer Unterredung des Fürsten Kaunitz mit dem holländischen Gesandten, Grafen von Wassenaar, über die Barriere-Irrungen . . . . . S. 485.

Nachträgliche Bemerkungen zum zweiten Bande . S. 489.

Zusätze

Zusätze

und

Berichtigungen

zu

dem ersten Bande.

Mein Geschichtbuch hat die Aufmerksamkeit und Billigung mehrerer sehr achtungswerthen der Begebenheiten vorzüglich kundigen Männer gefunden. Den mir angenehmsten Beweis davon habe ich dadurch erhalten, daß mir von einigen solcher Männer höchst schätzbare Zusätze und Berichtigungen bereits binnen den wenigen Monaten, die seit der Erscheinung des ersten Bandes verflossen, mitgetheilt, noch mehrere versprochen sind. Ich werde von diesen berichtigenden Zusätzen und allen, welche ich noch ferner zu erhalten die Hofnung habe, auch denjenigen, welche ich in neugedruckten Schriften finde, nicht nur bey einer etwaigen zweiten Ausgabe meines Werks Gebrauch machen, sondern ich halte mich verpflichtet, für den Fall, daß ich diese nicht erlebe, die erheblichsten solcher Bemerkungen auch den Lesern der ersten Ausgabe sofort nachträglich mitzutheilen, und ich mache hiermit jezt den Anfang.

Zu S. 27.

Es ist ein Irrthum, daß die Prinzessin Clemens schon gleich anfangs, wie sie die verderblichen

Absichten ihres Schwagers, Churfürst Carl Theodors, nur geahndet, sich deshalb an König Friedrich gewandt habe. Dieses geschahe erst einige Wochen später, nachdem Graf Görz nach München gekommen, den Herzog Carl von Pfalz-Zweybrücken in seinen patriotischen Entschlüssen befestiget und von ihm ein Schreiben an den König erhalten hatte. Nun schrieb auch die Prinzessin an leztern, und ein vertrauter Kaplan von ihr wurde ingeheim abgesandt, um beide Schreiben zu überbringen.

Zu S. 133.

Ich bin aufmerksam darauf gemacht, daß Graf Schmettau, dessen Bericht über den bayerschen Erbfolge-Krieg ich vorzüglich benuzt und Manches über die üble Laune des Königs ihm nacherzählt habe, zwar ein Mann von ausgezeichneten Talenten, großen militairischen Kenntnissen und sehr rechtlichem Charakter, aber zugleich auch ein leidenschaftlicher Gegner des Königs gewesen sey, durch den er sich bey verschiedenen Gelegenheiten zurückgesezt und beleidigt glaubte. Dieses ist mir nicht unbekannt gewesen. Graf Schmettau gehörte zu den Schwarzsehenden, deren in den lezten Jahren der Regierung des großen Königs Mehrere waren, welche fast Alles,

Alles, was dasselbe that, tadelten und davon üble Folgen voraussagten. Schmettau's hoher Ehrgeiz war bey verschiedenen Gelegenheiten gekränkt worden, und er konnte besonders es nicht verzeihen, daß der König mit ihm unzufrieden, ihn vor Ende der Campagne von 1778 zurückgeschickt hatte. Allerdings dürften daher, wie mir ein verehrungswürdiger Mann äußert, Schmettau's Urtheile nicht von aller Partheilichkeit frey gehalten werden. Gerade deshalb habe ich in meiner Geschichte diese Urtheile keinesweges immer zu den meinigen gemacht, sondern sie nur mit der Achtung, welche ein den Begebenheiten naher, kenntnißreicher Zeuge verdient, berichtet, doch mit Hinzufügung der Gründe, die, nach meiner Meinung, solche Urtheile entkräften müssen. S. z. B. S. 152. Aber von einzelnen Thatsachen, die ich Graf Schmettau nacherzähle, glaube ich deshalb keine zurücknehmen zu dürfen. In Beurtheilung der Entwürfe des Königs und der Fehler der Ausführung konnte der Graf aus partheiischer Abneigung sich täuschen; aber ich halte ihn unfähig, Thatsachen absichtlich zu erdichten. Dazu war er wirklich ein zu edler und rechtschaffener Mann.

Zu S. 279.

Nachdem der erste Band meines Werks erschienen, ist mir eine äußerst wichtige Bereicherung der Geschichte der hier erzählten Carmerschen Justiz-Reform aus authentischen Quellen bekannt geworden, deren Benuzung meiner Darstellung zwar nicht mehr Richtigkeit (denn diese wird vielmehr durch jene bestätigt) aber wohl noch mehr Fülle und belebende Umständlichkeit gegeben haben würde. Sämmtliche Verhandlungen nemlich über die neue Gesezgebung von ihren ersten Anfang an, sind auf Befehl des izigen Königlichen Justiz-Ministers, Herrn von Kircheisen, wissenschaftlich geordnet, und der Herr Justiz-Commissarius Herr Simon, hat über die Art, wie er diesen Auftrag vollzogen, einen Bericht erstattet, der in der allgemeinen juristischen Monatsschrift für die Preußischen Staaten von Mathis. 11ter Band 3tes Heft, Berlin 1811 gedruckt ist. Ich empfehle der Aufmerksamkeit aller derer, welche meine Darstellung des großen Werks mit Theilnahme gelesen haben, diesen sehr lehrreichen Bericht. Sie werden durch denselben noch mehr mit hoher Achtung für das Preußische Gesezbuch erfüllt werden, wenn sie hier erfahren, wie sehr dasselbe die Frucht der vereinten angestrengten Arbeiten, reifsten und gewissenhaften Ue-

Ueberlegungen, der kenntnißreichſten, rechtſchaffenſten und erfahrenſten Geſchäftsmänner und Gelehrten ſey. Die Ordnung dieſer Materialien wird, nach der Abſicht des Herrn Juſtizminiſters, den großen Nutzen haben, die Geſetz-Commiſſion in Stand zu ſetzen, die Gerichtshöfe, welche über Auslegung der Geſetze zweifelhaft ſind, auf ihre Anfragen ganz in dem Sinne der Urheber dieſer Geſetze beſcheiden, leztere alſo wirklich authentiſch erklären zu können. Sehr zu wünſchen wäre es, daß aus dieſen jezt mit ſo vieler Einſicht geordneten, reichhaltigen Materialien, eine ausführliche Geſchichte des Ganges dieſer Geſetzgebung entworfen würde, und ich erlaube mir die Bemerkung, daß der einſichtsvolle Ordner auch wohl vorzüglich den Beruf haben möchte, dieſer Geſchichtſchreiber zu ſeyn. Wie reichhaltig die vorhandenen Quellen ſind, kann man daraus ſchließen, daß allein die Verhandlungen über das eigentliche Landrecht 88 Folianten füllen.

Zu S. 282.

Auf Klein iſt ſo eben eine Denkſchrift von Herrn Ancillon in deſſen akademiſchen Gelegenheitsſchriften, Berlin 1815 erſchienen, die

die den edlen Mann und das Eigenthümliche seines Geistes und Charakters ganz nach der Wahrheit schildert und auch nach Kleins Selbstbiographie (in den Bildnissen Berlinischer Gelehrten von Löw, 2te Sammlung, Berlin 1806.) gelesen zu werden sehr verdient.

Zu S. 284.

Außer dem hier genannten Herrn von Eggers haben noch zwölf andere einländische und ausländische Gelehrte (der lezteren ist die Mehrzahl), durch ihre eingesandten Schriften über den Entwurf des Gesetzbuchs Preise erhalten, welche in dem Simonschen Bericht S. 220 benannt sind. Eggers hat jedoch fünfmal über verschiedene Abtheilungen des Entwurfs den Preis davon getragen, und die Bemerkungen dieses denkenden Rechtsgelehrten sind von den Verfassern des Gesetzbuchs sehr benuzt. Auch den über das beste systematische Lehrbuch ausgesezten Preiß von 500 Rthlr. in Golde hat Eggers erhalten. Er ist im November 1813 gestorben.

Zu S. 296.

Ueber den hier erwähnten Erwerb von Modena durch den dritten Sohn von Maria Thereſia, den Erzherzog Ferdinand, iſt mir von einem einſichtsvollen Staatsmanne in Wien folgende Erläuterung zugekommen.

Ferdinand kann dritter Sohn nur dann genannt werden, wenn man die zu einem erwachſenen Alter gelangten Söhne von Maria Thereſia allein in Rechnung bringt; ſonſt war er eigentlich der vierte Sohn, denn der zweite, Carl, iſt im Jahr 1761 jung geſtorben. Ihm war Toskana, und dem auf ihn folgenden dritten Sohn, Leopold, (nachher Kaiſer) die Erbtochter von Modena, Maria Beatrix, nebſt dem Beſitz dieſes Landes, welches Erblehn war, auf den Ausgang des Mannsſtammes der Herzoge von Modena aus dem Hauſe Eſte, beſtimmt. Mit dem Großvater dieſer Prinzeſſin, dem Herzoge Franz Maria, war dieſes verabredet, und ihm zugleich während der Minderjährigkeit des Erzherzogs Leopold die Statthalterſchaft der öſterreichiſchen Lombardey zugeſichert. Der Tod des Erzherzogs Carl verurſachte hierin eine Aenderung; denn nun wurde dem Erzherzog Leopold die Erbfolge in Toskana, und zugleich eine ſpaniſche Prinzeſſin

zur

zur Braut beſtimmt; dagegen ſollte der nun dritte Erzherzog, Ferdinand, die Modeneſiſche Prinzeſſin und die dereinſtige Erbfolge in dem Lande bekommen. Aber der Vater dieſer Prinzeſſin, damaliger Erbprinz Herkules Rainald, wollte, weil er eine Verbindung mit Parma wünſchte, dieſe Vermählung durchaus nicht zugeben, jedoch der Großvater ſezte dieſelbe, wider deſſen Willen, durch, entführte ſelbſt ſeine Enkelin in ihrem 14ten Jahre und brachte ſie nach Mayland.

Zu S. 422.

Ueber die Anweſenheit Kaiſer Joſephs II am ruſſiſchen Hofe hat der ehrwürdige Herr Graf von Görz mir noch folgende Bemerkung mitgetheilt.

„Gewiß hat Joſeph II von ſeiner Reiſe nach „Petersburg den wichtigen Vortheil gehabt, daß er „ſich die Ueberzeugung verſchafte, Katharina II lege „einen viel höhern Werth auf eine Allianz mit Oeſter„reich und perſönlich mit ihm, als auf die ihr ſo lange „nüzlich geweſene mit Preußen. Dieſes konnte auch „nicht anders ſeyn, da Joſeph zur Ausführung des „Lieblingsentwurfes der Kaiſerin allen Beiſtand nach „dem Tode ſeiner Mutter verſprach. Er verließ „da-

„daher die Kaiſerin ganz eingenommen von ihm, er „ſelbſt ihr ſehr ergeben. Außer der Monarchin „hatte Joſeph auch wohl noch den Fürſt Potemkin „ganz für ſich gewonnen, weil auch dieſer die Aus„führung jenes Entwurfs ſehr wünſchte, da er von „derſelben für ſich ſelbſt große Vortheile hoffte, und „im Falle eines frühen Todes der Kaiſerin ſich „ſchmeichelte, daß dieſelbe ihm die Vormundſchaft „über den damals kaum zweijährigen Großfürſt Con„ſtantin, alſo auch die Regentſchaft in dem ihm be„ſtimmten Kaiſerreich übertragen werde. Den Graf „Panin behandelte der Kaiſer mit einer ausgezeichne„ten gewiß ſehr verdienten, aber wahrſcheinlich nur „erheuchelten Achtung. Bey ihm allein machte Jo„ſeph die Ausnahme, daß er ihn mehrmalen in ſei„nem Hauſe beſuchte, um, wie er ſagte, von ei„nem ſo erfahrnen Staatsmanne ſich belehren zu laſ„ſen. Man betrachtete aber ſchon damals dieſes in „Petersburg allgemein als ein mit der Kaiſerin ſelbſt „verabredetes Spiel, und der einſichtsvolle Miniſter „ſelbſt hielt ſich hiervon überzeugt. Wie ihm einſt „Joſeph dazu Anlaß gab, entwickelte er denſelben „mit vieler Offenheit die Gründe, weshalb er die „Verbindung zwiſchen Rußland und Preußen, ſo „lange die zwiſchen Oeſterreich und Frankreich be„ſtehe, für das allgemeine Beſte von Europa immer

„ſehr

„sehr zuträglich halten und der Kaiserin deren Beibe„haltung anrathen werde.“

Zu S. 424.

Ueber die Reise des Kronprinzen von Preußen nach Petersburg im Jahr 1780 habe ich von dem Herrn Grafen von Görz folgende merkwürdige Berichtigung erhalten.

„Schon geraume Zeit vorher, ehe von der An„kunft Kaiser Josephs II am russischen Hofe die „Rede war, gab eine Unterredung, die ich mit dem „Fürst Potemkin hatte, zu der Idee einer Reise „des Kronprinzen hieher den ersten Anlaß. Der „Fürst gab mir nämlich zu erkennen, wie eine solche „Reise aus vielen Gründen sehr zu wünschen sey; er „forderte mich auf, sie dem Könige vorzuschlagen, „von dem sie angetragen werden müsse. Für die „Einwilligung der Kaiserin wolle er, der Fürst, „alsdann schon sorgen. Wie ich im Begriff war, „hievon dem Könige Bericht zu erstatten, wurde „ich durch den Rath des ältesten Bruders der Groß„fürstin, des Prinzen Friedrich Wilhelm von Wür„temberg *), davon abgehalten. Dieser Prinz „machte

*) Jetziger König von Würtemberg, der damals in Petersburg war.

„machte mir bemerklich, daß es bey den Verhält-
„niſſen des Hofes unendlich ſchwer, ja faſt ganz un-
„möglich für den Prinzen von Preußen ſeyn werde,
„auch bey der höchſten Klugheit und Vorſicht in ſei-
„nem Benehmen eine ganz genaue Mitte zwiſchen der
„Kaiſerin, dem Großfürſten und der Großfürſtin,
„ferner zwiſchen beiden leztern und dem Favoriten,
„endlich zwiſchen dieſem und dem Grafen Panin zu
„halten, und daß jedes auch noch ſo kleine Verſehen
„hierin von nachtheiligen Folgen für Preußen ſeyn
„könne. Die Richtigkeit dieſer Bemerkung war nicht
„zu verkennen, und da ich zugleich verſichert wurde,
„daß der Großfürſt ſelbſt die Sache eben ſo anſehe; ſo
„gab ich es auf, die Reiſe des Kronprinzen, ſo ſehr
„ich ſie wünſchte, in Vorſchlag zu bringen. Doch
„bald nachher erfuhr ich ſehr ingeheim, doch zuver-
„läſſig, die Kaiſerin wolle im Junius mit dem öſter-
„reichiſchen Kaiſer zu Mohilow zuſammenkommen.
„Jezt ſchien es mir um ſo nüzlicher, daß auch der
„Kronprinz am ruſſiſchen Hofe erſcheine. Ich mel-
„dete alſo dem Könige den Gedanken des Fürſten
„Potemkin, und rieth, wenn der König ihn geneh-
„mige, ohne Aufſchub den Beſuch des Kronprinzen
„anzutragen, damit derſelbe nicht als eine Folge der
„Reiſe des Kaiſers angeſehen werde, von welcher
„damals noch Niemand etwas wußte. Graf Pa-

„nin hatte anfangs die Idee sehr gebilliget, nachdem „er aber von der Zusammenkunft mit dem Kaiser „unterrichtet worden, hielt er es nicht mehr gut, daß „auch der Kronprinz käme, und als ich ihm sagte, „daß Fürst Potemkin mich zuerst auf den Gedanken „gebracht, war er um so mehr dagegen. Er schöpfte „sogar den ungerechten Verdacht, ich sey dem Fa„voriten ergeben. Er wurde deshalb kalt gegen mich „und theilte seine Gesinnung auch Ihren Kaiserl. Ho„heiten mit. Ich hatte hierüber einige Zeit zu leiden, „indeß blieb mir nichts übrig, als zu erwarten, daß „die Folge mich bey diesem Minister rechtfertigen wer„de, welches auch geschehen ist. Der König geneh„migte den Besuch seines Neffen, und trug ihn so„fort der Kaiserin an. Diese nahm denselben, wie „es schien, mit Vergnügen an, und es wurde nun „verabredet, daß der Prinz von Preußen gegen die „Mitte Septembers alten Styls nach Petersburg „kommen solle. Der König verwechselte aber den al„ten mit den neuen Kalender und ließ den Prinzen „etwas zu früh abreisen. Von Königsberg fertigte „derselbe einen Kammerherrn ab mit einem Schrei„ben, worin er seinen Besuch nochmals ankündigte. „Die Kaiserin gab in ihrer Antwort zu erkennen, daß „sie denselben erst gegen den 25sten August/6ten September erwarte. „Erst zu dieser Zeit waren nämlich die sowohl für

„die

„die Kaiſerin, welche bis dahin auf dem Lande leb-
„te, als den Prinzen in den Palläſten zu Peters-
„burg beſtimmten Appartements völlig zur Aufnah-
„me im Stande. Der Prinz mußte alſo, um nicht
„früher zu kommen, ſich unterwegens etwas verwei-
„len. Ich reiſete demſelben bis Narva entgegen und
„übergab ihm daſelbſt ein Mémoire, welches eine
„Schilderung des ruſſiſchen Hofes und der wichtig-
„ſten Perſonen an demſelben enthielt, wie ich ſie dem
„Prinzen nüzlich glaubte. Ich überſende Ihnen eine
„Abſchrift dieſes Mémoire hiebey, und überlaſſe
„Ihnen, wenn Sie es gut finden, daſſelbe als einen
„Nachtrag zu Ihrer Nachricht von der Reiſe des
„Kronprinzen dem Publikum mitzutheilen. Durch
„dieſe Reiſe wurde die ſchon beſtehende Freundſchaft
„zwiſchen den beiden Kronerben von Rußland und
„Preußen noch feſter geknüpft; auch flößte lezterer
„dem Grafen Panin die größte Ergebenheit ein, und
„er erwarb überhaupt, weit mehr als Kaiſer Joſeph,
„die Liebe und Achtung der meiſten Großen des ruſ-
„ſiſchen Hofes. Aber die Kaiſerin ſelbſt war viel zu
„ſehr eingenommen von dem öſterreichiſchen Monar-
„chen, und hatte eine zu hohe Idee von dem Nutzen
„der Verbindung mit demſelben, als daß der Kron-
„prinz dieſe Geſinnung hätte ſchwächen können. Der
„Beſuch deſſelben wurde ihr ſogar bald wirklich läſtig,

„und sie kürzte ihn zulezt ab. Der Prinz hätte gern „noch den Geburtstag der Großfürstin (25sten Okt.) „am russischen Hofe zugebracht. Die Kaiserin wollte „ihm dieses Vergnügen nicht gönnen, und ließ ihm, „ganz unerwartet, sagen, daß bereits alle Anstalten „zu seiner Rückreise getroffen wären. Der Prinz „sahe sich daher genöthiget, dieselbe einige Tage frü„her, als er vorgehabt, anzutreten. Den lezten Ab„schieds-Besuch nahm die Kaiserin wegen vorge„gebner Krankheit im Bette an, und gab dem Prin„zen, unter Vergießung eines Stroms von Thränen, „die lebhaftesten Versicherungen ihrer Freundschaft „für den König und für ihn, so, daß der Prinz ganz „gerührt die kaiserlichen Zimmer verließ.“ —

Das hier erwähnte Mémoire ist eine der meisterhaftesten Schilderungen eines großen Hofes und von Menschen aus den ersten Klassen, die ich irgendwo gelesen zu haben mich erinnere. Gewiß war es für den reisenden Prinzen sehr wichtig, über den Hof, an dem er auftreten sollte, mit solcher Einsicht unterrichtet und zu der schweren Rolle, die er an demselben zu spielen hatte, so gut vorbereitet zu werden. Hohe Achtung aber verdient der edle Staatsmann, der diese so schicklich sich darbietende Gelegenheit

heit benuzte, um dem Thronfolger zu ſagen, daß er den Zweck ſeiner Reiſe nur dann erreichen könne, wenn es ihm gelinge, am ruſſiſchen Hofe Achtung für ſeinen Charakter und ſeine politiſchen Grundſätze zu erwerben und die Ueberzeugung zu hinterlaſſen, er ſey der Mann, welcher das Werk ſeines großen Oheims nicht werde ſinken laſſen!

Ich glaube meinen meiſten Leſern einen Gefallen zu erweiſen, wenn ich dieſes Mémoire in der franzöſiſchen Sprache, worin es geſchrieben iſt, hier abdrucken laſſe:

Mémoire remis à S. A. R. Msgr. le Prince de Prusse le 23 Août 1780 à Narva lors de son voyage à la Cour de Russie.

Le voyage de S. A. R. Msgr. le Prince de Prusse à la Cour de Petersbourg selon mes foibles lumières ne peut avoir pour but que de connoitre Lui-même cette Cour; de juger de l'utilité que pourra avoir à la Prusse son alliance et de se concilier l'amitié et les suffrages de la Souveraine et de la Cour, et puis celui

de se faire connoître personnellement. Pour contribuer au prémier de ces buts S. A. R. ne connoissant que fort peu des personnes de la Cour de Petersbourg j'ai cru devoir hazarder de mettre sous Ses yeux les notions que mon séjour m'a pu procurer, où il pourra intéresser Msgr. le Prince de Prusse de les prévenir favorablement et de se les concilier. Je traçerai pour cet effet de ces principaux personnages premièrement les traits les plus caracteristiques et j'y ajouterai ce que je crois propre et convenable pour les captiver.

S. M. Impériale est reconnue dans l'Europe pour une des Princesses les plus éclairées. Il ne m'appartient pas de tracer son caractère. Son haut rang l'a fait connoître par les faits et ceux-la sont connus à S. A. R. A ses grandes qualités qui La font briller Elle joint toute l'amabilité; mais S. M. I. superieure à son sexe en a conservé peut-être le foible pour être louée et flattée. La fortune s'étant plu à repandre sur Elle ses plus rares faveurs et étant depuis 18 ans non seulement Souveraine d'un des plus vastes empires et se trou-

trouvant, outre tous les flatteurs de sa Cour et de sa nation, encore courtisée et flattée de toutes les Cours étrangères, et les circonstances Lui ayant fait jouer un rôle si brillant, on pourrait dire qu'il est presque impossible de Lui dire quelque chose qui pût Lui paraître assez piquant; cependant comme on en est au point de ne pas user d'économie si S. A. R. Lui témoigne toujours une admiration parfaite, un respect comme à une Souveraine experimentée, une confiance sans bornes comme à une parente et un désir de s'instruire, j'oserai croire que de la part d'un prince qui annonce un caractère de vérité et de probité et qui se fera connaitre d'Elle comme tel, cela fera toujours effet. Tous ceux qui connoissent S. M. I. assurent, et toute sa conduite publique et privée l'a prouvé, qu'Elle possède l'art de dissimuler au suprême dégré, de sorte qu'on ne pourra peut-être jamais être assuré de l'impression véritable que S. A. R. aura faite sur Elle. Mais toute-fois si Msgr. le Prince Lui témoigne toutes les attentions marquées et s'il La gêne en rien le moins possible, il est à espérer qu'Elle ne manquera pas de son côté à déméler Son mérité réel et j'oserai ne pas

douter que Son caractère vrai et droit en sera d'autant plus approuvé qu'il est rare.

S. M. I. ayant, à ce que tout le monde assure, une grande jalousie contre son auguste fils et peut-être autant contre Mad. la Grande-Duchesse, une des choses les plus difficiles sera de conserver un juste milieu pour plaire à S. M. l'Imperatrice et de conserver l'amitié déjà établie entre L. L. L. A. A. A. I. I. et R. C'est là l'ouvrage de la haute sagesse de S. A. R. et si quelque chose pourra encore contribuer à augmenter l'amitié et l'attachement de L. L. A. A. I. I. ce seront les assurances que Msgr. le Prince voudra bien donner souvent à Mad. la Grande-Duchesse de l'attachement pour les Princes de Wurtemberg ses frères et l'estime et la confiance sans bornes qu'il témoignera à Mr. le Comte de Panin.

Ce ministre mérite sans contredit les plus grands égards comme un des premiers hommes d'état, comme premier ministre de Russie et outre qu'il inspire naturellement la confiance il a encore des droits personnels à celle du

du Prince Roy. de Prusse, étant, pour ainsi dire, celui qui a donné à la maison de Brandebourg l'alliance de la Russie qu'il a constamment soutenu et qu'il n'abandonnera point. Son âge et ses mérites peuvent autoriser S. A. R. à lui témoigner des égards particuliers; en lui demandant des instructions et des éclaircissemens sur le système politique, en lui témoignant des sentimens d'estime et d'attachement pour Msgr. le Grand-Duc et pour le Prince Repnin, qui sont les deux personnes auxquels il est le plus attaché; en allant de tems en tems diner, jouer et souper chez lui, en se trouvant sans cérémonie dans son cabinet, Msgr. le Prince se le conciliera aisément. Il est bon, généreux, débonnaire et se prévenant d'ailleurs aisément en faveur de nouvelles connoissances il s'attachera facilement à un Prince dans lequel il reconnoitra des qualités excellentes. Il aime encore tous les plaisirs, sur-tout les chevaux, les spectacles etc., il haït le prince Potemkin et il pardonne difficilement à ceux qui recherchent ce favori. C'est un point même sur lequel il est soupçonneux.

Le prince Potemkin est sans contredit l'homme le plus puissant à la Cour et dans l'Empire. C'est un homme qui a du genie et des talens, mais dont l'esprit et le caractère n'invitent pas à l'aimer et à l'estimer. Il est essentiel de se le rendre favorable, mais par la haine que le Grand-Duc, le Comte Panin et tous les premiers de la nation lui portent, il s'agit de mettre tous les ménagemens pour, qu'en gagnant le favori on n'offense pas tant de personnes également intéressantes. Il préviendra probablement Msgr. le Prince et alors on ne désaprouvera point que S. A. R. lui rend les égards dus à un favori declaré de la Souveraine. En lui disant des choses flatteuses sur son regiment qu'il a fait venir exprès pour le passage de S. A. R. à Dorpat et qu'il croit le plus beau de l'univers, en lui parlant des arrangemens qu'il a fait pour la cavalerie russe, en admirant ses talens en cette partie, en lui témoignant encore une reconnoissance de ce qu'il a mis tant de facilité pour le secours auxiliaire dans la dernière guerre, de ce qu'il a contribué au voyage de S. A. R., en luï marquant dans l'occasion quelque désir de voir des cérémonies religieuses, en lui glissant le

le mot sur la Courlande il-y-a toute apparence que ce sera suffisant pour se l'attacher, et que d'ailleurs Msgr. le Prince de Prusse pourra, sans heurter de deux côtés, mettre dans ses attentions envers lui la dignité convénable. Le Général Potemkin qui a l'honneur d'accompagner Msgr. lui servira encore pour faire revenir au prince son parent les dispositions favorables de S. A. R. envers lui, et on pourra aussi se servir pour cet objét du prince Wolkonsky.

Le Vice-chancelier Comte d'Ostermann est un galant-homme, fort attaché au système actuel de l'alliance avec la Prusse mais sans crédit. Cependant sa place et ses sentimens exigent des attentions. En lui parlant comme à un homme qu'on croit avoir une influence que sa place devrait lui donner, en allant diner ou souper chez lui, en louant l'ordre qui regne dans sa maison, en lui parlant de sa mission en Suède, où il a été 14 années, en montrant des attentions à Mad. la Comtesse, cela suffira pour le gagner entièrement.

Mr. de Betzkoy est un vieillard qu'il serait très essentiel si S. A. R. pût pendant son séjour à cette Cour, disposer favorablement. Il était autrefois tout anti-prussien; mais l'Empereur l'ayant désobligé cela serait profitable. Comme il est le créateur de tous les établissemens d'éducation, du Couvent des demoïselles, des cadets, de l'académie des arts, de la maison des orphelins, il montrera tout cela, et il s'agit d'avoir un très fort encensoir à la main sans aucune crainte d'en trop user. Il-y-a une Mad. de Ribas dans sa maison et il est essentiel de s'occuper beaucoup d'elle, de lui trouver de l'esprit et de rire des follies et extravagances qu'elle dit. Son mari est colonel des cadets et c'est surtout lui avec lequel l'Empereur l'a gâté. Le fils de l'Imperatrice dans les cadets lui est confié et des petites distinctions pour celui-la ne seront pas hors de saison. Mr. de Betzkoy a encore un sujet sur lequel son amour-propre est le plus flatté, c'est en lui témoignant des étonnemens de ce qu'on a pu transporter à Petersbourg la grande pierre pour le piédestal de la statue de Pierre le Grand, et de le regarder comme un effort de génie.

Le

Le Comte Iwan Czernicheſ est un homme qui n'a pas des principes sevères de moralité. Sans être dans ce moment en crédit à la Cour il est, à cause de son esprit et de ses liaisons, toujours à ménager. Il est dans ce moment facile à avoir, puisqu'il est outré de la manière dont l'a traité l'Empereur qui en a usé probablement ainsi avec lui parcequ'il a vu qu'il n'était pas en faveur. Mais un Prince étranger ne doit pas entrer en cela; il fait bien de montrer des égards aux places qu'un tel occupe et celle du Comte de Czernichef le met à même d'en reçevoir. Si le Prince de Prusse ne lui laisse pas entrevoir qu'il a dévíné la baisse de son crédit, s'il récherche sa conversation qui est assez intéressante, s'il va quelquefois dans sa maison qui est une des plus agréables, il parviendra de le captiver.

Le Maréchal Gallitzin est un des seigneurs de la Cour reconnu pour être honnête-homme. Il n'a aucune influence mais de la considération. En allant dans sa maison, y passer une couple de soirées, en s'occupant de la Maréchalle laquelle, quoique Dame de portrait,

trait *), est un peu frondeuse, c'est tout ce qu'il-y-a à faire. Il-y-a une nieçe, une jeune Comtesse de Matouschkin, qui fait l'idole de cette maison; en louant sa danse, en demandant à la voir danser russe ou cosaque, ce qu'elle fait bien, cela intéressera.

Le grand Ecuyer Narischkin ne cherche qu'à amuser. Il a un jardin à l'anglaise, il fait toutes sortes de bouffonneries, il a toujours des inventions nouvelles pour des fêtes et il en donnera; comme bavard il est bon de le faire bavarder favorablement. Le grand Echanson Narischkin, son frère, a un très beau jardin et sa femme, très estimée de l'Imperatrice, est une femme de mérite qui jouit de beaucoup de considération. Le Comte de Bruce

*) Diesen Titel hatten Frauen vom ersten Range, denen das Recht gegeben war, ein reich mit Brillanten besetztes Portrait der Kaiserin an einem blauen Bande an die Brust geheftet zu tragen. Sie mußten bei öffentlichen Gelegenheiten bei Hofe erscheinen, hatten den ersten Rang nach der Oberhofmeisterin und versahen bei deren Abwesenheit die Functionen derselben.

Bruce a été élévé à Berlin, et il aime à parler de chevaux. Sa femme, soeur du Maréchal de Romanzow, quoique non plus dans la faveur où elle a été si long-tems, est une des aimables femmes de la Cour et qui a le meilleur ton.

Les deux nieçes du prince Potemkin, la Kammerfräulein et l'autre demoiselle Engelhard, sont deux personnes auxquelles il importe de témoigner des attentions un peu marquées, sur-tout à l'ainée. Toutes les deux sont fort jolies et paraissent même aimables, et Msgr. se trouvera à tout moment à portée de leur faire des politesses, et je crois même, qu'il ne se sentira aucune repugnance à les saisir.

Le Sieur Lanskoy, favori dans ce moment en place, parait un bon garçon. Il est doux, modeste, il aime l'allemand et à s'appliquer et à être loué de ce qu'il s'applique. En observant les gradations des politesses à faire à un homme qui n'a point un rang distingué à la Cour S. A. R. trouvera pourtant occasion de lui

lui en faire, qui ne choqueront point les autres et qui seront bien reçues de l'Imperatrice et du favori principal. Le Comte de Stroganoff est un de ceux qui, sans avoir du crédit, est de la société de S. M. Impériale. Il ne parle et ne connait que Paris dont il est revenu l'hiver passé après un séjour de huit ans. Des deux Maréchaux de la Cour l'un est le Sr. Orloff, l'autre le Prince Baratinsky. Le premier ne parle que russe; l'autre est reconnu scelerat et même comme tel employé encore de tems en tems. Il a d'ailleurs la tache ineffaçable d'avoir été un des meurtriers de Pierre III. Mais étant Maréchal en fonction et à même par son office à rendre des services à S. A. R. il-y-aura toujours des politesses à lui témoigner.

Parmi les chambellans il y-en-a peu qui puissent mériter une mention particulière. Parmi eux le Prince, Michael Dolgoruky est un de ceux qui est le plus dans la société. Le Prince Kurakin est de la cour de Msgr. le Grand-Duc, neveu du Comte de Panin. On prétend que S. M. Impériale n'est pas de mieux in-

intentionnée pour lui. Le Comte Nicolas Romanzow est, selon toutes les apparences, celui que L. L. A. A. I. I. honorent le plus de leur bienveillance et son caractère honnête le rend très digne de cette espèce de faveur et de confiance.

Le Comte Alexandre Woronzow, président du Collège de commerce, a été ministre à Londres et à la Haye, et a été même avec des commissions près du Roi. C'est un homme de mérite et à distinguer comme tel. Son système est probablement celui, que la Russié doit être pour elle seule et ne point se mêler des affaires des autres puissances. Il se trouve pour ainsi dire à la tête d'un parti qui est composé des nationaux du plus de mérite. Il serait fort avantageux de le rapprocher du système de l'alliance avec la Prusse. Son frère, le Généralmajor Comte Simon Woronzow, qui pour des torts, que le Prince Potemkin lui a fait, a quitté le service, est peut-être l'homme de la Russie qui a le plus grand mérite; il a un caractère vertueux, de l'honneur, de la probité, des talens, il est recon-

nu comme superieur dans son metier, avec cela il est le plus aimable dans la société. Son amitié personnelle m'a été d'une grande utilité, comme l'est toujours celle des hommes d'un caractère sûr. Il m'a éclairé dans mes démarches les plus importantes et pour cela, et pour son caractère personel il mérite des distinctions particulières d'un Prince tel que S. A. R. Elles seront méritées et utiles, le Comte Simon ayant une forte influence sur plusieurs personnes de conséquence. Outre qu'il est ami intime du Prince Orlof et de ses frères, il est encore l'ami du conseiller d'Etat actuel Backunin, le premier et le plus habile commis du Comte de Panin, son rang et son mérite mettent celui-la aussi à même d'être distingué de Msgr. le Prince et il sera très intéressant, si l'on peut le bien disposer. Le Sr. Besborodkow, le Secrétaire privé de l'Imperatrice qui jouit le plus de sa confiance, est dépendant du Sr. Bakunin et l'ami du Comte Simon. Ces trois personnes intimement liées, sont par leur mérite personnel ou par leurs places très intéressans sur lesquels on pourra compter le plus si on peut les disposer favorablement. Le conseiller de Cour Alopaeus est un commis

mis du Département des affaires étrangères qui travaille le plus. Il est une des meilleures têtes et d'inclination pour le système de l'alliance; il me témoigne une confiance entière. S. A. R. fera bien de le distinguer et de lui témoigner particulièrement être instruit de son mérite. Un homme très utile et très intéressant est encore le Directeur des postes le Conseiller d'Etat d'Eck. Un présent et des complimens sur ses sentimens qui sont favorables, et sur les services qu'il rend pour les postes, feront un bon effet.

Quant au second point, de se faire connaître personnellement, je le regarde comme très essentiel. S. A. R. est intéressée de se faire connaître à une Cour et à une nation l'alliée de sa Maison, et celles-ci sont également interessées de connaître le successeur au trône de Prusse. Cet intérêt engagera à avoir les yeux ouverts sur toutes et même les moindres démarches de Msgr. le Prince. La sûreté de l'alliance dépendra des impressions que donnera S. A. R. de son caractère personnel et de ses principes comme Souverain. Cette alliance

a été fondée sur l'utilite mutuelle; il était avantageux pour le Roi d'avoir pour amie une puissance très formidable laquelle comme ennemie pourrait lui devenir très dangereuse. La Russie en puissance ambitieuse a consideré l'alliance du Roi comme propre à la mettre à même à jouer le premier rôle parmi les puissances du nord, à donner la loi à la Pologne, à la Suède, au Danemarc. Un allié du génie sublime et de la puissance du Roi était propre à lui faire obtenir ces aventages. Elle les a eu et même la fortune l'a fait aller plus loin. La Russie se regarde et peut en quelque façon se regarder dans ce moment comme la première puissance de l'Europe et elle doit certainement ce rôle sublime pour la plus grande partie à son alliance avec le Roi. Mais les puissances comme les particuliers oublient dans la fortune ce que la reconnoissance exïge. Courtisée, flattée et même souvent bassement flattée par toutes les puissances sa vanité est montée à un dégré extrême et au ton, qu'elle a pris, cette Cour est plus portée à jouer le rôle d'arbitre et de protectrice des nations que celui d'alliée. Dans ces circonstances l'impression que donnera de lui même

même Msgr. le Prince de Prusse décidera de ce que lui sera dorénavant la Russie. S'il parvient à inspirer aux principaux de l'état le respect et l'estime pour ses qualités personnelles, s'il se fait connaître comme homme capable par lui-même de se faire respecter et craindre de ses ennemis, à être utile à ses amis, et à maintenir la grandeur de sa monarchie telle qu'il la reçevra un jour du Roi, alors la Russie sentira qu'il est de son intérêt d'avoir un tel Souverain pour allié et elle ne se permettra pas, ni de le délaisser, ni d'être son protecteur. Parvenue à respecter cet allié elle sera d'autant plus flattée de ses complaisances et elle n'en méconnoitra point les principes. Ce respect Msgr. le Prince se l'assurera en se faisant connaitre généreux, bienfaisant, poli avec dignité et montrant avec toute la modération et la douceur un caractère de fermété qui impose toujours, mais qui impose encore plus quand un grand prince reconnu pour être un grand Général le manifeste. Il achévera de s'assurer ces sentimens en faisant connaître les principes de sa politique. On en attend du successeur du Roi et, j'ose le dire, on en attend de suivis. Le genie sublime

me du Roi, ayant élévé la monarchie par des continuels efforts à sa grandeur, c'est à son successeur à lui donner toute sa consistance. Ce rôle n'est pas moins sublime et moins beau, mais il exigé des principes établis et une marche suivie. La justice et la modération doivent en être la base, la justice doit être universelle dans toutes ses actions politiques envers tous les Souverains. La modération envers ses ennemis doit être accompagnée d'une fermété inébranlable pour prouver que la valeur et la force soutiendront dans les circonstances l'état. Si avec cette justice et cette modération le successeur du Roi montre encore la même fermété à soutenir les foibles opprimés, à être le protecteur désinteressé des princes de l'Empire, il fera chérir sa puissance et elle déviendra inébranlable par l'intérêt qu'elle inspirera aux puissances jalouses pour l'équilibre de l'Europe. Si le Prince de Prusse fait connaitre dans ses conversations avec l'Impératrice, avec le Grand-Duc, le Comte Panin, et même avec le Prince Potemkin ces principes qui me paraissent être les seuls vrais pour sa politique et qui sont sûrement

ment ceux de son coeur, il laissera après lui une impression qui fixera le système actuel et rendra la Russie alliée et non protectrice. Elle sentira la gloire et l'utilité, qui lui reviendront d'un tel allié, et persuadée de sa modération, elle ne le regardera pas comme un prince qui la recherche puisque elle lui assiste dans ses affaires, mais qui lui sera aussi utile dans les circonstances à elle qu'elle peut être à lui.

Zu S. 433.

Die Meinung, daß Friedrich II der erſte Urheber der Theilung Polens ſey, iſt, obgleich nie mit Beweiſen vorgetragen, doch ſo oft und ſo zuverſichtlich wiederholt worden, daß ſie in vielen Gemüthern tiefe Wurzeln gefaßt hat. Mehrere Leſer haben mir zu erkennen gegeben, daß es meinen Gründen zwar gelungen ſey, dieſe Meinung ſtark zu erſchüttern, aber noch nicht ſie ganz auszurotten. Ein ſehr achtungswerther Freund hat es deshalb getadelt, daß ich meine Behauptung im Tone des zweifelnden Geſchichtforſchers vorgetragen habe; ich hätte, glaubt

derſelbe, das, wovon ich aus ſo guten Gründen überzeugt geweſen, als eine ausgemachte, gar nicht zu bezweifelnde Thatſache darſtellen ſollen. Gewiß, wäre es hierbey nur auf meine Ueberzeugung angekommen, würde ich dieſes allerdings gethan haben; aber, bey einer Begebenheit, die dem Zeitraum meines Geſchichtsbuchs vorhergegangen iſt, hielt ich es beſcheidner und anſtändiger, nicht nur das Reſultat meiner Unterſuchungen, ſondern dieſe ſelbſt vorzulegen. Es ſchien mir dieſes um ſo ſchicklicher, da ich von dieſer Sache ſogleich im Anfang meines Werks zu reden hatte, und bey den Leſern alſo noch nicht ſo viel Vertrauen zu meiner Unpartheilichkeit und Wahrheitsliebe vorausſetzen konnte, als ſie, wie ich hoffe, wenn ſie mein Geſchichtbuch zu Ende geleſen, mir bewilligen werden.

Dieſe meine gute Abſicht iſt nicht überall anerkannt. Man hat mir vorgeworfen, daß ich, ſtatt ganz beſtimmter Thatſachen, nur Argumentationen und künſtliche Beweiſe gebraucht, die Behauptungen Anderer nur abgeläugnet, nicht ſie befriedigend widerlegt hätte. Es iſt alſo überſehen worden, daß mein Aufſatz wirklich eine vollſtändige und auf den ächteſten bis jezt bekannten Nachrichten beruhende,

in

in ſich vollkommen zuſammenhängende, und durch alle Umſtände beglaubte Erzählung des ganzen Hergangs, von ſeiner erſten Entſtehung an, enthält. Ich ſehe mich alſo genöthiget, hierauf aufmerkſam zu machen, zugleich freue ich mich, noch einige Berichtigungen und Zuſätze nachtragen zu können, welche ich von eben dem Manne erhalten habe, dem wir durch Bekanntmachung der officiellen Aktenſtücke die zuverläſſigſte Aufklärung über dieſe Sache verdanken, nämlich dem Herrn Grafen von Görz.

Nach deſſelben Bemerkungen iſt es ein Irrthum, wenn S. 483 von mir geſagt worden, der vom Prinzen Heinrich zu Anfang des Jahrs 1771 in Petersburg gemachte Beſuch ſey von dem Könige veranlaſſet, um die Kaiſerin zu gemäßigtern Bedingungen ihres Friedens mit der Pforte zu bewegen, und einen Bruch derſelben mit Oeſterreich abzuwenden. Dieſer Beſuch hatte einen ganz andern Anlaß, der nicht vom König herkam. Bey der erſten Zuſammenkunft Kaiſer Joſephs mit Friedrich zu Neiße im Jahr 1769, glaubte Heinrich von dem erſtern Monarchen nicht mit der Auszeichnung, die er erwarten konnte, behandelt zu ſeyn. Um ſich nicht einem Gleichen bey der auf das folgende Jahr verabredeten

Zusammenkunft zu Neustadt auszusetzen, wollte er derselben gar nicht beiwohnen, und um hierzu einen schicklichen Vorwand zu haben, bat er den König um Erlaubniß, seiner Schwester, der Königin von Schweden, einen Besuch machen zu können. Erst in Stockholm erhielt er von der Kaiserin, die in ihrer Jugend, wie sie als Zerbster Prinzessin am Berliner Hofe war, den Prinzen gekannt und immer große Achtung für denselben bewiesen hatte, eine Einladung, nach Petersburg zu kommen. Sie schrieb deshalb auch an den König und bat um dessen Erlaubniß zu dieser Reise, welche derselbe aber erst auf wiederholtes Ansuchen ertheilte. Nun fand die von mir erzählte Aeußerung der Kaiserin über eine Theilung von Polen Statt, welche durch das Verfahren Oesterreichs veranlaßt wurde. Herr Graf von Görz bemerkt, daß außerdem auch noch ein anderer nur in einem kleinen Zirkel bekannter, aber ganz zuverläßsiger Umstand mitgewirkt habe, die Idee der Theilung Polens eben damals hervorzubringen. Es ist folgender.

Zur Zeit der Kaiserin Elisabeth war ein Graf Osten-Sacken dänischer Gesandter in Petersburg, ein Freund des polnischen Gesandten Grafen Poniatowsky.

towsky. Er ſoll zur Unterhaltung der genauen Bekanntſchaft des leztern mit der damaligen Großfürſtin Katharina behülflich geweſen ſeyn. Die auf dergleichen Dinge ſehr aufmerkſame Kaiſerin Eliſabeth entdeckte es; ſie verlangte und erhielt ſogleich die Zurückberufung beider Geſandten. Wie nachher Katharina auf den Thron kam, glaubte der däniſche Hof, die Wiederabſendung des Grafen Oſten-Sacken werde dieſer Monarchin angenehm ſeyn; aber ſie verbat denſelben. Er wurde nun nach Warſchau geſandt, wo ſein Freund Poniatowsky den Thron beſtiegen hatte; er wünſchte jedoch ſehr, wieder nach Petersburg zu kommen, und erhielt auch endlich, daß die Kaiſerin ihn als Geſandten verlangte. Bey ſeiner Abreiſe vertraute ihm König Stanislaus ein Schreiben an die Kaiſerin, der es im größten Geheim übergeben werden ſollte. Der König führte in demſelben bittere Klagen über das harte Benehmen des Grafen Orlow und des Feldmarſchalls Grafen Zachar Czernitſchef. Man hielt in Warſchau den Augenblick für gelegen, um dieſe Klagen anzubringen, weil man erfahren hatte, beide Grafen ſeyen in eine Art Ungnade gefallen. Graf Oſten verſprach, den Brief der Kaiſerin ohne Zeugen zu übergeben; aber, als er nach Petersburg kam, fand er die Grafen Orlow und Czernitſchef, ſtatt in Ungnade, vielmehr im

Be-

Besitz einer vorzüglichen Gunst der Monarchin. Er hielt es also für seinen eigenen Vortheil rathsamer, das ihm anvertraute Schreiben nicht der Kaiserin, sondern vielmehr den beiden Verklagten selbst zu überreichen. Diese, durch dessen Inhalt natürlich äußerst aufgebracht, beschlossen, sich an dem König Stanislaus auf das Empfindlichste zu rächen. So entstand bey ihnen die Idee einer Theilung Polens, die sie der Kaiserin vorlegten. Um die Ausführung von mehrern Seiten herbeizuführen, machten sie auch den damaligen preußischen Gesandten Grafen Solms mit der Idee bekannt, und baten ihn dringend, dieselbe dem Könige zu melden. Dieser antwortete aber sehr kalt, und würdigte den Antrag gar keiner Aufmerksamkeit. Als aber nachher Prinz Heinrich nach Petersburg kam, trugen die gekränkten Staatsmänner auch diesem ihre Idee vor, und bewogen die Kaiserin, sich über dieselbe gegen den Prinzen Heinrich zu eröffnen.

Wie viel oder wie wenig auch dieser Umstand zur Beförderung der Sache beigetragen haben mag, immer bleibt es gewiß, daß die Theilung Polens zuerst in Petersburg in Anregung gekommen und durch Umstände veranlasset sey, an denen Friedrich auch nicht den entferntesten Antheil hatte.

Noch hat mir der Herr Graf von Görz folgenden ſehr erheblichen Umſtand aus ſeiner eigenen Erfahrung mitgetheilt. — Fürſt Potemkin hatte nach und nach ſehr anſehnliche Beſitzungen in Polen gekauft, und es war daraus die Vermuthung entſtanden, daß er die Abſicht habe, noch dereinſt ſich zum König von Polen wählen zu laſſen. In dem Winter 178½ war dieſe Meinung faſt allgemein. Dem Könige Friedrich II war damals an der Erhaltung der Allianz mit Rußland Alles gelegen; er wünſchte dieſelbe ſeinem Nachfolger möglichſt befeſtigt zu hinterlaſſen. Für das beſte Mittel zu dieſem Zwecke hielt er: den bey Katharina Alles vermögenden Potemkin zu gewinnen. Er befahl deshalb dem Grafen Görz, dem Fürſten zu erkennen zu geben, daß der König ſehr bereit ſey, im Einverſtändniß mit der Kaiſerin, ihm zu dem Thron von Polen zu verhelfen. Graf Görz unterzog ſich dieſem Auftrage, obgleich ungern; aber er erhielt von Potemkin die Verſicherung zur Antwort, daß er einen ſolchen Gedanken nie gehabt habe, auch ihn nie haben werde. Er achte, ſagte er, die wankelmüthige polniſche Nation viel zu wenig, um je ihr König ſeyn zu wollen. Dagegen erſuchte er den Grafen Görz, in ſeinem Namen dem Könige den Antrag einer neuen Theilung des noch beſtehenden Polens zwiſchen den drey

Mäch-

Mächten zu machen, welche zur Erhaltung der künftigen Ruhe und Sicherheit durchaus nöthig sey. Die erste Theilung, sagte er, sey nur ein Kinderspiel gewesen, man hätte schon damals sogleich Alles theilen sollen, das Geschrey würde nicht größer gewesen seyn. Dieser Antrag war dem Grafen Görz eben so unerwartet, als allen seinen moralischen und politischen Grundsätzen zuwider. Er bemühte sich, dem Fürsten Potemkin die unübersteiglichen Hindernisse aus einander zu setzen, welche der Versuch eines solchen Unternehmens nothwendig finden müsse. Er führte an, das hohe Alter des Königs, seinen daher rührenden Widerwillen gegen Entwürfe dieser Art, die sehr wahrscheinliche Abgeneigtheit der Kaiserin, das große Aufsehen und den zu vermuthenden Widerstand von ganz Europa. Alles aber machte keinen Eindruck. Potemkin blieb halsstarrig darauf bestehen, Görz möchte dem Könige seinen Antrag einberichten und dessen Meinung über denselben erbitten. Einige Tage darauf wiederholte er dieses sehr dringend, und Graf Görz sahe sich also genöthiget, die mit Potemkin gehabte Unterredung umständlich einzuberichten, er sezte aber zugleich auch die nach seiner Einsicht vorhandenen großen Schwierigkeiten und Abrathungsgründe aus einander, und machte besonders bemerklich, wie eine neue Theilung Polens mit

dem

dem von dem Könige bey der bayerſchen Erbfolge bewährten Syſtem von Uneigennützigkeit in geradem Widerſpruch ſeyn werde. Er bat am Ende, daß, wenn der König ſeine Anſicht billige, er ihm eine ablehnende Antwort in ſolcher Art zugehen laſſen möge, um davon gegen Potemkin Gebrauch machen zu können. „Ich hatte, ſchreibt mir der edle Mann, die „unausſprechliche Freude, daß der als Menſch und „König gleich große Friedrich mir erwiederte: „nach „reifer Erwägung der von Ihnen angeführten Grün„de ertheile ich Ihnen in der beigefügten Kabinets„ordre die von Ihnen vorgeſchriebene Antwort, welche „Sie dem Fürſten Potemkin mittheilen können.“ — „Wirklich war dieſe Antwort der wörtliche Inhalt „meines Gutachtens. Dem Fürſten Potemkin war „ſie ſo unerwartet, daß er nach dreimaliger Durch„leſung mir das königliche Schreiben mit den Wor„ten zurückgab: „nie hätte ich geglaubt, daß König „Friedrich romantiſcher Ideen fähig ſey.“ —

Wenn dieſes rechtliche und weiſe Benehmen des Grafen von Görz mit hoher Achtung für denſelben erfüllt, und an die ähnliche rühmliche Freimüthigkeit erinnert, mit der er ſchon im Anfang ſeiner diplomatiſchen Laufbahn dem Könige rieth, ſelbſt ein un-

unstreitiges Recht aufzugeben, um Vertrauen zu erwerben *); so macht es gewiß auch dem Könige große Ehre, daß er in beiden Fällen ohne alles Bedenken, und ohne vorher mit irgend einem seiner Minister sich zu benehmen, den gerechten und edelmüthigen Rath seines Gesandten befolgte.

*) S. B. 1. S. 68.

I.

Geſchichte

der

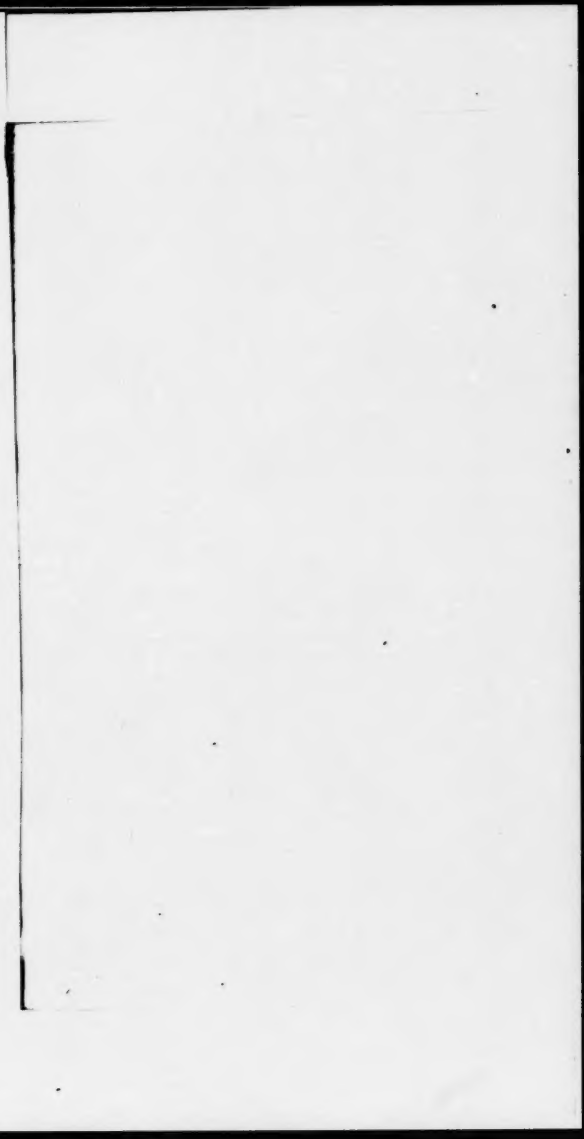
lezten Periode

Friedrichs des Zweiten

Königs von Preußen.

1778 - 1786.

Fortſetzung.



Zehntes Kapitel.

Katharina II groſser Entwurf, ein griechiſches oder öſtliches Kaiſerreich neu zu gründen. Benehmen anderer Mächte in Abſicht dieſes Entwurfs. Vereinigung der Krimm mit dem ruſſiſchen Reich.

Katharina II Herrſchaft im Innern war nichts weniger als feſt gegründet. Noch vor wenig Jahren hatte das von einem Koſacken, Pugatſchew, 1774
aufgeſtellte Schreckbild des ermordeten Peters III hingereicht, um die Bewohner einer weiten Strecke des Reichs zum Abfall zu bewegen; ſogar die Hauptſtadt Moskau war bedrohet, und nur mit Mühe wurde der furchtbare Aufſtand gedämpft. Obgleich die Monarchin im Ganzen das Beſte ihrer Unterthanen wollte, war doch die Herrſchaft, welche ſie durch ihre Günſtlinge üben ließ, zu empörend. Die öffentliche Verhöhnung jedes ſittlichen Gefühls,

die schändliche Vergeudung der Einkünfte des Staats machten Misvergnügte unter allen Ständen; selbst die Besten und Verständigsten gehörten zu diesen Misvergnügten. Während die Kaiserin in ganz Europa gepriesen wurde, weil sie mit wohlthätigen Einrichtungen sich beschäftige und ihren zahlreichen Völkern neue Gesetze geben wolle, die, des aufgeklärtesten Jahrhunderts würdig, Alles übertreffen sollten, was man bisher Großes und Erhebendes in der Art kannte, waren ihre Unterthanen durch wilden Despotismus niedergedrückt, und die gänzlich zerrütteten Finanzen erlaubten nicht, irgend einen wohlthätig entworfenen Plan wirklich auszuführen. Das Glück, welches die Kaiserin im Türken-Kriege gehabt, hatte ihren Unterthanen und auch andern Mächten, hatte sogar ihr selbst ein neues sehr übertriebenes Maas von den Kräften und dem Uebergewicht Rußlands gegeben. Weil ihre Heere die türkischen bey weitem mehr durch Glück, als durch Verdienst ihrer Anführer, geschlagen hatten, weil es ihr gelungen war, der Pforte bedeutende Provinzen abzudringen, glaubte Katharina Europa Gesetze vorschreiben zu können. Der Eifer, mit welchem andere Mächte sich ihr zu nähern suchten, bestärkte sie in dieser hohen Meinung von ihrem Uebergewicht. Sogar der Umstand, daß sie eine Frau war, gab dem

dem Benehmen anderer Souverains gegen sie etwas Achtungsvolles, was sie nicht mit Gleichheit erwiederte. Katharina sahe zuweilen das, was nur Galanterie war, als eine der Macht ihres Reichs und der eigenthümlichen Hoheit ihres Geistes dargebrachte, ihr gebührende Huldigung an, und das Kabinet von Petersburg erlaubte sich gegen andere Höfe einen Ton, der andeutete, es habe Rußlands Selbstherrscherin durchaus Niemand zu schonen. Wahrscheinlich würde diese Anmaaßung noch viel weiter gegangen seyn, hätte die Kaiserin nicht selbst gefühlt, daß ihr die gute Gesinnung anderer Mächte doch sehr wichtig sey, um den großen Entwurf, durch den sie ihre Regierung über alles zu verherrlichen gedachte, mit mindester Störung von fremder Eifersucht auszuführen. Ohne Zweifel war dieses Gefühl bey Katharina selbst ungleich lebendiger, als bey irgend einem ihrer Rathgeber, und besonders, als bey dem unwissenden und keine Staats-Verhältnisse kennenden Potemkin.

Dieser große Entwurf war, wie wir es bereits angedeutet, kein anderer als der, die Türken aus Europa zu vertreiben und auf den Trümmern ihrer Herrschaft ein neues griechisches oder orientalisches Kaiserreich zu errichten. So lange sie

lebte, gedachte Katharina dieſes neue Reich, vereint mit dem ungeheuern nordiſchen, das ſie ſchon beſaß, zu regieren, dereinſt aber dieſes leztere dem älteſten, jenes dem zweiten ihrer Enkel zu hinterlaſſen. Die Namen Alexander und Konſtantin, welche ſie dieſen Enkeln beilegte, ſollten von ihrer frühen Kindheit an große Erinnerungen in ihnen wecken und ſie zu den erhabenſten Beſtimmungen einweihen. Um die des jüngern Prinzen von ſeiner Geburt an anzudeuten, wurde er nach dem Ritus der orientaliſch-griechiſchen Kirche (welcher von dem der ruſſiſchen etwas abweicht) getauft, griechiſche Ammen und Wärterinnen wurden vom Archipelagus berufen. Doch erlaubten Zufälle nicht, daß Großfürſt Konſtantin mit griechiſcher Milch genährt wurde, aber griechiſche Töne waren die erſten, die in ſein Ohr drangen. Er hieß der Stern des Morgenlandes, und noch als Kind wurden Griechen zu ihm gelaſſen, um die Huldigungen ſeines dereinſtigen Reichs ihm darzubringen. Die Ausführung dieſes großen Entwurfs ſollte vor Allem Katharina's Namen Unſterblichkeit ſichern, und über Alles hervorglänzen, was die Geſchichte aller Zeiten Großes und Herrliches kennt. Ob dieſer kühne Gedanke von der Kaiſerin ohne fremden Anlaß gefaßt ſey, oder wer ihn zuerſt in ihrer Seele geweckt habe, läßt ſich mit Ge-

Gewißheit nicht bestimmen. Fähig war sie unstreitig, einen solchen Gedanken selbst zu fassen, aber auch empfänglich, bey einem auch nur leisen Anstoß von Außen ihn aufzunehmen und auszubilden. Katharina hatte einen lebhaften Geist und große Begierde, durch außerordentliche, ganz unerwartete Dinge vor Allen andern sich auszuzeichnen. Ihre Mutter [1]) hatte durch die Erziehung diese Begierde noch mehr angefacht, und, da sie nach dem Tode ihres Gemahls [2]) nach Rußland kam, Katharina's Ehrgeiz die Richtung auf große politische Wirksamkeit, welche sie selbst sehr liebte, gegeben. Als Großfürstin fand Katharina in dem Umgange ihres Gemahls wenig Befriedigung, und von der Kaiserin Elisabeth wurde sie sehr eingeschränkt. In der Einsam-

1) Johanna Elisabeth, geberne Prinzessin von Holstein-Gottorp, vermählte Fürstin von Anhalt-Zerbst. Sie war nahe Verwandtin Kaiser Peter III, dessen Großvater Bruder ihres Vaters war. Als Witwe begab sie sich nach Petersburg, wo sie aber nicht lange blieb, weil die Kaiserin Elisabeth ihr nicht gewogen war. Sie gieng nach Paris, wo sie im J. 1760 starb. Sie erlebte also die Größe der Tochter nicht.

2) Christian August, regierender Fürst von Anhalt-Zerbst, preußischer General und Gouverneur von Stettin. Er starb 1747. Katharina war am 2ten May 1729 zu Stettin geboren, wurde am 1sten Sept. 1745 vermählt.

samkeit, zu der sie gezwungen war, bildete sie ihren Geist aus; Geschichte alter und neuer Zeit, und die wichtigsten Werke der Franzosen und Engländer über innere und äußere Staatskunst waren ihre Lieblings-Studien. Sie beschäftigte sich mit großen Ideen, das Außerordentliche und Romanhafte zog sie an. Die Ahndung, daß sie einst bestimmt sey, entweder unter dem Namen ihres schwachen Gemahls, oder vielleicht unter ihrem eigenen das größte Reich der Erde zu beherrschen, mußte durch die Umstände schon früh in ihr hervorgebracht werden. Dann, wenn diese Ahndung einst erfüllet würde, Peters I Entwürfe für die Größe Rußlands zu vollenden, und, wo möglich, sie noch zu übertreffen, dies war der würdige Gegenstand ihres Ehrgeizes. Als Katharina wirklich zur Herrschaft gelangt war, wurde ihr die Ausführung dieser Entwürfe um so lieber, da auch die Klugheit rieth, von dem Verbrechen, durch das sie sich auf den Thron geschwungen, den Blick durch große Unternehmungen, welche ihren Namen verherrlichen sollten, abzulenken, und ihre Herrschaft dadurch zu befestigen, daß sie ihre Unterthanen mit glänzenden Ideen beschäftigte, der Thätigkeit derselben ein Ziel setzte, das mit Stolz und Enthusiasmus sie zu erfüllen vermogte.

Kein größeres Ziel konnte Katharina wählen, als die Zerstörung des Reichs der Osmanen, eines Volks, das der Russe von jeher als den Feind seines Vaterlandes und seines Glaubens zu betrachten und zu hassen gewohnt war. Noch war der schimpfliche Vertrag nicht vergessen, den Peter der Grose, um sich vom Untergange zu retten, im Jahr 1711 am Pruth hatte eingehen müssen. Diese Schmach ihres Volks zu rächen glaubte Katharina II sich vorbehalten. Der ruhmvolle Friede zu Kudschuck-Kainardgi wurde gerade an demselben Tage (17 Juli) abgeschlossen, an welchem, 63 Jahre zuvor, der schmachvolle am Pruth abgedrungen war; ein Zufall, der Katharina's Bemerkung nicht entging, und von glücklicher Vorbedeutung zu seyn schien. Seit jenem Frieden beschäftigte der Gedanke, den Erbfeind Rußlands und aller gesitteten Völker aus Europa zu vertreiben, sie ganz. Dieser Gedanke konnte bey einer Frau, die durch lebhaften Ehrgeiz zu etwas Außerordentlichen sich getrieben fühlte, und welche Beherrscherin Rußlands war, unter den damaligen Umständen sehr natürlich entstehen. Schon seit geraumer Zeit war in dem Verhältniß der Pforte zu den europäischen Mächten eine Veränderung vorgegangen, die kundigen Beobachtern immer merklicher wurde. Jener religiöse kriegerische Enthusiasmus, mit dem das

Volk der Osmanen die schönsten Länder des westlichen Asiens und des östlichen Europas unterjocht, das altgriechische Kaiserthum, nach langer Schwächung, endlich ganz zerstört hatte, schien, wenigstens in den höhern Klassen, fast völlig erloschen, Weichlichkeit und Luxus hatten dieses Volk erschlafft, immer mehr verbreitete unnatürliche Wollüste und Uebermaaß betäubender Getränke hatten verderblichen Einfluß auf Bevölkerung, Kraft des Körpers und des Geistes bewiesen. Die Osmanen ergaben sich zu Sklaven unter ihre Herrscher, und mishandelten die Nachkommen der von ihren Vorfahren unterjochten früheren Bewohner des Landes. Die Beherrscher wurden im Serail nur zum Genuß überspannter sinnlicher Lust, nicht zum Regieren erzogen. Auch nach Besteigung des Throns verließen sie selten diesen ehemaligen Kerker und zogen nicht mehr aus, wie ihre Vorfahren, an der Spitze der Heere. Die Sultane waren abhängig von ihren obersten Staatsbedienten, und diese, wie jene, von Janitscharen, welche nicht mehr Sinn hatten für den durch kriegerische Großthaten errungenen Ruhm, denen vielmehr nichts angelegener war, als im Frieden der durch Bedrängung der Mitunterthanen errungenen Vorrechte zu genießen. Die ersten Staatsbedienten waren gewöhnlich aus dem untersten Hefen des Pöbels durch Gunst erhoben;

ben; von jeder Kenntniß des Staatsmanns und Feldherrn entblößt, hatten sie keinen andern Zweck, als die kurze Zeit der Herrschaft zu nutzen, um Schätze zu sammeln. In den Provinzen waren die Statthalter fast unabhängig; von dem, was sie den Unterthanen abnahmen, floß wenig in die Kassen des Staats. Ueberall erlag das Volk unter mannichfachem Druck; die zahlreichen Griechen besonders nährten einen geheimen Haß gegen die Unterdrücker, deren Verfahren die übrigen des Landes beraubt hatten; dieser Haß drohete bey jedem Anlaß auszubrechen und jeden äußern Angrif zu begünstigen, besonders wenn er von ihren russischen Glaubensgenossen herkam. Zu allem diesen trat noch der wichtige Umstand hinzu, daß zu eben der Zeit, während welcher das osmanische Reich allmählig verfiel, dessen Nachbaren, sowohl in der innern Verwaltung, als in der Kriegskunst, sehr bedeutende Fortschritte machten, welche nachzuahmen, oder auch nur zu bemerken, die Osmanen mit dem Stolze der Dummheit verschmähten. Schon seit dem Ende des 17ten Jahrhunderts war diese Veränderung sehr merklich geworden; die damals versuchte Belagerung Wiens 1683
war vielleicht die lezte Unternehmung im alten Geist der Osmanen, aber sie mislang. Seitdem verbreiteten sich Sagen vom bevorstehenden Untergange des Reichs,

Reichs, welche die Türken mit banger Furcht, die Griechen mit vielverſprechender Hofnung erfüllten. Daß nach alle dieſem der von Oeſterreich und Rußland vereint geführte Krieg, der durch den Frieden
1739 von Belgrad geendet ward, noch ſo günſtig für die Türken ausgefallen, war offenbar Folge großer Ungeſchicklichkeit öſterreichiſcher Feldherren, die auch den guten Erfolg der ruſſiſchen hemmte. Seit jener Zeit hatte auch das Misverhältniß der Fortſchritte im ruſſiſchen und öſterreichiſchen Reich gegen das türkiſche noch weit bedeutender zugenommen, als in irgend einer frühern Periode 3).

Bey ſolcher Lage des osmaniſchen Reichs, welche der Kaiſerin noch mit Uebertreibung geſchildert wurde, konnte ſie deſſen gänzlichen Umſturz allerdings für eine mögliche, ſogar, bey gehöriger Anſtrengung, für eine nicht gar zu ſchwere Sache halten. Doch, wenn ſie nicht ſelbſt ſolchen Gedanken zuerſt gefaßt haben ſollte, ſo iſt der Feldmarſchall Münnich derjenige, welcher ihr denſelben gegeben, wenigſtens gewiß iſt er es, der denſelben bey ihr auf das ſtärkſte begründet hat. Dieſer berühmte Feldherr, aus Ol-

den-

3) S. Beilage G.

denburg gebürtig, einer der ausgezeichnetsten des 18ten Jahrhunderts, den Friedrich II den Eugen des Nordens nannte, war schon unter Peter I in russische Dienste getreten, und hatte des Vertrauens dieses Monarchen genossen. Unter der Kaiserin Anna erwarb er den russischen Waffen einen Ruhm, den sie vorher und auch unter Peter I noch nicht gekannt hatten, und wurde das Schrecken der Osmanen. Mit einem Muthe, den keine Hindernisse aufhalten konnten, überstieg er die bis dahin unübersteiglich gehaltenen 1736
Linien von Perekop, eroberte die Krimm, Okzakow, Kinburn und Chocszym. Nur das Unglück, welches die Oesterreicher, Rußlands Alliirte, hatten, hielt Münnich in seinen Siegen auf, und zwang seine Monarchin, dem schimpflichen Belgrader Frieden 1739
beizutreten, durch welchen alle gemachten Eroberungen zurückgegeben wurden. Dies schmerzte den Feldherrn tief, der die Moldau als unabhängiges Fürstenthum zur Belohnung seiner Verdienste zu erhalten gehofft hatte. Bald nachher starb die Kaiserin Anna, 1740 d. 28 Oktbr.
und als Elisabeth durch eine Revolution auf den Thron kam, wurde Münnich gestürzt, und mußte 1740 d. 6 Decbr.
zwanzig Jahre in sibirischer Verbannung zubringen. Doch während derselben beschäftigten ihn lebhaft die großen Ideen, denen er sein thätiges Leben gewidmet hatte. Er arbeitete in Sibirien einen vollständigen

Ent-

Entwurf zu gänzlicher Zerstörung des türkischen Reichs
1762 aus. Peter III rief ihn wieder zurück. Als ein 70jähriger Greis, aber mit allem dem Feuer und dem Ehrgeiz, die im männlichen Alter ihn begeistert hatten, trat er wieder auf an dem Hofe, an dem er wenige Bekannte und Zeitgenossen mehr fand. Er blieb Peter III bis zu dessen letztem Augenblicke treu, und dieser Augenblick würde weniger schrecklich, und ehrenvoller für den unglücklichen Monarchen gewesen seyn, hätte dieser Kraft genug gehabt, Münnichs edlen und männlichen Rath zu befolgen. Katharina II ehrte die Tugend seines Betragens, und bewies ihm die hohe Achtung, die er verdiente. Sie gebrauchte ihn zu eben den Unternehmungen, die er schon unter Peter dem Großen geleitet hatte, und der Greis betrieb sie mit rastloser Thätigkeit und mit der Lebhaftigkeit eines Jünglings. Die Kaiserin hörte mit großem Vertrauen auf Münnichs erfahrnen Rath und fand so viel Vergnügen in seiner Unterhaltung, daß sie derselben meist täglich eine bestimmte Stunde widmete. Hier nun legte Münnich der Monarchin seinen großen Entwurf vor, der, wie er versicherte, viele Jahre hindurch Peter den Großen beschäftiget habe, der, ohne Oesterreichs Misgeschick, schon unter der Kaiserin Anna ausgeführt wärs, dessen Ausführung aber jezt unter seiner Leitung sehr

thun-

thunlich sey, und Katharinens Regierung den glänzendsten Ruhm erwerben solle 4).

Der Gedanke wurzelte tief bey Katharina, und blieb fest in ihrer Seele, auch nachdem Graf Münnich gestorben war. Das Glück, welches sie im ersten Türkenkriege durch Feldherren hatte, deren Talente mit denen eines Münnich nicht verglichen werden konnten, bestärkte sie noch mehr in diesem Gedanken und gab ihr eine so geringe Meinung von den Vertheidigungs-Mitteln der Türken, daß sie allmählig anfangen mochte, die Ausführung ihres Entwurfs nicht allein möglich, sondern sogar leicht zu halten. Voll von den frohen Hofnungen, die ihr Herz belebten, hielt sie dieselben immer weniger zurück. 1767

Halb

4) Diese Umstände sind mir durch Dr. Büschings mündliche Erzählung bekannt, der sie vom Feldmarschall Münnich, dessen Vertrauens er genoß, selbst erfahren hatte. Daß er derselben nicht in seiner Lebensbeschreibung Münnichs (s. dieselbe in Büschings Magazin Th. III) erwähnt hat, rührt vermuthlich daher, weil er es damals (1769) noch bedenklich hielt. Büsching mußte überhaupt von den innern Verhältnissen und damals neuester Geschichte Rußlands weit mehr, als er in seinen Schriften mittutheilen wagte. Aber Hr. v. Halem bestätiget in seiner Lebensbeschreibung des Grafen Münnich, Oldenburg 1803. S. 172. das, was ich hier gesagt habe.

Halb im Ernst, halb im Scherz sprach sie von den altgriechischen Schauspielen, die auf der Bühne zu Athen von griechischen Schauspielern sollten aufgeführt werden. Sogar wurden bereits Medaillen auf die Eroberung Konstantinopels, wo nicht ausgeprägt, doch entworfen [5]).

Nicht nur in Rußland, sondern in ganz Europa fand der Gedanke großen Beifall. In den Herzen der Menschen schlummerte die Abneigung gegen ein Volk, das man als rohe Barbaren zu betrachten gewohnt war, dessen Vorfahren die unsern oft bedrängt hatten. Man vernahm mit Billigung und herzlichem Wohlgefallen, daß dieses Volk aus unserm Welttheil verjagt werden solle. Ob es mit Gerechtigkeit geschehen könne? untersuchte man nicht. Man sympathisirte mit unterdrückten Christen, mit den Nachkommen des feinsten und gebildetsten Volkes, denen man gern das harte Joch, unter denen sie seufzten, abgenommen wünschte. Daß der russische Despotismus wahrscheinlich nicht milder seyn werde, als der türkische, fiel

5) Ich erinnere mich im J. 1782 die Zeichnung zu einer solchen Medaille selbst gesehen zu haben. Ob aber, wie versichert wurde, die Kaiserin diese Medaille in kleiner Zahl habe ausprägen und unter ihre Vertrauten habe vertheilen lassen, ist mir unbekannt.

fiel Niemanden ein. Der Gedanke der Wiederaufersiehung der Griechen, denen Europa seine Bildung verdankt, schmeichelte der Einbildungskraft. Man bewunderte die große Frau, die den schönen Entwurf gefaßt hatte, und daß eine Frau ausführen sollte, was so viele Männer nicht vermogt, machte die Sache noch schöner und glänzender. Man wünschte sehnlichst, daß nur jedes Hinderniß entfernt würde, und daß jezt alle christliche und gesittete Mächte, jedes andere Interesse bey Seite setzend, sich mit der edlen Frau auf das ernstlichste zu Zerstörung des türkischen Reichs verbinden möchten.

Niemand sprach diese Meinung lebendiger und kräftiger aus, als ein Schriftsteller, der auf die Ansichten des gebildeten Publikums in allen europäischen Landen einen entschiedenen Einfluß hatte — Voltaire. Er, der ein halbes Jahrhundert hindurch Menschlichkeit gepredigt, den Regenten der Erde die Erhaltung des Friedens, die Beförderung innern Wohlstandes als das edelste Ziel ihrer Bestrebungen vorgehalten, zerstörende Kriege aber und den Ehrgeiz der Eroberer als unwürdige Thorheit, als die Schande der Menschheit dargestellt hatte, er, der große und eifrige Lehrer der unbeschränktesten Duldung verschiedener Religionen, der bittere Spötter

der Kreuzzüge des Mittelalters, er wollte jezt einen allgemeinen Kreuzzug der Christenheit gegen die Türken, wollte dieses Volk, das die jezt lebenden Christen nicht beleidiget hatte, mit Feuer und Schwerdt vertilgt wissen. Er foderte feierlich hierzu auf in einer eigenen Schrift: Die Sturmglocke der Könige genannt, und seine uns aufbehaltene Correspondenz mit der Kaiserin [6]) enthält die Beweise, wie unermüdet thätig er in diesem Bestreben war. Schon vom Anfange des erstern Türkenkriegs an schrieb Voltaire der Kaiserin: daß es nun ihr vorbehalten sey, die großen Ideen Peters I auszuführen, daß Constantinopel die Hauptstadt ihres unermeßlichen Reichs seyn müsse. In allen Wendungen, die sein fruchtbarer Geist ihm eingab, trug er diesen Gedanken ihr vor. „Es ist klar, sagte er, daß Barbaren, welche die schönen Künste verachten und die „Weiber einschließen, ausgerottet zu werden verdienen,

6) Sie findet sich im 78sten Theil der Oeuvres de Voltaire édit. de Deuxponts. Man muß diese Correspondenz, welche fast keinen andern Inhalt hat, im Zusammenhange lesen, um sich von dem fanatischen Eifer des alten Weisen von Ferney einen Begriff zu machen. Die Schrift le tocsin des Rois ist in eben dieser Ausgabe Tom. 30. p. 104. befindlich.

„nen, und daß es einer Heldin gebühre, sie wegen „der wenigen Achtung zu züchtigen, die sie von jeher „den Damen bewiesen haben.“ — „Dieser Krieg,“ sagte er zu einer andern Zeit, „muß nicht durch einen „Frieden gewöhnlicher Art geendigt werden; es ist „nicht genug, die Türken zu demüthigen, nein, ihr „Reich in Europa muß vernichtet, und sie müssen „auf ewig nach Asien verbannt werden.“ — Die Siege, welche die Russen erfochten und von welchen die Kaiserin selbst Voltaire fortgehend unterrichtete, besonders die furchtbare Verbrennung der türkischen Flotte bey Tschesme, verjüngten den Greis und machten ihn trunken vor Freude. Der wirkliche Aufstand der Griechen im Peloponnes brachte alle seine Hofnungen aufs höchste. Schon sahe er Sparta und Athen mit eben dem Geiste, der sie vor Jahrtausenden belebt hatte, wieder auferstehen, schon ließ er die bey neuen olympischen Spielen versammelten Griechen ihre alte Freiheit aus Katharinens Hand empfangen, schon wollte er sich auf den Weg machen, um in Byzanz der Huldigung seiner Göttin zuzusehen. Er ward voll Unwillens gegen die andern Mächte von Europa, besonders gegen den deutschen Kaiser und die Republik Venedig, weil sie nicht gemeine Sache mit Katharina machten; er wollte aufhören, Franzose zu seyn, weil der französische Hof insgeheim

die Feinde unterſtüzte. Nur der Gedanke konnte ihn tröſten, daß ſeine Heldin allein das große Werk vollführen, das neue Kaiſerreich allein gründen, daß ſie, ohne alle fremde Mitwirkung, einen Ruhm erringen werde, der alles verdunkeln müſſe, was die Geſchichte Glänzendes kennt. Aber bald gingen die Fortſchritte der Sieger ihm viel zu langſam; er war voll Ungeduld, die ruſſiſchen Heere in den Ebenen von Adrianopel, ihre Flotte vor dem Serail zu ſehen. Jedes Gerücht von friedlichen Unterhandlungen machte ihn beſorgt, daß den Osmanen noch ein Daſeyn in Europa geſtattet werden möge; wiederholt beſchwor er in ſeinen Briefen die Kaiſerin auf das lebhafteſte, daß ſie die ihr vertrauenden Griechen doch nicht wieder ihren Unterdrückern überlaſſen möchte. Wie dieſes jedoch durch den Frieden von Kainardgi wirklich geſchah, und Voltaires Erwartungen ſogar nicht erfüllet wurden, tröſtete er ſich damit, daß dieſe Erfüllung nur aufgeſchoben ſey und ein bald wieder ausbrechender Krieg ſie gewiß herbeiführen werde. Noch der lezte ſeiner Briefe an die Kaiſerin, wenige Monate vor ſeinem Tode geſchrieben, drückt dieſe Hofnung aus. Einige Jahre ſpäter ermunterte noch ein anderer franzöſiſcher Schriftſteller Katharina zu ihrem großen Vorhaben, und dieſe Ermunterung, weniger aus dichteriſchem Enthuſiasmus, als aus

Grün-

Gründen menschenfreundlicher Staatskunst abgeleitet, war um so mehr von Gewicht, da sie von einem Manne herkam, der mit Kenntniß der Sache urtheilen konnte. Dieser Mann war Choiseul-Gouffier, französischer Bothschafter in Constantinopel, der, schon ehe er diesen wichtigen Posten antrat, Griechenland und Kleinasien als Kenner des Alterthums bereiset hatte. In seiner mit Geist abgefaßten Beschreibung dieser Reise 7) giebt er als die Ursache der mislungenen Befreiung der Griechen während des ersten Türkenkrieges an, daß damals durchaus gar kein überdachter Plan der Unternehmungen, weder zwischen den russischen Feldherren und den Griechen, noch zwischen den verschiedenen Anführern der leztern gemacht sey, daß durchaus nichts vorher bedacht und gehörig vorbereitet, vielmehr Alles übereilt worden, daß man von Rußland den Griechen Versprechungen gemacht, die zu erfüllen unmöglich waren, welches Männern von Einsicht nicht entgangen sey und das Vertrauen des ganzen Volks geschwächt habe. Dennoch glaubt Choiseul-Gouffier die Sache, wenn sie mit mehr Ueberlegung und nach einem reiflich über-

7) Voyage pittoresque de la Grèce T. I & II. à Paris 1778 & 1781, der 3te Theil ist viel später, erst 1808, noch hinzugekommen.

dachten Plan unternommen würde, sehr ausführbar. Durch die Erfahrung belehrt, meint er, werde man die Hindernisse, welche den ersten Versuch vereitelt, bey einem zweiten überwinden können. Choiseul-Gouffier räth den Gedanken aufzugeben, Griechenland dem russischen Reiche einzuverleiben; er ermuntert vielmehr Katharina, den glänzendsten, ihrer ganz würdigen Ruhm dadurch zu erwerben, daß sie eine freie griechische Republik herstelle. Dies werde auch durch die Politik angerathen; die freien Griechen würden, durch Dankbarkeit der Kaiserin aufrichtig ergeben, dem russischen Reich ungleich nüzlicher, als wie erzwungene Unterthanen seyn. Auch die übrigen großen europäischen Mächte würden diese Befreiung der Griechen ohne Eifersucht ansehen, in der neuen Republik eine neue Stüze des Gleichgewichts und eines allen Nationen zu eröfnenden Handels bemerken [s]). — Dieses Urtheil eines einsichtsvollen Staatsmanns, der das Land durch eigne Bereisung kannte, und auf einem Posten stand, wo seine Ansicht auf die Ausführung bedeutenden Einfluß haben konnte, war, wie ich zuverlässig berichtet worden, der Kaiserin sehr wichtig und angenehm. Die ihren Entwürfen überall so günstige öffentliche Meinung bestärkte sie immer mehr in den-

s) S. Introduction zu dem ersten Bande der Voyage pittoresque.

denſelben. Die Antworten, mit welchen ſie Voltaires ſchmeichelnde Aufforderungen erwiederte, beweiſen, wie ſehr willkommen dieſe ihr waren, und wie ſie, bereits während des erſten Krieges, wirklich die kühne Hofnung nährte, mit ihren Eroberungen vielleicht bis Conſtantinopel vorzudringen, den ſchönen Theil der Erde, welchen man als das Vaterland der feinern Menſchenbildung betrachtet, ihrer Herrſchaft zu unterwerfen, und dort ein neues glänzendes Reich zu ſtiften 9). Dieſer Gedanke beſchäftigte ſie auf das lebhafteſte auch nach dem Frieden von Kainardgi.

Aber ſo ſehr ihre Entwürfe den Beifall des großen Publikums faſt in allen europäiſchen Landen erhielten, konnte Katharina doch nicht gleiche Zuſtim-

9) Nachdem ſie Voltaire die Verbrennung der türkiſchen Flotte bey Tſchesme geſchildert, ſagt ſie: „pour la prise de Constantinople je ne la crois pas si prochaine; cependant il ne faut pas désesperer de rien.“ Am 7ten Oktober 1770 ſchrieb ſie: „encore un peu de ce bonheur dont nous avons vu des essais et l'histoire des Turcs pourra fournir un nouveau sujet de tragédie pour les siècles futurs.“ — Je pense effectivement avec Vous que bientôt il sera tems que j'aille étudier le grec dans quelque université.

mung von den Kabinetten erwarten. Das Uebergewicht Rußlands war schon jezt so groß, daß die übrigen Mächte ihm unmöglich noch den Erwerb von wichtigen, fruchtbaren Provinzen und die Herrschaft zweier Meere gönnen konnten. Sogar England, seiner Anhänglichkeit an Rußland ohnerachtet, war dem Vorhaben einer gänzlichen Vertreibung der Türken aus unserm Welttheile keinesweges günstig, und Katharina II konnte sich nicht verhehlen, daß sie bey einem neuen Angriff der Türken von den Britten nicht wieder die Unterstützung erwarten dürfe, die sie während des ersten Krieges zu ihrem großen Vortheile erfahren hatte. Am meisten aber beschäftigte die Absicht, welche man der russischen Kaiserin in Verbindung mit Oesterreich beimaß, die Aufmerksamkeit des französischen Hofes. Dieser konnte den bezielten völligen Umsturz einer Macht nicht gleichgültig betrachten, die seit Jahrhunderten sein treuer Alliirter, und, auch bey jetzigem Verfall, noch immer wichtig im europäischen Staatensystem, noch immer im Stande war, die gegen Frankreich widrig gesinnten Mächte zu gelegener Zeit anderweitig zu beschäftigen. Auch für den innern Wohlstand des französischen Reichs schien es höchst nachtheilig, wenn Lande, die seinen Manufakturen den vortheilhaftesten Absatz sicherten, und in denen sein Handel die höchsten Begünstigungen genoß,

genoß, andern Mächten zufallen sollten, die eigenen Kunstfleiß beleben, dessen Produkte die des fremden verdrängen und gewiß nicht dem französischen Handel die bisher genossenen so ausgezeichneten Vorzüge [10]) zugestehen würden. Zwar äußerte sich auch in Frankreich die Meinung, die Allianz mit der Pforte, die in frühern Zeiten nützlich gewesen, sey den veränderten Verhältnissen nicht mehr angemessen, und es sey rathsam, sie gegen eine Verbindung mit Rußland zu vertauschen, das, bey der Mannigfaltigkeit seiner Produkte, und bey der Menge seiner mit wachsender Kultur stets zunehmenden Bedürfnisse, welche französische Industrie befriedigen könne, die wichtigsten

10) Durch die sogenannten Kapitulationen sind von der Pforte dem französischen Handel Vortheile bewilligt, von denen man schwerlich irgendwo ein ähnliches Beispiel findet. Die Franzosen können in alle türkischen Lande alle und jede, rohe oder verarbeitete, Produkte einführen, auch eben so alle und jede ausführen; die davon zu entrichtende Abgabe ist auf drey Procent gesetzt, beträgt aber nach dem angenommenen Tarif wirklich kaum 2 1/2. Nicht nur andre Nationen, sondern die eigenen türkischen Unterthanen bezahlen eine doppelte, bey einigen Artikeln eine dreifach höhere Abgabe. Der Zwischenhandel an den türkischen Küsten wird von den französischen Schiffen ohne alle Abgabe betrieben. Die in der Türkey wohnenden Franzosen stehen unter alleiniger Gerichtsbarkeit ihres eigenen Staats.

Vortheile darbiete, deren man ſich durch einen guten Handels-Traktat verſichern müſſe. Auch die zunehmende politiſche Größe Rußlands, behauptete man, ſey keinesweges zu fürchten; gerade die Zunahme ſeines Umfanges, die Erweiterung ſeiner äußern Verhältniſſe werde es an innerer Kraft ſchwächen. Oeſterreich, deſſen natürlicher Nebenbuhler es immer mehr werden müſſe, werde Rußlands Uebergewicht ſchon hinlänglich entgegen wirken [11]). Aber, ſowohl der Hof als das Publikum erklärten ſich durchaus nicht für dieſe Anſicht, vielmehr erregte die Aeußerung derſelben öffentlichen Unwillen [12]), und die dieſer Gegenſtände kundigen Patrioten [13]) foderten das Miniſterium

11) Ein geiſtvoller Schriftſteller, Volney, hat dieſe Meinung auf eine ſehr einnehmende Art vorgetragen in Considérations sur la guerre actuelle des Turcs, einer kleinen Schrift, die zu Anfange des zweiten ruſſiſchen Krieges 1788 erſchienen, nachher auch der dritten Ausgabe von des Verfaſſers Voyage en Syrie et en Egypte à Paris l'an VII. beigefügt iſt.

12) Volney war in Gefahr, wegen ſeiner Schrift in die Baſtille geſezt zu werden.

13) Unter dieſen zeichnete ſich vorzüglich Peyſſonel aus, ein Mann von ſehr ausgebreiteten Kenntniſſen, die er durch vieljährigen Aufenthalt in der Türkey, und in wichtigen Stellen zuerſt als Miniſter bey dem Tartar-Chan,

sterium mit großer Lebhaftigkeit auf, sich durch beredt dargestellte Scheingründe nicht blenden noch verleiten zu lassen, die Vernichtung einer Macht zuzugeben, welche als natürlichen Bundesgenossen zu betrachten seit König Franz I Zeit ein Grundsatz der französischen Staatskunst gewesen sey. Dies war auch die Gesinnung des französischen Hofes. Man schrieb es desselben Einfluß zu, daß Spanien einen Handels-Traktat mit der Pforte schloß, durch welchen 1782 d. 14 Sept.

Chan, dann als General-Konsul in Smyrna) erworben hatte. Er hat Volney in einer eigenen Schrift: Examen des considérations sur la guerre des Turcs widerlegt, und sowohl die Schwierigkeiten des Unternehmens, die Türken aus Europa zu verdrängen, als, wenn es wider alles Erwarten gelingen sollte, die großen Nachtheile für Frankreich, in Hinsicht sowohl der Politik als des Handels und des davon abhangenden National-Wohlstandes, entwickelt. Die vielen von ihm angeführten Thatsachen machen seinen Vortrag in der That sehr überzeugend. Man lernt aus dieser Schrift die Wichtigkeit des französischen Handels nach der Levante im ganzen Umfange kennen. Nach genauen Berechnungen, die er vor Augen hatte, behauptet Peyssonel, dieser Handel sey, bis zu der Zeit, wo er schrieb, in stetem Wachsthum gewesen. Im Anfang des 18ten Jahrhunderts betrug die Ausfuhr aus der Türkey nach Frankreich nur ungefähr 2 Millionen, in der Mitte desselben 22 Millionen; im Jahr 1786 aber war sie bis zu dem Werth von 38,800,000 Livr. gestiegen.

chen es sich verbindlich machte, allen gegen leztere feindlichen Schiffen die Durchfahrt durch die Straße von Gibraltar in das mittelländische Meer nicht zu gestatten [14]). Es war dieses der Inhalt eines geheimen Artikels, der aber bald zur Kenntniß der russischen Kaiserin kam und dieselbe gegen Spanien und Frankreich sehr aufbrachte. Der französische Hof glaubte indeß, daß es Rußland allein nicht gelingen werde, die Osmanen zu überwältigen. „Die Volks„menge und die Finanzen Rußlands," sagte Vergennes in einem Mémoire an seinen König, „sind „so erschöpft, daß, wenn die Kaiserin ohne Unter„stützung einer andern Macht einen neuen Krieg gegen „die Türken anfängt; sie ohnfehlbar nach einigen „Feldzügen ihre Armeen mit Mismuth wird zurück„ziehen

14) Pepffenel läugnet in seiner Schrift gegen Volney, daß eine solche Zusicherung von Spanien geschehen sey, und bezieht sich deshalb auf den Traktat selbst. Allerdings enthält dieser, so wie er öffentlich bekannt gemacht worden (S. denselben in v. Martens Recueil T. II. p. 218), die Klausel nicht, aber es ist auch wohl begreiflich, daß man diese, um Rußland nicht zu früh und unzeitig zu beleidigen, nicht in den offenen Traktat gesezt, sondern einem geheimen Artikel vorbehalten habe. Gewiß ist, daß man damals sowohl am russischen Hofe als überall im diplomatischen Publikum von der Existenz dieses Artikels überzeugt war.

„ziehen müssen.“ Dagegen erregte der Gedanke, daß Oesterreich sich mit Rußland verbinden und zu gemeinsamem Angrif der Pforte große Kräfte aufbieten würde, sehr ernsthafte Besorgniß, und der französische Hof wandte Alles an, den österreichischen von solchem Vorhaben abzuhalten. Nicht nur durch ministerielle Vorstellungen, sondern auch durch eigne vertrauliche Schreiben suchte Ludwig XVI seinen Schwager und Bundsgenossen zu überzeugen, daß die immer fortschreitende Vergrößerung Rußlands dem wesentlichsten Interesse der österreichischen Monarchie zuwider sey, und dieses vielmehr erfodere, zu Behauptung des Gleichgewichts von Europa durch Erhaltung des osmanischen Reichs in seinem jetzigen Besitzstande, sich mit Frankreich auf das engste zu verbinden, auch beide Staaten deshalb mit Preußen, das hierunter ein völlig gleiches Interesse habe, gemeinsame Maaßregeln treffen müßten. Aber alle Vorstellungen waren umsonst. Wenn der österreichische Monarch auch, wie zu vermuthen ist, die Richtigkeit solcher Vorstellungen nicht verkannte, so konnte er doch nicht daran denken, die angefangene Verbindung mit Rußland aufzugeben, die ihm für seine andern eignen Zwecke höchst wichtig war, und die, wie er sehr wohl wußte, er allein dadurch erhalten konnte, daß er zur Ausführung des Lieblingsentwurfs der Kaiserin kräftig mit-

mitzuwirken versprach. Joseph II suchte lange durch zweideutige und unbestimmte Antworten einer offnen Erklärung auszuweichen und den französischen Hof zu beruhigen, von dem er entscheidende Maaßregeln nicht besorgen zu dürfen glaubte. Die französische Königin unterstützte dieses Bestreben. Aber wie end-
1783 Aug. lich Joseph nicht mehr läugnete, daß er mit Katharina Defensivverbindungen gegen die Pforte getroffen habe 15), die, sagte er, bey den ihm eröfneten Absichten dieser Monarchin, für das Interesse seines eigenen Reichs nothwendig geworden wären, und, wie man endlich es gar nicht mehr bezweifeln konnte, daß diese Verbindungen, obgleich Joseph sie nur defensive nannte, auf gemeinsame Bekriegung, wahrscheinlich gänzliche Vertreibung der Türken aus Europa zielten; so schien nichts anders übrig zu bleiben, als wirksame Maaßregeln zu treffen, um sich der Ausführung von Absichten zu widersetzen, welche für das Gleichgewicht von Europa, und vorzüglich für Frankreich äußerst nachtheilige Folgen drohten. „Dies sey nöthig, sagte Vergennes, wenn der König „von Frankreich nicht zugeben wolle, daß andere „Sou-

15) Durch dieses Geständniß des österreichischen Kaisers wird es sehr wahrscheinlich, daß im Jahr 1783 wirklich eine Allianz zwischen Oesterreich und Rußland geschlossen sey, die aber nicht öffentlich bekannt geworden ist.

„Souverains kein anderes Gesetz, als ihre Convenienz, mehr befolgten, wenn er nicht, mit Aufopferung seiner Würde und gegen das Interesse seines „Reichs, sich zum Mitschuldigen aller Ungerechtigkeiten und alles Unheils erniedrigen wolle, das der „Ehrgeiz Josephs II über die Welt herbeiführen „werde.“

Diese Sprache führte Vergennes gegen seinen Monarchen in einem Mémoire [16]), worin er sich bemühte, denselben zu überzeugen, daß die Allianz mit

16) Dieses wichtige Mémoire hat uns Flassan aufbehalten in der Histoire de la diplomatie française, zweite Ausgabe, T. VII. p. 184 u. f. Es giebt von der richtigen politischen Einsicht dieses Ministers, von seiner reifen alle Rücksichten abwägenden Ueberlegung einen sehr vortheilhaften Begrif, und bewährt, daß, wenn es auf Erhaltung der Unabhängigkeit und auf das wahre Interesse seines Staats ankam, keine persönliche Rücksicht, keine Furcht, der Königin zu misfallen, den Graf von Vergennes abhalten konnten, seinem Monarchen die Sachen, ganz wie er sie sahe, mit allem Nachdruck darzustellen. Mir ist dieses Mémoire um deshalb sehr belehrend gewesen, weil ich den darin vorgezeichneten Gang der Unterhandlungen mit der Sprache habe vergleichen können, die damals wirklich vom französischen Hofe gegen den preußischen geführt wurde. Ich bin dadurch überzeugt worden, daß Vergennes seinen Plan richtig durchgeführt hat.

mit Oesterreich nicht länger bestehen dürfe, wenn sie, statt den einzigen Vortheil zu gewähren, den sie bisher gehabt, nämlich die Ruhe auf dem festen Lande zu sichern, vielmehr gemisbraucht werden sollte, um Frankreich bey Unternehmungen gegen diese Ruhe unthätig zu machen. In diesem Falle, sagte Vergennes, bleibe durchaus kein anderes Mittel übrig, als auf den alten Weg der Politik des französischen Hofes zurückzukehren und mit dem König von Preußen, der ein gleiches Interesse habe, vereint den ehrgeizigen Entwürfen der beiden Kaiserhöfe entgegen zu treten. Nur eine solche Verbindung, hofte Vergennes, werde vielleicht dem Kaiser Joseph II, bey dem keine Vorstellungen etwas ausrichteten, eine heilsame Furcht einflößen können.

Doch wollte der weise Staatsmann eine gänzliche Veränderung des politischen Systems durchaus nicht auf eine plözliche und gewaltsame Weise hervorgebracht wissen. Diese sollte vielmehr, nur wenn sie unumgänglich nöthig wäre, aus den Verhältnissen sich entwickeln. Zuvörderst wollte er noch Alles anwenden, um Kaiser Joseph II zu einem Benehmen zu bewegen, bey dem die Allianz mit Frankreich bestehen könnte; wenn aber deren Bruch unvermeidlich würde, so sollte er des Kaisers eigenes Werk und die Folge sein

seiner entschiedenen Weigerung seyn, Maaßregeln beizutreten, welche dem Vortheil seines eigenen Staats gemäß wären. Ehe es bis zu diesem Bruch käme, sollte noch Alles versucht werden, um schon durch dessen Drohung den österreichischen Monarchen zurückzubringen. Auch dem Könige von Preußen sollte keinesweges verheelt werden, daß Frankreich nur deshalb den lange bestandenen Bund mit Oesterreich verlassen wolle, weil die von lezterm angenommene falsche Politik es durchaus nothwendig mache. Vergennes hielt besonders nöthig, alle Schritte der Annäherung zu Preußen so abzumessen, daß Friedrich auf dieselben keine zu weit gehende Forderungen gründen könne. Die Stufenfolge, in welcher der französische Staatsminister zu diesem Zwecke die Unterhandlungen, sowohl mit dem Berliner, als dem Wiener Hofe zu betreiben sich vorsezte, ist wirklich sehr merkwürdig. Zuvörderst wollte er durch eine offene Mittheilung seiner Ansichten das Vertrauen des preußischen Monarchen ganz gewinnen, dann mit ihm gemeinsam dem österreichischen Kaiser antragen, sich mit beiden Höfen zu verbinden, um Katharina II zu bewegen, die Türken nicht anzugreifen, auch die Krimm und Kuban zu räumen, und die Tataren die völlige Unabhängigkeit wirklich genießen zu lassen, welche die russische Monarchin selbst im Frieden von

1774 für sie verlangt und ihnen feierlichst garantirt, auch im leztern Vergleiche von 1779 noch bestätiget hatte. Wäre dieses zu bewirken aber ganz unmöglich, und wollte die Pforte es zugeben, daß Rußland die Krimm und Kuban seiner Herrschaft unterwerfe; so könnte man, meinte Vergennes, dieses geschehen lassen, doch unter der ausdrücklichen Bedingung, daß der alsdann bleibende Besitzstand des türkischen Reichs gegen alle weitere Anfechtungen gesichert und darüber von Frankreich, Oesterreich und Preußen die Garantie übernommen würde, auch sollte Rußland sich gegen diese Mächte noch verbindlich machen, auf dem schwarzen und asowschen Meer nie Kriegsschiffe halten zu wollen. Bestände aber in solchem Falle Kaiser Joseph II darauf, daß auch ihm, zum Gegengewicht gegen Rußland, eine oder zwey türkische Provinzen zugetheilt würden, so verdiente es, nach Vergennes Urtheil, eine sehr reife Ueberlegung, ob Frankreich und Preußen sich diesem Vorhaben mit Gewalt widersetzen, oder einen Krieg dadurch vermeiden sollten, daß sie den österreichischen Zuwachs zugäben, unter der Bedingung, daß auch ihnen erlaubt würde, sich nach gleichem Verhältniß, jeder Staat in seiner Nähe, zu vergrößern, nämlich Frankreich durch einen Theil der österreichischen Niederlande, Preußen durch ein Stück von Polen.

Ohne

Ohne noch zu entscheiden, welcher von diesen beiden Auswegen der zuträglichste seyn dürfte, schien der französische Staatsminister geneigt, der friedlichen Vergrößerung, wozu die Theilung Polens das Beispiel gegeben hätte, einem Kriege vorzuziehen, der große Kosten machen, und dessen Erfolg eben so ungewiß, als seine Dauer seyn würde. Auch der König von Preußen, glaubte er voraussehen, werde, bey seinem Alter, für diesen Ausweg sich erklären. Vergennes besorgte sogar, daß Friedrich, an die polnische Theilung sich erinnernd, fühlen möchte, er könne auch schon allein durch seinen Beitritt zu den beiden Kaiserhöfen sich eine Vergrößerung verschaffen; indeß hoffte der französische Staatsminister, der König werde einen mit Frankreichs Zustimmung erhaltenen Zuwachs vorziehen, und besonders durch die Erreichung seines Hauptzwecks, die Allianz zwischen Frankreich und Oesterreich zu trennen, gewonnen werden. Doch beschränkte er mit großem Bedacht, und sehr bestimmt eine solche gemeinsame Vergrößerung nur auf den Fall, wenn Rußland mit dem Erwerb der Krimm und Kuban, Oesterreich mit einem mäßigen Aequivalent sich begnügten, und dann, wenn sie dieses erhalten, allen weitern Absichten gegen das türkische Reich feierlichst, und unter der Garantie von Frankreich und Preußen für immer

entsagten. Sollten sie aber zu einem solchen Einverständniß nicht zu bringen seyn und durchaus den gänzlichen Untergang des türkischen Reichs bezielen: dann, erklärte Vergennes, sey schlechterdings keine noch weitere Nachgiebigkeit möglich und irgend ein Vergleich gar nicht denkbar. Auch die Abtretung der gesammten österreichischen Niederlande, wenn Joseph II dieselbe anbieten sollte, könnte die Verminderung der relativen Macht Frankreichs und die wahrscheinlich bevorstehende gänzliche Vernichtung seines reichen levantischen Handels nicht aufwiegen; auch für Preussen sey in solchem Falle gar keine Ausgleichung möglich. Dann bleibe durchaus kein andrer Entschluß übrig, als mit vereinten Waffen, unter Anstrengung aller Kräfte, sich der Vergrößerung der beiden Kaiserhöfe zu widersetzen. Fast wider Willen und mit Zittern sprach der französische Staatsminister diese Nothwendigkeit aus. So sehr fühlte er, wie hart ein neuer unabsehbarer Krieg seinem Staat, bey dessen gänzlich erschöpften Finanzen, fallen werde, und so ungern gieng er, so wie sein friedliebender Monarch, an eine gänzliche Umwandlung des bisher befolgten politischen Systems, so sehr auch beide dessen Mängel erkannten.

Wirk-

Wirklich wurde nun in diesem Sinn und mit dieser wohl berechneten Stufenfolge die Unterhandlung des französischen Hofes mit dem preußischen begonnen. Zuvörderst wollte man mit ihm vereint sich bemühen, den österreichischen Kaiser von der Verbindung mit Rußland abzuziehen, und erst dann, wenn dieses durchaus für unmöglich erkannt würde, gegen ihn und Rußland zugleich eine ernstere Sprache führen. Dieses leztere Ziel und Vergennes weitere Absicht bey der zu treffenden Verbindung wurden aber noch so verschleiert vorgehalten, wurden in so zweideutige dunkle Worte gehüllt, daß man in Berlin fast mehr errathen mußte, als sich wirklich überzeugen konnte, es sey Frankreichs wahrer Ernst, im äußersten Falle sich von Oesterreich zu trennen und selbst durch Krieg den Entwürfen der Kaiserhöfe sich zu widersetzen.

Doch, so weise, so angemessen den gebieterischen Umständen und verwickelten Verhältnissen auch immer die bedächtige Vorsicht war, mit der Vergennes verfuhr; so war es doch gerade diese Vorsicht, welche seinen Entwurf vereitelte, indem sie von Anfang an das Vertrauen nicht aufkommen ließ, welches doch unumgängliche Bedingung eines neuen zwischen Frankreich und Preußen zu errichten-

den Bundes war. Friedrich sah gewiß sehr gern die von ihm längst gewünschte Annäherung des Bundesgenossen, den er für den natürlichen seines Staats hielt; er war überzeugt, daß nur durch die Verbindung mit demselben sich ein dauerhaftes gutes politisches System gründen lasse, und er war bereit, sobald dieses wirklich zu Stande kommen könne, demselben seine Allianz mit Rußland, deren schwachen innern Bestand er sehr wohl einsahe, aufzuopfern. Aber von der andern Seite erkannte er auch vollkommen, mit welcher äußersten Vorsicht er dieser Annäherung entgegen kommen müsse, um nicht aus einer zwar sehr unsichern, aber doch erträglichen Lage, in der er sich befand, in eine sehr üble versezt zu werden. Gerade weil er das Interesse seines Staats nach allen Verhältnissen eben so tief und richtig durchblickte, wie Vergennes das Interesse des französischen, gerade deshalb mußten seine Zwecke von denen dieses Staatsministers verschieden seyn, und bey dem besten Willen sich zu nähern kamen beide Mächte nicht zusammen. Der französische Hof sah die Vereitelung der Vergrößerungs-Entwürfe der beiden Kaiserhöfe als den Hauptzweck an, dem er jede andere Betrachtung unterordnete. Diesem Hauptzwecke, aber auch nur ihm, wollte er im äußersten Nothfall, aber auch nur in diesem, die

die Verbindung mit Oesterreich aufopfern, zuvörderst aber wollte er nur die Drohung, daß er zum Bruch dieser Verbindung, und zu einer neuen mit Preußen entschlossen sey, gebrauchen, um Kaiser Joseph auf einen bessern Weg zurück zu bringen, und dann die Allianz mit diesem Monarchen beibehalten. Ganz anders waren die Gedanken Friedrichs. Auch er fühlte die wichtigen und höchst nachtheiligen Folgen des Uebergewichts von Rußland und Oesterreich, wenn ihre Entwürfe gegen die Pforte gelingen sollten. Aber ihm schien dieses Gelingen noch keinesweges so nahe, und so wahrscheinlich zu seyn, als man es in Versailles besorgte. Theils verließ der König sich auf den Muth und die Kraft, die sich bey jedem Volke finden, das zur Verzweiflung gebracht für Behauptung des eigenen Bodens kämpft, theils kannte er die Ungeschicklichkeit der russischen obern und untern Befehlshaber, wovon sie noch im leztern Kriege Beweise genug gegeben hatten. Noch mehr aber rechnete er darauf, daß die gegenseitige Eifersucht der beiden vereinten Mächte ihren Fortschritten Hindernisse in den Weg legen, daß selbst ihre Siege diese Eifersucht noch vermehren und sie immer weiter von einander trennen würden. Da Katharina's hoher Ehrgeiz und Josephs unruhige Vergrößerungs-Be-

gierde einmal Beschäftigung haben mußten, so war es Friedrich wirklich ganz recht, daß sie dieselbe fern von seinen Gränzen im Osten suchten, wo ihre Anstrengungen die Kräfte aufreiben und einiges Gelingen ihrer Entwürfe entweder sie gänzlich entzweien, oder doch neue Verhältnisse unter ihnen hervorbringen mußten, nach welchen Rußland die Allianz mit Preußen suchen, Oesterreich aber dasselbe mit Schonung behandeln würde. So sahe Friedrich gerade in den kriegerischen Entwürfen Katharina's und Josephs eine Hofnung, seinen Staaten dauerhaften Frieden zu sichern. Nach dieser Ansicht der Dinge war ihm, bey der angetragenen Annäherung des französischen Hofes, bey weitem das Wichtigste, daß der Bund zwischen Oesterreich und Frankreich aufgelöset werde. Nur wenn er darüber, daß dieses geschehen werde, völlige Gewißheit erhalten, war er bereit, sich mit Frankreich zu verbinden, aber keinesweges wollte er nur den Schein dieser Verbindung als eine Demonstration gebraucht wissen, um Oesterreich von Rußland abzuziehen, und je mehr er bemerkte, daß nur dieses des französischen Hofes Hauptabsicht sey, und dieser mit Aengstlichkeit sich bemühe, den äußersten Nothfall, in welchem er zur Auflösung seines Bundes mit Oesterreich entschlossen war, zu entfernen, um so

wes-

weniger konnte er ihm entgegen kommen. Friedrich sahe voraus, daß der Wiener Hof von seinen Verbindungen mit dem russischen nicht ablassen, und gewiß nie gegen denselben sich so, wie Vergennes es wollte, erklären werde. Er wollte also auch keine Schritte zu diesem Zweck thun, die vergeblich seyn mußten und für ihn selbst höchst gefährlich werden konnten. Denn es war nicht zu bezweifeln, daß der Wiener Hof den russischen von solchen Schritten sofort unterrichten und dadurch das Mistrauen der Kaiserin gegen Preußen, das bereits angefacht war, noch mehr begründen werde. Friedrich wäre hierdurch in Gefahr gekommen, seine Verbindung mit Rußland zu verlieren, ohne dagegen eine feste mit Frankreich zu knüpfen, und es hätte dann allein von lezterer Macht abgehangen, wenn und wie fest eine solche geknüpft werden sollte; seine Lage wäre alsdann ganz abhängig von der Politik eines fremden Staats geworden. Dieses wollte Friedrich durchaus nicht, sondern seine Schritte nur nach dem abmessen, was die Politik des eigenen Staats erfoderte. Mit größter Vorsicht, fast mit Aengstlichkeit vermied dieser König daher Alles, was sein noch bestehendes freundschaftliches Verhältniß mit Katharina stören, und dieser Monarchin irgend den Gedanken beibringen konnte, er arbeite heimlich ihren

een Absichten entgegen. Wie sehr ihm daran gelegen war, solche Gedanken bey seiner Bundsgenossin nicht aufkommen zu lassen, beweiset folgender Vorgang. Seit dem leztern Frieden zwischen Rußland und der Pforte unterhielt Friedrich gar keine vertraute Verbindung mit lezterer. Nur in der Absicht, um von dem, was vorging, unterrichtet zu werden, hatte er einen Geschäftsträger, Namens Gaffron, zu Constantinopel. Schon der demselben beigelegte geringere diplomatische Charakter sollte bewähren, daß er durchaus keinen bedeutenden Einfluß in die Entschlüsse des Divans beziele. Dennoch wurde Gaffron in Petersburg angeklagt, er arbeite insgeheim eifrig gegen Rußlands Interesse und besonders gegen die Abtretung der Krimm. Allerdings hatte Friedrich seinem Geschäftsträger befohlen, bey schicklicher Gelegenheit die türkischen Minister in ihrem Widerwillen gegen diese Abtretung zu bestärken, und dasjenige, was vom französischen Bothschafter, oder andern fremden Mächten, dagegen vorgestellt würde, auch seiner Seits zu unterstützen, doch immer auf solche Art, daß dem Könige deshalb nie irgend ein Vorwurf gemacht werden könnte. Der Auftrag war äußerst schwierig, vorzüglich an einem Hofe, mit dessen Staatsdienern diplomatische Agenten gewöhnlich nur durch

durch Dolmetscher reden können [37]). Wie Katharina sich bey Friedrich über seinen Geschäftsträger hart beschwerte, besorgte derselbe, daß irgend eine Ungeschicklichkeit in Ausrichtung seiner Befehle begangen seyn möchte. Sogleich berief er den Geschäftsträger zurück, und bey der Ankunft in Berlin 1785 Jan. ließ er ihn arretiren und nach der Vestung Spandau bringen. Der Verfasser dieser Geschichte, welcher bey dem Departement der auswärtigen Angelegenheiten angestellet war, erhielt den Auftrag, alle von Gaffron mitgebrachten Papiere auf das Genaueste zu untersuchen, und einen vollständigen Auszug derselben anzufertigen, der dem Könige vorgelegt würde, dann aber den Gaffron über verschiedene von

37) Nur sehr selten haben europäische Gesandte zu Constantinopel eine solche Kenntniß der türkischen Sprache erworben, um anders, als durch Dolmetscher mit den Ministern reden zu können; sie sind also von den Dolmetschern ganz abhängig, und eine eigentlich vertraute Unterhaltung findet natürlich gar nicht Statt. Ist dagegen der seltene Fall vorhanden, daß ein fremder Gesandter die türkische Sprache bis zu solcher Vollkommenheit erlernt, um sich in derselben unterhalten zu können, so gewinnt er auch eine desto größere Achtung und ein seinem Hofe sehr nützliches Vertrauen, wie dieses mit Gaffron's Nachfolger und nachherigem königl. preuß. Gesandten, Herrn von Diez, wirklich der Fall war.

von dem Könige selbst entworfene Punkte zu vernehmen. Sowohl aus den Schriften, als aus dem Verhör, ergab sich nicht der mindeste Verdacht, daß Gaffron aus Vorsatz oder aus Unvorsichtigkeit gegen Rußlands Absichten gearbeitet habe. Der König wurde dadurch beruhiget und legte der russischen Kaiserin die erhaltenen Beweise von der Unschuld seines Geschäftsträgers vor, verurtheilte diesen aber dennoch, um seiner Bundsgenossin völlig Genüge zu thun, zum Vestungs-Arrest auf unbestimmte Zeit. Etwa ein Jahr nachher ward er jedoch wieder in Freiheit gesezt und mit einer kleinen Pension aus dem Dienst entlassen. Es war übrigens die der Kaiserin zugekommene Nachricht nicht ungegründet gewesen. Gaffron hatte nämlich, um die geheimen Befehle des Königs zu vollziehen, ein an die türkischen Minister gerichtetes Memoire entworfen, worin die Abtretung der Krimm aus allen dagegen sprechenden Gründen abgerathen ward. Dieses war unstreitig unvorsichtig und den Befehlen des Königs zuwider, indeß hatte er von diesem Memoire keine Abschrift behalten, weshalb sich auch in seinen Papieren keine Spur davon fand, sondern er hatte dasselbe seinem Dolmetscher gegeben, um es zu übersetzen und dem türkischen Ministerium zu überreichen. Aber dieser Dolmetscher,

anstatt

anstatt den Auftrag zu vollziehen, überlieferte das Mémoire dem russischen Bothschafter, von dem er erkauft war; ein Umstand, den man erst später und nicht mehr bey Friedrichs Leben erfahren hat.

Da bey den so ganz verschiedenen Ansichten und Zwecken der französische und preußische Hof sich zu einem festen Plan nicht vereinen konnten, so blieb es unter ihnen bey vertraulichen Mittheilungen über das, was jeder von den Absichten der Kaiserhöfe erfuhr, und bey gegenseitig bezeugten guten Wünschen, daß sie vereitelt werden könnten. Der französische Hof arbeitete ingeheim den Forderungen Rußlands in Constantinopel, und vorzüglich der Vereinigung beider Kaiserhöfe in Wien eifrigst entgegen. Friedrich ermunterte hierzu und unterhielt gern die Hofnung einer festen Verbindung mit Frankreich, sobald seine Bedenklichkeiten gehoben seyn würden. Aber weiter ist es, so lange er lebte, in dieser Sache nicht gekommen.

Während dieses zwischen Frankreich und Preußen vorging, waren der Wiener und Petersburger Hof nicht minder geschäftig, sich der Ausführung ihrer großen Entwürfe zu nähern, und deshalb einen festen Verein unter sich zu Stande zu bringen.

Aber

Aber auch sie fanden hiebey nicht minder Schwierigkeiten, als jene beiden Mächte, um sich zur Vereitelung eben dieser Entwürfe zu vereinen. Sie fanden diese Schwierigkeiten gerade aus demselben Grunde, weil die Absichten an jeder Seite verschieden waren. Was der eine Hof als Zweck betrachtete, war dem andern nur Mittel. Rußland wollte ernstlich gänzliche Vernichtung der türkischen Macht und ihre Vertreibung aus Europa. Es wollte Oesterreich dabey zuziehen, um nicht durch dasselbe gehindert zu werden. Aber es wollte auch, wo irgend möglich, seine Verbindung mit Preußen beibehalten; der Wiener Hof aber bezielte vorzüglich die Auflösung dieser Verbindung und die Erreichung von Vergrößerung an andern Seiten, zu welcher Rußland mitwirken, wenigstens ihr nicht entgegenarbeiten sollte. Um dieser Zwecke willen ging Joseph II in die Plane Katharinen's mehr aus Gefälligkeit ein, als daß er sie zu seinen eigenen gemacht hätte. Die Vertreibung der Türken aus Europa wurde in Wien für weit schwieriger gehalten, als in Petersburg; Kaunitz wünschte sie eigentlich nicht. Vielleicht auch nicht Joseph [18]), der

wo-

18) Hr. v. Segur, französischer Botschafter in Petersburg, versichert, mehrmalen vom Kaiser selbst die Aeuße-

wenigstens durch jenen Minister von allen zu raschen Schritten abgehalten wurde. Da die Unterhandlung weniger durch die Ministerien und Gesandten, als durch eigenhändige Schreiben beider Souverains betrieben wurde, so ward der geheime Fortgang des Geschäfts der Kenntniß anderer Höfe zwar ziemlich entzogen, doch war man von allen Seiten zu aufmerksam auf denselben, um nicht gewahr zu werden, daß bey allem guten Willen, sich zu verständigen, beide Höfe doch sehr viele Mühe hatten, über einen festen Plan eins zu werden. Nicht nur die angeführte Verschiedenheit der Zwecke bewirkte dieses, es kam noch hinzu, daß, je näher die wirkliche Ausführung des der Einbildung schmeichelnden Entwurfs heranzurücken schien, um so größer und lebendiger sich auch die Schwierigkeiten darstellen mußten, welche dieser Ausführung entgegen standen. So schwach und zerrüttet man auch immer das innere Regierungs-System der Pforte, so unbedeutend

---

Aeußerung gehört zu haben (vermuthlich während des Aufenthalts zu Cherson im J. 1787), „wie er sehr wohl „einsehe, daß die russische Herrschaft in Constantinopel „für seinen Staat weit nachtheiliger sey, als die türkische." S. Politique de tous les Cabinets de l'Europe par Segur, seconde édit. Tom. II. p. 39.

tend man auch ihre Vertheidigungs-Mittel sich dachte, so konnte man doch, bey näherer Erwägung, sich nicht verhehlen, daß ein den Untergang bezielender Angrif oft ganz neue Kraft dem Angegriffenen zu geben pflege, daß jedes Volk auf seinem eigenen Boden doppelt stark sey, daß die Osmanen den ihrigen, welchen sie seit drey Jahrhunderten besaßen, mit Enthusiasmus vertheidigen würden. Auf die Griechen durfte man jezt wenig rechnen, da dieses an sich feige und unkriegerische Volk die neuliche traurige Erfahrung noch nicht vergessen hatte, wie es nämlich im leztern Kriege von Rußland durch große Versprechungen zum Aufstand gereizt, aber noch während des Krieges von den russischen Befehlshabern mit Härte behandelt und nachher, bey dem Frieden, gänzlich verlassen war. Im Diwan waren damals einige der Meinung gewesen, man solle, zur Sicherheit des Reichs, die immer zur Empörung geneigten Griechen gänzlich ausrotten. Aber dieses ward verworfen, und die türkische Regierung hatte, nach der bessern Meinung eines ihrer größten Männer, Hassan Pascha, den misleiteten Unterthanen eine ganz allgemeine Amnestie bewilliget, und diese treu beobachten lassen; eine Maaßregel, welche die Griechen einer so milden Regierung eben so ergeben, als abgeneigt gegen die

fremde

fremde machen mußte, deren Verleitung so viel Unglück über sie gebracht hatte. Auch besorgte man in Wien, wo man die schlechte Beschaffenheit der russischen Heere und das Unvermögen der russischen Finanzen sehr wohl kannte, daß Oesterreich bey dem gemeinsamen Unternehmen bey weitem die meisten Kräfte werde aufbieten müssen, daß es zugleich den Angriffen anderer Mächte weit mehr ausgesezt sey, als das durch seine Entfernung gesicherte Rußland, welches bey allem dem doch den wichtigsten Theil der Beute verlangte.

Doch diese äußern Schwierigkeiten waren nicht die einzigen. Wenn es auch möglich gewesen wäre, diese zu überwinden, und die Türken wirklich nach Asien zu verdrängen; so war die Frage, wie ihre europäischen Lande unter Rußland und Oesterreich vertheilt werden sollten? so äußerst schwer zu beantworten, daß, um sich nicht zu früh zu entzweien, beide Theile noch nicht einmal wagten, sie aufzuwerfen, sondern vorzogen, sie einstweilen im Dunkeln zu lassen, bis der gelungene Entwurf die wirkliche Theilung der gemachten Beute nothwendig herbeiführen werde. Indeß hatte diese vorbehaltene Entscheidung bereits auf den Entwurf der Kriegs-Operationen Einfluß. Natürlich konnten diese nicht

wohl mit der nöthigen Bestimmtheit verabredet werden, da jede Macht die mistrauische Sorge hatte, daß sie durch die Unternehmungen, welche sie auf sich nehme, weit mehr für den Bundesgenossen, als für sich selbst arbeiten werde. Katharina II sahe den ganzen Entwurf als ihre eigene Idee an, zu deren Ausführung sie den österreichischen Monarchen mehr zuließ, als daß sie seiner bedurft hätte, dessen Ansprüche daher auch keinesweges nach denen abgemessen werden konnten, welche sie selbst machte. Daß nebst der Krimm und den diese begränzenden Tataren auch alle türkische Provinzen jenseits der Donau, daß besonders die Hauptstadt, und sowohl das feste Land, als die Inseln von Griechenland ihr zufallen müßten, betrachtete Katharina als eine sich von selbst verstehende Sache, da sie grade auf den Besitz dieser Lande den Namen des griechischen oder morgenländischen Kaiserreichs gründen wollte. Sie glaubte großmüthig zu handeln, wenn sie ihrem Bundesgenossen die Lande, welche sein Haus durch den Belgrader Frieden verloren hatte, zugestand. Die Moldau und Wallachey waren in Katharina's und vorzüglich auch in Potemkin's Sinn diesem leztern als eine unabhängige, aber unter Rußlands Schutz stehende, Herrschaft bestimmt. Von dieses gewaltigen Mannes Launen war die

ganze

ganze Ausführung so abhängig, daß Joseph seinen lebhaften Wunsch, diese beiden ihm so gelegenen wichtigen Provinzen für sich zu erwerben, nicht einmal laut werden lassen durfte. Beide Mächte suchten durch gute Worte und Freundschafts-Versicherungen eine der andern das Mistrauen, das sie gegenseitig empfanden, zu verbergen, eine der andern von dem wahrscheinlichen Gelingen ihres Entwurfs, und von dem guten Einverständniß, mit dem sie die zu machenden Eroberungen theilen würden, größere Hofnung zu geben, als jede selbst hatte.

Doch während es so schwer wurde, daß die beiden Kaiserhöfe einen festen, gemeinsamen Entwurf zur Vernichtung des türkischen Reichs machten, und nicht minder schwer, daß andere Mächte sich zur Vereitlung solchen Entwurfs fest vereinten, schritt Katharina II in der wirklichen Ausführung für sich allein unaufhaltsam fort. Sie that dieses, ohne noch den Krieg zu erneuern; ihr Benehmen bewies große Klugheit und verschafte ihr sehr wichtige Vortheile. Jeder Fortschritt, den sie noch im Frieden machte, beförderte den Erfolg des Krieges, wenn er künftig geführt werden mußte. Die Meinung von ihrer mit Oesterreich geschlossenen Allianz war der Kaiserin ungemein nüzlich, deshalb ließ sie

diese Meinung durch jedes Mittel überall verbreiten. Ihre Minister mußten das Daseyn einer solchen Allianz eingestehen, aber über deren Inhalt sich nicht eröffnen. Dieser wurde vielmehr sehr geheim gehalten. Der französische Hof konnte deshalb eben so wenig vom Wiener, als der preußische vom Petersburger einige Mittheilung bekommen;
im J. 1783 man versicherte zulezt, die neu geschlossene Allianz sey nur Bestätigung der ältern zwischen beiden Kaiserhöfen bestehenden Verbindungen. Der König von Preußen ließ hierauf sofort in Petersburg äußern: er hoffe in dem Fall, daß die Klausel der im Jahr 1746 zwischen Rußland und Oesterreich abgeschlossenen Allianz, der lezten welche bekannt geworden, Kraft welcher ihm Schlesien genommen werden sollte, von der jetzigen Bestätigung ausgenommen seyn werde. Die Antwort bestand in allgemeinen Versicherungen, daß die Kaiserin gewiß nichts eingehen werde, was ihren freundschaftlichen Gesinnungen gegen den König zuwider sey, aber eine bestimmte Verneinung oder Mittheilung der neuen Allianz konnte der König nicht erhalten. Diese Meinung von der wirklich geschlossenen Allianz war der Kaiserin um deshalb so nüzlich, weil sie die Pforte in beständiger Furcht erhielt, und sie zu den Abtretungen, die gefodert wurden, stimmte, auch war

Ka-

Katharina nicht verbunden, was sie allein der Pforte abdrang, zur Theilung zu bringen, und so lange die Pforte, ohne Unterbrechung des Friedensstandes, hergab, was verlangt wurde, war kein offenbarer Widerstand anderer Mächte zu besorgen. Der bedeutendste der in dieser Art abgedrungenen Vortheile war die Unterjochung des im leztern Frieden, auf Katharinens eigenen Betrieb, neu gestifteten tatarischen Staats. Durch die diesen Frieden erläuternde Convention vom 10ten März 1779 war die Unabhängigkeit dieses souverainen Staats wiederholt auf das feierlichste bestätigt. Durchaus keiner fremden Macht sollte derselbe in irgend einer Art von seinen Handlungen Rechenschaft zu geben je schuldig seyn; Rußland und die Pforte verpflichteten sich auf das Heiligste, unter keinem Vorwande sich in die Angelegenheiten desselben zu mischen. Wenn gleich das Verhältniß der Tataren zu dem Großherrn, als Oberhaupt der ihnen mit den Türken gemeinsamen mahomedanischen Religion, beibehalten werden mußte [19]), so ward doch mit großer

19) Dies ist sowohl in dem Frieden von 1774, als in der erläuternden Convention von 1779 mit den bestimmtesten Worten anerkannt. Bei der Ratifikation des erstern am 3ten Januar 1775 wurde noch in einem besondern Ver-

Vorsicht bestimmt, daß dieses Verhältniß nie auf weltliche Souverainetäts-Rechte ausgedehnt werde. Sollten aber je unerwartete Umstände, die man bey Abschluß der Convention nicht vorsehen können, es durchaus nöthig machen, sich um die innern Angelegenheiten der Tataren zu bekümmern, so gelobten beide Mächte, daß jede von ihnen nie den geringsten Schritt thun wolle, ohne sich deshalb mit der andern vorher freundschaftlich benommen zu haben. Jede Maaßregel sollte gemeinsam verabredet und nur gemeinsam ausgeführt werden.

Diesen so feierlich festgesezten Verpflichtungen gerade zuwider nahm Rußland an den Unruhen, die bald nachher in der Krimm ausbrachen, und die es selbst eifrig beförderte, den thätigsten Antheil [20]). Der schon

Vertrage (S. denselben in v. Martens Recueil T. IV. p. 443.) festgesezt, daß in den Moskeen des tatarischen Staats für den Großherrn gebetet, daß die Münze unter seinem Bilde ausgeprägt, auch die Priester und Richter vom Großherrn ernannt werden, und unter den Oberrichtern von Constantinopel stehen sollten.

20) Es fehlt uns noch eine genaue und vollständige Erzählung der hier angedeuteten Begebenheiten. Ein neuer Geschichtschreiber

ſchon vor der abgeſchloſſenen lezten Convention vom ruſſiſchen Hofe aufgedrungene neue Chan Schahin Gheray war von den tatariſchen Stammfürſten als Chan anerkannt und vom Großherrn, als Haupt der mahomedaniſchen Religion, feierlichſt beſtätiget. Er bewies ſich der ruſſiſchen Kaiſerin ganz ergeben, und im Vertrauen auf derſelben Schuz behandelte er ſeine Unterthanen mit ungezähmter Willkühr, legte ihnen

ſchreiber der Krimm, Stanislas Seſtrencewiz de Bohusz, in der histoire de la Tauride, à Bronsvic 1800. 2 Voll. hätte ſich ein Verdienſt erworben, wenn er dieſe Vorfälle, von denen er zum Theil Augenzeuge geweſen, mit einiger Ausführlichkeit in guter chronologiſcher Folge hätte vortragen wollen. Er geht aber ſehr oberflächlich über dieſelben hinweg. Auch ſeine ältere Geſchichte des merkwürdigen Landes würde mehr Werth haben, hätte der Verfaſſer ſeine Nachrichten mit Kritik geſichtet, ſie zuſammenhängender geordnet, und das Wichtigſte beſſer herausgehoben. — Auch der türkiſche Geſchichtſchreiber Resmi Achmet Efendi (in Weſentlichen Betrachtungen u. ſ. w. aus dem Türkiſchen überſezt von Hr. von Diez, Halle u. Berlin 1813) enthält über dieſe Begebenheiten nichts, aber ſein Ueberſezer giebt in den Anmerkungen einige gute Erläuterungen. Es wäre zu wünſchen, daß dieſer der Angelegenheiten des Orients ſo kundige Gelehrte eine zuſammenhängende Darſtellung der Unterjochung der Tataren vom erſten Anfang an bis zur Vollendung liefern möchte!

ungewohnte Abgaben und Lasten auf, achtete nicht die alte Verfassung und hergebrachte Sitten und Gebräuche, verlezte, was seinem Volke von den Vorfahren her heilig und ehrwürdig war, wollte fremde Einrichtungen einführen und verhaßte europäische Aufklärung aufdringen [21]). Sogar verbreitete sich das Gerücht, er werde Mahomeds Glauben entsagen und zur russisch-griechischen Kirche übergehen, auch sein Volk zu deren Annahme zwingen. Dies Alles erregte allgemeines Misvergnügen. Der Chan hatte seine Residenz von dem alten Sitz seiner Vorfahren Baktsaray nach Kaffa verlegt, um, im Fall eines Aufstandes aus den dort nahen Vestungen Kertsch und Jenikale, welche Rußland im Frieden sich

21) Um diese Aufklärung in vollen Strahlen zu verbreiten, faßte Schahin Gheray den Vorsatz, die große französische Encyklopädie ins Tatarische übersetzen zu lassen. Es blieb ihm aber nicht die Zeit, diesen Vorsatz auszuführen, und die nach ihm kommenden russischen Gewalthaber fanden gar nicht nöthig, die neuen Unterthanen mit dieser neuen Weisheit zu beglücken. Katharina II, voll Milde und philosophischen Duldungs-Geistes, bewilligte dagegen den Mahomedanern vollkommenste Glaubensfreiheit, und, statt der französischen Encyklopädie, veranstaltete sie eine sehr schöne Ausgabe des arabischen Korans zum Besten ihrer an denselben glaubenden neuen Unterthanen.

ſich vorbehalten hatte, Schutz erhalten zu können. Wirklich kam es zum Aufſtande. Ein anderer Prinz des tatariſchen Herrſcher-Stammes, Dewlet Gheray, der ſchon einmal Chan geweſen, ſezte ſich an die Spitze der Misvergnügten, welche den bey weitem größten Theil der Nation ausmachten. Ihre Klagen fanden bey der Pforte Gehör, und da Rußland noch nicht, wie es zufolge der Verträge längſt dazu verpflichtet war, ſeine Truppen aus der Krimm gezogen, vielmehr dieſelben mit neuen vermehrt hatte, ſo hielt der osmaniſche Hof ſich berechtiget, auch Truppen nach Taman zu ſchicken, und ſich der gegen die ausdrücklichen Friedens-Bedingungen unterdrückten Glaubensgenoſſen anzunehmen, deren geiſtliches Oberhaupt der Großherr den Traktaten gemäß noch immer war.

Dieſes benuzte Rußland zum Vorwande, um ein anſehnliches Corps Truppen einrücken zu laſſen. Fürſt Potemkin leitete die Unternehmungen. Gegen die Tataren, welche mit der neuen Regierung unzufrieden waren, wurde jede Gewaltthat verübt; ihr Eigenthum wurde der Wuth wilder Soldaten Preis gegeben, durch Raub und Feuer verheert. Tauſende von Familien kamen um, oder wurden zur Leibeigenſchaft ins ruſſiſche Reich abgeführt. Durch dieſe

Mittel ward endlich von dem Chan und mehrern Stammfürsten die Erklärung erpreßt: „daß, über„zeugt, wie sie nur unter der weisen und sanften Re„gierung der Kaiserin Ruhe und Glück finden könn„ten, sie sehnlichst wünschten, sich und ihr ganzes „Volk derselben auf ewige Zeiten ohne alle Bedin„gung und Einschränkung zu unterwerfen.“ — Huldreich wurde das Verlangen bewilligt. Der Tartarchan trat für sich und seine Nachkommen seine Souverainetäts-Rechte förmlich an die Kaiserin und ihre Nachfolger ab. Daß er als Wahlfürst zu solcher Abtretung nicht berechtigt sey, daß vielmehr, wenn er die Regierung niederlegte, den Stammfürsten das Recht gebührte, einen neuen Chan zu wählen, war eine Bemerkung, die von Niemand gemacht werden durfte. Katharina II erklärte in einem
1783 d. 8 April. Manifest [22]): „Da die Tataren das ihnen durch den „lezten Frieden verschaffte Glück eines unabhängigen „Staats zu genießen nicht fähig seyen, so finde die „Kaiserin, zu Herstellung der Ruhe in der Krimm, „und zur Sicherheit ihres eigenen Reichs, auch zu ei„nigem Ersaz der bereits für das Wohl der Tataren „aufgewandten über 12 Millionen Rubel betragenden „Ko-

22) S. daſſelbe in v. Martens Recueil T. IV. P. 444.

„Kosten, sich bewogen, die krimmische Halbinsel, „Kuban und die Insel Taman unter ihre Herrschaft „zu nehmen. Die Unterthanen wurden ermahnt, „durch Treue und Gehorsam sich der kaiserlichen „Huld und Gnade würdig zu machen.“ — Es ward der Kaiserin gehuldigt; jede Weigerung durch Mord und Verheerung bestraft, Alles mit Gewalt niedergedrückt. Die Generale Suworow und Paul Potemkin, ein Verwandter des Fürsten, waren die Hauptwerkzeuge, welche lezterer zu diesen Gräuelthaten gebrauchte. Man erzählt, ein General, Knees Prosorowsky mit Namen, habe sich durchaus geweigert, die widerspenstigen Tataren niederhauen zu lassen, mit der ihm Ehre bringenden Erklärung, „weil er kein Scharfrichter sey;“ aber Paul Potemkin, der statt seiner den Auftrag erhielt, ließ sofort 30,000 Männer, Weiber und Kinder, einfangen und niedermetzeln. So wurde bald allem Widerspruche ein Ende gemacht. Der Chan und noch einige Prinzen seines Hauses erhielten Pensionen [23]) und wurden angewiesen, sich ins Innere des russischen Reichs zu begeben. Schahin Gheray ging nach Kaluga. Da aber

23) Die dem Chan versprochene soll 200,000, nach Andern nur 80,000 Rubel betragen haben und bis 1787 bezahlt seyn.

aber die zugesicherte Pension nach einigen Jahren nicht mehr ausgezahlt wurde, flohe er, voll Reue und Schaam über die an seinem Volk begangene Untreue, zu der er sich verleiten lassen, nach der Türkey zurück,
1787 wurde aber auf der Insel Rhodus hingerichtet.

Schon zur Zeit des abgeschlossenen Friedens hatte man voraus ahnden können, daß die in demselben festgesezte Unabhängigkeit des tatarischen Staates ein solches Ende nehmen werde; nur mochte die Pforte es noch so bald nicht erwartet [24]), mochte nicht vermuthet haben, daß Rußland so ohne alle Scheu die von ihm feierlich übernommenen Verpflichtungen verhöhnen werde. Aber, um den Divan hierüber gar nicht zur Besinnung kommen zu lassen, ließ die Kaiserin, unmittelbar nach dieser so empfindlichen Beleidigung, ohne derselben nur zu erwähnen, die ungesäumte

24) Reßmi Achmet Efendi, welcher zur Nachgiebigkeit in Absicht dieses Punkts der Unabhängigkeit der Tataren so sehr gerathen und den Frieden von 1774 auf deren Anerkennung abgeschlossen, hatte es gewiß nicht erwartet. Er deutet in seiner Geschichte die Hofnung an, die er hegte, die Pforte werde während einiger Friedenszeit Kräfte sammlen, um den alten Zustand wieder herzustellen. Doch hat er noch erlebt, wie falsch diese Hofnung gewesen sey.

ſäumte Abſchließung eines Freundſchafts- und Handels-Traktats antragen, der in der Convention von 1779 vorbehalten war. Die meiſten Glieder des osmaniſchen Miniſteriums waren entweder durch Drohungen immer weitergehender Gewalt erſchreckt, oder auf irgend eine Art gewonnen. Man wagte nicht mehr etwas zu weigern, was Rußland foderte; der Handels-Traktat wurde abgeſchloſſen [25]), die ruſſiſchen Unterthanen erhielten durch denſelben im ganzen Umfange des türkiſchen Reichs zu Waſſer und zu Lande alle Vortheile und Befreiungen, deren die Franzoſen und Engländer, Kraft der dieſen Nationen ſeit langer Zeit ertheilten Kapitulationen, genießen. Im ſchwarzen Meere und aus demſelben in das weiße, und durch die Meerenge der Dardanellen nach dem Archipelagus wurde die unbeſchränkteſte Schifahrt und Handlung bewilligt. Die Kaiſerin erwarb das Recht, an allen Orten, wo ſie es gut finden würde, Conſuls und Vice-Conſuls anzuſtellen, denen dann alle diplomatiſchen Vorrechte wirklicher Geſandten zugeſtanden werden mußten, welche die Conſuls mit muthwilligem Stolz misbrauchten, um den Landesobrigkeiten zu troßen, über jede Polizey-Ver- 1783 d. 21 Jun.

25) S. denſelben in v. Martens Recueil &c. T. II. p. 373.

Verfügung sich wegzusetzen, und misvergnügte Unterthanen, besonders unter den Griechen, an sich zu ziehen.

Kaum hatte die Pforte sich zu diesem Traktat zwingen lassen, als der russische Bothschafter auf einer noch weit größern Erniedrigung dringend bestand. Es wurde nun förmliche Anerkennung der wider den ausdrücklichen Inhalt der Traktaten sich von Rußland angemaaßten Herrschaft über die Tataren verlangt, und, auf den Fall der Weigerung, unausbleiblicher Krieg gedrohet. Oesterreich gab zu erkennen, daß es, wenn es zu diesem komme, mit Rußland gemeine Sache machen, und auch eigne Forderungen aufstellen werde. Von keiner Seite war Aussicht zu Theilnahme und Beistand; der alte Alliirte der Pforte, Frankreich, selbst durch einen so eben geendigten Krieg in seinen Finanzen äußerst zerrüttet, rieth, auch noch dieses Opfer lieber zu bringen, als sich noch größerm Verderben, vielleicht gänzlichem Untergange, auszusetzen. So erkannte also die Pforte die russische Herrschaft über die Krimm die und angränzenden Lande an.

1784. 8 Jan. In dem deshalb abgeschlossenen Traktat [26]) wurde den

26) S. denselben in v. Martens Recueil &c. T. II. p. 505.

den Worten nach doch einige Schonung dadurch bewieſen, daß die Lande, welche Rußland gewaltſam an ſich geriſſen, nicht namentlich ausgedrückt ſind. Ihre Ueberlaſſung iſt nur dadurch angedeutet, daß beide Mächte die Artikel des Friedens von 1774 und der Convention von 1779, durch welche die Unabhängigkeit des tatariſchen Staates feſtgeſezt worden, ohne deren Inhalt zu wiederholen, für nicht mehr gültig erklären, und von nun an den Fluß Kuban zur Gränzſcheidung des ruſſiſchen und türkiſchen Reichs annehmen.

So verſchwand aus der Reihe unabhängiger Staaten der tatariſche, kaum neun Jahre nachher, als er in dieſelbe aufgenommen war. Sein Schickſal fand in Europa nur ſchwache Theilnahme. Ein der Zeit, oder dem Orte nach fern von uns ſich ereignender Unfall pflegt ſchwächer zu rühren; auch ſind unſre Begriffe von Recht und Unrecht unter den Völkern meiſtens nur auf den Kreis der Völker beſchränkt, die mit uns auf gleicher Stufe der Bildung ſtehen. Menſchen, die außer dieſem Kreiſe leben, geſchieht, glauben wir, kein Unrecht, wenn ſie auch gewaltſam in denſelben einzutreten genöthiget werden. Wir ſind wol gar geneigt, es als eine ſolchen Völkern wiederfahrne Wohlthat anzuſehen,

ſehen, wenn europäiſche Sitten und Ordnung auch wider ihren Willen über ſie verbreitet werden. Unter Tataren war man gewohnt, ſich ein rohes, wildes, räuberiſches Volk zu denken, das nothwendig dabey gewinnen mußte, wenn es dem Reiche einverleibt wurde, deſſen Beherrſcherin überall bewundert, und vorzüglich von den Weiſen des Jahrhunderts geprieſen wurde, weil ſie durch glanzvollen, äußern Schimmer die rohe Barbarey der innern Regierung zu verbergen verſtand. Aber wer genauer unterſuchte, konnte den Unterjochten eine bedauernde Theilnahme nicht verſagen. Seit Jahrhunderten lebten die Tataren als ein rohes, aber unſchuldiges und biederes Nomaden-Volk, in patriarchaliſcher Sitten-Einfalt, frey von den Laſtern und Gebrechen des geſitteten Zuſtandes. Die von ihren Vorfahren ererbte, durch mündliche Ueberlieferung aufbehaltenen Gebräuche und Satzungen waren ihre Geſetze. Sogar noch unter der türkiſchen Oberherrſchaft genoſſen ſie einer in vieler Rückſicht freien Verfaſſung, und blieben ein kräftigeres, ſittlich weit beſſeres Volk, als die Osmanen. Dieſe Oberherrſchaft beſtand ſeit dem Jahr 1471, da Sultan Mahomed II die Krimm und angränzende Lande ſeinem Reiche unterwarf, aber ſie veränderte wenig in den uralten Einrichtungen des tatariſchen Volks.

Die

Die Hauptverpflichtung deſſelben beſtand ſeitdem darin, daß es an allen Kriegen der Osmanen Theil nehmen, immer gerüſtet und auf jeden Wink bereit ſeyn mußte, ins Feld zu ziehen. Dies war dem kriegeriſchen Volke Luſt. Die Tataren machten in dem türkiſchen Heere ein eigenes Corps aus, dienten unter ihren eigenen Befehlshabern, behielten ihre Beute für ſich. Im Frieden lebten ſie ganz nach ihrer alten Weiſe, und die Freiheit des Einzelnen war in den meiſten Verhältniſſen des Lebens wenig beſchränkt. Der Groß-Sultan ernannte das Oberhaupt der Nation, den Chan, aber er war hierbey an die alte Herrſcher-Familie Gheray gebunden, welche von dem großen Eroberer Dſchingis-Chan herſtammte, auch gleicher Vorfahren mit der Familie der osmaniſchen Sultane ſich rühmte, und der, nach gemeiner Meinung, auf den Fall des Abgangs der leztern die Nachfolge auf dem osmaniſchen Throne gebührte [27]). Gewöhnlich ſchlug ein

27) Sowohl die Verwandtſchaft des osmaniſchen und tatariſchen Herrſcher-Stammes, als das Recht der Nachfolge des leztern im Fall der Erlöſchung des erſtern, ſind nicht ſo ausgemacht, als es in vielen Schriften angegeben wird. Daß die Familie Gheray in grader

ein regierender Chan dem Großsultan seinen Nachfolger vor, und jener ernannte ihn erst nach vorher erfolgter Zustimmung aller, oder doch der meisten Stammfürsten. Um die regierende Familie in der Abhängigkeit von der Pforte zu erhalten, war sie mit ansehnlichen Gütern im türkischen Reiche ausgesteuert, und die jüngern Prinzen brachten meistens einen

---

Folge vom Dschingis-Chan herstamme, scheint zwar gewiß; aber Osmann, der glückliche Anführer einer tatarischen Horde, mit der er sich an den Meistbietenden verkaufte, und am Ende des 13ten Jahrhunderts Gründer des großen Reichs wurde, das von ihm den Namen des osmanischen erhielt, kann so erlauchter Abkunft sich nicht rühmen. Siehe des gelehrten Geschichtforschers Schlözers Origines osmanicae in dessen Nebenstunden, Göttingen 1797. Indeß bey behaupteten Vorzügen dieser Art kommt es meistens nur auf das an, was geglaubt wird; doch auch hierüber sind die Zeugen widersprechend. Der moldauische Fürst Kantemir, ein gewiß wohl unterrichteter Mann, behauptet, es sey allgemeine Meinung, daß, nach Abgang des osmanischen Herrscher-Stammes, der tatarische zur Nachfolge berechtiget sey; als Beweis führt er ein von ihm selbst erlebtes Faktum an. Sultan Mustapha II drohete im J. 1702, um einen Aufstand gegen sich zu unterdrücken, alle noch übrigen von ihm gefangen gehaltenen Prinzen seines Hauses umbringen zu lassen, so daß es dann an einem Nachfolger fehlen werde, den man an seine Stelle setzen könne. Aber der

einen Theil ihrer Jugend am osmaniſchen Hofe zu. Doch erhielten ſie gewöhnlich ihre früheſte Erziehung in Cirkaſſien unter den dort umherziehenden Stämmen ihres Volks. Hier, unter einem ſchönen Himmelsſtrich, in freier Natur, wurde ihr Körper durch Uebungen aller Art geſtärkt. Sie lernten die Sinnes-Art, die Bedürfniſſe des Volks kennen. Bey

der Mufti vereitelte dieſes Vorhaben, indem er in der Verſammlung aller hohen Staats-Beamten feierlich erklärte: „auch wenn kein Prinz vom osmaniſchen Stamme mehr übrig ſey, werde es an rechtmäßigen Thronfolgern gar nicht fehlen, indem, nach altem Recht, alsdann den Prinzen des tatariſchen Hauſes Gherap der Thron unſtreitig gebühre.“ S. histoire de l'empire turc T. I. préf. pag. 30. — Dieſem entgegen verſichert ein ſorgfältiger Forſcher Peyſſonel (ſ. deſſen traité sur la mer noire T. II. p. 230): „er habe „die Miniſter des Chans und andere gute Kenner der „tatariſchen Verfaſſung wegen dieſes Erbrechts ausdrücklich befragt, und die Antwort erhalten, von „demſelben finde ſich durchaus kein Beweis.“ Vielleicht läßt ſich dieſer Widerſpruch dadurch aufheben, daß ein alter Vertrag, auf welchem dies Succeſſionsrecht beruhet, nicht mehr ſchriftlich vorhanden, ſondern nur durch mündliche Tradition das Andenken an denſelben erhalten iſt. Dies kann ſehr wohl der Fall ſeyn, wenn gleich die Abſtammung beider Herrſcherſtämme von gleichen Vorfahren ſich nicht beweiſen läßt.

reiferm Alter wurde ihnen ein Theil der bürgerlichen Verwaltung, oder eine militärische Befehlshaber-Stelle anvertrauet. So erhielten die tatarischen Prinzen eine ungleich bessere Bildung zu Regenten, als die osmanischen, die, bis auf den Augenblick der Thronbesteigung im Serail eingeschlossen, jedes Mittels, Kenntnisse zu erwerben, beraubt waren. Nur die regierende Familie war es indeß vorzüglich, welche die Abhängigkeit von der Pforte empfand. Um seine hohe Würde zu behaupten, mußte ein Tartar-Chan die Gunst der Machthaber zu Constantinopel durch bedeutende, oft wiederholte Geschenke, gewinnen. Dennoch wurden die Chans sehr oft ihrer Würde entsezt, und dann nach ihren Gütern in Romelien, oder auf die Insel Rhodus verbannt. Doch durfte in keinem Falle und unter keinem Vorwand einem tatarischen Prinzen das Leben genommen werden [28]). Diese Abhängigkeit des Herrscher-Stammes hatte auf die innern Einrichtungen des Volks wenig Einfluß. Jeder

28) Wenn von dieser Regel in Absicht des lezten Chans, wie oben erwähnt, eine Ausnahme gemacht wurde, konnte man mit Recht anführen, er habe durch die verrätherische Abtretung des Vaterlandes sich des Vorrechts seiner Familie unwürdig gemacht.

Jeder Hausvater war ein freier Mann; mehrere Familien machten einen Verein. Der älteſte von der angeſehenſten dieſer Familien war Richter im Frieden und Anführer im Kriege. Mehrere Familien-Vereine bildeten einen Stamm, deſſen Haupt wieder der älteſte aus der angeſehenſten Familie war; ihm gebührte die höchſte Leitung aller Angelegenheiten des Stamms. Die angeſehenſten Familien waren die Nachkommen der erſten Eroberer des Landes, oder wurden dafür gehalten. Sämmtliche Stammfürſten machten den Divan aus, ohne deſſen Zuziehung der Chan keinen Entſchluß von Wichtigkeit faſſen konnte. Unterließ der Chan die Zuſammenberufung des Divans, ſo hatte der nach dem Alter erſte Stammfürſt, und wenn dieſer nicht da war, der folgende das Recht dazu. Auch die Vollziehung der Geſetze und jede Handlung der ausübenden Gewalt war nach Erbrecht ausgewählten Männern überlaſſen, und durch weiſe Vertheilung gegen Misbrauch geſichert. Der Adel (die Myrſas) hatte nach beſtimmten Abſtufungen Würde und Vorzüge, die ein feines Ehrgefühl bey ihm unterhielten, aber er vermogte nicht die niedern Stände zu unterdrücken. Die gröſßte Macht und das höchſte Anſehn befand ſich immer bey den älteſten, bey denen man durch lange Erfahrung gereifte

Weisheit und gebändigte Leidenschaften voraussezte. Nicht Kunst noch tiefes Nachdenken hatten diese Verfassung hervorgebracht; die Umstände, unter welchen diese Menschen lebten, hatten sie allmählig auf Einrichtungen geleitet, die durch lange Dauer heilig und ehrwürdig geworden waren, die gern und willig beobachtet wurden. Seit den ältesten Zeiten erinnerte man sich keines Aufstandes gegen die Obern und gegen die alte Verfassung; auch grobe Verbrechen waren unter den Tataren höchst selten. Jeder Verein und jede Familie hatten ihre von Alters her angewiesenen Weideplätze, oder zum Ackerbau bestimmtes Land. Lezterer vergalt, bey dem fruchtbaren Boden, reichlich die angewandte Mühe; aber nur ein Theil der Tataren war Landbauer, lebte in Städten und Dörfern, ein größerer zog, unter Zelten lebend, in den ihm bestimmten Landstrichen umher. Der Reichthum desselben bestand in Heerden. Von den Häuptern zum kriegerischen Auszuge aufgefodert, drängte sich jeder herzu. Das Loos mußte entscheiden, welche zum Schutz der Weiber, Kinder und Heerden zurückbleiben sollten, und diese wurden durch gleichen Antheil an der Beute belohnt. Ihren Feinden bewiesen die Tataren sich allerdings furchtbar. Ein von ihnen überzogenes Land wurde durch Feuer und Schwerdt verheert, die Bewohner wur-

wurden als Sklaven hinweggeführt, aber, gleich allen nomadiſchen Völkern des Orients, behandelten die Tataren ihre Sklaven mit Milde. Unter ſich übten ſie Gerechtigkeit, und gegen Fremde, die zu ihnen kamen, Gaſtfreundſchaft. Seit die Tataren unter türkiſcher Oberherrſchaft lebten, wurden ſie zwar von den Chans, die, um ſich in der Gunſt des Hofes zu behaupten, Vieles bedurften, auch von den Türken, die Garniſonen im Lande hatten, zuweilen gedrückt. Aber gar arg läßt ein kräftiges, bewaffnetes Volk, deſſen Edelmuth und Tapferkeit im Kriege Achtung einflößt, ſich nicht mishandeln! Wirklich verdiente alſo das tatariſche Volk den Namen eines freien, noch ehe der Friede von Kudſchuck-Kainardgi es als ein ſolches anerkannte, und gewiß lebte es unter dem türkiſchen Joche viel glücklicher, als ihm zu leben beſtimmt war, wie Katharina II ihm das ihrige auflegte [29]).

29) Man halte die Schilderung des Glücks der Tataren nicht für übertrieben. Die Begriffe von Glück ſind natürlich höchſt verſchieden bey den Völkern, wie bey den Einzelnen. Ein rohes Nomadenvolk lebt in ganz anderm Sinn glücklich, als ein mehr gebildetes. Aber welche Bildung und welches Glück ſtand den guten Tataren unter Potemkins Herrſchaft bevor! Mit wie viel Elend,

Rußland entriß durch dieſe Gewaltthat dem türkiſchen Reiche ein Land, das die Hauptſtadt mit Getreide verſorgte, durch ſeine Lage eine kräftige Vormauer war und den Heeren Streiter lieferte, die ſich durch Tapferkeit und Muth immer ausgezeichnet hatten. Die aus Ein und einer halben Million kräftiger Menſchen beſtehenden tatariſchen Horden konnten, gehörig behandelt, nun dem ruſſiſchen Reiche eben ſo nüzlich werden, und vorzüglich als leichte Truppen treffliche Dienſte thun. Das neu erworbene Land hat in ſeinem größten Theile einen höchſt fruchtbaren Boden, iſt jeder Kultur empfäng-

---

Elend, mit welchen Laſtern wurden ſie durch dieſelbe bekannt, wovon ſie vorher nicht die Namen kannten. Meine Schilderung gründet ſich nicht auf die Urtheile vorübereilender Reiſenden, welche ein fremdes Volk gewöhnlich nur oberflächlich kennen lernen, ſondern vorzüglich auf die Nachrichten von zwey Männern, die mehrere Jahre als franzöſiſche Conſuls unter den Tataren gelebt, alſo durch ihre Verhältniſſe Gelegenheit gehabt haben, ſie genauer kennen zu lernen. Dieſe Männer ſind Tott in den Memoires sur les Turcs et les Tartares. II Voll. und Peyſſonel in den Observations sur les mémoires de Tott, und im Traité sur la mer noire, in deſſen 2ten Theil ſich ein officiell für das Miniſterium entworfenes Mémoire über die Tartarey befindet.

pfänglich; ſeine Lage am ſchwarzen und aſowſchen Meere, wichtigen türkiſchen Provinzen, und ſelbſt der Hauptſtadt gegenüber, konnte zu Ausführung der ausgedehnteſten Entwürfe des Handels, ſo wie der Eroberung benuzt werden. Lezteres war das Hauptaugenmerk ſowohl von Katharina als vorzüglich von Potemkin. Der Stolz und die Eitelkeit beider erlaubte nicht einmal, dieſes zu verbergen. Die Kaiſerin ließ an der Mündung des Dnepr eine neue Stadt, Cherſon, bauen, über deren Thor die Inſchrift in griechiſcher Sprache geſezt wurde: Dies iſt der Weg nach Conſtantinopel. Der Handel auf dem ſchwarzen Meere und durch daſſelbe nach dem Archipelagus würde noch viel lebhafter betrieben ſeyn, als wirklich geſchah, hätte es nicht den Einheimiſchen an Einſicht und den nöthigen Kapitalien, den Fremden aber, die hieher zu kommen eingeladen wurden, an Muth gefehlt, ihr Vermögen an Unternehmungen zu wenden, die durch jede Laune einer ununterrichteten und despotiſchen Regierung gefährdet werden konnten. Die ruſſiſchen Befehlshaber ſchrieben den Kaufleuten ihre Spekulationen vor, und wollten alle Schritte derſelben leiten. Sie verſprachen ihnen großen Gewinn, aber da es meiſtens an den nöthigen Kenntniſſen fehlte, um Handels-Entwürfe zu machen,

ſo entſprach der Erfolg nicht den Erwartungen, und dieſes ſchreckte Andere ab.

Die neuerworbenen Lande wurden in ein Gouvernement vereinigt, das den Namen des tauriſchen erhielt; die Ausbildung deſſelben, die Umſchaffung der Tataren zu Ruſſen wurde dem Fürſten Potemkin, von nun an der Taurier genannt, mit unumſchränkter Gewalt anvertraut. Alle Einrichtungen deſſelben hatten nebſt ſeiner eigenen Bereicherung keinen andern Zweck, als die Eitelkeit der Monarchin zu befriedigen und ſie durch die Vorſtellung von ſchnell geſchaffenem Wohlſtande zu täuſchen. Aber höchſt traurig war das Schickſal der Unterthanen. Mit muthwilliger Verachtung wurden alte Verfaſſung, Sitten und Gebräuche vernichtet. Das Recht wurde verkauft, nicht zu erſchwingende Abgaben wurden auferlegt, die wohlhabendſten Einwohner ihres Eigenthums beraubt, ſehr viele verließen das Land, andere wurden in entfernte ruſſiſche Provinzen abgeführt, wo ſie meiſtens vor Elend umkamen. An ihre Stelle wurden Fremde aller Nationen, ſowohl aus Europa, als beſonders auch Griechen und andere Chriſten aus Aſien, ins Land gelockt, die Verſprechungen trauten, deren Trug ſie nur zu bald erkannten und

dann

dann entweder, ihres mitgebrachten Vermögens beraubt, nach der Heimath zurückkehren, oder den härteſten Druck, gleich Sklaven, erdulden mußten. Schrecklich iſt die Abnahme der Volksmenge, welche ſchnelle Folge dieſer Mishandlungen war, und das fruchtbare Land zur Wüſte machte. In der Vorzeit war der Tatar-Chan mindeſtens mit Funfzig Tauſend kräftigen, wohlgerüſteten Reutern, oft noch mit viel größerer Zahl, zu den türkiſchen Heeren in den Krieg gezogen, und zwey Jahre nachher, nachdem das Land dem ruſſiſchen Reiche einverleibt worden, ſoll man nur Siebzehn Tauſend männliche Unterthanen gezählt haben.

Noch ehe die Einwilligung der Pforte zu dieſer gewaltſamen Erwerbung abgedrungen war, gelang es Katharina II, auch noch von anderer Seite ihr groſſes Reich zu erweitern, indem ſie einen anſehnlichen Theil von Georgien demſelben einverleibte. Die verſchiedenen Fürſten oder Zare dieſes Landes waren theils unabhängig, meiſtens aber der Oberherrſchaft der Pforte oder Perſiens unterworfen. Während des leztern Krieges waren die Ruſſen auch hier eingedrungen, hatten ſich mehrerer feſten Punkte bemächtiget, und ein Theil der Einwohner hatte ſich mit ihnen vereint. Nach dem Frieden von 1774 Art. 23. ſollte

ſollte in Georgien und Mingrelien Alles wieder auf alten Fuß geſezt werden, nur entſagte die Pforte dem Tribut von jungen Knaben und Mädchen, welchen ſie aus dieſen Landen erhoben hatte, auch andern Steuern; den griechiſchen Chriſten wurde völliger Schuz und Freiheit ihrer Religionsübung geſichert. Uebrigens verſprach Rußland, ſich auf keine Weiſe in die Angelegenheiten derjenigen Einwohner miſchen zu wollen, welche von langer Zeit her türkiſche Unterthanen geweſen waren und jezt als ſolche anerkannt wurden. Aber bald nach dem Frieden entſtanden neue Unruhen. Heraklius, Zar von Kartalinien und Kachet, bisher Vaſall von Perſien, neigte ſich zu Rußland, und ſchickte zulezt eine Geſandtſchaft nach Petersburg, durch welche er um den Schuz der Kai-
1783 d. 24 Jul. ſerin bat. In dem hierauf abgeſchloſſenen Vertrage [30]) entſagte der Zar feierlichſt aller Verbindung mit Perſien und mit jeder andern Macht, und unterwarf ſich dagegen Rußland. Er verſprach, mit ſeinem ganzen Heer zum Dienſt der Kaiſerin, ſo oft ſie es fordere, und nach Vorſchrift ihrer Befehlshaber bereit zu ſeyn. Die Verbindung wurde in der Folge noch genauer zu völliger Unterwürfigkeit geformt, und

noch

30) S. denſelben in v. Martens Recueil &c. T. II. p. 442.

noch andere georgiſche Zaren folgten dem Vorgange. Auch dieſe Vergrößerung war wichtig. Sie gewährte Mittel, um die neuen tatariſchen Unterthanen im Gehorſam zu erhalten, gab dem ruſſiſchen Reiche beſonders noch mehr Stärke gegen das türkiſche, und erleichterte den beabſichtigten völligen Umſturz des leztern.

So weit führte Katharina II ihre Entwürfe, ohne Krieg, noch bey Friedrichs Leben aus. Der große König ſahe dieſem Allen nicht gleichgültig, aber ruhig zu, weil er allein nichts dagegen zu thun vermogte, und eine Verbindung mit andern Mächten aus den ſchon angeführten Gründen nicht möglich war, ohne ſeinen Hauptzweck, die Erhaltung des Friedens für ſeine Staaten, in Gefahr zu ſezen. Noch ſahe er bey dieſen Vergrößerungen Rußlands keine nahe Gefahr für die Ruhe von Europa, vielmehr würde er es nicht ungern geſehen haben, wenn Rußland ſich immer mehr zu einer aſiatiſchen Macht umgewandelt hätte. Man behauptete damals, dies ſey wirklich Potemkins Grundſaß [31]), dem die europäiſchen

31) Der Verfaſſer einer neuern Schrift: Die ruſſiſche Geſandtſchaft nach China, St. Peters-burg

päiſchen Verhältniſſe zu klein wären, und der auch es nicht ſo leicht finden mochte, europäiſche Souverains zu unterjochen, als tatariſche Chans und georgiſche Zaren. Wenn gleich, wie wir Urſach haben zu glauben, Katharina ſelbſt nicht für dieſe Maxime war [32]), ſie vielmehr gewiß Europa nie aus dem Geſicht verlor; ſo war doch Erweiterung ihres ungeheuern Reichs nach allen Richtungen ganz in ihrem Sinn. Hierdurch wurden ihre Kräfte getheilt, ihre Verhältniſſe verwickelter. Je mehr dieſes der Fall war, um ſo mehr hoffte Friedrich, daß ein neuer Krieg und die Ausführung des Entwurfs zu Errichtung eines öſtlichen Kaiſerreichs noch verzögert werden dürfte. Der Erfolg hat ſeine Anſicht gerechtfertigt. So lange

burg 1809. S. 13. behauptet, Potemkin, den er einen weit umſchauenden Staatsmann nennt, ſey feſt überzeugt geweſen, Rußland müſſe durchaus ein aſiatiſcher Staat ſeyn, den europäiſche Händel wenig oder gar nichts angingen, und dazu habe er es ausbilden wollen, welches ihm aber nicht gelungen.

32) Das erſte Kapitel der von der Kaiſerin ſelbſt entworfenen Inſtruktion für ihre Geſetz-Commiſſion liefert hievon den Beweis, es fängt mit dem Satze an: Rußland iſt eine europäiſche Macht. S. dieſe Inſtruktion in (Schlözers) Neu verändertem Rußland Th. 1. S. 273.

ge Friedrich lebte, iſt die Ausführung des großen Entwurfs nicht unternommen, und auch nach ſeinem Tode iſt dieſelbe nicht gelungen, obgleich es zum Kriege mit der Pforte kam. Auch Vergennes beruhigte ſich mit dem Gedanken, daß wenigſtens Joſeph II den Osmanen nichts abgedrungen hatte. Gegen die Forderungen dieſes Monarchen, welche theils erweiterte Gränzen, theils die Schiffahrt auf dem ſchwarzen Meer betrafen, ermunterte der franzöſiſche Hof zu eben der Zeit, als er gegen Rußland Nachgiebigkeit anrieth, zur äußerſten Standhaftigkeit. Der Divan bewies ſie um ſo ſtärker, da Katharina II ſich dieſer Forderungen gar nicht annahm. In der That erhielt Oeſterreich nichts, als die Beſtätigung und einige Erweiterung der ſeinen Unterthanen bereits in früheren Traktaten für Handel und Schiffahrt ertheilten Begünſtigungen 33). Andere Entwürfe beſchäftigten Joſeph

33) Der deßhalb abgeſchloſſene neue Traktat iſt, ſo viel ich weiß, zur öffentlichen Kunde nicht gekommen. Aber, daß ein ſolcher abgeſchloſſen ſey, oder, daß wenigſtens die Pforte die Bekräftigung der im Paſſarowitzer und Belgrader Frieden zugeſtandenen Begünſtigungen zugeſichert habe, dieſes beweiſet eine türkiſche Verordnung vom 24ſten Februar 1784. S. dieſelbe in v. Martens Recueil Tom. IV. p. 458.

ſeph II, und er bedurfte bey denſelben der Unterſtützung ſeiner Allürten ſo ſehr, daß er es nicht wagte, Unzufriedenheit zu äußern, wenn dieſe im Oſten für ihre alleinige Vergrößerung ſorgte.

Was in Abſicht dieſer Angelegenheiten noch weiter geſchehen iſt, bleibt der Fortſetzung dieſer Geſchichte vorbehalten. Für jezt wenden wir uns zu andern Begebenheiten.

Elftes Kapitel.

Irrungen des Königs von Preußen mit der Stadt Danzig.

Bey der ersten Theilung Polens im Jahr 1772 wurden von dem Preußen zugestandenen Antheil die Städte Danzig und Thorn, obgleich in demselben belegen, ausgeschlossen. Diese beiden Städte gehörten bis dahin zu dem sogenannten Polnisch-Preußen [1]), und hatten

1) Das Land Preußen war in mittleren Zeiten dem deutschen Orden unterworfen. Im Jahr 1454 aber fiel ein großer Theil desselben ab und unterwarf sich, mit Vorbehalt seiner Rechte und Freiheiten, dem Könige und der Republik Polen, und hieß deshalb Polnisch-Preußen; der übrige bey dem Orden verbliebene Theil von Preußen wurde in der Folge vom Hause Brandenburg zuerst unter dem Namen eines Herzogthums, seit 1701 aber unter dem eines Königreichs besessen. Seit der im Jahr 1772 bewirkten Wiedervereinigung beider Theile erhielt das ehemalige Polnisch-Preußen den Namen Westpreußen, und das ältere wurde von nun an Ostpreußen genannt.

hatten große Freiheiten und Vorrechte. Weil durch ihre Einwohner der größte Theil des Handels auf der Weichsel betrieben wurde, genossen sie eines hohen Grades von Wohlstand. Sie befürchteten, diesen bey der Veränderung der Herrschaft zu verlieren, und bemühten sich deshalb sehr, nicht mit in der Abtretung von Polnisch-Preußen begriffen zu werden. Sie bewarben sich vorzüglich um den Schutz von Rußland, und es gelang ihnen, die Zusicherung desselben zu erhalten. Theils schmeichelte es Katharina II, beschützende Erhalterin der Freiheit dieser beiden alten Städte zu heißen, theils mogte es wirklich dem russischen Staats-Interesse angemessener scheinen, durch die Aufrechthaltung derselben in bisheriger Verfassung den zu großen Zuwachs Preußens und dessen Einfluß auf den Handel der Ostsee zu beschränken. Auch andere Mächte, welche bey diesem Handel interessirt waren, vorzüglich England und Holland, nahmen lebhaften Antheil. Und wie sie Polens Theilung überhaupt nicht hindern konnten, wandten sie Alles an, um wenigstens die Freiheit von Danzig und Thorn zu retten. Von diesen Mächten wurden also die Gesuche beider Städte am russischen Hofe kräftig unterstüzt und bewirkt, daß dieselben in bisheriger Verfassung bey Polen verblieben. Man hat behauptet, daß Friedrich II, hätte er mit

Nach-

Nachdruck und Beharrlichkeit darauf bestanden, die russische Kaiserin endlich bewogen haben würde, ihm die Städte zu überlassen; aber der König gab nach, entweder, weil er besorgte, das ganze Theilungs-Geschäft möchte über diesen Nebenpunkt sich zerschlagen, oder auch, weil die von ihm eingewilligte Beschränkung eine ähnliche für Oesterreich in Rücksicht auf Krakau zur Folge haben sollte. Auch glaubte er wahrscheinlich, der Herr des Weichselstroms werde immer den polnischen Handel leiten können, auch wenn er diese beiden Städte nicht besitze, welche unter günstigern Verhältnissen, in kürzerer oder längerer Zeit, seinem Staate doch unfehlbar zufallen müßten. Aber diese Trennung war von nachtheiligen Folgen, sowohl für die Städte, als für den König. Jene litten in ihrer Wirksamkeit, und ihr Wohlstand nahm ab, dieser wurde in Irrungen verwickelt, welche um so unangenehmer waren, da sie auf sein Verhältniß mit der russischen Kaiserin Einfluß hatten. Leztere hatte sich nun einmal zur Beschützerin der Städte erklärt und ihre Freiheit garantirt, sie hörte also die Beschwerden derselben an und nöthigte Friedrich, über Alles, was Danzig und Thorn betraf, gleichsam Rechenschaft zu geben.

Die Streitigkeiten mit Danzig wurden vorzüglich bedeutend [2]); es fehlte nicht an Vorwänden, das städtische Gebiet möglichst zu beschränken. Der wichtigste Eingriff war, daß Preußen sich desjenigen Theils des Hafens der Stadt Danzig bemächtigte, der, Neufahrwasser genannt, jezt nur allein noch fahrbar war. Die Stadt hatte diesen Hafen, nachdem der vorhin gebrauchte, das Nordergat genannt, versandet, auf einem Grunde angelegt, der ihr vom benachbarten Kloster Oliva abgetreten worden. Solche Abtretung, wurde jezt behauptet, sey ohne

2) Wir verfolgen nur diese, als die allgemein wichtigern; aber auch mit Thorn entstanden gleiche Irrungen, weil jedoch fremde Mächte an denselben nicht Theil nahmen, haben sie die Aufmerksamkeit des Publikums weniger angezogen. Im Cessions-Traktat war die Stadt Thorn mit ihrem ganzen Gebiet von dem an Preußen abzutretenden Lande ausdrücklich ausgenommen. Hierauf stüzte sich der Magistrat und behauptete, gewiß mit vollem Recht, daß es nicht darauf ankomme, ob das damalige Gebiet zu dem ursprünglichen Weichbilde der Stadt gehört habe, oder in spätere Zeit, durch Schenkung oder sonst, erworben sey. Aber der preußische Hof wollte hierin einen Unterschied finden, und der Stadt nur ihr Weichbild belassen; alle andere Besizungen zog er unter seine Hoheit. Die Stadt protestirte, auch die Republik Polen, aber, da kein höherer Schuz zu Hülfe kam, sezte Preußen seine Behauptung durch.

ohne Genehmigung des Königs von Polen, als Landesherrn, und des Papstes, als geistlichen Oberhaupts des Klosters, nicht gültig gewesen, und deshalb der jetzige Landesherr berechtiget, den Hafen zurückzunehmen. Diese Gründe wurden in einer vom Minister von Herzberg geschriebenen Deduktion 3) mit vielem Aufwand von historischer und Rechts-Gelehrsamkeit ausgeführt, haben aber wol wenig Ueberzeugung bewirkt. Die dagegen von der Stadt gemachten Einwendungen 4) konnten den Beifall unpartheiischer Prüfer nicht wol verfehlen; aber sie wurden in den Kabinetten nicht gehört. Katharina II willigte ein, daß der König den Hafen in Besitz nahm. Er bemächtigte sich mit demselben zugleich des Rechts, den Zoll und andere Hafengefälle zu erheben, welche die Stadt Danzig theils für des Königs von Polen, theils für eigene Rechnung bisher erhoben hatte.

3) Preuves et défense des droits du Roi de Prusse sur le port et le péage de la Vistule. 1772. S. diese Schrift in v. Herzberg Récueil Vol. I. p. 366. Alle öffentlich bekannt gewordene Aufsätze des preußischen Hofes in der Danziger Sache sind aus dieses Ministers Feder.

4) Der Titel der selten gewordenen städtischen Deduktion ist: Gedanken vom Eigenthumsrecht des Danziger Hafens. 1773.

Es währte nicht lange, so wurden die bisherigen Zollsätze noch erhöht. Alle nach Danzig kommenden, alle von dort abfahrenden Schiffe wurden einer zuvor nicht gewohnten strengen Untersuchung unterworfen. Dies hatte unangenehmen Aufenthalt zur Folge. Noch mehr, man klagte über lästige Formen, über Willkühr in Schätzung des Werths der Güter, von dem die Abgaben erlegt werden mußten. Vorzüglich war es den Danziger Handelshäusern zuwider, daß ihre Verbindungen mit andern Plätzen bey dem Zollamt im Hafen offen dargelegt werden mußten. Man befürchtete, die in der Nähe der Stadt wohnenden preußischen Unterthanen, deren Zahl sich immer vermehrte, möchten hierbey Vortheil ziehen und überhaupt im Zoll Begünstigungen erhalten, bey denen Danzig nicht würde bestehen können. Man äußerte sehr lebhaft die Furcht, Schellmühle, ein kleiner Ort unterhalb Danzig gelegen, möchte für diese Stadt werden, was einst Altona für Hamburg geworden war. Vielleicht war diese Besorgniß übertrieben. Waren gleich einzelne Privatpersonen sehr lebhaft beschäftiget, von den Umständen, zum Nachtheil Danzigs, Vortheile zu ziehen; so war es doch keineswegs Interesse des preußischen Staats, noch Absicht des Königs, den blühenden Handel einer Stadt zu vernichten, welche auf den Wohlstand des

sie

sie umgebenden Landes großen Einfluß hatte. Vielleicht wurde dieses anfangs auch von preußischen Behörden nicht völlig eingesehen, aber die Erfahrung belehrte hierüber bald. Deshalb wurden manche im Anfang erlassene harte Verfügungen nachher in der Ausführung merklich gemildert. So war zu Fordon an der Weichsel, oberhalb ihrer Trennung in zwey Arme, deren einer bey Elbing, der andere bey Danzig vorbey ins Meer geht, ein Zoll angelegt, der von den nach Elbing deklarirenden Schiffen mit zwey, von den nach Danzig bestimmten aber mit zwölf Procent entrichtet werden mußte. Dieser Unterschied war so bedeutend, daß der Handel von Danzig gar sehr gelitten haben würde, hätte die preußische Zoll-Direktion, der es weit minder um den neu zu belebenden Wohlstand von Elbingen, als um eine beträchtliche Einnahme zu thun war, nicht selbst einer solchen Folge vorzukommen nöthig gefunden. Sie that dieses, ohne die Zoll-Bestimmungen selbst zu verändern, aber sie gab geheime Instruktion an die Zollbedienten, den Werth der nach Elbing geführten Waaren nach den höchsten, dagegen der nach Danzig bestimmten nach ungleich mildern Sätzen zu bestimmen. So wurde eine ziemliche Gleichheit der Abgaben, die nach diesem Werth bemessen wurden, bewirkt. In ähnlicher Art verfuhr man in mehrern

Fällen, und so war der Druck für Danzig wirklich erträglicher, als man es nach manchen allgemeinen Verfügungen hätte vermuthen sollen. Indeß erlitt der Handel dieser Stadt doch immer eine sehr merkliche Abnahme. Einen empfindlichen Schaden that ihr eine von Friedrich II errichtete Seehandlungs-Compagnie, zu welcher der König selbst den größten Theil der Fonds hergegeben hatte *). Diese bemächtigte

*) Diese sogenannte Handlungs-Gesellschaft wurde sogleich nach dem Erwerb von Westpreußen und mit besondrer Rücksicht auf den Ostsee-Handel am 24ten Oktober 1772 errichtet. Sie führte Handel mit Waaren aller Art, aber ausschließlich hatte sie das Recht, ausländisches Salz in die preußischen Häfen an der Ostsee, und sowohl preußisches als fremdes Salz in Polen einzuführen. Letzteres Land hatte seine reichen Salzwerke, Bochnia und Wilitzka, verloren; durch die Theilung waren sie Oesterreich zugefallen. Die preußische Handlungs-Gesellschaft kaufte dieses österreichische Salz, und versorgte Polen mit demselben, so wie auch mit anderm fremden über See eingeführten, auch mit preußischem Salz. Dieser Handelszweig war ganz besonders einträglich. Es konnte zwar Jeder, sowohl Einländer als Fremder, durch Ankauf von Aktien Theilnehmer dieser Gesellschaft werden; aber, da die Zahl dieser Aktien beschränkt war und der König die bey weitem meisten für sich behalten hatte, so gehörte der größte Theil des Gewinns auch allein ihm. Nach einiger Zeit wurde bestimmt, daß die Aktien-Inhaber eine feste sich immer gleich

dividende

tigte sich vorzüglich des Weichsel-Handels, und hatte schon dadurch großen Vortheil, daß die von ihr versandten Waaren, als königliches Gut, von allen polnischen und preußischen Zöllen frey waren.

Alles dieses brachte bey den Danzigern eine große Erbitterung gegen diejenigen hervor, welche sie als die Urheber ihres schwindenden Wohlstandes betrachteten. Die preußischen Zoll- und Accise-Bedienten, welche die Stadt rund umzingelten und auch das innerste Zwischenverkehr ihrer Einwohner störten 6), machten durch harte und rauhe Behandlung noch mehr verhaßt, was schon an sich drückend war. Auch andre Behörden erlaubten sich zuweilen den Stolz, den die Beamten eines großen Staats gegen die eines benachbarten kleinen oft annehmen, und dadurch, ohne daß ihre Regierung es weiß und will,

bleibende Dividende von zehn Procent erhalten sollten. Auch hatten sie an der Verwaltung der Geschäfte gar keinen Antheil. Die Officianten wurden vom Könige angestellt und waren ihm allein verantwortlich.

6) Die Vorstädte, die Landsitze und sogar die Gärten ganz in der Nähe der Stadt waren unter preußische Hoheit gekommen. Fast bey jeder Spazierfahrt waren also die Einwohner Danzigs einer höchst lästigen, oft groben Durchsuchung, und gehäßigen Abgaben unterworfen.

Haß und Erbitterung hervorbringen. Klagen und Beschwerden helfen in so widrigen Verhältnissen gewöhnlich nicht viel, indem es der Privatleidenschaft und Eitelkeit leicht wird, ihre Ausbrüche durch Diensteifer und vorgegebne Sorge für das Interesse des Staats zu rechtfertigen. Dies war der Fall mit Danzig. Die Abneigung der Bürger dieser Stadt gegen Alles, was preußisch hieß, ging so weit, daß fast kein Militair- oder Civilbedienter mehr sicher vor Verhöhnungen und Beleidigungen war, wenn er einzeln irgend wo vom Danziger Pöbel bemerkt wurde. Mehrere in ihrem Vermögen zurückgekommene und schlecht denkende Einwohner der Stadt trugen vielleicht am meisten bey, die Erbitterung an beiden Seiten zu vergrößern. Sie ließen sich in den preußischen Vorstädten nieder und erklärten deutlich ihre Hofnung, den Handel ihrer gewesenen Mitbürger ganz an sich zu ziehen. Solche Abtrünnige befliessen sich, jede Verkehrung der Stadt im gehäßigsten Lichte darzustellen, und waren erfinderisch in Angabe der Mittel, um wirksam entgegen zu arbeiten. Die kleinsten Dinge wurden gegenseitig übel empfunden, oft sehr unschuldige verkehrt gedeutet. So entstanden unaufhörlich neue Streitigkeiten zwischen den königlichen Behörden und dem Rath von Danzig. Die Einwohner dieser Stadt, stolz auf ihre vor allen

ehe-

ehemaligen Landsleuten allein behauptete Unabhängigkeit, suchten geflissentlich die Gelegenheiten, um zu zeigen, daß sie im Besitz derselben seyen. Ueberzeugt, daß ihre Klagen am russischen Hofe gehört würden, erlaubten sie sich auch wol Uebertreibungen des ihnen angethanen Unrechts, und sogar — Neckereien und Beleidigungen der preußischen Behörden. Diese brachten deshalb bittere Beschwerden an das Ministerium und an den König selbst, stellten vor, wie kräftigere Maaßregeln durchaus nothwendig würden, wenn nicht preußische Unterthanen und Staatsdiener von einer Stadt, die sich die stolzesten Anmaaßungen erlaube, unterdrückt und des Königs eigene Würde herabgesetzt werden sollten. Diese Klagen, in welchen es schwer war, in der Ferne das, was übertrieben seyn mochte, von dem Wahren zu unterscheiden, wurden so häufig, daß der König durch sie nothwendig übel gestimmt werden mußte. Aber mit Wahrheit kann der Verfasser dieser Geschichte (welcher in diesen Sachen viel gearbeitet, und die meisten der an den König gebrachten Beschwerden, so wie dessen Bescheide auf dieselben gelesen hat) versichern, daß es durchaus nicht des Königs Wille war, der Stadt und ihren Einwohnern Unrecht thun zu lassen. Die Neckereien und Beeinträchtigun-

gungen, welche sich untere Beamte erlaubten, waren durchaus nicht in dem Sinn Friedrichs; er verbot und bestrafte sie oft sehr ernstlich. Er sahe sehr wohl ein, und machte seinen Behörden oft bemerklich, daß bey dem Verfall von Danzig auch die diese Stadt umgebenden preußischen Landbewohner leiden müßten. Zwar wünschte er allerdings, den Wohlstand seiner neuen Unterthanen zu beleben, und gern bewilligte er die vorgeschlagenen Begünstigungen Elbingens und anderer westpreußischen Städte; aber er glaubte, Danzig werde bey den wichtigen Vortheilen, in deren Besitz es seit so langer Zeit sey, daneben sehr wohl bestehen können. Daß dieses geschehe, wünschte er aufrichtig. Doch mogte er zugleich den Gedanken nähren, daß die Stadt durch das Gefühl der Nachtheile der von ihr so sehr verlangten Trennung von dem sie überall umfassenden Lande genöigt werden dürfte, sich der preußischen Herrschaft freiwillig zu unterwerfen. Hätten die Danziger sich zu diesem Schritt entschließen können, so wäre gewiß ihrem Handel jede Begünstigung, ihrer eigenthümlichen innern Verfassung jeder Vorzug bewilliget, der mit der Einverleibung in die preußische Monarchie nur irgend verträglich war. Einige Männer von Einsicht in Danzig erkannten dieses und wünschten die freiwillige Unterwerfung;

aber

aber sie durften nicht laut werden gegen die bey weitem größere Zahl, welche, stolz auf die bisher erhaltene und durch den Kampf, den sie schon gekostet, noch theurer gewordene Freiheit, deren Behauptung jedem andern auch noch so groß geschilderten Vortheil weit vorzogen. Fern sey es, solche Gesinnung zu tadeln. Mit Recht ist dem Menschen eine angeborne freie Verfassung das Liebste aller Güter, und aufgedrungene fremde Herrschaft, unter welcher Gestalt sie sich zeige, immer verhaßt! Solche Gesinnung verdient Achtung, und sogar Nachsicht ist billig, wenn dieselbe übertrieben wird und zu Handlungen verleitet, die der Klugheit nicht gemäß sind. Daß dieses in Danzig oft geschah, wurde auch durch fremde Mächte befördert. Der russische Hof hörte nicht nur alle Klagen der Danziger gern an, sondern er foderte sogar auf, daß sie vorgebracht wurden. Es schmeichelte der Eitelkeit Katharinens, die Schiedsrichterin zwischen dem König und der Stadt zu seyn. Erklärte sie die Beschwerden der lezteren für gegründet, so zeigte sie sich als großmüthige Beschützerin der Schwächern und Unterdrückten, erwarb deren Zuneigung, so wie den Beifall von Europa. Gab sie dem König Recht, so war es eine neue Verbindlichkeit, die sie ihm auflegte und immer hoch anrechnete. Unter

den

den Männern von Einfluß am Hofe der Kaiserin verminderte, seit Panins abnehmender Gunst und nach dieses Ministers Tode 7), sich immer mehr die Zahl derer, welche dem preußischen System geneigt waren, und manche sahen sehr gern, wenn Vorfälle eintraten, welche der Kaiserin Kälte und Widerwillen gegen Friedrich vermehrten. Deshalb wurden die Danziger ermuntert, ihre Klagen oft zu wiederholen, und das Benehmen der preußischen Behörden aufs gehäßigste zu schildern. Auch an den englischen und holländischen Gesandten und Consuls in Petersburg hatten die Danziger immer gute Fürsprecher. So wurde dieser Kampf immer lebhafter; die preußischen Beamten gingen in ihren Anmaaßungen oft weiter, als der König und das Ministerium es wollten und wußten. Die Neckereien der Danziger Einwohner, welche kräftigen Schutzes sich versichert hielten, reizten stärker und öfterer, als der Magistrat es wollte. Dieser, in welchem viele Männer von gemäßigter Denkungsart sich befanden, sahe sich zuweilen wider Willen durch das Andringen seiner Bürger genöthiget, Schritte zu thun,

7) Er starb den 31sten März 1783, und unmittelbar nachher fingen die lebhaften Streitigkeiten von Seiten Danzigs an, von denen sogleich die Rede seyn wird.

thun, welche den König nothwendig beleidigen mußten. Ein solcher gab besonders im Jahr 1783 Anlaß zu Irrungen, die ein allgemeines und lebhaftes Aufsehen machten. Danzig hatte sich nie im Besitz des Stapelrechts befunden. Die in der Nähe dieser Stadt wohnenden, durch ihr Gebiet von einander getrennten, ehemals polnischen, jezt preußischen Unterthanen hatten, von Alters her, ihr Verkehr unter einander auf der Weichsel, die Stadt vorbey, ruhig getrieben. Dies wurde plözlich gestört und, ohne vorhergegangene Ankündigung, verlangt, alle die Stadt vorbeifahrenden preußischen Unterthanen sollten ihre Güter dort ausladen und feil bieten, auch mit ihren Bedürfnissen sich nur in der Stadt versorgen. Die Klagen der Unterthanen wurden laut über dieses Verfahren; alle Vorstellungen, sowohl der Behörden, als auch des Ministeriums, bewirkten keine Aenderung. So sahe der König, obgleich sehr ungern, sich genöthiget, Repressalien zu gebrauchen. Er ließ Truppen in das Gebiet der Stadt einrücken und ihren Handel sperren. Nun wollte der König von Polen die Sache gütlich beilegen, und dann trat die russische Kaiserin als Vermittlerin auf. Die Streitigkeiten wurden hierdurch noch mehr verwickelt. 1783 d. 25ten April

Auf

Auf den in der folgenden Zeit gänzlich veränderten und den jezt bestehenden Zustand der Dinge haben diese Irrungen gar keinen Einfluß mehr. Eine umständlichere Erzählung derselben kann also für die jetzigen Zeitgenossen und für die Nachwelt nur geringes Interesse haben. Leser, welche dennoch sich über dieselben näher zu unterrichten wünschen, verweisen wir deshalb auf eine vom Verfasser dieser Geschichte gleichzeitig mit jenen Begebenheiten entworfene Schrift; der Anlaß zu derselben war folgender.

Verschiedene zur Vertheidigung Danzigs erschienene Schriften stellten die Streitigkeit sehr zum Nachtheil Preußens, und das Verfahren des Königs in einem gehäßigen Lichte dar. Einige derselben, und besonders eine unter dem Titel: Schreiben eines Weltbürgers, schienen Eindruck im Publikum zu machen. Deshalb erhielt Dohm, welcher mit den Danziger Angelegenheiten durch seine Arbeiten in denselben wohl bekannt geworden, den Auftrag, diesen Eindruck durch eine Gegenschrift zu schwächen. Gerade wie er anfing, sich hiemit zu beschäftigen, übersandte ein mit der ältern Geschichte von Polnisch-Preußen vertrauter und von den neuesten Vorgängen wohl unterrichteter

Mann,

Mann, der Postdirektor Uhl zu Stolzenberg bey Danzig [8]), eine Widerlegung jener Schrift, und bat um Erlaubniß, sie bekannt machen zu dürfen. Dohm, dem die Durchsicht dieser Widerlegung aufgetragen war, fand sie so gründlich gearbeitet, daß er ihre Bekanntmachung anrieth, doch zugleich sich erbot, sie mit einer Einleitung zu begleiten, welche eine allgemeine Uebersicht der Sache geben sollte. Dieses wurde genehmigt, und so erschien diese Schrift Febr. 1784. unter dem vom Verfasser gewählten Titel: Schreiben eines Elbingers an den reisenden Weltbürger. So schätzbar diese Uhlsche Schrift auch ist, so geht sie doch, ihrer Bestimmung gemäß, zu sehr in Untersuchung einzelner Gegenstände ein, bezieht sich auch zu sehr auf die Schrift, welche sie widerlegt, um noch jezt mit Interesse gelesen werden zu können; es wird also nur die Einleitung, welche auch unabhängig von dieser Schrift verständlich ist, hier mitgetheilt [9]). Sie wird denen, welche noch jezt über jene Irrung sich unterrichten wollen, hinreichende Belehrung geben.

Der

8) Er wurde nachher in gleicher Eigenschaft nach Danzig versezt, wo er 1795 gestorben ist.

9) S. dieselbe in der Beilage H.

Der Verfasser hat, nachdem ihm, nach verflossenen dreißig Jahren, die Danziger Irrung und seine Schrift über dieselbe völlig fremd geworden, den in derselben beobachteten Ton der Mäßigung und Achtung mit Vergnügen bemerkt, und er erlaubt sich auf denselben aufmerksam zu machen, da dieses Verdienst nicht ihm, sondern dem großen König und dessen Ministerium gebührt. Jener hatte ausdrücklich befohlen, daß durchaus keine falschen oder zu weit getriebenen Behauptungen aufgestellt, Alles, was die Danziger beleidigen könnte, sorgfältig vermieden, ihr Unrecht ihnen mit Glimpf vorgehalten werden sollte. Der Verfasser befolgte diese Vorschrift, und hatte das Vergnügen, daß Friedrich selbst in einem eigenen Schreiben ihm seine Zufriedenheit, sowohl mit der Entwickelung der Sache, als auch mit dem bescheidenen und gemäßigten Vortrage, bezeugte. Die Schrift verfehlte auch ihres Zweckes nicht; sie machte im Publikum, auch in Petersburg, einen guten Eindruck. In Danzig selbst verminderte sie etwas die Heftigkeit gegen Preußen, und hatte die Folge, daß die Schriften, welche noch ferner für die Stadt erschienen, mit etwas minderer Bitterkeit abgefaßt waren. Da zu gleicher Zeit der König an alle Behörden in der Nähe von Danzig ernstliche Befehle erneuerte, Beleidigungen und Neckereien sorgfältig

zu

zu vermeiden; so mehrte sich die Zahl derer, welche für Mäßigung gestimmt waren, und zum Theil eine freiwillige Uebergabe der Stadt, mit Vorbehalt wichtiger Rechte und Freiheiten, anriethen. Aber diese konnten nicht durchdringen. Weniger die Anhänglichkeit an die alte gewohnte Verfassung, als die Aufreizung von Rußland und andern fremden Mächten verhinderte es. Endlich kam nach langen und schwierigen Unterhandlungen ein Vergleich zu Stande, der die neuesten Irrungen beilegte. Aber obgleich Rußland ihn abgeschlossen hatte, zögerten die Danziger doch noch lange mit dessen Unterzeichnung [10]). Es wurde kein dauernder Zustand der Ruhe durch denselben bewirkt. Von beiden Seiten beschwerte man sich über Verletzung der abgeschlossenen Convention, und so dauerten diese Streitigkeiten bis zu Friedrichs Tode fort.

10) Am 7ten September 1784 wurde diese Convention zu Warschau zwischen dem russischen und preußischen Gesandten abgeschlossen, aber erst am 12sten Februar 1785 traten die Danziger Deputirten derselben bey. S. dieselbe im Herzbergschen Recueil T. I. p. 436. und in v. Martens Recueil T. II. p. 544.

Zwölftes Kapitel.

Das System der bewafneten See-Neutralität, vorgeschlagen und durchgesezt von Katharina II. Benehmen sowohl der kriegführenden, als neutraleu Mächte bey demselben.

Nach beendigtem siebenjährigen Kriege fand die brittische Regierung billig, daß zu Tilgung der durch ihn veranlaßten Schulden, zu Zahlung der durch ihn nothwendig gewordenen großen Abgaben, auch die Kolonien in Nordamerika verhältnißmäßig beitrügen. Sie fand dieses um so mehr billig, da sie behauptete, jener Krieg sey vorzüglich um der Kolonien willen geführt, der errungene Friede habe vorzüglich ihre Sicherheit und ihren Wohlstand begründet und erhöht. Die Kolonisten läugneten die Billigkeit der Forderung nicht, aber sie behaupteten, ihre Vorfahren hätten durch Versetzung über das Meer nicht die Rechte brittischer Staatsbürger verloren, und das wichtigste dieser Rechte sey, daß ein Britte mit keiner Abgabe belegt werden könne, zu der er nicht durch seine gewählten

ten Repräsentanten seine Zustimmung gegeben habe. So waren die Nordamerikaner bereit, Abgaben zu zahlen, wenn entweder ihnen eine verhältnißmäßige Repräsentation im brittischen Parlament, oder ein eignes Parlament, wie Irland es hatte, zugestanden würde. Dieses weigerte die Regierung, versuchte vielmehr die eigenmächtige Erhebung von Abgaben auf verschiedene Weise. Die Nordamerikaner widersezten sich; auch in England fand ihr Widerstand Beistimmung. Viele besorgten, daß die Absicht des Hofes noch weiter gehe, als angegeben worden. Sie sahen in der bezielten Unterwerfung der Nordamerikaner unter Gesetze, zu denen sie nicht verfassungsmäßig mitgewirkt hatten, einen Versuch, die königliche Gewalt zu erweitern, der, wenn er gelänge, der Freiheit des Mutterlandes selbst einst gefährlich werden könnte. Aber, obgleich Männer von Einsicht widerriethen, obgleich sogar der große Chatham mit der ganzen Kraft seiner Beredsamkeit warnte, beschloß dennoch das Ministerium, den Widerstand der Kolonien mit 1774
Gewalt zu unterdrücken. Es wurden englische und von einigen deutschen Fürsten [1]) in Sold genommene

1) dem Landgrafen von Hessen-Cassel, dem Herzoge von Braunschweig, dem Markgrafen von Anspach und dem Fürsten von Waldeck. Außerdem wurde auch ein großer Theil der hannöverschen Truppen in englischen Sold genommen.

Truppen über das Meer gesandt, doch diese Truppen waren nicht zahlreich genug für den Zweck, ihre Verwendung war übel geleitet, die Unterdrückung mislang, der Muth der Amerikaner wurde durch den Erfolg gestärkt. Bald vereinten sich dreizehn Landschaften, entsagten feierlich und für immer jeder Verbindung mit dem Mutterlande, endlich erklärten sie sich 1776 den 4 Jul. unabhängig. Ihre Kriegs-Unternehmungen waren ferner glücklich. Ein Mann von ausgezeichneten Talenten, von edlem, festen Charakter und wahrer Lebensweisheit, Washington, leitete sie.

Frankreich sah in diesem Bürgerkriege nicht die Gefahr des Beispiels für seine eigenen Kolonien, sondern nur eine Gelegenheit, Rache zu nehmen an dem Nebenbuhler, der im lezten Kriege ihm seine Uebermacht so fühlbar gemacht, einen so nachtheiligen Frieden ihm abgedrungen hatte. Es unterstüzte die sich empörenden Kolonien, und ließ sie durch seine Unterthanen unterstützen, zuerst insgeheim, dann mehr öffentlich. Der amerikanische Congreß sandte Deputirte an den französischen Hof; unter ihnen war Franklin, ein Greis [2]) von edler Einfalt des Charakters, dem

2) Benjamin Franklin, geboren zu Boston in Neuengland 1706, war 71 Jahr alt, als er diese wichtige Gesandtschaft antrat.

dem seine Kenntnisse und Erfindungen in den Wissenschaften bereits hohe Achtung in beiden Welttheilen erworben hatten. Dieser Mann trug viel bey, die allgemeine Meinung für die Sache Nordamerikas zu gewinnen. Die Deputirten verlangten noch kräftigern Beistand und förmliche Anerkennung. Die Hofnung, Englands Seemacht bedeutend zu schwächen, vielleicht noch mehr die Besorgniß, wenn eine Versöhnung des Mutterlandes mit den Kolonien zu Stande käme, möchten die Folgen für Frankreich verderblich seyn 3), entschieden die Entschließungen des Kabinets zu Versailles. Ludwig XVI opferte die Eingebung seines guten Verstandes und sein Gefühl von Recht den vermeinten Forderungen der Staatskunst und der Meinung seiner Rathgeber; er erkannte die Unabhängigkeit von Nordamerika förmlich an, und schloß mit ihnen einen Handlungs- und Freundschafts-Trak- 1778 den 6 Febr. tat.

3) In England, selbst im Parlament, wurde ganz unverholen vorgeschlagen: man solle die Forderungen der Kolonien zugestehen, und dann mit vereinter Kraft über Frankreich herfallen, das den innern Zwiespalt anfache und zum Verderben beider Theile reize. Auch die amerikanischen Deputirten gaben in Paris zu erkennen, daß, wenn der französische Hof mit der Anerkennung und kräftigen Unterstützung zögere, man unfehlbar mit dem Mutterlande, auf welche Bedingungen es auch sey, sich aussöhnen werde.

tat. Dieser Schritt war Krieg gegen England, doch wollte ihn Frankreich nicht als Erklärung desselben angesehen wissen. Beide Mächte vermieden das Wort, jede wollte angegriffener Theil scheinen und sich dadurch die Vortheile sichern, die auf solchen Fall durch die mit andern Staaten bestehenden Traktaten bestimmt waren. Indeß brach der Seekrieg
1778. Jun. wirklich zwischen Frankreich und England aus. Auch Spanien, so sehr ihm vor allen daran liegen mußte, das Beispiel eines gelungenen Aufstandes von Kolonien nicht zu begünstigen, nahm als Bundesgenosse Frank-
1779 den 16 Jun. reichs Theil. England war ohne Verbündete. In Bezug auf ältere Verträge verlangte es den Beistand Hollands. Dieses läugnete, daß die Verträge auf den jetzigen Fall Anwendung litten. England be-
1780 d. 20 Decbr. schuldigte es sogar heimlicher Begünstigung seiner Gegner, und erklärte zulezt auch ihm den Krieg.

Von keiner Macht hätte England einen kräftigern Beistand erhalten können, als von Rußland. Bekannt war, daß Katharina II große Vorliebe für die englische Nation, und entschiedene Abneigung gegen Frankreich hatte. Auch war jede Empörung von Unterthanen gegen ihre rechtmäßige Regierung ihr höchst zuwider. Schleunige und kraftvolle Unterdrückung derselben schien ihr eine gemeinsame Angelegen-

legenheit aller Regenten. Auf dieſe Umſtände gründete man die Hofnung, daß es wol möglich ſeyn möchte, die Kaiſerin zu einem Allianz-Traktat zu vermögen, durch den ſie zum Beiſtande ſich verbände. Die Unterhandlung deshalb 4) wurde dem brittiſchen

4) Ueber die hier beſchriebene Unterhandlung verdanken wir die glaubwürdigſten Nachrichten dem Herrn Grafen von Görz, welcher zu der Zeit, wie dieſelbe betrieben wurde, preußiſcher Geſandter in Petersburg war und des beſondern Vertrauens des Grafen Panin genoß. Die Schrift dieſes Staatsmanns erſchien zuerſt 1797 zu London in einer engliſchen Ueberſetzung der damals noch nicht gedruckten franzöſiſchen Handſchrift, und der Verfaſſer war nicht genannt, ſondern auf dem Titel nur als **a german noble Man** bezeichnet. Nachher iſt ſie vom Verfaſſer ſelbſt in ihrer Urſprache, unter dem Titel: **Mémoire ou précis historique sur la neutralité armée & son origine par le Comte Eustache de Goerz**, zu Baſel 1801 bekannt gemacht. Neben dieſer zuverläſſigen Quelle habe ich auch alle andere mir zugänglichen gedruckten und handſchriftlichen Nachrichten benuzt. Die wichtigſten unter den gedruckten ſind diejenigen, welche der Herr von Albedyhl, zur Zeit der Unterhandlung ſchwediſcher Geſandtſchafts-Sekretair am Petersburger Hofe, im **Recueil des mémoires et pieçes relatives aux affaires du Nord de l'Europe pendant la dernière partie de XVIIIme Siècle**. Stockholm 1798, und ein däniſcher Geſchäftsmann, Herr von Eggers, in Denkwür-

Bothschafter zu Petersburg, Ritter Harris (nachher Lord Malmesbury) übertragen. Das schwierige Geschäft war eines Staatsmanns würdig, der große Talente mit ausgebreiteten Kenntnissen und ungemeiner Thätigkeit verband 5). Er sahe wohl ein, daß er die Beistimmung des ersten russischen Staatsministers, des Reichskanzlers Grafen von Panin, nicht

würdigkeiten des dänischen Staatsministers Grafen von Bernstorf, Koppenhagen 1800, geliefert haben. Beide wohl unterrichtete Männer bestätigen die Wahrheit des Herzischen Berichts, geben aber einige Schweden und Dännemark betreffende Erläuterungen, besonders enthält die Eggersche Biographie viele merkwürdige Aktenstücke.

5) James Harris, geboren 1746, widmete sich früh der diplomatischen Laufbahn, wurde im J. 1772 englischer Gesandter zu Berlin, und 1775 zu St. Petersburg. Nachher war er Bothschafter in Holland, und seine bey der Revolution dieses Landes im Jahr 1787 geleisteten Dienste bewirkten seine Erhebung zu der Würde eines Lords. Später ist er bey den Versuchen, zwischen seinem Vaterlande und Frankreich Frieden zu stiften, im J. 1796 zu Paris und 1797 zu Lille gebraucht worden. Obgleich seine Bemühungen hier ohne Erfolg waren, hat man doch seiner bewiesenen Geschicklichkeit immer Gerechtigkeit wiederfahren lassen, und ich habe die französischen Bevollmächtigten, welche mit Harris unterhandelt ha[illegible], von ihm mit großer Achtung reden hören. Er war unstreitig einer der einsichtsvollsten britischen Staats-Männer seiner Zeit.

nicht erhalten werde. Dieſer kannte die groſſe Erſchöpfung, welche der Krieg mit der Pforte hervorgebracht, die Zerrüttung der Finanzen zu gut, als daß er es hätte rathſam halten können, das ruſſiſche Reich, um fremder Angelegenheiten willen, in einen Krieg zu verwickeln, der in großer Ferne in einem andern Welttheile geführt werden ſollte, der, in jedem Fall des Erfolgs, viele Menſchen koſten und zur nächſten unmittelbaren Folge den Verluſt des während des Seekrieges ſo äußerſt vortheilhaften Abſatzes ruſſiſcher Produkte haben würde. Dieſe Betrachtungen waren wichtig, und vorgetragen von einem Staatsmanne, deſſen Einfluß zwar geſchwächt, aber deſſen Meinung doch immer groſſes Gewicht hatte, mußten ſie die Entſchließung Katharinens entſcheidend beſtimmen. Bey aller Vorliebe für England konnte dieſe Monarchin nicht verkennen, daß Theilnahme am Seekriege mannichfache Verwickelungen hervorbringen, und ſie aus der freien unabhängigen Lage, in der ſie ſich jezt befand, herausſetzen, auch deshalb der Ausführung des groſſen Entwurfs, der ihr am meiſten am Herzen lag, hinderlich ſeyn dürfte.

Harris, überzeugt, daß die Kaiſerin und ihre Rathgeber dieſe Anſicht faſſen würden, beſchloß, was er nicht auf dem Wege einer geraden Unterhandlung

lung erhalten konnte, durch einen Umweg zu erreichen. Er wollte Potemkin, deſſen Kredit damals der höchſte war, für die Verbindung mit ſeinem Hofe gewinnen, und dazu jedes Mittel anwenden, was die bekannten Geſinnungen dieſes mächtigen Günſtlings darboten [6]). Durch ihn ließ er der Kaiſerin unmittelbar den Wunſch ſeines Hofes vortragen und denſelben dadurch angenehm machen, daß er für den Lieblings-Entwurf der Kaiſerin, die Vertreibung der Türken aus Europa, zu Englands kräftigſter Unterſtüzung Hofnung machte. Der Anſchlag gelang; Harris hatte zwey geheime Audienzen bey der Kaiſerin ohne Panins Wiſſen. Dieſe Monarchin hörte ihn beiſtimmend an, und erlaubte ihm, ſich die Autoriſation ſeines

6) Man hat allgemein behauptet, daß zu dieſem Zweck ſehr bedeutende Summen angewandt wären; folgende Geſchichte iſt hievon erzählt. Der Geſandte eines bey der Sache intereſſirten Hofes äußerte in vertrauter Unterredung gegen Graf Panin die Beſorgniß, daß Potemkin für England gewonnen ſeyn möchte, und fügte hinzu, man ſage, derſelbe habe 40,000 Rubel vom engliſchen Hofe erhalten. Panin beſtritt die Wahrheit des Gerüchts, und ſagte lächelnd: Potemkin ſey nicht der Mann, der für eine ſolche Summe ſich erkaufen laſſe. Der Geſandte verſtand erſt, was der Miniſter hatte ſagen wollen, wie er auf weiteres Nachforſchen erfuhr, Potemkin habe nicht 40,000 Rubel, ſondern ſo viele Pfund Sterling erhalten.

nes Hofes zu verſchaffen, um zuvörderſt die Vermittlung Rußlands zu Beendigung des Krieges nachzuſuchen, und wenn dieſe, wie man vorausſahe, von den Gegnern abgelehnt würde, die Allianz Englands anzubieten, mit ausdrücklicher Beſtimmung, daß dieſelbe ſowohl auf den jetzigen Seekrieg, als auf jeden künftigen Krieg Rußlands, namentlich mit der Pforte, angewandt werden ſollte. Harris ſahe ſich bald im Stande, dieſen mit der Kaiſerin verabredeten Antrag zu thun; nun aber war es das Amt des Reichs-Kanzlers, denſelben zu würdigen und die darauf zu ertheilende Antwort in Vorſchlag zu bringen. Hier zeigte ſich das große Uebergewicht des Staatsmanns, der die Geſchäfte im Zuſammenhang kennt und leitet, über den Einfluß, den nur perſönliche Gunſt gewährt. Aus Gründen, die auf dem wahren Intereſſe des ruſſiſchen Reichs beruheten, bewies Panin ſeiner Monarchin, daß ſie unter den jetzigen Umſtänden durchaus keine Allianz mit England eingehen dürfe. Die Kaiſerin wurde überzeugt, und mit ihrer Genehmigung erklärte Panin dem engliſchen Bothſchafter: „daß bey allen freund-„ſchaftlichen Geſinnungen für England doch der Zeit-„punkt, da dieſe Macht ſich im wirklichen Kriege mit „mehrern Mächten befinde, nicht dazu geeignet ſey, „um mit derſelben eine Allianz zu ſchließen. Rußland

„land wünsche Herstellung des Friedens; seine ge„drohete Theilnahme am Kriege aber würde nur wei„tern Umfang und Verlängerung desselben zur Folge „haben.“ Harris wurde niedergeschlagen durch diese ministerielle Erklärung; aber insgeheim erhielt er von Potemkin und, wie man sagt, von Katharina selbst die Versicherung, daß die Gesinnungen der lezteren dieselben blieben, und, obgleich für jezt man den Gründen des Reichskanzlers nicht habe begegnen können, hoffe man doch, es würden bald Umstände eintreten, welche erlaubten, jenen Gesinnungen gemäß zu handeln. Wirklich schien diese Hofnung bald in
1779. Nover. Erfüllung zu gehen. Zwey russische mit Getreide nach dem mittelländischen Meer bestimmte Schiffe wurden von spanischen Kapern aufgebracht, welche behaupteten, daß die wahre Bestimmung dieser Schiffe die Versorgung der Vestung Gibraltar sey. Die Kaiserin fand sich sehr beleidigt; sie ließ eine auffallende Genugthuung fordern, und, auf den Fall, daß diese geweigert würde, beschloß sie Spanien anzugreifen, wovon dann ihre Theilnahme am Kriege und Allianz mit England natürliche Folge wäre. Diese leztere Ansicht vertraute sie nicht dem Grafen Panin; auch gab sie, ohne mit ihm zu berathen, Befehl, in Kronstadt eine Flotte von funfzehn Linienschiffen und sechs Fregatten auszurüsten, welche, sobald

bald eine nicht genügende Antwort des ſpaniſchen Hofes eingegangen ſeyn würde, mit der engliſchen Flotte ſich vereinigen ſollte. Dieſe Abſicht vertrauete ſie insgeheim dem brittiſchen Bothſchafter, welcher ſeinem Hofe dieſen glücklichen Erfolg ſeiner Unterhandlungen meldete. Schon freute ſich Potemkin des Triumphes über den Reichskanzler. Indeß konnte dieſem die Ausrüſtung in Kronſtadt nicht lange Geheimniß bleiben. Er errieth ihren Zweck, beſchloß ihn zu vereiteln, und zeigte nun das Talent des gewandten Geſchäftsmanns, der ſeine der Verhältniſſe wohl kundige, auf Selbſtregierung höchſt eiferſüchtige Monarchin dennoch dahin brachte, ganz etwas Anderes zu thun, als ſie ſich vorgeſezt hatte. Ohne im Mindeſten zu widerſprechen, ſchien Panin ganz die Empfindlichkeit der Kaiſerin gegen Spanien zu theilen, und es ſehr zu billigen, daß ſie wegen des geſtörten freien Verkehrs ihrer Unterthanen und der ihrer Flagge zugefügten Beleidigung, ſich ſelbſt eine angemeſſene Genugthuung nehmen wolle. Indem er die Kaiſerin in dieſem Vorſatz beſtärkte, fügte er nur die Bemerkung hinzu, es dürfte ihrer Würde und Hoheit noch angemeſſener ſeyn, nicht ſich zu begnügen, in dieſem einzelnen Falle Genugthuung zu fordern, ſondern von demſelben Anlaß zu nehmen, vor den Augen von Europa feierlich zu erklären, daß

die

die Kaiserin den freien Verkehr ihrer Unterthanen mit allen Landen und auf allen Gewässern durch einen Krieg andrer Mächte, an welchem Rußland nicht Theil nehme, durchaus nicht gestört wissen wolle; daß sie vielmehr diesen freien Verkehr für ihre Unterthanen im weitesten Umfang fordere, und keine andern Beschränkungen desselben zugebe, als diejenigen, welche in den Traktaten zwischen Rußland und andern Mächten festgesezt, oder, wo solche Traktaten fehlten, durch die allgemeine Meinung der Völker anerkannt wären. Damit über leztere gar kein Zweifel entstehen könne, schlug Panin vor, mit gerechter Unpartheilichkeit die Grundsätze festzustellen, über welchen die Kaiserin gehalten wissen wolle. Wenn sie, bemerkte Panin, die Versicherung ertheile, daß die hiernach bestimmten Beschränkungen des neutralen Verkehrs von ihren Unterthanen genau beobachtet, von ihnen durchaus keine der Krieg führenden Mächte begünstiget, vielmehr gegen Alle die vollkommenste Neutralität beobachtet werden sollte; so sey sie dagegen auch berechtiget, zu fordern, daß der freie Handel ihrer Unterthanen innerhalb dieser Schranken von Niemand beeinträchtiget werde, und mit gutem Fug könne sie ihren festen Entschluß erklären, jede versuchte Beeinträchtigung als eine gegen ihr Reich ausgeübte Feindseligkeit betrachten und ahnden zu wollen.

Grund-

Grundſätze von ſo einleuchtender Gerechtigkeit, machte Panin weiter bemerklich, würden allgemeine Beiſtimmung finden. Schon längſt ſey ihre Befolgung der ſehnlichſte Wunſch der Völker, und nur deshalb bisher nicht möglich geweſen, weil Macht ſich nicht mit Weisheit und Menſchenliebe vereint gefunden; jezt ſey dieſer ſeltene Verein in der Monarchin Rußlands wirklich vorhanden, und wenn dieſe die im Kriege nicht befangenen Völker auffordere, ſo würden dieſelben ſehr bereit ſeyn, gleiche Grundſätze anzunehmen, und ſich mit der Kaiſerin zu vereinigen, um deren Anerkennung und Befolgung mit gemeinſamer Kraft von den kriegführenden Mächten zu fordern, die am Ende, durch ihr eigenes Intereſſe genöthiget, ſolche Anerkennung nicht würden weigern können. Durch Bewirkung eines ſolchen Vereins aller geſitteten Völker werde Katharina eine durchaus neue und glänzende Stufe des Ruhms erſteigen; ſie werde die Geſezgeberin der Meere, auf welchen durch ſie dem Eigenthum eine Sicherheit, dem Verkehr eine Freiheit verliehen werden ſollte, wie man ſie noch zu keiner Zeit gekannt. Die Kaiſerin werde eine Wohlthäterin nicht nur ihres Reichs und ihrer Zeitgenoſſen, ſondern des menſchlichen Geſchlechts, indem ſie den Gräueln der Kriege, welche noch in künftigen Jahrhunderten entſtehen würden, im Voraus

gerechte Schranken bestimme, die Rohheit mildere, und den Aussprüchen der Vernunft allgemeine Huldigung verschaffe. Die Durchsetzung dieser Grundsätze werde der Kaiserin die dankvolle Verehrung aller Völker und noch kommender Geschlechter sichern.

Vorstellungen dieser Art wirkten auf Katharinens ruhmbegierigen Geist; sie ging ganz ein in die Ideen ihres weisen Ministers, und befahl ihm, die von ihm ihr entwickelten Grundsätze den kriegführenden Mächten als diejenigen anzukündigen, deren genaue Befolgung sie ihren Unterthanen vorgeschrieben habe, deren Anerkennung von jeder andern Macht sie verlange, und deren Verletzung sie als Feindseligkeit ahnden werde. Zugleich befahl sie, die neutralen Mächte einzuladen, sich mit Rußland, zur Behauptung dieser Grundsätze mit gemeinsamen Kräften, zu vereinen. So entstand die berühmte Erklärung, welche das System der bewafneten See-Neutralität [7]) nach folgenden Grundsätzen aufstellt:

1780 den 28 Febr.

1)

7) S. dieselbe in Hrn. v. Martens Recueil T. II. p. 74. Alle Staatsschriften über die bewafnete See-Neutralität findet man gesammelt in eben diesem Recueil T. II und T. IV., wie auch in meinen Materialien für die neuere Geschichte und Statistik 4te Lieferung.

1) neutrale Schiffe können an den Küſten der im Kriege begriffenen Nationen ihre Schiffahrt frey von einem Hafen zum andern treiben;

2) das Eigenthum der Unterthanen der kriegführenden Mächte iſt auf neutralen Schiffen völlig frey, mit alleiniger Ausnahme der Waaren, welche für Kontrebande anerkannt ſind;

3) für Kontrebande werden alle diejenigen Waaren anerkannt, welche als ſolche in dem 10ten und 11ten Artikel des zwiſchen Rußland und England beſtehenden Handels-Traktats ausdrücklich erklärt ſind [a]). Die Kaiſerin erſtreckt dieſe zwiſchen ihr und England verglichenen Beſtimmungen auf alle übrigen kriegführenden Mächte.

4) Für einen blokirten Hafen wird nur derjenige angenommen, welcher von der angreifenden

ferung, und noch vollſtändiger in Hrn. v. Hennings Sammlung von Staatsſchriften während des Seekriegs von 1776-1783. 2 Bände. Altona 1784.

a) Nach dieſen Beſtimmungen ſind nur Waffen und eigentliche Kriegsbedürfniſſe Kontrebande. S. dieſen Handelstraktat zwiſchen England und Rußland von 1766, in Hrn. v. Martens Recueil T. I. p. 141.

Macht durch die Stellung und Nähe ihrer Schiffe so eingeschlossen ist, um den Eingang ohne augenscheinliche Gefahr unmöglich zu machen. Nur in einen solchen Hafen einzulaufen ist neutralen Schiffen verboten.

5) Nach diesen Grundsätzen soll die Rechtmäßigkeit der Wegnahme neutraler Schiffe allein entschieden werden.

Diese Erklärung verdankt, wie unsere Erzählung bewährt, ihre Entstehung nicht langer und reifer Ueberlegung, nicht einer auf das allgemeine Wohl der Menschheit gerichteten edlen und weit sehenden Staatskunst; sie war vielmehr nur das Werk der Geschicklichkeit des Staatsmannes, welcher einer Laune seiner Monarchin eine andere Richtung gab, als sie selbst ahndete, und einer Verlegenheit begegnete, in welche diese Laune den Staat zu bringen drohete. Ist gleich dieser Ursprung minder glänzend, als es oft behauptet worden, so bleibt Panins Verdienst, der die Idee hatte, und Katharinens Verdienst, welche sie annahm, nicht minder groß. Der Ruhm, den Katharina II, von ihrem Minister geleitet, sich in dieser Angelegenheit erworben, ist der edelste ihrer Regierung. Um zu beweisen, daß er mit Recht ihr ge-

gebühre, ſey uns eine Entwickelung erlaubt, die etwas in frühe Zeiten hinaufgeht.

Nicht die erſte Feſtſtellung der Rechte der Neutralen wird für Panin in Anſpruch genommen. Seitdem Seekriege geführt worden, hatten die an denſelben nicht Theil nehmenden Nationen behauptet, es könne durch ſolche in ihren Verhältniſſen nichts geändert werden, ihnen müſſe frey bleiben, ihr Verkehr mit jeder kriegführenden Nation wie im Frieden fortzuſetzen. Dieſes wollten die Kriegführenden nicht zugeſtehen; ſie machten beſonders zwey Forderungen, welche den Behauptungen der Neutralen entgegen waren. Erſtlich wollten jene das Eigenthum ihres Feindes, oder der Unterthanen deſſelben, überall, wo ſie es fänden, wegnehmen. Hieraus folgerten ſie die Berechtigung, neutrale Schiffe überall, wo ſie ihnen auf dem freien, allen Völkern gemeinſamen Weltmeere begegneten, anzuhalten und zu unterſuchen, ob ſie etwa Eigenthum des Feindes enthielten. Dieſe eigene Unterſuchung, behaupteten ſie, ſey durchaus nöthig, weil, wenn ſie ſich deshalb auf die Verſicherungen der Neutralen verlaſſen wollten, ſie ſich der Gefahr ausſetzen würden, daß deren Schiffe dem Feinde Kriegsbedürfniſſe aller Art, ſogar Truppen, zuführten. Eine

zweite Forderung war, daß eine kriegführende Macht sich berechtiget hielt, jede Art von Waffen, die von Neutralen dem Gegner zugeführt wurden, auf offenem Meere wegzunehmen. Nach und nach dehnte man dieses sogar auf alle Gegenstände aus, welche in Waffen verwandelt, oder irgend zum Kriege gebraucht werden konnten. Auch wollte man nicht gestatten, daß dem Gegner Schiffe, oder Dinge, die zum Schiffbau gebraucht werden könnten, zugeführt würden; endlich wollte man auch Lebensmittel nicht durch neutrale Schiffe dem Gegner zukommen lassen, und in einem blokirt gehaltenen, oder auch nur für blokirt erklärten Hafen die Einfuhr neutraler Schiffe, was auch deren Ladung seyn möge, überall nicht gestatten. Jeder, sagten die Kriegführenden, der unsern Feind unterstüzt, wird von uns mit Recht feindlich behandelt. Die Neutralen hielten dieses für ungerechte Anmaaßung; sie forderten für ihre Unterthanen das unbeschränkte Recht, Waaren aller Art jedem fremden Lande zuzuführen, ohne sich darum kümmern zu dürfen, ob dieses Land im Kriege mit Andern sey oder nicht, und welchen Gebrauch die Käufer von den ihnen zugeführten Dingen machen möchten?

Diese

Dieſe ſich widerſprechenden Behauptungen wurden in jedem Seekriege gegen einander aufgeſtellt 9). Wer die meiſte Gewalt hatte, machte die ſeinigen geltend; bedurfte eine kriegführende Macht der Zufuhr von Kriegsbedürfniſſen, von Materialien zum Schiffbau, oder von Lebensmitteln, hatte ſie nicht eigene Kraft genug, den Seehandel ihrer Unterthanen gegen Angriffe ihres Feindes zu ſchützen, ſo war ihr die Zufuhr neutraler Nationen ſehr willkommen, und willig geſtand ſie Rechte zu, von deren Anwendung ſie ſelbſt die meiſten Vortheile hofte. Bedurfte hingegen eine kriegführende Macht nicht fremder Zufuhr, wenigſtens nicht in dem Maaße, wie ihr Gegner, fühlte ſie ſich im Stande, den Verkehr ihrer eigenen Unterthanen kräftig zu ſchützen, und den der Unterthanen des Feindes gewaltſam zu ſtören; dann wollte ſie den Neutralen keinen Verkehr mit dem Gegner

9) Auch in den Behauptungen einer und derſelben Macht fanden ſich oft Widerſprüche. Eine Macht, wenn ſie neutral war, erklärte die Grundſätze einer kriegführenden für höchſt ungerecht und deſpotiſch, welche ſie doch, wenn ſie ſelbſt im Kriege war, behauptet und befolgt hatte. So ſchränkte Holland, während es ſelbſt an Seekriegen lebhaften Antheil nahm, eben die Rechte des neutralen Verkehrs ſehr ein, die es ſeit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts, wie es ſelbſt im Frieden war, im weiteſten Umfange forderte.

zugestehen, sie nahm dessen Eigenthum auch auf neutralen Schiffen, und sahe jede ihm bestimmte Zufuhr als eine Unterstützung an, welche feindliche Behandlung rechtfertige.

Je mehr die Herrschaft europäischer Nationen alle Theile der Erde umfaßte, je weiter ihr Verkehr sich über alle Meere verbreitete; um so häufiger wurden Seekriege, um so häufiger wurde auch das Aneinanderstoßen derer, welche an solchen Kriegen Theil nahmen, oder bey ihnen neutral blieben. Aber in gleichem Verhältniß wurde auch immer fühlbarer, daß es durchaus nothwendig sey, an beiden Seiten von den behaupteten Rechten etwas nachzugeben. Man suchte durch Traktaten sich gütlich zu verständigen, wie weit diese Nachgiebigkeit an jeder Seite gehen solle. Die Neutralen konnten nicht verkennen, daß sie, um nicht für einen oder andern kriegführenden Theil partheiisch zu werden, oder zu scheinen, den freien Handel ihrer Unterthanen nicht im weitesten Umfang behaupten dürften. Sie verpflichteten sich daher, einer kriegführenden Macht nicht Waffen und Werkzeuge des Krieges, auch wohl, nicht Schiffe oder Stoffe zum Schiffbau zuzuführen, nicht in wirklich belagerte See-Plätze Lebensmittel einzubringen. Dagegen entsagten die Kriegführenden der

Weg-

Wegnahme des feindlichen Guts auf neutralen Schiffen, doch mit Ausnahmen, über die man sich verglich. Die Gegenstände, deren Zufuhr an die Kriegführenden den Neutralen verboten seyn sollte, wurden Kontrebande genannt, und die verschiedenen Traktate enthielten nähere Bestimmungen, was unter dieser Kontrebande verstanden und neutralen Schiffen weggenommen werden könnte. Aber unmöglich konnte Alles so genau bestimmt werden, wie es für die praktische Anwendung nöthig war. Es giebt der Dinge viel, welche sowohl zum Kriege, als auch zu andern Zwecken gebraucht, oder welche erst durch mannichfache Bearbeitung in Werkzeuge des Krieges verwandelt werden. Hierüber entstanden Zweifel in Menge; der immer scharfsichtige Eigennutz erfand ihrer noch mehr. Die Worte der Traktaten waren verschiedener Auslegung empfänglich, der Kriegführende war immer für möglichste Beschränkung, der Neutrale für möglichste Ausdehnung; Jeder fand seine Meinung in den Traktaten ausgedrückt, die Uebermacht ließ sich nicht einreden. So entstanden während jedes Seekrieges lebhafte Klagen der Neutralen, und eben so lebhafte Beschwerden des einen oder andern kriegführenden Theils, oft beider; der Schwächere mußte dulden, was er nicht abwehren konnte. Mit dem hergestellten Frie-

den vergaß man die erlittenen Unbilden. Die Mächte, welche den Krieg geführt hatten, versprachen, in Zukunft die Rechte der Neutralen besser zu respektiren; diese gelobten, solche Rechte ferner nicht zu weit ausdehnen zu wollen; man vereinigte sich in neuen Traktaten über vollständigere Bestimmungen. Diese Versprechen und diese Traktaten wurden gehalten, so lange es Friede war, d. h. so lange kein Anlaß war, sie zu verletzen. Sobald ein neuer Seekrieg ausbrach, ließ die Gewalt wieder ihre Uebermacht fühlen, die Behauptungen der Kriegführenden und Neutralen stießen wieder gegen einander. Die gegenseitigen Klagen und Beschwerden waren dieselben.

Schon lange empfand man das Unbequeme dieses schwankenden Zustandes. Alle zur See handelnden europäischen Nationen, auch die, welche solchen Handel nicht selbst führen konnten, aber bey demselben wegen Ausfuhr ihrer Produkte, und Zufuhr ihrer Bedürfnisse aus der Fremde interessirt waren, klagten laut über die gewaltsame Störung ihrer Thätigkeit, über den Raub des Eigenthums, der ihnen bey jedem Kriege zwischen Seemächten bevorstand, an dem ihre eigene Regierung doch nicht Theil nahm. Am meisten waren diese Klagen gegen England gerichtet, nicht, als hätte die brittische Regierung grade

ungerechtere Grundſätze, wie alle Andere gehabt; ſondern, weil die zahlreichen Kriegsflotten, die Menge der Kaper, welche ſie auszurüſten vermogte, ſie beſſer als jede andere in Stand ſezte, die Grundſätze, welche allen Kriegführenden gemein waren, thätig zu üben [10]). Jede neutrale Regierung ſuchte, ſo gut ſie konnte, ſich gegen ſolche Gewaltthat zu wehren, und die Rechte des freien Handels zu behaupten. Es gelang in einigen, es mislang in mehreren Fällen. Eine einzelne neutrale Macht war für ſich

10) Die Unpartheilichkeit fordert dieſe Bemerkung. Das Verfahren der engliſchen Gerichte gegen weggenommene neutrale Schiffe und Güter war hart und drückend, aber nicht ungerechter, wie das anderer kriegführenden Mächte. Wirklich wurden während des amerikaniſchen Seekrieges die Rechte des neutralen Verkehrs von Frankreich und Spanien eben ſo grob, nur nicht ſo häufig verlezt, als von England. Auch gab, wie unſre Erzählung bewährt, nicht eine engliſche, ſondern eine ſpaniſche Verlezung der Neutralität, den nächſten Anlaß zu Paines Idee. Hr. v. Hennings bemerkt (ſ. die in der 7ten Note erwähnte Sammlung deſſelben T. I. p. 56), daß England in ſeinen Kaper-Reglements ſich meiſtens genau an die mit den neutralen Mächten beſtehenden Traktaten gehalten, und die verſchiedenen Fälle mit Sorgfalt unterſchieden habe, dagegen Frankreich bey Anfang des amerikaniſchen Krieges ein Reglement erließ, welches den vielen und wichtigen Beſtimmungen ſeines Handels-Traktats mit Dännemark geradezu entgegen war.

ſich allein nicht im Stande, ihre Grundſätze in einem gewiſſen Umfang durchzuführen, wenn anders ſie vermeiden wollte, ſelbſt in den Krieg verwickelt zu werden. Nur ein Verein mehrerer neutralen Staaten konnte den Kriegführenden Achtung einflößen. Aber die Neutralen waren gewöhnlich unter ſich nicht eins über den Umfang, in welchem freies Verkehr verlangt werden müſſe, über die Schranken deſſelben, welche man, um den Schein von Partheilichkeit zu meiden, zugeſtehen wolle. Sehr oft waren auch einige dieſer Neutralen wirklich nicht frey von ſolcher Partheilichkeit für einen oder andern kriegführenden Theil, und gewöhnlich theilte ſie unter einander ſelbſt Eiferſucht, da jede den größten Theil des Seeverkehrs an ſich zu ziehen wünſchte.

Dieſe Schwierigkeiten zu überwinden, die für alle Seekriege geltenden Grundſätze in den beſtimmteſten Ausdrücken feſtzuſetzen, und einen Verein aller europäiſchen neutralen Mächte zu deren Behauptung zu Stande zu bringen — dies war das Große der Idee, welche Panin ſeiner Kaiſerin vorſchlug, und deren kräftige Durchſetzung dieſe Monarchin beſchloß. Keine Nachahmung deſſen, was bereits in der Vorzeit geſchehen war, lag dieſem Vorſchlage zum Grunde, kein anderer Hof hat dieſen Gedanken in dem

Um-

Umfange, wie Panin ihn hatte, je vorher gehabt, noch dieſem Miniſter denſelben angegeben, noch durch ſeinen Vorgang auf ihn geleitet. Beſtimmt und zuverläſſig kann man verſichern, daß nicht, wie es geſagt worden 11), Friedrich II es gethan habe, wenn gleich dieſer Monarch lange vor dieſer Zeit das von engliſchen Kapern weggenommene Eigenthum ſeiner Unterthanen nachdrücklich reklamirt und, durch geſchickte Benutzung der Umſtände, denſelben wirklich Entſchädigung verſchaft hatte 12). Auch nicht

11) Herzberg ſelbſt hat es oft geſagt, aber mit Unrecht, weil er ſich den Unterſchied der von allen neutralen Völkern immer behaupteten Rechte freien Verkehrs während des Seekriegs und des Panin eigenthümlichen Verdienſtes, dieſe Rechte genau beſtimmt und alle Völker zu Vertheidigung dieſer Rechte vereint zu haben, nicht deutlich dachte. Friedrich bedarf nicht, daß man einen Ruhm für ihn in Anſpruch nimmt, der ihm nicht gebührt.

12) Während des Seekriegs in dem 5ten Jahrzehend des vorigen Jahrhunderts waren mehrere preußiſche Schiffe oder Guter preußiſcher Unterthanen auf franzöſiſchen und ſpaniſchen Schiffen von engliſchen Kapern aufgebracht, und ihre Wegnahme war von engliſchen Gerichten gebilliget worden. Friedrich forderte deshalb Genugthuung, und als dieſe beharrlich geweigert wurde, errichtete er in Berlin ein Tribunal, bey welchem ſeine Unterthanen ihre Klagen anzubringen und rechtlich zu beweiſen aufgefordert wurden; vom König ernannte Sach-

nicht Dännemark und Schweden haben Panin die Idee angegeben, wenn gleich es gegründet iſt, daß ſchon im Jahr 1778 der däniſche Staats-Miniſter Graf

Sachwalter vertheidigten dagegen das Verfahren Englands. Das Tribunal, zu ſtrengſter Unpartheilichkeit angewieſen, entſchied nach dem durch Traktaten oder allgemeine Meinung anerkannten Völkerrecht, und nun ließ der König denjenigen Klägern, welchen Entſchädigung zuerkannt war, dieſe wirklich aus den Geldern zahlen, welche engliſche Unterthanen ehemals an Oeſterreich auf Schleſien gelieben, und deren Berichtigung Friedrich im Breslauer und Dresdner Frieden übernommen hatte. Im nachherigen Allianz-Traktat von 1756 gab England zu dieſem Verfahren Beſtimmung und bewilligte, zur Befriedigung beſchädigter preußiſcher Unterthanen, 20,000 Pfund Sterling. Bey Gelegenheit dieſer Irrung ſchrieb v. Herzberg, der bey dem Departement der auswärtigen Affairen angeſtellt war, eine Deduktion, welche 1747 in London übergeben wurde. Dieſelbe findet ſich nicht in v. Herzbergs Staatsſchriften, aber in Hrn. v. Martens „Erzählungen merkwürdiger Fälle des neuern Völkerrechts.“ Göttingen 1800. Th. 1. p. 240. Warum Herzberg dieſe Schrift in ſeine Sammlung nicht aufgenommen, weiß ich nicht zu erklären, da er einen großen Werth auf dieſelbe ſetzte und, obgleich mit Unrecht, behauptete, er ſey durch dieſelbe der erſte Vertheidiger der Grundſätze der Neutralität geweſen. S. ſeinen Recueil T. I. p. 464. Gewiß hat ſie auf Panins Entſchluß nicht Einfluß gehabt, und iſt ihm wahrſcheinlich, da ſie damals noch nicht gedruckt war, gar nicht bekannt geweſen.

Graf v. Bernſtorff dem ſchwediſchen Könige Guſtav III eine gemeinſame Behauptung des freien Seeverkehrs vorgeſchlagen, und beide Mächte dieſen Antrag der ruſſiſchen Kaiſerin gemacht haben. Aber dieſe lehnte denſelben damals ab, ſowohl aus Partheilichkeit für England, als auch, weil das Bedürfniß einer ſolchen Verbindung vom ruſſiſchen Hofe weniger gefühlt wurde, da die Ruſſen faſt gar keinen Aktivhandel außerhalb der Oſtſee führten, wie die Schweden und Dänen. Deshalb wollte damals Katharina II ſich nur auf gemeinſame Maasregeln, zum Schuß des Handels an den Küſten, einlaſſen, und auch wegen dieſer wurde nichts Feſtes verabredet.

Nicht eher, als wie es darauf ankam, dem Ehrgeize der Kaiſerin, ſich in den Seekrieg zu miſchen, eine wohlthätige Richtung zu geben, und wie gerade nicht eine von England herrührende Verletzung des Verkehrs ruſſiſcher Unterthanen den nächſten Anlaß gab, durfte Panin es wagen, ſeine große Idee vorzulegen, und für dieſelbe den Beifall der Monarchin hoffen. Es kann ſeyn, daß dieſem Miniſter damals die Erinnerung an den frühern Antrag von Dännemark und Schweden vorſchwebte, daß ſein Muth durch die Hofnung des Beitritts dieſer Mächte geſtärkt wurde, aber unmittelbaren Einfluß hatte jener

jener Antrag nicht. Panins Vorschlag war ein Werk des Augenblicks, um einer Verlegenheit auszuweichen, in welche die Vorliebe Katharinens für England das Reich zu stürzen drohte. Daß diese Verlegenheit den russischen Reichskanzler auf eine so glückliche und wohlthätige Idee leitete, bleibt allein das Verdienst seines Kopfes und seines für das wahre Wohl des Reichs, und den ächten Ruhm seiner Monarchin sorgenden Patriotismus; ein Verdienst, an dem kein anderer Hof Theil gehabt hat.

Die Erklärung der Kaiserin wurde an den Höfen von London, Paris und Madrid übergeben. Die Monarchin selbst ahndete die großen Folgen und den Eindruck nicht, welchen sie machen würde. Katharina hatte (welches allerdings höchst sonderbar ist) von den wirklichen Verhältnissen der handelnden Welt so wenig deutliche Begriffe, daß sie, indem sie ein Werk begann, das ihr großen Ruhm sichern sollte, sich schmeichelte, zugleich ihre leidenschaftliche Vorliebe für England befriedigen zu können. Weil gerade die lezte Verletzung des Verkehrs ihrer Unterthanen von Spanien herkam, so hofte sie wirklich, die unmittelbare Folge ihrer Erklärung werde eine mit Aufsehen verbundene Genugthuung seyn, die sie von dieser Macht durch ihre zum Auslaufen bereite

Flotte

Flotte ſich verſchaffen wollte. Panin ſtörte ſeine Monarchin in dieſer Täuſchung nicht, nur, um ſein bis dahin ſo gut gelungenes Werk nicht vor der Vollendung vereitelt zu ſehen, bat er dieſelbe, von dem Inhalt der Erklärung, welche ſie gebilliget hatte, durchaus Niemand Kenntniß zu geben, bis die Kouriere an die verſchiedenen Höfe mit derſelben abgegangen ſeyn würden. Die Monarchin verſprach es, und hielt Wort. Doch konnte ſie ſich nicht enthalten, dem engliſchen Bothſchafter in Vertrauen zu eröffnen, daß nächſtens eine Erklärung in ihrem Namen an die kriegführenden Höfe erfolgen werde, durch welche England alle ſeine Wünſche erfüllt finden würde. Sie erlaubte ihm ſogar, dieſe angenehme Nachricht ſeinem Hofe vorläufig mitzutheilen. Harris hoch erfreut ſäumte nicht, den Wink zu befolgen, und man ſahe nun in London mit Begierde der Erklärung entgegen, welche den längſt gewünſchten mächtigen Beiſtand verſichern ſollte, durch den das brittiſche Miniſterium den Aufſtand jenſeits des Meers gänzlich zu dämpfen, und an den Bourbonen ſich zu rächen hofte. Aber wie erſtaunte Harris, als wenige Tage nachher die Erklärung zu ſeiner Kenntniß gelangte, welche, ſo ganz den von der Monarchin ſelbſt gegebnen Hofnungen zuwider, die kräftigſte Behauptung eben der Rechte neutralen Verkehrs ankündigte, deren Anerkennung

keine Macht mehr als England geweigert hatte. Nur den Gegnern Großbrittanniens gereichte diese Erklärung zum Vortheil, da sie nach derselben durch die Schiffe der nordischen Mächte mit allen Bedürfnissen des Schiffbaues versorgt werden konnten, so wie freie Ausfuhr den französischen und spanischen Produkten auf eben diesen neutralen Schiffen gesichert wurde. Wirklich mußte Harris besorgen, daß sein Hof ihn einer ganz unbegreiflichen Nachlässigkeit schuldig finden werde. Das Ziel aller seiner Bemühungen, eine Allianz mit Rußland, war nun auf einmal entrückt, er mußte fürchten, daß die gerechte Empfindlichkeit seines Hofes sich mit einer Lebhaftigkeit äußern werde, die einen Bruch zur Folge haben könne. Wirklich konnte der russische Gesandte Simolin in London den unangenehmen Eindruck nicht stark genug schildern, welche die von ihm abgegebne, so unerwartete Erklärung hervorgebracht habe. Die brittischen Minister beschwerten sich gegen ihn und überall mit größter Bitterkeit über den russischen Hof, der, nachdem er lange freundschaftliche Gesinnungen geheuchelt, nun einen Schritt gethan habe, der allein gegen Englands Interesse gerichtet, und offenbar von dessen Gegnern eingegeben scheine [13]). Vergebens be-

13) Man hat wirklich behaupten wollen, Graf Vergennes habe

bemühte ſich Fürſt Potemkin, den brittiſchen Both-ſchafter dadurch zu beruhigen, daß er ihm offenher-zig geſtand, die Kaiſerin habe ihn nur deshalb ge-täuſcht, weil ſie ſelbſt durch ihren Staats-Kanzler zuerſt getäuſcht ſey, da ſie nicht eingeſehen, wie die Erklärung, welche zu thun ſie bewogen worden, ih-ren freundſchaftlichen Geſinnungen für England zu-wider ſey. Vergebens verſuchte er zu überreden, daß, wenn das engliſche Miniſterium nur ſeine Un-zufriedenheit zurückhalte, die Kaiſerin gewiß Mittel finden werde, die Wirkungen ihrer Erklärung ſelbſt zu vernichten und den Sachen noch eine ganz andere Wendung zu geben. Es war ſchwer, Harris zu überreden, und natürlich konnte dieſer Miniſter, nach dem, was vorgegangen war, nicht wohl hoffen, bey ſeinem Hofe für ſeine Verſicherung freundſchaftlicher Geſinnungen der Kaiſerin irgend noch Glauben zu finden. Alles, was er bewirken konnte, war, daß man nicht in bittere Vorwürfe ausbrach, ſondern der

habe die Idee der bewafneten See-Neutralität durch Schweden nach Rußland gebracht; aber dieſe Behaup-tung iſt ungegründet. Weder Guſtav III, noch Panin bedurften über die Vortheile des freien Handels-Ver-kehrs neutraler Nationen fremder Belehrung, und die ruſſiſche Erklärung kam am franzöſiſchen Hofe eben ſo unerwartet, wie überall.

König von England sich begnügte, die Erklärung der Kaiserin mit der kalten Versicherung zu erwiedern, er werde sich an seine mit Rußland bestehenden Traktaten halten, und bey deren Befolgung würden russische Unterthanen keinen Anlaß zu Klagen haben.

Groß war dagegen die Zufriedenheit, welche die Bourbonischen Höfe über Katharinens Erklärung empfanden. In den für diese Monarchin schmeichelhaftesten Ausdrücken versicherten die Könige von Frankreich und Spanien, die Grundsätze, welche jezt aufgestellt worden, seyen gerade eben dieselben, deren Anwendung sie immer für ihre eigenen Unterthanen verlangt, und deren strenge Befolgung gegen alle Neutralen sie längst vorgeschrieben hätten. Nur England, sagten sie, weigere, diese Grundsätze anzuerkennen, nur seine Weigerung habe Anlaß zu dem jetzigen Kriege gegeben. Beide Könige priesen den Entschluß der Kaiserin, welche zu gemeinsamer Vertheidigung der natürlichsten Rechte aller Völker auffordere. Gewiß, versicherten sie, sollten russische Unterthanen nie Ursache finden, über irgend eine Verletzung dieser Rechte von ihrer Seite sich zu beschweren. Die verlangte Genugthuung wurde von Spanien sofort gegeben. Die Kaiserin empfand das Schmeichelhafte in dem Benehmen der Höfe von Ver-

Verſailles und Madrid. So ſehr auch Potemkin entgegen arbeiten mochte, erkannte ſie nun erſt die Weisheit der Maaßregel, die Panin angegeben hatte; ſie ſahe, daß die ſtandhafte Behauptung derſelben allgemeine Beiſtimmung finden, ihr wahren und unvergänglichen Ruhm bringen werde. Sie überzeugte ſich immer mehr ſelbſt von der Gerechtigkeit und der großen Wichtigkeit der von ihr aufgeſtellten Grundſätze, und da ſie wohl einſahe, daß die Anmaaßungen Englands denſelben immer am meiſten entgegen ſeyn mußten; ſo verminderte dies ſehr ihre Vorliebe für dieſe Macht. Die Idee einer Allianz mit derſelben wurde nun ganz aufgegeben.

Die Hofnung, das freie Verkehr aller Völker auch während der Kriege, für alle Zeiten, nach feſten und unwandelbaren Beſtimmungen zu gründen, wurde nun wirklich Katharinens eigener Gedanke; er beſchäftigte ſie für einige Zeit faſt eben ſo ſehr, als die Gründung eines orientaliſchen Kaiſerreichs. Sie wünſchte nun lebhaft, alle neutralen Seemächte zu förmlicher Anerkennung der aufgeſtellten Grundſätze, und zu dem Verſprechen der gemeinſamen Behauptung derſelben zu bringen. Sie hatte das Vergnügen, zu ſehen, daß man ihr willig entgegen kam. Von keinem Souverain geſchahe dieſes vielleicht mit

aufrichtigerm Eifer, als von Guſtav III, König von Schweden [14]). Dieſer Monarch verband mit ſehr großen Einſichten einen regen Eifer, den Wohlſtand ſeiner Unterthanen auf alle Weiſe zu befördern. Seit dem Anfange des jetzigen Seekrieges hatte er lebhaft gewünſcht, dieſen die Vortheile des neutralen Verkehrs im weiteſten Umfange zu verſchaffen, und die Störungen, welche vorzüglich von England kamen, höchſt ungern ertragen. Er hatte einige Kriegsſchiffe zum Schuz des ſchwediſchen Handels ausgerüſtet, und Dännemark ſowohl als Rußland zu einem für alle gleich nüzlichen Verein aufgefordert; aber, wie wir bereits bemerkt, leztere Macht war dazu früher nicht zu bewegen geweſen. Um ſo thätiger nüzte Guſtav jezt die günſtige Stimmung der Kaiſerin. 1780 den 21 Jul. Er ließ den kriegführenden Mächten erklären, daß er in den von Rußland aufgeſtellten Grundſäzen ganz die ſeinigen finde, die ſtrengſte Befolgung derſelben ſeinen Unterthanen vorgeſchrieben habe, und auch entſchloſſen ſey, nach ihnen den freien Handel dieſer Unterthanen gegen alle und jede Mächte, vereint mit Rußland, zu ſchüzen. Am däniſchen Hofe fand die ruſ-

14) Er war der Schweſterſohn Friedrich II, geboren 1746, hob 1772 die ſeit Karl XII Tode beſtehenden Schranken der Souverainetät auf, ſtarb 1792 durch Meuchelmord.

ruſſiſche Erklärung gleiche Beiſtimmung, obgleich England hier Alles anwandte, um deſſelben völligen Beitritt zu verhindern, ſogar mildernde Beſtimmungen deſſen zugab, was, nach ältern Traktaten zwiſchen beiden Staaten, für Kontrebande galt. Auch war der Graf Bernſtorf [15]), welcher damals die Angelegenheiten Dännemarks leitete, dem engliſchen Hofe ſehr ergeben, und that ungern einen Schritt, der demſelben unangenehm war; doch die Gerechtigkeit und das Wohl des Staats überwogen bey dieſem hellſehenden Staatsmann jede andre Betrachtung. Auch Dännemark ließ den kriegführenden Mächten erklären, daß es den ruſſiſchen Grundſätzen völlig beitrete, und ſie befolgt wiſſen wolle. 1780 den 8 Jul.

Sowohl Dännemark als Schweden ſchloſſen nun, jedes beſondere Verträge mit Rußland [16]), durch welche ſie ſich zu feſter Behauptung dieſer Grundſätze [17]) 9 Jul. 1 Aug.

15) Unſtreitig einer der edelſten Staatsmänner des letzten Jahrhunderts, war 1735 zu Hannover geboren, ſtarb 1797.

16) S. den mit Dännemark in v. Martens Recueil T. II. p. 103. und den mit Schweden ebendaſ. p. 110.

17) Nur die Kontrebande nahmen Schweden und Dännemark in dem Sinn, wie er in ihren Traktaten mit den verſchiedenen kriegführenden Mächten beſtimmt war.

für die Dauer des gegenwärtigen Seekrieges verbanden. Auch ſollten dieſelben bey allen künftigen Kriegen zur Grundlage der alsdann zu treffenden Verabredungen dienen, und bey dem künftigen Frieden wollte man die Anerkennung von den jezt kriegführenden Mächten gemeinſam bewirken. Schweden trat der zwiſchen Rußland und Dännemark, und lezteres der zwiſchen Rußland und Schweden abgeſchloſſenen Convention förmlich bey, und ſo wurden die übernommenen Verpflichtungen allen drey Mächten gemeinſchaftlich. Dieſelben verſprachen, gegenſeitig ihre Unterthanen in dem Verkehr, das ſie mit Befolgung dieſer Grundſäze führen würden, gegen alle und jede Angriffe zu ſchüzen. Im Fall eines ſolchen Angriffs ſollten zuvörderſt die Geſandten aller drey Mächte gemeinſame Beſchwerden führen, und, wenn dieſe fruchtlos blieben, wollte man durch Repreſſalien und andere Mittel, um die Gewalt abzukehren, gemeine Sache machen. Die Flotten aller drey Mächte ſollten ſofort ausgerüſtet und deren Befehlshaber angewieſen werden, jedes Handelsſchiff, welches einer der verbündeten Nationen zugehöre, ſo oft es nöthig, gegen jede Verlezung freien und erlaubten Verkehrs kräftig zu ſchüzen. Auch wurde noch beſonders verabredet, daß in der Oſtſee, welche ganz von in Frieden lebenden Völkern umſchloſſen ſey, durch-

durchaus keine Feindseligkeit geduldet werden solle. Der dänische Hof machte deshalb den kriegführenden Mächten ausdrücklich bekannt, daß ihren Kriegsschiffen und Kapern die Durchfuhr durch den Sund nicht gestattet werden könne [18]).

So unangenehm diese wirklich zu Stande gebrachte Verbindung der drey nordischen Seemächte dem englischen Hofe war; so sehr lag ihm daran, wenigstens Holland von dem Beitritt zu derselben abzuhalten. Die russische Kaiserin hatte diese Republik zu demselben förmlich einladen lassen, und alle Gründe des Interesse mußten derselben den Beitritt anrathen. Schon seit dem Anfange dieses Krieges hatten die zahlreichen holländischen Schiffe den lebhaftesten Handel mit den Gegnern Englands betrieben, und die stärkste Zunahme desselben war vorauszusehen, wenn dieses von nun an unter dem offenen Schutz der verbündeten Mächte geschehen konnte. Alle Mittel, welche die verwickelte holländische Verfassung, der langsame Gang aller Geschäfte und der Einfluß einer 1780 8. 3ten April.

18) Schon in früherer Zeit, nämlich durch den Rothschilder Frieden von 1658, hatten Dännemark und Schweden sich verbunden, keine Kriegsschiffe kriegführender Nationen durch den Sund oder die Belte in die Häfen einlaufen zu lassen.

England ergebenen bedeutenden Parthey darboten, wurden angewandt, um den Beitritt zu verhindern. Lange wurde derselbe wirklich aufgehalten; aber zuletzt siegte doch die Betrachtung des allgemeinen Wohls über jede andere. Der Beitritt zu der bewafneten See-Neutralität wurde förmlich von den General-
1780 Staaten beschlossen, und Bevollmächtigte wurden
den 20 Novbr. nach Petersburg geschickt, um den Traktat mit Rußland und den beiden andern Mächten abzuschließen. Nun hielt das englische Ministerium einen wirklichen Krieg mit Holland für das kleinere Uebel. Aber um dessen Erklärung zu begründen, mußte, damit nicht auch die nordischen Mächte sich für beleidiget halten könnten, ein anderer Grund angegeben werden. Schon lange beschwerte sich England, daß Holland ihm den Beistand weigere, welchen es nach ältern Traktaten schuldig sey, und daß vielmehr die holländische Regierung die Zufuhr von Kriegs- und Schiffsbau-Bedürfnissen nach Frankreich, Spanien und Nordamerika auf alle Weise begünstige, daß sie sogar den amerikanischen Kapern freien Aufenthalt in ihren Häfen und die Aufbringung englischer Schiffe an ihren Küsten gestatte. Zu allem diesen war neuerlich noch hinzugekommen, daß die geheime Unterhandlung einiger bedeutenden Glieder des Amsterdammer Magistrats über einen zwischen Holland und dem

dem nordamerikaniſchen Freiſtaat, vorausgeſezt, daß dieſer von England für unabhängig erklärt ſeyn würde, zu ſchließenden Freundſchafts- und Handlungs-Traktat bekannt geworden. Der zu Schlieſſung deſſelben abgeſandte amerikaniſche Bevollmächtigte war mit allen ſeinen Papieren und ſogar mit dem ſchon fertigen Entwurf des Traktats in die Hände eines engliſchen Kapers gefallen. Dies betrachtete das britiſche Miniſterium als eine wirkliche Feindſeligkeit, und verlangte Genugthuung durch ſtrenge Beſtrafung der Urheber. Die General-Staaten erklärten ſofort, daß ſie von einer ſolchen Unterhandlung gar keine Kenntniß, und Niemand zu derſelben bevollmächtiget hätten, auch misbilligten ſie feierlich den Entwurf; aber die Beſtrafung der Urheber könnten ſie ſo ſchnell, als der engliſche Bothſchafter ſie fordere, nicht bewilligen, da die Unterſuchung des Betragens der Amſterdammer Magiſtrats-Perſonen dem höchſten Gerichtshofe der Provinz Holland gebühre. Dieſem ſey möglichſte Beſchleunigung mit Beſeitigung aller andern Sachen aufgetragen; dies ſey Alles, was man, ohne Verletzung der Verfaſſung und Gerechtigkeit, thun könne. Aber das britiſche Miniſterium, dem daran lag, mit ſeiner Kriegs-Erklärung der wirklichen Aufnahme Hollands in den Neutralitäts-Bund vorzukommen,

wollte

wollte dieſe Entſchuldigung nicht annehmen. Es erklärte den Aufhalt für eine Verweigerung der verlangten Genugthuung; der engliſche Bothſchafter
1780 verließ den Haag, der Krieg wurde erklärt, und
den 20 Decbr. dem holländiſchen Geſandten in London eröffnet, daß man von nun an durchaus nichts mehr von ihm annehmen könne, wodurch dann die officielle Anzeige von dem beſchloſſenen Beitritt Hollands zu dem Neutralitätsſyſtem unmöglich gemacht wurde. Zu eben der
den 24 Decbr. Zeit war indeß dieſer Beitritt zu Petersburg wirklich geſchehen; die holländiſche Regierung bewies aus den Umſtänden, daß nur, um dieſen Beitritt zu verhindern, ihr von England der Krieg erklärt ſey, und ſie verlangte daher den Beiſtand, welchen, nach dem abgeſchloſſenen Traktat, die nordiſchen Seemächte zu leiſten verbunden wären. England behauptete dagegen, daß von ihm der Krieg aus ganz andern, in ſeinem Manifeſt angegebnen Gründen, welche mit der See-Neutralität gar keine Verbindung hätten, erklärt ſey. Es widerſprach alſo der Aufnahme Hollands, als einer ſchon wirklich im Kriege befangenen Macht, in den Bund der neutralen Staaten. Dieſe befanden ſich in keiner geringen Verlegenheit über den zu faſſenden Entſchluß. Zu verkennen war nicht, daß der Krieg erklärt ſey, um Hollands Beitritt zu verhindern, dieſer Republik alſo, nachdem ſie wirklich

lich beigetreten, den zugeſicherten Beiſtand weigern, ſchien unwürdige Feigheit. Doch von der andern Seite war es auch hart, daß um eines fremden Staats willen, der in dem Augenblick ſeines erſt beſchloſſenen, noch nicht vollendeten Beitritts, um anderer allerdings vorhandenen Irrungen willen in den Krieg verwickelt wurde, die nordiſchen Mächte ſich ſelbſt aller Vortheile des freien Verkehrs berauben, allen Nachtheilen eines Seekrieges ſich ausſetzen ſollten. König Guſtav III that den Vorſchlag, die vereinten Mächte ſollten dem engliſchen Hofe in einer ernſtlichen Erklärung zu erkennen geben, wie ſie die Erhaltung der Neutralität Hollands, welches ihrem Bunde bereits beigetreten und von ihnen, ehe die engliſche Kriegserklärung ihnen bekannt ſeyn können, aufgenommen ſey, ſehr wünſchten, und ihre Vermittlung anböten, um die zwiſchen dieſer Republik und England entſtandenen Streitigkeiten beizulegen. Aber noch ehe dieſer Vorſchlag nach Petersburg kam, hatte Katharina bereits ihre alleinige Vermittlung angetragen. England lehnte dieſe ab, und verwies die Ausſöhnung mit Holland auf den allgemeinen Frieden, welcher zwiſchen allen kriegführenden Mächten, unter Vermittlung Rußlands und Oeſterreichs, geſchloſſen werden ſolle. So erreichte England ſeinen Zweck;

Hol-

Holland wurde in den Bund der neutralen Mächte nicht aufgenommen, vielmehr verwickelte die Einladung zu demselben die Republik in einen Krieg, in dem zwar die holländische Kriegsflotte durch große Einsicht ihrer Anführer und die Tapferkeit ihrer Mannschaft hohen Ruhm erwarb, aber der Staat und die Einzelnen mannichfachen Verlust erlitten. Sogar den Frieden konnte Holland endlich nur durch Aufopferung einer wichtigen ostindischen Besitzung, Negapatnam, erhalten.

Schon bald nachdem die Grundsätze der See-Neutralität aufgestellt waren, trug Graf Panin auch dem Könige von Preußen den Beitritt an. Dieser Minister wünschte die wankende Verbindung zwischen Rußland und Preußen auf jede Weise fester zu knüpfen, auch mochte er glauben, daß, bey dem großen Ansehn, welches Friedrich in Europa genoß, sein Zutritt, obgleich er ihn durch keine Flotte unterstützen konnte, dem System der See-Neutralität ein vermehrtes Gewicht geben werde. Aber der König, so sehr er die Verbindung billigte, und so gern er ihre Entstehung gesehen hatte, fand es doch bedenklich, derselben beizutreten. Er war nicht im Stande, den Schutz, den die verbündeten Seemächte der Schiffahrt seiner Unterthanen geben würden,

den, in gleicher Art zu erwiedern, und beſorgte dagegen, man möchte die Uebernahme anderer läſtiger Bedingungen ihm anſinnen, überhaupt ihn in die Angelegenheiten fremder Staaten verwickeln, in welchen er nicht nachdrücklich und nach eigener Einſicht handeln könnte. Dieſes wollte er nicht; er wies alſo ſeinen Geſandten, Grafen von Görz, an, ſeinen Beitritt auf möglichſt freundſchaftliche Art abzulehnen. Hierin begegnete er der Geſinnung der Kaiſerin. Dieſe, um ſich dem Wiener Hofe gefällig zu beweiſen, wollte mit Preußen keine neue Verbindung eingehen; ſie misbilligte alſo den von Panin, ohne ihr Wiſſen, gethanen Schritt, und konnte hierbey allerdings den Grund anführen, daß der Bund, von dem jezt die Rede, nur unter Seemächten geſchloſſen ſey, und keine bloße Landmacht in denſelben aufgenommen werden könne. Indeß machte nach einiger Zeit der däniſche Hof dem ruſſiſchen bemerklich, daß der Beitritt ſowohl Preußens als Oeſterreichs, wenn gleich beide nicht Seemächte wären, dem Neutralitäts-Syſtem ein bedeutendes Gewicht geben würde. Nun fand ſich auch Katharina hiervon überzeugt; ſie ließ den König förmlich zum Beitritt einladen. Seine Bedenklichkeiten wurden gehoben, da man ausdrücklich erklärte, für den Schuz, welcher dem Handel

preu-

preußischer Unterthanen durch die nordischen Seemächte zugesichert würde, keine bestimmte Erwiederung fordern, sondern die Maaßregeln gegen Angriffe des Neutralitäts-Systems noch künftiger Abrede überlassen zu wollen. In diesem Sinne schloß
1781 d. 8ten May. der König eine Convention mit Rußland [19]), der auch Schweden und Dännemark durch besondere Verträge beitraten. So wurde also Friedrich wirklicher Theilnehmer an diesem System, zu nicht geringem Vortheil seiner Unterthanen. Die Seestädte in Preußen, Pommern und Ostfriesland führten, durch diese Verbindung ihres Königs geschützt, einen sehr bedeutenden Seehandel und vermehrten ihren Wohlstand. Der König schrieb seinen seefahrenden Unterthanen die genaueste Befolgung der angenommenen Grundsätze vor, und er that Alles, um zu bewirken, daß vorzüglich der Handel mit den Produkten seiner Lande, und mit eigenen Schiffen seiner Unterthanen befördert wurde.

Zu eben der Zeit, als Friedrich beitrat, wollte Katharina auch dem Kaiser Joseph II gleichen Beweis des Vertrauens geben. Dieser Monarch trat, auf ihre Einladung, dem Neutralitäts-System durch

19) S. dieselbe in v. Martens Recueil T. II. p. 130.

durch eine von ihm unterzeichnete Akte bey, welche 1781 d. 10ten Oct. die ruſſiſche Kaiſerin in einer andern nur von ihr 19 Oct. unterzeichneten Akte annahm. Man hatte dieſen Ausweg gewählt, um einer Schwierigkeit der Etikette auszuweichen, da der deutſche Kaiſer, nach einem bisher von allen europäiſchen Mächten zugeſtandenen Gebrauch, das Vorrecht behauptete, in beiden Exemplaren eines mit einem andern Souverain geſchloſſenen Traktats zuerſt zu unterzeichnen, und zuerſt genannt zu werden, die ruſſiſche Kaiſerin aber auf der mit allen andern Höfen hergebrachten Gleichheit beſtand, nach welcher jeder Souverain in dem einen von zwey Exemplaren der erſte unterzeichnet, und zuerſt genannt wird [20]). Auch Joſeph konnte

20) S. die beiden Aktenſtücke in v. Martens Recueil T. II. p. 171. Ein italieniſcher anonymer Biograph Kaiſer Joſephs II, der Verfaſſer der vita e fasti di Giuseppo II. Lugano 1790. T. II. pag. 53. liefert einen Traktat, der noch vor dieſen Akten, nämlich am 10ten Jul. 1781, geſchloſſen und von beiden Souverains unterzeichnet ſeyn ſoll. Hr. v. Martens hat denſelben aus dieſem Buch in ſeinen Recueil T. IV. p. 404. aufgenommen, jedoch mit Aeußerung ſeines Zweifels an der Aechtheit. In der That läßt es ſich nicht denken, daß, wenn ein ſolcher Traktat mit Unterzeichnung beider Souverains wirklich abgeſchloſſen wäre, man noch drey Monate ſpäter zwey beſondere Akten, ganz

konnte zu Behauptung der See-Neutralität nicht wirksam beitragen, und auch ihm wurde dieses in eben der Art, wie dem Könige von Preußen erlassen. Indeß war der gesicherte Seehandel auch für seine Unterthanen kein geringer Vortheil, vorzüglich für die Niederlande, aus deren so wohl gelegenen Häfen ein bedeutender Verkehr mit den im Kriege befangenen Landen geführt wurde.

Zulezt traten auch noch der König von beiden Sicilien, und die Königin von Portugal der Verbindung bey. Beide später, wie Andere, weil die Schiffahrt ihrer Unterthanen bey Behauptung der Neutralität im jetzigen Seekriege nicht vorzüglich interessirt war, auch weil beide Höfe nicht gern einen Schritt thaten, den England misbilligte. Vorzüglich war dieses der Fall Portugals, welches mit England seit langer Zeit enge verbunden, für den

an

---

desselben Inhalts, ausgefertiget haben sollte. Daß Lezteres wirklich geschehen, ist bey dem Zeugniß des Grafen Görz, der damals in Petersburg anwesend war, nicht zu bezweifeln, auch wurden jene beiden Akten den interessirten Höfen officiell mitgetheilt. Man muß daher annehmen, daß der italienische Biograph auf die ihm zugekommenen Gerüchte von dem Beitritt Kaiser Josephs II den von ihm mitgetheilten Traktat selbst zusammengesezt habe, nicht wissend, daß solcher Beitritt in andrer Form bewirkt sey.

an ſich unbedeutenden Aktivhandel ſeiner Unterthanen wenig oder gar nichts zu beſorgen hatte. Portugal lehnte daher auch anfangs den von Rußland angetragenen Beitritt völlig ab. Endlich aber wurde ſowohl dieſe Macht, als Neapel, noch zu demſelben bewogen. Die Conventionen beider Höfe mit Rußland wurden zu Petersburg abgeſchloſſen [21]).

Katharina II ſahe alſo die Grundſätze, welche ſie zur Sicherung des freien Verkehrs aufgeſtellet hatte, von allen größern europäiſchen Staaten [22]), welche irgend am Seehandel Theil nahmen, feierlich anerkannt, und die gegenſeitige Behauptung derſelben zugeſichert. Dies war allerdings ein ſehr wichtiger Schritt zur Beſchränkung eines großen

21) Die mit Portugal am 13ten Jul. 1782, und die mit Neapel am 10ten Febr. 1783; aber die Ratifikation derſelben erfolgte erſt, nachdem der Seekrieg, der zu dieſem Verein Anlaß gegeben, bereits geendiget war. Es ſcheint auch nicht, daß die übrigen verbündeten Höfe dieſen Traktaten ausdrücklich beigetreten ſind. Den mit Portugal ſ. in v. Martens Recueil T. II. p. 208. und den mit Sicilien ebendaſ. T. III. p. 274.

22) Auf die italieniſchen Staaten, Toskana, den Pabſt, Venedig, Genua, war das Syſtem nicht ausgedehnt worden, und die osmaniſche Pforte zum Beitritt einzuladen, hatte Katharinens Abneigung nicht erlaubt.

Uebels der Menſchheit. Aber freilich der wichtigſte blieb noch zurück, nämlich, daß auch die großen Seemächte, deren Krieg jezt beendiget werden ſollte, ſich verpflichtet hätten, dieſe Grundſätze in allen künftigen Kriegen achten und befolgen zu wollen. Die verbündeten Mächte hatten ſich gegenſeitig verſprochen, bey einem dereinſtigen Frieden hierauf gemeinſam zu beſtehen. Nur dieſes konnte dem großen Werke Vollendung geben, und der ruſſiſchen Kaiſerin den von ihr angeſtrebten erhabnen Ruhm erwerben, einen von allen geſitteten Völkern wirklich angenommenen See-Codex gegründet zu haben. Daß dieſes Hauptzweck der Verbindung, und dieſe keineswegs allein auf den damaligen Seekrieg beſchränkt ſeyn ſollte, war durch die verſchiedenen Traktaten und alle Erklärungen des ruſſiſchen Hofes vom Anfang an deutlich zu erkennen gegeben [23]). Guſtav III zeigte ſich beſonders thätig, dieſen großen und

23) So wurde in einer Erklärung deſſelben an alle neutrale Mächte im April 1780 ausdrücklich für den Zweck des Bundes erklärt: que par des soins communs de toutes les puissances maritimes neutres, on peut établir et legaliser en faveur de la navigation commerçante des nations neutres un système naturel et fondé sur la justice, et qui par son avantage réel servit de *règle aux siècles à venir*.

und würdigen Zweck wirklich zu erreichen. Sobald England ſich geneigt bewies, die Unabhängigkeit Nordamerika's anzuerkennen, und alſo nicht zu zweifeln war, daß der Friede zu Stande kommen werde, machte dieſer König der Kaiſerin bemerklich [24]), „daß, wenn die kriegführenden Mächte ihren Frieden unter ſich allein abſchlöſſen, gar nicht zu erwarten ſey, daß von Anerkennung der Grundſätze der Neutralität die Rede ſeyn werde, welchen England entſchieden abgeneigt wäre, und welche zu behaupten die Bourboniſchen Mächte wenigſtens kein dringendes Intereſſe hätten. Es ſey alſo ſehr nöthig, daß die Neutralen an dem zu ſchließenden Frieden Theil nähmen.“ Der König ſchlug deshalb vor, einen Kongreß von Bevollmächtigten, ſowohl der kriegführenden als der neutralen Mächte, zu veranlaſſen, auf welchem dann die allgemeine Anerkennung der Grundſätze der Neutralität, wie ſie von der Kaiſerin vorgeſchlagen worden, bewirkt werden könnte. Sicher war dies der einzige mögliche Weg, um mit einiger Hofnung des Erfolgs den Verſuch zu machen, dem Völkerrecht, in Rückſicht dieſer wichtigen Gegenſtände, eine feſtere Grundlage zu geben,

24) In einem Mémoire vom 7ten Auguſt 1782, das nebſt der Antwort der Kaiſerin ſich unter den Beilagen der Görziſchen Schrift befindet.

als ſie bisher gehabt hatte. Aber Katharina II war jezt nicht mehr von Panin 25) geleitet, und widmete dieſer Sache nicht mehr die Aufmerkſamkeit, die ſie verdiente. Dieſe Monarchin war nie geneigt, wichtige Ideen, die ihr von fremden Mächten kamen, aufzunehmen, noch glänzenden Ruhm mit Andern zu theilen. Sie antwortete dem Könige von Schweden: „ſie habe den kriegführenden Mächten bereits „gemeinſchaftlich mit dem deutſchen Kaiſer ihre Ver„mittlung angetragen, und werde nichts verſäumen, „um dem Neutralitäts-Syſtem Achtung und Dauer „zu verſchaffen; ſie werde es indeß gern ſehen, wenn „auch der König von Schweden ſeiner Seits hiezu „mitwirken wolle.“

Auf dieſe Weiſe wurde die gemeinſame Thätigkeit der am meiſten bey der See-Neutralität intereſſirten Mächte von Katharina II abgelehnt. Ihrer Eitelkeit ſchmeichelte mehr, in Verbindung mit dem deutſchen Kaiſer, welchem ſie ſich jezt immer mehr zu nähern ſuchte, wenigſtens dem Schein nach, die Herſtellung des Friedens zwiſchen den Seemächten zu bewirken, ohne ſich um das Weſentliche der Sache bekümmern zu dürfen. Die Mächte, welche bis-

25) Er hatte damals faſt allen Einfluß bey der Kaiſerin verloren und ſtarb am 31ſten März 1783.

bisher Krieg geführt, waren, ſobald der Hauptpunkt, nämlich die Anerkennung der Unabhängigkeit Nordamerika's, von England zugeſtanden worden, durch direkte Unterhandlung über die Beilegung ihrer Zwiſte eins, ſie wollten alſo nicht fremder Höfe Theilnahme geſtatten. Doch, um Rußland und Oeſterreich nicht zu beleidigen, wollten ſie deren Vermittlung nicht förmlich ablehnen; ſie vereitelten dieſelbe aber in der That dadurch, daß die Geſandten der beiden Kaiſerhöfe zu den Friedensverhandlungen gar nicht zugezogen wurden, auch von dem Fortgange der Unterhandlungen durchaus nichts mitgetheilt erhielten. Nur, wie Alles berichtiget war, wurden ſie eingeladen, die Traktaten vorleſen zu hören und ſie mit zu unterzeichnen. Dieſe Geſandten hatten alſo durchaus keine Gelegenheit, auch wenn ſie dazu von ihren Höfen authoriſirt waren, an die Grundſätze der See-Neutralität zu erinnern. Wie Guſtav III es richtig vorausgeſehen, wurde in den Friedens-Traktaten ſolcher Grundſätze mit keinem Worte gedacht, und dieſe wurden alſo von den Mächten nicht anerkannt, deren Anerkennung gerade die wichtigſte geweſen wäre. Es blieb auch ferner der bisherige ſchwankende Zuſtand, und bey jedem neuen Seekriege hatte der freie Verkehr neutraler Völker dieſelbe 1783 d. 3ten Sept.

Beeinträchtigung, wie bisher, zu erwarten, wie er denn solche auch wirklich erfahren hat.

Aber, ist gleich die Wirkung von Panins Idee, durch den Wankelmuth seiner Kaiserin, nicht so groß gewesen, als sie es hätte seyn können, so bleibt das Gute, was diese Idee wirklich hervorgebracht hat, doch immer höchst wichtig. Die Grundsätze, auf denen das Recht des freien Verkehrs neutraler Völker beruht, waren noch nie mit solcher Bestimmtheit und mit solchem Nachdruck dargestellt, als es jezt von mehrern großen Mächten geschehen war. Auch hatte der erklärte Wille dieser Mächte, solche Grundsätze mit vereinter Kraft behaupten zu wollen, größere Achtung für dieselben eingeprägt, als ihnen noch je bewilliget worden. Konnte auch England nicht zu förmlicher Anerkennung gebracht werden, so huldigte es ihnen doch in der That. Seine Kaper erhielten einen Wink, sich nach denen von Katharina II bekannt gemachten Grundsätzen zu achten, und die Gerichte wurden angewiesen, die vorkommenden Streitfragen möglichst nach diesen Grundsätzen zu entscheiden. Die Folge hievon war, daß die den Neutralen auf offener See abzunehmende Beute sich sehr verminderte; es wurde also weniger vortheilhaft, Schiffe zur Kaperey auszurüsten, die

Zahl

Zahl derſelben nahm immer mehr ab, und verlor ſich gegen Ende des Krieges faſt völlig. So wurde die Schiffahrt der neutralen Nationen merklich geſicherter, und ihr Verkehr nahm bedeutender zu, als es in früheren Seekriegen je der Fall geweſen war, beſonders wurde dieſes auffallend, ſeit auch die Holländer am Kriege Theil zu nehmen gezwungen worden; ſeit dieſer Zeit zeigten ſich neue Thätigkeit, Geldumlauf und Wohlſtand in den neutralen Landen. Man hat behauptet, daß die ſchwediſchen Unterthanen während dieſes Seekrieges am meiſten gewonnen hätten, weil ſie die größte Thätigkeit und beſte Ueberlegung bey ihren Spekulationen bewieſen, und ihre ſehr aufmerkſame Regierung ſich ihrer, bey allen verſuchten Eingriffen der kriegführenden Mächte, mit dem kräftigſten Eifer annahm. Nächſt den Schweden ſollen den preußiſchen und däniſchen Unterthanen die bedeutendſten Vortheile zugewachſen ſeyn; auch die öſterreichiſchen Niederländer benuzten ihre ſo günſtige Lage, und manche bisher müßig gelegenen Kapitalien dieſes reichen Landes wurden jezt nüzlich verwandt. Ein einziges Handelshaus in Brüſſel, deſſen thätiger Vorſteher Romberg hieß, unterhielt, wie behauptet wurde, im Jahr 1781 allein 68 Schiffe in See. Die Regierungen aller dieſer Lande waren ſehr bemüht, die Vortheile

des Seeverkehrs möglichſt den eigenen Unterthanen zu ſichern, doch konnten ſie nicht hindern, daß auch Unterthanen kriegführender Mächte, vorzüglich Holländer, unter erborgter neutraler Flagge, ihren Handel zu betreiben ſuchten. Viele Holländer erwarben durch den Ankauf eines kleinen Eigenthums in Oſtfriesland oder in den Niederlanden die Rechte preußiſcher und öſterreichiſcher Unterthanen; aber immer gewannen, auch in ſolchem Falle, die neutralen Lande durch eine, wenn auch nur vorübergehende, Belebung des Handels und des vermehrten Geldumlaufs, auch blieben manche Fremde für immer. Die kleinſten Vortheile genoſſen vielleicht die Unterthanen deßjenigen Staats, von dem das wohlthätige Syſtem ausgegangen war, weil die Ruſſen nur einen geringen Aktivhandel außerhalb der Oſtſee trieben. Doch der geſicherte und durch die Bedürfniſſe der kriegenden Nationen ſo bedeutend vermehrte Abſatz der wichtigen Produkte Rußlands war an ſich ein ſehr großer Gewinn dieſes Reichs, wenn gleich die Vortheile der Fracht andern neutralen Nationen zufielen.

Dreizehntes Kapitel.

Forderungen Kaiser Josephs II an die Republik der vereinigten Niederlande; deshalb entstandene Streitigkeiten. Deren Beilegung unter französischer Vermittlung. Allianz zwischen Frankreich und Holland.

Während Katharina II in ihren Unternehmungen gegen die Pforte unaufhaltsam fortschritt, und zur Erreichung ihrer Zwecke die Verbindung mit Joseph II klug benuzte, ohne zugleich für dieses Monarchen Vortheile zu sorgen, war derselbe bemüht, an andern Seiten sich zu vergrößern. Aber er hatte weder ein so bestimmtes wohl abgemessenes Ziel, wie seine Bundsgenossin, noch war sein Streben so unwandelbar fest und gleichförmig, wie das ihrige. Wirklich scheint der deutsche Kaiser nur ein allgemeines, unbestimmtes Verlangen gefühlt zu haben, sich irgendwo zu vergrößern. Um dieses Verlangen zu befriedigen, wandte er sich zunächst nach

nach der Seite, wo er glauben konnte, daß ihm der mindeste Widerstand werde entgegengesezt werden. Die Republik Holland war unstreitig der schwächste Feind, der gewählt werden konnte. Dieselbe befand sich in schlechtem Vertheidigungsstande; ihre Landarmee, kaum 40,000 Mann stark, seit vielen Jahren nicht in der großen Schule des wirklichen Krieges geübt, war bey weitem nicht mehr, was sie einst gewesen, und konnte mit der österreichischen auf keine Weise verglichen werden. Die holländischen Vestungen waren in neuerer Zeit wenig unterhalten worden. Zur Theilnahme an dem amerikanischen Seekriege gezwungen, war die Republik des Beistandes beraubt, den England ihr nach Traktaten, zu Behauptung der Gerechtsame, welche der Kaiser streitig machen wollte, zu leisten schuldig war; auch von keiner andern Seite hatte Holland gegen diesen Gegner Hülfe zu erwarten, und dem Anschein nach war es gezwungen, Alles einzugehen, was der übermüthige Nachbar vorzuschreiben gut finden würde. Sogar eines Krieges schien es hiezu nicht einmal zu bedürfen, und so sehr auch immer Joseph II kriegerischen Ruhm liebte, war ihm doch noch angenehmer, blos durch Unterhandlungen seine Zwecke zu erreichen.

Eine

Eine Reiſe, welche der Kaiſer im erſten Jahre ſeiner Regierung nach ſeinen Niederlanden, und von dort nach Holland machte, trug dazu bey, ſeiner Politik dieſe Richtung zu geben. Der in die Augen fallende hohe Wohlſtand der öſterreichiſchen Niederlande wurde von dem Monarchen mit Wohlgefallen bemerkt; er war die Folge des langen Friedens, den dieſe Lande dem zwiſchen Oeſterreich und Frankreich beſtehenden Bunde verdankten. Seit Kaiſer Karls V und König Philipps II von Spanien Zeit hatten die Niederländer einen Landesherrn nicht bey ſich geſehen. Hoch erfreut empfingen ſie alſo den Sohn der innigſt verehrten Maria Thereſia, brachten ihm aufrichtige Huldigungen dar, und wetteiferten, ihm die Treue und Ergebenheit zu bezeugen, welche die milde und weiſe Regierung jener Monarchin, und die Herzensgüte ihres vieljährigen Stellvertreters, des Herzogs Karl von Lothringen [1]), ihnen eingeflößt hatte. 1781 Jun.

Jo-

1) Dieſer Prinz, geboren 1712, ein Bruder Kaiſer Franz I, und Gemahl der früh verſtorbenen Schweſter von Maria Thereſia (ſ. Band I. S. 381), war, vom Jahr 1744 bis zu ſeinem Tode im J. 1780, General-Gouverneur der Niederlande. Durch ſeine Menſchlichkeit und ſein Wohlwollen hatte er ſich die Liebe der Unterthanen aus allen Ständen im hohen Grade erworben. Noch lange nach ſeinem Tode ſprach kein Niederländer von dem guten Herzog ohne innige Rührung.

Joseph II bewies die größte Theilnahme an dem Zustande dieser Unterthanen; er unterrichtete sich sorgfältig von allen Einrichtungen, von jedem Verhältniß des Landes; er äußerte den eifrigsten Willen, jede nüzliche Verbesserung zu begünstigen, jedes Hinderniß noch höhern Wohlstandes wegzuräumen. Dies gab den Unterthanen Muth, sich mit Vertrauen an den wohlwollenden Landesvater zu wenden; er hörte sie aufmerksam an, und überzeugte sich, daß die innere Verfassung dieser Provinzen noch mancher Reform empfänglich, aber auch, daß die Nation noch höherer geistiger Bildung bedürftig sey. Zugleich entging es ihm nicht, und von mehrern Seiten wurde er darauf vorzüglich aufmerksam gemacht, daß die Rechte, welche der Nachbarstaat, die Republik der vereinigten Niederlande, durch Traktaten erworben, die Thätigkeit der österreichischen Niederländer zurückhielten, und ihren Wohlstand nicht so emporkommen ließen, wie es nach der Natur und Lage des Landes möglich gewesen wäre. Auch war es einem Monarchen von hohem Sinn empfindlich, in den verfallenen Vestungen seines Landes die Truppen eben dieses Nachbarstaats zu finden, welcher zu deren Besetzung gleichfalls durch Traktaten berechtigt zu seyn behauptete. Sein Land durch eine fremde schwächere Macht schüzen zu lassen, beleidigte sein

Ehr-

Ehrgefühl, und die bestehende enge Verbindung mit Frankreich schien ihm solchen Schutz, wenn er in frühern Zeiten auch je nöthig gewesen wäre, doch jezt ganz entbehrlich zu machen.

Die Reise, welche Joseph II von Brüssel aus nach Holland machte, verstärkte noch den Eindruck, den der Besuch seiner Niederlande hervorgebracht hatte. Kein Land konnte einem Beobachtungsgeiste, wie der seinige, einen reicheren Stoff darbieten, als dieses, wo die Denkmahle des Fleißes und Erfindungsgeistes überall seinem Blicke begegneten. Er sahe und untersuchte Alles mit größter Genauigkeit, überall suchte er Männer von Verdienst in jedem Stande auf, und wollte von Jedem in denjenigen Kenntnissen lernen, in denen er sich vorzüglich auszeichnete. So sehr auch immer die blühenden Fluren Flanderns und Brabants, der vervollkommnete Ackerbau und der überall sichtbare Reichthum ihn erfreuet hatten; so waren die noch mehr ins Auge fallende immer thätige Werkstätte des Fleißes, der große Welthandel, der von Holland aus getrieben wurde, doch ein noch mehr anziehender Anblick. Aber auch sehr natürlich drang bey diesem Anblick der Gedanke sich auf, daß aller dieser Reichthum Hollands seinen Niederlanden entzogen sey. Das geschäftige 1781 Jul.

Ge-

Gewühl von Amsterdam trübte die Erinnerung an Antwerpen, wo Joseph köstliche Denkmahle ehemaliger Kunst, prächtige Kirchen und Paläste, schöne Straßen, weite Plätze, aber leer von Menschen, einen bequemen Hafen und einen schönen ins Weltmeer sich ergießenden Strom, aber nicht mit Schiffen bedeckt, gesehen hatte. In den österreichischen Niederlanden genossen die Enkel der Reichthümer, welche die Thätigkeit der Vorfahren erworben und gesammelt hatte; aber jezt schienen Fleiß und Erfindsamkeit zurückgehalten. Nur der Ackerbau war noch blühend, aber die einst so lebhaft betriebenen Gewerbe der Städte waren tief gesunken. Im Holland dagegen sahe Joseph einen noch stets wachsenden Wohlstand, und durch regen Fleiß sich glücklich fühlende Menschen. Mit den Gefühlen, welche dieser Anblick und diese Vergleichung in ihm hervorgebracht, kehrte dieser Monarch von seiner niederländischen Reise zurück, und faßte eines edlen Landesvaters würdige Vorsätze. Er wollte die Gebrechen der innern Verfassung und Verwaltung, welche er bemerkt zu haben glaubte, bessern, seinen Unterthanen höhere Bildung und erweiterte Thätigkeit geben, vor Allem aber sie von den Fesseln befreien, welche die Eifersucht der Nachbarn ihnen angelegt hatte. Dieses Leztere schien ihm das Dringendste und auch

das

das Leichteste zu seyn. Die Traktaten, welche hierbey im Wege standen, schienen dem Kaiser verjährt und unbillig. Nur die Schwäche seiner Regierungs-Vorfahren hatte sich schimpfliche und den Wohlstand der Unterthanen niederhaltende Bedingungen vorschreiben lassen. Joseph fühlte die Kraft zu haben, von denselben sich frey zu machen, und diese Kraft, glaubte er, gebe ihm auch das Recht dazu.

Fürst Kaunitz theilte diese Ansichten des Monarchen und befestigte ihn in denselben. Er hatte einige Jahre [2]), als dem General-Gouverneur zugeordneter Minister, die Angelegenheiten der Niederlande geleitet, und auch nachher waren sie seinem besondern Departement als Staatskanzler zugetheilt worden. Fürst Kaunitz kannte daher die Verhältnisse der Niederlande genau, und er wurde von den Bewohnern derselben als Stifter des neuen politischen Systems, das für sie so wohlthätig geworden war, hoch geehrt; eben deshalb interessirte er sich sehr lebhaft für diese Lande.

Um die Forderungen Josephs II an Holland deutlich darzustellen, ist es nöthig, etwas in die Geschichte

2) Vom J. 1745 bis 1747.

ſchichte früherer Zeiten zurückzugehen, und zu entwickeln, wie die Staats-Verhältniſſe entſtanden ſind, welche dieſer Monarch zu läſtig fand, und vernichten wollte 3). — Als Spanien nach achtzigjährigem Kampfe die von ſeiner Herrſchaft losgeriſſenen ſieben vereinigten Provinzen endlich als unabhängige Staaten anerkennen mußte, genügte es den leztern nicht, die Freiheit errungen zu haben, im Beſiz der wichtigſten Kolonien in fremden Welttheilen und des ausges

3) Sehr unterrichtend über die Verhältniſſe der Niederlande ſind und von mir vorzüglich benuzt: die mémoires historiques et politiques sur les Pays-bas autrichiens par le Comte de Neny, Chef et Président du conseil privé aux Pays-bas, der im J. 1784 geſtorben iſt. Dieſes Werk wurde um das Jahr 1760 zum Unterricht des damaligen Erzherzogs, nachherigen Kaiſer Joſeph II, geſchrieben, erſchien aber gedruckt zuerſt bey Anlaß der Begebenheiten, von denen hier die Rede iſt, im J. 1784 unter dem Druckort Neufchâtel, mit einer Zueignungsſchrift an den Kaiſer, doch ohne Namen des Verfaſſers. Nachher iſt es in verſchiedenen Ausgaben, mit dieſem Namen, zu Brüſſel gedruckt, deren 4te vom J. 1786 ich vor mir habe. Das Verhältniß des Grafen Neny, als eines der erſten niederländiſchen Staatsbedienten, ſezte ihn in Stand, von den an Holland gemachten Anſprüchen wohl unterrichtet zu ſeyn, und man findet deshalb über dieſelben in ſeinem Werk gute, wenn gleich nicht ganz unpartheiiſche, Auskunft.

gebreitetſten Handels zu bleiben. Durch den münſterſchen Frieden von 1648 [4]) verpflichteten ſie den König Philipp IV von Spanien, die ihm bleibenden zehn Provinzen der ſogenannten katholiſchen Niederlande für immer des Rechts zu berauben, Seehandel zu führen, zu welchem die Lage des Landes ſo günſtige Gelegenheit darbot. Der ſchöne Schelde-Strom ſollte von den Anwohnern deſſelben nie genuzt werden dürfen; die neue Republik erwarb das Recht, die Mündungen dieſes Stroms und andere in die See gehende Kanäle für immer geſchloſſen zu halten [5]).

4) Dieſer Friede wurde zwiſchen Spanien und der neuen Republik der vereinigten Niederlande am 30ſten Januar 1648 geſchloſſen und iſt nicht zu verwechſeln mit dem weſtphäliſchen Frieden, welcher in eben dem Jahr am 24ſten Oktober auch zu Münſter und zu Osnabrück zwiſchen dem Kaiſer und dem katholiſchen Reichstheile an einer, Frankreich, Schweden und dem proteſtantiſchen Reichstheil an der andern Seite geſchloſſen iſt, und eigentlich aus zwey Traktaten, dem zu Münſter und dem zu Osnabrück geſchloſſenen, beſteht. Dieſer weſtphäliſche Friede war der Republik der vereinigten Niederlande fremd. Den zwiſchen Spanien und der leztern geſchloſſenen münſterſchen Traktat ſiehe in Schmauß Corpus jur. gent. pag. 614.

5) Dies iſt die wörtliche Beſtimmung des münſterſchen Traktats Artik. 14: les rivières de l'Escaut, comme aussi

Dieſe harten Friedens-Bedingungen ſollten den blühenden Wohlſtand von Holland gegen allen Wetteifer ihrer Nachbaren und ehemaligen Mitunterthanen ſichern, und der Thätigkeit der leztern für alle Zukunft unüberſchreitbare Schranken ſetzen. Daß Spanien ſolche Bedingungen eingehen müſſen, gab den unverkennbarſten Beweis von dem Verfall dieſer Macht. Kaum aber war der Friede geſchloſſen, ſo machten einſichtsvolle Staatsmänner die Bemerkung, daß die neue Republik von jezt an bey weitem mehr, als vorher Spanien, diejenige Macht zu fürchten haben werde, von der ſie in ihrem Freiheits-Kampfe war

---

aussi les canaux de Sas, de Swyn et autres bouches de mer y aboutissantes seront tenues closes du côté des dits Seigneurs-Etats. Es war dies eigentlich Beſtätigung des uralten Stapelrechts, nach welchem in die Mündungen der Schelde fremde Schiffe zwar einlaufen konnten, aber ihre Waaren in ſeeländiſche Schiffe umladen mußten. Die Republik dehnte dieſes Recht aber dahin aus, daß gar keine fremde Schiffe einlaufen durften. Auch die Fahrt auf dem innern Strom wurde von ihr entweder ganz gehemmt, oder läſtigen Abgaben unterworfen. Um dieſes zu behaupten, wurden von Holland einige Forts am Ufer der Schelde, und beſondere Wachtſchiffe unterhalten, welche auch den Theil des Stroms befuhren, über den die Hoheit von Spanien und nachher von Oeſterreich in Anſpruch genommen wurde.

war unterstüzt worden, deren schnell zunehmender Wachsthum aber jezt allgemeine Besorgniß erregte. Spanien und Holland näherten sich in eben dem Verhältniß immer mehr, wie sich Frankreich von lezterm entfernte, und es wurde von nun an die wichtigste politische Maxime, daß die katholischen Niederlande im unverrückten Besitz von Spanien bleiben, und eine trennende Schutzmauer der vereinigten Provinzen gegen das übermächtige Frankreich seyn müßten [6]). Blutige Kriege wurden zur Behauptung dieses Grundsatzes geführt, den auch England, seit das Haus Stuart dessen Thron verloren hatte, zu dem 1688
seinigen machte. Die Unabhängigkeit von Europa schien auf demselben zu beruhen, und wenn es gleich Frankreich gelang, einige Stücke von den Niederlanden abzureißen, so blieb das größere Ganze doch nach den folgenden Friedens-Schlüssen bey Spanien, bis der österreichische Herrscherstamm in diesem Lande

6) Während der spanischen Regierung waren den Holländern nicht bestimmte feste Plätze in den Niederlanden eingeräumt, sondern das ganze Land, im spanischen Besitz, wurde als Schutzmauer gegen Frankreich betrachtet. Obex, repagulum Galliam a Belgio foederato removens ac separans; Barrière, — waren die in den Traktaten und Staatsverhandlungen jener Zeit vorkommenden Benennungen.

1700 d. 1 Nov. mit König Karl II erlosch. Als nun Ludwig XIV, sich auf das Testament des lezten Königs berufend, die spanische Monarchie für seinen Enkel, Philipp Herzog von Anjou, in Anspruch nahm; da wurden alle Mächte aufgeregt. Der staatskluge, für das Gleichgewicht von Europa so thätige König und Statthalter Wilhelm III von Oranien, an der Spitze von England und Holland, schloß mit Kaiser

1701 d. 7 Sept. Leopold I die sogenannte große Allianz 7), durch welche dem Hause Oesterreich der kräftigste Beistand zu Behauptung der ganzen spanischen Monarchie zugesichert, vorzüglich aber verabredet wurde, daß die Niederlande diesem Hause verbleiben und den beiden Seemächten zur Barriere gegen Frankreich dienen, auch die unter spanischer Herrschaft zugestandenen Beschränkungen des Handels dieser Niederlande aufrecht erhalten werden sollten. In diesem Sinn wurde der Erbfolge-Krieg mit äußerster Anstrengung und unter großen Feldherren, Eugen und Marlborough, mit glücklichem Erfolge geführt. Schon war Ludwig XIV bis zur äußersten Nachgiebigkeit gebracht, schon wagten die Gegner, übermüthig durch ein Glück, des-

7) S. diesen Traktat in Schmauß Corp. jur. gent. pag. 1153.

deſſen ſie nicht gewohnt waren [8]), Bedingungen vorzuſchreiben, die ſeine und der Nation Ehre ſchimpflich beleidigten, und dadurch zum Widerſtand der Verzweiflung aufforderten; als plözlich die Geſinnungen der brittiſchen Königin Anna ſich wandten, und der Tod Kaiſer Joſephs I der Politik eine neue Richtung gab. Wider allen bisherigen Anſchein kam zu Utrecht ein Friede zu Stande, nach welchem Ludwigs Enkel den größten Theil der ſpaniſchen Monarchie erhielt, die Niederlande aber dem Hauſe Oeſterreich unter der Bedingung überlaſſen wurden, daß in denſelben den Seemächten eine Barriere gegeben werden ſolle. Nach langen Unterhandlungen wurde zu Antwer-

1711 d. 17 Apr.

1713 d 11 Apr

8) Als die holländiſchen Bevollmächtigten bey den Unterhandlungen zu Gertruydenburg im Jahr 1710 ſich nicht damit begnügen wollten, daß Ludwig XIV ſich bereit erklärte, ſeinen Enkel nicht weiter zu unterſtützen, ja ſogar ſich erbot, Geld herzugeben, um den Feinden die Bekämpfung dieſes Enkels zu erleichtern, als, was faſt unglaublich iſt, die Holländer, hiemit nicht zufrieden, verlangten, der franzöſiſche König ſelbſt ſolle den Enkel aus Spanien vertreiben, als ſie ihm hierzu eine Friſt beſtimmten, nach deren Ablauf, wenn jenes nicht erfüllt worden, der Krieg wieder anfangen ſollte; — da ſagte der franzöſiſche Geſandte, Melchior von Polignac, mit gerechtem Unwillen zu dieſen Holländern: Messieurs, vous parlez bien comme des gens *qui ne sont pas accoutumés à vaincre.*

werpen zwischen Kaiser Karl VI, England und Holland über die Bestimmungen derselben ein Traktat[9]) geschlossen, dessen wesentliche Bedingungen folgende waren: 1) die bisherigen spanischen Niederlande, so wie sie von dem lezten Könige Karl II besessen worden, sollen als ein unzertrennbares und unveräußerliches Ganzes für immer mit den deutschen Erblanden des Hauses Oesterreich vereinigt bleiben, und aus keinem Grunde oder Vorwande jemals an einen nicht aus diesem Hause stammenden Prinzen kommen[10]); 2) in den Niederlanden sollen beständig 35 bis 40,000 Mann Truppen unterhalten werden, drey Fünftheil von Oesterreich, zwey Fünftheile von Holland, mit verhältnißmäßiger Verstärkung

1715 d. 15 Nov.

9) S. denselben in Schmauß l. c. pag. 1593.

10) Nach dieser Bestimmung wurde Kaiser Karl VI genöthigt, das Herzogthum Limburg zurückzunehmen, welches er dem Kurfürst von der Pfalz aus Dankbarkeit für die im spanischen Erbfolgekriege ihm geleisteten Dienste überlassen wollte; und, als Maria Theresia im ersten schlesischen Kriege Geldern statt eines Stücks von Schlesien anbot, weigerte Friedrich II es anzunehmen, „weil, nach dem Barriere-Traktat, kein Theil der Niederlande von dem Hause Oesterreich abgetreten werden dürfe.“ Auch im J. 1785 wurde dem vorhabenden Tausch der Niederlande gegen Bayern besonders auch dieser Grund entgegengesezt.

kung im Fall wirklichen oder androhenden Krieges; 3) der Kaiser gestattet der Republik Holland in gewissen benannten festen Plätzen der Niederlande das alleinige Besatzungsrecht. Die hiezu erforderlichen holländischen Truppen werden dem Kaiser und der Republik verpflichtet, aber ihre Vertheilung, ihre Abberufung und Erneuerung, die Ernennung ihrer Befehlshaber hängt allein von der Republik ab. Diese hat zu allen Zeiten das Recht des Durchmarsches nach und von diesen festen Plätzen, ihr werden eigene Posten zu Erhaltung der Kommunikation mit denselben, Zollfreiheit für alle ihren Truppen zugeführten Bedürfnisse bewilliget, die Ausbesserung und Erhaltung der Vestungen ist der Republik überlassen, nur von neu anzulegenden Werken muß sie den General-Gouverneur der Niederlande zuvor unterrichten. 4) Zur Bestreitung des Soldes der Truppen und zur Unterhaltung der Vestungen verspricht der Kaiser eine jährliche Subsidie von Einer Million zweymal hundert und funfzig Tausend holländischen Gulden, welche aus den bereitsten Einkünften der Niederlande gezahlt werden sollen. Die Einnehmer gewisser Distrikte werden angewiesen, bestimmte Summen unmittelbar an Holland abzuliefern, und, im Fall hierin ein Rückstand erfolgte, wird lezterm Staat das Recht eigner Exekution zugestanden.

5) In Absicht des Handels werden die Bestimmungen des münsterschen Friedens ausdrücklich bestätiget. Alle Abgaben, welche den Handel mit England und Holland angehen, sollen auf dem Fuß bleiben, wie sie während des Krieges von diesen Mächten selbst, ihrem Vortheil gemäß, festgesezt worden [11]), bis zu Abschluß eines möglichst zu beschleunigenden neuen Handels-Traktats. 6) Endlich trat Kaiser Karl VI noch einige Distrikte in Flandern und in Geldern an Holland ab.

Unter diesen Bedingungen gelangte das Haus Oesterreich zum Besiz der Niederlande, und nur unter ihnen wurde ihm deren Besiz von England und Holland garantirt. Nach der Ansicht dieser beiden Mächte erhielt es diese Provinzen keinesweges Kraft des Erbrechts, welches von ihm war in Anspruch genommen worden. Dieses war bey den

11) Im J. 1706 hatten England und Holland eine interimistische Regierung der von ihnen eingenommenen Niederlande errichtet, welche zwar unter dem Namen Königs Karl III von Spanien (des nachherigen Kaisers Karl VI) ihre Verordnungen erließ, aber diesem Monarchen gar nicht verpflichtet war, und in Absicht des Handels alle Vorschriften befolgen mußte, welche von den englischen und holländischen Deputirten ihr ertheilt wurden.

den Unterhandlungen, die schon vor dem Ableben des lezten spanischen Monarchen über dessen Erbfolge, vorzüglich durch Betrieb Königs Wilhelm III, Statt gehabt, und auch bey dem Utrechter Frieden ganz bey Seite gesezt. Die spanische Monarchie wurde allein nach Grundsäzen des allgemeinen Staats-Interesse von Europa vertheilt, und das Haus Oesterreich erhielt die Niederlande, weil dies für das Gleichgewicht unter den Staaten das Zuträglichste schien; aber auch eben deshalb wurde Oesterreich an gewisse Bedingungen gebunden und in der Disposition über diese Lande beschränkt.

So wohl ausgedacht aber auch immer diese Einrichtung im höhern politischen Sinne erscheinen mochte, so sehr empfanden die Niederländer das Lästige der von ihrem neuen Landesherrn eingegangenen Bedingungen. Der allgemeine Unwille brach in laute Klagen aus, da man die unter der spanischen Herrschaft erlittenen Bedrückungen von neuem bestätiget und noch vermehrt sah. Die Stände von Flandern und Brabant stellten dem Kaiser sehr nachdrücklich vor, daß solche Bedingungen seiner Würde zuwider wären, daß er unter denselben nicht wahrer Souverain in seinen Landen, und der Wohlstand seiner Unterthanen durch eifersüchtige Nachbarn

ge-

gewaltsam niedergedrückt sey. Diese Vorstellungen bewirkten neue Unterhandlungen; doch wurden durch
1718 d. 22 Dec. eine im Haag abgeschlossene neue Convention [12]) nur einige mildernde Bestimmungen erhalten, besonders die an Holland abzutretenden Distrikte verengt, aber die Hauptpunkte blieben, und Karls VI Versuch, seinen niederländischen Unterthanen den Antheil an dem großen Welthandel zu verschaffen, zu welchem die Lage ihres Landes sie berechtigte, mislang. Die von diesem Monarchen errichtete Handels-Gesellschaft von Ostende fand allgemeinen Widerspruch,
1722 d. 19 Dec. und durch einen zu Wien mit den Seemächten abgeschlossenen Traktat [13]) sahe er sich genöthiget, nicht
1731 d. 16ten März. nur die Aufhebung dieser Gesellschaft zu bewilligen, sondern auch zu versprechen, daß den Niederländern die Schifffahrt nach beiden Indien für immer untersagt, und die Mündungen der Schelde durch Holland geschlossen bleiben sollten. Eine schwache Hofnung, daß diese harten Bedingungen noch einige Milderung erhalten könnten, wurde durch die abermalige Abrede eines zu schließenden neuen Handelstraktats gegeben, weshalb die beiderseitigen Commis-

12) S. dieselbe in Schmauß l. c. p. 1745.

13) S. denselben im Mercure historique et politique de 1731. pag. 508.

miſſarien unverweilt in Antwerpen zuſammentreten, und längſtens binnen zwey Jahren den Traktat zu Stande bringen ſollten. Aber die Commiſſarien kamen erſt ſechs Jahre nachher zuſammen, und bin- 1737
nen drey Jahren brachten ſie nichts zu Stande; der Tod Kaiſer Karl VI unterbrach ihre Unterhandlun- 1740
gen. Die Begierde dieſes Monarchen, ſeine pragmatiſche Sanktion, durch welche er, dem männliche Erben mangelten, ſeiner älteſten Tochter die Nachfolge verſichert hatte, von andern Mächten anerkannt und garantirt zu ſehen, machte ihn in dieſer, wie in mehreren Verhandlungen, nachgiebiger, wie er hätte ſeyn ſollen. Die Beſchwerden der Niederländer wurden immer lauter und dringender; Maria Thereſia widmete denſelben ihre Aufmerkſamkeit, und bemerkte mit Unwillen die Schranken, welche ihrer Landeshoheit geſezt waren. Doch hielt ſie während der erſten Jahre ihrer Regierung die Empfindlichkeit zurück, weil ſie des Beiſtandes der Seemächte zu ſehr bedurfte; aber während der Unterhandlungen des Aachner Friedens verſuchte ihr 1748
Bevollmächtigter, Graf Kaunitz, dieſe Schranken zu durchbrechen. Mislang zwar dieſer Verſuch, ſo bewirkte er doch, daß der Barriere-Traktat nicht namentlich und ausdrücklich im Aachner Frieden beſtätiget wurde; indeß rückten in die während des

Krie-

Krieges meistens zerstörten Barriere-Plätze, zur Behauptung des Rechts, holländische Garnisonen wieder ein. Kaunitz, welcher bald nachher an die
1752 Spitze der Geschäfte kam, und dessen besonderer Leitung die niederländischen übertragen wurden, wünschte lebhaft seinen Staat von der Abhängigkeit zu befreien, welche Traktaten ihm auferlegt hatten, deren Gültigkeit nach seiner Behauptung erloschen war, weil der verabredete Handels-Traktat nicht abgeschlossen, und mehrere Artikel von Holland nicht beobachtet wären. Die Gelder, sagte der Graf Kaunitz, welche jährlich an die Republik gegeben werden müßten, könnten weit zweckmäßiger zum Unterhalt eigener Truppen verwendet werden, und diese würden die Niederlande besser als Holländer vertheidigen. Nach dem Rath dieses Ministers hielt Maria Theresia wirklich die verglichenen Subsidien zurück, und ließ der Republik erklären, daß deren Zahlung nicht eher wieder erfolgen werde, bis man wegen Herstellung der ganz verfallenen Vestungen, und überhaupt wegen der nach den veränderten Umständen zu nehmenden Maaßregeln sich verglichen haben würde. Die Republik war zu schwach, um dieser Handlung der Eigenmacht etwas Anderes, als Vorstellungen entgegen zu setzen, die in Wien nichts wirkten. Auch der Handel mit Holland und

Eng-

England wurde, unter dem Vorwande, daß die frühern Bestimmungen nicht mehr gelten könnten, in den österreichischen Niederlanden mit neuen Abgaben belegt. Die Ungültigkeit jener Bestimmungen wurde daraus gefolgert, weil der verabredete Handelstraktat nicht zu Stande gekommen sey. Auch die Niederländer klagten über den fortgehenden Druck der holländischen Abgaben und Handels-Verbote. Um diese Klagen zu untersuchen, und um für beide Theile billige Grundsätze festzusetzen, wurden endlich neue Unterhandlungen, welche auch die Irrungen wegen der Barriere vergleichen sollten, zwischen Bevollmächtigten des Wiener Hofes und beider Seemächte zu Brüssel angefangen, aber als die Hol- 1751
länder vor Allem auf Zahlung der rückständigen Subsidien bestanden, ging man bald wieder aus einander, ohne irgend Etwas verglichen zu haben. Seit dieser Zeit blieb Alles unentschieden, und ein Theil legte davon die Schuld dem andern bey. Die Seemächte entfernten sich in eben dem Verhältniß von Oesterreich, wie dieses sich Frankreich näherte; noch ehe das neue Bündniß mit lezterm zu Stande kam, hatte sich schon England mit Preußen verbun- 1756
den. Die österreichischen Niederlande wurden von d. 16ten Jan.
der Neutralität ausdrücklich ausgenommen, welche beide leztern Mächte in Absicht des deutschen Reichs

zu

zu behaupten verabredeten. Dieſe Ausnahme beleidigte den Wiener Hof, und wie auch Holland durch brittiſchen Einfluß bewogen wurde, im Fall eines neuen Krieges ſich von der Vertheidigung der Niederlande loszuſagen, ſo betrachtete Oeſterreich dieſes als völlige Zerreißung der zwiſchen ihm und den Seemächten bisher beſtandenen Verbindungen. Der ſiebenjährige Krieg brach aus, und ein neues politiſches Syſtem trat an die Stelle des bisher beſtandenen. Die wichtigſten Seeplätze der Niederlande wurden nun franzöſiſchen Truppen, um ſie gegen etwaigen brittiſchen Angriff zu ſchützen, übergeben, und auf den Fall, daß Maria Thereſia den Hauptzweck des Krieges gegen Preußen erreichte, wurde, allen ehemaligen Traktaten zuwider, dem Hauſe Bourbon zum Beſitz der Niederlande Hofnung gemacht [14]). Dies wurde nicht erfüllt, und nach dem Frieden von 1763 rückten die ſchwachen holländiſchen

14) Ludwigs XV Schwiegerſohn, Herzog Philipp von Parma, ſollte den größten Theil der Niederlande erhalten, mehrere feſte Plätze derſelben aber ſollten mit Frankreich vereinigt werden. Dies wurde durch den Traktat vom 1ſten May 1757 verabredet, der, wie bereits oben B. 1. S. 203 bemerkt worden, abgeſchloſſen, aber nicht ratificirt iſt, deſſen Stipulationen aber zeigen, wie weit es in den Unterhandlungen zwiſchen beiden Höfen gekommen war.

ſchen Garniſonen in die immer mehr verfallenden Barriere-Pläße wieder ein. Die Beſchwerden beider Theile über Nichterfüllung der Traktaten, beſonders über das geſtörte Handelsverkehr, fingen wieder an, auch über die Gränzen dauerten die Irrungen fort. Die Republik verlangte, daß die Diſtrikte, welche im Barriere-Traktat und der Haager Convention von 1718 ihr angewieſen, aber immer nicht abgetreten waren, endlich vollſtändig eingeräumt würden. Die Kaiſerin-Königin weigerte dieſes, behauptete, daß dieſe Verträge, weil ſo viele Artikel derſelben nicht erfüllet worden, ihre Kraft verloren hätten, und erklärte endlich, wie 1776 d. 25 Dec. ſie nur den ältern zwiſchen Spanien und der Republik im Jahr 1664 abgeſchloſſenen Gränz-Traktat für noch gültig anerkenne, und jede Ueberſchreitung der in dieſem beſtimmten Gränzen als feindlichen Angriff ihres Gebiets anſehen werde. So weit kam es in dieſer Angelegenheit noch unter Maria Thereſia. Doch alle Vorſtellungen Kaiſer Joſephs, alle Unterſtützungen derſelben durch den vielgeltenden Kaunitz konnten dieſe Monarchin nicht bewegen, noch einen Schritt weiter zu gehen und ſie zu dem Entſchluß bringen, den Barriere-Traktat völlig aufzuheben, die holländiſchen Truppen auszuweiſen, und durch einen Machtſpruch ihre Unterthanen von

den Schranken befreit zu erklären, welche die von ihrem Vater eingegangenen Traktaten einmal bestimmt hatten. Gewaltsame Maaßregeln dieser Art waren nicht in dem Sinn von Maria Thereſia, auch wollte ſie mit den Seemächten ſich nicht gänzlich entzweien, noch von Frankreich ſich ganz abhängig machen, deſſen Bund ſie weniger, als Joſeph und Kaunitz, unſterblich halten mochte.

Ihr Sohn und Nachfolger handelte raſcher, und dieſes um ſo mehr, da der Miniſter, deſſen großer Einſicht er vertraucte, ihn in dieſer Angelegenheit nicht zurückhielt, ſondern vielmehr anfeuerte. Bald nach der Rückkehr von der niederländiſchen Reiſe wurde durch das General-Gouvernement [15]) dem

15) General-Gouverneur hieß in den Niederlanden der Statthalter und Repräſentant des Souverains, dem die Ausübung der Rechte deſſelben im ſehr ausgedehnten Sinn anvertrauet war. Sowohl unter der ſpaniſchen, als öſterreichiſchen Regierung wurde dieſe hohe Würde gewöhnlich nur Prinzen oder Prinzeſſinnen anvertrauet, die Glieder des regierenden Hauſes, oder durch Vermählung mit demſelben verbunden waren. Der General-Gouverneur lebte mit großem äußerm Glanz, welcher den der Höfe mancher wirklich ſouverainen Fürſten übertraf. Er hatte das Recht, an ihn beſonders accreditirte fremde Geſandten anzunehmen; gewöhnlich waren ein

dem holländischen Gesandten zu Brüssel bekannt ge- 1781
macht: „der Kaiser habe bey neulicher Anwesenheit d. 7ten Novbr.
„in den Niederlanden bemerkt, daß es aus vielen
„Gründen nicht zuträglich sey, alle Vestungen in sei-
„nen Staaten beyzubehalten; er habe deshalb die Schleifung
„des großten Theils derselben beschlossen und befoh-
„len, den Generalstaaten hiervon Nachricht zu ge-
„ben, damit sie den ihre Truppen in den Niederlan-
„den kommandirenden Generals die deshalb nöthige
„Weisung geben möchten.“ — Die holländische Re-

ein päbstlicher Nuntius, und Minister von Frankreich, England, Holland und dem Fürsten von Lüttich in Brüssel; auch die Gesandten des General-Gouverneurs wurden von fremden Höfen angenommen. Der nächste Staatsbediente nach dem General-Gouverneur, und diesem zugeordnet, führte den Titel eines bevollmächtigten Ministers des Souverains. Er hatte gleichfalls eine sehr ausgedehnte Vollmacht, und vertrat den General-Gouverneur im Fall der Abwesenheit desselben. Während des großten Theils der Regierung von Maria Theresia war ihr Schwager, Herzog Karl von Lothringen, General-Gouverneur, und Fürst Kaunitz hatte, obgleich nur kurze Zeit, den Posten eines bevollmächtigten Ministers bekleidet. In der Zeit, von welcher wir hier reden, war das General-Gouvernement der Schwester des Kaisers, der Erzherzogin Christina, und ihrem Gemahl, dem Herzog Albert von Sachsen-Teschen, der Posten des bevollmächtigten Ministers aber dem Grafen von Belgiojoso, einem Mailänder, anvertrauet.

gierung ließ auf diese sehr unerwartete, zugleich aber sehr unbestimmte Anzeige erwiedern: „wie sie, um „ihren Truppen angemessene Weisung ertheilen zu „können, zuvörderst wissen müsse, welche von den „Barriere-Plätzen unter den Vestungen begriffen „wären, die schleifen zu lassen der Kaiser beschlossen „habe.“ Das General-Gouvernement gab unverzüglich die Antwort: keiner der Plätze, in denen holländische Garnisonen sich befänden, sey von des Kaisers Entschluß ausgenommen, und da dieser Monarch die Schleifung beschleunigt wissen wolle, so erwarte man, daß die General-Staaten die nöthigen Befehle zur Räumung an alle ihre in den Niederlanden befindlichen Truppen ungesäumt ertheilen würden. Alle weiteren, sowohl in Brüssel als in Wien gemachten Vorstellungen bewirkten nichts. Die wichtigen Umstände, daß die Barriere-Plätze keinesweges allein zur Schutzwehr der österreichischen Niederlande, sondern vorzüglich Hollands dienen sollten, daß das holländische Besatzungsrecht in diesen Plätzen auf bestimmten Verträgen beruhe, daß es ausdrückliche Bedingung des österreichischen Besitzes der Niederlande sey, wurden keiner Erwägung gewürdigt. Fürst Kaunitz sezte Allem nichts entgegen, als den entschiedenen Willen seines Monarchen, gleichsam als hänge es von diesem allein ab, in jedem Augenblick, wenn er

es

es gut finde, die von seinen Vorfahren übernommenen Verbindlichkeiten für nicht mehr gültig zu erklären. „Der Kaiser," sagte dieser Minister zu dem holländischen Gesandten, „will von den Barrieren „nicht mehr reden hören; sie existiren nicht mehr." Wenn der Holländ sich dagegen die Bemerkung erlaubte, er habe bisher immer geglaubt, daß Traktaten doch etwas bedeuteten (que les traités étaient quelque chose), so antwortete der österreichische Minister: „seines Hofes Verbindung mit Frankreich „sey die beste Schutzwehr für Holland," und im Ton einer wohlwollenden Herablassung, wie er nur einem Höheren gegen den Niederen angemessen ist, rieth er: „die Republik möge Achtung gegen den Kaiser beweisen, sich im vorliegenden Falle mit Klugheit benehmen; sie werde es nicht bereuen." Er gab auch noch gute Lehren wegen Verbesserung des Seewesens und Friedens mit England. Ein Bericht von der Unterredung, worin diese Aeußerungen wörtlich vorkamen, der damals in einer holländischen Flugschrift bekannt gemacht wurde, und dessen Aechtheit nie widersprochen ist, verdient aufbehalten zu werden [16]). Er giebt von dem Tone eines angemaaßten Supremats einen deutlichen Begriff, und erklärt

16) S. denselben in der Beilage I.

es, wie diese Sprache, welche der Wiener Hof sich gegen einen unabhängigen Staat erlaubte, die Gemüther in Holland und überall erbittern mußte; auch vollendet dieser Zug die bereits in andern Stellen unsrer Geschichte gegebne Schilderung des Fürsten Kaunitz.

Die holländische Regierung sahe ein, daß die Behauptung der Barriere-Plätze in den damaligen Umständen weniger für ihr Interesse wichtig, als ein Ehrenpunkt sey, auf den sie, von jedem Beistande entblößt, nicht zu fest bestehen dürfe. Sie versuchte, nachdem sie die Räumung der übrigen Plätze bereits zugegeben hatte, wenigstens Namur zu retten, das man als den Schlüssel der Maaß und als vorzüglich wichtig betrachtete, dessen Befestigungen auch noch in neuerer Zeit auf Kosten der Republik hergestellt waren; doch auch dieses vergebens. Da alle Vorstellungen nichts halfen, und die Schleifung sämmtlicher Barriere-Plätze wirklich vorgenommen wurde, beschlossen die Generalstaaten, ihre Truppen aus den
1782 Niederlanden heraus zu ziehen; doch erklärten sie,
d 11ten
März. daß dieses nur geschehe, um das so lange bestandene gute Vernehmen mit dem Wiener Hofe beizubehalten, und daß sie die Rechte ausdrücklich sich vorbehielten, die ihnen nach dem Barriere-Traktat gebührten.

Weni-

Weniger die Sache an sich, als die gewaltsame Art des Verfahrens machte Aufsehen bey allen Höfen. Ein so mächtiger Monarch, der unverholen erklären ließ, daß er an Verbindlichkeiten, die er von seinen Vorfahren ererbt hatte, unter deren Bedingung er seine Staaten besaß, durchaus nicht länger gebunden sich glaube, als er es gut finde, mußte allgemeine Besorgniß erregen. Auch befremdete es denkende Staatsmänner, daß der Kaiser und sein erfahrner Rathgeber auf die nicht zu erschütternde Dauer des Bundes mit Frankreich so fest rechneten, daß sie muthwillig eine Verbindung auflösten, welche zu erneuern und fester zu knüpfen für mögliche Fälle der Zukunft vielmehr weise schien. Die Vestungen in den Niederlanden hatten sich in allen Kriegen mit Frankreich sehr nüzlich für Oesterreich bewiesen. Wurden dieselben auch erobert, so erforderte solche Eroberung doch Zeit, und während man sich mit Wegnahme, Vertheidigung und Wiedereroberung der festen Plätze jenseits der Maaß beschäftigte und die Niederlande der Schauplaß des Krieges waren, wurde derselbe von dem Innern Deutschlands, und besonders von den Hauptlanden der österreichischen Monarchie entfernt gehalten. Das einer so wenig furchtbaren Landmacht, wie Holland, zugestandene Besaßungsrecht konnte dem mächtigen Besitzer der

Niederlande nie nachtheilig seyn, wohl aber machte es, im Fall des Krieges, deren Vertheidigung zur eigenen Sache dieses Staats und auch Englands, das den Barriere-Traktat mit abgeschlossen hatte. Die an Holland gezahlten Subsidien gingen dem Lande nicht verloren, da sie zur Besoldung der in demselben befindlichen Truppen, und Erhaltung der für dasselbe so wichtigen Vestungen verwendet wurden. Vielleicht kam durch diese Verbindung sogar noch holländisches Geld in die Niederlande. Wahrscheinlich hätte Joseph II durch gütliche Unterhandlungen eine Verminderung der Subsidien, auch andere für seine Niederlande wichtige Vortheile erhalten können, wenn er eine Aufhebung der Traktaten nicht gewaltsam erzwingen wollte. Die Verbindung mit den Seemächten schien, im Fall der Dauer des französischen Bundes, allerdings ohne Nutzen, aber auf keine Weise war sie nachtheilig; sie konnte vielmehr, indem sie Oesterreich minder abhängig machte, Frankreich desto fester halten. Die ohne wichtige Gründe beschlossene Auflösung einer solchen Verbindung, in welche Maria Theresia nie hatte willigen wollen, war ächter Staatsweisheit entgegen, welche der Lage des gegenwärtigen Augenblicks nicht bleibende Dauer beimessen, vielmehr die Zukunft dem steten Wechsel menschlicher Dinge unterworfen erwarten muß. Kaiser

ser Joseph kann vielleicht entschuldigt werden, daß Betrachtungen dieser Art bey ihm nicht Eingang fanden, daß er übersah, welch eine ihm nachtheilige Stimmung sein Verfahren überall hervorbringen mußte, und wie dieses ungleich wichtiger war, als die Vortheile, welche er bezielte. Aber der stolze Eigendünkel, welcher Fürst Kaunitz zu dem Wahn verleitete, ein von ihm geschaffenes politisches System müsse ewig dauern, verdient gerechten Tadel. Er beweist, daß dieser Staatsmann die große Einsicht, die tief berechnende Staatsklugheit, die seine Zeitgenossen ihm beilegten, nicht besessen habe. Dies Urtheil würde die Nachwelt fällen müssen, auch wenn die Ereignisse bald folgender Jahre die Thorheit des Wahns, dem Kaunitz sich überließ, nicht so nachdrücklich bewährt hätten. Höchst wahrscheinlich wäre das Schicksal der österreichischen Monarchie, und mit ihr des gesammten Deutschlands, ein anderes gewesen, verheerende Kriege mit all ihren traurigen Folgen wären erspart, wenn Kaiser Joseph II, statt die festen Plätze in den Niederlanden zu schleifen und die holländischen Garnisonen auszuweisen, vielmehr durch Beibehaltung und Erweiterung der alten Verbindungen Holland verpflichtet hätte, jene Vestungen herzustellen und vollständige Garnisonen in ihnen zu unterhalten. Die wenige Jahre nachher entstan-

denen innern Unruhen der österreichischen Niederlande wären wahrscheinlich nicht in bürgerlichen Krieg ausgebrochen, wenn Truppen im Lande waren, auf welche die Regierung sich verlassen konnte, und bey dem nachherigen feindlichen Anfall der Niederlande durch Frankreich wären, wenn das alte System noch bestand, die Folgen anders gewesen Beide Seemächte waren dann genöthiget, die Vertheidigung der Niederlande sofort zu übernehmen, und, nach Weise der vorigen Zeit, den Krieg zu ihrer Sache zu machen [17]). Wäre aber dieser Krieg, in einem engeren Kreise beschränkt, gleich von Anfang mit mehr Nachdruck geführt worden; so würde, allem Vermuthen nach, seine Wuth gemildert, und dem Bürgerkriege Frankreichs eine andere Richtung gegeben seyn. Doch auch ohne diesen Blick auf Begebenheiten, welche im Jahr 1781 nicht geahndet zu haben auch für den erfahrensten Staatsmann kein Vorwurf seyn kann, verdient das Benehmen Kaiser Jo-

17) Daß dieses im J. 1792 nicht geschah, gereichte bekanntlich zum eigenen großen Nachtheil der Seemächte, aber noch mehr zum Verderben Oesterreichs, das die Neutralität derselben durch das Verfahren, von dem hier die Rede ist, erzwungen hatte. So erlebte Kaunitz noch in seinen lezten Tagen die verderblichen Folgen seiner thörigten Eitelkeit.

Josephs II und seines Ministers gerechten Tadel. Ein Staatsmann, der in dringenden Augenblicken nicht schnell alle neuen Einrichtungen trift, welche den Staat zu retten vermögen, kann entschuldiget werden; aber derjenige, welcher vor ihm gemachte Einrichtungen, deren Nutzen bereits Erfahrung bewährt hat, ohne erhebliche Gründe muthwillig vernichtet, — dieser ist keiner Entschuldigung werth!

Die Leichtigkeit, mit welcher diese Vernichtung gelungen war, gab Muth, noch mehr Forderungen an Holland zu machen. Vor Allem war dem Kaiser daran gelegen, die Fesseln zu lösen, in welchen die Thätigkeit seiner niederländischen Unterthanen seit länger als einem Jahrhundert gehalten worden. Doch ist bemerkenswerth, daß der Kaiser noch einige Jahre hingehen, daß er sogar den Frieden zwischen England und Holland wieder herstellen ließ, ehe er zu diesem Gegenstande, ungleich wichtiger für seine Niederlande, als die Aufhebung des Barriere-Traktats, überging. Aber leztere war ein Ehrenpunkt, der die Eitelkeit des Monarchen und seines Ministers interessirte; er wurde daher zuvörderst und mit mehr Nachdruck betrieben, als eine Forderung, bey der es auf das Wohl der Unterthanen ankam, und bey der auch von Holland stärkerer Widerstand vor-

voranszuſehen war [18]). Auch fand Kaunitz für gut, die Forderung wegen herzuſtellender Handelsfreiheit der niederländiſchen Unterthanen, worauf es ſeinen Monarchen am meiſten ankam, nicht geradezu und offen zu machen. Er wählte einen Umweg, um zu derſelben zu gelangen; er wollte zuvörderſt durch eine

18) Der Aufſchub der Forderung der Schelde-Freiheit iſt Mehreren aufgefallen, und verſchiedentlich zu erklären verſucht. Linguet (ſ. annales du XVIIIme siècle T. XII. pag. 154) will es als Schonung anſehen, daß der Kaiſer nicht die Zeit der Bedrängniß der Republik während ihres Krieges mit England gewählt habe, um dieſe Forderung zu machen, obgleich er kein Bedenken fand, zu eben dieſer Zeit die Aufhebung des Barriere-Traktats zu verlangen. Schon dieſer leztere Umſtand und das ganze gegen Holland beobachtete Benehmen läßt ein ſo feines Gefühl nicht als Beweggrund annehmen. Büſch (ſ. Welthändel neuerer Zeit pag. 484) erzählt, er habe ſich erkundiget, warum nicht zugleich mit der Aufhebung der Barriere auch die Scheldefreiheit gefordert ſey, und es ſey ihm geantwortet, man habe damals an leztere nicht gedacht. Auch dies iſt wenig wahrſcheinlich, denn während der Anweſenheit des Monarchen in den Niederlanden im J. 1781 wurde dieſe Angelegenheit ſehr lebhaft in Erinnerung gebracht, aber noch kein Entſchluß deshalb gefaßt. Die im Text angegebne Urſach iſt höchſt wahrſcheinlich die einzig richtige; die Aufhebung der Barriere wurde für einen Ehrenpunkt gehalten, man glaubte ihn am leichteſten durchſetzen zu können, er wurde alſo zuerſt vorgenommen.

eine Menge Forderungen schrecken und ermüden, dann mit dieser überraschen und gegen deren Zugestehung jene aufgeben. Die gegenseitigen Verhältnisse zwischen den österreichischen Niederlanden und Holland waren durch Verträge so oft und mannichfach bestimmt und wieder bestimmt worden, daß es nicht schwer fallen konnte, über dieselben Zweifel zu erregen, und in manch altem Zwist, den längst die Zeit umschleierte, Stoff und Nahrung zu neuem Brande zu finden. So war im münsterschen Frieden von 1648 festgesezt, daß jeder Theil (Spanien und die neue Republik) die Städte und Distrikte in den Niederlanden behalten sollte, in deren Besitz jeder sich gerade damals befand. Um aber diesen Besitzstand genau auszumitteln, wurde im Jahr 1664 ein Vergleich abgeschlossen [19]), in der folgenden Zeit sind aber dessen Bestimmungen mehrmals abgeändert. Im Barriere-Traktat von 1715 trat Kaiser Karl VI der Republik noch mehrere Distrikte ab. Durch die Haager Convention von 1718 wurde ein Theil derselben zurückgegeben. Manche von diesen Bestimmungen waren nie völlig zur Ausführung gebracht, über manche waren Zweifel und Irrungen geblieben. Diese Umstände benuzte jezt der Wiener Hof,

19) S. denselben in Schmauß Corp. jur. gent. p. 2325.

Hof, um sich gewaltsam in Besitz des bisher Streitigen zu setzen. So wurden einige Forts, ohne alle vorgängige Anzeige, mit bewaffneter Hand überfallen, und die holländischen Besatzungen aus denselben mit Gewalt vertrieben. Nach jeder verübten Gewaltthat erklärte man sich zu gütlichem Vergleich bereit. Die Generalstaaten wünschten sehnlichst, durch denselben endlich Sicherheit ihrer Besitzungen gegen einen so unruhigen Nachbar zu erhalten. Man verabredete, daß durch Commissarien beider Staaten alle zwischen ihnen streitigen Gegenstände definitiv berichtiget werden sollten. Die holländischen Commissarien kamen nach Brüssel; ihnen legte der bevollmächtigte Minister, Graf Belgiojoso, ein Verzeichniß der Forderungen seines Monarchen vor; sie waren weit bedeutender, als man in Holland erwartet hatte, und bestanden in folgenden Punkten:

1783 Nov.

1784 d. 4 May.

1) So wie Maria Theresia bereits erklärt hatte, keinen andern Gränzvertrag anzuerkennen, als den von 1664, und alle später, besonders durch die Traktaten von 1715 und 1718, verglichenen Gränzen als nicht gültig zu betrachten; so bestand auch Joseph II darauf, daß überall Alles auf den Fuß gesezt werde, wie es der Convention von 1664 gemäß sey, und verlangte,

langte, daß Holland, was es in Kraft spätererer Verträge in Besitz habe, herausgebe.

2) Die holländischen Forts Kruitschanz und Friedrich-Heinrich sollten geräumt und geschleift, von den Werken der Forts Lieskenshoek und Lillo aber sollte der Theil, der die ehemals bestimmten Gränzen überschreite, geschleift werden.

3) Das Wachtschiff, welches Holland bey dem Fort Lillo hatte, sollte für immer zurückgezogen, und des Kaisers Hoheit über den Theil der Schelde in dieser Gegend anerkannt werden.

4) Die Stadt und Vestung Mastricht sollte abgetreten werden, weil die Republik dieses in einem mit Spanien am 30sten August 1673 abgeschlossenen Traktat versprochen habe.

5) Alles Land über der Maaß, als zu Mastricht gehörig, sollte aus gleichem Grunde abgetreten werden.

6) Noch mehrere andere Distrikte und Orte wurden aus verschiedenen Gründen zurückgefordert.

7) Die aus den jezt abzutretenden Landen von Holland, während es sie besessen, bezogenen Einkünfte sollten ersezt werden.

8)

8) Von dem Antheil der Niederlande, welchen Holland nach alten Traktaten besaß, wurden noch die an Spanien ehemals rückständig gebliebenen Abgaben gefordert.

9) Es verlangte der Kaiser Entschädigung seiner Unterthanen für die Zölle und Abgaben, welche diese vielleicht nicht würden haben bezahlen müssen, wenn der seit so vielen Jahren verabredete Handels-Traktat zu Stande gekommen wäre.

10) Die in den Kriegen mit Frankreich verloren gegangene Artillerie der von Holländern besezt gewesenen Barriere-Pläze sollte nach ihrem jezt auszumittelnden Werth ersezt werden.

11) Endlich wurde Befriedigung mehrerer Corporationen und Familien verlangt, welche für die in ältern Kriegen an die holländische Armee geleisteten Lieferungen noch Forderungen machten.

Die Generalstaaten erklärten, daß so mannichfache, verwickelte und in entfernte Zeiten zurückgehende Forderungen ihnen äußerst befremdend und unerwartet seyen. Um über diese sich erklären zu können, sey es nöthig, über den Grund und das Verhältniß einer jeden derselben Untersuchungen anzustellen; auch

auch müßten die Resultate dieser Untersuchungen, um über dieselben sich eines Entschlusses einigen zu können, nach der Verfassung durchaus sämmtlichen Provinzialstaaten vorgelegt werden. Alles dieses fordere Zeit, welche man sich also erbitten müsse. Die Antwort war: die nöthige Zeit wolle man zugestehen, müsse aber zugleich erklären, daß der Kaiser von seinen Forderungen, namentlich von der Abtretung Mastrichts und dazu gehöriger Lande, durchaus nicht abstehen werde.

Mehrere dieser Forderungen waren sichtbar nur in der Absicht gemacht, um die Republik in Verlegenheit zu setzen, deren Unvermögen, Widerstand zu leisten, dem Uebermächtigen jedes Ansinnen zu erlauben schien. Höchst ungerecht war es, daß neuere Gränzverträge nicht mehr gelten, sondern nur ein älterer willkührlich beliebter zur alleinigen Norm dienen sollte. Ueber manche Punkte, z. E. über die an die ehemalige spanische Regierung vor länger als einem Jahrhundert angeblich rückständigen Abgaben, war eine gründliche Ausmittlung wirklich gar nicht möglich; und alles Gefühl von Recht mußte durch die Forderung empört werden, daß der Betrag von Abgaben ersezt werden sollte, welche niederländische Unterthanen vielleicht nicht

gezahlt haben würden, wenn ein nicht zu Stande gekommener Handels-Traktat zu Stande gekommen wäre. Wer sollte jezt entscheiden, ob Oesterreich oder Holland mehr daran Schuld sey, daß dieser verabredete Handels-Traktat nicht war abgeschlossen worden? und mußte nicht mit Recht angenommen werden, daß wenigstens einige Bestimmungen dieses Handels-Traktats auch den holländischen Unterthanen günstig gewesen seyn würden, also auch für diese Entschädigung wegen Abgaben gefordert werden konnte, die sie nicht gezahlt haben würden, wenn der Handels-Traktat zu Stande gekommen wäre? Aber da es ganz unmöglich war, die Abgaben anzugeben, welche abgeschaft seyn würden, wie ließ sich, nur mit einiger Wahrscheinlichkeit, ausmitteln, für welche derselben eine Entschädigung an beiden Seiten gefordert werden könne? Wahrlich, der Uebermuth, mit dem so ganz ungereimte Forderungen aufgestellt wurden, mußte aufs Höchste erbittern; es gereicht der holländischen Regierung zur großen Ehre, daß, obgleich fest entschlossen, sich nicht unterdrücken zu lassen, sie dennoch jeden Ausbruch dieser Erbitterung zurückhielt. Sie beendigte die verwickelten Untersuchungen in kürzerer Zeit, wie erwartet werden konnte,
1784 d. 29 Jul. und ließ in Brüssel eine Antwort übergeben, welche den gänzlichen Ungrund der meisten österreichischen For-

Forderungen bewies, auch einige Gegenforderungen aufstellte und besonders die noch rückständigen Subsidien in Erinnerung brachte. Zugleich erklärten die Generalstaaten, wie sie Alles, was nur irgend mit einiger Billigkeit verlangt werden könne, nachzugeben bereit seyen. Nur der wichtigste Punkt, die Abtretung der Vestung Mastricht, wurde schlechterdings verweigert, und dies gewiß mit vollem Recht. Zwar war allerdings diese Abtretung 1673 dem spanischen Hofe für die von diesem damals der Republik gegen Ludwigs XIV Angriff geleistete Hülfe zugesichert. Aber bedeutende Gegenforderungen, welche Holland an Spanien machte, hatten nach dem Nimweger Frieden die Erfüllung dieser Zusage verhindert, und so war der lezte spanische König Karl II nie zum Besiz von Mastricht gekommen. Aber nur so, wie dieser König die Niederlande besessen, waren sie dem deutschen Hause Oesterreich zugestanden, nur solcher Besizstand war seit dem Utrechter Frieden Grund jedes Rechts. Alle Forderungen der ältern spanischen Linie waren mit dieser erloschen. Diese Ansicht war seitdem die aller interessirten Mächte, auch Oesterreichs, gewesen; nach ihr hatten weder Karl VI, noch Maria Theresia, je einen Anspruch an Mastricht gemacht. Noch im österreichischen Erbfolge-Kriege hatte Frankreich diese Vestung erobert, und im Ach-

ner Frieden sie an Holland zurückgegeben, ohne daß Oesterreich sich dagegen regte.

Wir weilen nicht bey Erörterung der übrigen Forderungen [20]), die um so weniger jezt noch interessiren können, da sie bald aufgegeben wurden, denn der Kaiser unterbrach plözlich die Unterhandlungen, und ließ den holländischen Bevollmächtigten in Brüs-
1784 d. 23 Aug. sel erklären: „das Verlangen, der Republik seine „Freundschaft zu beweisen, und mit ihr in gutem „Verständniß zu leben, habe auf ein Auskunftsmit-
„tel

20) Wer von denselben sich noch genauer unterrichten will, den verweise ich auf Hrn. v. Martens Erzählungen merkwürdiger Fälle des neuern europäischen Völkerrechts, Göttingen 1800. Erst. Bd. p. 50, wo man alle von beiden Seiten gewechselte Schriften chronologisch gesammelt mit zweckmäßigen historischen Erläuterungen findet. Schon früher und gleichzeitig mit diesen Irrungen erschien eine Sammlung von Hausen unter dem Titel: allerneueste Staatskunde von Holland, d. i. Erläuterung der Streitigkeiten zwischen Kaiser Joseph II und den vereinigten Niederlanden. Berlin 1785. 4 Stück. Aber die Aktenstücke sind unvollständig und ohne Ordnung gesammelt, und in den Abhandlungen des Herausgebers sind die geschichtlichen Umstände nicht zureichend deutlich entwickelt, auch umfassen sie bey weitem nicht alle damals in Frage gekommenen Gegenstände.

„tel geführt, das, wie der Kaiser hoffe, mit Dank„barkeit werde angenommen werden. Er sey bereit, „auf alle seine gemachten Forderungen zu verzichten, „wenn die Republik sich dagegen erkläre, die Schelde „zu öffnen und die Schiffahrt auf derselben völlig frey „zu lassen, auch den niederländischen Unterthanen „nicht weiter zu wehren, aus ihren Häfen nach frem„den Welttheilen Schiffahrt und Handel zu treiben. „Werde dieses bewilliget, dann bedürfe es nichts wei„ter, als die Räumung und Schleifung einiger als„dann unnütz gewordenen Forts und die Regulirung „der Gränzen nach dem ältern Vertrage von 1664, „um den Kaiser zu bewegen, allen und jeden übrigen „Forderungen an Land- oder Geld-Entschädigungen „für immer zu entsagen.“ — Diese Zumuthung war beleidigend, und der Ton, in dem sie gemacht wurde, unwürdiger Spott. Die Sperrung der Schelde, die Beschränkung des Handels der österreichischen Niederlande war nun einmal in den Augen der holländischen Regierung und der ganzen Nation ein Gegenstand der ersten Wichtigkeit. Zugleich mit ihrer Unabhängigkeit hatte die Republik diese Vorrechte errungen; auf Behauptung derselben beruhte, nach Meinung der meisten Holländer, der Flor ihres Handels, ihr ganzer Wohlstand. Und diese Vorrechte sollten sie nun aufgeben gegen Forderungen, de-

ren Ungrund man klar gezeigt zu haben glaubte? Und, daß dieses zugestanden werde, sollte sogar als Beweis der Großmuth und der freundschaftlichen Gesinnungen des Kaisers anerkannt werden? Doch, nicht genug! Graf Belgiojoso fügte dem gemachten Ansinnen noch die bestimmte Erklärung hinzu: „der „Kaiser stelle die verlangte Freiheit der Schelde nicht „als einen Gegenstand neuer Unterhandlung auf, „sondern von jezt an betrachte er sie als bereits ent„schieden, und jedes Hinderniß, das man der Schif„fahrt seiner Unterthanen auf diesem Strom entge„genseßen würde, werde er von diesem Tage an als „wirkliche Feindseligkeit, als förmliche Kriegserklä„rung ansehen und ahnden."

Also, nicht von einem Vorschlage zu gütlicher Ausgleichung der bestehenden Irrungen, welcher der Erwägung der holländischen Regierung vorgelegt würde, war die Rede; nicht war dieser Regierung wenigstens die Wahl gelassen, ob sie den gemachten Forderungen genügen, oder dagegen das vorgeschlagene Auskunftmittel annehmen wolle — nein, der österreichische Monarch entschied eigenmächtig, daß ein auf Traktaten beruhender Zustand der Dinge nun aufhören, daß eine Bedingung, unter welcher seine Vorfahren zum Besiß der Niederlande gelangt waren, hinfort nicht mehr

mehr gelten ſolle. Er wollte es ſo, und wenn der benachbarte unabhängige Staat ſich in dieſen Willen nicht augenblicklich fügte, ſo erklärte er demſelben Krieg.

Solcher Sprache war man unter freien europäiſchen Mächten noch nicht gewohnt. Ueberall machte dieſe Sprache tiefen Eindruck, erregte Theilnahme und Beſorgniſſe. Man erinnerte ſich an das, was Kauniß, obgleich noch zurückgehalten vom edlen Rechtsgefühl Maria Thereſias, in Polen verübt und veranlaßt, was er gegen Bayern verſucht hatte. Man gedachte, daß er in lezterer Fehde nur immer von Convenienz des Intereſſe geredet hatte, über welche mächtige Staaten ſich, ohne Rückſicht auf Recht, verſtändigen müßten. Wohin konnte ein ſolcher Staatsmann einen Monarchen führen, der im Gefühl ſeiner Kräfte, vom unruhigen Ehrgeiz getrieben, ſich Alles erlaubt glaubte, wodurch er den Glanz ſeines Reichs und das Wohl ſeiner Unterthanen erhöhen könnte?

Die Ueberzeugung, daß Joſeph II bey der jetzigen Fehde das Wohl der Unterthanen wirklich beziele, gewann jedoch ſeiner Sache manche Zeitgenoſſen. Weil dasjenige, was er in Anſpruch nahm,

wirklich allgemeines Menschenrecht schien, sahe man über die Art des Verfahrens weg. Warum, sagte man, sollen die Bewohner von Flandern und Brabant nicht aus ihren Häfen nach fremden Welttheilen schiffen? warum nicht einen Strom, der durch ihre Fluren läuft, nach Willkühr benutzen dürfen? Die Natur gab ihnen hierzu das Recht so gut, als ihren Nachbaren. Gelang es diesen, sich durch glücklichen Kampf von der Herrschaft des spanischen Monarchen frey zu machen, so waren sie deshalb nicht befugt, der Thätigkeit der Mitunterthanen, welche ihm treu blieben, für ewige Zeiten Fesseln anzulegen. Auch König Philipp IV war hierzu nicht berechtiget; so wenig er sich verpflichten konnte, daß die fruchtbaren flandrischen Fluren in allen kommenden Jahrhunderten unbebauet liegen sollten, so wenig vermogte er zu versprechen, daß den Scheldestrom nie ein niederländisches Schiff befahren solle. Ein Vertrag, der offenbare Ungerechtigkeit enthält, ist an sich ungültig; wenn Schwäche und Unverstand ihn einging, so sind Macht und Weisheit, sobald sie da sind, befugt, ihn zu zernichten; keine Zeit noch Verjährung kann dagegen schützen.

Noch versuchte man zu beweisen, daß die Sperrung der Schelde, die Aufgebung alles Handels nach frem-

fremden Welttheilen wirklich nicht in den Worten des Münsterschen Traktats liege, und daß, was er auch festsetzen möge, dieser Friede nicht das jetzige Haus Oesterreich binden könne. Dieses, sagte man, leitet sein Recht auf die Niederlande nicht von der erloschenen spanischen Linie, sondern von der gemeinsamen Stammmutter, Maria von Burgund, Gemahlin Kaiser Max I, ab. Diejenigen ihrer Nachkommen, welche zuerst zum Besitz der Niederlande kamen, hatten keine Befugniß, dieselben mit Verbindlichkeiten zu belasten, welche die spätern Besitzer zu binden vermöchten, noch weniger mit solchen, welche sie natürlicher Rechte für immer berauben könnten. Was in spätern Zeiten vom jetzigen Hause Oesterreich selbst eingegangen worden, suchte man dadurch zu entkräften, daß es von fremden Mächten erzwungen sey, die nicht befugt gewesen, den Besitz eines Landes, das Oesterreich durch Erbrecht gebühre, durch zu eigenem Vortheil ersonnene Bedingungen zu beschränken. Auch führte man an, daß Traktaten, welche in so manchen Artikeln nicht beobachtet worden, die Gültigkeit auch in den übrigen, und besonders in denen verloren hätten, welche natürlichen Rechten widersprächen.

Diese Ansichten überzeugten damals Viele; doch war die Zahl derer, welche durch das Verfahren des

Wiener Kabinets zur Misbilligung bewogen wurden, noch größer. Ein wohlmeinender Gelehrter, Schlettwein, nicht im österreichischen Dienst, sondern Lehrer der politischen Wissenschaften zu Giessen, bekannt durch die Begeisterung, mit welcher er ein neues in Frankreich erfundenes Abgaben-System, das physiocratische, diesseits des Rheins einführen wollte, vertheidigte mit feurigem Eifer die Forderungen des Kaisers [21]). Er stellte sie als eine Sache dar, bey deren Gelingen die Menschheit höchst interessirt sey. Aber noch größeres und allgemeineres Aufsehen machte Linguet, ein durch seine Beredsamkeit berühmter französischer Parlements-Advokat und Schriftsteller, der aber durch Behauptung paradoxer Sätze und Bestreitung allgemein angenommener Wahrheiten einen Theil seines Rufs erworben hatte [22]).

In

21) In einer Schrift: „die Gerechtigkeit und das „allgemeine europäische Staats-Interesse „bey dem Streit über die Oeffnung der „Schelde, und die ostindische Handelsfreiheit für die österreichischen Niederlande, „aus dringenden Wünschen für das Glück „der Völker dargestellt von Schlettwein. „Giessen 1785." — Auch noch in mehrern Aufsätzen seines Staats-Kabinets.

22) Linguet erklärte den asiatischen Despotismus für die beste der Regierungsformen; er redete dem Tiberius, und

In einem Journal, das damals, wenn auch nicht mit Beistimmung, doch mit Aufmerksamkeit gelesen wurde, den Annales politiques, civiles et littéraires du XVIIIme Siècle [23]), wurden die Ansprüche des Kaisers mit Scharfsinn entwickelt und mit Nachdruck vertheidigt. Linguet dringt in der That zuweilen tief in das Innere der Verhältnisse, und leitet aus ihnen richtige Folgerungen ab. Seine Aufsätze machten daher Eindruck und gewannen Viele für die Sache des Kaisers. Doch würde dieses noch weit mehr der Fall gewesen seyn, hätte Linguet nicht durch Uebertreibung seiner Behauptungen, durch gar zu gehässige und offenbar unbillige Schilderung der holländischen Regierung, endlich durch oft geschmacklosen schwülstigen Styl und höchst lächer-

---

und andern römischen Kaisern vom bösesten Ruf, das Wort; er behauptete, das Brodt sey ein sehr ungesundes Nahrungemittel, und der Kornbau dem Staat schädlich.

23) Der Titel ist dem Inhalt des Werks nicht angemessen, welches nicht eine Zeitgeschichte, sondern Betrachtungen des Verfassers über Begebenheiten und politische Gegenstände enthält, die damals die allgemeine Aufmerksamkeit vorzüglich beschäftigten; im 11ten und 12ten Bande findet man die Aufsätze über die Schelds-Schiffahrt.

lächerliche Bilder selbst der Wirkung geschadet, die er bezielte [24]).

Doch für die Sache Hollands, und vorzüglich gegen Linguet, trat ein anderer französischer Schriftsteller von hohem Geist und kräftiger Beredsamkeit auf, Graf Mirabeau der jüngere, eben der, welcher einige Jahre später ein so beredter und viel wirkender Beförderer der Revolution seines Vaterlandes wurde. In einer diesem Gegenstande gewidmeten Schrift [25]) zeigte er, daß der Kaiser durchaus nicht befugt sey, die Handelsfreiheit seiner Niederlande, der seine Vorfahren feierlich entsagt, gewaltsam zu fordern; daß einmal abgeschlossene Traktaten unter allen Umständen beobachtet werden müßten. Hierauf

zu

24) Der schöne Scheldestrom ist, nach Linguet, bald mit einem Verhaftsbefehl getroffen, bald in der Bastille gefangen, bald zum Tode verdammt, ohnmächtig, verstümmelt, endlich gar todt, ein Leichnam und Skelet, doch plözlich wieder auferstanden wird er ein Vulkan, der seine Flammen über Europa versprühet! Gewiß man muß, wie Mirabeau richtig bemerkt, sich wundern, daß in einer Sprache, welche Meisterstücke wahrer Beredsamkeit schon lange hervorgebracht, solcher Unsinn geschrieben werden konnte.

25) Doutes sur la liberté de l'Escaut, reclamée par l'Empereur. à Londres 1785.

zu bestehen, sey das Wichtigste von Allem; dem Mächtigen das Gegentheil zu erlauben, sey Gefahr für alle europäischen Staaten. Auch wollte Mirabeau beweisen, daß die durch die Traktaten festgesezten Beschränkungen bey weitem nicht so vortheilhaft für die Holländer, nicht so nachtheilig für die Niederländer wären, als es geglaubt wurde. Der Holländer Wohlstand, behauptete er, beruhe nicht sowohl darauf, daß ihren nächsten Nachbarn untersagt sey, mit ihnen im Welthandel zu wetteifern, als vielmehr auf ihrer lang angewöhnten Indüstrie und Thätigkeit, ihrer politischen und religiösen Freiheit, auf ihren Kolonien und ihren Fischereien; die österreichischen Niederländer aber könnten bey ihrem zu so großer Vollkommenheit gebrachten Landbau, ihren noch immer bestehenden und sehr leicht noch weiter zu bringenden Manufakturen, des Handels nach fremden Welttheilen sehr gut entbehren, sie seyen vielmehr glücklich zu preisen, diesen Handel und seine Nachtheile nicht zu kennen. Doch, behauptete Mirabeau, andere Mächte, vorzüglich Frankreich und England, hätten ein hohes Interesse, den jetzigen Zustand, wie Traktaten ihn festgesezt, zu vertheidigen, und durchaus nicht zuzugeben, daß Holland durch Uebermacht gezwungen werde, seinen erworbenen Rechten zu entsagen. Mirabeau's Schrift machte

gro-

großen Eindruck und wurde überall mit Begierde gelesen. Sie verdankte dieses nicht einer gründlichen Entwickelung des Gegenstandes, nicht der Bündigkeit ihrer Beweise und einem logisch zusammenhängenden Raisonnement; sondern vielmehr dem mit damals noch ungewöhnlicher Kühnheit ausgedruckten Haß ungerechter Vergewaltigungen, und der Feuerliebe der Freiheit. Die allgemeine Stimmung war gegen die gewaltsame Unterdrückung eines Volks, das durch Fleiß und Thätigkeit seinen Wohlstand erworben hatte; sie war gegen die Eigenmacht, die frech erklärte, Verträge nicht länger halten zu wollen, als es ihr gut dünke. Weil Mirabeau für diese Stimmung schrieb, fand er allgemeinern Beifall, als sein Gegner. Seine Schrift enthält manche wichtige, edle und beredt ausgedrückte Bemerkung, aber auch viel nicht zur Sache Gehöriges, viel Uebertriebenes und Falsches. So lag z. B. offenbar ein Widerspruch darin, wenn Mirabeau von einer Seite die Freiheit der Schelde als wenig wichtig für die Niederlande, so wie für Holland vorstellte, und dann doch alle Mächte, vorzüglich Frankreich, nachdrücklich ermahnte, diese Freiheit durchaus nicht zuzugeben, und, um sie zu hindern, sich sogar einem Kriege auszusetzen. Er geht so weit, die Niederländer selbst aufzufordern, sich von der österreichischen Herrschaft

ſchaft frey zu machen und, nach der Nordamerikaner glorreichem Vorgang, ſich unabhängig zu erklären; er macht ihnen Hofnung zu der Anerkennung aller Mächte, und unter dieſer Bedingung glaubt er ihnen die vollkommenſte Handelsfreiheit verſprechen zu können. Gewiß war er hierzu von keiner Seite beauftragt, und ſehr natürlich mußten dieſe höchſt unſchickliche und ungerechte Aufforderung, ſo wie die harten und feindſeligen Aeußerungen, welche Mirabeau ſich gegen den Kaiſer erlaubte, den franzöſiſchen Hof bewegen, Mirabeau's Schrift öffentlich zu verbieten, wenn gleich es wahr ſeyn mag, daß eben dieſer Hof ihn veranlaßt habe, die Sache Hollands gegen Linguet zu vertheidigen.

In der jetzigen Entfernung von jener Zeit, in welcher das Nationalintereſſe die Leidenſchaften ſo lebhaft aufgeregt hatte, iſt es uns vergönnt, das an beiden Seiten behauptete Recht ruhiger zu würdigen. Unverkennbar lag in der Behauptung Hollands, auch wenn ſie auf noch ſo langem Beſitz und auf feierliche Traktaten ſich gründete, etwas Gehäſſiges. Es empört den Menſchenverſtand und das natürliche Gefühl, daß ein Volk ſich für alle ſeine Nachkommen verbindlich gemacht haben ſoll, einen Fluß ſeines Landes nimmer befahren, aus ſeinen Häfen nicht, wohin es will, Schif-

Schiffahrt treiben zu wollen, und dieſes allein aus dem Grunde, um einem benachbarten Volke deſto größere Vortheile zu ſichern. Sehr natürlich war es, daß ein von hohem Ehrgefühl belebter Monarch ſolche Beſchränkung des Wohlſtandes ſeiner Unterthanen ungern ertrug. Aber wenn man auf den Urſprung dieſer von Holland erworbenen Vorrechte zurückgeht, ſo läßt ſich eine Anſicht der Sache gewinnen, nach welcher von einer Seite das Verfahren der Republik zur Zeit des Münſterſchen Friedens minder gehäſſig ſich darſtellt, von der andern aber auch die feſtgewurzelte Meinung von der noch jetzigen großen Wichtigkeit dieſer Vorrechte etwas erſchüttert werden muß. Wie noch ſämmtliche Niederlande dem Beherrſcher Spaniens gehorchten, war jenen, zum Vortheil des Hauptlandes, die Fahrt nach Oſt- und Weſtindien von ihrer eignen Regierung unterſagt. Die Niederländer fühlten von dieſem Verbot keinen bedeutenden Nachtheil. Gold, Silber und andere reiche Produkte der entfernten Welttheile kamen doch zu ihnen, und wurden durch ihre Thätigkeit zu ihrem großen Vortheil in Europa verführt. In Gent, Brügge, Antwerpen und andern niederländiſchen Städten war der Mittelpunkt des reichſten Handels, und dieſer, neben den wichtigen Fabriken und dem blühenden Landbau, war die ergiebige Quelle des

Wohl-

Wohlstandes, welcher keiner unmittelbaren eigenen Schiffahrt nach beiden Indien bedurfte. Nachdem ein Theil der Niederlande sich losgerissen hatte, der andere aber bey Spanien beharrete, blieb letzterer unter den bisherigen Gesetzen und Verboten; aber nicht dieser Umstand war Ursach, daß er im Wohlstande zurückkam, sondern dies war Folge des Krieges, dessen Schauplatz diese Lande vorzüglich waren, und des spanischen Despotismus, welcher Thätigkeit und Fleiß gewaltsam zurückhielt. Die frey gewordenen Holländer dagegen wurden durch die Noth zu jeder Art von Anstrengung getrieben; sie verfolgten ihren Feind auch zur See und in seinen entfernten Kolonien; Geschicklichkeit und Glück begünstigten sie, besonders waren die Besitzungen des zu eben dieser 1580
Zeit von Spanien unterjochten Portugals in Ostindien eine reiche Beute. So gründete sich die Größe und der Reichthum eines neuen Handelsstaats noch während des langen Krieges, und zwar um so fester, da er damals noch wenige Mitbewerber hatte; die Holländer behielten die weggenommenen Kolonien im Frieden, und bedungen, daß den spanisch bleibenden Niederlanden auch ferner, wie bisher, die Schiffahrt nach fremden Welttheilen untersagt und das alte Stapelrecht der Schelde, deren Mündungen der neuen Republik gehörten, aufrecht erhalten werden sollte.

Dieſe Bedingung war damals wirklich nicht ſo hart, wie ſie uns erſcheint, wenn wir nicht darauf Rückſicht nehmen, daß für die katholiſchen Niederlande nur der ſchon bisher geweſene Zuſtand beibehalten wurde. Dieſer Umſtand machte, daß Spanien auch nicht ſehr ſchwierig ſich zeigte, dieſe Bedingung einzugehen. In den damaligen Zeitverhältniſſen konnten dieſe Vortheile für die Holländer vielen Werth haben; aber nachdem ſich ſeit jener Zeit ſo Manches verändert, war auch dieſer Werth vermindert worden, und der Flor des holländiſchen Handels beruhte jezt weit minder darauf, daß die nächſten Nachbaren nicht ihre Nebenbuhler im Welthandel waren, als vielmehr auf ganz andern Umſtänden. Die Holländer hatten anſehnliche Landbeſitzungen in beiden Indien, ihre Kaufleute hatten durch lange Erfahrung große Kenntniß im Handel, ſo wie ihre Seefahrer vorzügliche Geſchicklichkeit erworben, wohlgebaute Schiffe über die ihnen bekannten Meere zu führen. Dieſes waren Vortheile, mit denen die öſterreichiſchen Niederländer, auch wenn ſie die Freiheit, nach fremden Welttheilen zu ſchiffen, erhielten, nicht ſogleich begabt wurden. Ueberdem beruhte der Reichthum Hollands jezt keinesweges allein auf ſeinem auswärtigen Seehandel; er war noch mehr gegründet auf die den Einwohnern dieſes Landes vor allen andern Nationen eigen-

eigenthümliche Thätigkeit, Sparsamkeit und Benutzung auch der kleinsten Vortheile, auf ihren ausgebreiteten Zwischen- und Frachthandel, auf ihre reichen Fischereien, welche Tausende von Familien nährten, Seeleute bildeten. Alles sind Vortheile, welche einem Volke nicht während eines Menschenalters eigen werden, und wenn daher Flandern und Brabant auch jezt anfingen, am Handel nach fremden Welttheilen lebhaften Antheil zu nehmen, so konnten die Holländer doch immer blühenden Wohlstand behalten, in sofern sie nur den Tugenden und Maximen treu blieben, durch welche ihre Vorfahren selbigen errungen hatten.

Sicher würden Vorstellungen dieser Art ihre Wirkung nicht verfehlt haben, wenn der Wiener Hof versucht hätte, die holländische Regierung auf dieselben aufmerksam zu machen. Dieser Versuch wäre einer weisen Staatskunst würdig gewesen, welche das Lästige und nicht mehr Passende älterer Verhältnisse mit fremden Staaten durch gegenseitiges Nachgeben, durch freundlichen Verein der Vortheile des Nachbarn mit den unsrigen zu mildern strebt. Aber eine solche Behandlung der Geschäfte fordert Arbeit und Nachdenken, sie liefert keine schnellen und auffallenden Resultate. Kaunitz liebte mehr den minder Mächtigen zu unterdrücken, oder durch Drohung zu

ſchrecken; dies ſchmeichelte ſeinem Stolz, und koſtete wenig Anſtrengung. Er wählte auch hier ein ſolches Verfahren, das die Holländer mit ängſtlichen Beſorgniſſen erfüllen und erbittern mußte, das ſie abgeneigt machte, ruhige Ueberlegungen über den wirklichen Werth der ihnen angeſonnenen Veränderungen anzuſtellen. Sehr natürlich wurde ihnen dasjenige noch lieber und erſchien ihnen noch wichtiger, was man ſo gewaltſam ihnen entreißen wollte.

Wirklich wurde über die Eröffnung der Schelde gar keine Unterhandlung angeſtellt. Der Kaiſer, ſagte Kaunitz, wolle erſtere, und wenn die Republik ſie weigere, werde er ſie mit Krieg überziehen. Unmittelbar nach Empfang ſolcher Nachricht ließen die Generalſtaaten durch ihre Bevollmächtigten in Brüſſel vorſtellen: wie ſie die durch feierliche Verträge erworbenen, für die Erhaltung der Republik höchſt wichtigen Rechte, ſchlechterdings nicht aufgeben könnten. Sie bezeugten das Vertrauen zu der Gerechtigkeit des Kaiſers, er werde die von ſeinen Vorfahren eingegangenen Verträge nicht eigenmächtig verletzen, noch es als Feindſeligkeit anſehen wollen, wenn die Republik zu Behauptung ihrer Rechte alle Mittel anwende, und gegen öſterreichiſche Schiffe, welche die Schelde zu befahren verſuchen würden, die auf ſolche

solche Fälle schon längst ertheilten Befehle vollziehen lasse. Das Brüsseler General-Gouvernement bestand darauf, der Kaiser werde von seiner Forderung nicht abgehen. Nächstens, versicherte dasselbe, würden Schiffe unter kaiserlicher Flagge die Fahrt aus der Schelde ins Meer, und aus diesem in den Strom versuchen. In Holland glaubte man nicht, daß dieses wirklich geschehen werde, und eben so hielt Joseph II sich überzeugt, ein ihm an Macht so weit nachstehender und so wenig kriegerischer Staat werde es nicht wagen, der Ausführung seines Willens Gewalt entgegen zu setzen. Man täuschte sich an beiden Seiten; doch Fürst Kaunitz theilte diese Täuschung nicht ganz. Er hatte gehofft, sein stolzer, entscheidender Ton werde auch hier, wie es bey Aufhebung der Barriere der Fall gewesen, schnelle Nachgiebigkeit bewirken; aber da dieses nicht geschahe, so wurde er durch die von den Holländern bewiesene Beharrlichkeit, und ihre ernsten Rüstungen zur Gegenwehr erschüttert. Er fing an, die übereilten Schritte zu bereuen, und ihre Folgen, besonders in Rücksicht auf die Verbindung mit Frankreich, zu fürchten. Er bemühte sich nun, seinen Monarchen zu überreden, die Sache fallen zu lassen, wenigstens gewaltsame Vorkehrungen noch etwas aufzuschieben, und noch einmal zu versuchen, was durch noch fortgesezte Un-

terhandlungen, mit Drohungen vermischt, zu bewirken sey. Der Kaiser verwarf dieses; da er einmal so weit gegangen war, hielt er Stillstehen, oder gar einen Rückschritt seiner unwürdig. Doch trauete er fest, daß es zum Bruch nicht kommen werde, und in diesem Vertrauen gab er den Befehl, daß Schiffe unter seiner Flagge die Schelde hinunter und herauffahren, bey keiner holländischen Zollstätte eine Angabe machen, und sich durch nichts als offenbare Gewalt aufhalten lassen sollten. Die Holländer, sagte Joseph zu seinem dieses stark widerrathenden und einen übeln Erfolg voraussagenden Minister, werden nicht schießen!

Dieser Befehl wurde vollzogen, und zwar mit einem öffentlichen Aufsehen, das an des Kaisers festen Willen, die Sache durchzusetzen, nicht mehr zweifeln lassen konnte. Unter zahlreichem Zulauf des Volks, welches über den nun gewiß zu erwartenden hohen Wohlstand und unfehlbaren Verfall von Holland jubelte, lief aus dem Hafen von Antwerpen ein leichtes Schiff (Brigantine) unter kaiserlicher Flagge, geführt vom Kapitain Isenghem, die Schelde hinab. Vom holländischen Wachtschiffe angehalten und um seine Bestimmung gefragt, antwortete der Kapitain: er komme von Antwerpen, fahre

1784 d. 6 Okt.

ins

ins Meer und habe ausdrücklichen Befehl seines Monarchen, den er vorzeigte, bey keiner holländischen Zollstätte eine Angabe zu machen. Als der Kapitain durch wiederholte Vorstellungen sich nicht zum Zurückgehen bewegen ließ, gaben die Holländer Feuer, doch wurde das Schiff nur leicht beschädiget; es mußte der Gewalt weichen, und kam nach Antwerpen zurück. Bald nachher lief, gleichfalls auf ausdrücklichen Befehl, ein kaiserliches Schiff von Ostende in die Schelde, um bis Antwerpen hinaufzufahren, aber die holländischen Wachtschiffe brachten es nach Vließingen in Seeland auf, ließen dasselbe jedoch wieder frey, sobald es sich verbindlich gemacht, nach Ostende wieder zurückkehren zu wollen. d. 31sten Oktbr.

Die Generalstaaten ließen über diesen Vorgang in Brüssel Vorstellungen thun, wie sie ihren behaupteten Grundsätzen gemäß waren. Aber Graf Belgiojoso erklärte, daß durch die der kaiserlichen Flagge zugefügte Beleidigung der Krieg erklärt, alle Unterhandlung abgebrochen, also zu dem längern Aufenthalt der holländischen Bevollmächtigten kein Grund vorhanden sey. Diese verließen Brüssel noch am selbigen Tage, indem sie bezeugten: „daß die „Generalstaaten durch die nothwendig gewordene und „vorher angekündigte Behauptung unläugbarer Rechte d. 30sten Oktbr.

„durchaus keine Feindſeligkeit hätten begehen wol„len, daß ſie an den Folgen unſchuldig ſeyen, und „ihr Verfahren dem Urtheil aller neutralen Mächte „unterwürfen.“ Auch der kaiſerliche Geſandte, Baron von Reiſchach, verließ Haag ohne Abſchied [25]; der holländiſche Geſandte, Graf Waſſenaar, ging von Wien gleichfalls ab, nachdem er vorher eine Abſchieds-Audienz zwar nachgeſucht, aber nicht erhalten hatte.

So war alſo wirklich der Krieg von Oeſterreich erklärt und man ſahe ſeinen nahen Ausbruch als unvermeidlich an. Doch nicht nur Fürſt Kaunitz bereuete jezt, daß er den zu raſchen Schritt befördert hatte, auch andere Männer von Einſicht am Wiener Hofe tadelten ihn, und beſorgten übele Folgen. Die erſten Feldherren, verſichert man, haben einſtimmig dieſen Krieg in ſo großer Entfernung von

25) In den holländiſchen Zeitungen wurde damals ausdrücklich bemerkt, wie ſehr man den Abgang dieſes Miniſters, und des Legations-Sekretairs Döringer, welche allgemeine Achtung erworben, bedauere, da man überzeugt ſey, daß beide Männer alles von ihnen Abhängende gethan hätten, um den Bruch mit ihrem Hofe zu verhindern. Ein Zug, der bemerkt zu werden verdient, weil ſolche Aeußerungen von Gerechtigkeit und Mäßigung in Fällen dieſer Art ſo äußerſt ſelten ſind.

von den Hauptſtaaten widerrathen; nur der Feldmarſchall Lacy war anderer Meinung, und beſtärkte den Monarchen in ſeinen Vorſätzen. Dieſer ſelbſt ward durch den Widerſtand, den er, wider ſein Erwarten, gefunden, überraſcht. Der Bericht von dem Vorgange auf der Schelde kam nach Wien, wie der Kaiſer in Ungarn war. Fürſt Kaunitz überſandte ihm dieſen Bericht, und fügte nichts hinzu, als die Worte: ſie haben doch geſchoſſen [27]). Mit mehrerm Recht hätte er über das Eintreffen deſſen, was er zu ſpät vorhergeſagt, triumphiren können, hätte er ſeinen Monarchen früher von gewaltſamen Handlungen zurückgehalten, und nicht dann erſt auf die Folgen aufmerkſam gemacht, wie das Aufgeben einer von dieſem Miniſter ſelbſt angerathenen und öffentlich erklärten Maaßregel für das Ehrgefühl empfindlich ſeyn mußte. Es wurden nun in Eile Truppen in Bewegung geſezt, man kündigte 80,000 Mann an; auch eine zahlreiche Artillerie wurde nach den Niederlanden abgeſandt, und zu der eigenen nahen Abreiſe des Monarchen wurden Anſtalten gemacht. Feldmarſchall Lacy

27) Dieſer Umſtand wurde damals allgemein erzählt, und Coxe verſichert, ihn von Jemand zu wiſſen, der ihn von Kaunitz ſelbſt hatte.

sollte ihn begleiten. Die Generalstaaten fuhren fort, ihre Bereitwilligkeit zum gütlichen Vergleich zu bezeugen. Alles wollten sie nachgeben, nur nicht Rechte, die, wie sie glaubten, mit der Selbstständigkeit der Republik wesentlich verbunden wären. Daß es ihr fester Vorsatz sey, diese zu vertheidigen, bewiesen sie durch die ernstlichsten Rüstungen. Die Landarmee wurde verstärkt, und besonders für zureichende Besatzung der festen Plätze gesorgt, deren Angriff zunächst besorgt werden mußte. Die allgemeine Stimmung der Nation begegnete hier der Regierung; alle Gemüther waren mit dem lebhaftesten Unwillen erfüllt gegen die Unterdrückung, mit der das Vaterland so unwürdig bedroht war. Der Antrag, alle Männer von 18 bis 60 Jahren zu bewafnen, fand den allgemeinsten Beifall; aus allen Provinzen kam das freiwillige Erbieten, auf eigene Kosten sich bewafnen zu wollen, und durch reiche Beiträge zu dem Aufwande beizusteuern, der jezt nothwendig wurde. Ueberall vereinte sich die junge Mannschaft zu Waffenübungen. Einige Glieder der Regierung riethen, diesen Enthusiasmus auf der Stelle zu benutzen, den drohenden Angriff nicht abzuwarten, sondern ihm vorzukommen. Der Zustand, in welchem die österreichischen Niederlande sich befanden, schien wirklich Erfolg zu versprechen,

wäre

wäre dieſer Rath angenommen worden. Nicht über 16,000 Mann waren im Lande, und dieſe in mehrern Plätzen zerſtreut. Die aus der Ferne in Bewegung geſezten Truppen konnten, bey der üblen Jahrszeit, den böſen Wegen, und den mancherley Schwierigkeiten, die der Durchmarſch im deutſchen Reiche fand, nur ſpät ankommen. Es war möglich, daß die Holländer noch vor dieſer Ankunft in die Niederlande eindrangen und ſich wenigſtens einiger Plätze bemächtigten. Man fühlte dieſes in den öſterreichiſchen Niederlanden, und viele Einwohner äußerten ihr Misvergnügen, daß ſie vertheidigungslos einem feindlichen Ueberzuge ausgeſezt wären. Gewiß hätte die holländiſche Regierung nicht getadelt werden können, wenn ſie, welcher der Krieg förmlich angekündiget war, den günſtigen Augenblick benuzt hätte, ihn von ihrer Seite wirklich anzufangen. Aber ſie verdient Lob, daß ſie auch durch die gerechteſte Empfindlichkeit ſich nicht reizen ließ, die weiſe Mäßigung zu verlaſſen, welche ſie ſich vorgeſchrieben hatte, daß vielmehr ſie beharrlich nur auf Vertheidigung ſich einſchränkte. In den Anſtalten zu dieſer bewies ſie ſich äußerſt thätig, und auch das Mittel wurde angewandt, welches bereits in der Vorzeit gegen den Angriff eines übermächtigen Nachbars Holland ge-

rettet hatte [28]). Die Dämme wurden durchstochen und die Gegend um die holländischen Forts an der Schelde unter Wasser gesezt. Diese Ueberschwemmung traf auch das nahe österreichische Gebiet, und viele Bewohner desselben hatten bedeutenden Verlust. Um dieses zu verhindern, wurden einige Truppen von Antwerpen ausgesandt, und es fanden einige kleine Gefechte zwischen diesen und den Holländern Statt. Gern hätte der oberste Befehlshaber in Antwerpen, der General Prinz von Ligne, die Gelegenheit benuzt, den Krieg anzufangen. Obgleich er wohl wußte, daß die Holländer in diesem Augenblick an Zahl überlegen waren, hatte er doch eine so geringe Meinung von denselben, daß er mit dem kleinen Haufen Oesterreicher, der damals in den Niederlanden war, gewiß zu siegen hofte. Er drang darauf, daß ihm erlaubt würde, die vier Forts, Lillo, Liefkenshoek, Kruitschanz und Fort Heinrich, alle zugleich mit Nachdruck anzugreifen, und mit Zuversicht versprach er ihre Eroberung [29]). Aber

28) Ludwigs XIV. im Jahr 1672.

29) Der Prinz von Ligne selbst hat uns eine Nachricht hinterlassen von den Begebenheiten eines Krieges von sieben Tagen, wie er denselben, im Gegensatz des Krieges von sieben Monaten (bayersche Erbfolge-

Aber das General-Gouvernement, welches gütliche Beilegung sehr wünschte, hielt, ohne ausdrücklichen Befehl des Kaisers, sich nicht ermächtiget, zu solchen Schritten die Erlaubniß zu ertheilen.

Ueberzeugt, daß die eigenen Kräfte zum ausdauernden Kampf nicht hinreichten, war die holländische Regierung vorzüglich beflissen, sich fremden Beistandes zu versichern. Sie legte allen Höfen die Lage der Umstände vor, durch welche sie, ohne allen von ihr gegebenen Anlaß, zur Nothwehr gezwungen werde. Diese Darstellung machte fast überall weit größern Eindruck, als die entgegengesezte, durch welche der Wiener Hof sein Betragen zu rechtfertigen suchte. Vor allen wandte sich die Republik an Frankreich, und verlangte dessen Unterstützung. Die Verhältnisse, in welchen sie sich damals mit dieser Macht befand, rechtfertigten solches Ansuchen. Der amerikanische Seekrieg hatte Hollands politische Verhältnisse gänzlich verändert. Mit dem alten Alliirten, England, entzweyt und in einen Krieg ver-

1784 Anfang Novbr.

folge-Krieg), und sieben Jahren, scherzhaft nennt; s. seine Nachricht in den Mémoires militaires, littéraires et sentimentales Tom. XVII, wo mit der Laune, welche der geistvolle Mann über Alles verbreitet, auch dieser Gegenstand behandelt ist.

verwickelt, mußte es sich nothwendig Frankreich nähern. Es wurden nicht nur Verabredungen zur gemeinsamen Führung des Krieges getroffen, sondern es entstand auch bey vielen Gliedern der Regierung der Gedanke, daß eine bleibende Verbindung mit Frankreich dem wahren Interesse der Republik nach den jezt bestehenden Verhältnissen gemäß sey. Von den Staaten mehrerer einzelnen Provinzen wurde der Wunsch geäußert, daß auf solche Verbindung angetragen werden möchte, Frankreich wünschte sie auch, und der französische Bothschafter, Herzog de la Vauguyon, ein Mann von großem Verdienst, der das allgemeine Vertrauen gewonnen hatte, erwarb dem Gedanken immer allgemeinern Beifall. Indeß widerstand noch eine wichtige England ergebene Parthey; um die Allianz zu hindern, rügte sie mit Eifer, daß der französische Hof bey dem lezten Frieden nicht das Interesse Hollands lebhaft genug unterstüzt, nicht den Verlust der Kolonie Negapatnam abgewandt habe. Dennoch behielt die Parthey, welche Frankreich geneigt war, auch nach dem Frieden die Oberhand, und wie die Republik durch Josephs II Forderungen geängstet wurde, wandte man sich an Ludwig XVI. Als dieser König seine Vermittlung zusicherte, wurde es in den Generalstaaten durchgesezt,

daß

daß man ſich um eine förmliche Allianz bewerben müſſe. Frankreich erklärte ſich geneigt, doch wollte es erſt dann abſchließen, wenn die jetzigen Irrungen mit Oeſterreich beigelegt wären [30]); über die Bedingungen war man einſtweilen ſchon einverſtanden. In dieſer Lage befanden ſich beide Staaten gegen einander, als der Krieg mit Oeſterreich auszubrechen drohte. Nun verlangte die holländiſche Regierung nachdrücklichſt Frankreichs Vermittlung, und, wenn dieſe nicht wirken ſollte, deſſen kräftigen Beiſtand. Graf Vergennes [31]) überzeugte ſeinen edlen, immer für Gerechtigkeit ſich gern erklärenden Monarchen, daß es mit der Würde und dem Intereſſe Frankreichs nicht beſtehen könne, dem Kaiſer zu erlauben, einem unabhängigen Staat, mit dem jenes ſich ſo eben enge verbinden wollte, Rechte abzudringen,

30) La France ne doit pas épouser un procès, ſagte Vergennes.

31) Ich nenne hier ausdrücklich dieſen Miniſter, weil es gewiß iſt, daß der feſte und entſchiedene Entſchluß des Königs, Holland beizuſtehen, ganz vorzüglich das Werk deſſelben war. Nie, ſagt man, redete er mit mehr Beredſamkeit und Feuer, als in der Verſammlung des Staatsraths, die wegen dieſer Angelegenheit gehalten wurde. Auch alle übrigen Miniſter ſtimmten bey, und vorzüglich unterſtützten ihn Segur, Miniſter des Kriegs, und Caſtries, Miniſter des Seewesens.

gen, die ihm höchst wichtig seyen. Die Besorgniß, sich einem Kriege auszusetzen, dürfe nicht abhalten, dem immer anmaaßlichern Ehrgeize Josephs II Schranken zu setzen, doch müßten, sagte Vergennes, mit Vorsicht alle Schritte bemessen und Alles versucht werden, um, wo möglich, die Sache gütlich beizulegen. Nach dem Rath seines weisen Ministers machte der König durch ein eigenhändiges vertrauliches Schreiben dem Kaiser im freundschaftlichen, doch nachdrücklichen Ton, alle Vorstellungen, die ihn zu andern Gesinnungen bewegen konnten. Zugleich wurde dem österreichischen Bothschafter, Graf Mercy, ministeriell erklärt: „wie Frankreich nicht zugeben könne, daß Holland, um es „seiner Rechte zu berauben, feindlich angegriffen „werde. Der König habe deshalb die Zusammenziehung einiger Truppen an den Gränzen seines „Reichs nöthig gefunden, zugleich biete er aber seine „Vermittlung an, um die entstandenen Irrungen „beizulegen." „Da der Kaiser," wurde noch zugesezt, „die Oeffnung der Schelde nur als Vergütung „für andere Ansprüche, die er dagegen aufgeben „wolle, verlange, die Republik aber erkläre, daß „sie dieses Vergütungs-Mittel durchaus nicht annehmen könne; so bleibe nichts Anders übrig, als „auf jene andern Ansprüche zurückzukommen, und

„die

„die abgebrochenen Unterhandlungen über dieselben, „unter Vermittlung des Königs, fortzusetzen.“

Diese Erklärung, verbunden mit der Nachricht von den kriegerischen Rüstungen an den Gränzen Frankreichs, machte Eindruck. Eine Zerreissung des politischen Systems, auf dessen Schöpfung Fürst Kaunitz stolz war, wurde von diesem Minister vor allem gefürchtet. Von keiner andern Macht konnte Oesterreich beistimmende Gesinnungen, und noch weniger wirkliche Unterstützung hoffen. England hatte die Traktaten, welche der Kaiser nicht mehr gelten lassen wollte, einst selbst mit abgeschlossen und garantirt; die Republik suchte deshalb dessen Beistand nach, und es war dies der Gegenstand der ersten Unterhandlungen mit dem englischen Gesandten, Ritter Harris, welcher nach hergestelltem Frieden wieder nach Holland kam, so wie auch, um sie zu betreiben, ein holländischer Minister, Baron van Linden, nach London geschickt wurde. Aber das Interesse, welches das brittische Kabinet an dieser Angelegenheit nahm, war nicht mehr dasselbe, was es in früherer Zeit gewesen. Sahe man gleich nicht gern, daß die österreichischen Niederlande an dem Welthandel Antheil nehmen wollten, so besorgte man doch von demselben keinen bedeutenden

Nachtheil für den brittischen reichen, in allen Welttheilen fest begründeten Handel. Außerdem dauerte die Spannung gegen Holland auch nach hergestelltem Frieden fort, und wurde in eben dem Verhältniß vermehrt, als die holländische Regierung sich Frankreich näherte; man benuzte also den Vorwand, daß die ältern Verträge, auf die es jezt ankomme, durch den lezten zwischen Großbrittannien und der Republik ausgebrochenen Krieg ihre Gültigkeit verloren und durch den Frieden nicht wieder erneuert wären. So wurde die von Holland nachgesuchte Hülfe abgelehnt, aber das Londner Kabinet erklärte bestimmt, die strengste Neutralität beobachten zu wollen. Dieses scheint auch wirklich ernstlicher Vorsaz gewesen zu seyn. Allen englischen Unterthanen wurde verboten, weder unter der Flagge des einen noch andern kriegführenden Theils Kaperschiffe auszurüsten; ein Umstand, der zur Sicherung des holländischen Handels besonders wichtig war. Alle Bemühungen des Wiener Hofes, England zur Theilnahme für seine Sache zu bewegen, waren vergebens. So sehr auch manche englische Staatsmänner die Rückkehr zu dem alten politischen System von Europa, und Erneuerung des alten Bundes zwischen ihrem Lande und Oesterreich rathsam hielten; so hatten doch das Willkührliche in der Regierungsart Kaiser Josephs II und die

die ehrsüchtigen Absichten, die man ihm beimaaß, das Vertrauen zu ihm ganz geschwächt, das Gerechtigkeitsgefühl Georgs III beleidigt, und eine Abneigung sowohl bey diesem Monarchen als der Nation gegen eine Verbindung mit Oesterreich hervorgebracht; besonders wurde Josephs Verfahren gegen Holland öffentlich und laut misbilligt, und ein Ministerium, was dasselbe hätte unterstützen wollen, würde die allgemeine Stimmung und höchst wahrscheinlich die Mehrheit des Parlements wider sich gehabt haben.

Der preußische König, unabänderlich treu dem Grundsatz, ohne höchst dringende Ursach die Ruhe seines Staats nicht unterbrechen zu lassen, enthielt sich alles Antheils an diesen Händeln, zu welchem keine besondern Verbindungen ihn aufriefen. Zwar misbilligte er die Unternehmungen des Kaisers und verhehlte dieses bey schicklicher Gelegenheit nicht, gern sah er dagegen den muthigen Widerstand der Holländer; aber er that nichts, denselben anzufachen. Ausdrücklich untersagte er seinem Ministerium und dem Gesandten in Holland jede Aeußerung, die aufmunternd hätte ausgelegt werden können. Daß Frankreich sich Hollands annahm, sah er gern, aber er that nichts, um Einfluß auf die Entschließun-

gen des französischen Hofes zu haben. Es ist falsch, daß des Königs Bruder, Prinz Heinrich, welcher eben damals, ganz aus eigenem Antriebe, eine Reise nach Paris machte, beauftragt gewesen sey, eine Verbindung beider Mächte zum Besten Hollands zu bewirken. Nachdem die österreichische Kriegserklärung erfolgt war, ersuchten der Prinz von Oranien und seine Gemahlin den König, Oheim der leztern, der Republik einen guten General zu überlassen, um ihn an die Spitze der holländischen Truppen zu setzen; sie nannten den würdigen Möllendorf, der im bayerschen Kriege sich so rühmlich ausgezeichnet hatte, und baten, diesem General zu erlauben, unter Bedingungen, die der König selbst festsetzen möge, in holländische Dienste zu treten. Aber Friedrich lehnte auch dieses ab und machte bemerklich, daß bey der Verbindung, welche zwischen Frankreich und Holland bestehe, ein französischer General passender seyn werde; er schlug Maillebois vor, dessen Geschicklichkeit durch frühere Kriege bewährt, und der mit dem Schauplatz des neuen Krieges bekannt sey. Die holländische Regierung befolgte diesen Wink.

Nur in Einem Punkt bewies Friedrich einige Partheilichkeit gegen den Kaiser. Als dieser Monarch den Durchmarsch seiner Truppen nach den Nie-

der-

derlanden, wie durch andere Kreiſe des deutſchen Reichs, ſo auch durch den weſtphäliſchen begehrte, deſſen Mitdirektorium bey dem Könige war, ließ dieſer erklären: „wie er durch ſeine eigenen Lande, weil „dieſelben nach ſchlechter Erndte den Truppen keinen „Unterhalt zu liefern vermöchten, den Durchmarſch „nicht geſtatten könne; was andere Kreisſtände zu „thun gut fänden, überlaſſe er ihnen, doch halte er „ſich nicht verpflichtet, ſie als Kreisausſchreibender „Fürſt aufzufordern, indem im jetzigen Fall die öſter„reichiſchen Truppen nicht als kaiſerliche be„trachtet werden könnten, und ſie nicht für das In„tereſſe des Reichs gebraucht werden ſollten.“ — Wirklich wurden die ſonſt üblichen Requiſitions-Schreiben des Kreis-Direktoriums nicht erlaſſen. Indeß zogen die öſterreichiſchen Heere deshalb nicht minder durch des Kreiſes Lande; nur die preußiſchen wurden nicht berührt. Ohne Zweifel hatte der König hierin Unrecht. Den Durchmarſch durch die eigenen Lande konnte er freilich weigern, aber dieſe Ungefälligkeit war ohne Zweck, und als Kreisdirektor war es ſeines Amts, das kaiſerliche Begehren den übrigen Ständen kund zu thun, und dahin zu ſehen, daß der Durchmarſch mit Ordnung, nach Vorſchrift der deshalb vorhandenen Reichsgeſetze und ohne zu großen Druck der betroffenen Kreislande geſchehe.

Da durch Friedrichs Weigerung das Kreisdirektorium behindert wurde, seine Pflicht zu thun, ging der Durchmarsch dennoch vor sich, und manche Lande wurden hart mitgenommen. Auch wie der Kaiser darauf antrug, daß die ältern Reichsgesetze gegen fremde Werbungen im Reich erneuert, und besonders die holländischen nicht geduldet werden sollten, weigerte der König gleichfalls, hierzu im westphälischen Kreise mitzuwirken. „Jeder Landesherr,“ sagte er, „werde schon von selbst dahin sehen, „nicht Unterthanen aus seinem Lande zu verlieren.“

Der Kaiser wünschte, die deutschen Reichsstände nicht nur von Duldung holländischer Werbungen, sondern auch besonders davon abzuhalten, daß sie ihre Truppen selbst in Sold der Republik gäben. Dies geschah von mehrern Fürsten schon seit langer Zeit, und Subsidien-Traktate mit der friedlichen Republik waren sehr beliebt, weil die in Sold gegebnen Truppen den größten Theil der Zeit beurlaubt und in der Heimath waren; auch die Prinzen der fürstlichen Häuser fanden im holländischen Dienst ein sehr angenehmes Unterkommen. Da die deutschen Reichsstände es als ihr kostbarstes Vorrecht ansahen, nach Gefallen mit fremden Mäch-

Mächten Bündnisse zu schließen, die nur nicht gegen Kaiser und Reich gerichtet seyn durften [32]), so wirkte die Abmahnung wenig. Sogar des Kaisers eigner Bruder, Maximilian, Churfürst von Cölln und Fürst von Münster, ging mit seinem Beispiel vor, sich in der Ausübung dieses Hoheitsrechts nicht stören zu lassen. Gerade in dem Augenblicke, wie man dem Ausbruch des Krieges zwischen Oesterreich und Holland entgegen sahe, erneuerte er den zwischen seinem Vorfahr und der Republik abgeschlossenen Subsidien-Traktat, durch welchen er seine Truppen zur Disposition der Republik bereit zu halten sich verbindlich machte. Nur wurde ausdrücklich bedungen, daß diese Truppen weder gegen Kaiser und Reich, noch auch gegen Oesterreich gebraucht werden durften; doch versprach der Churfürst, nie mit einer Macht, die gegen Holland Krieg führe, sich zu verbinden, noch derselben Absichten irgend zu befördern. Dieser leztere Punkt war der holländischen Regierung besonders wichtig, da er sie gegen die Besorgniß sicherte, der Kaiser möchte, wenn er den Hauptangriff aus seinen Niederlanden machte, zu gleicher 1784 den 30 Oktbr.

32) Es war dieses Recht den Reichsständen durch den westphälischen Frieden erworben und durch die kaiserlichen Wahlkapitulationen bestätiget.

Zeit ein Corps durch das Münsterſche marſchiren laſſen, und auch von dieſer Seite die Republik angreifen. Churfürſt Maximilian gab durch dieſen Traktat den beſten Beweis, daß er von der Politik des Bruders ſich unabhängig zu halten gemeint ſey, und ſein Verfahren fand in ſeinen Landen, wo man die Verbindung mit Holland gern ſah, vielen Beifall. Andre deutſche Fürſten folgten dieſem Vorgange; ſie vermehrten ihre ſchon in Sold an Holland gegebnen Truppen, oder ſchloſſen neue Traktaten. Der Rheingraf Johann Friedrich zu Salm, Obriſt in holländiſchen Dienſten, wurde nach Deutſchland abgeſandt, um deshalb zu unterhandeln. Man hofte auch vom Landgraf von Heſſen-Caſſel zwölf Tauſend Mann zu erhalten; aber hier arbeitete der kaiſerliche Hof kräftig entgegen. Der Rheingraf
1784 Decbr. kam auch nach Berlin, und verſuchte Alles, um den König zur Unterſtützung der Republik zu bewegen. Er wurde gut aufgenommen und hatte mehrere Audienzen bey Friedrich; doch eröffnete man ihm die Gründe, weshalb der König an dieſen Händeln nicht Theil nehmen könne. Alles, was der Rheingraf erhielt, war die Erlaubniß, Officiere außer preußiſchem Dienſt für den holländiſchen annehmen, auch Waffen kaufen zu dürfen. In ſchwediſch Pommern aber wurde dieſem Unterhändler ein

Frei-

Freicorps anzuwerben erlaubt. In der Schweiz unterstüzte Frankreich kräftig das Ansuchen der Generalstaaten, und die Eidgenossen vermehrten nicht nur die Truppen, welche sie schon in holländischem Sold hatten, sondern versprachen auch noch überdem, ein neues Corps von sechs Tausend Mann zum Dienst der bedrängten Republik herzugeben. So fand diese von mehrern Seiten her Beistand, und durfte hoffen, dem ersten Anfall ihres Gegners wenigstens so lange widerstehen zu können, bis der mächtige Alliirte zu Hülfe eilen würde.

Nur bey Katharina II fand Joseph Geneigtheit, seine Forderungen wenigstens durch Worte zu unterstützen. Gern benuzte diese Monarchin jeden Anlaß, dem Kaiser ihre Freundschaft auf eine öffentliche Weise zu bezeugen; auch war es eine Befriedigung ihrer Eitelkeit, in jedes wichtige Geschäft, das irgend wo in Europa betrieben wurde, sich einzumischen. Kaum waren die Vorfälle auf der Schelde zu ihrer Kenntniß gekommen, so ließ sie durch ihren Gesandten von Kalitschef im Haag den Antheil, den sie an denselben nehme, zu erken- 1784 d. 19ten Novbr.
nen geben, und die Republik ermahnen, die Gesinnungen des Kaisers, ihres Freundes und Alliirten, welche, wie sie überzeugt sey, nur auf Frieden ge-

richtet wären, zu benutzen, um die entstandenen Irrungen gütlich beizulegen. Kaiser Joseph kannte den innern Zustand von Rußland und die Gesinnungen Katharina II, sich durch nichts von ihren eigenen Entwürfen ablenken zu lassen, zu gut, um sich irgend einen kräftigen, wirklichen Beistand zu versprechen. Auch die Generalstaaten, wenig erschüt-
1784 tert, bezeugten der Kaiserin ihren Dank für ihre
d. 24ten Decbr. Theilnahme, und ersuchten sie, ihren Einfluß bey ihrem Alliirten anzuwenden, um denselben von der unläugbaren Gerechtigkeit der holländischen Sache, auch von der bewiesenen Mäßigung zu überzeugen, und dadurch die Erhaltung eines Friedens zu bewirken, der mit den Rechten der Republik be-
1785 stehen könne. Die Kaiserin ließ einige Monate her-
d. 7ten März. nach, wie sie von dem Entschluß des Kaisers, nachzugeben, bereits versichert war, die Generalstaaten nochmals ermahnen, Alles anzuwenden, damit die Irrungen gütlich beigelegt würden. Weitern Antheil nahm sie nicht an dieser Sache. Sie wagte nicht einmal ihre Vermittlung anzutragen, mit deren Erbieten sie sonst sehr bereit zu seyn pflegte.

Von Frankreich wurde dagegen immer mehr Ernst gezeigt. Zu dem Ausrücken zweier Armeen, die eine in Flandern, die andre am Rhein, wurden die

die Anſtalten mit Eifer getroffen. Den Prinzen Condé und den Marſchall Broglio nannte man als die Befehlshaber derſelben, doch glaubte man, daß der König ſelbſt und ſeine Brüder die Heere begleiten würden. Die ganze Nation freute ſich über dieſen Entſchluß ihres Monarchen, der ſeiner Würde gemäß ſchien. Zu eben der Zeit erhielt auch Graf Maillebois, nebſt einer bedeutenden Anzahl franzöſiſcher Officiere, die Genehmigung, die angebotenen holländiſchen Dienſte anzunehmen; jener General wurde zum oberſten Befehlshaber ſämmtlicher Landtruppen der Republik ernannt. Endlich ließ Frankreich zu Wien förmlich erklären: „daß, „im Fall die Irrungen unter ſeiner Vermittlung „nicht gütlich ausgeglichen werden könnten, der Kö„nig genöthiget ſey, einem feindlichen Angriffe auf „Holland ſich mit Gewalt zu widerſetzen.“ 1784 d. 27ten Novbr.

Dieſe Erklärung, verbunden mit den Anſtalten, die ſie begleiteten, that ihre Wirkung. Der Kaiſer nahm die Vermittlung an, und authoriſirte ſeinen Bothſchafter in Paris, Grafen Mercy, mit den dortigen holländiſchen Geſandten, Berkenrode und Brantſen, in Unterhandlungen zu treten. Dieſe wurden ſofort eröffnet; das Geſchäft der Vermittlung übernahm Vergennes ſelbſt Namens ſeines d. 8ten Decbr.

Kö-

Königs. Lezterer bestand, seinem schon erklärten Grundsatze gemäß, darauf, daß von Freiheit der Schelde nun gar nicht mehr die Rede seyn dürfe, vielmehr die Unterhandlung sich allein auf die verschiedenen Forderungen beschränken müsse, welche der Kaiser an die Republik früher gemacht hatte. Sehr schwer war der österreichische Bevollmächtigte dahin zu bringen, dieses einzuräumen. Endlich, da es geschah, erklärte er dagegen, daß die Abtretung von Mastricht und eines bedeutenden Landstrichs vom Kaiser schlechterdings verlangt werde. Die Holländer erwiederten eben so ernstlich, daß diese Forderung auf keinem rechtlichen Grunde beruhe, und die Generalstaaten sich nie entschließen würden, eine so wichtige Gränzvestung, noch das weiter Verlangte wegzugeben. Der französische Vermittler gab den Republikanern Beifall; man schien von beiden Seiten auf den Punkt gekommen zu seyn, wo die Unterhandlung abgebrochen werden mußte. Aber Joseph II und Kaunitz waren nicht Willens, weder der Schelde noch Mastrichts wegen sich einem Kriege mit dem bisherigen Alliirten auszusetzen. Graf Mercy gab, wie alles Bemühen, mehr Nachgiebigkeit zu erhalten, vergebens war, zu erkennen:

1785 Febr. „daß, wenn vorläufig wegen der Beleidigung der „kaiserlichen Flagge eine öffentliche und vor Europa

„in

„in die Augen fallende Genugthuung gegeben werde, „sein Monarch nicht abgeneigt sey, wegen aller sei„ner Forderungen sich mit einigen kleinen Gränz„Berichtigungen und einer Entschädigung in Gelde „zu begnügen.“ — Nun war ein Weg der Ausgleichung angegeben, der zum Ziel führen konnte. Graf Vergennes redete den Holländern ernstlich zu, und äußerte, daß, nachdem die wichtigsten Punkte erhalten worden, kein Grund mehr für den König von Frankreich sey, mit seinem Bundsgenossen und Schwager einen Krieg anzufangen. Die Holländer erkannten dieses, und waren auch selbst gar nicht geneigt, sich in einen, auch bey dem französischen Beistande immer sehr bedenklichen, Krieg mit einer so großen Macht verwickeln zu lassen. Die Generalstaaten erklärten sich also bereit, eine Deputation nach Wien abzuordnen, welche über das Vorgefallene eine völlig genugthuende Erklärung geben sollte. Ueber die Fassung dieser Erklärung wurde man nach einigen Verhandlungen einig; man verglich sich über Worte, die den Kaiser befriedigen und die Ehre der Republik nicht kränken konnten. Auch über einige neue Gränz-Bestimmungen, welche der Kaiser verlangte, fanden sich nicht viele Schwierigkeiten, da sie keine bedeutenden Aufopferungen bezielten. Nur wegen der Geld-Entschädigung währte es länger.

Da

Da der Kaiser seinen Forderungen einen hohen, die holländische Regierung aber den meisten derselben gar keinen Werth beilegte, so mußten die Summen, welche zur Entschädigung für deren Aufgebung gefordert und geboten wurden, sehr von einander abweichen. Wenn gleich der französische Minister bemerklich machte, daß die Republik unschätzbare Vortheile erwerbe, da sie einen Krieg vermeide, von den lästigen Ansprüchen Oesterreichs für alle Zeiten befreiet werde, und für ihren nunmehrigen Besitzstand die Garantie Frankreichs erhalten solle, wenn er hieraus folgerte, daß einige Aufopferung an Gelde dagegen nicht geachtet werden dürfe; so verkannte er doch nicht, daß auch diese Aufopferung ihre Gränzen haben müsse. Man kämpfte lange. Der Kaiser glaubte nachzugeben, wenn er, nebst einigen Abtretungen an Land, funfzehn Millionen holländischer Gulden verlangte. Die Holländer versicherten, so viel nie geben zu können; der Kaiser forderte zwölf Millionen, und, wie auch diese verweigert wurden, ließ er endlich erklären: „das „Aeußerste, womit er sich für Aufgebung aller sei„ner Ansprüche begnügen könne, sey Neun und „eine halbe Million, und außerdem noch eine „halbe Million zur Entschädigung der niederländischen Unterthanen, welche durch die holländi-

„schen

„schen Ueberschwemmungen gelitten hätten. Wenn
„am 22sten September, sagte Graf Mercy, die 1785
„Generalstaaten sich nicht erklärt hätten, diese Sum-
„men entrichten zu wollen, so sehe der Kaiser die
„Unterhandlung als abgebrochen an, und werde so-
„fort den Krieg anfangen" — zu welchem auch wirk-
lich wieder von neuem mit großer Thätigkeit gerüstet
wurde. Die holländischen Bevollmächtigten ver-
trauten dem Vermittler, daß ihre Instruktionen ih-
nen schlechterdings nicht erlaubten, die Summe von
fünf Millionen zu überschreiten, und noch außerdem
als Entschädigung für die Ueberschwemmungen eine
halbe Million zuzugestehen. Kein Zureden, keine
Drohungen konnten sie wankend machen, noch zu
etwas Weitern bringen. Die lezte Conferenz währte
über sieben Stunden. Der französische Hof, in der
Verlegenheit, entweder Krieg mit einem alten Bun-
desgenossen zu führen, oder einen neuen zu verlassen,
den er so eben noch enger an sich zu schließen im Begriff
war, und der nun vielleicht genöthiget wurde, bey
England Hülfe zu suchen, hielt ein Opfer an Gelde
für das kleinste Uebel. Graf Vergennes erklärte,
daß sein König, um der Republik seine Freund-
schaft zu bewähren, und ihren Besitzstand gegen alle
künftigen Ansprüche zu sichern, dasjenige, was
außer dem von Holland gebotenen erfordert werde,
um

um des Kaisers Forderungen voll zu machen, also 4½ Millionen Gulden hergeben wolle. Dankbar nahmen die holländischen Bevollmächtigten, zufrieden der österreichische diese Erklärung an, und so kam man, zwey Tage vor dem vom Kaiser bestimmten Termin, über die Präliminar-Artikel

1785 d. 20ten Sept. überein 33).

So endete dieser mit so vielem Geräusch angefangene Kampf. Statt Wiederherstellung der für die Wohlfahrt der Niederlande so wichtig erklärten, unveräußerlichen Rechte, statt einer ansehnlichen Vestung erhielt der Kaiser eine Summe Geldes, die ihm die aufgewandten Kriegskosten bey weitem nicht ersetzen mochte 34). Noch wichtiger war es, daß,

33) S. dieselben in v. Martens Recueil T. II. p. 558.

34) Man behauptete damals in Wien, noch nie habe das Haus Oesterreich einen so kostbaren Krieg geführt, und es läßt sich dieses begreifen, wenn man erwägt, daß in ältern Zeiten verhältnißmäßig immer weit mehr Truppen und Artillerie in den Niederlanden waren, auch dieselben vorzüglich von England und Holland vertheidigt wurden, also nicht so viele österreichische Truppen dorthin aus weiter Ferne gesandt werden durften. Der Marsch jedes Regiments aus Ungarn oder Böhmen nach den Niederlanden soll, den gewöhnlichen Sold ungerechnet, 570 Tausend Gulden, und der Transport jeder ein-

daß, durch den bewiesenen Wankelmuth seiner Politik, Joseph II in der Achtung der europäischen Mächte herabsank, daß er Zeit und Kräfte verlor, die er zur innern Verbesserung seiner Staaten, zum Wohl seiner Unterthanen so viel würdiger verwandt hätte, wäre der edelmüthige Monarch nicht von einem eitlen Minister verleitet worden, den Zwecken kleinlicher Politik durch kleinliche Mittel nachzustreben.

Das Betragen Frankreichs bey dieser Gelegenheit ist von Manchem getadelt worden, aber gewiß mit Unrecht. Wenn Joseph II und Kaunitz sich nicht schämten, Ansprüche, die sie für unumstößlich, und Rechte, die sie für höchst wichtig ausgegeben hatten, zu verkaufen; so konnte Ludwig XVI wol zu dem Geldaufwande beitragen, den Holland deshalb machen mußte, und dadurch diesen Staat, dessen Allianz ihm höchst wichtig war, desto fester an sich schließen. Er ersparte dadurch einen, auch bey glücklichstem Erfolg des Krieges unvermeidlichen,

einzelnen Kanone 542 Gulden gekostet haben. Die sämmtlichen Kosten des Marsches der Truppen und Transports der Artillerie wurden auf fünf Millionen Gulden geschätzt.

lichen, bedeutend größern Aufwand, und, was mehr ist, er ersparte das Blut und großes Elend seiner Unterthanen. Daß er dieses dem Schimmer der Ehre vorzog, die er in einem glänzenden Feldzuge vielleicht erringen konnte, war die Handlung eines edlen und weisen Monarchen, und Ludwig XVI verdient diesen Beinamen um so mehr, da er im 30sten Lebensjahr dieser Selbstüberwindung fähig war. Er erhöhte durch diesen Edelmuth die Achtung, welche er Europa bereits eingeflößt hatte, und zunächst verband er Holland mit seinem Staat auf eine Art, die damals eine lange Dauer versprach; eine Hofnung, die nur durch nachher eingetretene andere Begebenheiten und Fehler des französischen Ministeriums unerfüllt geblieben ist.

Noch ehe die Präliminarien abgeschlossen wurden, waren zwey holländische Deputirte, der Graf Wassenaar und Baron van Lynden, nach Wien abgesandt, um dem Kaiser sowohl mündlich, als durch ein überreichtes Schreiben der Generalstaaten, zu versichern: „daß bey den Maaßregeln, welche Ihre „Hochmögenden, zu Behauptung unläugbarer Rech„te, zu nehmen sich genöthigt gesehen, durchaus „nicht ihre Absicht gewesen sey, Se. Majestät zu „beleidigen, mit welcher sie vielmehr das gute Ver„neh-

„nehmen baldmöglichst herzustellen und unwandelbar „zu befestigen sehnlichst wünschten.“ Fürst Kaunitz sorgte wachsam, daß diesen Deputirten durchaus keine gesandtschaftlichen Rechte und Ehren bewilliget, jeder Schein einer Unterhandlung mit ihnen vermieden, und ihrer Ankunft durchaus kein anderer Beweggrund gegeben wurde, als diese genugthuende Erklärung, die er gern Abbitte genannt hätte, zu thun. Der Kaiser selbst, über diesen kleinlichen Geist erhaben, empfing die Holländer bey der Audienz mit der ihm natürlichen Offenheit und Freundlichkeit; er unterbrach ihre Rede und kam ihren friedlichen Aeußerungen mit den seinigen zuvor. So war der Ehrenpunkt abgemacht, und da die Präliminar-Artikel an beiden Seiten genehmigt waren, wurde bald nachher die ganze Irrung durch einen Definitiv-Traktat 35) völlig beigelegt. Die Punkte desselben sind: 1735 den 24 Jul. d. 8ten Nov.

1) Der Münstersche Friede vom 30sten Januar 1648 wird bestätigt, mit der Bestimmung, daß ein kleiner Theil des Schelde-Stroms, von Antwerpen bis Saftingen, der bisher streitig war, dem Kaiser zugestanden wird, der

35) S. denselben in v. Martens Recueil T. II. p. 602.

übrige Theil aber, bis zum Ausfluß in das Meer, verbleibt der Republik.

2) Mit den eigenen Worten des Münsterschen Traktats wird das Recht der Republik anerkannt, diesen Theil des Stroms, der unter ihrer Hoheit ist, so wie die Kanäle von Sas, Swyn und andere, ferner wie bisher verschlossen zu halten [35]).

3) Die Gränzen zwischen beiden Staaten sollten so bleiben, wie es in der Convention von 1664 ausgemacht worden, und wo es nöthig, sollten sie hiernach regulirt werden.

4) Die Republik verspricht, die Forts Lillo und Lieskenshoek mit den Vestungswerken in dem Stande, worin sie sind, die Forts Friedrich Heinrich und Kruitsschanz aber geschleift dem Kaiser abzutreten.

5)

36) Dies war der Hauptpunkt, um den gestritten worden. Zwar war anfangs auch die Freiheit der Niederländer, aus den flandrischen Häfen nach beiden Indien zu fahren, von Oesterreich in Anspruch genommen, da aber dieses Punkts in den fernern Unterhandlungen nicht weiter erwähnt worden, so bewog Graf Vergennes die holländischen Bevollmächtigten, nicht darauf zu bestehen, daß der Kaiser auch diesen Ansprüchen förmlich entsage, sondern sich mit der stillschweigenden Aufgebung derselben zu begnügen.

5) Der Kaiser entsagt allen und jeden Ansprüchen, die er auf die Stadt und Vestung Mastricht, so wie auf andre Distrikte, gemacht hat.

6) Die Republik zahlt dagegen neun und eine halbe Million holländischer Gulden, und außerdem noch, zur Entschädigung der Unterthanen, welche durch Ueberschwemmung gelitten, eine halbe Million. Diese Zahlung von zusammen zehn Millionen Gulden wird in sechsmonatlichen Terminen berichtigt, und drey Monate nach Ratifikation dieses Traktats soll damit angefangen werden.

Der französische Hof trug zu dieser Zahlung in dem Verhältnisse bey, wie er es versprochen hatte, und er fuhr damit fort, bis einige Jahre später ganz veränderte Verhältnisse eintraten.

Der schon so lange unterhandelte Allianz-Traktat zwischen Frankreich und den vereinigten Niederlanden folgte unmittelbar auf den Frieden mit dem Kaiser. Graf Vergennes und die holländischen Minister von Berkenrode und Brantsen schlossen diesen Traktat ab [37]). Beide Mächte versprachen sich ge- den 10 Nov.

37) S. denselben in v. Martens Recueil T. II. p. 612.

genseitigen Beistand in allen Kriegen zu Lande und zur See; sie wollten in solchem Falle einen Frieden nie ohne gemeinsames Einverständniß eingehen. Im Fall ein Seekrieg zwischen andern Mächten ausbräche, an welchem Frankreich und Holland nicht Theil nähmen, wollten sie gemeinsam die Freiheit der Meere, und den Grundsatz, daß neutrales Schiff auch die Ladung neutralisire, behaupten. Der Münstersche Friede von 1648, und der jezt abgeschlossene Traktat mit Oesterreich, wurden ausdrücklich unter der Garantie begriffen, welche Frankreich der Republik in Absicht aller ihrer jetzigen Besitzungen und Gerechtsame zusicherte. Der englische Gesandte, Ritter Harris, bezeugte den Generalstaaten die Theilnahme seines Hofes an der glücklichen Beilegung der Irrungen mit dem Kaiser, warnte aber zugleich vor neuen Verbindungen, welche der Erneuerung der zwischen England und der Republik ehemals bestandenen unübersteigliche Hindernisse in den Weg legen, und leztere von einer unabhängigen Neutralität entfernen möchten. Diese Warnungen kamen aber zu spät, und konnten die Ratifikation des mit Frankreich abgeschlossenen Allianz-Traktats nicht mehr aufhalten.

Vierzehntes Kapitel.

Innere Unruhen in Holland. Theilnahme Königs Friedrich II an denselben.

Die feste Beharrlichkeit, mit welcher die holländische Regierung wichtige Gerechtsame vertheidigt, die weise Mäßigung, welche sie in dieser Vertheidigung bewiesen hatte, verdienen um so größeres Lob, da zu eben der Zeit, wie Holland mit dem Angriff eines mächtigen Feindes bedrohet war, sein Inneres durch Partheigeist zerrissen wurde. Der Keim der Unruhen lag schon in der Natur der Verfassung vom Ursprung der Republik her. Wie die Niederländer wider König Philipp II von Spanien, weil er ihre bürgerlichen und Gewissens-Rechte verletzte, und sie despotisch unterdrücken ließ, aufstanden, war ihre Absicht nicht, ihm und seinen Nachkommen für immer den Gehorsam aufzukündigen; nur später und allmählig kam es bis zu diesem Schritt. Noch geraume Zeit blieben die königlichen Statthalter der verschiedenen Provinzen, und übten die Rechte der

höchsten Gewalt im Namen des Königs aus; doch nicht überall vermochten sie dieses, und einen Theil solcher Rechte maaßten die Stände sich an. Nicht in einer Provinz verfuhr man hierin wie in der andern; einige näherten sich wieder dem spanischen Könige und unterwarfen sich ihm. Andere entfernten sich immer mehr, schlossen sich fester an einander an
1579 und rissen endlich sich ganz von Spanien los. In jeder dieser Provinzen bildete sich nun eine Conföderation von vielen einzelnen gemeinen Wesen, die, von einander unabhängig, von Magistraten regiert wurden, welche entweder von den Bürgern gewählt waren, oder sich selbst ergänzten. Auch der Adel, als Repräsentant aller freien Leute, die auf dem platten Lande wohnten, trat bey und machte mit den Städten vereint die Staaten aus, welche in jeder Provinz die Rechte der höchsten Gewalt sich beilegten. Auf diese Weise entstanden sieben von einander unabhängige Republiken, die zu gemeinsamer Vertheidigung sich verbanden, und Angelegenheiten, die ihnen allen gemein waren, von ihnen gewählten Deputirten anvertrauten. Der Verein von diesen Deputirten erhielt den Namen der Generalstaaten. Aber welche Souverainetäts-Rechte diesen letztern beigelegt, welche den Provinzial-Staaten, welche endlich den Magistraten der einzelnen Städte vorbehalten

seyn

ſeyn ſollten, war nicht genau, war nicht zu allen Zeiten gleich beſtimmt. Auch in den Generalſtaaten waren die Rechte der einzelnen Provinzen in der Ausübung nicht gleich. Die Provinz Holland, weil ſie bey weitem am meiſten zu den gemeinen Laſten [1]) beitrug, forderte auch für ihre Stimme ein größeres Gewicht. Die Stadt Amſterdam machte aus gleichem Grunde dieſelbe Forderung in den Provinzialſtaaten von Holland; beide behaupteten auch wirklich ein ſolches Uebergewicht, wenn gleich nicht als anerkanntes Recht [2]), und nicht ohne Eiferſucht der andern Provinzen. Dieſe gegenſeitige Eiferſucht veranlaßte beſtändige Reibung; die Verfaſſung war ſchwankend und nicht genug beſtimmt. Nur Eine Sache fühlte man von Anfang an, daß nämlich gewiſſe Geſchäfte, die Leitung des Kriegs, die Verhandlungen

1) Der Beitrag der Provinz Holland war nach den meiſten Angaben 59 zu 100 Gulden.

2) Der erſte Staatsdiener der Provinz Holland, Großpenſionair, war beſtändiger Deputirter in den Generalſtaaten, auch Mitglied aller Kommiſſionen derſelben, durch welche die Geſchäfte vorzüglich betrieben wurden. Die Deputirten der andern Provinzen wechſelten dagegen öfter. Durch dieſe Einrichtung hatte der Großpenſionair natürlich den größten Einfluß, und wurde als der erſte Miniſter der Republik betrachtet.

mit Auswärtigen durchaus Einheit, Schnelligkeit und Geheimniß erforderten, also nicht von vielen oft wechselnden Deputirten verwaltet werden könnten, sondern nothwendig Einem übertragen werden müßten. Dieser Eine wurde der Prinz Wilhelm von Naſſau-Oranien. Durch seine Abſtammung aus einem alten deutſchen Fürſtenhauſe, ſeine großen Beſitzungen und das Vertrauen, deſſen er ſchon unter der ſpaniſchen Herrſchaft genoſſen hatte, zeichnete er ſich vor allen Edlen des Landes aus [3]); noch mehr durch die Vorzüge ſeines Geiſtes und ſeinen Charakter. Er vorzüglich hatte vom Anfang an den Aufſtand gegen Spanien geleitet, und nachdem, bald nach deſſen Anfang, ſeine Gehülfen und Nebenbuhler, die Grafen Egmont und Horn, gefallen waren, blieb Niemand mehr, der neben dem Oranier auf die Stelle des

3) Wilhelm I Graf von Naſſau, geb. 1533, vereinte durch Erbſchaft die Beſitzungen der erlauchten Häuſer Chalon und Oranien, und fügte den Namen des letztern dem ſeinigen bey. Er genoß großes Vertrauen bey Kaiſer Karl V, der ihn ſeinem Nachfolger, König Philipp II, als den zuverläßigſten Rathgeber, auf den er ſich verlaſſen könne, empfahl. Dieſer liebte zwar Wilhelm nicht, deſſen Charakter mit dem ſeinigen zu wenig ſtimmte, aber er bewies ihm, als dem Manne des Volks, äußere Achtung, und vertraute ihm die Statthalter-Würde mehrerer Provinzen.

des Oberhaupts der neuen Republik Anspruch machen konnte. Er erhielt sie mit großer Gewalt, und vielleicht hätte er auch noch den Namen eines Königs erhalten, wäre nicht seine Laufbahn durch Meuchelmord geendet. Unter dem für einen unabhängigen 1584
Freistaat nicht wohl passenden Namen eines Statthalters, der aus der spanischen Zeit beibehalten wurde, ging seine Würde auf seine Nachkommen über, welche fast Alle durch große Talente des Feldherrn und des Staatsmanns, und durch großen Charakter sich auszeichneten. Doch waren die Rechte der Statthalter nicht genau, nicht in einer Provinz wie in der andern bestimmt; die langen Kriege gaben dem Statthalter immer größern und bedeutendern Einfluß. Bey den Streitfragen, die zwischen den einzelnen Provinzen oder zwischen den Corporationen einer und derselben Provinz vorkamen, war der Statthalter Schiedsrichter. In den verwickelten Verhältnissen mit auswärtigen Staaten erschien er als souveraines Oberhaupt der Republik. Auch die Vermählungen mit den ersten europäischen Regentenhäusern gaben dem Hause Oranien vermehrtes Ansehen. Der äußere Glanz desselben verdunkelte den der wirklichen Souverains. Die Anhänger republikanischer Freiheit sahen dies Alles mit Eifersucht; sie wollten feste Schranken der Rechte des Statthalters

bestimmen. Dieser arbeitete eben so eifrig, seine Rechte zu erweitern. So entstanden zwey Partheien, die republikanische und die oranische, deren bald die eine, bald die andere das Uebergewicht hatte, deren jede ihre Forderungen zu weit trieb, ihre Gewalt oft misbrauchte. Lange Zeiträume hindurch war die Statthalter-Würde ganz abgeschafft, doch immer führte Noth von Außen zu derselben zurück, und bey jeder Rückkehr erhielt ihre Gewalt noch größern Umfang. Endlich wurde diese Würde, verbunden mit der des General-Kapitains und General-Admirals, dem Prinzen Wilhelm IV von Nassau-Oranien erblich für männliche und weibliche Nachkommen über-
1747 tragen. Während der Minderjährigkeit seines Sohns, Prinz Wilhelm V 4), und nachher von diesem selbst, wurden viele Versuche gemacht, den Einfluß des Statthalters zu vermehren. Die Anhänger der republikanischen Freiheit, von jezt an Patrioten genannt, arbeiteten eifrig entgegen. Der mit Eng-
1780 land ausgebrochene Krieg fachte das innere Feuer noch mehr an; man beschuldigte den Statthalter einer

4) Wilhelm V war geboren 1748, und ist, nachdem er durch den französischen Revolutionskrieg die Statthalter-Würde und seine Besitzungen in Holland verloren, 1806 in Braunschweig gestorben.

ner Partheilichkeit für England, mit deſſen König er nahe verwandt war *). Nicht nur machte man ihm den Vorwurf, daß er die Seemacht ganz verfallen laſſen, ſondern er mußte ſogar gegen die harte Anklage ſich rechtfertigen, daß er das Mislingen kriegeriſcher Unternehmungen durch Verzögerung oder ertheilte geheime Inſtruktionen abſichtlich befördert habe. Bey dem mit Oeſterreich drohenden Kriege wurde der ſchlechte Zuſtand der Veſtungen und Landmacht kund; auch da konnte der Statthalter dem Vorwurf nicht entgehen, für dieſen wichtigen Gegenſtand nicht die ihm obliegende Fürſorge bewieſen zu haben. Er verlor immer mehr Achtung und Vertrauen; am meiſten aber kam er ins Gedränge, als die Allianz mit Frankreich betrieben wurde. Man glaubte allgemein, daß er derſelben entgegen ſey und, ſo viel er vermöge, ſie zu hindern ſuche. Die republikaniſche Parthey wurde dagegen durch eben dieſe Allianz, welche ſie vorzüglich betrieb, um ſo kühner, dem Einfluß des Statthalters immer engere Schranken zu ſetzen. Sie hoffte durch Unterſtützung des franzöſiſchen Hofes dieſe Würde endlich ganz abzuſchaffen. Der Statthalter wandte ſich dagegen an den großen Oheim

*) Seine Mutter war Anna, Tochter König Georgs II.

Oheim seiner Gemahlin [6]), König Friedrich II, und hofte durch dessen Ansehn, und, falls es nöthig, durch seinen kräftigen Beistand, in seinen behaupteten Rechten geschüzt zu werden. Der Prinz und die Prinzessin schrieben dringende Briefe, und stellten die Beeinträchtigungen unstreitiger Rechte, die Beschimpfungen, welche sie dulden müßten, im stärksten Lichte dar. Der preußische Gesandte von Thulemeyer im Haag, dem Hause Oranien ganz ergeben, unterstüzte diese Klagen, und machte bemerklich, daß bey der großen Verehrung, welche man für den König habe, seine nachdrückliche Verwendung gewiß von größter Wirkung seyn, auch, was besonders wichtig sey, den französischen Hof abhalten werde, der patriotischen Parthey seinen Schuz zu bewilligen. Vorzüglich aber wandte der Minister von Herzberg Alles an, um seinen König lebhaft für diese Angelegenheit zu interessiren. Er war der Prinzessin von Oranien, Schwester des preußischen Thronfolgers, persönlich ergeben, und so sehr er freie Verfassungen liebte und jeder Untergrabung derselben abgeneigt war, schien ihm doch die patriotische Parthey zu weit zu gehen, und

6) Friederike Sophie Wilhelmine, Tochter des Prinzen August Wilhelms von Preußen, Altesten Bruders Königs Friedrich II; sie war 1751 geboren, und 1767 mit dem Prinzen von Oranien vermählt.

und undankbar ganz zu vergessen, welche Verdienste um die Gründung der Freiheit des Vaterlandes das Haus Oranien erworben habe. Er betrachtete die Gerechtsame des Statthalters als einen wesentlichen Bestandtheil der holländischen Verfassung; die Aufrechthaltung derselben schien ihm gerecht und des Königs würdig; er hielt es sogar für einen Ehrenpunkt, nicht zu dulden, daß der an eine preußische Prinzessin vermählte Prinz öffentlich vor den Augen von Europa herabgewürdigt und seiner Rechte beraubt werde. Der König selbst, glaubte er, sey hiedurch beleidigt; in dieser Ueberzeugung rieth er, der König möge die holländischen Staaten ernstlich in ihre Schranken zurückweisen und zu erkennen geben, daß, wenn man nicht aufhöre, des Statthalters constitutionelle Gerechtsame zu kränken, er sich genöthiget sehen werde, ihn in deren Behauptung zu schützen. Diesen Vorsatz sollte, nach Herzbergs Meinung, der König auch im Vertrauen an Frankreich eröffnen und dasselbe auffordern, seinen Einfluß zu gleichem Zweck anzuwenden. Um den Ernst dieser Erklärungen zu zeigen, wünschte Herzberg, daß zugleich mit denselben einige Truppen im Cleviſchen, an der Gränze von Holland, zusammengezogen würden. Dieser Minister hielt sich fest überzeugt, daß solches Verfahren die Ruhe in Holland ohnfehlbar herstellen, die Beistimmung von

Eu-

Europa erhalten, und dem König neuen Ruhm erwerben werde. Herzberg wünschte immer in allen Angelegenheiten seinen großen König als den Vertheidiger des gekränkten Rechts auftreten zu sehn.

Aber eine andere Ansicht hatte Friedrich. Zuvörderst schien die so gerühmte Gerechtigkeit der Sache des Prinzen von Oranien ihm nicht so entschieden, wie seinem Minister. Er glaubte, daß dieser Prinz, von dessen Fähigkeiten er nicht die vortheilhafteste Meinung hatte, nicht immer von guten Rathgebern geleitet sey, und daß durch sein oder seiner Anhänger Benehmen nicht selten zu den Eingriffen und Kränkungen Anlaß gegeben werde, über welche man klage. Dann glaubte er auch, der zufällige Umstand, daß seine Nichte an den Prinzen von Oranien vermählt sey, könne ihm nicht das Recht geben, dessen Sache zu der seinigen zu machen, sich in die Angelegenheiten eines fremden unabhängigen Staats zu mischen, und bey Streitfragen, welche über dessen innere Verfassung vorkämen, sich selbst ein entscheidendes Urtheil beizulegen. Friedrich hatte ein sehr richtiges Gefühl von dem, was Staaten einander schuldig sind. So wenig er je einer fremden Macht erlaubte, sich in die Angelegenheiten seines Hauses oder seiner Lande zu mischen, so gewiß er jedes ihm deshalb eröffnete Urtheil

theil, jeden ihm ertheilten fremden Rath abgewiesen haben würde; so streng hielt er sich selbst zu gleichem Benehmen gegen andere Staaten verpflichtet. Er erlaubte sich nie eine Einmischung in deren innere Angelegenheiten, wenn anders ihn nicht besondere Verhältnisse dazu aufforderten. Diesen großen Grundsatz des Völkerrechts hat der König während seiner ganzen Regierung befolgt 7), und in der Periode, von der wir hier reden, hielt er desto fester an demselben, je mehr es ihm angelegen war, Alles zu vermeiden, was auch nur auf das Entfernteste den Ruhestand seines Staats stören konnte.

Gern hätte er gemeinschaftlich mit Frankreich, dessen Allianz mit Holland er gern sahe, weil er sie dem allgemeinen Interesse angemessen hielt, sich vereint, um die unangenehmen Händel beizulegen, nach bil-

7) Man wird dieser Behauptung nicht den Antheil entgegensetzen wollen, den Friedrich sehr oft an den Angelegenheiten deutscher Staaten genommen hat. Gegen diese befand er sich nicht im Verhältniß des reinen Völkerrechts, und man wird auch hier kein Beispiel einer Einmischung des Königs anführen können, wo er nicht zu derselben als Reichs- oder Kreisstand, oder Kreisdirektor, oder auch durch ausdrückliche Verträge, oder reichsgerichtliche Aufträge berechtiget und sogar verpflichtet gewesen wäre.

billigen Grundsätzen die Rechte des Statthalters gegen Eingriffe zu sichern und der holländischen Verfassung die Bestimmtheit und Festigkeit zu geben, die ihr immer gefehlt hatten. Unstreitig wäre dieses für Holland das Beste gewesen, und auch der französische Hof hätte nach richtiger Staatsklugheit eilen sollen, dieses Werk noch, vereint mit Friedrich, zu Stande zu bringen, da nach dessen Tode, den man nicht mehr als entfernt betrachten konnte, bey dem Nachfolger andere Gesinnungen vorauszusehen waren. Aber Vergennes hatte sich zu sehr von der patriotischen Parthey einnehmen lassen; er glaubte den Prinzen von Oranien und seine Anhänger dem englischen Interesse ganz ergeben, und nur in dessen gänzlicher Entfernung und in der Aufhebung der Statthalter-Würde sah er das Mittel, dem neuen Bunde mit Holland eine feste Dauer zu geben. Auch die Besorgniß, durch irgend eine Verbindung mit Preußen dem Wiener Hofe und der Königin zu misfallen, mochte mitwirken, und so wurden alle Anträge Friedrichs abgelehnt. Seine alleinige Vermittlung wollte der König nicht anbieten, da er voraussahe, man werde sie nicht annehmen, weil man wegen seiner verwandtschaftlichen Verhältnisse mit dem oranischen Hause ihm die Unpartheilichkeit nicht zutraute, die er doch, allem Vermuthen nach, wirklich bewiesen haben würde. Mit

ernst-

ernſtlichen Maaßregeln aber zu drohen, ohne zu deren Ausführung entſchloſſen zu ſeyn, war durchaus wider ſeine Grundſätze. Keine noch ſo dringenden Geſuche des Prinzen von Oranien und ſeiner Gemahlin, keine Vorſtellungen Herzbergs und Thulemeyers konnten ihn alſo bewegen, einen weitern Antheil an den Irrungen Hollands zu nehmen, als daß er, theils an die Generalſtaaten, theils an die Staaten von Holland, welche dem Statthalter beſonders entgegen waren, Schreiben erließ, worin er ſeinen Wunſch bezeugte, die Irrungen gütlich beigelegt und die dem Prinzen von Oranien nach der Verfaſſung gebührenden Rechte nicht gekränkt zu ſehen. 1784 1785 Ausdrücklich aber befahl er jedesmal, in dieſen Schreiben nur eine Sprache zu führen, wie ſie einem theilnehmenden Nachbar zukomme; immer nur wohlgemeinte Wünſche, nie aber Rathſchläge auszudrücken, welche den Schein von Vorſchriften haben könnten. Ehe der König ſolche Schreiben unterzeichnete, prüfte er ſie genau, und wenn dem Miniſter Herzberg, der ſie gewöhnlich entwarf, irgend ein Ausdruck entſchlüpft war, der die vorgeſchriebenen Schranken etwas zu überſchreiten ſchien, mußte er abgeändert werden. Dieſe Schreiben wirkten in Holland nicht das, was die oraniſche Parthey wünſchte; ſo ſorgſam auch jedes Wort in denſelben abgemeſſen war, fanden die Re-

publikaner dennoch die Einmischung unziemlich und beleidigend. Einige der Eifrigsten wollten dieses dem Könige auf empfindliche Art zu erkennen geben, Andere wollten, daß gar keine Antwort ertheilt werden solle. Doch die Verständigern bewiesen auch hier weise Mäßigung, und ihre Meinung behielt zulezt die Oberhand. Im Tone der hohen Achtung, welche man diesem Könige überall immer gern bezeugte, dankten die Staaten für die freundschaftliche Theilnahme, welche der König den Angelegenheiten der Republik bewilligen wolle, versicherten aber zugleich, daß den constitutionsmäßigen Gerechtsamen des Statthalters kein Eintrag geschehe, und Sr. Majestät deshalb ganz falsche Berichte zugekommen wären, auch zur Beurtheilung der entstandenen Streitigkeiten eine gründliche Kenntniß der holländischen Verfassung erfordert werde, welche, wie aus dem Schreiben hervorgehe, der König nicht habe.

Friedrich war weit entfernt, diese ihm vorgeworfene Unwissenheit übel zu nehmen. „Die Leute," sagte er lächelnd, „haben nicht Unrecht, ich habe ja „ihr Staatsrecht nie studiert." Wirklich waren auch die Gegenstände des Streits an sich zu geringfügig, als daß der König sich sehr lebhaft für dieselben hätte interessiren sollen. Er befahl immer mehr größte Mä-

Mäßigung in den schriftlichen und mündlichen Vorstellungen, welche leztere er durch seinen Gesandten den Männern von bedeutendstem Einfluß in der Absicht thun ließ, um sie zu überzeugen, wie nüzlich in früherer Zeit das Ansehen des Statthalters dem gemeinen Wesen sich bewiesen habe, und wie sehr das allgemeine Wohl auch noch jezt anrathe, jenes Ansehn aufrecht zu erhalten. Zugleich rieth er, in vertrauten Briefen, dem Prinzen von Oranien, sich in seine Lage zu schicken, und Nachgiebigkeit zu beweisen. Er ermunterte ihn, über kleine und oft nur zweifelhafte Verletzungen seiner Rechte sich wegzusezen, sie edelmüthig nicht zu bemerken, dagegen jedes Mittel anzuwenden, um Achtung und Vertrauen der Nation zu erwerben. „Mit diesen," sagte der König, „werden „Sie, gleich Ihren großen Vorfahren, von denen „abzustammen auch ich mir zur Ehre rechne 9), Ansehen und Einfluß in alle Geschäfte genug haben." Auch die Prinzessin, seine Nichte, forderte er auf, Alles anzuwenden, um den Gemahl abzuhalten, leidenschaftlichen Rathgebern zu folgen. „Nicht besser," sagte er, „könne sie ihm zu Hülfe kommen, als wenn

9) Des großen Churfürsten Friedrich Wilhelms erste Gemahlin Luise, von der der König abstammte, war des Prinzen Heinrich Friedrich von Oranien Tochter.

„sie durch gefälliges und einnehmendes Betragen ihm „die Herzen gewönne. Nur diese Eroberungen," sezte er hinzu, „schicken sich für eine geistvolle und „liebenswürdige Dame."

Leider konnten diese weisen Rathschläge nicht hindern, daß die Erbitterung beider Theile immer weiter ging. Im lezten Lebensjahre Friedrichs war sie so weit gekommen, daß ein friedlicher Ausgang kaum mehr möglich schien. Der Verfolg unsrer Geschichte wird uns noch einmal auf diese holländischen Streitigkeiten zurückführen. Hatte der große König auch nicht das Vergnügen, sie beigelegt zu sehen; so blieb ihm doch die Beruhigung, durch angemaaßte Einmischung sie nicht vergrößert zu haben. Möchte das Beispiel von Mäßigung und Achtung der Rechte unabhängiger Staaten, das Friedrich auch in dieser Sache gegeben, nie vergessen werden! Dies ist der Wunsch des Weltbürgers, und dem preußischen Patrioten ist es erlaubt, noch den zweiten beizufügen, o! hätte Friedrich auch diese seine Tugend auf seinen Nachfolger vererben können!

1786

Funf-

Funfzehntes Kapitel.

Blick auf die innere Regierung Kaiser Josephs II. Duldungs-System dieses Monarchen. Seine kirchlichen Reformen. Aus denselben entstandene Irrungen mit Papst Pius VI.

Bey allem regen Streben nach Vergrößerung von Außen war das Bemühen Kaiser Josephs II doch noch mehr auf Verstärkung seines Staats durch Erhöhung und vollkommnere Benutzung der innern Kräfte desselben gerichtet. Unstreitig besaß er große Talente für die innere Regierung. Ein gesunder Verstand war bey ihm verbunden mit einer sehr lebhaften Wißbegierde, mit ausgebreiteten, selbst erworbenen Kenntnissen über menschliche Verhältnisse aller Art, mit einer ganz unermüdlichen Thätigkeit, und einem feurigen Eifer, seine Entwürfe durchzusetzen. Daneben hatte er ein lebendiges Gefühl für Gerechtigkeit und den Wunsch, seine Unterthanen dadurch glücklich zu machen, daß er ihnen eine un-

beschränkte Freiheit, ihre Kräfte zu äußern, sicherte. Vor allem schonend und vorzüglich ehrend die erwerbenden und arbeitenden Klassen wollte er auch in dem Geringsten den Staatsbürger geachtet wissen. Aufmerksam sorgte er, daß die höhern und durch äußere Verhältnisse begünstigten Stände nicht die niedern durch Misbrauch von Vorrechten drückten, welche er wenig achtete, auch wenn sie durch langen Besitz geheiligt waren. Einfach in seinen Sitten, liebte er nicht Pracht noch äußern Aufwand. Emsig bemüht, die Quellen der öffentlichen Einkünfte zu mehren, hielt er es eine seiner wichtigsten Pflichten, für sparsame Verwendung des Staats-Vermögens zu sorgen. Lebhaft wünschte er, die Last der Abgaben dadurch zu erleichtern, daß er sie vereinfachte und unter alle Klassen der Unterthanen möglichst gleich vertheilte. Er hatte keinen Liebling, aber er achtete und hörte gern Männer von Verdienst und Talent. Diese zog er hervor, wo er sie auch fand. Keine Meinung galt bey ihm deshalb, weil sie schon lange Zeit gegolten hatte, aber jede neue Ansicht, die ihm Wahrheit schien, war ihm willkommen. Mit solchen Grundsätzen und solchen Gesinnungen konnte Joseph viel Gutes wirken. Er hat es gewirkt, und den Grund zu wichtigen Verbesserungen gelegt; doch ist ihm auch Manches mislungen.

Die

Die Gründe hiervon liegen theils in äußern seinen Unternehmungen entgegenstrebenden Umständen, theils auch in dem Eigenthümlichen seines Charakters. Aber bey allem, was getadelt werden kann, bleibt Joseph II immer einer der edelsten Wohlthäter der Menschheit, die je auf einem Thron gesessen haben. Das Andenken dieses Monarchen, gleich belehrend in seinen Tugenden und in seinen Fehlern, verdient bey der Nachwelt erhalten zu werden. Gern würden wir durch eine umständliche Entwickelung seiner innern Regierung unserm Werke eine vorzügliche Zierde geben, wenn uns nicht vollständige, hinlänglich beglaubte Nachrichten abgingen. Nur der mit allen Verhältnissen vertraute einländische Zeitgenosse, welcher den Begebenheiten nahe genug gestanden, um ihren Zusammenhang und ihre Folgen ganz zu beurtheilen, kann, wenn er zugleich über jede Partheilichkeit sich erhoben hat, eine solche Geschichte würdig und lehrreich darstellen. Möge unsre Erinnerung den Fähigen ermuntern! Wir beschränken uns auf einige allgemeine Bemerkungen und einigen Bericht von denjenigen Ereignissen, welche aus guten Quellen näher zu erkunden uns vergönnt gewesen ist.

Josephs II natürlicher Wahrheits-Sinn und Rechtsgefühl waren durch guten Unterricht gestärkt worden. Er war im Völker- und allgemeinen Staatsrecht wohl belehrt, hatte richtige Begriffe von den Rechten der Völker und den Pflichten der Regenten erhalten [1]). Durch Lesen guter Bücher hatte er seine Begriffe noch mehr ausgebildet. Das Aufsehen, welches die französischen Physiokraten gerade zu der Zeit seiner Bildung machten, zog seine Aufmerksamkeit an. Unstreitig haben die Schriften derselben großen Einfluß auf seine politischen Grundsätze gehabt [2]). Aber noch mehr als durch Unter-

1) Vermuthlich ist der durch seine Schriften und seine Geschäftsführung rühmlichst bekannte Freiherr von Martini, zuerst Professor an der Wiener Universität, nachher kaiserl. Geheimer Rath, und Präsident mehrerer Behörden, Josephs Lehrer in diesem Fache gewesen. Daß dieser Mann der Lehrer der jüngern österreichischen Prinzen im Staatsrecht gewesen sey, habe ich von dem jüngsten derselben, dem Churfürst Maximilian von Cöln, selbst vernommen, der sich Martini's und seines Unterrichts mit großer Achtung erinnerte.

2) Weil viele bedeutende Glieder der ersten französischen Nationalversammlung aus derselben Schule ausgegangen waren, so ist dadurch die auffallende Uebereinstimmung mancher Einrichtungen Kaiser Josephs II mit denen, die zu Anfang der Revolution in Frankreich versucht wurden, erklärlich.

terricht und Bücher hat Joseph durch früh angewöhnte Unterhaltung mit Menschen aus allen Ständen, und später durch Reisen in allen Provinzen seiner weiten Monarchie, und auch in fremden Landen, den Kreis seiner Ideen sehr erweitert. Das Beispiel Friedrichs, der einen kleinen Staat zu großer innerer Stärke und ungewöhnlichem Ansehn erhob, schwebte ihm vor und reizte zur Nachahmung. Doch war der Geist seiner Regierung ein anderer. Als Mitregent seiner Mutter lernte er den Gang der Geschäfts-Verwaltung kennen und wurde mit den Gebrechen derselben, über welche die Klagenden sich vorzüglich an ihn wandten, genau bekannt. Hieraus entstand bey ihm eine Begierde zu reformiren, und sein Geist schuf sich ein Ideal einer vollkommenen Verwaltung, auf Grundsätze der Gerechtigkeit gebaut. Alle Menschen sollten nach ihm der Vortheile des bürgerlichen Vereins gleich genießen, die Lasten desselben gleich tragen. Er wollte durchaus gleiches Recht für Alle, keine Schranken der Thätigkeit. Je einfacher, je vielumfassender die Grundsätze, um so mehr gefielen sie Joseph. Nach ihnen wurden neue Einrichtungen entworfen, und deren Ausführung wurde mit Eifer und großer Schnelle betrieben, ohne alle Rücksicht auf beschränkende Bestimmungen, welche die vielen

seiner Herrschaft unterworfenen Völker-Stämme, mannichfach verschieden an Bildung, Sitten, Sprache, Gewöhnung und Bedürfnissen, doch dringend forderten. In allen seinen Landen, von Belgien bis nach Siebenbürgen, wollte er nur Eine vollkommen gleichförmige Verfassung, nur Eine Gesetzgebung und Verwaltung. Alles sollte sich beugen vor allgemeinen Gesetzen. Aber in der Ausführung zeigten sich Schwierigkeiten, die nicht geahndet waren. Hier fanden sich Einige im Besitz wohl hergebrachter, vom Landesherrn zugesicherter Gerechtsame verletzt; dort wollten Andere aus den neuen Einrichtungen ungebührende Vortheile ziehen. Ueberall mischte sich Leidenschaft und Unverstand ein; auch das noch so gut Gemeinte hatte üble Folgen, und diese wurden härter gefühlt, als diejenigen, welche man lange gewohnt gewesen. Das wirklich Gute war der Menge nicht sichtbar, konnte auch zum Theil erst in ferner Zukunft erwartet werden. Der Monarch, welcher, wie ein edler Dichter von ihm sagt, mit dem beginnen wollte, womit Andere enden[3]), wurde

3) Wer hat geendet, wie Du begannst?
so sagte Klopstock in einer Ode an Joseph II. Ein anderer Dichter, der dem Monarchen näher stand, der Prinz von Ligne, sang von ihm:

Il entreprit beaucoup, et commençant toujours
Ne put rien achever — excepté ses beaux jours.

wurde zuweilen ungeduldig, wenn sein ausgestreueter Saame ihm zu langsam aufging. Sein großer Thätigkeits-Trieb machte, daß er Manches übereilte, daß er bey einer Unternehmung nicht zuvor alle Folgen überdachte, nicht auf Schwierigkeiten sich vorbereitete, deren Erscheinen dann überraschte. Da er Jedem zugänglich war, wurde er mit Klagen und Beschwerden über seine neuen Einrichtungen bestürmt. Er suchte dann durch Beschränkungen und veränderte Bestimmungen abzuhelfen. Aber auch diese fanden neue Hindernisse, machten wieder Unzufriedne. Dies erbitterte den Kaiser; er sah dann wol bösen Willen, auch wo er nicht war, that Einzelnen Unrecht, betrachtete jede Vorstellung und Klage als aufrühreriſchen Widerstand, wollte mit Gewalt seine Entwürfe durchsetzen, mußte aber doch zuweilen nachgeben. Endlich wurde er ermüdet. Die Widerspenstigen bemerkten dieses bald, und weigerten um so kühner den Gehorsam. So entstand ein Mittelzustand zwischen Altem und Neuem, der wegen seiner Unentschiedenheit auch die Besten verstimmte. Ein Umstand kam hinzu, der Josephs Unternehmungen sehr erschwerte. Die Nation im Ganzen war noch nicht reif für die Veränderungen, die bezielt wurden. Eine Reform, wie Joseph sie wollte, konnte nicht allein durch Gesetze und Verord-

ordnungen bewirkt werden. Eine Umformung der Neigungen, Sinnesart und Angewöhnungen der Nation hätte vorhergehen müssen, und solche Umformung ist nur die langsam reifende Frucht der Zeit und einer allmählig verbesserten Erziehung. Viele, auf deren Mitwirken doch gerechnet werden mußte, waren zu sehr durch Luxus verweichlicht, um zu ernsten Arbeiten und zum Nachdenken, wie es erforderlich war, sich schnell gewöhnen zu können. Es fehlte daher an Gehülfen, die in den ächten Sinn der Absichten des Monarchen einzugehen vermogten, und die für die Ausführung sich ernstlich interessirten. Manche höhere und untere Bedienten arbeiteten offen und mit Vorsatz, manche ingeheim entgegen, noch mehrere fehlten, weil sie nicht recht begriffen, was vorgeschrieben war. Dies erschwerte ungemein den Gang der neuen Einrichtungen, brachte Widersprüche hervor und schwächte die Achtung, deren eine Regierung nie entbehren kann 4).

So

4) Der Verf. wünscht sehr, hier nicht mißverstanden zu werden. Gewiß waren unter den österreichischen Geschäftsmännern aller Klassen viele höchst gebildete, rechtschaffene, liberal denkende Männer, welche das Gute, das ihr Regent bezielte, eifrig wollten und mit Einsicht es beförderten. Auch der arbeitsamen, thätigen Menschen gab es viele unter ihnen./ Aber nach dem Urtheil von Eingebornen, auf welches ich bauen kann, waren solche

So ging es mit Josephs Verbesserungen überhaupt, und besonders auch mit denen in kirchlichen Angelegenheiten. Diese betrieb der Monarch mit ganz besonderem Eifer. Die größere Thätigkeit, der vorzüglichere Fleiß in nützlichen Gewerben und der höhere Wohlstand, welche in protestantischen Ländern bemerkt wurden, schienen eine Folge der größern Denkfreiheit, der mindern Ueberladung mit Religionsübungen und mit dem Müssiggang geweihten Festen, so wie der kleinern Zahl und des geringern

---

solche Männer noch nicht in der Anzahl vorhanden, wie Reformen von einer so allgemeinen und durchgreifenden Art in einem so großen Staat sie nöthig machten. Niemand hat dies öfterer, Niemand hat es nachdrücklicher zu erkennen gegeben, als der Kaiser selbst. In einem Circularschreiben an die Chefs der höheren Behörden vom November 1783 beklagt dieser Monarch sich sehr bitter: „daß, nachdem er nun schon drey Jahre mit nicht geringer Mühe, „Sorgfalt und Langmuth gearbeitet, der Erfolg doch „so gering sey, weil die meisten Beamten seine Gesinnungen und Absichten nicht begriffen, und sich deren „Erreichung nicht wahrhaft angelegen seyn ließen, vielmehr die Geschäfte nur handwerksmäßig betrieben, „nur gerade so viel leisteten, um die Cassation zu vermeiden. Wenn dieses nicht besser werde, setzte Joseph hinzu, wolle er lieber nur die Lokal-Beamten „unter seiner unmittelbaren Leitung beibehalten, die „vielen höheren Beamten und Stellen aber ganz abschaffen, und die Millionen, welche sie kosteten, den „Untertanen an der Steuer erlassen."

gern Einflusses der Geistlichkeit zu seyn. Diese guten Folgen wurden vorzüglich dem Duldungsgeiste zugeschrieben, nach welchem in Holland, Preußen und andern protestantischen Landen die Bekenner der verschiedensten Glaubenslehren friedlich neben einander lebten, fleißige und wohlgesinnte Unterthanen waren. Joseph hielt daher Duldung für eins der zuverläßigsten Mittel, seinen Landen einen höhern
1781 Grad von Wohlstand zu geben. Das Toleranz-
den 22 Jun. Edikt war eine seiner ersten Verfügungen. Jeder sollte seine religiösen Ueberzeugungen öffentlich und frey bekennen dürfen, und wie dieses Bekenntniß auch sey, sollten deshalb seine bürgerlichen Rechte keinen Abbruch leiden. Wo eine gewisse Anzahl von Glaubensgenossen, die von der herrschenden Kirche abwichen, an einem Orte versammelt waren, sollte ihnen Privatgottesdienst, dessen Kosten sie aufbringen müßten, ohne alle Hinderung gestattet seyn. Diese Erklärung machte großen Eindruck sowohl im Lande, als außer demselben; doch die Folgen waren nicht ganz, wie sie erwartet worden. Es fanden sich derer, welche die Erlaubniß benutzen wollten, weit mehr, als man geglaubt hatte. In Oesterreich, Böhmen und Mähren hatte die protestantische Lehre im 16ten Jahrhundert sehr viele Anhänger gefunden. Die dem katholischen Glauben

damals eifrig ergebene Regierung hatte durch drückende Verfolgung bewirkt, daß Viele äußerlich zu dem herrschenden Glauben sich bekannten, aber heimlich pflanzten sie die protestantische Lehre auf ihre Nachkommen fort, und diese Lehre hatte sich noch bis jetzt im Verborgenen erhalten. Nun traten die heimlichen Bekenner in Menge hervor, und verlangten die Rechte, welche ihnen Josephs Gesetze zugestanden. Die katholische Geistlichkeit suchte möglichst zurückzuhalten. Sie stellte vor, daß viele dieser Abtrünnigen von dem Religions-Unterschiede wenig unterrichtet, nur durch Neuerungssucht und das Beispiel einiger hingerissen wären. Diese Vorstellungen bewirkten, daß vorgeschrieben wurde: „jeder bisher katholisch geglaubte Unterthan, welcher eine andere Ueberzeugung zu haben behaupte, „solle während eines vorgeschriebenen kurzen Termins sich melden, nach dessen Ablauf aber nicht „weiter gehört, sondern für immer als Katholik „behandelt werden; der während des Termins sich „angebende Akatholik aber solle zuvörderst von den „katholischen Geistlichen unterrichtet werden, und „erst, wenn er alsdann auf seinem abweichenden „Bekenntniß beharre, die Erlaubniß haben, sich an „eine andere Religions-Parthey anzuschließen.“ — Dieser den Geistlichen nachgelassene Unterricht be-

ſtand oft, beſonders da, wo die Obrigkeit mitwirkte, weniger in Belehrung, als in Drohung nachtheiliger Folgen, wol gar in Beſchimpfung und körperlicher Mishandlung. Viele wurden dadurch erſchüttert und vom Uebergang abgehalten. Die Proteſtanten führten bittere Klage, daß des Kaiſers Abſichten ſo ganz vereitelt würden; ſie bewirkten neue Verfügungen, welche minder oder mehr befolgt wurden, je nachdem die Obrigkeiten der alten Lehre eifrig anhingen, oder, gegen dieſe lau, den Neuerungen geneigt waren. Der große Haufen wurde verwirrt, manche irrten zwiſchen den verſchiedenen religiöſen Partheien unentſchloſſen umher, wollten ſich weder für die katholiſche Kirche, noch unbedingt für eines der geduldeten Bekenntniſſe erklären. Religion und Sittlichkeit verloren ihren Einfluß, die katholiſchen Geiſtlichen machten es bemerklich, klagten auch beſonders, daß der Abfall ſo vieler Gemeinds-Glieder eine bedeutende Verminderung der ihnen angewieſenen Einkünfte zur Folge habe. Dieſe Klage fand Gehör, und es wurde verordnet, auch die von der herrſchenden Kirche ſich Trennenden ſollten ferner dennoch die hergebrachten Gebühren an die katholiſchen Pfarrer, in deren Sprengel ſie wohnten, entrichten. Zugleich aber mußten eben dieſe auch für den Unterhalt ihrer

eige-

eigenen Prediger und Schullehrer, den Bau und die Erhaltung kirchlicher Gebäude und alle Kosten des Gottesdienstes sorgen. Dieser Aufwand wurde für Manche sehr drückend, und verminderte die Zahl derer, welche von der gestatteten Freiheit Gebrauch machen konnten. Auch wurde es oft schwierig, daß neu gebildete Gemeinden sich über anzunehmende Lehrer vereinten. Manche bereits angenommene wurden aus dem Grunde, ihre Lehre gefalle dem größern Theile der Gemeinde nicht, bald wieder entlassen. Eine so unsichere und unangenehme Lage schreckte tüchtige Männer ab, das Lehramt zu übernehmen. Eben so gab es mannichfache Irrungen über Liturgie, Einrichtung des Gottesdienstes, und Aufbringung der Kosten. Man fühlte immer mehr, daß es mit der zugestandenen Freiheit keinesweges genug sey, daß, wenn dieselbe nicht verderbliche Folgen haben solle, höhere Einsicht und Macht zutreten, und die Art der Benutzung dieser Freiheit bestimmen müsse. Ein vergleichender Rückblick auf die große Religions-Aenderung im 16ten Jahrhundert wird, was wir hier sagen, deutlich machen. Damals war die von gelehrten Forschern angeregte Reform, weil man ihr Bedürfniß und guten Grund allgemein fühlte, bald allgemeine Sache geworden. Es gingen mit den Unterthanen auch ihre Regenten

zur neuen Lehre über, und leztere übernahmen, zum Besten der neu sich bildenden Kirchen, die Ausübung ihrer Gesellschafts-Rechte und die Aufsicht, welche in der alten Kirche die Bischöfe gehabt hatten. Sie bestimmten, nach dem Rath einsichtsvoller Männer, Zucht und Ordnung, sie wiesen feste Einkünfte zu Bestreitung der Kosten des Gottesdienstes an, sicherten den Lehrern, bey Festsetzung ihrer Pflichten, anständiges Auskommen und gebührendes Ansehen. Sie hielten darauf, daß die gestattete Denkfreiheit nicht ins Wilde ausschweife, und sie sezten die Schranken fest, innerhalb welcher die Lehre bleiben müsse, deren Bekennern die Rechte kirchlicher Vereinigung gestattet werden sollte.

Alles dieses fehlte jezt in Oesterreich, und mußte nach den Umständen fehlen. Viele Unterthanen hatten sich hier plözlich von einer Lehre, der sie bisher zugethan waren oder schienen, losgesagt; der größere Theil der Mitunterthanen aber und der Regent selbst blieben eben dieser Lehre treu. Leztere konnte den sich trennenden Partheien nicht ihre innern Einrichtungen vorschreiben, nicht die Gränzen ihrer Abweichung von dem Lehrbegriff der herrschenden Kirche abstecken. Er würde, wenn er dieses versucht hätte, eben die Gewissens-Freiheit gekränkt

kränkt haben, die zu ertheilen seine Absicht war. In den Gemeinden selbst fehlte es an Männern, die zu solchen Bestimmungen das Ansehn gehabt hätten. Die Geistlichkeit der alten Kirche benuzte diesen Mangel an Leitung und die Unordnungen, welche Folge davon waren. Sie erregte Besorgniß, daß durch religiösen Zwiespalt gefährliche Unsittlichkeit befördert und die Ruhe des Staats gestört werden möchte. Man fühlte die Nothwendigkeit, wieder einzulenken, und Manches nachzugeben, was mit den angenommenen Grundsätzen im Widerspruch war. So hatte die angekündigte Duldung, weil man ihr nicht treu bleiben konnte, auch nicht die erwarteten Folgen. Viele fremde Protestanten, welche in den österreichischen Landen sich niederlassen wollten, oder schon niedergelassen hatten, gaben den Vorsatz auf, oder kehrten zurück, wenn sie die mannichfachen Beschränkungen und das Schwankende in den erlassenen Verfügungen kennen lernten. Viele Einheimische kamen sogar, ganz wider des Kaisers Absicht, in harte Bedrängniß. Da die Glaubensfreiheit anfangs ganz allgemein zugesichert war; so machten auch solche Religions-Partheien an dieselbe Anspruch, an deren verborgenes Daseyn man nicht gedacht hatte. Von dieser Art waren die Hussiten in Böhmen. Diese sollten jezt zu einer der beiden

proteſtantiſchen Partheien ſich erklären, welches ſie, eines ältern Glaubens als jene beide ſich rühmend, zu thun weigerten. Noch mehr, es fanden ſich unter den böhmiſchen Bauern Deiſten, oder Abrahamiten, welchen leztern Namen ſie ſich beilegten, weil ſie dem Glauben des Erzvaters zu folgen behaupteten, der, früher als eine Offenbarung in Schrift verfaßt war, Gott nach dem Licht der Vernunft verehrt hatte. Ihre Vorfahren, ſo erzählten ſie, wären Huſſiten oder Proteſtanten geweſen, die man verfolgt, ihnen Bibel und Erbauungsbücher genommen habe. So wären ſie auf den Gedanken geleitet, das höchſte Weſen nach einer Weiſe zu verehren, wobey es keiner Bücher bedürfe, und die, indem ſie nichts in die Augen Fallendes habe, gegen Verfolgungen ſichere. Dieſe guten Menſchen, durch den Aufruf zu allgemeiner Gewiſſensfreiheit aufgeregt, glaubten, daß nun auch für ſie die Zeit des Zwanges vorbey, und ihnen erlaubt ſeyn werde, nach ihren einfachen Grundſätzen eine Gottesverehrung einzurichten. Aber gegen dieſe vereinten ſich die Bekenner aller poſitiven Religionen, und waren einſtimmig darin, daß diejenigen, welche Allem, was heilig gehalten werde, entſagten, von einer chriſtlichen Regierung nicht geduldet werden könnten. Auch Joſeph II ließ ſich von der allgemeinen Stimmung

mung mit fortreißen. Die armen Deisten wurden sehr hart behandelt. Wo sie sich kund gaben [5]), wurde ihnen ein Termin von einigen Tagen bestimmt, um entweder zu dem katholischen oder irgend einem andern geduldeten Glauben sich zu bekennen. Weigerten sie dieses, so wurden sie sofort ihres Vermögens beraubt, und an die äußerste türkische Gränze fortgeführt. Waren noch unmündige Kinder vorhanden, wurden diese den Aeltern entrissen, im katholischen Glauben erzogen und das Vermögen für sie verwaltet. Waren keine Unmündige da, so fiel das Vermögen den nächsten katholischen Verwand-

5) Bald wurde auch sogar dieses Kundgeben verboten und bestraft. In einer deshalb erlassenen Verordnung findet sich folgende sonderbare Stelle: „wer immer es sey, „Mann oder Weib, sich bey der Obrigkeit als Deist „anmeldet, soll ohne Weiteres, ohne gehört und zu „einigem Unterricht verstattet zu werden, 24 Prügel „oder Karbatschen-Streiche auf den Hintern erhalten, „und diese Strafe soll so oft wiederholt werden, als er „sich wieder als Deist anmeldet, nicht, weil er ein „Deist ist, sondern, weil er sagt, das zu seyn, was „er nicht weiß, was es ist.“ Zugleich wurde auch Jeder, der einen andern als Deist angebe, mit einer Strafe von Prügeln bedrohet. Gewiß mit Recht sagt Herder (s. Briefe zu Beförderung der Humanität 1. S. 141): „so wurde der Name, den Jeder boschätzen „muß, er sey Christ, Jude, Türke oder Heide, der „Name Deist, vom toleranten Joseph gemißhandelt.“

ten zu. Alle zum Kriegsdienst taugliche Mannspersonen wurden zu demselben gezwungen. Alte, Kränkliche und Weiber aber wurden kärglich genährt (die Person erhielt täglich 3 Kreuzer), bis sich Gelegenheit zu ihrem Unterhalt in harter Dienstbarkeit fand. Die Ausführung dieser grausamen Maasregel war dem Militair übertragen. Damit den Unglücklichen auch nicht der Trost der Gesellschaft bleibe, wurde ausdrücklich vorgeschrieben, im neuen Aufenthalt sie möglichst von einander entfernt zu halten. In jedes Regiment, an jedem Orte wurden nur wenige aufgenommen. Sogar wenn sie dem Irrthum entsagen wollten, mußten sie dieses in geraumer Zeit mehrmals wiederholt erklären. Erst dann wurde ihnen die Rückkehr ins Vaterland verstattet. Daß aber auch in solchem Falle ihr Vermögen entweder gar nicht, oder nur mit manchen Beschränkungen zurückgegeben wurde, dafür sorgten meistens die rechtgläubigen Erben, denen dasselbe zuerkannt war, und diese wurden hierbey von den Geistlichen unterstüzt, welche der Bekehrung der Irrenden nicht trauten, daher, um nicht die Gläubigen neuer Verführung auszusetzen, lieber beförderten, daß die Unglücklichen im Elend umkamen.

Diese

Diese an einigen hundert Familien verübte Mishandlung ist ein betrübender Beweis, wie wenig auch ein hellsehender, selbstregierender Monarch bey dem besten Willen vermöge, alle Folgen seiner allgemeinen Verordnungen vorauszusehen, und wie nachtheilig diese Folgen seyn können, wenn nicht die Ausführung allgemeiner Vorschriften mit weiser Vorsicht und mit Beachtung besonderer Umstände geleitet wird. Gewiß darf man annehmen, daß Joseph II diese gegen unschuldige Unterthanen verübte Grausamkeit, welche seinem System so ganz entgegen war, nicht wollte, und man kann vermuthen, daß er von der Ausführung in ihrem ganzen Umfange nicht einmal unterrichtet gewesen sey. Sehr wahrscheinlich waren ihm falsche Berichte über die Gesinnungen der böhmischen Deisten zugekommen, welche gerade in eben den Distrikten von Böhmen gefunden wurden, in denen noch vor einigen Jahren, unter der Regierung von Maria Theresia, aufrührerische und widerspenstige Bauern sich gezeigt hatten. Dieser Umstand wurde benuzt, um auch diejenigen, welche jezt zu einem so sonderbar abweichenden religiösen Glauben sich bekannten, verdächtig zu machen, obgleich die Deisten bürgerlichen Gehorsam nicht geweigert hatten. Der Grund, weshalb man diese Menschen nach Siebenbürgen und

ins Bannat verſezte, war, weil man ſie hier an der äußerſten Gränze des chriſtlichen Glaubens, wo man ſchon von jeher abweichende Religions-Partheien nachgeſehen hatte [6]), minder ſchädlich hielt, als in Böhmen, einem Lande, deſſen Bewohner ſeit Jahrhunderten ſich vorzüglich geneigt gezeigt hatten, durch religiöſe Schwärmerey zu bürgerlichen Unruhen verleitet zu werden. Dieſe Abführung wurde alſo vom Kaiſer genehmigt. Aber die armen Menſchen ſo hart zu behandeln, wie es geſchah, hatte er gewiß nicht befohlen. Dieſe Geſchichte iſt nicht ſehr bekannt geworden. Unter den lauten Lobpreiſungen der edlen Duldung Kaiſer Joſephs II ſind die Leidens-Töne der auch unter ihm ihrer religiöſen Ueberzeugung wegen unſchuldig Verfolgten überhört, und um ſo mehr bald vergeſſen worden, da dieſe Verfolgten, Menſchen aus den geringern Klaſſen waren [7]).

Auch

6) Schon in früheren Zeiten war es Maxime, daß in dieſem fernen Winkel, wo die Reinigkeit des Glaubens doch nicht zu erhalten war, die Duldung am mindeſten ſchädlich ſey. Unter Maria Thereſia wurden zu mehrern Malen in den deutſchen Erblanden entdeckte Proteſtanten nach Siebenbürgen verſezt.

7) Ich habe mich um ſo mehr an dieſe Inkonſequenz erinnert, da ich ſchon vor vielen Jahren auf dieſelbe aufmerk-

Auch jenes merkwürdige Volk, das seit Jahrtausenden unter allen Völkern der Erde lebt und sich keinem einverleibt, das lieber Schmach und harten Druck duldet, als seinem uralten Glauben, seinen angestammten Sitten und Gebräuchen entsagt — das Volk der Juden zog die Aufmerksamkeit des Kaisers auf sich. Joseph II glaubte, daß dieses Volk keine Ausnahme von der menschlichen Natur mache, daß es ursprünglich nicht sittlich verderbter, als andere Menschen sey, daß es vielmehr nur deshalb sich nicht in die bürgerliche Gesellschaft fügen und deren Pflichten erfüllen wolle, weil man ihm alle Rechte und Vortheile derselben weigere, daß, um seine Widersezlichkeit zu überwinden, nicht, wie es seit so langer Zeit vergebens geschehen, Druck und Verfolgung angewandt werden müsse, sondern das einzige Mittel, dasselbe allmählig zu bessern, darin bestehe, ihm unter der Bedingung, die Pflichten des Bürgers zu erfüllen, den Genuß der Rechte des-

merksam gemacht hatte, in meiner Schrift über die bürgerliche Verbesserung der Juden Th. II. p. 182 und 363. Bereits damals, beim Anbeginn der Regierung Kaiser Josephs II habe ich, wie jezt, lange nach seinem Tode, den großen Verdiensten und den edlen Absichten dieses Monarchen aufrichtig gehuldigt, aber auch diesen argen Widerspruch mit seinem Duldungs-System freimüthig gerügt.

deſſelben anzubieten [8]). Er geſtand ihnen dieſe
1782 d. 2 Jan. Rechte wirklich in einem Umfange zu, wie ſie die Juden

8) Zu eben der Zeit, als Kaiſer Joſeph dieſe Grundſätze zur Ausführung brachte, wurden dieſelben vom Verf. dieſer Geſchichte als diejenigen dargeſtellt, die der Gerechtigkeit, der geſunden Vernunft und wahren Politik gemäß wären. Das Werk über die bürgerliche Verbeſſerung der Juden erſchien in der erſten Ausgabe zu Berlin im J. 1781. Dieſe Gleichzeitigkeit iſt Werk des Zufalls. Ich wußte, als ich mich mit dieſem Gegenſtande beſchäftigte, durchaus nichts von dem Vorhaben des Kaiſers, und die erſte Kunde von demſelben erhielt ich erſt, wie mein Buch faſt ganz abgedruckt war. Daſſelbe iſt alſo keinesweges, wie es von Vielen geglaubt worden, durch die Reformen in Oeſterreich veranlaßt, und eben ſo wenig hat es auf dieſelben einigen Einfluß gehabt. Aber es fand eben ſo vielen Widerſpruch, wie dieſe, und zwar aus gleichem Misverſtand. So wie man des Kaiſers Unternehmung, die Juden zu nüzlichen Gliedern der Geſellſchaft umzubilden, als eine vorzügliche, Andern nachtheilige Begünſtigung derſelben ausdeutete, ſo wurde auch meine Schrift eine Apologie der Juden, ſo wie ſie bisher waren, genannt, obgleich der Titel und ganze Inhalt deutlich ſagten, daß zu ihrer Verbeſſerung Vorſchläge geſchehen ſollten, und hierdurch die bisherige Verderbniß hinlänglich anerkannt wurde. Unter den vielen Schriften, welche zu Widerlegung der meinigen erſchienen, iſt vorzüglich wichtig: „Ueber Judenthum und Juden. Nürnberg 1795.“ Von Hrn. v. Fortum, Gubernialrath zu Lemberg. Sie enthält erhebliche Nachrichten über die Verhältniſſe und den nachtheiligen Einfluß der Juden in Gallizien.

Juden noch nie in einem christlichen Staate genossen hatten 9).

Diese Maaßregel war den ungünstigen Gesinnungen der meisten Menschen gegen die Juden zu sehr zuwider, um nicht viele Tadler zu finden. Sie wurde deshalb auch so unwillig und unvollkommen hin und wieder zur Ausführung gebracht, daß nachtheilige Folgen unvermeidlich waren. Doch dieses würde auch schon deshalb der Fall gewesen seyn, weil auch bey dieser Verordnung auf Verhältniß und Umstände, welche sehr beachtet zu werden verdient hätten, gar keine Rücksicht genommen war. In manchen Provinzen war die Zahl der Juden ungemein beträchtlich 10), und

9) Polen kann hiergegen nicht angeführt werden. Die Juden lebten auch hier im Elend, wenn gleich der Zustand der aller Menschenrechte beraubten Bauern noch elender war, und jene zum Druck und zur Verarmung der übrigen Einwohner beitrugen. Die Freiheit, deren die Juden in dem ehemaligen Polen genossen, war keinesweges absichtliche Folge weiser Regierungs-Grundsätze, sondern durch größere Kenntnisse und Betriebsamkeit waren die aus Deutschland hergekommenen Juden unentbehrlich geworden, und hatten sich in fast ausschließlichen Besitz von Gewerben und Handlung gesetzt.

10) Man rechnete in der ganzen österreichischen Monarchie etwa eine halbe Million Juden; in einigen Provinzen waren nur sehr wenige oder gar keine, aber in Gallizien und

und durch ihre größere Thätigkeit und Gewandtheit waren die übrigen Unterthanen vieler Erwerbzweige beraubt und in eine sehr schädliche Abhängigkeit gebracht. Man besorgte deshalb noch viel größere Uebel, wenn jezt plözlich den Juden eine ganz unbeschränkte Freiheit der Gewerbe gestattet und der Zugang zu allen bürgerlichen Ehren ihnen, deren Ehrgefühl so abgestumpft war, geöffnet würde. Auch glaubte man, daß die Juden der größern Zahl nach noch viel zu roh, und durch ihre bisherige Lebensart zu verwöhnt wären, um binnen kurzer Zeit sittlich veredelt werden zu können. Sie haben, sagte man, weder den Willen noch die Fähigkeit, die Bedingungen, unter denen ihnen die Rechte des Bürgers ertheilt werden, zu erfüllen. Nie werden die Juden zur Vertheidigung des Vaterlandes ihre Kräfte und ihr Leben aufzuopfern sich bereit zeigen, nie werden sie

und Kodomirien war der 16te Mensch ein Jude, und in manchen einzelnen Orten dieser Provinzen gehörte vier Fünftel der Bevölkerung zu dieser Nation. Die Juden hatten daselbst fast allen Handel ganz allein, und man klagte schon lange, daß ein christlicher Krämer neben dem jüdischen gar nicht aufkommen könne. Fast alle Güter des Adels waren von Juden gepachtet, und der Branntweins-Verkauf war vorzüglich das Mittel, durch welches die Juden den Landmann sittlich verdarben und mit dessen Ruin sich bereicherten.

sie die schweren Arbeiten des Ackerbaues selbst übernehmen, noch ihren ungewöhnten erwerbreichen Kleinhandel und Wucher mit der mühvollen nur mäßigen Gewinn gebenden Anstrengung des Handwerkers vertauschen wollen. Indeß wird ihre Gleichstellung, wenigstens in einigen Provinzen, die übrigen Einwohner noch mehr verdrängen, die Verarmung derselben und eine schädliche Zerrüttung in allen Gewerben veranlassen.

In diesen Bemerkungen lag allerdings Wahrheit. Der Kaiser suchte durch nähere Bestimmungen und Einschränkungen den Nachtheilen, auf welche er zu spät aufmerksam gemacht worden, vorzukommen. Es war nie seine Absicht gewesen, die Zahl der Juden in seinen Landen zu vermehren, noch dieselben aus der Fremde anzuziehen; er wollte nur die wirklich vorhandenen bürgerlich bessern. Um den Andrang zu wehren, wurde festgesezt, daß in einem Distrikt, wo bisher gar keine Juden gewesen, auch jezt keine zugelassen, und überall fremde nicht ohne besondere Erlaubniß angenommen werden sollten, diese Erlaubniß aber sollte nur nach Maaßgabe der Umstände jedes Orts von den obern Behörden ertheilt werden. Auch wurden die den Juden abgenommenen Lasten zum Theil durch andere ersezt, und die gestattete Gewerbsfreiheit

freiheit etwas beschränkt. In Gallizien wurden die Juden vom Güterpacht ganz ausgeschlossen, und der Branntweinschank wurde ihnen theils abgenommen, theils eingeschränkt. Solche den Lokalverhältnissen angemessene Bestimmungen waren allerdings nöthig, um die zu rasch erlassenen, zu allgemein verfaßten Verfügungen minder nachtheilig zu machen. Aber im Ganzen war die Maaßregel Josephs gerecht, preiswürdig und wohlthätig. Dies hat schon jezt die Erfahrung eines verflossenen Menschenalters bewährt, und wenn dieses noch nicht vollkommen geschehen ist, die Juden noch nicht ganz brauchbare Glieder der Gesellschaft geworden sind; so kann dies nur denjenigen befremden, der, unkundig der menschlichen Natur, erwartet hat, daß Vorurtheile und Untugenden, die binnen Jahrtausenden entstanden und tief wurzelten, binnen wenigen Jahren gänzlich verschwinden sollen. Immer bleibt dem Kaiser Joseph II der Ruhm, auch in dieser Maaßregel ein Muster gegeben zu haben, das nach ihm in vielen Landen nachgeahmt ist und überall nachgeahmt werden sollte.

Mit dem Bemühen unter denjenigen seiner Unterthanen, welche sich zu verschiedenen Religions-Systemen bekannten, trennende und gehäßige Gesinnungen zu vertilgen und sie alle zu nüzlichen Gliedern

des

des großen Bürgervereins umzubilden, verband der Kaiser auch vorzüglich die Sorge, denjenigen Glauben, dem der bey weitem größere Theil seiner Unterthanen, so wie er selbst zugethan war, zu veredeln, und ihn von Misbräuchen zu reinigen, welche der Sittlichkeit und dem gemeinen Wohl nachtheilig seyn konnten. Bey diesem Bestreben waren aber fast noch mehrere und noch bedeutendere Schwierigkeiten zu bekämpfen, als bey dem ersten. Kein Opfer wird den meisten Menschen schwerer, als wenn von ihnen verlangt wird, Meinungen und Gebräuchen zu entsagen, die sie, von den Vorfahren ererbt, von jeher als heilig anzusehen gewohnt sind, und an welche sie die Seeligkeit eines künftigen Zustandes geknüpft glauben. Auch solche Anordnungen, die dem Partheilosen unbedeutend und nur Kleinigkeiten zu betreffen scheinen, werden hier wichtig. Wer in Behauptung des von Alters her Ehrwürdigen und Heiligen Standhaftigkeit beweist, erwirbt die Krone des Märtyrerthums; Strafen und Verbote entflammen nur den Eifer des Widerstandes. Vor allen pflegen Geistliche und Volkslehrer jeder Neuerung in Religionssachen mit Nachdruck zu widerstehen, sowohl weil ihre Anhänglichkeit an die hergebrachte Glaubenslehre die größte ist, als auch weil ihr Ansehn und ihre äußern Vortheile mit der Aufrechthaltung der-

selben enge verbunden sind. Die eigenthümliche Verfassung der römisch-katholischen Kirche sezte noch besonders allen religiösen Verbesserungen, die Joseph II bezielte, ein ganz eigenes Hemmniß entgegen. Diese Kirche, so weit sie auf der Erde verbreitet ist, bildet eine durch ein wohl zusammenhängendes Lehrgebäude in sich festgeschlossene Gesellschaft; sie verehrt ein allgemeines Oberhaupt, von dem sowohl die Bestimmung der Lehren, die geglaubt werden müssen, als die Einrichtung des Gottesdienstes ohne allen Widerspruch abhängt. Die Geistlichen in allen Landen sind allein diesem Oberhaupt, und die Layen, wes Standes sie seyn mögen, sind in Allem, was auf Religion Bezug hat, allein den Geistlichen, und in lezter Instanz dem Oberhaupt unterworfen. Nach der Lehre dieser Kirche ist daher in allen Landen, über welche sie sich verbreitet, die höchste Gewalt getheilt zwischen einem weltlichen und einem geistlichen Haupt, dem Regenten und dem Papste. Beide sollen ihre Rechte unabhängig von einander ausüben, keiner in den Wirkungskreis des andern eingreifen. Dieses System, den kultivirten Völkern der alten Welt ganz unbekannt, und auch dem Christenthum mehrere Jahrhunderte hindurch fremd [11]), war in den europäischen

Staa-

11) Wir besizen jezt in unsrer Sprache ein treffliches Werk, in

Staaten während des Mittelalters immer mehr ausgebildet. Der geistliche Regent, welcher seine Rechte unmittelbar von dem göttlichen Stifter des Christenthums ableitete, und für dessen sichtbaren Repräsentanten galt, wurde, so wie dem äußern Range, so auch der Gewalt nach, als der erste und vornehmste betrachtet. Die gläubigen Menschen waren zuerst Glieder der Kirche, dann Bürger. In Collisions-Fällen entschieden die Aussprüche der Kirche, und es kam endlich so weit, daß die Päpste das Recht behaupteten, die Unterthanen vom Gehorsam gegen weltliche Regenten lossprechen zu können, daß sie der leztern Hoheit und Macht, nach eigenem Gutfinden, zu nehmen und auszutheilen sich anmaaßten. Die Periode, in welcher diese Grundsätze wirklich zu strenger Ausübung gebracht wurden, war zwar jezt lange vorüber; die Begriffe über die Natur der bürgerlichen Gesellschaft, und die wesentlichen Rechte der höchsten Gewalt in derselben waren merklich aufgehellt.

T 2

in welchem man die interessanteste Belehrung findet, wie die ursprünglich republikanische Form der christlichen Kirche sich allmählig zur monarchischen, und zulezt zum Papstthum ausgebildet habe, ein Werk, auf welches den Leser zu verweisen ich mit Vergnügen diese Gelegenheit benuze, nämlich Herrn Dr. Planks Geschichte der christlich-kirchlichen Verfassung. 5 Bde. Hannover 1803-1809.

hellt. Durch sie waren die Anmaaßungen des geistlichen Oberhaupts erschüttert, gründliche historische Forschungen waren hinzugekommen und hatten den Ungrund solcher Anmaaßungen und ihren Widerspruch mit dem ächten Christenthum bewiesen. Aber immer waren noch in katholischen Landen die Meinungen über die Rechte der höchsten weltlichen Gewalt in geistlichen Dingen, und über den Umfang der Rechte des geistlichen Oberhaupts sehr getheilt. Was die Regenten als natürlichen Ausfluß ihrer Gewalt ansahen, wurde vom Papst und vielen Geistlichen als Anmaaßung betrachtet; auch waren Grundsätze und Handlungen nicht in allen Staaten, und in demselben Staat nicht zu allen Zeiten gleich und dieselben. Je nachdem eigene Einsicht, oder fremde Rathgeber, auch wol Leidenschaft, die Regenten leitete, nahm der Eine Rechte als ihm unstreitig gebührend in Anspruch, die der Andere der geistlichen Gewalt willig zugestand. Oft verglich man sich über das Streitige nach mehr oder minder günstigen Bestimmungen.

Die Regenten aus dem österreichischen Hause hatten seit mehrern Generationen (nur etwa mit Ausnahme Kaiser Josephs I) sich vorzüglich nachgebend gegen den römischen Hof bewiesen. Aber Maria Theresia zeigte sich auch darin als eine wahrhaft

haft große Frau, daß sie durch ihre religiöse Gesinnung sich durchaus nicht hinreißen ließ, ihren Regenten-Rechten zu viel zu vergeben. Gleich andern katholischen Fürsten ihrer Zeit suchte sie dieselben geltend zu machen, und duldete nicht ungebührliche Ansprüche geistlicher Hoheit. Aber Kaiser Joseph II ging weiter. Er glaubte, um Gutes wirken zu können, dürfe er keiner fremden Gewalt gestatten, neben der seinigen sich in seinen Landen einzudrängen; der Papst war, nach ihm, nur Mittelpunkt der Einheit der Kirche, bestimmt, die Glaubenslehre rein und gleichförmig zu erhalten. Nur in Absicht dieser sollten seine Aussprüche entscheiden. Aber, in wiefern diese Lehre dem Volke vorgetragen werden solle, um dasselbe sittlich zu bilden und zu veredeln, wie der Gottesdienst und Alles, was auf denselben Bezug habe, eingerichtet werden müsse, — dieses anzuordnen, glaubte er, gehöre zu dem Amt des Regenten, der über alle diese Gegenstände, nach gehörtem Rath der ihm untergeordneten Bischöfe und anderer Geistlichen, wie er es am besten halte, verfügen, eben deshalb aber auch unbeschränkte Befugniß haben müsse, diese Geistlichen anzustellen, ihre äußern Verhältnisse zu bestimmen, und sie in Zucht und Ordnung zu halten.

Von besonders bedeutendem Einfluß waren die Ordensgeistlichen. Unter dem Schein eines vorzüglich heiligen über weltliche Dinge sich erhebenden Lebens hatten diese in den katholischen Landen schon seit langer Zeit ein sehr großes Ansehn bey der Menge erworben. Aber die meisten Klöster waren von ihrer ursprünglichen Bestimmung längst abgewichen. Statt, wie sie es sollten, dem würdigen Alter, oder dem durch die Unruhen des Lebens oder besondere Unglücksfälle Ermüdeten, eine anständige Zuflucht, verwaisten Töchtern eine Versorgung anzubieten, waren manche Klöster Sitze des Müßiggangs, der Unwissenheit, der Habsucht und groben Sinnlichkeit. Statt mit Abwartung des Gottesdienstes, mit nüzlichen Wissenschaften, mit dem Unterricht der Jugend oder der Pflege der Kranken sich zu beschäftigen, waren viele Bewohner dieser heilig geglaubten Orte vielmehr beflissen, Aberglauben und schädliche Vorurtheile unter dem Volke zu verbreiten, und sich überflüssig von dem zu nähren, was sie dem Fleiße abdrängten. Solchen Einrichtungen konnte Joseph II nicht hold seyn; aber um hier bessern, und Misbräuche abstellen zu können, mußten die Klöster zuvörderst einer Aufsicht untergeordnet werden, die vom Staate abhing. In frühern Zeiten waren die religiösen Orden, die anfangs nicht einmal zum Cle-

rus

rus gerechnet wurden, den Bischöfen, in deren Sprengeln sie lebten, untergeordnet; aber späterhin hatten die Päpste sie von denselben eximirt, und seitdem standen die Ordensgeistlichen allein unter ihren besondern Obern und Generalen [11]), welche leztere meistens in Rom lebten, und durch diese unter dem Papst. Diese Aufsicht war viel zu entfernt, um, auch wenn sie den Willen dazu gehabt hätte, die Ordensgeistlichen in Ordnung zu halten. Aber ihren Fehlern wurde vielmehr absichtlich nachgesehen, und ihre Eingriffe in die Rechte und den Wirkungskreis der Weltgeistlichen wurden von diesen Obern nicht nur geduldet, sondern begünstiget. Eben deshalb waren die geistlichen Orden dem Papste ganz besonders ergeben, und machten einen durch alle katholischen Lande sich erstreckenden eigenen Staat aus, dessen Glieder sehr thätig waren, die Begriffe von der vorzüglichen Hoheit des Hauptes der Kirche, welche die der weltlichen Regenten bey weitem übertreffe, zu verbreiten. Sie entzogen auch den Landen bedeutende Geldsummen, welche unter mannichfachen Titeln nach Rom gingen.

11) Neben den Generalen hatte jeder Orden auch noch unter den Cardinälen einen besondern Protektor, der sich seiner bey allen Gelegenheiten, wo es nöthig schien, annahm.

Dieſes Band, durch welches ſo viele in ſeinen Staaten lebende Menſchen denſelben fremd und ſchädlich wurden, zerriß Kaiſer Joſeph. Er erließ eine

1781 den 24 März. Verordnung, durch welche er allen Ordensgeiſtlichen beiderley Geſchlechts alle und jede Verbindung mit Obern außerhalb Landes, alle Annahme irgend einiger von denſelben erlaſſenen Vorſchriften, auch die Beiwohnung aller Ordens-Kapitel in fremden Landen, ſo wie alle und jede Geldverſendung ſchlechterdings unterſagte, und ſämmtliche Klöſter in allen religiöſen Verhältniſſen der alleinigen Aufſicht der Erz- und Biſchöfe, in deren Sprengeln ſie ſich befänden, in weltlichen Dingen aber den obern Landesbehörden übergab. So höchſt zweckmäßig und offenbar moraliſch dieſe Verordnung, ſo ſehr ſie auch der in frühern Jahrhunderten hergebrachten Disciplin, auch ſelbſt den Schlüſſen mancher ältern Concilien [13]) gemäß war; ſo fand ſie doch ſehr lebhaften Widerſpruch, ſogar bey den Biſchöfen, deren manche ſich weigerten, die Rechte, welche, nach Grundſätzen des ächten Kirchenrechts, ihnen über alle in ihren Diöceſen lebende Geiſtliche zuſtanden, in Ausübung zu brin-

13) In dem Tridentiniſchen waren allerdings die Exemtionen der Ordensgeiſtlichen beſtätigt, und von den nachfolgenden Päpſten ſind ſie behauptet.

bringen, und die Vorschriften zu befolgen, welche der Kaiser ihnen ertheilte, um die Klöster nüzlich zu machen. Wenn gleich einige Bischöfe den Grundsäzen des Kaisers beistimmten, so standen doch die angesehensten Kirchenhäupter der österreichischen Monarchie, der Erzbischof von Wien, Graf Migazzi [14], und der Fürst-Primas von Ungarn, Erzbischof von Gran, Graf Bathiany, an der Spize der Widerstre-

14) Dieser war besonders eifriger Vertheidiger der übertriebensten Anmaaßungen der Geistlichkeit, und erklärter Anhänger des römischen Hofes. Sein Widerstand, den er fast jeder neuen Einrichtung des Kaisers entgegen sezte, würde noch mehr gewirkt haben, hätte er durch seinen Charakter die Achtung des Volks erworben, welches aber nicht der Fall war. Er hatte sich früher den Jesuiten abgeneigt bewiesen und unter Maria Theresia kräftig mitgewirkt, ihren Einfluß zu beschränken. Aber nachher war er von ihnen gewonnen, und besonders, seit er Cardinal geworden, dem römischen Hofe ganz ergeben. Man beschuldigte ihn, daß er die Geistlichkeit offenbar zur Empörung aufreize. So soll er z. B. gelehrt haben: „ohne ausdrückliches päpstliches Privilegium sey nicht „erlaubt, für den Landesherrn in der Messe zu beten. „Für Maria Theresia habe er ein solches Privilegium „erwirkt gehabt, und aus besonderer Nachsicht habe er „gestattet, daß deren Gemahl in dieses Gebet mit ein„geschlossen worden; aber für Joseph II dürfe man „noch nicht in der Messe beten, weil deshalb noch kein „päpstliches Privilegium vorhanden, der Kaiser auch „noch nicht einmal gekrönt sey."

benden. Sie behaupteten, die Ordensgeiſtlichen ſtünden allein unter ihren Obern, und durch dieſe unter dem Papſt; es ſey daher den Biſchöfen nicht erlaubt, in die Rechte dieſes höchſten Oberhaupts einzugreifen. Die Mönche und Nonnen ſelbſt bezogen ſich auf ihre Gelübde, von denen kein Biſchof und keine weltliche Macht ſie dispenſiren könne, nach welchen ſie Niemanden als ihren Obern Gehorſam ſchuldig ſeyen. Sie unterhielten alſo auf alle Weiſe die bisherige Verbindung, und nur ſehr wenige Behörden wagten es, dieſem Ungehorſam mit Nachdruck zu wehren. Den römiſchen Hof aber erſchütterte dieſe Verordnung des Kaiſers nicht wenig, und die Generale aller Orden drangen eifrig darauf, daß der Papſt ſolchen ungebührlichen Anmaaßungen eines der höchſten Autorität der Kirche widerſtrebenden Monarchen mit allem Ernſt ſich widerſetzen möge.

Doch den Kaiſer vermogte dieſer Widerſpruch nicht aufzuhalten; er that vielmehr noch einen zweiten Schritt. Um die unverhältnißmäßige Zahl der Ordensgeiſtlichen [15]) zu vermindern, verbot er die Auf-

15) Beim Antritt der Regierung Joſephs II rechnete man in ſämmtlichen öſterreichiſchen Landen 1365 Manns- und 604 Frauen-Klöſter, in welchen ſich an 63,000 geiſtliche Perſonen befanden.

Aufnahme neuer Glieder bis zu einem gewissen, anfangs auf 12 Jahre, nachher aber unbestimmt bis zu neuer Erlaubniß festgesezten Zeitraum; auch nach dessen Ablauf sollte überhaupt Niemand vor erreichtem reifern Alter aufgenommen werden. Wenn von einem Orden in einer Gegend sehr viele Klöster waren, hob er mehrere derselben auf, und vertheilte ihre Bewohner in die übrig bleibenden. Zulezt befahl er, daß alle 1781 den 31ten Decbr.
und jede Orden beiderley Geschlechts, die nicht irgend eine der Religion und Gesellschaft nüzliche Bestimmung hätten [16]), sondern blos ein ganz müßiges, sogenanntes beschauliches Leben (vitam contemplativam) führten, in seinen Staaten gar nicht mehr geduldet werden sollten. Das Vermögen derselben wurde eingezogen und den einzelnen Mönchen und Nonnen angedeutet, daß sie entweder außerhalb Landes sich in andre Klöster ihres Ordens begeben, oder sich von ihren Gelübden dispensiren lassen und zu irgend einem andern geistlichen Orden, oder auch zu dem weltlichen Stande übergehen könnten. Einstweilen,

16) „Alle, hieß es in der Verordnung, welche nicht Schulen halten, nicht predigen oder den Beichtstuhl versehen, nicht Kranke bedienen, noch Sterbenden beistehen, auch nicht in den Studien sich hervorthun." — Man sieht, daß alle Ordensgeistliche, die auf irgend eine Weise sich nüzlich machten, beibehalten wurden.

len, und bis auf ein oder andere Art für ihren Unterhalt gesorgt war, wurden ihnen Pensionen ausgesezt. Wenn hier zuweilen in einzelnen Fällen mit Härte verfahren seyn mag, so war dieses Schuld der Unterbedienten, keinesweges Absicht des Monarchen; im Ganzen wurde bey diesen österreichischen Kloster-Aufhebungen mit weit mehr Menschlichkeit verfahren, als es in der folgenden Zeit in andern Landen zuweilen der Fall gewesen ist. Aber keine Vorstellungen konnten den Monarchen bewegen, diese Verordnungen zurückzunehmen, und so wurde der Staat von den ganz unnüzen und wirklich schädlichen Kloster-Geistlichen befreit. Man hat diese Verfügungen oft nur als Finanz-Spekulation ansehen und ihnen keine höhere Absicht beimessen wollen, als die, sich des Vermögens dieser Corporationen zu bemächtigen, und dasselbe nach besondern Absichten zu verwenden. Aber diese Beschuldigung ist ungerecht. Der Hauptzweck des Monarchen war ohne Zweifel, dem höchst schädlichen Einfluß der Ordens-Geistlichen auf sein Volk zu wehren. Deshalb wurden, ohne Rücksicht auf Vermögen, die Klöster in den Gegenden, wo sie am zahlreichsten waren, vermindert, und ganze Orden nur dann aufgehoben, wenn sie durch ihre Beschäftigungen sich in keiner Art nüzlich machten. Die Einziehung traf also auch oft ganz arme Klöster, und

ver-

verursachte der Staatskasse, welche deren Bewohner pensioniren mußte, nur Kosten.

Eben so eifrig wie der Kaiser bemüht war, Aberglauben und Unsittlichkeit auszurotten, so angelegen war es ihm auch, ächte Religiosität möglichst zu befördern. Da in vielen Provinzen der Pfarren zu wenig, und die Bezirke derselben so weitläuftig waren, daß Ein Mann für die Geschäfte nicht zureichte, auch in manchen Gegenden es an Schulen ganz fehlte; so stiftete der Kaiser eine große Menge neuer Pfarren und Schulen, welche mit angemessenen Gehalten und mit den nöthigen Wohnungen versehen wurden [17]). Ueberall wurden brauchbare Männer zu diesem wichtigen Beruf aufgesucht, vorzüglich die Geistlichen der aufgehobenen Klöster, wenn sie Fähigkeit dazu hatten, zu solcher Anwendung ihrer Kräfte aufgefordert; Seminarien wurden errichtet, um gute Pfarrer und Schullehrer zu erziehen. Wer sich in diesem Fache irgend auszeich-

17) Im Jahr 1775 zählte man in ganz Böhmen auf dem platten Lande nur 14,000 Schulkinder. Zehn Jahre später, im J. 1785, aber wurden 117,000 in 2200 Schulen unterrichtet, von denen die größte Zahl durch Joseph neu gegründet war, und dieser Unterricht war ungleich besser, als er je vorher gewesen.

zeichnete, erhielt Beweise der Zufriedenheit des Monarchen, welcher ganz vorzügliche Aufmerksamkeit für Verbesserung des Volksunterrichts bewies, und durch jedes Mittel die Unterthanen ermunterte, denselben zu benutzen [18]). Der zu allen diesen neuen Einrichtungen erforderliche große Geldaufwand wurde vorzüglich durch das Vermögen der aufgehobenen Klöster bestritten. Auch Armen- und Krankenhäuser wurden aus demselben neu angelegt oder verbessert; Anstalten, für welche Joseph II gleichfalls großen Eifer bewies, und deren beste Einrichtung er sich zu einem besondern Studium gemacht hatte. Alle diese wohlthätigen Anstalten sind nicht so allgemein bekannt, und nicht so anerkannt worden, wie sie es verdienten. Josephs Schul-Einrichtungen sind wegen mancher Unvollkommenheiten oft zu hart getadelt [19]), und der beschränkte Unverstand hat

18) Wie der Kaiser einst zufällig auf einer Reise erfuhr, daß einige arme böhmische Bauern ihre Kinder im Winter über beeiste Anhöhen nach der entfernten Schule getragen hätten, ließ er ihnen öffentlich vor ihrer Gemeinde deshalb seinen Beifall bezeugen und silberne Ehrenpfennige zum Andenken austheilen.

19) Hiezu hat gewiß nicht wenig beigetragen, daß in manchen Zeitschriften des protestantischen Deutschlands, vorzüglich in der allgem. deutsch. Bibliothek, das

hat sich sogar gehässige Bemerkungen erlaubt, und boshaft angedeutet, es werde das der Religion entzogene Vermögen allein auf Vergrößerung des Kriegsstaats gewandt, welches durchaus falsch ist. Wurden hier und da weitläuftige Klostergebäude in Kasernen verwandelt, so war auch dieses gewiß nicht tadelswerth. Waren die Corporationen, welche eingezogen wurden, wirklich überflüssig oder gar schädlich, so war es gleichgültig, zu welchem Bedürfniß des Staats das Vermögen derselben angewandt werden mogte. Immer wurde der Monarch durch diese neuen Zuflüsse der Staatskassen in Stand ge-

---

das Mangelhafte der österreichischen Schulverbesserungen und der eingeführten Lehrbücher scharf gerügt wurde. Der Tadel war zum Theil dadurch gereizt, daß man in Oesterreich die Reformen Josephs gar zu sehr erhob, und sie oft über das wegtezte, was bey den deutschen Protestanten schon längst bestand. Aber so gegründet auch dieser Tadel in mancher Rücksicht seyn mogte, so mußte doch nie verkannt werden, daß nur das vorhin in Oesterreich und andern katholischen Landen Bestandene der Maaßstab sey, an welchem das Gute von Josephs Verbesserungen gemessen werden müsse, und daß, aller Mangel ohngeachtet, diese Verbesserungen den Weg zu noch Vollkommnern gebahnt haben, welches ohne jene Verbesserungen nie entstanden wäre. Die lebhafte Anregung der Kräfte in der gesammten deutsch-katholischen Kirche ist ein bleibendes und schätzbares Verdienst Kaiser Josephs II.

geſezt, deſto mehr für ſittliche Veredlung ſeines Volks zu thun. Dieſes hat Joſeph II mit unermüdetem Eifer gethan, und auch die giftigſte Verläumdung erbitterter Geiſtlichen hat doch nie gewagt, zu ſagen, daß das eingezogene Kloſtervermögen zur Befriedigung von Privatleidenſchaften, oder an Günſtlinge vergeudet ſey. Höchſt ſparſam mit dem Vermögen des Staats übte er die edelſte Freigebigkeit mit ſeinem Privatvermögen [20]), und mit

20) Man hat hiervon viele ſchöne Züge erzählt. Folgender verdient vorzüglich aufbehalten zu werden. Kaiſer Franz I hatte durch Spekulationen aller Art ein ſehr großes Privatvermögen erworben, und einen Theil deſſelben in den öſterreichiſchen Staatsfonds angelegt. So vererbte er auf Joſeph II den Werth von 18 Millionen Gulden in Staats-Papieren. Joſeph machte mit denſelben dem Staate ein Geſchenk, indem er ſie verbrannte. Eben ſo erklärte er mehrere von ſeinem Vater erworbene anſehnliche Güter für Staats-Domainen. So wurde auch die von ihm geſtiftete mediciniſch-chirurgiſche Akademie ganz aus ſeinem Privatvermögen dotirt. Ein Regent, der ſo handelt, kann nie in Verdacht des Geizes kommen, wenn gleich er in einzelnen Fällen ſich nicht ſo freigebig bewieſen haben mag, wie ein Bedürftiger mit mehrerm oder minderm Recht es erwartete. Freigebigkeit und Sparſamkeit eines Regenten ſind von ganz andrer Art, als die des Privatmanns; lezterer kann ſich ſelten in die Lage des erſtern zureichend hineindenken, um ihn richtig zu würdigen.

mit großem Unrecht hat man diesen Monarchen des Geizes beschuldigt.

Wie sehr es ihm mit Beförderung ächter Religiosität Ernst sey, bewies dieser Monarch durch Vereinfachung des Gottesdienstes, Abstellung unnützer Cerimonien, Wallfahrten und Processionen. Deutsche von Aberglauben gereinigte Kirchenlieder wurden eingeführt, die Uebersetzung der heiligen Schriften in die deutsche und andere Landes-Sprachen wurde verfügt. Alles dieses that der Kaiser, ohne zuvor die Genehmigung des römischen Hofes zu verlangen, und bald ertheilte er allen geistlichen Obern seiner Staaten die ernstliche Weisung, alle und jede ihnen vom Papst unter irgend einer Form zukommenden Verfügungen sofort bey den weltlichen Behörden einzureichen, und dieselben nicht eher bekannt zu machen, noch zu befolgen, bis ihnen dazu die landesherrliche Erlaubniß ausdrücklich ertheilt seyn werde. Dann gab der Kaiser den Befehl, daß 1781 den 10 Sept. Dispensationen in Ehesachen, von Fastengebot, oder in andern Dingen, künftig durchaus nicht mehr in Rom, oder bey dem päpstlichen Nuntius, sondern allein bey den Bischöfen und Erzbischöfen des Landes nachgesucht werden sollten. Leztere wurden zugleich angewiesen, solche Dispensationen in den geeigneten

Fällen, nach Vorschrift der kirchlichen Gesetze, Kraft der ihnen zustehenden Befugniß (ex jure proprio, nicht etwa vermöge Auftrags des Papstes), zu ertheilen. Auch wurden alle und jede Rekurse nach Rom und an den päpstlichen Nuntius sehr ernstlich verboten. Manche Bischöfe gingen in die Ideen des Kaisers ein und beförderten dieselben. So bemüheten sich besonders die Bischöfe von Königsgrätz und von Laybach, das Volk durch ihre Hirtenbriefe von dem ächt religiösen Zweck der Verordnungen des Monarchen, und von der Schädlichkeit der abgeschafften Misbräuche zu belehren [21]); andere aber arbeiteten öffentlich oder im Stillen entgegen, und der Kaiser wurde genöthiget, solchen Bischöfen, auch dem Wiener Erzbischof Migazzi, sein Misfallen, besonders durch Einziehung ihrer Einkünfte, zu erkennen zu geben. Um für die Zukunft

21) Vorzüglich beförderte auch der einsichtsvolle Erzbischof von Salzburg, Hieronymus Fürst von Colloredo, ein Sohn des Reichs-Vice-Kanzlers, die Absichten des Kaisers durch einen unter dem 29sten Jun. 1782 erlassenen Hirtenbrief, in welchem er das Wesentliche der Religion, und das Verderbliche vieler eingeschlichenen Misbräuche im überzeugenden Tone eines von ächter Religiosität durchdrungenen Lehrers darstellt. Joseph II ließ viele Tausend Abdrücke dieses vortreflichen Hirtenbriefes in seinen Landen verbreiten.

kunft folgsamere Geistliche zu haben, verbot der Kaiser das bisher übliche Studieren in Rom, und sorgte dafür, daß in den neu errichteten Seminarien seiner Lande das Kirchenrecht nach Grundsätzen, die den römischen entgegen waren, gelehrt wurde. Das Aufbewahren und Lesen einiger ältern päpstlichen Bullen, welche besonders die Hoheit des Papstes weit über die der weltlichen Regenten wegsezten, wurde den Geistlichen strenge untersagt.

Alle diese Anordnungen erregten natürlich das höchste Misfallen des römischen Hofes, und wurden, nach desselben Grundsätzen, als Eingriffe der weltlichen Macht in unstreitige Gerechtsame des obersten Hauptes der Kirche betrachtet. Papst Pius VI war damals dieses Oberhaupt [22]), Nach-

22) Dieser Papst, aus dem adlichen Geschlechte Braschi stammend, war 1717 zu Cesena im Kirchenstaat geboren. Nachdem er mehrere wichtige Aemter bekleidet, wurde er 1773 zum Cardinal erhoben, und 1775 zum Papst erwählt. Er hat während einer langen Regierung große Veränderungen und harte Schicksale erfahren, ist 1799 zu Valence in französischer Gefangenschaft gestorben. Mir sind folgende Werke über die Geschichte dieses Papstes bekannt: 1) Lebens- und Regierungs-Geschichte des Papstes Pius VI, aus ächten und bewährten Quellen zusammengе-

folger Clemens XIV, eines Papſtes, der durch weiſe Mäßigung und Nachgiebigkeit das Anſehn des römiſchen

getragen. Eeſena (Ulm) 1781-1796, 6 Bde. Der ungenannte Verfaſſer hat zwar mit etwas Weitläuftigkeit, doch in guter chronologiſcher Ordnung und unpartheiiſch Alles geſammelt, was über die merkwürdigen Begebenheiten dieſer päpſtlichen Regierung in Deutſchland öffentlich bekannt geworden. Andere Quellen, als gedruckte Schriften, ſcheinen ihm nicht zugänglich geweſen zu ſeyn. Für ſeine Unpartheilichkeit beweiſet, daß man ihn für einen Katholiken gehalten hat, obgleich er ein proteſtantiſcher Prediger im Würtenbergiſchen war, Namens Ade, der im J. 1800 geſtorben iſt. Sein Werk geht nur bis 1790, reicht alſo nicht bis zum Tode Pius VI. 2) Geſchichte der römiſch-katholiſchen Kirche unter der Regierung Papſt Pius VI, von Peter Philipp Wolf. Zürich 1793-1802. 7 Bde. Dieſes Werk iſt von höherm Werth, als das vorhergehende. Der Verf. war ein bayeriſcher Gelehrter, und Mitglied der Akademie zu München, iſt geſtorben 1808. Auch durch eine ſehr ſchäzbare Geſchichte der Jeſuiten iſt er rühmlich bekannt. Er erzählt ſehr zuſammenhängend und dringt tief in die Urſachen der Begebenheiten ein, indem er bis in frühere Zeiten hinaufgeht. Er iſt mit den Gebrechen der Geiſtlichkeit, und den Herrſcherkünſten des römiſchen Hofes genau bekannt, und rügt ſie ſehr freimüthig. Vielleicht könnte man ihm Schuld geben, daß er zu befliſſen ſey, den leztern überall von der gehäſſigen Seite darzuſtellen, und daß er Manches aus ehrſüchtigen und eigennüzigen Abſichten herleite, was doch einem gutgemeinten, obgleich beſchränkten Religions-

Eifer

ſchen Stuhls von neuem befeſtiget hatte. Die merkwürdigſte That ſeiner Regierung war die Aufhebung

Eifer beigemeſſen werden muß. Der 3te Bd. dieſes Werks iſt ganz den kirchlichen Reformen Kaiſer Joſephs II, und den darüber entſtandenen Streitigkeiten mit dem Papſt gewidmet, und wol das Beſte, was über dieſelben bisher bekannt geworden. 3) Mémoires historiques et philosophiques sur Pie VI. II Voll. à Paris l'an huit (1801). Der ungenannte Verfaſſer iſt Bourgoing, ein Mann von mannichfachen Kenntniſſen. Nachdem er von früher Jugend an in der diplomatiſchen Laufbahn ſeinem Vaterlande nützliche Dienſte geleiſtet, war er zuletzt franzöſiſcher Geſandter am Königl. Sächſ. Hofe, und ſtarb als ſolcher im J. 1811 zu Carlsbad. In der gelehrten Welt iſt er durch ein ausführliches ſtatiſtiſches Werk über Spanien rühmlich bekannt. Dieſe Mémoires über Pius VI haben aber doch wol vielleicht noch einen eigenthümlichern Werth. Die merkwürdigſten Vorgänge ſind mit Geiſt und Ordnung erzählt, der Verf. hat aus guten Quellen geſchöpft, und ſehr wahrſcheinlich von dem Cardinal Bernis, franzöſiſchen Bothſchafter zu Rom, der mit Pius VI vertraut und von allen Verhältniſſen unter deſſen Regierung vollkommen unterrichtet war, Nachrichten mitgetheilt erhalten, vielleicht auch die officielle Correſpondenz dieſes Staatsmanns benutzen können. Deshalb dringt Bourgoing tiefer in den innern Zuſammenhang der Begebenheiten ein; ſtellt dieſelben mit mehr lebendiger Anſchaulichkeit dar, als die vorangeführten deutſchen Schriftſteller. — Die Mémoires secrets et critiques des Cours de l'Italie

par

1773 d. 21 Jul. des Ordens der Jesuiten, die er dem dringenden Verlangen der Bourbonischen Höfe und Portugals, denen zulezt auch Maria Theresia beigetreten war, nach langem Kampf bewilligte 23). Nach seinem Tode wünschten

par Joseph Gorani. à Paris 1794. 3 Voll. enthalten auch im 3ten Bande über den römischen Hof, während der Regierung Pius VI, merkwürdige Nachrichten, und machen mit dem Privatcharakter dieses Papstes, und vielen Personen von Einfluß bekannt. Doch hat der wüthende revolutionäre Eifer gegen Könige, Adel und Geistlichkeit den Verfasser unstreitig partheiisch gemacht und ihn zu manchen Uebertreibungen verleitet.

23) Clemens XIV war 1705 zu Archangelo di Pado, einem Städtchen im Kirchenstaat, geboren. Er stammte aus einer bürgerlichen Familie, Ganganelli, sein Vater war Wundarzt. Er trat in den Minoriten-Orden, wurde 1759 Cardinal und 1769, vorzüglich durch den Einfluß von Spanien und Frankreich, Papst. Im J. 1774 starb er, höchst wahrscheinlich durch Vergiftung, welche die allgemeine Meinung als eine Folge des kühnen Muths ansahe, mit welchem dieser Papst es gewagt hatte, einen mächtigen und einflußreichen Orden aufzuheben. So viel mir bekannt ist, fehlt uns noch eine gute und pragmatische Geschichte Clemens XIV, eines der würdigsten Päpste, die je auf dem römischen Stuhl gesessen haben. Ein Leben desselben von Caracciolì ist mir nicht zu Gesicht gekommen. Aber ich kenne eine von eben diesem Gelehrten unter dem Titel: lettres intéressantes du Pape Clement XIV, traduites du latin et de l'italien, zu Paris 1776 in 4 Bden ver-

ten dieſe Höfe einen neuen Papſt, der im Geiſte des Verſtorbenen fortarbeite; aber die ſehr zahlreichen Freunde der Jeſuiten, unter ihnen mehrere Cardinäle, wollten gerade das Gegentheil. Nach einem langen und ſchwierigen Conclave wurde Cardinal Braſchi gewählt, weil er ſeine wahren Geſinnungen 1775 den 15 Febr.

veranſtaltete Sammlung, die geleſen zu werden verdient. Sie enthält nicht allein Briefe, ſondern auch Reden und andere Aufſätze. Die meiſten ſind aus der frühern Lebens-Periode, in welcher Ganganelli ſich bereits durch ſeinen Geiſt und Charakter die Freundſchaft der Würdigſten erworben hatte. Wirklich zeigen ſeine vertrauten Briefe ihn von ſehr achtungswerther Seite als einen Mann, der eifrig bemüht war, ſeine Kenntniſſe in allen Fächern des Wiſſens zu erweitern und ſeinen Geſchmack auszubilden, deſſen Urtheile über Menſchen und Geſchäfte weit über den engen Kreis des Kloſters, in dem er lebte, hinausgingen, deſſen Frömmigkeit, von mürriſcher Düſternheit entfernt, ihn heiter und froh machte, und ſich durch Menſchenliebe äußerte, der zwar dem Syſtem ſeiner Kirche und ſeines Standes zugethan, doch, nach Grundſätzen wahrer Staatskunſt, die Rechte der Regenten geachtet wiſſen wollte, und die Anmaaßungen der Geiſtlichkeit mißbilligte; der endlich, obgleich ſelbſt ein Mönch, doch die Mißbräuche der geiſtlichen Orden anerkannte, und nicht leicht Jemanden den Eintritt in einen derſelben anrieth. Man hat dieſe Briefe für unächt ausgeben wollen, aber deshalb keinen Grund angeführt. Der Cardinal Bernis, welcher Clemens XIV genau gekannt, hat, wie Bourgoing verſichert, ſie für ächt erklärt.

ſo geheim zu halten gewußt hatte, daß beide Partheien ihm die ihrigen zutrauten. Pius VI hatte weder die Einſichten noch die Tugenden ſeines Vorfahren. Er beſaß gelehrte Kenntniſſe, und hatte in den ihm bisher anvertrauten Geſchäften ſich durch große Thätigkeit und Ordnungsgeiſt ausgezeichnet, auch dadurch dem vorigen Papſt empfohlen; aber ſein Geiſt war beſchränkt, und ſeine übertriebene Vorliebe zu ſeinen Nepoten verleitete ihn zu großen Fehlern, ſogar großen Ungerechtigkeiten. Er nahm durch ſeine äußere Figur, und durch die ihm ganz eigenthümliche Grazie und Würde ein, mit welcher er die heiligen Handlungen ſeines Amts ausübte. Alle Frauen prieſen den ſchönen Papſt, und ſelbſt Proteſtanten erklärten ſich tief gerührt, wenn ſie ihn den Seegen ertheilen ſahen, und ſeine wohlklingende Stimme hörten. Pius VI kannte den Werth dieſer äußern Vorzüge, und ſuchte ſie durch Kunſt noch zu erhöhen. Mit einer ins Kleinliche gehenden Sorge für ſeinen Anzug war er bemüht, jeden Theil des Körpers im ſchönſten Licht zu zeigen. Er wandte hierauf viele Zeit; er ſtudierte ſeine Rolle, ehe er öffentlich erſchien, und den wichtigſten ſeiner Funktionen ging allemal eine Probe vorher. Von der Würde und Hoheit des Oberhaupts der Kirche hatte er ſehr übertriebene Begriffe, und war durchaus nicht geneigt,

reigt, von den behaupteten Rechten, auch nur in kleinen Dingen, das Mindeſte zu vergeben. Daher war er auch bald faſt mit allen katholiſchen Mächten im Streit, und er verlor wieder, was ſein Vorfahr durch Schonung und kluges Fügen in die Umſtände gewonnen hatte. Weil er jedoch auch nicht den Muth hatte, durch Wiederherſtellung der Jeſuiten es mit den Mächten ganz zu verderben; ſo beſaß er auch nicht das Zutrauen der Eiferer.

Ein Papſt von dieſem Charakter war nicht im Stande, den Kaiſer Joſeph II in ſeinen Unternehmungen aufzuhalten. Weit entfernt, ſich dieſen mächtigen Monarchen geneigt zu machen, beging er die Unklugheit, ihn, ſogleich nach dem Antritt der Regierung deſſelben, auf eine höchſt empfindliche Art zu beleidigen. Nach einem alten Gebrauch wurde in Rom für katholiſche Regenten vom Papſt ein feierliches Seelenamt im Beiſeyn aller Cardinäle gehalten. Auf eine wirklich unbegreifliche Weiſe weigerte Pius VI dieſe Ehre der Kaiſerin-Königin zu erweiſen, einer Monarchin, deren Tugenden allgemein verehrt wurden, und die während ihrer ganzen Regierung ſo große Ergebenheit für die katholiſche Kirche bewieſen hatte. Der für dieſe Weigerung angeführte Grund war höchſt ungereimt, nämlich: es ſey nicht

üblich, dieſe Ehre Königinnen zu erweiſen, gleichſam als wenn es in Rom hätte unbekannt ſeyn können, daß Maria Thereſia nicht die Gemahlin eines Königs, ſondern wirklich durch ihre Geburt ſelbſt König von Ungarn und Böhmen geweſen ſey. Wenn gleich Joſeph II zu groß dachte, durch die Weigerung einer ihm gewiß ſehr gleichgültigen Cerimonie wirklich beleidiget werden zu können; ſo fühlte er doch den böſen, obgleich ohnmächtigen, Willen, ihn zu kränken. Dieſer böſe Wille machte den Kaiſer um ſo geneigter, ſeine Entwürfe ohne alle Schonung durchzuſetzen, und es ſchien ihm Vergnügen zu machen, den ſtolzen Prieſter zu demüthigen.

Pius VI verſuchte es, zuerſt durch Vorſtellungen ſeines Nuntius Garampi in Wien [24]), dann durch eigene Schreiben, den Kaiſer zu bewegen, ſeine Neuerungen einzuſtellen. Er erbot ſich, mit dieſem Monarchen gemeinſchaftlich alle wirklich vorhandenen Misbräuche in kirchlichen Dingen zu reformiren; aber Alles,

24) Garampi, geb. 1725, war ein ſehr gelehrter Prälat, der viele Jahre den päpſtlichen Archiven vorgeſtanden hatte. Er war nachher unter ſchwierigen Umſtänden Nuntius in Warſchau geweſen, ſeit 1775 aber in Wien, wo er das beſondere Vertrauen von Maria Thereſia erworben hatte.

Alles, was er verſtellte und antrug, war vergebens. Fürſt Kaunitz behauptete, daß der Kaiſer nichts thue, als was in ſeinen landesherrlichen Rechten gegründet ſey, und daß ſeine Verordnungen die Glaubenslehre und das Geiſtliche (spirituale), worauf allein des Papſtes Befugniſſe beſchränkt wären, gar nicht berührten, der Monarch alſo des Papſtes Beiſtand und Rath durchaus nicht bedürfe. Bald brach dieſer Miniſter die Unterhandlungen ganz ab, und erklärte dem Nuntius beſtimmt, daß der Kaiſer gar keine Vorſtellungen mehr annehmen wolle. Eben dieſes bezeugte Joſeph dem Papſt ſelbſt in ſeinen Briefen, die zwar in dem üblichen Tone der Ehrfurcht gegen das Oberhaupt der Kirche abgefaßt waren, aber zugleich den unwandelbaren Entſchluß zu erkennen gaben, dieſem Oberhaupte nicht die mindeſte Gewalt in Dingen einzuräumen, welche anzuordnen allein dem Regenten zuſtehe. Dieſe Standhaftigkeit ſezte den römiſchen Hof in nicht geringe Verlegenheit. Der Staats-Sekretair und erſte Miniſter, Cardinal Pallavicini, ein Mann von großer Staats-Klugheit und Geſchäfts-Erfahrung, rieth zu möglichſter Nachgiebigkeit, und hielt für das beſte Mittel, das Anſehn des Papſtes zu behaupten, wenn dieſer zu mehrern neuen Einrichtungen des Kaiſers ſeine Genehmigung ertheile. Auch der Cardinal Bernis war für

dieſen

diesen Mittelweg, und stellte vor, daß in den jetzigen Zeitumständen die Klugheit fordere, dasjenige als Gefälligkeit zuzugestehen, was man doch nicht als Recht gegen die weltliche Macht behaupten könne. Er erinnerte Pius oft an die Worte seines staatsklugen Vorfahren, Benedikt XIV (Lambertini): „ich freue „mich, wenn die weltlichen Fürsten mich noch um „dasjenige bitten, was mir zu nehmen ich ihnen „nicht wehren kann." Durch ein scheinbares Entgegenkommen, sagte Bernis, könne allein noch Manches gewonnen und überhaupt das Ansehen der Kirche gerettet werden. Pius VI, wenn gleich er die Richtigkeit des Raths einsahe, und nach persönlicher Neigung ihn vielleicht befolgt hätte, fand sich doch wiederum durch Andere, die ihn umgaben, und vielleicht noch mehr durch seine Eitelkeit, davon abgeleitet. Er hielt es seiner Ehre nachtheilig, wenn unter ihm die Würde und Hoheit des Oberhaupts der Kirche so sehr geschmälert werden sollten. Von der andern Seite konnte er sich eben so wenig entschließen, die Neuerungen des Kaisers, wie die Eiferer riethen, feierlich zu verdammen. Wenn gleich, sagten diese Rathgeber, Joseph II sich dadurch zur Zurücknahme nicht werde bewegen lassen, so werde er doch sehr erschüttert, und in noch weitern Fortschritten aufgehalten werden; der Papst habe dann der hohen Pflicht

seines

ſeines Amts Genüge geleiſtet, ſich die Achtung der katholiſchen Welt erworben, und könne unter günſtigern Zeitumſtänden in den Beſitz von Rechten, die er nie aufgegeben, ſondern ausdrücklich vorbehalten habe, wieder zurückkehren. Dies ſey das Mittel, welches der römiſche Hof, unter ähnlichen Verhältniſſen, wie die gegenwärtigen, immer angewandt habe; es ſey offenbar das kürzeſte und einfachſte, um ſich aus der ſchwierigen Lage zu ziehen, und den Gegner in Verlegenheit zu ſetzen; denn mit Gewißheit könne man darauf rechnen, daß eine nicht geringe Zahl ſich für den Papſt erklären und bereit zeigen werde, deſſen angefochtenen Rechte zu vertheidigen, dagegen Niemand mehr ſich hierzu berufen glauben könne, wenn das Oberhaupt der Kirche ſelbſt keinen Muth beweiſe, dieſe Rechte zu behaupten.

Das Schwanken zwiſchen dieſen verſchiedenen Rathſchlägen und Ueberlegungen brachte den Papſt zu einem Entſchluß, der allgemeine Verwunderung hervorbrachte. Er ſelbſt wollte zum Kaiſer reiſen, und ihn zu andern Geſinnungen bekehren. Er traute ſeiner Beredſamkeit zu, dieſes zu Stande zu bringen, und ſeine Eitelkeit war nicht wenig durch die Ausſicht auf dieſen Triumph, und die Huldigungen, welche er in der Hauptſtadt der öſterreichiſchen Monar-

Monarchie sich versprechen konnte, geschmeichelt. Die unrichtige Meinung, welche der Papst hatte, daß die kirchlichen Reformen des Kaisers nicht dessen eigene Idee, sondern vom Fürst Kaunitz und andern Rathgebern eingegeben wären, bestärkte ihn in der Hofnung eines guten Erfolgs. Das Publikum von Rom war weit entfernt, diese Hofnung zu theilen, vielmehr fand der päpstliche Entschluß fast allgemeine Misbilligung, da man einzusehen glaubte, daß der Versuch vergebens seyn werde, und daß er nothwendig das Ansehen des Papstes herabsetzen müsse. Die verständigsten unter den Cardinälen und diejenigen, welche es am besten mit dem Papst meinten, suchten ihm deshalb den Gedanken auszureden, besonders gab sich der Cardinal Bernis viele Mühe, und bat den Papst dringend, einen so wichtigen und seine Würde herabsetzenden Schritt wenigstens nicht eher zu thun, bis er die Idee desselben dem französischen und spanischen Hofe mitgetheilt, und deren Urtheil vernommen hätte. Aber Pius VI blieb bey seinem Vorhaben, und wollte es ohne Aufschub ausführen. Er meldete
1781 Decbr. dies selbst dem Kaiser. Nicht sein Alter, schrieb er, nicht seine schwächliche Gesundheit könnten ihn abhalten, die weite und beschwerliche Reise zu unternehmen, um sich freundschaftlich über die Irrungen zu besprechen, und, wie er nicht zweifle, den Kaiser zu

andern

andern Geſinnungen zu bringen. Dieſer Monarch und ſein Miniſterium wurden in Verwunderung geſetzt; mehrere Staatsmänner in Wien hielten dafür, daß die Ausführung dieſer Reiſe nicht geſtattet werden müſſe. „Die perſönliche Erſcheinung des Oberhauptes der Kirche am Hofe des Kaiſers, bemerkten ſie, ſeye eine Begebenheit, von der man ſeit Jahrhunderten kein Beiſpiel habe [25]); der Zweck der Reiſe des jetzigen Papſtes ſey, wie er ſelbſt es ankündige, kein anderer, als den Kaiſer zu bewegen, ſeine neuen Einrichtungen in kirchlichen Sachen zurückzunehmen. Der außerordentliche Eifer, den der Papſt deshalb beweiſe, werde dieſe Einrichtungen in den Augen der Menge gehäſſig und verdächtig machen. Der Papſt werde zu Wien mit allem Glanz ſeiner hohen Würde auftreten und vielleicht das Volk in eine fanatiſche Bewegung ſetzen, welche die Geiſtlichkeit anfachen würde,

25) Wirklich muß man, um ein ſolches Beiſpiel zu finden, ein Jahrtauſend zurückgehen, da Papſt Leo III zu Karl dem Großen kam, um Hülfe zu erflehen. Seit jener Zeit ſahen ſich Päpſte und Kaiſer entweder nur zu Rom, oder am dritten Orte auf Concilien, oder Reichstägen. Im 11ten Jahrhundert findet man noch das Beiſpiel eines Papſtes, Leo IX, der nach Ungarn kam, um Friede zwiſchen deſſen König und dem Kaiſer Heinrich III zu ſtiften, auch vom leztern Hülfe gegen die Normannen nachzuſuchen.

würde, deren Folgen nicht vorauszusehen wären. Beinahe mit Gewißheit sey zu vermuthen, daß der Kaiser sich genöthiget sehen werde, einige seiner Verordnungen zurückzunehmen, oder sie wenigstens den Behauptungen des römischen Hofes günstiger zu modificiren. Jeder Rückschritt aber, der in diesen Dingen geschehen müsse, sey ein Verlust und erschwere Alles, was noch künftig geschehen könne. Es sey also rathsam, folgerte man, den Besuch des Papstes zu verbitten, wozu die Beschwerlichkeit der weiten Reise, bey dem Alter und der schwachen Gesundheit des Oberhaupts der Kirche, einen sehr schicklichen Vorwand darbiete.“ Das Gewicht dieser Gründe war nicht zu verkennen, und der Kaiser war einige Zeit schwankend darüber, ob er nicht, anstatt den Besuch des Papstes in Wien anzunehmen, besser thue, ihm den seinigen in Rom anzubieten. Auch eine Zusammenkunft in Florenz kam in Vorschlag, der dann auch der König von Neapel und der Großherzog von Toskana beiwohnen könnten, um gemeinsam und nach gleichen Grundsätzen alle Irrungen beizulegen, die auch zwischen dem römischen Hofe und diesen Souverains ausgebrochen waren. Aber Joseph II sah im Grunde die Erscheinung des Papstes in seiner Hauptstadt gar nicht ungern. Es war ein Triumph für ihn, wenn derjenige, dessen Vorfahren die seinigen so oft herab-

herabgewürdigt hatten, jezt als ein Bittender an ſeinem Hofe auftrat, um noch einigen Antheil an Gerechtſamen zu behalten, die er ſich bis dahin ausſchließlich mit ſo ſtolzer Anmaaßung beigelegt hatte. Der Kaiſer hofte durch ſtandhafte Beharrlichkeit in der Durchſezung ſeiner Entwürfe den Eindruck der Gegenwart des Oberhaupts der Kirche zu ſchwächen; er zweifelte auch nicht, daß dieſes Oberhaupt in der Nähe einige menſchliche Schwachheiten verrathen werde, die man benutzen könne, um die hohen Begriffe, die man ſich in der Ferne von ſeiner Würde gemacht, etwas herabzuſezen. Er ſchmeichelte ſich hiernach, mehr Vortheil von dem Beſuche des Papſtes für ſeine Abſichten zu ziehen, als er Nachtheil von demſelben beſorgen dürfe. Voll dieſes Vertrauens antwortete er: „daß er den angekündigten Beſuch als einen ganz ausnehmenden Beweis der Güte und Freundſchaft Sr. Heiligkeit anerkenne, über den er hoch erfreut ſey; von ſeinen in kirchlichen Dingen erlaſſenen Verordnungen könne und werde er zwar nichts zurücknehmen, weil dieſelben die Glaubenslehre gar nicht berührten, ſondern lediglich Gegenſtände beträfen, deren Leitung der weltlichen Macht allein zuſtände. Er hoffe hiervon den Papſt völlig zu überzeugen, und werde ihn mit aller der Ehrfurcht aufnehmen, die dem Oberhaupt der Kirche gebühre.“ Pius VI

wurde hierdurch noch mehr in seinem Vorhaben befestigt, und die versicherte Beharrlichkeit des Kaisers konnte die schmeichelhafte Hofnung von dem Erfolg seiner Reise nicht im Geringsten mindern. Alle Gegenvorstellungen, die auch jezt noch geschahen, vermogten nicht, ihn abzuhalten, diese Reise wirklich
1782 den 27 Febr. mit einem kleinen Gefolge zu unternehmen.

Als er schon dieselbe angetreten, erhielt er noch ein Schreiben des Kaisers, worin dieser abermals seine Freude über den Besuch bezeugte. Aber, da der Papst zu erkennen gegeben, daß er unter dem Namen eines Bischofs vom Lateran nach Wien kommen, das Incognito beobachten und ein Quartier in der Nuntiatur nehmen werde, so ersuchte ihn der Kaiser, diesen Vorsatz aufzugeben und die Wohnung anzunehmen, die er für ihn in der Hofburg einrichten lasse. Dieses, sagte der Kaiser, erfordere die höchste Würde des Kirchenhaupts, so wie seine eigene, es sey auch für die Geschäfte, welche abzumachen wären, sehr vortheilhaft, weil der Papst und Kaiser auf diese Art desto öfterer, und von der Neugierde weniger bemerkt, sich würden unterhalten können. Der Papst freute sich über dieses Anerbieten und nahm es willig an. Seine Reise glich einem Triumphzuge; überall besuchte er die Kirchen, gab bey Reliquien

und

und heiligen Orten Beweise seiner Andacht, theilte Seegen aus, und wurde von einer zahlreichen Menge aller Stände mit Jubel empfangen und begleitet. Er passirte Cesena, seine Vaterstadt, wo er sich mit allen Gliedern seiner Familie, die in der Gegend noch vorhanden waren, umringte, und, wie es schien, sich häuslich glücklich fühlte. Die Republik Venedig wollte durch äußere Ehrenbezeugung einigermaaßen gut machen, daß sie unter allen katholischen Staaten am frühesten und am kühnsten den Anmaaßungen des römischen Hofes entgegengetreten war. An ihrer Gränze wurde Pius VI durch zwey Glieder des Senats mit Ehrfurcht empfangen, und durch das ganze Gebiet geleitet. An der Gränze der österreichischen Staaten, zu Görz, fand der Papst, außer dem Nuntius Garampi, den Vice-Staatskanzler Grafen von Cobenzl, und mehrere Hofbediente, nebst einem Theil der kaiserlichen adlichen Garde zu seinem Empfang und weitern Geleit bereit. Doch hatte er bey diesem ersten Schritt in das kaiserliche Gebiet auch den Verdruß, zu erfahren, daß der Erzbischof von Görz sich ihm nicht vorstellen könne, weil er wenige Tage zuvor nach Wien berufen sey, um sich zu verantworten, daß er die Toleranz-Edikte des Kaisers nicht sofort bekannt gemacht, sondern deshalb zuvörderst in Rom angefragt habe. Wirklich

erhielt dieser Erzbischof gerade am Tage vor der Ankunft des Papstes in Wien einen sehr starken Verweis; er wurde mit einer Geldstrafe belegt, und mußte einen neuen Eid des unbedingten Gehorsams ablegen, auch auf der Stelle zurückreisen, ohne den Papst sehen zu dürfen. Lezterer legte zwar nachher eine Fürbitte ein, aber ohne alle Wirkung.

Wie sich Pius VI der Kaiserstadt näherte, kamen ihm der Erzbischof derselben, Cardinal Migazzi, wie auch mehrere fremde Gesandte, endlich, etwa sechs Meilen von Wien, zu Neuenkirchen, der Kaiser selbst, begleitet von seinem Bruder, Erzherzog Maximilian, und großem Gefolge entgegen. Der Papst sezte sich zu dem Kaiser in dessen Wagen, und wurde von ihm, unter einem unermeßlichen Zulauf
1782 den 22 März. des jubelnden Volks, in die Hofburg eingeführt, wo die Zimmer, welche Maria Theresia zulezt bewohnt hatte, für ihn bestimmt, und mit geschmackvoller Pracht eingerichtet waren. Der Eindruck, den die Gegenwart des Papstes auf das Publikum machte, war groß. Ohne Zweifel hatte dieser es absichtlich so eingerichtet, daß er unmittelbar vor Eintritt der Charwoche ankam, um Gelegenheit zu haben, bey den kirchlichen Cerimonien derselben, und des

Oster-

Osterfestes sich der gläubigen Menge desto öfterer und glänzender zu zeigen.

Wirklich war der Zulauf des Volks unglaublich, welches sich aus allen Gegenden, bis auf 30 Meilen weit von der Hauptstadt, herdrängte, um den heiligen Vater mit eigenen Augen zu sehen, und den Seegen zu empfangen, den er an jedem Tage mehrmalen der vor der Hofburg versammelten Menge austheilte. Die glänzendste aller Cerimonien war das Hochamt, welches der Papst in der mit ausnehmender Pracht ausgeschmückten Metropolitan-Kirche am ersten Ostertage hielt. Doch gerade dieser fehlte die Gegenwart des Kaisers, auf welche doch ohne Zweifel vorzüglich gerechnet war, um die größere Hoheit des Papstes zu versinnlichen. Man hat die Ursach hievon verschieden angegeben. Der Monarch selbst entschuldigte sich mit der Augenkrankheit, mit welcher er damals befallen war, und welche ihn hindere, der Feierlichkeit beizuwohnen. Doch wollten Andere wissen, der Kaiser habe sich beleidigt gefunden, als er erfahren, daß der päpstliche Cerimonien-Meister, bey dem in der Kirche gemachten Vorbereitungen, ihm einen etwas niedrigern Sessel als dem Papste bestimme, auch daß ihm angesonnen werden solle, nach Sitte der alten Kirche, wie man

sagte, während der Messe das Evangelium selbst abzulesen. Man sahe es als einen Beweis weniger Ueberlegung an, daß Pius einen Cerimonien-Meister mitgebracht hatte, der, voll von verjährten Anmaaßungen des römischen Hofes, Forderungen dieser Art aufstellen konnte, und dessen Rath auch die ungereimte Weigerung der Exequien für Maria Theresia, deren wir erwähnt haben, beigemessen wurde.

Um den großen Eindruck, den die Gegenwart des Papstes hervorbringen mußte, einigermaaßen zu schwächen, waren zweckmäßige Vorkehrungen getroffen. Allen und Jeden, besonders den Bischöfen und Geistlichen, war strenge verboten, sich mit irgend einer Vorstellung, schriftlich oder mündlich, an den Papst zu wenden. Niemand konnte zu ihm kommen, ohne dazu die ausdrückliche Erlaubniß erhalten zu haben, und damit sich Keiner unbemerkt einschleiche, war zu dem Appartement, welches Se. Heiligkeit bewohnte, nur Ein Eingang gestattet, wo kaiserliche Bediente Jeden bemerkten; alle übrigen Zugänge waren ausdrücklich vermauert worden. Außerhalb der Hofburg aber zeigte sich der Papst nie anders, als in zahlreicher Begleitung kaiserlicher Hofbedienten. Von der Regierung ermuntert waren schon vor der Ankunft

kunft des Papstes mehrere Schriftsteller beflissen gewesen, die Grundsätze, welche nicht römisch-gesinnte Lehrer des Kirchenrechts schon lange behauptet, durch populäre kleine Schriften auch unter dem großen Publikum zu verbreiten [26]). Dieses that zwar einige

26) Das meiste Aufsehen unter denselben machte eine Schrift von Epdel (Professor des kanonischen Rechts, dann Gubernialrath) unter dem auffallenden Titel: „Was ist der Papst?“ der noch ein paar andere: „Was ist ein Bischof? Was ist ein Pfarrer?“ folgten. Dieser Gelehrte war schon unter Maria Theresia wegen seiner dem römischen Hofe nicht günstigen Grundsätze von dessen eifrigen Anhängern verfolgt, aber von der Regierung geschützt worden. Er war in jenen Schriften, welche viel gelesen wurden, besonders bemüht, die Vorrechte des Bischofs von Rom herabzusetzen, und die anderer Bischöfe geltend zu machen. In einer Vorstellung an Se. päpstliche Heiligkeit, Papst Pius VI, von Rautenstrauch, wurde der Papst dringend gebeten, sich den Reformen der Kirche nicht zu widersetzen, sich aller weltlichen Macht zu begeben, kleiner zu werden, um größer zu seyn. Eine andere Schrift eben dieses freimüthigen Gelehrten hatte den Titel: „Warum kommt Papst Pius VI nach Wien?“ Auch der um die Aufklärung im Oesterreichischen so verdiente Hr. v. Sonnenfels suchte durch eine kleine Schrift: „Ueber die Ankunft Pius VI in Wien“ — den Eindruck dieser Erscheinung zu mildern. Außer diesen erschien noch eine Menge Schriften von mindern

Wirkung, und sogar versuchte unwürdiger Spott, die Erscheinung des Papstes in ein lächerliches Licht zu

Werth, die alle gleiche Tendenz hatten. Nachdem der Papst wirklich angekommen, wurde die Vermehrung und der Verkauf dieser Schriften etwas eingeschränkt. Merkwürdig ist es, daß zu eben der Zeit, wie in katholischen Landen Alle sich vereinten, die Würde und den Einfluß des Papstes herabzusetzen, und Keiner sich fand, der auch ein Wort für ihn eingelegt hätte, ein junger protestantischer Gelehrter von Geist und ausgebreiteten historischen Kenntnissen daran erinnerte, daß in frühern Zeiten, und in andern Verhältnissen die Bischöfe von Rom sich um die europäische Menschheit verdient gemacht hätten, indem sie durch die Kraft des Geistes und heiliger Meinung der Alles überwältigenden weltlichen Macht einigen Damm entgegensetzten. Dieses in Erinnerung zu bringen war die alleinige Absicht von des edlen Schweizers Müller kleiner Schrift: „Die Reisen der Päpste" welche 1782 deutsch und französisch erschien (s. dieselbe in Joh. v. Müllers Werken Th. 8). Sie wurde mit Beifall auch zu Rom gelesen, ist aber misverstanden, wenn man in derselben eine Vertheidigung der geistlichen Herrschaft, auch durch Anwendung dessen, was von ganz andern Zeiten und Verhältnissen gesagt worden, auf dasjenige, was jetzt geschah, einen Tadel der Reformen Kaiser Josephs hat finden wollen. Solcher Tadel war gewiß nicht Müllers Absicht, der aber hier, wie immer, seine Gedanken mit Nachdruck und Feuer vortrug. „Unsre „Reichsverfassung" (sagt er an einem andern Ort, nämlich in der Darstellung des Fürstenbundes, s. v. Müllers Werke Th. 9. S. 43), „in welcher Eu-

„ropa

zu stellen [27]); doch konnte alles dieses den tiefen Eindruck nur wenig schwächen, welchen die Gegenwart des heiligen Vaters auf die Gemüther der Menge machte. Auch Leute aus den bessern Klassen, besonders Frauen, drängten sich, den päpstlichen Pantoffel zu küssen, der deshalb im Vorzimmer täglich ausgestellt war, auch zu noch größerer Bequemlichkeit der Andächtigen in den vornehmsten Häusern umher gesandt wurde. Unter dem Pöbel wurden sogar einige fanatische Bewegungen, und besonders große Erbitterung gegen die Protestanten bemerkt. Die Geistlichen kamen in Verdacht, dieselben im Stillen angefacht zu haben; die Polizey bewies indeß sehr wachsame Aufmerksamkeit, und traf, ohne Aufsehn, alle Maaßregeln, um jeden Ausbruch zu verhindern [28]).

„ropa seine Sicherheit findet, sind wir dem Papst „schuldig, nicht sowohl einem gewissen Papst, als dem „römischen Stuhl, den aus seiner Lage fließenden Ver„hältnisse.“ So durchdrungen war der geschichtskundige Mann von dieser Wahrheit, daß man sie überall in seinen Schriften findet.

27) So wurde am Morgen des Ostertages an der Thür der Stephanskirche ein Anschlag bemerkt, der eine heute daselbst zu gebende große Haupt- und Staatsaktion des Papstes ankündigte.

28) So wurde z. B. der Verkauf alles Schießpulvers untersagt, und nur in einigen Hauptniederlagen, unter vorgeschriebenen Bedingungen, gestattet.

Der Kaiser wußte jede Verlegenheit, wenn des Papstes Gegenwart ihm wirklich einige gemacht hat, geschickt zu verbergen. Er fuhr in seinen kirchlichen Reformen, wenigstens dem Anschein nach, unaufgehalten fort, und einige mildernde Verfügungen wurden so in der Stille getroffen, daß der große Hause sie kaum bemerkte. Während der Papst neben ihm in seiner Burg wohnte, wurden die Rekurse an denselben und seinen Nuntius wiederholt untersagt, Klöster aufgehoben, und auf Vollzug anderer erlassenen Verordnungen streng bestanden. Der Papst und der Kaiser besuchten sich alle Tage, nur die Zeit einer Unpäßlichkeit des leztern ausgenommen, und unterhielten sich im vertraulichen Tone über die zwischen ihnen streitigen Gegenstände. Pius lobte in seinen Schreiben nach Rom die ausnehmende Freundschaft und Achtung, welche der Kaiser ihm beweise, und in einem Consistorium, das er zu Wien mit den dort anwesenden Cardinälen hielt, pries er die Weisheit und Frömmigkeit des Monarchen, und seine Anhänglichkeit an die Kirche. Der Kaiser ließ diese Rede sogleich öffentlich bekannt machen. Eine eigentliche Conferenz über die Geschäfte fand nur einmal zwischen dem Papst und Kaiser Statt. Fürst Kaunitz, Cardinal Herzan, Bothschafter des Kaisers in Rom, den dieser nach Wien hatte kommen lassen, und der

Car-

Cardinal Migazzi, wohnten derselben bey. Die Grundsätze, von denen man an beiden Seiten ausging, waren zu weit entfernt von einander, als daß man sich hätte vereinigen können. Die Kälte, und die feste Beharrlichkeit, mit welcher Fürst Kaunitz jeden Vergleichs-Vorschlag abwies, ließen dazu gar keine Hofnung. Dieser Minister befestigte den Kaiser in dem Entschluß, durchaus in keinem Punkte nachzugeben, und er machte sich ein eigenes Geschäft daraus, den Papst auf alle Weise zu demüthigen, auch durch sein Betragen gegen denselben in der Meinung des Volks ihn herabzusetzen. Wie bey der Ankunft des heiligen Vaters ihm der Kaiser an der Spitze aller seiner Staatsdiener den Fürst Kaunitz vorstellte, ergrif dieser die ihm dargereichte päpstliche Hand, schüttelte und drückte sie treuherzig, statt sie zu küssen, wie dieses von allen andern Großen des Hofes geschah. Auch erschien er nicht ein einziges Mal, um dem Papst aufzuwarten, und da dieser die im Pallast der Staats-Kanzley, wo Fürst Kaunitz wohnte, befindliche Bilder-Gallerie sahe, so sagte man, der Papst habe dem Minister die erste Visite machen müssen 29). Dieser empfing ihn auch hier

29) Natürlich ist dieses nur im Scherz gesagt worden, denn, so kindisch eitel auch wirklich Kaunitz war, so läßt es sich

hier gar nicht mit der überall gewohnten Ehrfurcht. Er kam dem Papst, wie er bereits in den Zimmern war, im leichten Morgenkleide entgegen, und eifrigst beflissen, ihm die Schönheit der Gemählde in jedem Lichte bemerklich zu machen, behandelte er ihn mit der Vertraulichkeit eines alten Bekannten. Er redete allein von schönen Künsten, deren Kenner er war, und sich gern als solchen zeigte. Wie der Papst das Gespräch auf Geschäfte lenken wollte, brach Kaunitz rasch ab, mit der Bemerkung, daß diese auf gelegenere Zeit und Ort verschoben werden müßten. Ohne Zweifel geschah es auch nach dem Rath dieses Ministers, daß der Kaiser nach der ersten und einzigen Conferenz zu erkennen gab: „er verstehe zu wenig

„vom

sich doch wirklich nicht denken, daß er im Ernst die Einbildung gehabt habe, vom Papst die erste Visite zu verlangen, wie man es in der That ihm Schuld gegeben, und sogar Bourgoing es andeutet. Da der Papst alle Merkwürdigkeiten von Wien sehen wollte, so war es natürlich, daß er auch die in der Staats-Kanzley befindliche Bilder-Gallerie sahe, und Pius entschloß sich um so lieber zu diesem Besuch, da ihm jede Gelegenheit, den vielvermögenden Minister zu sehen, und ihn vielleicht zu gewinnen, angenehm war. Sehr möglich ist es jedoch allerdings, daß Kaunitz und seine Schmeichler diesem Besuch der Gallerie gern das Ansehn gaben, als sey er, neben der Absicht, diese zu sehen, auch zugleich dem Minister persönlich bestimmt gewesen.

„vom geistlichen Recht, um auf der Stelle über die „päpstlichen Vorschläge sich mündlich erklären zu „können; er müsse deshalb zuvörderst seine Theolo„gen und Rechtsgelehrten hören. Der Papst möge „also seine Gedanken schriftlich mittheilen, welche „dann in eben der Art erwiedert werden sollten.“ Dies geschah, brachte aber auch zu keinem Resultat. Dieses war nicht möglich, da gerade die wichtigste Verschiedenheit der Ansichten darin bestand, daß der Kaiser behauptete, es sey eigentlich kein Streit zwischen ihm und dem Papst, weil dieser gar kein Recht habe, über die innern Einrichtungen, welche Jener, Kraft seiner landesherrlichen Macht, in kirchlichen Dingen gut finde, irgend etwas zu sagen. Wenn daher, wie es wirklich geschah, der Papst zu der Duldung der Akatholischen, zu der Einziehung mehrerer Klöster und zu andern Dingen seine Einwilligung unter einigen Modifikationen anbot, so wurde erwiedert, es sey dem Kaiser zwar ungemein angenehm, daß der Papst diese Einrichtungen mit seinem Beifall beehre, aber dessen Einwilligung bedürfe er nicht, und auf die vorgeschlagenen Modifikationen könne er sich gar nicht einlassen.

Das Wichtigste, was also der Papst bewirkte, bestand in der erhaltenen Betheuerung der treuen Anhäng-

hänglichkeit des Kaisers an das System der Kirche, und in dem Versprechen, daß in den Reformen nichts enthalten seyn solle, was diesem System oder der Würde des Oberhaupts der Kirche entgegen sey, und was die Geistlichen in ihrem Ansehn und ihren Einkünften zu sehr beschränke. Es läßt sich denken, daß diese allgemeinen Zusicherungen in den vertraulichen Unterhaltungen zwischen dem Kaiser und Papst ohne Zeugen noch etwas ernstlicher und nachdrücklicher gegeben wurden, als man wirklich gemeint war, sie zu halten, und daß manche beschränkende Bestimmungen, die bey ministeriellen Verhandlungen gewiß zugesezt wären, hier wegfielen. Beide Theile hatten ein gleiches Interesse über dasjenige, was unter ihnen wirklich verabredet worden, das Publikum noch einige Zeit in Dunkelheit zu erhalten. So versicherte der Papst überall, und besonders in seinen nach Rom erlassenen Schreiben eine vollkommnere Zufriedenheit mit den ihm bekannt gewordenen Gesinnungen des Kaisers, und dieser eine festere Entschlossenheit, durchaus in seinen Reformen nichts nachgeben zu wollen, als der Eine und der Andere wirklich hatten. Gewiß aber ist, daß der Eindruck, welchen die Erscheinung des Papstes auf das Publikum hervorgebracht, den Kaiser wirklich vorsichtiger und zurückhaltender in seinen Unternehmungen

gen gemacht hat, und ihn vielleicht zu noch größern Rückschritten bewogen hätte, wäre er nicht durch Fürst Kaunitz davon zurückgehalten. Aber wirklich gab er in Manchem nach. So wurden die Edikte wegen Duldung der Akatholischen, wie wir bereits bemerkt haben, in der Ausführung mannichfach beschränkt, und der Papst erhielt das ausdrückliche Versprechen, der Kaiser wolle die zugestandene Freiheit, von der herrschenden Kirche sich loszusagen, ein für alle Mal auf gewisse Zeiten bestimmen, nach deren Ablauf jeder in der katholischen Kirche Geborne als zu derselben gehörend geachtet und behandelt werden sollte. Auch die schon befohlne Aufhebung mancher Klöster wurde zurückgenommen. Die Bücher-Censur erhielt strengere Vorschriften; sogar die gänzliche Unabhängigkeit der Ordensgeistlichen von ihren Obern in Rom und die Rechte der Bischöfe wurden minder strenge behauptet. Jenen wurde einige Correspondenz mit den auswärtigen Obern, unter der Bedingung, daß sie offen durch die kaiserlichen Behörden geführt werde, zugestanden, und die ungarischen Bischöfe traten mit ausdrücklicher Genehmigung des Kaisers in unmittelbare Unterhandlung mit dem Papst. Sie erhielten durch dieselbe, unter mancherley Beschränkungen, die Erlaubniß des Papstes, den landesherrlichen Verord-

ordnungen in geistlichen Dingen sich fügen zu dürfen. Dies war ein Widerspruch gegen den von Joseph behaupteten Grundsatz, nach welchem die Bischöfe, Kraft eigenen Rechts und nicht aus päpstlicher Vollmacht, bey Dispensationen und andern Fällen handeln sollten. Indeß war der Monarch zufrieden, durch diesen Mittelweg seinen Zweck vorerst einigermaaßen zu erreichen. Er gab dem Fürst-Primas und andern ungarischen Bischöfen, welche er als wichtige Reichsstände schonen wollte, seine Zufriedenheit über ihre Verhandlungen durch auszeichnende Gnadenbezeugungen zu erkennen. Der Papst aber sahe es als einen bedeutenden Gewinn an, daß seine Einwilligung und Erlaubniß verlangt worden, und durch deren Ertheilung sein Recht anerkannt war.

Dies waren alle Vortheile, die Pius VI von seiner unternommenen Reise hatte. Gewiß waren sie nicht so groß, als er sie sich versprochen haben mogte; aber sie waren auch keinesweges unwichtig. Der Papst hatte das Publikum mit einer hohen Meinung von seiner Würde und von den Vorzügen der Geistlichkeit überhaupt erfüllt; die Anhänglichkeit an die Kirche und ihre Gebräuche waren bedeutend vermehrt, und daß ein Reformator, wie Kaiser Joseph war, auch nur aufgehalten wurde in seinen

nen raschen Fortschritten, war schon Gewinn. Alle angewandte Vorsicht hatte auch nicht hindern können, daß manche Bischöfe und Geistliche dem heiligen Vater näher kamen, und man beschuldigte diesen, er habe dieselben durch geheime Schreiben ermuntert, und ihnen Anleitung gegeben, den kaiserlichen Verordnungen auf jede Weise entgegen zu handeln [30]). Er wagte sogar, dem Bischof von Ollmütz es in harten Ausdrücken zu verweisen, daß derselbe über Ordensgeistliche die ihm vom Kaiser übertragene Aufsicht ausgeübt hatte.

Nach einem Aufenthalt von gerade einem Monat trat Pius VI die Rückreise an. Er wurde abermals vom Kaiser und dem Erzherzog Maximilian bis zum Kloster Mariabrunn, einige Meilen von Wien, begleitet, wo der zärtlichste Abschied auf 1782 den 22 April.

30) Ein Sekretair der Nuntiatur in Wien soll die geheime Correspondenz des Papstes mit mehrern Geistlichen der Regierung entdeckt haben. Wie er deshalb bey seinen Obern in Verdacht kam, wurde er vom Papst als Courier nach Rom gesandt, aber der Sekretair, welcher den Inhalt der ihm anvertrauten Depeschen ahnden mochte; erbrach dieselben, fand wirklich, daß seine Gefangennehmung befohlen sey, kehrte nach Wien zurück, und fand bey der Regierung Schutz.

auf der offenen Landstraße vor den Augen des Volks erfolgte [31]). Der Papst nahm den Rückweg über München und Augsburg, wo er von dem Churfürsten Carl Theodor von Pfalz-Bayern [32]) und Clemens Wenzeslaus von Trier, als Fürstbischof von Augsburg [33]), mit Beweisen von Ehrfurcht aufgenom-

31) Wenige Stunden nach diesem rührenden Auftritt wurde den Mönchen zu Mariabrunn von kaiserlichen Commissarien die Aufhebung ihres Klosters angekündigt. Joseph suchte durch solche auffallende Dinge die Beharrlichkeit in seinen Entschlüssen zu beweisen.

32) Daß Carl Theodor während dieser Periode seines Lebens dem katholischen Glauben eifrig ergeben war, und der Geistlichkeit großen Einfluß auf sich gestattete, ist bereits oben (S. Bd. I. S. 31) bemerkt worden. So eng dieser Fürst im Politischen an den Wiener Hof sich anschloß, so ganz entgegengesetzt waren die Grundsätze, nach welchen er im Kirchlichen handelte. Er wurde die Hauptstütze des wankenden päpstlichen Ansehns in Deutschland.

33) Clemens Wenzeslaus war ein sächsischer Prinz, Sohn Königs August III von Polen, geb. 1739, ein frommer Fürst, dem römischen Hofe aufrichtiger und lebhafter ergeben, als vielleicht irgend ein Bischof in Deutschland. Bereits einige Jahre zuvor hatte er hievon einen sehr auffallenden Beweis gegeben. Unter dem Namen Justus Febronius war eine höchst merkwürdige Schrift: de statu ecclesiae et legitima potestate summi pontificis. Francofurti 1763. erschienen, deren

genommen wurde, die vollkommen so lebhaft und wahrscheinlich noch aufrichtiger waren, als die zu

deren freimüthige und durch ächte Gelehrsamkeit unterstüzte Grundsätze auf die allgemeine Meinung und die Handlungen der Regenten in und außer Deutschland ungemein gewirkt hatten. Der römische Hof hielt diesen Schriftsteller für seinen gefährlichsten Gegner, und wie er erforscht hatte, daß unter dem Namen Febronius ein sehr ehrwürdiger und vornehmer Geistlicher, nämlich Hr. v. Hontheim, Weihbischof zu Trier, verborgen sey, ruhete er nicht eher, bis der Churfürst einen von Rom vorgeschriebenen, förmlichen Widerruf seines Weihbischofs bewirkte. Dies geschah im J. 1778. Aller Wahrscheinlichkeit nach hat der fast 80jährige Hontheim den Widerruf nur unterschrieben, um sich ein ruhiges Alter zu sichern, und weil er überzeugt seyn konnte, daß die nur widerrufenen, aber nicht widerlegten Grundsätze seines gelehrten Werks deshalb nicht minder wirken würden. Aber von Papst Pius VI wurde der Widerruf als der glänzendste Triumph der Kirche mit großem Aufsehn bekannt gemacht, und das Verdienst des Churfürsten, ihn bewirkt zu haben, hoch gepriesen. Lezterer hatte sogar durch seinen Eifer sich hinreißen lassen, dem Kaiser Joseph II über seine kirchlichen Reformen im J. 1781 sehr ernstliche und dringende Vorstellungen, die bis zu Androhung der ewigen Verdammniß gingen, zu machen, die aber dieser Monarch mit bitterer Laune erwiederte, und diese Correspondenz durch öffentliche Bekanntmachung dem Spott des Publikums Preis gab.

Churfürst Clemens Wenzeslaus wurde im J. 1802 sekularisirt und ist 1812 gestorben.

Wien erhaltenen. In der That war Bayern unter allen deutschen Landen dasjenige, wo das Volk dem katholischen Glauben am eifrigsten anhing, die Geistlichkeit hoch geehrt wurde, und in ungestörtem Genuß aller Vorzüge und Immunitäten sich befand. Pius bezeugte hierüber sein Wohlgefallen und nannte München das deutsche Rom.

In der Reichsstadt Augsburg, wo die Domkirche des Hochstifts dieses Namens war, fand sich, die Regierung unter beide Religionspartheien gleich getheilt, und Pius war hier zum ersten Mal mit vielen Protestanten umgeben, welche aber mit ihren katholischen Mitbürgern wetteiferten, dem Papst die ihm als Souverain und Oberhaupt einer ausgebreiteten kirchlichen Gesellschaft gebührende Ehrerbietung zu beweisen [34]). Pius VI sezte seine Reise durch

34) Doch geschahe dieses nicht ohne Kopfschütteln einiger lutherischen Zeloten. So wurde z. B. der protestantische Bibliothekar Mertens stark getadelt, weil er, wie er dem Papst die Rathsbibliothek zeigte, ihm ein spanisches Compliment mit Kniebeugung gemacht und in seine lateinische Anrede schmeichlerische Lobsprüche eingemischt hatte, die für einen Lutheraner zu stark schienen. Von der andern Seite konnte aber auch sogar der Papst dem Tadel nicht entgehen, da einige katholische Eiferer fanden, er habe Ketzern zu viel Güte bewiesen, sogar wol vertraulich die Hand gedrückt.

durch Tyrol über Venedig fort, wo er mit glänzender Pracht empfangen wurde, aber nicht lange verweilte. Nach viertehalb monatlicher Abweſenheit traf er in Rom wieder ein [35]). Hier fand er die Cardinäle und alle Geiſtlichen höchſt misvergnügt über den ſchlechten Erfolg ſeiner Reiſe. Seine allgemeinen Verſicherungen vom Gegentheil beruhigten nicht; er mußte ſehr laut den Vorwurf hören, daß er, wie man es ihm vorher geſagt, durch dieſe Reiſe die Würde des heiligen Stuhls herabgeſezt, und den Kaiſer noch kühner gemacht habe, in ſeinen Unternehmungen fortzuſchreiten. Dieſes Misvergnügen nahm noch mehr zu, als der Papſt, wider den Rath ſeines Staats-Sekretairs, lange anſtand, ſich über ſeine Reiſe und was er durch dieſelbe ausgerichtet, öffentlich zu erklären, und wie dieſes endlich in einem feierlichen Conſiſtorium geſchah, wurde

1782 den 13 Jun.

1782 den 18 Sept.

35) Der päpſtliche Cerimonien-Meiſter Dini hat eine ausführliche Beſchreibung dieſer Reiſe herausgegeben unter dem Titel: Diario pieno e distinto del viaggio fatto a Vienna del sommo Pontifice Pio Papa sesto. Roma 1785. Auch in deutſcher Sprache erſchien in Form eines Tagebuchs: Geſchichte der päpſtlichen Reiſe von Bauer. Augsburg 1783. Beide Werke enthalten nichts von den Verhandlungen, aber wohl die von dem Papſt und an ihn gehaltenen Reden, auch andere Aktenſtücke.

wurde man noch unzufriedner, weil Alles im Erzählen der Cerimonien und Feierlichkeiten, mit denen er aufgenommen, und der guten Versprechungen bestand, die er von Joseph II erhalten hatte, und denen die Handlungen dieses Monarchen offenbar widersprachen.

Indeß wurde die Correspondenz zwischen beiden Souverains noch einige Zeit in freundschaftlichem Tone fortgeführt, und Pius VI fand sich beruhiget, bis er sich es nicht mehr verbergen konnte, daß der Kaiser, nach kurzer Zurückhaltung, in seinen Reformen ganz unaufhaltsam fortfahre. Er machte ihm deshalb die stärksten und nachdrücklichsten Vorstellungen. Joseph II antwortete immer kurz und trocken, und erklärte zulezt, daß er auf gelehrte Untersuchungen sich nicht einlassen könne, sondern fest entschlossen sey, das zu thun, wozu er sich als Regent und Beschützer der Kirche verpflichtet halte. Einer der am lebhaftesten betriebenen Streitpunkte war die Verleihung der geistlichen Pfründen in den italienischen Staaten des Kaisers, in deren Besiz sich der Papst befand, den auch noch Maria Theresia anerkannt hatte. Joseph II nahm diese Verleihung in Anspruch, und wie das wichtige Erzbisthum Mayland erlediget wurde, erlaubte er nicht,

nicht, daß, nach altem Gebrauch, die Bürgerschaft dieser Stadt dem Papst mehrere mayländische geistliche Patricier vorschlug, um aus ihnen einen Erzbischof zu wählen, sondern der Kaiser ernannte denselben aus alleiniger landesherrlicher Gewalt. Der 1783 Sept. Papst fand sich hierdurch höchlich beleidiget; er machte jezt nicht freundschaftliche Gegenvorstellungen, sondern durch ein förmliches Breve verlangte er, fast im gebietenden Ton, Einstellung dieser und anderer Neuerungen. Joseph II wollte einen solchen Ton durchaus nicht aufkommen lassen; er schickte also das Breve ohne alle Antwort zurück, und ließ dabey mündlich bemerken, dasselbe könne nicht angenommen werden, weil der Kaiser sich überzeugt halte, diese Schrift sey von einem Uebelgesinnten entworfen und vom Papst unterzeichnet, ohne daß er sie vorher gelesen habe. Dieser Schritt war stark; er mußte nothwendig noch stärkere zur Folge haben, und daß er diese haben solle, war auch des Kaisers ernstliche Absicht. Wirklich war jezt dieser Monarch zu dem großen Entschluß gekommen, mit dem römischen Stuhl förmlich zu brechen, und sich völlig unabhängig von demselben in der Leitung aller geistlichen Angelegenheiten seiner Staaten zu machen. Er glaubte sein Volk reif zu einer so großen Veränderung, und hofte sie ohne Gefahr unternehmen zu

können. Die Glaubenslehre wollte er nicht berühren, entweder weil er derselben nach dem erhaltenen Jugendunterricht wirklich anhing, oder weil sie ihm gleichgültig war, und keinen Bezug auf das allgemeine Wohl und seine neuen Einrichtungen zu haben schien. Der Beistimmung des größern Theils seiner Bischöfe glaubte er gewiß zu seyn, und von ihnen unterstüzt hoffte er, durch das Ansehen eines National-Conciliums den Gottesdienst und den Unterricht in der Religionslehre so einzurichten, wie er es dem allgemeinen Besten zuträglich hielt, auch in Absicht der Disciplin der Geistlichen, ihrer gänzlichen Unterordnung unter die Oberaufsicht des Staats, und ihres Vermögens-Zustandes die erforderlichen Einrichtungen zu treffen. Es ist sehr zu vermuthen, daß Joseph bey der Ausführung eines so großen Entwurfs in den vorgefaßten Meinungen seines Volks, und besonders bey seiner Geistlichkeit weit größere Schwierigkeiten gefunden haben würde, als er es dachte. Aber so weit ist es nicht gekommen. Zuvörderst war noch ein lebhafter Kampf mit dem Papst zu bestehen. Denn natürlich mußte doch Alles versucht werden, um diesen zu bewegen, die Forderungen des Kaisers als gerecht anzuerkennen, und wenn er dies, wie vorauszusehen, weigerte, lag dem Kaiser sehr daran, daß in den Augen des

Publi-

Publikums die Schuld des Bruchs allein dem Papste beigemessen würde. In Rom selbst sollte dieser Kampf ausgekämpft werden. Allen unerwartet war der Entschluß des Kaisers zu einer Reise nach dieser Hauptstadt. Ueber die Beweggründe zu derselben äußerte er sich wahrscheinlich nur ganz offen gegen Fürst Kaunitz und wenige Vertraute; aber in einem Circulare, das er an alle Behörden erließ, erklärte er öffentlich diese Reise für dringend nothwendig, und da er alle, auf die Irrungen mit dem römischen Hofe Bezug habende, Papiere mitnahm, konnte man über den Zweck dieser Reise nicht zweifelhaft seyn, welche der Kaiser mit geringer Begleitung, unter dem Namen des Grafen von Falkenstein, 1783 d. 6ten Decbr. antrat. In Florenz erfuhr er, daß König Gustav III von Schweden so eben im Begriff sey, gleichfalls nach Rom abzureisen. Joseph eilte ihm zuvor, ließ sich von einem päpstlichen Courier, der dem Grafen von Haga (dies war der vom nordischen König angenommene Name) entgegengesandt war, für diesen halten, kam als solcher in Rom an, den 23 Decbr. und überraschte ganz eigentlich den Papst. Die Freude des Empfangs war dem Anschein nach so groß, als die Vertraulichkeit der Unterhaltung.

Joseph eröffnete nun seine Absicht in ihrem ganzen Umfange zwey Männern, die ihm schon von seinem ersten Besuche Roms im Jahr 1769 [36]) bekannt waren, und die er beide wegen ihrer großen Einsicht und tiefen Menschenkenntniß sehr schätzte, deshalb auch jezt ihren freimüthigen Rath verlangte. Diese Männer waren die Gesandten von Frankreich und Spanien, der Cardinal Bernis [37]) und der Ritter

36) Der Kaiser kam damals in Gesellschaft seines Bruders Leopold, Großherzog von Toskana, nach Rom, gerade zur Zeit des Conclave, in welchem Clemens XIV erwählt wurde, und in dem er auch einen Besuch machte.

37) Bernis, geb. 1715, stammte aus einem altadlichen Geschlechte, war aber ohne Vermögen, und widmete sich dem geistlichen Stande, um gute Pfründen zu erhalten. Er war eng verbunden mit den Gelehrten, die man damals ausschließlich Philosophen nannte, und erwarb durch leichte, anmuthige Gedichte den Namen des französischen Anakreon. Die Verbindung mit der Pompadour, welche er schon früher kannte, ehe sie die allvermögende Maitresse Ludwigs XV wurde, führte ihn zu Staatsgeschäften. 1751 wurde er Botschafter zu Venedig, und nach seiner Rückkehr in den Staatsrath eingeführt erhielt er den größten Einfluß. Weil dem Könige Friedrich II ein Tadel von Bernis Versen entwischt war, wurde er diesem Monarchen abgeneigt, und verband sich mit seiner Gönnerin, die gleiche Klage über des preußischen Königs spottenden Witz hatte, zum Unter-

ter Azara [38]). Gegen leztern, der kein Geistlicher war, und deshalb für noch unpartheiischer als erste-

rer

Untergang desselben. So wurde Bernis Hauptbeförderer der Allianz zwischen Frankreich und Oesterreich am 1sten May 1756, und im J. 1757 Minister der auswärtigen Angelegenheiten. Aber bald durch den unglücklichen Erfolg des siebenjährigen Kriegs belehrt, wollte er zu dem alten System zurückkehren, und einen Separatfrieden bewirken. Die Pompadour vereitelte dieses Bemühen, und Bernis Fall war dessen Folge. Indeß wurde er zum Cardinal ernannt, und 1769 nach Rom als Bothschafter gesandt, wo er, dem Leichtsinn der Jugend entsagend, mit edler Würde, großem Aufwand und mächtigem Einfluß in alle Geschäfte allgemein geachtet lebte. Sein Haus war der Mittelpunkt aller interessanten Menschen, besonders der Fremden. Durch die Revolution verlor er seinen Posten, und da sein Vermögen verschwendet war, brachte er seine lezten Jahre in verlassener Dürftigkeit zu, und starb 1794.

38) Azara war zu seiner Zeit derjenige fremde Minister, welcher zu Rom des höchsten Ansehns und des entschiedensten Einflusses genoß; er übertraf hierin selbst den Cardinal Bernis, mit dem er aber immer das vertraulichste Einverständniß unterhielt. Man sagte von Azara, daß er schlechterdings Alles durchsetze, was er nur wolle. Er verdankte dieses zum Theil dem Gewicht seines Hofes, das zu allen Zeiten in Rom das größte war, noch mehr aber seinem Geist und seiner tiefen Kenntniß der Menschen und Geschäfte. Er liebte sehr Wissenschaften und Künste, und war genauer Freund des großen Mahlers Mengs.

rer gehalten wurde, ließ er sich ohne allen Rückhalt aus. In vertrauter Unterhaltung, welche sich Joseph noch am Tage seiner Ankunft verschafte, entwickelte er diesem Minister vollständig alle seine Entwürfe, wie er sich vom römischen Hofe völlig unabhängig machen wolle, wie er den dadurch zu erregenden Zwiespalt in der Kirche und den Namen eines Schismatikers nicht fürchte. „Er habe, sagte er, allen Widerstand voraus berechnet, und sey versichert, daß er „ihn überwinden werde; der Zustimmung seiner Bischöfe gewiß hoffe er mit ihrem Beistande die Sache durchzusetzen und sein Volk zu überzeugen, daß „es katholisch bleiben könne, ohne römisch zu seyn.“ — Der Spanier hörte den Kaiser mit großer Aufmerksamkeit ruhig an. Er billigte vollkommen seine Absichten, nur besorgte er, die Ausführung möchte doch schwieriger seyn, als Joseph es glaube. „Wenn,“ sagte er, „Sie auch mit vollem Recht den Bannstrahl „von Rom nicht fürchten, so dürften doch Ihr Volk „und Ihre Geistlichkeit Ihnen noch wichtige Hindernisse in den Weg legen. Große Veränderungen in „den für heilig gehaltenen Meinungen sind nur dann „ohne Gefahr möglich, wenn sie das Werk der Zeit, „die reife Frucht der allmählig geläuterten Einsichten „des größern Theils einer Nation sind. Ein Regent, „der solche Veränderungen schnell und mit Gewalt

„be-

„bewirken will, muß immer einen Kampf bestehen,
„der, wie es die Geschichte aller Zeiten lehrt, für die
„Ruhe des Staats gefährlich werden kann, und
„dessen Folgen keine menschliche Klugheit vorauszu-
„sehen, noch ihnen zu begegnen vermag. So sehr
„er überzeugt sey, fuhr Azara fort, daß der Kaiser
„mit seinen großen Fähigkeiten diesem Kampfe voll-
„kommen gewachsen sey; so müsse er ihn doch auffor-
„dern, alle Gefahren desselben noch einmal zu über-
„denken, und reiflich zu erwägen, ob der Zweck nicht
„auf leichtere Weise zu erreichen seyn möchte? ob
„dieser Zweck auch am Ende der Anstrengung und
„des großen Aufwands von Kräften, die dazu noth-
„wendig erfordert würden, wirklich werth sey?“
Noch erinnerte der kluge Staatsmann, daß die gro-
ße Umwälzung, welche der Kaiser im Innern seiner
Staaten beginnen wolle, auch beim glücklichsten Er-
folge ihn doch vielleicht nöthigen werde, andern Ent-
würfen, die ihm auch am Herzen lägen, für einige
Zeit seine Aufmerksamkeit zu entziehen, und ihre Aus-
führung minder lebhaft zu verfolgen, daß solches
fremden Mächten nicht unbemerkt bleiben werde, und
diese vielleicht die Schwäche benutzen könnten, welche,
wenigstens für einige Zeit, die unausbleibliche Folge
jeder innern Gährung sey. — Diese Vorstellungen
eines Mannes, den der Kaiser völlig unpartheiisch

und

und weit entfernt von allen religiösen Vorurtheilen kannte, machten Eindruck; sie wurden durch die des Cardinals Bernis unterstützt, dem Joseph sich doch nicht völlig so weit, wie dem spanischen Gesandten eröffnet hatte, von dem er aber dieselben Bedenklichkeiten vernahm.

Man bemerkte, daß der Kaiser es sich recht eigentlich angelegen seyn ließ, den Beifall der Römer zu erwerben. Er zeigte sich überall mit der einnehmenden Freundlichkeit und der edlen Einfalt, die an dem ersten Monarchen der Christenheit um so mehr bezauberten, je weniger man sie in Rom an Personen von minder erhabenem Range gewohnt war. Der Kaiser widmete Allem seine Aufmerksamkeit, was in den Augen der Einwohner Roms wichtig war. Er besuchte zum Oestern alle Kunstwerke, und besonders auch die Kirchen. Seine andächtige Beobachtung religiöser Gebräuche fiel um so mehr auf, je weniger man sie erwartet hatte. Man überzeugte sich, daß Joseph kein Feind der Religion sey, wenn gleich er die Herrschbegierde und Habsucht der Geistlichen einschränkte, wovon die Nothwendigkeit vielleicht nirgends mehr, als in Rom anerkannt wurde. Man pries die vielen trefflichen Einrichtungen, welche der Kaiser in seinen Landen mache, und fühlte um so mehr die

die mannichfachen Gebrechen des päpſtlichen Regiments, auch wurde mit Wohlgefallen bemerkt, daß der Kaiſer bey jeder Gelegenheit eine Freigebigkeit bewies, die ſonſt nicht ſein Grundſatz zu ſeyn ſchien. Durch alles dieſes wurde Joſeph der Liebling des römiſchen Volks. Er erhielt von demſelben eine um ſo aufrichtigere Huldigung, je mehr er einer pomphaften auswich. Ueberall, wo er ſich nur blicken ließ, wurde er mit dem Jubelgeſchrey: „es lebe unſer Kaiſer!“ empfangen. Joſeph gab ſein Wohlgefallen über dieſe Aufnahme deutlich zu erkennen, und als der Papſt ihm einſt bemerklich machte, daß es in Rom Banditen gebe, und ihm bey ſeinen Wanderungen in den entferntern Gegenden der Stadt zu aller Sicherheit eine Polizeywache anbot, wies der Kaiſer dieſes mit edlem Zutrauen ab, und bat, daß, ſo wie er dem Papſt in Wien alle Freiheit gelaſſen, ſeinen Seegen nach Gefallen auszutheilen, jener auch ihm jezt erlauben möge, in Rom ganz nach ſeiner Weiſe zu leben.

Das gar zu merkbare Bewerben des Kaiſers um die Gunſt des Volks von Rom hat denkende Zeitgenoſſen auf die Vermuthung geleitet, daß die Entwürfe dieſes Monarchen wol noch weiter, als blos auf kirchliche Reformen zielen möchten, daß derſelbe

viel-

vielmehr die Absicht haben könne, nicht nur dem Papst allen Einfluß in den österreichischen Staaten zu nehmen; sondern, daß er auch ganz eigentlich damit umgehe, ihn zu der ursprünglichen Bestimmung eines bloßen Bischofs von Rom zurückzuführen, die alten Ansprüche der römischen Kaiser wieder aufleben zu lassen, und den Kirchenstaat nebst andern Theilen des schönen Italiens mit seiner Monarchie zu verbinden. Man wird diese Vermuthung wahrscheinlich finden, wenn man sich an die großen Entwürfe erinnert, welche eben damals Kaiser Joseph und Katharina II gemeinsam beschäftigten. Leztere Monarchin hatte wirklich, wie wir es bereits oben (B. I. S. 420) erzählt, erstern aufgefordert, Rom und den Titel eines Kaisers des Westens für sich zu nehmen, wenn ihr dagegen Konstantinopel mit dem Osten überlassen würde.

Alle diese Entwürfe, welche in jener Zeit so lebhaft beschäftigten, deren Erforschung damals alle Kabinette in die unruhigste Bewegung sezte, sind vorübergegangen, sie sind erloschen — ohne eine Spur ihres Daseyns zurückgelassen zu haben. Den Umfang dieser Entwürfe können wir jezt nur muthmaaßend errathen; aber gewiß ist, daß ihre Erlöschung in

in Joſephs Seele die Folge ſeiner Reiſe nach Rom, und ſeiner vertrauten Unterredungen mit Azara und Bernis war. Dieſe Reiſe macht einen wahren Abſchnitt in der Geſchichte ſeiner Unternehmungen in Kirchenſachen, ſie iſt für den römiſchen Stuhl ungleich wichtiger geworden, als Pius Reiſe nach Wien. Der Kaiſer änderte ſeine Entſchlüſſe gerade da, wo er ihre Ausführung beginnen wollte, gewiß nicht, weil der Papſt dieſen Monarchen durch ſeine Vorſtellungen erſchüttert oder zurückgebracht hätte. Der gute Pius ahndete wahrſcheinlich nicht einmal die Abſichten, mit denen Joſeph nach Rom gekommen war! Aber der Gedanke des Kaiſers, ſeine Vorſätze unpartheiiſchen Männern von Einſicht zu vertrauen, und, was noch weit mehr Lob verdient, ſeine Willigkeit, auf den Rath dieſer Männer zu hören, und durch ihn zu nochmaliger Prüfung ſeiner Entwürfe ſich leiten zu laſſen — dies ſind Züge in Joſephs Charakter, die ihm wahrlich große Ehre machen, und dieſes um ſo mehr, wenn man erwägt, daß er die Lebhaftigkeit ſeines Temperaments, ſeine Begierde nach außerordentlichen, glänzenden Dingen zu beſiegen hatte, und einen lange bey ſich genährten Vorſatz aufgeben mußte. Eine edle Selbſtüberwindung dieſer Art verdient um ſo mehr bemerkt zu werden, je ſelt-

ner dem Geschichtschreiber das Vergnügen aufbehalten ist, ihre Spuren aufzufinden.

Es ist jezt nicht zu berechnen, welche Reihen von Begebenheiten, nicht nur für die österreichischen Staaten, sondern für die katholische Kirche überhaupt entstanden seyn würden, wenn Joseph auf der Ausführung seiner Vorsätze beharret wäre, wenn er diese Ausführung auch nur versucht hätte. Aber wenn erschütternde Bewegungen irgend eines bestehenden Zustandes immer als ein Unglück, wenigstens für einige Zeit, betrachtet werden müssen; so gebührt Azara und Bernis das Verdienst, solches durch ihren weisen Rath abgewandt zu haben.

Wirklich war der Kaiser durch das reife Nachdenken, zu welchem ihn die Vorstellungen dieser Staatsmänner veranlaßt hatten, dahin gebracht, den Gedanken eines förmlichen Bruchs mit dem römischen Hofe aufzugeben; er wollte vielmehr jezt versuchen, durch gütliches Verständniß mit dem Papst seine Zwecke zu erreichen, und selbst diese Zwecke wurden beschränkt. Er hatte nach seiner Rück-

Rückkunft von Neapel, bis wohin er ſeine Reiſe fortſezte, mehrere Conferenzen mit dem Papſt, und nach vielen Discuſſionen wurde ihm die Verleihung der Bisthümer in ſeinen italieniſchen Staaten zugeſtanden. Der Papſt, ſo überraſcht und verlegen er anfangs durch den Beſuch des Kaiſers geweſen war, fand ſich in der Folge durch denſelben hochgeehrt, und konnte das Vergnügen, welches ihm dieſer Beſuch und die vertrauliche Freundſchaft des Kaiſers mache, nicht genug rühmen. Er that Alles, um Rom ſeinem Gaſte angenehm zu machen, und da er nichts Glänzenderes, als Kirchen-Ceremonien kannte, ſo bat er den Kaiſer treuherzig, noch einmal wieder nach Rom zu kommen, um der Feierlichkeit einer Heiligſprechung beizuwohnen, die er dann vornehmen wolle; ein Umſtand, den Joſeph ſelbſt mit Lachen wieder erzählte. Dieſer Monarch, wenn gleich die Beſchränktheit der Einſichten des Papſtes ihn zuweilen zum Spott reizte, oder ſeine Anmaaßungen ihn unwillig machten, fand ſich doch durch die Gutmüthigkeit deſſelben angezogen; er verſicherte oft, Pius ſey wirklich ein guter Menſch. Auch dieſe Meinung hatte Einfluß auf ſein folgendes Betragen; er verfuhr von dieſer Zeit an mit weit mehr Schonung als vorher, und ver-

mied sorgfältig Alles, was dem guten Papst persönlich gar zu empfindlich seyn konnte.

1784 den 30 März. In dieser Stimmung kam der Kaiser nach Wien zurück; einer ganz andern als derjenigen, in der er abgereist war. Nicht nur war die Idee eines förmlichen Bruchs mit Rom ganz aufgegeben, sondern er verfolgte überhaupt seine kirchlichen Reformen mit weit minderm Eifer. Etwas mochte hierzu beitragen, daß andere Gegenstände ihn von jezt an mehr beschäftigten; aber es war überhaupt Josephs Charakter, sich bey dem Anfang einer Unternehmung die zu überwindenden Schwierigkeiten zu geringe zu denken, dann aber, wenn er sie bedeutender fand, zu früh und zu sehr zu erkalten. Die Geistlichkeit machte nicht zulezt diese Bemerkung, sie that Alles, das Verlorne wieder zu gewinnen, das minder lebhaft Angefochtne zu behaupten. So entstand ein schwankender Zustand; die eine Parthey verlor die Furcht vor der Regierung, die andere das Zutrauen zu derselben.

In den Niederlanden waren es vorzüglich die Neuerungen in kirchlichen Dingen, welche Unruhen anfachten, die Josephs II lezte Jahre verbitterten.

Die

Die Erzählung dieſer Unruhen bleibt der Fortſetzung unſers Werks vorbehalten. Für eben dieſelbe verſparen wir auch die Darſtellung der Irrungen, welche in der deutſchen katholiſchen Kirche ausbrachen, wie die Erzbiſchöfe die auf alten Verträgen beruhenden Freiheiten dieſer Kirche und ihre Rechte gegen den römiſchen Hof zu behaupten unternahmen. Joſephs Vorgang in ſeinen eigenen Landen und der von ihm verſprochene Schutz hatten ſie aufgemuntert, aber er unterſtützte ſie minder kräftig, als ſie erwartet hatten.

Wenn dieſer Monarch auch bey weitem nicht Alles erreicht hat, was er ſich vorgeſezt hatte, und was er bey ſtandhafterm und gleichförmigerm Verfahren vielleicht hätte erreichen können; ſo bleibt doch immer das Gute, was er bewirkt hat, ſehr wichtig. Innerhalb ſeiner eigenen Staaten nicht nur, auch in vielen andern Landen, hat er einen Geiſt der Unterſuchung verjährter Meinungen aufgeregt, den kein Widerſtand nachher hat tödten können. Das dankbare Andenken an ihn müſſe nie verlöſchen, und immer werde Joſeph II von der Nachwelt unter den Wohlthätern der Menſchheit genannt, welche deren wirkliche Veredlung durch

Verbreitung wahrer Aufklärung und Erhöhung der Sittlichkeit aufrichtig wollten. Seine Vorsätze waren edel und gut, wenn gleich durch Fehler der Ausführung der Erfolg unter dem Ideal des Entwurfs geblieben ist!

König Friedrich II sahe diesen Unternehmungen mit aufmerksamer Theilnahme zu. Seinem Blicke entging nicht, daß Joseph zuweilen zu rasch, und nicht immer consequent handelte; aber wenn der große König auch dieses mit gewohnter Freimüthigkeit äußerte, so ist es doch durchaus falsch, wenn man behauptet hat, er habe des Kaisers Verbesserungen im Innern, und besonders seine kirchlichen Reformen an sich misbilliget. Gewiß würde Friedrich in Josephs Lage gleiche Zwecke angestrebt haben, wenn gleich er wahrscheinlich öfters andere Mittel zu deren Erreichung gewählt haben möchte. Er pflegte kein zu hohes Ideal, sondern ein erreichbares Gute sich zum Ziel zu setzen, doch, wenn er seinen Zweck fest bestimmt hatte, arbeitete er auf denselben mit einem nie nachlassenden Eifer los, ohne sich je in seinen Entschlüssen wankend zu zeigen. Hindernisse konnten ihn nie überraschen, weil er sie vorausgesehen hatte. Besonders war es sein Grundsatz, daß die Regierung

rung immer nur über die Handlungen der Menschen Vorschriften ertheilen, aber nie müsse befehlen wollen, wie gedacht und was geglaubt werden solle. Noch falscher ist die gehäßige Behauptung, Friedrich habe Josephs Verbesserungen mit Scheelsucht angesehen, weil er, wenn sie gelängen, ihre vortheilhaften Folgen für das Wohl der österreichischen Staaten erkannte. Einer solchen niedrigen Gesinnung, wir behaupten es mit fester Zuversicht, war der König durchaus unfähig. In einem Punkte ahmte er Josephs Verfahren nach, nämlich daß er auch den Ordensgeistlichen seiner Lande die Verbindung mit den auswärtigen Obern untersagte, doch ließ er ihre Unterordnung unter Bischöfe in fremden, auch den österreichischen Landen, bestehn. Aber mit Vergnügen bemerkte Friedrich einen nicht unbedeutenden Vortheil, der sich für ihn mittelbar aus Josephs Reformen ergab. Die katholischen Unterthanen in Schlesien, besonders die Geistlichen, so sehr sie seit der Eroberung dieser Provinz mit Gerechtigkeit und Milde regiert waren, hingen doch lange Zeit hindurch noch immer an Oesterreich, und gaben davon bey jeder Gelegenheit Beweise. Im siebenjährigen Kriege hatte der König hiervon bittere Erfahrungen gemacht, da sogar Männer, die er seines Vertrauens gewürdigt, Verräther

räther wurden. Die großen Veränderungen, welche Joseph begann, die Beschränkung der Rechte und des Vermögens der Geistlichkeit, der ungewisse Zustand, worin dieselbe versezt wurde, die Härte, über welche manche sekularisirte Klostergeistliche klagten — dies Alles bewirkte eine große Veränderung in den Ansichten und Gesinnungen der katholischen Geistlichkeit in Schlesien. Sie verglich die Sicherheit ihrer Rechte und ihres Eigenthums, die völlige Ruhe, der sie unter Friedrichs Scepter genoß, mit dem ungünstigen Schicksal ihrer benachbarten Brüder in Böhmen und Mähren. Die festgesezten Abgaben, welche die Geistlichkeit in Schlesien entrichten mußte, und welche bisher für groß gehalten waren, erschienen jezt äußerst milde [39]). Dies Alles bewirkte

39) Sie waren es wirklich auch ohne diese Vergleichung. Die Geistlichkeit in Schlesien war von alten Zeiten her steuerbar gewesen; aber unter der österreichischen Regierung war die Steuer nicht immer mit Gleichheit bestimmt worden. Die Anfertigung eines neuen Katasters durch Männer von Einsicht war eine der ersten Unternehmungen Friedrichs in der neu erworbenen Provinz. Die Grundbesitzungen der Geistlichkeit wurden aufs höchste, nämlich zu 50 Procent des Ertrags, angeschlagen. Dies scheint hoch, war es aber in der Wirklichkeit nicht,

te eine groſse Zufriedenheit der ſchleſiſchen Geiſtlichkeit mit ihrem Zuſtande und die aufrichtigſte Anhänglichkeit derſelben an den preuſsiſchen Staat. Friedrich erhöhte noch dieſe Geſinnung, als er den Weihbiſchof von Breslau ausdrücklich befahl, ſämmtlichen Klöſtern und Stiftern bekannt zu machen: „daſs, ſo „lange ſie ſich wie treue und gehorſame Unterthanen „verhielten, der König nichts bey ihnen rühren noch „ändern, nichts als die eingeführte Contribution „von ihnen verlangen, noch weniger ein Stift einzie„hen werde.“ Dieſe Erklärung brachte den Enthuſiasmus aufs höchſte; in allen katholiſchen Kirchen wurde ein feierliches Te Deum abgeſungen, und ſo brachten Joſephs Reformen hervor, was Friedrichs Wohlthaten nicht hatten bewirken können; ſie machten die ſchleſiſchen Katholiken, beſonders die Geiſtlichen, zu den ergebenſten und treueſten preuſsiſchen Unterthanen.

1782 den 26 Auguſt

nicht, denn die Grundſätze, nach welchen der Ertrag abgeſchätzt wurde, waren ſehr milde. Noch mehr aber wurde die Steuer dadurch herabgeſetzt, daſs ſeit der Zeit, in welcher das Kataſter gemacht war, der Ertrag der Grundbeſitzungen fortgehend ganz ausnehmend geſtiegen, die Steuer aber ohne Rückſicht hierauf unverändert dieſelbe geblieben war.

Auch auf Pius VI wirkte dieſes Benehmen Friedrichs; er war der erſte Papſt, welcher die preußiſche Königswürde anerkannte, gegen die der römiſche Stuhl zu Anfang des 18ten Jahrhunderts förmlich proteſtirt, und der er bey jedem Anlaß fortgehend widerſprochen hatte.

Beilagen

zu der

Geſchichte der lezten Periode Friedrichs II.

Fortſetzung

vom

zehnten bis funfzehnten Kapitel.

G bis I.

Beilage G.

zu Seite 12.

Ueber den Verfall des osmanischen Reichs.

Die Vorstellungen, welche in neuern Reisebeschreibungen und andern Schriften von dem innern Zustande des türkischen Reichs gegeben worden, sind oft sehr widersprechend. Ich glaube den Verfall dieses Reichs, nach den besten Beobachtern, der Wahrheit gemäß geschildert, auch die ihn bewirkenden Ursachen richtig angedeutet zu haben, nämlich, sittliche Verderbniß der Nation und ihrer Regierer, und Zurückbleiben der Osmanen gegen die Fortschritte der europäischen Völker in Künsten des Friedens und Krieges.

Wenn Solimanns I Regierung die glänzendste Periode der osmanischen Geschichte ausmacht; so ist auch mit diesem, als Feldherr und als Regent (er hat den Beinamen der kanonische, d. i. Gesetzgeber erhalten) gleich großen Sultan dieser Glanz bereits erloschen (er starb 1566). Das Edle und

Große,

Größe, was man in den Charakteren der frühern Sultane findet, hört seit dieser Zeit auf. Die Brüder und andere Verwandten des regierenden Monarchen wurden eingesperrt und jedes Mittels beraubt, ihre Fähigkeiten zu entwickeln und Kenntnisse, ihrer Bestimmung angemessen, zu erwerben. Die Sultane überließen die Geschäfte der Regierung ganz ihren Vezieren und Lieblingen, schwächten sich in Unthätigkeit und niedriger Wollust. Seit dem Ende des 17ten Jahrhunderts führten sie ihre Heere nicht mehr selbst ins Feld; dieses aber verlangten die Osmanen durchaus, wenn sie einen Sultan ehren sollten. Einen schwachen Regenten duldete dieses Volk nicht, daher wurde seit jener Zeit der große Verfall des Reichs immer merklicher, und von manchen kundigen Beobachtern wurde schon damals behauptet, daß dessen Zerstörung kein so sehr schwieriges Unternehmen seyn dürfte. Zu diesen Beobachtern gehört Duvignau, der als französischer Gesandtschafts-Sekretair mehrere Jahre in Constantinopel gelebt und auch durch Reisen das Innere des Reichs kennen gelernt hatte. In seinem Etat présent de la puissance Ottomanne, à Paris 1687, (einer der besten unter den ältern Schriften über die Türkey) stellt er den schon damals vorhandenen großen Verfall dar, und ermuntert die christlichen Mächte, sich zu Vertreibung der Os-

Osmanen aus unſerm Erdtheil zu vereinen. Er bemerkt beſonders, daß die Türken ſelbſt eine ſolche Begebenheit als unvermeidlich bald bevorſtehend betrachten; der gemeine Mann, weil ihn alte Weißagungen in Furcht ſetzen, nach welchen Conſtantinopel, ſo wie es unter einem Mahomet (dem zweiten) erobert ſey, unter einem andern Mahomet wieder verloren gehen werde, welches auf den damals regierenden Mahomet IV gedeutet wurde. Männer von mehr Einſicht hätten die gleiche Beſorgniß, weil ihnen die Gebrechen ihrer Regierung bekannt wären und alle Vertheidigungs-Mittel gegen einen auswärtigen nachdrücklichen Angriff ganz unzureichend ſchienen. Duvignau erzählt hiervon folgendes merkwürdige Beiſpiel. Ein cirkaſſiſcher Renegat, mit dem er vertrauten Umgang gehabt, eröffnete ſich zuweilen gegen ihn ſehr freimüthig über die ausnehmende Schwäche des osmaniſchen Reichs, und auch beſonders über die Leichtigkeit, mit der Conſtantinopel von einem angreifenden Feinde eingenommen werden könne. Eines Tages vertrauete ihm dieſer Mann, er ſey feſt entſchloſſen geweſen, zu dem chriſtlichen Glauben, in dem er geboren, zurückzukehren, allein er habe dieſen Entſchluß aufgegeben, nachdem er ſich überzeugt, daß das osmaniſche Reich nur deshalb noch auf eine wundervolle Art beſtehe, weil Gott die chriſtlichen

Mächte

Mächte so sehr verblendet habe, daß sie die so auffallende Schwäche der Türken nicht sähen, noch besser benuzten, welches doch so äußerst leicht sey. Dies, sagte der Cirkassier, sey ihm ein Beweis, daß die Türken unter einer besondern göttlichen Obhut stehen, und daß die Lehre Mahomets die einzig wahre sey; dies allein, versicherte er, halte ihn ab, dieselbe zu verlassen.

Dem Duvignau haben Andere nachgeschrieben; jedoch ist der wirkliche Verfall des osmanischen Reichs von Manchem auch nach eigner Beobachtung bezeugt und als immer zunehmend geschildert worden. Nur einige neuere Schriftsteller haben aus Partheilichkeit und nach besondern politischen Absichten die Sache übertrieben. Ich nenne unter ihnen besonders den Franzosen Volney in Considérations sur la guerre actuelle des Turcs, à Londres 1788; und den Engländer Eton in a Survey of the turkish Empire, London 1798; welche beide Schriftsteller offenbar die Absicht hatten, die Osmanen in der Meinung ihrer Landsleute tief herabzusetzen und zu beweisen, es sey dem Interesse Frankreichs und Englands nicht gemäß, dem Untergange des osmanischen Reichs widerstreben zu wollen. Vielmehr bemühten sie sich zu zeigen, Europa überhaupt, und besonders

Eng-

England und Frankreich würden dadurch gewinnen, wenn die russische Kaiserin ihre Entwürfe glücklich ausführe. Diese Absicht hat jene Schriftsteller verleitet, die Nation der Osmanen so tief herabgesunken und so verderbt zu schildern, daß ihr Schicksal keine Theilnahme verdienen könne, und von ihrer Verfassung und Regierung ein so klägliches Bild zu geben, um auf das Urtheil zu führen, daß eine Verbindung mit den Osmanen gar keinen politischen Werth haben könne, und daß europäische Mächte nur vergebens ihre Kräfte anstrengen würden, wenn sie es versuchen wollten, derselben Untergang abzuwenden. Ohne in das Einzelne der Schilderungen und Behauptungen dieser Männer einzugehen, und ohne denselben die Autorität anderer Augenzeugen entgegen zu setzen, beschränke ich mich auf eine sehr einfache Bemerkung, deren Richtigkeit auch dem, der nicht in der Türkey war, einleuchten muß. Wäre das osmanische Reich in seiner ganzen innern Verwaltung wirklich so sehr zerrüttet und verfallen, wie es vorgestellet wird, wäre die Volksmenge desselben so tief herabgesunken, die größere Zahl der Menschen so entnervt, wie behauptet wird; so würde es in der That unbegreiflich seyn, wie dieses Reich doch noch immer bestehen kann, wie es noch immer seinen Feinden furchtbare Heere hat entgegen stellen können, und

wie es, auch ohne äußern Anfall, nicht schon längst in sich selbst verfallen und aufgelöset ist? Ist es wahr, daß die Pascha's in den Provinzen sich von aller Unterwürfigkeit losgemacht, und kaum noch deren äußern Schein beibehalten haben, daß sie die Unterthanen nur für sich drücken und plündern, und der Regierung nur äußerst wenig von den Einkünften zukommen lassen; wie ist es dann begreiflich, daß die türkischen Heere noch immer aus eben diesen Provinzen ergänzt werden, und woher nimmt die osmanische Regierung, welche nach jener Vorstellung fast gar keine Einnahme hat, die bedeutenden Summen, um die ungeheuren Kosten der Kriege zu Lande und zur See zu bestreiten, welche sie, besonders seit dem lezten halben Jahrhundert, hat führen müssen? Noch mehr, — ist es gegründet, daß despotische Willkühr im Innern alles Eigenthum völlig unsicher macht, wie ist es dann begreiflich, daß noch immer Landbau, Gewerbe und Fabriken aller Art mit glücklichem Erfolge in den türkischen Landen getrieben werden, und Produkte liefern, welche den Stof eines höchst bedeutenden Handels bilden, an welchem Theil zu nehmen die europäischen Nationen wetteifernd streben? Und wie ist es denkbar, daß diese Nationen den Verkehr mit einem Lande noch immer fortsetzen, in welchem der vorgegebne gänzliche Mangel

an

an Gerechtigkeitspflege ſie aller Bürgſchaft für die auf ſolchen Verkehr verwendeten Kapitalien beraubt? Wahrlich, jede Uebertreibung führt ihre Widerlegung ſelbſt mit ſich! Wenn gleich das osmaniſche Reich im Verhältniß gegen ſeine Nachbaren nicht mehr iſt, was es vor drey Jahrhunderten war, ſo iſt es doch auch nicht ſo geſunken, daß ſeine gänzliche Zerſtörung ſo leicht wäre, wie es einzelne Schriftſteller behauptet haben. Denn, wäre dieſes der Fall, ſo würden die Feinde der Türken ihre Siege über dieſelben, nicht mit ſo großem Verluſt an Menſchen haben erkaufen müſſen; es würden dieſe Siege weit größere Folgen gehabt haben, die Fortſchritte ungleich bedeutender geweſen ſeyn. Ohne ſelbſt in der Türkey geweſen zu ſeyn, kann man dieſes behaupten, und ſich überzeugt halten, daß es in derſelben bey weitem ſo arg nicht ausſieht, als es uns manche Schriftſteller glauben machen wollen. Bey allen wirklichen Gebrechen der Regierung, bey allem vorhandenen Druck leben doch noch immer in der Türkey viele Menſchen, Mahomedaner ſowohl, als Chriſten und Juden, ruhig und zufrieden, erwerben Vermögen, genießen deſſelben, und hinterlaſſen es ihren Erben. Die Lage der Staatsbedienten, vorzüglich der höhern, iſt in einem despotiſch regierten Lande gewöhnlich die unbehaglichſte und

unsicherste, die Unfälle, welche diese betreffen, fallen am meisten in die Augen, aber man hat Unrecht, von diesen auf die Lage des Privatmanns zu schliessen; dieser, besonders wenn er mit der Regierung nicht in näherer Verbindung steht, kann auch in der Türkey der Früchte seines Fleißes genießen, und wahrscheinlich sind, im Durchschnitt genommen, die Lasten hier nicht härter, vielleicht gar minder hart, als diejenigen, welche in manchen christlichen Landen die Unterthanen drücken. Dieses scheint auch der Umstand zu beweisen, daß die Eingebornen, sowohl Mahomedaner als Christen, mit Vorliebe für ihr Vaterland eingenommen sind, welches sie, im Gegensatz gegen Europa, das Land der Freiheit nennen. Aeußerst selten sieht man reiche Christen und Juden (Mahomedaner gewiß niemals) mit ihrem Vermögen nach christlichen Landen emigriren. Wenn die in der Türkey Gebornen durch ihre Geschäfte auch oft zu einem vieljährigen Aufenthalte in europäischen Handelsplätzen veranlasset werden, so kehren sie doch gewöhnlich, so bald sie nur können, wieder nach dem geliebten Geburtslande zurück. Ich erinnere mich, einst von dem Chef eines großen Handelshauses, das gleich bedeutende Geschäfte nach der Levante und nach Rußland machte, gehört zu haben, daß die im erstern Lande ausstehenden Forderungen für ungleich sicherer

ſicherer gehalten würden, als die im leztern, ſowohl, weil man zu der Rechtlichkeit der Menſchen dort mehr Vertrauen habe, als auch, weil die türkiſche Juſtiz ungleich unpartheiiſcher und ſchneller ſey.

Aus allen dieſen Umſtänden glaube ich folgern zu können, daß die ſittliche Verderbniß der Osmanen bey weitem nicht ſo arg und nicht ſo allgemein ſey, als oft behauptet worden. Bey allen nachtheiligen Folgen der zugenommenen Weichlichkeit und groben Sinnlichkeit hat der Charakter dieſes Volks noch immer viel Gerechtigkeits-Sinn, viel Edelmuth und Menſchlichkeit behalten. Daß daſſelbe in Abſicht perſönlichen Muths und Tapferkeit es mit jedem andern aufnehmen könne, geſtehen ſelbſt diejenigen, welche es am meiſten herabwürdigen, und rathen deshalb klüglich, daß man die Türken nur durch Künſte der Taktik zu beſiegen ſuchen, aber den Kampf des Einzelnen gegen den Einzelnen vermeiden ſolle, in welchem ein europäiſcher Krieger immer unterliegen werde [1]).

1) Dieſen Rath giebt unter andern Warnery in Remarques sur le militaire des Turcs et des Russes, à Berlin 1771, der, ſo nachtheilig er auch von den Streitkräften der Osmanen urtheilt, doch der Tapferkeit

Dieſe Vorſtellungen werden auch durch Männer beſtätigt, welche in den türkiſchen Landen eine geraume Zeit gelebt, mit ächtem Beobachtungsgeiſte geſehen und ohne beſondere politiſche Abſicht über ſie geſchrieben haben. Peyſſonel, der Volney's Behauptungen in einer eigenen Schrift berichtiget hat [9], kann zwar nicht als völlig unpartheiſch gerühmt werden. Sein vieljähriger Aufenthalt in türkiſchen Landen hatte ihm eine Vorliebe für den Charakter der Nation und die Grundſätze ihrer Regierung gegeben; aber es iſt nicht zu läugnen, daß eben dieſer längere Aufenthalt und die von ihm bekleideten öffentlichen Stellen (zuerſt als Miniſter bey dem Tartar-Chan, dann als General-Conſul in Smyrna) ihm auch mehr Gelegenheit gaben, ſich zu unterrichten, als ein bloßer Reiſender (wie z. B. Volney war) haben kann, und ſeine Schrift enthält über den innern Zuſtand, und beſonders über den franzöſiſchen Handel nach den türkiſchen Landen, ſehr intereſſante Nachrichten, wenn gleich ſeine lebhafte Ueberzeugung, wie die Aufrecht-

---

pferkeit der Einzelnen alle Gerechtigkeit widerfahren läßt, und das Uebergewicht der Europäer allein in die Geſchicklichkeit und Schnelligkeit ihrer Bewegungen ſetzt.

9) Examen des considérations sur la guerre actuelle des Turcs par Volney. 1788.

rechthaltung der Pforte für ſein Vaterland höchſt wichtig ſey, ihn bewogen haben mag, die Dinge in einem zu günſtigen Lichte zu ſchildern. Vorzüglich achtungswerth iſt das Zeugniß unſers Carſten Niebuhr, der durch ſeine ruhige Wahrheitsliebe, Freiheit von Vorurtheilen, und genaue Beſtimmtheit ſeiner Angaben zu den ausgezeichnetſten Reiſebeſchreibern aller Zeiten und Lande gehört. Wenn man dieſes trefflichen Mannes Reiſebeſchreibung, ſeine Beſchreibung von Arabien und die verſchiedenen kleinen Aufſätze über intereſſante Gegenſtände des Orients, welche in dem ältern und neuen Deutſchen Muſeum zerſtreut ſind, lieſet, ſo wird man zwar durchaus keine Vorliebe für die Osmanen, und die Grundſätze ihrer Regierung, aber auch keine ſo niederſchlagende Schilderungen der Verderbtheit der Nation und des Verfalls dieſes Staats finden, deren angenommene Wahrheit den fortdauernden Beſtand deſſelben zum unerklärlichen Räthſel machen müßte. Auch noch ein anderer Deutſcher, der mehrere Jahre im türkiſchen Reiche gelebt hat, Lüdeke, ſtimmt hiermit überein 3).

3) Deſſelben Nachrichten vom türkiſchen Reiche ſind zuerſt 1770, nachher in einer vermehrten Ausgabe von mehrern Bänden zwiſchen 1780-1789 erſchienen.

Ohſon, der Verfaſſer des ausführlichſten Werks, welches wir über das osmaniſche Reich von einem Eingebornen 4) erhalten haben, welches aber, wie es ſcheint, unvollendet bleiben wird, hat zwar in den bisher erſchienenen Theilen noch nicht von der politiſchen Verfaſſung gehandelt, doch geht aus ſeinen Aeußerungen ſo viel deutlich hervor, daß auch er dieſes Reich noch bey weitem nicht ſo tief geſunken glaubt, als es manche geſchildert haben. Ohnerachtet aller Misbräuche, welche ſich eingeſchlichen haben, glaubt

4) Tableau général de l'Empire Othoman, divisé en deux parties, dont l'une comprend la législation Mahométane et l'autre l'histoire de l'Empire Othoman, par M** (Muradga) d'Ohson, chévalier de l'ordre royal de Wasa, sécrétaire de S. M. le Roi de Suède et ci-devant son interprète et chargé d'affaires à la Cour de Constantinople à Paris, T. I. 1787. — T. II. 1791. In groß fol. — Der Verfaſſer, ein Armenier, iſt in Conſtantinopel geboren, hat auf dieſes Werk vieler Jahre Forſchung gewandt und, wie er verſichert, in demſelben ganz treue Auszüge aus den glaubwürdigſten türkiſchen Schriftſtellern geliefert. Die Koſtbarkeit des Originals macht daſſelbe ſehr ſelten, und das große Format den Gebrauch unbequem; deshalb verdient die Bemühung des Hrn. Prof. Beck in Leipzig Dank, der eine Ueberſetzung dieſes Werks in 5 Bänden 1789-1793 geliefert hat.

glaubt er, bedürfe es nur Männer von Charakter an der Spitze der Regierung, um dem osmanischen Reich seine alte Kraft, seinen ehemaligen Glanz wieder zu geben. Sogar hält er für möglich, was unstreitig das schwerste seyn dürfte, die Vorurtheile des Volks und dessen Anhänglichkeit an das Hergebrachte und Gewohnte so weit zu überwinden, um es zu bewegen, verbesserte Einrichtungen, Künste und Wissenschaften europäischer Staaten anzunehmen *).

*) Des Ritters Obson Worte hierüber sind folgende: La correction des abus et le changement de cet Empire ne présentent pas des obstacles insurmontables, quelque lente que soit d'ailleurs la marche des révolutions politiques et morales, qui ne sont jamais que l'ouvrage du temps et du génie. Pour réformer les Othomans il ne faudrait qu'un Sultan sage, éclairé, entreprenant. Qu'un Mohammed II, ou un Selim I, un Suleyman I montent encore sur le trône, qu'ils soyent secondés par le génie puissant d'un Vizir, qu'un Muphty, animé du même zèle et du même esprit, entre dans leurs vues, alors on verroit ces mêmes Othomans, jusque là si concentrés dans eux-mêmes, si tyrannisés par leurs préjugés populaires, entretenir avec les Européens des rélations plus intimes, adopter

Der neueste türkische National-Geschichtschreiber, der ohnlängst durch die Bemühung des Hrn. von Diez [6]) unter uns bekannt geworden, giebt eine höchst nachtheilige Vorstellung von der schlechten Verwaltung der Geschäfte im osmanischen Reich, sowohl während des Krieges als des Friedens. Dieser Mann, der viele Jahre hindurch in den wichtigsten Posten gestanden, und den Begebenheiten, die er beschreibt, sehr nahe gewesen ist, verdient ohne Zweifel vorzüglichen Glauben. Indeß kann man sich des Gedankens nicht erwehren, daß er die Sachen wol etwas übertrieben haben möge. Das persönliche Verhältniß Resmi's, so wie wir es durch sein eigenes Werk kennen lernen, macht dieses sehr wahrscheinlich. Der Krieg, welchen er beschreibt, wurde ganz wider seine Meinung unternommen. Die Versuche, ihn beizulegen,

---

adopter leur tactique et leur système militaire, se livrer aux découvertes nouvelles, cultiver les sciences et les arts, élever leur administration sur des principes différens, enfin changer absolument la face de l'Empire.

6) Wesentliche Betrachtungen, oder Geschichte des Krieges zwischen den Osmanen und Russen in den Jahren 1768 bis 1774, von Resmi Achmed Efendi. Aus dem Türkischen übersetzt und durch Anmerkungen erläutert, durch Heinrich Friedrich von Diez. Halle und Berlin 1813.

gen, wurden, wider ſein Gutachten, abgebrochen, und endlich ſchloß Resmi ſelbſt den Frieden von 1774, auf Bedingungen, deren großer Nachtheil für den osmaniſchen Staat nicht verkannt werden konnte, und die ihm viele Vorwürfe zuzogen. Er ſcheint daher ſeine Geſchichte vorzüglich in der Abſicht geſchrieben zu haben, ſich gegen dieſe Vorwürfe zu rechtfertigen, und zu beweiſen, daß auch ein ſchimpflicher Friede als eine Wohlthat betrachtet werden müſſe, weil er einen Krieg endigte, der ohne Klugheit unternommen war, und deſſen Fortſetzung, bey gänzlichem Verfall aller Kriegszucht, den Untergang des Reichs beſorgen machte. Aber auch zugegeben, daß in Resmi's Geſchichte die Fehler und Mängel abſichtlich herausgehoben, und dagegen diejenigen Thaten, welche der Tapferkeit und dem Muthe der Osmanen große Ehre machen, und an denen es auch in dieſem Kriege keineswegs fehlte, kaum angedeutet ſind; ſo enthält doch immer dieſes Werk gewiß viel Wahrheit, und iſt ein ſehr merkwürdiger Beweis von dem großen Verfalle des türkiſchen Reichs. Herr von Diez hat gute ergänzende Anmerkungen und einen intereſſanten Vorbericht über Sultan Muſtapha III, und über den Verfaſſer des Werks beigefügt, in welchem auch er behauptet, daß der Verfall des Reichs lediglich eine Folge der ſittlichen Verderbniß

und

und des gänzlichen Erlöschens des kriegerischen Geistes und Aufhörens der ehemaligen guten Einrichtungen der Osmanen sey. Nur durch Rückkehr zu diesen Einrichtungen, nur durch Festhalten an ihrer Religion und ihren Sitten, glaubt Herr von Diez, ist Erhaltung der Osmanen möglich, deren Periode noch nicht vorüber sey, wenn es gleich mit der regierenden Dynastie bald vorbey seyn möge. Jede andere Reform, besonders aber Nachahmung europäischer Künste und Bildung, welche dem orientalischen Geiste zuwider sey, würde dagegen eitel und vergeblich, sogar höchst schädlich sich beweisen. Dieses Urtheil muß um so mehr Gewicht haben, da Herr von Diez sechs Jahre als preußischer Gesandter in Constantinopel gelebt, und sich besonders bemühet hat, das Vertrauen der Eingebornen zu erwerben, und durch eifriges Studium der türkischen und anderer morgenländischen Sprachen fähig geworden ist, sowohl durch vertrautern Umgang mit verständigen Männern, als durch das Lesen der wichtigsten Schriften aller Zeiten, den Charakter der Nation besser kennen zu lernen, als es die meisten Europäer im Stande sind, welche im Orient nur unter sich leben, und mit den Eingebornen nicht anders, als durch unwissende Dolmetscher zu reden vermögen. Sehr ist also zu wünschen, daß Hr. v. Diez uns noch mehr Aufklärung

über

über die neuere Geſchichte und den wahren innern Zuſtand der türkiſchen Nation mittheilen möge. Eine ſolche Belehrung iſt beſonders zu erwarten durch die Schrift eines einſichtsvollen türkiſchen Staatsmanns, Kodſcha Begi (vertrauten Miniſters Sultan Murad IV): „die Urſachen des Verfalls „des osmaniſchen Reichs und Mittel der „Reform," welche Hr. von Diez zu überſetzen und mit Anmerkungen zu begleiten verſpricht.

Beilage H.

zu Seite 97.

Behauptung der preußischen Gerechtsame gegen die Stadt Danzig.

Geschrieben im Anfang des Jahrs 1784.

Die sogenannten Danziger seit 1772 unter Königl. Preußischer Hoheit stehenden Städte (Alt- und Neu-Schottland, Stolzenberg, Schidlitz und Langfuhr), so wie sämmtliche seewärts wohnende oder durch das Gebiet der Stadt Danzig von der Weichsel getrennte königliche Unterthanen können, wenigstens zum Theil, ihr nothwendiges Getraide und andere Bedürfnisse nur aus Danzig oder aus dem innern Theile von Preußen, vorzüglich dem Marienburger Werder, erhalten. Ihr eigener Boden sowohl, als das benachbarte Pommerellen, bringen nicht so viel Produkte hervor, als zur Consumtion erfordert werden. Diese Bedürfnisse haben in den lezteren zehn Jahren natürlich sich vermehret, da diese Gegenden durch Colonisten, meistens Fabrikanten,

ten, mehr bevölkert worden, und die hier neu entstandenen Fabriken können selbst die Materialien ihrer Verarbeitung nur auf dem angezeigten Wege erhalten. Von jeher, sowohl unter der Polnischen als Preußischen Herrschaft, wurden also diesen Einwohnern ihre Bedürfnisse zum Theil auf der Weichsel, vorzüglich aus dem Marienburger Werder, zugeführt. Die Schiffe, welche mit dieser Zufuhr sich beschäftigten, pflegten gewöhnlich bey dem Gänsekruge die für Alt-Schottland bestimmten Bedürfnisse auszuladen, wohin sie zu Lande gebracht wurdon, und mit der übrigen Ladung schifften sie neben dem Danziger Blockhause vorbey bis Schellmühle, von welchem Orte alsdann Neuschottland, Langfuhr, Schidlitz, Stolzenberg u. s. w. ihre Bedürfnisse holten [1]). Diese Schiffahrt geschah ganz frey und ungehindert, und es ist unmöglich zu behaupten, daß die Stadt Danzig sie nicht gewußt hätte, da die Schiffer allemal bey dem Blockhause anhalten mußten, um zu declariren, wie viel Getraide oder andre Produkte sie geladen und wo-

1) Von der Lage der verschiedenen Orte, welche die Richtigkeit der angeführten Umstände bestätigt, kann man sich am besten aus dem schönen Grundriß der Stadt Danzig unterrichten, den wir ohnlängst (1783) von Hrn. Sotzmann erhalten haben.

wohin ihre Bestimmung gehe? Auch noch im Jahre 1783 nahm diese Schiffahrt sogleich bey wieder offenem Wasser ihren gewöhnlichen Anfang, und währte ruhig fort bis zum 25ten April. An diesem Tage wurden zum erstenmale zwey Getraideführer aus dem Marienburger Werder, Namens Walther und Wichmann, deren Bestimmung gleichfalls Schellmühle war, auf offener Weichsel, noch ehe sie das Blockhaus erreicht hatten, von Danziger Zollbedienten angehalten und ihnen erklärt, daß man ihnen nicht erlauben werde, ihre fernere Fahrt fortzusetzen, sondern sie ihr Getraide in Danzig verkaufen müßten. Der eine dieser Schiffer verstand sich dazu, weil seine Ladung sein Eigenthum war; der andere aber mußte die seine, weil sie nicht ihm, sondern einem Preußischen Unterthan in Schoensee gehörte, in Arrest lassen. Der Königl. Preußische Resident, Hr. von Lindenowsky, wandte sich, sobald er dieses sonderbare und ganz unerklärliche Faktum erfuhr, an den Präsidenten und ersten Bürgermeister von Danzig, Hrn. Benzmann, führte gerechte Beschwerde und verlangte eine ungesäumte Loslassung des ohne alle Ursache arretirten Preußischen Schiffes. Hr. Benzmann ertheilte die Antwort: daß er von einem Befehle dieser Arretirung so wenig, als von dessen Veranlassung Kenntniß

habe,

habe, und den Herrn von Lindenowsky also nur an den Rath verweisen könne. Dieser entschuldigte sein Verfahren blos damit, daß es nicht erlaubt sey, in dem Gebiete von Danzig Getraide aufzukaufen, worauf der Königl. Resident erwiederte: wie er klar beweisen könne, daß das arretirte Getraide sämmtlich aus dem Marienburger Werder komme. Indeß noch ehe der Rath diese Antwort erhielt, ließ er das Schiff frey, und erlaubte ihm, seine Fahrt nach Schellmühle fortzusetzen. Eine Handlung, wodurch schon allein der vorige Arrest unbefugt und dessen angeführter Grund unzureichend erklärt wurde. Kaum jedoch war dieses geschehen, so wurde ohnweit des Gänsekruges eine Wachtbude errichtet und mit dreizehn Mann versehen, welche alle mit Getraide und andern Produkten versehene Preußische Schiffe anhielten, und entweder ihre Ladung auf dem Danziger Markte zu verkaufen zwangen, oder sie mit Arrest belegten. Auch hiebey zeigten sich sonderbare Widersprüche. Am 6ten Junius wurde ein Elbinger nach Alt-Schottland bestimmtes Gefäß mit einer Ladung Buchweizen nur unter dem Vorwande, daß es die Accise bezahlen müsse, nach Danzig gebracht. Der Eigenthümer bezahlte, um Aufenthalt zu vermeiden, was gefordert ward, und schickte nun einen Wagen zu Abholung des Buchweizens. Man ließ

denſelben ruhig aufladen, und dann erſt folgte die Erklärung: es ſey hier nicht allein von Accise die Rede, ſondern dieſe Waare müſſe an einen Danziger Bürger verkauft werden, widrigenfalls man ſie mit Arreſt belegen würde. Lezteres geſchah; aber wenige Tage hernach wurde der Buchweizen frey gelaſſen.

So war alſo auf einmal der ſo lange beſtandene und unentbehrliche Handel zwiſchen den durch die Stadt Danzig getrennten Preußiſchen Unterthanen gewaltſam unterbrochen, und dieſe ſollten ohne allen Grund, ohne alle vorgängige Anzeige auf einmal das Recht verlieren, einen freien Strom zu befahren, der ſeiner bey weitem größern Länge nach mit beiden Ufern ihrem Monarchen und nur in einer ſehr kleinen Strecke, und auch hier nur meiſtens mit einem Ufer, der Stadt Danzig gehört; einer Stadt, deren Souveraine durch ältere und neuere Verträge den Preußiſchen Unterthanen die Freiheit des Handels in Polen geſtattet, und dadurch ein gleiches Recht der Polniſchen in Preußen erworben haben; einer Stadt, deren Einwohner auf eben dieſer Preußiſchen Weichſel und in dem ganzen übrigen Umfang der Preußiſchen Staaten, wo es ihnen gefällt, Schifffahrt und Durchfuhrhandel treiben! und dieſe Preußiſchen Unterthanen ſollten die zu ihrem Unterhalt

oder

oder zu ihren Fabriken unentbehrlichen Bedürfnisse nur in Danzig einkaufen, und die landwärts wohnenden ihre Produkte nur hier verkaufen, sollten also nur einer von der Willkühr der Danziger Kaufleute abhängigen Existenz genießen! Diese an sich schon so feindselige Forderung wurde es noch mehr durch die Art, wie man sie machte. Immer wird es unerklärlich bleiben, wie ein einsichtsvoller Magistrat so ganz vergessen konnte, was ein Staat dem andern, noch mehr, was eine unterwürfige Stadt einem fremden mächtigen und freundschaftlichen Staat schuldig ist. Besorgte derselbe eine seiner Kaufmannschaft nachtheilige Aufkäuferey des Getraides in seinem Gebiete; befürchtete er, daß einige seiner Bürger sich vielleicht mit Fremden verbinden mögten, um zum Nachtheil des Ganzen innere Policeygesetze zu übertreten: so stand es dem Rathe frey, dieses dem Königlich Preußischen Hofe vorzustellen, die Lage der Sache anzuzeigen, Vorschläge zu Abhelfung der Beschwerden zu thun und die Sache auf eine billige Art zu reguliren. Wie sicher konnte der Magistrat Billigkeit von einem Staate erwarten, in dessen Herz seine Sta. liegt, und dessen eigenes Interesse die Erhaltung und den blühenden Handel dieser Stadt fordert! Gewiß darf der Schwächere allemal Gerechtigkeit und Begünstigung von dem Stärkern erwar-

ten, wenn dieſe Gerechtigkeit und dieſe Begünſtigung der eigne Vortheil des Stärkern ſind. Und wer kann es verkennen, daß dies der Fall von Preußen und Danzig iſt? — Der Magiſtrat dieſer Stadt konnte es, wenigſtens auf einige Augenblicke — und Widerſpruch ſeiner Handlungen war davon eine natürliche Folge. Ohne ſich zu erklären, worauf ſein unerhörtes Recht, den Preußiſchen Unterthanen die Schiffahrt auf der freien Weichſel und ihren Zwiſchenhandel zu wehren, ſich gründete; ohne zu erklären, was er beſorge, was er verhüten, was er erreichen wolle? ließ er die Preußiſchen Schiffe gewaltſam anhalten, und das Haupt dieſes Magiſtrats erklärte auf eine miniſterielle Anfrage, daß ihm weder der Befehl dieſes Verfahrens, noch was ihn veranlaßt haben könnte, bekannt ſey. Fakta alſo, die der Kenntniß der erſten Magiſtratsperſon von Danzig ſich entzogen, hatten eine ſo gewaltſame Unterbrechung des freundſchaftlichen Vernehmens mit einem benachbarten Staate, eine ſo feindſelige Behandlung der Unterthanen deſſelben veranlaſſen können? und der Rath von Danzig billigte in ſeiner Antwort dieſes Verfahren und ließ doch das arretirte Schiff wieder los — und unmittelbar darauf machte er eine auffallende Anſtalt zum fernern Arretiren, — arretirte auch wirklich wieder und ließ wieder los. Mich dünkt,

der Widerspruch ist hier unverkennbar. Entweder mußte der Danziger Magistrat den ersten Arrest vom 25ten April als ein Versehn seiner Unterbedienten entschuldigen, das Schiff frey und die fernere Fahrt der Preußischen Unterthanen ungestört lassen; oder er mußte sein Verfahren rechtfertigen, und das arretirte Schiff nicht frey lassen.

War dies Verfahren widersprechend, so war es auch nicht weniger drückend für die Preußischen Unterthanen, die durch dasselbe an ihren unentbehrlichen Bedürfnissen Mangel litten, und deren ganze Subsistenz dadurch in Gefahr kam. Sie wandten sich deshalb mit ihren Beschwerden an die Landescollegia, sie wandten sich durch abgesandte Deputirte an ihren großen Landesvater selbst, der im Junius zu Revue nach Westpreußen kam. Die Vorstellung des Königlichen Residenten wegen der ersten Arretirung vom 2ten May war unbeantwortet geblieben, und der Magistrat entschuldigte sich nachher wegen dieser Verzögerung damit, daß das zuerst in Beschlag genommene Schiff, welches jene Vorstellung veranlasset hatte, wieder frey gegeben sey. Freilich wäre diese thätliche Antwort allenfalls zureichend gewesen (obgleich die Würde des Hofes noch immer eine schriftliche und entschuldigende erforderte), wären nur

nicht unmittelbar darauf so viele andere Preußische Schiffe arretirt worden. Es blieb nun nichts anders übrig, als daß das Königl. Kabinets-Ministerium selbst dem Magistrat zu Danzig wegen dieser Neuerung Vorstellungen that und deren Abstellung verlangte. Dies geschah in einem Schreiben vom 20ten Junius, das bey der vom Berliner Hofe bekannt gemachten Wahrhaften Darstellung der gegenwärtigen Irrung mit der Stadt Danzig [2]) auch bereits dem Publikum mitgetheilt ist. Es war in demselben bestimmt und deutlich gefragt worden: was die Stadt bey dieser Neuerung für einen Endzweck habe, und wie sie dieselbe ohne irgend einen rechtlichen Grund sich zu behaupten getraue? Die Antwort erfolgte unter dem 2ten Julius, und enthielt nichts als Klagen, welche mit diesem Gegenstande keine Verbindung hatten, und unbestimmte Beziehungen auf einen nie bewiesenen, nie gewesenen Besitzstand der ausschließenden Weichselfahrt. Sonderbar genug wurde dieser Behauptung gerade entgegen unmittelbar hernach, am 13ten Julius, ein von Königsberg nach Schellmühle bestimmtes Preußisches mit Hopfen beladenes Schiff ganz ungehindert vor-

2) S. dieselbe in v. Herzberg, welcher Verfasser dieser Schrift war, Recueil Vol. I. p. 401.

vorbeigelaſſen, ob es gleich bey dem Blockhauſe Ladung und Beſtimmung öffentlich angegeben hatte. Eine ſo unbeſtimmte Antwort und ein ſo widerſprechendes Verhalten konnte unmöglich das Königliche Kabinets-Miniſterium befriedigen. Daſſelbe erließ alſo unter dem 24ten Jul. nochmals ein Schreiben an den Magiſtrat von Danzig, und verlangte eine klare categoriſche Erklärung: ob er den Königlichen ober- und unterhalb Danzigs wohnenden Unterthanen die freie Paſſage zu Waſſer und zu Lande zum Transport ihrer eigenen Bedürfniſſe und zur eigenen Conſumtion geſtatten wolle oder nicht? Man durfte verlangen, daß eine ſo genau beſtimmte Frage, die nichts als die Erhaltung des bisherigen Zuſtandes und der diesſeitigen Unterthanen verlangte, und auf keine Weiſe auf irgend eine Einſchränkung des Handels von Danzig zielte, bald und befriedigend beantwortet werden würde. Unter dem 11ten Auguſt erfolgte dieſe Antwort — und zerſtörte nun alle Hofnung, daß der Magiſtrat von Danzig ſein Unrecht erkennen und verbeſſern werde. Er beruft ſich in derſelben auf die Natur der Sache, welche es ſo mit ſich gebracht, daß am Ausfluß der Weichſel, wo zwey Handlungs- und Marktplätze neben einander nicht beſtehen können, der Stadt Danzig die Handlung allein überlaſſen worden, ohne mit einem Worte zu berühren, wenn und von

wem dieſe Ueberlaſſung geſchehen ſey? Und mit dieſer Behauptung verbindet er die ſie geradezu aufhebende, allerdings hiſtoriſch richtige: „daß viele blühende Handlungsſtädte der Preußiſchen Lande in jeder Zeitperiode eine ungeſtörte Communication durch „das Gebiet der Stadt zu Lande und auf der Weichſel gehabt hätten.“ Gerade dieſe ungeſtörte Communication war ja die ſtreitige Frage, war Alles, was man verlangte, und wie konnte der Magiſtrat von Danzig ſie zu eben der Zeit mit den ausdrücklichſten Worten zugeben und doch ſo gewaltſam unterbrechen? Er fuhr indeß fort, dieſes zu thun, ſo oft ſich ihm die Gelegenheit dazu zeigte, welche nur deshalb ſeltener wurde, weil die Preußiſchen Unterthanen nunmehr anfingen, aus Furcht vor Gefahr und Schaden die Weichſelfahrt ganz einzuſtellen. Noch am 30ten Julius wurde ein mit Getraide beladenes Schiff und zwar, nachdem es ſchon das Blockhaus vorbeigefahren, am Ufer der Preußiſchen Holminſel gewaltſam angehalten, unter beleidigendem Spott nach der Stadt gebracht und daſelbſt ſeine Ladung unter dem Preiſe zu verkaufen gezwungen. Um gleiche Gewaltthätigkeiten noch ernſtlicher fortzuſetzen, wurde das Blockhaus am 9ten Auguſt mit einem Officier und 26 Grenadiers und bald nachher auch mit Kanonen beſezt.

Die

Die Würde des Königs, die Rechte seiner Unterthanen waren nun so offenbar beleidigt, alle Vorstellungen waren so sehr erschöpft, daß kein Mittel übrig blieb, als durch thätliche Verfügungen die Stadt zu einer Abänderung ihres Verfahrens zu nöthigen. Die Weisheit des Monarchen wählte indeß die mäßigste Gattung der Repressalien zuerst. Am 22ten August besezte der Königl. Obrist von Pirch beide Ufer der Weichsel auf Holm-Insel und bey Schellmühle (beides auf Königl. Gebiete) mit einem kleinen Commando, um alle von Danzig nach der See, oder aus dieser nach der Stadt fahrende Danziger Schiffe anzuhalten und zurückzuweisen, wobey aber alle fremde Schiffe und sogar Danziger kleine Gefäße oder Bordings, welche den in Neu-Fahrwasser liegenden fremden Schiffen ihre Ladung zuführten, durchgelassen wurden; der Handel der Stadt ward also nur sehr wenig unterbrochen. Diese Repressalien brachten die gehofte Wirkung nicht hervor, und man mußte also zu einem höhern Grade derselben sich entschließen. Gegen Ende des Septembers wurde auch die Weichselfahrt nach Polen, und die Zufuhr der Stadt von der Landseite gesperrt. Diese Maaßregeln wurden allemal mit erneuerten Vorstellungen und mit dem Erbieten, sie sofort einzustellen, begleitet, wenn nur die Stadt den freien Handel der

Königlichen Unterthanen wenigstens bis zur ausgemachten Sache und salvo jure partis utriusque gestatten wolle. Die möglichste Vorsorge für die Erhaltung ihres Handels, die billigste Befriedigung in Absicht aller ihrer gegründet befundenen Beschwerden, die indeß diese Angelegenheit nicht angingen, wurden zugleich zugesichert. Aber alles umsonst. Während dieser Zeit wurden mehrere Königliche Unterthanen und sogar angesehene Militair- und Civilbediente von dem Danziger Pöbel auf das gröbste beleidiget und von dem Magistrat dieses eben so wenig wirksam gehindert, als die gehörige Genugthuung und Bestrafung der Schuldigen verfügt. Der König sah sich also gezwungen, am 17ten Oktober einige Truppen unter Commando des Königl. General-Majors Hrn. von Egloffstein in das Danziger Gebiet (welches bey den bisherigen Repressalien noch sorgfältig unberührt geblieben) einrücken und die Stadt von der Land- und Wasserseite strenge einschließen zu lassen. Diese Blokade hat drey Monate gedauert und ist ohne Zweifel für die Unterthanen der Stadt (so wie für die benachbarten diesseitigen, die den größern Theil ihrer Produkte nirgend anders als in Danzig absetzen können) sehr drückend und beschwerlich gewesen, obgleich diese Stadt selbst der außerordentlichen Mäßigung und strengen Disciplin

des

des commandirenden Generals Gerechtigkeit widerfahren lassen müssen, und die Verpflegung der Truppen bey weitem nicht die Kosten erfodert hat, welche in den öffentlichen Blättern ganz übertrieben angegeben worden. Indeß blieb auch diese Verfügung eine geraume Zeit ohne alle Wirkung. Statt die ihr wiederholentlich vorgelegten so billigen und gerechten Forderungen zu erfüllen, wollte sie erst nunmehr diese Angelegenheit der Vermittelung Sr. Königl. Majestät von Polen überlassen, Dessen gegründete Autorität sie doch in so vielen andern Fällen, z. B. bey der zu Aufhebung des Abschosses zwischen den Preußischen und Polnischen Staaten geschlossenen Convention, nicht anerkennen wollen, und ohne dessen Erlaubniß sie diese Gewaltthätigkeiten angefangen hatte. Sie schlug endlich ein Interimisticum auf zwey Monate vor, binnen welchen die Preußischen Unterthanen ihre unentbehrlichen Lebensbedürfnisse unter verschiedenen Einschränkungen sich sollten zuführen dürfen. Ein Antrag, der in der That eine neue Beleidigung war, da diese kärgliche Freiheit, welche, dem Völkerrecht und undenklichen Besitzstand entgegen, so ungerecht gehemmt war, gerade nur für die Monate November und December wieder gestattet werden sollte, in denen die Natur an die Stelle des Danziger Blockhauses trat, und unpartheiisch Preu-

ßen

ßen und Danzigern die Weichſelfahrt unterſagt. Zu gleicher Zeit wandte ſich die Stadt an verſchiedene fremde Höfe, und ſuchte dieſelbe durch Klagen, die entweder ganz ohne Grund waren oder gar nicht zu dieſer Angelegenheit gehörten, für ſich zu intereſſiren. Vorzüglich ſezte ſie ihr Vertrauen in die allgemein bekannte Großmuth und Gerechtigkeitsliebe Ihro Ruſſiſch Kaiſerl. Majeſtät, und wenn ſie je richtig urtheilte, ſo war es hier. Sowohl die durch eine beſondere Garantie der Stadt zugeſicherte Gnade, als vorzüglich auch die zwiſchen dem Preußiſchen und Ruſſiſchen Staat ſo glücklich beſtehende freundſchaftliche Verbindung, bewog die Kaiſerin, ihre Mediation zu Beilegung dieſer Irrungen anzubieten. Der König benuzte mit Vergnügen dieſe Gelegenheit, Seiner erhabenen Alliirten einen neuen Beweis Seines freundſchaftvollen Vertrauens zu geben, und Sie von der Gerechtigkeit und Mäßigung der Maaßregeln, zu denen Er Sich gezwungen geſehn, zu überzeugen. Sogleich an eben dem Tage (dem 25ten November), da Seiner Majeſtät dieſe Mediation angetragen wurde, nahmen Sie dieſelbe an und befahlen Ihrem Reſidenten in Warſchau, Hrn. Kriegsrath Buchholz, ſich nach Danzig zu begeben, und daſelbſt mit den Deputirten dieſer Stadt unter Vermittelung des Ruſſiſch-Kaiſerlichen Reſidenten, Hrn.

Gene-

General-Majors von Peterſon, in Unterhandlung zu treten, zu der auch der König von Polen den Hrn. Grafen von ꝛc. Unruh als Commiſſarius abſchickte. Hr. Buchholz kam am 9ten December vor Danzig an. Dieſe Stadt wählte Deputirte zu der Negotiation, und am 17ten wurde in der Vorſtadt Langarten die erſte Conferenz gehalten. Die Reſultate dieſer Unterhandlung waren aber noch nicht befriedigend, weil der Rath zu Danzig ſie mit der Forderung eröffnete, daß der König die ſo lange verzögerten und ſo nothwendig gemachten Repreſſalien aufheben ſolle, ohne dagegen auch nur eine interimiſtiſche Anerkennung der Freiheit und Rechte ſeiner Unterthanen zu erhalten, und ohne daß auch die Stadt ihre gewaltſamen Verfügungen einſtellen wollte. Eine ſo ſonderbare Forderung konnte natürlich nicht bewilligt werden. Es geſchah indeß Alles, um das aufrichtige Verlangen des Preußiſchen Hofes, dieſe unangenehme Irrung auf die billigſte Art beizulegen, zu bezeugen. Um alle Anſtände der Negotiation zu heben, ſchlug man aus eigener Bewegung vor, die Conferenzen künftig in dem neutralen Hauſe des Ruſſiſch-Kaiſerlichen Miniſters zu halten, und Hr. Buchholz begab ſich am 31ten December in die Stadt.

Der

Der Preußische Hof hatte indeß den Russisch-Kaiserlichen von der wahren Lage der Sache, von dem unstreitigen Rechte dieſſeitiger Unterthanen, und von der ausnehmenden Mäßigung, die man den sonderbaren Anmaaßungen der Stadt Danzig entgegengesezt, durch ein kurzes Memoire zu überzeugen gesucht. Die Wahrheit that auch hier ihre Wirkung, die sie bey dem erhabenen Geiſte und der so ausgezeichneten Gerechtigkeitsliebe einer Catharina II unmöglich verfehlen konnte. Dieſe große Monarchin zeigte Sich auch hier ganz in der Ihr so eignen Größe. Ein Blick auf die Ihr vorgelegten Gründe und den bisherigen Gang dieſer Angelegenheit reichte hin, Sie zu überzeugen, daß auch Friedrich II nie anders, als Seiner würdig handeln könne. Sie ließ dem Magiſtrat zu Danzig bedeuten, daß er die Unterbrechung des bisherigen Zuſtandes einſtellen, und eine illimitirte freie Schiffahrt der Preußiſchen Unterthanen wenigſtens interimiſtiſch bis zu völliger gütlicher Beilegung der Streitigkeit geſtatten müſſe, wenn er wolle, daß der König die Blokade proviſoriſch aufheben ſolle, welches Ihro Ruſſiſch-Kaiſerl. Majeſtät nur unter dieſer Bedingung von der Freundſchaft und Gerechtigkeit Sr. Königl. Majeſtät erwarteten. Auch des Königs von Polen Majeſtät ließen unter dem 9ten Januar 1784 durch ein von Ihrem

Chargé

Chargé d'Affaires, Hrn. von Zablocki, übergebenes Memoire dem Königl. Ministerio bekannt machen: „wie Sr. Königl. Polnische Majestät dem „Danziger Magistrat Ihren Willen dahin bekannt „gemacht hätten, daß die Stadt vor allen Dingen „den Preußischen Unterthanen die freie Durch„fahrt auf eine unbestimmte Zeit bis zu „Ende der Unterhandlungen und ohne „andere Bedingung, als die von salvo jure „zugestehen sollte, und da Sr. Königl. Majestät „mit Grunde erwarteten, die Stadt Danzig werde „diese Dero Willensmeinung befolgen; so „hofften Sie, daß dagegen Sr. Königl. Majestät von „Preußen die Großmuth beweisen würden, die Blo„kade der Stadt aufheben zu lassen."

Diese Bedeutung Ihro Majestät der Kaiserin von Rußland und diesen Befehl Ihres Oberherrn und Monarchen befolgte die Stadt Danzig nur dadurch, daß sie am 10ten Jannar 1784 dem Königl. Residenten durch den Königl. Polnischen Commissarius, Hrn. Grafen von Unruh, folgende Erklärung übergeben ließ: „Wie in demüthigster Befol„gung der allerhöchsten Willensmeinung Sr. Königl. „Majestät Ihres Allergnädigsten Königs und Herrn, „gesammte Ordnungen sich bereit und willig wollten

„fin-

„finden lassen, den Consumtions-Bedürfnissen für „die bey dieser Stadt wohnenden Königl. Preußischen „Unterthanen salvo jure tempore illimitato bis „zu Ausgang der, unter Allerhöchster, der Stadt „huldreichst verliehenen Russisch-Kaiserl. Vermitte„lung allhier zu pflegenden Negotiation, die freie „Passage auf der Weichsel und auf allen öffentlichen „Landstraßen des hiesigen Gebiets zuzugestehen."

Man darf diese Erklärung nur gegen den so eben angeführten Befehl Sr. Königl. Majestät von Polen halten, um zu urtheilen, ob dessen Befolgung auch eben so treu als demüthig sey? Der König von Polen befiehlt die Zugestehung einer freien Durchfahrt auf eine unbestimmte Zeit, bis zu Ende der Unterhandlungen ohne andere Bedingung, als die von salvo jure; und die Stadt bewilligt diese Durchfahrt mit einer fünffachen Restriction, indem dieselbe nur zugestanden werden soll:

1) den Königl. Unterthanen, die um Danzig wohnen;

2) nur zu ihrer Consumtion;

3) nur auf den sogenannten öffentlichen Landstraßen;

4)

4) nur bis zu Ausgang der itzigen Unterhandlung, und

5) nur in so weit dieselbe zu Danzig gepflogen würde.

Eine den gerechten Forderungen des Königs und den gemessenen Vorschriften Ihro Russisch-Kaiserl. und Königl. Polnischen Majestäten so wenig zusagende Erklärung konnte unmöglich als befriedigend angenommen werden. Sr. Königl. Majestät entschlossen Sich indeß, Ihre gegründete Empfindlichkeit über diese abermalige beleidigende Verzögerung der Stadt Danzig auch diesmal Sich nicht abhalten zu lassen, nur Ihrer gewohnten Großmuth und Mäßigung zu folgen. Aus Achtung für der Kaiserin und des Königs von Polen Majestät, aus Vertrauen, daß diese Souverains, so wie Sie die Gerechtigkeit der Sache bereits anerkannt, sie auch, ohne daß es fernerer gewaltsamen Maaßregeln bedürfe, zu einem befriedigenden Ausgang leiten würden, endlich aus Mitleiden mit dem Unglück der unschuldigen Einwohner des Danziger Gebiets beschlossen des Königs Majestät, die Blokade von Danzig auf eine Zeitlang zu suspendiren, und ertheilten dazu Dero General-Major, Hrn. von Egloffstein, am 15ten Januar die nöthigen Befehle, ließen aber auch durch den-

ſelben zu gleicher Zeit dem Rath von Danzig erklären,

„daß wenn die Stadt nicht binnen kurzer Zeit und „noch vor Eröffnung der Weichſelſchiffahrt, ſich zu „Anerkennung Dero gerechten Forderungen und Ab„ſchließung eines billigen Vergleichs willig und be„reit zeigte, alsdann des Königs Majeſtät zu Er„haltung Dero Unterthanen und Behauptung ih„rer Gerechtſame, Sich genöthiget ſehen würden, „die Repreſſalien zu erneuern und noch weit ſchär„fer ausüben zu laſſen.“

Die Aufhebung der Blokade erfolgte hiernach wirklich am 22ten Januar.

Eine dazwiſchen gekommene Krankheit des Hrn. von Peterſon verzögerte indeß den Fortgang der Unterhandlung zu Danzig, und dies veranlaßte die Kaiſerin von Rußland, es dem König zu überlaſſen, ob dieſelbe nicht beſſer zu Warſchau fortgeführt werden könnte, wo ſie ihrem Ambaſſadeur, dem Hrn. Grafen von Stackelberg, bereits die nöthigen Inſtructionen zu dieſem Geſchäft ertheilt habe. Der König wählte dieſes mit Vergnügen, und erkannte hierin einen neuen Beweis der zuvorkommenden Freundſchaft ſeiner großen Verbündeten;

Hr.

Hr. Buchholz ging am 12ten Jänner wieder nach Warschau zurück. Die Deputirten der Stadt werden ihm hoffentlich bald nachfolgen, und es ist nicht zu zweifeln, daß diese Streitigkeit nunmehro, nach den von dem König gegebenen Beweisen einer unter gleichen Umständen in der Geschichte gewiß seltenen Mäßigung und unter der Vermittelung eines Ministers, dessen große Talente und Staatskenntnisse schon bey so vielen wichtigen Vorfällen erprobt sind, in kurzem völlig befriedigend werde beendigt werden.

Während wir diese angenehme Nachricht erwarten, scheint der gegenwärtige Augenblick der schicklichste für das Publikum, welches an dieser Sache Theil nimmt, und vielleicht auch für die Bürger Danzigs, noch einmal ruhig Gründe und Gegengründe gegen einander zu halten und sich zu dem Gesichtspunkt zu erheben, aus dem allein diese in ihren Anheben so kleine, aber in ihrem Fortschritte, und noch mehr in den Folgen, die sie befürchten ließ, so wichtige Sache richtig kann beurtheilt werden. Die vorhergehende kurze Darstellung der Thatsachen ist der strengsten Wahrheit gemäß, sie beruhet auf den pflichtmäßigen Berichten der in diesem Geschäfte gebrauchten Königl. Bedienten, und den Original-Acten der ganzen Unterhandlung. Kein Factum ist anders

vorgestellt, als wie es wirklich sich ereignet, keines, das zur Sache gehörte, ist vorbeigelassen. Selbst ein Löblicher und Erleuchteter Rath von Danzig wird dieses nicht verkennen. Meiner Absicht nach sollte kein Ausdruck der nur treuen Erzählung, dieses gemeine Wesen und seine Oberhäupter beleidigen; denn Beleidigung der Art, selbst in einer Schrift, die ihrer Absicht nach bestreitend seyn muß, ist unter der Würde eines gutdenkenden Privatmanns. Aber sicher darf man auch der Billigkeit des Magistrats von Danzig es zutrauen, daß er es der Geschichte verzeihen werde, wenn sie, um wahr zu seyn, nicht immer auch angenehm für ihren Held seyn kann.

Aus den vorgelegten Thatsachen ergiebt es sich deutlich, daß Danzig zuerst den Zwischenhandel der Preußischen Unterthanen unter einander und ihre Schiffahrt auf der Weichsel unterbrochen habe. Da diese Thätlichkeit durch keine Erklärung, keine Beschwerdeführung eingeleitet wurde, so ist es nicht leicht zu bestimmen, wohin eigentlich die Ansprüche und Absichten des Raths zu Danzig gerichtet sind, und mit welchen Gründen er sie unterstützen wolle? Die beiden gedruckten Schreiben desselben an das Königl. Cabinets-Ministerium und einige dem Königl. Re-

Reſidenten eingereichte Noten geben hierüber in der That keine deutliche Auskunft; nur aus Vergleichung mehrerer Stellen dieſer verſchiedenen Papiere und einiger Danziger Privatſchriften [1]), kann man ſich überzeugen, daß die eigentliche Abſicht des Magiſtrats

1) Außer dem Schreiben des Weltbürgers ſind mir bekannt geworden:

1) Observations sur l'Exposé de la Contestation actuelle de S. M. le Roi de Prusse avec la ville de Danzig, nur ein halber Bogen, meiſt mit Declamationen über das Unglück von Danzig angefüllt, ohne in die ſtreitigen Rechtsfragen ſelbſt einzugehen.

2) Ein Aufſatz in den Schlözerſchen Staatsanzeigen, Heft 20. Nr. 63. iſt am beſten und mit anſtändiger Mäßigung im Ausdruck geſchrieben, enthält aber ſowohl über dieſen Gegenſtand, als überhaupt das Verhältniß von Danzig gegen Preußen und deſſen neueſte Geſchichte, verſchiedene offenbar unrichtige Thatſachen. Eine der auffallendſten findet ſich p. 461, wo behauptet wird, „es ſey mit Zeugniſſen, Briefen und Unterhandlungen erweislich, daß vom Jahr 1773 an öfter oder unterbrochener, nachdem die Verſuche der Preußiſchen Unterthanen auf der Weichſel es nöthig gemacht, Bitten und Vorſtellungen dieſerhalb bey dem Königl. Cabinets-Miniſterio gemacht worden, ohne doch einer befriedigenden Antwort darüber gewürdigt zu ſeyn.“ Nie iſt ein Schreiben der Art von dem Danziger Magiſtrat eingegangen, derſelbe hat mit Gewaltthätigkeit angefangen, wie es in dem vorhergehenden facto der ſtrengſten Wahrheit gemäß vorgeſtellt iſt.

bey dieſem Streite ſey: „die Schiffahrt auf der Weichſel Danzig vorbey, ſowohl ſee- als landwärts, ausſchließlich für die Bürger dieſer Stadt zu behaupten und ſie allen Fremden zu verwehren, welche ihre nach Danzig gebrachte Produkte nur an Danziger verkaufen, ihre Bedürfniſſe nur von Danzigern kaufen ſollen. Auch die Preußiſchen Unterthanen ſollen nicht die Erlaubniß haben, durch das kleine Gebiet von Danzig ſich ihre Bedürfniſſe einander zuzuführen, obgleich die Danziger dagegen das Recht haben wollen, durch den ganzen Umfang der Preußiſchen Staaten zu Waſſer und zu Lande ihre Waaren durchzuführen.“

Dies iſt es, was Danzig fodert, nenne man es, wie man will; ſo viel iſt klar, daß eine Einſchränkung der natürlichen Freiheit der fremden und beſonders der Preußiſchen Unterthanen zu ausſchließlichem Vortheil Danzigs verlangt werde. Es iſt allgemeines Menſchenrecht, einen Strom zu befahren, ſeine Produkte auf ihm fortzubringen; freilich hat der Souverain des Landes, durch welches der Strom fließt, die Macht, dieſes Recht zu beſchränken, oder es gar ausſchließlich ſich ſelbſt oder ſeinen Unterthanen beizulegen. Aber will er dieſes, und doch zugleich die freie Befahrung eben dieſes Stroms in einem

einem benachbarten Staat für seine Unterthanen behaupten; so müssen besondere Verträge eine solche Ungleichheit der Rechte zwischen zwey Staaten festgesezt haben. Mangeln diese Verträge, so tritt die allgemeine Freiheit und das Recht der Reciprocität ein; z. B. wenn der Staat A. den Unterthanen des Staats B. die Befahrung eines Flusses in einer Strecke von mehr als 20 Meilen verstattet, so muß auch dieser sie jenen auf 4 Meilen nicht wehren wollen. Dies ist genau der Fall von Preußen und Danzig in Absicht der Weichsel. Dieser Strom tritt oberhalb Thorn in das Königreich Preußen ein, und während des größten Theils seines Laufs bleibt er in demselben. Nur wie er sich dem Ausfluß nähert, berührt er die Besitzungen von Danzig, die aber mit dem Königl. Preußischen Gebiet so vermischt sind, daß nur an wenigen Stellen beide Ufer der Stadt gehören. Bey seinem wirklichen Ausfluß besizt der König sein westliches Ufer nebst dem Hafen Neufahrwasser und der Schiffs-Rhede, die Stadt Danzig aber das östliche Ufer *). Alle

*) Der durch seine vortrefliche Landcharten-Zeichnung berühmte Hr. Hofr. Oesfeld hat die Gefälligkeit gehabt, nach den besten Charten und Vermessungen mir folgende genauere Auskunft über das Verhältniß der Weich-

Polnische Unterthanen und besonders auch die Danziger haben das Recht, die Weichsel in dieser ihrer grösern Strecke zu befahren, ihre Produkte auf derselben zu verschiffen, unter Bestimmungen und gegen Abgaben, die in den Traktaten zwischen beiden Staaten festgesezt, also von dem König und der Republik Polen selbst für gerecht und billig anerkannt sind. Wenn nun hiergegen die Preußischen Unterthanen nicht gleiche Freiheit haben sollten, sich in Polen und besonders dem Danziger Gebiet der Handelswege zu Was-

---

Weichsel im Preußischen und Danziger Gebiet zu geben: Oberhalb Thorn berühret die Weichsel zum erstenmal mit ihrem rechten Ufer die Preußische Gränze. Von Thorn an ist zwey Meilen lang das rechte Ufer Preußisch und das linke Polnisch. Dann sind zwanzig Meilen lang beide Ufer Preußisch. Hierauf ist $2\frac{1}{2}$ Meile lang das rechte Ufer Preußisch und das linke gehört der Stadt Danzig. Dann kömmt eine Strecke von 3 Meilen, wovon beide Ufer der Stadt Danzig gehören, bis zum Danziger Blockhaus. Von da ab $\frac{1}{4}$ Meile lang um den Holm ist das rechte Ufer Preußisch und das linke Danzigisch. Nicht weit von Schellmühle werden beide Ufer $\frac{1}{4}$ Meile lang Preußisch, alsdann gehört das rechte Ufer zum Gebiet von Danzig, das linke ist Preußisch bis an Neufahrwasser, etwa eine starke $\frac{1}{4}$ Meile lang; die Wasserfahrt durch das neue Fahrwasser $\frac{1}{4}$ Meile lang ist auf beiden Seiten Preußisch. **Vom Blockhause an bis zum Ausfluß der Weichsel gehören also nirgend beide Ufer der Stadt.**

Wasser und zu Lande zu bedienen, so müßte dieses durch besondere Verträge ausgemacht seyn.

Und diese Verträge existiren allerdings, aber weit entfernt, die natürliche Freiheit beiderseitiger Unterthanen einzuschränken, bestätigen sie dieselbe vielmehr nach dem billigen Gesetz der Reciprocität, und setzen auch eine vollkommene Gleichheit in Absicht der Abgaben fest. Die zwischen Polen und Preußen in Absicht des Handels geschlossene Haupt-Traktaten sind folgende:

1) Der im Jahr 1436 zwischen dem König Uladislaus III von Polen und dem deutschen Orden, als damaligen Souverain von Preußen und dessen Ordensmeister, Paul von Rusdorf, geschlossene Perpetua Pax et Foedus. In demselben ist mit so ausdrücklichen und bestimmten Worten, als nur immer, um ähnliche Anmaaßungen, wie die itzige, zu verhüten, gewählt werden können, festgesezt:

„daß alle und jede Unterthanen der Ordens-Län-
„der alle Waaren und Sachen, von welcher Art
„sie seyn mögen, durch das ganze Reich Polen zu
„Lande und auf den Strömen auf- und abwärts,
„bis an das Meer und über das Meer, in großen
„und kleinen Schiffen, mit und ohne Ladung, wenn

„und wie ſie wollen, auf immer, ohne allen Aufent„halt und Hinderniſſe, ſollen frey durchführen, wo„und wenn ſie wollen, ſich damit aufhalten, ihre„Waaren verkaufen, oder wenn ſie dieſes nicht„wollen, nach eigenem Gefallen, auf- und ab„wärts, ſie weiter bringen können s)."

2)

s) Dieſer Traktat findet ſich vollſtändig abgedruckt in dem Codex Diplomaticus Regni Poloniae et Magni Ducatus Lituaniae, Tom. IV. pag. 123, und die hieher gehörige Stelle, p. 130. iſt im Original folgende: Item liber sit transitus et via omnibus mercatoribus ac incolis Terrarum ac Dominiorum Ordinis cum suis mercantiis, frumentis cujuscunque grani, et rebus quibuscunque, et cujuscunque conditionis vel maneriei existant, sine impedimento vel angaria per terras et maria, aquas et flumina quocunque ascendendo et descendendo per ipsum Regnum in et ad Regnum Poloniae Terras Lituaniae Samogitarum, Mazoviae et Russiae atque terras praedictas, ac per ipsa flumina seu aquas usque ad maria, et trans mare in navibus parvis sive magnis, vacuis sive oneratis, in perpetuum, quomodocunque et quotiescunque voluerint, absque aliquo arresto, vel impedimento cujuscunque, et specialiter oppidanorum in Thorun, quas quidem merces, frumenta et res ut praescriptum est,

si

2) Der Friede von 1466 zwiſchen König Kaſimir III und dem deutſchen Orden beſtätigt den vorhergehenden Vertrag wegen der Handlung, und beſtimmet noch beſonders:

„daß die Polniſchen und Preußiſchen Unterthanen „in beiderſeitigen Landen nicht gezwungen werden „ſollen, bey irgend einer Stadt oder Ort, es ſey „unter was vor Vorwand es wolle, mit ihren „Waaren und Sachen anzulanden und ſich aufzu„halten, außer in Königsberg 6).

3)

si praefati mercatores seu incolae Ordinis ducentes vendere, aut stare in aliquo locorum seu civitatum ad portum sive ripam praedictarum aquarum sive maris situatorum seu situatarum voluerint, est et debet esse in ipsorum arbitrio et voluntate. Si vero vendere noluerint, possunt absque omni impedimento ire, seu ascendere vel descendere, quo eis placuerit cum rebus praedictis, ut superius est expressum, teloniis et antiquis depositis prout supra salvis.

6) S. dieſen Traktat in dem Cod. Dipl. Regni Pol. T. IV. p. 163, wo die angeführte Stelle p. 170 folgende iſt: item ordinamus et statuimus, ut omnes mercatores, tam Regni nostri Poloniae, Principatuum, Terrarum et Dominiorum nostrorum,

3) Der ewige Friede von 1525 zwiſchen König Sigismund I von Polen und Albrecht, dem erſten Herzog von Preußen, beſtätigt dieſes und ſezt noch ausdrücklich hinzu:

„daß alle Flüſſe, beſonders auch die Weichſel, allen Einwohnern Preußens frey ſeyn, und dieſe „nicht gezwungen werden ſollen, nach beſtimmten „Orten, und namentlich nach Danzig, zu fahren 7).“

4)

rum, et regni ac episcopatus, Capitulique Varmiae, quam Terrarum Prussiae in ditione Domini Ludovici Magistri et Ordinis sui consistentes sint, ubique in terris et in aquis tuti et securi, et nullae illis molestiae inferantur, nec cogantur, nisi solitis et veteribus stratis itineribus et locis ambulare, aut ad aliquam civitatem, castrum et locum, sub praetextu cujuscunque constitutionis vel edicti, cum rebus et mercibus suis, cujuscunque manieriei existant, de cetero applicari, praeterquam in Kinsberg, juxta conventionem desuper factam, super qua speciales a Nobis literae emanarunt.

7) S Cod. Dipl. Pol. IV. p. 229: idem quod profundum Balgen ad mare recens Haeb, et ubicunque alias profunda id est ostia maris fuerint, caput Vislae, et omnia flumina omnibus Prussiae

4) Die Renovatio perpetuae Pacis et Concordiae von 1529 wiederholt die Beſtimmungen des Traktats von 1436 mit denſelben Worten [8]).

5) Auch der Welauiſche Traktat von 1657 beſtätigt in allgemeinen Ausdrücken die reciproke Handlungsfreiheit beiderſeitiger Unterthanen [9]).

6) Zu dieſen ältern Verträgen kömmt nun noch der neueſte, welcher zwiſchen dem König und dem König und der Republik Polen am 18ten März 1775 unter dem Titel: Acte separé contenant tout ce qui a rapport au Commerce des deux Etats, zu Warſchau geſchloſſen iſt. Derſelbe ſezt die Handelsfreiheit beiderſeitiger Unterthanen unter den genaueſten Beſtimmungen einiger Einſchränkungen und der Ab-

---

siae incolis, ut in ipsis navigare et trajicere possint, libera sint. Et peregrini mercatores nec in Koenigsberg, nec Brunsbergk, Elbingum, Gedanum, aut in ullam aliam civitatem proficisci cogantur, sed debent libere, non coacti prout ipsis placuerit, velificare et navigare. Attamen sine antiquorum teloneorum et privilegiorum detrimento.

8) S. l. c. T. IV. p. 258.

9) S. l. c. p. 489 und 490.

Abgaben in beiden Staaten fest. In dem 2ten Art. dieses Traktats wird der Stadt Königsberg ausdrücklich ihr Stapelrecht reservirt, und dadurch diese uralte Ausnahme von der den Polen in Preußen bewilligten Freiheit der Durchfuhr und des Handels wieder bestätigt. Im 6ten Artikel wird gesagt, daß die Stadt Danzig in Absicht des Transito-Zolles wie eine fremde Stadt behandelt werden solle; und im siebenten Artikel wird hiernach der in Absicht des Ein- und Ausfuhr-Zolles zwischen beiden Staaten gegenseitig beliebte Tarif von zwey Procent, für die aus Polen nach Danzig und aus Danzig nach Polen transportirte Waaren auf zwölf Procent modificirt. Weiter wird Danzigs in diesem so genaue Bestimmungen enthaltenden Traktat nicht erwähnt [10]).

Nach

10) Die beiden Artikel, worauf es hier ankömmt, sind folgende: Art. VI. La ville de Danzig étant totalement étrangère au Roi de Prusse, sera assujettie aux mêmes loix et conditions que l'étranger pour le payement du transit, sans aucun autre péage sous quelque pretexte que ce soit.

Art. VII. Pour prévenir tout arbitraire dans les perceptions, ainsi que les difficultés et contestations, qu'elles pourroient occasionner, S. M. à fait former un Tarif, qui fixe les droits pour

Nach dem deutlichen Inhalt dieser Verträge ist es also eine keinem Zweifel unterworfene Geschichtswahrheit:

„daß die Preußischen und Polnischen Unterthanen „das Recht haben, in beiderseitigen Staaten zu „Wasser und zu Lande ihre Produkte unter gewis„sen Bestimmungen und Ausnahmen frey und un„gehindert durchzuführen."

Der neueste Traktat enthält die näheren Bestimmungen dieser Freiheit in Absicht der Abgaben und einiger Ausnahmen. Auch die ältern reserviren die Beobachtung der alten Straßen und jedes Orts specielle Privilegien und Freiheiten. Wenn also eine Preußische Stadt den Polnischen, oder eine Polnische den

pour chaque objet sur le pied de deux pour cent pour les importations et les exportations pour la Pologne, et qui servira de base pour les perceptions; et en consequence les droits ne seront exigés que sur ce pied pour tout ce que les Polonois importeront dans les Provinces de S. M. ou en exporteront; mais un droit de douze pour cent sera exigé pour tout ce que les Polonois transporteront de Pologne à Danzig et à l'étranger, au de Danzig et de l'étranger en Pologne. S. diesen Traktat in v. Martens Recueil Tom. IV. p. 160.

den Preußischen Unterthanen die traktatenmäßige freie Durchfuhr wehren will, so muß sie beweisen,

„entweder daß sie deshalb mit einem besondern Pri-
„vilegio ihres Souverains schon vor jenen Ver-
„trägen versehen worden; oder daß sie zur Zeit
„jener Traktaten ein ausschließendes Recht auf den
„Gebrauch eines gewissen Stroms oder einer
„Straße gehabt und wirklich ausgeübt habe, mit
„Wissen oder doch stillschweigender Billigung ihres
„Oberherrn."

Eins von diesen beiden muß also die Stadt Danzig für sich anführen können, wenn sie den Preußischen Unterthanen die Durchfuhr durch ihr Gebiet auf der Weichsel oder zu Lande nicht gestatten will. Da dieses privative Recht der Stadt Danzig von großer Wichtigkeit seyn würde, so ist es ungemein wahrscheinlich, daß desselben in den Traktaten eben so ausdrücklich erwähnt seyn müßte, wie des Stapel-Rechts der Stadt Königsberg in dem Frieden von 1466, und dem Commerz-Traktat von 1775, welcher leztere besonders alle Ausnahmen der im Allgemeinen festgesezten Handelsfreiheit mit so vieler Bestimmtheit enthält. Indeß steht es allerdings noch immer der Stadt Danzig frey, auch für sich eine Ausnahme von der Regel zu beweisen; aber es ist

auch

auch nur ihre Sache, dieſen Beweis zu führen, und ſo lange dies nicht geſchehen, bleibt die Regel wider ſie. Die Preußiſchen Unterthanen haben dieſe für ſich, und ſind alſo nicht verbunden, einen negativen Beweis zu führen.

Doch obgleich nicht verbunden, ſind ſie im Stande, auch dieſen Beweis zu liefern. Die wichtigſten Privilegia der Stadt Danzig ſind von ihren eigenen Beamten und Hiſtorikern durch den Druck öffentlich bekannt gemacht; über den Beſitzſtand ſind eben ſo unverwerfliche Zeugniſſe vorhanden, und man kann alſo beweiſen,

„daß die Stadt das Recht, den Preußiſchen Unterthanen die Weichſelfahrt zu wehren, niemals weder erhalten noch ausgeübt habe.“

Erſtlich: ſie hat es nicht erhalten. Dieſer Satz iſt in der nachfolgenden Schrift (nämlich dem Schreiben eines Elbingers) ſo deutlich und überzeugend dargethan, daß Keiner, der es mit Aufmerkſamkeit leſen will, an deſſen Richtigkeit mehr wird zweifeln können. Es bleibt mir alſo nichts übrig, als hier nur dieſen Beweis zu leichterer Ueberſicht kurz zuſammenzufaſſen. Die itzige Stadt Danzig beſteht eigentlich aus drey beſondern, zu verſchiedenen

Zeiten und unter verschiedenen Umständen erbaueten Städten: die alte Stadt, die Rechte Stadt und die Junge Stadt. Der Ursprung der ersten verliert sich in sehr entfernte Zeiten; sie ist wahrscheinlich nach und nach aus einem Fischerdorfe zu einer Stadt angewachsen, über deren Größe und Beträchtlichkeit selbst die Danziger Geschichtschreiber nicht eins sind [11]). So viel aber ist gewiß, daß von ihren Rechten und Privilegien keine Nachricht auf uns gekommen, daß sie in Vergleichung mit der spätern Rechten Stadt nicht von Bedeutung gewesen sey, auch, wie es aus den sowohl lezterer als der Jungen Stadt ertheilten Privilegien klar erhellet, weder an der Weichsel noch an der Motlau, sondern tiefer im Lande gelegen, also auf eine ausschließende Befahrung dieser Flüsse unmöglich habe Anspruch machen können. Die Rechte Stadt wurde im Jahr 1311 von den Kreuzherren angelegt und erhielt

von

11) Schütz Hist. rer. Prussicarum p. 10. und Curike Histor. Beschreibung von Danzig, p. 11. geben das Jahr 1185 für das Jahr der Erbauung, und den Pommerschen Herzog Subislaus als ihren Erbauer an. Hartknoch im Alten und Neuen Preußen hält die Stadt schon für viel älter, und in den Preußischen Sammlungen 1. p. 331 u. f. und p. 651 f. ist es wahrscheinlich gemacht, daß dieselbe schon im Jahr 997 vorhanden gewesen sey.

von ihnen einen Freiheitsbrief oder Handfeste. Dieſer beweiſet, daß dieſe Erbauer und Oberherren der noch izt beſtehenden eigentlichen Stadt Danzig ihr ſo wenig ein ausſchließliches Recht des Weichſelhandels gegeben, daß ſie ſogar die durch die Stadt fließende Motlau, wie auch noch auf dem Grunde dieſer Stadt drey Wege ſich und dem Lande zu Nutz frey behalten haben. Die Junge Stadt wurde im Jahr 1391 gleichfalls vom deutſchen Orden erbauet und 1455 zum Beſten der Rechten Stadt wieder abgebrochen; ihre Handfeſte beweiſet, daß auch bey dieſer drey Landſtraßen vorbehalten worden. Im Jahr 1454 unterwarf ſich Danzig mit den übrigen Preußiſchen Ständen dem König von Polen Kaſimir III, welcher der Stadt unter dem 16ten Junius d. J. ein Privilegium ertheilte, das die vorigen der Hochmeiſter beſtätigte, der Stadt gewiſſe Güter des Ordens ſchenkte, aber von Handlung und Schiffahrt nichts enthält. Ein zweites Privilegium eben dieſes Königs vom Jahr 1455 überträgt der Stadt die Adminiſtration der Seerechte des Königs am Preußiſchen Strande, jedoch mit deſſelben oder ſeines Anwalds Rath, Wiſſen und Willen; aber von einem ausſchließenden Recht der Weichſelfahrt iſt darin kein Wort enthalten, und es iſt klar, daß jene durch die Umſtände bewirkte

Zeitverordnung unmöglich izt für einen Beweis derſelben gelten könne.

Eben ſo wenig enthält irgend ein andres Privilegium der Könige von Polen auch nur ein Wort von einem ausſchließlichen Rechte der Stadt Danzig auf die Weichſelfahrt. Der Magiſtrat derſelben hat dieſes ſelbſt anerkannt [12]), und es iſt aus den klaren Worten der angeführten Freibriefe, auf denen die Grundverfaſſung von Danzig beruht, unverkennbar, daß dieſelben den freien Handel durch die Stadt ſogar ausdrücklich vorbehalten.

Zweitens: Danzig hat das Recht, keine fremde Schiffe vorbeizulaſſen, nie ausgeübt. Es iſt nicht zu läugnen, daß ein undenklicher Beſitzſtand die Kraft eines Privilegii habe, und auch ein Recht erwerbe, das ſonſt nur von Regenten verliehen werden kann [13]). Aber dieſer Beſitz-

12) In dem, dem Kön. Reſidenten Hrn. von Junck übergebenem Promemoria vom 20ten Febr. 1767 heißt es ausdrücklich: „Nun hat Danzig ſich in dieſer Sache „niemalen auf ein von der Herrſchaft erlangtes Privi„legium berufen.“

13) Die römiſchen Geſetze entſcheiden ausdrücklich für dieſen der Ruhe der bürgerlichen Geſellſchaften wichtigen Grund-

ſtand muß erwieſen werden, und zwar natürlich nicht blos verneinend. Wäre nie ein Preußiſches Schiff Danzig vorbeigefahren; ſo wäre doch dadurch keinem das itzige Recht dieſer Vorbeifahrt unterſagt. Dieſe iſt offenbar eine res meae facultatis, ein Recht aller Menſchen, den Preußen noch beſonders durch Traktaten befeſtigt. Deſſen Nichtgebrauch auch durch Jahrhunderte beweiſet alſo nichts; es muß vielmehr bewieſen werden,

„daß die Preußiſchen Unterthanen bey Danzig „vorbeiſchiffen wollten, von der Stadt aber daran „ſind behindert worden, und daß ſie alsdann ſich „dabey beruhigt haben.“

Dieſen Beweis hat die Stadt nie geliefert und kann ihn nie liefern. Dagegen können die Preußiſchen Unterthanen, ſo wenig ſie auch rechtlich dazu verbunden ſind, mit nicht zu widerſprechenden Factis be-

Grundſatz. S. unter andern Leyſer Med. ad Pand. T. VII. Sp. 461. §. 9 et 10. In Abſicht des Stapelrechts ſind auch beſonders die Rechtslehrer der Meinung, daß es allerdings per praescriptionem immemorialem erworben werde. S. Luebeck de jure Stapulae C. 4. §. 9. Hiſtoriſche Nachr. vom Stapelrecht der Stadt Magdeburg 1741. p. 88, ſo wie auch Boehmer in Electis Juris Civilis T. III. p. 199.

weisen: daß sie zu allen Zeiten Danzig vorbeigeschifft sind, entweder ohne allen Widerspruch, oder mit Durchsetzung ihres Rechts auch gegen den Versuch des Widerspruchs.

Selbst die itzige Streitigkeit liefert davon den nächsten Beweis. Sie entstand, weil der Magistrat zu Danzig den langjährigen Besitzstand der Preußischen Unterthanen, sich einander ihre Bedürfnisse und Produkte die Stadt vorbey und durch deren Gebiete zuzuführen, gewaltsam unterbrechen wollte. Die Unterthanen beschwerten sich deshalb, daß ihnen ihre Nahrung und Subsistenz, die auf dieser Schifahrt beruhe, geraubt werde, und bezogen sich ausdrücklich darauf, daß sie vor und nach der Besitznehmung von Westpreußen immer diese Fahrt getrieben, und zwar öffentlich mit Anmeldung ihrer Bestimmung und Ladung bey dem Blockhause, also mit Wissen der Stadt und ohne ihre Widerrede, von der vor dem 25ten April 1783 sich keine Spur findet. Alle Vorstellungen, alle Protokolle der abgehörten Unterthanen stimmen in dieser Thatsache überein; zum Beweise mögen einige derselben dienen [14]), und ihr ganzer Ton und Inhalt mag jeden Unpartheiischen überzeugen, ob hier von etwas anderm, als einem gesör-

14) Siehe dieselben in der Beilage A.

ſtörten undenklichen und für die Subſiſtenz dieſer Unterthanen äußerſt wichtigen Beſitzſtande, die Rede ſey?

Aber auch aus frühern Zeiten, auch für die ältern Preußiſchen Unterthanen, kann der Beweis dieſes Beſitzſtandes mit gleicher Stärke geführet werden. Von jeher haben die Königsberger Kaufleute, ſo oft ſie es für gut, ihrem Vortheile oder den Umſtänden gemäß gefunden, aus fremden Ländern ihre Waaren ſeewärts durch den Danziger Hafen auf der Weichſel kommen laſſen, oder nach fremden Ländern auf eben dieſem Wege verſchickt. Sie ſind dabey niemals gehindert oder angehalten worden, ſondern haben nur die gewöhnlichen Abgaben erlegen müſſen. Die deutlichſten Zeugniſſe des Königl. Commerz-Collegii und des Magiſtrats zu Königsberg, die Ausſagen der angeſehenſten dortigen Kaufleute behaupten dieſen Beſitzſtand, dieſe Ausübung ihres Rechts, Danzig vorbey auf der Weichſel nach und aus der See zu fahren, als eine notoriſche und keines Beweiſes bedürfende Sache. Ich liefre auch hiervon einige keinen Zweifel übrig laſſende Belege in der Beilage B.

Zwar hat der Danziger Magiſtrat wirklich zuweilen verſucht, den Königsbergern dieſes Recht ſtrei-

tig zu machen, aber jeder dieser Versuche hat nur zu neuer Bestätigung desselben gedient, da ihm allemal nachdrücklich widersprochen und auf diesen Widerspruch das angehaltne Schiff oder Gut eines Königsbergers freigelassen ist. So wurde im Jahr 1760 eine Danziger Verordnung, nach welcher „alle daselbst „seewärts für fremde Rechnung eingekommene Waaren weder auf der Weichsel noch landwärts weiter „gebracht, sondern entweder an Danziger Bürger „verkauft oder zurückgesandt werden sollten," sofort von den Königsbergern als eine widerrechtliche ganz unbefugte Neuerung angesehen, deshalb Beschwerde geführt und bewirkt, daß der Königl. Resident auf das stärkste widersprechen und auf deren Abstellung dringen mußte. Dieses geschahe besonders, als im Jahr 1764 der Danziger Magistrat wirklich, in Beziehung auf jene Verordnung, eine den Königsberger Kaufleuten Cruse und Vernezobre gehörige, von St. Petersburg auf Danzig gesandte Quantität Eisen nicht auf der Weichsel verabfolgen lassen wollte, sondern verlangte, daß dieselbe entweder wieder über See oder zu Lande nach Königsberg gebracht werden sollte. Auf den Widerspruch gegen diese sonderbare Forderung wurde von derselben wieder abgestanden und das Eisen frey gelassen; indeß gab dieser Vorfall den Anlaß zu einem langwierigen Schriftwechsel, in wel-

welchem der Danziger Magiſtrat ein Jus Emporii behaupten wollte, deſſen Ungrund aber in den ihm von dem damaligen Kön. Reſidenten, Hrn. von Junck, und dem Kön. Hrn. Geh. Finanzrath Reichard übergebenen Noten auf das bündigſte dargelegt wurde. Daß auch in noch frühern Zeiten ein ſtarker Seehandel aus dem innern Preußen und Polen geführt worden, bemerkt unter andern Hartknoch. Nach ihm iſt bis zu Ende des vierzehnten Jahrhunderts von den Städten Thorn und Culm ein ſtarker Handel zur See getrieben und die fremden Schiffe ſind bis zu dieſen Städten gekommen, weshalb dieſer Schriftſteller ſich auf die Correſpondenz jener Städte mit auswärtigen Mächten beziehet. Der Seehandel derſelben iſt bis auf dieſen Zeitpunkt ſo beträchtlich und dagegen der von Danzig ſo unbedeutend geweſen, daß ſogar Schriftſteller dadurch zu den Irrthum verleitet ſind, die Erbauung Danzigs erſt in das Jahr 1400 zu ſetzen [15]). Daß indeß

15) Hartknoch Altes und Neues Preußen p. 374. „Der Reichthum (der Stadt Culm) iſt geflossen aus den „Schiffahrten, ſo man von dannen in Dannemark, „Schweden, Teutſchland, Niederland und Engeland „angeſtellet. Denn obgleich alles das für Fabelwerk zu „halten, was noch heutiges Tages unter dem gemeinen „Mann

dieſe Stadt erſt nach jener Zeit den Seehandel an ſich gezogen und die innern Städte davon verdrungen habe.

„Mann geredet wird, als ſollte vor Zeiten die See oder „das baltiſche Meer bis an Culm gegangen ſeyn, ſo iſt „doch dieſes mehr denn gewiß, daß umb dieſelbe Zeit „Schiffe bis nach Culm, ja auch wol bis nach Thorn „gegangen ſeyn, und daß auch dieſe Städte ihre Schiffe „in weit entlegene Länder geſchicket. Dieſes giebt an „den Tag das ſchöne an dem Markt zu Culm liegende „Packhaus, da vormahlen die Engeländer ihre Waaren „gehabt, nun aber zu Brodtbänken und andern Nutzen „gebraucht wird. Eben dieſes ſehen wir aus denen „Thorniſchen Actis, daraus ich hier umb mehrerer Gewiß„heit eins und das andere beifügen will. Im Jahr „Chriſti 1345 wird gemeldet, daß ein Thorniſches Schiff „an Frießland Schiffbruch gelitten. Im 1370ſten Jahr „ſtehet, daß denen Schiffbrüchtigen unter Bornholm ein „Brief gegeben, und ein anderer an die Stadt Danzig „umb des Schiffherren Frucht willen. Item, daß in eben „denſelben Jahre den Schiffbrüchtigen ein Brief gege„ben ſey an die Städte Gripswald und Sund. An. 1375 „ſind wiederumb denen, die Schiffbruch erlitten, an „die Stadt Sund: In eben denſelben Jahre an den „König in Dannemark wegen Schiffbruchs Briefe gege„ben worden. Anno 1377 iſt eben deßwegen geſchrieben „an den Herren von Purbuß. Im Jahr Chriſti 1387 „iſt ein Brief eben derſelben Urſach wegen gegeben an „den Biſchoff von Ripen und ein anderer an den König „von Dannemark. In dem 1395ſten Jahre hat die Stadt „Thorn in dieſer Sachen geſchrieben an den Erzbiſchoff „zu Lunden. Anno 1397 an den Herzog von Schleßwig.

„Nach

habe, kann nicht bezweifelt werden. Eine Urſache liegt in der von Hartknoch angeführten phyſiſchen Veränderung der Weichſel, welche großen Schiffen ſo weit hinauf zu gehn nicht mehr erlaubte; theils aber haben auch ohne Zweifel die vorher angeführten Befeſtigungen der Könige von Polen, und beſonders das der Stadt Thorn im Jahr 1527 genommene

„Noch der Zeit finde ich in gedachten Thorniſchen Actis „von dieſer Städte Schiffahrten gar nichts, daraus ich „ſchließe, daß ſie etwa im Anfang des XV Seculi ein „Ende genommen, welches hergegen die Stadt Danzig, „die umb dieſe Zeit gering geweſen, ſehr in Aufnahme „gebracht. Daher kömbt es auch, daß Petrus Bertius „geſchrieben, Danzig ſey um das 1400 Jahr, oder kurz „vorher gebauet, und habe aus dem Untergange der „Stadt Thorn ihren Anfang genommen. Ob zwar Jo„hannes Angelius Werdenhagen recht daran iſt, daß er „dem Bertio in dieſem Stücke widerſpricht, als ſollte „dazumahl allererſt die Stadt Danzig erbauet ſeyn, „weil es bekannt iſt, daß Danzig älter ſey als „Thorn, und weil Thorn nicht untergegangen, wie „Bertius ſchreibet, ſondern noch ziemlich floriret. „Dennoch iſt auch Bertii Meinung in ſo weit nicht zu „verwerfen, weil die Hemmung der Schiffahrten bis an „Culm und Thorn, ſo umb dieſelbe Zeit, weil der Fluß „ſich erbreitert, und alſo die vorige Tiefe verlohren, „geſchehen, der Stadt Danzig zu Statten kommen, und „daß von der Zeit an Danzig immer weiter in Aufneh„men gebracht worden: Thorn aber und Culm dagegen „viel von ihrer vorigen Glückſeligkeit verlohren.“

mene Stapelrecht dazu beigetragen. Denn gerade das Decret, wodurch dieſes geſchehen, giebt allen und jeden Polniſchen Unterthanen das Recht,

„die Weichſel ſowohl auf- als abwärts und übers „Meer zu befahren, ohne alle Hinderung und Auf„halt von Seiten der Bürger zu Thorn oder ir„gend eines andern Menſchen,“

wodurch alſo einem ausſchließlichen Recht der Danziger auf die Weichſelfahrt, an das damals gar nicht gedacht wurde, und nach ihrem damaligen eignem Wunſche und Abſichten, auf ewige Zeiten widerſprochen iſt.

Bis zu den älteſten Zeiten, bis zum Urſprung von Danzig hinauf iſt alſo mit unverwerflichen Zeugniſſen bewieſen, daß dieſe Stadt nie ein ausſchließliches Recht der Weichſelfahrt erhalten, nie in deſſen Beſitze ſich befunden habe; daß vielmehr ihre Privilegien, die Geſetze des Staats, dem ſie angehört, und deſſen Verträge mit dem Preußiſchen, die freie Fahrt durch die Stadt ſelbſt und auf der Weichſel ausdrücklich vorbehalten, und die Preußiſchen Unterthanen ſich dieſer Freiheit immer und bis zum Jahr 1783 bedient haben. Dieſen beiden ſchon völlig hinreichenden Gründen kann nun noch das eigne Geſtänd-

ſtändniß des Magiſtrats von Danzig beigefügt werden. Schon die vorher bemerkten Fälle, wenn die Stadt verſucht hat, Preußiſche Schiffe und Güter anzuhalten, aber ſie auf dagegen gethane Vorſtellungen wieder frey gegeben, ſchon dieſe enthalten ein ſolches Geſtändniß; aber die bey ſolchen Gelegenheiten gegebene Erklärungen drücken es in den deutlichſten, keines Doppelſinns fähigen, keine Ausnahme oder Reſervation geſtattenden Worten aus. Hier ſind ein Paar dieſer Erklärungen, gegen welche nichts zu ſagen übrig bleibt:

Im Jahr 1758 ließen die Berliniſchen Kaufleute Gotskowsky und Conſorten durch Danzig gewiſſe Gelder transportiren, welche daſelbſt angehalten wurden. Auf deshalb geführte Beſchwerde that das Königl. Cabinets-Miniſterium dem Magiſtrat die gehörigen Vorſtellungen und erhielt von ihm unter dem 30ten Juni ej. a. eine vollkommne befriedigende Antwort. Nach derſelben waren die aus einem andern Grunde arretirten Gelder ſofort wieder losgelaſſen, ſobald man erfahren, daß ſie nur zur Durchfuhr beſtimmt geweſen, und hiebey wird ausdrücklich erklärt:

„daß der Magiſtrat niemals der Meinung geweſen,
„auf einige Weiſe zu verhindern, daß irgend ei-

„ner-

„nerley den Preußiſchen Unterthanen gehörige Waa„ren oder Gelder, welche blos zum Tranſit nach „Danzig gekommen, ohne Schwierigkeit frey durch „die Stadt gehen mögten, auch den Danziger Kauf„leuten nie gewehrt habe, die von ihren Correſpon„denten an ſie geſandte Gelder oder Waaren an „andere Oerter weiter zu ſpediren.“

In der durch das vorher erwähnte Edict vom Jahr 1760 erregten Streitigkeit erhielt der Königl. Reſident, Hr. von Junck, unter dem 20ten Februar 1767 von dem Danziger Magiſtrat ein Promemoria, in welchem ſich folgende Erklärung findet:

„Das Jus Stapulae hat ſich die Stadt Danzig „wider die Königl. Preußiſche Unterthanen niemals „zugeeignet, und würde es etwas ungerechtes gewe„ſen ſeyn, wenn ſie die fremden nach dem Königs„reiche Preußen, oder von dannen durchgehende „Waaren angehalten haben ſollte, denen vielmehr „zu allen Zeiten frey durchzugehen verſtattet wor„den.“

Dieſe deutliche und beſtimmte Erklärung ſoll nun zwar in dieſem Promemoria durch eine Diſtinction zwiſchen Jus Stapulae und Jus Emporii wieder eingeſchränkt werden. Nur lezteres, nicht erſteres, behauptet die Stadt Danzig ſeit undenklichen Jahren zu beſitzen, und

und will aus demſelben ihre neuerlichen Anmaaßungen herleiten [16]). Da in der gegenwärtigen Streitigkeit auf dieſe Diſtinction oft zurückgekommen iſt, und ſie eigentlich den Haupt- und einzigen Grund der Stadt

16) Die ganze hieher gehörige Stelle iſt folgende: „Durch „das jus Stapulae werden die zu Lande oder auf „Ströhmen eingekommenen Waaren zum Verkauf, ent„weder kürzer oder länger, nach Maaßgebung eines Pri„vilegii oder Vergleichs angehalten, und vor Verlauf „ſolcher Zeit nicht weiter zu gehen verſtattet, oder auch „gar wieder zurück gewieſen. Das Jus emporii iſt von „einer ganz andern Beſchaffenheit, und betrift die Waa„ren, die zur See durch den eigenen Hafen des Orts „von Fremden eingeführt werden, die daſelbſt allein an „die dortige Bürger zu verkaufen ſind, und die man „nicht weiter zu führen erlaubt. Das Jus Stapulae hat „ſich die Stadt Danzig wider die Königlich Preußiſche „Unterthanen niemals zugeeignet, und würde es etwas „ungerechtes geweſen ſeyn, wenn ſie die fremden nach „dem Königreich Preußen oder von dannen durchgehende „Waaren angehalten haben ſollte, denen vielmehr zu „aller Zeit frey durchzugehen verſtattet worden. Das „Jus emporii aber hat die Stadt in Anſehung der über „See durch ihren Hafen gekommenen und nach Königs„berg und andern Oertern des Königsreichs Preußen be„ſtimmten Waaren von undenklichen Zeiten beſtändig „genoſſen, welches weder der deutſche Orden, da der„ſelbe [illegible] Theil Preußen behalten, noch die gefolg„ten Herzoge, noch die durchlauchtigſten Könige ange„fochten, bis man vor wenig Jahren ſolches zu beſtrei„ten angefangen.“

Stadt Danzig ausmacht, ſo wird es nicht unnütz ſeyn, die wahre Beſchaffenheit derſelben kurz zu entwicklen. Zuvörderſt iſt hiebey merkwürdig, daß die Stadt Danzig erſt in neuern Zeiten dies Jus Emporii ſich beizulegen verſucht hat. Zwiſchen ihr und der Stadt Königsberg ſind wegen von beiden Seiten in Beſchlag genommenen Waaren oft Streitigkeiten entſtanden, und es findet ſich darüber eine ſehr ausführliche Correſpondenz in der Regiſtratur des Königsberger Magiſtrats, aber des Juris Emporii wird darin mit keinem Worte erwähnt, ſo ſehr es auch oft den Danziger Behauptungen zu ſtatten gekommen wäre, und ſo nothwendig oft dieſes wichtige Recht, wenn es die Stadt beſeſſen, hätte angeführt werden müſſen, nur in der vorher angeführten Stelle erklärt ſich der Magiſtrat, was er eigentlich unter dieſem Rechte verſtehe? Eine genauere Unterſuchung dieſer Materie giebt uns indeß das Reſultat, daß entweder dieſe Erklärung unrichtig oder Jus Stapulae und Jus Emporii nicht von einander verſchieden, ſondern ſynonymiſche Benennungen ein und derſelben Sache ſeyn müſſen [17]). Wenige Bemer-

17) So ſagt Lübeck in ſeinem Traktat de jure Stapulae Cap. II. §. 3: Alio nomine (Jus Stapulae) sa-lu-

merkungen werden dieſes zu beweiſen hinreichen.

„Das Stapelrecht in ſeiner allgemeinſten Bedeutung beſtehet in der einer Stadt ertheilten Befugniß, alle oder gewiſſe Waaren, welche in dieſelbe (oft auch ſogar nur in eine gewiſſe Nähe von ihr) gebracht werden, auf beſtimmte Zeit oder auf immer anzuhalten und in einem gleichfalls mehr oder weniger beſtimmten Vorrechte ihrer Bürger bey dem Verkauf oder auch der weitern Fortführung dieſer Waaren.“ Nachdem dieſe Vorrechte mehr oder weniger ausgedehnt, auf alle oder nur einige Waaren, auf alle oder nur gewiſſe Zeiten beſtimmt

---

lutatur jus sistendi et Stabulandi, Jus Stationis et exonerandi, Marquardus appulsum et exonerationem mercium vocat. Dicitur etiam a quibusdam Jus Emporii et quae synonyma apud auctores alia occurrunt. Eben ſo Engelbrecht de Jure Stapulae itaque cum et vocis (nemlich Emporii) natura Stapulae omnino sit conveniens, ac res hac notione involuta, idem sit cum Stapula ejusque jure, restat, ut Stapulae Jus cum Emporii jure unum idemque esse ac synonymice invicem dici ac praedicari posse asseramus.

ſtimmt ſind, ergeben ſich die verſchiedenen Unterabtheilungen, zu denen auch Jus Geranii und Jus Nundinarum gehören. Hauptclaſſen machen Jus Stapulae plenum et minus plenum; zu leztrem gehören alle vorher erwähnte und ſonſt möglichè nähere Beſtimmungen und Einſchränkungen der Vorrechte einer Stapelſtadt. Jus Stapulae plenum aber iſt das Vorrecht einer Stadt, daß alle Fremde alle Arten von Waaren durch dieſelbe nicht durchführen dürfen, ſondern an ihre Bürger und nur an dieſe verkaufen müſſen [18]). Und gerade eben dieſe Definition giebt uns (nur mit Einſchränkung auf die Seewärts gekommenen Waaren) der Magiſtrat zu Danzig von dem Jure Emporii, und wenn er alſo

18) Engelbrecht in Dissert. de Jure Stapulae ſezt den Zwangverkauf an die Bürger der Stapelſtadt als eine nothwendige Bedingung hinzu p. 11: Jus Stapulae plenum illud est, quod secum habet merces solis incolis vendendi necessitatem conjunctam, und p. 25: Non satis est iis, qui Stapulae Jure gaudent, primam facere emendi copiam sed praeterea ipsas res, non aliis, quam iisdem civibus vendere oportet. Eben ſo ſagt Lübeck de jure Stapulae c. III. §. 3: Jus Stapulae plenum quod quidem proprie Jus Stapulae dicitur, est quod habet annexam vendendi necessitatem.

also das Stapelrecht nicht zu behaupten erklärt, so legt er es sich doch wirklich in seinem vollkommensten Umfang, in seiner strengsten und eigentlichsten Bedeutung bey. Will man diese Bedeutung nicht annehmen, so bleibt für Jus Emporii keine andere übrig, als daß darunter ganz unbestimmt und allgemein das Recht einer Stadt, Handlung zu treiben, und in einzelnen Fällen ein Inbegriff verschiedener einzelner Rechte (als das Meß-Krahn-Recht, Gattungen von Stapel- und Niederlage-Recht) verstanden werde. Obgleich das Recht, Handel zu treiben, überhaupt den Städten eigen ist, und dessen Ausübung in einem ausgezeichneten Grade nicht von Freiheitsbriefen der Regenten, sondern vom Zusammenflusse der Umstände herrühret, welche die Handlung an einen Ort vorzüglich hinziehen, so haben doch in mittlern Zeiten sich viele Städte ausdrücklich als freie Handelsstädte, Emporia, privilegiren lassen. Sowohl die vermehrte Sicherheit, als auch der verhofte größere Credit konnte ein Beweggrund seyn, daß diese Städte nicht damit zufrieden waren, wirklich reiche Handlung zu haben, sondern auch gern Kaiserl. oder Königl. privilegirte freie Meß-Handlungs- und Wechselstädte sich nennen ließen. Und weil nun manche dieser Städte zugleich

das Stapelrecht in mehr oder weniger Ausdehnung, manche andere Rechte, manche aber gar keine weitern besondern Vorzüge, als ihren Handel hatten: so iſt daraus natürlich die ſchwankende Bedeutung des Worts Jus Emporii entſtanden. So haben die meiſten und gründlichſten Rechtsgelehrten die Sache angeſehen und deshalb die allgemeine und unbeſtimmte Erklärung dieſes Ausdrucks angenommen, und nur wenige haben in dem Jure Emporii noch mehr, als das Stapelrecht, oder eigentlich das Jus Stapulae plenum finden wollen [19]).

Jene

19) Unter leztern drückt ſich Leuber in: Magdeburgiſchem Stapel und Niederlage, derſelben Fueg und Unfueg 1658. F. 490. 491 und 492 ganz gleichſtimmend mit dem Danziger Promemoria vom 20ten Februar 1767 aus: „Wo ſchlechte Jahrmärkte und Meſſen ſeyn, ohne Niederlage und Stapelgerechtigkeit, da mag ein jeder „Waaren zu- und wieder abführen, feil haben, verkaufen und nicht verkaufen, wie er will, er hat deſſen „allen guten freien Willen. Wo aber Stapelrecht iſt, „da mag man wohl die Waaren zuführen, allein man „muß ſie auch feil haben, einſetzen und niederlegen, „und hat ſolche Freiheit im Kaufen und Verkaufen nicht. „Das Jus Emporii nun erſtrecket ſich noch weiter, und „iſt vom Jure Nundinarum und Jure Stapulae „dergeſtalt unterſchieden, daß wo ermelte Nundinae „und ermelte Stapulae ſeyn, da mag auch ein Fremdder Waaren zuführen, und ein ander fremdder Han-„dels-

Jene Bestimmung scheint auch mir zwar die richtigere, indeß kömmt es izt hierauf nicht an. Man

„delsmann von solchen frembden Handelsmann die „Waaren abkaufen, und haben dabey die Einwohner des „Orts, da Jahrmärkte und Stapeln gehalten werden, „mehr nichts denn gute bequeme Gelegenheit zu handeln „und der Obrigkeit Zolle, Wegegeld, Marktgeld und „Accisen vermehret werden, und daß die Einwohner „etzlicher Orten den Vorkauf vor andern haben. Aber „wo das Jus Emporii in vollem Flor ist, da mag ein „Frembder wohl frembde Waaren zuführen, und muß „solche niederlegen, und des Orts verhandeln oder ver„kaufen, und zwar alleine den Einwohnern. Aber an „solchem Orte dürfen Frembde von Frembden keine „Waaren erhandeln und erkaufen, sondern die Frem„den müssen diejenigen Waaren, so sie handeln und „erkaufen wollen, alleine von den Einwohnern des „Orts kaufen, erlangen und handeln."

Es haben aber schon mehrere bemerkt, daß diese Definition durchaus keinen historischen Grund habe, und es ist sonderbar, daß Leuber keinen andern Beweis derselben, als eine Hamburger Deduction von 1620 anführt. Ein von Pfeffinger im Vitr. illustr. T. III. p. 199. angeführter Schriftsteller Klock de Contrib. macht darüber folgende mir sehr richtig scheinende Anmerkungen: Jus Emporii adhuc praerogativam quandam meretur praë Jure Nundinarum, respectu perpetui exercitii, dum scil. omni exterarum Nationum atque peregrinorum Generi, negotiandi, atque merces suas adferendi vendendique

verſtehe unter Jus Emporii, was man wolle, ſo kann Danzig mit demſelben ſein Verfahren nicht rechtf-

que copiam facit, pro eorum arbitrio, et quovis tempore, hac tamen sub cautione, ne perpetuo ibi morentur, aut tanquam quaedam mercium Domicilia sibi in iis Emporiis constituant; alias longe melior Peregrinorum existeret conditio, quam incolarum atque Civium, quod Juri Nundinarum, tantum certis anni temporibus licitum est. Sunt quidem nonnulli, qui opinantur, Jus Emporii liberrimum aditum peregrino cuilibet facere sed ita restrictum, ut advehentibus non nisi cum Civibus Emporii, minime vero (ut Leubero videtur) cum alio peregrino, commercium instituere liceat; at vero cum hactenus non viderimus quem colorem hujus sententiae invenire potuerint vix dignam existimamus cui subscriberemus, provocamus potius ad observantiam omnium Emporiorum in quibus contrarium demonstrari potest ex facili.

Auch Bilderbeck im teutſchen Reichsſtaat (Edition von 1738) p. 282 giebt von dem Jure Emporii den Begriff, „daß daſſelbe nach Documenten und Praxi „darin beſtehe, daß ein Ort vor einen Han„dels- und reſpective Wechſelplatz gehalten „und einem jeden dahin zu handeln, Waaren Pack- und „Laſtwelſe dahin zu führen, und ſelbige daſelbſt an „Fremde

rechtfertigen. Denn immer muß von zwey Fällen einer hier eintreten.

„Fremde oder Einwohner zu verkaufen freige„laſſen werden müſſe.“ Eben ſo ſagt Born de Jure Stap. ac Nund. Lipsiens. Diss. prior. p. 15: Jus Emporii est illarum urbium, ubi cunctis quarumcunque gentium negotiatoribus semper potestas est, suas merces deferendi vendendi vel permutandi causa. Sed reliqua, quae nonnulli solent addere, non fluunt ex ipsa notione Emporii, sed pendent fere a privilegio aut statutis cujusvis civitatis. Tale est, ut solis civibus allatae merces vendi, nec nisi ab his ulterius deferri queant.

Ich füge dieſem noch dasjenige bey, was einer der neueſten Schriftſteller über dieſe Materie, Hr. Windſcheid, in Commentatione de Stapula Dusseldorpii 1775. p. 43 seq. und, wie mich dünkt, mit vieler Beſtimmtheit und Einſicht bemerkt: Emporia fruuntur plerumque Jure Stapulae eoque privilegiatae nundinarum, geranii, portus, et ejus generis aliis: quandoque iis aut omnino, aut pro parte destituuntur, et plena nihilonimus manent Emporia, quia diffuso undique commercio excellunt. Privilegia, si qua habent, aut dictas praerogativas complectuntur, aut eo conducunt, ut publice per integrum terrarum orbem tanquam agnita a superiore Emporia in-

no-

Entweder Jus Emporii bezeichnet nur überhaupt und ganz allgemein das Vorrecht eines Handelsortes, das, sobald es auf Anwendung ankömmt, um so mehr genauere Bestimmungen erfodert, da in der That Jus Emporii wohl mit dem bloßen Jure Nundinarum für gleichbedeutend gehalten ist.

Oder Jus Emporii ist ein Synonymum vom Jus Stapulae plenum.

Im erstern Fall würde die Species Juris Stapulae, welche Danzig unter dem Namen Jus Emporii

notescant. Ex utroque (sufficit tamen posterius) fluit Jus quoddam Emporii, si illud non confictum nudum nomen fuerit, sed Emporium quidquam ultra it contineat, quod confluxus mercatorum illi tribuit. Inde justa consequentia conficitur, Emporium, a Stapula si haec in primaevo suo significatu sumatur, non differre; tum autem quando stapulae jus privilegiatum, idque cum facultate cogendi exteros supponitur, Emporium stapula latius patere et hanc ab illo ut attributum quoddam accidentale quandoque complecti, quandoque ignorari et tandem Jus Emporii in senso vero, et maxime proprio definire posse, quod sit jus certo loco competens, vi cujus ibidem commercia, quae

porii zu beſitzen behauptet, nach darüber ertheilten Privilegiis, oder einem wohl erwieſenen undenklichen Beſitzſtande näher zu beſtimmen ſeyn. Im andern Fall (und für dieſen entſcheidet allerdings die in dem Promemoria vom 20ten Febr. 1767 enthaltene Definition) ſind die in einem Zuſammenhang gegebenen zwey Erklärungen des Danziger Magiſtrats offenbar widerſprechend, und eine derſelben muß nothwendig die andre aufheben. Nach der einen maßt ſich Danzig gar kein Stapelrecht an, und erklärt es für etwas Ungerechtes, wenn es den Preußiſchen Unterthanen die Durchfuhr mit ihren Waaren wehren wollte; nach der andern legt es

quae opportunitas situs, aut arbitrium mercatorum eo destinavit, libere, et ob specialem sanctionem imperatoris magis tute exerceri omnibus liceat. Ultra hanc, quam dedimus, veram Emporii notionem, si quid addant nonnulli, et specialem in eo praerogativam assignent, quod Jus Emporii obstet, ne peregrinus a peregrino emat, aut ipsi vendat, sive, daß Gaſt mit Gaſt nicht handeln möge, illud omne in mero quodam figmento consistit, quod forte hoc, illudve Emporium primum excogitavit quod dein causae suae Patronus nata controversia propugnavit, et tandem autorum unus post alium sine crisi descripsit.

ſich ein Jus Emporii in dem Sinne bey, daß nach demſelben alle dort Seewärts angekommenen Waaren nur an dortige Bürger verkauft und nicht weiter geführt werden ſollen. In der That ſcheint der Magiſtrat nur auf den Namen des Stapelrechts (welches, wie er wohl weiß, in Preußen nur den Städten Königsberg, Thorn und Elbingen von ihren Souverains verliehen iſt) Verzicht zu thun, aber die Sache ſelbſt unter einem andern weniger beſtimmten und gangbaren Namen ſich in der vollkommenſten Strenge beizulegen. Aber gewiß ſind die Preußiſchen Unterthanen weit befugter, auf ihrer Seite dieſes Verfahren des Magiſtrats nachzuahmen. Sie können es immerhin zugeben, daß die Stadt Danzig ſich ein unbeſtimmtes Jus Emporii anmaßt, wenn nur ſie nach den ſo ausdrücklichen Erklärungen des Magiſtrats das uneingeſchränkte Recht haben, alle ihre Waaren und Produkte zu allen Zeiten durch die Stadt und auf der Weichſel durchzuführen, und wenn es ungerecht bleibt, ihnen dieſes wehren zu wollen [20]). Und ſicher wird

20) Noch ein anderer Widerſpruch liegt darin, daß nach der ausdrücklichen Erklärung des oft erwähnten Promemoria das Jus Emporii ſich nur auf die ſeewärts eingeführten Waaren erſtrecken und doch itzt der Hauptgrund ſeyn ſoll, den Preußiſchen Unterthanen ihr Recht zu neh-

wird ihnen dieſes durch Traktaten und unbenklichen Beſitzſtand erworbene und von der Stadt Danzig ſo ausdrücklich anerkannte Recht nicht durch den Gebrauch eines unbeſtimmten Worts genommen werden können.

So wenig wie dieſes ein ausſchließliches Recht der Weichſelſchiffahrt für Danzig erwerben kann; ſo wenig kann auch die Lage und die ehemalige hanſeatiſche Verbindung der Stadt ihr daſſelbe beilegen. Ich erwähne dieſe Nebengründe nur, weil in den Gegenſchriften, ſonderbar genug, vorzüglich auf ſie gebauet wird [21]). So lange die vorherige Ausführung

nehmen, ſich ihre Produkte aus dem Marienburger Werder nach den Danziger Städten zuzuführen.

21) Der Verfaſſer der Observations nennt die discussions sur la nature et la difference de ce qu'on appelle Jus Stapulae et Jus Emporii ennyeuses. Mögen ſie es immer für den flüchtigen Zeitungsleſer ſeyn, aber wer über eine ſtreitige Staatsſache richtig urtheilen und ſogar ſchreiben will, darf den Ennui nicht ſcheuen, wenn es darauf ankömmt, ſich gerade über die Hauptpunkte deutliche Begriffe zu erwerben. Das bloße Anſchauen des Danziger Blockhauſes mag freilich amüſanter ſeyn, als dieſe Unterſuchungen, und nach jenem Verfaſſer iſt es ſchon allein hinreichend, uns von der Wahrheit der Danziger Anmaßung zu überzeugen. Indeß iſt es auch hiſtoriſch unrichtig, daß

rung nicht widerlegt iſt, können ſie von keinem Gewicht ſeyn. Hat Danzig Privilegien und Beſitzſtand für ſich, ſo bedarf es dieſer Beweiſe nicht, und hat es ſie nicht, ſo wird ihr Mangel nie durch geographiſche Lage der Stadt und hanſeatiſchen Bund erſetzt werden.

In Abſicht des leztern hat der Verfaſſer des folgenden Schreibens mit der überzeugendſten Deutlichkeit bewieſen, daß die Hanſe ihren Mitgliedern nichts als gegenſeitigen Schuz und Antheil an den auswärts erlangten Privilegien und gemachten Handelsanſtalten erworben habe; daß aber übrigens jede Stadt in ihrer innern Verfaſſung unverändert geblieben ſey, und keine neue Rechte zum Nachtheil eines Dritten und ohne Bewilligung ihres Souverains

daß das Blockhaus ſchon ſeit 400 Jahren ſich an ſeiner gegenwärtigen Stelle, an der Weichſel, befunden habe. Es iſt daſelbſt erſt 1704 erbauet, vorher lag das alte Blockhaus an der Motlau, dem alten Schloſſe gegenüber. S. Curicke p. 42. Wer nur einen halben Bogen ſchreibt, ſollte doch billig auch in Kleinigkeiten richtig ſeyn, beſonders wenn auf dieſe Kleinigkeiten ein ſo wichtiger Beweis gebauet wird. Uebrigens verdient es kaum bemerkt zu werden, daß die Exiſtenz und Lage des Blockhauſes weder für noch wider die ausſchließende Weichſelfahrt beweiſen könne, und daß die Sicherung der Danziger Zölle hinlänglicher Beweggrund zu ſeiner Errichtung war.

verains durch dieſe Verbindung erhalten habe; endlich daß eine Menge großer und kleiner Städte, welche ehemals zum hanſeatiſchen Bunde gehörten, deshalb auf kein Stapelrecht und kein unbeſtimmtes Jus Emporii Anſpruch machen. Dieſe Sätze ſind ſo klar aus einander geſezt, daß, meiner Einſicht nach, nichts gegen ſie zu ſagen übrig bleibt.

Am ſonderbarſten iſt es, wie die Stadt ihr Recht auch darauf kann gründen wollen, daß ſie nicht verbunden ſey, Fremden den Gebrauch ihres Hafens zu verſtatten, der nur ihren Bürgern gehöre, da doch kein Preußiſches oder anderes fremdes Schiff durch den Hafen der Stadt, nämlich das Norder-Gatt, zu fahren verlangt, ſondern alle ihren Weg durch den Sr. Königl. Majeſtät gehörenden Hafen Neufahrwaſſer [22]) nehmen.

22) In den über dieſe Streitigkeit erſchienenen Schriften ſind hin und wieder auch Zweifel über das Recht des Königs auf dieſen Hafen geäußert worden, die in der That äußerſt befremdlich ſeyn müſſen, da dieſes Recht ſchon längſt ganz allgemein anerkannt iſt, und der König ſich ſchon ſeit zwölf Jahren in Beſiz dieſes Hafens befindet. Es wird indeß nicht überflüſſig ſeyn, hier die meiſterhafte Staatsſchrift (Preuves et Defense des Droits du Roi sur le Port et Péage de la Vistule. Berlin 1773.) wieder in Erinnerung zu bringen, worin

men. Hafteten alſo auf dieſem Hafen irgend ein Recht, ſo würde es natürlich nicht der Stadt, ſondern dem König gehören, der alsdann, wenn er es gut fände, jener den Gebrauch ſeines Hafens unterſagen und damit auf einmal ihren Handel vernichten könnte.

Eben

---

worin mit ſiegenden und unwiderlegbaren Gründen aus den unbezweifeltſten Documenten bewieſen iſt,

„daß das Eigenthum von Neufahrwaſſer der Abtey „Oliva und die Landeshoheit über daſſelbe, alſo durch „die Ceſſion vom 1772 dem König gehöre.“

Die Stadt kann nicht läugnen, daß der Hafen von Neufahrwaſſer auf einem Boden oder wenigſtens hart an einem Boden gegründet ſey, welcher der Abtey Oliva gehört, die ihn aber, ſezt ſie hinzu, der Stadt auf 93 Jahr durch einem emphiteutiſchen Contract abgetreten habe. Dieſen Contract konnte der König aus einem doppelten Grunde annulliren, entweder, weil Er ihn dem Wohl des Ganzen, das durch die Veränderung der Herrſchaft von Weſtpreußen abgeändert worden, nicht zuträglich fand; oder, weil er an ſich ſchon nach dem Jure Canonico nichtig war, da eine geiſtliche Stiftung ihre Beſitzungen, ohne Bewilligung ihrer Obern und des Papſtes, auf eine längere Zeit als zehn Jahre nicht veräußern kann, und dieſe Bewilligung hier fehlte. Hätte die Stadt aber auch dieſen Hafen, wie ſie behauptet, in der Oſtſee ſelbſt angelegt; ſo würde doch auch dieſes allemal mit Unrecht geſchehen ſeyn. Denn das Meer am Ufer gehörte ohne Zweifel nur dem Souverain dieſes Ufers, und die Stadt konnte ohne deſſen Erlaubniß ſich kein Eigenthum deſſelben anmaßen

Eben ſo wenig kann durch die bloſſe Lage der Stadt an der Weichſel ihr ausſchließliches Recht auf die Befahrung derſelben bewieſen werden. Sollte dieſer Grund gelten, ſo müßten alle an Strömen liegende Städte ein gleiches Recht haben, und ſo würde endlich die Schiffahrt jeder Stadt auf den kleinen Strich eingeſchränkt werden, wo ein Fluß

ſich

ſen und behalten. Aber der itzige Hafen der Weichſel iſt weder im Meere noch auf dem von der Abtey Oliva auf eine beſtimmte Zeit der Stadt zur Nutzung überlaſſenem Boden angelegt; ſondern auf einem Boden, welcher der Abtey gehörte, den die Stadt ihr aber gewaltſam und ohne irgend einen rechtlichen Grund entriſſen, dadurch die Inſel Plate von den übrigen Beſitzungen der Abtey getrennt, wenigſtens verhindert hat, daß dieſe Inſel nicht mit dem Ufer vereinigt worden. Dieſes iſt mit unverkennbarer Wahrheit durch die Privilegia der ehemaligen Herzoge von Pommern bewieſen, welche der Abtey Oliva das Ufer des Meers von der Smilina an bis zum alten Weichſelhafen Nordergatt ſchenkten, in welchem Bezirk der Ort des itzigen Hafens begriffen iſt. Die Abtey hat auch den unrechtmäßigen Beſitzſtand nie anerkannt, ſondern deshalb bey dem Königl. Tribunal in Warſchau Recht geſucht, und auch deſſelben günſtige Beſcheide ſchon vor vielen Jahren für ſich erhalten. Dies iſt das Weſentliche des für das Recht des Königs auf Neufahrwaſſer geführten Beweiſes. Alles, was von Seiten Danzigs dagegen geſagt worden, dient nur zu deſſen Beſtätigung und zur Probe, daß er unwiderlegbar ſey. — Oben Seite 95 iſt angedeutet, daß der Verfaſſer itzt über dieſe Sache anders denkt (ſpäterer Zuſatz).

ſich innerhalb ihres Bezirks befindet. Auch die Lage am Ausfluß der Weichſel kann dieſem Grunde keine größere Stärke beilegen. Viele Städte liegen an der Mündung von Flüſſen, und haben doch kein ausſchließliches Recht auf deren Befahrung. Wäre es auch richtig, daß nicht zwey große Handelsorte am Ausfluß der Weichſel beſtehen könnten; ſo würde dies doch kein rechtlicher Grund für einen dieſer Orte ſeyn, alle andere zu unterdrücken; vielmehr wäre dies ein Wink der Natur für alle, die Vortheile der Handlung unter ſich zu theilen und ſich alle in einer gewiſſen Mäßigung von Wohlſtand zu erhalten. Freilich würde es Danzig etwas herunterbringen, wenn die Umſtände und das eigne Preußiſche Intereſſe je erlaubten, aus Schellmühle ein Altona zu machen; — aber kann dies als ein rechtlicher Grund angeführt werden? ſoll dies einen fremden Staat bewegen, ſeinen Unterthanen zu unterſagen, ihre Indüſtrie da anzuwenden, wo natürliche Lage, Gang des Handels und wohlerworbene Rechte ihnen Belohnung derſelben verſprechen? Können Altona und Schellmühle nicht mit gleichem Recht, oder vielmehr mit gleichem Unrecht, über Hamburg und Danzig klagen, daß ſie ihrer Exiſtenz nachtheilig ſind, als dieſe über jene eine ſolche Beſchwerde führen? Nach den gemeinſten

ſten Rechtsbegriffen hat keiner von beiden Theilen Unrecht, wenn jeder ſich nur ſeines Rechts bedient. Unter ſolchen Umſtänden iſt nichts anders zu thun, als daß jeder Theil ſuche durch Verſtand und Thätigkeit ſeinen Wohlſtand zu befördern, durch freundliches, menſchliches Benehmen unter einander ſich Unannehmlichkeiten zu erſparen, beiderſeitige Vortheile zu verbinden, und daß jeder einſehe, wie eine abſichtliche Feindſeligkeit — keinen weiſen Zweck und keine andere Folge habe, als beiden Theilen zu ſchaden. So handeln ſchon ſeit geraumer Zeit Hamburg und Altona gegen einander, und befinden ſich wohl dabey. Hoffentlich wird es auch gleicher Fall mit Danzig und Schellmühle ſeyn, wenn einmal, in einem der künftigen Jahrhunderte ein Zuſammenfluß von izt noch nicht vorauszuſehenden Umſtänden, die wenigen Hütten, welche izt Schellmühle ausmachen, zu einem Handelsorte erheben ſollte, der gegen das blühende, durch ſo viele Local-Vortheile begünſtigte Danzig den Namen eines Altona verdienen könnte.

Doch ich wiederhole es, alle dieſe Unterſuchungen gehören nicht zu dieſer Sache. Das Intereſſe und die Lage der Stadt Danzig, der hanſeatiſche Bund gehet die Preußiſchen Unterthanen nichts an.

Ihr Recht, die Weichsel, Danzig vorbey, zu fahren, beruhet

1) auf der natürlichen reciproken Freiheit, und hat mit dem Recht der Danziger, die Weichsel in dem ungleich größern Preußischen Gebiete zu befahren, gleichen Grund;

2) auch den die Freiheit des Handels bestätigenden Traktaten zwischen Polen und Preußen;

3) auf den Privilegien der Stadt Danzig, welche ihr kein ausschließliches Recht geben, vielmehr jene Freiheit der Durchfuhr bestätigen;

4) auf dem beständigen Besitzstand;

5) auf den eignen ausdrücklichen Erklärungen der Stadt Danzig.

Diese Punkte und nur diese allein sind es, auf welche es bey dieser Untersuchung ankömmt. Die Einmischung aller andern hieher nicht gehöriger Gegenstände beweiset entweder, Mangel von Einsicht und Deutlichkeit der Ideen, — oder das Gefühl einer ungerechten Sache, das man durch herbeigezogene fremde Materien zu verbergen sucht. Mag also der Handel und Wohlstand der Stadt Danzig durch die Veränderung des Souverains von Westpreußen noch so viel gelitten haben; mögen ihr die Preußi-

schen

ſchen Acciſe-Einrichtungen noch ſo beſchwerlich ſeyn; mag ſie noch ſo viele Jahrhunderte ein Blockhaus an der Weichſel errichtet haben; mag ſie noch ſo lange eine Quartierſtadt des hanſeatiſchen Bundes geweſen ſeyn: — dies alles thut nichts zur Sache. Nur darauf kömmt es an, die Privilegia vorzulegen, wodurch Danzig ein Recht erworben, den zwiſchen Preußen und Polen beſtehenden Traktaten zuwider, den Preußiſchen Unterthanen die Weichſelfahrt zu wehren, und durch welche dasjenige, was aus den wirklichen Privilegien angeführt iſt, wieder aufgehoben worden; oder zu beweiſen, daß es ſich in einem undenklichen Beſitzſtande dieſes Rechts befinde, und die dawider angeführten Thatſachen falſch ſeyn; — oder zu zeigen, daß die ſo klaren und keines Mißverſtandes fähigen Erklärungen ſeines Magiſtrats, wodurch er ſelbſt das Recht der freien Durchfuhr für die Preußiſchen Schiffe behauptet, nicht geſchehen ſind.

Dies ſind die auf ungezweifelten Documenten und Factis beruhenden Beweiſe, welche die Stadt Danzig widerlegen muß, wenn ſie das Recht ihrer Anmaßung noch ferner zu behaupten verſuchen will.

Doch nein — ſie muß dieſes nicht verſuchen, nicht ferner widerlegen wollen, was nicht zu wider-

legen ist. Hoffentlich wird ein erleuchteter weiser Magistrat endlich das ihm gebührende Uebergewicht über die einseitigen Absichten einzelner Personen erhalten und ein übel unterrichtetes Volk zu seinem Besten leiten können. Würdige Männer, die Danzig in seinen Mauern einschließt, ein Uphagen [23]) und mehrere Andere, werden ihre Mitbürger belehren, daß es hier auf historische und rechtliche Wahrheiten ankömmt, die nicht bestritten werden können, und daß es Unsinn sey, gegen die Unterthanen eines großen und weisen Monarchen sich gehässige Alleinrechte ertrotzen und jene unterdrücken zu wollen. Diese Belehrungen werden dann endlich die Bürger von Danzig überzeugen, daß sie nichts für ihren Vortheil zu besorgen haben, wenn der bisherige Zustand der Dinge erhalten wird, aber daß sie Alles wagen, wenn sie ferner auf einer ungerechten Neuerung bestehe, die Handels-Eifersucht aller Nationen reizen, die ausnehmende Mäßigung eines erhabenen Monarchen auf die äußerste Probe setzen und den Erklärungen des von ihnen selbst angerufenen Russisch-Kaiserlichen Hofes, so wie den Befehlen ihres Souverains nicht gehorchen wollen.

In

23) Rathsherr von Danzig, der durch seine Parerga Historica sich als einen unsrer gelehrtesten historischen Forscher bekannt gemacht hat.

In Hofnung, daß dieſe Einſicht ſich bald in Danzig mehr verbreiten werde, will ich es mir erlauben, noch ein Wort über die politiſche Seite dieſes Gegenſtandes hinzuzuſetzen, den ich bisher, meiner Abſicht gemäß, blos rechtlich behandelt habe.

Die Quelle des Reichthums und der Größe von Danzig iſt der Polniſche Handel. Polen verführt ſeine wichtigſte Produkte durch die Zwiſchenhand der Danziger und erhält durch ſie wenigſtens einen beträchtlichen Theil ſeiner Bedürfniſſe aus der Fremde. Was hat nun Danzig für dieſen Polniſchen Handel zu fürchten, wenn unſre Unterthanen ferner, wie bisher, ihm vorbey die Weichſel befahren? Schon ſeit ſo langer Zeit hat dieſe Schiffahrt ihn nicht unterbrochen, und warum ſollte ſie nun auf einmal andere Folgen, als bisher, hervorbringen? Königsberg wird, wie es immer geſchehen, nur unter beſondern und vorübergehenden Zeitumſtänden ſeinen Handel auf der Weichſel treiben, da ſein eigner Hafen Pillau ihm natürlich größere Leichtigkeit und Vortheile anbietet. Es iſt auch bekannt, daß Königsberg kein Rival von Danzig iſt. Aber Elbingen verdient allerdings dieſen Namen; daß dieſes durch die Zollſätze vorzüglich begünſtiget wird, iſt natürlich und dem Commerz-Traktat von 1775 ge-

gemäß. Aber diese Stadt treibt ihren Handel auf der Nogat, nicht auf der Weichsel, und hat bey der itzigen Streitigkeit gar kein Interesse. Allenfalls würde sie ein gemeinschaftliches mit Danzig haben, wenn dieses wirklich eines hätte. Denn wollten die Elbinger Kaufleute das Etablissement eines neuen Handelsorts an der Weichsel befördern, so würden sie zum Untergang von Elbingen arbeiten.

Dies Etablissement hat zu große und zu fest in Localumständen gegründete Schwierigkeiten, als daß sie je sollten überwunden werden können. Zwischen der Stadt Danzig und dem Ausfluß der Weichsel giebt es gar keinen Landungsplatz; dagegen hat jene alle mögliche Bequemlichkeiten und durch Länge der Zeit entstandene Einrichtungen, welche bey dem Polnischen Handel nothwendig sind. Der wichtigste Artikel, das Getraide, fodert Raum und besondere, oft einige Monate währende Behandlung, ehe es in die Seeschiffe geladen werden kann. Die Danziger Bürger haben hiezu die vortreflichsten Anstalten, und wie läßt es sich denken, daß bey den unbedeutenden einzelnen Wohnungen unterhalb Danzig die großen Gebäude und Speicher sich so bald finden werden, zu deren Errichtung Danzig unter so vielen begünstigenden Umständen Jahrhunderte bedurf-

durfte? daß Capitaliſten in der Menge, wie ſie ſo ein Unternehmen forderte, ihr Geld aus den ſichern und leichtern Wegen des Erwerbs zichn und verſchwenden werden, um einen ſo wohl gegründeten durch die Natur begünſtigten Handel zu bekämpfen?

Ohne dieſen neuen Landungsplatz unterhalb Danzig, die Weichſel mit großen Schiffen herauf zu fahren und etwa oberhalb der Stadt einen Handelsort anzulegen, erlaubt die phyſiſche Beſchaffenheit des Stroms nicht. Aus der oben S. 425 u. f. angeführten Stelle des Hartknochs erhellet, daß derſelbe in neuern Zeiten durch die größere Breite ſeichter geworden, und dieſes hat ſo ſehr zugenommen, daß izt oft Kähne und Holzflöſſe auf der Weichſel liegen bleiben müſſen. Ihre Befahrung mit größern Schiffen iſt alſo wirklich unmöglich. Ohne allen Landungsort die Polniſchen Produkte bis unter Danzig in Kähnen zu bringen und dort in größere Schiffe umzuladen, iſt auch durchaus nicht thunlich. Das Getraide erlaubt dieſes, wie ſchon erwähnt iſt, gar nicht, und eben dieſes iſt mit mehreren Polniſchen Produkten der Fall, z. B. dem Holze und der Pottaſche. Ueberdem ſind auch noch die Danziger Bürger bey den dortigen Abgaben durch ein ſogenanntes Bürgerbeßte begünſtigt, wornach ihnen im Gewicht

oder Maaß 10 bis 20 Procent erlaſſen werden; ein Umſtand, der ſchon allein den Fremden die Concurrenz mit ihnen unterſagt.

Doch auch ohne alle künſtliche Begünſtigung ſind ſchon die angeführten natürlichen und einmal erworbenen Vorzüge völlig hinreichend, um der Stadt Danzig den Polniſchen Handel zu ſichern. Freilich kann ſie kein Privilegium zu einem ausſchließlichen Rechte auf denſelben vorzeigen; aber ſie hat ein Privilegium, das beſſer iſt, als alle auf Pergament geſchriebene, ein Recht, das die Natur ihr gegeben und ſie in einem ununterbrochenen Beſitzſtande geübt hat und ſicher, ſo lange die gegenwärtige Ordnung der Dinge beſteht, immer üben wird. Danzig liegt gerade an der rechten Stelle, um Polens Produkte auszuführen und ſeine Bedürfniſſe ihm zuzuführen. Alle Einrichtungen, welche dieſe Stelle forderte, ſind längſt gemacht, und immer wird ſeine politiſche Verfaſſung ihm patriotiſche Bürger und Geld ſichern, um ſeine glückliche Lage zu benutzen. Bedarf dieſer große Freiheitsbrief der Natur noch des Siegels einer politiſchen Guarantie; ſo iſt auch dieſes ohne Traktaten und Urkunden da — das Intereſſe von Preußen und Polen.

Beides fodert, daß der Wohlstand von Danzig erhalten werde und der Polnische Handel vorzüglich ihm verbleiben möge. Ein großer Theil der Westpreußischen Unterthanen lebt nur von Danzig, als der nächsten großen Stadt, wo er Absatz seiner Produkte findet. Der Handel vieler unserer Kaufleute ist in dem von Danzig genau verwebt. Auch wird vermuthlich den Danzigern der Ertrag des Fordoner Zolls nicht ganz unbekannt geblieben seyn, und dieser allein sollte sie schon überzeugen, wie wichtig Preußen der Danziger Handel ist.

Alles dieses ist dem Danziger Magistrat, dessen eigner Einsicht es doch kaum entgehen konnte, oft und deutlich genug gesagt. In dem Schreiben des Königl. Kabinets-Ministerii vom 24sten Jul. steht ausdrücklich, daß von dem Handel, der aus und nach der See „auf der Weichsel getrieben werde, vorizt nicht die „Rede sey.“ So unstreitig auch das Recht der Preußischen Unterthanen zu demselben ist, so würde dessen doch nie vom hiesigen Hofe öffentlich erwähnt seyn, wenn Danzig nicht auf eine so ungerechte Art sogar den Zwischenhandel dieser Unterthanen unterbrochen hätte. Und die ganze Unterhandlung zeigt, wie man hier immer sich begnügt habe, nur unser Recht zum Seehandel zu behaupten, die

Ausübung dieſes Rechts aber zugleich ſo einſchränken wolle, daß daſſelbe in der Zukunft dem Handel von Danzig eben ſo wenig, wie bisher, nachtheilig ſeyn können. Wenn dieſe auf das gemeinſchaftliche Wohl von Preußen und Danzig gegründete Billigkeit noch immer den Bürgern dieſer Stadt nicht hat einleuchten wollen; ſo iſt doch nun dieſe Wirkung von dem Schreiben zu hoffen, welches der König ſelbſt unter dem 29ten Januar an den Magiſtrat erlaſſen hat, worin Er ſelbſt der Stadt verſichert,

„daß er nicht die geringſte Abſicht habe, ihren „Handel zu ſchmälern, ſondern vielmehr nach ſei„nem eignen Vortheil wünſche, ihn zum größten „Flor zu bringen;“

worin Er ihr

„ſein Königliches Wort giebt, daß der angetra„gene billige Vergleich nicht nur heilig beobachtet „und auf keine Weiſe zum Nachtheil von Danzig „ausgelegt werden ſolle, ſondern auch der Mo„narch es ſich äußerſt angelegen ſeyn laſſen werde, „dem Wohlſtand dieſer mitten in ſeinen Staaten „belegenen Stadt beſtens zu befördern [24]).“

In

24) Dieſes merkwürdige Schreiben wurde durch ein von dem Magiſtrat an Sr. Königl. Maj. erlaſſenes veranlaßt, worin derſelbe für die Aufhebung der Bloſkade dankt und

In Absicht des Interesse von Polen und zur Bekräftigung alles vorher Angeführten will ich mich auf ein Zeugniß berufen, das unverwerflicher seyn wird, als das eines Fremden. Vor etwa zehn Jahren beschäftigte man sich in Polen sehr mit dem Gedanken, „daß man der Stadt Danzig nicht den Polnischen Handel allein lassen müsse, weil die Polen „selbst den Vortheil desselben genießen könnten.“ Ein Danziger Schriftsteller[25]) suchte die Polen deshalb zu belehren und seine Vaterstadt vor unruhigen Anfällen zu sichern. In dieser Absicht sagt er kein Wort von einem Jus Emporii der Stadt Danzig, von Privilegien, vom Besitzstand, hanseatischen Bunde. Nichts von dem Allen; er weiß seinen Gegenstand

und über die Drangsale klagt, die nur — er selbst oder ein Volk, das er nicht leiten kann, sich zugezogen hat. Diese kleine Ausführung kann nicht würdiger, als mit diesem in der Geschichte gewiß seltenen Königl. Schreiben beschlossen werden. Man findet es also in der Anlage C. Geschichtskenner erinnern sich vielleicht an die ganz andere Art, wie gerade vor hundert Jahren (1684) Ludwig XIV die freie Republik Genua behandelte, wegen einer Beleidigung, die mit der itzigen Danziger nicht zu vergleichen ist.

25) Der Name dieses einsichtsvollen Mannes ist mir unbekannt, aber die Schrift heißt: Freimüthige Gedanken über die Klagen der Polen, welche das vermeintliche Monopolium der Stadt Danzig betreffen, 1774. 4.

ſtand weit bündiger und glücklicher zu behandeln. Er beweißt: daß die Polen ihren Handel nur mit Schaden ſelbſt führen könnten, und daß ſie nirgends mit mehr Vortheil ihre Produkte abſetzen, ihre Bedürfniſſe einkaufen würden, als in Danzig. Sein Beweis beruhet auf dem in der Handelspolitik ſchon oft wahr befundenem Satze: „daß es nicht immer Vortheil iſt, „an den Conſumenten zu verkaufen und aus der erſten „Hand des Producenten einzukaufen, daß eine Zwi„ſchenhand oft dem Käufer und Verkäufer zum Vor„theil gereiche.“ Er zeigt, wie dieſes bey dem Polniſchen Handel beſonders auf phyſiſchen und Local-Umſtänden beruhe. Mich dünkt, dieſen Verfaſſer iſt ſein Beweis gelungen, und ich rathe den Danziger Bürgern bey itzigen Umſtänden, dieſe kleine Schrift wieder nachzuleſen. Vielleicht werden ſie dadurch ein beſſeres Zutrauen zu der Feſtigkeit ihres ſo ſicher gegründeten Wohlſtandes erhalten, als ſie zu haben ſcheinen. Sie werden dann einſehen, daß ſie den kleinen Zwiſchenhandel der Preußiſchen Unterthanen, und das freilich wohlgegründete Recht derſelben zu dem ausgebreiteteſten Weichſelhandel nicht fürchten dürfen, weil die Natur und das eigne Intereſſe dieſem verbietet, ſich je ihres Rechts zum Schaden der Danziger zu bedienen. Sie werden ſich begnügen mit dem von der Natur ihnen verliehenen Stapelrecht

recht eines wichtigen Handels, das feſter gegründet iſt, als wenn die ganze Reihe der Ordensmeiſter und Könige von Polen es beſtätigt hätte, weil ſie es mit Beifall und zum Vortheil ihrer Mitunterthanen und Nachbaren ausüben, deren Wohlſtand mit den ihrigen unzertrennt verbunden iſt. Wie ſicher könnte Danzig dieſen Wohlſtand befeſtigen und alle aus ſeiner Lage in einem fremden Staat entſtehende Unannehmlichkeiten vermeiden, wenn es künftig mehr, wie bisher, ſein Intereſſe mit dem dieſes Staats auf eine billige Weiſe verbinden wollte. Die erſte Probe dieſes guten Willens kann es izt dadurch geben, wenn es ohne weitern Verzug ſich der Gnade des Königs würdig macht und ſein ſo gemäßigtes Ultimatum annimmt. Dieſes iſt ganz auf die ſo eben entwickelten Grundſätze einer ächten Politik gebaut und hat keinen andern Zweck, als das Intereſſe von Danzig mit dem unſers Staats zu vereinen. Wer kann dieſe Abſicht verkennen, wenn er weiß, was der König zu fordern berechtigt iſt, und was er gefordert hat? Bey dem vollkommenſten Recht der Preußiſchen Unterthanen zu einer unbeſchränkten Befahrung der Weichſel land- und ſeewärts wird daſſelbe nur für die Bedürfniſſe und den Zwiſchenhandel der Unterthanen, und nur für die mit Päſſen verſehene Seeſchiffe gefordert, auch bey Verleihung der leztern alle die Mäßigung ver-

versprochen, welche auch ohne Versprechen schon das eigne Preußische Interesse den Danzigern garantiren muß.

So weit kömmt die Großmuth des Königs Danzig zuvor; — aber wer fühlt nicht, daß auch noch einen Schritt weiter zu thun, wider die Würde, wider die Vorsorge streitet, die der Monarch seinem Reich und seinen Unterthanen schuldig ist. Er kann dieser Rechte zum Besten des Ganzen in der Ausübung einschränken; aber diese wohlerworbenen, in der Natur der Dinge und in den bündigsten Traktaten gegründete Rechte, dem Eigensinn einer fremden Stadt zu Liebe auf immer weggeben? — Hoffentlich schließen die Mauern Danzigs keinen nur etwas über den Pöbel erhabenen Mann ein, der so etwas im Ernst zu denken fähig wäre? —

Berlin den 2ten Februar 1784.

D.

Beilage A.

I.

Erſte Vorſtellung der Altſchottländiſchen Unterthanen.

Allerdurchl. ꝛc. ꝛc.

Da Danzig ſeit kurzer Zeit alles Getraide und andere Produkten aus Königlich Preußiſchen Staaten, ſo nach den hieſigen combinirten Städten Stolzenberg auf den Weichſelſtrom zu bringen beſtimmt geweſen, gewaltſamer Weiſe anhält, und zwingt ſolches in Danzig zu verkaufen, auch Landwärts ſowohl an Getraide als andern Kaufmannsgütern dergleichen Gewaltthätigkeiten vornimmt, wir deshalb auch ſchon uns bey einem hieſigen Magiſtrat ſowohl, als bey dem in Danzig wohnenden Reſidenten, Herrn von Lindenowsky, beſchweret; ſo zwinget uns doch ein jezt uns vorgefallener Umſtand, Ew. Königl. Majeſtät allerunterthänigſt vorzuſtellen, wie den 6ten Juni ein Gefäß aus Elbing eine Laſt Buchweizen-Grütze mit Paſſier-Zettel nach Altſchottland an den Kaufmann Feidt beſtimmt geweſen, ſo bey Schellmühl

mühl hat ausgeladen werden sollen, solches aber mit Gewalt von denen Danzigern angehalten und arrestiret worden. Solches Unterfangen der Stadt Danzig sezt uns sowohl in Ansehung des Handels, als aller nothwendigen Bedürfnissen, in die äußerste Verlegenheit, und sehen in solcher Noth kein ander Mittel vor uns übrig, als zu der Huldreichen Landesväterlichen Vorsorge Ew. Königlichen Majestät unsere Zuflucht zu nehmen; und zu bitten, uns in dieser zum gänzlichen Ruin drohenden Noth allergnädigst zu helfen, in welcher zuversichtlichen Hofnung wir in allertiefster Ehrfurcht ersterben.

Ew. Königl. Majestät

ꝛc. ꝛc. ꝛc.

Altschottland den 8ten Jun. 1783.

Bürger-Aeltesten ꝛc. ꝛc.

2.

Zweite Vorstellung der sämmtlichen vereinigten Stolzenbergischen Städte.

Allerdurchlauchtigster ꝛc. ꝛc.

Da bereits unterm 8ten Junio durch eine Estafette im Lager bey Mockeran Ew. Königliche Majestät wir

wir allerunterthänigst vorgestellt, wie Danzig uns alle Zufuhr zu Lande und zu Wasser benimmt, wir uns auch schon mit der süßen Hofnung schmeichelten, uns bald davon befreit zu sehen, weil wir erfahren, daß eine Königliche Kommission deswegen kommen sollte. So müssen wir dennoch erfahren, wie Danzig in seinem gefaßten Entschluß nicht allein verharret, sondern noch mehrere Anstalten zu unserer Bedrückung vornimmt, denn sie haben nach der Zeit die Ueberfahrt auf der Motlau ganz weggenommen, welches noch der einzige Weg war, wo wir durch Umwege nach der Weichsel kommen konnten. Da auch nach der Zeit in allen Gegenden, wo wir unseren Korn-Bedarf her bekommen, kund worden, daß Danzig nichts auf der Weichsel an die hiesige vereinigte Städte passiren ließe, so hat sich auch keiner mehr getrauet, uns etwas zuzuführen, bis der Kornmangel einige unserer Mitbürger zwang, an einige Leute im Marienburger Werder zu schreiben, ihnen Korn zuzuführen, weil man glaubte, Danzig würde sich eines Bessern bedacht haben. Es kamen darauf den 30ten Jul. zwey Gefäße mit Getraide, wollten selbiges nach Langfuhr und Schidlitz bringen, wurden aber eben wie vorhin von den Danzigern mit Gewalt gezwungen, solches in Danzig zu verkaufen, ja sogar jezt in der Messe, da doch allen Fremden erlaubt,

laubt, ihre Produkte in und durch die Stadt zu bringen, so wird uns schlechterdings solches nicht zugelassen, und müssen als bloquirt und nahrlos sitzen. Aus diesen Umständen müssen wir also billig urtheilen, wie es uns damit in Zukunft gehen kann, wir leiden anjetzo schon Mangel nicht allein an Victualien, sondern auch an allen andern Bedürfnissen, und können wir uns auf solche Art gewiß vor die allerunglücklichsten Unterthanen Ew. Königlichen Majestät achten, weil wir auch mit keinem der geringsten Städtchen im Vergleich gezogen werden können, denn da hat ein jeder Bürger seinen Ackerbau, Garten, Viehzucht ꝛc. daß er allein davon im Nothfall leben kann, allein da wir weiter nichts wie unsre Häuser haben, wovon wollen wir, wenn uns aller Handel und Gewerbe abgeschnitten wird, leben und Königliche Onera geben? Wir besorgen daher nicht ohne Grund, wenn Ew. Königliche Majestät uns nicht erhören, daß wenn unsre Mitbürger ihr noch übriges Vermögen mit stummen Seufzern und thränenden Augen bey Müßiggang verzehren müssen, sie zulezt aus Verzweifelung ihre Häuser stehen lassen und davon gehen werden, weil einem ehrlichen Mann nichts unerträglicher seyn kann, als sein mit saurer Mühe erworbenes Vermögen stillsitzend zu verzehren; wir flehen deshalb Ew. Königl. Majestät nochmalen ganz inständig allerunter-

terthäniast an, uns in dieser Noth nicht zu verlassen, weil wir doch sonst nächst Gott zu niemand anders unsere Zuflucht nehmen können.

Wir getrösten uns in einer gewissen allergnädigsten Erhörung und ersterben in dieser festen Hofnung ehrfurchtsvoll

Ew. Königliche Majestät

allerunterthänig gehorsamste Knechte die Stadtältesten der vereinigten Städte Stolzenberg im Namen aller Bürger, imgleichen der Bürgerschaft von Langfuhr und Neuschottland.

Schottland den 8ten August 1783.

Protocolle über die ersten Vorfälle.

1.

Actum Neuschottland den 25ten April 1783.

Erscheinen der Bäcker Kauenhofen aus Langfuhr, imgl. der Pächter des daselbst befindl. Königl. Brand- und Bandhauses, Namens Anton Wilcke, und zeigen an, wie sie durch den zum Ankauf des für diese Gegend benöthigten Getraides concessionirten Bauern Jacob Kray eine Quantität Getraide von

24 Schfl. Weizen, 296 Schfl. Roggen, 712 Schfl. Gerſte, 44 Schfl. Haſer und 2 Schfl. Kümmel im Marienburgſchen Werder aufkaufen laſſen; dieſes Getraide wäre aufgekauft worden, und Bauer Jacob Kray hätte ſolches wie gewöhnlich nach Schellmühle zum Auslaſſen durch den Schiffer Dirk Pauls transportiren laſſen wollen. Inzwiſchen wäre ihm der Transport deſſelben auf der Weichſel ohnweit dem Gänſekruge gehindert worden. Comparentes geſtellen zugleich den vom Kray als Bevollmächtigten bey dieſem Transport mitgeſchickten Bauern Mich. Walter, der über ſämmtliche vorhergehende Umſtände folgendes zum Protocoll giebet. Er heiße Mich. Walter, wäre 58 Jahr alt, Evangel. Religion, wohnhaft im Schönſee im Großen Werder. Er wäre von dem Bauern Kray mit der von ihm für den Bäcker Kauenhowen und Pächter Wilcke in Langenfuhr angekauften Quantität Getraide mitgeſchickt worden, um ſolches ſicher nach Schellmühle zu Waſſer zu transportiren und daſelbſt an ſeine Behörde abzuliefern. Er wäre ſolchergeſtalt bis ohnweit dem Gänſekruge gekommen, und hätte geſtern Abend daſelbſt anlegen und nächtigen, heute aber ſeinen Weg nach Langenfuhr fortſetzen wollen, als er in dem Wirthshauſe bey Proten genannt, den Danziger Holz-Capitain, Namens Eggert, mit 6 Leute vorge-

gefunden, der ihn anfänglich befragt, wo er, Comparent, her wäre, was er geladen, und wo er hin wolle? Auf die erhaltene Antwort aber, daß er nach Schellmühle bestimmt sey, Comparenten bekannt gemacht habe, wie er, Holz-Capitain Eggert, von seinem Magistrat Ordre habe, ihn nicht durchzulassen, sondern im Fall der Widersetzung Gewalt zu brauchen, und ihn, Walter, mit seinem Gefäß nach dem Blockhause zu bringen. Da nun Walter gesehen, daß zu einer zu verübenden Gewalt auch alle Anstalten in Bereitschaft wären, indem nicht allein die 6 bey Eggert befindlichen Leute, sondern auch ein Kahn in der Nähe mit Leinen, Thauwerk, Anker ꝛc. hiezu bestimmt zu seyn geschienen; so habe er sein Gefäß angebunden, und zuvörderst denen Eigenthümern des Getraides von dem Vorgang Nachricht gegeben. Mehrgedachter Mich. Walter fügt noch hinzu, „daß er schon seit wenigstens 8 bis 9 Jahren „zu dem Geschäfte, daß für Langenfuhrsche Rechnung „im Werder aufgekaufte Getraide zu transportiren, „wäre gebraucht worden, daß ihm aber noch niemals „von Seiten der Stadt Danzig (obwohl er jedesmal „bey Vorbeipassirung des Blockhauses hätte Nachricht geben müssen, wie viel Getraide er gehabt, „und wohin solches bestimmt) solches wäre gehindert „worden.“ Comparentes Kauenhoffen und Wilcke

bitten aber, daß der freie Transport ihres gekauften Getraides so bald als möglich bewirkt werden mögte, und bemerken zugleich, „daß schon zu Polnischen Zei„ten, wenn von Langefuhrschen Einsaassen, wie sol„ches zuweilen geschehen, im Marienburgschen Wer„der Getraide wäre gekauft worden, dessen Trans„port bey Danzig vorbey auf der Weichsel nach „Schellemühle von Seiten der Stadt Danzig nicht „wäre gehindert worden."

a. u. s.

Horn,
Anton Wilcke,
Berent Kauenhoffen,
Michael Walter.

2.

Actum Stolzenberg den 28ten April 1783.

Erschienen die Stadt-Aelteste hiesiger Städte, Schmause, Bagdack, Fraeselau, Schulz und die Beckere Benjamin und Johann Proch, wie auch der Brauer Wilcke von Schidlitz und der Kaufmann Friedrichs von Alt-Schottland, und bringend beschwerend bey, wie die Stadt Danzig alle Gefäße, selbst die von Preußen, als Königsberg, Elbing und andern kleinen Städten zu Wasser kommen, und ihre habende Produkte an Preuß. Einsaassen in den hiesi-

gen

gen Städten und sonst verkaufen wollen, bey ihrem Blockhaus anhält, ihre Waaren in Danzig an Danziger Einsaassen zu verkaufen. Unter andern haben verwichenen Donnerstag und Freitag, als den 24ten und 25ten dieses, 3 Gefäße, als

1) Schiffer Krey von Schönsee,

2) — — Wichmann und

3) — — Stelten, aus dem Marienburgschen Werder, mit Getraide auf der Weichsel nach Schellemühle gehen, und an verschiedenen Einsaassen in den hiesigen Städten selbiges verkaufen wollen. Selbige aber sind bey dem Blockhause von der Stadt Danzig angehalten, und ersterer, nämlich Kray, welcher nicht wie die andern beyde, Wichmann und Stelter, sich zum Verkauf des Getraides in Danzig hat forciren lassen wollen, sogar am Blockhause mit dem Gefäße an der Kette angeschlossen, und ihm weiter zu gehen auf solche Weise inhibiret worden ist. Eben so sollen sie nach Anzeige des hiesigen Stadtwäger Spieß den Boris aus der Stadt Meck, welcher 5 Sack Wolle zum Verkauf nach den hiesigen Städten hat bringen wollen, beim Blockhause angehalten, und ihn genöthiget haben, seine Wolle in Danzig aufzulegen. Auf diesem Gefäße sollen sich nach Aussage dieses Spieß auch an 400 Stück Leder befunden haben, die ehemalls

falls in Danzig haben aufgelegt werden müssen. Comparenten bitten also im Namen der ganzen sämmtl. Bürgerschaft, nach ihrer Pflicht, die sie als Stadt-Aelteste haben, „daß diesen gewaltsamen „Inhibitionen so schleunig als möglich auf irgend eine „Weise abhelfliche Maaße gegeben werden möge; in„dem sonst aller Handel und Wandel in den hiesigen „Städten aufhören und alle etwan commercirende „Einsaassen in kurzer Zeit zu Bettlern werden müs„sen."

Die Gefahr ist zu groß, als daß sie glauben sollten, daß ihr Gesuch, welches in der Wahrheit gegründet ist, nicht sogleich höhern Orts zur Remedur vorgetragen werden sollte. Da dieses Protocoll den Comparenten deutlich vorgelesen war, wurde selbiges von ihnen in allen Stücken genehmiget, hierauf von ihnen unterschrieben und solchergestalt geschlossen. u. s.

Johann Jac. Schmaase.
Joh. Bogdach, jun.
Schulze.
Joh. Ludw. Fanselow.
Benjamin Proch.
Gerh. Friedrichsen.
Folckemitt.
Johann Proch.
Jacob Wilcke.
Albr. Kannenhowen.
Spieß.

Bei-

Beilage B.

1.

Extract eines Berichts des Königl. Commerz-Collegii zu Königsberg vom 28ten October 1766.

Seit undenklichen Jahren, und so oft es das Handlungs-Geschäft erfordert, haben Königsbergsche Kaufleute ihre Waaren über die See durch den Danziger Hafen auf dem Weichselfluß nach Königsberg kommen lassen, welches so notorisch ist, daß solches von der Stadt Danzig selbst nicht in Zweifel gezogen, aber auch dieser notorischen Gewohnheit das ihr etwa zustehende Jus Emporii nicht entgegen gesezt werden kann, welches, in so weit es denen besondern Verträgen zuwider läuft, seine Kraft verlieret, und wider die Stadt Königsberg zur Ausübung nicht gebracht werden mag. Niemals ist auch Danzig in dem Besitz dieser Befugniß gewesen, und wird kein Vorfall namhaft zu machen seyn, da Königsbergischen Kaufleuten der Transitus ihrer Waaren durch Danzig wäre behindert worden.

2.

Extract aus einem Bericht des Königsberger Magistrat vom 25ten November 1771.

Alle unsre Kaufleute, so Waaren über Danzig haben kommen lassen, bezeugen sowohl in ihren bey Gelegenheit des Königsbergischen Stapelrechts und desselben verschiedene Anwendungen, als sonst in denen von ihnen erforderten gewissenhaften Attestatis, wie es notorisch sey und keines Beweises bedürfe, daß alle Güter und Waaren, welche aus fremden Ländern sowohl von Frankreich und Holland, als auch aus dem deutschen Reich landwärts, durch Danzig, nach andern Orten verführet worden, NB. von jeher den freien Durchgang durch Danzig gehabt, wie auch diejenige Güter und Waaren, so daselbsten Seeinwärts angekommen und nach Königsberg oder anderwärts destiniret sind (die Casus speciales hievon finden sich in den Acten und den von den Zünften übergebenen Memorialien), welches dieselben nimmermehr mit solcher Zuverlässigkeit und Genauigkeit der Umstände würden bemerkt haben, wenn diese Casus nicht in facto ihre gute Richtigkeit hätten; vielmehr würden sie, wenn ihnen hierunter Schwierigkeiten gemacht worden wären, solche gehörigen Orts zur Remedur angezeiget haben, wie auch

in

in vorigen Zeiten sowohl als neulich bey Gelegenheit des Crusenschen Eisens wirklich geschehen. Ja es würde das erwähnte Evenement der Stadt Königsberg nicht so befremdend gewesen seyn, wenn die Stadt Danzig, wie sie vorgiebt, in dem ungestörten Jure Emporii von jeher unverrückt geblieben wäre.

3.

Aussagen von Königsberger Kaufleuten.

Ohnmaßgeblich könnte unserer Seits angezeiget werden, wie man durch alte Kaufleute, als Bitaube Erben, Fottergeel, Loeskann, Cabiet ꝛc. genugsam und überflüssig, ja mit Benennung der Schiffer-Waaren, Bürger und Commissionairs darthun kann, wie mehr dann von 40 Jahren her die Waaren so casuell durch englische, holländische, französische und andre Schiffe auf Danzig gekommen, ohne alle Behinderung auch hier sind expediret worden. Ja nach Publication ihres Edicts de 1760 ist das auf Königsberg destinirte Schiff Peter Krate allda gestrandet, und die Waaren, so nicht verdorben oder assurade wegen verkauft werden müssen, an die hiesigen Eigenthümer ohnweigerlich nach Bezahlung der dortigen Rechte verabfolget und spediret worden.

Es bedarf keiner Beweiſe, da es notoriſch genug iſt, daß alle Güter und Waaren, welche aus fremden Ländern ſowohl von Frankreich und Holland, als auch aus dem deutſchen Reich, der Mark und Pommern ꝛc. landwärts durch Danzig nach andern Oertern verführt worden, von jeher den freien Durchgang ohne die geringſte Abgabe genoſſen, ſo wie auch diejenigen Güter und Waaren, die daſelbſt ſeewärts einkommen und nach Königsberg oder anderswo deſtiniret ſind, eben dieſelbe Freiheit haben, nur mit dieſem Unterſchiede, daß dieſe zur Unterhaltung des Hafens die gewöhnliche einkommende Rechte, das ſogenannte Pfahlgeld, nebſt einigen andern kleinen Unkoſten, tragen und bezahlen müſſen. Schon von 40 Jahren her und drüber, ſeitdem ich die Handlung treibe, habe oftermalen von einigen Plätzen Englands, wo ſich nicht allemal Schiffs-Gelegenheit directe auf hier ereignet, meine Güter auf Danzig gehen laſſen und ſolche durch meine Correſpondenten gegen Erlegung des gewöhnlichen Pfahlgeldes frey machen und entweder landwärts oder über Haf, nachdem es die Jahrszeit mitgebracht, anhero reſpediren laſſen. Niemalen iſt mir oder meinen Correſpondenten dagegen der geringſte Einwand gemacht worden, und ſo lange ich denken kann, iſt es allemal ſo üblich und gebräuchlich geweſen. Es kann auch nicht füglich anders ſeyn, da

hier

hier in Königsberg (da wir doch wirklich ein Stapelrecht haben) dieſes Beneficium keinen einzigen Ausländer, die Herren Danziger ſelbſt nicht ausgeſchloſſen, verſagt wird. Wie viele Ballen und andere Güter, die hier ſeewärts einkommen und nach Warſchau deſtiniret ſind, paſſiren hier nicht jährlich durch und haben gegen Erlegung der geſezten Rechte eben denſelben freien Durchgang, den diejenige Güter genießen, welche die Ruſſiſche Kaufleute und Polniſchen Juden in Danzig einkaufen und hier durchführen.

Es iſt aber auch nicht einmal wahrſcheinlich, daß die Stadt Danzig dieſen Schritt thun, und den freien Paß der ſeewärts bey ihnen einkommenden Güter hemmen ſollte, wenn ſie gleich effective ein Stapelrecht hätte, angeſehen ſie dadurch nur ihre Einkünfte, intuitu des Pfahlgeldes ſchmälern würden, ohne gleichwohl verhindern zu können, daß wir hier in Königsberg durch andere Veranſtaltungen unſere Güter aus gewiſſen fremden Ländern nicht eben ſo gut ſollten habhaft werden können, als wenn ſie über Danzig gingen, da die See überall frey und es an Schiffen nicht fehlet. Königsberg den 8ten Februarii 1768.

Ludwig Löckann.

Beilage C.

I.

Schreiben des Magiſtrats von Danzig an Sr. Kön. Maj. vom 23ten Jan. 1784.

Durchlauchtigſter, Großmächtigſter König und Herr!

Gnädigſter Herr!

Mit dem demüthigen Vertrauen, zu welchem Ew. Königl. Maj. Großmuth und Gnade allein den Muth uns macht, wagen wir es, Dero geheiligtem Throne uns zu nähern, und vor demſelben die Opfer unſers ſchwachen Danks für die gegenwärtige Aufhebung der Drangſale niederzulegen, unter denen wir auf Höchſtdero Befehl in den angſtvolleſten drey Monaten geſeufzet haben. Zwar giebt uns unſer Bewußtſeyn das Zeugniß, daß es uns nie an der aufrichtigſten Bereitwilligkeit gefehlt, zum Vortheile Ew. Königl. Maj. Unterthanen alle dem gerne zu entſagen, ohne welches nur dieſe Stadt und ihre wenige Handlung erhalten bleiben kann, aber dieſes hindert uns an dem eben ſo

de-

demüthigen als ungeheuchelten Bekenntniſſe nicht, daß wir Ew. Königl. Maj. uns wieder ertheilte theuerſte Gnade als ein Geſchenk verehren, welches wir Höchſtdero Großmuth und Huld allein zu danken haben. Würde doch das Streben aller unſerer Kräfte von Gott ſelbſt geſegnet, dieſer uns unentbehrlichen Huld nie verluſtig zu gehen. Zu Ew. Königl. Maj. flehen wir aus der Tiefe unſeres Elendes um dieſes Glück. Die Vorſehung flehen wir an, daß ſie Ew. Königl. Maj. und Höchſtdero glorreiche Regierung bis auf die ſpäteſten Zeiten beglücken möge.

Gegeben Danzig den 23ten Januar 1784.

Ew. Königl. Majeſtät

demüthigſte Bürgermeiſtere und Rath der Stadt Danzig.

2.

Sr. Königl. Majeſtät Antwort an den Magiſtrat der Stadt Danzig.

Ehrenveſte und Wohlweiſe,

Liebe Beſondere!

Ich habe das Schreiben erhalten, welches Ihr unterm 23ten Januar an Mich erlaſſen, und Ich erſehe dar-

daraus, daß Ihr Mir für die Aufhebung der von Mir gegen Euch verfügten Repressalien danket, und Mir Eure Gesinnungen über die zwischen Mir und Eurer Stadt zu Meinem Leidwesen obhandene Zwistigkeit auf eine unbestimmte Art eröffnet. Ich habe keinen Dank von Euch erwartet; Ich begehre von Euch keine Nachgiebigkeit, kein Opfer von Euren gegründeten Rechten und von Euren wahren Vortheilen; Ich verlange nur Gerechtigkeit und Billigkeit gegen Meine Unterthanen. Ihr habt dieselbe im Anfang vorigen Jahres auf eine Art, welche Ich Mir nicht gegen den schwächsten Nachbar erlaubet hätte, aus den Besitz einer freien Durchfahrt durch Euer Gebiet gesezt, welche Euch gar nicht nachtheilig war, die Ihr ihnen so viele Jahre ungehindert zugestanden, und die, wenn auch solches nicht wäre, Ihr ihnen nach den Rechten der Billigkeit und der Gleichheit zugestehen müsset, nachdem Ich rechtmäßiger Oberherr von Westpreußen geworden, und wenn Ihr die Euch so wichtigen Vortheile eines freien Handels durch Meine weit größere Staaten und auf dem Mir zustehenden Weichselstrom genießen wollet. Meine Ministri haben Euch dieses vielfältig, gründlich und glimpflich vorgestellet, und nur von Euch verlanget, alles im vorigen Stande zu lassen. Ihr habt Ihnen aber allezeit auf eine unbestimmte und zweideutige

Art

Art geantwortet, und indeſſen alle erſinnliche Gewaltthätigkeiten gegen Meine Unterthanen aller Stände theils ſelbſt fortgeſezt, theils Eurem Pöbel erlaubt. Ich konnte nichts weniger für Meine Unterthanen, für Meine Würde und für Meine Rechte thun, als daß Ich Euch einige Wiedervergeltung empfinden ließ. Es iſt ſolches ſtuffenweiſe geſchehen, um Euch alle mögliche Bedenkzeit zu laſſen. Da alles nichts bey Euch anſchlagen wollte, habe Ich zuerſt Euer Landgebiet mit einigen Truppen beſetzen laſſen müſſen; dieſelbe haben darin nach Meinen Befehlen die ſtrengſte Mannszucht, Ordnung und ſolche Mäßigung beobachtet, welcher Ihr ſelbſt habt Gerechtigkeit widerfahren laſſen müſſen. Da Ihro Majeſtät, die Kaiſerin von Rußland, Meine Freundin und Bundsgenoſſin, Mir ihre Vermittelung angetragen, habe Ich ſolche gleich angenommen, Meinen Bevollmächtigten in Eure Stadt geſchickt, und Mich erboten, mitten in derſelben mit Euch Unterhandlung pflegen zu laſſen. Wie Ihr auch ſolche durch allerhand Künſte zu vereiteln gewußt, ſo habe Ich Mir den Mir geſchehenen Antrag gefallen laſſen, die Unterhandlung nach Warſchau zu verlegen, und ich habe Euch während aller dieſer Vorfälle öfters ſchriftliche, billige und Euch ganz unnachtheilige Vergleichs-Vorſchläge thun laſſen, welche Ihr bisher noch niemals einer

Antwort gewürdiget. Da der Russischen Kaiserin Majestät Mich ganz freundschaftlich ersucht, die Einschließung Eurer Stadt aufzuheben, da diese große Fürstin Mich nebst des Königs von Polen Majestät, und leztere sogar durch eine Note versichern lassen, daß Sie Euch aufgeben würden, Meinen Unterthanen die freie Passage durch Euer Gebiet, ohne einige Einschränkung oder Bedingung, bis zum Ausgange der unter Ihrer Vermittelung anzustellenden Unterhandlung, zu gestatten; so habe Ich darauf sogleich, aus Achtung und Freundschaft für beide Höfe, und zugleich aus wahren Trieben der Mäßigung und Mitleiden mit dem Schicksal Eurer unschuldigen ländlichen Mitbürger, Meine Kriegsvölker aus Eurem Gebiet zurückberufen. Anstatt Meiner gerechten Erwartung und der Willensmeinung Eures Königs und Eurer so großen als großmüthigen Beschützerin ein Genüge zu thun, habt Ihr Mir eine ganz kurze und unschickliche Erklärung zustellen lassen, welche damit gar nicht übereinstimmt, und nicht weniger als fünf Einschränkungen enthält, deren Unrecht und Unzulässigkeit Meine Ministri Euch durch eine Antwort meines Generalmajors von Egloffstein an den Grafen von Unruh bedeutet haben. Nunmehro säumet Ihr auch, Eure Abgeordneten nach Warschau zu schicken, und gebet vor, die Befehle Eures und des Russisch-

-Kai-

Kaiserl. Hofes abzuwarten, die Ihr doch schon genugsam wisset. Ihr sucht aber in der That nur der Vergleichsunterhandlung auszuweichen, die Streitsache in Verwirrung und Ungewißheit zu lassen, und die Euch vortheilhaft scheinende Zeit der wiedergeöffneten Schiffahrt zu gewinnen. Ob Ihr hieran recht und billig, ob Ihr klug und wohl für Eure Stadt handelt, solches überlasse Ich Eurer nähern Ueberlegung. Ich habe Euch obgedachtermaßen durch den General von Egloffstein eine so billige als feste Erklärung thun lassen, bey der Ich verharre, und nunmehro erwarte, was Ihr thun werdet, indem mein Resident zu Warschau völlig instruiret und bevollmächtiget ist, mit Euch zu handeln und den Streit zu vergleichen. Ich versichere Euch nochmals, wie schon oft geschehen, daß Ich nicht die geringste Absicht habe, Eure Stadt und ihren Handel zu unterdrücken oder zu schmälern; nach Ihrer Lage, nach allen Umständen, nach Meiner Gesinnung und nach Meinen eigenen Vortheilen wünschte Ich nicht mehr, als denselben zum größten Flor zu bringen; Ich kann aber Meine Rechte an den größten Theil des Weichselstroms, die Erhaltung und die Vortheile Meiner Unterthanen nicht ganz aufopfern; Ich muß dasjenige zu behaupten suchen, was die Selbsterhaltung, Besitz, Billigkeit und die Naturlage ihnen bestim-

men und verſichern, und womit das Daſeyn und der Flor Eurer Stadt und ihres Handels gar wohl beſtehen kann, wenn ſie nur ſich nicht alles zueignen und ihren Nachbaren alles entziehen will. Ich habe Euch Vergleichs-Vorſchläge thun laſſen, welche mit dieſen Grundſätzen völlig übereinſtimmen, und in denen Ich ſchon ſo viel als möglich nachgegeben habe. Wenn Ihr dieſelbe annehmen wollet: ſo könnt Ihr Euch auf Mein Königl. Wort verlaſſen, daß dieſer Vergleich nicht allein heillg beobachtet und auf keine Weiſe ausgedehnet, noch zu Eurem Nachtheil ausgeleget werden ſoll, ſondern daß Ich Mir auch äußerſt werde angelegen ſeyn laſſen, den Wohlſtand Eurer mitten in Meinen Staaten belegenen Stadt beſtens zu befördern und zu zeigen, daß Ich Euch und Eurer ganzen Stadt mit Hulde und aufrichtigem Wohlwollen wohl beigethan bin und verbleibe.

Potsdam den 29ten Januar 1784.

Friederich.

Finkenſtein. v. Herzberg.

Beilage I.

zu Seite 181.

Bericht von einer Unterredung des Fürsten Kaunitz mit dem holländischen Gesandten, Grafen von Wassenaar, über die Barriere-Irrungen, übersezt aus einer in Holland erschienenen kleinen Schrift: Réflexions sur une conversation ministerielle entre le Prince de Kaunitz et le Comte de Wassenaar. 1782.

Wien den 16ten März 1782.

Der Graf Wassenaar hat Gelegenheit gehabt, sich eine besondere Unterhaltung mit dem Fürsten Kaunitz über die Barriere-Angelegenheit zu verschaffen; sie war ziemlich lang und lebhaft, und es wurden in derselben einige merkwürdige Dinge geäußert.

„Hören Sie," sagte der Fürst in einem sehr nachdrücklichen Ton, ich will zu Ihnen ganz offen und freimüthig reden: „Der Kaiser will nicht mehr von

„den Barrieren reden hören; sie existiren nicht mehr. „Jeder Traktat hört von selbst auf, sobald die Um„stände, die ihn hervorbrachten, aufgehört haben. „Der Barriere-Traktat war gegen Frankreich ge„macht, jezt aber sind unsre Verbindungen mit Frank„reich von der Art, daß er dadurch gänzlich unnüz „wird, und durch diese Verbindungen haben wir Ih„nen eine viel bessere und ungleich sicherere Barriere „gegeben, als jene chimärische war." — Als Hr. v. Wassenaar hierauf äußerte, daß politische Systeme, wie alle Dinge dieser Welt, Veränderungen unterworfen wären, erwiederte Fürst Kaunitz sehr lebhaft: „nein, das ist hier nicht der Fall. Unsere Verbin„dungen sind die Folge eines festen und wohl durch„dachten Systems; sie sind nicht für kurze Zeit, son„dern für ein Jahrhundert und länger gemacht. Wenn „auch je einmal ein Minister, sey es an dem Hofe „von Wien, oder von Versailles, ein solcher Thor „wäre (welches doch fast unglaublich ist), um diese „Verbindungen zerreißen zu wollen; so würde es ihm „nicht gelingen. Man würde ihn ins Irrenhaus „bringen. Diese Verbindungen sind fest und unauf„löslich. Ich wiederhole es Ihnen, sie sind die be„ste Barriere, welche Sie je wünschen können. Der „Kaiser will Ihnen wohl, und Sie haben nie Et„was zu fürchten weder von unsrer Seite, noch von

„Frank-

„Frankreich.“ — Als Herr von Waſſenaar hier-
über ein angemeſſenes Compliment machte, aber zu-
gleich bezeugte, wie es ihm ſehr leid thue, zu ſehen,
daß alle Vorſtellungen von Ihro Hochmögenden, um
wenigſtens Namur als Barriere-Platz zu behalten,
gar keinen Eindruck machten, erwiederte Kaunitz:
„Sie erfüllen Ihre Inſtruktionen recht gut, aber Sie
„haben Verſtand, und ich bin gewiß, daß Sie mir
„Recht geben, und daß Sie Selbſt die Nichtigkeit
„dieſer Barrieren fühlen.“ Hr. v. Waſſenaar ant-
wortete, indem er die Achſeln zuckte, bisher habe er
noch immer geglaubt, daß Traktaten doch etwas be-
deuteten; er werde ſeinen Committenten von dieſer
Unterredung Bericht erſtatten. Fürſt Kaunitz erwie-
derte: „ich habe Ihnen als ein ehrlicher Mann und
„ganz offen geredet; melden Sie Alles, was ich
„Ihnen geſagt habe. Ihre Committenten werden
„ſich wohl dabey befinden, wenn ſie gegen den Kaiſer
„Achtung beweiſen; es wird ſie gewiß nicht gereuen,
„wenn ſie in dieſer Sache ſich mit Klugheit betra-
„gen.“ Nun kam er auf den Krieg zwiſchen England
und der Republik und die Friedensunterhandlungen; er
ſagte: „aber fangen Sie doch endlich einmal an, ernſt-
„lich zur See zu rüſten. Das Seeweſen iſt bey Ih-
„nen gar zu ſehr vernachläſſigt und wird gar zu lang-
„ſam betrieben.“ Hr. v. Waſſenaar antwortete:

man thue hierin alles Mögliche, aber die Verfaſſung des Staats mache eine gewiſſe Langſamkeit unvermeidlich; er fragte zugleich, ob denn nicht bald Hofnung ſey, einen Congreß ſich verſammeln zu ſehen? Fürſt Kauniz antwortete mit einiger Empfindlichkeit: „man wird früher oder ſpäter dazu kommen müſſen.“ Dann ſagte er noch ſehr lebhaft: „o! die Engländer „kratzen ſich jezt recht hinter den Ohren, daß ſie die „ſchöne Gelegenheit verſäumt haben, die ich ihnen „voriges Jahr anbot, um ſich mit Ehren aus der „Sache zu ziehen. Ich hatte einen Plan gemacht, „der ihre Würde ganz rettete; aber ſie haben nicht „gewollt, und bereuen es ſehr, da ſie jezt in weit „größerer Verlegenheit ſind, außer dem, was ſie „ſonſt noch zu fürchten haben.“

Noch einige nachträgliche Bemerkungen zu dem zweiten Bande.

Zu Seite 100.

Während des Druks dieſes Bandes, iſt über den im zwölften Kapitel behandelten Gegenſtand, die Rechte neutraler Mächte während eines Seekrieges eine Schrift erſchienen, welche denſelben mit großer Beſtimmtheit und Klarheit aufhellt, und zugleich eine ſchäzbare Sammlung der über die ſtreitige Fragen in der neueſten Zeit erſchienenen wichtigſten Staatsacten enthält. Der Titel derſelben iſt: Le traité D'utrecht reclamé par la france, ou coup d'oeil sur le systèmme maritime de Napoléon Bonaparte, renfermont un apperçù historique et raisonné des principales discussions dernièrement agitées, et qui le seront toujours, entre les puissances belligérantes & les nations neutres en matière de legislation maritime. à Leipsic. 1814. Der Kenntnißreiche und ſcharfſinnige ungenannte Verfaſſer, iſt der Königlich Sächſiſche Legationsrath Herr Biederman. Ich verweiſe meine Leſer, die ſich über den Gegenſtand näher unterrichten wollen, gern auf dieſe Schrift, und bemerke mit Vergnügen, die Uebereinſtimmung der Grundſäze derſelben mit den von mir entwickelten.

Zu Seite 106. der Note 5.

Noch ehe der hier genannte Harris als englischer Gesandter nach Berlin kam, war seine erste Anstellung im J. 1768 als Legationssecretair bey der Gesandschaft in Madrit, wo er während der Abwesenheit des Bothschafters die sehr wichtigen Irrungen über die Falklandsinseln mit großer Geschicklichkeit betrieb.

Zu Seite 220. Note 29.

Der Fürst Carl von Ligne ist als Kaiserl. östreich. Feldmarschall am 13ten Dec. 1814 zu Wien gestorben. Er war 1735 gebohren, aus einem alten Geschlecht, in Hennegau stammend, das im 17ten Jahrhundert die reichsfürstliche Würde erhielt. Wegen seiner an der äußersten französischen Gränze liegenden Grafschaft Fagnolles, wurde er im Jahr 1786 zum westphälischen Kreise aufgenommen. Bis zum lezten Augenblick hat er die ihn auszeichnende Geistesheiterkeit und muntere Laune behalten.

Ende des zweiten Bandes.

Lemgo, gedruckt in der Meyerschen Hof-Buchdruckerey.

Anzeige einiger Druckfehler.

S. 21 Z. 5. v. u. ſtatt waren, l. war.

— 25 Z. 2. v. o. ſtatt deſſen Produkte, die, l. die Produkte.

— 31 in der Note 16, letzte Zeile, ſt. richtig durchgeführt, l. wirklich unternommen.

— 35 Z. 3. v. o. ſt. der friedlichen, l. die friedliche.

— 62 Z. 2. v. u. ſt. die und l. und die.

— 150. Z. 1. v. o. ſt. ſie l. es.

— 188. Z. 3. v. o. ſt. ſeinen l. ſeinem.

Denkwürdigkeiten
meiner Zeit

oder

Beiträge zur Geſchichte

vom

lezten Viertel des achtzehnten und vom Anfang des neunzehnten Jahrhunderts

1778 bis 1806.

von

Chriſtian Wilhelm von Dohm.

Consilium mihi pauca de Friderico et extrema tradere; mox cetera, sine ira et studio, quorum causas procul habeo.

Dritter Band.

Lemgo
im Verlage der Meyerſchen Hof-Buchhandlung
und
Hannover
in Commiſſion der Helwingſchen Hof-Buchhandlung
1817.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Inhalt des dritten Bandes.

Geſchichte der lezten Periode Friedrichs des Zweiten, Königs von Preußen. 1778 - 1786. Fortſetzung.

Sechszehntes Kapitel. Kaiſer Joſephs II Abſichten und Unternehmungen im deutſchen Reiche. Verſuch Bayern durch Tauſch zu erwerben. Friedrichs II Widerſtand. Stiftung des deutſchen Fürſtenbundes und deſſen glücklicher Erfolg. S. 3.

Siebzehntes Kapitel. Handels-Traktat zwiſchen Preußen und Nord-Amerika. Lezte Krankheit und Tod Königs Friedrich II. S. 154.

Bei-

Inhalt des dritten Bandes.

Beilagen.

Beilage K. Der Traktat des Fürstenbundes geschlossen zu Berlin am 23sten Jul. 1785, nebst den Accessions-Acten, auch den Geheimen und Separat-Artikeln. . . S. 185.

Beilage L. Des Verfassers Schrift über den deutschen Fürstenbund, geschrieben zu Ende des Jahrs 1785. . . . S. 220.

Berichtigungen und Zusätze. . . . S. 365.

I.

Geſchichte

der

lezten Periode

Friedrichs des Zweiten

Königs von Preußen.

1778 - 1786.

Fortſetzung.

STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Sechszehntes Kapitel.

Kaiſer Joſephs II Abſichten und Unternehmungen im deutſchen Reiche. Verſuch Bayern durch Tauſch zu erwerben. Friedrichs II Widerſtand. Stiftung des deutſchen Fürſtenbundes und deſſen glücklicher Erfolg.

Erzherzog Joſeph wurde noch beim Leben ſeines Vaters, Kaiſers Franz I, zu deſſen Nachfolger unter dem hergebrachten Titel, römiſcher König, erwählt, und gelangte alſo nach deſſen plözlich erfolgtem Tode zur deutſchen Kaiſerwürde. Er ſtand damals in der Blüthe männlicher Jugend [1]), voll Dranges nach edler Thätigkeit, und feuriger Wünſche, ſeine Regierung durch große Handlungen und wichtige Verbeſſerungen vor der ſeiner Vorfahren auszuzeichnen. Maria Thereſia

1764 d. 27 März. 1765 d. 18 Aug.

1) Geboren am 13ten März 1741, war er bey Antritt der Regierung im 25ſten Lebensjahre.

hatte ihn zwar zum Mitregenten der österreichischen Monarchie erklärt, aber ohne ihm bedeutenden Antheil an der Regierung zu gestatten, noch auf seine von den ihrigen nicht selten abweichenden Ansichten sehr zu achten. Josephs Thätigkeit richtete sich daher um so mehr auf das Wahlreich. Aber die höchst sonderbare Verfassung desselben sezte große Hindernisse entgegen. Einstimmig wurde dem Oberhaupte des deutschen Volks der erste Rang unter allen weltlichen Herrschern der Christenheit seit Jahrhunderten ohne allen Widerspruch zugestanden [2]); aber seine Gewalt war beschränkter, als sie bey irgend einem andern Regenten in Europa gefunden wurde. Schon der ihm beigelegte Titel römischer Kaiser deutete an, daß von einer längst erloschenen Herrschaft nur noch der leere Name übrig geblieben sey. Ganz Deutschland war in mehr als 300 größere und kleinere Gebiete abgetheilt, deren einige von erblichen, andere von gewählten Fürsten, noch andere republikanisch mit allen Hoheits-Rechten unab-

2) Der Pabst, als Statthalter Christi, behauptete und erhielt freilich den Vorrang; zwischen dem deutschen und türkischen Kaiser war Gleichheit des Rangs anerkannt. Daß Katharina II auch, bey Unterschrift der Traktaten, eine solche Gleichheit in Anspruch genommen, und K. Josephs II Gefälligkeit sie durch Annahme eines Ausweges wirklich zugestanden habe, ist oben (B. 2. S. 145) bemerkt worden.

unabhängiger Staaten regiert wurden; kein Fleck deutschen Bodens war der unmittelbaren Regierung des Reichsoberhaupts übrig gelassen, keine Einkünfte waren ihm angewiesen [3]), und er mußte die Kosten der Regierung, und selbst seinen Hofstaat aus eigenen Mitteln bestreiten. Die wenigen dem Kaiser vorbehaltenen Rechte, deren Wirkungen sich über ganz Deutschland erstreckten, z. B. Standeserhöhungen, einige Privilegien u. s. w. waren höchst unbedeutend und auch diese mannichfach beschränkt; über alle wichtigeren Gegenstände, allgemeine Gesetzgebung und Polizey, Frieden und Krieg, konnte der Kaiser nur gemeinsam mit den Reichsständen Schlüsse fassen, und wenn Krieg beschlossen war, hatte der Kaiser ihn fast allein mit eigenen Truppen und auf eigene Kosten zu führen, und konnte kärgliche Beisteuer an Menschen und Gelde zu demselben nur durch Bitten und Unterhandlungen mühsam erlangen. Alle wichtigen das Ganze angehenden Angelegenheiten mußten

3) Die aus ältern Zeiten noch übrig gebliebnen kaiserlichen Einkünfte, deren einige Joseph II erst wieder in Gang brachte, wurden aus einigen Reichsstädten, aus Urbarien, Judenzoll u. s. w. bezogen. Man berechnete sie zu 13,000 Gulden. Was bey Reichs-Belehnungen bezahlt wurde, war der Reichskanzley und dem Reichshofrath als Theil ihrer Besoldung angewiesen.

auf dem ſeit 1663 immer verſammelten Reichstage berathen werden, und dieſe Berathungen wurden mit einer Langſamkeit und unter ſo läſtigen Formen betrieben, die auch den Geduldigſten ermüden mußten. Die höchſte Aufmerkſamkeit war immer nur dahin gerichtet, den Kaiſer zu hindern, ſeine Gewalt zu weit auszudehnen, oder in die Rechte der Stände Eingriffe zu thun. Jede neue Wahl-Kapitulation beſtimmte neue Schranken der Macht des Kaiſers; damit er nichts Böſes thue, war ihm das Vermögen genommen, überall Etwas zu thun. Sogar die Wahl der Männer, durch welche er die Reichsgeſchäfte betrieb, war dem Kaiſer ſelbſt nicht überlaſſen. Der Reichs-Vicekanzler 4) und alle Officianten der Reichs-Kanzley wurden vom Kurfürſt von Mainz, als Erzkanzler des Reichs, nach eigenem Gefallen angeſtellt und lezterm ſo gut wie dem Kaiſer verpflichtet 5).

Das

4) Der einzige Reichs-Miniſter des Kaiſers, ohne deſſen Vortrag und Mitwirkung Reichsſachen zu betreiben, ihm in der Wahl-Kapitulation ausdrücklich unterſagt war.

5) Oft wurde bey dieſer Anſtellung nicht einmal auf die Wünſche des Kaiſers Rückſicht genommen. Dem Kaiſer Leopold I wurde wirklich ein Reichs-Vicekanzler aufgedrungen, den er ausdrücklich verbeten hatte. Auf die

Das wichtigste Recht, was der Kaiser noch hatte, war die Oberaufsicht über die Justiz im Reiche. Der eine der beiden höchsten Gerichtshöfe, der Reichshofrath, wurde vom Kaiser allein besezt und auf seine Kosten erhalten, und stand deshalb unter seiner unmittelbaren Aufsicht. Es war daher eine der ersten Bemühungen Josephs II, den bey demselben eingeführten langsamen Geschäftsgang abzuschaffen und eine durchaus unpartheiische Rechtspflege einzuführen. Aber die gute Absicht wurde wenig erreicht [6]), weil es gar zu schwierig ist, veraltete, tief eingewurzelte Mängel bey einem schon längst bestandenen Gerichte gänzlich auszurotten, ohne in dessen Grundverfassung wesentliche Veränderungen zu machen, welche in diesem Falle nicht thunlich befunden wurden, auch nach der Verfassung vom Kaiser allein nicht abhingen. Noch weit schwieriger aber, und

die Vorstellung, daß der Ernannte zu jung für ein so wichtiges Amt sey, erwiederte der Kurfürst von Mainz: dieses sey zwar gegründet, aber der junge Mann habe viele Fähigkeiten und der Kaiser werde ihn bald zu den Geschäften gut abrichten, und dann lange Dienste von ihm haben können.

6) S. merkwürdige Nachrichten hierüber in v. Mosers des jüngern, der zu jener Zeit selbst Reichshofrath war, patriotischem Archiv Bd. 8 und 10.

zugleich als ein noch weit dringenderes Bedürfniß wurde die Verbesserung der mannichfachen Gebrechen des andern höchsten Gerichtshofes, des Reichs-Kammergerichts, empfunden. Dieses wurde vom Kaiser und den Ständen des Reichs gemeinsam besezt und unterhalten, und jener konnte über dasselbe durchaus nichts ohne diese verfügen. Daß eine genaue Aufsicht über dasselbe und von Zeit zu Zeit eine Verbesserung seiner Formen nöthig seyn werde, hatten die Vorfahren weise vorgesehen, und bald nach dessen Errichtung war verordnet, daß jährlich ein Commissarius des Kaisers mit Bevollmächtigten einiger Stände, die in vorgeschriebener Reihe sich folgten, den Zustand des Reichs-Kammergerichts genau untersuchen, alle sich einschleichenden Misbräuche sofort abthun, allem Unrecht und aller Nachlässigkeit wehren, auch zugleich Rechtssachen, in welchen die Partheien sich bey den Erkenntnissen des Gerichts nicht beruhigen wollten, nochmals erörtern und sofort definitiv entscheiden sollten. Diese Einrichtung war vortreflich. So lange die ordentlichen Visitationen im Gange waren, erfreute sich Deutschland einer sehr unpartheiischen und schleunigen Rechtspflege. Aber schon seit fast zweihundert Jahren, nämlich seit 1588, waren diese Visitationen ins Stocken gerathen; die Folgen davon wurden als ein sehr großes

Uebel

Uebel immer lebhafter gefühlt. Schon in der
Mitte des siebzehnten Jahrhunderts beschäftigte 1654
sich der Reichstag ernstlich damit, die Visitationen wieder in Gang zu bringen. Er sezte die Ordnung fest, in welcher die Stände daran Theil nehmen sollten, und ertheilte umständliche Vorschriften für die Betreibung des Geschäfts. Im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts wurde die Thätigkeit des Reichs-Kammergerichts durch innern Zwist ganz unterbrochen. Eine außerordentliche Visitation stellte sie wieder her; aber die ordentlichen 1713
konnten immer nicht zu Stande gebracht werden. Unmittelbar nach Beendigung des siebenjährigen Krieges wurde der Mangel guter Rechtspflege so fühlbar, daß ungesäumte Abhülfe von Kaiser und Reich ernstlich beschlossen wurde. Vorzüglich nach Josephs II Regierungs-Antritt betrieb man die Sache mit einem von ihm befeuerten, so einstimmigen Eifer, wie man ihn in Reichs-Angelegenheiten lange nicht gesehen hatte. Es wurde beschlossen, sofort durch eine außerordentliche Visitation sowohl die zahllose Menge der unentschiedenen Rechtssachen entscheiden, als auch alle in die Verfassung des Reichs-Kammergerichts eingeschlichenen Gebrechen abstellen, auch eine neue Gerichts-Ordnung, wozu ein Entwurf bereits seit länger als einem Jahrhundert ge-

macht war, verfertigen zu lassen, und dann die ordentlichen jährlichen Visitationen wieder in regelmäßigen Gang zu bringen. Die jezt zunächst eintretende außerordentliche sollte, neben einer kaiserlichen Commission, aus Bevollmächtigten von vier und zwanzig Ständen bestehen. Der Eifer, mit welchem man die Sache betrieb, war so groß, daß man den wirklichen Anfang nicht genug beschleunigen zu können glaubte, aus Furcht, neue Hindernisse möchten, wie es schon so oft geschehen, die Sache auch jezt wieder vereiteln. Man wollte sich also nicht damit aufhalten, die Stände, welchen diese Visitation aufgetragen werden sollte, von Neuem auszuwählen, noch die Ordnung festzusetzen, in welcher sie auf einander folgen sollten; man ließ es hierin bey dem bewenden, was schon vor mehr als hundert Jahren, nämlich durch den jüngsten Reichsabschied von 1654, für die schon damals vorgewesene Visitation festgesezt war, und verwies die jetzige auch wegen der Art ihres Verfahrens auf die damals ertheilten Vorschriften, obgleich in der langen seitdem verflossenen Zeit durch veränderte Umstände manche veränderte Bestimmungen nöthig geworden waren. Diese aus guter Absicht begangene Uebereilung bewies sich dem Geschäft mannichfach nachtheilig. Dasselbe wurde indeß mit frohem Muth und mit bestem Willen, dem gemeinsamen

samen Vaterlande das langersehnte Glück einer guten Rechtspflege zu verschaffen, wirklich angefangen. Sowohl der Kaiser als die Stände hatten sich beeifert, grundgelehrte, wackere und wohlgesinnte Männer zu Visitatoren zu ernennen[7]), von denen Deutschland 1767 d. 21en May.

7) Wirklich suchten alle deutschen Höfe eine Ehre darin, ausgezeichnete und vorzügliche Männer zu diesem Geschäft abzuordnen, und eine Auswahl der gelehrtesten Publicisten und erfahrensten Rechtsgelehrten, welche damals Deutschland hatte, wurde in Wezlar vereint. Dies ist für die Folge nicht ohne Wirkung geblieben. Manche für das öffentliche Wohl nützliche Freundschaft unter den Mitgliedern der Visitation wurde hier geknüpft, und mehrere jüngere Männer, welche nachher die wichtigsten Aemter in ihrem Vaterlande bekleideten, wurden hier gebildet. Kaiserliche Commissarien waren, der regierende Fürst Carl Egon von Fürstenberg, und der gewesene Churtrierische Staatsminister, jezt Kaiserl. Geheimer Rath Baron von Spangenberg, gebürtig aus der Grafschaft Hohnstein, allein durch Verdienst emporgehoben, ein höchst patriotischer, gewissenhafter und kenntnißreicher Staatsmann, den Joseph II selbst mit ganz vorzüglichem Vertrauen für dieses Geschäft ausgewählt, und andern ihm Empfohlnen vorgezogen hatte. Churbrandenburgischer Bevollmächtigter war Geh. Rath Reuter, ein Mann von großem Verdienst, den man in Berlin, wo er beim auswärtigen Departement angestellt war, ungern auf so lange Zeit entbehrte. Er ist in Wezlar während der Visitation gestorben, und wurde durch den Geh. Rath von Böhmer, und den Cleveschen Direktorial-Gesandten

land großes Gute erwartete. Aber bey dem thätigsten Eifer und besten Willen der meisten Visitatoren wurde ihr Werk durch mannichfache Streitigkeiten sehr aufgehalten, die theils zwischen den kaiserlichen Commissarien und den ständischen Bevollmächtigten, theils unter den leztern ausbrachen; Streitigkeiten, deren Entscheidung an den Reichstag verwiesen werden mußte, aber hier meistens zu gleichem Zwist Anlaß gaben. Endlich, nach neunjähriger Arbeit, wurde die Visitation mit gegenseitiger Erbitterung aufgelöst, ohne ihr Werk vollendet und Deutschlands Hoffnungen erfüllt zu haben. Von den zur Revision und endlichen lezten Entscheidung der Commission vorgelegten Rechtssachen wurde auch nicht eine abgemacht. Die eigentliche Visitation ward nicht vollendet, die aufgetragene verbesserte Gerichts-Ordnung nur im Entwurf zu Stande gebracht, aber noch nicht eingeführt. Daß ein Verein so vieler trefflichen Männer nicht mehr Gutes bewirkt hat, lag, außer den trennenden politischen Spaltungen der Höfe, auch vorzüglich mit darin, daß eine Zahl von vier und zwanzig Arbeitern sich nicht gleich Anfangs dar-

1776 d. 31ten May.

---

sandten von Emminghaus ersezt; beide Männer von großen Einsichten. Von Hannover war der Bevollmächtigte, der Geh. Justizrath Falke, ein ungemein gründlicher und äußerst thätiger Rechtsgelehrter, der sich um die Visitation große Verdienste erwarb.

darüber vereinigen konnte, die mannichfachen ihnen obliegenden Geschäfte unter sich zu vertheilen, und sie zu gleicher Zeit in verschiedenen minder zahlreichen Senaten zu bearbeiten, wie dieses wirklich der Sinn der in ältern Reichsschlüssen ertheilten Vorschriften war. Statt dessen wurden alle und jede, mehr oder minder wichtige Gegenstände gemeinsam betrieben, über jeden derselben also vier und zwanzig Abstimmungen abgegeben! Unter allen diesen widrigen Umständen hat die Visitation dennoch einige Misbräuche abgestellt und einiges Gute bewirkt. Das Wichtigste von lezterm war, daß die Zahl der Beisitzer des höchsten Gerichts, welche schon seit lange von funfzig auf siebzehn herabgesunken war, wieder auf fünf und zwanzig gebracht wurde. Auch ein neuer Entwurf zu einer verbesserten Reichs-Kammer-Gerichts-Ordnung wurde gemacht, und dem Reichstage zur Prüfung und Genehmigung vorgelegt [2]). Der lezte Zwist, welcher zur Zerreißung der Commission Anlaß gab, entstand über die Frage: ob die Collegiat-Stimmen der westphälischen und fränkischen

2) Eine brauchbare Sammlung ist: „Visitations-„schlüsse, die Verbesserung des Kaiserlichen Reichs-„Kammergerichtlichen Justizwesens betreffend. 2 Theile. „Lemgo 1779, 1780." Der Herausgeber Balemann war Subdelegirter bey der Visitation, nachher in Sachsen-Coburgischen Diensten.

ſchen Grafen zu dem katholiſchen oder proteſtantiſchen Reichstheil gerechnet werden müßten? Dieſer Streit wurde auch auf dem Reichstage fortgeführt, und die Geſchäfte deſſelben kamen darüber in ſolche Stockung, daß mehrere Jahre hindurch gar keine Berathungen gehalten wurden, und man auch hier eine gewaltſame Zerreißung fürchtete, der jedoch endlich noch ein gütlicher Vergleich zuvorkam. 1780-1785.

Auch ein anderer Verſuch des Kaiſers, einem Uebel, über welches von lange her ſehr geklagt wurde, vorzukommen, war vergeblich; er wollte nämlich den häufigen und dringenden Beſchwerden proteſtantiſcher Unterthanen über den Druck katholiſcher Regierungen ſchleunig und unpartheiiſch abgeholfen wiſſen, und erließ deshalb die nachdrücklichſten Befehle an beide Reichsgerichte. Die Proteſtanten frohlockten über dieſen Beweis der unpartheiiſchen Gerechtigkeit des Kaiſers, wie ſie ihn noch von keinem ſeiner Vorfahren erhalten hatten. Das Corpus Evangelicorum des Reichstages kam der edlen Abſicht mit beſtem Willen entgegen, und ſuchte die Ausführung dadurch zu befördern, daß es alle Glaubensgenoſſen, welche über Religionsdruck zu klagen hatten, aufforderte, ihre Beſchwerden vorläufig bey ihm anzubringen, damit eine aus dem Mittel des evangeliſchen

schen Reichstheils ernannte Deputation den Grund solcher Beschwerden summarisch untersuche, diejenigen, welche ungegründet befunden würden, zurückhalte, die begründet scheinenden dagegen so instruire, damit ihre Untersuchung und Entscheidung den Reichsgerichten möglichst erleichtert werde. Aber auch diese lobenswürdigen Bemühungen blieben fast ohne allen Erfolg, wurden deshalb von den Protestanten nur mit wenigem Dank erkannt, von den Katholiken aber, als von Kaiser bewiesene partheiische Begünstigung jener, bitter getadelt.

Alles dieses machte diesem Monarchen die Verfassung des Reichs, welche seiner Thätigkeit nur Hindernisse entgegenstellte, gehässig. Er drückte sich in vertrauten Kreisen, zuweilen auch sogar gegen Fremde[9]), über das Unangenehme und Widrige seiner Reichs-

9) So äußerte er im Jahr 1779 gegen den französischen Bothschafter Breteuil, daß die Geschäfte, welche ihm als Kaiser oblägen, ihm äußerst widrig und ekelhaft wären, besonders weil er mit dem besten Willen und der größten Unpartheilichkeit es immer bald mit der einen, bald mit der andern Parthey verderbe, vorzüglich in den Religions-Zänkereien. Wenn ich, sagte er, einem Kapuziner-Kloster Recht gebe, weil ich glaube, daß es Recht hat, so sagen die Protestanten, ich gehe damit um, ihre Religion zu unterdrücken; finde

Reichs-Regierung, über den Undank, mit dem seine besten Absichten erwiedert würden, oft mit Bitterkeit und Unmuth aus, und wenn er bey heiterer Laune war, wurden sein kaiserliches Unvermögen, die zögernden Formen der Verfassung, die Berathungen des Reichstages über Kleinigkeiten, die lächerlichen Ceremoniel- und Präcedenz-Ansprüche, Gegenstände seines spottenden Witzes. Eine solche Stimmung führte allmählig, und besonders seitdem er Alleinherrscher der österreichischen Monarchie geworden war, dahin, daß Joseph gleichgültig gegen die Angelegenheiten des deutschen Reichs wurde, und sich fast ausschließlich mit denen seiner Erbmonarchie beschäftigte, auch bey Gelegenheiten, wo das Interesse von dieser mit dem des Wahlreichs zusammenstieß, lezteres ohne Bedenken aufopferte. Eine solche Gesinnung war natürliche Folge der beschriebenen Lage. Ein thätiger Regent kann unmöglich eine Verfassung lieben, die ihm Fesseln anlegt; je mehr er sich bewußt ist, Gutes zu wollen (und bey Joseph war dieses unstreitig der Fall), um so mehr müssen ihm die Hindernisse zuwider seyn. Auch die äußern Um-

---

finde ich dagegen einmal die Klagen der Protestanten gegründet, so schreien alle Priester und Mönche, daß das Reichs-Oberhaupt die Religion verlasse. S. Klassan Hist. de la diplom. franç. Tom. VI. p. 240.

Umstände, in welchen Joseph sich befand, trugen bey, diese Gesinnung bey ihm zu verstärken. Er war von Jugend an gewöhnt, die deutsche Kaiserwürde vorzüglich nur deshalb zu schätzen, weil sie dem österreichischen Monarchen einen bedeutenden Einfluß gab, die Zwecke seines Hauses zu befördern; er war ausdrücklich belehrt, die Gewalt, welche ihm jene Würde gab, als Mittel zu diesem Zweck zu gebrauchen [10]). Eben dies war die Ansicht fast aller Staatsdiener, die den Kaiser umgaben, und daß der erste unter ihnen, Fürst Kaunitz, seinem Herrn die uralte Verfassung des Reichs nicht als ein Ehrfurcht verdienendes Hemmniß seiner Unternehmungen werde vorgestellt haben, lassen dessen uns hinlänglich bekannten Gesinnungen gar nicht bezweifeln. Wir sind weit entfernt, Josephs II Andenken dadurch beflecken zu wollen, daß wir ihm die entschiedene Absicht beimessen,

10) Der jüngere v. Moser hat mich mündlich versichert, auch irgendwo an einer Stelle seiner Schriften, die ich jezt nicht auffinden kann, erzählt: Joseph II habe unmittelbar vor seiner Wahl zum römischen König von einem gelehrten österreichischen Staatsbedienten einen Unterricht über die Wahl-Kapitulation erhalten, worin gezeigt worden, wie alle in jener auferlegten Pflichten nicht hindern könnten, Alles zu thun, was das Beste des österreichischen Hauses und Erbstaats erfodere.

ſen, Deutſchlands Verfaſſung umzuſtürzen und ſich zum unumſchränkten Oberherrn, wo nicht des ganzen, doch eines guten Theils dieſes Landes aufzuwerfen. Wir glauben wirklich nicht, daß er ſolche Abſicht je deutlich gedacht und gehabt habe; aber, unſerer Pflicht eines wahrhaften Geſchichtſchreibers treu, müſſen wir erzählen, daß viele Nachdenkende zu jener Zeit in allen deutſchen Landen dieſe Beſorgniß wirklich hatten. Sie ſahen in dem Einzelnen, und in dem an ſich und außer ſeiner Verbindung klein Scheinenden das Größere und immer weiter Schreitende. Durch die Geſchichte frühерer Zeit belehrt, erwogen ſie, daß keine menſchliche Leidenſchaft, wenn ihr nicht bald anfangs Einhalt geſchieht, im Fortſchreiten ſich ſchneller und furchtbarer entwickelt, als die Herrſchbegierde, und daß ſie den, der ſich ihr überläßt, oft über die ſich ſelbſt geſezten Schranken weit hinaustreibt. Bey ſolchen Betrachtungen, welche die Gemüther Vieler bewegten, machten Dinge von anſcheinend minderer Wichtigkeit damals ein Aufſehen, das ſpäter Lebenden übertrieben ſcheinen mag, weil ihnen vorbehalten geweſen iſt, noch ungleich Gewaltſameres und Kühneres zu ſehen. Wir erzählen, was geſchehen iſt, in dem Geiſt der Zeit, worin es geſchah.

Gewiß

Gewiß ist, daß bey mehreren Gelegenheiten versucht wurde, die kaiserlichen Gerechtsame theils weiter auszudehnen, als nach Gesetzen und Herkommen erlaubt war, theils auch Entwürfe, welche Joseph für seine Erblande nüzlich fand, ohne Achtung der Verfassung und Rechte anderer Stände des Reichs durchzusetzen. Dies geschahe sogar um nur kleinliche Vortheile zu erreichen, die nicht verdienten mit solchem Aufsehen gesucht zu werden. So war es auffallend und ganz unerwartet, daß ein in völlige Vergessenheit gekommenes Vorrecht älterer Kaiser, in jedem deutschen Stift einem Layen Unterhalt anzuweisen [11]), jezt hervorgesucht, und in einer Ausdeh-

 nung

11) Der Ursprung dieses Rechts der Panisbriefe verliert sich im Dunkel der Zeit. Wir wissen nicht einmal, welche Kaiser dieses Recht zuerst ausgeübt haben; und daß dieses nur selten geschehen seyn mag, erhellet daraus, weil kein älterer als ein vom Kaiser Carl IV ertheilter Panisbrief sich bis jezt erhalten hat. S. denselben in Ludwigs reliq. manuscript. Tom. IX. p. 701. In späterer Zeit ist dieses Recht zuweilen mit dem doch davon ganz verschiedenen: der ersten Bitte, vermischt worden. Lezteres legt dem Kaiser, wie auch andern Regenten, die Befugniß bey, in jedem Stift die erste nach Antritt der Regierung erledigt werdende Pfründe an eine statutenmäßig qualificirte Person zu verleihen. Durch einen Panis- oder Brod-Brief aber wurde ein Stift angewiesen, einer ganz unqualificir-

nung ausgeübt werden sollte, die durch keinen Vorgang der Vorzeit gerechtfertiget werden konnte. Wenn auch die Kaiser ehemals verdiente Krieger, oder alte Diener ihres Hofes dadurch versorgt hatten, daß sie ihnen sogenannte Layen-Pfründen ertheilten, so war dieses doch nur bey solchen Stiftern geschehen, die sie und ihre Vorfahren gegründet, oder mit Gütern ausgestattet hatten, und die Kaiser und Reich unmittelbar unterworfen waren. Aber
1783 jezt wurden plözlich auf alle Stifter in ganz Deutschland Panis-Briefe ertheilt, auf unmittelbare und mit-

---

ficirten, meistens nicht einmal geistlichen, Person vollständigen Unterhalt, Kleidung und Wohnung auf Lebenszeit zu geben. Layen-Pfründe war der Name solcher Stelle. In Frankreich, wo die Sache auch üblich, aber auch nur auf die vom Könige gegründeten Stifter beschränkt war, hießen diese Pfründner les oblats, moines laïques. Weil im westphälischen Frieden der Layen-Pfründen gar nicht gedacht wird, so haben Einige geglaubt, von dessen Verfassern sey das Recht der Panisbriefe mit dem Recht der ersten Bitte verwechselt, weshalb die Beschränkungen, welche der Friede bey leztern macht, auch auf Ersteres erstreckt werden müßten. Doch ist bey der großen Genauigkeit, mit welcher der Friede verfaßt worden, dieses nicht wahrscheinlich, vielmehr anzunehmen, daß der Brodbriefe nur deshalb darin nicht gedacht wird, weil ihr Gebrauch schon damals sehr selten und deshalb kein Streit vorgekommen war.

mittelbare, männliche und weibliche, katholische und evangelische, sogar auf solche Stifter, welche durch die Reformation, oder den westphälischen Frieden sekularisirt, und deren Güter längst zu ganz andern Zwecken verwandt waren. Die, welche Brodbriefe erhielten, waren entweder österreichische militärische Invaliden, oder alte Hof- und Staats-Bedienten, denen man in dieser Art auf Kosten des Reichs eine Versorgung verschaffen wollte, welche der Kaiser, oder eigentlich der österreichische Monarch, ihnen schuldig war. Da Manchen dieser Leute eine Versetzung in entfernte Lande nicht gelegen kam, so wurde den Stiftern aufgegeben, die Paniſten, wenn sie es wünschten, statt der Natural-Verpflegung entweder mit einer ein für allemal zu zahlenden Geldsumme, oder mit einer jährlichen Pension abzufinden. Ja man ging so weit, einigen reichsunmittelbaren Stiftern in Schwaben anzusinnen: weil sie seit langer Zeit, manche von ihrem Ursprung an, von dieser Beläſtigung frey gewesen, jezt für alle Paniſten, welche die Vorfahren des jetzigen Kaisers hätten ernennen können, aber nicht ernannt hatten, nunmehr eine bedeutende Summe zur kaiserlichen Kasse nachzuzahlen. Weder auf dem Reichstage, noch an die Landesherren der mittelbaren Stifter geschahe über diese Sache irgend eine Eröffnung; sondern die mit

Brodbriefen Begnadigten wandten ſich unmittelbar an die Stifter, und verlangten, daß denſelben genügt werde. Als dieſe Zumuthung auch an Stifter in preußiſchen Provinzen, Magdeburg, Halberſtadt u. ſ. w. gelangte, fragten dieſe bey Hofe an, wie ſie ſich zu benehmen hätten, bemerkten aber zugleich, wie in ihren Nachrichten ſich keine Spur von Ausübung dieſes Rechts ſeit den älteſten Zeiten finde. Der König hielt nicht angemeſſen, ſich über einen ſolchen Gegenſtand mit dem kaiſerlichen Hofe in Streit einzulaſſen, aber er ließ allen ſeinen Stiftern befehlen, auf die Forderung durchaus nicht einzugehen, ſondern die kaiſerlichen Panisbriefe an die zurückzuſenden, von denen ſie ihnen zugekommen wären, und dabey zu erklären, dieſes kaiſerliche Recht ſey bey ihnen nie hergebracht geweſen, auch deshalb von ihrem Landesherrn ausdrücklich unterſagt, daſſelbe anzuerkennen, oder in deſſen Rückſicht irgend etwas zuzugeſtehen. Churhannover und viele andere, ſowohl proteſtantiſche als katholiſche, Reichsſtände erließen gleiche Verfügungen; nur wenige geſtanden aus Furcht und mit Unwillen etwas zu, alle ſtimmten darin überein, daß dieſes Recht nur in denjenigen unmittelbaren Reichsſtiftern anerkannt werden könne, wo ein nicht beſtrittenes Herkommen deſſelben ſich beweiſen laſſe. Auch die bewährteſten Publi-

ciſten

cisten [12]) erklärten, nach sorgfältigen Untersuchungen, sich für diese Meinung. Der Kaiser ließ die Forderung fallen, die ihm sehr unbedeutenden Vortheil verschaft, aber die deutschen Stände desto aufmerksamer gemacht hatte, alle Schritte dieses Monarchen mit reger Eifersucht zu bewachen. Mehreres, das geschah, wirkte in gleicher Art. Im schwäbischen Kreise, von dem das Erzhaus etwa den siebenten Theil besaß, wurden Versuche gemacht, anderer Reichsstände Gebiet, nnd die unmittelbare Reichsritterschaft seiner Landeshoheit und seinen Steuern gegen Verfassung und uraltes Herkommen, unter mancherley Vorwand, zu unterwerfen. Die dringendsten Vorstellungen dagegen halfen nichts; sogar dem Reichshofrath, welcher die Klagen der Beschwerten annahm, das Unrecht misbilligte, und dessen Abstellung befahl, wurde ausdrücklich verboten, sich in diese Sachen zu mischen.

12) Der durch rühmliche Unpartheilichkeit sich auszeichnende Veteran derselben, J. J. Moser, hatte in frühern Schriften eine größere Ausdehnung dieses kaiserlichen Rechts behauptet, aber jezt, nach genauerer Untersuchung, erkannte er, daß es sich in den bemerkten Schranken halten müsse. Auch der Reichshofrath hatte in seinen Erkenntnissen immer angenommen, daß der Kaiser in keinem Stifte einen Pänisten ernennen könne, als in denen, wo er das Herkommen für sich habe.

Noch weit wichtiger war, was an Paſſau geſchah. Dieſes Hochſtift, eines der älteſten in Deutſchland, erſtreckte ſeinen Sprengel tief in das Erzherzogthum Oeſterreich; man rechnete, daß ohngefähr zwey Drittheile des Sprengels zu lezterem Lande gehörten. Von den älteſten Zeiten her war dieſes nicht angefochten. Aber wie das Bisthum Wien zum Erzſtift erho-
1728 ben wurde, bewog Kaiſer Karl VI Paſſau, einen Theil ſeiner unter öſterreichiſcher Hoheit belegenen Diöceſe dem neuen Erzſtift abzutreten. Der Kaiſer bewirkte dagegen bey dem Papſt, daß Paſſau von dem Metropolitan-Recht des Erzſtifts Salzburg, dem es unterworfen war, für immer befreit wurde. Zugleich verſprach er bey kaiſerlichem und erzherzoglichem Wort, für ſich und ſeine Nachfolger, daß nie, unter irgend einem Vorwande, oder unter welcher Ausflucht es ſey, irgend eine, auch nur die allerkleinſte Zerſtückelung des Hochſtifts, weder angetragen noch zugelaſſen werden ſolle. Dieſe Zuſage war von Maria Thereſia, auch während der erſten Jahre ihres Nachfolgers, treu erfüllt. Das Hochſtift blieb in ungeſtörtem Beſiz ſeiner Diöceſanrechte; ſowohl der Biſchof, als das Domkapitul beſaßen mehrere Güter im Oeſterreichiſchen, und hatten deren auch in neuerer Zeit mit ausdrücklicher Genehmigung des Landesherrn angekauft. Noch unter Joſeph II

waren

waren in dem an Passau gränzenden Stück von Bayern, das Oesterreich durch den Teschner Frieden erhalten hatte, vom Hochstift einige Besitzungen gegen andere, die dieser Kaiser ihm abtrat, umgetauscht. Aber in dem Augenblick, als man es am wenigsten erwarten konnte, wurde eine ganz andere Gesinnung bewiesen. Der Fürstbischof von Passau, Cardinal Leopold Ernst, Graf von Firmian [13]), starb, und am Tage nach seinem Tode ward, den schon vorhin auf diesen Fall ertheilten bisher geheim gehaltenen Befehlen gemäß, der ganze innerhalb Oesterreich belegene Theil des Passauer Sprengels von demselben getrennt, und theils dem Erzbisthum Wien, theils aber einem neu errichteten Bisthum in Linz zugetheilt, zu dessen Bischof der Kaiser einen Passauer Domherrn, Grafen von Herberstein, ernannte. Sowohl dem leztern, als dem Wiener Erzbischof, Cardinal Migazzi, wurde aufgegeben, dem Passauer Domkapitul durchaus keine Ausübung der ihm während erledigten Bischofstuhls unstreitig zukommenden Rechte zu gestatten, sondern sich in deren alleinigem Besitze zu behaupten. Auch dem Domkapitul selbst wurde dieses angekündigt, mit der Bemerkung,

1783 d. 13 März.

13) Er war geboren 1708, Bischof seit 1763, Cardinal seit 1772.

daß die Fürsorge für das Heil der Seelen dieses erfordert habe. Zugleich wurden alle Güter und Einkünfte, sowohl des Bischofs als des Kapitels, in den österreichischen Landen, Namens des Kaisers in Besitz genommen, und allen Verwaltern und Erhebern derselben wurde aufgegeben, durchaus nichts mehr nach Passau verabfolgen zu lassen. Das Domkapitul wandte sich sofort an den Kaiser und an den Fürsten Kaunitz, und stellte dringend vor, wie diese Zernichtung der hochstiftischen Diöces, und Wegnahme der Besitzungen der kundbaren Verfassung des Reichs, dem westphälischen Frieden und der Wahlkapitulation entgegen sey, durch welche leztere der Kaiser die Erhaltung und Schützung der Reichsstände bey ihren geist- und weltlichen Würden und Gerechtigkeiten eidlich zugesichert habe. Es berief sich nicht minder auf die so feierliche Zusage Kaiser Karls VI. Der Kaiser antwortete: „er sey weit entfernt, den reichsständischen Gerechtsamen des Hochstifts zu nahe treten zu wollen; aber von dem, was er zum geistlichen Wohl seiner Unterthanen zu verfügen nöthig gefunden, könne er nicht abgehen.“ Fürst Kaunitz erklärte noch bestimmter: „daß keinerley Betrachtung den Kaiser von seinem auf das Beste der Religion und die erbländische Seelsorge abzielenden Endzweck ableiten werde; in Absicht

„der

„der eingezogenen Güter aber“ (welche freilich mit dem Heil der erbländischen Seelen in keine Verbindung zu bringen waren) „sey man bereit, sich in „gütliches Einverständniß einzulassen, und eine billige „und großmüthige Uebereinkunft von Seiten des „Kaisers werde blos von des Domkapituls Betragen „abhangen.“ — Das offenbare Ungerechte dieses Verfahrens empörte Jeden, der davon unterrichtet wurde; indeß konnten alle wiederholten Vorstellungen weiter nichts bewirken, als daß die im Innviertel belegenen, erst im vorigen Jahre durch Tausch mit dem Kaiser selbst erworbenen Besitzungen, deren Wegnahme gar zu auffallend war, zurückgegeben wurden. Das Domkapitul wandte sich an den Reichstag, und zugleich an einige der bedeutendsten Reichsstände, und bat um Fürsprache bey dem Kaiser gegen die verübte Gewalt. Dieses wurde in Wien bald bekannt und daselbst sehr übel aufgenommen. Der Agent des Domkapituls mußte demselben melden: wenn die beim Reichstage angebrachte Klage nicht sofort zurückgenommen werde, dürfte das Hochstift und das ganze Reich eine starke Erschütterung erleiden. Das Domkapitul hierdurch geschreckt, bewirkte in Regensburg, daß alle Berathungen über die Sache einstweilen noch zurückgehalten wurden, aber desto dringender bewarb es sich im Stillen um

die

die Verwendung mächtiger Reichsſtände. Es ſuchte beſonders auch die des Königs von Preußen, und ging ſo weit, zu bitten, derſelbe möge die Beſitzungen und Einkünfte öſterreichiſcher Unterthanen in Schleſien in Beſchlag nehmen, und dem Wiener Hofe ankündigen laſſen, daß dieſelben nicht eher herausgegeben werden ſollten, bis dem Paſſauer Domkapitul Gerechtigkeit wiederfahren ſey. Friedrich lehnte dieſes ab, da er zu ſolchen Repreſſalien in einer ihm fremden Sache ſich nicht befugt hielt; er verſprach aber ſeine kräftigſte Mitwirkung am Reichstage, wohin die Sache gehöre, um Abſtellung der Gewalt zu bewirken. Auch viele andere Reichsſtände bezeugten lebhafte Theilnahme; doch keiner wagte es, dieſelbe durch Fürſprache in Wien thätig zu beweiſen. Indeß wurde Joſeph Franz Graf von Auersberg [14], ein geborner öſterreichiſcher Unterthan, und bisher Biſchof zu Gurk in Kärnthen, zum
1783 d. 19 May. Biſchof in Paſſau erwählt. Dieſer ſuchte durch gütliche Unterhandlungen die Irrungen beizulegen, begab ſich deshalb ſelbſt nach Wien, und machte Vergleichs-Vorſchläge mit äußerſter Nachgiebigkeit. Anfangs wollte Fürſt Kaunitz ſich auf nichts einlaſſen.

14) Er war geboren 1734; im J. 1763 wurde er Biſchof von Lavant, und 1772 zu Gurk.

sen. Der neue Bischof, zur Verzweiflung gebracht, wollte in Passau gar nicht antreten, sondern sein bisheriges österreichisches Bisthum Gurk behalten; aber auch dieses wurde nicht gestattet. Auf ausdrücklichen Befehl des Kaisers mußte sofort an lezterm Ort ein Nachfolger erwählt werden. Endlich kam, nach langen Unterhandlungen, ein Vergleich zu Stande, 1784 Jul. durch welchen das Hochstift den ganzen Theil seines Sprengels im Oesterreichischen abtrat, überdem noch 400 Tausend Gulden bezahlen mußte, wogegen der größte Theil der dem Bischof und Domkapitul entzogenen Güter zurückgegeben wurde, also diese ihr unstreitiges Eigenthum von neuem erkauften. Offenbar war der Bischof ohne Einwilligung seines Domkapituls nicht befugt, einen Vergleich abzuschließen, der die Rechte und Besitzungen des Hochstifts so sehr benachtheilte. Er selbst fühlte dieses und verlangte deshalb solche Einwilligung; aber in Passau waren von drey und zwanzig Domherren, aus welchen das Kapitul bestand, nur sieben gegenwärtig. Drey derselben erklärten, nur ein General-Kapitul könne über eine Angelegenheit von solcher Wichtigkeit entscheiden, und drangen auf dessen ungesäumte Zusammenberufung; die vier übrigen aber waren der Meinung, man könne die Abschließung des Vergleichs dem Bischofe wohl überlassen. Dieser hielt

sich

ſich hierdurch ermächtiget, und in Wien ſagte man, es bedürfe der Zuſtimmung des Kapituls gar nicht.

Eine ſo auffallende Ungerechtigkeit machte ſtarken Eindruck. Alle Reichsſtände, beſonders die an Oeſterreich gränzenden, wurden mit bangen Beſorgniſſen erfüllt. Friedrich fand zwar nicht gut, wegen dieſer Begebenheit, da ſie von dem geſchreckten Domkapitul nicht an den Reichstag gebracht war, ſich mit dem Kaiſer zu entzweien; indeß wurde von ihm, ſo wie allgemein, immer mehr gefühlt, daß es nöthig ſey, Fürſorge zu treffen, damit ſo gewaltſame Eingriffe nicht wiederholt würden. Joſeph blieb jedoch bey ſeinem Plan, fremden Biſchöfen keine Gewalt in ſeinen Erblanden zu geſtatten, obgleich die Diöceſan-Bezirke und Rechte durch die deutſche Verfaſſung begründet waren. So wurden dem Biſchof von Lüttich ſeine Gerechtſame und Einkünfte in den Niederlanden, denen von Coſtnitz und Chur die ihrigen in den vorderöſterreichiſchen Landen genommen. Der Egerſche Kreis in Böhmen gehörte zum Sprengel des Bisthums Regensburg; er wurde eigenmächtig zum Prager Erzſtift geſchlagen. Auch den Erzbiſchof von Salzburg, Hieronymus von Colloredo, Sohn des Reichs-Vicekanzlers, konnte nicht ſchützen, daß ſeine Grundſätze und ſeine treflichen

chen Hirtenbriefe ihm des Kaisers ausgezeichneten Beifall und Achtung erworben hatten [15]). Der Sprengel dieses fast tausendjährigen Erzstiftes [16]) erstreckte sich über Kärnthen und Steyermark; vier österreichische Bisthümer zu Gurk, Lavant, Seckau und Leoben gehörten zur Metropolitan-Diöcese von Salzburg, dessen Erzbischöfe diese Hochstifter gegründet und mit Gütern ausgesteuert hatten, weshalb auch ihre Bischöfe theils von Salzburg ernannt, theils, wenn die Ernennung dem Landesherrn gebührte, doch von jenem bestätiget wurden. Solche uralte Verfassung paßte nicht in Josephs Plane; er verlangte, daß diese Bisthümer aus aller Verbindung und Abhängigkeit von Salzburg gesezt würden. Der Erzbischof erklärte, er sey zu aller Nachgiebigkeit bereit, die er mit seinem Gewissen zu vereinen vermöge; aber so lange das eng zusammenhängende System der deutschen Staats- und Kirchen-Verfassung nicht gesetzmäßig aufgelöst sey, könne er seiner Bischofs-Pflicht und Fürstenehre nicht entgegen handeln. Nichts vermogte ihn von dieser Erklärung abzubringen, auch nicht die Einziehung Salzburgischer Güter in Oesterreich. Diese edle Standhaftigkeit that

15) S. oben B. 2. S. 306.

16) Es wurde im J. 798 zum Erzstift erhoben.

that ihre Wirkung, die Güter wurden zurückgegeben und Salzburg hatte die mindesten Opfer zu bringen.

Alle diese Dinge erregten Nachdenken, machten besorgt wegen weiterer Folgen. Doch Manche fanden dieselben minder wichtig, weil sie selbst von ihnen nicht unmittelbar berührt wurden, und sie im Kleinen nicht Keime des Größern zu sehen vermogten. Was an geistlichen Reichsständen geschah, kümmerte die weltlichen nicht sehr. Manche Protestanten, aus altem Groll gegen die katholische Hierarchie, sahen wol gar mit Billigung deren Prälaten gedemüthiget und ihrer Rechte beraubt. Solche erkannten nicht, daß weltliche Rechte nicht sicher seyn können, wenn geistliche, die mit jenen in einer Verfassung wurzeln, ohne Widerspruch vernichtet werden, und daß Allen das Wichtigste seyn müsse, der Uebermacht nicht zu gestatten, irgend ein Recht, welches es sey, willkührlich zu verletzen.

Doch plözlich folgte ein Ereigniß, das Alle aufschreckte, das auch dem Gleichgültigsten bewies, die Rechte und die Freiheit Deutschlands seyen wirklich von der größten Gefahr bedrohet, weder ältere noch neuere Verträge könnten sie mehr schützen, wenn nicht der Gewalt ernstlicher Einhalt geschehe.

Durch

Durch den Teſchner Friede hatte das Erzhaus allen Anſprüchen an Bayern feierlichſt entſagt, die alten Hausverträge, durch welche jede Zerſplitterung dieſes Landes verboten worden, waren beſtätiget, waren von Oeſterreich und Preußen, von Rußland und Frankreich, endlich auch vom ganzen deutſchen Reiche gewährt. Dennoch hatte Kaunitz einen neuen Plan erſonnen, nach welchem er auf den alten Lieblings-Entwurf zurückkommen konnte, ohne durch jenen Frieden gehemmt zu ſeyn. Was nicht durch abgedrungenen Vertrag, nicht durch die Waffen hatte errungen werden können, ſollte nun durch Tauſch erhalten werden; die wegen ihrer Entfernung läſtigen Niederlande ſollten für das nahe liegende und die Monarchie weſentlich verſtärkende Bayern hingegeben werden. Dem Kurfürſt Carl Theodor wurde der Antrag durch den kaiſerlichen Geſandten Graf Lehrbach gemacht; ſeine Einwilligung war bald erhalten [17]), und

17) Der Wiener Hof ſagte dieſes öffentlich, und es iſt nicht zu zweifeln, daß der ſchwache Kurfürſt dieſe Einwilligung wirklich gegeben habe, obgleich er es gegen ſeine Landſtände läugnete, wie dieſe ihm, auf das entſtandene Gerücht, deshalb Vorſtellungen thaten. Er verſicherte, ſeine Unterhandlungen mit Oeſterreich hätten nur die Berichtigung der Gränzen des nach dem Teſchner Frieden Abgetretenen betroffen.

und Kaunitz ſuchte durch die ſchlaueſten Unterhandlungen Frankreich und Rußland zu bewegen, jenes, um der Verletzung des Teſchner Friedens wenigſtens ruhig zuzuſehen, dieſes, um ſogar dazu mitzuwirken. Was deshalb an dem franzöſiſchen Hofe vorgegangen, iſt nicht vollſtändig bekannt geworden [18]); zweifelhaft iſt deshalb, ob der Einfluß der Kö-

18) Auch Hr. Flaſſan in hist. de la diplom. franç. Tom. VI. p. 377. giebt die genauere Auskunft über dieſe Begebenheit nicht, welche man von ihm zu erwarten wohl befugt war. Seine Erzählung weicht von der meinigen in dem weſentlichen Punkt ab, daß nach ihm Ludwig XVI den ſchriftlichen Rath aller ſeiner Miniſter über das öſterreichiſche Vorhaben erfodert haben ſoll, und zwar von jedem einzeln, ohne ihnen zu erlauben, daß ſie ſich darüber vorher mit einander berietben. Alle, erzählt Flaſſan weiter, ſtimmten darin überein, daß der öſterreichiſche Erwerb Bayerns der Freiheit Deutſchlands und Italiens gefährlich, und daher auch dem Intereſſe Frankreichs nachtheilig ſey. Der König, hierdurch in ſeiner eigenen Meinung beſtärkt, habe hiernach, gleich von Anfang an, ſeine Genehmigung ausdrücklich verweigert. Ich muß dieſes, obgleich es in der zweiten Ausgabe von Flaſſans Werk unverändert wiederholt iſt, nach Allem, was mir aus den zuverläſſigſten Quellen bekannt geworden, für unrichtig halten, denn gewiß iſt, daß ſowohl der Wiener als Petersburger Hof ganz öffentlich erklärten, der dem Herzoge von Zweybrücken gemachte Antrag ſey mit Wiſſen und Genehmigung des franzöſiſchen geſchehen.

Königin, oder das Verſprechen der Abtretung von Namur am meiſten beigetragen, eine günſtigere Stimmung für Oeſterreich zu bewirken. Einige wollten zu jener Zeit ſogar wiſſen, der franzöſiſche Hof ſey nicht nur durch das Anerbieten eines Stücks der Niederlande, ſondern auch durch die geöffnete Ausſicht in Verſuchung geführt, ihn an dem der Pforte abzujagenden Raube Theil nehmen zu laſſen. Einige Inſeln des Archipelagus, und ſogar Aegypten, behauptete man, ſeyen Frankreich verſprochen; doch etwas Beſtimmtes hat man hierüber nie erfahren, und wahrſcheinlich bleibt immer, daß Vergennes weniger durch anerbotene politiſche Vortheile, als durch die Beſorgniß, der Königin zu mißfallen und ſeine Stelle zu verlieren, zu dem Verſprechen bewogen ſey, Oeſterreichs Abſichten ſich nicht zu widerſetzen, ſondern ſich bey dem Tauſchantrage leidend zu verhalten. Zu einer thätigern Beförderung

hen, und dieſer leztere hat hiergegen nie etwas geſagt, vielmehr durch ſein Stillſchweigen jene Behauptung als wahr gelten laſſen. Auch hat Graf Vergennes weder gegen den Herzog von Zweybrücken, noch gegen den preußiſchen Geſandten, je geläugnet, daß er um den Antrag gewußt und ihn genehmigt habe, ſondern nur ſeine veränderte Geſinnung, wie im Text erzählt iſt, zu entſchuldigen geſucht.

war Vergennes nicht zu bringen, und ſobald der Herzog von Zweybrücken ſeine feſte Weigerung erklärt hatte, rieth dieſer Miniſter, ſo wie ſein König, dem Kaiſer ſehr ernſtlich, den Gedanken fahren zu laſſen, und beide erklärten mit ſichtbarem Wohlgefallen, daß nun an den Tauſch von Bayern gar nicht mehr zu denken ſey.

Daß Katharina II ſich bewegen ließ, des Friedens von Teſchen, den ſie feierlichſt garantirt hatte, ganz zu vergeſſen und jezt den öſterreichiſchen Erwerb von Bayern, den zu hindern ſie vor einigen Jahren einen Krieg anzufangen bereit war, ſelbſt zu befördern ſuchte, iſt zwar auch ſehr auffallend, doch können wir dieſen Widerſpruch uns erklären, da uns die Veränderungen bekannt ſind, welche in dem politiſchen Syſtem Rußlands ſeit dem Teſchner Frieden vorgegangen waren [19]). Joſeph II hatte den ſo bedeutenden und nur einſeitigen Fortſchritten der ruſſiſchen Kaiſerin gegen die Pforte und den dadurch bewirkten Vergrößerungen Rußlands bisher nicht nur ruhig zugeſehen, ſondern dieſelben durch ſeine den Krieg drohenden Vorkehrungen thätigſt befördert. Ka-

19) Der Leſer wird ſich an die im 9ten und 10ten Kapitel hierüber gegebne Aufklärung erinnern.

Katharina II mußte ſich alſo natürlich verpflichtet halten, auch ihrer Seits etwas zur Begünſtigung der Vergrößerungs-Entwürfe ihres Bundesgenoſſen zu thun. Es ſtand ihr kein Panin [20]) mehr zur Seite, der ſie warnend aufmerkſam gemacht hätte, wie nachtheilig auch für Rußland die Bedrohung der Unabhängigkeit des deutſchen Reichs werden könne, für deren Beſchützerin gehalten zu werden der Kaiſerin ſo angelegen geweſen war. Graf Oſtermann [21]) war Panins Nachfolger im Miniſterium der auswärtigen Staatsgeſchäfte; ein Mann von beſchränkter Einſicht und gar keinem Anſehen bey der Monarchin.

20) Er war am 31ſten März 1783 geſtorben.

21) Ein Sohn des berühmten Grafen Oſtermann, der unter Peter dem Großen zu den wichtigſten Staatsgeſchäften gebraucht wurde, und von welchem dieſer Monarch geſagt haben ſoll, er habe nie einen Fehler begangen. Von dem Sohn konnte ein Gleiches nicht gerühmt werden. Man ſagte, er habe als Geſandter in Stockholm, welchen Poſten er lange bekleidete, und worin er großen Ruhm erwarb, die gute Meinung Katharina's und Panins dadurch erworben, daß er ſeine Berichte ſich von einem Vertrauten machen ließ, der ein Schwede war, und den er nicht mit nach Petersburg bringen konnte. Er behielt nach Panin's Tode, dem Namen nach, die Direktion der auswärtigen Geſchäfte bis zum Tode der Kaiſerin, indem dieſe ſie ſelbſt führte. Gleich im Anfang der Regierung Kaiſer Pauls I wurde er entlaſſen.

chin. Die Hauptarbeiter der leztern in großen Geſchäften, die geheimen Räthe Besborodko [22]), Bakunin [23]) und Markof [24]), waren alle, um der Monarchin zu gefallen, dem öſterreichiſchen Intereſſe geneigt. Vor allen aber begünſtigte dieſes Fürſt Potemkin, nicht ſowohl aus einiger Neigung für Joſeph II, die er nicht hatte, ſondern vielmehr, weil er es den eigenen Abſichten am gemäßeſten hielt, und auch, weil es ihm Vergnügen machte, Friedrich II zu kränken, und es ſeinem Stolz ſchmeichelte, dieſen großen König, wie er glaubte, durch Furcht zu zwingen, ſich demjenigen nicht zu widerſetzen, was die ruſſiſche Kaiſerin öffentlich billigte.

1785 Jan. So geſchahe es, daß plözlich Graf Nikolaus Romanzow, Sohn des Feldmarſchalls, deſſen Siege der

22) Ein Mann von großen Talenten, der allein durch ſeine Thätigkeit ſich bis zu den erſten Stellen emporgeſchwungen hat. Bey Oſtermanns Unfähigkeit war ſein Einfluß der bedeutendſte. Kaiſer Joſeph II ertheilte ihm daher die Würde eines deutſchen Reichsgrafen. Unter Paul I kam er an die Spitze der Geſchäfte und ſtarb 1799.

23) Ein von Panin zugezogener Geſchäftsmann, von Talent und Kenntniſſen.

24) Ein Mann von Fähigkeit, der gleichfalls die deutſche Grafenwürde erhielt.

der Pforte den lezten Frieden abgedrungen, ruſſiſcher Geſandter am oberrheinſchen Kreiſe, bey dem Herzog Karl von Zweybrücken erſchien, und ihm mündlich erklärte: „Kaiſer Joſeph II habe dem Kurfürſt „Carl Theodor antragen laſſen, ſämmtliche bayerſche „Lande gegen die öſterreichiſchen Niederlande, nur „mit Ausſchluß von Luxemburg und Namur, dage„gen mit Inbegrif der Vortheile, welche der Kaiſer „durch den bevorſtehenden Frieden mit Holland er„halten werde, abzutreten. Dieſen Niederlanden „ſollte der Name eines Königreichs Burgund beige„legt werden; der Kurfürſt ſollte aber alle Stim„men, die jezt von den abgetretenen bayerſchen Landen „auf dem Reichstage geführt würden, behalten; „überdem ſollte der Kurfürſt für ſeine Einwilligung „Eine und eine halbe Million, der Herzog aber eine „Million, und deſſen Bruder, Prinz Maximilian, „eine halbe Million Gulden für ihre Beiſtimmung „erhalten, wogegen der Kaiſer ſich ausbedinge, alle „Truppen und alle Artillerie, welche ſich jezt in den „Niederlanden befänden, und auch in Bayern alle Na„tional-Truppen zu behalten, ſo, daß dem Kurfür„ſten nur die pfälziſchen und in andern Landen geborne „Soldaten, welche jezt in Bayern wären, verblieben. „Auch behalte der Kaiſer ſich das Recht vor, in den „Niederlanden nach Gefallen Gelder zu negociiren;

„jeder Theil ſollte die auf den Landen, welche er bekomme, haftenden Schulden übernehmen. Karl „Theodor, ſezte der Geſandte hinzu, habe dieſen Tauſch „bereits eingewilliget; die ruſſiſche Kaiſerin verlange „jezt, im Namen ihres Bundesgenoſſen, des deutſchen Kaiſers, auch des Herzogs Zuſtimmung, und „rathe ſehr, ſie zu geben, da der Antrag für ihn „und ſein Haus ſo vortheilhaft ſey.“

Herzog Karl verlangte zuvörderſt, daß der Antrag ihm ſchriftlich vorgelegt werde, und dann eine angemeſſene Bedenkzeit, um einen ihm ſo unerwartet kommenden Antrag von ſo ausnehmender Wichtigkeit überlegen, und ſich deshalb mit theilnehmenden Höfen berathen zu können. Romanzow erwiederte: etwas Schriftliches zu geben ſey er nicht ermächtiget; Bedenkzeit könne er nur auf acht Tage zugeſtehen, nach deren Ablauf er die Entſchließung des Herzogs ohnfehlbar in Frankfurt erwarte, wohin er ſofort zurückgehen müſſe. Er ſezte noch hinzu: die Antwort möge ausfallen wie ſie wolle, ſo werde die Sache, welche von Rußland und Frankreich gebilliget ſey, dennoch, und auch gegen des Herzogs Willen, geſchehen. Romanzow las auch dem Herzog eine Depeſche des Wiener Miniſteriums an den Grafen Lehrbach vor, worin der Antrag umſtändlich ent-

enthalten war. Er hatte dieſelbe von dem ruſſiſchen Geſandten in Wien, Fürſt Gallitzin, erhalten, mit Auftrag, ſie dem Herzoge vorzuleſen, aber durchaus keine Abſchrift mitzutheilen. Auch in dieſer Depeſche war beſtimmt geſagt, „die Weigerung des Her„zogs werde die Ausführung nicht hindern.“ Zum Beweiſe der Einſtimmung des franzöſiſchen Hofes las Romanzow aus einer andern Depeſche vor, Graf Vergennes habe auf die erhaltene Nachricht von dieſem Entwurfe geſagt: auf den erſten Blick finde er nichts darin gegen das Intereſſe ſeines Königs.

Nachdem Romanzow dieſe Erklärung gemacht, kehrte er, ohne irgend Vorſtellungen anhören zu wollen, nach Frankfurt am Mayn zurück. Herzog Karl wurde durch den Inhalt, ſo wie durch die Faſſung des Antrags zwar ſehr erſchüttert; aber er wankte keinen Augenblick über den Entſchluß, den zu nehmen ihm gebühre. Noch vor Ablauf der ihm geſezten Bedenkzeit erklärte er dem ruſſiſchen Miniſter in einem an ihn erlaſſenen Schreiben offen und beſtimmt, daß er einen ſeinem Hauſe ſo nachtheiligen Handel nie eingehen, ſeine altväterlichen Erblande nie vertauſchen werde, und er habe das Vertrauen zu der Großmuth der ruſſiſchen Kaiſerin, ſie werde ihren durch den Frieden von Teſchen gegebnen Zuſiche-

rungen nicht zuwider handeln und den Herzog vielmehr gegen die angedrohete Gewaltthat schützen. Romanzow antwortete kalt: „es sey des Herzogs „Sache, die Entschlüsse zu fassen, die ihm die besten „dünkten, ihm bleibe nur übrig, es zu beklagen, „wenn der Herzog schlechte fasse.“ Lezterer wandte sich nun sogleich an den König von Preußen, dessen in Romanzow's Antrage mit keinem Worte gedacht war, meldete den Vorfall und bat um seinen Beistand, durch den allein er von dieser großen ihn abermals bedrohenden Gefahr gerettet werden könnte. Zugleich übersandte er eine ausführliche Denkschrift, worin die Nachtheile dieses Tausch-Antrages für das pfälzische Haus, und die Gründe, weshalb der Herzog in denselben schlechterdings nicht willigen könne, entwickelt waren, mit dringendster Bitte an die russische Kaiserin, der von ihr übernommenen Garantie des Teschner Friedens gemäß, von diesem Entwurfe abzustehen. Der Geheime Rath von Hofenfels, Verfasser dieser Denkschrift, hatte dieselbe mit einem Schreiben an Graf Ostermann begleitet, und der König wurde ersucht, beides in Petersburg übergeben und kräftigst unterstützen zu lassen. Der königliche Gesandte, Graf von Görz, erhielt hierzu den nöthigen Befehl, und dadurch nochmals Gelegenheit, die Sache Bayerns mit Eifer zu ver-

1785 d. 3ten Jan.

vertheidigen. Der König trug ihm ausdrücklich auf, zu erklären, wie er hoffe, daß die Kaiſerin den öſterreichiſchen Vergrößerungs-Entwurf, obgleich er durch ihren Geſandten angetragen ſey, doch bey näherer Prüfung unmöglich billigen werde. Er, der König, werde ſich demſelben mit aller Kraft widerſetzen, und er beſchwöre die Kaiſerin bey ihrer alten Freundſchaft und Allianz, die er noch nicht ganz erloſchen glaube, einen ſo gefährlichen Entwurf, der ihr eignes glorreiches Werk, den Frieden von Teſchen, ganz zerſtören wolle, nicht zuzugeben. Hofenfels kam bald nachher ſelbſt nach Berlin, um Friedrichs kräftigen Beiſtand auf das dringendſte nachzuſuchen. Die Antwort aus Petersburg kam bald, und erklärte: „die Kaiſerin ſey weit entfernt, dem „Frieden von Teſchen entgegen zu handeln, noch den „Herzog von Zweybrücken zwingen zu wollen, irgend „etwas einzugehen, was er ſeinem Intereſſe zuwider „halte. Sie habe aber geglaubt, ein freiwilliger und „billiger Tauſch könne mit jenem Frieden ſehr wohl „beſtehen, und nach den Bedingungen, welche der „deutſche Kaiſer aufgeſtellt, habe ſie den Tauſch „dem pfälziſchen Hauſe vortheilhaft gehalten. Da „aber der Herzog die Sache anders anſehe, verſtehe „ſich von ſelbſt, daß von ſolcher nicht weiter die Rede „ſeyn könne; auch der deutſche Kaiſer werde auf der-

„ſel-

„ſelben nicht mehr beſtehen.“ Dieſe Erklärung geſchahe nur dem preußiſchen Hofe. Der zweybrückiſche Miniſter von Hofenfels erhielt vom Grafen Oſtermann gar keine Antwort. — Der franzöſiſche Hof, an welchen der Herzog Karl ſogleich nach dem ihm geſchehenen Antrage ſeinen Geheimen Rath von Eſebeck geſchickt hatte, gab eine gleiche Antwort, und verſicherte, durch die ablehnende Erklärung des Herzogs ſey die Sache nun gänzlich beendiget. Freilich waren dieſe Verſicherungen mit der Aeußerung des Grafen Romanzow, der Tauſch werde geſchehen, der Herzog möge einwilligen oder nicht, in geradem Widerſpruche.

Dieſe Erklärungen der beiden Garants des Teſchner Friedens konnten einigermaßen beruhigen, und man war nach ihnen berechtiget anzunehmen, daß, wenn der eine aus Schwäche, und um ſich mit dem kaiſerlichen Hofe nicht zu entzweien, der andere, um ein Band, das er für eigene Abſichten nützlich achtete, feſter zu knüpfen, ſich den öſterreichiſchen Entwürfen günſtig bewieſen hatten, doch beide keinesweges eigenen Antheil an dem Gelingen dieſer Entwürfe nehmen, noch weniger einige Aufopferung für daſſelbe machen würden. Doch, was geſchehen war, hatte einmal die Aufmerkſamkeit aufgeregt.

Schien

Schien auch für den Augenblick die drohende Gefahr entfernt, ſo konnte doch nun kein Zweifel mehr ſeyn, daß Joſeph und Kaunitz noch immer mit der Idee, Bayern zu erwerben, beſchäftiget waren. Rußland und Frankreich konnten, wie es einmal geſchehen, abermals verleitet werden, mit mehr Beharrlichkeit übernommenen Verbindlichkeiten und eigenem Staatsintereſſe zuwider zu handeln. Der Herzog von Zweybrücken konnte noch ſtärkerer Zudringlichkeit vielleicht minder ſtandhaft widerſtehen, oder auch Oeſterreich konnte wagen, wider des Herzogs Willen, wie es ſchon gedrohet war, Bayern an ſich zu reißen.

Dieſer Verſuch mit allem Uebrigen, was von Joſeph II bisher unternommen war, zuſammengehalten, gab von der unruhigen Vergrößerungs-Begierde des öſterreichiſchen Monarchen die furchtbarſte Idee, und die Beſorgniſſe wurden noch mehr aufgeregt, da Fürſt Kaunitz bey mehrern Gelegenheiten es gar nicht zurückhielt, wie er durchaus auf keine beſtehenden Traktaten und noch ſo unſtreitige Rechte andrer Staaten Rückſicht nehme, ſobald es auf die Beförderung eines vermeinten Intereſſe ſeines Staats ankomme. Dieſer Miniſter ſchien wirklich keine andere Richtſchnur ſeines Benehmens, als die Convenienz Oeſterreichs zu kennen; man verbreitete Gerüchte

rüchte von immer weiter gehenden Entwürfen, und wollte z. B. behaupten, daß auch dem Herzoge von Würtemberg der Umtauſch ſeines Landes gegen Modena angetragen und die Unterhandlung hierüber ſchon betrieben werde. Gewiß iſt, daß durch den öſterreichiſchen Erwerb von Bayern ganz Schwaben in die vollkommenſte Abhängigkeit ſowohl in Abſicht politiſcher, als Handelsverhältniſſe vom Wiener Hofe kam. Auch mit der Schweiz war es derſelbe Fall.

Betrachtungen über dieſe Lage Deutſchlands und die Gefahren, mit denen deſſen Verfaſſung bedroht ſchien, leiteten Friedrich II auf die Idee, wie es durchaus nöthig werde, der Vergrößerungsſucht Joſephs II noch einen ſtärkern Damm entgegen zu ſetzen, als bisher vorhanden war. Eine enge Verbindung mehrerer deutſchen Reichsſtände ſchien das zweckmäßigſte Mittel, das auch durch das Beiſpiel der Vorfahren, unter ähnlichen Umſtänden, empfohlen wurde. Die Idee war ihm ſelbſt ohne fremde
1784 Oktbr. Mitwirkung entſtanden. Schon einige Monate vor dem bayerſchen Tauſch-Antrage hatte Friedrich über dieſen Gegenſtand einige vertraute Unterhaltungen mit dem Miniſter von Herzberg, der ihn in ſeinem Gedanken beſtärkte. Er überſandte demſelben und dem Grafen von Finkenſtein eigenhändig von ihm entwor-

worfene Gedanken über eine solche Verbindung [25]). Ihm schwebte besonders der Schmalkaldische Bund vor, der einst den gewaltthätigen Absichten Kaiser Karls V entgegen trat. Auch damals waren die vornehmsten Fürsten des Reichs in ihrem Interesse und in ihren Ansichten mannichfach getheilt und einander entgegengesezt, ihre Vereinigung kam aber dennoch zu Stande. So, glaubte Friedrich, würden auch jezt die Schwierigkeiten, welche er nicht verkannte, wol zu überwinden seyn. Es komme, meinte er, nur darauf an, den deutschen Fürsten die Gefahr, welche sie alle, geistliche so wie weltliche, bedrohe, recht ans Herz zu legen und ihnen deutlich zu machen, daß nichts als ein fester Verein sie gegen dieselbe zu schützen vermöge. Dies müsse durch mündliche Vorstellungen geschehen und durch dieselben den deutschen Fürsten Vertrauen zu dem Könige eingeflößt, und sie ermuntert werden, auch ihre eigenen Gedanken ohne Rückhalt mitzutheilen. Er zweifle nicht, sagte der König, daß Herzberg seine nur im Allgemeinen hingeworfenen Ideen noch vollständiger entwickeln und den Nutzen einer solchen Verbindung in ein helles Licht

25) Graf Herzberg hat diesen Aufsatz und die dazu gehörenden Schreiben des Königs aufbehalten in seinem Recueil Vol. II. p. 364 u. f.

Licht ſetzen werde. Er berief dieſen Miniſter deshalb zu ſich nach Potsdam, und nach verſchiedenen Unterredungen entwarf derſelbe die Grundſätze [26]), nach welchen der neue Bund eingerichtet werden müſſe. Nachdem der König ſie gebilliget, wurden deſſen Geſandte im Reich beauftragt, die Geſinnungen mehrerer Höfe über dieſe Sache zu erforſchen.

Der Entwurf war mit Herzbergs eigenen Worten folgender. „In Erwägung verſchiedener ſeither „eingetretener Umſtände, welche die Freiheit von „Deutſchland, mit welcher die von ganz Europa we„ſentlich verbunden iſt, bedrohen, haben die Für„ſten, welche dieſen Verein eingehen, nöthig gefun„den, zu dem Mittel zu ſchreiten, zu welchem ſie „durch das Herkommen ſo vieler Jahrhunderte und „durch die klare Beſtimmung der Reichsgeſetze ge„nugſam berechtiget ſind, nämlich, ein Bündniß „unter ſich zu errichten, welches zu Niemandes Be„leidigung gereichen, ſondern lediglich den Endzweck „haben ſoll, die bisherige geſetzmäßige Verfaſſung „des deutſchen Reichs in ihrem Weſen und Beſtande „zu erhalten. Nach dieſen Grundſätzen verbinden „ſich dieſe Fürſten, auf ihr altdeutſches fürſtliches „Ehren-

26) S. Herzberg Recueil Vol. II. p. 369.

„Ehrenwort, alle und jede, sowohl die hierin ver„bundenen, als auch jede anderen Reichsstände, bey „ihrem rechtmäßigen Besitzstande durch alle recht„liche und mögliche Mittel zu erhalten, und gegen „jede widerrechtliche Gewalt sie zu schützen. Die „verbundenen Fürsten wollen deshalb in wahrer und „genauer Freundschaft leben, und sich Alles, was „einem jeden schädlich oder nützlich seyn könnte, im „Vertrauen eröffnen und mittheilen. Sie wollen „besonders alle dienlichen Mittel anwenden, daß die „Reichsversamnlung in beständiger Thätigkeit [27]) „erhalten, über alle dahin gebrachten Angelegenhei„ten berathschlaget und beschlossen, auch die Erledi„gung der Rekurse [28]) befördert werde. Ferner,

„das

27) Die völlige Unthätigkeit des Reichstages während mehrerer Jahre, welche durch die oben erwähnte Westphälisch-Fränkische Grafensache veranlasset war, hatte wirklich auf die Besorgniß geleitet, der Wiener Hof habe die Absicht, die Reichsversammlung eben so auseinander zu sprengen, wie es mit der Visitations-Commission in Wetzlar der Fall gewesen war.

28) Daß Rechtssachen an den Reichstag, der doch kein Gerichtshof war, gebracht und dadurch die Vollziehungen der reichsgerichtlichen Erkenntnisse aufgehoben, wenigstens sehr lange aufgehalten werden konnten, war eines der Hauptgebrechen unsrer Reichsjustiz. Besser wäre es gewesen, diese Rekurse, wenigstens ihren Suspensiv-

„dahin Bedacht zu nehmen, daß die beiden obersten „Reichs-Gerichte in gesetzmäßige Ordnung gebracht „und darin erhalten, auch immer mit geschickten, „redlichen, tapfern Männern besezt seyn mögen. „Wenn Jemand, wer er auch sey, die verbündeten „Fürsten, oder auch jedes andere Glied des Reichs, „von welcher Religion es sey, geistlichen oder welt„lichen Standes, in seinem wirklichen Besitzstande „mit eigenmächtigen Ansprüchen, mit Sekularisatio„nen und Entgliederung hoher und niederer geistli„cher Stifter, mit willkührlichen und aufgedunge„nen Vertauschungen von alten erblichen Landen, den „Reichs- und Haus-Verträgen und den Traktaten „zuwider, beunruhigen und die Uebermacht dazu „misbrauchen wollte; so verbinden sich die verein„ten Fürsten, daß sie alle reichsgesetzmäßige Mittel „und auch alle ihre habenden Kräfte dahin anwenden „wollen, um solchen Misbrauch der Gewalt und „Uebermacht abzuwenden, ein jedes Mitglied des „Reichs bey seinem Besitzstande, und das gesammte „Reich

---

effekt, ganz abzuschaffen; aber dieses wagte man auch nicht vorzuschlagen, denn die Reichsstände sahen in den Rekursen das einzige ihnen noch übrige Mittel, gegen ungerechte Erkenntnisse der Reichsgerichte gesichert zu werden, oder auch — muß die Unpartheilichkeit leider hinzusetzen — zuweilen die Vollziehung gerechter abzuwehren und hinzuhalten.

„Reich bey seiner in dem westphälischen Frieden, der „Wahlkapitulation und den Reichsschlüssen begründe„ten Verfassung zu erhalten und zu handhaben. In „jedem besondern Falle wollen die verbündeten Für„sten sich über die alsdann erforderlichen Mittel auf „das schleunigste berathschlagen, entschließen und ver„einigen, auch sich dazu im Voraus, ein Jeder nach „seinen Kräften und Umständen, so viel als mög„lich vorbereiten und einrichten.“

Der Gedanke Friedrichs war so natürlich, so äußerst anpassend dem gefühlten Bedürfniß des Augenblicks, daß ihm herzliche Beistimmung überall entgegen kommen mußte. Schon lange war von denkenden Männern die Bemerkung gemacht, daß bey den so ungleichen Machtverhältnissen unter den verschiedenen Gliedern des deutschen Reichs die Freiheit und gesetzmäßige Selbstständigkeit der Schwächern unmöglich erhalten werden könne, wenn diese nicht durch eine engere Verbindung ihrer Kräfte einigermaßen ein Gleichgewicht gegen die Uebermächtigen erhielten. Diese, nämlich Oesterreich und Brandenburg, waren schon lange aus der Gleichheit so sehr herausgetreten, daß sie dem Reichsverbande und dessen Gesetzen nur in sofern treu-verblieben, als sie es ihrem Vortheil gemäß befanden, oder die Verfassung zum Werkzeug

eigener Vergrößerung gebrauchen konnten, daß, bey der Ohnmacht des Reichs, den Eingriffen des Einen dieser Uebermächtigen nur die Kraft des Andern entgegengesezt werden konnte. Nicht zu verkennen war, daß, wenn beide sich mit einander verständen, alle Uebrigen von ihnen unterjocht werden konnten, bey den Zwisten jener, diesen aber nur die Wahl blieb, für den Einen oder den Andern sich aufzuopfern. Eine von beiden unabhängige Verbindung der größern deutschen Stände, an welche sich die kleinern bald anschließen würden, schien das einzige Mittel, um eine Mittelmacht zu bilden, welche die Aufrechthaltung der gemeinsamen Freiheit zu sichern vielleicht noch vermöchte. Wenn es einem solchen Bunde gelänge, mit strenger Unpartheilichkeit sich vor jedem Hinneigen zu der einen oder andern der beiden großen Mächte zu wahren, so konnte er hoffen, es werde ihm gelingen, beiden Achtung einzuprägen. Jede, durfte man erwarten, würde den Bund schonend behandeln, aus Furcht, er möge ein Genosse der Andern werden; und wenn die eine der beiden Mächte irgend eine Unterdrückung versuchen sollte, war der herbeieilende Schuz der andern kaum zu bezweifeln, und, von ihm durch die Kraft des Bundes verstärkt, guter Erfolg wohl zu hoffen. Dieser Gedanke mußte, bey Betrachtung der vor Augen liegenden Verhältnisse,

so

so natürlich sich darbieten, daß wir gar nicht zweifeln, es haben denselben mehrere gute Köpfe zu gleicher Zeit gehabt. Aber so natürlich die Idee, so schwierig war die Ausführung. Das so verschiedene Interesse der Fürsten, noch mehr, die Beschränktheit der Ansichten vieler unter ihnen, und ihre kleinlichen Leidenschaften, denen sie die Einkünfte ihrer meistens mit alten Schulden beladenen Lande opferten, hielten sie ab, eine Gefahr, die nur in der Ferne drohete, recht ins Auge zu fassen und an Abwendung derselben zu denken, als es noch Zeit war. Gewöhnlich wurde erst dann hieran gedacht, wenn die Gefahr schon wirklich von irgend einer Seite nahe zu drohen schien. Daher wurden die meisten Vereine der Reichsstände, deren Andenken die Geschichte aufbehalten hat, nicht mit Unpartheilichkeit gegen Beeinträchtigungen überhaupt, von welcher Seite sie versucht werden möchten, sondern gegen irgend eine bestimmte nahe drohende Beeinträchtigung gerichtet, deren Gegner dann bald die Verbündeten zu den Seinigen umstempelte, so daß gerade das Mittel, was einem verderblichen Zwiste wehren sollte, denselben herbeiführte und noch mehr anfachte.

Den Gedanken eines Vereins in jenem höhern und edlern Sinne, eines Vereins, der, ohne durch besondern Anlaß gereizt zu seyn, partheilos sich zwischen die beiden Uebermächtigen, von welchen Angriff der gemeinsamen Freiheit gefürchtet werden konnte, zu stellen beabsichtigte, hat, so viel uns bekannt geworden, in der neuern Zeit nur ein Edler gehabt, dessen Namen aufzubehalten der Geschichte angenehme Pflicht ist. Der Hessen-Kasselsche Staats-Minister und General von Schlieffen [29]) hatte, durch Nach-

29) Martin Ernst von Schlieffen, aus einem altadlichen Geschlecht abstammend, ist 1732 zu Pudenzig bey Gollnow in Preußisch-Pommern geboren. Früh trat er in Kriegsdienste, und 1749 kam er nach Potsdam unter die königl. Garde. Mit unglaublichem Eifer und ohne Unterricht von Lehrern erlernte er die französische und lateinische Sprache, brachte es in derselben bald zu großer Fertigkeit und erwarb mannichfaltige Kenntnisse. Eine gefährliche Krankheit, kurz vor Ausbruch des siebenjährigen Krieges, und eine unbegreifliche Laune Friedrichs, entfernten ihn aus dem preußischen Dienst. Von dem Bruder des Königs, Prinzen Heinrich, und dem braunschweigischen Prinzen Ferdinand empfohlen, suchte und erhielt er in Hessen Anstellung, gelangte zu dem bedeutenden Posten eines Adjudanten des die alliirte Armee commandirenden Prinzen Ferdinands von Braunschweig, dessen vorzügliches Vertrauen er genoß. Bey mehrern wichtigen Vorfällen des denkwürdigen Kriegs zeichnete er sich rühmlich

Nachdenken über das, was in der frühern und in der zunächſt vergangenen Zeit geſchehen, geleitet, den Gedanken gefaßt, daß, um Rückkehr einer Verwüſtung, wie ſie viele deutſche Lande während des

lichſt aus und war am Ende deſſelben General-Major; im Jahr 1772 ernannte ihn Landgraf Friedrich II zum General-Lieutenant und zugleich Staats-Miniſter. Er wurde der wichtigſte Geſchäftsmann dieſes Fürſten, blieb es auch unter deſſen Nachfolger, Landgraf Wilhelm IX; während der erſten Jahre deſſen Regierung. Dann fand er ſich bewogen, die heſſiſchen Dienſte zu verlaſſen und 1789 wieder in preußiſche zu treten, wo er General-Lieutenant und Gouverneur von Weſel wurde. Vom Könige Friedrich Wilhelm II, der ihm ein vorzügliches Vertrauen bewilligte, wurde er zu wichtigen Aufträgen im Haag und in London gebraucht, und die Unruhen in den öſterreichiſchen Niederlanden und in Lüttich gaben ihm viele und ſchwierige Geſchäfte. Die Erzählung dieſer Unruhen wird auch unſre Geſchichte noch zu ihm zurückführen. Hier bemerken wir noch, daß Hr. von Schlieſſen 1792 ſeine gänzliche Entlaſſung aus dem Dienſte nachſuchte, und ſeit dieſer Zeit auf ſeinem Guthe Windhauſen, bey Kaſſel, zuweilen auch auf ſeinen im Mecklenburgiſchen angekauften Gütchern in einem heitern Alter ganz den Wiſſenſchaften lebt, denen er auch während ſeines thätigen Lebens alle Stunden, welche die Geſchäfte frey ließen, gewidmet hatte. Im J. 1780 gab er, ohne ſeinen Namen, heraus: „Nachricht von dem Pommerſchen Geſchlecht „der von Stiewin oder Schlieſſen" —, welche in einer zweiten Ausgabe 1784 noch wichtige

Ver-

siebenjährigen Krieges erlitten, zu verhüten, das wirksamste Mittel seyn dürfte, wenn die deutschen Fürsten sich verbänden, künftig an den Zwisten zwischen Oesterreich und Brandenburg durchaus keinen Antheil

zu

Vermehrungen erhielt. Dieses Werk ist nicht nur ein Muster einer treflichen Geschlechts-Geschichte, sondern die vorgesetzte Abhandlung von der Beschaffenheit des deutschen Adels in alten und mittlern Zeiten enthält, in einem edlen, kräftigen Styl, so geistvolle Resultate tiefer Forschungen und ausgebreiteter Belesenheit, daß sie von allen Kennern für das Beste erklärt wurde, was über die Geschichte des Adels geschrieben ist. Sehr richtig hat Jemand (der Verf. von Seckendorffs Leben Th. 1. S. 19) den Kontrast zwischen dem bescheidenen Titel und dem prachtvollen Inhalt dieses Buchs so beschrieben: Man glaubt in eine gewöhnliche Herberge zu treten und sieht sich in einen Feen-Pallast versetzt. In gleichem Geiste hat der ehrwürdige Mann, als eine Fortsetzung dieser Hausnachrichten, wie er sie nennt, sein eigenes Leben beschrieben, welches, eben so wie jenes Werk, ungleich mehr giebt, als der Titel verspricht. Diese Fortsetzung enthält nämlich eine Darstellung der merkwürdigsten Begebenheiten, an denen Hr. von Schlieffen Theil genommen, oder denen er nahe zugesehen hat, mit kräftigen, reifen Urtheilen und Betrachtungen über dieselben. Eine die Erzählung erläuternde reiche Sammlung interessanter Briefe von merkwürdigen Personen ist beigefügt. Der Verf. dieser Geschichte hat das Vergnügen gehabt, die Schlieffensche in der Handschrift zu lesen, und hofft, sie werde noch einst dem Publi-

kum

zu nehmen, aber sich gegenseitig gelobten, schnell gegen den sich zu kehren, der Theilnahme würde erzwingen wollen, oder sonst deutsche Verfassung und Freiheit anfeindete. Die Verbündeten, war die Meinung, sollten zu diesem Zwecke beständig ein ihren Kräften angemessenes, wohl gerüstetes Heer in schlagfertiger Bereitschaft halten, durch gut geordnete Finanzen aber sich die Mittel verschaffen, ohne fremde Unterstützung sofort, wenn es nöthig, während geraumer Zeit ein solches Heer gebrauchen zu können; sie selbst sollten jede Beeinträchtigung Anderer, besonders eines der beiden Uebermächtigen, sorgsam vermeiden, aber wachsam beobachten, wenn irgend eine solche versucht würde, und deshalb ein fortdaurendes vertrautes Einverständniß unterhalten. Schlieffen theilte diesen Gedanken seinem Fürsten, dem Landgrafen Friedrich II von Hessen-Kassel, mit. Dieser, dessen Lande durch den vor Kurzem beendigten Krieg so sehr gelitten hatten, zeigte sich sehr empfänglich

kum mitgetheilt werden, damit unsre Litteratur ein Werk habe, das im Fache historischer Denkschriften (memoires) den besten des Auslandes — um das Mindeste zu sagen — an die Seite gesetzt werden könne. Dankbar erkenne ich, daß dieser Abschnitt vom Fürstenbunde der Schlieffenschen Handschrift Vieles verdanke, und sollte mein Werk fortgesetzt werden, wird es derselben noch mehr verdanken.

für einen Gedanken, deſſen Nutzen ſeiner guten Einſicht [30]) einleuchtete. Er war ſofort bereit, einen Verſuch zu machen, durch Stiftung eines ſolchen Bundes edlen Ruhm zu erwerben. Da Vielheit der Theilnehmer bey den ſich durchkreuzenden Intereſſen nachtheilig ſchien, auch beſorgen machte, der Entwurf möge denen, welchen er nicht gefallen konnte, zu früh kund werden, ſo beſchloß man, den Antrag zuvörderſt nur an Wenige zu richten, aber an ſolche, deren Anſehen und bisher bethätigte Geſinnungen Vertrauen einflößen konnten. Wenn dieſes gelinge, zweifelte man nicht, das Gemeinnützliche der Sache werde Beifall finden und der Bund binnen Kurzem durch den Beitritt Mehrerer vergrößert werden. Hannover war derjenige Staat, zu welchem Heſſen, wegen Nachbarſchaft und alter Verbindungen, ſich am meiſten hingezogen fühlte, deſſen Geſinnungen auch vorzügliches Vertrauen einflößen konnten. Doch die Betrachtung, daß eine Verbindung mit Hannover allemal auch eine mit England ſey, oder doch

30) „Wenige, ſehr wenige Menſchen wurden mit einer ſo „durchdringenden Scharfſichtigkeit begabt, als dieſem „Fürſten beiwohnte, wenn er auch die allerverworren„ſten Gegenſtände unbefangen überdachte" — ſagt Schleiffen, der vor allen ihn richtig zu beurtheilen fähig war.

doch scheine, und diese in übles Verhältniß mit Frankreich bringen könne, hielt zurück. Karl Theodor, Kurfürst von der Pfalz, wurde wegen seiner bedeutenden Macht, und weil er bisher weder zu dem Wiener noch Berliner Hofe sich zu sehr hingeneigt, für den würdigsten gehalten, ihm den ersten Antrag zu thun [31]). Um das nöthige Geheimniß desto sicherer zu bewahren, reiste der Landgraf Friedrich II selbst 1763
nach Mannheim in Begleitung seines staatsklugen Geschäftmanns, eröffnete sich vertraulich gegen den pfälzischen Kurfürsten, und hatte mit demselben, der Kurfürstin [32]) und dem General und Minister von Fürstenberg [33]), mehrere, jedoch nur mündliche, Unter-

31) Dieses Vertrauen ist ein Beweis dessen, was wir schon an einer andern Stelle unsrer Geschichte (S. Bd. 1. S. 30) von Karl Theodors achtungswerthem und weisem Betragen während seiner frühern Periode bemerkt haben, und dessen Andenken durch die Schwäche, welche er seit 1778 bewiesen, nicht ganz verlöscht werden darf.

32) Einer Frau von vieler Einsicht, Schwester der patriotischen Herzogin Clemens von Bayern, welcher in der Geschichte des bayerschen Erbfolge-Streits rühmlich gedacht ist.

33) Derselbe stammte aus dem in Westphalen blühenden Hause, aber von einem seit mehrern Jahrhunderten nach Liefland verpflanzten Zweige.

terhandlungen, an denen auch der gleichfalls zum Beſuch hingekommene damalige Herzog von Zweybrücken[34]) Theil nahm. Bey Allen fanden ſich gleichſtimmige Geſinnungen, und ſchon fing man an zu hoffen, daß die Sache gelingen werde; allein bald entſtand, aus andern Urſachen, Kälte zwiſchen beiden Fürſten, und der Verein kam nicht zu Stande. Dieſes Mislingen ſchreckte ab, andere Verſuche zu machen. Wirklich waren die meiſten deutſchen Fürſten ſeit der nach dem ſiebenjährigen Kriege wieder hergeſtellten Ruhe in Sorgloſigkeit eingewiegt. Sie trauten dieſer Ruhe Dauer zu, weil ihrer Bemerkung entging, daß Oeſterreich und Preußen nur wegen erſchöpfter Kräfte den blutigen Kampf aufgegeben hatten, daß aber ihre Eiferſucht bey erſtem Anlaß wieder in Krieg auszubrechen drohe, in welchen nicht verwickelt zu werden Deutſchland ſchwerlich hoffen dürfe, wenn ſeine Regenten nicht Vorkehr dagegen zu einer Zeit machten, wo ſie nicht dem Schein ausgeſezt waren, für einen oder andern Theil Parthey nehmen zu wollen. Solche Bemerkungen zu machen iſt nicht die Sache einer Politik, die über den gegen-

34) Chriſtian IV, Vaters Bruder des lezten Herzogs Karl von Zweybrücken, und des jezigen Königs von Bayern. Er kam 1735 zur Regierung und iſt 1775 geſtorben.

gegenwärtigen Augenblick nicht hinaussieht, und nur dieſe herrſchte damals, ſo wie während aller äußerlich ruhigen Zeitpunkte, bey der Mehrheit der deutſchen Höfe. Erſt Joſephs II Unternehmungen weckten lebhafte Beſorgniſſe; aber der Gedanke, einen ganz freien und unabhängigen Bund deutſcher Fürſten zu ſtiften, ſo wie Schlieffen ihn gefaßt hatte, entſtand nur in wenigen Köpfen und wurde von noch wenigern geäußert. Einer mistrauete dem Andern, und Keiner mogte ſich dem Gefahr bringenden Ruf ausſetzen, für den gehalten zu werden, der einen ſolchen Gedanken zuerſt gehabt habe. Sicherer achtete man es, ſich an Preußen anzuſchließen; wenn dieſes an der Spitze wäre hoffte man den Ehrgeizigen zurückzuhalten, der die Verfaſſung Deutſchlands zu erſchüttern drohte. Friedrich II hatte durch die mit eigener Gefahr und mit großen Koſten bewirkte Rettung Bayerns allgemeines Vertrauen erworben; ihm ſelbſt mußte Alles daran liegen, daß es dem Nebenbuhler nicht gelinge, unter mancherley Vorwand die ſchwächern Stände des Reichs zu unterdrücken. Indeß zweifelte man, ob Friedrich bey ſeinem ſchon ſo weit vorgerückten Alter, ſeiner wankenden Geſundheit und ſeinem allgemein bekannten Wunſche, während des Reſtes ſeines Lebens den Ruheſtand nicht mehr unterbrochen zu ſehen, geneigt ſeyn möchte, eine Verbin-

bindung einzugehen, deren nächste Folge eine vielleicht weit führende Verwickelung seyn konnte. Diese Betrachtungen leiteten mehrere patriotische deutsche Fürsten auf den gleichen Gedanken, den Friedrich gehabt hatte. Da ihnen lezteres unbekannt geblieben, wandten sie sich an den preußischen Thronfolger. Dieser gab sein Wort, wenn er zur Regierung gelange, der Vertheidiger deutscher Verfassung seyn und deshalb mit patriotischen Reichsständen eine feste Verbindung schließen zu wollen. Herzberg, den der Prinz von Preußen um Rath fragte, leitete, dem Könige unbewußt, auch diese Unterhandlungen, und so erhielt der neue Bund noch bey Friedrichs Leben die Bürgschaft seiner Dauer in den Gesinnungen des Nachfolgers 35). Wahrscheinlich hätte der König selbst sich über

35) Ich erinnere mich dieses von Herzberg gehört zu haben, und daß derselbe mir den Herzog von Zweybrücken, den Markgraf von Baden, den Herzog von Weimar und den Fürst von Anhalt-Dessau als die Fürsten nannte, welche diesen guten Gedanken hatten. Auch ist mir eben dieses aus einer andern sehr glaubwürdigen Quelle versichert. Ich glaube also, dieses als eine Thatsache erzählen zu können, doch muß ich bemerken, daß ein mit den Verhältnissen jener Zeit sehr vertrauter Staatsmann der Meinung ist, ein solcher Antrag an den Prinzen von Preußen sey vor der Schließung des Fürstenbundes nicht geschehen, sondern

über den Edelmuth der Fürsten und ihr Vertrauen zu seinem Nachfolger sehr gefreut, und Herzbergs Bedenklichkeit, da er das Gegentheil besorgte, ging zu weit. Wenn gleich Friedrich allerdings es nie duldete, daß Privateigennutz durch den Thronfolger seine Zwecke zu erreichen suche, so war er doch in den grossen Angelegenheiten über jede kleinliche Eifersucht erhaben. Wir haben davon schon früher [36]) ein Beispiel angeführt.

Wirklich hatte Friedrich eine so bereitwillige Aufnahme, wie sein Antrag fand, nicht vermuthet. Nach seiner ausdrücklichen Vorschrift wurden die ersten Unterhandlungen sehr im Geheim getrieben, weil man, bey den verschiedenen Ansichten der Höfe und ihrer Furcht, dem kaiserlichen zu misfallen, nicht voraussehen konnte, wie sie die Sache aufnehmen würden erst nach derselben hätten einige Fürsten, ehe sie beitraten, sich an den preußischen Thronfolger gewandt, dessen Billigung der Sache und sein Versprechen, daß er an derselben kräftig festhalten werde, nachgesucht und auch erhalten. Ich bedaure, daß es meinem Bemühen nicht gelungen ist, über diesen Punkt völlige Gewisheit zu erhalten.

36) S. Bd. 1. S. 67.

würden. Dennoch blieben diese Unterhandlungen in Wien nicht lange unbemerkt. Fürst Kaunitz fand nöthig, denselben sehr nachdrücklich entgegen zu tre-
1785 ten. Er erließ an alle österreichischen Gesandten im
d. 13 April. Reich ein Circular-Schreiben, worin denselben aufgegeben wurde: „den Bearbeitungen des preußischen „Hofes entgegen zu wirken, durch welche derselbe „sich bemühe, unter den gehässigsten Vorstellungen „eine förmliche Ligue mit den meisten Reichsstän„den, zwar nicht namentlich, gleichwohl aber ganz „deutlich, gegen Kaiserliche Majestät zu Stande zu „bringen. Es würden, hieß es weiter, dem Wie„ner Hofe gewaltsame Austauschungen, Theilungs„Sekularisations- und andere die deutsche Grundver„fassung zerstörende Projekte beigemessen. Diese Aus„streuungen sollten die Gesandten überall, wo sie „akkreditirt, für das, was sie sind, nämlich für „offenbare Verläumdungen und solche Absichten er„klären, die der kaiserliche Hof nie gehabt, noch der„malen habe, noch je haben werde, und deren Ver„breitung keine andere Absicht habe, als die selbst „eigenen gefährdevollen Anschläge vorzubereiten und „durchzusetzen.“ — Dem ersten Circularschreiben
1785 folgte bald ein zweites, welches dieselben Erklärun-
d. 11 May. gen wiederholte, zugleich den Gesandten auftrug: „allen Reichsständen, welche wirklich einige Besorg-

„nisse

„nisse wegen gefährlicher Absichten von irgend einer „Seite hätten, eine förmliche und feierliche Verbin„dung mit dem Reichsoberhaupt selbst anzubieten, „und hierdurch den thätigsten Beweis von Sorge für „die Aufrechthaltung der Reichsverfassung zu geben, „den der Kaiser geben könne."

Diesem Auftrage gemäß wurden überall im Reiche von den kaiserlichen Gesandten Erklärungen an die Kreise und einzelnen Höfe abgegeben und öffentlich bekannt gemacht, durch welche der preußische Hof beschuldiget wurde, offenbare Verläumdungen und falsche Erdichtungen gegen die Absichten des Kaisers verbreitet zu haben. Indeß redeten alle diese Erklärungen nur immer im Allgemeinen von diesen Absichten, als auf Sekularisation, Tausch und Theilungen zielend, aber des wegen Vertauschung von Bayern wirklich geschehenen Antrages wurde mit keinem Worte erwähnt. Auch blieb nicht unbemerkt, daß am Reichstage, als dem schicklichsten Orte, wo man es hätte erwarten können, die Sache nicht in Anregung gebracht wurde; die dortigen kaiserlichen Gesandten machten gar keine solche Aeußerungen, wie diejenigen, welche bey den einzelnen Höfen geschahen.

Indeß kam bald von einer andern Seite eine deutlichere Rede. Der ruſſiſche Staatskanzler, Graf
1785 d. 3ten Jun. von Oſtermann, erließ ein Circularſchreiben an die ruſſiſchen Geſandten, ſowohl bey dem Reichstage, als bey den Kreiſen und einzelnen Höfen, worin denſelben aufgegeben wurde, überall das Befremden der Kaiſerin darüber zu erkennen zu geben, daß derſelben eine Unterſtützung von Abſichten des Wiener Hofes beigemeſſen werde, die mit dem Teſchner Frieden im Widerſpruch und für die Verfaſſung des Reichs gefährlich ſeyn ſollten. „Die Kaiſerin, hieß es, ſey „hiervon weit entfernt; ſie betrachte den Teſchner „Frieden als ein ſo weſentliches Grundgeſetz des deut„ſchen Reichs, wie den weſtphäliſchen, und ſey feſt „entſchloſſen, Kraft ihrer übernommenen Garantie, „alle Bedingungen deſſelben unwandelbar aufrecht zu „erhalten; ſie habe aber nicht geglaubt, daß es die„ſem Frieden zuwider ſeyn könne, wenn ſie, nach „dem Wunſche ihres Verbündeten, dem Herzoge von „Zweybrücken, einen ganz freiwilligen Tauſch habe „empfehlen laſſen. Dieſer habe dem Teſchner Frie„den um ſo gewiſſer nicht entgegen ſeyn können, da ja „ſchon ehemals im Raſtadt-Badenſchen Frieden [37]) „dem

37) Das Verhältniß hiervon iſt folgendes. Im ſpaniſchen Succeſſions-Kriege hatte der Kurfürſt von Bayern, Maxi-

„dem Hauſe Bayern ausdrücklich freigelaſſen ſey,
„dergleichen Tauſch ſeiner Lande einzugehen; die

Maximilian Maria Emanuel, ein Verbündeter Frankreichs, ſeine Lande verloren und war in die Reichsacht erklärt; dagegen hatte König Philipp V von Spanien ihm die Niederlande, deren Statthalter der Kurfürſt ſchon unter dem lezten ſpaniſchen König öſterreichiſchen Stammes Karl II geweſen war, abgetreten. Bey den nachherigen Friedens-Unterhandlungen verlangte nun Ludwig XIV, der Kurfürſt ſolle ſowohl in Bayern wieder eingeſezt werden, als auch die Niederlande, oder dafür anderweitige Entſchädigung erhalten. Oeſterreich und ſeine Verbündeten wollten dieſes durchaus nicht zugeben. Endlich verglich man ſich in dem Raſtadt-Badenſchen Frieden von 1714 dahin, daß der Kurfürſt in alle ſeine bayerſchen Lande und Rechte wieder eingeſezt werden ſollte, mit dem Zuſaz, daß, wenn das bayerſche Kurhaus gut finde, einigen Tauſch wegen ſeiner Lande einzugehen, der König von Frankreich nichts dawider habe. Weil nun das deutſche Reich den Raſtadt-Badenſchen Frieden ratificirt hatte, ſo folgerte der Wiener Hof, und nach ihm auch der Ruſſiſche, daraus, das Reich habe, durch Annahme dieſer in jenem Frieden enthaltenen Erklärung des franzöſiſchen Königs, welche doch offenbar nur dieſen anging, im Voraus jeden Tauſch von Bayern genehmigt. In den preuſſiſchen Staatsſchriften wurde der Ungrund ſolcher Folgerung bündig erwieſen, und in der That iſt es einleuchtend, daß durch dieſe Klauſel des Raſtadter Friedens unmöglich den ſpätern pfälziſchen Hausverträgen und dem ſie beſtätigenden Teſchner Frieden, ihre Gültigkeit im Voraus hatte genommen werden können.

„Weigerung des Herzogs von Zweybrücken reiche „aber hin, um den jezt gethanen Tauschvorschlag „ganz fallen zu lassen. Die Stände des Reichs hät„ten also keine Ursach, sich deshalb weiter zu beun„ruhigen, noch gegen den deutschen Kaiser mit Mis„trauen sich einnehmen zu lassen; sie könnten sich ver„sichert halten, daß die russische Monarchin fest ent„schlossen sey, alle ihre im Teschner Frieden über„nommenen Verbindlichkeiten treu zu erfüllen.“ In gleicher Art und in sehr glimpflichen Ton ließ die Kaiserin um eben diese Zeit dem preußischen und auch dem kursächsischen Hofe erklären, sie sehe in den damaligen Umständen keine Gründe, welche eine neue Verbindung zu Erhaltung deutscher Freiheit und Verfassung nöthig machen könnten, sey vielmehr nicht ohne Sorge, daß durch dieselbe Mistrauen und Uneinigkeit erregt werden möchten.

Diese Erklärungen mußten allerdings einigermaßen beruhigen, indem sie hoffen ließen, daß von Rußland eine weitere Unterstützung der österreichischen Ab-
1785 d. 13 Jun. sichten nicht zu besorgen sey. Fürst Kaunitz ließ denselben bald noch ein drittes Circularschreiben folgen, in welchem nun auch des geschehenen Tausch-Antrages namentlich erwähnt, die genaue Richtigkeit dessen, was darüber in der russischen Erklärung gesagt wor-

worden, bestätiget und zugleich bemerkt wurde, wie sehr ein solcher freundschaftlicher freiwilliger Austausch-Antrag von einer gewaltsamen, reichsverfassungswidrigen Handlung entfernt sey. Alles, was von diesem verbreitet worden, wird nochmals für grundlose Verläumdung erklärt, und die Gesandten werden wiederholt angewiesen, überall zu versichern, daß der Kaiser von solchen Absichten weit entfernt sey, und sich nochmals erbiete, mit allen Reichsständen, die deshalb einige Besorgnisse hätten, über den ohnehin bestehenden gesetzmäßigen Verband noch enger sich zu vereinigen. Die Gesandten sollten über dieses Anerbieten auf eine zwar höfliche, gleichwohl ernstliche und nachdrucksame Art, eine von der ganz freien Willkühr der Reichsstände abhängende, doch deutliche und kathegorische Antwort erbitten.

Doch alle diese österreichischen Erklärungen und Versicherungen machten nicht den Eindruck, der bezielt wurde, und konnten ihn nicht machen. Der leidenschaftliche Ton derselben regte die Besorgnisse mehr auf, als er sie beruhigte. Alles, was bisher geschehen war, hatte das Zutrauen von dem kaiserlichen Hofe abgewandt. Wenn auch einige Reichsstände, durch Furcht bewogen, Anstand nahmen, auf den Antrag von Preußen einzugehen; so hat doch,

so viel wir wissen, nicht ein einziger sich zu der nähern Verbindung mit Oesterreich bereit erklärt. Mehrere Höfe gaben vielmehr ihr Befremden zu erkennen, daß der Kaiser für nöthig erachten könne, ohne allen dazu gegebnen Anlaß, sie von gesetzwidrigen Verbindungen abzumahnen. Dies geschahe besonders vom hannöverschen Ministerium auf eine sehr würdige Art. „Wir wissen hier nichts, sagte dasselbe, von „gehässigen Erdichtungen und falschen Vorstellungen „bedenklicher, dem kaiserlichen Hofe beigemessenen „Absichten; noch weniger ist uns begreiflich, wie „unter Reichsständen, die den Umfang ihres konsti„tutionsmäßigen Bündniß-Rechts nicht verkennen „mögen, von einer gegen Kaiser und Reich zu stif„tenden Konföderation die Frage, mithin zu einer „kaiserlichen Abmahnung der Fall seyn könne. Diese „ist uns also unerwartet gewesen." — Ohngefähr in gleichem Tone antwortete Kursachsen, welches von der Verbindung abzuhalten der Wiener Hof sich besonders bemühte.

Friedrich fand jezt um so mehr nöthig, den entworfenen Bund zu Sicherung der deutschen Verfassung bald möglichst zu Stande zu bringen. Da er auf seine ersten Eröffnungen in Dresden und Hannover ganz gleiche Gesinnungen fand, so wurde für das

Zu-

Zuträglichste gehalten, daß zuvörderst diese drey Kurhöfe einen Verein abschlössen, welchem demnächst beizutreten mehrere Reichsstände eingeladen werden könnten. Jene beiden Höfe wurden deshalb aufgefordert, zu diesem Zweck Bevollmächtigte nach Berlin zu senden. Der Kurfürst von Sachsen ertheilte sofort seinem dortigen Gesandten, Grafen von Zinzendorf [38], die erforderliche Vollmacht. Das hannöversche Ministerium zeigte gleiche Bereitwilligkeit für die Sache, nur fand sich hier wegen der Form ein Anstand. Hannover hatte keinen ordentlichen Gesandten in Berlin, es mußte also zu diesem Geschäft

38) Friedrich August, Graf von Zinzendorf und Pottendorf, stammte aus einem der ältesten adlichen Geschlechter Oesterreichs, aus welchem Lande einige zur protestantischen Lehre übergegangene Glieder desselben im 16ten Jahrhundert nach Sachsen sich verpflanzt hatten. Der berühmte Stifter der Brüder-Gemeinde gehörte auch zu diesem Geschlecht. Der hier Genannte war 1733 geboren; er erhielt eine Erziehung, die ihn zum Militair und politischen Fache brauchbar machte, trat 1752 in sächsische Kriegsdienste, wurde 1772 Gesandter am schwedischen, und 1777 am preußischen Hofe. In letzterm Posten wirkte er 1779 zum Teschner Frieden mit. Im J. 1790 kehrte er ins Vaterland zurück und wurde im J. 1799 General und Kabinets-Minister für das Militair-Departement. Er hat den Ruhm eines einsichtsvollen und rechtschaffenen Geschäftsmannes erworben und ist im März 1804 gestorben.

einen außerordentlichen dahin abordnen. Dieses konnte nicht im Geheim geschehen, noch die Absicht solcher Sendung lange verborgen bleiben; durch solchen bezeugten Eifer aber besorgte man in Hannover, dem kaiserlichen Hofe vorzüglich misfällig zu werden. Um dieser Unannehmlichkeit zu entgehen, schlug das hannöversche Ministerium vor, die Unterhandlungen möchten an einem dritten Orte, wo Bevollmächtigte der drey Höfe, wie von ohngefähr, zusammentreffen könnten, in größtem Geheim gepflogen werden. Je weniger bedeutend ein solcher Ort, je entfernter er von einer großen viel besuchten Heerstraße sey, um so sicherer werde man diese Unterhandlungen den Nachforschungen der Neugierde, wenigstens für eine Zeitlang, entziehen können. Die Reichsstadt Nordhausen wurde in diesem Betracht für den schicklichsten Ort gehalten. Friedrich war hiemit sofort einverstanden, und der Kurfürst von Sachsen gleichfalls. Jener betrieb mit Eifer, daß ohne allen Verzug die Bevollmächtigten der drey Höfe ernannt, und mit den nöthigen Instruktionen versehen, nach Nordhausen abgehen möchten. Der Minister von Herzberg erbot sich nun selbst, dieses Geschäft im Namen Preußens zu übernehmen; aber der König fand dieses nicht gut, weil, sagte er, seine Entfernung von Berlin ohne einen anzuführenden hinlänglicher

lichen Grund auffallen würde, auch die beiden andern Höfe dann gleichfalls zwey ihrer Staats-Minister zu diesen Unterhandlungen abordnen möchten, deren gleichzeitige Abreise und Zusammentreffen den österreichischen Beobachtern nicht lange verborgen bleiben, und deren Absicht bald errathen werden könnte. Er hielt also dafür, daß Bevollmächtigte von etwas mindern Range gewählt werden, und diese ihre Reise ohne alles Aufsehen, wie in Privatangelegenheiten, einrichten müßten. Er selbst ernannte den Verfasser dieser Geschichte zu seinem Bevollmächtigten, und ließ dieses den Höfen von Dresden und Hannover bekannt machen, mit dem Ersuchen, diese möchten ihre Bevollmächtigten gleichfalls ohne Aufschub ernennen, und den wirklichen Anfang des Geschäfts möglichst beschleunigen. Herzberg sahe dieses höchst ungern; einen so wichtigen Traktat, der ein neues politisches System von Deutschland gründen sollte, hätte er gern selbst abgeschlossen; er mußte sich jedoch in den Willen des Königs fügen. Dennoch stellte er nochmals vor, wie die Unterhandlung in Berlin große Vorzüge habe, weil man hier jeden sich etwa ergebenden Anstand dem Könige selbst zur Entscheidung vorlegen, die ganze Unterhandlung unter desselben Augen völlig nach seinem Willen leiten könne, an einem dritten Orte aber die Bevollmächtigten

vielleicht oft in den Fall kommen würden, neue Instruktionen ihrer Höfe einzuholen, welches die Sache sehr in die Länge ziehen könne. Auch der sächsische Gesandte Graf Zinzendorf sey bereits mit den Ansichten des Berliner Kabinets völlig vertraut und einverstanden, mit einem neuen sächsischen Bevollmächtigten, bey dem dieses nicht so der Fall seyn könne, werde man vielleicht neue Schwierigkeiten zu überwinden haben. Herzberg schlug also vor, wenigstens noch einen Versuch zu machen, ob das hannöversche Ministerium zu bewegen seyn möchte, sich Berlin als den Ort der Unterhandlung gefallen zu lassen; es könne dieses auch ohne Zeitverlust geschehen, und hierbey zugleich noch ein anderer Zweck erreicht werden. Es sey nämlich gerade jezt nöthig, daß Dohm in Hildesheim die dort von ihm vor einigen Jahren [39]) schon angefangene Unterhandlung wegen einer Coadjutor-Wahl fortsetze, und für dieses Geschäft würde es sehr nüzlich seyn, wenn, wegen der Theilnahme des hannöverschen Ministeriums an demselben, Dohm vorher nach Hannover gehe, um dort noch einige nöthige Abrede zu Vollendung der Sache zu nehmen. Bey dieser Gelegenheit könne ihm also auch zugleich aufgetragen werden, nochmals

39) S. Bd. 1. S. 376.

mals Alles anzuwenden, um die Bedenklichkeiten wegen Abordnung eines außerordentlichen Gesandten nach Berlin zu beseitigen, falls aber dieses nicht gelingen sollte, die Ernennung eines solchen nach Nordhausen, und dessen vollständige Instruirung zu betreiben; mit diesem könne er dann sofort nach Nordhausen abgehen, und daselbst mit dem indeß auch zu ernennenden kursächsischen Bevollmächtigten zusammentreffen. Zugleich rieth Herzberg, sich nach London zu wenden, dem Könige von England selbst die Gründe, weshalb die Unterhandlung in Berlin weit vortheilhafter für das Geschäft sey, vorzulegen, und wo möglich seine Befehle an das hannöversche Ministerium auszuwirken, derselben nicht weiter entgegen zu seyn.

Der König genehmigte dieses, jedoch befahl er, daß Dohm, den er selbst mit der erforderlichen Instruktion versah, sofort abgehe und, wenn er in Hannover nicht alsbald Einstimmung bewirken könne, die Abordnung des hannöverschen Bevollmächtigten nach Nordhausen, und die dort zu eröffnende Unterhandlung möglichst betreibe, und sich hierin durch das zugleich ihm aufgetragene Hildesheimsche Geschäft durchaus nicht aufhalten lasse. Zugleich ertheilte er seinem Gesandten in London, Grafen Lusi, Be-

Befehl, dem Könige von England das Verhältniß der Sache zu entwickeln, indeß ausdrücklich zu erklären, daß, wenn Sr. Brittischen Majestät dennoch bey der Absendung ihres Bevollmächtigten nach Berlin einige Bedenklichkeit fänden, der König, welcher Beschleunigung der Sache durchaus nöthig halte, sich Nordhausen, oder auch jeden andern Ort, unbedenklich gefallen lasse. Dohm reisete hierauf wirk-
1785 May. lich über Braunschweig, wo er mit dem Herzoge für seinen Zweck sehr nützliche Unterredungen hatte, nach Hannover ab, und fand, daß, außer den angegebnen politischen Bedenklichkeiten, ein Hauptgrund der Abneigung gegen Berlin darin bestand, daß der Minister von Beulwitz [40]), welcher die auswärtigen Geschäfte leitete, und, im Fall diese Sache in Berlin betrieben werden sollte, dorthin zu gehen bestimmt war, sich vor der Unterhaltung mit Friedrich fürchtete. Beulwitz war, ehe er ins Ministerium kam, Comitial-Gesandter gewesen, und er wußte, daß der langsame mit Förmlichkeiten überladene Gang der

40) Er war zu Frankenhausen im Schwarzburg-Rudolstädtischen 1726 geboren. Nachdem er einige Zeit im Dienst des Herzogs von Weimar gewesen, trat er in den Kurhannöverschen, wurde Ober-Appellationsrath zu Zelle, dann Reichstagsgesandter in Regensburg, hierauf Staatsminister. Er ist gestorben im Nov. 1796.

der Geschäfte am deutschen Reichstage der Gegenstand des spöttischen Witzes des Königs war, und daß derselbe von den auf dem Reichstage gebildeten Geschäftsmännern nicht die günstigste Meinung hatte. Beulwitz, welcher ein sehr achtungswerther, gelehrter und deutsch-patriotischer Mann war, hatte allerdings von der Schwerfälligkeit des Regensburger Geschäftsganges genug beibehalten, um seine Besorgniß nicht ganz ungegründet zu machen; auch fürchtete er dadurch zu misfallen, daß ihm die Gabe, sich in französischer Sprache geläufig auszudrücken, fehlte. Indeß wandte Dohm Alles an, ihm Vertrauen einzuflößen und die Vortheile bemerklich zu machen, die für das Geschäft daraus entstehen würden, wenn es unter den Augen des Königs betrieben werden, der hannöversche Minister die Gesinnungen des leztern aus dessen eigenen Munde vernehmen, und dagegen auch ihm selbst seine Meinung entwickeln könne. Auch wurde Dohm auf seinen Bericht von diesen Bedenklichkeiten ausdrücklich ermächtigt, auf gute Art zu erkennen zu geben, daß ein deutscher König über eine deutsche Angelegenheit mit einem deutschen Staatsmanne nur deutsch sich unterhalten werde. So hatte also Dohm das Vergnügen, alle Bedenklichkeiten zu heben, und das Versprechen zu erhalten, daß Beulwitz sofort die Reise nach Berlin an-

antreten werde. In dem Augenblick, wie dieser Entschluß gefaßt war, kam in Hannover auch der bestimmte Befehl von London an, daß Beulwitz sich nach Berlin begeben, dem preußischen Hofe in Allem entgegenkommen, und die bezielte Verbindung mit aller Beschleunigung zu Stande bringen solle. Die Vorstellungen des preußischen Gesandten hatten ihre Wirkung um so mehr gethan, da König Georg III die Bedenklichkeiten seines hannöverschen Ministeriums nie zu den seinigen gemacht, sondern die von lezterm vorgeschlagene Verlegung der Unterhandlungen an einen dritten Ort nur deshalb gebilliget hatte, weil er voraussezte, daß dieser Punkt dem preußischen Hofe völlig gleichgültig seyn werde. Dieser Monarch hatte die größte persönliche Achtung für Friedrich; er gab dessen Benehmen in den deutschen Angelegenheiten seit dem Anfang des bayerschen Erbfolgestreits den vollkommensten Beifall, und es machte ihm eine recht herzliche Freude, jezt mit Friedrich in eine nähere Verbindung zu treten, die er wirklich schon lange gewünscht hatte. Dagegen war das Verfahren Josephs II seinem biedern Charakter sehr zuwider. Alle Versuche, welche der Wiener Hof anwandte, ihn von Preußen abzuziehen, waren vergebens. Die Betheuerungen des Kaisers, daß er den Gedanken eines Tausches von

Bayern

Bayern ganz aufgegeben habe, erwiederte der britiſche Monarch mit der Verſicherung, wie ihm dieſes höchſt angenehm ſey, und wie er als Kurfürſt von Hannover ſich gewiß in keine anderen Verbindungen als ſolche einlaſſen werde, die den Reichsgeſetzen gemäß wären, und die er dem Wohl des Reichs erſprießlich erachte.

Beulwitz kam alſo wirklich in Berlin an, gelangte ohne Aufſchub zur Audienz bey dem Könige, von deſſen Aufnahme, ſo wie von dem achtungsvollen Vertrauen, welches ihm Herzberg bewies, er ganz bezaubert wurde. Die Conferenzen zwiſchen den beiden preußiſchen Kabinets-Miniſtern, dem hannöverſchen Miniſter von Beulwitz und dem ſächſiſchen Geſandten Grafen von Zinzendorf, nahmen ihren Anfang, und bey dem guten Willen, den man von allen Seiten zu denſelben brachte, vereinigte man ſich bald über die Sachen, und hielt ſich bey kleinen Anſtänden, welche die Faſſung verurſachte, nicht zu lange auf. So ſehr Herzberg gewünſcht hatte, daß ſein Entwurf des Traktats zur Norm gedient hätte, ſo gab er doch nach, daß derjenige, welchen Beulwitz mitbrachte, zum Grunde gelegt wurde; er war etwas wortreicher, und die Ausdrücke darin waren noch ſchonender gemildert, um alle zu deutliche Anſpie-

1785 d. 24 Jun.

d. 29 Jun.

spielung auf die neuern Anmaaßungen Oesterreichs zu vermeiden. Nur ein Mal fanden der kursächsische, und ein Mal der hannöversche Bevollmächtigte nöthig, sich Instruktionen ihrer Höfe zu erbitten. Das Geschäft ging also sehr rasch fort; dem Könige wurde meistens täglich genauer Bericht über den Fortschritt erstattet, und er war sehr vergnügt,
1785 d. 23 Jul. als, nach kaum monatlicher Frist, der ganz nach seinem Wunsche zu Stande gebrachte Traktat, von den Bevollmächtigten unterzeichnet, ihm vorgelegt werden konnte. Er enthielt die bestimmteste gegenseitige Zusicherung: „daß die drey Kurfürsten in „wahrer und genauer Freundschaft leben, in solcher „sich die Aufrechthaltung und Befestigung des deutschen Reichs-Systems, nach den Reichsgesetzen, „zum unveränderlichen sorgfältigen Augenmerk nehmen, und zu dem Ende ein vollkommnes Einverständniß und vertrauliche Correspondenz unterhalten, „sich Alles, was einem jeden schädlich oder nützlich „seyn könne, eröffnen und mittheilen, auch darüber „berathschlagen wollen; besonders wollen sie sich „kräftigst bearbeiten, daß die Reichsversammlung „in gesetzmäßiger Thätigkeit erhalten, über alle „dahin gehörige Sachen fleißig deliberirt und beschlossen, die Rekurse erlediget, und alle unerhebliche „Weiterungen und Willkührlichkeiten vermieden

„wer-

„werden. Eben ſo wollen ſie auch für Erhaltung „der Reichs-Gerichte, bey geſetzmäßiger Ordnung, „und für Beförderung einer ganz unpartheiiſchen Ju„ſtizpflege wachen, auch ſich dahin verwenden, daß „die Reichskreiſe in ihrer Conſiſtenz, Integrität „und Verfaſſung in keiner Art verlezt werden; vor„züglich wollen ſie mit allem Nachdruck ſich dahin „bearbeiten, daß ſämmtliche Stände des Reichs „bey ihren Landen und Gerechtſamen, auch Haus„Familien- und Succeſſions-Verfaſſungen, unbe„ſchwert und ungekränkt belaſſen und dabey auf kei„nerley Weiſe beunruhiget werden. Sollten die ſich „verbindenden Kurfürſten bemerken, daß in dem „einen oder andern Stück der Reichsverfaſſung und „den reichsſtändiſchen Gerechtſamen entgegengehan„delt, oder etwas dagegen beabſichtiget würde; ſo „wollen ſie ſich ſofort in ihren Maaßregeln vereini„gen und durch alle conſtitutionsmäßigen Mittel „ein ſolches zu hintertreiben ſuchen, und über die „etwa weiter erfoderlichen kräftigen und wirkſamen „Maaßregeln ſich unter einander verſtehen und ſelbige „mit allem Nachdruck und möglichſter Thätigkeit „zur Ausführung bringen. Jeder Stand, ohne „Unterſchied der Religion, ſoll dieſer Verbindung „beizutreten eingeladen und mit freundſchaftlichem „Vertrauen aufgenommen werden.“ — In dem

Traktat [41]), wozu Beulwitz den ersten Entwurf gemacht, war alle Erwähnung der neuesten Begebenheiten und Besorgnisse, welche zu demselben Anlaß gegeben, sorgfältig vermieden; sogar die Worte „willkührliche“ und „aufgedrungene“ Vertauschungen, welche Herzberg so gern hinein gehabt hätte, wurden weggelassen; es sollte durchaus Alles und Jedes umgangen werden, was den Anschein haben konnte, als sey die Verbindung gegen den Kaiser gerichtet, obgleich Jeder sehr wohl wußte, daß ohne dasjenige, was vom Kaiser geschehen war, an diese Verbindung nie gedacht wäre. Indeß wurde ausdrücklich verabredet, daß die Erhaltung der nicht zu trennenden bayerschen Lande ein Fall sey, auf welchen die Verbindung ihre Anwendung finden solle.

Den Bund zuvörderst nur unter den drey Kurhöfen zu Stande zu bringen, war gewiß eine sehr gute Idee, durch welche die Ausführung ungemein er-

41) Dieser Traktat ist zwar öfters gedruckt, doch immer mit kleinen, obgleich das Wesentliche nicht angehenden Verschiedenheiten einzelner Worte. Um mein Geschichtbuch mit einem ganz ächten Abdruck zu zieren, habe ich eine authentische Abschrift des im königl. Archiv zu Berlin befindlichen Originals mir erbäten und dieselbe auch erhalten, welche ich in der Beilage K. mittheile.

erleichtert wurde. Hätte man gleich anfangs mehr deutſche Fürſten zuziehen wollen, ſo würde ſchon die Auswahl derer, welche einzuladen ſeyn möchten, Zweifeln und Bedenklichkeiten ausgeſezt geweſen ſeyn, und dann hätten die Anſichten und Wünſche vieler Theilnehmer ohnfehlbar die Unterhandlungen erſchwert und in die Länge gezogen, vielleicht gar vereitelt. Jezt waren durch einen wirklich abgeſchloſſenen Traktat die Hauptſchwierigkeiten beſeitigt. Es war nun ein Verein da, dem die übrigen Fürſten nach und nach beitreten konnten. Dennoch blieb auch dieſer eingeſchlagene Weg nicht ohne Tadel. Manche Fürſten, welche es mit der Sache Deutſchlands gut meinten, ſahen es nicht gern, daß gerade die drey mächtigſten Kurhöfe ſchon allein unter ſich einen Verein geſchloſſen hatten. Sie beſorgten, dieſe könnten nun verſucht werden, die Kräfte des Bundes zu ihren beſondern Zwecken zu benutzen, ohne auf die Verhältniſſe der übrigen Rückſicht zu nehmen. Noch mehr aber fürchteten einige Fürſten, durch ein beſonderes mit Preußen geſchloſſenes Bündniß in Verlegenheit zu kommen, indem ſie ſich dem Mistrauen und dem Unwillen des kaiſerlichen Hofes ausſezten, der, man mochte auch ſagen was man wollte, den Bund immer als ganz eigentlich gegen ſich gerichtet betrachten würde. Man ſahe ein,

daß die widrige Gesinnung desselben noch dadurch werde verstärkt werden, daß er so feierlich von dieser Verbindung abgemahnt, und den ersten Anlaß derselben durch gänzliche Aufgebung des Tausches von Bayern wirklich entfernt hatte. Diese Betrachtungen machten manche zweifelhaft und schwankend, weil sie besorgten, aus dieser Verbindung könne Zwiespalt und Trennung unter den Reichsständen entstehen, und wenn es auch nicht so weit, und bis zu einem bürgerlichen Kriege kommen sollte, fürchteten wohlgesinnte Fürsten doch von einer Seite die Abneigung des Reichsoberhaupts in allen ihren Angelegenheiten empfinden, von der andern aber eine bedenkliche Abhängigkeit von Preußen fühlen zu müssen. Leztere Macht, sagten sie, könnte sehr leicht die Verbündeten auch in alle Kriege und Irrungen verflechten, welche, ohne Rücksicht auf das Wohl von Deutschland, entstehen möchten. Auch von einer Verbindung mit dem Kurfürsten von Hannover, der zugleich König von England war, fürchteten Manche üble Folgen, weil sie Frankreich zum Mistrauen reizen werde. Was die Weisesten schon vorher gefühlt hatten, wurde jezt von Allen anerkannt, nämlich, daß ein Verein unter deutschen Fürsten, mit Ausschluß derjenigen, die noch andere dem deutschen Reiche fremde Verhältnisse als europäische Mächte hat-

hatten, das Beſte geweſen wäre. Ein ſolcher Verein wäre von dem Vorwurf einer Partheilichkeit für die eine oder die andere Seite ganz frey geblieben.

Doch dieſe Stimmung wurde bald durch die Betrachtung überwogen, daß dasjenige, was allerdings das Beſſere geweſen wäre, nun einmal nicht geſchehn ſey und auch jezt wegen zu großer Schwierigkeiten nicht erreicht werden könne. Man ſah ein, daß man unter den Umſtänden, welche vorhanden waren, ſich an das Ausführbare halten müſſe. Die ehrgeizigen Abſichten des Wiener Hofes waren einmal zu ſehr kund gegeben und hatten alle Gemüther mit Beſorgniſſen erfüllt; keine Erklärungen noch Zuſicherungen deſſelben fanden mehr Glauben. Das zweideutige Benehmen des franzöſiſchen Hofes ließ auch von dieſem keinen aufrichtigen Beiſtand hoffen; man fühlte alſo, daß man keinen andern Schuz habe, als denjenigen, den Preußen anbot. Das bisherige Benehmen des großen Königs mußte Vertrauen einflößen, und man glaubte, daß die Rettung der Selbſtſtändigkeit Deutſchlands nicht zu theuer erkauft werde, auch wenn man ſich einiger möglichen Gefahr ausſeze, welche allerdings von der feſten Anſchließung an Preußen einmal Folge

seyn konnte. Bey den vom Könige so kräftig bewährten und von seinem Nachfolger mit gutem Grunde gehofften Gesinnungen, auch nach Preußens eigenem Interesse war eine solche Gefahr in nächster Zukunft durchaus nicht wahrscheinlich, und gegen das, was in ferner Zeit möglich schien, sich zu wahren, glaubte man den Nachkommen überlassen zu können.

So fand also die Einladung zum Beitritt, welche Friedrich an mehrere deutsche Fürsten ergehen ließ, überall die bereitwilligste Aufnahme. Der Geheime Rath von Böhmer, ein würdiger Geschäftsmann, der bey der Visitation des Reichskammer-Gerichts in Wetzlar gebraucht war und Ruhm erworben hatte, jezt aber außer Dienst lebte, wurde zu der Versendung an die meisten deutschen Höfe gebraucht. An den in mancher Rücksicht wichtigsten von Allen, den Kurfürst von Mainz, wurde der Freyherr von Stein [42]), damals Ober-Berg-

42) Carl Freyherr von und zum Stein, ist zu Nassau 1756 geboren. Nachdem er durch gründliche Studien und Reisen sich ausgebildet, trat er 1780 in preußische Dienste im Finanzfach; er wurde nachher Präsident verschiedener und zuletzt aller Kriegs- und Domainen-Kammern in Westphalen, im J. 180[illegible] Staats

Bergrath in der Grafſchaft Mark, geſandt, weil von ihm, der durch ſeine Familie dort Verbindungen hatte, in Mainz vorzüglich nüzliche Dienſte erwartet wurden. Kurfürſt von Mainz war Friedrich Carl Joſeph, geborner Reichsfreyherr von Erthal[43]), ein Mann von hohem Sinn, feſtem, ſtandhaftem Charakter, ernſter Stimmung, aber durch ächte Menſchlichkeit freundlich gemildert, von großen Einſichten, durch ſehr umfaſſende Studien und lange Uebung in Geſchäften erworben[44]); er hing mit Biederſinn an Erfüllung aller ſeiner Pflichten, für deren erſte er die Erhaltung der Verfaſſung und Geſetze des Reichs hielt. Er war, ſagt

Staats-Miniſter, und leiſtete in ſchwierigen Zeiten große Dienſte. Die harten Schickſale, welche Preußen drückten, trafen auch ihn ganz beſonders; aber eben dieſe leiteten ihn zu einem großen, ſeiner würdigen Wirkungskreiſe, in welchem, als Kaiſerlich-Ruſſiſcher Staats-Miniſter, er auf die Herſtellung der Selbſtſtändigkeit von Europa in dieſem Augenblick (1814) wohlthätigen Einfluß hat.

43) Geb. 1719, zum Kurfürſt Erzbiſchof von Mainz, auch Fürſtbiſchof von Worms erwählt 1774. Er erlebte noch den Anfang des Unterganges des deutſchen Reichs, verlor den größten Theil ſeiner Lande im J. 1802, und ſtarb faſt in demſelben Augenblick.

44) Ehe er Regent wurde, war er Präſident der erſten Kollegien des Landes, auch Geſandter in Wien geweſen.

Johann von Müller [45]), noch viel aufgeklärter und viel beſſer, als er ſcheinen wollte. Keine Bedenklichkeit, keine Vorurtheile des Standes noch das Anſehn veralteter Beiſpiele vermogten je ihn abzuhalten, das zu thun, was er für Pflicht hielt; ſo konnten auch nicht die Betrachtung, daß der Fürſtenbund von proteſtantiſchen Fürſten ausgehe, nicht die von Alters her beſtandene enge Verbindung zwiſchen Kurmainz und dem kaiſerlichen Hofe, nicht des Kurfürſten und ſeiner Familie perſönliche Anhänglichkeit an denſelben ihn zurückhalten, einem Bunde beizutreten, den er als geſetzmäßig und in den Umſtänden, die im Reiche vorhanden waren, als nützlich und nothwendig anerkannte. Wie man ihm bemerklich machte, noch Keiner der andern geiſtlichen Fürſten ſey beigetreten, erwiederte er: „ich weiß es, aber der Kur„fürſt von Mainz iſt gemacht, dieſen ein Beiſpiel zu „geben, nicht es von ihnen zu erwarten.“ — Sein Bei-

45) Dieſer war einige Jahre ſein vertrauter Staatsdiener und, ſo weit es der Unterſchied des Alters zuließ, ſein Freund. Nach ſeinen Erzählungen iſt der Charakter des Kurfürſten hier geſchildert, aber auch nach eigenem Urtheil, da ich denſelben perſönlich gekannt und ihn in wichtigen Geſchäften habe handeln ſehen. S. was Müller über ihn ſagt in deſſen Darſtellung des Fürſtenbundes, und in ſeiner Selbſtbiographie, Berlin 1806.

Beitritt, den der Freyherr von Stein bald zu Stande brachte, gab dem Fürſtenbunde großes Anſehen, und vermehrte nicht wenig das Vertrauen zu demſelben, weil Jeder überzeugt war, der Kurfürſt ſey nicht beigetreten, ohne ſich vorher verſichert zu haben, daß bey dieſem Verein keine anderen Beweggründe wären, als die wirklich angegebnen; auch hofte man, ſein Anſehen werde hinreichen, jeden Misbrauch des Bundes zu fremden und Deutſchland ſchädlichen Zwecken, wenn dieſer je verſucht werden könnte, zurückzuhalten.

Keiner konnte natürlich mit froherm Herzen beitreten, als der Herzog Karl von Zweybrücken, der durch dieſen Bund neue Hofnungen erhielt, ſein Stammland gegen alle Verſuche der Vergrößerungs-Sucht zu behaupten, und einſt der Stifter einer neuen intereſſanten deutſchen Macht zu werden. Mit recht herzlicher Beiſtimmung traten bey: Karl Friedrich, Markgraf von Baden [46]), und Leopold

46) Geb. 1728 übernahm er, nach erreichter Volljährigkeit, im J. 1746 die Regierung der ſchon 1738 ihm angefallenen Baden-Durlachiſchen Lande. Er erbte auch Baden-Baden im J. 1771, erhielt die Kurwürde 1803, wurde durch den Rheinbund, dem er beizutreten ſich gezwungen ſahe, ſouverainer Großherzog im J. 1806.

Friedrich Franz, Fürst von Anhalt-Dessau [47]), beide Fürsten von heller Einsicht und ächt deutscher Biederkeit, schon seit vielen Jahren Wohlthäter ihrer Lande. Ihr Beitritt erwarb Vertrauen für den Bund, wie in einer Republik sich der Wohlgesinnte gern für eine Meinung erklärt, für welche Aristides und Cato sich bestimmt haben [48]). Des Mark-

gra-

ist gestorben 1811. Er war unstreitig einer der edelsten Regenten, die Deutschland gehabt hat. Siehe eine „Lebensbeschreibung desselben von Schreiber, Heidelberg 1811," und „Beiträge zur „Statistik und Cultur-Geschichte von Baden unter Karl Friedrich, vom Freyherrn „von Drais. Carlsruhe 1796." Von lezterm, einem vorzüglichen, wohlunterrichteten Geschäftsmanne, (jezt Präsident des Oberhofgerichts in Mannheim) ist nächstens noch eine ausführlichere Biographie Karl Friedrichs zu erwarten, welche ein lehrreiches Muster einer weisen und wohlwollenden Regierung aus authentischen Quellen aufstellen wird.

47) Geb. 1740. Die Regierung fiel ihm 1751 an; er übernahm sie nach erreichter Volljährigkeit 1758, hat unter mannichfach veränderten und schwierigen Umständen sich stets als Vater seiner Unterthanen und patriotisch deutschen Fürsten bewährt.

48) Worte Johann von Müllers, die ich mit Vergnügen von diesem patriotischen Schriftsteller borge, weil ich von ihrer Wahrheit, nach eigener persönlicher Kenntniß dieser beiden edlen Fürsten, überzeugt bin. Ich empfehle

grafen von Baden Entschluß verdient um so mehr Lob, je mehr sowohl Rücksicht auf das, was dem Wiener Hofe, als was dem mit diesem eng verbundenen französischen misfallen konnte, auch das Beispiel seiner Nachbarn Würtembergs und Darmstadt, welche nicht beitraten, ihn abhalten konnten. Aber Karl Friedrich war der Mann, der in wichtigen Gelegenheiten nach keinen andern, als eines deutschen Fürsten würdigen Beweggründen zu handeln pflegte und kleine Rücksichten nicht achtete. Der edle Fürst von Dessau gab sich viele Mühe, auch die übrigen Fürsten des Hauses Anhalt zum Beitritt zu bewegen. Er fand dabey einige Schwierigkeiten. Der Fürst von Anhalt-Bernburg, Friedrich Albert [49]), hielt sich von Friedrich II beleidigt, und zweifelte überdem, ob besondere Verbindungen zwischen einzelnen Reichsständen

den

empfehle sehr das Nachlesen der trefflichen Schrift Müllers: „Darstellung des Fürstenbundes," (im 9ten Theile der sämmtl. Werke) und vorzüglich im 5ten Buche, die Schilderung der einzelnen Verbündeten; sie ist voll richtiger und feiner Bemerkungen.

49) Er war geboren 1735, kam zur Regierung 1765, ein Herr von einem geraden, offenen Charakter, der sein Land sehr in Aufnahme gebracht, ein Freund und Kenner der Landwirthschaft, in deren Verbesserung er seinen Unterthanen ein Muster gab. Er ist gest. 1796.

den mit dem allgemeinen Bande, das mit Kaiser und Reich bestand, verträglich seyn möchten. Er weigerte daher an den Unterhandlungen, welche im Geheim mit dem preußischen Kronprinzen statt fanden, Theil zu nehmen, wollte auch den Dessauischen Fürsten nicht auf einer Reise nach England begleiten, die derselbe
1785 Sept. in Bezug auf den Fürstenbund unternahm. Der Fürst von Anhalt-Cöthen [50]) erklärte, ganz dem Beispiel des Bernburger Vetters folgen zu wollen. Beide Fürsten traten auf die erfolgte preußische Einladung dem Bunde bey. Nicht so der Fürst von Anhalt-Zerbst [51]). An ihn erging keine Einladung, weil seine Ablehnung vorauszusehen war.

Hes-

50) Karl Georg Lebrecht, war geboren 1730; kam zur Regierung 1755. Er war früher in dänischen Kriegsdiensten, trat aber 1780 in preußische als General-Maior der Kavallerie. Später vertauschte er den preußischen Dienst gegen den österreichischen, zog mit in den Türkenkrieg und starb in Ungarn an bösartiger Krankheit als General-Lieutenant im Oktober 1789.

51) Friedrich August, geb. 1734, ein Bruder von Katharina II, kam zur Regierung 1752. Er war in österreichischen Kriegsdiensten Gouverneur von Luxemburg, hielt sich aber meistens in der Schweiz oder sonst in der Fremde auf und hatte die sonderbare Grille, daß sein jedesmaliger Aufenthalt selbst seinen Unterthanen und der zurückgelassenen Regierung ein Geheimniß seyn sollte. Mit ihm erlosch 1793 das Haus Anhalt-Zerbst im Mannsstamme.

Hessen-Kassel war durch den Ruhm seiner tapfern und wohlgeübten Truppen und seine gut geordneten Finanzen schon lange unter den deutschen Staaten so bedeutend geworden, daß desselben Beitritt von Friedrich vorzüglich gewünscht wurde. Er sandte seinen General, Grafen Görz [52]), der ehemals in hessischen Diensten gewesen war, nach Kassel, mit dem doppelten Auftrage, daß der Landgraf dem Fürstenbunde beitreten und dann, daß er seine Truppen unter gewissen Bedingungen dem Könige überlassen möchte. Vielleicht kein deutscher Hof hatte der jetzigen Lage so viel Aufmerksamkeit gewidmet, als der Kasselsche; aber eben deshalb fand der Antrag gerade hier einige Bedenklichkeiten. Schon vor mehrern Jahren hatten, wie wir bereits bemerkt, Landgraf Friedrich II und sein Staats-Minister Schlieffen sich

52) Bruder des oft erwähnten preuß. Ministers. Er war geboren zu Schlitz 1733, trat 1750 in hessische Dienste, machte in denselben den siebenjährigen Krieg bis zum J. 1762, da er als Obrist in dänische Dienste ging, die er nach einigen Jahren verließ und 1772 in preußische Dienste trat. Friedrich II gebrauchte ihn zu verschiedenen Versendungen und beehrte ihn mit besonderm Zutrauen. Er gehörte zu der kleinen Gesellschaft des Königs während seiner lezten Krankheit. 1786 wurde er von Friedrich Wilhelm II zum General-Lieutenant der Kavallerie ernannt und erhielt ein Regiment zu Oblau, wo er im J. 1797 gestorben ist.

ſich mit dem Gedanken eines Vereins deutſcher Fürſten zu ihrer Selbſterhaltung beſchäftiget, aber in einem etwas andern Sinne, als demjenigen, in welchem ein ſolcher Verein jezt von Preußens Könige angetragen wurde. Weder an Oeſterreich noch an Preußen ſollten ſich, nach Jener Wunſch, die deutſchen Fürſten anſchließen, ſondern, unbefangen von den Zwiſten unter den beiden Uebermächtigen, zwiſchen ihnen mitten inne ſtehen, ihre Entſchlüſſe nach eigener Einſicht von der Wirklichkeit und Größe der Gefahr, welche Deutſchlands Freiheit von einer oder anderen Seite bedrohe, nehmen, nicht aber ſollten ſie ſich zum Werkzeug des Einen oder Andern machen laſſen, und dadurch der größten von allen Gefahren ſich ausſetzen, daß vielleicht beide durch gemeinſame Unterwerfung der Mindermächtigen ſich verſöhnten. Dieſes Gedankens noch immer voll fand der Landgraf Bedenken, ſich jezt mit Preußen zu verbinden. Etwas mochte auch hierzu beitragen, weil der König im J. 1778 den ihm vom Landgrafen eröffneten Wunſch, ſich um die Kurwürde zu bewerben, nicht ſo, wie er gehofft, aufgenommen und zu unterſtützen verſprochen hatte. Dies hatte ihn etwas kalt gegen Preußen gemacht. Ihm ſchien räthlicher, nochmals zu verſuchen, ob nicht mit Hannover und Braunſchweig ein unabhängiger Verein dahin getroffen werden könne, um

auf

auf alle Fälle ihre Kräfte zusammen zu halten, über deren Gebrauch aber dermalen bey der noch unentschiedenen Lage der Dinge sich nicht zu erklären. Schlieffen schrieb deshalb an das hannöversche Ministerium, und an den Herzog von Braunschweig, und wandte Alles an, von der Zweckmäßigkeit eines solchen Bundes und seinen Vorzügen vor dem von Berlin angetragenen zu überzeugen. Auch der hessische Staatsminister von Wittorf wurde deshalb nach Hannover gesandt; aber hier war man indeß schon weiter fortgeschritten und im Begrif, dem von Friedrich angetragenen Bunde beizutreten. Sobald dieses wirklich geschehen war, fand der Landgraf seiner Lage nicht angemessen, sich von seinen Nachbaren zu trennen, noch durch Verzögerung seines Entschlusses derselben Mistrauen zu erwecken; er erklärte also, daß er dem Bunde, im engen Einverständniß mit Hannover, beitrete. Aber den zweiten Antrag des Grafen Görz, seine Truppen in preußischen Sold zu geben, lehnte er ganz ab, weil, sagte er, es ihm widersprechend schiene, im Augenblick seines Beitritts zum Bunde, seine Kräfte, für denselben zu wirken, dadurch zu schwächen, daß er sein Heer fremder Willkühr überlieferte, welche dasselbe auch ohne Rücksicht auf den Bund gebrauchen könnte. Er bedung sogar ausdrücklich aus, daß, im Fall eines Krieges, die

die heſſiſchen Truppen mit denen von Hannover und andern Bundesgenoſſen vereint, aber nie den preußiſchen einverleibt werden ſollten. Schlieffen machte ſogar einen Verſuch, den Herzog Ferdinand von Braunſchweig zu bewegen, den Oberbefehl über ein Heer der Verbündeten zu übernehmen, aber dieſer edle Fürſt entſchuldigte ſich mit ſeinem Alter [53]), das ihm nicht erlaube, noch einmal ein Geſchäft zu übernehmen, das er im ſiebenjährigen Kriege, mit ſo großem Ruhm, geführt hatte. Mit je reiferer Ueberlegung der Landgraf beigetreten war, um ſo unerſchütterlicher blieb er dem gefaßten Entſchluſſe getreu. Der Kaiſer ſandte den Grafen von Lehrbach, und nachher den Grafen von Trautmannsdorf an ihn ab, um ihn vom Beitritt abzuhalten, und der ruſſiſche Miniſter Graf Romanzow kam in gleicher Abſicht nach Kaſſel. Schlieffen erklärte ihnen mit edler Offenheit, ſein Fürſt traue den Verſicherungen der Kaiſerhöfe, daß der Entwurf, Bayern durch Tauſch zu erwerben, völlig aufgegeben ſey, und in dieſem Falle wünſche er aufrichtig, auch der durch jenen Verſuch veranlaßte Verein möge jezt nicht zu Stande kommen; allein die Sache ſey nun ſchon zu weit gediehen, und hänge nicht mehr von ihm ab; ſeine Verhält-

53) Er war damals 64 Jahr alt.

hältniſſe mit Hannover erfoderten, ſich von dieſem nicht zu trennen, vielmehr, wenn es nöthig werden ſollte, ſich mit demſelben gleicher Gefahr auszuſetzen. Doch erlebte Landgraf Friedrich II [54]) den förmlichen Abſchluß des Traktats nicht mehr. Sein Nachfolger, Landgraf Wilhelm IX [55]), welcher das politiſche Syſtem des Vaters beibehielt, bewirkte jedoch denſelben bald nach Antritt ſeiner Regierung.

Noch traten dem Bunde bey, Karl Alexander, Markgraf von Ansbach-Bayreuth [56]), Schweſterſohn Friedrichs, ein Fürſt, der die Künſte des Friedens liebte und, obgleich der Lezte ſeiner Linie, durch vortrefliche Staatswirthſchaft ſeine Lande von ererb-

ten

54) Er ſtarb den 31ſten Oktober 1785, war geboren 1720, kam zur Regierung 1760, ein Herr von großer Einſicht und ſeltener Herzensgüte.

55) Geb. 1743; ſeit 1760 beſaß er bereits die von ſeinem Großvater, L. Wilhelm VIII, erworbene Grafſchaft Hanau-Münzenberg, folgte in Heſſen 1785, wurde Kurfürſt 1803, verlor ſeine Lande durch ungerechten franzöſiſchen Angriff im J. 1806, erhielt ſie wieder durch den glorreichen Sieg bey Leipzig im Oktbr. 1813.

56) Geb. 1736, kam 1757 in Ansbach, 1769 auch in Bayreuth zur Regierung; 1791 trat er ſeine Lande an Preußen ab und lebte ſeitdem als Privatmann in England, wo er 1806 ſtarb.

ten Schulden befreite; Ernſt II, Herzog von Sachſen-Gotha [57]), ein Freund und Kenner ernſter Wiſſenſchaften und väterlicher Regent ſeiner durch ihn beglückten Unterthanen; Karl Auguſt, Herzog von Sachſen-Weimar, Enkel der Schweſter Friedrichs [58]), der dieſen jungen Fürſten, voll Geiſtes und Strebens nach edlen Dingen, väterlich liebte. Dieſer bemühte ſich eifrig, dem Bunde Feſtigkeit zu geben, und Vertrauen zu ihm dadurch einzuflößen, daß er jeden Verdacht abkehrte, als ſey derſelbe nur für Preußens beſondere Abſichten geſtiftet; er machte in dieſer Abſicht mehrere Reiſen, und unterhandelte vorzüglich mit dem Kurfürſt von Mainz, und deſſen Bruder, dem Fürſtbiſchof von Würzburg, der, obgleich er beizutreten Bedenken fand, doch den Grundſätzen

57) Geb. 1745, gelangte zur Regierung 1772, iſt geſtorben 1804.

58) Nämlich Philippinens, Herzogin von Braunſchweig, deren Tochter Amalia die Mutter Herzogs Karl Auguſt war. Er war geboren 1757, folgte in der Regierung 1758 und trat dieſelbe nach erreichter Volljährigkeit 1775 an. Er hat in jeder wichtigen Periode, die er erlebt, patriotiſchen Antheil am Wohl Deutſchlands bewährt, auch durch Liebe und Beförderung der Wiſſenſchaften ſich ausgezeichnet. Im J. 1815 hat er einige Erweiterung ſeiner Lande erhalten und den großherzoglichen Titel angenommen.

ſätzen des Bundes ſehr geneigt war. Auch die Herzoge von Mecklenburg-Schwerin, Friedrich Franz [59]), und von Mecklenburg-Strelitz, Adolph Friedrich [60]), traten bey. Der Herzog von Braunſchweig, Karl Wilhelm Ferdinand [61]), Schweſterſohn Friedrichs, trat mit ausnehmenden Vergnügen zum Bunde, weil er durch ihn zwey längſt gehegte Wünſche erfüllt

59) Geb. 1756, kam zur Regierung 1785.

60) Geb. 1738, kam zur Regierung 1752, iſt geſt. 1794.

61) Geb. 1735, kam zur Regierung 1780, iſt an den in der Schlacht bey Auerſtädt erhaltenen Wunden auf der Flucht zu Altona am 10ten Novbr. 1806 geſtorben. Eine höchſt weiſe und für ſein Land wohlthätige Regierung zeichnete dieſen Fürſten eben ſo ſehr aus, als ſein Einfluß in die allgemeinen und großen Angelegenheiten ſeiner Zeit, an denen er den lebendigſten Antheil nahm. Unſer Geſchichtbuch wird uns noch öfterer zu ihm zurück führen. Sehr zu wünſchen wäre, daß in der bemerkten doppelten Rückſicht ſein Andenken durch eine ſeiner würdige Biographie erhalten würde. Wir haben zwar bereits eine ſolche unter dem Titel: „Karl „Wilhelm Ferdinand ꝛc. Tübingen 1809.“ erhalten, von einem Manne, der den Herzog gekannt hat (Pockels); aber ein Regent von ſo ſeltenen Eigenſchaften verdiente eine noch ausführlichere, noch tiefer in den Charakter und die ganze Handlungsweiſe eindringende Schilderung, deren Verfaſſer erlaubt ſeyn müßte, die vom Herzoge in guter Ordnung hinterlaſſenen wichtigen Papiere, welche bey dem Unglück des J. 1806 noch glücklich gerettet ſind, zu benutzen.

sahe, nämlich die enge Verknüpfung des deutschen und des preußischen Interesse, und die Verbindung von Preußen und Hannover, der, wie er hoste, auch die Annäherung des ersten zu England folgen sollte, deren Trennung seit dem siebenjährigen Kriege ihn um so mehr schmerzte, da die glänzenden Folgen ihrer Verbindung ihm die schönsten Jugend-Erinnerungen waren. Dieser hellsehende und edle Fürst war daher, vom ersten Anbeginn an, der eifrigste Beförderer des Fürstenbundes; er arbeitete für denselben in London und Hannover, und leitete auch den Verfasser dieser Geschichte während der demselben aufgetragenen vorläufigen Unterhandlungen am lezstern Orte durch seinen einsichtsvollen Rath. Doch wünschte der Herzog, gleich dem Landgrafen von Hessen-Kassel, daß Alles vermieden würde, was dem Bunde das Ansehen geben könnte, nur ein Werkzeug Preußens zu seyn; auch er lehnte deshalb den Antrag ab, seine Truppen in preußischen Sold zu geben, und erklärte gleichfalls nur gemeinsam mit Hannover handeln zu wollen. Auch Friedrich, Herzog von York, zweiter Sohn Königs Georg III, unterzeichnete, als Fürstbischof von Osnabrück [61]), den

61) Er ist geboren 1763, wurde, sechs Monat alt, 1764 zum Bischof von Osnabrück gewählt (S. Bd. 1. S. 361), dessen

den Bund mit herzlicher Freude, ſeinen königlichen Vater und den von ihm hoch verehrten Friedrich durch denſelben vereint zu ſehen. Der leztere Monarch liebte dieſen liebenswürdigen jungen Prinzen ſehr, weil er gute Eigenſchaften und das Beſtreben in ihm erkannte, ſich zu einem vorzüglichen Regenten zu bilden. Er würde ein ſolcher und für Deutſchland, deſſen Verfaſſung und Sprache er liebte, wahrſcheinlich wichtig geworden ſeyn, hätten nicht nachher eingetretene Begebenheiten ihn nach England zurückgebracht und den deutſchen Angelegenheiten gänzlich entrückt.

Alle dieſe Fürſten waren beigetreten, mit voller Ueberzeugung, daß der Bund dem Wohl Deutſchlands zuträglich, der Würde und Pflicht ſeiner Fürſten angemeſſen ſey, daß er durchaus nichts gegen andere Staaten, am wenigſten gegen das Oberhaupt des Reichs beziele, daß er keinen andern Zweck habe, als die Verfaſſung und die Rechte Aller aufrecht zu halten. Keiner der Beitretenden iſt durch irgend eine Drohung von Zwang, noch durch zudringliche

deſſen Regierung er 1783 antrat. Er hat dieſes Land im J. 1802 verloren, doch wurde es ſeinem Hauſe erhalten.

Ueberredung zum Beitritt vermogt. Der Verfaſſer dieſer Geſchichte, von Allem, was hierunter vorgegangen, wohl unterrichtet, kann dieſes mit Wahrheit bezeugen. Bey keinem iſt der Beitritt ſchwer zu bewirken geweſen, (die bey Heſſen-Kaſſel erwähnten Bedenklichkeiten wurden bald überwunden,) er erfolgte überall ſofort auf den erſten Antrag, dem Manche mit eigenem Erbieten zuvorkamen. Von den größern weltlichen Fürſten fehlt nur der Beitritt des Herzogs von Würtemberg, des Landgrafen von Heſſen-Darmſtadt und des Herzogs von Oldenburg. Erſterer hatte ſich enge an den öſterreichiſchen und ruſſiſchen Hof angeſchloſſen, und das Band war eben damals durch die Vermählung würtembergiſcher Prinzeſſinnen [63]) mit den Thronfolgern beider Kaiſer-Reiche noch feſter geknüpft. Heſſen-Darmſtadt war durch ſchwere Schulden gedrückt, und um einer kaiſerlichen Debit-Commiſſion zu entgehen, mußte dieſes Haus Alles ſorgfältig vermeiden, was dem Wiener Hofe misfallen konnte. Den Herzog von Oldenburg hielt ohne Zweifel Rückſicht auf Rußland vom

63) Beide waren Töchter des Bruders vom damals regierenden Herzog Karl, deren älteſte, Maria, mit dem Großfürſt Paul von Rußland, die jüngere, Eliſabeth, mit dem Erzherzog Franz von Oeſterreich vermählt wurde.

vom Beitritt zurück [64]). Dieſe wenigen Ausnahmen dürfen nicht befremden, vielmehr war es eine angenehme Erſcheinung, daß bey der Mehrzahl unſrer Fürſten patriotiſches Gefühl lebhaft genug war, um jede andre vom Beitritt abrathende Betrachtung zu überwiegen. Die geiſtlichen Kurfürſten und Fürſten, den erſten derſelben allein ausgenommen, die kleinern weltlichen Fürſten, die Grafen, die Reichsſtädte wurden nicht eingeladen, keinesweges als hätte man ihre Beiſtimmung und ihre vereinte Kraft minder geachtet, ſondern weil man wußte, daß dieſelben aus Furcht und wegen beſonderer Verhältniſſe nicht wagten, ſich für einen Bund zu erklären, von dem der kaiſerliche Hof ſo ernſtlich abmahnte. Die meiſten dieſer Reichsſtände ſahen die Entſtehung des Bundes ſehr gern, und waren den Grundſätzen, nach welchen er errichtet worden, geneigt [65]), man konnte

64) So viel ich mich erinnere, ſind auch dieſe drey Höfe, weil man ihre Verhältniſſe in Berlin kannte, aus Schonung nicht eingeladen.

65) Von dem Fürſtbiſchof von Hildesheim und Paderborn, Franz Egon von Fürſtenberg, dem von Würzburg und Bamberg, (Bruder des Kurfürſten von Mainz) auch dem Erzbiſchof von Salzburg, Hieronymus von Colloredo, konnte man deſſen gewiß verſichert ſeyn. Sogar der Kurfürſt von Köln billigte, wie ich aus eigenen

alſo auf ihre Mitwirkung rechnen, wenn die Noth je erheiſchen ſollte ſie aufzufodern. Wenigſtens war man ſicher, daß ſie in ſolchem Fall nicht entgegen ſeyn würden. Aber ehe ſolcher Fall eintrat, wollte der preußiſche Hof weder andre Stände einer Verlegenheit, noch ſich ſelbſt einer ablehnenden Antwort ausſetzen; er hat deshalb auch eine ſolche nirgends erhalten [65]).

So ſehr die Leichtigkeit, mit welcher der Bund zu Stande gebracht wurde, die Richtigkeit des Gefühls

---

nen Aeußerungen deſſelben verſichert bin, den Bund und ſeinen Zweck, wenn gleich die billige Rückſicht auf ſeinen kaiſerlichen Bruder ſeinen Beitritt nicht erlaubte. Er beſorgte nur den möglichen Mißbrauch, beſonders unter Friedrichs Nachfolger, aber das Benehmen dieſes Leztern in der Bückeburger Sache, wovon in der Folge unſers Geſchichtbuchs die Rede ſeyn wird, gab ihm auch hierin beſſere Ueberzeugung.

66) Man hat verbreitet, von dem Kurfürſt von Trier, Clemens Wenzeslaus, ſey der Beitritt mit den Worten abgelehnt: er halte Deutſchlands Verfaſſung durch die Geſetze und den allgemeinen Reichsverband unter ſeinem Oberhaupte ſo feſt gegründet, daß ihm ein neuer Verband überflüſſig ſcheine. — Dieſes iſt falſch. Man wußte, daß jener Kurfürſt, ſo ſehr er Joſephs II Eingriffe, beſonders in die kirchlichen Diöceſan-Rechte der Biſchöfe, mißbilligte und fürchtete, doch nicht den Muth hatte, dem Fürſtenbunde beizutreten. Er iſt deshalb auch nie dazu aufgefodert.

fühls ſeiner Nothwendigkeit bewies, und ſo herzlich ihm die Patrioten in den meiſten deutſchen Landen beiſtimmten; ſo entging derſelbe doch auch nicht mannichfachem Tadel, und zwar ſowohl innerhalb als außerhalb ſeines Kreiſes. Seine Nüzlichkeit ſowohl für Preußen, als für Deutſchland wurde angefochten; ſeine geſetzmäßige Rechtlichkeit wurde mit bittern Vorwürfen beſtritten.

Auch in Berlin bezweifelten viele Männer von Einſicht, ob dieſer Bund nach Grundſätzen einer richtigen Politik abgeſchloſſen ſey? „Wie, ſagten ſie, kann Preußen in der Zeit wirklicher Gefahr kräftigen Beiſtand von allen dieſen Fürſten erwarten, von denen die meiſten weder geübte Truppen, noch wohlgeordnete Finanzen haben? Sie werden den König in ihre Angelegenheiten verwickeln, ihn bewegen, die Kräfte ſeines Staats zu ihrer Beſchützung aufzuopfern; aber, wenn es einmal darauf ankömmt, auch ihrer Seits etwas für Preußen zu thun, dann wird es keinem dieſer Fürſten an Vorwänden fehlen, ſich zurückzuziehen, oder, hätten auch einige unter ihnen noch guten Willen, ſo werden dieſe von Oeſterreich bald durch angebotene Vortheile gewonnen, durch Drohungen zurückgeſchreckt, oder ganz umgeſtürzt werden. Ueberdem, welche Vortheile kann

es wol dem preußiſchen Staat gewähren, daß das unförmliche Gebäude des deutſchen Reichs fortbeſtehe, daß die vielen kleinen Fürſten, Grafen, Biſchöfe und Prälaten auf Koſten ihrer gedrückten Unterthanen ihr prunkhaftes Leben fortſetzen? Daß die Reichsſtädte bey veralterten Formen, ohne Leben und innere Kraft, ohne Thätigkeit und Wohlſtand ihr krüppelhaftes Daſeyn noch ferner zur Schau ſtellen? Daß durch die langſame und partheiiſche Rechtspflege der Reichs-Gerichte die Prozeſſe verewigt und die Lande ausgeſogen werden? Daß der Reichstag ewig fortfahre, ſich über den Vorſitz und den Titel der Geſandten und andere unbedeutende Kleinigkeiten mit lächerlicher Wichtigkeit zu zanken? Daß Katholiken und Proteſtanten ihre ungereimte und für die fortgerückte Einſicht unſrer Zeit nicht mehr paſſende Erbitterung gegen einander nie ablegen? Iſt die Erhaltung von dieſem Allen mit eigener und ſeines Volks Gefahr wol eine des Königs von Preußen würdige Rolle? Und dann, kann dieſer durch den angenommenen Titel eines Beſchützers deutſcher Freiheit dafür entſchädiget werden, daß er ſich ſelbſt Feſſeln anlegt, und ſich verbindlich macht, keine günſtige Gelegenheit benutzen zu wollen, um ſeinem Staate die ihm ſo nöthige Ausrundung und Vergrößerung zu verſchaffen? Denn mit Gewißheit iſt zu erwarten, daß,

daß, wenn je ein ſolcher Fall einträte, dieſelben Gründe gegen Preußen würden gebraucht werden, die dieſes jezt Oeſterreich entgegenſezt, und daß es lezterm, bey ſeinem mannichfachen Einfluß, bald gelingen würde, die deutſchen Reichsſtände mit Mistrauen gegen Preußen zu erfüllen. Der wichtigſte Nachtheil aber iſt, daß der König durch das angenommene neue Syſtem den franzöſiſchen Hof, der nun einmal eine Ehre darin ſezt, Garant der deutſchen Verfaſſung zu heißen, empfindlich beleidigt, indem er ſich an deſſen Stelle drängt, und dadurch die Erneuerung der Verbindung mit dieſem ſeinem natürlichen Alliirten, wozu eben jezt einiger Anſchein war, ganz unmöglich macht. Dieſer Fehler iſt um ſo größer, weil er zu eben der Zeit begangen wird, wo Preußen ſich auch von Rußland entfernt, indem es ſo ernſtlich gegen einen Entwurf auftritt, den die Kaiſerin hat durchſetzen wollen. Das wahre Intereſſe Preußens erfodert, ſich mit einer dieſer beiden Mächte ernſtlich zu verbinden. Denn nur durch ſolche Verbindungen kann es ſein Gewicht im europäiſchen Staaten-Syſtem behaupten. Daß der Kaiſer ſich auf Koſten deutſcher Staaten vergrößere und die Verfaſſung des Reichs ſelbſt untergrabe, ſagte man ferner, könne der König ruhig mit anſehen, und zu gelegener Zeit ein Gleiches zu eigenem Vortheil verſuchen. Dies ſey

das

das Verfahren, was die Staatsklugheit vorschreibe, aber durch den deutschen Fürstenbund werde dieses erschwert; Preußen unterwerfe sich neuer Abhängigkeit, ohne irgend eine neue Gewähr für seine eigene Sicherheit zu erhalten. Und sollte die enge Verbindung mit Hannover vollends eine Annäherung zu England hervorbringen; so könnten gerade die Verhältnisse wieder entstehen, welche den siebenjährigen Krieg zur Folge hatten, und aus denen, bey einem österreichischen Monarchen, wie der jetzige sey, der drey und siebzig jährige Friedrich sich schwerlich zum zweiten Mal mit Ruhm und Glück, wie es zum Erstaunen der Welt einmal geschehn, würde herausziehen können."

Betrachtungen dieser Art waren es, die Manche, und auch des Königs Bruder, den Prinzen Heinrich, dem neu angenommenen System abgeneigt machten. Dieser bemerkte in demselben besonders ungern ein Hinderniß der Allianz mit Frankreich, die er vor allen dem Interesse Preußens gemäß hielt und eifrigst wünschte. Auch der erste Kabinets-Minister, Graf von Finkenstein, war von der Zuträglichkeit des Fürstenbundes keinesweges überzeugt, und nicht ohne Besorgnisse, daß derselbe Preußen in unangenehme Verhältnisse verwickeln könne. Seinem Charakter gemäß wagte er indeß nicht, gegen eine Idee Vor-

Vorſtellung zu thun, für welche der König ſich einmal beſtimmt erklärt hatte; er bemühte ſich nur zu verhindern, daß Herzbergs Eifer nicht zu weit führen möchte. Gewiß entging auch Friedrich die Gebrechlichkeit des Vereins mit den deutſchen Fürſten nicht. Er hatte denſelben nicht als die beſte Maaßregel an ſich, ſondern als diejenige gewählt, die unter den Umſtänden, wie ſie vorhanden waren, die zweckmäßigſte blieb, die er wählen konnte, da Rußland ſich von ihm entfernte, und Frankreich nicht den aufrichtigen Willen hatte, ſich mit Preußen zu verbinden, ſondern nur den Schein davon annehmen wollte, um Oeſterreich beſorgt zu machen, und daſſelbe von den Unternehmungen gegen die Pforte abzuhalten [67]). Da der König nun einmal eine nähere Verbindung mit einer der beiden großen Mächte nicht erhalten konnte, ſollte er lieber ganz allein ſtehen, als ſich mit einer ſchwächern, die ſich ihm darbot, vereinigen? Dies allein war die Frage. Auch ging die Beſorgniß wirklich zu weit, daß eine völlige Entzweiung mit Frankreich und Rußland die Folge des Bundes ſeyn werde. Der König, der in dieſer Angelegenheit mit reifſter Ueberlegung

67) Wir erinnern hier an die Entwickelung dieſer Verhältniſſe, die wir im zehnten Kapitel gegeben haben.

gung und großer Vorsicht handelte, kannte die wahren und geheimsten Gesinnungen der Höfe von Versailles und Petersburg zu gut, um dieses sehr zu fürchten. Er wußte, daß sein Betragen beiden Höfen im Grunde nicht misfalle. Er sahe ein, daß, so lange Maria Antonia's Einfluß dauerte, und so lange der furchtsame Graf Vergennes die Angelegenheiten leitete, ein festes Bündniß zwischen ihm und Frankreich nicht zu Stande kommen werde; aber er wußte auch, daß Ludwig XVI und sein weiser Minister sich nie, gleich dem durch die Pompadour misleiteten funfzehnten Ludwig, würden bewegen lassen, für Oesterreichs Sache, die sie misbilligten, gegen Preußen aufzutreten. Die Verbindung deutscher Fürsten, um den ehrgeizigen Unternehmungen Josephs zu widerstehen, wurde vom französischen Hofe gern gesehen, und daß Friedrich sich an ihre Spitze stellte, erregte so wenig dessen Eifersucht, daß Vergennes vielmehr sich freute, dadurch eigener öffentlicher Schritte überhoben zu werden, welche ihn mit Oesterreich entzweien und der Königin misfällig seyn konnten. Eben so war Friedrich wohl bekannt, daß die russische Kaiserin die Absichten Josephs nur unterstütze, um sich seines Beistandes zu eigenen Entwürfen zu versichern, daß sie aber übrigens sich für diese Absichten nicht interessire, und daß sie keines-

neswegeſ geneigt ſey, der Beförderung derſelben den Namen einer Beſchützerin der deutſchen Verfaſſung und Freiheit aufzuopfern, den durch die Garantie des Friedens von Teſchen erworben zu haben, ihrem Ehrgeiz ſchmeichelte. Es war Friedrich nicht unbekannt geblieben, daß es der Kaiſerin wirklich ſchmerzte, in der Unterhandlung mit dem Herzoge von Zweybrücken etwas zu weit gegangen zu ſeyn. Es war ihr ernſtlich angelegen, den preußiſchen König und die deutſchen Fürſten zu überzeugen, ihr Geſandter Romanzow habe in den ſich erlaubten Drohungen ſeine Inſtruktionen überſchritten. So bald der Herzog ſein ſtandhaftes Nein geſagt hatte, ließ Katharina die Sache fallen, und eilte überall zu erklären, daß von dem angetragenen Tauſche, den ſie nie anders als freiwillig gewünſcht habe, nun gar nicht mehr die Rede ſeyn könne. Friedrich wußte alſo, daß der Ernſt und Nachdruck, den er Oeſterreichs Entwürfen entgegenſezte, ihm keinen Angrif von der ruſſiſchen Kaiſerin zuziehen werde, deren Eitelkeit zu ſchmeicheln er übrigens keine Verſicherung ſeines auf ihren Edelmuth und ihre Gerechtigkeitsliebe geſezten Vertrauens ſparte. Doch, wenn dieſe Betrachtungen den König über die Gefahren beruhigten, welche zu Aengſtliche von ſeinem jezt ergriffenen politiſchen Syſtem beſorgten; ſo können wir zugleich

auch

auch mit Wahrheit versichern, daß, auch wenn er solche Gefahren größer gesehen hätte, seine Entschlüsse doch schwerlich andere gewesen wären. In Fällen, wie dieser, wurde Friedrich nicht blos durch Gründe der Staatsklugheit und des eigenen Vortheils geleitet. Ihn bestimmte vornemlich auch das, was er auf der Stelle, wo er stand, seiner Würde, Ehre und Pflicht gemäß hielt. War er hierüber einmal mit sich eins, so achtete er Schwierigkeiten und Gefahren nicht, muthig sezte er sich ihnen aus, auch im drey und siebzigsten Jahre; denn je kürzer er den Ueberrest seines Lebens noch glaubte, um so minder war er geneigt, ihn durch eine Unwürdigkeit zu beflecken. Friedrich fühlte, daß ein Staat, der gerecht und würdig handele, die Achtung von Europa erwerbe, und daß im Besitz dieser Achtung zu seyn mehr Stärke gebe, als Bündnisse. Er wußte, daß er auf die wahre und aufrichtige Zuneigung der deutschen Fürsten und auch ihrer Völker rechnen könne, und diese war ihm viel werth. Der üble Ruf, den die Reichs-Armee durch schlechte Anführung im siebenjährigen Kriege erworben, verleitete ihn nicht, wie dieses bey Manchem an seinem Hofe der Fall war, von deutschen Truppen schlecht zu denken. — Doch um Friedrich gegen den Vorwurf, er habe den Fürstenbund zu übereilt und gegen die Regeln der

Staats-

Staatsklugheit geſchloſſen, völlig zu rechtfertigen, darf man nur ſich denken, was das Urtheil der Welt geweſen ſeyn würde, wenn, alle übrigen Umſtände gleich, Friedrichs Benehmen ein entgegengeſeztes von dem, welches er befolgt hat, geweſen wäre. Wir wollen einmal annehmen, Friedrich habe den Herzog von Zweybrücken abgewieſen und kleinmüthig ihm erklärt: er könne Bayern, was er vor ſechs Jahren durch Krieg rettete, ihm jezt nicht mehr ſichern; der verlaſſene Fürſt hätte hierauf wirklich die abgedrungene Einwilligung gegeben, oder zuſehen müſſen, daß auch ohne dieſe ſein Stammland genommen wäre; wir denken uns ferner, mehrere deutſche Fürſten hätten dem Könige angetragen, an die Spitze eines Bundes zur Vertheidigung deutſcher Freiheit zu treten, und er hätte es abgelehnt: gewiß mit den bitterſten Vorwürfen, mit höhnendem Spott würden Deutſchland und die Nachwelt alsdann Friedrich belegt haben! Die billigſten Urtheiler hätten ihn bedauert, daß er ſich ſelbſt überlebt, des Alters Schwäche untergelegen, und ein ruhmvolles Leben unrühmlich beſchloſſen habe! — Doch, Dank ſey es Preußens Genius! ſo etwas hat die Geſchichte nicht zu erzählen! Friedrich hat bis ans Ende edel, weiſe, ſtandhaft und, wie wir feſt überzeugt ſind, auch ſtaatskluz gehandelt. Doch, um Lezteres zu beſtrei-

ten, hat man noch angeführt, daß der Bund viel zu unbestimmt, in zu allgemeinen Ausdrücken abgefaßt gewesen, um von ihm, wenn die Gefahr wirklich näher gerückt wäre, etwas erwarten zu können. Billig, sagte man, hätten die sich verbindenden Fürsten die Fälle, in welchen sie die deutsche Verfassung als angegriffen betrachteten, die Leistungen, zu denen sie alsdann sich verpflichteten, genauer bestimmen, und über die Vereinigung ihrer Kräfte feste Abrede nehmen müssen. Da dieses unterlassen sey, werde der Bund nie zur Zeit, wenn es Noth seyn würde, sich thätig beweisen können. Man hat denselben spottend mit einem Schießgewehr verglichen, das nicht geladen worden. — Aber wahrlich, auch diese Beschuldigung ist höchst ungerecht, und das Gleichniß sehr übel gewählt. Wenn wir mit dem Verhalten des Gewehrs, noch ehe es geladen worden, den einsteigenden Räuber zurückscheuchen können; so thun wir wohl, mit dem Laden nicht Zeit zu verlieren, vielmehr dieses zu verschieben, bis noch dringendere Gefahr es nöthig macht. Gerade dies war hier der Fall. Der Bund, so allgemein und unbestimmt abgeschlossen, hat wirklich die Wirkung, die er bezielte, hervorgebracht, ja er hat dieses sogar noch eher gethan, als er einmal abgeschlossen war. Denn schon die Kenntniß, welche Joseph von Friedrichs Vorha-

haben, einen ſolchen Bund zu Stande zu bringen, erhielt, bewog ihn, dem Tauſche von Bayern feierlichſt zu entſagen, und wenn er gleich in ſeinem Innern ſich das Zurückkommen auf dieſen Entwurf vorbehalten haben mag, ſo iſt doch weder dieſes, noch irgend etwas Aehnliches wirklich verſucht worden. Der Bund, ſo wie er war, hat alſo ſeinen nächſten Zweck vollkommen erreicht, zum Beweiſe, daß Friedrich die Umſtände und die Menſchen, mit denen er zu thun hatte, ſehr gut kannte, und ſie weit richtiger beurtheilte, als ſeine Tadler. Er wandte gerade nicht mehr Kraft an, als in dieſem Falle nöthig war; ſolches Maaß genau zu treffen, iſt kein geringes Verdienſt in der Politik, es iſt die Folge eines ſich über Leidenſchaften erhebenden Geiſtes, einer großen Menſchen-Kenntniß und eines feinen durch Erfahrung geübten Gefühls. Hätte der König gleich Anfangs beſtimmtere Abreden mit ſeinen Bundsgenoſſen nehmen wollen, hätte er einen Plan vorgelegt, in welchem die Fälle, wo ein thätiger Widerſtand nöthig erachtet werden konnte, namentlich ausgedrückt, der Gegner, den man zu bekämpfen haben würde, deutlich bezeichnet, die Zahl der Truppen, die dann Jeder hergeben ſollte, die Art ihrer Vereinigung und ihrer Wirkſamkeit, genau angegeben wären; ſo würde er die Fürſten ungleich ſchwieriger

gefunden haben, hierauf einzugehen, und hätten sie sich zu solchen Unterhandlungen verstanden, so würde es nicht leicht gewesen seyn, sich über alles dieses Einzelne zu verständigen. Da auch solche Abreden nie lange geheim bleiben konnten, so würde der Wiener Hof nicht mit Unrecht geklagt haben, daß man feindselige Absichten habe und eine Verschwörung gegen ihn anzettele. Er würde sich zu Gegenrüstungen berechtiget geglaubt haben, und gerade das, dem begegnet werden sollte, wäre hervorgerufen. Also nur allgemeine, Keinen namentlich bezeichnende Abrede war das weiseste, die Bundesgenossen waren gegenseitig ihres aufrichtigen Willens, und daß es ihnen Ernst mit der Sache sey, versichert, dieses war mehr werth, als noch so fest bedingte Traktaten, und wenn die Gefahr näher rückte, konnten vollständigere Abreden nicht viele Zeit erfodern. Ehe dieser Fall da war, wollte Friedrich keine unruhige Bewegungen, und keinen Enthusiasmus aufregen, der vorüber seyn würde, ehe man ihn benutzen konnte; der König würde in solchem Falle wegen eines Operations-Plans nicht verlegen gewesen seyn, er nahm deshalb mit dem Herzoge von Braunschweig, mit Hannover und Sachsen, aber ganz im Stillen, schon einige Abreden. Daß übrigens die deutsche Verfassung der Erhaltung gar nicht mehr werth sey, wie

Manche

Manche behaupteten, war zu weit gegangen, wenn gleich man ihre mannichfachen Mängel und Gebrechen nicht verkennen konnte. Diese vermochten gewiß nicht einen gewaltsamen Umsturz zu rechtfertigen, welcher wahrlich nicht in der wohlthätigen Absicht, das Schicksal deutscher Völker zu verbessern, unternommen wäre. Auf den Vorwurf endlich, daß Friedrich durch diesen Bund sich selbst die Hände gebunden habe, je sich auf Kosten Deutschlands zu vergrößern, können wir mit froher Ueberzeugung die Antwort geben, daß er eben dieses wollte, weil er eine solche Absicht nicht hatte. Dreist fodern wir Jeden auf, der mit der Geschichte des großen Königs vertraut ist, auch nur eine Handlung desselben anzuführen, die das Gegentheil bewiese. Heil dann, und unsterblicher Ruhm dem Regenten, der sich und seinen Nachkommen es erschwerte — Unrecht zu üben.

Friedrich konnte also durch keine Vorstellungen bewogen werden, von seinem ersten Entwurfe abzugehen; er beharrete fest bey dem Fürstenbunde. Herzberg bestärkte ihn in dieser Gesinnung, und that Alles, um bey jeder Gelegenheit den Reichs-Ständen die Theilnahme des Königs an ihren Verhältnissen zu beweisen, und dadurch ihr Vertrauen immer

mehr zu gewinnen. Doch führte die Erwägung der geringen Kräfte, welche der Bund darbot, und die Besorgniß, daß er gegen starken Angrif nicht bestehen werde, Manche auf die Betrachtung, wie der Zutritt noch einer großen Macht höchst wichtig und nüzlich seyn werde, um dem neuen System Festigkeit und Dauer zu sichern. Keine Macht schien hierzu in allem Betracht passender, als England. Seit dem siebenjährigen Kriege war ein Theil des brittischen Ministeriums zwar immer sehr geneigt gewesen, zu Oesterreich zurückzukehren, dessen Bündniß man als das natürlichste für England betrachtete, aber König Georg III war demselben persönlich immer abgeneigt gewesen, und das Benehmen Kaiser Josephs II in der neuern Zeit hatte ihn in dieser Gesinnung bestärkt. Niemand wünschte lebhafter, daß diese Umstände benuzt würden, um eine Verbindung zwischen England und Preußen zu Stande zu bringen, als der Herzog von Braunschweig. Dieser edle Regent und sein hellsehender Minister Freyherr von Hardenberg [68]) hielten diese Verbindung für

68) Karl August Freyherr von Hardenberg, aus einer der ältesten hannöverschen Familien abstammend, ist 1750 geboren. Nachdem er sich durch Reisen ausgebildet und einige Jahre in wichtigen Posten seinem

für die zuträglichste für Preußen und Deutschland, die Unterstützung von England konnte beide in den Stand setzen, ihre Kräfte gehörig zu benutzen. England, sagte der Herzog, sey fast die einzige Macht in Europa, für welche Katharina II Achtung habe, und welche zu beleidigen sie sich sorgsam hüte; England könne also dazu wirken, die Verbindung zwi-

nem Vaterlande sowohl zu Hannover als London Dienste geleistet hatte, ernannte ihn 1782 der Herzog von Braunschweig zu seinem Minister, und schenkte ihm sein ganzes Vertrauen. Dennoch wollte derselbe ihn einem größern, seiner Talente würdigen Wirkungskreise nicht entziehen, und mit dieses Fürsten Bewilligung nahm er 1790 königlich preußische Dienste an. Zuerst waren ihm als dirigirendem Minister die neu angefallenen Lande Ansbach und Bayreuth anvertraut, wo er der Stifter einer neuen Ordnung der Dinge wurde. Im J. 1795 schloß er den Frieden zu Basel mit der französischen Republik. Im J. 1798 wurde er nach Berlin in das Ministerium, und zwar sowohl ins auswärtige als Finanz-Departement, versetzt. Er erlebte nachher die schwierigsten Verhältnisse, in denen sich je ein Staat befunden hat. Seit 1811 steht er als Staats-Kanzler an der Spitze aller Geschäfte, und hat zuletzt die hohe Beruhigung gehabt, nach ruhmvollem Kampf Preußen wieder zu alter Größe rückkehren und die Selbstständigkeit von Europa neu begründet zu sehen, und zu diesem großen Werk kräftigst mitzuwirken. Am 3ten Jun. 1814 wurde er, durch eine seine Verdienste anerkennende zu Paris unterschriebene Erklärung des Königs, in den Fürstenstand erhoben.

schen den beiden Kaiserhöfen zu hindern, wenigstens erkalten zu machen, und dagegen Rußland wieder Preußen zu nähern. Die Furcht, daß man in die Deutschland fremden Kriege Englands mit Frankreich werde verwickelt werden, dürfe nicht abhalten; dagegen könne man in dem mit Vorsicht abzuschließenden Vertrage sich sichern. Von Frankreich, glaubte der Herzog, sey nun einmal ein wirklicher Beistand nicht zu erwarten. Alles, was man von ihm bey gewaltsamen Eingriffen des Kaisers hoffen dürfe, sey Neutralität, und diese werde immer sehr zweideutig seyn, der neueste Vorgang beweise sogar, daß der französische Hof schwach genug sey, wider eigene Ueberzeugung sich zum Werkzeuge der österreichischen Absichten gebrauchen zu lassen. Dagegen sey von England ernstliche und aufrichtige Mitwirkung gewiß zu erwarten. Nach allen Beweisen wahrer Zuneigung und persönlicher Achtung, die Georg III dem preußischen König gegeben, hielt es der Herzog für höchst billig, daß auch lezterer etwas zur Erwiederung thue. Man erwarte, versicherte er, dieses in London und werde gewiß jedem Schritte, der von Preußen geschehe, mit Eifer entgegenkommen. Ein vertrauliches Schreiben von Friedrich an den brittischen Monarchen, worin er den Wunsch der Annäherung auch nur im Allgemeinen bezeuge, werde große Wirkung thun.

Be-

Beſonders ſey auch rathſam, wegen der jetzigen deutſchen Angelegenheiten einen neuen Geſandten nach London zu ſchicken, der, mit leztern mehr bekannt, mehr Vertrauen einflößen könne, als derjenige, der jezt den König dort repräſentire [69]).

Der Herzog eröffnete ſich in dieſem Sinne zuerſt dem Verfaſſer dieſer Geſchichte, als derſelbe 1786 Jun.
auf der Reiſe nach Hannover durch Braunſchweig kam, und in Hannover äußerte ihm der Herzog von York gleiche Geſinnungen. Dohm ſäumte nicht, ſeinen Hof hiervon in vollſtändige Kenntniß zu ſetzen. Der braunſchweigſche Herzog theilte ſeine Gedanken auch dem Miniſter von Herzberg in vertraulichen Schreiben mit, bey welchem ſie große Beiſtimmung fanden; aber dem Könige ſelbſt deshalb zu ſchreiben wägte er nicht. Der edle Fürſt hatte ſich wirklich in ein etwas ſonderbares Verhältniß zu dem

69) Graf Luſt, von der Inſel Kephalonia gebürtig, der zuvor in Militairdienſten als Chef eines Freykorps geſtanden hatte. Dieſer Umſtand, und daß er katholiſch war, machte, daß Luſt am engliſchen Hofe nicht ſo gern geſehen wurde, als er es bey ſeinen guten Einſichten und rechtlichem Charakter wol verdient hätte. Von den deutſchen Angelegenheiten war er freilich nicht ſo gut unterrichtet, wie es in den damaligen Umſtänden zu wünſchen geweſen wäre.

Könige gesezt. Dieser liebte ihn zärtlich und schäzte seine hellen Einsichten und sein reifes Urtheil ganz nach Verdienst; wenn er über politische oder militärische Gegenstände seine Meinung verlangte, so war ihm wirklich daran gelegen, dieselbe ohne allen Rückhalt zu erfahren. Aber der Herzog, voll Verehrung für den alten Oheim, dessen große Thaten von früher Jugend an den stärksten Eindruck auf ihn gemacht hatten, fürchtete immer, sich die Misbilligung des Königs zuzuziehen. Um diesem zu entgehen, hielt er mit seiner Meinung zurück; unaufgefordert sagte er dieselbe niemals, und auch aufgefordert trug er seine Meinung mit einer Vorsicht und Zurückhaltung vor, welche selten erlaubten, daß die angeführten Gründe ihre volle Wirkung thaten. In dem jetzigen Falle fand der Herzog nicht einmal gut, sich gegen das gesammte Ministerium über diese Sache offen zu äußern, und dasselbe zu veranlassen, dem König deshalb einen Vortrag zu thun, da er wußte, daß Finkenstein eine Allianz mit Frankreich zu sehr wünschte, um nicht jeder Annäherung zu England entgegen zu seyn. Aus gleichem Grunde wollte auch Herzberg deshalb nicht allein an den König schreiben, sondern lieber abwarten, bis sich dazu ein schicklicher Anlaß ergäbe. Es geschahe also für die Sache von Berlin aus nichts. Endlich that der englische Hof den ersten

sten Schritt, und ließ durch seinen Geschäftsträger Ewart [70]) in Berlin erklären: „er sey geneigt mit „Preußen sich zu vereinen, sowohl um in Peters„burg einer Verbindung mit Oesterreich gegen die „Pforte, als in Deutschland den gewaltsamen Ein„griffen des Kaisers, besonders jedem Tausche von „Bayern entgegen zu wirken.“ Nun mußte die Sache an den König gebracht werden. Beide Kabinets-Minister dachten über dieselbe sehr verschieden, und machten also, wie es in solchen Fällen immer geschahe, Jeder einen besondern Bericht. Graf Finkenstein war der Meinung: „der englische An„trag müsse gänzlich, doch in den verbindlichsten Aus„drücken abgelehnt werden. Wolle man, sagte er, „sich in eine Allianz mit England einlassen, so müsse „man nicht nur die Hofnung, welche man gerade „damals noch habe [71]), eine solche mit Frankreich „zu 1781 Aug.

70) Ein junger Mann von großen Geistesfähigkeiten, viel Gewandtheit und unermüdeter Thätigkeit, der große Achtung in Berlin, besonders Herzbergs ganzes Vertrauen erworben hatte. Er versahe bey Abwesenheit eines englischen Gesandten mehrere Jahre die Geschäfte, und unter der folgenden preußischen Regierung wurde er Gesandter. Wahrscheinlich hätte er seinem Vaterlande noch große Dienste geleistet, wäre er nicht durch einen frühen Tod im J. 1792 weggeraft.

71) S. das 10te Kapitel.

„zu schließen, ganz aufgeben; man werde auch diese „Macht veranlassen, sich noch enger wie bisher an „Oesterreich anzuschließen. Lezteres werde gewiß „nicht versäumen, dem französischen Hofe bemerk„lich zu machen, daß aller der Einfluß, den Preu„ßen durch Stiftung des Fürstenbundes sich auf Ko„sten Frankreichs in Deutschland erworben habe, „durch eine englisch-preußische Allianz ganz auf „England übertragen, und, sobald dieses es nöthig „finde, seine Richtung gegen Frankreich erhalten „werde. Der russischen Kaiserin vermöge England „nichts anzubieten, was sie bewegen könne, ihren „Lieblings-Entwürfen und der für dieselben ihr so „wichtigen Verbindung mit Oesterreich zu entsagen, „vielmehr werde ein besorgter Widerstand sie noch „mehr bewegen, sich fest an Oesterreich anzuschließen. „Bis jezt habe Katharina II zwar des Kaisers Ab„sichten in Deutschland begünstiget, aber deren Un„terstützung beim ersten Widerspruch aufgegeben, und „große Schonung gegen Preußen bewiesen; aus ih„rem ganzen Betragen gehe deutlich hervor, daß sie „die Freundschaft des Königs nicht aufgeben wolle. „In dieser Lage sich möglichst lange zu behaupten, „sey das Beste, was Preußen thun könne. Jezt „bleibe es noch immer möglich, entweder daß Frank„reich eine feste Allianz mit Preußen eingehe, oder

„daß

„daß Rußland zu ihm zurückkehre. Eine Verbin„dung mit England aber werde beide Mächte entfer„nen, und könne wol gar benuzt werden, eine Ver„bindung, wie die von 1756 gewesen, zu Preußens „Untergang anzuzetteln.“

Herzberg's Meinung ging dagegen dahin. „Die „von England angebotene Allianz verspreche bedeu„tende Vortheile, und es könne kein Bedenken für „den König obwalten, der jezt ohne alle Verbindung „mit einer größern Macht sey, dieselbe einzugehen. „Mit Frankreich sey eine aufrichtige Verbindung nie „zu erwarten, da es zu fest an Oesterreich hange „und Preußen nur zu eigenen Zwecken zu benuzen „suche; indeß dürfe man, um der englischen Allianz „willen, sich gerade mit Frankreich nicht entzweien. „Es werde leicht seyn, diese Macht zu überzeugen, „daß die englische Verbindung keinesweges gegen sie „gerichtet sey; der französische Hof werde es viel„mehr gern sehen, wenn England dahin gebracht „werden könnte, zu Vereitlung der Absichten der „Kaiserhöfe gegen die Pforte mitzuwirken. Bey „der großen Zuneigung der russischen Kaiserin für „England könne eine Verbindung mit lezterm bey „jener Monarchin Preußen wenigstens nicht schaden. „Sollte England auch nicht im Stande seyn, die„selbe

„selbe ganz von Oesterreich abzulenken, so werde die „Kaiserin doch noch behutsamer gemacht und abge„halten werden, des Kaisers Absichten in Deutsch„land zu befördern, wenn sie auch Englands widrige „Stimmung gegen dieselben kenne. Dem deutschen „Bunde werde Englands Allianz mit Preußen noch „mehr Gewicht geben, dessen Glieder fester zusam„menhalten und seine Dauer sichern. Uebrigens könne „alle Eifersucht Frankreichs durch gehörige Erklä„rungen und besonders dadurch vermieden werden, „daß England nicht mit dem deutschen Fürstenbunde, „sondern nur mit Preußen als europäischer Macht „sich verbinde. So sey in keinem Betracht einiger „Nachtheil zu besorgen; eine aufmerksame Verglei„chung der jetzigen Umstände und derer von 1756, „welche durchaus verschieden seyen, müsse hierüber „völlig beruhigen."

Die Meinung von Finkenstein wurde auch vom Prinzen Heinrich in seiner besondern Correspondenz mit dem Könige auf das lebhafteste unterstützt. Nachdem Friedrich die Gründe beider Meinungen reiflich erwogen, entschied er dahin: „die angebotene An„näherung von England sey ein erwünschtes Ereigniß, „von dem man möglichst Nutzen ziehen müsse, doch „ohne sich den Nachtheilen auszusetzen, welche der

„Ab

„Abschluß einer förmlichen Allianz haben könne;
„man müsse England selbst hiervon zu überzeugen
„suchen, und in dieser Absicht dem englischen Ge-
„schäftsträger Folgendes antworten: der König habe
„die freundschaftlichen Gesinnungen seiner brittischen
„Majestät mit vielem Vergnügen und aufrichtigem
„Dank vernommen; er sey zur vollkommensten Er-
„wiederung bereit, und werde eifrigst zu Allem mit-
„wirken, was zur Erreichung der Absicht beider
„Höfe, nämlich Erhaltung und Befestigung des je-
„tzigen Ruhestandes von Europa, beitragen könne,
„indeß halte er sich überzeugt, diese Absicht werde
„unter den gegenwärtigen Umständen noch voll-
„kommner erreicht, wenn das Aufsehen vermieden
„würde, welches eine öffentliche Erklärung dieses Ein-
„verständnisses durch Abschluß einer förmlichen Al-
„lianz hervorbringen dürfte. Es sey zu besorgen, diese
„werde die Eifersucht reizen, und Gegenverbindun-
„gen hervorbringen, welche zu unangenehmen Ver-
„wickelungen führen könnten. Die Vorstellungen
„Englands würden bey der russischen Kaiserin noch
„mehr Eindruck machen, wenn sie nicht mit Preu-
„ßen verabredet schienen. So angenehm es dem Kö-
„nige sey, daß der brittische Monarch die Entwürfe
„des Kaisers, welche Deutschlands Freiheit bedro-
„hen, mit ihm aus gleichem Gesichtspunkte beur-
„theile,

„theile, und, sobald es nöthig werden sollte, sich „deren Ausführung thätig zu widersetzen bereit sey; „so dürfte es doch mehr nachtheilig als günstig wir„ken, wenn grade jezt, da der Kaiser zu der Ver„sicherung, dem Tausche von Bayern gänzlich ent„sagt zu haben, bereits gebracht sey, eine fremde „Macht sich in die deutschen Angelegenheiten mischen „wolle. Der König von England sey in seiner Ei„genschaft als Kurfürst von Hannover bereits Mit„glied des deutschen Bundes, und werde als solcher, „von Allem was vorgehe genau unterrichtet, am be„sten beurtheilen können, wann der Zeitpunkt eintre„ten sollte, wo die öffentliche Erklärung des engli„schen Hofes nüzlich und ohne alle bedenkliche Fol„gen seyn könnte. Aus diesen Gründen wünsche der „König, seiner brittischen Majestät möchten ihre „ruhmwürdigen, freundschaftlichen Gesinnungen bei„behalten, den Abschluß einer förmlichen Allianz „aber noch ausgesezt seyn, und auch die geschehene „Annäherung im möglichsten Geheim bleiben las„sen."

Es konnte nicht verkannt werden, daß diese Gründe den Verhältnissen des Augenblicks und den wahren Zwecken beider Höfe vollkommen angemessen waren. Die Allianz unterblieb also, und Friedrich ver-

vermied Alles, was die von ihm wirklich beschlossene Annäherung zu England andern Höfen hätte merkbar machen können. Der Herzog von Braunschweig und Herzberg bedauerten, daß die Absicht nicht völlig erreicht war, doch freuten sie sich des stillen Einverständnisses, das bewirkt worden, und überzeugt, daß bey den persönlichen Gesinnungen Georg III Hannover, sobald es nöthig, sich thätig für den deutschen Bund beweisen werde, hatten sie die Aussicht, daß die gewünschte Allianz mit England wenigstens vorbereitet sey, und unter Friedrichs Nachfolger nun um so leichter zu Stande kommen werde.

So wie die Zweckmäßigkeit des Fürstenbundes für Preußen nach Grundsätzen der Politik Gegner fand, so wurden noch mehr Zweifel darüber erhoben, ob der Bund für Deutschland nüzlich und nöthig gewesen sey, ob er der Verfassung größere Sicherheit verschaffen könne, oder ob er nicht vielmehr neue Verwickelungen und Gefahren hervorbringen werde? endlich, ob die Reichsstände, welche ihn geschlossen, nach der Verfassung dazu berechtiget gewesen wären? Nicht nur die Anhänger Oesterreichs suchten hierüber Mistrauen und Besorgnisse zu erregen, sondern auch wohlgesinnte Patrioten waren deshalb nicht ohne Bedenken und Zweifel. Wenn, sagte man, der neue

Bund keinen andern Zweck hat, als die Verfassung des Reichs zu behaupten, und jedes Glied desselben bey seinen Rechten und Besitzungen zu erhalten, so ist ja gerade eben dieses der Zweck des ganzen Reichsverbandes. Wozu vereinen sich also einzelne Stände zu eben dem, zu welchem sie schon ohnehin mit allen ihren Mitständen und ihrem Oberhaupt verbunden sind? Glaubt man wirklich, daß die Erhaltung des Reichs neuer Stützen und einer weitern Fürsorge, als schon in der Verfassung liegt, bedürfe; warum trägt man die Besorgnisse und Vorschläge nicht dem gesammten unter seinem Oberhaupt versammelten Reiche vor, und überläßt dessen Entscheidung, was deshalb zu thun sey? Daß man diesen einfachen und verfassungsmäßigen Weg nicht wählt, sondern daß nur Einige sich verbinden, eben das thun zu wollen, was unstreitig Allen obliegt, und von Allen ungleich besser erreicht werden kann, beweiset hinlänglich, daß bey dem neuen Bunde andere Absichten verborgen sind, als die angegebnen. Da der Kaiser selbst sich zu einer neuen Verbindung mit allen Reichsständen, welche die Verfassung in Gefahr glauben, erboten hat, warum will man dieses Anerbieten nicht benutzen, und dadurch allem Mistrauen und aller Spaltung vorkommen? warum zieht man einen Bund vor, der offenbar gegen das Reichsoberhaupt selbst gerich-

tet

tet iſt, wenn gleich man dieſes mit klaren Worten nicht auszudrücken wagt? Haben einige Handlungen des Kaiſers wirklich Beſorgniſſe erregt, und können ſeine über dieſelben gegebnen Erklärungen nicht beruhigen, warum äußert man ſich deshalb nicht mit Offenheit gegen ihn ſelbſt, oder bringt die Gründe der Beſorgniſſe an den Reichstag, damit alle Stände ihrem Oberhaupte Vorſtellungen thun, die ohne Zweifel mehr wirken würden, als der Verein Einzelner, welcher ſeine wahren Abſichten unter allgemeinen Ausdrücken verbirgt? Und was iſt denn, fragte man weiter, wirklich geſchehen, was ſo große Beſorgniſſe erregen und neue Vorſorgen und Verbindungen nöthig machen könnte? Oeſterreich hat dem pfälziſchen Hauſe einen freiwilligen Tauſch angetragen, den es für beide Theile vortheilhaft hielt; das Haupt dieſes Hauſes hat denſelben angenommen, aber ein Glied deſſelben war anderer Meinung, und hat den Tauſch ausgeſchlagen. Sofort hat Oeſterreich ſeinen Antrag fallen laſſen und öffentlich erklärt, nicht weiter daran zu denken. Wo liegt in dieſer Handlung etwas Unrechtliches, etwas Gewaltſames, etwas die Freiheit und Rechte Aller Bedrohendes? Ein Tauſch iſt eine Handlung, die vom freien Uebereinkommen zweier Theile abhängt; ſo wie Niemand zu einem ſolchen gezwungen werden darf, ſo darf

auch Niemandem gewehrt werden, dem Andern einen Tausch anzubieten. Findet dieser Andere denselben für sich zuträglich, so kann derselbe Statt haben; wenn er dies nicht findet, so ist von demselben nicht weiter die Rede. Dies ist ein natürliches Recht aller Menschen und aller Staaten; wie können einige Reichsstände sich herausnehmen wollen, diesen oder jenen Mitstand dieses natürlichen Rechts zu berauben? Wenn ältere Verträge festgesezt haben, daß die bayerschen Lande unzertrennt bey dem pfälzischen Hause bleiben sollen, so kann, nach gesunder Vernunft, dieses nicht anders als dahin verstanden werden, es soll keine Zertheilung oder Umtausch wider den Willen einiger Glieder dieses Hauses Statt finden. Sind aber alle Glieder desselben darin eins, daß eine solche Zertheilung oder Umtausch nach den jezt vorhandenen Umständen ihnen zuträglich sey, wenn gleich er es ehemals nicht gewesen, finden sie deshalb nöthig, alte Verträge abzuändern, so kann kein Dritter sie hindern, dieses zu thun. Die Verträge sind von den Vorfahren zum Besten ihrer Nachkommen geschlossen, nicht um diese auf ewige Zeiten zu beschränken, dasjenige zu thun, was zu ihrem Besten gereicht; aber worin dieses Beste unter den gegenwärtigen Verhältnissen bestehe, darüber vermag Niemand, als sie selbst, Richter zu seyn. Auch

wenn

wenn Kaiser und Reich, wenn fremde Mächte solche Verträge unter Reichsständen gewährt haben, ist hierdurch nur demjenigen, dem man gewaltsam etwas entreißen will, was ihm nach diesen Verträgen zusteht, Schutz zugesichert, aber keinesweges ist allen Interessenten dadurch gewehrt, Abänderungen oder neue Verträge zu machen, wenn sie dieselben ihrem Vortheil nach veränderten Umständen gemäß finden.

So scheinbar auch diese Vorstellungen waren, so sahe doch jeder Unpartheiische, daß die wirklich jezt vorhandene Lage der Sache ganz eine andere, als die bey jenen vorausgesezte, war, und daß allgemeine an sich richtige Sätze auf das, was geschehen war, nicht angewendet werden konnten. Der jezt dem Herzoge von Zweybrücken angetragene Tausch war wahrlich nicht ein freiwilliger zu nennen, da ihm die Drohung beigefügt worden, er werde Statt finden, der Herzog möge sich erklären, wie er wolle. Auch Kurfürst Karl Theodors Einwilligung (welche doch nur Oesterreich behauptete, er selbst aber läugnete) konnte eben so wenig als freiwillig angesehen werden, wie die im Jahr 1778 ihm abgedrungene Abtretung eines Theils von Bayern. Der Wiener Hof, wenn ihm nicht Einhalt geschahe,

würde immer schon Mittel finden, um schwächere Reichsstände zu sogenannten freiwilligen Verträgen zu nöthigen, ohne daß die deshalb angewandte Gewalt genau nachgewiesen werden könnte; nicht immer würden seine Anträge gerade einem Herzog Karl geschehen, der Muth genug hätte, die Art, wie sie gemacht worden, zu öffentlicher Kunde zu bringen, und der Gefahr sich auszusetzen, welche die Ablehnung für ihn haben konnte. Daß einzelne Reichsstände sich von Neuem zu dem verbanden, was schon ohnehin ihre Pflicht war, und was dem ganzen Reichsverbande oblag, war allerdings eine Folge und ein starker Beweis der Unvollkommenheit unsrer so gebrechlichen Verfassung. Denn hatte diese schon in sich selbst die Kraft, und alle nöthigen Mittel, um eine Ueberwältigung des Schwächern von dem Stärkern zu hindern, so war ein dagegen von Einzelnen geschlossener Verein allerdings sehr unnöthig. Aber da dieses keinesweges der Fall war, so sind, von den ältesten Zeiten her [72]), so oft Gefahr nahe geglaubt worden, Vereine dieser Art sowohl unter den

72) Ein Verzeichniß solcher Bündnisse, das schon im 10ten Jahrhundert anhebt und bis zum westphälischen Frieden reicht, siehe in Pfeffinger ad Vitriarium Tom. III. pag. 400.

den Reichsständen selbst, als auch mit fremden Mächten, üblich und völlig erlaubt gewesen, und der westphälische Friede [73]) hat das Recht zu solchen Bündnissen nur mit dem sich von selbst verstehenden Vorbehalt, daß sie nicht gegen Kaiser und Reich gerichtet seyn dürfen, den Reichsständen ausdrücklich bekräftiget, und leztere haben dieses Bündniß-Recht von jeher als ihr köstlichstes Kleinod betrachtet. Freilich ist dieses Recht der Theorie eines wohleingerichteten conföderirten Staaten-Systems nicht angemessen, freilich ist es großen Misbrauchs fähig, und kann dem Ganzen großen Nachtheil bringen. Aber unser deutsches Staatensystem war nun einmal kein wohleingerichtetes, und der mögliche Misbrauch konnte die Glieder des Reichs nicht abhalten, sich eines gesezmäßigen Rechts zu bedienen, wenn der Fall der Noth, für den es ihnen gegeben war, da zu seyn schiene, und daß dieser Fall jezt wirklich vorhanden sey, daß durch den neuen Verein nichts Gesezwidriges bezielt werde, bewiesen die Verbündeten dadurch, daß sie ihren Bund öffentlich vorzulegen und jeden Reichsstand zu demselben zuzulassen sich erboten. In der That zweifelte auch eigentlich Niemand hieran. Jeder, der den Gang der Dinge nicht blos nach der

73) J. P. O. Art. VIII.

Theorie des Staats-Rechts, sondern nach der Wirklichkeit kannte, sahe ein, daß unter den Umständen der Gegenwart gewöhnliche Mittel nicht aushelfen konnten. Eine vom Wiener Hofe begangene oder bezielte Ungerechtigkeit nur an den Reichstag zu bringen, war keine so leichte Sache. In den meisten Fällen wurde der Unterdrückte durch Drohungen abgeschreckt, wovon noch neuerlich in der Passauer Sache ein auffallendes Beispiel gesehen worden. Wenn aber auch wirklich eine Klage dieser Art angebracht war, so wurde es dem kaiserlichen Einfluß nicht schwer zu bewirken, daß es darüber zu keinen Berathungen kam, oder diese doch zu keinem Resultat führten, auch den Unterdrücker in seinen Unternehmungen nicht aufhielten. Dagegen konnte ein Verein mehrerer patriotischer Stände, dessen Schritte mit weiser Mäßigung geleitet wurden, wirklich Nachtheile abwenden; war auch immer seine Nothwendigkeit in Unvollkommenheit der Verfassung gegründet, so konnte doch gegen seine rechtmäßige Anwendung, unter den vorhandenen Umständen, nichts gesagt werden.

Von noch mehr Bedeutung schien es zu seyn, wenn die Gegner bemerklich machten, der König von Preußen zeige nur deshalb so viel Theilnahme

an

an der Erhaltung des deutſchen Reichs, weil er für ſich ſelbſt die Vergrößerung Oeſterreichs auf jenes Koſten fürchtete. Nur zu eigenem Schutze, ſagte man, ſucht er die Reichsſtände an ſich anzuſchließen, aber wenn die Umſtände einmal eine andere Convenienz hervorbringen ſollten, wird er ohne Bedenken ſie aufopfern, und ſehr zu beſorgen iſt, daß die deutſchen Fürſten, die ſich ſo feſt mit Preußen verbinden, in deſſen eigene Fehden zu ihrem Schaden verflochten, und, wenn einſt die beiden großen Mächte ſich verſöhnen, dem Intereſſe derſelben geopfert werden. Nicht zu verkennen war es allerdings, daß Friedrich zur Vertheidigung des deutſchen Reichs um deshalb ſich verpflichtete, weil er deſſen Erhaltung dem Intereſſe ſeines eigenen Staats angemeſſen hielt, weil er allerdings für dieſen und für ſein eigenes Haus große Gefahr beſorgen mußte, wenn es dem Kaiſer gelingen ſollte, ſich zum Herrn von einem Theile Deutſchlands zu machen. Aber iſt dieſes eine Geſinnung, welche Tadel verdienen kann? Beweiſt ſie nicht vielmehr eine natürliche, eine auf richtiger Beurtheilung ſeiner Verhältniſſe beruhende, lobenswerthe, Zutrauen einflößende Politik? Wer dieſes verkennt, hat in der That keine Begriffe von den Verhältniſſen unter Staaten, welche immer nur auf wohlverſtandenem eigenen In-

teresse beruhen müssen. Wollte eine Regierung sich je verbindlich machen, einen fremden Staat, der mit ihr in gar keiner Berührung stände, dessen Bestand oder Nichtbestand ihr völlig gleichgültig wäre, mit allen ihren Kräften, d. h. mit dem Leben und Gut ihrer Unterthanen zu vertheidigen, so würde sie offenbar unweise und ungerecht handeln, und eine solche Verpflichtung würde, weil sie unnatürlich wäre, nie zur wirklichen Erfüllung kommen. Nur Gleichheit des Interesse, nur gegenseitig zu erwartender Vortheil, oder abzuwendender Nachtheil kann dauerhafte Verbindungen hervorbringen. Eben deshalb also, weil Preußen für sich selbst fürchten mußte, wenn Deutschland unterjocht würde, konnte lezteres von ersterem redliche Hülfe erwarten. Wahrscheinlich war es zur Zeit, wo der Fürstenbund geschlossen wurde, nicht, daß je preußisches und deutsches Interesse sich einander widersprechen würden. Sollte dieses je in irgend einer fernen Zukunft anders werden, so ist es kein Vorwurf für eine politische Maaßregel, daß sie nur für die wirklich vorhandenen und wahrscheinlich noch lange bestehenden Verhältnisse, nicht aber für solche berechnet ist, die vielleicht einmal als möglich gedacht werden können. Der Mensch baut nichts, was von ewiger Dauer wäre, auch

ewige

ewige Bündniſſe vermag er, deſſen Dauer ſo vergänglich iſt, nicht zu ſtiften. Mit vollem Recht konnten alſo die deutſchen Fürſten Friedrich trauen, eben darum, weil preußiſches und deutſches Intereſſe daſſelbe war. Der Verfaſſer dieſer Geſchichte hat dieſes nach ſeiner innigſten Ueberzeugung ſchon vor dreißig Jahren bemerklich gemacht [74]). Furchtbar und unwiderſprechlich haben die Ereigniſſe der folgenden Zeit die Wahrheit hievon beſtätiget; ſie haben ſogar bewieſen, daß, wenn Deutſchland in Gefahr iſt, Preußen ohnfehlbar ſich eigener Gefahr ausſetzen würde, wenn es ihm zu Hülfe zu eilen auch nur zaudern und unentſchloſſen zwiſchen den Entſchlüſſen, die es zu faſſen habe, ſchwanken wollte!

Ohne Zweifel waren es Betrachtungen dieſer Art, welche bewirkten, daß alle mannigfachen Verſuche, die deutſchen Fürſten vom Beitritt abzuhalten, alle Misdeutungen der Abſichten Friedrichs ohne Wirkung blieben. Der Berliner Hof hatte die harten Anfälle, welche in den öffentlich bekannt gewordenen Circular-Schreiben des Fürſten Kaunitz,

74) In der Schrift über den deutſchen Fürſtenbund, welche in der Beilage L. wieder abgedruckt iſt.

niß, und in den ihnen gemäß abgegebnen Erklärungen der kaiſerlichen Geſandten im Reich enthalten waren, ſo lange der Fürſtenbund noch unterhandelt wurde, ohne alle Erwiederung gelaſſen. Nur erſt nachdem derſelbe wirklich abgeſchloſſen worden, erſchien eine Erklärung der Urſachen, welche Se. Königl. Majeſtät von Preußen bewogen haben, ihren hohen Mitſtänden des deutſchen Reichs eine Aſſociation zur Erhaltung des Reichsſyſtems anzutragen. Dieſelbe war für Deutſchland beſtimmt; an den europäiſchen Höfen wurde eine kürzer gefaßte Deklaration in franzöſiſcher Sprache übergeben. Von beiden war Herzberg Verfaſſer [75]). In denſelben wurde offen eingeſtanden, daß die Verſuche des Wiener Hofes gegen den klaren Inhalt des Teſchner Friedens, Bayern durch Tauſch zu erwerben, gerechte Beſorgniſſe erregt, und den König bewogen haben, ſeinen Mitſtänden einen Verein gegen alle gewaltſamen Unternehmungen zum Nachtheil der Freiheit des Reichs, der Rechte und Beſitzun-

1785 Aug.

75) S. dieſelben in Herzbergs Recueil Vol. II. Alle von beiden Seiten gewechſelten und von uns angeführten Staatsſchriften aber findet man in Reuß deutſcher Staats-Kanzley, Ulm 1786. 12ter Th.

sitzungen einzelner Glieder desselben vorzuschlagen, und einen solchen mit den Kurfürsten von Sachsen und Hannover wirklich abzuschließen. Obgleich auf die Weigerung des Herzogs von Zweybrücken der kaiserliche Hof dem Tausch entsagt, so müsse doch der von ihm gemachte Unterschied zwischen gewaltsamen und sogenannten freiwilligen Tausch, und der ausdrückliche Vorbehalt des leztern noch immer die erregten Besorgnisse unterhalten. Der Verein deutscher Fürsten bleibe deshalb nothwendig, und dies um so mehr, da der Wiener Hof sich mit Erbitterung gegen den ihm bekannt gewordenen Entwurf desselben erklärt, und sich bemüht habe, den preußischen Hof überall im Reiche verhaßt zu machen, und ihm in einem höchst unschicklichen Tone Dinge vorzuwerfen, an die er nicht gedacht habe. Der König und das deutsche Reich können einen Tausch von Bayern nie zugeben, auch wenn er angeblich freiwillig geschehe, weil es für ganz Deutschlands Erhaltung höchst wichtig sey, daß ein so wohlgelegenes bedeutendes Land nicht dem Hause, das dasselbe seit Jahrhunderten besessen, entrissen und mit der schon so mächtigen österreichischen Monarchie vereint werde. Noch wurde bemerklich gemacht, so wie das pfälzische Haus durch den Teschner Frieden, welcher seine Hausverträge garantirt habe, gebun-

gebunden ſey, Bayern unzertheilt zu behalten, ſo dürften auch, nach dem Barriere-Traktat, die Niederlande nie an einen Prinzen außer dem öſterreichiſchen Hauſe veräußert werden [76]), und es ſtänden alſo dem vorgehabten Tauſche an beiden Seiten die bündigſten zwiſchen den größten Mächten von Europa geſchloſſenen Traktaten entgegen. Es ſey übrigens der neue Bund durchaus gegen Niemand, am wenigſten gegen das Reichs-Oberhaupt gerichtet, und es könne alſo auch Niemand, der keine böſe Abſichten gegen das deutſche Reich oder deſſen einzelne Glieder habe, durch denſelben beunruhiget oder beleidiget werden. In dem Bewußtſeyn, daß der Bund unſchuldig und conſtitutionsmäßig, nüzlich und nothwendig ſey, erbiete ſich der König mit ſeinen Verbündeten, jedem Mitſtande, der es wünſche, denſelben vorzulegen und ihn darin aufzunehmen.

1785 Sept. Der Wiener Hof ſezte dieſer Erklärung eine Prüfung der Urſachen einer Aſſociation zur Erhaltung des Reichsſyſtems, welche von Sr. Königl. Majeſtät von Preuſſen vorgelegt ſind, entgegen. Der Verfaſſer

76) S. Bd. 2. S. 169.

ſer war Herr von Spielmann 77), Hofrath bey der Staats-Kanzley, welcher durch dieſe Schrift zuerſt rühmlich bekannt wurde, und in der Folge einen bedeutenden Einfluß in alle großen Geſchäfte ſeines Hofes gehabt hat. Dieſe Schrift unterſchied ſich ſehr zu ihrem Vortheil von allen, die bisher in dieſer Sache von Wien ausgegangen waren. Mit Mäßigung und in gedrungener Kürze, ohne leidenſchaftliche Angriffe und Beſchuldigungen des Gegners, ſucht dieſelbe zu beweiſen, daß die Urſachen zu einem neuen Bunde für die Erhaltung des Reichs-Syſtems nicht vorhanden ſeyen, weil der Antrag zu einem freiwilligen Tauſche von Bayern keine Vergrößerung von Oeſterreich bezielt habe, ſondern nichts, als die Ausübung eines Rechts ſey, das keinem Stande des Reichs ſtreitig gemacht werden könne. Daß dem pfälziſchen Hauſe frey ſtehe, Bayern zu vertauſchen, wurde behauptet, weil durch den 18ten Artikel des vom Reiche ratificirten Badener Friedens von 1714 ein ſolcher Tauſch ausdrücklich freigelaſſen ſey, auch Hausverträge nicht gegen

77) Anton von Spielmann, war geboren zu Wien 1738, ein durch große Kenntniſſe, unermüdete Thätigkeit und biedern Charakter ausgezeichneter Staatsmann. Im J. 1793 wurde er K. K. Geheime Rath, iſt 1813 geſtorben.

gegen den freien Willen aller Glieder eines Hauſes dieſelben binden könnten, welches der Berliner Hof ſelbſt behauptet habe, wie im Jahr 1778 die Rede davon geweſen, die fränkiſchen Markgrafthümer gegen die Vorſchrift älterer Verträge mit den Landen der brandenburgiſchen Kurlinie zu verbinden. Der Einwurf, daß nach dem Barriere-Traktat dem Erzhauſe nicht freiſtehe, die Niederlande an einen nicht öſterreichiſchen Prinzen abzutreten, wurde dadurch beantwortet, daß der König von Preußen von den Seemächten, welche jenen Traktat abgeſchloſſen, nicht bevollmächtiget ſey, über deſſen Beobachtung zu wachen; übrigens habe der Barriere-Traktat, weil er von dem andern Theile nicht erfüllet worden, auch für Oeſterreich keine Verbindlichkeit mehr. Daß der bayerſche Tauſch-Antrag dem Herzoge von Zweybrücken auf bedrohende Art gemacht worden, wurde geläugnet, weil Graf Romanzow dazu nicht angewieſen ſey, und ſich nicht denken laſſe, ein Miniſter von Einſicht werde ſeinen Auftrag auf eine Weiſe ausrichten, die deſſen Zwecke geradezu widerſpreche. Noch wurde, was allerdings auffallend war, in dieſer Staatsſchrift ausdrücklich bemerkt, da alle bisherigen Beweiſe gegen die Zuläſſigkeit eines Tauſches von Bayern ungegründet wären; ſo würde freilich der kaiſerliche Hof

wol

wol niemals dem Vorhaben entſagen, Bayern über kurz oder lang auf eine oder andere Weiſe zu erhalten.

Doch der geſchickte Vortrag der Spielmannſchen Schrift konnte die innere Schwäche der Sache, welche ſie vertheidigte, nicht bedecken, und aller günſtige Eindruck, den ſie hätte machen können, wurde ganz verlöſcht durch die in Berlin erſchienene Beantwortung der Wiener Prüfung. 1785 Nov. Sie iſt gleichfalls aus Herzbergs Feder. In derſelben werden alle bey dem bayerſchen Tauſch-Antrage vorkommenden hiſtoriſchen und rechtlichen Umſtände ſo vollſtändig und gründlich entwickelt, daß über das Gefährdevolle deſſelben bey dem Partheiloſen kein Zweifel mehr bleiben konnte. Deutlich wird bewieſen, daß der geſchloſſene Bund durchaus rechtlich, verfaſſungsmäßig und nothwendig ſey, auch daß er Niemand beleidigen könne, der nicht böſe Abſichten gegen das Reich habe. Uebrigens wurde zugegeben, daß nunmehro alle Beſorgniß aufhören müſſe, da der kaiſerliche Hof jedem gewaltſamen Tauſche von Bayern entſagt, das pfälziſche Haus aber einen freiwilligen nie einzehen wolle. Die aufgeworfene Frage, ob das geſammte pfälziſche Haus ſeine nicht nur ihm, ſondern für ganz Deutſchland wichtigen von ſo vielen Mächten ga-

rantirten Verträge, ohne dieser Mächte Beistimmung, aufheben und Bayern vertauschen könne? sey nicht würdig, die Höfe weiter zu beschäftigen; da der Gegenstand dieser Frage nicht vorhanden sey, könne man deshalb Jedem seine Meinung lassen.

Diese wirklich vortrefliche und die Sache erschöpfende Staatsschrift war die lezte, welche in dieser Sache erschienen ist. Man fand in Wien nicht rathsam, derselben noch etwas Weiteres entgegen zu setzen. Dagegen wurde versucht, durch mehrere Privatschriften die Meinung des Publikums irre zu führen, gegen die Absichten des preußischen Hofes Mistrauen zu erregen und den geschlossenen Bund äußerst gehässig darzustellen. Das vorzüglichste Aufsehen machte eine Schrift: über die Königl. Preußische Association zu Erhaltung des Reichssystems, von Otto von Gemmingen, Reichsfreiherrn, welche unter der Angabe Deutschland, zu Wien sofort
1785 Jul. nach dessen Abschluß erschien. Der Verfasser war ein junger Mann von Talent, der durch verschiedene Versuche in der schönen Litteratur sich rühmlich ausgezeichnet hatte [78]). Die Schrift war mit Feuer und

78) Der deutsche Hausvater, ein Schauspiel 1782, hatte vorzüglich Beifall erhalten.

und in einem Styl geſchrieben, der ſich von dem damals in Oeſterreich gewöhnlichen vortheilhaft unterſchied. Der preußiſche Hof wurde bitter angeklagt, der geſtiftete Bund den verderblichſten Abſichten beigemeſſen, die politiſche Weisheit Friedrichs wurde hoch geprieſen, um den deutſchen Ständen die Furcht einzuflößen, es ſey von demſelben das Aergſte zu beſorgen. Die Kühnheit, mit der dieſe Schrift ſich ausdrückte, ſchien hier und da die Gemüther einzunehmen, wenn gleich Kennern, deren Zahl aber immer die kleinere iſt, nicht entging, daß nicht Ueberzeugung von der Wahrheit ſeiner Behauptungen den Verfaſſer begeiſtere und ein deklamatoriſcher Styl nicht die mangelnde Kenntniß der Geſchichte und des Staatsrechts erſetzen konnte. Bisher war in Berlin, außer den Schriften des Hofes, nichts öffentlich erſchienen; aber jezt fand der König nöthig, daß dem Eindrucke der Gemmingſchen Schrift etwas entgegengeſezt werde. Er befahl, daß dieſes auch in einer Privatſchrift durch einen von dem Zuſammenhang des Geſchäfts wohl unterrichteten Mann geſchehe. Mit Anſtand und Mäßigung, doch mit Freimüthigkeit und Nachdruck, ſollte der Trug der entſtellten Wahrheit enthüllt, das Gefährdevolle der Unternehmungen Oeſterreichs, die Geſetzlichkeit und Nothwendigkeit des

Bundes geschildert werden. Der Verfasser dieser Geschichte wurde mit solchem Auftrage beehrt. Er glaubte sich desselben am besten zu entledigen, wenn er, um die Gründe des Gegners in ihrer vollen Stärke darzustellen, die Gemmingsche Schrift vollständig wieder abdrucken ließ, und in darunter gesezten Anmerkungen den Ungrund ihrer Behauptungen bewies. So entstand die Schrift über den deutschen Fürstenbund, welche zu Ende dieses durch dessen Stiftung so merkwürdigen Jahrs 1785 Decbr. zu Berlin erschien 79). Dohm war von der Gerechtigkeit der Sache, welche er vertheidigte, und von ihrer hohen Wichtigkeit innigst durchdrungen; von der Wahrheit alles dessen, was er behauptete, überzeugt; vom Gange der Sache, von ihrem ersten Anfange an, vollkommen unterrichtet; er wußte, daß sein König durchaus keine anderen Absichten hatte, als die angegeben wurden; er durfte nichts entstellen, nichts übertreiben, nichts zurückhalten noch be-

79) Diese Schrift gehört, wegen der Wirkung, die sie hervorgebracht, ganz eigentlich in diese Geschichte, und ist deshalb in der Beilage L. vollständig bis auf einige berichtigte Kleinigkeiten der Schreibart abgedruckt. Sie wird den hier erzählten Begebenheiten noch mehr Licht geben, und, wie ich hoffe, an dieser Stelle nicht ohne einiges Interesse auch jezt noch gelesen werden.

beſchönigen. So konnte er Ueberzeugung, die er ſelbſt hatte, auch andern mittheilen. Auch war er, durch den Gebrauch des königlichen Archivs und durch Herzbergs große Kenntniſſe und einſichtsvollen Rath unterſtüzt [80]), im Stande, über manche hiſtoriſche Punkte Erläuterungen zu geben, die das Publikum intereſſiren konnten. — Noch jezt denkt der Verfaſſer mit Vergnügen an dieſe Arbeit zurück, bey welcher Erfüllung der Pflicht und innigſte Ueberzeu-

80) Dankbar erkennt der Verf. dieſes noch jezt. Da er ſelbſt die von dieſem großen Staatsmann erhaltene Unterſtüzung immer gerühmt hatte, ſo entſtand bald nach Erſcheinung ſeiner Schrift das Gerücht, Herzberg ſey deren Verfaſſer und Dohm habe zu ſelbiger nur den Namen hergegeben. Dieſes iſt durchaus falſch. Die Geſchäfte, mit denen Herzberg ſich ſelbſt immer bis zum höchſten Uebermaaß zu beladen pflegte, ließen ihm nicht einmal Zeit, die Schrift im Zuſammenhang vor dem Druck zu leſen, wie es Dohm zu ſeiner Belehrung ſehr wünſchte; aber er las die einzelnen Bogen, ſo wie ſie aus der Preſſe kamen, mit großer Aufmerkſamkeit, und theilte dann dem Verfaſſer ſeine Bemerkungen mit, die dieſer zum großen Vortheil der Arbeit benuzte. Die wichtigſte Unterſtüzung beſtand darin, daß Herzberg, nach ſeiner genauen Kenntniß aller einzelnen Theile des königlichen Archivs, die Akten nachwies, in welchen über dieſe oder jene Punkte intereſſante Aufklärung zu finden ſey. So ſind z. B. die in den Anmerkungen 20, 24 und 26. gegebnen urkundlichen Erläuterungen entſtanden.

gung so ganz zusammentrafen, und welche mehr wie irgend eine, mit der er je beschäftigt gewesen, durch den glücklichsten Erfolg belohnt wurde. Sie erhielt den Beifall des großen Königs, der edelsten deutschen Fürsten und denkender Zeitgenossen.

Diese Schrift brachte in der That ganz die Wirkung hervor, die durch dieselbe bezielt war. Ueberall in Deutschland wurde sie mit Beistimmung gelesen, nicht nur an den Höfen, die dem Bunde beigetreten waren, sondern auch an denjenigen, welche bisher noch wankten und sich mehr auf die entgegengesezte Seite geneigt hatten, wurde man von der Nothwendigkeit des Bundes, von den gerechten und wohlmeinenden Absichten des preußischen Hofes überzeugt. Auch sogar in Wien machte die Schrift einen nicht ungünstigen Eindruck. Man ließ der Mäßigung, mit welcher die dem dortigen Hofe unangenehmen Wahrheiten vorgetragen, und die gehässigen Anklagen des preußischen abgewiesen waren, Gerechtigkeit widerfahren. Auch außer Deutschland wurde die Dohmsche Schrift durch eine gute französische Uebersetzung, die den königlichen Legations-Sekretair Renffner [81]) im Haag zum Ver-

81) Er wurde nachher als Geheimer Rath bey dem Departement

Verfaſſer hatte, bekannt und mit Beifall geleſen. Man hat dem Verfaſſer verſichert, daß ſeine Schrift beigetragen habe, der ruſſiſchen Kaiſerin ſelbſt eine günſtigere Idee von dem Fürſtenbunde und den Abſichten Friedrichs zu geben.

Weder Gemmingen noch ein anderer öſterreichiſcher Schriftſteller hat der Dohmſchen Schrift etwas entgegengeſezt [91]). Der Kaiſer ließ ſogar alles Schreiben über dieſen Gegenſtand ausdrücklich verbieten, und daß dieſes geſchehen ſey, dem Kö-

tement der auswärtigen Angelegenheiten in Berlin angeſtellt, und hat ſich als ein ſehr vorzüglicher Geſchäftsmann ausgezeichnet.

91) Nur Schlettwein, Profeſſor in Gießen, hat, wahrſcheinlich ohne dazu vom Wiener Hofe Veranlaſſung erhalten zu haben, eine Widerlegung bekannt gemacht. Wer dieſelbe in dieſes Gelehrten Staats-Kabinet 1ſten Bd. Leipzig 1787, noch jezt nachleſen will, wird, wie ich glaube, in der Ueberzeugung, daß der Fürſtenbund gerecht und in den damaligen Umſtänden nothwendig war, nicht erſchüttert werden. Gegen die Gemmingſche Schrift ſind außer der meinigen noch einige andere erſchienen, von denen bemerkt zu werden verdient: „über deutſches Staats-Intereſſe, „Länder-Tauſch und das Schutzbündniß „deutſcher Fürſten, von Röſſig, Prof. in „Leipzig. 1786.“

nig bekannt machen. Da man in Berlin ſich nur gegen ungeziemende Angriffe vertheidigt hatte, ſo war, ſo bald dieſe aufhörten, hier ein gleiches Verbot unnöthig.

Obgleich, ſowohl in der Gemmingſchen und andern Privatſchriften, als auch ſogar in der lezten Staatsſchrift des Wiener Hofes, deſſen Abſicht, Bayern noch einſt auf irgend eine Weiſe zu erwerben, ausdrücklich eingeſtanden war; ſo ſchien derſelbe doch für jezt den Gedanken daran ganz ernſtlich aufzugeben. Kurfürſt Karl Theodor wurde, wie man verſicherte, aller wegen des Tauſches eingegangener Verbindlichkeiten entbunden; er war ſchon nach Düſſeldorf gereiſt, um, wie man allgemein glaubte, ſich von dort nach Brüſſel zu begeben und in den Beſiz der Niederlande geſezt zu werden, zu eben der Zeit, da Bayern an Oeſterreich übergeben und von den Truppen dieſer Macht beſezt werden ſollte. Eine Begebenheit, von welcher der ſchwache Fürſt, welcher den ausbrechenden Unmuth ſeiner weggegebnen Unterthanen fürchtete, ſich möglichſt entfernen wollte; aber auf erhaltenen Wink kehrte er nach München zurück, und wurde mit jubelnder Freude von den biedern Bayern empfangen, nicht weil ſie Karl Theodor achten und lieben konnten, ſon-

ſondern, weil ſie in ihm einen Bürgen hatten, daß ſie vom alten Regenten-Stamm nicht würden abgeriſſen werden. So vereitelte Friedrich, ohne ſeine Lande einem neuen Kriege auszuſetzen, durch ſeine weiſe Staatskunſt und bewieſene edle Standhaftigkeit, einen mit ſo großer Kunſt angelegten Entwurf Oeſterreichs, den die zwey größten europäiſchen Mächte begünſtiget hatten. Friedrich entzweite ſich deshalb nicht mit dieſen Mächten, vielmehr ſtieg er in ihrer Achtung, ſo wie in der Zuneigung von ganz Deutſchland. Er erhielt zum zweiten Male dem pfälziſchen Hauſe, wider den Willen ſeines Haupts, ſein altes Erbland; er wurde der Stifter eines Bundes, welcher, wenn ſeine Glieder in dem Geiſte beharreten, in welchem ſie beigetreten waren, die Selbſtſtändigkeit und Freiheit des deutſchen Reichs auf lange Zeit ſichern konnten. So glorreich endete der König ſeine große Laufbahn.

Siebzehntes Kapitel.

Handels-Traktat zwischen Preußen und Nordamerika. Lezte Krankheit und Tod Königs Friedrich II.

Der deutsche Fürstenbund ist das lezte große Staatsgeschäft Friedrichs, das ihm allein angehört, weil es ganz aus seinem eigenen Nachdenken hervorgegangen und unter seiner Leitung ausgeführt worden ist. Einige Monate später hat er jedoch noch einen wichtigen Vertrag unterzeichnet, zu welchem den ersten Gedanken zwar Andere gehabt, dem aber vor allen europäischen Regenten herzlich beigestimmt zu haben, ein nicht geringer Ruhm des großen Königs ist.

Von dem Augenblick an, wo die nordamerikanischen Freistaaten in die Reihe unabhängiger Staaten eingetreten und in derselben durch die An-
1783 erkennung Englands gesichert waren, kündigten sie ihren Vorsaß an, die ausgebreitetsten Handelsverbin-

bindungen mit Europa unterhalten zu wollen; und damit ihr Verkehr ſo wenig als möglich durch Hinderniſſe unterbrochen werde, wünſchten ſie mit den verſchiedenen Mächten Traktaten zu ſchließen, durch welche den Grundſätzen der See-Neutralität möglichſt weite Ausdehnung gegeben, den unſeeligen Folgen unvermeidlicher Kriege die engſten Schranken geſezt würden. Der ehrwürdige Franklin und der weiſe Washington faßten zuerſt dieſen edlen menſchlichen Gedanken, und ſie hielten, wie ſie es bey dem Antrage ſelbſt ausdrücklich erklärten, Friedrich für denjenigen Regenten, der dazu gemacht ſey, hierin allen andern ein Beiſpiel zu geben, und dem ein ſolcher Vertrag mit größter Hoffnung der Beiſtimmung angetragen werden könne. Dieſe Beiſtimmung erfolgte ſogleich, und die Unterhandlung wurde im Haag zwiſchen dem preußiſchen Geſandten von Thulemeyer und den nordamerikaniſchen Bevollmächtigten, Franklin, Adams und Jefferſon betrieben. Dieſe vereinigten ſich bald über folgende Grundſätze:

1) Im Fall eine der beiden Mächte ſich im Kriege mit irgend einer dritten befindet, ſoll dadurch der freie Verkehr der Unterthanen der andern im Frieden bleibenden Macht auf keine Weiſe geſtört

ſtört werden. Auch das Eigenthum des Feindes iſt auf den Schiffen der leztern ſicher. Die Unterthanen derſelben dürfen der feindlichen Macht Alles zuführen, nur Contrebande ausgenommen; unter dieſer aber wird nichts Anderes als eigentliches Kriegsbedürfniß verſtanden. Auch dieſes darf von der kriegführenden Macht den Schiffen der neutralen nicht weggenommen, ſondern nur ſo lange, als ſie es ihrem Vortheil gemäß findet, in Beſchlag genommen werden, jedoch unter ausdrücklicher Bedingung einer billigen Entſchädigung des Eigenthümers für den Verluſt der Zeit. Es kann auch für den an dem Beſtimmungsorte geltenden Preis die Waare dem Eigenthümer, doch nur mit ſeinem Willen, abgekauft werden.

2) Sollte je zwiſchen den beiden contrahirenden Mächten ſelbſt ein Krieg ausbrechen, ſo wird feſtgeſezt, daß derſelbe allein zwiſchen den beiderſeitigen Heeren geführt werden ſoll. Alle friedlichen Unterthanen jeden Standes, welche nicht die Waffen tragen, ſollen durch den Krieg ſo wenig als möglich leiden, und nicht gehindert werden, ihre Gewerbe und Geſchäfte aller Art, wie im Frieden fortzuſezen. Ihr Eigenthum ſoll von der Macht, welche einen Theil des Gebiets der andern feind-

lich

lich beſezt hat, nicht angegriffen noch beſchädiget werden; ſogar zum Unterhalt der feindlichen Truppen kann von den Unterthanen der unterliegenden Macht nichts als gegen billige Vergütung geferdert werden. Beide Theile verpflichten ſich ausdrücklich, im Falle eines Krieges unter ihnen, nie Kaper gegen das Privateigenthum auszurüſten. Auch im Falle, daß eine der beiden Mächte Krieg mit einer dritten führte, wird die im Frieden bleibende Macht ihren Unterthanen ausdrücklich verbieten, Kaperbriefe gegen die Schiffe der andern contrahirenden jezt kriegenden Macht anzunehmen. Die Kriegsgefangenen ſollen menſchlich behandelt, ihnen geſunde, geräumige Wohnungen angewieſen, und ihnen dieſelbe Verpflegung und Sold gereicht werden, welche die Officiere und Soldaten des Staats, der die Gefangenen gemacht hat, erhalten.

Nach dieſen Grundſätzen wurde der Traktat [1]) wirklich abgeſchloſſen. Der lezte Friedrichs gab er das erſte Beiſpiel einer hohen Menſchlichkeit, deſſen 1785 d. 10ten Sept.

1) Siehe denſelben in Graf Herzbergs Recueil Vol. I. p. 460. und in v. Martens Recueil Tom. II. pag. 566.

ſen Gleichen vorher noch nicht geſehen war, und das, ſo viel uns bekannt, bis jezt von andern Staaten noch nicht einmal in ihren Verträgen, noch weniger durch ihr wirkliches Verhalten nachgeahmt iſt. In der neueſten Zeit ſind vielmehr die unvermeidlichen Uebel des Krieges mit einer Grauſamkeit, die nur von barbariſchen Völkern befürchtet werden ſollte, über alle Nothwendigkeit gehäuft und vergrößert worden.

Sehr mit Unrecht würde man das Verdienſt der von Friedrich und den Nordamerikanern getroffenen wohlthätigen Abrede durch die Bemerkung ſchwächen wollen, daß zwiſchen beiden von einander ſo entfernten Staaten ein Krieg nicht leicht entſtehen werde. Wenn gleich nicht wahrſcheinlich, iſt der Fall doch möglich, und nur, wo dieſes eintritt, wird am natürlichſten der Gedanke entſtehen, dem möglichen Uebel, wenn es je wirklich werden ſollte, im Voraus enge Schranken zu ſetzen. Dagegen iſt unter Staaten, deren Intereſſe ſo oft gegen einander ſtößt, daß der Friedenszuſtand zwiſchen ihnen faſt nur den Namen eines Waffenſtillſtandes verdient, Milderung der harten Rechte und Gebräuche des Krieges wol nicht zu hoffen, ſondern dieſe müſſen von ſolchen Völkern, welche nicht auch im Frieden

mit

mit fortdauernd feindlichen Geſinnungen einander anſehen, hierunter das erſte Beiſpiel erwarten. Auch war ja der Vertrag zwiſchen Preußen und Nordamerika keinesweges nur allein auf den Fall des Krieges zwiſchen den beiden contrahirenden Mächten ſelbſt, ſondern auch auf den öfter vorkommenden Fall gerichtet, wenn eine dieſer Mächte mit einer dritten in Krieg verwickelt, die andere in Frieden wäre. Wenn einſt, vielleicht erſt nach Jahrhunderten, die Sitten ſich mildern, und, wie wir es von den zwar langſamen, aber dennoch wirklichen Fortſchritten der Vernunft erwarten dürfen, es eine ernſtliche Angelegenheit der Völker und ihrer Regenten ſeyn wird, die Gräuel der Kriege, wenn ſie ganz zu vermeiden auch unmöglich gehalten werden ſollte, doch wenigſtens in möglichſt enge Schranken einzuſchließen; — — dann wird die, vielleicht noch ferne, Nachwelt dankbar ſich erinnern, daß Franklin, Washington und Friedrich zuerſt an ſolche Schranken gedacht, und ſich das Wort gegeben haben, dieſelben von ihren Völkern nicht überſchreiten zu laſſen!

Erheitert durch die ſchöne Hoffnung, welche die lezte öffentliche Handlung Friedrichs in uns belebt, wenden wir uns jezt zu dem Bericht von der Krankheit,

heit, die seinem Leben ein Ende gemacht hat [2]), und von der er befallen wurde, noch ehe er den Traktat mit Nordamerika ratificirt hatte.

In der Kindheit war Friedrich körperlich schwach und öftern Kränklichkeiten unterworfen, die auch während der Jugendzeit noch fortdauerten. Die Ausschweifungen, zu welchen er schon vom sechszehnten Jahre an verleitet wurde, trugen noch mehr bey, seine Gesundheit zu untergraben; auch das nächtliche Studieren, und die absichtliche Entziehung des Schlafs

2) Wir folgen in Beschreibung dieser Krankheit dem Memoire historique sur la derniere année de la vie de Frederic II. par le Comte de Herzberg 1787. und der kleinen Schrift: Friedrich II von Schöning, Berlin 1808, vorzüglich aber den Berichten der Aerzte, welche den König behandelt haben: 1) Krankheits-Geschichte Friedrichs des II. von Seile, Berlin 1786. 2) Ueber Friedrich den Großen und meine Unterredung mit ihm kurz vor seinem Tode, von dem Ritter von Zimmermann, Leipzig 1788. Einzelne Züge sind aus Erzählungen von Männern genommen, die um den kranken König waren, und besonders aus den Briefen, die mir von Herzberg während der lezten Wochen vor Friedrichs Tode aus Sanssouci erhalten haben.

Schlafs 1) haben ohne Zweifel hierzu mitgewirkt. Friedrich glaubte als Jüngling immer nicht, daß er ein hohes Alter erreichen werde, und dies war auch die Meinung Aller, die ihn umgaben. So behauptete der Minister von Grumbkow gegen seine Vertrauten, es sey durchaus nicht wahrscheinlich, daß Friedrich seinen Vater überleben und je den Thron besteigen werde, und in dieser Voraussetzung wurden schon wirklich Entwürfe auf den Fall seines frühen Todes gemacht. Besonders äußerten sich bald nach dem Regierungsantritt, d. i. nach Friedrichs 28stem Lebensjahre, bey dem Könige öftere Anfälle von Gicht und Hämorrhoiden, seine Ausdünstung wurde durch die geringste Veranlassung unterdrückt, und die Verdauungs-Werkzeuge waren schwach. Hierdurch entstanden öftere Beschwerden, doch stellte ihn

1) Der König hat selbst erzählt: er habe während seines ersten Feldzugs am Rhein, also in seinem 22sten Lebensjahre, sich mit einigen jungen Leuten verbunden, ununterbrochen zu wachen, um dadurch binnen einer Woche so viel zu leben, als ein Anderer binnen zweyen; vier Tage hindurch habe er, mit Hülfe des Gebrauchs von sehr starkem Kaffee, den Vorsatz wirklich ausgeführt; aber dann habe die Natur ihre Rechte verlangt. Da sein Blut sehr erhizt worden, und er drey Tage immer in Schlaf versunken sey, so habe er den Vorsatz wieder aufgeben müssen.

ihn der ungewöhnlich ſtarke Schweiß, den er hatte und gern unterhielt, meiſtens bald wieder her. Gerade wie er im Anfang ſeiner Regierung mit der Unternehmung auf Schleſien beſchäftiget war, wurde er von einem heftigen Fieber befallen, das die Aerzte nicht ſo geſchwind, wie er es wünſchte, vertreiben konnten. Er nahm alſo, nach ſeiner eigenen Einſicht, eine ſtarke Portion China (ein Arzneymittel, das damals noch nicht in ſo allgemeinem Gebrauch war, als es nachher geworden iſt), und wurde dadurch vom Fieber befreit; dieſes gab ihm den Muth, ſich öfter ſelbſt Arzeneyen zu verſchreiben. Er irrte ſich dann zuweilen in den Doſen, die er zu ſtark nahm, doch wurde der gemachte Fehler gewöhnlich von einem ſeiner Aerzte ohne ſein Wiſſen verbeſſert, dem der Apotheker die königlichen Recepte, ehe er ſie befolgte, zu zeigen pflegte. Im ſechs und dreißigſten Lebensjahre wurde der König von einem unvollkommenen Schlagfluſſe (Hemiplegia) befallen, der aber angewandten Mitteln bald wich, und von dem ſich nachher nie wieder eine Anwandlung gezeigt hat. Der ſiebenjährige Krieg fiel gerade in ſein kräftigſtes Mannsalter, in die Jahre vom 44ſten bis 51ſten. Bey den größten Anſtrengungen des Geiſtes ertrug er während deſſelben jede Entbehrung von Nahrung, Schlaf und gewohnter Bequemlichkeit;

er

er sezte sich jeder Witterung, Nachtwachen und körperlicher Bewegung bis zur höchsten Ermüdung aus. Doch ist er während dieses Krieges nie von einer bedeutenden Krankheit befallen worden; die Zufälle von Gicht und Podagra konnte er immer in der Ruhe der Winterquartiere abwarten, und nie wurde er durch einen derselben an irgend einer kriegerischen Unternehmung gehindert, oder dieselbe auszusezen genöthiget. Wenn aber gleich die stets belebende Beschäftigung des Geistes und die außerordentliche Thätigkeit den Körper erhielten und abhärteten, so blieben doch die nie aufhörenden peinlichen Sorgen nicht ohne nachtheiligen Einfluß auf den Gesundheits-Zustand. Er scheint dieses vorzüglich in den lezten beiden Jahren des Krieges selbst gefühlt zu haben; in seinen vertrauten Briefen gestand er damals, daß die Abnahme seiner Kräfte sehr merklich sey, und er kündigte denen, welche ihn seit der langen Abwesenheit von Berlin nicht gesehen hatten, zum Voraus an, man werde ihn nicht wieder erkennen. Doch hat er nach dem siebenjährigen Kriege noch drey und zwanzig Jahre gelebt, und während des größten Theils dieser Zeit einer guten Gesundheit genossen, auch keinen ernsthaften Krankheits-Anfall mehr gehabt. Erst in den lezten zehn Jahren seines Lebens stellten sich die gichtischen Zufälle öfterer und anhaltender ein, doch ge-

wöhnlich nur im Winter. Während derselben verließ er oft binnen mehreren Wochen das Zimmer nicht; dann pflegte das Gerücht seinen Zustand weit schlimmer und gefährlicher zu schildern, als er wirklich war; mehrmals wurde er sogar in Berlin und Potsdam dem Tode nahe geglaubt, und in größerer Ferne verbreitete sich das Gerücht, er sey wirklich gestorben. Weniger durch Arzeneyen, als durch vermehrte Ausdünstung und Enthaltsamkeit im Essen, die aber immer nur auf kurze Zeit beobachtet wurde, überwand er die Krankheits-Anfälle, und im Frühling war er gewöhnlich voll Kraft und Munterkeit wieder da. Seine militairischen Reisen stellte er, bis zum lezten Jahre, immer zu den bestimmten Zeiten an. Als er im 66sten Lebensjahre in den bayerschen Erbfolge-Krieg zog, war sein körperlicher Zustand besonders schwach, aber er kehrte mit gewonnener Stärke aus demselben zurück. Während der guten Jahrszeit machte sich der König täglich Bewegung, sowohl zu Pferde, als zu Fuß; sein Schlaf war ruhig und hinlänglich; gewöhnlich sieben bis acht Stunden; die Arbeit war ihm keine Anstrengung, sondern Lust. Die regelmäßige Ordnung, mit welcher er dieselbe betrieb, hatte nichts Peinliches, sondern machte sie ihm leicht. Die Unterhaltung mit geistvollen Männern, das wiederholte Lesen bewährt befun-

befundener Schriftsteller; eigene Ausarbeitungen, endlich Musik erheiterten ihn. Doch seit der Rückkehr aus dem bayerschen Kriege nahm er an den Concerten nicht selbst mehr Antheil, und stellte dieselben allmählig ganz ein, so wie etwas später auch das einsame Flötenspielen.

Diese regelmäßige Ordnung seines Lebens, der lebendige Antheil, den er an den Geschäften nahm, die rege Thätigkeit und die stets erhaltene Heiterkeit seines Geistes trugen ohnstreitig am meisten zu der guten Gesundheit bey, deren Friedrich bis zu seinem lezten Lebensjahr genossen hat. Sie hielten einem großen Fehler das Gegengewicht, dessen der König sich allerdings schuldig machte, und milderten dessen nachtheilige Einwirkung. Dieser Fehler war Unmäßigkeit im Essen, sowohl in Absicht der Menge, als noch mehr in der Auswahl sehr zusammengesezter, stark gewürzter und schwer verdaulicher Speisen. In den frühern Jahren ist übertriebene Eßlust bey dem Könige nicht bemerkt worden, und während seiner Feldzüge schien er sie gänzlich unterdrückt zu haben; aber in der spätern Zeit wurde die Unmäßigkeit sehr auffallend und nahm mit jedem Jahre des Alters zu. Er ließ sich an jedem Tage den Küchenzettel bringen, veränderte denselben oft eigenhändig, und die Zusäze waren meistens von

der verderblichsten Art. Oft konnte er die Zeit der Tafel kaum abwarten. Noch sechs Tage vor seinem Tode hatte er eine große Freude über erhaltene Seefische, und ordnete selbst deren Zubereitung an. Die Tafelzeit war seine angenehmste Erholung, weil er stets einen von jeder Sorge freien, heitern Geist zu derselben mitbrachte, und sich, wie seine Gäste, durch eine höchst mannichfaltige und freimüthige Unterhaltung aufheiterte. Die Gäste wurden täglich eingeladen, sieben bis zehn Personen, früher auch mehrere; in den leztern Zeiten aber nur selten über diese Zahl. In der frühern Periode wurde auch eine Abendtafel gehalten, welche oft bis über die Mitternachtsstunde währte; doch diese wurde schon seit dem siebenjährigen Kriege eingestellt, nur zuweilen ließ der König seine Gesellschafter in seinen Zimmern Abends speisen, ohne selbst Theil zu nehmen. Die Mittagstafel ging um 12 Uhr an, und dauerte anderthalb, zwey, auch wol drey bis vier Stunden, je nachdem der König Vergnügen fand, die Unterhaltung zu verlängern. Auch außer der Mahlzeit, vorzüglich des Vormittags, pflegte der König Obst, was er sehr liebte, und Zuckerwerk zu genießen. Im Trinken hat man nie eine Unmäßigkeit bey ihm bemerkt. Ueber die Folgen derjenigen, welche er im Essen beging, täuschte er sich selbst, und keine Vorstel-

ſtellungen der Aerzte halfen dagegen. Immer wußte er eine andere nächſte Urſache von einem Uebelbefinden anzugeben, als die wirkliche. Er hatte gute Kenntniſſe in der Arzneykunde, die er weniger durch Bücher (obgleich er gute populäre mediciniſche Schriften, z. B. die von Tiſſot, gern las), als durch Beobachtung ſeiner eigenen und Anderer Zufälle, ſo wie durch Geſpräche mit Aerzten und Perſonen, die auf ihren Körperzuſtand aufmerkſam waren, erworben hatte. Denn obgleich er eine ſehr ungünſtige Meinung von der Kunſt der Aerzte hatte, und über die Beſchränktheit derſelben oft ſpottete, ſo unterhielt er ſich doch gern mit denen, die im Ruf vorzüglicher Kenntniſſe und Geſchicklichkeit waren. Auch hatte er ſchon in der Jugend Gelegenheit gehabt, ſich anſchauliche Begriffe vom Gange der Krankheiten und der Wirkung der Arzeneyen zu erwerben, weil ſein Vater ihn anhielt, die militairiſchen Spitäler zu beſuchen, und ſich über die Beſchaffenheit der Krankheiten und deren Behandlung zu unterrichten. Er ſelbſt gebrauchte nicht oft Arzneyen, und nie andere als ſolche, von deren Zuſammenſetzung und Wirkung er ſich vorher unterrichtet hatte. Die ihm aus eigener Erfahrung bekannten zog er neu vorgeſchlagenen jedesmal vor, und wenn leztere nicht eine ſchnelle Wirkung hervorbrachten, verwarf er ſie.

Er hatte mehrere Aerzte und Chirurgen, die er abwechselnd über seine Gesundheit zu Rathe zog, aber nicht immer befolgte er ihre Vorschriften. In seinen lezten Jahren schien er besonders Vertrauen zu dem Leibarzt Doktor Selle 4) zu haben. Kurz
1786. Aug. vor seiner lezten Reise zu der schlesischen Revüe klagte er demselben seine Schwäche und sehr merkliche Abnahme der Kräfte, die er als Folge des Alters betrachtete. Er ermüdete sich sehr bey den Revüen dieser lezten Reise, und da ein heftiger kalter Regen einfiel, sezte er sich demselben sechs Stunden lang zu Pferde in gewöhnlicher Kleidung ohne alle weitere Bedeckung aus. Diese starke Erkältung hatte ein heftiges Fieber zur Folge, und der König zweifelte anfangs selbst, daß er den Musterungen des folgenden Tages werde beiwohnen können; indeß, da er sich zeitig zur Ruhe begab, fand er sich durch starken Schweiß und nach einem festen Schlaf Morgens sehr erleichtert. Er hielt nicht nur die Revüe ab, sondern trat noch an demselben Tage die Rückreise nach Potsdam an. Hier war sein Befinden in den ersten Wochen mehr als erträglich; aber plözlich wurde er Nachts von einem heftigen Stickfluß be-

4) Er hat sich durch mehrere theils medicinische, theils philosophische Schriften rühmlich bekannt gemacht; ist 1748 zu Stettin geboren, und 1800 gestorben.

befallen. Dieſer Zufall ward jedoch durch ſchnelle Hülfe glücklich gehoben. Unmittelbar folgte demſelben aber ein heftiges Podagra, welches den König hinderte, den Potsdammer Herbſt-Manoeuvres beizuwohnen; er gab jedoch die Diſpoſitionen zu demſelben im Zimmer. Von dieſer Zeit an zeigten ſich mannichfache Beſchwerden, innere Beängſtigungen, Unruhe und Schlafloſigkeit bey Nacht, häufiger, unwillkührlicher Schlaf bey Tage. Nach einiger Zeit äußerte ſich Waſſerſucht, ſowohl in der Bruſt, als dem Unterleibe und den äußern Theilen; doch konnte ſich Friedrich von deren Daſeyn nicht überzeugen. Da er es im Bette und in liegender Stellung nicht mehr auszuhalten vermogte, brachte er die lezten ſechs Monate ununterbrochen auf einem Lehnſeſſel ſitzend zu. Im Frühjahr fuhr er jedoch nach ſeinem gewöhnlichen Sommeraufenthalt Sansſouci, und zwey Monate nachher machte er zum lezten Male einige Spazierritte, die ihn aber zu ſehr ermatteten, um wiederholt zu werden. Wie Doktor Selle ihm nicht verhehlte, daß er die Krankheit für unheilbar und den Gebrauch neuer Mittel für unnüz oder gar ſchädlich halte, ließ Friedrich den hannöverſchen Leibarzt Zimmermann *) kom-

1785 19ten Sept.

1786 Febr.

1786 April Jun.

*) Er war ein Schweizer, zu Brugg im Kanton Bern den 8 Dec. 1728 geboren. Durch geiſtvolle Schriften, ſowohl über Ge-

gen-

1786 d. 24ten Jun. men, den er vor mehrern Jahren ſchon perſönlich kennen gelernt, und von deſſen Einſichten er eine ſehr günſtige Meinung hatte. Dieſer fand den Zuſtand gleichfalls unheilbar, gab indeß Mittel zu deſſen Erleichterung, die gute Wirkung thaten, obgleich der König dieſelben oft durch ſeine Diätfehler unterbrach. Zimmermann blieb ſiebzehn Tage in Potsdam, während welcher ſich Friedrich täglich zweimal, meiſtens ſehr heiter, theils über ſeinen Geſundheitszuſtand, theils über viele andere Dinge, mit ihm unterhielt. Er entließ ihn voll Freundlichkeit, aber ohne alle Hofnung, durch ihn oder irgend eine Hülfe der Kunſt wieder hergeſtellt werden zu können *). Doch

genſtände der Arzneykunde, als der populären Philoſophie erwarb er den Ruhm eines vorzüglichen Schriftſtellers; 1768 wurde er als königlicher Leibarzt nach Hannover berufen. Sein großer Ruf als ſehr geſchickter und glücklicher Arzt wurde auch Friedrich bekannt, und als er im J. 1771 nach Berlin kam, hatte der König eine Unterhaltung mit ihm, welche ihm deſſen Zutrauen gewann, und ohne Zweifel die Berufung während der lezten Krankheit veranlaßte. Zimmermann wurde von der ruſſiſchen Kaiſerin Katharina II zum Ritter des Wladimir-Orden ernannt, und dadurch auch in den Adelſtand erhoben. Er ſtarb den 7ten Oct. 1795. S. Mehreres von ihm in der Berl. M. Nr. 78, 79, 80.

6) Daß er durchaus keine ſolche Hofnung hatte, beweiſt ſein lezтes Schreiben an die verwittwete Herzogin von Braun-

Doch ließ er Selle wieder kommen, der ihm die Gefahr ſeines Zuſtandes immer deutlicher zu erkennen gab. Seine körperlichen Schmerzen waren ſehr groß, aber nur ſelten preßte ihm das Gefühl derſelben eine Aeußerung der Ungeduld aus; in der Regel war er ſtill heiter, und ſprach, außer mit den Aerzten, mit Niemand über ſeinen Zuſtand. Ganz in gewohnter Art und mit nie nachlaſſendem Eifer betrieb er ſeine Geſchäfte bis zwey Tage vor ſeinem Tode. Er ließ den Kabinets-Miniſter von Herzberg zu ſich kommen, dem er täglich mittheilte, was er an ſeine verſchiedenen Geſandten erließ, und mit dem er ſich über die Staatsangelegenheiten beſprach. Eben ſo berief er die Finanz-Miniſter von Werder und von Hoym (jener hatte das Departement der Kurmark, dieſer das

---

Braunſchweig, ſieben Tage vor ſeinem Tode geſchrieben. Zimmermann, der auf ſeiner Rückreiſe Braunſchweig berührte, hatte dieſer Fürſtin, die ſich bey ihm auf das Genaueſte nach dem Zuſtande des Königs erkundigte, noch einige Hofnung zur Herſtellung gemacht. Die darüber doch erfreute Schweſter ſchrieb es dem König, aber dieſer antwortete: „le medecin „d'Hannovre a voulu se faire valoir chez Vous, „ma bonne soeur, mais la verité est qu'il „m'a été inutile; les vieux doivent faire place „aux jeunes gens pour que chaque génération „trouve sa place."

das von Schlesien), und den geheimen Finanzrath Schütz, der mit besondern Geschäften in Pommern beauftragt war, nach einander auf einige Tage zu sich, hörte ihre Vorschläge und ertheilte ihnen umständliche Instruktionen über Unterstützung der Unterthanen, Urbarmachung bisher wüste liegender Landstriche, über Gemeinheitstheilungen, neu anzulegende Kolonien, Besserung des Schadens, den die Ueberschwemmungen einiger Ströme angerichtet, und andere Gegenstände der Art. Er hatte eben damals spanische Schafe kommen lassen, um sie in seinen Landen zu vertheilen, und durch dieselben die Schäfereyen zu veredeln. Da diese kurz vor seinem Tode die Gegend von Potsdam passirten, ließ er einige nach Sanssouci kommen, um sie zu sehen. An Allem, was auf Verbesserung der Landwirthschaft Bezug hatte, nahm er, bis zu den lezten Tagen, den lebhaftesten Antheil. Eben so leitete er von seinem Krankenstuhl die Zusammenziehung und Uebungen der Truppen, die regelmäßig zu den Zeiten Statt fanden, die er für dieselben in verschiedenen Provinzen bestimmt hatte. Ungern gab er es auf, der im May gewöhnlichen Heerschau bey Berlin persönlich beizuwohnen, und übertrug dem General von Möllendorf, bey denselben seine Stelle zu vertreten. Auch die in der Mitte des Augusts fallenden Uebun-

bungen der Truppen in Schlesien schrieb er mit groſ-
ſer Genauigkeit vor, und noch in eben dieſem lezten
Monat berief er den General von Anhalt, und
ertheilte ihm Aufträge über Errichtung von Freikorps
und Mobilmachung der Armee im Fall eines Krie-
ges. Die gleichförmige Aufmerkſamkeit, welche er
allen Arten von Geſchäften widmete, und welche
ſeine ganze Regierung ausgezeichnet hatte, dauerte
auch während dieſer lezten Periode fort. Jeden
Morgen diktirte er den Kabinetsräthen ſeine Ant-
worten und Beſchlüſſe über die eingegangenen Sachen,
und zwar, wie Herzberg, der viele derſelben geleſen,
verſichert, mit groſſer Klarheit und Beſtimmtheit.
Zur gewohnten Tageszeit wurden ihm die fertigen
Arbeiten zur Durchſicht und Unterſchrift vorgelegt,
und dieſes unterblieb keinen Tag, wie ſehr er auch
körperlich leiden mogte; nur die Stunde ſolcher Be-
ſchäftigung konnte durch heftige Anfälle verſchoben
werden. Zimmermann war einſt Zeuge, daß der
König nach einem heftigen Blutſturz und Convulſio-
nen in einen tiefen Schlummer gefallen war, und ſo
bald er aus demſelben erwachte, die ihm hingeleg-
ten Papiere vornahm. Man hat geſagt, ſeine lezte
Handlung als Regent ſey Unterzeichnung eines To-
desurtheils über einen wegen Brandſtiftung geſezmä-
ſig verurtheilten Verbrecher geweſen. Wenn der

Zu-

Zufall dieſes ſo gefügt hätte, ſo würden wir darin nichts bemerkenswerthes finden, und es iſt wahrlich groſſer Unverſtand geweſen, dieſes tadeln zu wollen, da es vielmehr Schwäche geweſen wäre, wenn der König aus Rückſicht auf ſeinen körperlichen Zuſtand die wohlthätige Vollziehung der Gerechtigkeit hätte aufhalten wollen. Die von Geſchäften und Krankheits-Anfällen freien Stunden widmete er einer heitern Unterhaltung mit dem Miniſter von Herzberg, dem General Grafen von Görtz, Oberſtallmeiſter Grafen von Schwerin, Marquis von Lucheſini und abwechſelnd einigen Andern. Abends ließ er ſich vorleſen, meiſtens aus klaſſiſchen Schriftſtellern; die Stücke, welche geleſen werden ſollten, wählte er ſelbſt aus. Dieſe Vorleſungen haben bis drey Wochen vor ſeinem Tode gedauert, wo der gar zu leidende Zuſtand, und beſonders der heftige Huſten, den König nöthigte, ſie einzuſtellen. Aber ſeine Geſchäfte beſorgte er bis zu ſeinen lezten Stunden.

17ten Jul. 1786.

Einige Anordnungen wegen ſeines Nachlaſſes hatte Friedrich nicht bis dahin verſchoben, daß ihm der Tod näher gerückt war. Bereits lange vorher, nämlich am 8ten Jenner 1769, alſo im 57ſten Lebensjahre, hatte er ein Teſtament entworfen und im geheimen Archiv verſiegelt niederlegen laſſen, deſſen Haupt-

Hauptinhalt folgender war: Er will, daß man seinen Leichnam weder öffne noch einbalsamire, und denselben an einem Orte begrabe, den er dazu auf der Terrasse von Sanssouci hatte einrichten lassen. Seinem Neffen und nächsten Thronerben hinterläßt er alle seine Lande, auch die von ihm erworbenen, auch alles und jedes Vermögen, namentlich den Schatz, der, sagt er, dem Staat gehört und keine andere Bestimmung hat, als die Völker zu vertheidigen und deren Lasten zu erleichtern. Sollte er Schulden hinterlassen, so sey sein Erbe verpflichtet, dieselben zu bezahlen. Der Königin, seiner Gemahlin, vermacht er außer einer anständigen Residenz und andern Vortheilen eine Vermehrung der bisherigen Appanage mit 10,000 Thaler jährlich *), wogegen, sagt er, die Königin sich verpflichtet habe, nach ihrem Tode den Thronfolger auch zu ihrem Erben einzusetzen. Der König erwartet von diesem, daß er seiner Wittwe alle die Achtung beweisen werde, die er ihr schuldig sey, und die ihre sich nie verleugnende Tugend verdiene. Sein Allodial-Vermögen, sagt er, sey nicht beträchtlich, weil er nie geizig

*) Vermuthlich fand er dieses deßhalb nöthig, um die Geschenke, welche er während seines Lebens der Königin von Zeit zu Zeit zu machen pflegte, auch nach seinem Tode ihr nicht mangeln zu lassen.

zig gewesen und nie die Staats-Einkünfte zu seinem besondern Nutzen und zu seinen persönlichen Ausgaben verwendet habe, welche in keinem Jahr über 220,000 Thaler betragen hätten. Ueber die Verwaltung des Staats-Vermögens, fügt er noch hinzu, habe er ein sehr ruhiges Gewissen und könne über dieselbe dem Publikum genaue Rechenschaft ablegen.

Auch sein Allodial-Vermögen hinterläßt er seinem Thronfolger mit der Bedingung, aus demselben gewisse Vermächtnisse an die Geschwister und andere benannte Verwandte des Königs abzuführen. Diese Vermächtnisse bestehen theils in baarem Gelde, theils in jährlichen Einkünften oder in edlen Steinen, Dosen und andern Kostbarkeiten, Wagen, Pferden und Ungrischem Wein. Mit aller Zuneigung, deren er fähig sey, sagt der König, empfehle er seinem Erben die braven Officiers, die unter seinen Befehlen den Krieg gemacht haben, und besonders diejenigen, die nahe um seine Person waren. Er verlangt ausdrücklich, daß keiner derselben verabschiedet werde; sein Nachfolger finde in diesen Officiers Männer, deren Einsicht, Tapferkeit und Treue bewährt sey. Allen Officiers vom Generalstabe, von der Garde du Corps und noch zwey andern Regimentern, vermacht er goldne Sieges-

Me-

Medaillen und jedem einzelnen Soldaten dieſer Regimenter 2 Thaler. Eben ſo empfiehlt er alle diejenigen, die in ſeinem Kabinet gearbeitet haben; ſie haben, ſagt der König, die Uebung der Geſchäfte und werden, beſonders im Anfang, meinen Nachfolger über manche Dinge unterrichten können, die auch den Miniſtern nicht bekannt ſind. Seinen Hausbedienten hinterläßt er Geſchenke an Gelde, und will, daß ſie ihren Gehalt unverkürzt ſo lange genießen, bis ſie auf andere ſchickliche Weiſe verſorgt ſeyn werden.

Er empfiehlt ſeinem Nachfolger Achtung für ſeine Oheime und andere Verwandte; er ſoll immer bedenken, daß der Vorzug der Erſtgeburt ein Werk des Zufalls und der König gar nicht beſſer ſey, als andere Menſchen. Seinen Verwandten empfiehlt er, daß ſie in Einigkeit leben und, wenn es nöthig iſt, ihren perſönlichen Vortheil dem Wohl des Staats immer aufopfern mögen.

Er ſchließt dieſe Verordnung mit den Worten: „Im Augenblick meines Todes werden alle meine „Wünſche auf das Wohl dieſes Reichs gerichtet ſeyn. „Möge es immer mit Gerechtigkeit, Weisheit und „Kraft regiert werden! Möge es der glücklichſte al„ler Staaten ſeyn, durch milde Geſetze, durch eine „billige Verwaltung der Finanzen! Möge es immer

„kapfer vertheidigt werden durch Krieger, welche die „Ehre über Alles lieben, und möge es blühend „fortdauern bis ans Ende der Zeiten!“

So viel wir wissen, hat der König diesem lezten Willen nie etwas zugesezt, noch darin verändert.

Obgleich Friedrich von der Unheilbarkeit seiner Krankheit überzeugt war, so hielt er doch seinen Tod noch keinesweges nahe. Er wußte, daß die Wassersucht, deren Daseyn er erst spät zugestand, eine langwierige Krankheit sey, und erwähnte einigemal, wie lange sein Vater an derselben gelitten habe. Die ihn zunächst umgaben, hielten sich nach mehrern seiner Aeußerungen überzeugt, daß er noch in der lezten Zeit gehofft habe, wenigstens noch Jahr und Tag zu leben. Noch am 14ten August sprach er umständlich über den 30jährigen Krieg und die Thaten Gustav Adolphs. Ueberhaupt bemerkte man während der Zeit der Krankheit bey ihm ein sehr gutes Gedächtniß, große Klarheit der Begriffe und ein sanftes Betragen. Nach einer unruhvollen Nacht schlummerte er am 15ten August Morgens, wider Gewohnheit, bis gegen elf Uhr, nahm aber alsdann sofort seine gewöhnlichen Geschäfte vor und diktirte Mehreres, zwar mit schwacher Stimme, aber doch mit großer Besonnenheit; er ordnete noch für den

den folgenden Tag Kriegs-Uebungen der Potsdammer Garnison an. Allein bald fiel er wieder in betäubenden Schlummer, der bis zum Mittag des sechszehnten ununterbrochen fortdauerte. Beim Erwachen aus demselben erkannte er alle Anwesenden, unter denen Herzberg und Doktor Selle waren; aber zum ersten Mal während seiner ganzen Regierung erinnerte er sich seiner Geschäfte nicht. Diesen Umstand hielt der Arzt für das untrügliche Zeichen des annahenden Todes. Noch vermogte er einige Schritte im Zimmer zu machen, aber bald fiel er in einen sanften Schlummer mit mildem, warmem Schweiß. Um neun Uhr Abends trat ein fortdauernder Husten mit starkem Röcheln auf der Brust ein, der das Athemholen immer mehr erschwerte, und am siebzehnten August Morgens um zwey Uhr zwanzig Minuten die Maschine des außerordentlichen Geistes zum Stillstande brachte. Das allmählige Einschlummern, vom funfzehnten Mittags angerechnet, hat also mit kurzen Unterbrechungen etwa sechs und dreißig Stunden gewährt; nur am Tage vor seinem Tode hatte er aufgehört zu regieren [8]). Sein

8) Fréderic cessa de vivre le dix-sept Août; il ne cessa de regner que la veille — Worte Mirabeau's, welche, wie unsre Erzählung bewährt, buchstäblich wahr sind.

Leben hat vier und siebenzig Jahr und fast sieben Monat, seine Regierung sechs und vierzig Jahr und beinahe drey Monat gedauert. Sein Leichnam wurde nicht seiner Verordnung gemäß, im Garten von Sanssouci begraben, sondern in der Garnisonkirche zu Potsdam in einem Gewölbe unter der Kanzel beigesezt neben dem Sarge, der den Leichnam seines Vaters einschließt.

Noch jezt, nachdem mehr als dreißig Jahre verflossen sind, erinnert der Verfasser dieser Geschichte sich sehr lebhaft an die Stunde, in welcher er, damals vom preußischen Staate fern, als Gesandter zu Cölln am Rhein lebend, die erste Nachricht von diesem Tode erhielt. Lange war er darauf vorbereitet, mehrere Wochen hindurch hatte er schon jeden Tag gefürchtet, diese Nachricht zu erhalten; dennoch wurde er überrascht, wie sie nun endlich kam. Da der König schon so oft ganz in seiner Nähe sterbend, sogar schon wirklich todt geglaubt war, doch immer sich wieder erholt hatte, so war es erlaubt, auch jezt noch einmal ein Gleiches zu hoffen. Aber wie es nun gewiß und entschieden war, Friedrich sey der Erde entnommen —; welch' unbeschreibliches Gefühl bemächtigte sich da des tief bewegten Gemüths! Es war eine Empfindung der Leere, der Verlassenheit,

der

der Beſorgniß für die Zukunft, weil nun auf einmal derjenige fehlte, der ſo großen Einfluß auf die allgemeinen Angelegenheiten gehabt, deſſen Weisheit den Ausbruch der Leidenſchaften zurückgehalten und den Ruheſtand der Welt befeſtiget hatte! Wir haben nachher mehrmals auch von Andern, ſelbſt von ſolchen, die nicht Unterthanen Friedrichs, nicht mit ihm in näherer Berührung geweſen waren, vernommen, daß ſie gleiche Gefühle bey der Nachricht von ſeinem Tode gehabt haben 9). Es ſchien

9) Schreiber dieſes kann verſichern, daß dieſe Schilderung von dem Eindrucke, den Friedrichs Tod gemacht, der ſtrengſten Wahrheit gemäß ſey. Graf Mirabeau, der zur Zeit des Todes des Königs in Berlin war, behauptet zwar (ſ. Monarchie pruss. I. p. 288), in dieſer Hauptſtadt ſey, auf die erſte dahin gekommene Nachricht, Alles ſtill, aber Niemand traurig, Jeder beſchäftigt, aber Niemand betrübt geweſen; keine Klage, kein Seufzer, kein Lob ſey gehört! Wir wollen die Richtigkeit der Beobachtung nicht beſtreiten; aber wen hat Mirabeau damals ſehen können? Hofleute, Militairs, Geſchäftsmänner; dieſe alle, oder doch die meiſten von ihnen mögen freilich allein, wenigſtens vorzüglich, mit dem Einfluß beſchäftigt geweſen ſeyn, den die große Veränderung zunächſt auf ihr Schickſal haben werde. Aber Mirabeau ſahe nicht den Bürger und Bauer; dieſe wußten ſehr wohl, was ſie an dem Könige verloren hatten! Bey der Abnahme des Huldigungs-Eides für den neuen Monarchen, ſagt Mirabeau ferner, ſey Gene-

von nun an der zu fehlen, ohne welchen das Verhältniß der Staaten gegen einander, wie es bisher geweſen, nicht ferner werde beſtehen können! Auch die, welche im Leben Friedrich entgegen geſtanden hatten, vernahmen die Kunde von ſeinem Tode mit Rührung, und drückten die höchſte Achtung für den Mann aus, deſſen Größe zu erkennen ſie nun keine Leidenſchaft mehr abhielt. Wenn, ſagte Fürſt Kaunitz, wird ein ſolcher König das Diadem wieder zieren!

General Möllendorf der einzige geweſen, der ſeinen Schmerz nicht unterdrücken konnte, er habe vor Thränen die Worte des Eides nicht vorzuſagen vermogt. — Aber wenn gerade dieſes Geſchäft des edlen Möllendorf Gefühle kund gab, wer kann zweifeln, daß eine Menge Krieger von eben denſelben durchdrungen geweſen ſind! Der Verfaſſer dieſer Geſchichte hat nur zwey Monate vor Friedrichs Tode Berlin verlaſſen, wie ſchon Alles voller Erwartung der neuen Dinge war, die nach dem nahe erwarteten Schlage eintreten würden; er hat wahrſcheinlich mehr Menſchen aller Klaſſen zu ſehen und ihre vertrauten Aeußerungen zu hören Gelegenheit gehabt, als Mirabeau. Viele ſahen zwar ſchon damals der neuen Regierung mit Verlangen entgegen, von der ſie ein goldnes Zeitalter und große Vortheile für ſich erwarteten; aber es gab auch derer nicht wenige, die mit Furcht an die große Veränderung dachten, und die Friedrichs Leben noch gern verlängert geſehen hätten.

Beilagen

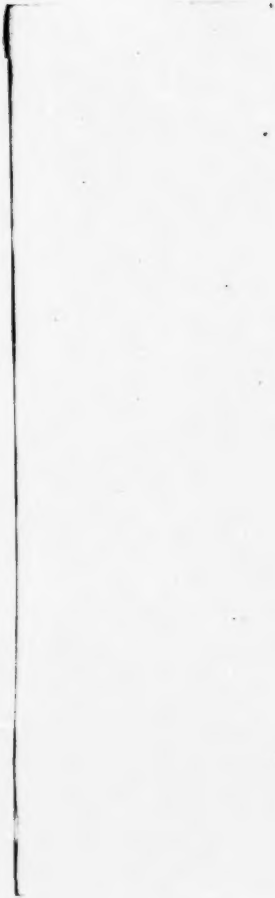
zu

der lezten Periode Friedrichs II.

Fortſetzung

ſechszehntes und ſiebzehntes Kapitel.

K, L.



Beilage K.

zu Seite 82.

Der Traktat des Fürſtenbundes geſchloſſen zu Berlin am 23ſten Jul. 1785, wie auch der Acceſſions-Acten des Herzogs von Pfalz-Zweybrücken, und deſſen Bruders des Prinzen Maximilian, auch des Churfürſten von Maynz und deſſen Coadjutors, nebſt den Geheimen und Separat-Artikeln dieſes Traktats.

Abgedruckt nach beglaubten Abſchriften der im Königl. Preuß. Archiv zu Berlin aufbewahrten Originale *).

I.

Traktat des Fürſtenbundes.

Im Nahmen der allerheiligſten Dreyeinigkeit, kund und zu wiſſen ſey hiermit jedermänniglich:

*) Die gütige Mittheilung dieſer für unſer Geſchichtbuch ſo höchſt wichtigen, noch nirgends vollſtändig und völlig genau gedruckten Urkunden macht dem liberalen Geiſte der preu-

gleichwie einem jeglichen Stand des deutſchen Reichs nichts angelegener und wichtiger ſeyn kann und muß, als daß das mit ſo vieler Sorgfalt und Mühe ſeit Jahrhunderten errichtete, und mit ſo mannichfaltigen großen Aufopferungen von Gut und Blut bisher erhaltene deutſche Reichsſyſtem, wovon die Freiheit und Sicherheit eines jeden Mitgliedes des Reichs, und nicht weniger die von ganz Europa weſentlich abhängig iſt, in ſeinem ungekränkten Weſen beſtändig aufrecht erhalten, und auf eine conſtitutionsmäßige Weiſe ge-

---

preußiſchen Regierung große Ehre. Die Leſer werden aber unſern Dank für dieſelbe noch mehr theilen, wenn wir bemerken, daß der Königl. Staatskanzler Herr Fürſt von Hardenberg dieſe Mittheilung im Augenblick der Entfernung von den Königl. Staaten und des Andrangs der wichtigſten Geſchäfte zu Paris unſerer Bitte bewilliget hat. Auch verdient die große Sorgfalt und Beſchleunigung, mit welcher der Königl. Geheime Staats- und Kabinets-Archivarius Herr Geheime Rath Kahlen dieſe Mittheilung bewirkte, ſobald er dazu den Auftrag erhalten, rühmlichſte Erwähnung. Wir entledigen uns der angenehmen Pflicht, dieſür öffentlich zu danken, mit um ſo größerm Vergnügen, da wir nicht an allen Orten, wo wir darum nachgeſucht, gleiche Bereitwilligkeit, uns bey dieſem Geſchichtbuche durch Mittheilung hiſtoriſch-wichtiger, aber politiſch-unſchuldiger Actenſtücke zu unterſtutzen, gefunden haben.

gehandhabet werden möge, indessen nicht nur die Erfahrung gelehrt hat, daß solches mehrmalen einer sehr nahen und großen Gefahr seiner Zerrüttung ausgesezt gewesen, sondern auch von einer Zeit zur andern noch in einer äußerst bedenklichen Crisis sich befindet, die ohne eine wachsame Aufmerksamkeit und vereinigte Entschlossenheit patriotischer, um das Wohl des gesammten deutschen Reichs besorgter und bemühter Stände dessen gänzlichen Verfall und Umsturz nach sich ziehen könnte; So haben Sr. Churfürstliche Durchlaucht zu Sachsen, auf den an Ihro darunter geschehenen freundschaftlichen Antrag, ferner Sr. Königl. Majestät von Preußen, als Churfürst zu Brandenburg, und Sr. Königl. Majestät von Großbrittanien, als Churfürst zu Braunschweig und Lüneburg, nach diesen Betrachtungen und ihren allerseitigen darin übereinstimmenden cordaten Gesinnungen und Absichten, vorträglich und nothwendig zu seyn erachtet, in Gefolg dessen, wozu Sie nach dem unstreitigen Herkommen sowohl, als nach der güldenen Bulle Artikel 15, dem westphälischen Friedensschluß Art. 8. §. 2. und der neuesten Kaiserl. Wahl-Capitulation Art. 6. §. 4. ohne Widerspruch berechtiget sind, ein vertrauliches Bündniß unter sich zu treffen, welches zu niemands Beleidigung gereichen, vielweniger gegen Kaiser und

Reich

Reich gerichtet seyn, sondern lediglich auf die constitutionsmäßige Erhaltung des deutschen Reichssystems, und der Reichsständischen Gerechtsame nach den Reichsgesetzen und Reichsfriedensschlüssen sein Absehen haben soll, und des Endes Ihre dazu besonders bevollmächtigte Minister ernannt und allhier zusammentreten lassen, als Sr. Churfürstl. Durchl. zu Sachsen Ihro General-Major Cammerherrn und General-Adjutanten, auch Envoyé extraordinaire am Königl. Preuß. Hofe, und des Königl. Schwed. Nordstern-Ordens Commandeur, Friedrich August Reichsgrafen und Herrn von Zinzendorf und Pottendorf. Sr. Königl. Majestät von Preußen als Churfürst zu Brandenburg Ihro wirklichen Geheimen Etats- und Cabinetsminister, des Königl. Preuß. schwarzen Adler-Ordens, wie auch des Johanniter-Ordens Ritter, Commandator und Landvoigt zu Schievelbein, Carl Wilhelm Reichsgrafen v. Finkenstein, und Ihro wirklichen Geheimen Etats- und Cabinets-Minister Ewald Friedrich von Hertzberg. Sr. Königl. Majestät von Großbrittanien als Churfürst zu Braunschweig und Lüneburg Ihro wirklichen Geheimten-Rath Ludwig Friedrich von Beulwitz, welche, nachdem sie ihre Vollmachten, die am Schluß der gegenwärtigen Convention in Abschrift wörtlich eingerückt sind,

sind, sich einander mitgetheilet und gewöhnlichermaßen ausgewechselt, Kraft derselben über nachstehende Bedingungen und Artikel sich verstanden und vereiniget haben.

I.

Es wollen Ihre beide Königl. Majestäten und Sr. Churfürstl. Durchlaucht in wahrer und genauer Freundschaft und Einigung leben, in solcher sich die Aufrechthaltung und Befestigung des Reichs-Systems nach dem Westphälischen und andern verbindlichen Reichs-Friedens-Schlüssen, der Kaiserl. Wahlcapitulation, und den übrigen Reichsgesetzen zum unverrückten sorgfältigsten Augenmerk nehmen, zu dem Ende ein vollkommenes Einverständniß und vertrauliche Correspondenz, sowohl über die allgemeine als besondere Angelegenheiten, unter sich durch Briefwechsel und Gesandte auf den Reichs- und Creistägen und an den Höfen unterhalten, und sich alles, was einem jeden schädlich oder nüzlich seyn kann, im gegenseitigen Vertrauen eröffnen und mittheilen, und darüber rathschlagen, weshalb obgedachte Gesandte zu einer solchen vertraulichen Communication unter Sich besonders angewiesen werden sollen.

2.

2.

Wie die allgemeine Reichsverſammlung annoch das feſteſte Band und die wichtigſte Stütze der deutſchen Reichs-Verfaſſung iſt; So wollen die Höchſte contrahirende Theile bey ſelbiger nahmentlich dieſes Einverſtändniß und ein vollſtändiges Vertrauen durch Ihre Geſandten beobachten, und dahin kräftigſt Sich bearbeiten, daß die Reichsverſammlung in ihrem geſetzmäßigen Weſen, und in beſtändiger Thätigkeit und Fortgang erhalten, über die dahin gehörige und gebrachte Sachen, ſo viel möglich, fleißig deliberiret und beſchloſſen, auch den Recurſen nach der Gerechtigkeit und in Conformität der Reichs-Verfaſſung abgeholfen, und ſelbige möglichſt erlediget, hingegen ordnungswidrige Berathſchlagungen und Conclusa, ſonderlich außerhalb den Rathsgängen nicht geſtattet, und unerhebliche Weiterungen und fremde Einſtreuungen von den Comitial-Deliberationen entfernt werden.

3.

Desgleichen vereinigen Dieſelben Sich, in Anſehung der einzelen, inſonderheit der beiden höheren Reichs-Collegien darüber zu wachen und zu halten, daß ein jegliches in ſeiner conſtitutionsmäßigen Verfaſſung verbleibe, ſolcher nirgend eingegriffe

griffen, und keinen Neuerungen oder unbefugten Einmischungen und Willkührlichkeiten, oder was sonst für die hergebrachte verfassungsmäßige Ordnung, Form, und Einrichtung bedenklich seyn mag, statt gegeben, sondern allem dem sofort nachdrücklichst sich entgegen gestellet werde.

4.

So sehr die Höchste Paciscenten überzeugt sind, daß die Reichsgerichte bey ihrer richterlichen Autorität erhalten werden müssen, so unumgänglich erforderlich ist es hinwiederum, daß von selbigen in ihren gehörigen Grenzen sich gehalten und den Reichs-Constitutionen gemäß verfahren werde. Höchst Dieselben verbinden Sich dannenher, auf die Erhaltung der Reichsgerichte bey ihrer gesetzmäßigen Ordnung und Einrichtung, und auf die Beförderung einer gehörigen unpartheiischen und unbefangenen Justizpflege bey selbigen eine sorgfältige Rücksicht zu nehmen, auch was dazu noch weiter geschehen kann, oder vermöge der Reichsgesetze geschehen soll, im geschlossenen Vertrauen unter sich zu überlegen, hingegen nicht zu gestatten, daß besagte Reichsgerichte den Gerechtsamen der Stände im Geistlichen oder Weltlichen eingreifen, der gesetzgebenden Gewalt zu nahe treten, Auslegungen der Reichsgesetze, nahments-

mentlich des Westphälischen Friedensschlusses, die nur dem Kaiser und Reich, oder den paciscirenden Theilen zustehen, sich anmaßen, oder dahin gehörige und davon abhängige Dinge in voraus die Hände einschlagen, die Stände mit Erkennung der Processe und Executionen übereilen, unbefugte Cognitionen sich beilegen, und verfassungswidrige Executionen verfügen, ihrer Abhängigkeit von Kaiser und Reich zuwider handeln, und überhaupt es sey in Justiz-Sachen oder sonst, nach willkührlichen Grundsätzen, Neben-Absichten, fremden Einflüssen, und auf eine gesetzlose Weise verfahren, sondern zur Hemmung und Abstellung solcher Mißbräuche und Unordnungen alle constitutionsmäßige Mittel anzuwenden.

5.

Wenn die Reichs-Kreise in ihrer Consistenz und Integrität verletzet, in der Freiheit ihrer innerlichen militair- civil- und ökonomischen Verfassung gekränket, mit unbilligen und gesetzwidrigen Zumuthungen beschweret würden, oder der Ruhestand in selbigen gestöret, oder auf andere Weise ihren Gerechtsamen und Einrichtungen, es sey von den Reichsgerichten, oder sonst, Eintrag geschehen sollte; so wollen die paciscirende Höchste Theile auf alle dienſame und kräftige constitutionsmäßige

Art

Art ſich deſſen anzunehmen, und dagegen zu verwenden ſuchen.

6.

Wo auch übrigens in irgend einem Stück der allgemeinen Reichsverfaſſung Schaden, Gefährde, Eingriffe, Neuerungen, Kränkung, Bedrückungen, und Stöhrungen zu beſorgen ſeyn können, ſolches alles wollen Dieſelben mit gemeinſchaftlichen nachdrücklichen geſetzlichen Maasregeln abzuwenden, zu hemmen, und überhaupt den Ruheſtand des ganzen Reichs auf alle Weiſe zu handhaben bedacht ſeyn.

7.

Gleichergeſtalt verbinden und verſprechen Sich die Höchſten Contrahenten unter einander, auf das ſorgfältigſte und kräftigſte dahin zu ſehen und Sich zu beſtreben, daß die Stände des Reichs überhaupt bey ihren Gerechtſamen nach dem Weſtphäliſchen Frieden Art. 8. §. 1. 2. und der Kaiſerlichen Wahl-Capitulation Art. 4. auch Art. 21. §. 5. 6. 7. 8. durchaus erhalten, dabey überall nicht geſtöret noch gekränket, vielweniger, es ſey auf welche Art es wolle, durch Zudringlichkeiten, ungegründete Prätenſionen, Drohungen oder Thätlichkeiten unrechtmäßig gedränget oder vergewaltiget werden.

8.

Insonderheit wollen Dieselben mit allem Nachdruck dahin Sich bearbeiten, daß die sämmtlichen Stände des Reichs bey dem völligen unbeschränkten Gebrauch ihrer Stimmfreyheit auf Reichs- Creis- Collegial- und Deputations-Conventen verbleiben, ferner bey dem Besitz ihrer Lande und Leute, und der davon abhängenden Gerechtsamen, gegen widerrechtliche eigenmächtige Ansprüche und jede willkührliche aufgedrungene Zumuthungen durchaus gesichert seyn, nicht weniger bey ihren Haus- und Familien- und Successions-Verfassungen gänzlich unbeschwert und ungekränkt gelassen, und selbigen zuwider auf keinerley Weise beunruhiget werden sollen.

9.

Sobald die contrahirenden Höchsten Theile bemerken und in Erfahrung bringen, daß in dem einen oder andern Stück der Reichs-Verfassung und den Reichsständischen Gerechtsamen entgegen etwas vorgenommen, oder intendirt wird, oder zu besorgen ist; so wollen Dieselben Sich sofort in ihren Maasregeln vereinigen und solches mit ihrem ganzen Ansehen, Einfluß und Nachdruck, auf Reichsconstitutionsmäßige Weise, es sey durch Widerspruch, Ver-

Verwendung, bona officia, Gegenvorstellung, Benachrichtigung anderer Reichsstände von der Gefahr, Aufforderung der Reichsversammlung, Veranlassung einer Abmahnung vom gesammten Reich und dergleichen, auf das standhafteste und kräftigste zu hintertreiben suchen, und nach Befinden, wenn obige Mittel nicht zureichend seyn sollten, über die etwa zu ergreifenden weiteren Reichs-Satzungs und Verfassungsmäßigen kräftigen und wirksamen Maasregeln und Mittel unter einander näher sich einverstehen, und selbige mit allem Nachdruck und möglichster Thätigkeit zur Ausführung und Wirklichkeit bringen.

10.

Gleichwie die Höchsten Pactscenten bey dieser gegenwärtigen Verbindung nichts anders zur Absicht haben, als daß das Reichs-System in seiner gesetzlichen Verfassung, und jeglicher Stand des Reichs bey dem seinigen ungestört erhalten werden möge; Alſo sollen andere hierin gleichgesinnte patriotische Stände des teutschen Reichs, ohne Unterschied der Religion, selbiger beizutreten, eingeladen und mit freundschaftlichem Vertrauen aufgenommen werden.

II.

Diese Convention soll von Sr. Churfürstl. Durchl. zu Sachsen, von Sr. Königl. Majestät von Preussen als Churfürsten zu Brandenburg, und von Sr. Königl. Majestät von Großbritanien als Churfürsten zu Braunschweig und Lüneburg ratificiret, und sollen die Ratificationen darüber binnen sechs Wochen, von dem Tage der Unterzeichnung an, oder wo möglich noch früher gegen einander ausgewechselt werden. Dessen zu Urkund haben die Eingangs erwehnten bevollmächtigten Minister gegenwärtige Convention Kraft ihrer Vollmachten eigenhändig unterschrieben, und mit ihren Petschaften besiegelt. So geschehen Berlin den drey und zwanzigsten July Ein Tausend Sieben Hundert und Fünf und Achtzig.

(L.S.) Ludwig Friedrich von Beulwitz. (L.S.) Carl Wilhelm Graf v. Finckenstein.

(L.S.) Friedrich August Graf v. Zinzendorf und Pottendorf. (L.S.) Ewald Friedrich von Hertzberg.

II.

Acceſſions-Acten

des Herzogs Carl von Zweybrücken, und ſeines Bruders des Prinzen Maximilian.

a) Von Gottes Gnaden Wir Carl der zweyte, Pfalzgraf bey Rhein, in Bayern zu Jülich, Cleve und Berg Herzog, Fürſt zu Mörs, Graf zu Veldenz, Sponheim, der Mark, Ravensberg und Rappoltſtein, Herr zu Ravenſtein und Hoheneck ꝛc.

Urkunden und fügen hiermit zu wiſſen: Demnach Ihro des Herrn Churfürſten zu Sachſen Liebden, imgleichen Sr. Königl. Majeſtät von Preuſſen als Churfürſt zu Brandenburg, und Sr. Königl. Majeſtät von Großbritanien als Churfürſten zu Braunſchweig und Lüneburg, ein vertrauliches Bündniß unter ſich getroffen, welches die conſtitutionsmäßige Erhaltung der deutſchen Reichsverfaſſung und der Reichsſtändiſchen Gerechtſame nach den Reichsgeſetzen und Reichs-Friedens-Schlüſſen lediglich zur Abſicht hat, und deshalb durch ihre, dazu beſonders bevollmächtigte Miniſters unter den 23ten July lezthin eine von Höchſtgedachten Ihro Majeſtäten, und Ihro Churfürſtl. Liebden hiernächſt ratificirte förm-

liche Convention folgenden Inhalts abschließen lassen:

Im Nahmen der allerheiligsten Dreyeinigkeit (hier folgt die vorgedachte Convention).

Und dann Wir aus zuverlässiger Ueberzeugung der angeführten Beweg-Ursachen, so wie der Nützlichkeit, Nothwendig- und Gesetzmäßigkeit dieser Verbindung, nach den von Uns bey jeder Gelegenheit erprobten patriotischen Gesinnungen zu alle dem, was die constitutionsmäßige Erhaltung des teutschen Reichssystems, wie auch der Reichsständischen Gerechtsamen und Freiheiten bezielt, gern und willig mitwirken, daß Wir auf die an Uns beschehene freundschaftliche Einladung vorstehende Convention in all ihren Puncten, Clauseln und besondern Theilen und Verabredungen, ohne die geringste Ausnahme und Vorbehalt, für Uns, Unsere Fürstlichen Erben und Nachkommen genehmigen und derselben förm- und feyerlich mit gutem Vorbedacht und rechtem Willen, wie es am kräftigsten und beständigsten geschehen kann oder mag, eben so verbindlich andurch beitreten, als wenn Wir allen bey der Errichtung gepflogenen Handlungen in Person beigewohnt, und solche gleich anfänglich mit beliebt und abgeschlossen hätten; versprechen auch solche auf das heiligste zu

beob-

beobachten, und ſo viel an Uns ſteht, die Erfüllung des intendirten Endzwecks befördern zu wollen, auch nicht zu geſtatten, daß dawider gethan oder gehandelt werde; in der feſten Zuverſicht, daß all dasjenige, ſo die hohe paciſcirende Theile Sich in gedachter Convention einander zugeſagt, auf Uns und Unſer pfalzbayeriſches Haus ſich erſtreckt, auch getreulich und aufrichtig werde erfüllt werden.

Zu deſſen Urkunde haben wir gegenwärtige Acceſſions-Acte in drey gleichlautenden Exemplarien ausfertigen laſſen, ſolche eigenhändig unterſchrieben, und Unſer Geheimes Inſiegel beidrucken laſſen. Geſchehen Darmſtadt den 4ten Octbr. 1785.

(L. S.) Carl Pfalzgraf.

Ch. v. Hofenfels.

b) Von Gottes Gnaden Wir Maximilian Joſeph Pfalzgraf bey Rhein, in Bayern zu Jülich, Cleve und Berg Herzog, Fürſt zu Mörs, Graf zu Veldenz, Sponheim, der Mark, Ravensberg und Rappoltſtein, Herr zu Ravenſtein und Hoheneck ꝛc.

Urkunden und bekennen, daß Wir mit gutem Willen und Vorbedacht dem in vorſtehender Acceſ-

sions-Acte wörtlich enthaltenen zwischen Ihro Königl. Majestäten von Preußen und Großbritanien, und Ihro des Herrn Churfürsten zu Sachsen Liebden geschlossenen Associations-Tractat in der nemlichen Mase, wie solches von Unsers Herrn Bruders, des Herrn Herzogen zu Pfalz-Zweybrücken Liebden geschehen, förmlich in allen seinen Puncten, Clauseln und Verabredungen beytreten und diesemnach feyerlichst versprechen, solchen jeder Zeit, so viel an Uns steht, auf das heiligste nachzukommen, niemalen dawider zu handeln, auch nicht zu gestatten, daß von jemand dagegen gehandelt werde. Urkundlich Unserer eigenhändigen Unterschrift und beigedrucktem Unserm geheimen Insiegel. Darmstadt den 4ten Octbr. 1785.

(L. S.) Maximilian Pfalzgraf.

Ch. v. Hofenfels.

III.

Accessions-Acten des Churfürsten von Maynz und seines Coadjutors.

a) Wir Friedrich Karl Joseph von Gottes Gnaden, des heiligen Stuhls zu Maynz Erzbischoff,

ſchoff, des heil. röm. Reichs durch Germanien Erzkanzler und Churfürſt, auch Fürſt und Biſchoff zu Worms, urkunden und fügen hiermit zu wiſſen; was maßen Sr. des Herrn Churfürſten zu Sachſen Liebden, dann Sr. Königl. Majeſtät von Preußen, als Churfürſt zu Brandenburg, und Sr. Königl. Majeſtät von Großbritanien als Churfürſt zu Braunſchweig und Lüneburg, gefällig geweſen, Uns durch eigene Abſendung zu derjenigen reichsſtändiſchen Konvention einzuladen, welche zwiſchen Ihren Majeſtäten und Liebden unter dem 23ſten Julius des laufenden Jahres abgeſchloſſen worden iſt, des Inhalts:

Im Namen der allerheiligſten Dreyeinigkeit (hier folgt die obige Convention).

Gleichwie nun außer der den ſämmtlichen Höchſt und Hohen Ständen des Reichs ohnehin eigenen Verbindlichkeit, Uns, als des Reichs Erzkanzler und Churfürſt, der beſondere Beruf liegt, denjenigen ſtändiſchen Geſinnungen allenthalben beizuwirken, welche auf eine conſtitutionsmäßige Art der Aufrechthaltung des teutſchen Reichs- und Kirchen-Syſtems, der gemein verbindlichen Geſetze und der Reichsfriedensſchlüſſe, ſo wie des Reichs und der Stände beſitzlich hergebrachten Rechte gewidmet ſind, wir

auch bey der genauesten Einsicht und Erwägung der vorliegenden ständischen Konvention solche in allen ihren Absichten, Klauseln, und Verabredungen so beschaffen finden, daß keinem Hofe oder Macht so in- als außer dem Reiche dadurch zu nahe getreten, sondern blos die Bewirkung zur gemeinschaftlichen konstitutionellen Beförderung der Reichswohlfahrt mittels einer nähern patriotischen Zusammensicht und Vereinigung ohne Unterschied der Religion zum Gegenstande genommen werde, welches dann mit denjenigen Gesinnungen auf das vollkommenste übereinstimmt, die Wir bisher bey aller Gelegenheit werkthätig zu Tage gelegt haben, und Kraft deren Wir auch künftig unsere reichsständischen sowohl, als erzkanzlerischen Obliegenheiten, ohne alle Partheilichkeit oder Particular-Absicht blos zum allgemeinen Reichsbesten nach den Gesetzen und Friedensschlüssen erfüllen werden; Also haben Wir in Betracht all dieser Verhältnisse keinen Anstand hegen können, noch wollen, diese reine Gesinnungsart auch mittels des gegenwärtigen Beitrittes zur vorstehenden reichsständischen Konvention zu bestätigen, wie Wir solche hiermit bestätigen, und der mehrgedachten Konvention accediren, auch selbige als von Uns selbst mit abgeschlossen betrachten, und in allem, was auf die Erhaltung der Reichswohlfahrt, der teutschen Staats- und Kirchen-

chen-Verfaſſung, der Geſetze, der deutſchen Freiheit und der ſtändiſchen Rechte einigen Bezug hat, und in dieſem Geſichtspuncte nützlich oder nothwendig ſeyn mag, in Folge vorliegender Konvention durch reichspatriotiſche geſetzmäßige Zuſammenſicht mit Freymüthigkeit und Bereitwilligkeit beizuwirken nicht entſtehen werden. Urkund deſſen haben Wir gegenwärtigen Acceſſions-Act eigenhändig unterſchrieben, und mit Unſerm geheimen Kanzley-Sigill bedrücken laſſen. So geſchehen Aſchaffenburg den 18ten Octbr. 1785.

(L. S.) Friedrich Carl J. Churfürſt.

b) Nachdem es der göttlichen Vorſicht gefallen hat, mich auf das eigene großmütige Verlangen und Zuthun Sr. Churfürſtl. Gnaden meines gnädigſten Erzbiſchoffs und Churfürſten, auch Herrn Vaters, mittelſt einhelliger Wahlſtimmen des hieſigen Dom-Capituls zur Koadjutorie-Würde des hohen Erzſtiftes und Churfürſtenthumes Maynz zu berufen — Mir aber die ruhmvollen Abſichten und Geſinnungen vorhin wohl bekannt ſind, welche Höchſtgedachte Sr. Churfürſtl. Gnaden bereits vor einiger Zeit bewogen haben, jener reichsſtändiſchen Konvention förmlich beizutreten, die unter dem 23ten

Julius

Julius 1785 zwischen Sr. Churfürstl. Durchl. zu Sachsen, dann Sr. Königl. Majestät in Preußen als Churfürsten zu Brandenburg, und Sr. Königl. Majestät von Großbritanien als Churfürsten zu Braunschweig und Lüneburg geschlossen worden ist, des Inhalts:

Im Namen der allerheiligsten Dreyeinigkeit (wie oben).

Als habe ich mir zu einer der ersten und vorzüglichsten Angelegenheiten seyn lassen den vorstehenden, mir von Sr. Churfürstl. Gnaden eigends vorgelegten Inhalt ersagter Konvention mit der erforderlichen genauen Aufmerksamkeit zu durchgehen, solche in ihrer Absicht, ihrem Sinne und ihren Mitteln reiflich zu erwägen, auch sonst alle dabey eintretende Verhältnisse in den ernstlichsten Betracht zu ziehen: Wie ich nun auf solche Art nicht nur von ihrer Recht- und Gesetzmäßigkeit überhaupt gänzlich überzeugt bin, sondern auch zu bemerken finde, daß ihre Absicht offenbar keine andere sey, als das Reichs-System in seiner gesetzlichen Verfassung und jeglichen Stand des Reichs bey dem Seinigen ungestört zu erhalten, — sodann daß ihr Sinn den Pflichten und Verbindlichkeiten nirgend zu nahe trete, welche jeder Stand gegen das Allerhöchste Reichs-Ober-

Oberhaupt, das gesammte Reich, und dessen Mitstände zu beobachten hat — endlich aber, daß der vorgesetzte Zweck in keiner andern, als reichsconstitutionsmäßigen Weise, auch durch keine andere als reichsverfassungsmäßige, obgleich kräftige und wirksame Mittel und Maaßregeln erreicht werden soll; So erachte ich es meinem künftigen reichsständischen Beruf, vorzüglich aber den Pflichten eines künftigen Reichs-Erzkanzlers allerdings gemäß, einer solchen ständischen Vereinbarung aus eigenem Antriebe und Ueberzeugung, so wie es hiermit freimüthig, und freiwillig geschiehet, in allen ihren Klauseln und Verabredungen, so viel an mir ist, zu accediren, und solche von nun an für eben so verbindlich zu halten und zu achten, als wenn ich zu ihrem Abschlusse gleich anfangs mitgewirkt hätte.

Ich werde auch diesem zufolge, im Falle meines dereinstigen wirklichen Regierungsantrittes, dessen Ziel die Vorsicht noch weit entfernen, und hinaussetzen wolle, all' demjenigen, was die Erhaltung der deutschen Staats- und Kirchen-Verfassung, der Gesetze, der Freiheit, und der ständischen Rechte immer erfordern mag, um so mehr nach allen meinen Kräften willigst beizuwirken bereit seyn, je mehr ich versichert und beglaubiget bin, daß der fernere auf-

aufrechte Beſtand des jetzigen status quo im Reiche nur durch gemeinſame ſtändiſche Zuſammenſicht zu erreichen ſey.

In Urkund deſſen habe ich gegenwärtigen Acceſſions-Act eigenhändig unterſchrieben, und mit meinem angebohrnen Inſiegel bekräftiget. So geſchehen Maynz den 6ten Junius 1787.

(L. S.) Carl Teodor Anton
Coadjutor der Chur Maynz.

IV.

Zwey geheime Artikel.

a) Demnach in der am heutigen Tage vollzogenen Haupt-Convention Art. 10. feſtgeſezt worden, daß andere patriotiſch geſinnte Reichsſtände zum Beitritt einzuladen; ſo iſt ferner verabredet, daß dieſe Einladung zunächſt bey dem Herzoge von Pfalz-Zweybrücken, den Fürſtl. Sächſ. Häuſern, dem Markgrafen von Brandenburg-Anſpach, dem Herzoge von Braunſchweig, den Landgrafen von Heſſen-Caſſel und Darmſtadt, dem Markgrafen von Baden, den Herzogen von Mecklenburg-Schwerin und Strelitz, ingleichen dem Churfürſten von Maynz, und den Königen von Schweden und Dännemark, als Herzogen von Pommern und Holſtein, geſchehen ſoll, und wegen der annoch ferner einzuladenden Höfe die

die Höchſten Paciscenten in der Folge allemal gemeinſchaftlich unter einander ſich vorgängig weiter einverſtehen wollen *).

Gegenwärtiger geheimer Artikel ſoll gleiche Kraft und Verbindlichkeit haben, als wenn er der am heutigen Tage vollzogenen Haupt-Convention von Wort zu Wort eingerücket wäre, auch gleichergeſtalt ratificiret, und die Ratification darüber zugleich mit der Ratification über jene gegenſeitig ausgewechſelt werden.

Deſſen zur Urkund iſt ſelbiger von den bevollmächtigten Miniſtern kraft der einander ausgehändigten Vollmachten unterſchrieben und mit ihren Petſchaften beſiegelt worden.

So geſchehen Berlin den drey und zwanzigſten Julii Ein Tauſend Sieben Hundert und Fünf und Achtzig.

(L.S.) Ludwig Friedrich von Beulwitz. (L.S.) Carl Wilhelm Graf v. Finckenſtein.

(L.S.) Friedrich Auguſt Graf v. Zinzendorf und Pottendorf. (L.S.) Ewald Friedrich von Hertzberg.

b)

*) Außer den hier genannten ſind noch einige andere, in der Geſchichte von mir bemerkte Fürſten dem Bunde beigetreten. Dagegen ſind der Landgraf von Heſſen-Darmſtadt, auch der Däniſche und Schwediſche König, nie beigetreten.

b) Wie die bekanntermaaßen intendirte Austauschung von Bayern gegen die Oesterreichischen Niederlande nicht allein auf der einen Seite der ausdrücklichen Disposition des Barrière-Tractats vom Jahr 1715 Art. 2., wie Weltkundig ist, und auf der andern Seite den feyerlichsten und deutlichsten Verordnungen der Pfalzbayerschen Haus-Verträge, dem von dem gesammten teutschen Reiche und andern Mächten garantirten Teschenschen Frieden, und der darin geschehenen Versicherung sothaner Hausverträge schlechterdings zuwider läuft, sondern vornehmlich auch, sowohl in Betracht der Art und Weise, wie selbige eingeleitet werden wollen, als an sich und in ihren Folgen für die ganze Verfassung des teutschen Reichs, für die Freiheit der angelegenen Kreise, und für die Sicherheit aller Stände, nicht anders als äußerst gefährlich und verderblich seyn kann, inmittelst dieses Vorhaben, wenn es gleich bisher nicht zur Erfüllung kommen mögen, keineswegs ganz bey Seite gesetzt oder aufgegeben zu seyn scheinet, sondern über kurz oder lang wieder vorgenommen werden möchte; So verbinden und versprechen Sr. Churfürstl. Durchl. zu Sachsen, Sr. Königl. Majestät von Preußen als Churfürsten zu Brandenburg, und Sr. Königl. Majestät von Großbritanien als Churfürst zu Braunschweig und Lüneburg, Sich

kraft

kraft dieſes, daß ſie in dieſe Austauſchung keines-weges condescendiren, noch ſolche geſchehen laſſen, vielmehr auf das nachdrücklichſte, und mit allen Kräften Sich dagegen ſetzen, zu dem Ende nebſt dem in Art. 9. der am heutigen Tage vollzogenen Haupt-Convention angeführten Maasregeln zuvörderſt die von dem Herzog von Zweybrücken, oder andern Pfälziſchen Prinzen zu reclamirende Leiſtung der Garantie des Reichs über den Teſchenſchen Frieden, auf das kräftigſte bey der Reichs-Verſammlung und ſonſt befördern helfen, und allenfalls, wenn ſolches nicht zureichen, noch die gehoffte Wirkung hervorbringen ſollte, wegen fernerer, den Reichsſatzungen und der Reichs-Verfaſſung gemäß, dagegen zu ergreifenden kräftigen Maasregeln und Mitteln ſich weiter vereinbaren und zuſammenſetzen, und ſolche mit möglichſter und vereinigter Würkſamkeit ausführen wollen. Eben ſo wenig wollen Dieſelben andre ähnliche Projecte von Länder-Tauſchen in Teutſchland, oder Secularisationen oder Zergliederungen unmittelbarer teutſcher geiſtlicher Stifter, welche von jemand, wer es auch ſey, entworfen ſeyn oder werden mögen, und nothwendig in Anſehung ihrer Beſchaffenheit und ihrer Folgen auf eine Zerrüttung des Reichs-Syſtems hinausgehen, Ihres Orts geſtatten und geſchehen laſſen, vielmehr auf gleiche Art

und Weiſe zu verhindern, und zu hintertreiben ſuchen, und nach Befinden, wegen der erforderlichen Maasregeln, Sich näher einverſtehen.

2.

Gegenwärtiger geheimer Articul ſoll gleiche Kraft und Verbindlichkeit haben, als wenn er dem am heutigen Tage vollzogenen Haupt-Convention von Wort zu Wort eingerücket wäre, auch gleichergeſtalt ratificiret, und die Ratification darüber zugleich mit der Ratification über jene gegenſeitig ausgewechſelt werden.

Deſſen zu Urkund iſt ſelbiger von den bevollmächtigten Miniſtern Kraft der einander ausgehändigten Vollmachten unterſchrieben, und mit ihren Petſchaften beſiegelt worden. So geſchehen Berlin den drey und zwanzigſten Julii Ein Tauſend Sieben Hundert und Fünf und Achtzig.

(L.S.) Ludwig Friedrich von Beulwitz. (L.S.) Carl Wilhelm Graf v. Finckenſtein.

(L.S.) Friedrich Auguſt Graf v. Zinzendorf und Pottendorf. (L.S.) Ewald Friedrich von Hertzberg.

V.

V.

Geheimſter Artikel.

Dafern nun einer oder der andere der Fälle, welche in dieſer Convention enthalten ſind, eintreten, und beſonders, wenn entweder der Tauſch von Bayern auf eine widerrechtliche Art durchgeſezt, oder der Fall ſeiner eigenen Beſchaffenheit und Wichtigkeit wegen, oder auch in Anſehung der für die Reichs-Verfaſſung davon mit Grunde zu befürchtenden nachtheiligen Folgen von denen paciscirenden Theilen, nach gepflogener gemeinſamen Ueberlegung, (welche Sie Sich ausdrücklich vorbehalten, und durch eine ſolche Separat-Unterhandlung ihre Maasregeln, deren genauere Beſtimmung nach der Beſchaffenheit der Umſtände abzumeſſen, demnächſt mit einander vereinigen wollen) dergeſtalt befunden werden ſollte, daß bey Entſtehung gütlicher Mittel, um größeres Unheil zu vermeiden, zu Anwendung thätiger Kräfte geſchritten werden müßte; So wollen die contrahirenden Hohen Theile das aus jener vorbehaltenen Ueberlegung entſtehende Reſultat, als den casum foederis beſtimmend anſehen, und dergleichen Austauſch oder andere widerrechtliche Occupation von Bayern, wie auch andere dergleichen in dieſer Convention und ihren geheimen Artikeln angeführte

führte Reichs-Constitutionswidrige Unternehmungen, durch alle Reichs-Verfassungsmäßige Mittel, und im Nothfall, wenn solches nach obgemeldeter gemeinsamer Ueberlegung der Wichtigkeit des Gegenstandes, auch der Nothdurft, und denen Umständen angemessen befunden werden wird, mit allen Kräften und vereinigter Macht hintertreiben, und jedes vergewaltigtes Mitglied des Reichs bey seinem Besitzstande zu schützen suchen, oder dafern einem oder andern der höchsten Paciscenten dieser gegenwärtigen Verbindung halber, es sey namentlich wegen derselben, oder sonst aus Haß gegen selbige, Unrecht, Schaden, oder Beleidigung von irgend einem Fürsten, Staat oder einer Macht zugefügt, und feindseelige Thätlichkeit angedrohet, oder wirklich gegen ihn ausgeführet würde; So sollen und wollen die andern contrahirenden Theile, sobald sie davon benachrichtiget sind, ein jeglicher und alle insgesammt, zuvörderst ihre bona officia mit allem Nachdruck anwenden, um dem beleidigten Theil Recht und Genugthuung zu verschaffen, und den Gegentheil dazu und zur Enthaltung von aller Benachtheiligung zu vermögen.

Wenn aber diese bona officia nicht hinreichen, um sothanen Zweck zu erfüllen, und einer der paciscen-

cirenden Theile aus vorangeführten Anlaß in ſeinen Landen feindlich angegriffen, oder vergewaltiget werden ſollte; So verſprechen auf den Fall die andern Höchſten Paciscenten ohnverweilt, und ſobald es nur immer möglich iſt, auch längſtens binnen zwey oder höchſtens drey Monaten, nach der Ihnen von dem angegriffenen oder vergewaltigten Theil deshalb geſchehenen Requiſition, zu der wechſelſeitigen Vertheidigung Ihrer in dem teutſchen Reichsverband begriffenen Lande, und in dem Bezirk derſelben, in ſo fern es die Beſchützung der eigenen Grenzen, und das davon zugleich abhangende gemeinſame Wohl der übrigen verbundenen Mächte geſtattet, ſich einander auf ihrer der hülfleiſtenden Theile Koſten folgende thätige Hülfe zu geben: als Sr. Churfürſtl. Durchl. zu Sachſen Zwölftauſend Mann Infanterie und Dreitauſend Mann Cavallerie, Seine Königl. Majeſtät von Preußen als Churfürſt zu Brandenburg Zwölftauſend Mann Infanterie und Dreitauſend Mann Cavallerie, Seine Königl. Majeſtät von Großbrittanien als Churfürſt zu Braunſchweig und Lüneburg Zwölftauſend Mann Infanterie und Dreitauſend Mann Cavallerie, auch nach Befinden dieſe Hülfe noch weiter zu vermehren, und im Nothfall nach einem den jedesmaligen Zeitumſtänden und der Lage ihrer Länder gemäßen, in möglichſter Geſchwin-

digkeit ſodann näher zu concertirenden und auszuführenden Operations-Plan mit allen ihren Kräften und vereinigter Macht ſich einander beizuſtehen, bis von dem Beleidiger dem angegriffenen Theil völlige Erſtattung und Genugthuung verſchaffet ſeyn wird.

Gegenwärtiger Geheimſter Articul ſoll gleiche Kraft und Verbindlichkeit haben, als wenn er der am heutigen Tage vollzognen Haupt-Convention von Wort zu Wort eingerückt wäre, auch auf gleiche Weiſe ratificirt und die Ratification darüber mit der Ratification über jene zu gleicher Zeit ausgewechſelt werden. Deſſen zu Urkund iſt ſelbiger von den bevollmächtigten Miniſtern kraft ihrer Vollmachten eigenhändig unterſchrieben, und mit ihren Petſchaften beſiegelt worden. So geſchehen Berlin den drey und zwanzigſten Julii Ein Tauſend Sieben Hundert und Fünf und Achtzig.

(L.S.) Ludwig Friedrich von Beulwitz. (L.S.) Carl Wilhelm Graf v. Finckenſtein.

(L.S.) Friedrich Auguſt Graf v. Zinzendorf und Pottendorf. (L.S.) Ewald Friedrich von Hertzberg.

VI.

VI.

Drey ſeparat und geheime Artikel.

Erſter Separat und Geheimer Artikel.

Nach demmahlen unter den in der Folge der Zeit über kurz oder lang dem teutſchen Reiche bevorſtehenden Begebenheiten eine künftige Römiſche Königs-Wahl von vorzüglich großem Bedenken und hoher Wichtigkeit iſt, ſo verſprechen und verbinden ſich Seine Churfürſtl. Durchl. zu Sachſen, Seine Königl. Majeſtät von Preußen, als Churfürſt zu Brandenburg, und Seine Königl. Majeſtät von Großbrittanien, als Churfürſt zu Braunſchweig und Lüneburg, daß Sie aller Seits, wenn der Fall entſtehet, oder eine Römiſche Königs-Wahl eingeleitet und auf die Bahn gebracht werden ſollte, es ſey bey Lebzeiten des regierenden Kaiſers Majeſtät, oder bey etwa erledigtem Kaiſerl. Thron dieſerhalb wegen der Frage an? als wegen der Frage quomodo? ein gemeinſchaftliches Einverſtändniß pflegen, einer ohne den andern nicht darauf eingehen, noch ſich von einander trennen, ſondern ein feſtes, genaues, freundſchaftliches Concert beobachten, und in ſelligem hiebey durchaus unverbrüchlich zu Werke gehen wollen.

Zweiter Separat und Geheimer Artikel.

Gleichergeſtalt wollen gedachte drey centrahirende höchſte Theile, die bey einer künftigen Römiſch-Königl. Wahl-Capitulation anzubringenden Monita, und zu urgirenden Zuſätze und Veränderungen je eher je lieber im Voraus unter einander vertraulich überlegen, Sich darüber vereinigen, und ſolche bey Errichtung der künftigen Wahl-Capitulation in gemeinſchaftlicher, geſchloſſener Uebereinſtimmung zu befördern, und geltend zu machen ſuchen, inſonderheit unter andern dahin ſehen, daß neben dem Weſtphäliſchen, und andern Reichs-Friedens-Schlüſſen auch der vom geſammten Teutſchen Reich genehmigte Teſchenſche Friede vom Jahr 1779. in ſothaner Wahl-Capitulation namentlich mit angezogen, und bekräftiget werde.

Dritter Separat und Geheimer Artikel.

Dafern vielleicht von einem und dem andern teutſchen Fürſtlichen Hof die Errichtung einer neuen Chur-Würde für ſich geſucht, oder etwa dergleichen von dem Kaiſerlichen Hofe ſelbſt, oder ſonſt einem andern Hof eingeleitet oder vorgebracht werden möchte; So verſprechen Höchſtgedachte centrahirende Theile darüber eine vollſtändige, unbeſchränkte vertrauliche Com-

Communication mit und gegen einander zu beobachten, und nicht anders, als im gemeinſamen Einverſtändniß und Vertrauen dieſerhalb zu tractiren, noch darauf ſich einzulaſſen.

Gegenwärtige Separat und Geheime Artikel, ſo vorerſt geheim zu halten, ſollen gleiche Kraft und Verbindlichkeit haben, als wenn ſie der am heutigen Tage vollzognen Haupt-Convention von Wort zu Wort eingerückt wären, auch gleichergeſtalt ratificiret, und die Ratificationen darüber zugleich mit den Ratificationen über jene gegenſeitig ausgewechſelt werden.

Deſſen zur Urkund ſind ſelbige von den bevollmächtigten Miniſtern kraft der einander ausgehändigten Vollmachten unterſchrieben, und mit ihren Petſchaften beſiegelt worden.

So geſchehen Berlin den drey und zwanzigſten Julii Ein Tauſend Sieben Hundert und Fünf und Achtzig.

(L.S.) Ludwig Friedrich von Beulwitz. (L.S.) Carl Wilhelm Graf v. Finckenſtein.

(L.S.) Friedrich Auguſt Graf v. Zinzendorf und Pottendorf. (L.S.) Ewald Friedrich von Hertzberg.

VII.

Noch ein Separat-Artikel.

In Ansehung der Titul, welche bey Gelegenheit der gegenwärtigen Unterhandlungen, in den Vollmachten, den Tractaten selbst, oder sonst gebraucht, oder von einem und dem andern Theile ausgelassen worden, auch bey den künftigen Ratificationen, Beitritts-Acten, oder sonst gebrauchet, oder ausgelassen werden möchten, wird ausdrücklich verabredet und festgestellet, daß solcher Gebrauch oder Nichtgebrauch den Rechten keines Theils nachtheilig seyn, noch darwider jemahls angezogen, oder etwas nachtheiliges daraus gefolgert werden, auch die dermalige Art der Unterschriften in allen künftigen Fällen, wo unter Mitgliedern des Churfürstl. Collegii als Churfürsten gehandelt und geschlossen wird, der Beobachtung der Collegial-Ordnung, so wie bey den Verhandlungen, also auch bey den Unterschriften gleichergestalt unnachtheilig seyn, und darwieder niemals angezogen werden solle.

Dieser Separat-Artikel soll eben die Kraft haben, als wenn derselbe der Convention selbst wörtlich einverleibet wäre, auch von den Höchsten Contrahenten selbst gleichergestalt ratificiret werden.

Dessen

Deſſen zur Urkund haben die Bevollmächtigten der drey verbundenen Höfe dieſen Artikel beſonders ausfertigen laſſen, unterſchrieben und beſiegelt.

So geſchehen Berlin den 23ten Juln Ein Tauſend Sieben Hundert und Fünf und Achtzig.

(L.S.) Ludwig Friedrich von Beulwitz. (L.S.) Carl Wilhelm Graf v. Finckenſtein.

(L.S.) Friedrich Auguſt Graf v. Zinzendorf und Pottendorf. (L.S.) Ewald Friedrich von Hertzberg.

Nach ſorgfältiger Durchſicht vorſtehender Abſchriften wird unter Beidrückung des Geheimen Archiv-Siegels von mir zu öffentlicher Treue und Glauben hiermit beſcheiniget, daß dieſelben mit den im Königl. Geheimen Staats- und Cabinets-Archiv aufbewahrten Original-Urkunden von Wort zu Worte genau übereinſtimmen.

Berlin den 7ten April 1815.

(L. S.) Martin Kahlen
Königl. Preuß. Geheimer Rath
Geheimer Staats- und Cabinets-Archivar.
m: ppria.

Beilage

Beilage L.

zu Seite 139 und 148.

Ueber den deutſchen Fürſtenbund.

Geſchrieben zu Ende des Jahrs 1785.

Die politiſchen Zeitumſtände können ihrem denkenden Beobachter nicht leicht ein intereſſanteres Schauſpiel darbieten, als wenn mehrere Kräfte ſich zu einem großen Zwecke vereinen. Und iſt Erhaltung gemeiner Freiheit und Rechte dieſer Zweck; kömmt es darauf an, eine ſchon durch ihr Alter ehrwürdige, ſchon in ſo manchen Zeitläuften beſtandene, mit ruhmwürdiger Arbeit und Kampf errungene und eben deshalb deſto theurere freie Verfaſſung ſo ganz und rein, wie ſie das itzige Geſchlecht von edlen Vorfahren erbte, auch der Nachwelt zu überliefern; wird bey den erſten Vorſtehern eines großen Volks das Gefühl des alle gleich nahe angehenden öffentlichen Wohls, dringend und mächtig genug, um jedes trennende Privatintereſſe ihm ſchicklich unterzuord-

ordnen: dann muß auch in einem Zeitalter, wo Verfeinerung und Luxus Kraft und Nerven erſchlafft zu haben ſchienen, doch ſo ein Anblick die faſt unwahrſcheinlich gewordene politiſche Tugend wieder wecken und alle edles Mitgefühls empfängliche Zeitgenoſſen mit Gemeingeiſt und Theilnehmung für eine Verfaſſung erwärmen, die der Erhaltung um ſo werther wird, da ſie ſo große Empfindungen in den erſten Bürgern des gemeinſchaftlichen Vaterlandes hervorzubringen fähig war.

Die im itzigen Jahre geſchloſſene Verbindung patriotiſcher deutſcher Fürſten, hat dieſe glückliche Folge auf eine Art hervorgebracht, die unſerm Vaterlande und unſerm Zeitalter zu wahrer Ehre gereicht. Von einem Ende Deutſchlands bis zum andern, und, mit ſtrengſter Wahrheit kann ich hinzuſetzen, auch weit über die Gränzen Deutſchlands hinaus, hat man mit Beifall vernommen, daß unſre Fürſten ſich gemeinſchaftlich verbunden hätten, Gerechtigkeit und Freiheit zu ſchützen, Jedem das Seine zu ſichern, über Geſetze und Recht zu halten, unſre ehrwürdige deutſche Verfaſſung in ihrem unverrückten Weſen mit gemeiner Kraft zu ſtützen und mit patriotiſchem Muth jedem Anfall, der ſie zu ſtürzen drohte, zu wehren.

In den Cabinetten billigte man die weiſe Politik dieſer Maasregeln, die man den Zeitumſtänden angemeſſen und wohlthätig fand für die Ruhe von Europa, deſſen Mittelpunkt unſer Vaterland iſt; von der Oſtſee bis jenſeits der Pyrenäen, erkannte jeder denkende Mann ihre Gerechtigkeit und theilte den Edelmuth, der ſie eingegeben hatte; der Deutſche fühlte ſich einmal wieder ſtolz, dieſen Namen zu tragen, und fing an zu glauben, daß deutſcher Patriotismus auch außer den Geſängen unſrer edlen Dichter noch ſich finden mögte.

Doch auch nicht alle Deutſche wollten dieſen ſo natürlichen Empfindungen ſich überlaſſen, nicht alle die Sache aus ihrem ſo auffallend richtigen und einfachen Geſichtspunkte betrachten. Die patriotiſche Aſſociation trat gewiſſen Planen und Abſichten in den Weg und mußte deren Urhebern nothwendig misfallen. Man verſuchte es alſo, ſie überall zu verſchreyen. Da man ihre Geſetzmäßigkeit nicht beſtreiten konnte, ſo lieh man ihren Stiftern bald dieſe bald jene gehäſſige Beweggründe, die doch jeder unpartheiiſche Beobachter der Lage der Dinge undenkbar finden mußte. Dieſer edle Bund, der ſo unverkennbar nur zur Vertheidigung des einmal wohl erworbenen Beſitzes geſchloſſen war, ſollte dennoch Ver-

Vergrößerung und Feindseeligkeit zum Zweck haben; er, der jeder eigennützigen Politik sich entgegensezte, sollte doch nur ihr Werk seyn; eine Gefahr, welche so vielen Ständen des Reichs sehr reel schien, wurde für eine Chimäre ausgegeben und doch der heftigste Widerwille gegen eine Verbindung bezeugt, die, wenn sie nur gegen eine Chimäre gerichtet war, die unschuldigste, harmloseste Sache in der Welt seyn mußte. Zwar konnten Ausstreuungen der Art bey Jedem, der die wahren politischen Verhältnisse genauer kannte, nur Lächeln erregen über die sonderbaren Wendungen, die man sich oft erlaubte; und immer mehrere patriotische Stände gaben durch ihren Beitritt thätig zu erkennen, wie sie ihre Vereinigung gerade um so nothwendiger hielten, je mehr man sie zu hindern bemüht war. Indeß finden auch die unrichtigsten Vorstellungen bey dem großen Publikum immer einigen Eingang, wenn sie nur oft und in einem Ton wiederholt werden, den besonders der Verfasser einer so eben erschienenen kleinen Schrift *) meisterhaft getroffen hat, der sich nichts Minders erlaubt, — als die erleuchteten Stände des Reichs für Visionairs

zu

*) Ueber die Königl. Preuß. Association zu Erhaltung des Reichssystems. Von Otto von Gemmingen, Reichsfreyherrn. Unter dem Titel Deutschland zu Wien gedruckt.

zu erklären, die ein Gespenst drohender Gefahr und die Arglist dessen, der es aufstellt, in eine unnütze Verbindung geschreckt habe; der es wagt, einen Reichsstand, dessen Interesse nach der einfachsten Politik mit dem von Deutschland so innig verwebt ist, für den gefährdevollsten Feind deutscher Freiheit und Rechte anzugeben.

Vielleicht ist es also im gegenwärtigen Augenblick keine entbehrliche Bemühung, diese Angelegenheit wieder aus ihrem natürlichen Gesichtspunkte darzustellen, aus dem das große Publikum sich so leicht verliert, da es auch aus den gründlichsten Staatsschriften, die es nicht immer im Zusammenhange liest und die mehr für die Höfe und Kenner geschrieben sind, sich selten ganz deutliche Begriffe über den wahren Zusammenhang politischer Ereignisse bilden kann. Mit schuldiger Ehrfurcht für das Publikum, will ich alle künstliche Zusammenstellungen, gehässige Anklagen und Gegenbeschuldigungen, sorgfältig meiden, nur blos Fakta und natürliche Lage der Sache vorlegen und dann dem Leser selbst das Urtheil überlassen. Für so unpartheiisch, wie der Reichsfreyherr Otto von Gemmingen sich angiebt, kann ich mich freilich nicht ankündigen, ich muß vielmehr ganz ehrlich gestehen, daß ich die Parthey dessen, was ich nach meiner geringen

ringen Einsicht für Wahrheit und Recht erkenne, ganz eifrig ergriffen habe; nur dem partheilosen Publikum gebührt es, zu entscheiden, ob die Unpartheilichkeit des Herrn von Gemmingen oder meine zugestandene Partheilichkeit richtiger geleitet haben? Auch genieße ich freilich nicht des glänzenden Vorzugs, Kaiser und Reich ohne Mittel unterworfen zu seyn, durch welchen der Reichsfreyherr das Publikum über die Sache zu belehren, sich besonders berufen glaubt; indeß habe ich das gute Zutrauen zu der Stärke meiner Gründe, daß ihnen auch meine Mittelbarkeit keinen Eintrag thun werde.

Von allen Seiten wird es ohne Einschränkung zugestanden, daß die deutschen Reichsstände das Recht haben, unter sich alle und jede Verbindungen und Bündnisse zu schließen, die nur nicht gegen Kaiser und Reich gerichtet sind. Und freilich ist dieses Recht zu fest in den feierlichsten Reichsgesetzen gegründet, als daß es auf irgend eine Art bezweifelt werden könnte. Seit der Entstehung unsers heutigen Reichssystems war es natürliche Folge der Landeshoheit, daß die Stände unter sich alle und jede Verabredungen und Verbindungen treffen, alle Verpflichtungen gegen einander übernehmen konnten, die nur ihrer

Verpflichtung als Stände des Reichs nicht widerstrebten, nur dem allgemeinen Bunde, der sie alle zu einem politischen Ganzen umfaßte, nicht nachtheilig waren. In diesem natürlichen Lichte hat man die Sache von den ältesten Zeiten an betrachtet und die Stände des Reichs haben sich sehr oft, nach Lage der Zeitumstände, unter einander und auch mit auswärtigen Staaten verbunden. Schon Pfeffinger *) liefert uns eine zahlreiche Liste solcher Verbindungen vom Jahr 930 bis 1646, die izt noch sehr vermehrt werden könnte. Natürlich fanden diese ständischen Vereinigungen nicht immer den Beifall der Kaiser; und so wie diese sich gegen das Reich verpflichteten, ohne seine Einwilligung keine Bündnisse in dessen Namen zu schließen; so wollten sie auch dagegen den Vereinigungen der Stände ihre vorgängige Erlaubniß zur nothwendigen Bedingung machen. Der Unterschied zwischen diesen beiden Fällen war indeß nicht zu verkennen. Dem Kaiser, dem es übrigens als Reichsstand, so wie jedem andern, frey blieb, in dieser Eigenschaft alle Verbindungen zu schließen, die er seinem Haus- und Landes-Interesse gemäß fand, konnte vom Reiche unmöglich zugestanden werden, diese Privatverbindungen zu Reichsverbindungen

*) Vitriarius illustr. T. III. p. 400 seq.

gen zu machen und dem Reiche ohne sein Wissen und Willen Verbindlichkeiten aufzulegen, oder es Kriegen und Gefahren auszusetzen. Die Reichsstände waren dagegen ihrer Seits eben so sehr verpflichtet, sich in keine Verbindung einzulassen, die dem ganzen Reiche irgend nachtheilig seyn könnte; alle und jede andre Vereinigungen aber mußten, als diesem entweder wohlthätig oder gleichgültig, ihrem freien Ermessen überlassen werden. Die Stände bedienten sich daher auch dieses ihres natürlichen Rechts ohne Widerspruch, bis endlich der Westphälische Friede hierüber ganz bestimmt und deutlich die Gränzen der Rechte des Kaisers und der Stände so festsezte, wie sie schon die Natur der politischen Verhältnisse und undenkliches Herkommen bis dahin bestimmt hatten. Der Osnabrückische Friedensschluß Artikel VIII. §. 2. und der Münsterische Art. IX. §. 63. enthalten diese wichtige Vorschrift *), die man 1689 auch der Wahlcapitu-

*) Gaudeant sine contradictione jure suffragii in omnibus deliberationibus super negotiis imperii, praesertim ubi leges ferendae, vel interpretandae, bellum decernendum, tributa indicenda, delectus aut hospitationes militum instituendae, nova munimenta intra statuum ditiones extruenda nomine publico, veterave fir-

lation des Römiſchen Königs Joſephs I in der Maſſe einverleibte, wie ſie in der Wahlcapitulation Seiner itzigen Kaiſerlichen Majeſtät Art. VI. ſich findet *).

Nach

---

firmanda praesidiis, nec non ubi pax aut foedera facienda, aliave ejusmodi negotia peragenda fuerint; nihil horum aut quicquam simile posthac unquam fiat vel admittatur, nisi de comitiali liberoque omnium Imperii Statuum suffragio et consensu, cum primis vero jus faciendi inter se et cum exteris foedera, pro sua cujusque conservatione ac securitate singulis statibus perpetuo liberum esto; ita tamen, ne ejusmodi foedera sint contra Imperatorem et Imperium pacemque ejus publicam, vel hanc inprimis transactionem; fiantque salvo per omnia juramento, quo quisque imperatori et imperio obstrictus est.

*) Wir wollen und ſollen auch als erwählter römiſcher König nach angetretener Unſerer Kaiſerlichen Regierung, vor Uns ſelbſt, in des Reichs Handeln keine Bündniß oder Einigung mit andern in- oder außerhalb des Reichs machen, Wir haben dann zuvor der Churfürſten, Fürſten

Nach diesen gesetzlichen Bestimmungen, die in keinem spätern Reichsgesetze irgend einen Zusatz erhal-

sten und Ständen Bewilligung auf einen Reichstag hierzu erlanget.

Da aber Salus publica et utilitas eine mehrere Beschleunigung erforderte, da sollen und wollen Wir aller Churfürsten sämmtliche Einwilligung zu gelegener Zeit und Wahlstadt und zwar auf einer Collegial-Zusammenkunft und nicht durch absonderliche Erklärungen, bis man zu einer allgemeinen Reichs-Berathschlagung kommen kann, wie sonsten in allen andern des Reichs Sicherheit und Statum publicum concernirenden Sachen, also auch vornehmlich in dieser, zuvor erlangen.

Wann wir auch künftig unser eignen Landen halber einige Bündnisse machen würden, so solle solches anderer Gestalt nicht geschehen, als unbeschädiget des Reichs und nach Inhalt des Instrumenti Pacis.

So viel aber die Stände des Reichs belanget, solle denenselben allen und jeden das Recht, Bündnisse unter sich und mit Auswärtigen zu ihrer Sicherheit und Wohlfahrt zu machen, dergestalt frey bleiben, daß solche Bündnisse nicht wider den regierenden Römischen Kaiser und das Reich, noch wider Uns, den allgemeinen Land-Frieden, auch Münster- und Osnabrückischen Friedens-Schluß seye, und daß dies alles nach laut desselben, und unverletzt des Eides geschehe,

wo-

halten haben, auch ihrer Natur nach nicht erhalten konnten *), iſt alſo das Recht, Bündniſſe und Ver-

womit ein jeder Stand dem regierenden römiſchen Kaiſer und dem heiligen römiſchen Reich verwandt iſt.

*) Die Wiener Prüfung der Königl. Preußiſchen Erklärung liefert hiervon den beſten Beweis, da man in derſelben aus keinem Reichsgeſetz irgend eine Stelle hat anführen können, durch welche die Rechtmäßigkeit der geſchloſſenen Aſſociation auch nur ſcheinbar beſtritten würde. Ihr Verfaſſer hat gewiß keinen Fleiß geſpart, eine ſolche Stelle aufzufinden, und dieſe Bemühung hat ihn zu einem ſeltſamen Fehler verleitet, der billig in einer Staatsſchrift, die unter Autorität eines ſo großen Hofes erſcheint, hätte vermieden werden ſollen. Er führt nämlich die Reichs-Executionsordnung von 1673 an, in welcher zu einer immerwährenden, unveränderlichen Richtſchnur feſtgeſetzt ſey:

„Daß gar kein Stand den andern, um keinerley Urſache willen, wie die Namen haben mögten, auch in „was geſuchten Schein das geſchehe, heimlich oder öffentlich, weder für ſich ſelbſt, oder andere von ſeinetwegen, mit eigener That überfahren, denſelben beleidigen oder betrüben, noch einige Conſpiration „oder verbotene Bündniß wider denſelben aufrichten, und machen, noch an dieſer Theil nehmen „ſoll.“

Natürlich würde dieſe Stelle, wenn ſie auch wirklich in einem Reichsgeſetz ſtünde, nichts gegen eine Defenſiv-Verbindung beweiſen, die keinen andern Zweck hat,

Vereinigungen zu schließen, eines der wichtigsten Vorrechte aller deutschen Reichsstände, das keine

hat, als unverrückte Erhaltung des Reichssystems; immer würde eine solche Verfügung nach der klaren Vorschrift des Westphälischen Friedens und der Kaiserlichen Wahlcapitulation zu verstehen seyn und dem durch diese den Reichsständen erworbenen Bündniß-Rechte keinen Abbruch thun können. Aber die Reichs-Executions-Ordnung von 1673 ist kein Reichs-Gesetz. Jedem Publicisten ist es bekannt, daß nach der Handhabung Friedens und Rechtens von 1495 die einzige eigentliche und noch izt neueste Reichs-Executions-Ordnung diejenige sey, welche in dem Augsburger Reichs-Abschiede von 1555 von §. 31 bis 103. sich findet. Weil man in der Folge der Zeit diese Gesetze den veränderten Umständen nicht mehr ganz angemessen fand, so dachte man in verschiedenen Reichsschlüssen auf deren Berichtigung. Um das Jahr 1673 aber machte man auf dem Reichstage einen Entwurf einer verbesserten Reichs-Executions-Ordnung, den man dem Kaiser vorlegte. Dieser billigte ihn in verschiedenen Punkten, bey andern machte er Erinnerungen, und sandte ihn mit denselben an die Reichsversammlung zurück. Diese Erinnerungen hätten nun wiederum ein Gegenstand reichstäglicher Berathschlagungen werden müssen, und erst wenn Kaiser und Reich sich völlig verglichen, hätte aus dem Entwurf ein verbindliches Reichs-Gesetz werden können. Es ist aber diese Sache bis izt liegen und jenes Projekt also immer Projekt geblieben. Moser (in Nebenstunden von deutschen Staatssachen S. 224) glaubt zwar, daß es in denjenigen Punkten, welche

weitere Schranken kennt, als daß ſolche Verbindungen niemals gegen Kaiſer und Reich gerichtet ſeyn dürfen. Die garantirenden Mächte des Weſtphäliſchen Friedens haben die Stände hierbey zu ſchützen übernommen, und für das höchſte Oberhaupt des Reichs iſt die Aufrechthaltung dieſes Rechts eine Bedingung, unter der Ihm die Reichsregierung übertragen worden. Ob und welche Verbindungen die Stände zu Erreichung irgend eines Zwecks übernehmen wollen? bleibt hiernach ihnen allein überlaſſen. Kein Zweck kann indeß edler und würdiger ſeyn, als wenn mehrere patriotiſche Reichsglieder ſich zu ungekränkter Erhaltung der Verfaſſung des Reichs verbinden. Ihrer reifen Einſicht und ihrem Patriotismus ſteht es allein zu, zu urtheilen, ob in den Zeitumſtänden Veranlaſſungen ſich finden, von ihrem Rechte Gebrauch zu machen. Natürlich ſind ſie von den

welche die Kaiſerl. Monita nicht getroffen, und worüber alſo Kaiſer und Reich übereinſtimmen, verbindliche Kraft habe. Es iſt aber dieſes wenigſtens ſehr zweifelhaft, da auch dieſe Punkte nie auf eine legale Art durch einen Reichsſchluß publicirt ſind, weshalb auch die Reichsgerichte mit Recht nach dieſem Projekt nicht erkennen. Allemal aber hätte in der Wiener Staatsſchrift ein nicht exiſtirendes Reichsgeſetz nicht als ein ſolches citirt werden ſollen, ſo wenig es auch im gegenwärtigen Falle das beweiſen könnte, was man ſo gerne bewieſen hätte.

den Gründen, die dieses Urtheil bestimmten, Niemand Rechenschaft schuldig, und allemal ist die Vermuthung für sie, daß ihre Gründe wichtig und dringend gewesen seyn werden. Denkende Zeitgenossen und Geschichtschreiber haben freilich das unbestrittene Recht, diese Gründe aufzusuchen, die Triebfedern zu erforschen, und über die Zweckmäßigkeit und den Werth dieser, wie jeder andern Handlung politischer Körper, mit anständiger Bescheidenheit zu urtheilen. Wird nur diese beobachtet, so werden auch unsre deutschen patriotischen Stände es dem Privatschriftsteller nicht verargen, wenn er Zweifel gegen die Nothwendigkeit und den Nutzen einer geschlossenen Verbindung öffentlich bekannt macht. Bey derjenigen, von welcher hier die Rede ist, müssen Zweifel der Art um so unbedenklicher vorgetragen werden können, je leichter es einem nur etwas aufmerksamen Beobachter seyn muß, in den neuesten Begebenheiten die Gründe zu finden, welche wahrscheinlich die verbundenen Fürsten zur engern Zusammentretung veranlaßt haben mögten. Ich will es versuchen, ohngefähr den Ideengang eines solchen Beobachters zu zeichnen.

Es ist nothwendige Folge menschlicher Natur, daß in jedem freyen Staate, wo die Ausübung der

höchsten Gewalt durch Gesetze und Herkommen getrennt ist, jeder Theil die ihm übertragenen Rechte zu erweitern und seine Thätigkeit auch außerhalb der ihm durch die Constitution angewiesenen Schranken zu äußern strebt. Schon die Unbestimmtheit älterer Gesetze, die Zweideutigkeit der Sprache, und besonders die veränderten Umstände, und die Mannigfaltigkeit neu entstehender Fälle können dieses Bestreben hervorbringen. Daher in jedem freyen Staate beständige Aufmerksamkeit, Spannung und Beobachtung der mit der höchsten Gewalt bekleideten wirklichen und moralischen Personen unter einander, der ordentliche, natürliche, und gewiß nicht unglückliche Zustand ist; daher dem ersten Grundvertrage immer genauere und deutlichere Bestimmungen zugesetzt, die Reichsgesetze immer vervielfältigt, die Schranken jedes Theils immer sichtbarer abgesteckt werden. Dies also war auch der Gang in Deutschland. Sicher ist es nicht Beleidigung des Durchlauchtigsten Erzhauses Oesterreich, wenn man denjenigen seiner Glieder, welche die deutsche Kaiserwürde besaßen, eine Eigenschaft beimißt, die nothwendige Folge menschlicher Natur ist. Als eine der ersten europäischen Mächte suchte das Erzhaus immer die Kaiserwürde als Werkzeug seiner Vergrößerung in jener Beziehung zu nutzen und den Kräften des Reichs

die-

diejenige Richtung zu geben, die dem Interesse seiner Erbstaaten die günstigste war. Die Verfassung des deutschen Reichs war ihm hierin oft hinderlich, und also Erweiterung der kaiserlichen Rechte über die hergebrachten Gränzen zu genau mit dem politischen Interesse der Oesterreichischen Monarchie verbunden, als daß ihre staatsklugen Beherrscher, oder deren Rathgeber und Diener, irgend eine Veranlassung zu derselben hätten unbenuzt lassen sollen. Die Geschichte enthält die umständlichsten Beläge dieser dem Erzhause so natürlichen Politik, an die es unnöthig wäre, hier erinnern zu wollen. Den kürzesten Beweis liefert schon eine Vergleichung der Kaiserlichen Wahlcapitulationen von Kaiser Carl V an, unter dem sie eingeführt wurde, bis Joseph II. Jede derselben enthält neue und deutlichere Bestimmungen der Rechte des Reichs-Oberhaupts, zu welchen dessen Wähler in den Handlungen des nächsten Vorfahren die Veranlassung fanden. Jeder Commentar über die Wahlcapitulation irgend eines Kaisers muß daher allemal die pragmatische Geschichte der Regierung seines Vorgängers enthalten.

Ein Kaiser aus einem minder mächtigen Hause würde vielleicht weniger Vorsicht nothwendig gemacht haben, aber natürliche Gründe ließen die Kaiserwahl in

in einer Reihe mehrerer Jahrhunderte faſt ununterbrochen auf den Beherrſcher einer Monarchie fallen, der an Größe, Volksmenge, vortheilhafter Lage, in ältern Zeiten oft keine, und in neuern kaum zwey unter allen europäiſchen beikamen; der lange Beſitz der Kaiſerwürde mußte die Intereſſen des Wahl- und Erbreiches immer inniger in einander verſchlingen, und jenes natürlich immer mehr dieſen unterordnen. Dies waren Gründe, welche bey den Ständen des Reichs die höchſte Behutſamkeit rechtfertigten, und ſie bewogen, die Schranken der Gewalt immer genauer zu beſtimmen, die ſie Fürſten anvertrauten, welche ſo dringende Veranlaſſungen und ſo wirkſame Mittel hatten, jede Unbeſtimmtheit zu ihrer Erweiterung zu benutzen; Fürſten, denen ſelbſt die wirkliche Größe ihres Erbſtaats den Reiz zu deſſen immer fortſchreitender Vergrößerung darbieten, deren Plane in alle großen Angelegenheiten von Europa eingreifen, und deren Intereſſe es ſeyn mußte, auch das deutſche Reich in ſie hineinzuleiten.

Noch mehr aber mußte äußere Aufmerkſamkeit und Vorſicht patriotiſche Pflicht deutſcher Stände werden, wenn in dem Beherrſcher der ſo mächtigen öſterreichiſchen Monarchie ſich vorzügliche Talente vereinten, die mehr als gewöhnliche Benutzung der großen, oft

ſchlum-

ſchlummernden Kräfte dieſer Monarchie mehr als gewöhnliches Streben nach Ausführung alter Vergrößerungsplane vermuthen lieſen. Fern vom Verdacht jeder Schmeicheley darf ich es ſagen, daß ſeit dem erſten groſſen Habsburgiſchen Kaiſer Rudolph I, wenige ſeiner Nachfolger ſo viele Eigenſchaften eines groſſen Regenten gezeigt haben, als Joſeph II in den wenigen Jahren ſeiner Alleinbeherrſchung der Oeſterreichiſchen Staaten bereits entwickelt hat. Mit raſtloſer Thätigkeit ſucht er jedes Gute, das er auf ſeinen Reiſen (deren noch nie ein Souverain ſo viele und in ſo entfernte Lande unternahm) von den Pyrenäen bis Moscau zerſtreut fand, in ſeine Staaten überzutragen; ohne Nachlaß zeigt er ſich bemüht, allen ſeinen Unterthanen Menſchen- und Bürgerrechte, Freiheit, Fleiß, Tugend und Aufklärung zu geben, durch weiſe Duldſamkeit ihre Zahl zu mehren, durch reiſe Benutzung aller mächtigen Kräfte ſeiner Lande binnen kurzer Zeit andre Staaten nachzuholen, deren frühere Aufklärung einige Schritte voraus gethan haben mochte, und bald die Oeſterreichiſche Monarchie zu einer Macht und zu einem Wohlſtand zu leiten, wie ſie noch keine frühere Geſchichte kannte. So ein Monarch mußte natürlich faſt allen europäiſchen Staaten ſorgſame Aufmerkſamkeit und Beobachtung zur Pflicht machen, um zu ſehen,

ob

ob etwa auch äußere Erweiterung seines Reichs mit in seinen großen Plan gehören mögte? In der That wurde man bald auf die Vermuthung geleitet, daß Joseph II sich durch äußere Verhältnisse und ältere Verträge mit fremden Staaten nicht so gebunden glaube, um nicht von jeder Verpflichtung, die ihm lästig würde, bey günstiger Gelegenheit sich losmachen und seinen Unterthanen auch noch so feierlich verschlossene Quellen von Thätigkeit und Reichthum öffnen zu können. Niemand war bey dieser Beobachtung mehr interessirt, als die Stände des deutschen Reichs, deren Rechte allein auf der unverletzlichen Heiligkeit alter Verträge beruhen. Freilich ging sie der Barriere-Traktat und die Freiheit der Schelde unmittelbar nichts an; aber sicher mußte es ihre Aufmerksamkeit wecken, wenn der große Staatsminister Josephs II dem holländischen Gesandten keinen andern Grund, als den Willen seines Herrn anführte, warum der erstere Traktat nicht mehr gelten sollte *), und wenn denn würklich seine Gültigkeit

*) Man erinnert sich der im März 1782 öffentlich bekannt gewordenen und nie widersprochenen Conversation ministerielle entre le Prince de Kaunitz et le Comte de Wassenaer, deren Ton so auffallend war. L'Empereur ne veut plus entendre parler

keit sofort aufhörte. Auch war die Betrachtung sehr natürlich, daß der Westphälische Friede nicht von höherm Alter und größerer Heiligkeit sey, als der Münsterische, dessen Vernichtung vor den Augen von Europa versucht wurde.

In Deutschland selbst geschahen allmählig Schritte, die dem allgemeinen politischen System des Wiener Hofes zu genau anzupassen schienen, als daß man sie nicht für Vorbereitungen zu noch wichtigern hätte halten sollen. Die Diöcesan-Rechte der deutschen Erz- und Bischöfe sind ein so wesentlicher, durch den Westphälischen Frieden bestätigter Theil der Rechte unsrer geistlichen Fürsten, daß ihre auch dabey nicht unmittelbar interessirten weltlichen Mitstände deren versuchte Beschränkung nicht gleichgültig ansehen konnten. Die Art der Behandlung des Hochstifts Passau mußte besonders auffallend seyn, da demselben unmittelbar nach dem Tode seines lezten Fürst-

ler des Barrieres. Elles n'existent plus. Dies war eine Sprache, die man bisher in den Unterhandlungen zweier unabhängiger Staaten über ihre auf den feierlichsten Traktaten beruhenden Rechte nicht gewohnt war. Der holländische Gesandte antwortete umsonst que jusqu'ici il avoit cru, toujours que les Traites etoient quelque chose.

Fürſt-Biſchofs im Jahr 1783 nicht nur ſeine unſtreitigen Diöceſanrechte im Erzherzogthum Oeſterreich genommen, ſondern ſogar alle darin belegenen biſchöflichen Güter und Gefälle, ja ſelbſt die dem Domcapitel zuſtehenden Beſitzungen eigenmächtig entzogen wurden. Umſonſt wurden Reichs- und Kirchenverfaſſungen, undenklicher Beſitz und beſonders auch ein noch im Jahr 1728 mit Kaiſer Carl VI geſchloſſener ausdrücklicher Vergleich *) hiegegen

*) Dieſer Vergleich wurde bey Gelegenheit der Erhebung des Bisthums Wien zu einem Erzbisthum abgeſchloſſen, da ihm das Hochſtift Paſſau einen Theil ſeiner Diöces im Oeſterreichiſchen abtreten mußte. In demſelben findet ſich folgende Stelle: sub fide nostra Caesarea et Archi-Ducali spondemus pro Nobis Successoribusque Nostris, quod facta semel supradictae quartae Austriae infra Silvam Viennensem dismembratione et Ecclesiae Metropolitanae Viennensi incorporatione, neque Nos neque Successores Nostri pro ulteriori Dioeceseos Pataviensis dismembratione, etiam quoad partem minimam, sub quocunque excogitabili praetextu, etiam majoris utilitatis, necessitatis, vel decoris, vel alterius, cujuscunque ullo unquam tempore, instantiam sive judicialem, sive extrajudicialem et per viam gratiae simus facturi, aut ab alio fieri passuri.

gegen in den dringendsten Vorstellungen angeführt. Der Kaiserliche Hof beharrte standhaft bey seinem freilich der Politik eines souverainen Staats, aber nur nicht der Verfassung und den Grundgesetzen des Reichs gemäßen System, keine fremde geistliche Gewalt innerhalb seiner Lande zu dulden; die rechtmäßigsten weltlichen Besitzungen des Hochstifts und Domcapitels zu Passau in dem Erzherzogthum Oesterreich mußten mit Aufopferung der sämmtlichen Passauischen Diöcesanrechte und überdem der Summe von 400,000 Gulden von neuem erkauft werden. Auch der erleuchtete Erzbischof von Salzburg mußte gleiche Kränkung seiner wohlhergebrachten Diöcesanrechte über die Bisthöfe von Gurk, Chiemse, Seckau und Lavant, und, wenigstens für eine Zeitlang, auch die Einziehung seiner Besitzungen in den Oesterreichischen Staaten dulden. Der schwäbische Kreis hatte Grund sich zu beschweren, daß verschiedene seiner Glieder der Oesterreichischen Landeshoheit in dem Markgrafthum Burgau unterworfen wurden, und auch den Münchner Hof mußte es beleidigen, wenn in den seiner unstreitigen und alleinigen Landeshoheit unterworfenen Böhmischen Lehen in der Oberpfalz eine Oesterreichische Werbung eingeführt werden sollte. Auch auf dem Reichstage versuchte die Erzherzogliche Gesandschaft eine, altem Herkommen, dem Haupt-

grunde alles Ceremoniels widersprechende Neuerung, da sie bey ihrer Legitimation wegen des itzigen Kaisers Maj. sich von den fürstlichen Gesandten trennen und ohne Grund den Churfürsten gleich gesezt seyn wollte. Noch auffallender aber war es, wie in sehr vielen reichsständischen Landen plözlich eine Menge Kaiserliche Panisbriefe erschienen, welche Unterhalt für Oesterreichische Bedienten von Immediat- und Mediat-Stiftern foderten, in welchen sich doch die römischen Kaiser nie im Besitze dieses bekanntermaßen allein auf der Observanz beruhenden Rechts befunden hatten. Sogar wurde den schwäbischen Reichsprälaten die Entrichtung ansehnlicher Absenzgelder zugemuthet, weil in ihren Stiftern seit Jahrhunderten Paniſten möglich gewesen wären, welche die ehemaligen Kaiser aber zu ernennen unterlassen hatten. Auch bey dem Durchmarsch der österreichischen Truppen nach den Niederlanden war das Betragen der Kaiserl. Königl. Commissarien, welche wegen Verpflegung derselben in den Reichslanden Vergleiche schließen sollten, nicht immer von der Art, wie es freie Reichsstände von einem Mitstande (denn die Kaiserl. Würde kam hier nicht in Betrachtung) erwarten konnten *).

Alles

*) Alle diese hier nur kurz berührten Fakta sind reichskundig

Alles dieses waren Umstände, welche zusammengenommen Aufmerksamkeit und Nachdenken rechtfertigten. Aber wie sehr wurden diese plözlich durch einen ungleich wichtigern Punkt allein beschäftigt, als Anfangs dieses Jahres des Herzogs von Zweybrücken Herzogl. Durchl. ein Antrag geschahe, der in Absicht seines Gegenstandes und der Art, wie er vorgebracht wurde, gewiß der sonderbarste war, der je einem deutschen Reichsstande, Namens eines andern, geschehen ist. Es ist unnöthig, sich bei derselben zu verweilen, da das Publikum nunmehr in der Königl. Preuß. Beantwortung der Prüfung des Wiener Hofes die vollständigste und zuverlässigste Aufklärung über diese Geschichte erhalten und mit Erstaunen gesehen hat, wie man von einem Reichsfürsten hat verlangen können, auf eine blos mündliche Proposition binnen acht Tagen zu Abtretung des wichtigsten Theils seiner Erbstaaten, ohne Rücksprache mit Freunden und Bundesgenossen, sich zu entschließen,

dig und ihre umständlichen Beweise von den interessirten Partheien ihren Reichsmitständen vorgelegt. Im Hrn. Professor Reuß deutscher Staats-Canzley findet man von den meisten zuverlässige Nachrichten. Von den über die Pantsbriefe erschienenen Schriften und den sehr weit getriebenen Anmaßungen des Kaiserl. Hofes, s. auch die allgem. deutsche Bibliothek 62ter B. 2tes St. S. 1 u. f. w.

und dafür an den Gränzen Deutschlands eine Entschuldigung anzunehmen, deren Werth und Verhältniß zu seinem Verlust er bey dem blos mündlichen Antrage unmöglich mit einiger Genauigkeit übersehen konnte, und die nachher bey genauerer Untersuchung kaum von halbem Werthe befunden wurde *). Voll edlen

*) In der Königl. Preuß. Beantwortung S. 16. ist das Verhältniß so angegeben:

Die auszutauschenden Bayerschen Lande haben:

□ Meilen.	Einwohner.	Landesherrl. Einkünfte.
784.	1,300,000.	7 Millionen Gulden.

Der dagegen angebotene Theil der Oesterreichischen Niederlande hat:

□ Meilen.	Einwohner.	Landesherrl. Einkünfte.
290.	1,200,000.	2½ Mill. Gulden.

Diese Bestimmungen sind die zuverlässigsten, welche man itzt haben kann, ob man gleich hier, wie bey den meisten ähnlichen Angaben, in den neuesten statistischen Schriften viele Varianten antrift. Die in den Schlözerischen Journalen gelieferten Data von den Oesterreichischen Niederlanden sind offenbar ganz ungemein übertrieben, da nach Briefwechsel Heft 16. S. 240. die Volksmenge über 4 Millionen Menschen, und nach Staatsanzeigen Heft 19. S. 355. die Einkünfte 9 Millionen Gulden betragen sollen; selbst ein sehr wohl unterrichteter Oesterreichischer Schriftsteller (Hr. Abt Feldiger, in seiner Anl. zur Erdbeschr. 1. S. 57.) setzt jene nur auf 1,600,000 Men-

edlen Gefühls ſeiner wahren Würde und des Intereſſe ſeines Hauſes, wieß zwar der edle Fürſt ohne Be-

Menſchen, und erklärt 2 Mill. ausdrücklich für übertrieben, mit der richtigen Bemerkung, daß die vereinigten Niederlande ſonſt weniger als die Oeſterreichiſchen bevölkert ſeyn würden, welches bekannter Erfahrung widerſpreche; und ein von Wien ſich herſchreibender Finanzetat (im Hrn. Büſchings Magazin Band 17. S. 420.) beſtimmt die Einkünfte nur auf 9,181,000 Gulden. Wenn man von dieſen Summen, die für die ſämmtlichen Niederlande gelten, den Betrag der Provinzen Namur und Luxemburg nur nach einem ohngefähren Anſchlage abzieht; ſo wird man gewiß finden, daß hier bey den obigen Beſtimmungen nicht mit Partheilichkeit verfahren ſey. Dagegen ſind die Einkünfte der Bayerſchen Lande, in Hrn. Schlözers Staatsanzeigen Heft 14. S. 222. zu gering, auf 5 Millionen Gulden, und noch unrichtiger in der neueſten Staatskunde von Deutſchland 21em St. bald auf 4,472,000 Gulden, bald gar nur auf 3,291,000 Gulden angeſetzt. Die daſelbſt gelieferten Rechnungen betreffen nicht alle Bayerſche Lande, und es müſſen auch ſonſt in ihnen Lücken und Fehler ſeyn. Ich finde indeß in eben dieſem Werke S. 16. ein ſehr erhebliches Faktum. Die Steuern in Bayern verhalten ſich zu den Oeſterreichiſchen wie 1 zu 5½. Hieraus erhellt der ausnehmende Vortheil, der dem Erzhauſe durch den Beſitz von Bayern erworben würde, da es in dieſer neuen Provinz ſeinen Steuerfuß einzuführen wohl nicht unterlaſſen dürfte, zugleich aber auch von wie ausnehmender Wichtigkeit es den Bayerſchen Unterthanen ſeyn müſſe, nicht weggetauſcht zu werden.

denken einen eitlen Königs-Titel ab, der mit Aufopferung ſeiner wahren Größe und Macht ſollte erkauft werden. Ganz Deutſchland gab Seinem gerechten und weiſen Betragen Beifall, konnte aber, wenn gleich in Abſicht des gegenwärtigen Augenblicks beruhigt, gewiß nicht ohne Beſorgniß die Gefahr überdenken, der ſeine Freiheit und ſein Gleichgewicht waren ausgeſezt worden. Deutſche Freiheit und Gleichgewicht ſollen zwar, nach dem Urtheil Einiger, leere Töne ſeyn! gerade wie man auch immer in den Zeitpunkten das Gleichgewicht von Europa für eine politiſche Chimäre erklärte, wenn es von einer oder andern Seite auf ſeine Erſchütterung abgeſehen war. Freilich iſt das Wort: Gleichgewicht von Deutſchland, erſt in neuerer Zeit öfterer gehört worden, vermuthlich wohl nur aus dem Grunde, weil man vorher nicht ſo dringend an die Sache erinnert wurde, und vielleicht dürfte es von gleichem Alter mit dem auch in Deutſchland neuem Worte: Droit de convenience ſeyn. Allerdings beruhet die unverrückte Fortdauer darauf, daß Jedem ſeine Rechte nach Vorſchrift der Geſetze und des Herkommens ungekränkt erhalten werden. Aber auch in dem allgemeinen europäiſchen Völkerſyſtem kömmt es blos darauf an, daß jeder bey dem wohlerworbenen Seinigen ungeſtört bleibe, daß Verträge

und

und Friedensschlüsse heilig beobachtet werden. Aber damit dieses geschehe, hat die Kenntniß der menschlichen Natur bald auf die Vorsicht geleitet, daß kein Staat seine Macht so weit vergrößern dürfe, um die Freiheit Vieler und zuletzt Aller, blos von seiner Willkühr und Mäßigung abhängig machen zu können. Furchtbar war der Gedanke, daß ein Staat in Europa nur es wagen könne, zu sagen: Ich will diesen Vertrag nicht mehr. Mit Recht glaubte man nur dann auf heilige Unverletzlichkeit der Traktaten rechnen zu können, wenn keiner ihrer Contrahenten hoffen dürfte, sie ganz ungestraft zu brechen. Dies gab zu Verbindungen, zu Garantien der Verträge durch dritte Mächte den Anlaß, und leitete staatskluge Regenten von Europa ganz natürlich auf die Idee, daß gleiche Achtung für Recht und Billigkeit nur bey nicht zu ungleicher Vertheilung von Macht zu erwarten sey, und daß gemeinsame Kräfte allemal gegen den zu vereinen wären, der sich so weit über alle andre zu erheben strebte, um nur so lange gerecht seyn zu dürfen, als er es wollte.

Und warum sollte diese im europäischen Staatensystem richtige Politik es im deutschen weniger seyn? Sind die Grundgesetze dieses etwa fester gegründet, als die Verträge, welche europäische Staaten

binden? Kann die deutsche Reichsstandschaft das Gefühl von Gerechtigkeit und Billigkeit tiefer und unwandelbarer eingraben und die Leidenschaften des Ehrgeizes und der Vergrößerungssucht wirksamer bändigen, als man es bey den Vorstehern anderer Staaten gewohnt ist? Ist es unmöglich, daß einem Hause, das durch seine vielen Reiche und Besitzungen und durch die seit Jahrhunderten besessene deutsche Kaiserwürde schon so mächtig ist, noch einst ein Prinz geboren werde, der die gefährdevollen Plane eines Carl V. und Ferdinand II. wieder aufnehme, wenn deren Ausführung ihm durch immer zunehmende Vergrößerung noch mehr erleichtert ist? Und welche Vergrößerung konnte hier furchtbarer erscheinen, als wenn dieses mächtige Haus für ein Aequivalent von kaum halbem Werthe seine weiten Besitzungen vom Rhein bis fast ans schwarze Meer, in unzertrennter Strecke ausdehnen, sich von aller Abhängigkeit von fremden Mächten durch die Abgebung der Niederlande losmachen und zu seinen fortgehenden Erweiterungen ungeschwächte Richtung seiner Kräfte erwerben sollte? Wie sehr dieses unmittelbare Folge einer solchen Vertauschung seyn würde, zeigt sich am deutlichsten, wenn man nur überdenkt, wie das jetzige politische Verhältniß Frankreichs und Oesterreichs so ganz zum Vortheil der leztern Macht

das

dadurch abgeändert werden müßte. Frankreich kann Oesterreich von keiner Seite mit mehr Hoffnung eines guten Erfolgs angreifen, als in den Niederlanden. Die Eroberung desselben ist höchst wichtig und muß allemal gelingen. Sie fodert keine großen Kosten, da eine französische Armee mit größter Leichtigkeit in die Niederlande einrücken und aus dem eroberten Lande sogleich ihre Subsistenz ziehn, auch sowohl durch die Flüsse, als von der Seeseite alle Art von Zufuhr haben kann. Dagegen ist es für Oesterreich ungemein schwer, aus der Hauptmasse seiner Staaten zeitige und hinreichende Hülfe an die äußerste Gränze derselben zu bringen. Einer der besten Kenner *) sagt, daß die Oesterreichische Macht allein Frankreich nie hindern könne, die Niederlande in einer Campagne wegzunehmen, und alle Vortheile seyen hiebey so ganz auf französischer Seite, daß kaum England, Holland, der Kaiser und seine deutschen Alliirten zusammen genommen die Niederlande würden retten können. Der General Loyd räth daher sehr **), daß der Kaiser diese Provinz gegen

*) Der Oesterreichische General Loyd in den Grundsätzen der Kriegskunst S. 100.

**) Es ist bekannt, daß der Plan zur Vertheidigung Böhmens, den dieser Militair in seinem vortreflichen Frag-

Bayern vertauschen mögte, dies werde ihm eine ganz neue Stärke geben. Aber gerade aus eben dem Grunde kann und sollte Frankreich nie zugeben, daß Oesterreich diese ihm so wichtige schwache Seite verliere. Da jener Staat die Niederlande nicht selbst erhalten kann, so muß ihm kein Besitzer derselben lieber seyn, als Oesterreich *), das, wie wir noch so eben gesehn haben, hier auch selbst gegen Holland nicht einmal der stärkere Theil ist, und nicht ohne große Kosten **) und mannichfaltige Unbequemlichkeiten

---

Fragmente einer Geschichte des siebenjährigen Krieges vorgeschlagen, in dem Kriege von 1778 genau befolgt worden; ein Umstand, der auch schon diesen Rath eben desselben wichtig machen muß.

*) So auffallend richtig diese Bemerkung ist, so fand dieselbe doch zur Zeit der Erscheinung meiner Schrift Widerspruch. Mit Vergnügen habe ich daher in einem lange nachher durch Flassan bekannt gewordenen Memoire des Grafen Vergennes deren Bestätigung gefunden. Der französische Minister sagt seinem König fast mit denselben Worten gerade eben das, was hier von mir bemerkt worden. Er geht so weit, daß er den Oesterreichischen Besitz der Niederlande für Frankreich sogar vortheilhafter erklärt, als wenn dieselben diesem Reiche selbst abgetreten wären. S. oben Band I. S. 216.

Anmerkung späterer Zeit.

**) Man erinnert sich, daß Anfangs Novembers 1784 an allen europäischen Höfen der Marsch von 80000 Mann nach

keiten einen vergeblichen Versuch gemacht hat, die Traktaten, welche ihm in Benutzung dieser Lande die Hände binden, aufzuheben, und allen seinen Hauptforderungen hat entsagen müssen.

Daß Frankreichs Macht gegen Oesterreich nicht zu sehr geschwächt werde, ist für das Gleichgewicht Europa's von äußerster Wichtigkeit. Allen Mächten desselben muß daher daran gelegen seyn, daß Oesterreich seine schwache Seite durch den Besitz der Niederlande nicht verliere, und durch den Erwerb von Bayern nicht Frankreich auf immer außer Stand setze, im deutschen Reiche Alliirte zu haben, und wenn unter diesen, wie natürlich, der Regent von Bayern sich befindet, durch den Besitz der Donau bis ins Herz der österreichischen Staaten einzudringen, — ein schon mehr als einmal entworfener, und in der That sehr einfacher Plan, der bisher nicht durch die Stärke der Vertheidigung, sondern blos durch Fehler der Angreifer misglückt ist.

Die

---

nach den Niederlanden angekündigt wurde; es sind aber wirklich binnen Jahresfrist nur 36000 Mann hingekommen, deren Marsch nebst dem Transport der Artillerie u. s. w. fünf Millionen Gulden gekostet hat. Nun kommen noch die Kosten des Rückmarsches hinzu.

Die weitern gefährlichen Folgen dieſes Tauſch-Projekts für die Freiheit nicht nur von Deutſchland, ſondern von Europa überhaupt, ſind izt bereits ſo lichtvoll entwickelt *), daß es auch dem beredteſten Vertheidiger des Gegentheils nicht mehr gelingen wird, hierüber den Geſichtspunkt zu verrücken.

Mit Recht alſo mußte ganz Deutſchland beunruhigt werden, wie dieſes alte Lieblingsprojekt des Wiener Hofes, deſſen Ausführung man durch die feierliche Verpflichtung des Teſchenſchen Friedens auf immer abgewandt glaubte, jezt wieder durch einen Tauſchantrag erneuert wurde, der um ſo befremdlicher ſcheinen mußte, da er nicht einmal direkt von dem intereſſirten Hofe gewagt wurde, indem Vermeidung aller öffentlichen Bekanntmachung und eine Schnelligkeit, welche jede reife Erwägung ausſchloß, dabey Bedingungen waren.

Jezt, glaubten patriotiſche deutſche Reichsſtände, ſey es hohe Zeit, ihr Recht zu gebrauchen und durch gemeinſame Verbindung ihrer Kräfte dem Umſturz der Verfaſſung und Freiheit des Vaterlandes entgegenzutreten. Es erſchienen Abmahnungen, deren Ton die Fürſten noch mehr überzeugte, daß der Zeit-

*) In der Königl. Preuß. Beantwortung S. 13. 14.

Zeitpunkt wohl gewählt sey. Und so wurde also ein Bund geschlossen, sich gegenseitig bey seinen wohlhergebrachten Rechten zu schützen und die Verfassung des deutschen Reichs in unverrücktem Stande gegen jeden Angriff zu vertheidigen. Eine so offenbar gesetzmäßige, billige Defensiv-Verbindung kann nur dem misfallen, der durch Angriffe deutscher Verfassung und Freiheit seine Vergrößerung sucht. Jedem andern muß sie in Absicht der Folgen, die sie für ihn haben kann, wenigstens gleichgültig und in Absicht der Beweggründe ehrwürdig seyn. Umsonst sucht man zu beweisen, daß die deutschen Fürsten sich zu Werkzeugen der eigennützigen Politik eines Hofes durch diesen edlen Bund herabgewürdigt hätten. Eine Behauptung, von der es zweifelhaft scheint, ob sie mehr ungereimt oder beleidigend für die itzigen Regenten Deutschlands sey? Es läßt sich denken, daß ein Staat unter besondern Zeitumständen, durch Schwäche und Leidenschaften derer, denen seine Angelegenheiten anvertraut sind, sich zu einer Verbindung verleiten lasse, die seinem Interesse widerspricht; aber daß dieses zu gleicher Zeit von so vielen Höfen geschehe, als schon dem deutschen Bunde beigetreten sind; daß alle diese ihren wahren Vortheil ganz verkennen, alle mit kindischer Scheu vor einem Gespenst eingebildeter Gefahr, einem

nem Ungeheuer in die Arme eilen, das sie zu retten verspricht und künftig desto gewisser verschlingen wird; — dies ist moralisch und politisch unmöglich. Schon die ausnehmende Leichtigkeit, mit der die Association in so kurzer Zeit zu Stande gebracht wurde, giebt den besten Beweis, wie sehr sie in den Zeitumständen natürlich gegründet war, wie allgemein sie für Bedürfniß gehalten wurde. Sicher ist man auch in Wien ganz wohl davon unterrichtet, wie diese Idee nicht von einem Hofe allen übrigen mitgetheilt, sondern schon seit mehrern in den entferntesten Gegenden von Deutschland entstanden und allmählig gereift sey. Nicht der Blick eines einzelnen politischen Genies, das mehrere widerwärtige Interessen vereinen wollte, — sondern der beobachtende gesunde Menschenverstand, der die Zeichen der Zeit erkannte, und durch sie geweckes patriotisches Gefühl, haben dem deutschen Bunde sein Daseyn gegeben. Daher, daß er fast eben so bald geschlossen, als vorgeschlagen war, — daher, daß die Gemäther sich allenthalben mit gegenseitigem Vertrauen begegneten und bald über Grundsätze sich vereinigten, die schon jedem Einzelnen längst eigen waren.

Unter allen gesetzmäßigen Conföderationen der Reichsstände wird man nicht leicht eine finden, die mehr

mehr aus constitutionsmäßigen Gründen, und bey dringenden auffordernden Zeitumständen geschlossen wäre, als die gegenwärtige. Sicher darf man also auch dauernde Festigkeit ihr zutrauen, und Deutschland kann von ihr die wirksamste Aufrechthaltung seiner Verfassung und Fortdauer der allgemeinen Ruhe mit Zuversicht erwarten *). Jeder, der diese zu stören versuchte, wird am deutschen Bunde einen Damm finden, den er zuvörderst gewaltsam überwältigen muß, und dessen Bestand die ersten Mächte von Europa interessirt.

Von den verbundenen Fürsten selbst hat der Friede von Deutschland nichts zu besorgen. Ihr Zweck ist blos Vertheidigung und Erhaltung des itzigen Zustandes der Dinge; jeder hat dem andern sein Wort gegeben, fest auf Gerechtigkeit und Ordnung zu halten, mit dem wohlerworbenen Seinen zufrieden zu seyn und keinen Eingriff in die Rechte eines Andern, so wie nicht zu dulden, so auch nicht zu

*) Daß die Verbindungen der Stände oft diesen glücklichen Erfolg gehabt haben, ist eine sehr richtige Bemerkung, die der würdige Kaiserl. Königl. Archivarius, Herr Schmidt, bey Gelegenheit des Schmalkaldischen Bundes macht. (S. Geschichte der Deutschen Th. 5. S. 355.)

zu wagen. Bedürfte es also noch eines Beweises, daß der Königl. Preußische Hof keine Vergrößerungsabsichten zum Nachtheil des Reichs habe, so liefert ihn der deutsche Bund. Umsonst sucht man Mistrauen gegen diesen Hof zu erwecken, umsonst ihm Absichten anzudichten, die man gern bey ihm sähe. Wer jedem fremden Angriff zu widerstehen sich verpflichtet, entsagt kräftig dem eignen; wer fremdem Unrecht und fremder Gewalt entgegentritt, bindet sich selbst die Hände zu ähnlicher Unthat.

Die Geschichte der Vorzeit ist zwar kein Beweis dessen, was die Zukunft enthüllen kann; indessen giebt sie doch zu wahrscheinlichen Vermuthungen Anlaß, da die meisten Höfe gewissen in ihrer Lage gegründeten politischen Grundsätzen oft Jahrhunderte hindurch zu folgen pflegen. Wenn man hiernach die gewohnte Handlungsart des Churhauses Brandenburg unpartheiisch untersucht: so wird man nie Fälle anführen können, wo dasselbe durch Verletzung der Reichsverfassung und der Freiheit seiner Mitstände seine eigne Vergrößerung gesucht hätte. Alle seine Besitzungen im deutschen Reiche sind auf die rechtmäßigste Art erworben, durch Erbrecht angefallen, oder diesem Hause von Kaiser und Reich zur Entschädigung für Opfer, die es dem Wohl

Wohl des Ganzen brachte, zugetheilt worden. Immer hat es die deutsche Verfassung in ihrer vollen Wirksamkeit zu erhalten gesucht, zu allen dahin abzweckenden Reichsschlüssen kräftig mitgewirkt, und in den Kreisen, worin es das Direktorium hat, sich die strenge Befolgung der Ordnung und die ungesäumte Vollziehung reichsgerichtlicher Erkenntnisse ohne Partheilichkeit angelegen seyn lassen; kein mit den vielen und sehr zerstreut liegenden Brandenburgischen Gebieten gränzender Reichsstand wird über ein unfreundliches Benehmen und Vergewaltigung Beschwerde führen können *). Und welch einen glänzenden Beweis ächtdeutschen Patriotismus hat unser großer König nicht noch neuerlich dadurch gegeben, daß er im Bayerschen Erbfolgekriege sein Kriegesheer und seine Person im 66sten Jahre seines Alters, ohne eignes, unmittelbares und nahes Interesse für die Erhaltung der deutschen Reichsverfassung wagte!

Die

*) Der siebenjährige Krieg kann hiergegen nicht angeführt werden, da er bekanntlich eine Nothwehr war, wovon in dem damals erschienenen Memoire raisonné von dem Preußischen Hofe die unwiderlegbarsten, authentischsten Beweise geliefert sind.

Die Vergangenheit berechtigt also wenigstens nicht zu dem Verdacht ungerechter Eingriffe des Churhauses Brandenburg. Man muß vielmehr auch künftig ein gleich gerechtes und billiges Verhalten, um so mehr von ihm erwarten, da gerade dieses seine wahre Politik ist. Einem Kenner der itzigen Verhältnisse unsrer Staaten kann die Richtigkeit dieser Bemerkung nicht entgehen. Preußen gehört, nach der Größe und Produktion seiner Lande, und nach seiner Volksmenge nur unter die mittleren Mächte von Europa, und kann bey übrigens gleicher Benutzung der Kräfte, nie denen völlig beikommen, die bey ungleich größerm Umfange und ungleich reicherer Fruchtbarkeit mehr als dreifach größere Bevölkerung haben. Ist es im Stande gewesen, sich sogar gegen den vereinten Angriff dieser so überlegenen Mächte zu erhalten, und überhaupt in dem allgemeinen System von Europa sich bedeutenden Einfluß und Gewicht zu verschaffen; so wissen wir Alle, wie sehr dies Folge besonderer Umstände, Folge von Superiorität der Talente und ihrer ungewöhnlichen Anstrengung, Folge von unnatürlichen Verbindungen seiner Gegner, die keinen gemeinschaftlichen Zweck haben konnten, also mislingen mußten, gewesen sey. Allerdings scheint es die Ordnung der Dinge zu erfordern, daß kleinere Staaten durch weise Benutzung ihrer

ihrer Kräfte sich wieder ins Gleichgewicht mit grö-
ßern seßen, denen eine gleiche Oekonomie ihrer über-
wiegenden physischen Vortheile sonst eine zu große
Uebermacht sichern würde. Wohl also dem Preus-
sischen Staate, wenn weise Regierung, kluge Spar-
samkeit, Menschlichkeit, Vernunft und Aufklärung
ihm Bedürfnisse und Bedingungen seiner Größe sind;
wenn eine schlechte sich vernachlässigende tyrannische und
verfolgende Regierung ihm unausbleiblich Schwäche
und Untergang bewirken würde; wenn er nicht reich
genug ist, um verschwenden, nicht mächtig genug,
um ungerecht seyn zu können! So ein Staat
muß allen seinen Nachbarn Vertrauen einflößen,
und vorzüglich muß dies der Fall in Deutschland
seyn, da Preußen nie einen Vortheil von der Zer-
störung der itzigen Verfassung desselben haben kann;
vielmehr seine eigne Erhaltung deren unverrückte Fort-
dauer fodert, und nach der einfachsten Politik deut-
sches und preußisches Interesse sich nie im
Wege stehen können. Wäre es möglich, daß je
ein Umsturz der Reichsverfassung, eine Unterjochung
der deutschen Reichsstände dem preußischen Hofe
proponirt, und seine Einwilligung durch angebotene
Vortheile erkauft werden sollte: so müßte schon blos
sein Interesse ihn zwingen, einen so ungerechten
Antrag zu verwerfen und dessen Ausführung mit

allen Kräften zu wehren. Denn so groß auch immer die ihm angebotenen Vortheile seyn mögten, so müßten doch die, welche Oesterreich sich ausbedingen würde, ungleich größer seyn; das Verhältniß beider Mächte würde also ganz zum Nachtheil Preussens abgeändert und dessen baldiger Untergang davon sichrere Folge seyn. Ohne Oesterreichs Theilnehmung ließe sich so ein Plan gar nicht denken, und die entfernteste Anlage zu demselben würde durch den unfehlbaren wohlverdienten Verlust alles Vertrauens in und außer dem Reiche so empfindlich bestraft werden, daß, so lange man dem Kabinet von Berlin noch einige Begriffe von Politik zutrauet, auch nur ein solcher Gedanke für wahrhaft unmöglich gehalten werden muß.

Nach diesen in der Natur der Sache gegründeten Betrachtungen kann also den deutschen Reichsständen die Ueberlegung nicht schwer fallen, an welche der beiden größern Mächte sich näher anzuschließen, ihr Interesse anrathe? Ob an diejenige, von der sie nichts zu fürchten, aber um derselben eignen Vortheils willen, Vertheidigung zu erwarten haben; an diejenige, die bey Umkehrung des jetzigen Zustandes von Deutschland nichts gewinnen, oder Alles verliehren kann, bey der Politik und Gerechtigkeit in

eins

eins zusammenfließen? — Oder an diejenige, die wenigstens nach gemeinen politischen Begriffen sich einmal einbilden kann, bey einer Revolution zu gewinnen, und bey welcher strenge Beobachtung der bestehenden Verfassung nicht sowohl eigenes Interesse, als Gerechtigkeitsliebe und Mäßigung ist, die bey einer Folge von Regenten nicht ununterbrochen zu erwarten, keine Beleidigung ist.

Ohne Zweifel sind es diese so natürlichen Betrachtungen, welche die deutschen Fürsten bewogen haben, sich näher mit dem Preußischen Hofe zu verbinden und die vom Wiener Hofe angetragene ähnliche Association abzulehnen. Von dem aufgeklärten Geiste eben dieser Fürsten ist mit Zuversicht zu hoffen, daß sie sich immer in diesem so richtigen Gesichtspunkte erhalten, immer ihr wahres Interesse befolgen, und sich durch keine Verunglimpfung, keine sophistischen Scheingründe, keine Mistrauen nährenden Gerüchte, von dem schönen Bunde werden ableiten lassen, der Deutschland auf lange Zeit den Frieden, seinen Gesetzen Wirksamkeit und seiner Verfassung Dauer sichert.

Umsonst sucht man jezt diese jedem Patrioten so reizende Hoffnung dadurch zu vereitelu, daß man sich in öffentlichen und noch mehr in Privat-Schriften bemühet,

mühet, das Publikum irre zu leiten, die Eintracht unsrer edlen Fürsten zu zerstören, durch Beschuldigungen, deren Ungereimtheit in die Augen fällt, durch falsche Thatsachen und Entstellung weltbekannter Geschichte das Vertrauen gegen einen Hof zu schwächen, dessen Interesse glücklicher Weise mit dem Interesse von Deutschland so innig verwebt ist.

Keiner hat sich dieses mehr angelegen seyn lassen; Keiner mit dreisterer Miene Dinge gesagt, die nicht sind und nie waren; Keiner der bewiesensten Geschichte kühner widersprochen, — als der Reichsfreyherr Otto von Gemmingen. Um der Stärke und dem bindenden Zusammenhange der Gründe dieses Schriftstellers nichts zu benehmen, und auch den Verdacht der Uebertreibung, den ich mir bey Anführung mancher seiner Sätze allerdings zuziehn könnte, zu vermeiden, lasse ich seine Schrift hier ganz abdrucken; mehrere Stellen haben mir zu Gegenerinnerungen Anlaß gegeben, deren Vergleichung mit den Behauptungen des Hrn. Reichsfreyherrn vielleicht manchem Leser das Urtheil über diese wichtigste politische Angelegenheit unsrer Zeit erleichtern und ihn desto deutlicher überzeugen kann, auf welcher Seite sich Wahrheit und Recht finden.

Ueber

Ueber die Königl. Preußische Association zu Erhaltung des Reichssystems.

Von

Otto von Gemmingen,
Reichsfreyherrn.

Gefahr für deutsche Freiheit! So erschallt von allen Seiten das tausendzüngige Gerücht [1]).

Gefahr für deutsche Freiheit verkündigt ein mächtiger und weiser Fürst des Reichs in öffentlichen Staats-Schriften. Schon hat er sich mit einigen seiner Mitstände enger verbunden, und rastlos for-

1) Kein Gerücht entsteht ohne allen Grund. Ein sehr allgemeines, lang anhaltendes Gerücht hat immer einen hohen Grad von Wahrscheinlichkeit für sich. Im gegenwärtigen Fall ist aber von keinem Gerüchte die Rede, sondern von einer Meinung über die gegenwärtige politische Lage des Reichs, in welcher sehr viele seiner wichtigsten Glieder übereingekommen sind, und welche sie zu näherer Verbindung veranlaßt hat. Diese Meinung hat allemal die stärkste Vermuthung der Wahrheit für sich, und kann von einem Schriftsteller wohl mit Bescheidenheit bezweifelt, muß aber nie mit tausendzüngigem Gerücht verglichen werden.

dert er die übrigen auf, abzuleiten das Ungewitter, das er am deutschen Horizonte heraufziehn und fürchterlich nahen sieht.

Welcher auf sein nie unterjochtes Vaterland stolze Deutsche wird nicht aufgeschreckt werden durch diese Gerüchte und Anstalten? Aber was die Klugheit überall gebietet, wird er auch hier nicht vergessen! er wird fragen, wo das Gerücht herkomme? überdenken, was gefährlich seyn könne; erforschen, ob das Angeführte dazu gehöre, und endlich die Mittel prüfen, welche man zur Sicherheit vorschlägt. Dann erst wird er einen Entschluß fassen, wenn er untersucht hat, ob ihn die Furcht von einer anscheinenden Gefahr in keine größere unerwartet stürzen werde.

Und diese Untersuchung ist die Absicht gegenwärtiger Abhandlung, die bey einem so wichtigen Anlaß meinen Mitbürgern nicht gleichgültig seyn kann, und wenigstens die Vermuthung der Unpartheilichkeit für sich haben muß. Als freigeborner Deutscher, nur der Gesetze Unterthan, der keinen Herrn hat, als den er selbst sich giebt, darf ich frey meine Meinung sagen, und muß es thun, wenn von vaterländischer Freiheit die Rede ist; eine Freiheit, die meine Voreltern durch ihren Muth erhalten, und

mit

mit ihrem Blute versiegelt mir hinterlassen haben; die kein anderer Vortheil aufwiegen kann; von der mein Stand wie mein Vermögen abhängt.

Erster Abschnitt.

Vom Ursprung des Gerüchts, daß die deutsche Verfassung in Gefahr sey.

Jeder weiß, daß dieses Gerücht vom Hofe eines der weisesten Monarchen herkomme, der, eben so groß an der Spitze seines Kriegesheeres, wie am friedlichen Steuerruder des Staats, die Bewunderung der Nachkommen und die Zierde unsers Zeitalters seyn wird; und wer verkennt an diesen Zügen den König von Preußen?

Groß muß das Vorurtheil für eine solche Quelle seyn, denn ohnstreitig entgeht seiner Scharfsichtigkeit nichts, was Einfluß haben kann auf den großen Plan, den er entworfen und so unablässig befolgt hat. Aber, ist dieser Plan gerade die Erhaltung deutscher Verfassung? vielleicht selbst mit eigner Aufopferung [2])?

2) Beantwortet der Bayerische Erbfolgekrieg diese Frage etwa nicht deutlich genug? Aber der Herr Reichsfreyherr

Wie der Weise lächeln muß! wenn er hört, daß seine Minister diese prunkvolle Sprache führen, und daß der nachbetende Haufen alles getreulich wiederholt, zulezt selbst glaubt. Man ist längst gewöhnt, die Betheurungen von Uneigennützigkeit und natürlicher Billigkeit, mit welchen die Manifeste ausgeschmückt werden, nach dem Werthe gesellschaftlicher Komplimente zu schätzen: nur dem preußischen Kabinette gelingt es, diese verdächtige Münze in einigen deutschen Ländern noch gangbar zu erhalten [3]). Vielleicht

herr vergißt eine Frage, die seine übrigen entbehrlich macht: Erfordert Preußens Erhaltung nicht nothwendig die Erhaltung der jetzigen Verfassung Deutschlands? Sind Preußens und des Reichs Interessen nicht wesentlich mit einander verbunden? Niemand, der nur etwas die jetzige politische Lage von Europa übersieht, wird diese Frage verneinen können. Er zeige einen Fall, in welchem es Preußens wahres Interesse seyn könnte, wenn Deutschlands jetzige Verfassung zertrümmert würde? in welchem, wenn es auch für den Augenblick scheinbar dadurch gewönne, doch nicht seine relative Schwächung und dereinstiger Untergang unausbleibliche Folgen wären.

3) Der Herr Reichsfreyherr macht hier dem Preußischen Stempel ein großes Compliment, wenn er ihn für fähig erklärt, auch verdächtige Münze wieder in guten Ruf zu bringen. Wie es zugeht, daß die Königl. Staats-

leicht ist auch dieses Folge der Herrschaft, die ein großer Mann über die Meinungen seiner Zeitgenossen ausübt. Allein, je mehr man jene Ueberlegenheit fühlt, desto behutsamer wird man, desto sorgfältigerer Prüfung bedarf es. Nach den eignen Grundsätzen jenes großen Mannes muß unser Vertrauen nur auf die Ueberzeugung des gemeinschaftlichen Vortheils gegründet seyn.

Der gemeinschaftliche Vortheil erfordert, zu verhindern, damit nicht Deutschland durch das Uebergewicht des Hauses Oesterreich dessen allgemeiner Herrschaft unterworfen werde. Aber Schreckworte sind das, vor denen sich kein Neuling mehr entsezt: in der Politik wie in jedem menschlichen Wesen spielt man mit großtönenden Worten, die eben darum, weil sie

---

Staatsschriften in ganz Europa mehr Beifall finden, als die eines andern Hofes, weiß ich dem Hrn. Verf. freilich nicht zu erklären. Denn daß sie wirklich mehr überzeugende, gründliche Wahrheit enthalten, — wird ihm ohne Zweifel ein zu natürlicher Grund seyn. Uebrigens findet gewiß er allein eine prunkvolle Sprache in den öffentlichen Schriften des Königl. Preußischen Hofes, denen das aufgeklärteste Publikum in und außer Deutschland edle Simplicität, Würde, Anstand und Mäßigung als einen ganz eigenthümlichen Vorzug beigelegt hat. Aber freilich dies aufgeklärte Publikum ist dem Hrn. Verf. nur ein nachbetender Haufe.

sie unbestimmt sind, viel Aufsehn machen, aber dagegen auch schnell veralten; und dahin gehört Gleichgewicht, Universalmonarchie u. d. gl. 4).

Von diesem gemeinschaftlichen Vortheile kann also hier die Rede nicht seyn, sondern die Frage ist diese: ob dasjenige, was in allen Fällen der deutschen Verfassung am zuträglichsten wäre, zugleich zu dem Plane des Königs von Preußen gehöre? Ist

4) Die Besorgniß vor zu großer Uebermacht eines Staats, vor Annäherung zur Universalmonarchie, die Vorsorge für Erhaltung des Gleichgewichts sind weder plözlich entstandene, noch veraltete Ideen, sondern nach dem klaren Zeugniß der Geschichte der drey lezten Jahrhunderte allmählig, nach Verhältniß der Entwickelung des jezigen politischen Systems von Europa, in dessen staatsklugsten Kabinetten gereifte und durch die Erfahrung bewährte politische Grundmaximen. Das Erzhaus Oesterreich hat ihre Wahrheit zum öftern anerkannt und nach ihrer Vorschrift Traktaten *) geschlossen. Der sehr reelle Gehalt der Worte: Gefahr des Gleichgewichts und einer Universalmonarchie in unsrer Zeit, ist in der Königl. Preuß. Beantwortung der Wiener Prüfung S. 13. 14 ꝛc. überzeugend genug entwickelt worden.

*) Z. B. 1701 im Haag mit England und Holland, 1718 zu London mit Frankreich und England u. s. w.

Ist dieses bewährt, so haben alle Fürsten und Edle des Reichs nichts vortheilhafteres zu thun, als sich fest an den Größten und Weisesten unter ihnen anzuschließen, und sich mit Zuversicht seiner Leitung zu überlassen; ist es aber zweifelhaft, so wird ihnen die Klugheit rathen, eben darum, weil er weise und groß ist, mit doppelter Vorsicht zu Werke zu gehn und ihn mehr zum Muster, als zum Führer zu nehmen.

Also, was ist höchster Vortheil des deutschen Reichs? Ich denke keinen Widerspruch zu finden, wenn ich dazu rechne, das größtmögliche Einverständniß aller Mitglieder sowohl unter sich als mit ihrem Oberhaupte, die strengste Befolgung der Reichsgrundgesetze und eine allzeit wirksame Macht zu deren Erhaltung. Die ganze Geschichte bezeuget, daß, jemehr diese Umstände eintrafen, desto glücklicher und ansehnlicher unser Vaterland war.

Nun aber muß die Staatsklugheit des Königs von Preußen jederzeit trachten, das Reich im Mistrauen gegen sein Oberhaupt zu erhalten *), so lange die

*) Billig sollte ein Schriftsteller, dem es um den Beifall des bessern Theils des Publikums zu thun ist, sich nie

die Kaiserkrone bey demjenigen Hause ist, auf dessen Unkosten er seine Größe erworben hat [6]), gegen

nie solche gehässige Beschuldigungen gegen einen erhabenen Monarchen erlauben, die, wenn sie nicht mit klaren Thatsachen erwiesen werden können, in strafbare Verläumdungen ausarten. Der jetzige König hat als Churfürst von Brandenburg dem jetzigen Kaiser seine Wahlstimme gegeben! und zu der von ihm beschwernen Wahlcapitulation mitgewirkt. Was sollte ihn also bewegen, diesem Monarchen die Kaiserkrone zu misgönnen, die er ihm selbst, so viel an ihm ist, mit verschaft hat? Wie könnte es seine Staatsklugheit erfordern, Mistrauen gegen das Reichsoberhaupt zu erregen, so lange dasselbe nur seine Gewalt nicht über die in den Gesetzen und der Capitulation bestimmten Gränzen auszudehnen versucht? Dreist kann man den Hrn. Verf. auffordern, auch nur einen einzigen Fall zu nennen, wo der Königl. Preußische Hof durch Insinuationen irgend ein Glied des Reichs zu Beschwerden gegen den Wiener Hof zu verleiten gesucht hätte. Aber daß er den in ihren Rechten gekränkten Mitständen seine Verwendung und Beistand nicht versagt, dies ist freilich sowohl der Pflicht, als dem Rechte und Interesse eines der wichtigsten Reichsstände vollkommen gemäß.

6) Wie ungerecht diese Beschuldigung sey, weiß jeder, der die Gerechtigkeit der Ansprüche des Königs auf Schlesien kennt und weiß, wie hart und zugleich unpolitisch der Wiener Hof den Königl. Preußischen behandelte, als dieser im J. 1740 seine längst unterdrückten Rechte mittelst freundschaftlicher Unterhandlung sel-

gen das er selbst in immerwährendem Mistrauen seyn wird und mit dem die schlesische dem deutschen Reich so gleichgültige Fehde zwar ruhen, aber nie ganz aufhören kann [7]). Des Königs von Preussen Vortheil heischt, daß die Kaiserkrone dem Hause Oesterreich eine allzeit eitle, oft lästige Zierde werde, deren es wahrlich nicht bedarf [8]). Darum muß er in Deutsch-

---

geltend machen wollte. Dagegen würde vielleicht, wenn hier der Ort dazu wäre, eher zu erweisen seyn, daß das Haus Oesterreich einen Theil seiner Größe auf Unkosten des Hauses Brandenburg erworben und ihm wichtige Besitzungen vereitelt habe.

7) Dies ist wahre Beleidigung der dem Wiener Hofe schuldigen Ehrfurcht. Wenn eine durch drey Friedensschlüsse abgemachte Fehde noch immer nicht abgemacht ist, wenn sie nur ruhen, aber noch nicht aufgehört haben soll; so wünschte ich das Mittel zu wissen, wie mit einem Hofe, der diesen Grundsatz befolgt, eine Fehde zum Aufhören zu bringen sey? Uebrigens würde eine bey der Gerechtigkeitsliebe des Wiener Hofes hoffentlich gar nicht zu erwartende Erneuerung der schlesischen Fehde für das deutsche Reich gewiß nicht gleichgültig seyn. Denn der Herzog von Schlesien kann nie unterdrückt werden, ohne den Churfürsten von Brandenburg sehr merklich zu schwächen, dessen wohl erworbene Macht für die Erhaltung des deutschen Reichssystems von äußerster Wichtigkeit ist.

8) Des Königs von Preußen Vortheil fodert, daß das Erzhaus, wenn es die Kaiserwürde besitzt, alle die grossen

Deutschland Partheisucht ernähren, allerwärts Schreckbilder aufstellen, Verdacht unter alle verbreiten, und keinen Anlaß versäumen, sich der kurzsichtigen Aengstlichkeit 9) als Beschützer anzubieten. Und wer kann die tiefe Weisheit verkennen, mit welcher der große Monarch dieser Absicht gemäß wirkte? wurde die Kaiserkrone dem Hause Oesterreich nicht mannigmal selbst zum Hinderniß? und um das zu bewirken, wie sehr wußte der Weise jede Triebfeder zu seinem Vortheile in Bewegung zu setzen? wie geschickt zu lenken den Sektengeist der Religion! Wir alle können uns der Zeiten noch erinnern, wo fast jeder protestantische Prediger ein Alliirter des Königs von Preußen war: und was hat man auf

---

sen Vortheile genieße, welche die Reichsverfassung damit verbunden hat.

9) Freilich war es nur kurzsichtige Aengstlichkeit, wenn der Herzog von Zweybrücken besorgte, es könne ihm zum Nachtheil gereichen, daß durch die Convention vom 3ten Jan. 1778 ihm ein ansehnlicher Theil seines alten Erblandes entrissen werden sollte, oder wenn er den sonderbaren Rechnungsfehler beging, im Januar 1785 die ihm angebotenen 290 geogr. □ Meilen und 2 bis 3 Millionen Gulden Einkünfte nicht für einen hinlänglichen Ersatz von 784 geogr. □ Meilen und 7 Millionen Gulden Einkünfte, die man ihm nehmen wollte, zu halten.

auf dem Reichstage nicht schon zur Religionssache gemacht, wenn der König etwas durchsetzen oder verhindern wollte [10]).

Noch einmal, man kann bey allen dem die Staatsklugheit dieses großen Königs nicht genug bewundern; aber freilich dabey auch nicht verkennen, daß seine Absichten und des deutschen Reichs Vortheil nicht immer einerley sind: und so scheint das Gerücht von Gefahr für deutsche Freiheit durch seinen Ursprung weiter kein größres Gewicht zu erhalten; ja es fängt an verdächtig zu werden, wenn man bedenkt, daß die vorsehende Weisheit des Königs bey dem immer zunehmenden Duldungssystem des Wiener Hofes eine der größten Triebfedern nachlassen sieht, und nothwendig andre Mittel vorbereiten muß. Man wird zweifelhaft, ob das ängstliche Bestreben aller Berliner Schriftsteller die Duldung der

10) Wenn? Wo? in welchem Falle ist dieses geschehen? Kühn kann man den Hrn. Reichsfreyherrn auffordern, ein Beispiel zu nennen, wo der Königl. Preuß. Hof sich einer Evangelischen Religionsbeschwerde angenommen hätte, wenn er nicht als Glied des Corporis Evangelicorum oder Kraft besonderer Verträge dazu wäre berechtigt und verpflichtet gewesen.

der Oesterreichischen Staaten verdächtig zu machen und das sorgfältige Warnen vor geheimen Ränken des Katholicismus; ob das alles nicht absichtliches Betragen sey [11]), wenigstens kann man das von einem

11) Wirklich, der Herr Reichsfreyherr hat sonderbare Ideen von der in Berlin bestehenden Schreib- und Druckfreiheit. Jeder hiesige Gelehrte schreibt nach seiner besten Einsicht, und der Staat läßt ihm vollkommene Freiheit, seine Ideen, wie er es gut findet, öffentlich bekannt zu machen, wenn nur nicht die dem Staate, fremden Mächten, den Sitten, allgemeiner Religion und dem guten Namen eines Dritten schuldige Achtung verletzt wird. Diese Gesetze der hiesigen Censur sind in den lezten Jahren auch verschiedentlich in Absicht des Oesterreichischen Staats zur Anwendung gekommen. Ein hiesiger Journalist, Hr. Cranz, verlohr auf unmittelbaren Befehl des Königs die ihm vorhin ertheilte Censurfreiheit, weil er sich unterstanden hatte, einer seiner Brochüren den Titel: Oesterreichische Charlatanerien, zu geben, und diese wurden sofort unterdrückt, ob man ihn gleich Berlinische Charlatanerien unbekümmert hatte schreiben lassen. Dies geschah ohne alle Beschwerde des Wiener Hofes aus eigner Bewegung. Eben so ist neuerlich einer Satyre der Druck blos aus dem Grunde versagt worden, weil sie, obgleich unter erdichtetem Namen, die Regierung des hiesigen Kaisers auf eine beleidigende Art zu tadeln schien. Aber freilich kann man die hiesigen Schriftsteller nicht anhalten, Alles zu loben, was in Wien geschieht, reformirt und wieder refor-

einem Hofe erwarten, wo ein Philosoph auf dem

 Throne

reformirt wird; kann nicht sie zwingen, für helle Mittagssonne schon vollendeter Aufklärung zu halten, was ihnen viel versprechende, zum wahren und unvergänglichen Ruhme Josephs II. gereichende Morgenröthe scheint. Sicher wird Hr. von Gemmingen keinen Berliner Schriftsteller nennen können, der das weise Duldungssystem des itzigen Kaisers geradezu angegriffen, oder der auch nur einzelne Theile der dortigen Reformen mit Vernachlässigung der einem großen Monarchen schuldigen Ehrfurcht getadelt hätte. Ist es von irgend einem unbedeutenden Scribler, den ich nicht kenne, geschehen, so muß sein Geschreibe der hiesigen Censur entwischt, oder, welches das wahrscheinlichste ist, unter dem falschen Druckorte: Berlin, in die Welt gekommen seyn. So ist es wenigstens, wie ich mit Zuverlässigkeit versichern kann, mit den Briefen aus Berlin über Wien der Fall, die, wie ich höre, in Wien für sehr beleidigend gehalten werden, deren Verfasser aber, wie man sagt, in Wien lebt, wenigstens hier völlig unbekannt ist, wo auch seine Schrift, die mir gar nicht zu Gesicht gekommen, nicht die mindeste Sensation gemacht hat. Keiner unsrer bedeutenden Gelehrten hat, so viel ich weiß, ex professo über den neuesten Zustand von Wien geschrieben, als Hr. Nicolai in seiner Reisebeschreibung, die der erhabene Fürst von Kaunitz selbst seines Beifalls würdig gefunden hat *), zum sichern Beweise, daß sie keinen

*) S. Vorrede zum 3ten Bande dieser Reisebeschreibung S. XII.

Throne sizt, der Gelehrte zu Ministern hat, wo man

keinen unschicklichen Tadel der Regierung enthalte, und nur solche Misbräuche angreife, deren Abschaffung und Bekämpfung Josephs II. dauerndster Ruhm sehn wird. Ich selbst habe eine der größten Handlungen Maria Theresiens, die so wichtige Verwandlung der Böhmischen Domainen in Bauerngüter *), so wie des itzigen Monarchen weise und menschliche Politik, der unterdrückten jüdischen Nation bürgerliche Rechte zu geben, unter allen Schriftstellern zuerst allen übrigen Staaten zur Nachfolge angepriesen **), und nachher mit schuldiger Ehrfurcht meine Zweifel geäußert, wie mir die Verfolgung der Deisten nicht den aufklärenden Grundsätzen, die ich in allen Verfügungen Josephs II. erwartete, angemessen schien †). Auch haben zwar unsre Pädagogen sehr lebhaft die in den Oesterreichischen Normal-Schulen eingeführte Litteral-Methode getadelt ††), aber zuverlässig nicht, weil sie Oesterreichisch war, da sie bekanntermaßen aus einer hiesigen berühmten Schule in die dortigen verpflanzt worden. Ueberhaupt lobt und tadelt hier kein vernünftiger Schriftsteller Etwas, weil es Wienerisch oder Berlinisch ist, sondern weil es ihm Eigenschaften zu haben scheint, die Lob oder Tadel

*) S. Materialien für die Statistik, II. S. 252.

**) S. Ueber die bürgerliche Verbesserung der Juden, I. S. 163

†) S. Ebend. II. S. 182 und S. 336 u. f.

††) S. Allg. deutsche Bibl. LII. p. 207 f.

man die Gewalt der Meinungen zu schätzen und zu

 brau-

Tadel verdienen. Uebertriebener Nationalstolz ist zuverlässig kein Fehler der Berliner.

Die Privat-Meinung einiger hiesigen Gelehrten von dem sich durch geheime Wege und allerley Mittel verbreitenden Katholicismus, deren Hr. v. G. erwähnt, ist doch wohl hoffentlich für den Wiener Hof nicht besonders interessant? Wenigstens kann ich versichern, daß der Berliner Hof mit derselben nichts zu thun hat, und wenn der Hr. Verf. die von den Hrn. Nicolai und Biester bekannt gemachten, gewiß sehr merkwürdigen Thatsachen gelesen hat: so wird ihm auch die lebhafte Bestreitung der daraus gezogenen Folgen von einem andern berühmten preußischen Gelehrten, Hrn. Garve, nicht unbekannt geblieben seyn.

Ich habe mit Absicht diese mir bekannten Fälle genau angeführt, und hoffe, daß sie in den Augen jedes Unpartheiischen, bis der Hr. Reichs-Freyherr bestimmt nachgewiesene Beispiele des Gegentheils vorbringt, hinlänglich beweisen, wie nicht ein einziger Berliner bekannter Schriftsteller (was doch Herr von Gemmingen sogar allen ohne die mindeste Veranlassung Schuld giebt) die weisen Regierungs-Maasregeln Sr. Kaiserl. Majestät auf unschickliche Art getadelt habe, und wie die hiesige Censur nie erlaube, daß in hier gedruckten Schriften die dem Kaiserl. Königl. Hofe gebührende Achtung verletzt werde.

In Wien wird es freilich hierin ganz anders gehalten. Zwar bin ich weit entfernt, den so ungerechten Vorwurf des Hrn. von G. zurückzuschieben

und

brauchen weiß. Auch kann man sich der Vermuthung

und der Oesterreichischen Regierung irgend eine Billigung der armseligen Schimpfreden auf den preußischen Staat beizumessen, durch welche, ohne Zweifel auch in Wien nur verachtete Scribenten, ihr Geschreibe der niedrigern Classe des Volks interessant zu machen suchen. Indeß ist es doch sonderbar, daß die sonst so aufmerksame Wiener Censur gerade hier so viel Nachsicht beweist und sogar erlaubt, daß ihre Billigung oft auf den Titeln solcher Scharteken ausdrücklich erwähnt werde. Auch bemerkt man leider! in den Wiener Schriften von bessrem Gehalt nicht selten eine Animosität und Partheilichkeit, die ein Mann von edlen und erweiterten Gesinnungen sich nie gegen eine Nation in der Welt erlauben sollte, welche politische Verhältnisse sie auch zu der seinigen haben mag. Ich will nur zum Beispiel die über den Bayerischen Successionskrieg in Wien erschienenen Schriften anführen. Wie ängstlich ist man in denselben nicht bemüht, zu zeigen, daß die guten Preußen, wider alle Regeln der Wahrscheinlichkeit, auch in allen und jeden Stücken Unrecht haben, daß sie auch nicht einen Funken von Tapferkeit, von Disciplin, von Taktik besitzen. Und die groben pöbelhaften Schimpfreden in denselben auf die Nation und den Monarchen übersteigen wirklich Alles, was man von Menschen, die auf Kultur Anspruch machen, erwarten sollte. So findet man in Rautenstrauchs Kriegsliedern ein verzerrtes Brustbild des Königs, der jährlich einige Millionen zu außerordentlichen Wohlthaten für seine Unterthanen anwendet, und

thung nicht erwehren, daß vielleicht so mancher unzufriedne Mönch benuzt werde, die ehemalige Stelle des protestantischen Geistlichen einzunehmen [12]), und dann sind die hingeworfenen Worte von Secularisationen [13]), so bedeutungsleer sie immer seyn mö-

und darunter Lied eines Preußischen Deserteurs:

Ein Thor ist jeder, der sein Blut
Und Leben für dich giebt;
Für dich, der Niemand Gutes thut
Und keinen Menschen liebt!

Und dies ist unter Censur gedruckt; indeß will ich zur Ehre des Wiener Censuramts gern glauben, daß es demselben entwischt sey, da ihm die Wiener Schreiber izt freilich etwas zu viel Beschäftigung geben mögen. Aber immer kann man doch bemerken, daß der Berliner Censur auch nur ähnliche Ungereimtheiten noch nie entwischten.

12) Der böse preußische Hof ist doch auch an Allem Schuld, freilich wenn er es den österreichischen Mönchen nicht sagte, wie wüßten sie es denn sonst, daß es unangenehm ist, seine bisherigen Güter zu verlieren, und aus einer langgewohnten Art zu leben plözlich herausgerissen zu werden?

13) Also auch die Secularisations-Ideen kommen, nach dem Hrn. Reichsfreyherrn, blos von Berlin her; denn wie könnte man auch sonst in Wien darauf kommen, ob man hier gleich täglich von eingezogenen

gen, gewiß hinlänglich, jeden zu ängstigen, der fette Pfründen genießt: und man gewinnt wenigstens so viel Stimmen mehr, die ausrufen: Gefahr für deutsche Freiheit!

Allein der Kluge frägt vorher: was kann gefährlich seyn? und darum der

Zweite Abschnitt.

Von dem, was der deutschen Verfassung gefährlich seyn könne.

Des Hauses Oesterreich Uebergewicht und Vergrößerungsplan wird vom Berliner Hofe und seinen Anhängern dafür angegeben. Wir haben schon oben im Vorbeigehen vom politischen Werthe gewisser wichtig lautender Worte gesprochen, mithin wird es nöthig seyn, jenes Behaupten näher zu beleuchten.

Hier

---

nen und noch einzuziehenden Klöstern und Kirchengütern hört? Ich bitte mich indeß hier nicht mißzuverstehen; ich bin weit entfernt, die weisen geistlichen Reformen des Kaisers im mindesten zu tadeln, aber nur die Vermuthungen des Hrn. v. G. scheinen mir sonderbar.

Hier ist es um wahrscheinliche Vermuthung für die Zukunft zu thun; und da fordert der allgemeine Gang menschlicher Erkenntniß, daß man aus der Verbindung des Vergangenen und Gegenwärtigen die höchstmögliche Wahrscheinlichkeit der Zukunft herausbringe. Diesem Grundsatze gemäß wollen wir über das Vergangene die Geschichte befragen; aus der gegenwärtigen politischen Lage von Europa urtheilen, ob dem Hause Oesterreich die Unterwerfung Deutschlands möglich sey, und dann untersuchen, ob auch diese Absicht klugerweise zu dessen Vergrößerungsentwürfen gehören könne.

Eine nur flüchtige Vergleichung der Geschichte von Oesterreich und Brandenburg seit den Zeiten Carls des Fünften zeigt, wie viel jenes verlohren und dieses gewonnen habe. Während dem die Erzherzoge Spanien, die meisten Besitzungen in Italien, einen beträchtlichen Theil der Niederlande [14]) und größtentheils Schlesien einbüßten,

14) Sicher ist doch wohl das Churhaus Brandenburg an diesem Verluste von Spanien, einiger italienischen und niederländischen Provinzen sehr unschuldig, vielmehr hat der unstreitigen Geschichte zufolge, der Beistand desselben und die Tapferkeit der Brandenburgischen

hat sich der Churfürst von Brandenburg aus einem kleinen unfruchtbaren Strich Landes so sehr verbreitet, ist so mächtig herangewachsen, und hat zum Theil das erworben, was jene verlohren [15]). Kömmt es auf die Erwerbungsart an, so wird die Geschichte lehren, daß die Erzherzoge seit dem Grafen Rudolph von Habsburg alles durch diejenigen Rechte erworben haben, welche jeder kleinsten Privatperson das nämliche gewähren [16]); ja daß sie durch nach-

thei-

---

schen Truppen vornehmlich im spanischen Successionskriege vorzüglich dazu beigetragen, daß das Erzhaus nicht noch mehr verlohren, sondern seine jetzigen Staaten erhalten hat.

15) Brandenburg hat von dem, was Oesterreich verlohren, nichts erworben, als was ihm Kraft unstreitigen Rechts gebührte, und schon so lange widerrechtlich vorenthalten war. Eher könnte man das Umgekehrte sagen.

16) Sehr leicht würde man den Herrn Reichs-Ritter hier widerlegen können, wenn man ihn in die ächte Geschichtskunde zurückführte, und ihm zeigte, wie das in seinem Ursprung so kleine Haus Habsburg, nachdem die klugen, thätigen und wahrhaftig großen Zollerischen Fürsten, Burggraf Friedrich III. von Nürnberg, dem Grafen Rudolph von Habsburg und der Brandenburgische Churfürst Friedrich I. den Kaisern Sigismund und Albert II. (bey lezterem mit Aufopferung sei-

nes

theilige Friedens-Schlüsse von ihrem rechtmäßigen Erbe aufopferten. Dagegen hat das Haus Brandenburg den deutschen Rittern Preußen, und dadurch allen edlen Familien Deutschlands ihr gemeinschaftliches Eigenthum gewaltsam entrissen

---

nes eignen Interesse) die Kaiserkrone, also dreimal, erworben und erhalten, auch zu ihrer nachherigen Größe den Grund gelegt hatten, welche das Haus Habsburg nachher anwendete, um die großen und wichtigen Lande Oesterreich, Steyermark, Kärnthen, Krayn, Görz, Tyrol und das Innviertel zum Nachtheil der Häuser Böhmen, Sachsen und Bayern, und das Königreich Böhmen die Lande Schlesien und Mähren zum Nachtheil und auf Kosten des Hauses Brandenburg zu erwerben. Auch verdient bemerkt zu werden, daß das Haus Brandenburg von der ältesten Tochter Anna, Kaisers Albrechts II. Königs von Böhmen und Herrn von Schlesien und Mähren, das jetzige Haus Oesterreich aber nur von der zweiten Tochter Elisabeth eben dieses lezten Böhmischen Königs herstammet, und nichts destoweniger die wichtigen Länder Böhmen, Mähren und Schlesien davon getragen hat. Man würde dergleichen unangenehme, zwar alte, indeß doch vollkommen gegründete, historisch-genealogische Wahrheiten nicht hervorsuchen, wenn einem Verfechter des Hauses Oesterreich nicht zu Wien erlaubt würde, die gerechtesten Erwerbungen des Hauses Brandenburg öffentlich und auf eine so gehässige als unwahre Art anzufechten.

sen [17]); Magdeburg, Halberstadt und andre Stif-
ter

17) Wie kann doch der Hr. Reichsfreyherr sich eine so offenbare Verstellung allgemein bekannter Geschichte und in so gehässiger Absicht erlauben? Wenn man auf die feierlichsten Traktaten keine Rücksicht nehmen will, so sind die Revolutionen jedes Landes in ältern Zeiten solcher Misdeutungen fähig. Wie z. B. wenn Jemand den ehemaligen Besitz Preußens vom deutschen Orden selbst nach rechtlichen Grundsätzen prüfen wollte? Konnte der Ordensmeister Hermann von Salza durch seinen Vertrag mit dem masovischen Herzog Conrad ein Recht erhalten, die ursprünglichen Besitzer des Landes, die ihn durch nichts beleidigt hatten, entweder zu seinem Christenthum zu zwingen und zu unterjochen, oder todtzuschlagen? Und wenn dieser Vertrag auch einiges Recht hätte erwerben können, mußte nicht die unerträgliche Bedrückung der Unterthanen alle Bande der Oberherrschaft des Ordens zerreißen, so wie auch die gegen die Krone Polen so gröblich verletzte Lehnspflicht alle Verbindlichkeiten derselben aufheben? Dagegen geschah es mit Bewilligung der Stände von Preußen selbst, daß im Jahr 1525 dieses Land als ein weltliches Herzogthum und Lehn von Polen dem Markgrafen Albrecht von Brandenburg und dem übrigen Mannsstamme dieses Hauses übergeben wurde. Diese Genehmigung der Repräsentanten der Nation und der einzigen fremden Macht, welche dieby etwas zu sagen haben konnte, machten diese Veränderung zu der rechtmäßigsten, welche noch mit Preußen vorgegangen war, und endigten zum Glück des Landes die bisherige Usurpation, welche so verheerende Kriege und so harten

Druck

ter weggenommen [18]); endlich Schlesien mit gewaf-

neter

Druck ihm zugezogen hatte. Der unstreitige Besitz des Herzogthums, nachherigen Königreichs Preußen, ist auch mit allen folgenden aus der Geschichte bekannten Modificationen dem Hause Brandenburg in so vielen feierlichen Traktaten, sowohl von der Republik Polen, als andern Mächten, zugesichert und in ganz Europa so allgemein anerkannt worden, daß es sehr vergebliche Mühe seyn würde, hierüber etwas Mehreres zu sagen.

18) Entweder muß der Reichsfreyherr keine Kenntniß der Geschichte des Westphälischen Friedens besitzen, oder er hat seine Schrift nur solchen Unwissenden bestimmt, denen er es wagen darf, eine dieser Geschichte so offenbar widersprechende Behauptung vorzulegen. Es ist weltkundig, wie das Churhaus Brandenburg Halberstadt, Minden und Camin auf die gerechteste Art, die nur je unter Staaten sich denken läßt, erworben habe, indeß will ich, da der Hr. v. G. es einmahl nothwendig macht, von einer so bekannten Sache zu reden, die genaueren Umstände derselben nach den ächtesten Quellen aus einander setzen. Für wenige Theile von Deutschland war der dreißigjährige Krieg so verwüstend, als für die Mark Brandenburg, welche ohne Schuld in denselben verwickelt, abwechselnd durch die Uebermacht beider kriegenden Partheien unterdrückt, von beiden gleich feindlich behandelt und so verheert wurde, daß man noch jetzt eine große Menge Dörfer, deren Namen in alten Verzeichnissen aufgeführt sind, gänzlich vermisset, und selbst die Orte, wo sie

ehemals

ehemals gelegen haben, nicht mehr weiß *). Und doch sollte das Haus Brandenburg, um Deutschland den Frieden zu verschaffen, allein die wichtigste Aufopferung dulden und der Krone Schweden (welche ein Aequivalent für die Kriegskosten, und besonders einen Fuß auf den deutschen Boden zu haben verlangte) das diesem Hause seit Jahrhunderten gebührende und schon im Jahr 1637 nach dem unbestrittensten Rechte durch den Tod des lezten Herzogs ihm zugefallene Erbherzogthum Pommern abtreten, ein Land, das nach seiner Größe, natürlichen Produkten und besonders wegen seiner Lage an der Ostsee und zwischen den übrigen Brandenburgischen Staaten, auch durch den Besitz der Oder, von ausnehmender Wichtigkeit war und die innere Stärke des Churhauses sehr vermehren mußte. Der große Churfürst Friedrich Wilhelm wandte daher alles nur Mögliche an, um dieses ihm so rechtmäßig gebührende Land zu behalten, allein er mußte endlich der Uebermacht weichen. Es blieb ihm nur die traurige Alternative übrig, entweder sich Pommern mit Gewalt nehmen zu lassen, welches der Kaiser und das Reich der Krone Schweden garantiren wollten, und der Churfürst, von aller

*) Die nähern Beweise hievon findet man in dem Handbuche K. Carl IV. S. 370, wo 97 solche seit jener Zeit theils wüste, theils ganz unbekannt gewordene Dörfer bemerkt sind; ferner in Hrn. Büschings Topographie der Mark Brandenburg S. 54 f. und in desselben Reise nach Rekohn S. 333, wo ein Verzeichniß der bewohnten Häuser in den Städten vor und nach diesem Kriege geliefert ist, das dessen fürchterliche Verheerung genug beweiset, z. B. Aderberg hatte im Jahr 1645 nur noch ein bewohntes Haus, vor dem Kriege 96.

aller Hülfe, von Truppen und Gelde durch die Künste des ehemaligen, dem Wiener Hofe ganz ergebenen Brandenburgischen Premier-Ministers, Grafen von Schwarzenberg, entblößt, einem so mächtigen Feinde, der sich überdem sogar im Besitze der wichtigsten Orte der Mark befand, nicht entreißen konnte, oder in die Abtretung des größten und besten Theils von Pommern nebst der Oder, an Schweden zu willigen und dagegen ein Aequivalent, so gut es zu erhalten war, anzunehmen. Lange wurden Gründe und Gegengründe gegen einander abgewogen *), aber endlich gab die Nothwendigkeit der für den letztern Entschluß entscheidenden das Uebergewicht. Billig hätte nun freilich das von allen Theilen für gerecht erkannte Aequivalent von dem eigentlichen Feinde der Krone Schweden dem Erzhause Oesterreich, welches der einzige und wahre Urheber des dreißigjährigen Krieges war, hergegeben werden sollen, und Frankreich drang mit Recht auf die Abtretung Schlesiens. Allein der Kaiser wollte sich hierzu durchaus nicht verstehen; die Entschädigung katholischer Stifter zu diesem Zwecke wurde auch verweigert und von Frankreich selbst gehindert. Also blieb nichts weiter übrig, als dem Churfürsten seine Entschädigung in den schon evangelisch gewordenen Stiftern anzuweisen, welches sowohl der Kaiserl. Hof als überhaupt der katholische Reichstheil gern sahen, weil jener dadurch seine Erblande, dieser die Kirchengüter rettete. Es ist sehr merkwürdig, daß bey dem Westphälischen Frieden überhaupt kein noch ganz katholisches Stift secularisirt ist,

*) Man findet dieselben in der Kürze in Pufendorf de Rebus gestis Friederici Wilhelmi p. 112.

ist, sondern blos evangelische, welche man doch keine Hoffnung hatte, je wieder für die Kirche zu erwerben, und welche man ihre nach katholisch-canonischen Begriffen usurpirte geistliche Gestalt wahrscheinlich nicht ungern verliehren und sie lieber in völlig weltliche Lande verwandelt sah *). Es wurde hierdurch der berühmte geistliche Vorbehalt (reservatum ecclesiasticum) ganz im Geiste des katholischen Reichstheils, gewissermaßen realisirt, und ich glaube mich nach dem Gange der Unterhandlungen nicht zu irren, wenn ich diese Betrachtung für den Grund halte, der die Bewilligung dieses Aequivalents für Brandenburg von den anfangs so schwierigen Kaiserlichen Gesandten bewirkte.

Es geschah also lediglich zum Vortheil des Kaiserlichen Hofes und seiner katholischen Alliirten, wenn die Entschädigung, welche sie allein dem Churhause Brandenburg für die von ihm zu Erhaltung des Friedens gemachte Aufopferung schuldig waren, durch die secularisirten evangelischen Stifter bewirkt wurde.

Nicht

*) Ich weiß nicht, ob schon Jemand vor mir auf diesen Umstand aufmerksam gemacht hat, aber man wird bey der Untersuchung finden, daß alle im Westphälischen Frieden secularisirten Stifter theils schon protestantische Bischöfe oder Administratoren hatten, theils doch wenigstens im Lande und Dom-Capitel die Reformation eingeführt war. Die Stifter Minden und Osnabruck wurden zwar noch zu den katholischen gerechnet, und der Graf d'Avaux machte deshalb auch sehr viele Schwierigkeiten, sie einem protestantischen Hause zu überlassen; indeß war auch in beiden die evangelische Religion schon sehr allgemein, und die Katholischen konnten sich nicht wohl schmeicheln, sie als geistliche Stifter ganz zu behalten.

Nicht mit Unrecht konnten die evangeliſchen Reichsſtände ſich hierüber beſchweren, (wie es auch vorzüglich von dem Hauſe Braunſchweig-Lüneburg geſchah) da ihnen hierdurch der große Vortheil entging, gleich katholiſchen Häuſern ihre nachgebohrnen Söhne zu verſorgen, auch in der That die geſchehene Ueberlaſſung dieſer Stifter, als ſolche, an die Evangeliſchen durch die Secularisation wieder vereitelt wurde. Allein man mußte endlich dem Unrecht der Zeiten nachgeben. Auch erhielt der Churfürſt Friedrich Wilhelm nicht ein ſolches Aequivalent, wie er es ſeinem Verluſte angemeſſen glaubte. Er verlangte anfänglich im October 1646 für ein Stück von Vor-Pommern, die Stifter Magdeburg, Halberſtadt, Hildesheim, Oſnabrück und Minden, nebſt den Fürſtenthümern Groß-Glogau, Sagan und Jauer *); nachher im Januar 1647, Magdeburg, Halberſtadt, Minden, die Grafſchaft Schaumburg, und für die Abtretung von Stettin 1,200,000 Thaler; auch bis er zum Beſitz von Magdeburg gelange, zu deſſen Erſatz entweder die Fürſtenthümer Glogau und Sagan oder das Stift Oſnabrück **). Wenn dieſe Forderungen Einigen zu weit getrieben ſchienen, ſo erinnerten die Brandenburgiſchen Geſandten mit Recht, daß es dieſes ganzen Aequivalents nicht bedürfe, wenn man dem Churfürſten nur ſein rechtmäßiges Erbland laſſen wolle.

*) S. v. Meiern Acta Pacis Westphal. T. III. p. 743.

**) S. v. Meiern Acta Pacis Westphal. T. IV. p. 269, und Puffendorf l. c. p. 132, welche hier zu vergleichen ſind.

wolle. Er mußte ſich aber endlich mit einem weit geringern Erſatz begnügen, und nachdem er am 20ſten Jan. 1647, um dem deutſchen Vaterlande den Frieden zu verſchaffen, der Krone Schweden einen wichtigen Theil von Hinter-Pommern, ganz Vor-Pommern nebſt der Inſel Rügen, alſo auch die Stadt Stettin (für welche der Churfürſt den Schweden 12 Tonnen Goldes immer zuzugeſtehen erbötig war), die Oder mit ihren drey Mündungen, nebſt dem Haf und der Inſel Wollin, abgetreten hatte; ſo konnte er nur nach vielen Bemühungen endlich dafür zum Erſatz die Stifter Halberſtadt, Minden und Camin, nebſt der Anwartſchaft auf das Erzſtift Magdeburg (von dem doch vier wichtige Aemter Querfurt, Jüterbock, Dahem und Burg getrennt wurden) erhalten *). Dieſer Erſatz wurde von allen Contrahenten des Weſtphäliſchen Friedens für billig gehalten und im eilften Artikel des Osnabrückiſchen Traktats der Beſitz dieſer Lande vom Kaiſer und Reich, und den beiden garantirenden Mächten dem Hauſe Brandenburg feierlichſt zugeſichert. Und dieſen ſo gerechten, durch ein koſtbares Opfer für das Haus Oeſterreich allein erkauften Erwerb, dieſe Verfügung des ehrwürdigſten Friedens, den die neuere Geſchichte kennt, dieſen von den reſpektabelſten Mächten Europens garantirten Beſitz — nennt der Herr Reichsfreyherr ein Wegnehmen; dieſen führt er als einen Beweis unge-

*) Die umſtändliche Nachricht nebſt den Belägen von dem Gange dieſer Negotiation findet man in des von Meiern Act. Pac. Westph. IV. Th. 26ſtem Buch; wie auch in Puffendorf de Reb. gest. Frieder. Wilh. Lib. II. et III. und in der Kürze in Bougeant Hist. de la Paix de Westph. Lib. VIII.

neter Hand von einer Erbſchaft abgeriſſen [19]), des-

 ren

ungerechter Vergrößerung an. Wirklich dürfte es hier nöthig ſeyn, den Reichs-Fiscal ſeines Amts zu erinnern, um gegen ſolche freventliche Schmähungen des Weſtphäliſchen Friedens die Vorſchrift der Kaiſerl. Wahlcapitulation *) in Erfüllung zu bringen.

19) Der Verfaſſer zeigt hier abermals entweder ſeinen böſen Willen, einen erhabenen Monarchen durch offenbar falſche Beſchuldigungen gehäſſig zu machen, oder ſeine Vermeſſenheit, über Staatsſachen zu ſchreiben, die ihm nicht gehörig bekannt ſind. Die Schleſiſchen Herzogthümer Jägerndorf, Liegnitz, Brieg und Wohlau gehörten nach den unſtreitigſten in den Königl. Staatsſchriften vom Jahr 1740 auf eine unwiderlegbare Art bewieſenen Erbrechten, dem Churhauſe Brandenburg, wurden demſelben aber von dem mächtigen Erzhauſe Oeſterreich gewaltſam entzogen und vorenthalten. Dieſes kannte die Gültigkeit der Brandenbur-

*) Artikel 11. §. IV. Zumahlen auch diejenige, ſo ſich gegen jetzt ermeldeten Friedensſchluß und darin beſtätigten Religions-Frieden als ein immerwährendes Band zwiſchen Haupt und Gliedern, und dieſen unter ſich ſelbſt zu ſchreiben, oder etwas in öffentlichen Druck herauszugeben, (als dadurch nur Aufruhr, Zwietracht, Mißtrauen und Zank im Reiche angerichtet wird) unternehmen würden oder ſollten, gebührend abſtrafen, die Schriften und Abdruck caſſiren, und gegen die Authores ſowohl als Contradictiones, ſie haben Namen wie ſie wollen, und rühren woher ſie wollen, nach Beleg erfolgedachten Friedens-Schluſſes, verwerfen und vernichten, wie ſie denn auch jetzund verworfen und vernichtet ſeynd.

ren Rechtmäßigkeit es vorher anerkannt und selbst garantirt hatte [20]). Und weil doch von Vergrößerungs-

burgischen Gerechtsame schon seit langer Zeit so gut, daß es wegen Abtretung derselben gegen den Schwibusser Kreis im Jahr 1686 mit Churfürst Friedrich Wilhelm einen Traktat schloß, zugleich aber auch dessen Churprinzen (dem nachherigen König Friedrich I.) heimlich einen Revers ablockte, worin dieser Traktat für ungültig erklärt und die Zurückgabe des Schwibusser Kreises, wenn er zur Regierung käme, versprochen wurde. Dieser Fürst war edel genug, sein, obgleich erschlichenes und abgedrungenes, Wort erfüllen zu wollen; er gab im Jahr 1695 den Schwibusser Kreis zurück und überließ es, wie er selbst sich erklärte, seinen Nachkommen, bey günstigern Zeitumständen ihre Rechte geltend zu machen. Dies sind Fakta, die jeder weiß, der in der neuern Geschichte nicht ganz Fremdling ist. Ein umständlicher Beweis der so rechtmäßigen Erwerbung Schlesiens würde daher um so mehr hier sehr überflüssig seyn, da der Wiener Hof selbst sie in drey Friedenschlüssen auf das feierlichste anerkannt hat und darüber gar kein Streit ist.

20) König Friedrich Wilhelm hat freilich die pragmatische Sanktion Kaiser Carls VI. garantirt. Daß dieses aber den itzigen König im mindesten nicht abhalten konnte, seine gegründeten Rechte auf die ihm so lange vorenthaltenen Theile von Schlesien geltend zu machen, beweisen folgende beiden Gründe, gegen die sich nichts sagen läßt. Erstlich ist es natürlich, daß die Garantie der pragmatischen Sanktion dem Juri singulari des

rungsbegierde und Erwerbungsart die Rede ist, wer

 kennt

des Hauses Brandenburg keinen Abbruch thun konnte, vielmehr über dasselbe nichts entschied. Sicher waren alle Höfe, welche diese Garantie übernahmen, weit entfernt, dadurch alle und jede Besitzungen des Hauses Oesterreich für rechtmäßig zu erklären und alle ihre eignen Ansprüche und Forderungen, welche sie an eine oder andre derselben haben konnten, ohne Untersuchung und ohne Entschädigung zu vernichten. Alles, was sie versprachen, war die Erhaltung der Erbfolge für die weibliche Linie Kaiser Carl VI. in den von ihm rechtmäßig besessenen und hinterlassenen Landen. Diese bestritt auch der König auf keine Weise; er verlangte nur das seinem Hause so lange Zeit ungebührlich vorenthaltene Eigenthum, der Erbe der übrigen österreichischen Lande mochte seyn, wer er wollte. Die preußischen Rechte an Schlesien und die pragmatische Sanktion waren also Gegenstände, die mit einander gar keine Verbindung hatten. Zweitens, wäre indeß auch dieses nicht der Fall gewesen, so war doch bey Antritt der Regierung des itzigen Königs die Garantie der pragmatischen Sanktion schon längst dadurch ganz ungültig geworden, weil der Wiener Hof der Bedingung, unter der allein sie übernommen war, offenbar zuwider gehandelt hatte. Diese Bedingung bestehet darin, daß Kaiser Carl VI. durch den 5ten Artikel des zu Wusterhausen am 12ten October 1726 geschlossenen Traktats sich verbindlich machte, dem Königl. Preußischen Hause, nach Abgang des Mannesstammes der damaligen Churpfälzischen oder Neuburgischen Linie, zum Besitze des Herzogthums Berg und der Herrschaft Ravenstein zu verhelfen, auch binnen sechs Monaten die Einwilligung

gung des Pfalz-Sulzbachischen Hauses hiezu auf eine bündige Art zu bewirken. Auf den Fall, daß diese Bedingung nicht erfüllt würde und das Haus Sulzbach zu der versprochenen Einwilligung binnen sechs Monaten nicht könnte bewogen werden, sollte (wie die eigentlichen Worte lauten) „dieser Traktat in totum verfal„len, und so angesehn werden, als wenn er niemalen „geschlossen worden." Sogar wurde ausdrücklich festgesezt, der Traktat sollte nicht eher ratificirt werden, bis diese Bedingung erfüllt wäre. Da nun das Haus Oesterreich die versprochene Einwilligung der Sulzbachischen Pfalzgrafen nicht erhalten konnte oder wollte: so ist dieser Traktat von 1726 auch nie ratificirt worden, und die darin übernommene Garantie der pragmatischen Sanktion hat also auch nie Gültigkeit erhalten.

In dem zu Berlin am 23sten December 1728 geschlossenen sogenannten geheimen Traktat wurde diese Garantie abermals unter der Bedingung versprochen, daß der Wiener Hof dem hiesigen nicht nur dagegen auf den Fall des ausgestorbenen Pfalz-Neuburgischen Mannsstammes den Besitz vom Herzogthum Berg und der Herrschaft Ravenstein zusicherte, sondern auch sogar ihm seine vermeinten (vermuthlich von der jüngsten Schwester des lezten Herzogs von Cleve, der an den Markgrafen von Burgau vermählten Sybille abgeleiteten) Rechte an dieselbe förmlich abtrat. Hiebey wurde auch noch ausdrücklich festgesezt, daß wenn das damalige Churpfälzische Haus etwa dem Sulzbachischen auf einige Art diese Lande abtreten würde, es alsdann in Absicht der Rechte des Hauses Brandenburg und der deßhalb anzuwendenden Maaßregeln des Wiener Hofes eben

eben so angesehen und gehalten werden sollte, als wäre der Neuburgische Mannsstamm ausgestorben. Dieser so ausdrücklichen Verpflichtung offenbar zuwider schloß Kaiser Carl VI. am 13ten Januar 1739 mit Frankreich einen Traktat zu Versailles, nach welchem auf den Todesfall des Churfürsten dem Prinzen von Sulzbach (Carl Theodor, izt regierenden Churfürsten von Pfalz-Bayern) sämmtliche Jülich-Bergische Lande zum provisorischen Besitz auf zwey Jahre übergeben werden sollten, und stieß also hiermit offenbar den Traktat von 1728 um, durch welchen er sich verbunden hatte, kräftigst mitzuwirken, daß das Haus Brandenburg die Lande Berg und Ravenstein erhalten und die Sulzbachische Linie auf immer davon entfernt werden sollte. Aus den damaligen Negotiationen ist auch klar, daß der Wiener Hof den ersten Anlaß zu dem Traktat von 1739 gegeben, Frankreich dazu bewogen und (ohne Zweifel im Bewußtseyn der Unschicklichkeit seines Benehmens) sich dessen Garantie ausdrücklich gegen Preußen ausbedungen habe. Durch diese Verletzung des Traktats von 1728 in seinem für das Haus Brandenburg wichtigsten Punkte, verlohr also auch dieser alle Gültigkeit, wie dieses sich sowohl von selbst versteht, als auch in dessen 13tem Artikel ausdrücklich festgesetzt ist *). Die übernommene Garantie der pragmatischen Sanktion hörte also völlig auf; so sahe sie auch König Friedrich Wilhelm I. in seiner lezten Lebenszeit wirklich an, und dieser Monarch hinterließ seinem Nachfolger deshalb keine Verpflichtung, die indeß, wenn sie auch

*) Die eigenen Worte sind: Sollte ein Theil dawider handeln, so soll auch der andere an Nichts, was in dem gegenwärtigen Traktate enthalten ist, verbunden seyn.

kennt nicht die hauptsächlichste Triebfeder der lezten Theilung einiger polnischen Provinzen [21])?

Wer

existirt hätte, in Absicht der Rechte auf Schlesien nichts verändern konnte. Das zweideutige Betragen des Wiener Hofes gegen seinen Bundesgenossen erscheint hier freilich in einem nicht gefälligen Lichte, und ich habe dasselbe ungern in Erinnerung gebracht. Aber die so offenbar falschen Anklagen des Hrn. v. G. machen es nothwendig, ihm unangenehme, aber aktenmäßige Wahrheiten entgegenzusetzen. Ich weiß nicht, ob die angeführten Traktate von 1726, 1728 und 1739 schon irgendwo gedruckt sind *); ich habe aber die beiden ersten in den im Königl. Archive befindlichen Originalien, und den lezten in einer zuverlässigen Abschrift vor mir. Im Wiener Archive werden die Originale von allen drey sich finden, und man kann also dort die genaue Richtigkeit des hier Angeführten beurtheilen.

21) Ich weiß nicht, ob diese hauptsächlichste Triebfeder schon so allgemein bekannt ist? Wenigstens scheint sie Hr. von Gemmingen gar nicht zu kennen, da er ihrer vermuthlich sonst nicht erwähnt haben dürfte. Ohne hierüber in ein hier gar nicht her gehörendes Detail zu gehn, begnüge ich mich zu bemerken, daß der Wiener Hof zuerst die wichtige Starostey Zips der Krone

*) Von dem Traktat von 1726 findet sich eine lateinische Uebersetzung in Rousset Rec. III. p. 187, und im Dumont T. VIII. p. 2. p. 119. die beiden lezteren aber scheinen nie öffentlich bekannt geworden zu seyn.

Wer hat mehr säculariſirt, als das Haus Brandenburg, und dadurch die geheiligten Rechte der Kirche und des Adels gekränket [22])? Wer hat dem

Krone Polen abgenommen und dadurch die erſte Veranlaſſung zu der nachherigen Vindicirung einiger polniſchen Provinzen gegeben habe, die wenigſtens der Preußiſche Hof durch rechtliche Gründe hinlänglich rechtfertigte, auf die er niemals renunciiret hatte, wie dieſes das Erzhaus Oeſterreich nach der Schlacht bey Bitſchin und der Gefangennehmung des Erzherzogs Maximilian durch den großen polniſchen Canzler Zomotsky im Jahr 1589 wirklich hat thun müſſen. Der Preußiſche Hof würde vielleicht noch nicht daran gedacht haben, ſeine Anſprüche geltend zu machen, wenn ihn nicht die durchaus nothwendig gewordene Vorſorge zu einiger Erhaltung des ohnedem bey dieſem Vorfall ſchon ſo ſehr verletzten Gleichgewichts dazu genöthigt hätte. Doch was geht die polniſche Geſchichte den deutſchen Fürſtenbund an? Immer iſt es kein gutes Zeichen für eine Sache, wenn ihre Verfechter Dinge anführen, die mit dem Gegenſtande, worauf es ankommt, gar keinen Zuſammenhang haben.

22) Das Geſchichtswidrige und Unanſtändige dieſer Anklagen iſt ſchon in den Anmerkungen 17 und 18 hinlänglich gezeigt und dargethan, daß die Biſchofthümer Magdeburg, Halberſtadt, Minden und Camin in der That von dem Hauſe Oeſterreich und zu deſſen Rettung ſeculariſiret worden ſind. Hat nicht das Churhaus Brandenburg ſeit der Zeit des Weſtphäliſchen

deutschen Reiche mehr entrissen, als Brandenburg 23)? Auch widersezte es sich, als Carl VI. den 10ten Artikel seiner Wahlcapitulation erfüllen, und Maaßregeln treffen wollte, daß die avulsa imperii wieder erworben würden: die Erinnerung an Preußen, Neufschatel u. a. machten, daß der Bran-

---

schen Friedens bis jezt alle die zahlreichen Capitel, Abteyen, Klöster und alle katholische und geistliche Stiftungen in diesen ehemaligen Bischofthümern ganz ungekränkt erhalten, während sie K. Joseph II. bey Hunderten aufhebt? Wer secularisiret also mehr, das Haus Brandenburg oder das Haus Oesterreich? und wie unverschämt ist diese Beschuldigung des Vers. gegen das erstere!

23) Der Herr Reichsfreyherr zeige einen Fußbreit Landes, den das Haus Brandenburg je dem Reiche entrissen hätte, und wenn er dieses nicht kann, so erwarte er von einem billigen Publikum den Beinamen, den er verdient. Ich kann nicht einmal errathen, auf welche Lande er hier zielt. Denn gewiß wäre es gleich ungereimt, entweder von den durch den westphälischen Frieden zur Entschädigung dem Churhause übergebenen Stiftern, oder von Preußen zu sagen, daß sie dem Reiche entrissen wären. Lezteres hat nie mit demselben in einer wirklichen Verbindung gestanden, und erstere sind jezt so gut Bestandtheile des deutschen Staatskörpers, als sie es vor der durch Kaiser und Reich beliebten Secularisation waren.

Brandenburgische Gesandte am Reichstage dagegen feierlichst protestirte, bis daß Churbraunschweig das Mittel fand, daß der X. Artikel der Wahlcapitulation nie auf diejenigen Länder erstreckt werden solle, welche Churbrandenburg entrissen habe [24]). Wer hat

24) Da diese beleidigende Anklage mit so unschicklicher Unbestimmtheit vorgetragen und aus der Geschichte gar nicht bekannt ist, daß Kaiser Carl VI. sich jemals besonders damit beschäftigt hätte, Maaßregeln zur Wiederbeibringung der Avulsorum Imperii zu nehmen, welches im Ernst zu thun ihm auch die politische Lage von Europa während seiner ganzen Regierung nicht erlaubte: so weiß ich nicht, was Hr. v. G. hier eigentlich sagen will, und ob er etwas anders will, als blos beleidigen. Bey dem gänzlichen Mangel gründlicher Einsicht in das deutsche Staats-Recht und ganz gemeiner Geschichtskenntnisse, den kein unbefangener Leser in dieser Schrift verkennen wird, darf ich dem Verf. Kenntniß wenig bekannter Reichstags-Verhandlungen nicht wohl zutrauen. Vermuthlich hat indeß ein wirklicher Staatsrechtsgelehrter dem Hrn. v. G. hier einen Wink gegeben, den er aber nicht gehörig benutzen konnte, um zuerst sich und dann das Publikum mit Bestimmtheit zu belehren. In dieser Voraussetzung glaube ich nicht zu irren, wenn ich hier eine Anspielung auf dasjenige vermuthe, was bey Gelegenheit der Comitial-Berathschlagungen über Art. 10. Capitulationis perpetuae in den Jahren 1712 und 1713 vorgekommen ist. Ich will also den wahren Zusammenhang dieser Sache kurz darstellen,

hat endlich auch mittelbar dem deutschen Reiche mehr Scha-

len; muß aber in dieser Absicht bis zu der Wahl des römischen Königs Josephs I. in den Jahren 1689 und 1690 zurückgehen. Bey derselben erinnerte die Churpfälzische Gesandschaft, daß im Art. X. der Wahlcapitulation neben dem darin erwähnten Johanniter-Orden auch des deutschen Ordens gedacht werden könnte, wie solches auch 1664 im fürstlichen Projekt der beständigen Wahlcapitulation geschehen sey. Die Veranlassung dazu gab, daß der damalige Deutschmeister ein Sohn des Churfürsten von der Pfalz war. Churſachſen erklärte sich aber sogleich dagegen, und verlangte bestimmtere Erklärung, was eigentlich unter wiederherbeizubringenden Gütern des deutschen Ordens gemeint sey? Diesem trat Churbrandenburg bey und äußerte besonders, wie die verlangte Erwähnung der ehemaligen Rechte des deutschen Ordens dem diesseitigen Besitze des Herzogthums Preußen zu nachtheilig sey, als daß man darin willigen könne. Churpfalz gab nach einigen Unterhandlungen auch hierin nach, und schlug nun vor, seinen Zusatz so zu fassen: „des deutschen Ordens etwan habender Rechte, wie „auch diese Addition Churbrandenburg wegen Preußen „ganz unpräjudicirlich."

Da indeß Churbrandenburg nochmals erinnerte, wie überhaupt die Erwähnung des deutschen Ordens andern fremden Mächten, wie Schweden, Polen und den vereinigten Niederlanden, nachtheilig scheinen könne und überall bey jetzigen Zeitläuften nicht rathsam

Schaden zugefügt, als das Haus Brandenburg? ohne

sam sey; so stimmte auch hierin Churpfalz bey und stand gänzlich von seinem Monito ab *).

Bey der Wahl Kaiser Carl VI. im Jahr 1711 wurde gleichfalls beschlossen, des deutschen Ordens bey dieser Stelle nicht zu erwähnen **).

Im folgenden Jahre 1712 wurde die Berichtigung der Capitulationis perpetuae ein Gegenstand der reichstäglichen Berathschlagung, bey welcher der König von Preußen, als Herzog von Magdeburg, im fürstlichen Collegio erklären ließ: „wie er nie zugeben „könne, daß ein Römischer Kaiser, wegen dessen, so „in dem 10ten Articul des Projekts der beständigen „Wahlcapitulation von der Schweiz und dem deutschen Orden enthalten, vinculirt und obligirt werden sollte, wegen ihrer Preußischen Krone und des „Fürstenthums Neufchatel und Valangin, eine continuirliche Dispute zu machen, und Ihr deshalb dasjenige Recht zu ewigen Zeiten zu impugniren; der „König ersuche deshalb den Reichs-Convent, die „ganze Stelle, wie es in den beiden letztern Wahlcapitulationen geschehen, wegzulassen."

Die

*) S. die umständlichere Nachricht aus den Wahl-Protocollis hievon in Mosers Anmerk. zu der Wahlcapitulation K. Carl VII. Th. II. p. 361 u. f. und in Pufendorf de Rebus gest. Friederici III. p. 224.

**) S. Moser l. c. p. 373.

ohne deſſen zweideutige Politik jene unter dem Vorwande

Die einzige Bedenklichkeit, welche man ſowohl am Kaiſerl. Hofe als auf dem Reichstage gegen dieſe ſo gegründete Erinnerung hatte, beſtand darin, daß der Zuſatz einmal in dem ſchon 1664 gemachten Entwurfe einer beſtändigen Wahlcapitulation ſich finde, und wenn man in dieſem nun wieder etwas ändern wollte, dadurch zu mehrern Monitis andrer Stände Veranlaſſung gegeben, und hiedurch das ganze Geſchäft der Berichtigung der beſtändigen Wahlcapitulation abermals gehindert werden mögte. Churbraunſchweig that nun in einem Schreiben vom 13ten Februar 1713 den Vorſchlag, die Rechte des Churhauſes Brandenburg durch eine ausdrückliche Reſervation auf alle Fälle zu ſichern, und der König Friedrich Wilhelm I. erklärte ſich in ſeiner Antwort vom 4ten März 1713 hiermit zufrieden. Es iſt indeß auch hieraus nichts geworden, weil bekanntermaßen die perpetuirliche Wahlcapitulation nicht hat zu Stande gebracht werden können *).

Dies iſt nun der ganze Vorgang, deſſen durchaus wahre Darſtellung auf den in ſo vielen reichsſtändigen Archiven und beſonders auch in den zu Wien befindlichen Akten beruhet, und der in den angeführten Schriften dem ganzen Publikum ſchon längſt von unpartheiiſchen Schriftſtellern und Sammlern dargelegt iſt.

*) Man findet die in dieſer Sache gewechſelten Schriften und Erklärungen in Faders Europ. Staats-Canzley Th. XXIV. Cap. VI.

wande der Religion ausgeübte dreißigjährige Verheerung

ist. Und nun halte man das gehässige Licht dagegen, in welches der Hr. v. G. diesen Vorgang zu stellen beflissen ist, und erkläre es sich, warum er so ohne alle Bestimmung von Zeit und Umständen einen so beleidigenden Vorwurf hat für erlaubt halten können. Man sieht, es kömmt hier auf nicht ein Mehreres an, als eine zwar nothwendige, aber wahrlich höchst unschuldige Formalität. Die Verfassung eines Staatskörpers, wie der deutsche ist, bringt es seiner Natur nach mit sich, daß jedes Glied desselben bey jedem Beschluß, der irgend einem seiner Rechte einmal früh oder spät, auch auf die entfernteste Weise nachtheilig werden könnte, sich durch eine Verwahrung zu decken suche. Protestationen und Reprotestationen sind daher das alltäglichste, unbemerkteste Geschäft unsers Reichstags, und Niemand verdenkt es dem größten, wie dem kleinsten Stande, wenn er aufmerksam macht, jeder möglichen Verletzung seiner wirklichen und noch zu erwartenden Rechte, seiner Titel und Ansprüche, durch heilsame Clauseln und Widerspruch zu begegnen. Nur allein bey dem Churhause Brandenburg soll es Beweis von Vergrößerungssucht seyn, wenn es in der Wahlcapitulation des Reichs-Oberhaupts seine rechtmäßigsten Besitzungen nicht will anfechten lassen; Besitzungen, die mit dem deutschen Reiche keine Verbindung haben, und die diesem Hause mit feierlichster Einwilligung der Unterthanen (Neufschatel, wie bekannt, sogar nach ordentlicher rechtlicher Untersuchung aller Ansprüche) übertragen sind. Gewiß war es weise in die Zukunft blickende Vorsicht, wenn die Churbrandenburgische Comitialgesandschaft

heerungen wenigſtens von keiner ſolchen Dauer geweſen wären, und dem deutſchen Reiche nicht den Ver-

---

ſchaft ſich bey dieſer Gelegenheit im Corpore Evangelicorum ſo äußerte:

„Wie man den Evangeliſchen bey dieſem Capitula„tionsweſen einen tödtlichen Streich verſetzen würde, „wenn man es dazu kommen laſſen wollte, daß alle „künftige Kaiſer bis an der Welt Ende ſogar durch „einen Eid verbunden würden, einer der vornehm„ſten Stützen dieſes Corporis bey erſter bequemer Ge„legenheit über Haufen zu werfen, damit durch de„ren Ruin das ganze Gebäude fallen müſſe. Man „dürfte nicht denken, daß ſolches Gottlob! nicht zu „fürchten wäre. Die Zeiten ändern ſich, die Occa„ſionen können kommen, viel Sachen wären „geſchehen, die man für unmöglich gehal„ten. Der Eid des Kaiſers wäre da, das Recht „würde den Katholiſchen durch die Capitulation ein„geräumt, wenn Recht und Macht zuſammen käme, „fehlte es an Ausübung nicht. Die Unterthanen wür„den leicht verführt, ſie dächten, ſie wären per sanc„tionem Imperii, und alſo von den evangeliſchen „Ständen ſelbſt einem andern Herrn deſtinirt, und ſo „zu ſagen aufbehalten und in eventum ſchon an„gewieſen. Solches könnte quavis data occasione „böſe Folgen haben, es fehlte ohne das nimmer an „Prätexten und müßte es wohl eine ſonderbare Fata„lität ſeyn, wenn man ſeinem Gegner gleichſam „dictante conscientia das Schwerdt wider ſich ſelbſt „in die Hände geben wollte."

Verlust seiner schönsten Länder zugezogen hätten *). Alles,

*) Wirklich der Hr. Reichsfreyherr hat seine Leser zum Besten. Jeder Schüler weiß den Ursprung des dreißigjährigen Krieges, und, weltbekannter Geschichte zum Trotz, soll dieser nun dem Hause Brandenburg zu Schulden kommen, und zwar gerade in dem Zeitpunkt der höchsten Schwäche, den es je erlebt hatte, und der eben durch diesen dreißigjährigen Krieg bewirkt wurde; einen Zeitpunkt, den der erhabene Verfasser der Memoires de Brandebourg mit strengster historischer Richtigkeit so schildert: Un Souverain incapable de gouverner, (l'Electeur George Guillaume) un Ministre traitre à la patrie, une guerre, ou plûtôt un Saccagement et un Bouleversement général, une inondation d'armées, amies et ennemies, barbares, pillardes et cruelles également, qui, se ballotant, comme les vogues de la mer, abimoient par leur flux et reflux les mêmes Provinces et ne se retirerent, qu'après avoir tout devasté et mis le comble à la desolation. Dies war also der Staat, der die ersten Mächte von Europa wider ihren Willen in einem verheerenden Kriege erhalten konnte, und von dem es abhing, Deutschland den Frieden zu geben und zu nehmen? Es ist ja weltbekannt, daß die Churfürsten von Brandenburg, Georg Wilhelm und Friedrich Wilhelm, die zur Zeit des dreißigjährigen Krieges regierten, weder an den Ursachen dieses Krieges, noch an dem Kriege

Alles, was fremde Mächte dem deutschen Reich entzogen haben, verdanken sie dem Vergrößerungsplane des Hauses Brandenburg, das meistens nur zum Scheine, oft gar nicht widerstrebte, manchmal selbst dazu behülflich war [26]). Kurz, jeder Verlust, jede neue

Kriege selbst einigen aktiven Antheil gehabt, daß sie gar keine thätige Rolle darin gespielt haben, daß sie und ihre Lande blos der leidende Theil waren, daß sie nicht einige 1000 Mann halten konnten, und ihre Lande immer dem grausamen Sieger Preis geben mußten, daher also weder eine zweideutige Politik ausüben, noch dem deutschen Reiche den Verlust einiger Länder zuziehen konnten, wie hier mit einer wirklich kaum glaublichen Dreistigkeit versichert wird. Dagegen ist es eben so weltbekannt, daß der dreißigjährige Krieg blos durch den Verfolgungsgeist, Religionseifer, und die unbegränzte Ehr- und Ländersucht des österreichischen Kaisers Ferdinand II. erreget, durch seine Schwäche und falsche Politik so lange unterhalten, und durch ihn und seinen Nachfolger so schlecht geführet und geendiget, und also blos durch das Haus Oesterreich und niemand anders, dem deutschen Reiche der Verlust seiner schönsten Länder zugezogen sey.

26) Wenn hat denn das deutsche Reich etwas durch die Vergrößerungsplane und die wirkliche Vergrößerung des Hauses Brandenburg verlohren? Der Hr. Reichsritter zeige hieran seine Geschichtskenntniß. Hat nicht Churfürst Friedrich Wilhelm in den Jahren 1672 und 1674 zwei-

neue Verheerung Deutschlands ist auf der andern

zweimal Holland und das deutsche Reich mit seinen 20,000 Brandenburgern und beständiger Aufopferung seiner Person und Lande gerettet? da indessen die ihm zugeordneten Oesterreichischen Generale Montecuculi und Bournonville nichts anders thaten, als alle seine klugen und tapfern Maasregeln, einer durch Eifersucht, der andre durch Ungeschicklichkeit zu hintertreiben und zu vereiteln. Wurde er nicht, nachdem er allein ohne einige Beyhülfe des Kaisers und Reichs die wegen der demselben geleisteten Hülfe in die Mark gefallenen Schweden durch die in ihrer Art einzige Schlacht von Fehrbellin und die eben so glorreichen Feldzüge von Pommern und Preußen in den Jahren 1675, 1676 und 1677 vom deutschen Boden vertrieben, im Jahr 1679 durch den Nimwegischen Frieden von Kaiser Leopold verlassen, und mußte er nicht allein den Krieg mit Frankreich und Schweden fortsetzen, den er durch einen anständigeren Frieden zu St. Germain endigte? Hat nicht eben dieser große Churfürst dem zu Wien immer ruhigen Kaiser Leopold sein Königreich Ungarn und dessen Hauptstadt Ofen durch 8000 Mann tapferer Brandenburger wieder erfechten helfen? Hat nicht Churfürst Friedrich III. im Jahr 1689 die Vestungen Kaiserswerth und Bonn in eigener Person und mit derselben größten Aufsetzung belagert und erobert, die Franzosen bey Ordingen geschlagen und sie aus ganz Niederdeutschland vertrieben? Hat er nicht ferner den ganzen blutigen Krieg hindurch bis zu dem Ryßwickischen Frieden dem Kaiser und dem Reiche mit mehr als 20,000 Mann beigestanden, und die Niederlande dem Hause Oesterreich

in

Seite durch eine Vergrößerung des Hauses Brandenburg.

in allen diesen Feldzügen und den berühmten Feldschlachten des Prinzen Wilhelms von Oranien durch seine Truppen erhalten helfen? Hat nicht eben dieser Churfürst und nachherige König Friedrich I. den ganzen spanischen Successionskrieg über von 1701-1713 dem Hause Oesterreich gleichfalls jährlich mit 12,000 Mann beigestanden, und ihm dadurch die Niederlande und Italien erfechten helfen? Wer hat die großen und blutigen Schlachten von Hochstädt, Turin, Ramillies und Malplaquet gewonnen? Waren es, nach dem eigenen Urtheil und Zeugniß der großen Feldherren Eugen und Marlbourough, nicht immer mehr die Preußen als die Oesterreicher? Was hat Preußen für so viele Aufopferungen und Dienste von dem Hause Oesterreich erhalten? Den unbedeutenden kaum 50,000 Menschen enthaltenden Theil des Herzogthums Geldern, auf den es ohnedem gegründete Ansprüche hatte. Hat nicht König Friedrich Wilhelm I. in eigner Person und mit seinem Kronprinzen, dem jetzigen großen Könige, mit den im Jahr 1734 nach dem Rhein geführten 10,000 Preußen das Haus Oesterreich und das Reich von einer der größten Gefahren gerettet? Haben also nicht Churfürst Friedrich Wilhelm der Große in den Jahren 1672 und 1674, Churfürst Friedrich III. 1689 und 1690, der Kronprinz Friedrich Wilhelm von Preußen im Jahr 1709 in der blutigen Schlacht von Malplaquet, und im Jahr 1734 als König nebst dem itzigen Monarchen für das Reich und die Oesterreichischen Kaiser Leopold, Joseph I. und Carl VI, welche indessen immer ruhig zu Wien blieben, alle in eigner Person gefochten? Haben sie dafür

denburg bezeichnet [27]). Nicht aus gehässigen Ab-

für wohl solche Belohnungen erhalten, als die Oesterreichischen Kaiser durch die wichtigen Lande Mayland, Toscana und die Anwartschaft auf Modena sich ganz willkührlich zutheilten? Den Dank erhält nun das Haus Brandenburg von dem Wiener Hofe und dessen Schriftstellern, daß ihm Vergrößerungen und Verheerungen Deutschlands vorgeworfen werden, die nirgend anders, als in dem Gehirne dieser Unwissenden je wirklich gewesen sind. Dies Beiwort wird keinem Leser, der die Geschichte kennt, zu hart scheinen.

27) Fast ist es nicht möglich, ernsthaft zu bleiben, wenn man einen Mann, der über Staatssachen schreibt, so reden hört. Freilich war es nicht der Despotismus Ferdinands II, nicht die Staatskunst der Mazarins und Oxenstirna's, der d'Avaux und Salvius, nicht die Uebermacht des Genies der Gustav Adolphe, der Bernharde von Weimar, der Türenne und Conde über ihre Gegner, nicht die Tapferkeit der französischen und schwedischen Truppen, die Deutschlands Grenzen verengt haben. Das Haus Brandenburg hat wirklich, wie der Hr. v. G. eben so neu, als bestimmt bemerkt, Alles verschuldet, und zwar unter dem Churfürsten Georg Wilhelm, diesem furchtbaren Feinde der Freiheit Deutschlands! Unsere Reichsgeschichte wird nach diesen ganz unerhörten Entdeckungen völlig umgeformt werden müssen, der Verf. zeigt sie uns auf einmal in einem Lichte, aus dem sie noch nie in ein menschliches Auge gefallen ist.

sichten[28]) sage ich dieses, vielmehr muß jeder mit mir die tiefe Staatsklugheit jenes Hauses bewundern; als Mensch muß er stolz seyn, daß ein großer Mann wie Friedrich so viel über sein Zeitalter vermag; aber unschlüssig kann niemand bleiben, gegen wen die Geschichte zu Mistrauen und Besorgniß künftiger Gefahr für Deutschland berechtige.

Unterdessen läugne ich nicht, daß Vergrößerungsbegierde eine gemeinschaftliche Krankheit aller großen und kleinen Staaten sey, und darum ist die Untersuchung immer noch sehr wichtig: ob es möglich sey, daß Deutschland vom Hause Oesterreich unter-

28) Wie kommt der Hr. Reichsfreyherr auf diese Verwahrung? Der ganze Ton seiner Schrift, die so simple Schreibart, ohne Schwall von Worten, ohne Declamation, die so sonnenklar richtigen, mit historischen Beweisen belegten Behauptungen zeugen ja deutlich genug, daß nichts als ächte, reine Wahrheitsliebe, würdig eines unmittelbaren Gliedes des Reichs, seine Feder geleitet habe. Aber wie kann er mit Einsicht und Ehrlichkeit unschlüssig seyn, gegen wen die Geschichte zu Mistrauen und Besorgung künftiger Gefahr für Deutschland berechtige? Er halte nur die Geschichte der Häuser Oesterreich und Brandenburg und ihre gegenwärtige Macht redlich gegen einander, so wird der Entschluß sich bald bestimmen.

unterjocht werde? wenn anders etwas eine Untersuchung verdient, das von sich selbst offenbar vor Augen liegt.

Was dem Hause Oesterreich in seinem größten Flore unmöglich war, als Carl der Fünfte, Beherrscher einer halben Welt, vielleicht diese eitle Absicht hatte; was mit allen diesen Kräften gegen ungleich schwächre Gegner unthunlich war, das sollte izt nur einen Augenblick geträumt werden können? Izt, wo unter Katharinens Regierung Rußland ein so entscheidendes Gewicht erhält; wo England einen Welttheil verliehren kann, und keinen Unterschied der Macht empfindet; wo Frankreich gelernt hat, seine innern Kräfte zu kennen und zu pflegen, wo bey jeder Gelegenheit die Bourbonischen Höfe so eng verbunden zum gemeinschaftlichen Vortheil zusammen wirken; wo die preußische Macht, so groß durch den Geist desjenigen, der sie leitet, bewiesen hat, was sie vermag; izt sollte es möglich seyn, daß Deutschland ein Eigenthum des Hauses Oesterreich werde? welcher Neuling im Gange menschlicher Begebenheiten kann das ernstlich denken? Es wäre unglaublich, daß man so etwas nur zu behaupten wagte, zeigte nicht der Erfolg, daß selbst das Unwahrscheinlichste,

unabläſſig wiederholt, anfangs minder unglaublich, dann wahrſcheinlich, zulezt als ausgemacht angeſehn werde [29]).

Frei-

29) Niemand hat behauptet, daß das Erzhaus Oeſterreich gerade izt mit dem Gedanken einer völligen Unterjochung Deutſchlands beſchäftigt ſey; es iſt nur gezeigt worden, wie der Beſiz von Bayern der ſchon ſo großen Macht dieſes Hauſes ein ſolches Uebergewicht geben könnte, daß die Freiheit und Unabhängigkeit Deutſchlands künftig nur noch von ſeiner Willkühr und Mäßigung abhangen würde. Bey aller guten Hoffnung zu der Gerechtigkeitsliebe des izigen Kaiſerl. Königl. Hofes und bey allem Glauben an ſeine deßhalb gegebenen feierlichen Verſicherungen, muß man doch nach den Begriffen einer geſunden Politik, und nach dem eigenen Grundſaz des Hrn. v. G. „daß „Vergrößerungsbegierde Krankheit aller Staaten ſey," eine ſolche Lage für äußerſt gefährlich und vorbauende Maaßregeln ſehr nothwendig halten. Bey jener guten Hoffnung finde ich indeß eine Unterſuchung der Frage: Ob die izige politiſche Lage von Europa die Erweiterungsabſichten dieſes Hofes mehr oder weniger, als zu der Zeit Carls V, begünſtige? nicht gerade nöthig. Eine genauere und etwas tiefer eindringende Vergleichung der izigen und damaligen Kräfte Oeſterreichs und der Mächte, die ihm Schranken ſezen könnten, dürfte auf ganz ein andres Reſultat leiten, als dasjenige, welches dem Verfaſſer ſo einleuchtend ſcheint. Man ſehe hierüber die in der Beantwortung der Wiener Prü-

Freilich mag der Fortgang, mit welchem der jetzige Beherrscher der österreichischen Staaten ihre Stärke durch Entwickelung eigner Kraft vermehrt, und auf die sichersten Stützen von Freiheit und Nationalglückseligkeit gründet, das Schreckenbild der Uebermacht vergrößern. Aber wer mit unbefangnem Geiste prüfen will, der muß finden, daß gerade deswegen die Unterwerfung Deutschlands zum Vergrößerungsplane des österreichischen Hauses nicht gehören könne. Wohl hat es zu allen Zeiten eroberungssüchtige Monarchen und Republiken gegeben; aber die Erfahrung hat dagegen auch gelehrt, daß nicht die Anzahl der Quadratmeilen, sondern des Landes innere Verfassung seine Stärke ausmache; sie hat gezeigt, daß manche Eroberung nur dazu diene, das Ganze zu schwächen, und daß eigentlich nichts Eroberung, nichts wesentliche Erwerbung sey, was nicht den Wohlstand der schen besessenen Länder vermehrt, entweder durch neue Hülfsmittel, oder durch Aufhebung bisheriger Hindernisse. Und nun frage ich, welcher von diesen

Prüfung S. 18 gemachten kurzen, aber treffenden Bemerkungen, denen ein Leser, welcher das Innere der itzigen Staaten einigermaßen kennt, schwerlich seinen Beifall versagen wird.

Vortheilen den österreichischen Staaten durch die Eroberung von Deutschland zuwachsen könne? Hat Deutschland Produkte, welche der österreichischen Monarchie mangelten? oder ist sein Handel so ausgebreitet, daß er der Gewerbsamkeit neue Auswege verschaffe, oder erhebt der Besitz von Deutschland zum Rang einer Seemacht? überhaupt, welchen Vortheil kann das Haus Oesterreich von Deutschland als Eigenthum erwarten, den ihm das itzige Reichssystem nicht schon zur wechselseitigen Glückseligkeit gewähren würde, wenn es nach dem Sinn der Grundgesetze unverletzt bliebe [30])?

Aus

30) Alles so wahr als gut gesagt! warum gab mir der Herr Verfasser nicht öftere Gelegenheit, ihm so herzlich beyzustimmen, als ich es hier mit vielem Vergnügen thue? Allerdings ist Eroberungssucht immer ein Rechnungsfehler, und jeder Staat kann nicht wahrer, sicherer und bleibender vergrößert werden, als durch Benutzung und Entwickelung seiner natürlichen Kräfte. Dauerhafter Friede mit den Nachbaren ist hiezu nothwendige Bedingung, und dieser die Frucht von streng befolgter Gerechtigkeit in allen auswärtigen Verhältnissen. Für Staaten wie für einzelne Menschen sind Tugend und wahre Glückseligkeit immer nur Synonyme. Aber beide verkennen oft diese einfache Wahrheit. Wer bürgt uns also dafür, daß dieses auch nie einmal bey dem Oesterreichischen Kabinet der Fall seyn werde? Und wie reimt sich Alles, was der Verf. hier

Aus allen diesem folgt also, daß Deutschland vom Uebergewichte und den Absichten des Erzhauses

---

dier so philosophisch richtig sagt, mit der von ihm so sehr vertheidigten, wie es scheint, fast unüberwindlichen Begierde des Wiener Hofes, Bayern durchaus mit seinem schon so großen Staatskörper vereinigen zu wollen? Besitzt dieser, nach den hier angenommenen Grundsätzen, nicht schon Alles, was Bayern ihm geben kann? Muß das deutsche Reich aus diesem so anhaltenden Wunsche, Bayern zu erwerben, nicht schließen, daß auch in der Zukunft immer neue Gegenstände werden angestrebt werden? Und, wenn sogar unter der itzigen Regierung, die sich auf wahre Verstärkung so gut versteht, doch Plane, wie dieser, gebildet werden konnten, ist es dann so unrecht, mit noch mehr Besorgniß in die Zukunft zu blicken? So sehr auch der österreichische Staat der interessantesten, innern Vergrößerung fähig ist; so herrliche Kräfte noch in ihm der Entwickelung harren; so sehr ihm jede Eroberung niederdrückende Last, so verderblich ihm auch der glücklichste Krieg seyn muß; so sehr ihm ununterbrochener Friede Bedürfniß ist, und so gewiß dieser nur von seinem Betragen gegen andre Staaten abhängt, deren keiner Oesterreich, wenn es auf seinem itzigen Wege fortgeht, so leicht anzugreifen wagen dürfte: so läßt uns doch der gewöhnliche Weltlauf und Kenntniß der menschlichen Natur nicht erwarten, daß seine Beherrscher während eines langen Zeitraums immer so richtig, als Joseph II. calculiren werden, von dessen großem Geiste und reifen Einsicht eben so sehr, wie von seinem Her-

ses nichts zu befürchten habe: weder das Beispiel der Vorzeit, noch die gegenwärtige Lage der Sachen berechtigen deshalb Besorgniß. Eines nur kann der deutschen Verfassung gefährlich seyn, wenn die Kraft der Reichsgrundgesetze geschwächt wird, und das muß in Deutschland wie in jedem freien Staate geschehen, wenn einzelne Mitglieder zu großen Einfluß bekommen, oder wenn die Macht, welche über Haltung der Gesetze zu wachen hat, zu viele Hindernisse findet 31). Die traurige Erfahrung unsers Vaterlandes hat gelehrt, wie unauflöslich das Wohl des Ganzen mit dem Ansehen und der Macht des

---

Herzen, Deutschland und Europa ungestörten Frieden, seine weitläuftigen Staaten aber nur wahre innere Vergrößerung mit Recht erwarten.

31) Aus allem, was der Hr. Reichsritter vorher so prunkvoll gesagt, folgt das gerade Gegentheil der von ihm hier daraus gezogenen Schlußfolgen. Man frage nur die Vorzeiten von Carl V. und Ferdinand II, die mögen die Vermuthungen auf künftige Zeiten berichtigen und entscheiden. Aber gerade zu Erhaltung der ungeschwächten Kraft unsrer Reichsgrundgesetze, zu Verhinderung des zu großen und übermiegenden Einflusses einzelner Mitglieder, zur Beförderung ungehinderter Ausübung der constitutionsmäßigen Macht des Reichsoberhaupts ist die itzige patriotische Association geschlossen.

des Oberhaupts verbunden sey: und wer nur einmal mit flüchtigen Blicken unsre Geschichte durchgegangen hat, weiß, daß die Abnahme des deutschen Ansehens von schwachen Kaisern und von immer weiter ausgedehnten Wahlcapitulationen herkam [32]). Auch haben die meisten Stände das wohl eingesehen, als sie so beharrlich auf eine beständige Wahlcapitulation drangen, und den Churfürsten das Recht streitig machten, neue Artikel beizusezen (Jus adcapitulandi); wozu selbst die geistlichen Churfürsten sich nie hätten verstehen sollen, wenn sie

32) Schwache Kaiser haben allerdings zu Abnahme des deutschen Ansehns viel beigetragen, und besonders hat die Verwickelung des Reichs in die Oesterreichischen Hauskriege ihm manche seiner besten Provinzen gekostet. Aber die Erweiterung der Kaiserl. Wahlcapitulation und die Bestimmung derselben nach den Zeitumständen ist von Kennern unsrer Geschichte und unseres Staatsrechts immer für die glücklichste Befestigung der Wohlfahrt unsers Vaterlandes gehalten worden. Und wie läßt sich hierüber auch ohne sträfliche Beleidigung der ersten Glieder des Reichs, der innersten Räthe Kaiserl. Majestät, und der Kaiser selbst, ein andres Urtheil fällen? Würden diese die Regierung des Reichs unter Bedingungen, die sie selbst dem Reiche nachtheilig geglaubt, übernommen und deren gewissenhafte Erfüllung eidlich gelobet haben?

sie der Schein von Mitwirkung nicht geblendet hätte [33]).

Eines nur droht unserer Verfassung den nahen Untergang: wenn ermüdet von allen den ruhestörenden Widersprüchen das Haus Oesterreich der Kaiserkrone entsaget [34]), oder wenn die irregeführten Stände einem andern Hause diese Würde übertragen, unter der jedes andere erliegen, und das

33) Warum nur Schein von Mitwirkung? Das Recht, an der Kaiserl. Wahlcapitulation Theil zu nehmen, ist gewiß ein wesentlicher Vorzug der hohen Erzstifter Mainz, Trier und Cöln, dessen Erhaltung ihnen und auch dem ganzen Reiche nach der richtigsten Politik immer sehr wichtig bleiben muß.

34) Wie uns doch unser unmittelbarer Reichsfreyherr auf einmal bange machen will! Also sollte das Erzhaus Oesterreich, welches seit Jahrhunderten sich so eifrig bestrebte, die Kaiserwürde bey sich zu erhalten und von dessen politischem System diese Erhaltung ein so wesentlicher Theil ist, nun auf einmal diese hohe Würde zu lästig finden? Ich dächte, die Geschichte der Vorzeit könnte uns über diese Besorgniß so ziemlich beruhigen, wenn uns auch die Zeitungen von der Absicht des Wiener Hofes, izt schon bey dem blühenden Alter unsers Kaisers eine Römische Königswahl zu bewirken, nicht so unablässig unterhielten.

das ganze Reich mit sich in das Verderben ziehen wird [35]).

Freilich mag dann des Hauses Oesterreich Gewicht für jeden Nachbar sehr drückend werden, wenn alle die politischen Rücksichten aufhören. Freilich ist dann eine Theilung des Reichs unter mehrere Mächte keine so unmögliche Sache mehr, wenn der gemeinschaftliche Vortheil es zuläßt [36]).

Zu

35) Wie? die Churfürsten wären irre geführt, wenn sie sich die Freiheit nähmen, ihr freies Wahlrecht frey auszuüben? Sie wären nur dann recht geführt, wenn ihnen auch nicht der Gedanke einkäme, auch einmal außer dem Erzhause dem Reiche ein Oberhaupt finden zu können? Es wäre Deutschlands Verderben, wenn es einen Kaiser auch von den herrlichsten Eigenschaften hätte, dem nur die einzige fehlte, ein Oesterreichischer Prinz zu seyn? In welchem Reichsgesetze wird dieses als eine durchaus nothwendige Bedingung für einen Candidaten zum Kaiserthron angegeben? Soll Deutschland nur dem Namen nach ein Wahlreich seyn? Doch unser Verfasser erklärt sich noch deutlicher.

36) Der Herr Reichsfreyherr hat sicher nicht erwogen, was er hier eigentlich sagt, da es wirklich, wenn man es gehörig untersucht, eine wahre Beleidigung für das Erzhaus enthält. Wenn auch die Kaiserwürde sich nicht bey demselben befinden sollte, so bleiben doch seine reichsständischen Verhältnisse immer dieselben, und der König von Ungarn, Gallizien und Lodomirien muß

14

Zu dieser unglücklichen Epoche führt aber jede nachtheilige noch so geringe Veränderung unsrer Verfassung; und nun frägt sich: ob der Austausch von Bayern dazu gehöre?

Dritter Abschnitt.

Vom Einfluß, den der Austausch des bayerischen Kreises gegen den burgundischen auf das deutsche Reich haben könnte.

Eigentlich bedürfte es nur noch der Untersuchung, ob jener Austausch zu dem gehöre, was, nach dem vor-

ja nicht nothwendig entweder Oberhaupt oder Feind des deutschen Reichs seyn. Der Gedanke einer Theilung desselben bleibt immer gleich ungerecht, wir mögen einen Kaiser aus dem österreichischen oder einem andern Hause haben, und wenn jenes alsdann hiezu Schritte thun wollte, so würde es eben so gut wie izt den Patriotismus der deutschen Stände und anderer interessirten Mächte in seinem Wege finden. Indeß darf man von der Gerechtigkeitsliebe und der guten Einsicht der künftigen Beherrscher Oesterreichs, auch wenn sie einmal nicht deutsche Kaiser wären, gewiß erwarten, daß die hier geäußerten Grundsätze des Herrn v. Gemmingen nie die ihrigen seyn werden, und man sieht hier deutlich, wie leicht ein Mann, dem es an gründlicher Kenntniß deutschen Staatsrechts und deutscher Geschichte fehlt, und der doch über deutsche Staatssachen schreiben will, bis zur verächtlichen politischen Kannengießerey herabsinken könne.

vorhergehenden Abschnitte der deutschen Verfassung gefährlich seyn könnte? Weil aber das Gerücht jenes Austausches, und der Antrag, welchen der russische Gesandte dem Herzoge von Zweybrücken gemacht hat, der hauptsächliche Anlaß war, den der Berliner Hof genommen hat, Gefahr für deutsche Freiheit zu verkündigen: so wollen wir nicht blos untersuchen, ob der berüchtigte Austausch den Reichsgrundgesetzen zuwider sey, sondern auch, welchen Einfluß er überhaupt auf das deutsche Reich haben könne?

Jeder Tausch fordert beiderseitige Einwilligung und wechselsweisen Vortheil, oder wenigstens keines Theils Schaden: sonst wird er zur Veräußerung [37]). Ein Ländertausch ist also keine Zersplitterung

37) Wie sehr der sogenannte Tausch von Bayern gegen einen Theil der Niederlande, eine zum größten Schaden des pfälzischen Hauses gereichende Veräußerung seyn würde, ist in der Königl. Preuß. Beantwortung nunmehr mit so überzeugender Deutlichkeit entwickelt worden, daß darüber nichts weiter gesagt werden darf. Ueberdem kömmt es nicht allein auf die Häuser Oesterreich und Pfalz an, ob diese nämlich einen solchen Tausch für sich vortheilhaft finden. Das ganze deutsche Reich ist wesentlich dabey inte-

rung oder Theilung der Besitzungen, kein nachtheiliges Unternehmen, und daher selbst bey Churfürstenthümern nicht unter jenem Verbote der goldnen Bulle begriffen.

Man lese den 1sten und 2ten §. des 25sten Capitels in jenem Reichsgrundgesetze *), und wer wird ein Gesetz, dessen Absicht die Begünstigung der

interesstirt, daß die Churfürstenthümer da bleiben, wo sie einmal von alten Zeiten her sind. Wenn darunter eine Veränderung geschehen soll, so muß solche durch das ganze Reich geschehn. Die güldne Bulle, welche die Unzertrennlichkeit der Churfürstenthümer verordnet, ist von dem Kaiser und allen Reichsständen gemacht worden und kann auch nur von ihnen abgeändert werden. Nimmt man entgegengesetzte Grundsätze an, so wird es um die Sicherheit und Freiheit des Reichs bald gethan seyn.

*) §. 1. Si ceteros Principatus congruit in sua integritate servari *), ut corroboretur justitia et subjecti fideles pace gaudeant et quiete: multo magis

*) Wie konnte doch der Herr Reichsfreyherr diese Stelle der güldnen Bulle hersetzen, ohne zu fühlen, wie durch dieselbe auch die Zersplitterung aller Fürstenthümer untersagt werde. Aus dem Wortverstande ist deutlich, daß die Untrennbarkeit derselben nach der alten deutschen Verfassung vorausgesetzt und nur in Absicht der Churfürstenthümer noch ausdrücklich erneuert und vorgeschrieben werde.

der Churwürden iſt, zum Hinderniſſe ihres Vortheils anwenden? Am wenigſten würde wohl jene Auslegung im gegenwärtigen Falle ſtatt finden. Beide zu vertauſchende Länder ſind gleich zuſammenhängend, und in Rückſicht auf die übrigen Beſitzungen des pfälziſchen Hauſes iſt der Burgundiſche Kreis gewiß vortheilhafter gelegen, als der Bayeriſche [38]).

magis magnifici principatus, Dominia, Honores et jura Electorum principum debent illaesa servari. Nam ubi majus incumbit periculum, majus debebit remedium adhiberi, ne columnis ruentibus basis totius aedificii collidatur.

§. 2. Decernimus igitur, et hoc perpetuis temporibus valituro sancimus Edicto, quod ex nunc in antea perpetuis futuris temporibus insignes et magnifici principatus, videlicet Regnum Bohemia, Comitatus Palatinus Rheni, Ducatus Saxonia et Marchionatus Brandenburgensis, terrae, districtus homagia, vasallagia et alia quaevis ad ipsa spectantia, scindi, dividi seu quavis conditione dismembrari non debeant, sed ut potius in sua perfecta integritate, perpetuo maneant.

38) Die Vereinigung ſämmtlicher Lande des Wittelsbachiſchen

Doch, hier iſt von Churlanden gar keine Rede; Jedem iſt die Entſtehungsart der Bayeriſchen Chur be-

ſchen Hauſes ſeit dem Jahre 1778 hat daſſelbe zu einem der mächtigſten in Deutſchland erhoben. Es würde aber ſeine ganze politiſche Wichtigkeit wieder verliehren, wenn jener unglückliche Tauſch je realiſirt werden ſollte. Bayern erhält ſchon durch ſeine Lage im beſten Theile Deutſchlands, in der Nähe von Oeſterreich, ſo vieler andern Reichslande und der Reichsverſammlung eine ausnehmende politiſche Wichtigkeit; die Fruchtbarkeit ſeines Bodens, und ſeine Ströme, unter denen die für den Krieg ſo wie für den Handel wichtige Donau ſich findet, machen dieſes ſchöne Land noch der intereſſanteſten Zunahme ſeiner ſowohl natürlichen als künſtlichen Produktion und einer vielleicht noch ſehr weit gehenden Vergrößerung ſeiner Volksmenge und Kräfte fähig. Die Nation, welche dieſes Land bewohnt, iſt eine der bravſten und mannhafteſten Deutſchlands, voll Treue und Ergebenheit gegen ihre Erbregenten, die ſie ſeit ſo vielen Jahrhunderten beherrſchten, von deren Regierung allein ſie auch ferner ihr Glück erwartet, und von deren Edelmuth ſie hofft, nicht weggetauſcht zu werden. Das angebotene Stück der Niederlande iſt zwar auch eines der fruchtbarſten Länder Europens, aber Verr...e, deren Heiligkeit durch das Intereſſe aller Nachbaren befeſtigt iſt, binden ſeinem Regenten die Hände und erlauben ihm nicht, die natürlichen Vortheile dieſes Landes vollſtändig zu benutzen. Da ſogar Joſeph II. ſo eben vergebens verſucht hat, dieſe Bande zu zerreißen, wie durfte das pfälziſche Haus ſich

bekannt, und man weiß, daß sie durch einen Churfürst-

sich eines glücklichern Erfolgs schmeicheln, wenn auch dieses Land nicht noch überdem seiner Nationalarmee, dem Tauschantrage gemäß, beraubt, und auch einer ihm künftig fremden Macht auf immer das Recht gegeben werden sollte, ihm seine Capitalien zu entziehn? Die großen Vorrechte der Stände schränken von andern Seiten den Rejenten ein, und sicher könnte ein Mindermächtiger nie hoffen, aus diesem Lande nur so viel, geschweige noch mehr Einkünfte zu ziehn, als das so mächtige Erzhaus bisher genossen hat. Die Unterthanen sind dem pfälzischen Hause neu, und so oft wechselnder Herrschaft unterworfen, würde man bey ihnen keine sehr lebhafte Anhänglichkeit für ein aufgedrungenes regierendes Haus vermuthen können.

Bayern, verbunden mit den übrigen wittelsbachischen Erblanden, macht seinen Beherrscher zu einer der wichtigsten Stützen deutscher Freiheit, und giebt ihm eben dadurch ein Recht, bey jedem Angriffe auf den Schutz aller Mitstände sicher zu rechnen, deren Interesse seine Erhaltung fodert. Das angebotene Stück der Niederlande aber hat, außer dem Namen des burgundischen Kreises, gar keine weitere Verbindung mit dem Reiche, und kann selbst nach der ausdrücklichen Vorschrift des westphälischen Friedens *) nur

*) S. Inst. Pac. Mon. Art. 3. Circulus quidem Burgundicus sit maneatque membrum Imperii post controversias inter Galliam Hispaniam-

fürſtlichen Collegialſchluß für erloſchen erklärt wur-

nur einen ſehr beſchränkten Schutz und Beiſtand von demſelben fodern, den auch ſelbſt nach dem Zeugniß einer unter Autorität des Kaiſerl. Hofes publicirten Schrift *) das Erzhaus für dieſes Land, als Reichskreis, nie hat erhalten können. Wie dürfte alſo das pfälziſche Haus auf dieſen Beiſtand rechnen, wenn es an die äußerſte Gränze von Deutſchland verwieſen, im Beſitz eines Landes, das bey jeder Veranlaſſung nur zu Ausgleichung des ſtreitigen Intereſſe der großen Mächte gemacht ſcheint, dem Reiche nicht nutzen könnte, und ihm alſo nothwendig gleichgültig ſeyn müßte?

Dieſe Bemerkungen werden ſchon hinreichen, zu beweiſen, wie außerordentlich nachtheilig der angetragene Tauſch für das hohe pfälziſche Haus auch von der politiſchen Seite ſeyn würde. Indeß bedarf es dieſer Betrachtungen nicht einmal in einem Falle, wo es nur darauf ankömmt, die Frage: ob 291 □ Meilen

niamque sopitas hac pacificatione comprehensus. Bellis tamen in eo jam vertentibus nec Imperator nec ullus Imperii Status immiscent. In futurum vero, si inter ea Regna controversiae oriantur, firma semper maneat inter universum Imperium et Regem Regnumque Galliae de mutuis hostibus non juvandis obligationis reciproca necessitas.

*) S. Memoires histor. et politiques sur les Pays-bas autrichiens par le Comte de Neny. 4eme edit. à Bruxelles 1786. T. I. p. 80.

wurde 89). Durch die lezte Erbschaft ist aber

len gleich 781 □ Meilen, und 2 bis 3 Millionen gleich 7 Millionen Gulden geschäzt werden können? ganz einfach nach der unpartheiischen Arithmetik zu beantworten.

89) Wiederum ein ganz unpublicistischer Satz, der indeß bey dem Hrn. Verfasser weniger befremden darf, da man sich denselben auch in der leztern Staatsschrift des Wiener Hofes Prüfung ꝛc. sogar erlaubt hat. Die Churwürde ist bis zur güldnen Bulle den Häusern Bayern und Pfalz gemeinschaftlich gewesen, das Haus Bayern hat sein Recht daran nachher beständig gegen den dem pfälzischen Hause zugestandnen alleinigen Besiz behauptet, bis es im J. 1623 die alte Pfalz-Bayerische Churwürde allein erhielt, die ihm auch im Westphälischen Frieden bestätigt und für das Haus Pfalz eine neue Chur errichtet wurde. Im spanischen Erbfolge-Kriege 1706 verlohr das Haus Bayern seine Chur, erhielt sie aber 1714 durch den Badenschen Frieden wieder, und hat sie von dieser Zeit an unbestritten bis zu seiner Erlöschung im J. 1777 besessen. Dies sind Wahrheiten, an denen Niemand zweifeln wird, dem die Geschichte der Pfalz-Bayrischen Churwürde nicht ganz unbekannt ist, wovon in gedrängtester Kürze das Wesentliche in der lezten Königl. Preuß. Beantwortung S. 10 angeführt ist, und deren vollständigere Beweise man in der so bündigen Herzogl. Pfalzzweybrückischen Vorlegung der fideicommissarischen Rechte des Hauses Pfalz §. 90 bis 97 und in der

so

Bayern eben so wenig ein Theil der Churpfalz geworden [40]), als künftig die Anspach- und Bayreuthischen Fürstenthümer zur Chur Brandenburg gehören werden. Wenigstens ist das gewiß, daß wenn es nicht ungesetzmäßig ist, diese gegen einen Theil der Lausnitz zu vertauschen, es eben so wenig Anstand mit den Bayerischen Landen haben könne [41]). Und wo ist das Gesetz, welches nur ent-

---

so eben erschienenen gründlichen Abhandlung des Hrn. Prof. Fischers von der bayerischen Churwürde finden. Ich will also den Leser mit Wiederholung dieser Ausführungen nicht aufhalten.

40) Freilich nicht, aber es haftete auf ihm ja schon längst die Churwürde so gut, wie auf der Pfalz. Wozu doch diese geflissentliche Verwirrung der Begriffe?

41) Wirklich die österreichischen Schriftsteller müssen völlig ununterrichtete Leser voraussetzen, wenn sie den unrechtmäßigen Tausch von Bayern mit einem Gegenstande zusammenstellen, der mit ihm durchaus keine Aehnlichkeit hat. Jener ist durch Hausverträge, Friedensschluß und Garantien mehrerer Mächte untersagt. Bey einem Austausch der fränkischen Markgrafschaften gegen die Lausitz kan den übrigens Niemand, außer Wien, denken; fällt dies alles weg; in ihm liegt also freilich nichts Ungesetzmäßiges. Daß ist die wahre Lage dieses Austausch-Projekts, welches im Jahr 1778 zuerst und allein vom Wiener Hofe an-

entfernt das Recht der Reichsstände bezweifelt, einen Ländertausch treffen zu dürfen: vielmehr spricht das Reichsherkommen dafür und die Größe der auszutauschenden Länder kann dabey keinen Unterschied machen.

Unmittelbar widerspricht also jener Ausruf keinesweges den Grundgesetzen; aber vielleicht geschieht das mittelbar; vielleicht ist er den Pfälzischen Familienverträgen zuwider, welche nebst andern Mächten auch das deutsche Reich garantirt hat? Das Wort Familienvertrag schließt den Begriff ein, daß er eine Uebereinkunft sey, welche die Mitglieder einer Familie unter sich getroffen haben; und die Absicht einer Garantie kann keine andre seyn, als die Mitglieder dieser Familie zu sichern, daß ihr Vertrag unverlezt bleibe. Nun zweifelt wohl niemand, daß, so wie durch Uebereinkunft einer Familie der Vertrag geschlossen wird, eben diese Uebereinkunft auch hinlänglich sey, ihn

angetragen wurde, in der Königl. Preuß. Beantwortung der Wiener Prüfung S. 17 20 nunmehro deutlich dargestellt worden, und das Publikum muß sich wundern, wie gerade eben dieser Hof die Erinnerung an diese Sache ist nothwendig gemacht hat.

aufzuheben. Eine Garantie aber, welche zum Schaden derjenigen, welchen sie nützen soll, vortheilhaftere Maaßregeln verhindern wollte, würde zweckwidrig und eine gewaltsame Kränkung der Gerechtigkeit und Billigkeit seyn.

Angenommen aber, daß ein Familienvertrag und eine Garantie Bande sind, die jeden bessern Vortheil ausschließen; wo ist in allen jenen garantirten Familienverträgen des Pfälzischen Hauses nur eine Spur anzutreffen, durch welche ein Ländertausch untersagt wird? Austausch ist, wie schon gesagt, keine Veräußerung, keine Verpfändung, und selbst diese sind in den Pfälzischen Hausverträgen ausdrücklich erlaubt, in Nothfällen oder Verschaffung bessern Nutzens.

So weit ist es entfernt, daß der Antrag, welchen man dem nächsten Agnaten des Pfälzischen Hauses wegen jenem Austausche gemacht hat, der deutschen Verfassung zuwider sey [42]).

Aber,

---

2) Nach der oft erwähnten Königl. Preuß. Beantwortung würde es unnöthig seyn, über die rechtliche Unzulässigkeit der Vertauschung Bayerns noch ein Wort zu verlieren, und die so ganz auf der Oberfläche

Aber, wenn es denn doch in der Staatskunst Fälle giebt, wo die Klugheit fordert, was die Gerechtigkeit verbietet, so frägt sich nun: ob das deutsche Reich trachten soll, jenen Austausch zu verhindern? und das wird sich durch die Untersuchung beantworten lassen, welchen Einfluß er überhaupt auf Deutschland haben könne?

Freilich muß damit ein Vortheil für das Haus Oesterreich verbunden seyn, sonst würde es das Geschäft nicht betreiben, auch ist es nicht zu zweifeln, daß dieser Vortheil dem Könige von Preußen unanges

---

sliche bleibenden Raisonnements des Verf. bieten keinen Stoff zu neuen Untersuchungen dar, die dem Leser irgend interessant seyn könnten. Er beantworte doch nur ehrlich folgende Fragen: Ist nicht alle Verwechselung oder Vertauschung der Bayerischen Länder im Pariſchen Vergleich ausdrücklich verboten? Kann die im Hausvertrage von 1771 zu Verschaffung bessern Nutzens nachgelaſſene Veräußerung wohl von den sämmtlichen Bayerischen Landen nach dem Zusammenhang verstanden werden, und selbst nach der Clausel: „daß den andern Pfälzischen Linien der Verkauf und der Einverstand dabey zu statten kommen solle?“ Ist endlich bey gegenwärtigem Tauschproiekt wohl der Fall von bessern Nutzen vorhanden? Ist er bey den dabey zum Grunde gelegten schönen arithmetischen Verhältniſſen auch nur möglich oder denkbar?

angenehm sey, und daß seine Weisheit Mittel suchen müsse, ihn so lang als möglich zu verhindern. Allein wir haben schon gesehn, daß die Sache des Königs von Preußen nicht immer die des deutschen Reichs seyn dürfte.

Gesezt auch, der Eintausch von Bayern wäre dem Hause Oesterreich ein beträchtlicher Zuwachs an Macht: das deutsche Reich kann dabey ruhig seyn, wie wir schon gesagt haben. Vielleicht wird das Haus Oesterreich dadurch besser in Stand gesezt, Handlungsentwürfe auszuführen, oder Hindernisse wegzuräumen, welche des inländischen Handels Flor hemmen; und wird nicht dadurch zu gleicher Zeit das Beste der anliegenden deutschen Länder befördert? Handelsvortheile lassen sich nicht in politische Gränzen einschränken [43]); und so werden

43) Eine so philantropische, auch das Wohl fremder Staaten umfassende Handels-Politik findet sich bisher nur noch in Büchern. In der, welche fast in allen großen Staaten befolgt wird, ist doch wohl allerdings die Hauptidee, ausschließlicher Genuß aller nur innerhalb seiner Gränzen erreichbarer Vortheile, und daß diese oft nicht anders als mit dem unvermeidlichen Schaden andrer Staaten verfolgt werden könne, liegt in der Natur der Sache. Ob dieses durchaus so seyn müsse, ob es nicht anders seyn könne und

den die in dem Bayerischen Kreise liegenden Länder und die benachbarten sichern Vortheil finden, während gerade sie am meisten mit den zu besorgenden Gewaltthätigkeiten des mächtigern Besitzers geschreckt werden, ohnerachtet das neuliche Betragen des Wiener Hofes gegen den Erzbischof von Salzburg zeugen kann, daß er zum Besten seiner Mitstände selbst gegründete Rechte aufzuopfern wisse 44). Wie kann

und seyn sollte? ist eine Untersuchung, die nicht hieher gehört. Ich rede nur in den Grundsätzen, die in der wirklichen Welt überall befolgt werden. Es soll also kein Tadel seyn, wenn ich der Wahrheit gemäß bemerke, daß die bisherigen Handelseinschränkungen der österreichischen Staaten sich schon für die Fabriken und den Nahrungsstand so mancher deutschen Lande, z. B. für die Leipziger Messe, schädlich genug bewiesen haben, um nicht auch in dieser Absicht die fortgehende Vergrößerung und den immer mehr ausgebildeten inneren Zusammenhang derselben für das übrige Deutschland furchtbar zu machen.

44) Das Faktum, worauf hier der Hr. Verfasser zielt, ist mir völlig unbekannt, und er hätte es billig bestimmter angeben sollen. Schwerlich kann er hier eben den Vorgang im Sinne haben, dessen ich schon oben erwähnte; denn da war zuverlässig von keiner Aufopferung selbstgegründeter Rechte des Wiener Hofes die Rede, sondern man gab nur am Ende die ohne allen rechtlichen Grund weggenommene, von ehema-

kann man auch nur vermuthen, daß, so lange die Kaiſerkrone beim Hauſe Oeſterreich iſt, dieſes ſeinen Vortheil ſo ſehr verkennen, und durch eignes Beiſpiel die mächtigern Stände zu gewaltſamen Eingriffen in die Rechte der Nachbarn veranlaſſen werde 45)?

Ueber-

ehemaligen Salzburgiſchen Erzbiſchöfen im öſterreichiſchen Gebiete erworbenen Güter zurück. Oder heißt es etwa ſchon Aufopferung, wenn dieſer Hof einem fremden Staat höchſtgegründete Rechte nach langem Streit nur nicht wegnimmt? Dann wundert mich, wie der Herr Reichsfreyherr die bey dem lezten Traktat mit der Republik der vereinigten Niederlande bewieſenen ſo ganz außerordentlichen Aufopferungen mit Stillſchweigen übergehen können, und warum er auch nicht des Vorfalls mit dem Biſchofthum Paſſau Erwähnung thut.

45) Schon bey mehr als einer Stelle dieſer in Wien gedruckten Schrift hat es mich nicht wenig befremdet, wie die dortige Cenſur manche Stellen nicht der dem Kaiſerl. Königl. Hofe ſchuldigen Ehrfurcht widerſprechend gefunden hat, da ſie die preſſige Cenſur gewiß ſchon allein aus dieſem Grunde nicht würde haben paſſiren laſſen. Hier ſagt der Verf., obgleich in andern Worten, etwas verſteckt geradezu, daß das Haus Oeſterreich ſich gewaltſame Eingriffe in die Rechte der Nachbaren erlauben würde, ſobald es nicht mehr die Kaiſerkrone beziele. Dies durchlauchtige Haus alſo mußte entweder Oberhaupt oder Feind — ungerechter Feind (denn nur

Ueberhaupt gehn durch jenen Austausch in der ganzen Verfassung Deutschlands keine Veränderungen vor. Es ist gleichgültig, wer für den Bayerischen und Burgundischen Kreis die Stimme im Fürstenrathe führt [45]; gleichgültig, wer die Kammerzieler und übrigen Reichsbeiträge entrichtet. Aber das ist dem deutschen Reiche nicht gleichgültig, daß ein Reichsstand in den Rang der europäischen Mächte tritt,

nur dieser thut gewaltsame Eingriffe in die Rechte eines andern) des Reichs seyn. Läßt sich etwas Beleidigenders von Regenten sagen? Freilich, wenn man sich so ein wenig an die Geschichte Kaiser Carls VII. erinnert, dessen rechtmäßige Wahl Oesterreich nicht anerkennen wollte, unter dessen Regierung es sogar die Ablieferung des Reichs-Archivs an den Erzcanzler des Reichs weigerte, so könnte man leicht auf den Gedanken kommen, daß der Hr. v. G. so gar unrecht nicht haben dürfte. Aber immer bleibt es doch sonderbar, daß so etwas gerade jezt in Wien öffentlich geäußert wird.

46) Dies ist freilich gleichgültig, aber nicht, welches Gewicht diese Stimmen haben, auch kann dem Reiche nicht gleichgültig seyn, daß ein Haus, wie das österreichische, Bayern besitze, ein Haus, welches nach seinen bekannten Privilegiis von Kaiser Friedrich I. und andern Kaisern seine Lande eximiret, und ihnen nur zu seinem Nutzen, nicht aber in Ansehung der Lasten und Verbindlichkeiten den Namen von Reichslanden läßt.

tritt, und dadurch das Reich in Stand sezt, nicht mehr von der Willkühr entweder des Hauses Oesterreich, oder Brandenburg abhängen zu müssen [47]). Das, ist dem deutschen Reiche nicht gleichgültig, daß es durch diesen Austausch kein Opfer der Kriege mehr seyn wird, welche zwischen Oesterreich und Frankreich entstehen können: dann kann sich das Reich zu keiner Theilnehmung an Streitigkeiten verleiten lassen, die ihm fremd sind, und es erhält dadurch eine gegründete Hoffnung nie mehr zu stöhrender Ruhe [48]): sein

47) Dies sollte der ohnmächtige Besizer von dem angebotenen Stücke der Niederlande bewirken, dessen ganze Politik sich auf das Bestreben beschränken müßte, bey jedem Kriege nur zu hindern, daß seine zerstückelten Staaten, als natürlicher Schauplaz desselben, nicht zu sehr litten, und bey jedem Frieden, daß nur nicht zu viel von ihnen verschenkt und im Geiste der bey dem Tauschantrage vom Januer 1785 angenommenen Arithmetik — vertauscht würde?

48) Wie der Hr. Reichsfreyherr doch die Ruhe, den ewigen Frieden, den dieser wohlthätige Tausch Deutschland verschaffen soll, uns so schön zu schildern weiß! Man sollte denken, der Tausch von Bayern wäre das Geheimniß des Abbe St. Pierre! und wirklich bedauern, daß er nicht schon vor Jahrhunderten zu Stande gebracht wurde, dann wäre ja auch wohl der dreißigjährige Krieg, den das Haus Brandenburg, unter dem furchterlichen Georg Wilhelm, nach der neuen Lehre

des

sein eigner Wohlstand wird durch anhaltenden Frieden zunehmen, und die Natur der Lage selbst wird es

---

des Hrn. v. G. anzettelte, erfahren worden! Aber in der That, der Hr. Reichsfreyherr hat ganz Recht! Wenn Bayern erst ein Bestandtheil der österreichischen Monarchie geworden ist, wird natürlich auch der ganze schwäbische Kreis ihr bald einverleibt werden. Den Herzog von Würtemberg könnte man ja nach Modena versetzen, und für den Markgraf von Baden findet sich ja wohl auch noch ein Plätzchen, das sich zu seinem Lande wie 291 zu 784 verhält. Mit den geistlichen Fürsten giebt es sich von selbst, da das Haus Brandenburg nun einmal die glückliche Entdeckung zuerst gemacht hat, daß sie zum Secularisiren gut sind! Die edlen Reichsritter werden denn nicht mehr mit Don-Gratuits gehudelt werden; man wird sie und ihre Güter fein ordentlich conscribiren, klassificiren und sie von den vielen leidigen Concurs- und Sequestrations-Processen befreien. Der Herr von Gemmingen wird, von allem reichsritterlichen Ungemach entlastet, die Ehre haben, ein unmittelbarer österreichischer Vasall zu werden. Ist die österreichische Gränze erst wirklich bis zum Rhein vorgerückt, dann ist es Zeit, sich an die Wiederherbeibringung der Avulsorum Imperii zu erinnern; dann muß man alte deutsche Geschichte studiren und die leidige Wahlcapitulation, die Deutschlands Ansehn so sehr heruntergebracht, abschaffen. Ist dann das Jahrhundert der Ottonen und Carls des Großen wieder hergezaubert, dann

es theilhaftig machen der Vortheile, welche die Beherrscher von Oesterreich und Burgund ihren Län-

---

dann hat alle innere Fehde ein Ende; dann werden Eintracht und Friede sich in Deutschland küssen, weil Keiner die Kräfte hat, sie zu stören; dann wird Keines Recht mehr gekränkt werden, weil Keiner ein Recht mehr hat; kein Traktat, kein Grundgesetz wird mehr verletzt werden! Alle unsre Nachbarn müßten wir glückliche Deutsche dann einladen, unsers goldnen Friedens unter eisernem Zepter mit zu genießen, selbst die freien Britten nicht ausgenommen. Wozu, könnten wir ihnen sagen, des ewigen Kampfs der Freiheit, da man der Ruhe des Despotismus so süß genießen kann? Dies ist die herrliche Perspektive, die uns der Hr. Reichsfreyherr eröffnet, einen andern Sinn kann ich wenigstens in seiner Weißagung goldner Zeiten, die unserm Vaterlande der Tausch von Bayern bringen soll, nicht finden. Kann irgend etwas deutlich zeigen, wie wohl Hr. v. G. für seinen Ruhm gesorgt haben würde, wann er bey belletristischen und dramatischen Arbeiten geblieben wäre, und es nicht unternommen hätte, über Sachen zu schreiben, zu denen Kenntniß des Staatsrechts gehört; so ist es dieses wirklich lächerliche Raisonnement. Denn unmöglich kann ein wahrer Staatskundiger im Ernst behaupten, der glücklich vereitelte Tausch würde Deutschland weniger in die Kriege von Oesterreich und Frankreich verwickelt haben, wenn dieses durch Wegnahme der Niederlande nicht mehr das bequeme Mittel hätte, seinen Feind zu schwächen, sondern gezwungen wäre, sofort in das deutsche Reich einzurücken, dessen Glie-

der

Ländern durch Handel und Gewerbsamkeit verschaffen werden.

Aus allem, was bisher gesagt wurde, erhellet, daß der König von Preußen zwar seiner ihm gewöhnlichen Weisheit gemäß handele, wenn er jenen Austausch zu verhindern sucht, und dabey seine Mitstände zu benutzen trachtet. Aber es erhellet eben so klar, daß unser Vaterland von diesem Austausche nichts zu befürchten habe; und daß es unbillig und unvorsichtig wäre, sich in diesem Falle den Absichten des Königs von Preußen zu fügen. In der That wäre der einzige Erfolg, daß dieser Austausch später zu Stande käme, und das vielleicht zum Vortheil des Königs auf Unkosten des Reichs [49]).

der (so lange sie noch bestehen) dann auch wider ihren Willen würden österreichisch seyn und von Freunde oder Feinde gleiche Verheerung dulden müssen.

49) Also der Austausch soll noch immer nur später und noch gefährlicher für das Reich zu Stande kommen, ohngeachtet der feierlichen Erklärung des Wiener Hofes, nie einen solchen Austausch von Bayern gewaltsam erzwingen zu wollen; ohngeachtet der nicht zu bezweifelnden standhaften Beharrlichkeit des

Unterdeſſen iſt nicht allein von jenem Auskaufſche die Rede, ſondern der Berliner Hof ſchlägt überhaupt Mittel vor zur Erhaltung des Reichsſyſtems.

Da nun dieſes jedem rechtſchaffnen Deutſchen ſehr angelegen ſeyn muß, ſo verdienen jene Vorſchläge volle Aufmerkſamkeit und genaue Prüfung.

Vierter Abſchnitt.

Von der Aſſociation zur Erhaltung des Reichsſyſtems.

Bey Erwägung der vorgeſchlagenen Mittel zur Erhaltung des Reichsſyſtems wird es darauf ankommen, zu unterſuchen, ob ſie verfaſſungsmäßig ſind, weil nach dem Vorhergehenden darnach einzig der Vortzeil des Reichs beſtimmt werden kann.

Unſtreitig haben die Stände des Reichs das Recht, Vereinigungen unter ſich einzugehn; aber die Clau-

---

des Pfalz-Bayeriſchen Hauſes, nie freiwillig in dieſen Tauſch zu willigen; ohngeachtet des ihm ſo klar widerſprechenden Intereſſe fremder Mächte. Ohne Zweifel würde doch der Wiener Hof dieſen Tauſch auf Koſten des Reichs wieder antragen müſſen? Hält der Hr. v. G. dies wahrſcheinlich?

Clausel, welche die Reichsfürsten in der Wahlcapitulation so weislich der Bestätigung des Churvereins beisetzen liessen (jedoch dem Instrumento pacis und andern Reichssatzungen, auch denen von Fürsten und Ständen, die unmittelbare Reichsritterschaft mit eingeschlossen, hergebrachten Juribus, Hoheiten und Privilegiis ohnabbrüchig), muß jeder Vereinigung ihre Richtung geben [50]: und sie ist es, welche die vorgeschlagene Association zu einer gesetzwidrigen Verbindung macht. Eine Association, welche zum hauptsächlichsten Endzweck hat, die Rechte und Privilegien so vorzüglicher Reichsstände, wie Oesterreich und Pfalz sind, zu beschränken. Eine Association, die im Grunde nichts anders enthält, als durch eine gemeinschaftliche Verbindung zu hindern, daß das Haus Pfalz zu jener Größe gelange, welche die Umstände darbieten, und die es durch die Vorzüge seiner Mitglieder so sehr

50) Warum führt denn der Hr. Reichsfreyherr hier nicht lieber die oben bemerkte Hauptstelle der Wahlcapitulation an, welche das Bündniß-Recht der Stände überhaupt festsezt und ihm seine Schranken bestimmt? In der Sache selbst kömmt zwar hierauf nichts an, indeß ist es doch wider alle Bestimmtheit der Begriffe, nur durch Analogie gesezliche Vorschriften folgern zu wollen, die schon ganz klar und buchstäblich vorhanden sind.

verdient [51]). Eine Association, die unter dem Vorwande der Erhaltung des Reichssystems mehr noch als die Verbindung des Corporis Evangelicorum zum Schaden des Reichs misbraucht werden kann. Eine Association, die durch sich selbst Deutschlands Verfassung für unzulänglich erklärt, die geheiligten Gesetze des Reichs zerstört [52]), die Regierung in die Hände eines einzigen Fürsten bringt, die Reichs-

---

51) Freilich ist es wahre Kränkung der Rechte des Hauses Pfalz, dessen mehrere Glieder in einen schädlichen Tausch zwar nicht willigen wollen, wenn man nicht zugeben will, daß ihm der wichtigste Theil seiner Erblande mit Gewalt genommen und ihm ein Königstitel aufgedrungen werde, den dieses Haus sonderbar genug gegen Aufopferung seiner wirklichen Macht für keine wahre Größe halten will! Alle in diesem Abschnitt enthaltene Vorwürfe könnten allenfalls noch einigen Schein haben, wenn das Haus Pfalz in den Tausch von Bayern willigen wollte. Da aber solches nicht ist, so sind es ganz offenbare und jedem Leser auffallende Trugschlüsse.

52) Ist es erlaubt, daß ein Privatschriftsteller, wenn er gleich Reichsfreyherr ist, eine zwischen vier Churfürsten und vielen Fürsten geschlossene Verbindung, die er nicht gesehen hat, eine Zerstörerin der Gesetze des Reichs nennt? und was soll man von der Wiener Censur denken, die solche Unanständigkeiten gestattet? Wohin würde es kommen, wenn man das Wiedervergeltungsrecht ausüben wollte?

Reichsversammlung zu einem Spielwerke macht und das Ansehen des Churfürsten von Maynz vereitelt, das mit so weiser Vorsicht einem Wahlfürsten beigelegt wurde. Angenommen auch, daß ein Churfürst von Maynz dieser Association beitrete: so wäre der erste Churfürst des Reichs, die bisherige Grundstütze unsrer Verfassung, der ehrwürdige Vorsteher der erhabenen Versammlung der Stände, nichts mehr, als was die meisten Associirten seyn werden, ein untergeordnetes Werkzeug der politischen Absichten eines mächtigen Hofes 53).

53) Sollte der Hr. Verfasser wirklich wohl das Interesse, die Rechte und Pflichten des Churfürsten von Maynz besser verstehn, als dieser erhabene patriotische Fürst selbst? Er, der schon als Regent seines eigenen Landes, dem er durch Aufklärung und Weisheit ein bisher ihm unbekanntes Glück gab, die Bewunderung und Verehrung von Zeitgenossen und Nachwelt sich erworben hat, sichert jezt seinem großen Namen noch mehr unsterbliches und ehrenvolles Gedächtniß, da er bey der bedenklichen Lage der Angelegenheiten Deutschlands mit aller Würde eines Erzcanzlers des Reichs handelt und, ganz in dem Geiste des Vorstehers des Reichstags, allen seinen Mitständen das glänzendste Muster wahrhaft patriotischer, weiser Gesinnungen und einer großen Art zu handeln giebt. Erhaben über niedrige Schwäbsucht des Partheigeistes muß es diesem vortreflichen Regenten die schönste Belohnung geben,

Diese Association also, welche das Reichssystem erhalten sollte, untergräbt dessen Grundfeste, indem sie die Freiheit einzelner Stände beschränkt, das Ansehen der übrigen schwächt, unsre Verfassung vernichtet, und zugleich äußerste Beleidigung für diejenigen Mächte wird, welche die Erhaltung unsrer Verfassung sicherten und sich bisher so sehr angelegen seyn ließen. Sie ist eine feierliche Erklärung, daß man den Schutz der garantirenden Mächte für verdächtig oder ohnmächtig halte [54]), ohne von dem Beleidigenden zu reden, das sie gegen das

---

geben, des Beifalls von dem ganzen unpartheiischen Deutschland so gewiß und so überzeugt zu seyn, daß die dauerndste Verlängerung seiner Tage izt einen der lebhaftesten Wünsche jedes mit dem Vaterlande es wohlmeinenden Deutschen ausmache.

54) Und doch haben eben diese garantirenden Mächte durch den Westphälischen Frieden die Associationen der Reichsstände als gesetzmäßig, nüzlich und nothwendig erkannt, und ihnen selbst ihren Schutz zugesichert. Sie haben dem Hrn. Reichsritter auch noch nicht aufgetragen, ihre geänderten Gesinnungen über diese Associationen zu erklären. Ueberdem sind doch wohl die Reichsstände die nächsten Garants der Reichsverfassung und besonders des Westphälischen Friedens, nach dem Instrum. pac. O. Art. 17. §. 5.

das Reichsoberhaupt enthält [55]). Und nun urtheile, wer unbefangenen Gemüths ist, ob eine Association, die zugleich unsre Verfassung zerstört und die größten Mächte von Europa beleidigt [56]), zweckmäßig seyn könne zur Erhaltung des Reichssystems. Wie lange wird es noch dauern, daß Deutschland seine eigene Größe, seinen wahren Vortheil verkennet? wie lange noch wird es mistrauisch seyn gegen die einzige Stütze seiner Verfassung? wie lange noch dem freien Schutze seiner Gesetze eine immer mehr oder weniger knechtische Anhänglichkeit vorziehn? Sind die vielen empfangenen Wunden, der Ver-

55) Freilich thut der Hr. Reichsfreyherr wohl, von diesem Beleidigenden der Association für das Reichsoberhaupt nicht zu reden, — weil es nicht existirt. Hätte er doch gleich weise Vorsicht öfterer beobachtet. Eine reichsgesetzmäßige Handlung der Stände kann für den Kaiser nichts Beleidigendes haben. Dieses müßte sonst in der Existenz der Reichsgesetze liegen.

56) Nenne doch Herr von Gemmingen diese größten Mächte, welche der deutsche Bund beleidigt? Die Garants des Westphälischen Friedens, welche Deutschland näher angeht, geben ihm ihren Beifall, und wie könnte irgend eine andere Macht sich dadurch beleidigt finden, wenn die deutschen Fürsten sich ihres Rechts zu ihrer Erhaltung nach ihrer besten Einsicht bedienen und nach keinen fremden Garants verlangen?

luſt ſo vieler deutſchen Provinzen noch nicht hinlängliche Warnung, daß Deutſchland, reich durch die Gaben der verſchwenderiſchen Natur, und groß durch den Glanz ſeiner Stände, keinen Theil nehmen müſſe an fremden Streitigkeiten, deren üblen Ausgang es zulezt allein tragen muß? Wie lange wird Deutſchland, durch eitle Schreckbilder verleitet, ſeiner Freiheit entſagen und Sclave derjenigen ſeyn, bey denen es unnöthigen Schuz ſucht [57])? Große und Edle Deutſchlands, die ihr faſt allen Thronen Beherrſcher gegeben habt, laßt den Geiſt deutſchen Muths, deutſcher Freiheit und deutſcher Würde nicht von euch weichen. Eure eigne Stärke, eure Geſetze ſind der einzige Schuz, deſſen ihr bedürft [58]), und die Freundſchaft der Mächte, welche ſich

57) Die in ſo kurzer Zeit und ſo einmüthig zu Stande gebrachte Aſſociation giebt uns gute Hoffnung, daß die Zeit, da die deutſchen Stände ihr wahres Intereſſe wohl zuweilen verkannten, welche der Verfaſſer ſo pathetiſch beſeufzet, vorbey ſeyn dürfte.

58) Sehr wahr, und eben deßhalb haben die deutſchen Stände zu Erhaltung dieſer ihrer eignen Stärke, dieſes Schuzes der Geſetze, des einzigen, deſſen ſie bedürfen, eine engere Verbindung nöthig gefunden. Von ganzem Herzen ſtimme ich übrigens dieſem ermunternden Zuruf des Herrn von Gemmingen bey, und wünſche, daß alle Große und Edle Deutſchlands ihm folgen mögen!

ſich zu eurem Beſten immer ſo thätig bezeiget haben, wird euch beiſtehen, ſo lange ihr ſie durch entehrendes Mistrauen nicht beleidiget. Eure Vorfahren, nur gewöhnt dem Panier der Freiheit zu folgen, liebten Vaterland und Ehre, und haßten Geſetzverdreher und Advokaten. Folget ihrem Beiſpiel.

Beſchluß.

Und nun habe ich alles geſagt, was Liebe fürs Vaterland und das Gefühl deutſcher Freiheit mir eingab [49]). Ich habe das Bewußtſeyn, nach meiner Ueberzeugung geredet zu haben, die Zuverſicht, daß der weiſe Monarch, deſſen Größe ich bewunderte, während dem ich ſeinen Vorſchlägen widerſprach; daß ſelbſt er, wenn dieſe Blätter vor ihn kommen, weil er ein Weiſer iſt, billigen wird, was ich geſagt und was ich gethan habe.

---

49) Alſo waren es auch Liebe fürs Vaterland und Gefühl für deutſche Freiheit, welche dem Herrn Verfaſſer die Bemerkungen eingaben, daß das Erzhaus Oeſterreich nur ſo lange ſich gewaltſamer Eingriffe in fremde Rechte enthalten werde, als es den Kaiſerthron beſitze? daß die vervollkommnete Wahlcapitulation das Verderben unſers Vaterlandes ſey? daß die Churfürſten irre geführt würden, wenn ſie ſich ihres freien Wahlrechts wirklich bedienen wollten? u. ſ. w.

* * *

Man wird leicht urtheilen, daß ich noch weit mehr Anmerkungen der Schrift des Herrn von Gemmingen hätte beifügen können, wenn meine Absicht gewesen wäre, Alles zu rügen, was einem Manne von gesezter und billiger Denkungsart, der die deutsche Staatsverfassung kennt, auffallend und beleidigend seyn muß. Ich habe mich vorzüglich nur bemühet, den mit so dreister Miene hingeworfenen ganz falschen Behauptungen deutlich entwickelte und unbestrittene Thatsachen entgegen zu setzen. Und mich dünkt klar genug gezeigt zu haben, daß von zwey Sachen eine sich bey dem Herrn Reichsfreyherrn finden müsse. Entweder dieser in einem andern Fache rühmlich bekannte Schriftsteller (wenn er anders mit dem Verfasser des deutschen Hausvaters derselbe ist) hat es gewagt, über Dinge zu schreiben, die er bisher noch gar nicht zum Gegenstande seiner Studien machte; oder er hat wider seine Ueberzeugung aus Beweggründen geschrieben, deren ich noch weit ungerner, als der größten Ignoranz der Reichsgeschichte und des deutschen Staatsrechts, Jemand beschuldigen möchte. Welcher von diesen beiden Fällen der des Herrn von Gemmingen sey? mag das Publikum beurtheilen. Nur noch ein Wort über den Ton, den der Verfas-

fasser gewählt hat, will ich hinzusetzen. Niemand kann mit wärmerm Antheil als ich wünschen, das Recht jedes denkenden Menschen aufrecht erhalten zu sehen, über alle Vorfälle und Begebenheiten, die das allgemeine Wohl angehn, über die Handlungen der Staaten sein Urtheil nach seiner besten Einsicht frey und offen darlegen zu dürfen. Die Wahrheit muß hierbey immer gewinnen, und die Aufklärung und Glückseligkeit des menschlichen Geschlechts hängt, nach meiner innigsten Ueberzeugung, wesentlich mit Erhaltung dieses Rechts zusammen. Aber in eben dem Grade, wie ich Freiheit des Urtheils liebe, ist mir auch unwürdiger Misbrauch derselben schon aus dem Grunde zuwider, weil er von den Feinden jener Freiheit nur zu sehr genuzt wird, um die Scheingründe zu verstärken, aus denen sie den Vorstehern der Völker allgemeinen Zwang und Einschränkung anrathen.

Schmähreden, unbestimmte und unbewiesene beleidigende Anklagen sind um so niedrigere und abscheuwürdigere Vergehungen, je erhabener der Gegenstand ist, den sie treffen. Edeldenkende Männer haben diese immer unter ihrer Würde gehalten, und wenn sie Beruf und Veranlassung fanden, politische Begebenheiten ihrer Zeit zu beurtheilen, nie den Anstand und die Bescheidenheit verlezt, die

ein

ein Privatmann jeder bürgerlichen Gesellschaft und ihren Verwesern schuldig ist. Jede Schrift, die gegen diese Grundsätze der Schicklichkeit und Ordnung sich verging, litt die natürliche Strafe, ihrem Verfasser, der keine Achtung für sich selbst zeigte, auch die des gebildetern Theils des Publikums zu rauben.

Sicher würde Herr von Gemmingen seinen Zweck wenigstens nicht so ganz verfehlt haben, wenn er statt unbedeutender Declamation grober Anklagen, eben so gehässiger als unwahrer Beschuldigungen, das Wesentliche seiner Behauptungen (oder vielmehr dasjenige, was sich für diese Behauptungen allenfalls sagen ließe) in dem ruhigen Tone der Untersuchung dem Publikum vorgelegt und dabey einen Ausdruck gewählt hätte, wie er einem einzelnen deutschen Reichsfreyherrn wohl anstehet und gebühret, wenn er eine Meinung über des deutschen Reichs Wohlfahrt vorzutragen hat, die derjenigen geradezu widerspricht, welche die ehrwürdigsten Glieder des Reichs öffentlich geäußert haben. — Hätte Hr. von Gemmingen diesen Weg gewählt, so würde man ihn angehört haben, wäre durch ihn zum Nachdenken gereizt, und würde, wenn gleich nicht seine Meinung, doch seine Gesinnung nicht misbilligt haben.

Aber

Aber einen erhabenen Monarchen, unter verstelltem gleißnerischen Lobe, arglistiger Tücke, und sein ganzes Haus einer seit Jahrhunderten befolgten feindseligen Habsucht zu beschuldigen, die moralisch und politisch unmöglich ist? die edelsten Fürsten Deutschlands für Betrogene und Verführte zu erklären? dem erhabenen Reichscanzler die Kenntniß des Wohls von Deutschland, den geistlichen Churfürsten die Einsicht von ihrer Würde und ihrem Interesse absprechen? — Was kann das für Würkung hervorbringen? Wohl keine andere, als bey unaufgeklärten Menschen ungeordnete Begriffe noch ein wenig mehr zu verwirren, und einen unseligen Nationalhaß Deutscher gegen Deutsche zu nähren, und das ist doch wahrlich keine Bestimmung, die ein edelgebohrner Mann, der, was mehr ist — auch ein edeldenkender heißen will, wählen sollte.

Ist mir meine Bemühung nicht ganz mislungen, so wird, schmeichle ich mir, ein billiger Leser in meiner Schrift keinen Grund zu ähnlichem Tadel finden. Meiner Absicht nach hat wenigstens in derselben für den K. K. Hof nichts beleidigend seyn sollen; — denn wahre und bewiesene Thatsachen anführen, heißt nicht beleidigen. Diese darf ein

Schrift-

Schriftsteller unbedenklich dem Publikum vorlegen, und er muß es, wenn er nicht die Wahrheit beleidigen will.

Hoffentlich wird indeß nun sowohl der Schriftwechsel zwischen den Höchsten Höfen, als das Schreiben der Privatpersonen aufhören. Der deutsche Fürstenbund ist einmal geschlossen, und steht, durch die Gesetze gestützt, unerschütterlich und unbeleidigend für Jeden, der nicht deutsche Rechte und Verfassung angreifen will. Der Wiener Hof hat jedem Gedanken eines gewaltsamen Tausches von Bayern feierlichst entsagt, an einem freiwilligen ist nicht zu denken. Es ist also kein Gegenstand des Streits mehr vorhanden. Wollen indeß Privatschriftsteller fortfahren, die auf diese allerdings wichtige Materien einmal geleitete Aufmerksamkeit des Publikums noch ferner zu unterhalten, so bleibt mir nur der Wunsch übrig, daß man auch in ihren Arbeiten nicht verkennen möge, welche Fortschritte, Feinheit der Sitten, gebildeter Geschmack, philosophischer Geist und Kenntniß der Rechte deutscher Fürsten in unserm Zeitalter wirklich gemacht haben.

Dieser Wunsch ist wenigstens durch eine Schrift nicht erfüllet worden, die noch während des Abdrucks der meinigen in Wien erschienen ist *). Der Inhalt derselben bietet nichts dar, bey dem es der Mühe werth wäre, sich zu verweilen, und der platte niedrige Ton machen den Verfasser vollends jeder Beantwortung unwürdig. In der That sollte man beinahe glauben, daß man die in Wien so rühmlich angefangene Verbesserung des Geschäfts-Styls nur auf die innern Angelegenheiten einschränken wolle, wenigstens scheinen unglücklicherweise bisher nur diejenigen es zu unternehmen, über das Interesse der Staaten zu schreiben, welche ihre Sprache an ganz andern Orten, als in dem Hörsaale eines Sonnenfels gebildet haben.

Sonderbar genug will der Autor, der mich jezt zu dieser Bemerkung veranlaßt, gerade eben diesen Vorwurf, der so offenbar allein die Wienerischen Schriften trift, auf die hiesigen zurückschieben. Nach ihm sind eine Menge Broschüren, alle Zei-

*) Politische Betrachtungen und Nachrichten Nr. 1. Ueber den politischen Zustand des deutschen Reichs. Nr. 2. Projekt zu einer neuen Kaiserl. Wahlcapitulation.

Zeitungen und Journale voll von offenbaren Verläumdungen gegen den Wiener Hof, welche dieser mit edler Verachtung unbeantwortet läßt. Freilich dürfte es in unsrer Zeit etwas schwer fallen, den negativen Beweis zu führen, daß in unsern zahllosen Journalen und Zeitungen — irgend Etwas sich nicht finde. Indeß sind mir doch die gangbarsten derselben ziemlich bekannt, und meine Literatur der Broschüren mag der Verfasser darnach beurtheilen, weil mir sogar schon die seinige zu Gesicht gekommen ist. Die erwähnten Verläumdungen müssen sich also ziemlich versteckt haben, da sie mir und vielen andern hiesigen Lesern der Zeitschriften so ganz entwischt sind. In Berlinischen Produkten finden sie sich wenigstens gewiß nicht. Unsere Zeitungen sind so unschuldig — wie alle Hofzeitungen. Die eigentlich Berlinischen Nachrichten in denselben sind gewöhnlich lauter strenge Wahrheiten; unter dem, was sie andern, vorzüglich auch österreichischen Zeitungen, nachschreiben, mögen sich freilich wohl zuweilen Unfakta einschleichen, aber Verläumdungen werden darin zuverlässig nie geduldet, und ihre Verfasser enthalten sich mit Bescheidenheit alles Raisonnements, oder übereilter Nachrichten, die irgend einen Hof beleidigen könnten. In hiesigen Journalen ist, so viel

viel ich weiß, bis jezt weder des Tauſches von Bayern, noch der Aſſociation gedacht, und beſondere Privatſchriften ſind hier über dieſen Gegenſtand, vor der meinigen, noch gar nicht erſchienen. Von Wien aus haben wir dagegen ſchon verſchiedene erhalten, von deren Ton man in der Gemmingeſchen eine Probe hat.

Auch kann es wohl keinem Leſer von Zeitungen und Journalen entwiſchen, daß ſie wenigſtens zehn Artikel, die offenbar von Wien oder aus den Prager und Brünner Zeitungen ſich herſchreiben, enthalten gegen einen, der von Berlin kömmt. Wie viel Platz nimmt in denſelben nicht ſchon allein der Widerruf der bis zum Eckel wiederholten falſchen und oft Jedem, der nur ein wenig die wahre Lage der Sachen kennt, ungereimten Nachrichten ein! Wie oft iſt nach ihnen nicht ſchon die Römiſche Königswahl und die neunte Churwürde reif geweſen und wieder unreif geworden! Wie oft der große Fürſt Kaunitz um dieſer Negotiation willen nach Regensburg gereiſet und nicht gereiſet! Wie viele wichtige politiſche Vermählungen ſind nicht ſchon von Wien aus als geſchloſſen und wieder nicht geſchloſſen verkündiget! Und war nicht noch vor vier Wochen nach allen Wiener Berichten der deut-

sche Bund so gut als zerstöret, Chur-Sachsen von ihm abgetreten, Chur-Braunschweig-Lüneburg wankend und der Herzog von Zweybrücken schon auf dem Wege nach Wien, um seine Einwilligung zu dem für sein Haus so beglückenden Tausch selbst zu überbringen? Ward nicht mit ganz besonderer Wichtigkeit angekündiget, der Churfürst von Maynz habe sich nicht associirt, sondern sey ein Alliirter der Association geworden? Eine Distinktion, die so fein ist, daß dabey sich nichts denken läßt *)! Wurde

*) Wollte man allenfalls zwischen Associirter und Alliirter einen Unterschied ergrübeln, so würde das leztere Wort noch stärker als das erste scheinen können. Ungern sehe ich daher so eben, wie diese wirklich lächerliche Distinktion auch ins politische Journal (S. November d. J. S. 1203) aufgenommen worden, und dabey sogar die befremdende Vermuthung geäußert ist, der Erz-Canzler des Reichs habe sich wohl nicht geradezu gegen den Kaiser associiren wollen und können! Sicher würde doch ein Wort nicht eine Handlung rechtmäßig machen, die unter einer andern Benennung es nicht wäre. Aber wie ist es möglich, eine Vereinigung der Fürsten des Reichs lediglich zu Erhaltung der Reichsverfassung eine Verbindung gegen den Kaiser zu nennen? Der deutsche Bund ist durchaus gegen keine Person, sondern allein gegen Sachen, nämlich gegen Verletzung der deutschen Freiheit und Eingriffe in die Rechte und Besitzungen der Stände gerichtet. Man siehet hieraus, wie zuweilen auch noch so

Wurde nicht Tag und Stunde bestimmt, an welchem ein Russischer Courier die unglaubliche Nachricht nach Wien gebracht hatte, daß die große Katharina II. ihren feierlichsten so eben an alle Stände des Reichs ertheilten, auf der Garantie des Teschenschen Friedens beruhenden Versicherungen gerade zuwider, sobald es der Wiener Hof nur wolle, diesen Tausch zu befördern bereit sey? Treibt man nicht die Ungereimtheit so weit, zu versichern, daß der hiesige Hof sogar den König und die Republik Polen nicht nur zum deutschen Fürstenbunde, sondern auch zur deutschen Reichsstandschaft eingeladen habe? — Wahrlich diese Armseligkeiten verdienten nicht, daß ein denkender Mensch sich einen Augenblick bey ihnen verweilte, wenn es ein anderes Mittel als Thatsachen gäbe, um die Unverschämtheit einer so offenbar grundlosen selbst verdienten Beschuldigung zu zeigen. Von Berlin ist bis jezt nichts über die gegenwärtigen politischen Angelegenheiten erschienen, als die Erklärung des hiesigen Hofes über die Association, und die Beantwortung der Wiener Prü-

so ungereimtes Geschwäz, wenn es nur oft wiederholt und mit einem Ton von Wichtigkeit vorgebracht wird, doch selbst Männern von Einsicht und richtigem Blick den Gesichtspunkt verrücken könne.

fung dieser Erklärung. Die ganze Welt muß in ihnen einfache Darstellung, Anstand und Mäßigung des Ausdrucks um so mehr erkennen, da man vielleicht nach dem Tone, den der Wiener Hof in seinen Abmahnungsschreiben an die Reichsstände sich gegen den hiesigen erlaubt hatte, einige Erwiderung nicht würde befremdend gefunden haben. Andere Schriften, wie diese, erkennt der hiesige Hof nicht, und wenn vielleicht im Reiche wohlmeinende Privatpersonen nach ihrer Ueberzeugung die offenbare Gerechtigkeit der hiesigen und andrer patriotischen Stände Maaßregeln vertheidigen, so nimmt man hier an ihren Schriften *), und den darin geäußerten Grundsätzen und gewähltem Ausdruck gar keinen Antheil. Dies ist gerade auch mit der im 2ten Stück dieser politischen Betrachtungen abgedruckten und widerlegten Schrift: Ueber die politische Lage des deutschen Reichs nach dem fehlgeschlagenen Umtausch

*) Ich kann unter diesen eine mir so eben zu Gesicht kommende kleine Schrift empfehlen: „Bedenken eines oberdeutschen Patrioten über den Tausch von Bayern. Mörsburg 1785," welche sehr einleuchtend zeigt, wie nachtheilige Folgen dieser vereitelte Tausch für Oberdeutschland sowohl in Absicht seiner politischen Unabhängigkeit, als des Handels würde gehabt haben.

tausch von Bayern, der Fall, welche man hier zuerst aus dieser Widerlegung hat kennen lernen, und deren Verfasser hier ganz unbekannt ist.

Und nun nur noch einige Beweise, wie sehr dieser Scribler, den es mich fast schon gereuet erwähnet zu haben, jeder ernsthaften Widerlegung sich unwerth zeige. Er erfrecht sich *), die sämmtlichen protestantischen Reichsstände die wahren Antipoden des Reichsoberhaupts und der alten gesetzmäßigen Reichsverfassung zu nennen, und von dem Corpore Evangelicorum eine Revolution früher oder später zu prophezeihen, die dem römisch-deutschen Reiche ein Ende machen werde. Er macht **) eine bisher nur wenigen Initiirten bekannte große Wahrheit dem Volke kund: „daß es den Evangelischen nicht um Befreiung des deutschen Vaterlandes von dem römischen Joche, oder um Abstellung der geistlichen Misbräuche zu thun gewesen, sondern daß ihre Absicht, damals, wie jezt zur Stunde, einzig dahin gerichtet gewesen sey, unter einem scheinbaren Vorwand sich dem Zwang der Reichsgesetze zu widersetzen, die Bande zu

*) S. 1stes Stück S. 24.

**) S. ebend. S. 40.

zu zerreißen, die sie einem gemeinschaftlichen Reichsoberhaupt unterwerfen und eine förmliche Anarchie im Reiche einzuführen, in welcher der Kaiser zu einem unthätigen Simulacrum der alten Reichsverfassung herabgewürdiget, und ihm nur der glänzende Vorzug ohne alle Gewalt auf seine Unkosten das Ansehen der alten Kaiser in seinem Hofstaat und mit den Insignien Carls des Großen auf dem Theater von Europa einen Regem scenicum et imaginarium zu repräsentiren gegönnet würde." Der deutsche Fürstenbund ist nach ihm *) eine gegen das Reichsoberhaupt, gegen den Kaiserl. Königl. Hof und gegen die alten Reichsgesetze gerichtete Verschwörung, und der Churfürst von Maynz, den (wie der Verfasser sich ungemein witzig ausdrückt) die Vorsicht auf Adlers Flügeln zu dieser Höhe erhoben hat, thut durch deren Unterzeichnung einen Schritt, der mit dem Gepräge der äußersten Gehässigkeit unnütz, und im unschuldigsten Betracht lächerlich ist. Sogar wagt es dieser Unverschämte, einen wegen seiner großen persönlichen Eigenschaften in ganz Deutschland verehrten Fürsten, den Herzog von Sachsen-Gotha, einen Preußischen Emissair und Werber für

*) S. 49. 50.

für die Ligue zu nennen, der die Sturmfahne im deutschen Reiche herumgetragen habe. Ich führe diese Lästerungen nur an, weil man sonst kaum glauben würde, wie weit die Unanständigkeiten gehen, welche Wiener Schriftsteller sich erlauben. Sicher wird kein edler Mann sich so weit erniedrigen, sie widerlegen zu wollen, nicht einmal unsern Unwillen können sie reizen *). Verachs-

*) Mit gutem Bedacht enthalte ich mich daher aller Berichtigung der in diesen Broschüren ganz unrichtig angeführten Thatsachen. Nur weil die dem Churfürsten von Trier beigelegte Antwort auch im politischen Journal (S. November 1785. S. 1193) durch einen Wiener Correspondenten mit vieler Zuverlässigkeit wiederholt wird, halte ich für gut zu bemerken, wie es ganz falsch sey, daß dieser Churfürst auf eine ihm gemachte Anmuthung zum Beitritt erkläret habe: „Die Sicherheit der Reichsstände sey auf unumstößlichen Reichsgesetzen gegründet, und die schon bestehende Verbindungen zwischen Haupt und Gliedern machten weitere „Verbindung überflüssig.“ Diese Antwort hat nicht ertheilt werden können, weil der Churfürst von Trier bis jetzt noch von Niemand zu dem Fürstenvereine eingeladen ist. Eben so wenig haben mehrere Reichsstände, wie dort versichert wird, dieses geäußert. Kein einziger, dem der Beitritt bis jetzt angetragen, hat nur auf die entfernteste Weise eine solche oder ähnliche Antwort gegeben, sondern alle haben einmüthig die Gerech-

achtung jedes wohldenkenden Deutschen ist die gerechte, sichere Strafe, gegen die den pöbelhaften Lästerer nichts schützen kann — als Vergessenheit, die gewiß bald sein Loos seyn wird. Aber gerechten Unwillen muß es erregen, zu sehen, daß die Wienerische Censur solchen Unsinn, solche freche Beleidigung aller Schicklichkeit und Anstands duldet. Sie, die den besten deutschen Schriften noch immer den Zugang wehrt, höchstens sie nur tolerirt, nicht admittirt *), sieht es ruhig an, wenn in dort gedruckten **) Schriften

---

rechtigkeit und Nothwendigkeit der Association erkannt. Dagegen hat es seine zuverlässige Richtigkeit, daß mehrere patriotische deutsche Höfe dem Wiener Hofe auf seinen Antrag einer engern Zusammentretung freimüthig geäußert haben: „Wie sie mit Kaiserl. Ma„jestät keine andere Verbindung nöthig fänden, als die „schon durch Höchst-Dero Wahlcapitulation bestehe."

*) Admittirt heißt in der Oesterreichischen Censursprache eine Schrift, welche die Buchführer an jeden ohne Ausnahme verkaufen, auch allenfalls nachdrucken dürfen; tolerirt, welche sie nur an bestimmte sichere Personen verabfolgen lassen dürfen. Noch viele unserer classischen Schriften sind blos tolerirt.

**) Sowohl die Gemmingesche Schrift, als das zuletzt erwähnte Geschreibe, sind zwar ohne Erwähnung eines Druk-

ten die constitutionsmäßig erweiterte und vom Reichsoberhaupt beschworne Wahlcapitulation für das Verderben des Reichs erkläret, alle evangelische Stände für Reichsfeinde ausgegeben und die erhabensten Regenten Deutschlands auf die unwürdigste Art gelästert werden. — Jeder Deutsche, jeder Protestant ist, dünkt mich, berechtiget, von dem Wiener Censur-Collegium eine bestimmte Erklärung zu fodern, entweder daß diese Schriften nicht in Wien, wenigstens wider sein Wissen gedruckt und debitirt sind, oder zu gestehen, daß es einer strafbaren Nachlässigkeit sich schuldig gemacht habe, die seinen Ruhm bey Zeitgenossen und Nachwelt auf immer beflecken muß. Das sicherste Zeichen einer bösen Sache würde es seyn, wenn eben diese Censur, welche alle jene Schmähungen geduldet hat, etwa meine Schrift verbieten wollte. Man findet in ihr die Gründe der Wienerischen Behauptungen in aller Stärke und mit dem ganzen Feuer der Beredsamkeit vorgetragen, das der Hr. Reichsfreyherr von Gemmingen ihnen hat geben wollen; es würde also nur Mistrauen in die

Druckorts erschienen. Indeß weiß man zuverlässig, daß sie in Wien gedruckt und von dort an andere Orte versandt sind.

bündige Ueberzeugungskraft dieser Gründe verrathen, wenn man einem Oesterreichischen Leser nicht erlauben wollte, sie mit meinen ganz einfachen, historischen Gegenerinnerungen einmal zu vergleichen. Wirklich muß dem Hrn. Reichsfreyherrn am meisten daran gelegen seyn, meiner Schrift bey allen Kaiserl. Königl. Censurämtern ein sicheres Admittitur auszuwirken, und ich verlasse mich also, falls es nöthig seyn sollte, hierin lediglich auf seine Verwendung.

Zusätze

Zusätze und Berichtigungen.

Zum ersten Bande.

S. 378. Der Prinz Joseph von Hohenlohe, Fürst-Bischof von Breslau, ist den 21ten Januar 1817 gestorben.

Zum zweiten Bande.

S. 131 Note 13. In den neuerlich erschienenen lehrreichen Memoirs of the kings of Spain of the house of Bourbon by Coxe, im 5ten Bande findet sich die Nachricht, daß auch der spanische Hof sich die erste Idee der bewaffneten See-Neutralität beigemessen habe. Der spanische Staatsminister Graf Florida Blanka, dessen Denkschrift Coxe liefert, rechnet es sich als kein geringes Verdienst an, seinem Monarchen, K. Carl III, diese staatskluge Idee eingeflößt zu haben. Es ist aber diese Behauptung ohne allen Grund, und einige spanische Verordnungen wegen Behandlung der Neutralen während des Seekrieges haben gewiß keinen Einfluß auf Catharina die II, und Graf Panin gehabt.

Zur S. 381. In Ludens Nemesis B. V. S. 524 finden wir einen lehrreichen Aufsatz eines ungenannten denkenden Mannes unter dem Titel: Dürfen wir das altpersische Reich mit dem Türkischen unter den Osmanen vergleichen? welcher aus den Sitten und der Verfassung der Osmanen einleuchtend die Gründe entwickelt, weshalb ein Umsturz des türkischen Reichs auch dem vereinten Angriff mehrerer europäischen Mächte nicht so leicht gelingen möchte.

Zum dritten Bande.

S. 6 Z. 4 von oben statt die lies: daß sie.

S. 11 in der Note Z. 15 von oben statt allein l. bloß.

S. 52 Z. 7 von oben statt diesen aber l. aber diesen.

S. 61 Z. 2 von oben nach dem Worte wie ist zuzusetzen gewöhnlich.

S. 62 in der Note Z. 7 von oben statt dieses l. es.

S. 90 der Note 46. Die hier gegebene Hoffnung, daß Carl Friedrich von Baden bald einen so treflichen Biographen erhalten werde, als

er

er ihn verdiente, ist bereits dem Anfang nach erfüllt. Der erste Theil von der Geschichte der Regierung und Bildung von Baden unter Carl Friedrich, aus Archiven und andern Quellen bearbeitet von Freyherrn von Drais, Carlsruhe 1816, giebt eine höchst lehrreiche Schilderung der hohen Verdienste und der edlen Friedensthaten dieses ruhmwürdigen Fürsten. Die Vollendung des Werks in gleichem Geist ist zu wünschen. Unsere historische Litteratur hat ein ähnliches noch nicht aufzuweisen.

Eben daselbst Note 47. Der edle Fürst Leopold Friedrich Franz von Anhalt-Dessau (bey der Aufnahme in den Rheinbund im Jahr 1807 war ihm der Titel Herzog aufgedrungen) ist am 9ten August 1817 gestorben, nachdem er gerade 77 Jahre gelebt und 59 Jahr ruhmwürdig regiert hatte. Er hat noch kurz vor seinem Ableben einen ungenannten aber seiner würdigen Biographen gefunden, der in einer neuern Zeitschrift: die Zeitgenossen 1817. Heft 7., den Charakter dieses edlen Fürsten in seiner ganzen Liebenswürdigkeit, und seine ruhmwürdige Regierung nach Wahrheit geschildert hat.

Zur S. 99 der Note 61. In der Zeitschrift: die Zeitgenossen dem 2ten Heft ist eine kurze Biogra-

phie

phie des Herzogs Carl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig von einem Ungenannten erschienen, welche die großen Tugenden dieses Fürsten, so wie seine Mängel und Schwächen wahr und unpartheiisch darstellt.

S. 101 Z. 2 von unten statt ist l. wurde.

S. 111 Z. 6 von unten vor dem Worte deren l. um.

S. 119 Z. 5 von oben statt für l. vor.

S. 121 Z. 7 von oben statt wie l. als.

S. 138 Z. 16 von oben statt zur l. zu der.

S. 144 Z. 3 von oben statt wie l. als.

S. 254 Z. 11 von oben nach dem Worte mehrern ist zuzusetzen Jahren.

S. 260 Z. 2 von unten statt oder l. aber.

S. 286 Z. 6 von oben statt den l. dem.

Eben daselbst in der Note Z. 1 von oben statt Handbuch l. Landbuch.

S. 290 Z. 15 von oben statt Dahem l. Dahme.

Ende des dritten Bandes.

Lemgo, gedruckt in der Meyerschen Hof-Buchdruckerey.

FRIEDRICH II.

König von Preufsen.

geb. 24 Jan. 1712. geft. 17 Aug. 1786.

Denkwürdigkeiten
meiner Zeit

oder

Beiträge zur Geschichte

vom

lezten Viertel des achtzehnten und vom Anfang des neunzehnten Jahrhunderts

1778 bis 1806.

von

Christian Wilhelm von Dohm.

Consilium mihi pauca de Friderico et extrema tradere; mox cetera, sine ira et studio, quorum causas procul habeo.

Vierter Band.

Mit dem Bildniß Friedrichs II.

Lemgo
im Verlage der Meyerschen Hof-Buchhandlung
und
Hannover
in Commission der Helwingschen Hof-Buchhandlung
1819.

Sr. Majestät

dem

Könige von Preußen

Friedrich Wilhelm dem Dritten

allerunterthänigst gewidmet

vom

Verfasser.

Allerdurchlauchtigſter, Großmächtigſter König,

Allergnädigſter König und Herr.

Ew. Königliche Majeſtät haben es allergnädigſt zu billigen geruhet, daß ich den Abend eines dem Dienſte des Staats gewidmeten Lebens zu der Beſchreibung denkwürdiger Begebenheiten, die ich ſelbſt erlebt, und in deren einigen meine Dienſte nützlich geweſen ſind, anzuwenden beſchloſſen, und dadurch zugleich zur Bildung künftiger Staatsdiener mitzuwirken geſucht habe. Zum Beweiſe dieſer allerhöchſten Billigung haben Ew. Königliche Majeſtät mir allergnädigſt erlaubt, dieſen vierten Band meines Werks Ihnen

aller-

allerunterthänigſt zuzueignen. Dieſe öffentliche Billigung meines Unternehmens iſt für mich vom höchſten Werth, aber ſie hat mir auch um ſo mehr die Pflicht aufgelegt, meine Arbeit ganz würdig der Auszeichnung zu machen, unter Ew. Königlichen Majeſtät hochverehrtem Namen zu erſcheinen. Es iſt dies mein eifrigſtes Beſtreben geweſen in Anſtrengung aller meiner Kräfte bey ſehr geſchwächter Geſundheit, und ſehr glücklich werde ich mich ſchätzen, wenn mein Bemühen nicht ganz mislungen iſt. Der jezt vorgelegte

vierte

vierte Band meines Geſchichtbuchs iſt vorzüglich wichtig, denn er enthält die Schilderung eines der ruhmwürdigſten und unvergeßlichſten Vorfahren Ew. Königlichen Majeſtät, des Königs Friedrichs II.

Ich habe verſucht, die Eigenſchaften des Geiſtes und Herzens dieſes in jedem Betracht, als Menſch und als Regent, wahrhaft großen Mannes mit Wahrheit, ohne irgend eine ſchmeichleriſche ſeiner Größe unwürdige Uebertreibung,

bung, zu schildern, und ich habe es sogar gewagt, mit bescheidner, dem seine Verhältnisse kennenden guten Geschichtschreiber immer unverletzlichen, Ehrfurcht, aber zugleich mit der Freimüthigkeit, welche Pflicht der Geschichte ist, Mängel und Irrthümer anzudeuten, deren Verbesserung der große Mann seinen Nachfolgern überlassen hat.

Nur weil Friedrichs seltne Eigenschaften in der neuern Zeit zuweilen verkannt sind, habe ich mich mit Wärme gegen deren unwürdige Herab-

setzung

ſetzung erklärt, die vom Unverſtande oft verſucht worden iſt. Mit ſtreng hiſtoriſcher Wahrheit habe ich bewieſen, daß Friedrich nur deshalb verkannt ſey, weil ſeine umfaſſenden Abſichten und Zwecke nicht immer aus ſeiner Zeit angeſehen und beurtheilt worden ſind, welches doch die Pflicht jeder Geſchichte iſt, die den Namen einer gerechten und wahren führen ſoll.

Ew. Königlichen Majeſtät erleuchtete Billigung meines Unternehmens und des Geiſtes, in wel-

welchem ich geſchrieben habe, wird mir die würdigſte Belohnung ſeyn, die mir je werden kann. Durch dieſelbe ermuntert werde ich mein Werk, ſo lange es meine Kräfte irgend erlauben, fortſetzen, und vielleicht gelange ich noch bis zu der Beſchreibung des Anfangs Ew. Königlichen Majeſtät denkwürdiger Regierung, deren vollſtändige Schilderung ich aber einſt dem Glücklichen werde überlaſſen müſſen, dem es vorbehalten ſeyn wird, die wundervolle Wiederherſtellung der Preußiſchen Monarchie zu ſchildern,

dern, welche unter Ew. Königlichen Majeſtät allerhöchſten Leitung, und von einem durch Friedrichs Geiſt neu belebten Volke Statt gefunden hat; eine Wiederherſtellung, durch welche Volk und Staat zu einer Größe erhoben worden, die ſogar Friedrichs Zeitgenoſſen kaum zu ahnen vermogten. Möge die Vorſehung Preußens gute Bürger durch Ew. Königlichen Majeſtät Erhaltung bis zu dem äußerſten Lebensziel beglücken, und mögen Sie, allergnädigſter König und Herr, noch vollendet und dauerhaft

haft begründet ſehen, was Sie mit Weisheit angefangen, und mit Standhaftigkeit fortgeführt haben! Dies iſt der aufrichtigſte, innigſte Wunſch

Ew. Königlichen Majeſtät

allerunterthänigſten und treu gehorſamſten

Pustleben bey Nordhauſen am 1ſten Juny 1819.

Chriſt. Wilh. v. Dohm.

Vorrede

zum vierten und fünften Bande.

Als ich vor nunmehr acht Jahren dies Geschichtbuch nach lange entworfenem Plane unternahm, hatte ich, bey schon ziemlich vorgerücktem höhern Alter, und bey einer äußerst geschwächten Gesundheit, nur geringe Hoffnung, daß es mir gelingen werde, auch nur einen Theil des Werks nach meinem Entwurfe zu vollenden. Jezt habe ich jedoch das Vergnügen, einen Theil dieser Hoffnung erfüllt zu sehen, indem ich in diesem vierten und fünften Bande die erste Abtheilung des Ganzen nach meinem Plane vollendet vorlege. Diese erste Abtheilung umfaßt die lezte Periode der Regierung des Königs Friedrichs II von Preußen, von 1778 bis 1786; — ein höchst wichtiger Abschnitt der neuern Geschichte, der, wenn meine Beschreibung sonst gelungen ist, immer als ein eignes Werk seinen Werth behalten wird, auch wenn die übrigen Theile nicht erfolgen sollten. Ich hoffe, künftige Regenten und Staatsmänner werden bey meinen Erzählungen gern weilen, durch dieselben sich zu edlen und großen Handlungen

gen angefeuert, von Fehlern aber, deren Folgen oft sehr weit reichen, sich abgeschreckt finden. Die Hoffnung, vorzüglich unter dieser erhabnen Klasse Leser zu finden, und auf sie nützlich zu wirken, hat mich, ich gestehe es, am meisten bey der unternommenen Arbeit belebt, und bey aller körperlichen Schwäche mich aufrecht erhalten, alle meine Kräfte dieser Arbeit zu widmen. Doch hat die Rücksicht auf diese Klasse von Lesern mich auch vorzüglich mit heiliger Scheu erfüllt, die Wahrheit nie zu verletzen, und es ist dies wissentlich auch im Kleinsten nie geschehen. Sollten indeß in den erzählten Thatsachen, und besonders in den angegebnen Beweggründen der handelnden Personen Irrthümer eingeschlichen seyn, so muß ich um Nachsicht bitten, und werde jede beglaubte Anzeige, daß ich geirret habe, dankbar aufnehmen, und wo möglich zur Berichtigung benutzen.

Der vierte Band giebt der bisher erzählten Geschichte dadurch Vollendung, daß in demselben eine allgemeine Charakteristik des Königs Friedrichs II versucht ist, mit strenger Wahrheit, und mit gleicher Entfernung von ungerechtem Tadel und übertriebener Lobpreisung, mit welchen beiden,

den, vorzüglich aber dem erſtern, ſehr oft über den großen König geurtheilt worden. Ich hoffe durch meine Schilderung einen Beweis von Wahrheitsliebe und Unpartheilichkeit gegeben zu haben, der jede Verſicherung, daß ich nach dieſen erſten Tugenden des guten Geſchichtſchreibers aufrichtig geſtrebt habe, entbehrlich machen wird. Ich habe mich nicht immer begnügt, nur über das, was Friedrich gewirkt und angeſtrebt, nach meiner beſten Einſicht und ohne alle Partheilichkeit meine Meinung zu ſagen; ich habe auch über das geurtheilt, was nach Gerechtigkeit und zum Beſten der Menſchen von ihm hätte gethan werden ſollen; — nicht nur über die angewandten Mittel, auch über die beabſichtigten Zwecke ſelbſt habe ich geurtheilt. Ob mit Gerechtigkeit gehandelt, ob nach dem wahren Wohl der Menſchen redlich geſtrebt ſey, iſt immer der Gegenſtand meiner Forſchungen geweſen. Die Weitläuftigkeit der unternommenen Charakteriſtik glaube ich nicht entſchuldigen zu dürfen. Wer den Umfang der mannichfachen Verhältniſſe, in denen ſich Friedrich befunden, den vielfachen Wechſel der von ihm während faſt eines halben Jahrhunderts beſtan-

ſtandenen Schickſale erwägt, wird einſehen, daß, wenn ich meinen Zweck erreichen wollte, ich kürzer mich nicht faſſen konnte.

Im fünften Bande habe ich eine Litteratur zur Geſchichte Friedrichs zu liefern verſucht, die mir ein ſehr weſentlicher Beſtandtheil der Geſchichte und Charakteriſtik des großen Königs zu ſeyn ſchien, und ich wünſche ſehr, daß ſie an den Stellen, wo ich auf ſie Bezug genommen, nachgeleſen werde. Ich hoffe, man werde die auf dieſe Arbeit verwendete Mühe, und die Unpartheilichkeit meiner Urtheile nicht verkennen; es iſt keine Schrift beurtheilt, die ich nicht ſelbſt, mehrere derſelben ſogar wiederholt, geleſen hätte. Sollten indeß in die litterariſchen Angaben und Urtheile wider meinen Willen Irrthümer eingeſchlichen ſeyn, ſo werden dieſelben auf davon erhaltene mich überzeugende Anzeigen ſofort verbeſſert werden.

Die dem fünften Bande zugegebnen Regiſter werden hoffentlich die Brauchbarkeit des Werks ſehr erhöhen, und ich wünſche hierdurch ein der Nachahmung werthes Beiſpiel gegeben zu haben, daß dieſe wichtigen Hülfsmittel größeren

hiſto-

hiſtoriſchen Werken nie fehlen ſollten, wie es in Deutſchland öfteres der Fall iſt, als in Frankreich und England, wo man gute Regiſter bey größern Werken unentbehrlich erachtet und ſie bey denſelben gewöhnlich findet.

Der Beifall der Edelſten meiner Zeitgenoſſen, der bisher meine Bemühungen begleitet hat, wird mich auch ferner ermuntern, mein Werk, ſo lange es die phyſiſchen Kräfte irgend erlauben, fortzuſetzen. So ſchwer mir die Arbeit auch zuweilen wird, ſo iſt dieſe Wiederholung meines thätigen Lebens doch zugleich der beſte Genuß, deſſen ich noch empfänglich bin, und das kräftigſte Mittel, mich aufrecht zu erhalten.

Obgleich meine geſchwächte Geſundheit mir die Ausſicht nicht erlaubt, daß ich die Vollendung dieſes Werks noch ſelbſt erleben werde, ſo wird mich dies doch nicht abhalten, die Arbeit an demſelben ununterbrochen fortzuſetzen, da ich die belebende Hoffnung mir mache, daß dieſes Werk auch nach meinem Tode vielleicht nicht unvollendet bleiben werde. Dieſe Hoffnung, welche ich theilnehmenden Lesern mit Vergnügen mittheile, beruhet auf meinem geliebten Schwie-

gersohne, dem Regierungsrath Gronau. So sehr ich fürchten muß, dessen Bescheidenheit zu beleidigen, kann ich doch nicht unterlassen, hier öffentlich zu sagen, daß schon jezt mein Werk ohne seinen Rath und seine Mithülfe mancher der Vorzüge entbehren würde, die viel zu seiner Empfehlung beigetragen haben. Er, der aus Liebe zu den Wissenschaften sich dem thätigen Geschäftsleben, in dem er bereits rühmliche Fortschritte gemacht hatte, früh entzogen und die Stütze meines Alters geworden ist, hat schon bisher so vielen Antheil an meinen Bemühungen genommen, daß ich lebhaft wünsche, ihn, der vertraut mit meinen Ansichten, auch im Besitz meiner gemachten Sammlungen ist, hiedurch zu der Fortsetzung und Vollendung meines Werks zu ermuntern, und daß seine künftigen Verhältnisse ihm die Erfüllung meines Wunsches verstatten mögen.

Noch kann ich zum Schluß nicht unbemerkt lassen, daß gleichzeitig mit meinem Buche ein sehr schätzbares Werk erschienen ist, das die neuere Geschichte mit großer Einsicht und ungemeinem Fleiße bearbeitet. Es ist dieses die neue Ausgabe

und

und Fortsetzung der von dem verstorbenen verdienstvollen Geschichtkenner Professor Koch zu Straßburg in den Jahren 1796 und 1797 herausgegebenen Histoire des traités de paix entre les Puissances de l'Europe depuis la paix de Westphalie in 4 Bänden, welche von dem Königlich Preußischen Legationsrath Herrn Schoell in Paris unternommen und mit dem funfzehnten Bande im Jahre 1815 beschlossen ist. Dieses Werk, welches bis zu den Pariser Unterhandlungen und Conventionen im Jahre 1815 fortgeht, wird wegen der Vollständigkeit und gewissenhaften Genauigkeit, durch welche es alle früher erschienenen ähnlichen Versuche bey weitem übertrifft, immer einzig in seiner Art, und Allen, die über neuere Geschichte sich gründlich unterrichten wollen, höchst lehrreich und unentbehrlich bleiben. Dennoch halte ich nicht dafür, daß durch dasselbe das meinige ganz unnütz gemacht werde. Herr Schoell trägt, gleich seinem Vorgänger, die Geschichte in dem von ihm bearbeiteten Zeitraumes mit sorgfältiger kritischer Benutzung aller vorhandenen gedruckten Quellen vor, beschränkt sich jedoch ausdrücklich auf

dieſe; ich aber habe nicht nur alle öffentlich erſchienenen und mir bekannt gewordenen Nachrichten gleichfalls ſo vollſtändig und gewiſſenhaft benuzt, als ich es vermogte, ſondern ich habe auch beſonders nach eigenen Erfahrungen die merkwürdigſten Begebenheiten, denen ich in größerer oder näherer Ferne zugeſehen, und in deren einigen ich ſelbſt thätig geweſen bin, beſchrieben, und eigne Beobachtungen, die ich als aufmerkſamer Zeitgenoſſe anſtellen können, ſind neben fremden zuverläßigen, wenn gleich nicht immer gedruckten, Nachrichten meine Quellen geweſen. Ohnerachtet dieſer Verſchiedenheit bemerke ich mit Vergnügen in denjenigen Abſchnitten, welche Herr Schoell und ich zugleich bearbeitet haben, eine Uebereinſtimmung, die dem Leſer unſre aufmerkſame Beobachtung und ſorgfältige Wahrheitsliebe beweiſen, alſo das Zutrauen zu unſrer Erzählung vermehren wird. Puſtleben bey Nordhauſen den 1ſten Juny 1819.

Inhalt des vierten Bandes.

Achtzehntes Kapitel. Charakter Friedrichs II als Menſch und als Regent.

Vorerinnerung. Friedrichs äußere Geſtalt. Seine Eltern. Seine väterliche Großmutter. Kindheit, Jugend und erſte Bildung. Väterliche Ungnade. Verſuchte Flucht und Arreſt. Beſſere Behandlung von Seiten des Vaters. Mehr heitere Jugend Friedrichs. Seine Studien; Bildung ſeiner religiöſen Anſichten. Feſtſetzung ſeines philoſophiſchen Skepticismus. Erſte Reiſe nach Dresden. Sein Studium der Staats-Wiſſenſchaften. Seine Vermählung. Feldzug am Rhein. Thronbeſteigung. Art zu regieren. Frühere Verwaltungsart im Brandenburgiſchen. Friedrich Wilhelms I und Friedrichs II Staatsverwaltung. . . . . S. 1.

Neunzehntes Kapitel. Fortſetzung des vorigen. — Charakter Friedrichs II als Menſch und als Regent.

Sein Benehmen in Abſicht der Verhältniſſe mit andern Staaten; in Abſicht des Kriegsweſens; in Anſehung der Geſetzgebung und Rechtspflege. . . . . S. 133.

Zwan-

Zwanzigstes Kapitel. Fortsezung des vorigen. — Charakter Friedrichs II als Mensch und als Regent.

Sein Benehmen in Absicht der innern Regierung und der Finanzen. Allgemeine Bemerkungen über Friedrichs Regierung. Privatcharakter. Schlußbemerkung. . . . . S. 377.

I.

Geſchichte

der

lezten Periode

Friedrichs des Zweiten

Königs von Preußen.

1778 - 1786.

Schluß.

Achtzehntes Kapitel.

Charakter Friedrichs II als Menſch und als Regent.

Vorerinnerung. Friedrichs äußere Geſtalt. Seine Eltern. Seine väterliche Großmutter. Kindheit, Jugend und erſte Bildung. Väterliche Ungnade. Verſuchte Flucht und Arreſt. Beſſere Behandlung von Seiten des Vaters. Mehr heitere Jugend Friedrichs. Seine Studien; Bildung ſeiner religiöſen Anſichten. Feſtſetzung ſeines philoſophiſchen Skepticismus. Erſte Reiſe nach Dresden. Sein Studium der Staats-Wiſſenſchaften. Seine Vermählung. Feldzug am Rhein. Thronbeſteigung. Art zu regieren. Frühere Verwaltungsart im Brandenburgiſchen. Friedrich Wilhelms I und Friedrichs II Staatsverwaltung.

Praecipere qualis esse debeat Princeps, pulchrum quidem, sed onerosum, ac prope superbum est: laudare vero optimum Principem, ac per hoc posteris, velut e specula lumen, quod sequantur, ostendere, idem utilitatis habet, arrogantiae nihil. *Plin. Epist. Lib. III, 18.*

Treu und wahrhaft haben wir den großen König während der lezten Periode ſeiner Regierung

geſchildert. Wir erinnern an dieſe Beſchränktheit unſers Bildes auf einen nur kurzen Zeitraum und die aus derſelben natürlich folgende Unvollkommenheit. Um ein richtiges Bild von einem Menſchen zu haben, iſt erforderlich, ihn durch die verſchiedenen Alter des Lebens zu begleiten, ihn nicht nur in einigen, ſondern in allen bedeutenden Verhältniſſen, in denen er je ſich befunden hat, darzuſtellen. Sonſt wird nur dieſer Menſch in einer beſondern Lage, in einem gegebenen Licht geſehen! Friedrich in den kräftigſten Jahren handelte entſchloſſener und kühner, wie wir in ſeiner lezten Zeit ihn handeln ſahen. Vielleicht aber vermied er dagegen auch damals, als er noch der Fülle jugendlicher und männlicher Kraft genoß, minder weiſe die Gräuel des Krieges; vielleicht vergaß er in jener Zeit, hingeriſſen von der Leidenſchaft des Ehrgeizes, bey lockender Gelegenheit die guten Vorſätze, welche er in der Einſamkeit gefaßt hatte; vielleicht war ihm damals die Erhaltung des Friedens nicht ſo angelegen, wie ſie es im lezten Abſchnitt ſeines Lebens geweſen iſt. Die Tugenden wie die Fehler des Menſchen ſind immer höchſt abhängig von den äußern Umſtänden, in denen er ſich befindet. Auch der Tapferſte iſt nicht tapfer, auch der Gerechteſte iſt nicht gerecht in jeder Stunde des Lebens!

Indem

Indem wir bey dem Rückblick auf die vorgetragene Geſchichte dieſe Bemerkung machen, fühlen wir uns verſucht, eine allgemeine Ueberſicht von Friedrichs Charakter während ſeines ganzen Lebens zu geben. Auch den Leſern dürfte ſolche Schilderung angenehm ſeyn, wenn es ihnen, wie uns, ſchwer wird, in dieſer Darſtellung ſich hier ſchon für immer von Friedrich zu trennen. Doch wenn von einer Seite hingezogen, fühlen wir von der andern uns auch mächtig abgeſchreckt, eine ſolche Schilderung dieſes Königs zu unternehmen. Welche Kenntniß der Dinge und Umſtände gehört nicht dazu, irgend einen beſtimmten Menſchen richtig und genau darzuſtellen? zu erforſchen, wie er in ſeinem Innerſten empfand und dachte? zu ergründen, warum er in den mannigfachſten oft verwickelten Verhältniſſen ſich gerade ſo und nicht anders benahm? Wer es je verſuchte, nur ſich ſelbſt richtig zu beurtheilen, nach geraumer Zeit die tief verborgen liegenden Beweggründe hervorzuziehen, aus denen er einſt handelte, der wird fühlen, wie unendlich ſchwer es ſey, einen Andern richtig zu würdigen; wie noch ſchwerer, wenn dieſer Andere ein Mann iſt, der in großen Verhältniſſen gelebt, zu großen Zwecken und mit großer Kraft gehandelt hat! Eine richtige Schätzung Anderer gelingt uns nur bey ſolchen Menſchen, in deren

Lage und äußere Verhältniſſe wir uns ganz hinein denken können, und dieſes vermögen wir nur dann, wenn wir uns ſelbſt je in etwas ähnlichen Umſtänden befanden. Dies aber kann, wenn von einem Regenten die Rede iſt, nie der Fall für den ſeyn, der die Schranken des Privatlebens nicht überſchritten hat. Dieſer ſieht bey einem Herrſcher, der über Millionen Menſchen gebietet, nur vorzüglich deſſen Erhabenheit über die mannigfachen Hinderniſſe, welche die Geſetze des bürgerlichen Lebens ſo oft der freien Aeußerung unſerer Kräfte in den Weg ſetzen. Wir denken uns bey einem Herrſcher nur ſeine Freiheit, alle Handlungen ganz nach eignem Gefallen einzurichten, ohne einem Höhern je Rechenſchaft geben zu dürfen, nur ſein Vermögen, jeden Wunſch erfüllen, jede Luſt genießen zu können. Täuſchend verſetzen wir uns ſelbſt in eine ſolche, der Einbildungskraft ſchmeichelnde Lage, bemeſſen die Gefühle des Herrſchers nach denen, die wir ſelbſt haben würden, wenn wir plözlich aus unſerer Beſchränktheit zu dieſer Ungebundenheit übergingen. Jeder mahlt ſich dann das Glück eines Königs aus, je nachdem er ungezähmte Befriedigung ſinnlicher Begierden, oder ein höheres ganz nach ſeinem Ideal eingerichtetes geiſtiges Leben, eine große, durch nichts aufgehaltene Thätigkeit, eine ungehemmte

hemmte Ausführung seiner Entwürfe, als das höchste Gut des Lebens betrachtet. Jeder traut sich selbst leicht die Fähigkeit zu, alle Vortheile einer solchen Lage auf das vollkommenste für sich und für Andere zu benutzen, die Mängel und Fehler derselben aber zu meiden; und je nachdem der beurtheilte Herrscher sich ohngefähr eben so benommen hat, wie wir nach dem Gaukelspiel unserer Phantasie uns in seiner Lage zu benehmen gedachten, findet er mehr oder weniger unsere Beistimmung. Aber diese Täuschung ist nicht der Gesichtspunkt, aus dem die eignen Gefühle und der wahre Werth des zum Throne Gebornen gewürdigt werden dürfen. Ganz anders sieht dieser die Menschen neben sich, und die, welche unter ihm stehen. Was uns ein so großer Vorzug seiner Lage scheint, ist es nach seinen Gefühlen nicht. Dessen gewohnt, bemerkt er ihn weniger. Dies ist Folge der menschlichen Natur. Wünsche und Begierden, die wir jeden Augenblick befriedigen können, werden abgestumpft; andere minder leicht zu erfüllende treten an deren Stelle. In keiner Lage fehlt es an solchen. Auch die dem Schein nach ungebundene Freiheit hat ihre Schranken, nur ganz andere, als derjenige ahndet, der im engern Kreise lebt. Auch auf dem Gipfel der Hoheit und Macht werden Sorgen gefühlt; auch auf dem Thron sind

Rücksichten und Beziehungen zu beachten, nur andere, als die des Privatmanns. Wer alles dieses erwägt, sollte vielleicht zu dem Urtheil gebracht werden: nur Könige vermögen Könige zu beurtheilen. Doch ohne dieses behaupten zu wollen, noch die Schwierigkeiten, die sich auch hiebey finden, zu verkennen, ist es höchst natürlich, nur mit Schüchternheit an die Beurtheilung dessen sich zu wagen, der in äußern Verhältnissen sich befand, die von denen, welche wir selbst aus Erfahrung kennen, so ganz verschieden sind, und in die uns hinein zu denken uns so äußerst schwer wird. Wie viel gerechter aber ist noch diese Schüchternheit, wenn der Monarch, der geschildert werden soll, weniger durch seinen hohen Rang, als durch die Hoheit seines Geistes und Charakters über die Mehrheit der Menschen erhaben ist! Wer vermag die Annäherung zu solcher Erhabenheit auch nur auf kurze Zeit sich zuzutrauen? Und doch ist solche Annäherung, wenigstens in gewisser Maße, durchaus nothwendig, um gerecht zu würdigen.

Noch ein Umstand kommt hinzu, welcher das richtige Auffassen der Eigenthümlichkeiten gerade dieses Monarchen, den man den Einzigen genannt hat, noch schwieriger macht. Friedrich hat sechs

ſechs und vierzig Jahre regiert, hat in den mannigfachſten, in den ſchwierigſten Lagen ſich befunden, die je ein Herrſcher erlebte. Er iſt dem gänzlichen Untergange ſeines Staats nahe gekommen, hat aber Alles überwunden, hat dann zu einem Glanz des Ruhms, zu einem Anſehen in ganz Europa ſich erhoben, das alle ſeine Zeitgenoſſen, auch die auf Thronen ſaßen, mehr oder minder willig anerkannten. Er hat mächtig auf die Menſchen, die neben und nach ihm lebten, gewirkt. Er hat enthuſiaſtiſche Anhänger, erbitterte Feinde gehabt. Unendlich mannigfache ſich einander widerſprechende Urtheile ſind aus dieſen durch ihn angeregten Leidenſchaften hervorgegangen. Wer jezt, nachdem dieſe Leidenſchaften meiſtens, doch noch nicht ganz, ausgeſtorben, Friedrich zu ſchildern unternimmt, muß alle dieſe gegen einander ſtreitenden Urtheile kennen und würdigen. Aber er muß ſie auch wieder vergeſſen, und ſich rein dem Eindruck überlaſſen, den des Königs eigne Thaten auf ihn machen. Wahrlich, dieſes iſt nicht leicht!

Durchdrungen von allen dieſen abſchreckenden Schwierigkeiten, verkennt jedoch der Verfaſſer dieſer Geſchichte auch nicht die Vortheile, die ihm zu Theil geworden ſind, und die vielleicht nicht vielen der noch lebenden Zeitgenoſſen des großen Königs in noch

höherm Grade wurden. Er hat Friedrich oft gesehen, er hat auch mit ihm geredet. Noch steht das Bild seiner Gesichtszüge, seiner ganzen Haltung vor ihm; noch fühlt er durch den tief eindringenden, doch bald ermunternden Blick seiner Augen sich getroffen, durch die Freundlichkeit seiner Anrede, das Angenehme seiner Stimme sich belebt. Aber vermessen wäre es, nach dem augenblicklichen Eindruck, den der große Herrscher während einer kurzen Zeit auf den jungen ins Leben erst eintretenden Mann gemacht, noch jezt dieses Herrschers Werth während seines ganzen Lebens bemessen zu wollen. Wichtiger ist dem Verfasser der Vortheil, daß er sechs Jahre bey einem Departement gearbeitet hat, das vorzüglich der unmittelbaren Leitung Friedrichs genoß. Während dieser Zeit sind wenige Tage vergangen, an welchen er nicht des Königs eigenhändige oder von ihm diktirte, zum Theil ausführlich ausgearbeitete Befehle und Entscheidungen gesehen, einzelne Züge seines Geistes und Charakters vernommen hätte. Auch ist es wichtig, daß er die Erzählungen so vieler Menschen von jedem Stande, die dem König in Geschäften des Krieges und Friedens nahe gewesen, gehört, daß er endlich aus den Akten des Archivs Friedrichs Geschäftsführung auch während der frühern Perioden kennen zu lernen die Gelegenheit gehabt hat.

Das

Das Bild, das der Verfaſſer ſich nach allem dieſem von Friedrich gemacht, iſt durch das Leſen der langen Reihe eigner Schriften deſſelben, die wir nach ſeinem Tode erhalten haben, noch ſehr vervollſtändigt und berichtigt worden. Auch was Andre über den König geſchrieben, iſt ſeiner Aufmerkſamkeit nicht entgangen, ſondern Alles, was irgend erheblich, treu benuzt [1]).

1) In der Beilage M. haben wir alle uns bekannte einigermaaßen erhebliche Schriften über Friedrich zu würdigen verſucht, und eine ſo viel möglich vollſtändige Litteratur ſeiner Geſchichte geliefert. Da ſich in derſelben noch zu manchen Bemerkungen über Friedrichs Geſchichte und ſeinen Charakter die bequeme Stelle gefunden hat; ſo dürfen wir auch dieſe nicht blos für den eigentlichen Litterator beſtimmte Beilage der Aufmerkſamkeit aller Leſer empfehlen. Dem Kenner wird der Fleiß, welcher auf dieſelbe gewandt iſt, nicht entgehen. Kein Urtheil darin iſt Andern nachgeſprochen, ſondern alle aufgeführten Schriften ſind dem Verfaſſer nach eigner, zum Theil wiederholter Leſung bekannt geworden. Indeß wird er jede Berichtigung eingeſchlichener Fehler, und jede Vervollſtändigung ſeiner Nachrichten mit großem Dank erkennen. Doch bemerkt er, daß ſeine Abſicht nicht geweſen ſey, jedes über Friedrich geſchriebene Blatt, beſonders nicht alles in Zeitſchriften Zerſtreute, ſondern nur die in irgend einer Rückſicht erheblichen Schriften aufzuführen.

Dieſe Vortheile ſind wichtig genug, um den Verfaſſer zu bewegen, ſich über die Schüchternheit, mit der die Größe ſeines Helden und die angedeuteten Abſchreckungsgründe ihn erfüllten, wegzuſetzen, und eine allgemeine Schilderung Friedrichs II zu verſuchen. Er unternimmt dieſelbe mit dem Gefühl der Ehrfurcht, die dem großen Manne gebührt, aber auch mit dem feſten Vorſatz, der Wahrheit, welche er der Mitwelt und Nachwelt ſchuldig iſt, nichts zu vergeben. Die Mängel dieſer Schilderung wird ſchwerlich irgend ein Leſer tiefer fühlen, als der Verfaſſer. Aber wer ſie am meiſten fühlt, wird auch, weil er die in der Sache liegenden Schwierigkeiten kennt, der Geneigteſte ſeyn, ſie zu entſchuldigen.

* * *

Wir fangen mit Beſchreibung des Aeußern an. Friedrich war ungefähr fünf Fuß fünf Zoll groß. Der Bau ſeines Körpers war dieſer Größe angemeſſen, weder zu ſtark noch zu ſchmächtig; der Wuchs gut proportionirt, die Bruſt erhaben und breit, der Kopf ein wenig nach der rechten Seite hangend, welches man von der Gewöhnung beim Flötenſpiel herleitete. Die Naſe war lang, aber gut gebaut, die Augen von mäßiger Größe,

blau,

blau, feurig und lebhaft, durchdringend und scharf, zu gewissen Zeiten von einer eigenthümlichen sanften Lieblichkeit belebt. Diese Augen, so wie die Züge des ganzen Gesichts, drückten das Innere seines Gemüths ungemein stark, und mit bewundernswürdiger Schnelligkeit die Veränderungen desselben aus, so daß der Ausdruck des Zorns, Hohns und Unmuths äußerst schnell mit dem der Ruhe, der Zufriedenheit und des Wohlwollens wechselte. Er hatte seine Gemüthsbewegungen in vollkommner Gewalt, so daß er ihren Ausbruch augenblicklich zurück zu halten, dagegen auch wohl, wenn er es gut fand, ihn stärker, als er fühlte, zu äußern vermogte. Eine ganz gleichgültige, gar nichts sagende Miene hatte Friedrich wohl nur in höchst seltenen Augenblicken, vielleicht nie. Immer waren die Gesichtszüge der Rede angemessen. Sprach er geistvolle Worte, oder hörte er diese von Andern, oder auch eine ihn stark bewegende Musik; so waren seine Gesichtszüge vorzüglich beseelt. Der Mund war höchst angenehm, der ganze Anstand des Körpers, vorzüglich in den jüngern und männlichen Jahren, ausnehmend edel, der Gang durchaus nicht steif, etwas nachlässig, aber schnell und stolz, doch ohne dieses zu wollen, oder im mindesten zu affektiren. Im jüngern und mittlern Alter saß er vortreff-

trefflich zu Pferde, im höheren Alter aber etwas gekrümmt und nachläßig.

Wir fühlen, wie wenig alle diese Worte und noch mehrere, die wir hinzufügen könnten, vermögend sind, ein Bild Friedrichs, wie es aus der Erinnerung unserer Einbildungskraft vorschwebt, in die des Lesers zu zaubern. Um etwas nachzuhelfen, haben wir von einem Gemählde, das vor vielen andern, die wir gesehen, das Eigenthümliche von Friedrichs Physiognomie und Bildung uns vorzüglich auszudrücken scheint, einen Kupferstich nehmen, und diesen dem gegenwärtigen Bande unsers Geschichtbuchs vorsetzen lassen [2]).

Noch weit unvermögender aber sind wir, Friedrichs Geist als seinen Körper zu beschreiben. Wollten wir auch noch so viele Worte, die geistige Eigenschaften ausdrücken, an einander reihen, so würden dieselben doch bey dem Leser keine Vorstellung her-

2) Bey aller Mühe, welche wir uns deßhalb gegeben, ist es nicht gelungen, den Künstler zu erforschen, welcher dieses vorzügliche Bild gemahlt hat. Der Verf. besitzt es als gütiges Geschenk eines Freundes, der dasselbe auf einer Auktion in Wernigerode gekauft hat. Aber von welchem Orte es dorthin gekommen, haben wir nicht erfahren können.

hervorbringen, wie und in welchem Maaße alle dieſe Tugenden oder Fehler bey Friedrich wirklich vorhanden waren; wie eine Eigenſchaft die andere beſtimmte und beſchränkte, und wie durch dieſe gegenſeitige Wirkung und Miſchung gerade die Eigenthümlichkeit herausgekommen ſey, die ſich bey ihm fand. Statt alſo einzelne Tugenden und Mängel aufzuzählen, glauben wir unſern Zweck beſſer zu erreichen, wenn wir die äußeren Umſtände, in welchen ſich Friedrich von Jugend an befunden, die Wirkungen, welche dieſe in ihm hervorgebracht, andeuten, und angeben, wie er ſich in den bedeutenden Verhältniſſen des Lebens benommen habe. So werden wir, Lobes und Tadels uns enthaltend, es der eignen Einbildungskraft des Leſers überlaſſen können, ſich ſelbſt ein Bild dieſes Charakters zuſammen zu ſetzen, das der Wahrheit näher kommen wird, als jede von uns verſuchte allgemeine Schilderung es vermögte.

Friedrich II, geboren den 24ſten Jan. 1712, war das vierte Kind und der dritte Sohn der fruchtbaren Ehe [3]) Friedrich Wilhelms I, zweiten Königs

3) Vierzehn Kinder ſind aus dieſer Ehe geboren, zehn derſelben bis zu erwachſenen Jahren, die meiſten bis zu ho-

nigs von Preußen [4]), und Sophien Dorotheens, einer Tochter König Georgs I von Großbrittannien [5]).

Jener war ein Mann von sehr gesundem Verstande, einem außerordentlichen Gedächtniß, und richtigem Urtheil in Sachen, die er hinlänglich kannte. Nicht

---

hohem Alter gelangt. Viere starben noch in der Kindheit, darunter zwey Söhne, welche schon vor Friedrich geboren, aber auch vor ihm gestorben sind, so daß dieser von seiner Geburt an muthmaßlicher Thronfolger gewesen ist. In der Beilage N. haben wir eine genealogische Tabelle geliefert, welche die Vorfahren Friedrichs bis zum dritten Grade hinaufwärts, und seine Geschwister mit deren sämmtlichen Nachkommen enthält, insofern leztere noch vor Friedrichs Tode geboren sind. Sie ist mit Genauigkeit gemacht, und man findet in derselben alle in unserm Geschichtbuche genannte zu Friedrichs Familie gehörige Personen. Beilage O. enthält die Folge der Regenten der übrigen europäischen Staaten, welche Friedrichs Zeitgenossen gewesen sind. Ein zuweilen auf diese beiden Tabellen geworfner Blick wird dem Leser angenehm seyn, indem er ihn mit dem Zeitalter, in welches unsre Geschichte ihn einführt, vertraut erhält.

4) Er war geboren 1688, kam zur Regierung 1713 und starb 1740.

5) Sie war geboren 1687, wurde vermählt 1706, ist gestorben 1757.

Nicht ausgebildet durch Wissenschaften, die er gering achtete, war er doch sehr begierig nach Kenntnissen, wenn sie ihm nützlich schienen, insofern er dieselben durch eigne Beobachtung und Erforschen von Andern, ohne Bücherlesen erwerben konnte. In solchem Erforschen war er unermüdlich. Er liebte genaue Wahrheit und strenge Gerechtigkeit, und eine fast übertriebene, pünktliche Ordnung in seinen Geschäften, bekümmerte sich um Alles selbst, und war unglaublich thätig. Er fand sich leicht beleidigt, und war geneigt zum Jähzorn, doch reuete es ihn bald, und er suchte wieder gut zu machen, wenn er Jemandem Unrecht gethan zu haben glaubte. Widerspruch konnte er nicht ertragen, und von einmal gefaßten Meinungen war er schwer abzubringen. Indeß wurde es den Verschlagenen, die sich in seine Laune zu schicken wußten, leicht, ihn einzunehmen und zu täuschen, und so war er oft, ohne es zu ahnen, das Werkzeug der Leidenschaft Anderer; doch wurde er sehr erbittert, sobald er merkte, daß dies der Fall gewesen sey. So fest er an den Religionsmeinungen hing, in denen er erzogen war, so billigte er's doch, wenn Andere ihren Meinungen eben so treu blieben, wie er den seinigen; auch erlaubte er sich's von manchen erlernten Begriffen abzugehen, wenn sein Menschenverstand sich in dieselben

selben nicht finden konnte. Die beiden protestantischen Confessionen zu vereinigen, war sein lebhafter Wunsch; und bey aller Duldsamkeit machte die Begierde, diese Vereinigung zu Stande zu bringen, ihn beinahe unduldsam gegen gar zu eifrige Lutheraner [6]) oder gar zu eifrige Reformirte. Er dachte sich Gott nach dem Bilde seines eignen Charakters, als einen höchst gerechten, aber strengen Herrn, dessen Gunst er durch eifrige Erfüllung seiner Pflichten zu gewinnen, dessen Zorn und Strafen aber durch bezeugte Reue und Bitten abzuwenden suchte. Er liebte seine Gemahlin und Kinder, und sorgte eifrigst für derselben Bestes; verlangte aber von beiden die strengste Unterwerfung unter seinen Willen, und gestattete nie die mindeste Widerrede. Den Staat wollte er wie sein Haus regieren, und wünschte ernstlich seine Unterthanen glücklich zu machen, aber, gleich seinen Kindern, nach eigner Art und Einsicht, ohne daß Unterthanen oder Kinder dabey ein Wort mit zu reden hätten. Als ein vortrefflicher Staatswirth hielt er pünktlich auf die eingeführte strenge Ordnung und achtete es für höchst wichtig, zu jeder Zeit mit baarem Gelde wohl versehen

6) Die Schriften der Wittenberger orthodoxen Theologen waren deshalb in seinen Landen verboten.

sehen zu seyn. Doch wollte er seine Unterthanen nicht mit übertriebenen Auflagen gedrückt wissen. Er liebte daher die indirekten Abgaben, weil diese, dem gemeinen Mann weniger fühlbar, mehr den Wohlhabenden und auch den Fremden treffen. Mit Strenge hielt er darauf, daß die einmal angeordneten Abgaben zur gehörigen Zeit ohne allen Nachlaß beigetrieben wurden. Eifrigst bemüht, durch zunehmende Bevölkerung und vermehrte Thätigkeit der Unterthanen den Wohlstand seiner Lande zu befördern, unterstüzte er freigebig alle Unternehmungen, welche neue Erwerbsquellen öffneten, aber er schrieb dann auch gern den Gang dieser Unternehmungen vor, und erlaubte nicht, von diesem abzuweichen. In den Ausgaben war er äußerst sparsam, schonte aber das Geld nicht, wo er es nöthig und für das allgemeine Beste wohl angewandt glaubte. Pracht und äußerer Prunk, Ceremoniel und Etikette waren ihm in höchstem Grade zuwider, und er liebte ganz wie ein Privatmann zu leben. Er war zuweilen Anfällen bittern Ueberdrusses des Lebens und schwarzer Melancholie unterworfen. Während seines lezten Lebensjahrs war es sein ernstlicher Vorsaz, die Regierung niederzulegen, und mit seiner Familie in Holland zu leben, einem Lande, das ihm wegen des Fleißes, der Sparsamkeit und Reinlichkeit seiner

Bewohner besonders wohl gefiel. Neben der Jagd war seine Hauptleidenschaft die Liebe des Soldatenwesens, oder eigentlich das Vergnügen, wohlgebildete, über das gewöhnliche Maaß lange Soldaten zu haben. Alles wandte er an, um dieselben aus allen Landen von Europa zu bekommen; die Garde war wirklich eine Sammlung von Riesen [7]). Diese Leidenschaft zu befriedigen, verlezte Friedrich Wilhelm auch die ihm sonst immer heilige Gerechtigkeit, und ließ gegen Unterthanen und auch gegen Fremde, oft Handlungen unmenschlicher Härte verüben, die seinen Namen verhaßt gemacht haben. Auch seine Sparsamkeit konnte ihn nicht abhalten, ganz übertriebene Ausgaben für große Soldaten zu machen [8]); und

7) Nach seinem Tode haben sich wirklich einige von Friedrich II abgedankte Soldaten der Garde wegen ihrer außerordentlichen Größe in verschiedenen Hauptstädten von Europa für Geld sehen lassen.

8) Man hat behauptet, daß binnen zwey und zwanzig Jahren, von 1713 bis 1735, die Werbungen in fremden Landen dem Könige zwölf Millionen Thaler gekostet haben. Am lezten Tage seines Lebens verbrannte er die Rechnungen über die Kosten seines Regiments Garde, weil er fühlte, daß er für dieses Spielwerk zu viel ausgegeben habe. Im Jahre 1735 kaufte er sechs und vierzig große Menschen mit 43,000 Rthl. und im Jahre 1732 bezahlte er einen einzigen Riesen mit 5000 Rthl. und

und er hielt sich wirklich überzeugt, Gott habe ihm die großen Männer auf der ganzen Erde so gut wie vermacht, weil er sie zu schätzen und zu behandeln verstehe 9). Er ereiferte sich daher nicht wenig, wenn andere Landesherren Schwierigkeiten machten, große Leute ihm zu überlassen, da sie dieselben doch nicht zu gebrauchen wüßten, noch sie so gut wie er

und gab noch obendrein der Schwester des Grafen von Schmettau, welcher denselben verschafft hatte, eine Stifts-Stelle. Fremde Mächte, welche sich dem Könige gefällig beweisen wollten, pflegten ihm vorzüglich große und schöne Menschen zum Geschenk zu machen. Bey den Traktaten, welche Friedrich Wilhelm schloß, war gewöhnlich noch in einem geheimen Artikel die Nebenbedingung, daß dem Könige eine gewisse Anzahl ungewöhnlich langer Menschen versprochen wurde, und diese Nebenbedingungen machten zuweilen, daß sonst schwierige Punkte durchgingen. Die großen Soldaten erhielten auch außer dem gewöhnlichen Solde noch eine besondere Zulage, die oft sehr bedeutend, doch bey den Einzelnen verschieden war, je nachdem es sich ein Jeder bey der Annahme ausbedungen hatte.

9) In Friedrich Wilhelms engerm Kreise war es sehr gewöhnlich, den Werth der Menschen nur nach körperlicher Länge zu schätzen. Einst kam einer seiner Officiere aus Paris zurück; auf die Frage des Königs, wie er die französische Königl. Familie gefunden habe? erwiederte jener: Ah! Ew. Majestät, es ist alles kleines Zeug, keiner mißt über fünf Fuß.

zu bezahlen und zu unterhalten vermögten. Ueber die groben Gewaltthaten, welche seine Werber sich in fremden Landen erlaubten, und welche er nie bestrafte, zerfiel er fast mit allen Mächten. Ungemeine Sorgfalt wandte er an, seine Truppen im Gebrauch der Waffen und in allen Bewegungen höchst fertig und geschickt zu machen. Doch vermied er zu starke Ermüdung und Alles, was das äußere gute Ansehen der Soldaten verderben konnte. Die Sorge hierfür machte ihn friedfertig; er wich dem Kriege wirklich mit Aengstlichkeit aus; ertrug deshalb eine fast unwürdige Behandlung, und mit der wohlgeordnetsten Staatswirthschaft und der geübtesten Armee seiner Zeit behauptete er durchaus nicht das ihm im europäischen Staaten-System gebührende Ansehn. So sehr er im Privatleben und in der innern Regierung, insofern es nicht auf lange Männer und Soldatenwesen ankam, Wahrheit und strenge Gerechtigkeit liebte, so hatte seine Politik gegen andere Staaten doch etwas Unsicheres und Schwankendes. Er wollte sich nicht in die Verhältnisse eines deutschen Reichs-Standes schicken, noch seine Unterordnung unter ein Oberhaupt erkennen; und doch hielt seine Rechtlichkeit, auch die Scheu vor weit aussehenden Händeln ihn ab, dieses deutlich zu erklären. So war sein Benehmen gegen den kai-

kaiserlichen Hof fortdauernd voll innern Widerspruchs [10]).

Die Königin Sophia Dorothea, Friedrichs Mutter, hatte ein gutes Herz und war zum Wohlthun sehr geneigt. Ihr Verstand war mehr gebildet als der ihres Gemahls, sie liebte Wissenschaft und Künste. Aber ihre guten Eigenschaften waren auch mit nicht geringen Fehlern verbunden. Sie war stolz, eigensinnig, und in hohem Grade herrschsüchtig. Wenn sie nicht offen ihren Willen durchsetzen konnte, wandte sie kleine Künste und böse Ränke an, um ihre Absichten zu erreichen. Sie liebte ihren Gemahl, aber fürchtete ihn noch mehr. Ohne daß er ihr irgend Anlaß dazu gegeben hätte, war sie übertrieben eifersüchtig und mißtrauisch, quälte sich selbst mit unnützen Sorgen. Sie fand sich leicht beleidigt, und war dann unversöhnlich. Zugleich hatte sie eine unglaubliche Schwachheit in zu leichter Bewilligung ihres Vertrauens, und von Menschen, die sie zu leiten verstanden, ließ sie sich zu Allem bewegen. Es war ihr unmöglich, ein anvertrautes Geheimniß zu bewahren, auch wenn die Gründe zu

10) In der Beilage P. sind die erheblichsten Schriften über die Geschichte dieses Monarchen angedeutet und gewürdigt.

dessen Verschweigung noch so wichtig für sie selbst waren. Durch diesen Fehler besonders hat diese Königin ihr eignes und ihres Gemahls Leben verbittert, und die Jugendjahre ihrer Kinder sehr trübe gemacht [11]).

Wenn man den Charakter des Vaters und Sohns vergleicht, so scheint es, daß lezterer die rastlose Thätigkeit, die große Liebe der Ordnung in allen Geschäfften und der strengen Gerechtigkeit, auch die

11) Wir haben beide Eltern vorzüglich nach dem Gemälde ihrer ältesten Tochter (in den Mémoires de la Marggrave de Bayreuth, à Bronsvic 1810, s. Beil. M. Nr. 1.) geschildert. Wenn gleich die Nacherinnerung der bittern Leiden, welche Folge der Fehler ihrer Eltern waren, diese Prinzessin in deren Beurtheilung vielleicht etwas zu streng gemacht haben kann; so ist doch zu vermuthen, daß sie die Wahrheit der Thatsachen nicht sehr übertrieben, oder gar absichtlich verfälscht habe. Das Bild Königs Friedrich Wilhelm I ist durch die Tradition eben so erhalten, wie seine Tochter dasselbe darstellt. Aber von der Königin Mutter hatte man, nach den mündlichen Erzählungen derer, die sie gekannt, eine ungleich bessere Meinung, ehe die Mémoires der Markgräfin erschienen waren. Wir schließen hieraus, daß die Fehler der Königin den Kindern am meisten fühlbar geworden, bey dem übrigen Publikum aber, das diese Prinzessin in größerer Ferne sah, ihre guten Eigenschaften einen die Fehler übertragenden Eindruck gemacht hatten.

die entschiedne Neigung, selbst zu regieren, vom erstern geerbt hat. In der Neigung zum Kriegswesen waren Vater und Sohn sehr verschieden; jenem waren Soldaten und deren Uebungen ein ihn höchst angenehm unterhaltendes Spielwerk, dieser achtete die Krieger nur um des Zwecks willen, für den er sie unterhielt. Zwar liebte er auch die Fertigkeit in den Bewegungen und äußere Schönheit der Soldaten, aber dies war ihm nie Hauptsache. Zum Jähzorn war Friedrich auch, seinem Temperament nach, geneigt, doch hatte er diese Leidenschaft weit mehr wie der Vater gebändigt; die Ausbrüche derselben waren bey ihm seltener und minder heftig; er hatte in allem Betracht die Leidenschaften besser in seiner Gewalt. An mannichfacher Geistesbildung übertraf er den Vater weit, doch wenn er die Wissenschaften, welche Friedrich Wilhelm mit wenigen Ausnahmen verachtete, um ihrer selbst willen liebte, und in ihnen seinen schönsten Genuß fand, auch durchaus von keiner Art von Kenntnißen gering dachte; so schäzte er doch, gleich seinem Vater, diejenigen vorzüglich, die für die menschliche Gesellschaft unmittelbar nüzlich sind. Von seiner Mutter hatte Friedrich die bey ihm vorzüglich herrschenden sanftern Empfindungen geerbt. Er liebte, wie diese, von allen, selbst kleinen, Umständen und Verhält-

nissen der Menschen und Familien genau unterrichtet zu seyn, und er hörte oft sogar ins Kleinliche gehende Erzählungen über dieselben gern an, doch hatten diese nicht den Einfluß auf sein Betragen gegen andre Menschen, den sie bey der Mutter bewiesen. Friedrich wachte strenge über sich, daß ungünstige Nachrichten, ehe er sie genau geprüft, ihn nicht zu Urtheilen und Handlungen bestimmten.

Eine ganz vorzügliche Geistes-Verwandtschaft ist unverkennbar zwischen Friedrich und seiner väterlichen Großmutter, der ersten Preußischen Königin, Sophie Charlotte, einer durch körperliche Schönheit und hohe Geistesbildung gleich ausgezeichneten Frau [12]). In Beiden lebte dieselbe Begierde von

Al-

12) Sie war Tochter des ersten Churfürsten von Hannover, Ernst August, und Sophiens, Tochter des Churfürsten Friedrichs V von der Pfalz, geboren 1668, vermählt mit Friedrich I als Churprinz 1684, gestorben 1705. Friedrich hat seine hohe Achtung für dieselbe in den Mémoires de la Maison de Brandebourg und bey jeder Gelegenheit auf das stärkste ausgedrückt: „C'était, sagte er, une Prin„cesse d'un mérite distingué, qui joignit tous „les appas de son sexe aux graces de l'esprit „et aux lumières de la raison. Elle amena „en Prusse l'esprit de société, la vraie po„li-

Allem, was einem denkenden Wesen das Wichtigste ist, gründlich unterrichtet zu seyn, und bis zu den ersten Ursachen der Dinge hinaufzudringen [33]); aber Beide hatten auch dasselbe Gefühl, durch die Forschungen der tiefsinnigsten Weisen, denen die Großmutter wie der Enkel nachgegangen waren, unbefriedigt

„litesse et l'amour des arts et des sciences; „elle avait l'ame forte; sa réligion était „épurée, son humeur douce, son esprit orné „de la lecture de tous les bons livres français „et italiens." An einer andern Stelle sagt er: „Cette Princesse avait le génie d'un grand „homme, et les connoissances d'un savant." Wir besitzen ein sehr lesenswerthes Werk über diese Frau: Mémoires pour servir à l'histoire de Sophie Charlotte, reine de Prusse par Erman, à Berlin 1801. Dieser Gelehrte hat mit großem Fleiß und vieler Sorgfalt alle zu seiner Zeit, hundert Jahre nach dem Tode von Sophie Charlotte, noch aufzutreibenden Nachrichten gesammelt, und er verstand, wie nicht viele Geschichtschreiber, die Kunst, durch Benutzung auch dürftiger Nachrichten und oft kleiner Umstände ein deutliches Bild von dem Eigenthümlichen der Personen und dem Zusammenhange der Verhältnisse zu geben, und seine Leser ganz vertraut mit dem Zeitalter zu machen, von dem die Rede ist.

33) Zu dem pourquoi du pourquoi, worüber Sophie Charlotte Leibnitz befragte, ohne durch des Weltweisen Antwort ganz befriedigt zu werden.

digt geblieben zu seyn. Daher bey Beiden ein fortgehender Zustand des Zweifels, der zwar unbehaglich war, aber nicht ängstigte, weil man erkannt hatte, daß menschliches Vermögen zu dessen völliger Lösung nicht hinreiche. Daher bey Beiden Duldung und sogar Achtung der verschiedensten Ansichten Anderer, auch das Bestreben, durch lebhafte Aeußerungen der Einwürfe gegen angenommene Meinungen sich zu belehren. In dem Charakter Beider findet sich eine philosophische Heiterkeit, welche über die Verhältnisse des Lebens erhebt, und dessen Widrigkeiten erträgt, indem sie dieselben minder wichtig darstellt, äußern Glanz und vermeinte Größe gering achtet, und sich dem lästigen Ceremoniel und eitlem Prunk gern entzieht. In Beiden war ein sehr feines Gefühl alles Schönen, eine vorzügliche Liebe aller Wissenschaften, besonders der französischen Litteratur, weil es sowohl zur Zeit der Großmutter, als während der Jugendperiode des Enkels, in Deutschland noch keine schöne Litteratur gab. Bey Beiden war das Gefühl des Lächerlichen und Ungereimten sehr geschärft, und der Witz, mit welchem sich dasselbe äußerte, konnte Manchem wehe thun, wenn gleich dies nicht beabsichtigt war. Auch die wenige Achtung, welche Sophie Charlotte für ihren Gemahl hatte, scheint sich auf den Enkel fortgepflanzt zu

ha-

haben, deſſen Neigung mit der Liebe zu Ceremoniel, Etikette und äußerer Pracht, die bey König Friedrich I herrſchend war, zu wenig übereinſtimmte, als daß er nicht geringſchätzig von demſelben hätte denken ſollen, worin er jedoch etwas zu weit gegangen, und wirklich verkannt zu haben ſcheint, daß ſein Großvater, bey unſtreitig großen Fehlern, doch ein menſchenfreundlicher und wirklich guter, auch in auswärtigen Verhältniſſen ſtaatskluger Regent geweſen iſt 14).

Wenn gleich die philoſophiſche Königin die Geburt ihres Enkels Friedrich nicht erlebt hat, ſo hat ſie doch mittelbar einen ſehr weſentlichen Einfluß auf deſſen früheſte Bildung gehabt. Sie wählte nämlich für ihren geliebten einzigen Sohn Friedrich Wilhelm die erſte Erzieherin, eine geborne Duval, aus einer angeſehnen adlichen Familie der Normandie ſtam-

14) Mit Vergnügen bemerken wir, daß unter dem Titel: „Friedrich III. Churfürſt von Brandenburg, „erſter König von Preußen, von Franz „Horn, Berlin 1816," eine Geſchichte dieſes Regenten erſchienen iſt, welche demſelben volle Gerechtigkeit widerfahren läßt. Von eben dieſem Schriftſteller haben wir auch ein gut geſchriebenes Leben Churfürſt Friedrich Wilhelms des Großen, Berlin 1814, erhalten. Beide Schriften ſind ſchätzbare Bereicherungen der brandenburgiſchen Geſchichte.

ſtammend, welche als verwittwete Montbail mit den erſten franzöſiſchen Proteſtanten, die Ludwig XIV aus ihrem Vaterlande vertrieben hatte, nach dem Brandenburgiſchen kam, und an Sophie Charlotte, deren Achtung ſie bald erwarb, eine vorzügliche Beſchützerin fand. Dieſe Dame heirathete in zweiter Ehe einen würdigen Landsmann, Pelet Seigneur de Roconles, Obriſt des blos aus franzöſiſchen Proteſtanten errichteten Regiments des grands Mousquetaires. Sie verlor auch dieſen Mann bereits 1698. Noch vorher aber hatte Sophie Charlotte den König, ihren Gemahl, bewogen, die Erziehung ihres einzigen Sohns der Roconles zu vertrauen, welche dieſelbe bis ins ſiebente Jahr des Prinzen beſorgte. Sie erwarb die Zufriedenheit der Eltern und die Liebe und Achtung des Zöglings in hohem Grade, welche bey leztern auch über die Kinderjahre fortdauerte. Der ſtärkſte Beweis hiervon war, daß Friedrich Wilhelm I, als er ſelbſt Vater wurde, der noch lebenden Roconles die Oberaufſicht über die Erziehung aller ſeiner Kinder, den älteſten Sohn Friedrich aber ihrer beſondern Fürſorge anvertraute. Dieſer wurde derſelben ſogleich nach ſeiner Geburt übergeben, und ſie blieb bey ihm bis zum Jahr 1718. Auch dieſes ihres zweiten Zöglings Liebe und Achtung wußte dieſe Frau ſo

ſehr

sehr zu gewinnen, daß deren Gefühle in seinem Herzen bis ins männliche Alter lebendig blieben. Als Kronprinz, und auch noch als König, brachte Friedrich jede Woche einen Abend bey seiner ersten Erzieherin zu, in Gesellschaft geistvoller Hofleute und Gelehrter, die er gewöhnlich selbst wählte, und die meistens aus Gliedern der französischen Kolonie bestanden. Diese achtungsvolle Anhänglichkeit an die erste Erzieherin, und das Vergnügen, das er in ihrem Umgange fand, machen der ernsten Denkungsart Friedrichs eben so viel Ehre, als sie einen günstigen Begriff von der Geistesbildung der Rocoules geben müssen, welche noch in ihrem Alter einen geistvollen jungen Fürsten so gut zu unterhalten wußte. Sie hatte die Freude, noch den ersten Glanz der Regierung ihres zweiten Zöglings zu erleben, und starb hoch betagt im Oktober 1741. Wie von Friedrich war sie auch von allen andern Geschwistern desselben, die sie erzogen hatte, hochgeachtet, und wie theuer sie dem Andenken jenes bis in sein Alter geblieben sey, wird durch einen kleinen Umstand, den wir gern aufbehalten, bewiesen. Noch kurz vor seinem Tode erfuhr der König zufällig, eine alte Herzensfreundin seiner ersten Erzieherin, eine Wittwe Barbier, lebe noch. Sogleich schrieb er derselben freundlich und machte ihr ein Geschenk.

Auch

Auch der erste männliche Lehrer Friedrichs wurde aus den französischen Protestanten gewählt; er hieß Duhan de Jandun, war in Champagne 1685 geboren, und kam mit seinem Vater, den die Aufhebung des Edikts von Nantes aus dem Vaterlande trieb, noch als Kind nach dem Brandenburgischen. Obgleich er sich den Studien gewidmet hatte, trat er doch freiwillig in Kriegsdienste und wurde 1715 bey der Belagerung von Stralsund dem Könige Friedrich Wilhelm I so vortheilhaft bekannt, daß derselbe sich bewogen fand, ihm die Erziehung seines ältesten Sohnes anzuvertrauen, bey dem er bis zu dessen funfzehnten Jahre blieb. Duhan war ein Mann von sehr ernstem, sittlich religiösem Charakter, der dem jungen Prinzen hohe Achtung einflößte. Einige hinterlassene und später gedruckte Briefe Friedrichs an Jandun [15]) sind Beweise hiervon. Daß auch, nachdem die Zeit des Unterrichts vorbey war, eine genaue Verbindung zwischen beiden geblieben sey, erhellet daraus, weil Jandun die Ungnade theilte, in welche, wie bald erwähnt werden wird, der Kronprinz bey seinem Vater fiel, vermuthlich, weil lezterer Jandun, wahrscheinlich mit Unrecht, in Verdacht hatte, um die vorgehabte Flucht des Prinzen

ge-

15) S. von denselben Beilage M. Nr. 2.

gewußt zu haben. Dieser verschaffte seinem Lehrer eine Zuflucht am Hofe zu Blankenburg, wo er bis zum Tode König Friedrich Wilhelms I blieb. Sobald Friedrich zur Regierung gekommen war, berief er Jandun zu sich und gab ihm, nebst einer Stelle bey dem auswärtigen Departement, mehrere öffentliche Beweise seiner Achtung und Dankbarkeit. Jandun genoß eines großen Vertrauens bis zu seinem Tode, der zu Anfang des Jahrs 1746 erfolgte.

Die ersten achtungs- und liebenswürdigen Menschen also, denen Friedrich im Leben begegnete, denen er weit mehr als seinen Eltern seine ersten entwickelten Begriffe, und seine ersten guten und edlen Gefühle verdankte, waren französische Protestanten, welche, aus ihrem Vaterlande vertrieben, im Brandenburgischen Zuflucht gefunden hatten. Darf man sich wundern, oder darf man gar tadeln wollen, daß Friedrich während seines ganzen Lebens Zuneigung zu einer Nation behielt, der diese ihm früh lieb gewordenen Menschen angehörten, daß er immer eine Sprache vorzüglich liebte, in welcher er seine ersten Gedanken und Gefühle auszudrücken gelehrt war, daß er sie einer andern Sprache vorzog, welche er nur in rauhen Tönen vernahm, welche

er

er meistens nur zu dem gemeinsten Gebrauch, und von Leuten, die er wenig achten konnte, angewandt sahe? Friedrich ist diesen Eindrücken seiner Kindheit bis ins Alter treu geblieben, und gewiß nichts ist natürlicher, nichts menschlicher! Der denkende Beobachter bemerkt immer gern in der Geschichte den oft nahen Zusammenhang von einander fern scheinender Begebenheiten. Einen solchen machen wir aufmerksam, daß Ludwigs XIV unweise Politik Preußens großem Könige Erzieher verschafft habe, wie er sie wahrscheinlich sonst nicht erhalten hätte, und, wie des Aeltervaters schöne Handlung den wohlthätigsten Einfluß auf die erste Bildung Friedrichs gehabt habe, und dadurch im edelsten Sinne belohnt sey [16]).

Vom siebenten Jahre des jungen Prinzen an wurde die Oberaufsicht über dessen Erziehung zwey wür-

16) Wir haben uns durch diesen wichtigen Einfluß bewogen gefunden, von der Aufnahme der französischen Protestanten im Brandenburgischen einige Nachricht zu geben, und wir dürfen hoffen, daß diese Abschweifung in einen etwas frühern Zeitraum unsern Lesern nicht uninteressant seyn werde. Sie betrift eine Begebenheit, welche in ihrem ganzen Zusammenhange im lebhaften Andenken der Nachwelt erhalten zu werden verdient. S. diese Nachricht in der Beilage Q.

würdigen Militairs anvertrauet, dem General der Infanterie Grafen von Finkenstein [17]) und dem Obrist von Kalkstein [18]). Der Prinz wurde strenge

17) Er war 1660 zu Saberau in Preußen aus altadlichem Geschlecht geboren. Nachdem er in holländischen und französischen Kriegsdiensten gewesen, zeichnete er sich in dem brandenburgischen Dienst durch Tapferkeit, Muth und Einsicht ganz vorzüglich aus, besonders während des spanischen Erbfolge-Krieges, worin er den Kronprinzen, nachher König Friedrich Wilhelm I, begleitete, zu dessen Oberhofmeister er bereits 1701 ernannt war. Der glänzende Sieg bey Malplaquet wurde durch seinen geschickten Angriff der feindlichen Verschanzungen entschieden. Seiner Verdienste wegen erhob ihn Kaiser Joseph I im J. 1710 in den Reichsgrafen-Stand. 1733 wurde er zum General-Feldmarschall ernannt, und starb als solcher 1735. Er ist der Vater des vieljährigen ersten Kabinets-Ministers Friedrichs II, mit dem dieser erzogen wurde.

18) Stammte aus altpreußischem Adel und war 1682 zu Ottlau in Ostpreußen geboren. Nachdem er in hessischen Diensten während des spanischen Erbfolgekrieges Adjudant des damaligen hessischen Erbprinzen (nachmals König Friedrich I von Schweden) gewesen, erwarb er im Preuß. Dienst Ruhm und die vorzügliche Achtung Königs Friedrich Wilhelm I. Auch in den beiden ersten schlesischen Kriegen unter Friedrich II zeichnete er sich durch rühmliche Thaten aus, und wurde 1747 zum General-Feldmarschall ernannt. So gern er auch noch am siebenjährigen Kriege Theil genommen hätte, so erlaubten dies doch Alter und

strenge ökonomisch erzogen. Zu allen seinen kleinen Ausgaben waren anfangs jährlich nur 360 Thaler bestimmt, die jedoch der König bald bis zu 600 vermehrte. Diese kleine Summe wurde aber nicht dem Prinzen selbst anvertrauet, sondern es mußte über dieselbe, unter Aufsicht der beiden Hofmeister, eine genaue Rechnung geführt werden, worin auch die kleinsten Ausgaben, Trinkgelder und dergleichen, aufgeführt waren. Am Ende jeden Monats bescheinigten beide Hofmeister durch ihre Unterschrift die Richtigkeit der geführten Rechnung, und am Ende des Jahrs sahe sie der König selbst durch, und bezeugte eigenhändig seine Zufriedenheit, welche um so gewisser erfolgte, da das Bestimmte nicht nur immer völlig zureichte, sondern noch Ueberschuß blieb, der dann der Einnahme des folgenden Jahrs zugesezt wurde [19]). Auch diesen seinen beiden Hofmeistern hat

---

Schwäche nicht; aber wie der Prinz von Preußen, August Wilhelm, im J. 1758 starb, übertrug ihm der König, mit Bezeugung sehr großen Vertrauens, die Oberaufsicht über die Erziehung der hinterlassenen Kinder, und empfahl besonders die Aufmerksamkeit auf den ältesten Sohn, nunmehrigen Thronfolger. Kalkstein unterzog sich dieser neuen Pflicht mit großem Eifer, starb aber im folgenden Jahre 1759.

19) Wir haben dieses Ausgabs-Buch in der Beilage R. näher beschrieben.

hat Friedrich bis an ihren Tod immer besondre Zuneigung und große Achtung bewiesen.

Der Prinz erhielt in Wissenschaften nothdürftigen, in körperlichen Uebungen, in denen er große Gewandheit bewies, wahrscheinlich einen etwas sorgfältigern Unterricht. Duhan de Jandun unterrichtete ihn in der Geschichte, Philosophie und französischen Litteratur; ein Major von Sonning in der Mathematik und in Kriegswissenschaften. Auch diesen leztern behielt der Prinz, nachdem die Zeit des Unterrichts vorbey war, an seinem Hofe zu Rheinsberg bey sich, und nachdem er zur Regierung gekommen ernannte er ihn zum Obrist, und bewies ihm bis zu seinem Tode, der 1743 erfolgte, große Achtung. In der Religion wurde Friedrich von den Hofpredigern nach dem strengen Lehrbegriff der reformirten Kirche unterrichtet [20]).

20) Wir schließen dieses daraus, weil der zu Friedrichs Lehrern gehörende Hofprediger Andreä, der auch die Prinzessin Friederike unterrichtet hat, in dem von ihm für leztere angefertigten und gedruckten Glaubensbekenntniß die reformirte Lehre von der Gnadenwahl in so harten und auffallenden Ausdrücken vorgetragen hatte, daß ihm deswegen öffentliche Vorwürfe gemacht, und ausdrücklich bemerkt worden: es sey dieses des Lib-

Doch weit mehr als seinen Lehrern und dem mündlichen Unterrichte verdankte Friedrich dem eigenen frühen Lesen von Büchern aller Art, und dem durch dasselbe gereizten eigenen Nachdenken. Zu diesem Lesen wurde er durch seine ersten Erzieher, die Madame de Roconles und Duhan de Jandun, gewöhnt. Wahrscheinlich waren Geschichtbücher die ersten, die er mit Theilnahme las. Aus der vorhin erwähnten Ausgabe-Rechnung erhellet, daß auch diese Bücher aus des Prinzen kleiner Kasse angeschafft wurden; es kommen aber nur sehr wenige vor. Das bedeutendste Buch, das wir in der Rechnung bemerkt finden, ist eine Geschichte Königs Karl XII von Schweden in zehn Bänden, welche im Januar 1721 angeschafft, also von Friedrich während seines zehnten Jahrs gelesen ist. Ohne Zweifel billigte dies der Vater, weil der kriegerische Geist des Knaben durch solche Lesung angefacht werden konnte.

Aber mehr als aller Unterricht und als eignes Studieren haben unstreitig zu der Bildung von Friedrichs

---

Königs eignen Grundsätzen gar nicht gemäß. Dies war wirklich der Fall, und jene Lehre dem Könige Friedrich Wilhelm I höchst zuwider. Während der Gefangenschaft Friedrichs zu Küstrin trug er dem an denselben abgesandten Feldprediger Müller sehr ernstlich auf, den Prinzen von dem Irrthum jener Lehre zu überzeugen.

drichs Charakter die harten Leiden beigetragen, welche er während seiner Jugend bestehen mußte. Sie waren Folge des vorher beschriebenen widerwärtigen Charakters der beiden Eltern, und des Misfallens, das Friedrich Wilhelm über die sich entwickelnden, den seinigen widersprechenden, Neigungen seines Sohns empfand. Dieser junge Prinz war in der Kindheit körperlich schwach, meistens in sich selbst verschlossen, und, wie es schien, langsamen Begriffs. Schon früh zeigte sich bey ihm eine überwiegende Neigung zu sanften Vergnügungen, und zu stillen Beschäftigungen, aber entschiedner Widerwille gegen Alles, was Geräusch und Lärmen machte, also auch gegen Kriegsübungen. Die Neigungen des Vaters schienen durchaus nicht die seinen zu seyn. Je mehr dieses sich offenbarte, um so mehr wurde Friedrich ein Gegenstand der Abneigung, und nachdem er sich noch mehr ausgebildet hatte, sogar des wirklichen Hasses seines Vaters, den derselbe oft sehr hart ihn fühlen ließ. Wol noch nie hat ein zum Thron Geborner, und wol nur selten hat im Privatstande Jemand eine so harte Jugend gehabt, wie sie Friedrich geworden. Schon erwachsner Jüngling wurde er nicht nur mit den härtesten Worten, sondern sogar mit Schlägen mishandelt; der Vater riß ihn bey den Haaren herum und stieß ihn mit Füßen. Die

älteste Tochter Friederike war gleicher Mishandlung ausgesezt. Die widerstreitenden Wünsche der Eltern wegen der Vermählung ihrer beiden ältesten Kinder gaben am öftersten zu so barbarischen Handlungen Anlaß. Die Königin wünschte angelegentlich das Haus, aus welchem sie abstammte, und das, in welches sie eingetreten war, durch neue Bande zu verknüpfen; ihr Kronprinz Friedrich sollte mit einer Tochter ihres Bruders, des Königs Georg II von Großbrittannien [21]), und ihre älteste Tochter Friederike mit dessen ältestem Sohne [22]) vermählt werden. Der König Friedrich Wilhelm, welcher von Kindheit an einen Widerwillen gegen seinen Schwager König Georg II hatte [23]), war dieser Verbindung

21) Es war, wie man glaubt, die zweite Tochter Amalia, geb. 1711; sie ist unvermählt geblieben. So wie sie nicht lange vor Friedrich, 1711, geboren war, ist sie auch kurz vor ihm, im J. 1785, gestorben.

22) Friedrich Ludwig, Prinz von Wallis: er war geboren 1707, und ist, ohne den Thron bestiegen zu haben, 1751 gestorben.

23) Wirklich war die große Abneigung beider Monarchen gegen einander aus Spielen der Kindheit erwachsen. Friedrich Wilhelm wurde in seinem fünften Jahre nach Hannover gebracht, um mit seinem Vetter, dem nachmaligen König Georg II, unter den Augen der gemeinsamen Großmutter, der Churfürstin Sophia, erzogen

dung höchst abgeneigt, doch sagte er dieses nicht immer grade heraus, und ließ sich zuweilen durch die Gemahlin bereden, einzuwilligen. Aber nicht weniger abgeneigt war König Georg II. Jeder der beiden Könige knüpfte seine Einwilligung an Bedingungen, welche der Andere verwarf. Die jungen Personen, welche Gegenstände dieses Zanks waren, mußten darunter viel leiden. Je nachdem Friedrich und Friederike sich geneigt bewiesen, oder auch oft nur geneigt zu seyn schienen, entweder den Willen des Vaters oder der Mutter zu erfüllen, wurden sie von dem Einen oder der Andern auf das härteste mishandelt. Da König Friedrich Wilhelm seinem Sohn zuweilen eine geheime Neigung für die englische Prinzessin beimaaß, so vermehrte dieses seine gehässige Gesinnung, und da er außerdem noch vorauszusehen glaubte, daß sein Sohn die Absicht habe, nach vollzogener Heirath sich von ihm unabhängig zu machen, und in Hannover zu residiren, dessen

zogen zu werden; aber die Unverträglichkeit zwischen den beiden Knaben war so groß und so beharrlich, daß es nothwendig wurde, sie wieder zu trennen. Nach etwa einem Jahre wurde Friedrich Wilhelm wieder nach Berlin gebracht, doch der widrige Eindruck, den beide auf einander gemacht, blieb das ganze Leben hindurch, und hatte auch auf das politische Verhältniß unter einander den übelsten Einfluß.

Statthalterschaft ihm Georg II abtreten werde, er auch als gewiß annahm, daß Friedrich einst nach ganz andern Grundsätzen wie die seinigen regieren, und besonders den Soldatenstand nicht genug in Ehren halten werde; so wünschte er sehr, ihn dahin zu bringen, dem Thron zu entsagen, den der Vater alsdann dem von ihm vorzüglich geliebten zweiten Sohne August Wilhelm [24]) bestimmte. Aber da der Kronprinz sehr nachdrücklich äußerte, daß ihn nichts bewegen werde, seinem Rechte zu entsagen, wenn nicht der König öffentlich erklärte und beweise, daß er nicht seiner Mutter Sohn sey; so erbitterte dies den Vater auf das Aeußerste, und der achtzehnjährige Friedrich, durch die tyrannische Behandlung endlich zur Verzweiflung gebracht, versuchte auf
1730 einer Reise, die er mit dem Könige ins Reich machte, zu entfliehen, und hoffte in England Schutz gegen den harten Vater zu finden, vielleicht auch (doch ist dieses ungewiß) dort die von der Mutter gewünschte Vermählung zu vollziehen. Aber sein Vorhaben wurde entdeckt und vereitelt. Der höchlich entrüstete König ließ den Kronprinzen gefangen nach Berlin bringen, wo derselbe, wie auch die Prinzessin Friederike

24) Er war 1722 geboren, also zehn Jahre jünger als Friedrich, und schien ganz die Neigungen des Vaters zu haben.

derike und die Königin, welche Friedrich Wilhelm einverstanden mit dem Vorhaben seines Sohns glaubte, den königlichen Zorn auf das härteste empfinden mußten. Der höchst erbitterte Monarch war nahe daran, das scheusliche Schauspiel zu erneuern, welches einst Philipp II von Spanien und Peter I von Rußland gegeben hatten. Durch ein Kriegsgericht wollte er seinen Sohn als einen Deserteur zum Tode verurtheilen, und dieses Urtheil wirklich vollziehen lassen. Die Fürsprache, welche Kaiser Karl VI und König Friedrich I von Schweden durch eigenhändiges Schreiben einlegten, mit der auch die General-Staaten die ihrige vereinigten, und vorzüglich die sehr nachdrücklichen mündlichen Vorstellungen, mit welchen der kaiserliche Gesandte Graf von Seckendorf die Verwendungen seines Herrn unterstützte, trugen am meisten bey, die Gräuelthat zu verhindern. Doch wurde Friedrich in strengem Gefängniß zu Küstrin gehalten, und mußte ansehen, wie vor seinem Fenster sein Liebling und Mitwisser der Flucht, der Lieutenant von Katt, enthauptet wurde [25]). Durch bezeugte Reue, und durch das

25) Ueber diese merkwürdige Geschichte, von der hier nur die Hauptumstände angedeutet werden können, ist sehr Vieles und darunter auch sehr Unrichtiges und wirklich rech-

Verſprechen völliger Unterwerfung beſänftigte der junge Prinz endlich den erbitterten Vater, doch mußte er noch ein ganzes Jahr in Küſtrin bleiben, zwar nicht im engen Gefängniß, aber doch unter ſtrenger Aufſicht. Ein junger Officier de la Motte Fouqué erbot ſich, die Gefangenſchaft zu theilen und der Geſell-

recht Albernes geſchrieben. Die zuverläſſigſten Nachrichten von derſelben enthalten die Mémoires der Markgräfin von Bayreuth; die Mémoires des quatre derniers Souverains de Brandebourg des Baron von Pöllnitz; die Lebensbeſchreibung des Grafen von Seckendorf; endlich ein Beitrag zur Lebensgeſchichte Friedrichs des Großen, Berlin 1788, eine kleine Schrift, welche die Correſpondenz Friedrich Wilhelms I mit dem zur Bekehrung des Kronprinzen abgeſandten Feldprediger Müller enthält. Auch in Büſchings Charakteriſtik und in Nicolai Anekdoten finden ſich noch erhebliche Nachrichten. Doch würde dieſe Geſchichte in ihrem ganzen Zuſammenhange noch vollſtändiger entwickelt werden, wenn einſt die officiellen Akten über dieſelbe, welche im Königl. Kabinets-Archiv zu Berlin aufbewahrt werden, bekannt gemacht werden ſollten. Friedrich als König hat dieſe Akten einmal abfordern laſſen, aber ſie verſiegelt zurückgeſandt mit der Weiſung, dieſelben im Archiv aufzubewahren, aber ohne ausdrücklichen Befehl des Monarchen nie wieder zu eröffnen. Dies iſt nunmehr vor länger als einem halben Jahrhundert geſchehen. Höchſt wahrſcheinlich lebt alſo in dieſem Augenblick kein Menſch mehr, der dieſe Akten geleſen hat.

fellſchafter des Prinzen zu ſeyn; er erhielt hierzu die Erlaubniß des Königs, der von Fouqué eine gute Meinung hatte, und trug wirklich bey, dem Kronprinzen ſeinen Zuſtand erträglicher zu machen [26]). Derſelbe wurde nachher einer der geachtetſten Feldherren und der Vertrauteſten Friedrichs, dem dieſer bis zu deſſen Tode die bewieſene Anhänglichkeit mit zärtlichſter Freundſchaft gedankt hat [27]). Der König ſchickte dem Kronprinzen, während des Küſtriner Aufenthalts, oft Kriminal-Urtheile, um ſie Nahmens ſeiner entweder zu beſtätigen, oder zu reformiren. Außerdem arbeitete der Prinz, nach dem Willen des Vaters, bey der Neumärkſchen Kammer als ein Rath [28]). Er erhielt hierdurch von der Verfaſ-

26) Man erzählt, daß jeden Abend zu einer beſtimmten Stunde, um das nächtliche Studieren des Prinzen zu hindern, deſſen Licht vom wachthabenden Officier hat ausgelöſcht werden ſollen; aber Fouqué ſey der Verlegenheit dadurch begegnet, daß er auch für ſich ein eignes Licht verlangte, und dann behauptete, deſſen Auslöſchen ſey nicht befohlen.

27) In der Beilage M. unter Nr. VII. 8. iſt mehr über Fouqué geſagt.

28) Vor einigen Jahren fanden ſich noch im Archiv des ehemaligen General-Direktoriums, und vermuthlich ſind noch aufbewahrt, einige Berichte der Neumärkſchen Kam-

faſſung des Landes, der Anwendung allgemeiner Einrichtungen auf eine beſtimmte Provinz, den Verhältniſſen der Menſchen unter einander, überhaupt von der Art, wie Geſchäffte betrieben und allgemeine Vorſchriften ausgeführt werden, mehr Kenntniß, als es bey Thronerben gewöhnlich der Fall ſeyn kann; er benutzte dieſe Gelegenheit und wandte auf die ihm obliegenden Geſchäffte vielen Fleiß. Auf ausdrücklichen königlichen Befehl mußte auch der Kammerdirektor Hille dem Prinzen theoretiſchen Unterricht über das Finanzweſen in der Neumark nach einem kurzen Aufſatz geben, der dem König vorher eingeſandt und von ihm genehmigt war [29]). Alle Zeit, welche dem Prinzen von dieſen Geſchäfften übrig blieb, widmete er dem Studium ſeiner Lieblingswiſ-

Kammer, die Friedrich in der Reihe der Räthe mit unterzeichnet hatte, und ſogar ein Paar, bey welchen er als Referent angegeben war.

29) Dieſer Aufſatz iſt durch eine neuere Schrift, in welcher man ihn nicht vermuthen ſollte, bekannt geworden, nämlich in Herrn Grävell's drey Briefen über Preßfreiheit und Volksgeiſt. Berlin 1815. Dieſer Unterricht hat den Prinzen allerdings zum Nachdenken über Finanzweſen veranlaſſen können, wenn er gleich nicht geeignet war, den Geiſt zu erweitern und edle Grundſätze der Regierungskunſt einzuflößen.

wissenschaften, der Geschichte, Philosophie und schönen Litteratur, doch mußte er, um dem Vater nicht zu misfallen, diese Neigung nur im Verborgenen befriedigen, und seine Bücher sehr geheim verwahren, denn der König hatte alles Lesen und Schreiben, was nicht auf die Kammeralgeschäffte Bezug hatte, verboten. Dieses harte Schicksal, welches Friedrich erdulden, der Zwang und die Einsamkeit, in welcher er leben mußte, haben ohne Zweifel sehr beigetragen, ihn zu einem ernstlichen und reifen Nachdenken über sich selbst zu bringen, und feste Vorsätze in ihm erweckt, künftig alle seine Handlungen mit größerer Vorsicht einzurichten. Das Unglück hat seinen Charakter gegen Widerwärtigkeiten gestählt, seine praktischen Kenntnisse sehr erweitert, unstreitig aber auch Bitterkeit in sein junges Herz gebracht, da er sich bewußt war, den Zorn seines Vaters, wenn er leztern überhaupt beleidigt hatte, doch gewiß nicht in dem Grade, wie er ihn erfahren mußte, verdient zu haben. Denn das Vorhaben, sich unmenschlichen Mishandlungen zu entziehen, war nicht strafbar, und daß er etwas weiter, als dieses bezielt habe, davon findet sich keine Spur. Die Grausamkeit, welche er wegen dieses Vorhabens erdulden mußte, und die Bereitwilligkeit mehrerer Männer, ihn zum Tode zu verurthei-

urtheilen 30), mußten ihn mit Menſchenhaß erfüllen, und wahrlich, es iſt ein Beweis ſeiner ſchönen Seele, daß dieſer Haß nicht tiefer bey ihm gewurzelt, und daß ſein Charakter, nach ſo ſchrecklichen Erfahrungen, dennoch die Heiterkeit und Milde behalten hat, die wir in ſeinem folgenden Leben bey ihm finden. Endlich, nach einem Jahre, da es Friedrich Wilhelm gelungen war, ſeine älteſte Tochter, nach ſeinem Wunſch, mit dem Erbprinzen von
1731 Nov. Bayreuth zu vermählen, wählte er derſelben Hochzeittag, um Friedrich die Freiheit wieder zu geben, und durch deſſen unerwartete Erſcheinung die Mutter freudig zu überraſchen. Der König hielt ſeinem Sohn ſein Vergehen nun nochmals ſehr ernſtlich vor, ſagte ihm aber zugleich, daß dieſes nun das lezte Mal ſey, und er von nun an das Vorgegangene ganz vergeſſen und nie wieder von demſelben reden werde.

Er

30) Es läßt ſich, obgleich die officiellen Akten nicht bekannt geworden, nach Allem, was man ſonſt weiß, wol nicht bezweifeln, daß die meiſten Stimmen des Kriegsgerichts das Todesurtheil über Friedrich wirklich ausgeſprochen haben, wie es über Katt geſchehen war; nur Wenige hatten den Muth, dieſem Urtheil als ungerecht zu widerſprechen. Man hat als ſolche den Fürſten Leopold von Anhalt-Deſſau und den General von Buddenbrock genannt.

Er hielt Wort, und behandelte von dieſem Augenblicke an den Sohn, mehr wie bisher, mit väterlicher Liebe. Er bezeugte ihm oft Wohlwollen und Vertrauen, wie es ein Thronfolger erwarten kann, und hatte von nun an eine günſtigere Meinung von des Sohns Fähigkeiten und Einſichten. Der vielleicht nicht erwartete Eifer, mit welchem Friedrich ſich bemühte, ſein Regiment in guter Ordnung zu halten, und es in allen erforderten Fertigkeiten wohl geübt, der Zufriedenheit des Königs würdig, ihm vorzuführen, trug hierzu ohne Zweifel am meiſten bey, und bey verſchiedenen Gelegenheiten äußerte Friedrich Wilhelm ſeine gute Hoffnung, ſein Sohn werde einſt die Würde des Throns behaupten, und wegen mancher dem Vater angethanen Beleidigungen ſich Genugthuung verſchaffen. Der Kronprinz bewies dagegen die höchſte Achtung für ſeinen Vater, und gab bey jedem Anlaß die groſſe Zufriedenheit zu erkennen, welche er über deſſen gute Einrichtungen empfand. So machte er einſt, da er den Vater nach Preußen begleitete, in einem Briefe an Voltaire eine Schilderung der Wiederherſtellung des durch die Peſt verwüſteten Preußiſchen Litthauens, die der Vater mit unendlicher Sorge bewirkt habe. Er beſchreibt dieſes mit dem Enthuſiasmus eines Sohns, dem es Freude macht, von den Tugenden

ſei-

seines Vaters zu reden [31]). Daß dieses keine erheuchelte Gesinnung gewesen sey, haben Friedrichs Handlungen nach des Vaters Tode bewiesen. Als König ehrte er bey jeder Gelegenheit das Andenken seines Vorfahren, behielt dessen Einrichtungen und Regierungsart bey, und machte nur langsam, so wie es die Umstände zu erheischen schienen, Aenderungen in denselben. Auch die Art, wie er als Geschichtschreiber von ihm redet [32]), beweist die hohe Achtung, die er für ihn hegt. Wahrlich, wenn man bedenkt, wie empfindlich Friedrich durch die Härte dieses Vaters gelitten hatte, wie grausam er von ihm mishandelt war; so kann man nicht ohne tiefe Rührung die Worte (die einzigen, mit welchen er die häuslichen Mishelligkeiten berührt) lesen: on doit avoir quelque indulgence pour les fautes des enfans en faveur des vertus d'un tel père. Ein feinsinniger neuerer Geschichtforscher hat die Bemerkung gemacht, daß die Misverhältnisse zwischen Re-

31) Dieser schöne im J. 1739 zu Insterburg geschriebene Brief findet sich in keiner Ausgabe von Friedrichs Werken; aber er verdient sehr in den Oeuvres de Voltaire, édit. de Deuxpont T. LXXV. p. 29. nachgelesen zu werden.

32) In den Mémoires de Brandebourg.

Regenten und ihren Nachfolgern, welche in manchem Fürſtenhauſe Verderben und Verbrechen hervorbrachten, im Brandenburgiſchen nie ſolche unglückliche Folgen gehabt haben. „Fehler und Härten „der Väter," ſagt derſelbe 33), „haben immer „den Churprinzen Gelegenheit gegeben, „Tugenden zu zeigen, und nie verletzten dieſe „die kindliche Ehrfurcht." Von Keinem kann dieſes mit mehr Wahrheit geſagt werden, als von Friedrich. Auch ſeiner Mutter, durch deren Fehler Friedrichs Jugend ſo unglücklich wurde, bewies er bis an deren Tod die zärtlichſte Liebe, und während ſeines ganzen Lebens iſt ihm ihr Andenken theuer geblieben. Noch in ſeinem Alter äußerte Friedrich einſt in einer Unterredung mit dem Weltweiſen Garve, daß der Schmerz über ſeiner Mutter Tod einer der empfindlichſten geweſen, die er in ſeinem Leben gelitten habe 34).

Wären uns nichts, als dieſe Züge der kindlichen Liebe Friedrichs aufbehalten, ſo würde es genug ſeyn, um

33) S. v. Woltmann das Brandenburgiſche Haus, Berlin 1801. S. 65.

34) S. Garve Fragmente über Friedrich II. Th. I. S. 315.

um alle Verläumder seines sittlichen Charakters zu widerlegen. Wahrlich! wer durch sein ganzes Leben Vater und Mutter ehrt und liebt, wer dieses schöne Gefühl, auch troz der härtesten und unwürdigsten Behandlung, die er von den Urhebern seines Daseyns erdulden müssen, in sich lebendig erhält, der ist — ein guter Mensch; diese Gefühle sind die Bürgschaft aller übrigen Tugenden. Die dankbare Anhänglichkeit, die zärtliche Achtung, welche Friedrich für Alle, die mit seiner Erziehung zu thun gehabt, bis in seine reifern Jahre behalten hat, bestätigen eben dieses. Mit besonderm Vergnügen haben wir deshalb die zerstreuten Nachrichten hiervon gesammelt und aufbewahrt.

Bald nach dem Küstriner Arrest gab der König dem Kronprinzen ein eignes Regiment und erlaubte ihm meistens bey demselben in Ruppin oder dem nahe gelegenen ihm geschenkten Lustschloß Rheinsberg mit minderm Zwange nach eigner Neigung zu leben. Von nun an hatte also Friedrich eine mehr heitere Jugend, und wahrscheinlich hat er in seinem ganzen Leben sich nie so glücklich gefühlt, als während dieses Zeitpunkts, vom Ende des Küstriner Arrests bis zur Thronbesteigung. Er genoß nun alle Vergnügungen, die seinem Alter und Stande angemessen

waren. Die ihm wichtigſten waren der ungezwungene Umgang mit Freunden, die er um ſich hatte, Männern von Bildung und Geſinnungen, die mit den ſeinigen übereinſtimmten. Mit den Wiſſenſchaften beſchäfftigte er ſich ſehr ernſtlich, und in den ſchönen Künſten fand er ſeine Erholung. Die Muſik war ſein Hauptvergnügen, und er brachte es in derſelben zu hoher Vollkommenheit. Auch die Mahlerey wurde von ihm ſehr geſchäzt, und er bemühte ſich, ſo weit es ſeine Umſtände erlaubten, Meiſterſtücke der Mahlerey und Bildhauerkunſt zu ſammeln, und durch deren Betrachtung ſein Gefühl des Schönen zu üben und zu erhöhen. Auch die ſchöne Baukunſt wurde von ihm ſtudiert, und die Gebäude, welche er durch ſeinen Freund v. Knobelsdorf [35])

35) v. Knobelsdorf, ein geborner Schleſier, hatte ſeine Jugendzeit im Preuß. Kriegsdienſt zugebracht, und, nachdem er den Abſchied genommen, ſich dem Studium der ſchönen Künſte mit Eifer gewidmet und ſeine Kenntniſſe beſonders durch Reiſen in Italien vermehrt. Nach ſeiner Rückkunft kam er in Verbindung mit Friedrich, die nach und nach zur engſten Freundſchaft wurde. Er gehörte zu dem vertrauten Kreiſe von Rheinsberg und blieb bey dem Könige bis zu ſeinem Tode, der im Jahr 1753 erfolgte. Friedrich hat durch eine Lobſchrift ein Denkmahl ſeiner Geſinnungen für ihn hinterlaſſen.

noch als Prinz und im Anfang seiner Regierung zu Rheinsberg, Potsdam und Berlin aufführen lassen, zeugen von einem edlen einfachen Geschmack, dem Friedrich freilich nicht treu geblieben ist. Daher seine Gebäude aus spätrer Zeit den frühern weit nachstehen.

Wie weit er es in den ernsten Wissenschaften gebracht, und wie sehr ihn schon früh das Nachdenken über die wichtigsten Gegenstände beschäfftiget habe, beweisen die Briefe, welche er noch als Jüngling geschrieben hat, und die ersten Schriften, welche von ihm noch aufbehalten sind. Man findet in denselben nicht nur große Belesenheit und umfassende Kenntnisse, sondern auch eine Reife des Verstandes, eine Schärfe des Urtheils, die in der That ganz bewundernswürdig sind. Manche Jünglinge seines Standes sind in diesem Alter kaum fähig, die Vorstellungen und Urtheile Anderer richtig zu fassen und sich eigen zu machen; aber der junge Friedrich hatte durch sein Nachdenken bereits ihm eigne Vorstellungen über die wichtigsten Gegenstände und Verhältnisse erworben. Die früheste dieser jugendlichen Schriften, welche noch vorhanden, von ihm im vier und zwanzigsten Jahre entworfen ist, und schon damals zur öffentlichen Be-

Bekanntmachung beſtimmt war [36]), enthält: „Betrachtungen über die damalige politiſche Lage von „Europa;“ ſie entwickelt die Grundſätze und Abſichten der bedeutendſten Mächte, und bewährt, mit welcher Einſicht er ſchon damals alte und neue Geſchichte ſtudiert habe. Die hierauf zunächſt folgende Schrift, zwey Jahre ſpäter geſchrieben, iſt philoſophiſchen Inhalts; ſie hat den Zweck, zur Duldſamkeit und Nachſicht gegen die Meinungen Anderer, welche von den unſern abweichen, zu ermuntern, aus dem ſehr einleuchtenden Grunde, weil alle Meinungen der Menſchen von Umſtänden abhängen, die gar nicht in ihrer Gewalt ſind, alſo bey verſchiedenen Menſchen, die gleich aufrichtig die Wahrheit ſuchen, auch bey demſelben Menſchen zu verſchiedenen Zeiten nothwendig ſehr verſchieden ſeyn müſſen, welches uns das Geſtändniß abdringt, daß die Erkenntniß der innern Beſchaffenheit der Dinge nicht Beſtimmung dieſes Lebens ſeyn könne, daß es aber eben deshalb die höchſte Thorheit ſey, wegen Verſchiedenheit ſpekulativer Meinungen ſich zu haſſen, oder gar zu verfolgen [37]). So einfach dieſe Wahrheit und ſo einleuch-

36) Sie iſt erſt nach Friedrichs Tode bekannt geworden. S. von derſelben Beil. M. I. 1.

37) S. von dieſer Schrift Beil. M. IV. 1.

tend sie dem gesunden Menschenverstande ist, so beweist doch die feste Ueberzeugung, die Friedrich schon in so früher Zeit von derselben erworben hatte, und die von damals herrschenden Ansichten sehr abwich, wie sehr er im Selbstdenken schon geübt war.

Daß der Unterricht, welchen Friedrich über Religion erhalten hatte, ihn nicht befriedigen konnte, ist sehr begreiflich. Er fand in demselben, und in den Predigten, die er nach des Vaters Willen regelmäßig anhören mußte, unüberwindliche Schwierigkeiten, Ungereimtheiten und offenbare Widersprüche. Die Vorstellungen, welche seine Religions-Lehrer ihm von dem Verfahren der Gottheit mit dem Menschengeschlecht, von den Geheimnissen des Glaubens, und von den Bedingungen gaben, an welche unser Heil jenseits dieses Lebens geknüpft seyn soll, konnten mit seinen Begriffen von der höchsten Weisheit und Güte des Urhebers aller Dinge sich unmöglich vereinigen. Dieses gab ihm von den herrschenden Religions-Systemen die nachtheiligste Idee, und Alles, was ihn umgab, mußte ihn in derselben bestärken, und besonders ihm die Ueberzeugung geben, daß der Kirchenglaube sehr geringen, oft sogar höchst nachtheiligen Einfluß auf Sittlichkeit und Veredlung der Menschen habe. Denn er bemerkte, daß

eben

eben diejenigen, welche die größte Anhänglichkeit an dieſen Glauben vorgaben, und die ihnen beigebrachte Religion immer im Munde führten, doch zugleich Sklaven der unwürdigſten Leidenſchaften waren, und ſich ſehr ſchlechte Handlungen gegen Andere erlaubten, ja, daß ſie in ihrer ſittlichen Verderbtheit wol gar noch dadurch beſtärkt wurden, weil ſie durch blinde Anhänglichkeit an den in der Jugend erlernten Kirchenglauben, und durch fleißige Abwartung des äußern Gottesdienſtes beſondere Verdienſte zu erwerben, auch ihre Laſter und groben Vergehungen gut zu machen wähnten. Dieſe Bemerkung mußte nothwendig einen Jüngling empören, der in ſeinem Innern ſich zu jedem Guten und Edlen hingezogen fühlte, und der, wenn er dieſem Zuge folgte, ſich durch ſeine eigene Billigung unendlich höher belohnt fand, als es durch alle verheißenen willkürlichen Belohnungen je möglich geweſen wäre. Das Ehrgefühl war in ſeinem Herzen ſehr früh entwickelt, und er glaubte durch ſeine Geburt und ſeine Beſtimmung ſich zu Allem berufen, was edel und gut ſey, und ſchämte ſich jeder unwürdigen Handlung. Wie ſehr dieſes wirklich der Fall geweſen, wird durch viele Stellen ſeiner Schriften, und beſonders auch durch den hohen Werth bewieſen, den Friedrich immer auf möglichſt frühe Entwickelung und Ver-

feinerung des Ehrgefühls gesezt, und durch die Lebhaftigkeit, mit der er dieselbe empfohlen hat. Die Vermuthung, daß solche Entwickelung des Ehrgefühls bey den Kindern des Adels gewöhnlich früher und vollkommner geschehe, als es bey den niedrigern Ständen angenommen werden könne, war der alleinige Grund des Vorzugs, welchen er in seiner Vorstellung dem Adel gab. Dagegen konnte das Gefühl eines religiösen Bedürfnisses, welches in jedem gutgearteten jungen Gemüth, sobald dasselbe zu einigem Nachdenken gelangt, ohnfehlbar sich entwickelt, und durch welches wir sittlich gedrungen werden, eine höhere Bestimmung unsers Daseyns, und einen weisen und gütigen Urheber desselben als wirklich vorhanden anzunehmen — —; dies Gefühl konnte in des jungen Friedrichs Seele unmöglich aufkommen. Der Unterricht, den er erhalten, und alle äußern Umstände waren demselben durchaus entgegen. Die Religion war also bey ihm allein Sache des Verstandes und des Nachdenkens; je reifer aber jener wurde, und je länger er lezteres fortsezte, je mehr nahmen seine Zweifel an der Wahrheit des Kirchenglaubens, der ihn gelehrt war, zu, und er bekam gegen denselben bald einen großen Widerwillen. Wir halten uns überzeugt, daß dieser Zweifel und dieser Widerwille die natürliche und nothwendige Folge von

Frie-

Friedrichs frühem eigenen Nachdenken und Forschen nach Wahrheit unter den widrigen Umständen, in denen er sich befand, gewesen ist. Seine ersten Umgangs-Genossen haben ihm diese Zweifel nicht beigebracht, wenn gleich einige derselben späterhin zu ihrer Erhaltung und Befestigung allerdings mitwirkten; Jordan [38]) mag am meisten hiezu beigetragen haben. Voltaire's Bekanntschaft mit Friedrich, nicht nur die persönliche, sondern auch die frühere durch Briefwechsel, trat erst dann ein, wie des lezteren religiöse und philosophische Ueberzeugungen schon zu viel Festigkeit gewonnen hatten, als daß Voltaire auf deren Bildung noch sehr hätte wirken können, wenn gleich in spätern Jahren dieser Mann gewiß vorzüglich beigetragen hat, daß Friedrich sich immer mehr bey seinem Skepticismus beruhigte, den er als das unvermeidliche Loos des denkenden Menschen betrachtete. Gewiß hat auch Voltaire mehr als irgend ein Anderer dazu gewirkt, daß alles Aufkommen religiösen Gefühls bey Friedrich unterdrückt,

38) Er lebte von 1736, d. i. von Friedrichs vier und zwanzigsten Lebensjahre an, bey ihm in Rheinsberg und nach der Thronbesteigung immer in seiner Nähe, und war bis zu seinem Tode, der 1746 erfolgte, Friedrichs vertrautester Freund. S. mehr von ihm in Beil. M. VII. a.

und bald aller Religions-Glaube ihm nicht nur zweifelhaft, sondern auch verächtlich und lächerlich wurde. Doch hat Voltaire, so groß auch sein Ansehn bey Friedrich war, es nie dahin gebracht, seinen eigenen fanatischen Haß gegen diesen Glauben dem Könige beizubringen, der vielmehr den Grundsätzen ächt philosophischer Duldung, die er schon so früh gehabt, immer treu geblieben ist. In den frühern Jahren suchte Friedrich auch bey Geistlichen, für deren Einsicht und Charakter er Achtung hatte, Belehrung. Er besuchte ihre Predigten, gab ihnen selbst wol die Materie derselben auf und legte ihnen nachher die Gedanken vor, welche jene bey ihm veranlaßt hatten. Die Geistlichen, welche er am meisten schäzte, waren, die französisch-reformirten Prediger Isaac Beausobre (den er vorzüglich ehrte und das glücklichste Genie unsers Jahrhunderts nannte), Achard und der lutherische Probst Reinbeck. In spätern Zeiten faßte Friedrich gegen alle Theologen eine große Abneigung, und hatte eine sehr nachtheilige Meinung von derselben Einsicht und moralischem Charakter. Ob Voltaire, la Metrie und andre Umgangsgenossen, oder ob die Erfahrungen hierzu am meisten beigetragen haben, welche Friedrich selbst über den Dünkel, die Anmaaßungen, Unwissenheit und Verfolgungssucht man-

mancher Geiſtlichen gemacht zu haben glaubte, laſſen wir unentſchieden.

Einen ſehr bedeutenden Einfluß auf Friedrichs frühe philoſophiſche Forſchungen hatte ſeine Verbindung mit dem Grafen von Manteuffel, geweſenen ſächſiſchen Staats-Miniſter, der, nachdem er ſeine Entlaſſung genommen, in Berlin privatiſirte [39]), und mit von Suhm, Churſächſiſchen Geſandten am Preußiſchen Hofe. Für beide Männer hatte Friedrich ſehr hohe Achtung; ſie waren eifrige Verehrer der Wolfiſchen Philoſophie, und bewogen auch den Prinzen, dieſelbe eifrig zu ſtudieren. Die Verbindung mit Suhm wurde auch nach deſſen Abgange von Berlin, und nachdem derſelbe als Geſandter ſei-

39) Graf Manteuffel war ein gebornr Pommer, früh in Hofdienſten Königs Friedrich I, die er wegen einiger gehabten Unannehmlichkeiten verließ, und nach Sachſen ging, wo er es bis zu der Stelle eines erſten Miniſters brachte, nach deren Niederlegung lebte er ſeit 1731 in Berlin. Die Freundſchaft Friedrichs für dieſen Mann ſcheint anfangs ſehr warm geweſen zu ſeyn, aber nachher, wir wiſſen nicht aus welchen Gründen, erkaltete dieſelbe, und nach ſeiner Thronbeſteigung ließ der König ihm ſogar bemerklich machen, wegen der politiſchen Verhältniſſe werde er wohl thun, Berlin zu verlaſſen. Graf Manteuffel begab ſich nach Leipzig, wo er 1749 geſtorben iſt.

seines Hofes nach Petersburg versezt war, durch Briefwechsel unterhalten, und es entstand zwischen Beiden die engste, auf gegenseitige Achtung und gemeinschaftliche Liebe der Philosophie gegründete Freundschaft. Diese würde unfehlbar noch größern und sehr wohlthätigen Einfluß auf Friedrich gehabt haben, wäre dessen sogleich nach der Thronbesteigung gemachter Entwurf, den Freund an seinen Hof zu ziehen, nicht durch Suhms frühen Tod, der auf der Rückreise aus Rußland im November 1740 erfolgte, vereitelt worden [40]).

Die Wolfische Philosophie studierte Friedrich mit großem Eifer. Doch scheint die Beruhigung, welche er anfangs in derselben fand, nicht von Dauer gewesen zu seyn, wenn gleich seine hohe Achtung für Wolf immer fortgedauert und er ihm von derselben bey jeder Gelegenheit Beweise gegeben hat [41]). Je

län-

40) S. mehr über Suhm in Beilage M. Nr. 3.

41) Noch bey dem Leben König Friedrich Wilhelms I war Friedrich sehr thätig, die Bemühungen zu unterstützen, welche Wolfs Verehrer anwandten, um jenen König zu überzeugen, daß er zu einer ganz unrichtigen Meinung von diesem Philosophen verleitet und demselben durch die schimpfliche Verbannung von Halle im J. 1722 großes Unrecht geschehen sey. Friedrich Wilhelm war immer

länger Friedrich nachdachte, je tiefer er forſchte, deſto mehr glaubte er inne zu werden, daß es des Menſchen Beſtimmung hienieden nicht ſey, von überſinnlichen Dingen einige Gewißheit zu erhalten. Bayle's Wörterbuch, das er früh kennen gelernt und

---

immer bereit, begangenes Unrecht, ſobald er es erkannte, wieder gut zu machen, und er ließ alſo Wolf die Rückkehr entweder nach Halle, oder auch nach Frankfurt an der Oder unter ehrenvollen und vortheilhaften Bedingungen zu wiederholten Malen auf das dringendſte antragen. Aber der edeldenkende Wolf glaubte die Dankbarkeit, die er dem fürſtlich-heſſencaſſeliſchen Hofe für die großmüthige Aufnahme zur Zeit ſeiner Verfolgung ſchuldig war, zu verletzen, wenn er Marburg hätte verlaſſen wollen. Er lehnte alſo den dringenden Antrag, wieder ins Preußiſche zu kommen, beharrlich ab. Kaum aber hatte Friedrich II die Regierung angetreten, ſo trug er dem Probſt Reinbeck, der Wolfs Freund und Verehrer war, auf, alles Mögliche anzuwenden, um denſelben zur Rückkehr in ſeins Lande zu bewegen. „Ich werde," ſchrieb der König, „dieſes als eine wichtige Conquete im Reich „der Wahrheit anſehen." Anfangs wünſchte Friedrich, Wolf zu bewegen nach Berlin zu kommen. Der Weltweiſe aber glaubte, daß er für das Leben am Hofe nicht gemacht ſey, und nachdem Friedrich die Genehmigung des Landgrafen von Heſſencaſſel (damals Königs Friedrich I von Schweden) ſelbſt bewirkt hatte, zog Wolf einen Ruf nach Halle unter höchſt ehrenvollen und vortheilhaften Bedingungen vor, wo er im December 1740 wieder eintraf und 1754 geſtorben iſt.

und sein ganzes Leben hindurch fleißig gelesen hat [42]), bestärkte ihn sehr in dieser Ueberzeugung. Er fand in demselben klar dargestellt und durch Beispiele bewiesen, wie zu allen Zeiten die Meinungen denkender Menschen so unendlich verschieden gewesen, wie der Eine als entschieden, wenigstens als höchst wahrscheinlich angesehn, was dem Andern die höchste Ungereimtheit war, und wie ein und derselbe Mensch oft eben das zu einer Zeit für ausgemachte Wahrheit gehalten hatte, was ihm zu einer andern Zeit entschiedener Irrthum schien. Friedrich versank also immer tiefer in gänzlichen Zweifel an Allem, und ergab sich darin, daß auch für ihn, wie für die tiefsinnigsten Denker, nichts anders übrig bleibe, als sich mit dem Glauben an Wahrscheinlichkeit des zwar Unbegreiflichen, aber nicht Ungereimten zu begnügen, ein Glaube, der jedoch oft durch fortgesetztes Nachdenken erschüttert wurde. In diesem Zustande der Ungewißheit und des Zweifels ist Friedrich sein ganzes Leben hindurch geblieben. Gewiß war ihm dieser Zustand sehr unbehaglich, und ernstlich hat er von der Jugend an bis ins Alter gearbeitet, sich von demselben zu befreien. Deshalb war das freie und ganz offene Gespräch über diese Materien ohne

42) S. was hierüber Beil. M. IX. 1. gesagt ist.

ohne alle Zurückhaltung seiner Zweifel der Lieblingsgegenstand seiner Unterhaltungen; doch dieses nur mit Männern, bey denen er voraussetzen konnte, daß sie selbst über diese Dinge gedacht hatten und von deren Einsicht er also zu lernen hoffen durfte, ohne zu fürchten, sie in eignen beruhigenden Ueberzeugungen zu irren. Jeder mit Gründen unterstüzte Widerspruch war ihm lieb, und platte Beistimmung zu seinen eignen Behauptungen war keinesweges das Mittel, ihm zu gefallen. Mit Personen, von denen er vermuthen konnte, daß sie über diese Dinge nie gedacht hatten, oder bey ihren einmal festen Ueberzeugungen ruhig waren, vermied er sorgfältig jede Unterhaltung dieser Art. Er übte in diesem Punkt die Duldung, welche er empfahl. Weit entfernt, seine Zweifel Andern mittheilen oder gar aufdringen zu wollen, hielt er sie zurück, so oft er dadurch Jemand zu beunruhigen oder zu ärgern fürchtete. In seinen Briefen an Männer dieser Art kommt nie der mindeste Spott vor über Dinge, die mit religiösem Glauben zusammenhängen, so geläufig ihm derselbe auch in dem Briefwechsel mit solchen war, die mit ihm gleich dachten. Noch mehr, er hat Männer sehr hoch geachtet, deren Ueberzeugungen den seinigen ganz entgegengesezt waren, und dieses verdient um so mehr bemerkt zu werden, je seltner

diese

diese Bescheidenheit gefunden wird, da gewöhnlich Uebereinstimmung mit unsern eignen Ansichten die Bedingung der guten Meinung ist, die wir von dem Verstande Anderer haben. Aber Friedrich dachte keineswegs geringer von dem Verstande derer, welche sich durch Ueberzeugungen befriedigt fanden, deren Möglichkeit ihm selbst unbegreiflich war. Ja, wir glauben behaupten zu können, daß der Anblick solcher beruhigenden Ueberzeugung bey Andern ihm erfreulich war, und er diejenigen, die sie hatten, glücklich pries. Er hat dieses zuweilen so stark geäußert, daß man in seinen spätern Jahren wohl geglaubt hat, seine eignen Ansichten über diese Dinge hätten sich geändert. Dieses ist aber wirklich bis zu seinem Tode nicht der Fall gewesen. Er ist während seines ganzen Lebens ein redlicher Zweifler geblieben, der das, was er eifrig suchte — Wahrheit, nicht gefunden hat. Gewiß muß er uns als solcher ehrwürdig erscheinen, unendlich mehr, als so Viele, welche dem Glauben, der ihnen in der Kindheit beigebracht worden, nur deshalb während ihres ganzen Lebens treu bleiben, weil er ihnen nie wichtig genug geworden, um ihn zum Gegenstande ihres Nachdenkens zu machen. Jeder, der selbst von dem aufrichtigen Suchen der Wahrheit aus eigner Erfahrung Begriff hat, der je selbst die Irrgänge beunruhigen-

ruhigender Zweifel durchwandert ist, wird Friedrich nicht tadeln, weil er die Gewißheit, um die er so eifrig bemüht war, nicht erlangen konnte, weil er, der nur seltene, den mannichfachsten Beschäftigungen abgewonnene Stunden diesem Nachdenken widmen konnte, darin nicht weiter gelangt ist, als so viele tiefdenkende Männer, die nach dem ernstlichsten Forschen eines ganzen allein dem Nachdenken gewidmeten Lebens zulezt doch mit dem Geständniß endigen mußten, „eine völlige Gewißheit sey auf den „Wegen, auf welchen man sie seit Jahrhunderten „gesucht, nicht zu finden, und Beweise durch an ein„ander gekettete folgerechte Schlüsse seyen, dem Wesen „und der Natur der Sache nach, unmöglich; unsere „Beruhigung könne vielmehr nur Folge innerer An„schauung und Gefühls seyn; eine Beruhigung, die „uns aber um so mehr auch hier genügen müsse, da „wir auch für die Ueberzeugung von unserm eignen „Daseyn und für die Wahrheit unserer sinnlichen „Wahrnehmungen, an denen doch kein Gesunder je „wirklich gezweifelt hat, keine andere Beruhigung „als eben diese haben.“ Diese Ansicht, bey welcher die tiefsten Denker, nachdem sie die Eitelkeit alles spekulativen Forschens und die Unmöglichkeit schulgerechter Beweise erkannt, stehen geblieben sind, würde, wie wir gar nicht zweifeln, auch Friedrich

ganz beruhigt haben, hätte ein günstigeres Geschick ihn frühe mit Männern in Verbindung gebracht, die ihm solche Ansicht zu eröffnen, oder ihn in solcher festzuhalten im Stande gewesen wären. Sein Geist war dieser Beruhigung empfänglich, sein edles Herz, sein dringendes Verlangen nach Wahrheit war ihrer würdig, und, wir getrauen uns es zu behaupten, — er ist in seinen besten Stunden nicht ohne deren Ahnung geblieben! — Doch wir glauben genug gesagt zu haben, um jeden denkenden und billigen Leser zu überzeugen, daß nicht die mindeste Schuld auf Friedrich deshalb laste, weil er zu einer Gewißheit, die er so angelegentlich wünschte, nicht gelangt ist. Nur einen Fehler hat er freilich in dieser Hinsicht als Regent begangen. Er war, wie wir bereits bemerkt, äußerst vorsichtig, um die beruhigende Ueberzeugung derer, mit welchen er nähern Umgang hatte, nicht zu stören, aber er bewies nicht gleiche Vorsicht in Rücksicht der Wirkung seiner nicht zurückgehaltenen religiösen Meinungen im Allgemeinen und auf Entferntere, weil er deren Einfluß auf das Volk und dessen Sittlichkeit nicht genug beachtete. Doch weiter unten wird der geeignete Ort seyn, von diesem Fehler noch etwas zu sagen.

Eine Begebenheit, welche noch während der ersten Jugend Friedrichs den bedeutendsten Einfluß auf seine Ansicht der Welt und seinen sittlichen Charakter gehabt hat, und welche den schon berührten Begebenheiten nach einige Jahre vorherging, war die erste Reise, welche er zu Anfang des Jahrs 1728 mit seinem Vater nach Dresden zum Besuch des Königs von Polen, Churfürsten von Sachsen, August II 43), machte. Hier eröffnete sich dem eben aufblühenden Jünglinge von sechszehn Jahren eine neue, ihm bisher ganz unbekannt gebliebene Welt. Nichts konnte einander mehr entgegen gesezt seyn, als der damalige Dresdner und Berliner Hof. Am Leztern herrschte, nach dem Vorgange des Monarchen, strenger militairischer Ernst, immer rege Thätigkeit, große Ordnung und

43) August II, geboren 1670, wurde 1694 Churfürst von Sachsen und, nachdem er zur katholischen Kirche übergegangen, im Jahre 1697 König von Polen, verlor durch Karl XII, König von Schweden, 1706 die polnische Krone, erhielt sie nach der Schlacht von Pultawa 1710 wieder und starb 1733. In einem dem bekannten Baron von Pöllnitz zugeschriebenen Buch la Saxe galante, à Amsterdam 1734, sind einige der vielen Liebesabenteuer August II auf eine zwar etwas romanhafte Art beschrieben, doch ist der Grund historische Wahrheit, und dieses Königs persönlicher Charakter richtig geschildert. Man hat behauptet, derselbe habe 352 natürliche Kinder gehabt.

Sparsamkeit bey den Männern, Sittlichkeit, äußerer Anstand und Häuslichkeit bey den Frauen. Viele besaßen diese Tugenden wirklich, bey andern wurde wenigstens der Schein derselben angenommen. Dagegen war der Hof Königs August II der glänzendste, aber auch der sittlich verdorbenste, den man damals in Deutschland, vielleicht in Europa, kannte. Das Laster und der sehr weit getriebene Leichtsinn zeigten sich an demselben ganz unverhüllt, und dieses um so mehr, da der Regent durch sein Beispiel aufmunterte. Statt der strengen, fast kleinlichen, Sparsamkeit der Hauswirthschaft seines Vaters sah der junge Friedrich an dem Dresdner Hofe Pracht und Ueberfluß jeder Art mit der üppigsten Verschwendung dargelegt. Die Erfüllung der Geschäfte der Regierung, welche an Friedrich Wilhelms I Hofe immer das Erste und Wichtigste blieb, war in Dresden eine kaum bemerkbare Nebensache, die in Zwischenstunden eilig abgemacht wurde. Der höchste Genuß jedes sinnlichen Vergnügens schien alleinige Bestimmung des Lebens zu seyn. Ein Fest drängte das Andere, und jede Kunst wurde aufgeboten, um das, was man am meisten fürchtete, Sättigung und Ueberdruß, möglichst lange fern zu halten. Ein solcher Anblick mußte auf den jungen Prinzen um so lebhafter einwirken, je mehr sein Alter ihn für

für die neuen, ungewohnten Genüsse empfänglich machte, und je verführerischer derjenige war, der ihn zu denselben einlud. August II war ein Herr von vielem Geist, glänzendem Witz, einer hochherzigen, ritterlichen Gesinnung, dem edelsten äußern Anstande, den feinsten Sitten, der in jede seiner Bewegungen Grazie, in alle seine Unterhaltungen die höchste Anmuth zu legen wußte. Der eigne Genuß der Wollust genügte ihm nicht, er sah ungern, wenn Andere, gegen die er freundschaftlich gesinnt war, die Theilnahme an diesem Genusse weigerten, und durch ihre sörrische Sittlichkeit ihm wegen seiner Ausschweifungen stillschweigend Vorwürfe machten. Es wäre für ihn ein großer Triumph gewesen, den König von Preußen zu bewegen, von seinen strengen Grundsätzen in Absicht ehelicher Treue etwas nachzulassen, und auch dessen Kronprinz die erste Anleitung zum Genuß der Wollust zu geben. Er machte deshalb einen Versuch, der aber bey dem Vater keinen guten Erfolg hatte. König Friedrich Wilhelm I fand sich sehr beleidigt, und drohete Dresden sofort zu verlassen, wenn je etwas Aehnliches unternommen würde. Dagegen gelang es ihm nur zu gut, die Unschuld des jungen Prinzen zu verführen 44).

44) Die Markgrafin von Bayreuth erzählt diesen zugleich auf die Keuschheit des Vaters und des Sohnes unternom-

Derſelbe verliebte ſich in eine der natürlichen Töchter des Königs von Polen, von welcher dieſer aber ſich durch-

nommenen Angriff in folgender Art: (S. Mémoires I. p. 103) Un soir, qu'on avoit sacrifié à Bacchus, le roi de Pologne conduisit insensiblement le roi dans une chambre très-richement ornée, et dont tous les meubles et l'ordonnance étoient d'un goût exquis. Ce Prince, charmé de ce qu'il voyoit, s'arrêta pour en contempler toutes les beautés, lorsque tout-à-coup on leva une tapisserie, qui lui procura un spectacle des plus nouveaux. C'étoit une fille dans l'état de nos premiers pères nonchalamment couchée sur un lit de repos. Cette créature étoit plus belle qu'on ne dépeint Vénus et les Grâces; elle offroit à la vue un corps d'ivoire, plus blanc que la neige et mieux formé que celui de la belle statue de Vénus de Medécis, qui est à Florence. Le cabinet qui enfermoit ce trésor, étoit illuminé de tant de bougies, que leur clarté éblouissoit, et donnoit un nouvel éclat à la beauté de cette déesse. Les auteurs de cette comédie ne doutèrent point que cet objet ne fit impression sur le coeur du roi, mais il en fut tout autrement. A peine ce prince eut-il jeté les yeux sur cette belle, qu'il se tourna avec indignation,

et

durchaus nicht trennen wollte; er überließ ihm dagegen ein anderes sehr schönes Mädchen, welches

et voyant mon frère derrière lui, il le poussa très-rudement hors de la chambre, et en sortit immédiatement après, très-faché de la piège, qu'on avoit voulu lui faire. Il en parla le soir même en termes très-forts à Grumbkow, et lui déclara nettement, que si on renouvelloit ces scènes, il partiroit sur-le-champ. Il en fut autrement de mon frère. Malgré les soins du roi, il avoit eu tout le temps de contempler la Vénus du cabinet, qui ne lui imprima pas tant d'horreur, qu'elle en avoit causé à son père. Il l'obtint d'une façon assez singulière du roi de Pologne.

Mon frère étoit devenu passionnément amoureux de la comtesse Orzelska, qui étoit tout ensemble fille naturelle et maîtresse du roi de Pologne: Sa mère étoit une marchande françoise de Varsovie. Cette fille devoit sa fortune au comte Rutowsky, son frère, dont elle avoit été maîtresse, et qui l'avoit fait connoître au roi de Pologne, son père, qui, comme je l'ai déja dit, avoit tant d'enfans, qu'il ne pouvoit avoir soin de tous. Cependant il fut si touché des charmes de la Or-

dem Prinzen ohne des Vaters Wiſſen nach Berlin folgte und deſſen erſte Maitreſſe wurde. Dieſe Dresdner Reiſe brachte eine ſehr große Veränderung in dem Charakter Friedrichs hervor. Er ergab ſich für einige Zeit, wie ſeine Schweſter erzählt, den Ausſchweifungen der Wolluſt mit ſolcher Unmäßigkeit, daß ſeine Geſundheit dadurch litt. Es fehlt uns hierüber an allen nähern Nachrichten, und dieſer Mangel allein beweiſt ſchon genug, daß dieſe jugendlichen Verirrungen nicht ſehr lange gedauert haben können, und Friedrich bald von ihnen zu ſeiner gewöhnlichen Art zu leben zurückgekehrt ſeyn müſſe. Denn die Ausſchweifungen der Großen bleiben nie unbemerkt, und ſie würden dieſes um ſo weniger an einem Fürſten geblieben ſeyn, der nachher die Aufmerkſamkeit der Welt in einem ſo hohen Grade aufgeregt hat, und

---

Orzelska, qu'il la reconnut d'abord pour sa fille; il l'aimoit avec une passion excessive. Les empressements de mon frère pour cette dame, lui inspirèrent une cruelle jalousie. Pour rompre cette intrigue, il lui fit offrir la belle Formera à condition qu'il abandonneroit la Orzelska. Mon frère lui fit promettre ce qu'il voulut, pour être mis en possession de cette beauté, qui fut sa première maîtresse.

und an dem Schwächen und Fehler irgend einer Art gewahr zu werden, und dieselben der Welt kund zu thun, so Viele sehr beflissen gewesen sind. Daß Friedrich nicht sehr lange Zeit, während seiner Jugend, sinnlichen Ausschweifungen im Uebermaas ergeben gewesen seyn könne, davon ist sein ganzes folgendes Leben der beste Beweis. Nur weil er seine Kräfte nicht früh vergeudet hatte, konnte er nachher einen so edlen Gebrauch von denselben machen; nur deshalb war er im männlichen Alter im Stande, so große, sein Gemüth oft hart angreifende, tief erschütternde Anstrengungen zu bestehen; nur dadurch wird seine wundervolle Thätigkeit, seine bis ins Alter aushaltende unerschöpfliche Heiterkeit erklärlich. Nie hat ein wüster Wollüstling, auch wenn er mit den gröbsten Ausschweifungen schon früh aufgehört und seinen Körper nicht ganz geschwächt hatte, eine solche Kraft, eine solche Thätigkeit und eine solche frohe Heiterkeit während seines ganzen Lebens bis ins Alter bewiesen, wie wir sie bey Friedrich bemerken. Diese unläugbaren Thatsachen, die kein Mensch verkennen kann, der Friedrichs öffentliche Thätigkeit im Kriege und im Frieden, und sein Privatleben in dieser langen Reihe von Jahren betrachtet, widerlegen alle Lästerungen, welche man zu verbreiten gewagt hat: „Es sey Friedrichs Jugend

„durch häufige grobe Ausschweifungen befleckt und „dadurch ihm für das übrige Leben Kraft und Froh„sinn benommen worden.“ — Lästerungen, zu deren Behauptung auch nicht der mindeste historische Grund je hat angeführt werden können, und die wider alle psychologische Wahrscheinlichkeit sind. Doch wir weilen nicht länger bey solchen Unwürdigkeiten, verweisen aber auf das, was wir über dieselben in der Beilage M. an mehrern Stellen gesagt haben.

Je näher der Zeitpunkt heranrückte, in welchem Friedrich seine große Bestimmung eines Regenten wirklich zu erfüllen anfangen sollte, um so angelegener wurde es ihm, sich deren Pflichten genau bekannt zu machen. So sehr er auch das Nachdenken über die philosophischen Gegenstände, welche dem Menschen die höchsten und wichtigsten sind, liebte, und so eifrig er sich damit beschäftigte, seine Gedanken über dieselben einigermaßen zu ordnen; so fühlte er doch von früher Jugend an, daß er nicht zum Grübeln, sondern zum Handeln bestimmt sey, und zwar zu einem solchen, das für das Wohl einiger Millionen Menschen von höchster Wichtigkeit seyn werde. Dieses Handeln hat er daher während seines ganzen Lebens dem Nachden-

ken

ken immer vorgezogen. Jenes war ihm Beruf, dieses Erholung und Befriedigung seiner edlen Wißbegierde. Schon in früher Jugend, in der Stille von Rheinsberg, faßte er den Vorsatz, die Pflichten seiner künftigen Bestimmung, so gut wie irgend möglich, zu erfüllen und in dieser Erfüllung sein höchstes Vergnügen zu suchen, ein Vergnügen, dem jeder andere geistige, so wie sinnliche Genuß stets untergeordnet seyn sollte. Daß Friedrich seinen Lebensplan hiernach schon in der Jugend entworfen, ist eine Eigenthümlichkeit, die ihn vor gewöhnlichen Menschen seiner und anderer Klassen auf das edelste auszeichnet. Diese pflegen in das thätige Leben einzutreten, ohne je darüber nachgedacht zu haben, was durch dasselbe für sie selbst und für Andere eigentlich bewirkt werden soll. Ihre Handlungen haben keine andern Gründe, als die nächsten äußern Umstände und der Rath ihrer Umgebungen. Das Gewirre des Lebens reißt sie fort und sie sind schon in voller Thätigkeit begriffen, ehe sie nur einmal die Frage: zu welchem Ziel und Ende? sich selbst vorgelegt haben. Nicht so Friedrich. Es war sein angelegenstes Geschäft, sich deutliche Begriffe von dem Wesen der bürgerlichen Gesellschaft und von dem Zwecke der Regierung zu machen. Deshalb las er Geschichte, verglich alte und neuere

Zei-

Zeiten und machte Bemerkungen über die Fehler, welche von Regenten begangen, und über die Mittel, durch die sie vermieden oder verbessert worden. Seine früheste uns aufbehaltene Schrift, der wir bereits erwähnt haben, bewährt, wie reif er schon als Jüngling die Verhältnisse der Staaten und die Absichten der verschiedenen Kabinette beurtheilte. Den stärksten Beweis aber seines ernstlichen Nachdenkens über die Staatswissenschaft gibt die Widerlegung des berüchtigten Buchs des Machiavelli, vom Fürsten, die er im lezten Jahre vor der Thronbesteigung mit reifster Ueberlegung geschrieben und die er zur Bekanntmachung, um dadurch zu nützen, bestimmt hatte. Durch diese Schrift sind uns also ganz eigentlich die Gesinnungen und Vorsätze dargelegt, mit denen Friedrich seine Regierung angetreten hat. Wir finden darin die hellesten Begriffe, die edelsten Grundsätze über die Zwecke der bürgerlichen Gesellschaft und der Regierung. „Nicht um der Regenten willen sind die „Völker, sondern jene um dieser willen vorhanden. — „Die Könige sind die ersten Diener der Staaten, „und von jeder Verwendung ihrer Kräfte und ihrer „Zeit Rechenschaft schuldig. — Die Erfüllung dieses „edlen Berufs ist die wesentliche Bedingung, so „wie der Sicherheit, also auch des persönlichen „Glücks

„Glücks der Regenten. — Kein anderes Vergnügen,
„welches es sey, keine Befriedigung irgend einer
„Leidenschaft, kann den Regenten je so glücklich ma-
„chen, als das Bewußtseyn, seine Pflichten mög-
„lichst vollkommen erfüllt zu haben; seine Thätig-
„keit muß unabläßig auf dieses Ziel gerichtet seyn.
„Wer sein Glück in irgend etwas Anderm finden
„kann, ist unwerth, auf der hohen Stelle des
„Oberhaupts eines Volks zu stehen. — Nichts in der
„Welt vermag einen Staat blühend und mächtig zu
„machen, als wenn alle seine Glieder sich bey ihrem
„Eigenthum vollkommen sicher und gegen jeden
„Druck geschützt wissen, und in allen ihren Hand-
„lungen, die dem gemeinen Wohl nicht widerspre-
„chen, der unbeschränktesten Freiheit genießen;
„wenn jeder Einzelne alle seine Rechte nach denjel-
„ben allgemeinen Vorschriften geltend machen kann.
„Nur bey Unterthanen, die diese Folgen einer wohl-
„geordneten bürgerlichen Gesellschaft wirklich genie-
„ßen, ist wahre Anhänglichkeit an den Regenten,
„ist Vaterlandsliebe und Bereitwilligkeit, derselben
„Alles, auch das Leben zu opfern, denkbar. —
„Strenge Redlichkeit und treues Worthalten ist in
„allen Fällen die einzig wahre Politik. Trug und
„Lügen können nur unsichere, vorübergehende Vor-
„theile gewähren und führen ihre Ausüber zum ge-

„wis-

„wissen Verderben. Jeder ehrsüchtige Versuch, die „Gränzen seines Reichs mit Verletzung der Rechte „Anderer zu erweitern, ein fremdes Volk wider „dessen Willen zu unterwerfen, oder das eigene sei„ner Rechte zu berauben — ist höchste Thorheit, „die sich allemal durch ihre Folgen fühlbar be„straft.“ — Dies sind die Grundsätze, welche Friedrich in dem Anti-Machiavell [45]) niedergelegt und mit höchster Klarheit und lebendiger Ueberzeugung vorgetragen hat, wie es vorher noch wohl niemals, von einem Thronerben gewiß nie, geschehen war. Er ist diesen Grundsätzen sein ganzes Leben hindurch unwandelbar treu geblieben, wie alle seine folgenden Schriften [46]), seine vertrautesten Briefe, noch mehr, wie es die Handlungen seiner Regierung beweisen. Wäre Lezteres auch nicht in einem so hohen Grade der Fall, wie es dieses wirklich ist; hätte Friedrich auch noch öfterer, wie es geschehen, sich zu Verletzung der sich selbst gegebnen Vorschriften

45) Mehreres über denselben, was wir hier nachgelesen wünschen, s. in der Beilage M. II. 1.

46) Die lezte Schrift politischen Inhalts, wenige Jahre vor Friedrichs Tode geschrieben, enthält ganz dieselben Grundsätze, zu denen er sich im Anti-Machiavell bekannte und mit gleicher Stärke ausgedrückt. S. Beilage M. II. 4.

ten hinreißen laſſen; ſo würde dadurch nichts Anderes bewieſen, als daß er ein Leidenſchaften und Irrthümern unterworfener Menſch, wie jeder Andere, geweſen ſey. Die Aufrichtigkeit ſeiner Ueberzeugungen, der Ernſt ſeiner gefaßten Vorſätze, der reine ſittliche Adel ſeiner Seele würden nicht minder wahr ſeyn, hätten ſeine Handlungen auch noch öfterer den Grundſätzen widerſprochen, deren Richtigkeit er in den heitern Stunden ruhigen Nachdenkens erkannt hatte.

Seit der lezten Ausſöhnung Friedrichs mit ſeinem Vater, welche auf den Küſtriner Arreſt folgte, beſonders ſeit er 1733 ſich nach des Vaters Willen mit einer braunſchweigiſchen Prinzeſſin Eliſabeth Chriſtine[47]) vermählt hatte, wurde

47) Sie war die Tochter Herzogs Ferdinand Albrecht von Braunſchweig-Wolfenbüttel, geboren 1715, hat Friedrich überlebt und iſt 1797 geſtorben. Sie hat während ihres ganzen Lebens allgemeine Verehrung und Liebe genoſſen. Ihr Geiſt war ſehr gebildet, und das Leſen guter Bücher war ihr Hauptvergnügen. Merkwürdig iſt, daß auch ſie, gleich ihrem Gemahl, ſich mit ſchriftſtelleriſchen Arbeiten beſchäftiget hat, nämlich mit Ueberſetzen ins Franzöſiſche von religiöſen und moraliſchen deutſchen Schriften, die ihren vorzüglichen Beifall hatten. Meuſel im Lexikon der vom

wurde sein Leben, wie wir bereits bemerkten, ruhiger und heiterer. Friedrich Wilhelm I hielt sein gegebnes Wort, daß er über die unangenehmen Vorfälle seinem Sohn nie wieder Vorwürfe machen werde. Er bezeugte ihm oft großes Wohlgefallen, redete mit ihm zuweilen von Geschäften, ließ ihn den Sitzungen der höchsten Staatsbehörden beiwohnen und gab ihm Beweise seines Vertrauens, seiner Liebe und völliger Zufriedenheit, welches den Prinzen allemal hoch erfreute [48]).

Friedrichs Briefe an seine Vertrautesten während dieser Periode beweisen, wie inniges Vergnügen ihm das Studieren, die Ausbildung und Veredlung seines Geistes und Charakters, die Vorbereitung zu seiner künftigen Bestimmung gemacht haben [49]). Nur einmal wurde dieses ruhige Leben des

---

vom J. 1750 verstorbenen deutschen Schriftsteller Bd. III. gibt das Verzeichniß derselben, und man bemerkt unter ihnen die Schriften von Spalding, Sack, Gellert, Hermes, Sturm und Andern.

48) Es ist dieses besonders in den Lettres avec Mr. de Camas rührend ausgedrückt. S. Beilage M. Nr. 5.

49) So schreibt er am 15ten November 1737 an Suhm: J'etudie de toutes mes forces, je fais tout ce que

des Kronprinzen unterbrochen, wie er im Jahr 1734 seinen Vater und dessen Hülfscorps an den Rhein begleitete. Wenn auch die Unthätigkeit des Feldzuges nicht erlaubte, in der Kunst des Kriegführens etwas zu lernen, so suchte der Prinz doch seinen Aufenthalt bey der kaiserlichen und Reichs-Armee möglichst lehrreich für sich zu machen, indem er von deren innern Einrichtungen und Oekonomie sich unterrichtete. Ein Gleiches versuchte er bey der französischen Armee, die zu sehen er die Erlaubniß erhielt. Die persönliche Bekanntschaft des Prinzen Eugen von Savoyen zu machen, war ihm natürlich sehr wichtig, und wenn gleich er diesen großen Feldherrn nur noch in der Hinfälligkeit des Alters und der Schwäche sehen konnte, so benuzte er doch jeden Augenblick, um von ihm zu lernen, und bezeugte dem-

que je puis pour acquérir les connoissances qui me sont nécessaires pour m'acquitter dignement de toutes les choses qui peuvent devenir de mon ressort; enfin je travaille à me rendre meilleur, et à me remplir l'esprit de tout ce que l'antiquité et les tems modernes nous fournissent de plus illustres exemples. S Correspondance avec de Suhm II. p. 299.

demſelben hohe Achtung, nicht nur, weil der Vater ſie vorgeſchrieben hatte, ſondern weil er ſie wirklich empfand. Sein ganzes Leben hindurch iſt dieſe Achtung für Eugen bey Friedrich ungeſchwächt geblieben, und jener ſoll auch von dieſem vorausgeſagt haben, daß er zu einem großen Feldherrn geboren ſey.

Dieſe ſchöne Jugendzeit, die Friedrich ſo trefflich anwandte, dauerte nicht ſo lange, als bey der guten Conſtitution und dem noch nicht hohen Alter des Vaters gehofft werden konnte. Friedrich Wilhelm I ſtarb im ein und funfzigſten Jahre, und ſo gelangte Friedrich zur Regierung, nachdem er mannichfache Erfahrungen gemacht, Menſchenkenntniß erworben und in der Ruhe des Nachdenkens ſich zu ſeiner Beſtimmung vorbereitet, auch zugleich Vergnügen jeder Art genug genoſſen hatte, um, nachdem die Wahl nur von ſeinem Willen abhing, dieſe deſto ſicherer treffen zu können. Seine körperliche Geſundheit, die vorher mehrmalen Beſorgniſſe erregt hatte, war nunmehr geſtärkter. Friedrich ſtand in männlicher Jugend, dem acht und zwanzigſten Lebensjahre, als er zum Beſitz des Thrones gelangte. Sein Plan, welchen Gebrauch er von dieſem Beſitz machen wollte, war lange vor-

1740 d. 31ten May.

her

her gebildet. Man hat erzählt, daß Friedrich anfangs, gleich dem Herkules des Prodikus, zwiſchen den Annehmlichkeiten eines der Wolluſt gewidmeten Lebens, und zwiſchen Thätigkeit und Ruhm unentſchieden gewankt, und nicht ungeneigt geweſen ſey, ſich für die erſtere Seite zu beſtimmen, als plözlich einer der ältern Räthe ſeines Vaters zu ihm eingetreten ſey, und ihn mit deſſen Entwürfen, welche Preußen zu Größe und Ehre führen ſollten, bekannt gemacht habe, zu deren Ausführung alles vorbereitet ſey. Friedrich, hiedurch erſchüttert, habe ſofort ſeinen erſten Entſchlüſſen entſagt, und entgegengeſezte Vorſäze gefaßt, denen er während ſeines ganzen Lebens treu geblieben. Dieſes Geſchichtchen [10]) iſt aller Wahrſcheinlichkeit nach eine Erdichtung. Nicht erſt nachdem er die Regierung angetreten, faßte Friedrich Vorſäze, zu welchem Ende und in welcher Art er dieſelbe führen wollte. Schon längſt hatte er,

10) Man findet daſſelbe in: Histoire de l'anarchie de Pologne par Rulhière, à Paris 1807. T. IV. p. 142. einem ſehr ſchäzbaren Buche, deſſen Verfaſſer aber zu ächten Nachrichten über Friedrich, beſonders während der frühern Jahre, keinen Zugang gehabt. Kein von Friedrichs Angelegenheiten beſſer unterrichteter Schriftſteller hat dieſer Anekdote je erwähnt.

durch reifes Nachdenken gebildet, deshalb seine Plane gemacht, wie wir bereits bemerkt haben, und wie es der Anti-Machiavell und die während seiner Jugend geschriebenen Briefe unumstößlich beweisen. Er hatte der Regierung seines Vaters mit großer Aufmerksamkeit zugesehn, und war überzeugt, daß in den meisten Punkten dieselbe auf sehr weisen und wohl überdachten Grundsätzen ächter Staatsklugheit, großer Ordnung, strenger Gerechtigkeit und weiser Sparsamkeit beruhe. Er behielt diese Grundsätze bey und vermied durchaus alle auffallenden Reformen. Was er im Bestehenden zu ändern nöthig fand, geschah langsam, ohne Geräusch und nach reifer Ueberlegung. Alle Minister des vorigen Königs wurden bestätigt, und Friedrich hörte und achtete ihren Rath; aber die Grundmaxime Friedrich Wilhelms I, aus dem Kabinet selbst zu regieren, seine Minister nicht vereint im versammelten Rath, sondern jeden einzeln durch ihre schriftlichen Vorträge anzuhören, und in allen wichtigen Dingen die Entscheidung sich selbst vorzubehalten, behielt er bey, weil sie seinen Begriffen von den Pflichten eines Königs und von dem hierdurch zu bewirkenden größern Wohl des Staats gemäß war.

Diese

Dieſe Art der Regierung war damals dem preußiſchen Staate vor allen andern eigen. In frühern Zeiten war es im Brandenburgiſchen, wie wohl allenthalben, Sitte geweſen, daß der Regent über die wichtigſten Angelegenheiten mit einigen Räthen, denen er die beſten Einſichten zutraute, und zu deren Geſinnungen er das vorzüglichſte Vertrauen hatte, berathete, und nachdem er derſelben einſtimmige oder von einander abweichende Meinungen gehört, für dasjenige entſchied, was ihm dem Wohl des Ganzen und der Gerechtigkeit am gemäßeſten ſchien. Dieſe unſtreitig natürlichſte Art die Regierung eines Landes zu beſorgen, nachdem ſie im Brandenburgiſchen, wie überall, lange auf alter Sitte beruht hatte, wurde allmählig an feſtere Formen gebunden. Die Geſchäfte wurden nach ihrer verſchiedenen Beſchaffenheit unter mehrere Staatsbedienten vertheilt, deren jeder einen eigenen Wirkungskreis erhielt. Aber das Weſentliche blieb immer, der Regent ſelbſt, in der Mitte ſeiner vertrauteſten Räthe, denen die einzelnen Zweige der Verwaltung anvertraut waren, faßte, nachdem er alle gehört, die lezte Entſcheidung ab, und ertheilte Vorſchriften für die Bearbeitung aller derjenigen Angelegenheiten, welche nicht bis zu dem höchſten Rathe gebracht wurden, und die den untern Behörden über-

laſſen blieben. Im Brandenburgiſchen bewirkte dieſe
1604 feſtere Ordnung zu Anfange des ſiebzehnten Jahr-
d. 5ten Jan. hunderts Churfürſt Joachim Friedrich durch Errichtung eines geheimen Staatsraths, in welchem er ſelbſt den Vorſitz führte. So natürlich und einfach dieſe Einrichtung war, ſo fehlte es derſelben doch nicht an mancherley Unbequemlichkeiten, welche immer fühlbarer wurden, je mehr der Staat an Umfang, ſeine Verhältniſſe und Angelegenheiten an Verwickelungen zunahmen, und auch die Angelegenheiten der einzelnen Unterthanen durch wachſenden Wohlſtand und zugenommene Cultur vielſeitiger und ſchwerer zu entſcheiden wurden. Natürlich hatten nicht alle Regenten Geiſteskraft und Neigung zu ihren Geſchäften genug, um in Betreibung derſelben eine nie nachlaſſende Ordnung und Thätigkeit zu beweiſen; dagegen fehlte es unter den Räthen nie an ſolchen, welchen die bey der Sorgloſigkeit des Herrn ihnen zufallende höchſte Entſcheidung aller Dinge ſehr angenehm war, und die deshalb den Regenten gern aller Mühe enthoben. Unter dieſen Räthen aber war nicht immer Einigkeit der Anſichten und Zwecke. Sie wurden durch verſchiedene Leidenſchaften bewegt, hierdurch entſtanden Zwiſte, zu deren Entſcheidung die Einſicht des Oberhaupts nicht immer hinreichte. So kamen Stockungen

aller

aller Art, die Ordnung, die Zeit, in welcher die Geſchäfte im höchſten Rathe betrieben werden ſollten, waren nicht beſtimmt genug; die Gränzen der Wirkungskreiſe nicht immer entſchieden. So konnte nicht Eins das Andere unterſtützen, und der Fortgang des Ganzen wurde, ſtatt befördert, vielmehr überall gehemmt. Man fand unaufhörlich Veränderungen und Nachhülfen der frühern Einrichtung nöthig; ſchwere Zeiten kamen hinzu, ſchwache und unthätige Regenten überließen die Geſchäfte ihren vertrauteſten Räthen, dieſe wieder untern Staatsbedienten, oft wirkten Lieblinge und Menſchen ohne eigne Verantwortlichkeit ein. Kräftige und einſichtsvolle Herren wollten ſelbſt regieren, entſchieden nach eigener Einſicht oder mit Benutzung des Raths weniger Vertrauten. Der höchſte Staats-Rath verlor hierdurch an Einfluß und Anſehn, Willkühr und Leidenſchaft gaben öfterer den Ausſchlag, als reife Ueberlegung und Einſicht [51]). Der Regent, welcher alles ſelbſt ſehen

51) Eine gründliche auf archivaliſchen Nachrichten beruhende Geſchichte des brandenburgiſchen Staats-Raths nach ſeinen äußern Veränderungen hat Herr Cösmar, Archiv-Aſſiſtent, geliefert unter dem Titel: Der königlich preußiſche Churfürſtlich brandenburgiſche wirkliche Geheime Staats-Rath

und entſcheiden wollte, wurde mit Geſchäften überhäuft, in kleinliche Anſichten verwickelt. Dies war ſogar der Fall des groſſen Churfürſten, doch wurden unter ihm und ſeinem Nachfolger König Friedrich I die Geſchäfte beſſer geordnet, beſonders die verſchiedenen Wirkungskreiſe zweckmäſſig abgetheilt. König Friedrich Wilhelm I brachte hierin eine noch vollkommnere Einrichtung zu Stande, die aber in der bisher hergebrachten Art zu regieren eine weſentliche Veränderung zur Folge hatte. Er machte nämlich drey Hauptabtheilungen aller Geſchäfte: 1) derer, die mit auswärtigen Staaten abzumachen waren; 2) die, welche die innere Verwaltung nach allen Rückſichten, Finanzen und Abgaben aller Art, betrafen; 3) die, welche die Juſtiz angingen, mit denen auch die Lehns-, geiſtlichen und Schulſachen verbunden waren. Jede dieſer Abtheilungen wurde einigen oberſten Räthen, welche den fremden Namen Staats-Miniſter

ſchen

Rath an ſeinem zweihundertjährigen Erſtlingstage. Berlin 1804. Die mannichfachen aus der Natur der Sache folgenden Gebrechen und Mängel, die öftern Veränderungen dieſer oberſten Staatsbehörde von ihrem Urſprunge an, bis zum Anfange des jetzigen Jahrhunderts, ſind in dieſem Aufſatze ſehr gut beſchrieben, und dadurch iſt benachrichtigt, was von uns hier im Allgemeinen geſagt worden.

ſchon unter dem großen Churfürſten erhalten hatten, anvertraut, und in jeder Abtheilung waren die Geſchäfte wiederum theils nach ihrer Natur, theils nach den Provinzen getrennt, und für jedes Fach wurden beſondere Miniſter mit ihnen zugetheilten Räthen beſtimmt. Das Oberhaupt aller blieb der König. Er behielt ſich ausdrücklich vor, den Verſammlungen aller oberſten Behörden perſönlich beizuwohnen. Es iſt dieſes aber wohl nur ſelten von ihm geſchehn, außer in derjenigen oberſten Behörde, welcher die Verwaltung der geſammten innern Angelegenheiten und der Finanzen anvertraut war, und welche den langen Namen General-Ober-Finanz- Kriegs- und Domainen-Direktorium erhielt [52]), von welcher der König ſich ausdrücklich zum Präſidenten ernannte, deshalb in den Sitzungen ein Seſſel immer bereit gehalten wurde, welcher in ſeiner Abweſenheit leer blieb. Aber die große Mannichfaltigkeit der Geſchäfte, die von dieſer Behörde verhandelt wurden, machte bald

52) Mit dem Kriege ſelbſt hatte dieſe Behörde (ſo wie auch die derſelben in den Provinzen untergeordneten Kriegs- und Domainen-Kammern) eigentlich nichts zu thun, aber ſie verwaltete das Oekonomiſche der Armeen und auch diejenigen Steuern, welche zur Erhaltung des Heeres beſtimmt waren; daher der Name.

nothwendig, auch sie in mehrere Abtheilungen zu trennen. Unter Friedrich II, der diese Einrichtung ganz beibehielt, waren dieser Abtheilungen sechs, deren jeder ein Minister vorstand, dem mehrere Räthe zugeordnet waren, welche die einzelnen Sachen bearbeiteten und vortrugen. Eben so waren die Justizgeschäfte unter die Minister dieses Faches (zu Friedrichs II Zeit vier) getheilt, die aber die einzelnen Sachen selbst bearbeiteten und im versammelten Rath aller Justiz-Minister sie vortrugen und entschieden. Unter der Leitung und Aufsicht dieser obersten Behörden wurden die innern Geschäfte in den Provinzen von den Landes-Collegien betrieben, von denen diejenigen, welche die Rechts-, Lehns- und geistlichen Sachen besorgten, Regierungen, und die, denen die innere Verwaltung und die Finanzen anvertraut waren, Kriegs- und Domainen-Kammern hießen. Unter diesen Landes-Collegien standen die Unterbeamten in den Städten und auf dem platten Lande.

Durch diese Vertheilung gewann die Betreibung der Geschäfte sehr an leichterer Uebersicht, pünktlicher Ordnung und Schnelligkeit der Ausführung. Aber der bis dahin gewesene höchste Staats-Rath mußte an Bedeutsamkeit und Einfluß nothwendig ver-

verlieren. Da alle Geschäfte von den besondern Abtheilungen der errichteten obersten Behörden ohne Zuziehung der andern abgemacht wurden, so blieben für den gesammten Staats-Rath nur diejenigen übrig, bey welchen alle Abtheilungen, oder doch mehrere derselben, ein Interesse hatten. Nur in diesen seltenen Fällen traten die Chefs aller, oder doch mehrerer Haupt-Abtheilungen zur gemeinsamen Berathung zusammen. Eine solche Versammlung hieß unter Friedrich II der große Staats-Rath, der in der Regel jeden Monat nur Einmal statt fand. Die schon bemerkte Versammlung sämmtlicher Justiz-Minister aber hieß der kleine Staats-Rath, und wurde wöchentlich zweimal gehalten. In eben der Art kam sogar auch das ganze General-Direktorium nur selten zusammen, nämlich nur dann, wenn ein Geschäft mehrere Abtheilungen desselben anging. In der Regel machte jede besondere Abtheilung dieser obersten Behörde die ihr angewiesenen Sachen für sich allein ab, ohne daß eine der andern dabey zutrat, oder nur daran Kenntniß nahm.

König Friedrich Wilhelm I hat diesen Versammlungen der obersten Behörden nur sehr selten, und Friedrich II, so viel uns bekannt, niemals bei-

beigewohnt, es müßte denn in den frühern Zeiten seiner Regierung bey dem General-Direktorium zuweilen der Fall gewesen seyn. Dagegen mußten unter beiden Monarchen alle Sachen von Wichtigkeit von den Chefs der Abtheilungen, für die sie gehörten, dem Könige in schriftlichen Berichten vorgetragen und seine Entscheidung eingeholt werden. Auch jedes Provinzial-Collegium und jede Unterbehörde und Corporation, ja jeder einzelne Unterthan, hatten die Erlaubniß, in jeder Angelegenheit und mit jedem Gesuche sich unmittelbar an den König zu wenden. Diese Erlaubniß wurde häufig benuzt und unter Friedrich II wurde es mit der Selbstregierung, die er vom Vater beibehielt, in folgender Art gehalten: Jeden Tag gingen Berichte, Schreiben und Vorstellungen in großer Menge ein. Die dazu bestellten Kabinets-Secretarien (in der Folge Geheime Kabinets-Räthe betitelt) nahmen dieselben an. Bey den Sachen, welche von den verschiedenen Ministerien, Generalen, Gesandten und überhaupt öffentlichen höhern Behörden kamen, hatten sie nichts weiter zu thun, als alles zu einem Fache Gehörende zusammen zu legen und am frühen Morgen uneröffnet zum Könige zu befördern. Alle diese von öffentlichen Behörden kommende Sachen las der König ein-

einſam und ſezte an den Rand mit kurzen Worten ſeine Entſcheidung. Die Kabinets-Räthe hatten dann auch hierbey nichts weiter zu thun, als jede einzelne Sache wieder an die Behörde zu befördern, von der ſie gekommen war. Forderte jedoch ein Gegenſtand längere Antwort, ſo diktirte ſie der König entweder wörtlich, oder gab einem der Kabinets-Räthe auf, die Antwort, deren Hauptinhalt er vorſchrieb, in eine Kabinets-Reſolution zu faſſen. Nach Abmachung dieſes Geſchäfts ging der König zu den von Privatperſonen eingegangenen Vorſtellungen über. Die Kabinetsräthe hatten dieſelben bereits erbrochen und geleſen. Sie kamen mit denſelben einer nach dem andern, wenn ſie gerufen wurden, zum König und trugen ihm jede einzelne Sache vor. Der König erklärte hierauf, was geantwortet werden ſollte, welches der Kabinetsrath mit kurzen Worten auf die Eingabe bemerkte, und hiernach den Beſcheid entweder ſelbſt ausfertigte, oder durch einen andern Kabinetsſecretair ausfertigen ließ, den der König nachher unterzeichnete. Dieſen Geſchäften waren allemal die erſten Morgenſtunden jedes Tages gewidmet. Die Antworten, die der König vorgeſchrieben hatte, wurden noch am ſelbigen Tage ausgefertigt, allemal vom Könige ſelbſt unterſchrieben oder, wenn Unpäßlichkeit die-

dieſes verhinderte, in ſeiner Gegenwart mit dem Kabinetsſiegel unterſiegelt, und daß dieſes aus dem eben erwähnten Grunde geſchehn ſey, ward daneben bemerkt. Noch am Abend deſſelben Tages gingen alle dieſe Antworten ab, es blieb alſo nie etwas liegen. In höchſt ſeltenen Fällen, wo ein angebrachtes Geſuch ſehr ungereimt war, ließ der König eine ſolche Eingabe ſogleich vernichten und antwortete auf dieſelbe gar nicht. Bey dieſer Ordnung und Pünktlichkeit konnte jeder, der ſich an den König wandte, nach Verhältniß der Entfernung ſeines Wohnortes von der Reſidenz des Monarchen und des Poſtenlaufs mit Gewißheit den Tag beſtimmen, an welchem er die Antwort erhalten mußte; bekam er ſie alsdann nicht, ſo erhielt er ſie nie [53]).

Dieſe regelmäßige Thätigkeit ging ganz unausgeſetzt fort. Kein Feſttag, keine Reiſe, kein fremder Beſuch, keine Unpäßlichkeit des Königs konnte denſelben je bewegen, ſein Geſchäft auch nur einen einzigen Tag auszuſetzen. Alles wurde auf der Stelle

53) z. B. wer in Berlin Abends 6 Uhr ſeine Vorſtellung zur Poſt gab, hatte am Abend des andern Tages zur gleichen Stunde die Antwort des Königs, vorausgeſetzt, daß dieſer in Potsdam war.

Stelle entschieden, insofern es die Lage einer jeden Sache erlaubte [54]). Der König ging darin fast zu weit, daß er alle und jede Sachen beantwortete, besonders that er dieses bey den Klagen der Leute gemeinen Standes, gegen die er (weil er glaubte, daß ihre Angelegenheiten von den Behörden öfters vernachläßigt und mehr begünstigten nachgesezt würden) eine fast unglaubliche Nachsicht und Geduld bewies. Es sind uns Fälle bekannt, daß solche Leute ganz unvernünftige Beschwerden dem Könige mit denselben Umständen binnen ganz kurzer Zeit vier- bis fünfmal vorgebracht haben, und eben so oft von ihm umständlich die Gründe ihnen vorgehalten sind, warum die Bitte nicht gewährt werden könne, oder die Behörden, für welche die Sache sich eignete, immer wiederholte Aufträge erhielten, alle und jede Umstände nochmals mit größter Genauigkeit zu untersuchen und über deren Bewandniß

zu

54) Es versteht sich also von selbst, daß diese Entscheidungen in sehr vielen, ja wohl den meisten Fällen, nicht definitiv seyn konnten. Sie bestanden sehr oft nur in der Benachrichtigung, es sey von der geeigneten Behörde Bericht erfordert, nach dessen Eingang weiter verfügt werden solle, oder, es sey dieser Behörde Untersuchung und Abmachung der Sache aufgetragen, oder auch, der Beschwerdeführende habe zuvörderst noch diesen oder jenen Umstand zu erläutern, u. s. w.

zu berichten. Bey dem unvergleichlichen Gedächtniß, das der König beſaß, erinnerte er ſich ſolcher Aufträge oft auch nach geraumer Zeit, und er unterließ gewiß nicht, die aufgegebenen Berichte anzuerinnern, wenn ſie ihm länger, als erforderlich, auszubleiben ſchienen. Allemal nahm er es ſehr übel auf, wenn bey Unterſuchung der Klagen der Unterthanen nicht die größte Sorgfalt bewieſen und durch Fahrläßigkeit oder gar üblen Willen neue Beſchwerde veranlaßt wurde. Es war zwar mehrere Male befohlen, es ſolle kein Unterthan ſich unmittelbar an den König wenden, wenn nicht vorher ſein Geſuch der geeigneten Behörde vorgetragen und von derſelben ein Beſcheid ertheilt wäre, welcher der Vorſtellung an den König beigelegt werden ſollte. Aber es wurde auf Beobachtung dieſer Verordnung keinesweges ſtrenge gehalten, und wir glauben, daß wegen deren Verletzung nicht oft Jemand geſtraft ſey. Die große Nachſicht des Königs, welcher auch die unbegründetſten Beſchwerden der Unterthanen immer annahm, hatte die üble Folge, daß die Unterbehörden durch ſehr unangenehme Berichts-Erſtattungen ermüdet wurden, und diejenigen, von welchen dergleichen Berichte oft gefordert werden mußten, und welche in deren Erſtattung nicht völlig befriedigten, mußten beſorgen, daß gegen ſie ein

übler

übler Eindruck beim Könige gemacht sey. Denn derselbe hatte nun einmal die Meinung, welche er sich nicht nehmen ließ, daß öftere Klagen der Unterthanen, wenn auch der Grund derselben im einzelnen Falle nicht immer erwiesen werden könne, doch nicht leicht ohne Schuld der vorgesezten Behörden gemacht würden. Doch war dieses wirklich gar nicht selten der Fall. Die große Nachsicht des Königs brachte noch den Misbrauch hervor, daß schlechte, aber des Geschäftsganges einigermaßen kundige Menschen, ein eigenes Gewerbe daraus machten, für Klage führende Unterthanen Bittschriften zu entwerfen. Diese Leute zogen im Lande umher, lockten durch ihre Gespräche Beschwerden heraus, und hezten, die Einzelnen sowohl als ganze Gemeinden, zu deren Vorbringung auf, deren Besorgung bis an den König sie selbst übernahmen und die darauf ertheilten Antworten dann im Triumph zurückbrachten. Es wurde dieses Verfahren zwar verboten, aber selten ist ein solcher Winkelschriftsteller (wie man diese Leute nannte) ernstlich bestraft. Das Justiz-Ministerium machte einst dem Könige Vorstellung über diesen Unfug und über die Nothwendigkeit, demselben mit mehr Nachdruck zu steuern; aber der König antwortete: „er könne „hierunter nicht noch schärfere Verordnungen geben,

„als bereits erlassen wären; die armen Leute,“ fügte er hinzu, „haben zwar sehr oft Unrecht, aber „ich muß sie doch hören, denn dazu bin ich „da.“

Diese Art zu regieren, wo alle und jede Angelegenheiten von dazu bestimmten Behörden reiflich erwogen, die lezte Entscheidung aber dem Könige selbst vorbehalten war, und wo es von den Staatsbedienten und auch von den betheiligten Unterthanen selbst abhing, jede Sache bis zur Kenntniß des Regenten zu bringen und sie seiner Entscheidung zu unterwerfen, hatte, wenn sie mit einer solchen nie nachlassenden Thätigkeit, Ordnung und Aufmerksamkeit, wie Friedrich bewies, betrieben wurde, unstreitig ihr großes Gute. Der König konnte nicht durch mündliche Vorträge seiner obersten Räthe überrascht, noch durch dieselben zu einseitigen Ansichten und unangemessenen Entscheidungen verleitet werden. Einsam und ohne fremden Einfluß erwog er selbst die vorgebrachten Gründe, ließ das Mangelhafte in den ihm gemachten Vorstellungen ergänzen, und faßte seinen endlichen Entschluß nicht eher, bis er sich von allen bey einer Sache eintretenden Umständen vollständig unterrichtet glaubte. Die Minister oder andere Behörden wandten auf ihre schrift-

ſchriftlichen Darſtellungen den ſorgfältigſten Fleiß, und beſtrebten ſich, in denſelben Vollſtändigkeit, Beſtimmtheit und Genauigkeit zu vereinigen, da ſie wußten, welchem prüfenden Auge dieſelben unterworfen wurden. Der König erforderte auch oft noch die Anſichten anderer Staatsdiener über dieſelbe Sache, und, wenn ſich irgend ein Widerſpruch ergab, beruhigte er ſich nicht eher, bis derſelbe aufgeklärt war. Da auch der König die möglichſte Kürze liebte, und von einer obern Behörde nicht gern einen Bericht las, der über eine, höchſtens zwey Folio-Seiten lang war, ſo wurde die Kunſt, mit wenig Worten, doch ohne Nachtheil der Deutlichkeit, auch die verwickeltſten Sachen vorzutragen, ſehr geübt, und die in den preußiſchen Kanzeleyen aufgeſezten Berichte unterſchieden ſich hierdurch vortheilhaft von allen andern. Da auch die Entſcheidungen des Königs mit den ſie veranlaſſenden Berichten aufgehoben wurden, ſo konnte über deren wahren Sinn in der Folge nicht leicht Zweifel entſtehn, weil das Verhältniß, worin ſich ein Geſchäft in jedem Zeitpunkt befunden, in den darüber geführten Verhandlungen immer völlig entwickelt vor Augen lag, und die Gründe, welche die Entſcheidung bewirkt hatten, auch nach langer Zeit nicht verborgen oder verdunkelt werden konnten. Der Gedanke der Möglichkeit,

daß jede Sache irgend einmal vom Könige selbst, auch in ihren kleinsten Beziehungen, untersucht und jeder begangene Fehler von ihm bemerkt werden könne, gab allen Beamten eine heilsame Scheu, und war Beweggrund zu der möglichsten Aufmerksamkeit; den Unterthan aber belebte es mit dem zuversichtlichsten Vertrauen, daß er sich versichert hielt, es hange nur von ihm selbst ab, seine Sache bis zur Kenntniß des Königs zu bringen, und bey diesem werde kein Einfluß eines Mächtigern, kein näherer Zutritt, keine persönliche Gunst einer gerechten Entscheidung je nachtheilig seyn. Die große Strenge, welche der König hierin bewies, war allgemein bekannt; auch die täglichen Umgangsgenossen durften ihm ihre Privat-Angelegenheiten nie mündlich vortragen, wenn sie es schriftlich versuchten, wurden ihre Vorstellungen an die Behörden verwiesen, für die sie sich eigneten, und deren Entscheidung, ohne alle Einwirkung des Königs, überlassen. Wir haben mehrere Male Vorstellungen von Personen, die der König als seine Gäste zu sich gebeten hatte, aus Sanssouci datirt gesehn, die ohne alle Empfehlung an die geeignete Behörde zur Untersuchung und Bescheidung gesandt waren, wovon dann der Bittende, gleich jedem andern Unterthan, schriftlich unterrichtet wurde, ohne daß der König

König ein Wort mit demselben über die Sache geredet hätte.

Diese Art der Geschäfts-Betreibung fand in Absicht aller und jeder Angelegenheiten statt. Friedrich bewies für jede Gattung derselben gleiche Aufmerksamkeit, für keine hatte er eine besondere Vorliebe. Daß er die größern Staatsangelegenheiten und die Verhältnisse mit fremden Mächten seiner eignen aufmerksamsten Leitung vorbehielt und in Kriegssachen neue Einrichtungen und Bestimmungen allemal selbst, und meistens aus eigner Bewegung, entschied, auch über die ununterbrochene Ordnung in der Armee selbst die wachsamste Aufsicht führte, lag in der Natur der Sache. Aber auch über diese Dinge hörte er gewöhnlich den Rath der dazu angestellten Beamten und entschied für deren Meinung, so oft er von ihren Gründen überzeugt wurde. Auch wiederholte Vorstellungen, welche seinen eignen Ansichten widersprachen, nahm er nie übel auf, und auch ein schon entschieden gefaßter Entschluß konnte noch neuen Ueberlegungen unterworfen und zuweilen abgeändert werden.

Die Verhältnisse mit fremden Mächten waren dem Departement der auswärtigen Ange-

legenheiten, auch Kabinets-Miniſterium genannt, anvertraut, dem während Friedrichs Regierung immer zwey Staats-Miniſter (einige Jahre im ſiebenjährigen Kriege auch nur Einer) vorſtanden. Zwiſchen dieſen und dem Könige fanden täglich in der bereits bemerkten Art Mittheilungen über alle dahin gehörige Gegenſtände ſtatt. Auch erhielt der König an jedem Poſttage, und in beſondern Fällen durch Eſtafetten und Kouriere, von jedem ſeiner Geſandten an fremden Höfen Berichte ſowohl über die laufenden politiſchen Geſchäfte, als über einzelne dem Geſandten aufgetragene Angelegenheiten. Der König antwortete auf jeden Bericht jeden folgenden Poſttag, und theilte ſeine Antworten dem Kabinets-Miniſterium abſchriftlich oder im Auszuge mit, damit daſſelbe immer in vollſtändiger Kenntniß ſeiner Entſchließungen bliebe. Die Geſandten richteten die an den König erſtatteten Berichte in einer beſondern Ausfertigung auch an das Kabinets-Miniſterium, doch gewöhnlich etwas umſtändlicher; über kleinere Sachen berichteten ſie an das Miniſterium allein und wurden auch allein von dieſem beſchieden. In einigen ſeltenen Fällen hat der König wohl einem Geſandten befohlen, über gewiſſe Aufträge nur an ihn allein zu berichten. Wir haben oben (im erſten Bande) ein Beiſpiel gegeben, daß er in einer ſehr wichtigen Angelegenheit (nämlich

dem

dem Streite über die baierische Erbfolge) die dem Grafen Görz aufgetragene Unterhandlung eine geraume Zeit allein, ohne Mitwirkung des Ministeriums leitete. Am Anfange jeden Jahrs schickte der König seine sämmtlichen in dem vergangenen Jahre mit den Kabinets-Ministern und den Gesandten geführten Correspondenzen an jene, um sie im geheimen Archive niederlegen zu lassen. Mündliche Conferenzen mit beiden Kabinets-Ministern zugleich hat der König wohl nur äußerst selten gehabt. Schreiber dieses erinnert sich aus der Zeit, da er bey dem auswärtigen Departement angestellt gewesen, keines einzigen Falles. Aber sehr oft berief er bald den einen, bald den andern dieser Minister zu sich, um sich mit ihm über die in Bewegung seyenden politischen Angelegenheiten zu berathen und ihm seine Ansichten zu eröffnen. Die schriftlichen Befehle, durch welche in der Regel Alles abgemacht wurde, waren gewöhnlich an beide Minister gerichtet, so wie auch die Berichte derselben an den König in beider Namen abgefaßt und von beiden unterzeichnet waren. Doch hatte der König überdem noch mit jedem Minister eine besondere immer fortgehende vertrauliche Correspondenz über die laufenden Geschäfte, die nicht sowohl Entscheidungen und Befehle, als Ansichten und Ideen enthielt oder dergleichen zu hören verlangte.

Friedrich hat nie einen Kriegs-Minister gehabt, und was diesem in andern Staaten obzuliegen pflegt, besorgte er selbst. Während der Friedenszeit ertheilte er über die Angelegenheiten aller einzelnen Regimenter seine Befehle an die Chefs derselben und erhielt deren Berichte. Nach dem siebenjährigen Kriege war der Zustand der Armee äußerst zerrüttet, weil von den an alte Ordnung gewöhnten Offizieren und Soldaten nicht viele übrig geblieben waren. Um sich die aus diesem Grunde ganz unglaublich vermehrten Geschäfte einigermaßen zu erleichtern, vertheilte der König das ganze Heer, sowohl Infanterie als Kavallerie, in Inspektionen, zu deren jeder gewisse Provinzen und sämmtliche in denselben befindliche Truppen gehörten. Der König gab die sehr wichtigen Stellen der General-Inspekteurs an diejenigen Feldherrn, welche er zu denselben am fähigsten hielt, ohne auf ihr Dienstalter zu sehen, so daß in dieser Rücksicht oft der ältere Regiments-Chef dem weit jüngern untergeordnet war. Die Pflicht eines General-Inspekteurs war, von dem wirklichen Zustande der Truppen und allen darin vorgehenden Veränderungen immer die genaueste Kenntniß zu haben, und deshalb in jedem Fall Rechenschaft geben zu können, auch über strengste Beobachtung der vorgeschriebenen Ordnung und aller erlassenen Verfügungen

gen zu halten. Zu diesem Zweck mußte er jedes Jahr zwey, auch mehrere Male seinen Kreis bereisen, den Zustand jeder einzelnen Truppenabtheilung, sowohl was die Kriegszucht, als das Oekonomische betraf, auf das genaueste untersuchen. Alle Beschwerden wurden alsdenn an den General-Inspekteur gerichtet, alle Gesuche der Einzelnen ihm vorgetragen. Vieles entschied er selbst, das Wichtigere aber berichtete er an den König und bereitete die Untersuchungen vor, welche dieser bey den jährlichen Revüen selbst anstellte. Ueber die allgemeinen Angelegenheiten des Kriegswesens, besonders wenn etwa ein neuer Krieg wahrscheinlich wurde, oder irgend eine bedeutende Veränderung vorgenommen werden sollte, berathete sich Friedrich der Regel nach auch immer schriftlich, in frühern Zeiten mit dem Fürsten Leopold von Anhalt-Dessau, dem Feldmarschall Grafen von Schwerin, und am öftersten und vertrautesten wohl mit dem General von Winterfeld, in späterer Zeit aber mit dem Herzoge von Braunschweig, den Generalen von Saldern, von Seidlitz, von Möllendorf und Andern. Die ökonomischen Sachen der Armee wurden durch das Militair-Departement des General-Direktoriums, die militairischen Justizsachen aber, und alle Beförderungen bey der Armee, durch das General-Auditoriat unter

unmittelbarer Aufsicht des Königs besorgt. Zu allen diesen Geschäften war eine besondere geheime Kriegs-Canzley bestimmt, die immer am Wohnort des Königs sich aufhielt, und diese Geschäfte wurden mit desto mehr Ordnung und Beschleunigung betrieben, weil ohne Zwischen-Behörden alles vom Könige selbst und, mit Vermeidung aller Weitläuftigkeiten, mit gröſter Einfachheit abgemacht wurde, und er immer in der genauesten und anschaulichsten Kenntniß von allen Verhältnissen, über welche zu entscheiden war, sich erhielt. In diesem Fache besonders hat man es empfunden, welche Vortheile unverkennbar sind, wenn ein so einsichtsvoller und thätiger Regent wirklich selbst regiert, aber freilich sind solche Einsicht und solche Thätigkeit auch unumgängliche Bedingungen solcher Vortheile.

In die innere Landes-Verwaltung und in die Finanz-Angelegenheiten ging der König sehr tief ein. Die lezten Entscheidungen behielt er sich selbst vor und manche neue Einrichtungen gab er selbst an; aber jeder Einwurf einer Behörde, oder auch eines einzelnen Staatsdieners, wurde mit Aufmerksamkeit angehört, und durch denselben wurden oft Abänderung bewirkt. Ein Mal in jedem Jahr, nämlich im Monat Junius, hielt der König eine Conferenz mit

mit allen Finanz-Ministern, mit denen er die vorher eingesandten Rechnungen vom verflossenen Etatsjahr (das mit dem ersten Junius jeden Jahrs anfing) und die wichtigsten in demselben zu Stande gebrachten Unternehmungen genau durchging, über Alles, was er etwa noch zu erinnern fand, über dabey gefundene Schwierigkeiten sich Erläuterungen geben ließ, dann aber die Vorschläge und Entwürfe für das neu angefangene Jahr prüfte und deshalb seine Instruktionen ertheilte. Außerdem aber wurden diese Finanz-Minister oft einzeln zum Könige berufen, um sich mit ihnen über die Angelegenheiten ihres Fachs zu bereden und ihnen seine Willensmeinung zu erklären. In der Regel wurde aber auch in diesem Fache alles schriftlich, und zwar mit jedem Minister und Departements-Chef besonders, verhandelt.

Die Entscheidung von Rechtssachen überließ der König ganz den dazu bestimmten Gerichten, und erlaubte sich in der Regel keine Eingriffe in deren Wirkungskreis. Mündliche Conferenzen mit den einzelnen Justiz-Ministern fanden deshalb auch nur sehr selten, nämlich nur dann Statt, wenn es auf Gesetzgebung oder allgemeine neue Einrichtungen ankam. Mit allen Justiz-Ministern zusammen hat er dergleichen nie gehabt. Die bey ihm in Rechtssachen kla-

klagenden Unterthanen verwies der König immer an die gehörigen Gerichte und ermahnte diese nur, ohne in die Sache selbst einzugehen, zu möglichster Beschleunigung. Die Ausnahmen hievon sind selten gewesen. Diejenige, welche er in dem durch seine Folgen so merkwürdig gewordenen Falle des Müller Arnolds gemacht hat, wurde allein durch seinen Eifer für eine ganz unpartheiische Justiz, und durch die Meinung hervorgebracht, welche der König, durch verschiedene Umstände veranlaßt, damals gefaßt hatte, daß die Justiz-Behörden die ihnen zugestandene Unabhängigkeit zu misbrauchen, und unter dem Schuz ihrer dem König oft unverständlichen Formen das Recht zum Nachtheil des Geringern zu beugen wagten *). Alle Streitigkeiten, die über Besitzungen oder Rechte des Königs gegen die seiner Unterthanen entstanden, waren der rechtlichen Entscheidung der Justiz-Behörden unterworfen, und lezztere durften hiebey nicht die mindeste Partheilichkeit für das königliche Interesse beweisen; die Bewahrung von diesem leztern war allein Sache der Finanzbehörden, keinesweges der Gerichte. Sogar war, gleich zu Anfang der Regierung Friedrichs, ausdrück-

*) Dieser Vorfall ist bereits im ersten Bande Kapitel VI. und Beylage X. umständlich erzählt.

drücklich vorgeschrieben, daß, wenn in irgend einem Fall die Ansprüche des königlichen Fiskus zweifelhaft oder verdunkelt wären, dieselben von den Finanz-Behörden gar nicht in Anregung gebracht, oder, wenn dieses geschehen wäre, von den Gerichten ohne Weiteres gegen dieselben entschieden werden sollte. Ueberall durfte ein vermeintliches Recht des Fiskus nie zu weit ausgedehnt, noch mit zu großer Strenge verfolgt, vielmehr mußte ein dagegen klagender Unterthan immer vollständig gehört werden. Hatten die Gerichte je hierin gefehlt, so war mit Gewißheit die Misbilligung des Königs, sobald er davon Kenntniß erhielt, zu erwarten, und wer mit einer Beschwerde dieser Art sich an denselben wandte, konnte in der Regel, wenn sein Recht nur nothdürftig bewiesen war, auf Hülfe ohne Weitläufigkeit hoffen. Man hat der Beispiele viele, daß Processe gegen den König entschieden oder deren Betreibung, auch wenn die Finanz-Behörden dafür waren, von ihm ausdrücklich untersagt wurden. Ein Beispiel seiner gerechten Entfernung von aller Willkühr in einem kleinen Vorfall verdient aufbehalten zu werden. Als einst der König eine nahe bey Sanssouci belegene Mühle und deren an seine Gärten gränzenden Grundstücke zu erwerben wünschte, und dem Eigenthümer deren Abtretung gegen eine mehr als zureichende Ent-

Entschädigung antragen ließ, weigerte sich dieser, sey es aus Gründen oder nur aus Anhänglichkeit an das ererbte Eigenthum, darauf einzugehn. Der König, welcher die Sache sehr wünschte, trug dieselbe dem Manne, wie er ihm einst zufällig begegnete, selbst an, und versprach ihm die besten Bedingungen. Wie derselbe aber bey der Weigerung schlechtweg beharrte, sagte jener: „aber wie, wenn „ich ihm die Mühle nun wegnähme?“ — „Ja,“ war die kecke Antwort, „wenn kein Kammergericht „in Berlin wäre; so könnten Ew. Majestät das wohl „thun.“ Der König freuete sich der Antwort und der Mann blieb bey seinem Besitz.

So unläugbar groß auch die Vortheile einer Selbstregierung sind, wenn sie mit Friedrichs unnachlassender Thätigkeit und stets sorgsamer Aufmerksamkeit geführt wird; so finden sich bey derselben doch auch sehr erhebliche Bedenken, wie die Erfahrung auch bey Friedrich es bewiesen hat. Zuerst ist, wenn es mit derselben gut gehen soll, ganz unerläßliche Bedingung, daß der Selbstherrscher mit einem immer gleichen Eifer, einer nie nachlassenden Aufmerksamkeit sich den Geschäften der Regierung widme. Fehlt es hieran auch nur zuweilen und nur auf kurze Zeit, so sind die Nachtheile ganz überwiegend, ihre Fol-

Folgen unüberſehbar. Und wer kann dafür ſtehen, daß dieſer ſo menſchliche Fall nicht auch bey den beſten und weiſeſten Regenten zuweilen eintreten werde? Wer darf dem Regenten etwas ſagen, wenn körperliche Unpäßlichkeit, oder irgend ein anderer Grund ihn unthätig oder läßig machen, wenn Unluſt und Ueberdruß an dem oft langweiligen, einförmigen Geſchäftsgange ihn beſchleichen? wenn angenehmere Unterhaltung ihn abzieht? Wer darf ihn an Gerechtigkeit erinnern, wenn er aus irgend einem Grunde für oder wider Jemand ſich partheiiſch beweiſt? Wer vermag jeden Einfluß zu bewachen, und zu wehren, daß die Anſichten und Entſchlüſſe des Monarchen, ohne daß er es ſelbſt gewahr wird, nicht von Andern beſtimmt werden? Auch der Weiſeſte, auch der über ſich ſelbſt Wachſamſte wird betrogen. Auch bey Friedrich iſt dieſes zuweilen der Fall geweſen, ſo aufmerkſam er ſich dagegen auch geſichert zu haben glaubte. Seinen Kabinetsräthen war zwar vorgeſchrieben, bey ihren Vorträgen ſich durchaus jedes Urtheils, jeder Einmiſchung eigener Meinung zu enthalten. Aber einem gewandten, alle Verhältniſſe, beſonders aber den, dem er vorträgt, genau kennenden Manne, kann es nicht ſehr ſchwer fallen, auch der Darſtellung von bloßen Thatſachen eine ſolche Wendung zu geben, welche auf ein gewiſ-

ſes

ſes Urtheil, auf eine gewünſchte Entſcheidung nothwendig führen müſſen. Man hat behauptet, daß auch die Kabinetsräthe Friedrichs dieſe Künſte verſtanden haben, und in deren Anwendung oft nicht unglücklich geweſen ſind. Auch wenn dieſes nicht durch beſtimmte Fälle belegt werden könnte, macht es ſchon die Natur der Sache wahrſcheinlich, und man kann es, ohne dieſe Männer herabſetzen zu wollen, als wahr annehmen. Denn es iſt begreiflich, daß das äußerſt beſchwerliche Geſchäft eines vortragenden Kabinetsraths nur dadurch für ihn ſelbſt intereſſant wurde, wenn er zuweilen Dinge nach ſeinen eignen Anſichten und Wünſchen durchſezte. Ein ſolcher Mann hatte durchaus keine eigene, ihm ſelbſt überlaſſene, auch ihm in der öffentlichen Meinung beigemeſſene Thätigkeit; ſein Name wurde bey keiner Sache, auch wenn ihm dieſelbe noch ſo viele Arbeit gekoſtet hatte, genannt. Die Entſchädigung für dieſe ihm aufgelegte Selbſtverläugnung, für die Verbindlichkeit, immer nur als Maſchine gebraucht zu werden, beſtand allein in dem Einfluß, welchen er auf die Thätigkeit des Regenten hatte. Nur durch dieſen konnte er unbemerkt die Entwürfe Anderer ſcheitern machen, und die ſeinigen auch gegen den Willen Anderer zur Wirklichkeit bringen. Die Verſuchung zu Anwendung eines ſolchen Einfluſſes iſt für einen Mann, der

immer

immer mitten in Geschäften lebt, und also nothwendig Antheil an denselben nimmt, zu reizend, um anzunehmen, daß er derselben nicht zuweilen untergelegen habe. Es dürfen hiebey nicht gerade Beweggründe gemeinen Eigennutzes oder der Eitelkeit wirksam seyn. Auch die edelsten und wohlthätigsten Gründe können dabey statt finden. Ob und wann aber der geheime Rathgeber eines Regenten sich solchen Gebrauch seines Einflusses wirklich erlaubt habe, dieses kann durchaus nicht kontrollirt werden. So wie der ohne Zeugen gegebne Rath keinen Ruhm erwerben kann, so ist er auch keinem Tadel ausgesezt. Die Genehmigung des Regenten deckt alle Verantwortlichkeit dessen, der ihm einen befolgten Rath ertheilt, oder auch nur eine Ansicht angegeben hat, deren Folge ein vom Regenten gefaßter Beschluß gewesen ist; wenn der Rathgeber, wie in solchem Fall wohl zu vermuthen ist, mit der gehörigen Schlauheit und Kunst zu handeln gelernt hat; so wird auch selbst der wachsamste Regent nicht bemerken, in welchen Fällen er minder nach eigener, als nach des Rathgebers Ansicht entschieden habe. Dies ist unstreitig einer der größten Nachtheile, die mit der Selbstregierung aus dem Kabinette verbunden sind, und den auch sogar die große eigene Einsicht und die Wachsamkeit Friedrichs nicht ganz abzuwenden vermogt haben. Wir

wagen dieſes zu ſagen, wenn gleich unter ſeiner Regierung Fälle dieſer Art nicht oft eingetreten ſeyn mögen, oder, wenn ſie eintraten, nicht bekannt geworden ſind; aber daß ſie zuweilen vorgekommen, davon halten wir uns überzeugt. Einzelne dieſes beweiſende Fälle der Vergangenheit deckt ein Schleier, den wir aufzuheben nicht im Stande ſind, und wären wir es, nicht den Willen haben würden. Doch bemerken wir, daß die Staats-Miniſter Friedrichs, überzeugt von dem großen Einfluß, den der Vortrag der Kabinetsräthe auf die Entſchließungen des Königs hatte, immer eifrigſt bemüht waren, mit dieſen Kabinetsräthen in dem beſten Vernehmen zu ſtehen, und das Gelingen ihrer Entwürfe dadurch vorzubereiten, daß der König ſchon von weitem her denſelben geneigt gemacht, Einwürfen begegnet und der Miniſter genau von dem Zeitpunkt unterrichtet wurde, wann die meiſte Hoffnung war, einen Entwurf durchzuſetzen, und wenn es alſo rathſam ſchien, denſelben vorzulegen. Unter den kleinen Mitteln, die zuweilen angewandt ſeyn ſollen, eine Sache zu befördern, wird unter andern auch folgendes angegeben. Wenn der Kabinetsrath Jemand, ſey es einen Staatsdiener oder einen Privatmann, in einer Sache begünſtigen wollte; ſo ließ er ſich von demſelben eine Vorſtellung geben, deren Faſſung er zuvor ſelbſt ſo

angegeben hatte, wie er wußte, daß sie gerade bey der jetzigen Stimmung des Königs am besten wirken werde. Dann hielt er dieselbe unter den zum Vortrage bestimmten Sachen immer bereit, legte sie aber so lange zurück, bis er die jedesmalige Laune und Ansicht des Monarchen durch vorgelegte ähnliche Sachen erforscht hatte; kam der günstige Augenblick, so wurde jene Vorstellung sofort vorgelegt und die gute Stimmung benuzt, um eine Entscheidung, wie man sie wünschte, zu bewirken. Ferner, bey etwas verwickelten Angelegenheiten schrieb der König seine Entscheidung, wie wir bereits bemerkten, gewöhnlich nicht eigenhändig an den Rand des Berichts der vortragenden obern Behörde, sondern trug einem Kabinetsrathe auf, diese Entscheidung in eine besondere Antwort nach des Königs diktirten Vorschrift zu fassen. Hiebey blieb nun dem Kabinetsrath immer einige Freiheit, durch etwas stärkere oder schwächere Ausdrücke Jemand mehr zu begünstigen oder zu beschränken, als es vielleicht des Königs Wille gewesen war. Freilich pflegte Lezterer, bey der Unterschrift der nach seinem Befehl ausgefertigten Entschließungen, immer mehrere derselben noch wieder zu lesen, und wenn darin sein Wille nicht vollständig ausgedrückt war, mußten sie umgeschrieben werden, oder der König gab auch wohl durch

eigenhändigen Zusatz der Entscheidung noch die fehlende Bestimmtheit [56]). Aber bey der großen Menge der täglich ertheilten Entscheidungen konnte dieses bey weitem nicht bey allen oder auch nur bey den meisten geschehen. Auch war es unmöglich, daß der König, so groß und treu auch immer sein Gedächtniß war, sich bey jeder einzelnen, oft verwickelten Sache, deren Verhältniß ganz genau erinnerte. Etwas mußte hiebey immer dem Zufall überlassen werden, und freilich blieb es immer ein Wagstück, auf diese Art Friedrich täuschen zu wollen. Indeß haben kundige Männer behauptet, daß dergleichen Täuschung statt gefunden, und Friedrich zwar nicht oft, aber doch zuweilen Bescheide unterschrieben habe, die seinem erklärten Willen nicht gemäß waren. Im Fall der Entdeckung wäre freilich strenge Ahndung zu fürchten gewesen. Aber wer kann zweifeln, daß derjenige, der im Kabinet dieses Monarchen lange Zeit gearbeitet hatte, wenn er einmal sich entschließen konnte, sein Talent und das ihm gewordene Vertrauen auf diese Art zu mißbrauchen, auch Gelegenheit gehabt hatte zu lernen, es auf die sicherste Art zu thun, und daß er im Fall der Entdeckung Vorwände zur Ent-

56) Wir haben Kabinetsordres gesehen mit eigenhändigen Zusätzen des Königs, weit länger als jene, und durch welche deren Sinn wirklich abgeändert wurde.

Entſchuldigung eines begangenen Verſehens bereit gehalten haben werde, die der König wohl gelten laſſen mußte. Daß dieſer wenigſtens die Möglichkeit, er könne in ſolcher Art getäuſcht werden, geahndet habe, erhellet daraus, daß er ſchon zu Anfang ſeiner Regierung allen Landesbehörden ausdrücklich aufgab, daß, wenn ſie je einen Kabinetsbefehl unter des Königs Unterſchrift erhielten, der einem Landesgeſetze widerſpreche, ſie denſelben nicht befolgen, vielmehr ihn als nicht erlaſſen anſehn und ſofort an den König einſenden ſollten. Ob ein Fall dieſer Art je wirklich vorgekommen und leztere gewiß weiſe Vorſchrift befolgt ſey, iſt uns nicht bekannt.

Gewiß iſt, daß die Kabinetsräthe, ſo ſehr auch Friedrich ihrer Einwirkung auf ihn Schranken zu ſetzen ſuchte, doch immer eine ſehr große gehabt haben. Ganz vorzüglich iſt dieſes der Fall bey dem der Zeit nach erſtem Geheimen-Kabinetsrathe Eichel geweſen, und vielleicht hat nie einer der Staatsdiener des Königs ſo viel auf denſelben gewirkt, als dieſer Mann, der ſchon unter König Friedrich Wilhelm I eine geraume Zeit im Kabinet gedient hatte. Er war hiedurch ohne Zweifel im Stande, Friedrich bey Antritt ſeiner Regierung über den Zuſammenhang vieler Dinge gute Auskunft zu geben, hatte

große Einsicht und Menschenkenntniß, war in Geschäften aller Art sehr gewandt und ausnehmend arbeitsam, Eigenschaften, durch welche er die Gunst des Königs im hohen Grade erworben, und auch bis zu seinem Tode ungeschwächt erhalten hat [57]). Nach ihm

57) Eichel war aus dem Halberstädtischen gebürtig und Secretair bey der Kammer zu Halberstadt. Wie er in dieser untergeordneten Stelle dem König Friedrich Wilhelm I so vortheilhaft bekannt geworden, daß dieser sich bewogen fand, ihn in sein Kabinet zu ziehen, ist uns unbekannt. Er hat Friedrich II lange Zeit gedient, und ist erst 1770 in seinem Posten gestorben. Seine Einwirkung auf den König war so groß, daß alle Staats-Minister sich sehr um seine Gunst bewarben, und man hat gesagt, der Großkanzler von Cocceji würde seine Justiz-Reform, der sehr Viele entgegen arbeiteten, ohne Eichels Mitwirkung nie zu Stande gebracht haben. Gerüchte von dem bösen Gebrauch, den dieser Mann von seinem Ansehn zuweilen gemacht haben soll, welche durch das hinterlassene sehr bedeutende Vermögen desselben einiges Gewicht erhalten, mögen wir nicht nachschreiben, da wir von ihrer Wahrheit keine Ueberzeugung haben, aber eine edle Gesinnung ist ihm von der allgemeinen Meinung nicht beigemessen, und folgender kleine Zug, der uns zuverlässig bekannt ist, beweiset, daß er in Absicht des Gelderwerbs nicht fein gedacht habe. Als er ins Kabinet berufen wurde, bewirkte er bey Friedrich Wilhelm I den Befehl, daß sein kleiner Gehalt von dreihundert Thalern, den er als Halberstädtischer Kammer-Secretair gehabt, ihm auch noch ferner, wie er im Kabinet diente,

ihm hat kein Kabinetsrath wieder ein gleiches Anſehn und gleiche Bedeutſamkeit erhalten. Aber dieſes Anſehn iſt immer groß, doch natürlich bey verſchiedenen Männern auch ſehr verſchieden, auch bey demſelben Mann nicht immer gleich geweſen. Nur ein Beiſpiel iſt uns bekannt, daß ein Kabinetsrath (Galſter war ſein Name) wegen gemisbrauchten Vertrauens und begangener grober Täuſchung ſich die Ungnade des Königs zugezogen und mit Feſtungsſtrafe belegt iſt [18]).

diente, verbleiben ſolle, und er brachte es bey beiden Königen dahin, daß dieſes auch in der Folge bis an ſeinen Tod, zum Nachtheil eines Unterbedienten, dem der kleine Gehalt gehörte, beibehalten wurde. — Zuverläßige Nachrichten ſowohl von Eichel als allen denen, welche neben und nach ihm den wichtigen Poſten eines Kabinetsraths bey Friedrich bekleidet haben, würden intereſſant ſeyn; aber in gedruckten Schriften findet man hierüber nichts, und unſere Bemühung, deshalb auf anderm Wege Belehrung zu erhalten, iſt vergebens geweſen.

18) Die Umſtände dieſes Vorfalls ſind nicht genauer öffentlich bekannt geworden. Es ſcheint, daß der Mann nicht durch rechtliche Unterſuchung, ſondern nur durch Machtſpruch des Königs zu der Strafe, die er erlitten, verdammt wurde. Daß ihm aber keinesweges Unrecht geſchehen ſey, war nicht nur allgemeine Stimme

des

Doch die Möglichkeit, durch bösen Willen, Unwissenheit oder Nachläßigkeit derer, welche die Sachen vortragen, getäuscht zu werden, ist nicht die einzige Gefahr, welcher ein selbst regierender Regent auch bey dem besten Willen und der größten Einsicht ausgesezt ist, und gegen welche Gefahr sich Niemand ganz gesichert glauben wird, da es sogar Friedrich nicht immer gewesen ist. Noch andere Gefahren sind mit dem Vorbehalt der alleinigen höchsten Entscheidung aller Sachen verbunden und um so bedeutender, da sie auf unwandelbare Natur der Dinge und Beschränktheit menschlicher Fähigkeit sich gründen. Wer nur einigermaßen im Stande ist, von der Unermeßlichkeit der Fälle sich einen Begriff zu machen, welche in der Regierung eines großen Staats ents

---

des Publikums, sondern ist auch mehrere Jahre nachher dadurch bestätiget, daß bey der Untersuchung gegen den, wegen grober Betrügereien entsezten und bestraften Staats- und Finanz-Minister von Görne die Entdeckung gemacht wurde, Galster sey durch eine bedeutende Geldsumme erkauft, diesen ganz unfähigen Mann dem König zum Minister zu empfehlen und nachher mitzuwirken, daß dessen Unbrauchbarkeit und Vergehungen lange Zeit verborgen geblieben. Es ist dieses wohl der merkwürdigste Fall, wie auch Friedrich, bey aller seiner wachsamen Aufmerksamkeit, hintergangen worden.

entschieden werden müssen, wer die Mannichfaltigkeit und die Gründlichkeit der Einsichten, die beständig gleich große Aufmerksamkeit auf unzähliges Große und Kleine, das immer in gleicher Lebendigkeit zu erhaltende Interesse an den Sachen, die nie nachlassende Thätigkeit, die Geistes- und Körperkraft, die stets rege Wachsamkeit, um jede üble Stimmung und Laune, jede Ermüdung, jede Partheilichkeit für oder wider Personen und Sachen abzuhalten; — wer alle diese unumgänglich nöthigen Eigenschaften erwägt; — wahrlich er wird zurück beben vor dem Gedanken, daß je ein einzelner Mensch, wäre er auch der edelste, der weiseste und kräftigste, sich einem Berufe unterziehen könne, der so unendlich vielen Anlässen zu Irrthümern und Fehlern ihn aussetzen muß. Friedrich Wilhelm I und Friedrich II verließen sich ohne Zweifel darauf, daß sie die Regierung ihrer Lande doch eigentlich den bestellten Landes-Collegien und Ministerien übertragen, und für sich selbst nur die oberste Aufsicht über die Gerechtigkeit und Wachsamkeit dieser Behörden, und in den wichtigsten und schwierigsten Fällen die lezte Entscheidung unter der Bedingung vorbehalten hatten, daß alle Gründe für und wider dieselben ihnen mit größter Deutlichkeit und Bestimmtheit vorgelegt würden, unter denen das Rechte zu

treffen, dem gesunden Menschenverstande und dem reinen festen Willen, bey gehöriger Aufmerksamkeit, nicht unmöglich fallen werde. Sie hatten diese lezte Entscheidung einsamer Ueberlegung vorbehalten, um durch keine Uebereilung, keinen fremden Einfluß oder Leidenschaft irre geleitet zu werden. Aber welche Täuschungen blieben nicht hier noch möglich? Wie kann irgend ein Mensch die Kenntnisse von so unendlich verschiedener Art besitzen, welche zu einer richtigen Beurtheilung der verschiedenartigsten Angelegenheiten einiger Millionen Menschen nothwendig sind? Wo soll besonders der zum Regieren Geborne diese Kenntnisse hernehmen, er, der von den wirklichen Verhältnissen, Bedürfnissen und Gefühlen der Menschen im Privat-Stande durchaus keine anschauenden Begriffe hat, der aus eigner Erfahrung nie wissen kann, wie es dem Menschen im Pallast, im Bürgerhause, in der Bauernhütte eigentlich ums Herz ist? Wie soll er alle die unendlich verschiedenen Ansichten gewinnen, aus denen jede praktische Sache betrachtet werden kann? Wie es einrichten, bey jeder Ansicht lange genug, aber auch nicht zu lange zu weilen, endlich die wahre auszufinden und in ihr zu beharren? Wie soll er endlich den Hindernissen wehren, die aus seinem Innern entstehen? Der wechselnden Stimmung sei-

nes

nes Gemüths, der Neigung oder Abneigung für und gegen Personen und Sachen? Wer soll die ununterbrochene Aufmerksamkeit in ihm wecken, wenn seine eigne Lust an der Arbeit aufhört? Wie soll er dem Ekel und Ueberdruß widerstehen, der aus der ewigen Wiederkehr derselben Sachen, derselben Formen nothwendig hervorgehen muß?

Ein sehr wichtiger Nachtheil der Regierung aus dem Kabinet durch schriftliche Verhandlungen des Regenten mit den einzelnen Chefs der verschiedenen Verwaltungszweige, ohne daß die andern dabey zugezogen, und mit ihrer Meinung gehört werden, ist auch der, daß die Uebersicht des Ganzen gehindert, die Verbindung der verschiedenen Maaßregeln der Regierung und die Uebereinstimmung aller mit einander erschwert wird. Keine allgemeine Verordnung, auch wenn sie zunächst nur ein Fach der Verwaltung angeht, kann ohne Folgen auf viele andere Fächer seyn. Sehr begreiflich ist indeß, daß ein Staatsdiener, der nur mit einem Fach beschäftigt ist, diese vielseitigen Folgen einer von ihm vorgeschlagenen Maaßregel oft selbst nicht kennt, wenigstens nicht hinlänglich im ganzen Umfange würdiget. Er trägt also dem Regenten nur die Vortheile vor, welche die Maaßregel für sein Fach haben wird, ohne

ohne bemerklich zu machen, daß diese Vortheile vielleicht durch Nachtheile in andern Fächern überwogen werden, oder mit deren Einrichtungen nicht vereinbar sind. Solche einseitige und mangelhafte Darstellung wird oft eintreten, auch wenn ein Staatsdiener nicht gerade die Absicht hat, den eignen Wirkungskreis über seine angewiesenen Gränzen zu erweitern, oder den Wirkungskreis Anderer zu beschränken. Und doch muß auch lezterer Fall zuweilen bey thätigen und das Fach der Verwaltung, dem sie vorgesezt sind, liebenden Geschäftsmännern, oder auf ihre Collegen elfersüchtigen Ministern angenommen werden. Die Nachtheile, die hieraus entstehen müssen, sind einleuchtend. Der Regent, durch einseitige Darstellung verleitet und an die mannichfachen Folgen einer vorgeschlagenen Maaßregel nicht bey Zeiten erinnert, giebt vielleicht seine Einwilligung, und es wird nachher schwer, durch neue Verfügungen dem Uebel vorzubeugen, das vielleicht gar nicht entstanden wäre, hätte die Sache vom Anfang an in einem gemeinsamen Rathe von Staatsdienern nach allen Rücksichten erwogen werden können. Dieser Nachtheil ist auch unter Friedrich sichtbar geworden. Es gelang zuweilen einem Departements-Chef, durch seinen alleinigen Vortrag bey dem Könige eine viel umfassende Verordnung zu bewirken, von der,

die

die übrigen Minister nicht eher Kenntniß erhielten, bis sie öffentlich bekannt gemacht wurde. Fand sich nun eine solche Verordnung mit andern bereits erlassenen im Widerspruch, oder ergaben sich in der wirklichen Ausführung Schwierigkeiten und nachtheilige Folgen, so entstand ein Kampf zwischen den verschiedenen Departements-Chefs, der ohne abermaligen Zutritt des Königs nicht beigelegt werden konnte, welcher indeß gewöhnlich für die von ihm zuerst genehmigte Maaßregel etwas partheiisch war, und den später angeführten Gegengründen selten die völlig gleiche Aufmerksamkeit bewilligte. Wir bemerken jedoch, daß der König diesem Nachtheil oft dadurch zuvorkam, daß, wenn eine neue Einrichtung von einem Departements-Chef ihm vorgeschlagen wurde, er zuvörderst auch die Meinung der Chefs anderer Departements, auf welche die Sache einwirken konnte, hörte, und wenn sich dann Verschiedenheit der Meinungen oder streitiges Interesse fand, nicht eher als nach reifer Erwägung alles dessen, worauf es ankam, einen entscheidenden Entschluß faßte. Begreiflich ist jedoch, daß auch bey solchen schriftlichen Verhandlungen mit mehrern Einzelnen es immer schwieriger blieb, die Punkte auszumitteln, durch welche verschiedene Ansichten mit einander in Uebereinstimmung gebracht werden konnten,

ten, als dieses im vereinten Rath mehrerer Staatsdiener, wo Gründe und Gegengründe gegen einander vorgebracht und abgewogen werden, gleich von Anfang möglich gewesen seyn würde.

Alle diese Nachtheile sind bey Friedrich seltner sichtbar geworden, als es bey einem andern Regenten, der nach seiner Weise zu regieren hätte versuchen wollen, wahrscheinlich geschehen seyn würde, oder bey einigen, die ihm nachgeahmt, wirklich geschehen ist. Aber ganz ausgeblieben sind solche Nachtheile auch bey ihm nicht. Auch von Friedrich sind Entscheidungen ausgegangen, die auf mangelhafter Kenntniß und einseitiger Darstellung der Sachen, auf einmal gefaßten oder, ohne daß er es selbst gemerkt, ihm beigebrachten irrigen Ansichten, Launen des Augenblicks, Neigung oder Abneigung für oder gegen gewisse Personen beruhten, und waren diese Entscheidungen einmal ausgesprochen, so mußten sie befolgt werden, weil der König, so aufmerksam er jedes Bedenken und jeden Einwurf anhörte, ehe ein fester Entschluß genommen war, doch nachher, und besonders wenn einmal die Verfügung erlassen war, Widerspruch der Behörden dagegen nicht leicht mehr zuließ. Er wies denselben wenigstens in dem Falle gewiß ab, wenn er nur einigen

dun-

dunkeln Verdacht hatte, daß aus nicht ganz lautern Absichten widersprochen werde, und forderte alsdann blinden Gehorsam. Eine Eigenheit an ihm war auch, daß, wenn er hinterher selbst inne wurde, er habe eine Sache nicht richtig angesehen und deshalb nicht das Angemessene verfügt, er dieses gewöhnlich nicht eingestand, sondern dennoch auf unverrückter Befolgung des Befohlnen beharrte und den daraus entstehenden Nachtheilen durch später gegebne Verfügungen vorzubeugen suchte, deren wahre Veranlassung er dann wol zu verbergen pflegte. Denn Consequenz der Regierung in allen ihren Verfügungen, und Behauptung ihres Ansehens hielt der König für etwas sehr Wichtiges. Ein Misgriff in einer einzelnen Sache und dessen Folgen schien ihm weniger nachtheilig, als wenn die Unterthanen das Vertrauen zu der Regierung verlören, und dieses sahe er als unvermeidlich an, wenn leztere durch öftere Abänderungen in ihren eignen Grundsätzen nicht Festigkeit beweise und sich mit sich selbst im Widerspruch zeige. In der leztern Zeit seiner Regierung nahm diese Beharrlichkeit auf einmal gefaßten Entschlüssen zu, und der König achtete weniger auf die Vorstellungen seiner Minister und Staatsdiener, als es in frühere Zeit der Fall gewesen war. Dieses war natürliche Folge davon, daß Friedrich die

Räthe

Räthe seiner spätern Zeit alle hatte aufwachsen sehen, diese also bey ihm nicht dasjenige Ansehen hatten erwerben können, das er denjenigen bewilligte, die er beim Antritt seiner Regierung gefunden und von denen er selbst noch gelernt hatte. Er fühlte sich in den leztern Jahren an Erfahrung und Uebersicht des Ganzen seinen meisten Staatsdienern überlegen; er war dieses auch wirklich und hatte mit Recht zu seiner eignen Einsicht großes Vertrauen. Doch wurde der Nachtheil, den Uebertreibung hievon hätte haben können, wiederum dadurch sehr gemildert, daß Friedrich bis in seine spätesten Zeiten nie einen entscheidenden Entschluß faßte, bis er über den Gegenstand, auf den es ankam, bey Mehrern, die desselben vollkommen kundig waren, sich hinlänglich unterrichtet hatte.

Was aber den nachtheiligen Folgen der sich vorbehaltenen Selbstregierung am meisten Gränzen sezte, war der wichtige Umstand, daß die meisten Geschäfte wirklich von den dazu bestellten Behörden abgemacht und nicht bis zur Kenntniß und Entscheidung des Königs gebracht wurden. Dies war bey aller Freiheit, die dem Zutritt zum Monarchen gelassen war, eine natürliche Folge, theils der Menge der abzumachenden Sachen, theils auch des Vertrauens

trauens und der Gewohnheit, mit welcher die Unterthanen den Verfügungen ihrer Obrigkeit sich fügten. Dieses wurde dadurch befördert, weil Friedrich die Beschwerdeführer sehr oft an die Behörden zurückwies, oder wenn er auch in die Sache hineinging, die Entscheidung der leztern völlig bestätigte und dadurch das Ansehn der Obrigkeit bey dem Volke ungeschwächt erhielt. Man hat dieses oft nicht erkannt, und nach einigen einzelnen immer seltenen Fällen sich die Selbstregierung des Königs als willkührlich, und den Gang der angestellten Behörden ohne Noth hemmend und einschränkend gedacht. Dies war durchaus nicht der Fall. Friedrich wußte sehr gut, wie viel darauf ankomme, daß das Ansehn der Obrigkeit, bis auf die unterste Abstufung derselben herab, bey den Unterthanen aufrecht erhalten werde. Hiezu hat er immer auf alle Weise beigetragen. Viele an den König gebrachte Vorstellungen wurden von ihm, ohne daß er sich bey denselben aufhielt, blos der Behörde zugesandt, um die Sache zu untersuchen und zu entscheiden. Oft geschah diese Zusendung von der obersten bis zur untersten Behörde, ohne daß irgend etwas dabey verfügt wäre. Z. B., ein Bauer gab eine Beschwerde in einer Rechtssache bey dem Könige ein; dieser ließ blos darauf schreiben: an den Justiz-Minister N. N., zu

dessen Abtheilung die Sache gehörte. Der Justiz-Minister ließ die Vorstellung in eben der Art an die Regierung der Provinz, und diese eben so an den Beamten gelangen, unter welchem der Bauer stand, und dieser Beamte entschied nun nach seiner alleinigen Einsicht, ohne hiebey durch irgend einen Höhern geleitet oder beschränkt zu seyn, wie er gethan haben würde, wenn die Klage bey ihm unmittelbar angebracht wäre. Aber der klagende Bauer glaubte nun, weil seine Vorstellung im Kabinet gewesen, sey über deren Inhalt nach Vorschrift des Königs entschieden, und dieser Glaube bewirkte, daß er sich gern beruhigte. Die Unterthanen lernten auch endlich durch Erfahrung, daß sie durch die Behelligung des Königs in sehr vielen Fällen durchaus nichts bewirkten, vielmehr die Entscheidung ihrer Sache in weit kürzerer Zeit erfolgte, wenn sie dieselbe sogleich bey ihren nächsten Behörden nachsuchten. Nur in seltenen Fällen, wenn nach der Darstellung des Beschwerdeführers wirklich etwas Verkehrtes und Ungerechtes verfügt schien, ging der König tiefer in die Sache ein und ließ sie in allen Beziehungen, oft durch ganz ungewöhnliche und also den Partheien ganz fremde Commissarien, untersuchen. Wurde auf diese Art wirklich einmal etwas Unrechtes entdeckt und einer Klage im Sinn des Beschwerdeführers abgeholfen, so machte ein solcher Fall auf lange Zeit und

weit

weit umher starken Eindruck. Alle die, denen Gewalt anvertraut war, wurden in deren Gebrauch noch behutsamer, die Unterthanen aber in dem Vertrauen zu dem gerechten Landesvater gestärkt, zu dem auch ihnen der Zutritt zu jeder Zeit frey war. So bestand das Selbstregieren Friedrichs keinesweges darin, daß er sich um alle einzelnen Sachen wirklich bekümmert und in den einmal vorgeschriebenen Gang der Geschäfte oft eingegriffen hätte; sondern Friedrich bewies sich dadurch als Selbstregent, daß alles und jedes zu seiner Kenntniß gebracht werden konnte und durchaus Niemand wußte, in welchem einzelnen Falle er in eine Sache wirklich hineingehn und genau untersuchen werde, ob in derselben von den Behörden alles geschehen sey, was ihre Pflicht erfordere. Diese Ungewißheit erhielt Alle, vom obersten bis untersten Staatsdiener, in stets wachsamer Aufmerksamkeit. Hieraus wird man erkennen, daß nur so außerordentliche Einsicht, unnachlassende Thätigkeit und Ordnungsliebe, als Friedrich besaß, das Selbstregieren bey ihm weniger nachtheilig machte, als es ohne diese Tugenden gewesen seyn würde.

Alle diese Betrachtungen über die gegen einander stehenden Vortheile und Nachtheile des Selbstregierens müssen zu der Ueberzeugung führen: „daß „die mit den mindesten Unbequemlichkeiten und Nach-

„theilen verbundene Art zu regieren diejenige sey, welche „bereits die Vorfahren für die beste befunden haben, „wenn nämlich der Regent nach dem Rath einer Ver„sammlung von Männern, deren Einsichten, Erfah„rung und Rechtschaffenheit ihm bewährt sind, allge„meine Vorschriften für das Wohl des Ganzen, mit „möglichster Berücksichtigung aller dabey eintretenden „Beziehungen und Verhältnisse, ertheilt, die Ober„und Unterbehörden, ohne derselben durchaus nöthi„ges Ansehn sinken zu lassen, unter stets wachsamer „Aufsicht hält, den Beschwerden der Einzelnen aber „immer zugänglich ist.“

Der Verfasser dieser Geschichte, so sehr er alles Gute, welches Friedrichs II thätige Selbstregierung bewirkt hat, gewiß nach vollem Umfang und Werth anerkennt, preiset dennoch sich glücklich, es erlebt zu haben, daß Königs Friedrich Wilhelms III Weisheit für die hier entwickelte Ansicht entschieden
1817 hat, und in unsern Tagen ein Staatsrath, ange-
d. 30ten März. messen allen den Rücksichten, welche die fortgeschrittene Bildung, der erweiterte Umfang, die Mannichfaltigkeit und zugenommene Verwicklung der Geschäfte in gegenwärtiger Zeit nöthig machen, eingerichtet ist, von dem die ersprießlichsten Folgen für den Staat mit Zuversicht erwartet werden können.

Neun-

Neunzehntes Kapitel.

Fortsetzung des vorigen.

Charakter Friedrichs II als Mensch und als Regent.

Sein Benehmen in Absicht der Verhältnisse mit andern Staaten; in Absicht des Kriegwesens; in Ansehung der Gesetzgebung und Rechtspflege.

Nachdem wir die Art beschrieben, wie Friedrich II die Regierung im Allgemeinen besorgte, gehen wir zu der Darstellung des Benehmens über, welches er in Rücksicht der verschiedenen Abtheilungen der Geschäfte bewiesen hat. Wir reden also zuerst von der Leitung seines Staats in Beziehung auf andere Staaten.

Das jezt regierende Churhaus Brandenburg hat von frühen Zeiten her thätige, verständige und staatswirthschaftliche Regenten gehabt, dadurch Ansehn und Gewicht im deutschen Reiche erworben, auch stets große Aufmerksamkeit für das Reich, dessen Oberhaupt

und Verfaſſung beweiſen, dieſelbe oft mit Weisheit, Nachdruck und eigener Aufopferung vertheidigt [1]). Aber bis zur Mitte des ſiebenzehnten Jahrhunderts gehörte Brandenburg nicht unter die mächtigſten deutſchen Staaten. Oeſterreich, Sachſen, Pfalz, Bayern gingen ihm an Umfang ihrer Lande und an Kräften vor [2]). Der dreißigjährige Krieg, der Brandenburg unter dem ſchwächſten Regenten, den es je gehabt, (dem Churfürſten Georg Wilhelm) traf und es

1) Daß und wie dieſes faſt von allen brandenburgiſchen Regenten aus dem Hauſe Hohenzollern geſchehen ſey, iſt in einer kleinen, aber gehaltvollen Schrift des leider! ohnlängſt zu früh verſtorbenen L. von Woltmann mit einer durch die Geſchichte gerechtfertigten Begeiſterung wahr und einleuchtend gezeigt: „Das Brandenburgiſche Haus. Hiſtoriſche Feier des 18ten Jänners 1801. Berlin 1801."

2) Es iſt ſchwer, bey dem Mangel an Nachrichten das Verhältniß der ſtatiſtiſchen Bedeutſamkeit unter den verſchiedenen Staaten in verſchiedenen Perioden mit einiger Genauigkeit anzugeben. Doch glauben wir nicht zu irren, wenn wir annehmen, daß bis zu dem dreißigjährigen Kriege die deutſchen Staaten in der angegebnen Ordnung gefolgt ſind, und Brandenburg bis dahin nur der fünfte Platz gebührte. Zwar hatte es 1618 das Herzogthum Preußen erworben, aber dies weitläuftige Land war menſchenarm. Wahrſcheinlich iſt bis zu Churfürſt Friedrich Wilhelms Tode (1688), ohngeachtet der wichtigen Erwerbungen durch den weſtphäliſchen Frieden, die Volksmenge aller brandenburgiſchen Lande nicht bis zu zwey Millionen geſtiegen.

es grausam zerrüttete, brachte es zur größten Unbedeutendheit herunter, und es gehörte ein so wahrhaft großer Mann dazu, wie Churfürst Friedrich Wilhelm [1]) war, um dem tiefgesunkenen Staat wieder aufzuhelfen, ihn durch die wichtigsten Erwerbungen zu vergrößern und durch eine standhaft fortgesezte Weisheit Brandenburg zu einem Wohlstand zu erheben, den es nie vorher gekannt hatte. Unter diesem Regenten wurde es nach Oesterreich der mächtigste deutsche Staat und erwarb die Aufmerksamkeit der bedeutendsten Monarchen von Europa, gegen

a) Die Erhaltung des Andenkens der im Kriege und Frieden gleich denkwürdigen Regierung des großen Churfürsten war bisher fast allein der Tradition überlassen. Denn Pufendorffs großes lateinisches Werk, so zuverläßig und schätzbar es auch dem gelehrten Geschichtsforscher ist, da es fast ganz auf archivalischen Nachrichten beruht, war doch dem großen Publikum unzugänglich. Auch Friedrichs II meisterhafte und mit Begeisterung geschriebene Geschichte des großen Ahnherrn (in den Mémoires de la maison de Brandebourg) wurde nicht so, wie sie verdient hätte, gelesen, weil sie in fremder Sprache geschrieben und eigentlich nur für Staatsmänner bestimmt war. Ganz neuerlich haben wir die erste lesbare Geschichte des großen Mannes, für das ganze gebildete Publikum bestimmt, in unsrer Sprache erhalten: „Das Leben Friedrich Wil„helms des Großen, Churfürsten von Bran„denburg, von Horn. Berlin 1814."

deren einige Friedrich Wilhelm ſich ſiegreich im Felde bewies, bey allen aber Achtung, bey einigen ſogar Eiferſucht auf ſeine emporſtrebende Macht erregte. Bey keinem war Lezteres mehr der Fall, als bey Oeſterreich, wenn gleich der große Churfürſt die Schranken, welche ihm die deutſche Verfaſſung ſezte, nicht überſchritt, vielmehr in allen Fällen treue Anhänglichkeit an Kaiſer und Reich bewies, und auch dem Erzhauſe in ſeinen Hauskriegen die nüzlichſten Dienſte leiſtete. Dennoch ſah man in Wien ſehr ungern einen Reichsſtand ſich zu ſehr erheben. Man müſſe, ſagte man dort, nicht einen neuen König der Vandalen an der Oſtſee aufkommen laſſen. Daß der Wiener Hof dieſes dennoch wirklich unter des großen Churfürſten Nachfolger, auch dem Namen nach, geſchehen ließ, wurde von den bedeutendſten öſterreichiſchen Staatsmännern als eine politiſche Uebereilung Kaiſer Leopolds I getadelt *).

1701 d. 18ten Janr. Durch die Annahme der Königswürde, welche auf ein nur kleines Land gegründet wurde, das kaum erſt

*) Prinz Eugen von Savoyen, der ein eben ſo einſichtsvoller Staatsmann, als großer Feldherr war, ſoll geſagt haben, die Miniſter, welche dem Kaiſer gerathen, die Anerkennung der preußiſchen Krone zuzugeben, hätten Lebensſtrafe verdient.

erst ein halbes Jahrhundert vorher durch den vom 1657 d. 19ten Sept.
großen Churfürsten errungenen Welauer Traktat
der Abhängigkeit von der Republik Polen entledigt und ein souveraines Herzogthum geworden war, hatte der preußisch-brandenburgische Regent eine Stelle unter den europäischen Mächten eingenommen, doch zugleich die bisherige im deutschen Reich beibehalten, eben dadurch aber seine Lage verwickelt und schwierig gemacht. Zwar hatten die bedeutendsten Mächte die neue Würde noch zur Zeit des ersten Erwerbers wirklich anerkannt, aber selbst beim Regierungs-Antritt Königs Friedrich II war diese Anerkennung noch nicht von allen geschehen. Der Pabst, die Republik Polen und der deutsche Orden weigerten dieselbe noch. Der leztere focht sogar die Rechtmäßigkeit des Besitzes von Preußen an. Dieser Widerspruch war zwar unbedeutend und der Mächtigere konnte ihn wohl übersehen, aber er erinnerte doch immer an die Neuheit der Größe des Staats und an die Nothwendigkeit, durch stets erneuerte Beweise von Kraft und Weisheit bey den ältern Staaten das Ansehn von Gleichheit zu behaupten. Preußen war, wie Friedrich einmal selbst sagt, nur ein Zwitter zwischen Königreich und Churfürstenthum, und hatte von der Natur des Leztern das Meiste.

Die Königswürde und Unabhängigkeit gründete sich nur auf den kleinsten Theil der Lande, deren Herrschaft Friedrich angetreten hatte. Alle übrigen Lande, mit Ausnahme des Fürstenthums Neufchatel, das der Schweiz angehörte, waren Bestandtheile des deutschen Reichs. Der Churfürst von Brandenburg stand in der ersten Klasse der Stände dieses Reichs, hatte bey der Kaiserwahl eine Stimme, und wirkte mit zu den Beschränkungen der Macht und der Rechte des Oberhaupts, Beschränkungen, die bey jeder neuen Wahl eines solchen vermehrt wurden. Von den übrigen deutschen Provinzen führte er die Titel: Herzog — Fürst — Graf. In jedem dieser Lande war eine besondere Verfassung, welche die Rechte des Regenten bestimmte und einschränkte, und wegen deren Beobachtung dieser dem Kaiser und Reich untergeordnet und verantwortlich war. Nur in dem Churstaate durften die Rechtssachen der Unterthanen nicht an die höchsten Reichsgerichte gebracht werden, sondern wurden durch das oberste Gericht des Landesherrn entschieden. In den übrigen Provinzen aber fand die Befreiung von dieser Gerichtsbarkeit nur mit Beschränkungen statt[5]). Erst

Frie-

5) Für Pommern, Magdeburg, Halberstadt, Minden, Cleve, Mark, Ravensberg hatte bereits der König Friedrich I Privilegia de non appellando limitata erhalten.

Friedrich II erhielt eine unbeschränkte Appellationsfreiheit für alle seine deutschen Lande.

Diese wesentliche Verschiedenheit der Rechte, unter welchen die preußisch-brandenburgischen Lande regiert werden mußten, machte die Lage des Regenten verwickelt und schwierig. Nach der allgemeinen Natur des Menschen ist jede Einschränkung ein Reiz, von derselben sich zu befreyen. Dies war für den Churfürst von Brandenburg um so mehr der Fall, da er zugleich eine unabhängige Krone trug. Sehr natürlich wollte er in allen seinen Landen nach gleichen Grundsätzen regieren. Jede Hemmung, welche die verschiedene Verfassung einiger Lande in den Weg legte, war unangenehm. Das Ansehn, welches dieser Regent im allgemeinen Staats-System von Europa zu behaupten wünschte, war dem Gefühl seiner gesammten Kräfte angemessen, mit welchem er diesem Ansehn Gewicht zu geben vermogte, ohne hiebey an die Beschränkungen zu denken, unter denen er zu Anwendung eines Theils dieser Kräfte nur berechtigt war. Auch von andern Mächten wurde dieser Umstand nicht beachtet, wenn sie die Wichtigkeit des Beistandes berechneten, den dieser Regent seinen Bundesgenossen leisten konnte. Der große Churfürst hatte durch seine persönlichen Eigenschaften und seine

kräf-

kräftige Einwirkung in die Geschäfte von Europa die öffentliche Meinung von der Macht des Hauses Brandenburg sehr erhöht, und dessen Sohn hatte durch die Tapferkeit und ruhmwürdigen Thaten seiner Truppen großes Ansehn erworben, noch ehe er sich die Krone aufsezte, und, nachdem dieses geschehen, war dadurch deren Glanz vermehrt. Selbst der kaiserliche Hof unterdrückte die Eifersucht, welche ihn zuweilen anwandelte, weil er gern sah, daß Friedrich I seine Kräfte für die Zwecke des Hauses Oesterreich verwendete.

Unter König Friedrich Wilhelm I wurde die Verwicklung der politischen Verhältnisse noch fühlbarer. Dieser Monarch hing treu an Kaiser und Reich; seine Redlichkeit und Gerechtigkeitsliebe erlaubte ihm nicht daran zu denken, die Pflichten, die er denselben schuldig war, zu verletzen. Aber es wurde ihm schwer, sich in untergeordnete Verhältnisse zu fügen, und sich den Unterschied der Rechte immer klar zu erhalten, mit denen er über die seiner alleinigen Herrschaft unterworfenen und die zum Reiche gehörigen Lande regierte. Er wollte mehr als bloßer Reichsstand seyn, aber es fehlte ihm die Entschlossenheit, sich als ganz selbstständigen Herrscher zu bewähren. Hiedurch kamen seine Handlungen zuweilen

weilen in Widerspruch mit einander, und er beging zu einer Zeit Dinge, die seinen Aeußerungen zu einer andern nicht gemäß waren. In Streitigkeiten mit andern Reichsständen wollte er es nicht auf den Spruch der Reichsgerichte ankommen lassen, sondern drohete seine Macht zu gebrauchen, um sich selbst Recht zu verschaffen; doch wurde diese Drohung gewöhnlich nicht erfüllt. In Reichskriegen wollte er die Truppen, welche er als Contingent zu stellen hatte, dem Wiener Hofe zugleich als dessen Alliirter anrechnen, und doch verlangte er für eben dieselben, in der Eigenschaft als Reichstruppen, von andern Ständen Verpflegung, und behandelte die Lande derer, welche diese weigerten, fast feindlich. Eben so weigerte er die Geldbeiträge, welche er zu den Reichslasten schuldig war. Alles dieses zog dem Könige Friedrich Wilhelm I im Reiche, und besonders am kaiserlichen Hofe, große Abneigung zu. Was aber diese ungemein vermehrte, war die offenbare Ungerechtigkeit und oft wirklich grausame Härte, mit welcher dieser König aus fremden Landen große Leute von jedem Stande mit Gewalt und List wegnehmen ließ und sie unter seinem Militair anstellte. Er kam hierüber mit fast allen seinen Nachbaren in oft sehr ernsthafte Streitigkeiten, und keine Vorstellungen konnten ihn über diesen Punkt von seinem Unrecht

recht überzeugen. Bey allem dem machte seine große Fürsorge für die Erhaltung seiner schönen Soldaten ihn doch äußerst behutsam, sich nicht in streitige Händel mit andern Staaten zu verwickeln, und wenn dieses wegen gewaltsamer Werbung oder anderer Dinge geschehen war, wandte er Alles, auch oft vieles Geld, an, um das Geschehene wieder gut zu machen. Solche bewiesene Schwäche mußte natürlich die Achtung anderer Staaten gegen ihn mindern. Friedrich Wilhelm I, obgleich im Besitz des geübtesten Heeres und eines wohlgefüllten Schatzes, mußte doch in seinen lezten Jahren erleben, daß auf seine Vorstellungen überall wenig gehört wurde; auch kleine Staaten begegneten ihm mit geringer Achtung, und der kaiserliche Hof beinahe mit Geringschätzung [6]). So vereinigten sich Oesterreich und Rußland über die Wiederbesetzung des polnischen Throns, als dieser durch

6) Friedrich II hat diese politische Lage seines Vaters im Anfange der Histoire de mon tems geschildert, so daß man erkennt, wie sehr er das Herabsetzende derselben gefühlt habe. Interessante Nachrichten über das Benehmen Königs Friedrich Wilhelm I findet man auch in dem Versuch einer Lebensbeschreibung des Feldmarschalls Grafen von Seckendorf, 1792, (gewesenen Gesandten bey König Friedrich Wilhelm I.) — S. über dieses unterrichtende Buch die Beil. N. 7. —

durch den Tod Königs August II erledigt wurde, ohne 1733
Friedrich Wilhelm, den diese Sache doch nahe anging, nur einige Kenntniß von ihren Absichten zu geben. Dieser König, obgleich er solches schmerzlich empfand, ließ sich dennoch bewegen, an dem wegen der polnischen Königswahl entstandenen Kriege für August III 7), Churfürsten von Sachsen, Theil zu nehmen, verhehlte aber nicht, daß er dessen Nebenbuhler Stanislaus Leszinsky 8) lieber den Besitz

7) Friedrich August III war geboren 1696. Um sich zum polnischen Thron fähig zu machen, ging er auf einer Reise in Italien 1712 zur katholischen Religion über. Durch den Wiener Frieden 1738 erhielt er wirklich die polnische Krone. Er war ein gutmüthiger, aber ungemein schwacher König, der seinem Minister, Grafen Brühl, Alles überließ. Durch Fehler seiner auswärtigen Politik, durch weit getriebene Verschwendung und schlechte Einrichtungen brachte dieser Minister über beide Lande, Sachsen und Polen, viel Unglück. August III starb 1763, und Graf Brühl bald nach ihm noch im selbigen Jahre.

8) Stanislaus Leszinsky, ein polnischer Edelmann, geboren 1677. Im J. 1704 wurde durch König Karls XII Gewalt, nach August II Entsetzung, seine Wahl zum König von Polen bewirkt und allgemein angekannt, jedoch schon 1709 wurde er wieder verdrängt. Er hielt sich dann in Zweybrücken und im Elsaß als Privatmann auf, und vermählte 1726 seine Tochter an Ludwig XV. Nach August II Tode 1733 wurde er von einer

ſiß des polniſchen Throns gegönnt hätte, deſſen Wahl auch der Staatsklugheit offenbar angemeſſener geweſen wäre. Am empfindlichſten aber wurde Friedrich Wilhelm vom kaiſerlichen Hofe in Rückſicht ſeiner Anſprüche auf die Jülich-Bergiſche Erbfolge beleidigt. Dieſe Anſprüche im Fall des damals nahe erwarteten Abſterbens des Churfürſten Karl Philipp von der Pfalz waren höchſt gerecht *). Kaiſer Karl VI erkannte ſie dafür und hatte dem preußiſchen Könige ſeine Unterſtüßung bei denſelben auf das bündigſte verſprochen, aber dennoch erfuhr lezterer, daß der Wiener Hof in geheimen Unterhandlungen mit dem franzöſiſchen ſich verbindlich gemacht habe,

---

einer Parthey in Polen wieder zum König gewählt, kam aber, da er von Frankreich nur ſchwach unterſtüzt wurde, nicht zum Beſiz, erhielt durch den Wiener Frieden 1738 die Herzogthümer Lothringen und Bar mit Bedingung, daß dieſe Lande nach ſeinem Tode an Frankreich fallen ſollten. Er war ein Herr von guten Einſichten, der Wiſſenſchaften und Künſte ſehr liebte, und bemühte ſich eifrig, ſeine Unterthanen glücklich zu machen. König Friedrich Wilhelm I ſchäzte ihn ſehr hoch, und Friedrich II ſchloß mit ihm noch als Kronprinz eine ſehr enge Freundſchaft, die auf Uebereinſtimmung der Geſinnungen beruhte, und bis an Stanislaus Tod währte, der 1766 im hohen Alter erfolgte.

*) Das Verhältniß derſelben iſt B. I. S. 67 angegeben.

habe, die reiche Erbschaft dem Hause Pfalz-Sulzbach zuzuwenden.

In dieser Lage der Dinge kam Friedrich II auf den Thron. Er fühlte lebhaft, daß es seine Hauptsorge seyn müsse, das unter dem Vater so tief herabgesunkene Ansehn des Staats herzustellen, und Europa zu beweisen, die vom Großvater erworbene Königswürde werde unter ihm kein leerer Titel seyn, sondern Preußens Platz unter den unabhängigen Mächten mit Würde und Nachdruck behauptet werden. Schon die ersten Schritte seiner Regierung bewiesen, wie sehr ihn dieser Gedanke beschäftige. Sie mußten sogar die Besorgniß erregen, daß Friedrich, wenn seine Rechte irgendwo in Deutschland verlezt würden, sich nicht in den Schranken eines Reichsstandes halten, und sich nicht begnügen werde, im verfassungsmäßigen Wege Genugthuung zu suchen, da er die mangelhafte Beschaffenheit dieses Weges durch die Erfahrungen, die sein Vater gemacht, kennen gelernt hatte. Schon im ersten Monat seiner Regierung erhielt Friedrich einen Anlaß, kund zu thun, welch Benehmen in Reichssachen von ihm zu erwarten sey. Die Grafschaft Hanau war dem Landgrafen von Hessencassel angefallen, aber der Churfürst von Mainz machte an einen Ort derselben, 1740 Jun.

ben, Rumpenheim, Anſpruch, und drohete dieſen mit Gewalt durchzuſetzen. Der Landgraf ſuchte hingegen bey dem Könige Schutz, und dieſer, obgleich die Sache ihn nicht anging, und er nicht befugt war, über das Recht der ſtreitenden Theile zu entſcheiden, erließ ein nachdrückliches Abmahnungs-Schreiben an den Churfürſt mit hinzugefügter Drohung, er werde die Vergewaltigung eines mit ihm durch Erbverbrüderung eng verbundenen Fürſten nicht zugeben, ſondern zu deren Abwehr Hülfe leiſten. Dieſes hatte die Folge, daß der Churfürſt von der gedroheten Gewaltthat abließ und die Irrung in Güte verglichen wurde. Wir müſſen jedoch hiebey bemerken, daß dieſer erſte Fall auch der einzige während der ganzen Regierung Friedrichs geweſen ſey, wo dieſer König ſich in deutſche Rechtsangelegenheiten gemiſcht hat, die ihn ſelbſt nicht angingen, oder an deren Schlichtung Antheil zu nehmen er nicht durch die Verfaſſung berufen war.

Ein zweiter bald hierauf folgender Vorfall betraf den König ſelbſt. Durch die oraniſche Erbſchaft war dem preußiſchen Hauſe eine Herrſchaft Herſtall, an der Maas, ohnweit Lüttich, zugefallen, über welche der Biſchof von Lüttich Lehnsherrlichkeit hatte, die jedoch von Brabant ſtreitig gemacht wurde,

de. Jener Bischof nahm auch einige Rechte der Landeshoheit in Anspruch. In dem Streite, welcher hieraus zwischen König Friedrich Wilhelm I kurz vor dessen Tode und dem lüttichschen Bischof entstanden war, wurde lezterer beschuldigt, auf die an ihn erlassenen Schreiben des Königs nicht geantwortet, und dessen an ihn abgeordneten Gesandten nicht die gebührende Achtung bewiesen zu haben. Der von einigen in Herstall angekommenen preußischen Werbern gegen lüttichsche Unterthanen ausgeübte Unfug machte die Verbitterung noch größer, und der Bischof wünschte sehr von der lästigen Nachbarschaft in irgend einer Art frey zu werden. Bey der preußischen Regierungs-Veränderung weigerten die Unterthanen von Herstall die Huldigung, und der Bischof wurde des Mitwissens und heimlicher Theilnahme beschuldigt. Friedrich forderte schleunige Genugthuung, 1740 Sept. und da diese nicht erfolgte, sandte er einige Truppen ins lüttichsche, die zwar strenge Mannszucht beobachteten, aber Verpflegung und Kriegssteuer forderten. Dieses eigenmächtige Verfahren war allerdings der Reichsverfassung nicht gemäß und machte großes Aufsehn. Der Bischof klagte über Landfriedensbruch, und Kaiser Karl VI brachte die Sache an den Reichstag. Dies war die lezte Handlung seiner kaiserlichen Regierung. Der König wartete den Erfolg der

Reichsberathungen nicht ab, ſondern beendigte den Streit dadurch, daß er die wegen Entlegenheit von ſeinen andern Landen ihm wenig wichtige Herrſchaft Herſtall dem Hochſtift Lüttich käuflich überließ.

Doch bald zeigte ſich eine größere Gelegenheit für Friedrich II, die Grundſätze zu beweiſen, welche er gegen andere Staaten in Abſicht ſeiner behaupteten Rechte zu befolgen entſchloſſen ſey. Das Haus Brandenburg hatte ſeit langer Zeit Anſprüche an einige ſchleſiſche Fürſtenthümer, die ihm vom Hauſe Oeſterreich gewaltſam vorenthalten wurden. Die Art, wie der Wiener Hof ſich hiebey, beſonders gegen den großen Churfürſten und deſſen Sohn König Friedrich I benommen hatte, gerade zu der Zeit, da dieſe beiden Fürſten ihm die nützlichſten Dienſte erwieſen, mußte nothwendig eine langdauernde Erbitterung hervorbringen. Friedrich I und Friedrich Wilhelm I hatten dieſelbe unterdrückt, aber von einem jungen lebhaften, die Ehre liebenden Fürſten konnte ein ſolches gegen ſeine Vorfahren verübtes Unrecht nicht leicht vergeſſen werden. Das Verhältniß dieſer Sache iſt folgendes [10]).

1)

10) Wir ſtellen daſſelbe mit Wahrheit und Unpartheilichkeit dar, obgleich wir wiſſen, daß jetzt Manche es mißbilligen,

1) Das ſchleſiſche Fürſtenthum Jägerndorf nebſt andern Herrſchaften war als böhmiſches Lehn von einer Nebenlinie des Hauſes Brandenburg beſeſſen, und nach deren Abgang, zu Anfang des ſiebenzehnten Jahrhunderts, an den Churfürſt Joachim Friedrich vererbt worden. Dieſer hinterließ Jägerndorf ſeinem zweiten Sohne Johann Georg mit dem ausdrücklichen Beding, daß, bey Abgang deſſen Mannsſtamms, dieſes Fürſtenthum

ligen, wenn an altes Unrecht erinnert wird, weil ſie ängſtlich beſorgt ſind, es möchte dadurch das zu unſerer Zeit glücklich beſtehende beſſere Verſtändniß geſtört werden. Wir theilen dieſe Beſorgniß nicht, ſo ſehr wir den Beweggrund derſelben ehren; wir halten vielmehr dafür, der Geſchichtsſchreiber handle wider ſeine Würde und Pflicht, wenn er, ſtatt ſeine alleinige Beſtimmung zu erfüllen, „das Geſchehene durchaus wahr „zu berichten,“ ſich zum Werkzeug der veränderlichen Politik des immer ſchnell vorübereilenden Augenblicks erniedrigt, und durch Verſchweigung und Entſtellung von Thatſachen alle Wirkung, welche die Geſchichte thun ſoll, und alles Lehrreiche, was ſie haben kann, vernichtet. Wir ſind überzeugt, daß erleuchtete Staatsmänner in Wien, ſo wie in Berlin, die Sache eben ſo betrachten, und zu viele Einſicht haben, um zu fürchten, ein auf Gerechtigkeit und wahre Staatsklugheit gegründetes politiſches Syſtem könne erſchüttert werden, wenn treu erzählt wird, daß in frühern Zeiten nach andern Grundſätzen gehandelt und dadurch Elend und Verderben über die Völker gebracht ſey.

wieder an die Churlinie zurückfallen solle. Markgraf Johann Georg erklärte sich während der böhmischen Unruhen für den Churfürsten Friedrich V von der Pfalz, und wurde deshalb, da dieser unterlag, von dem siegenden Könige von Böhmen, Kaiser Ferdinand II, in die Acht erklärt, auch für sich und seine Nachkommen des Lehns Jägerndorf beraubt. Dessen noch minderjähriger Sohn, Markgraf Ernst, konnte zum Wiederbesitz nicht gelangen, und nach dessen Tode wurde derselbe sogar dem Churfürst Friedrich Wilhelm beharrlich verweigert, so unstreitig auch sein Recht an dieses altväterliche Stammgut, und so unschuldig er an dem von seinem Lehnsvorfahr begangenen Fehler war. Alle Verdienste, welche der große Churfürst mit den größten Aufopferungen um den Wiener Hof erwarb, konnten nicht bewirken, daß derselbe ihm in dieser Sache hätte Gerechtigkeit widerfahren lassen.

2) Das altschlesische Fürstenhaus der Herzoge von Liegnitz, welches die Fürstenthümer Liegnitz Brieg und Wohlau nebst einigen andern Herrschaften als Lehne der Krone Böhmen besaß, hatte mit den
1537 Churhause Brandenburg eine Erbverbrüderung geschlossen, nach welcher jene Lande, im Fall des Erlöschens des liegnitzischen Mannsstammes, dem Churhaus

hause (so wie umgekehrt einige auch von Böhmen zu Lehn gehende Besitzungen des Churhauses im Fall dessen Abganges den Herzogen von Liegnitz) zufallen sollten. Diese Erbverbrüderung wurde jedoch vom Kaiser Ferdinand I, als König von Böhmen, auf eine dagegen angebrachte ganz unbegründete Klage der bey der Sache gar nicht interessirten Landstände von Böhmen cassirt, und der Herzog von Liegnitz gezwungen, derselben zu entsagen und die Original-Urkunde herauszugeben, worauf der Kaiser erklärte, daß nach Abgang der liegnitzischen Herzoge ihre Lande der Krone Böhmen anfallen sollten. Diese Handlung war offenbar widerrechtlich und gewaltsam, weil die Herzoge von Liegnitz ihre Lande der Krone Böhmen nur unter der ausdrücklichen Bedingung zu Lehn übertragen hatten, daß sie sich freie Disposition vorbehielten, dieselben zu jeder Zeit, unter Bedingung der Lehnseigenschaft, beim Leben oder auf den Todesfall, in jeder Art Andern zu überlassen oder zu veräußern. Das Churhaus Brandenburg erkannte also diese Vernichtung der Erbverbrüderung nicht an, sondern widersprach derselben, und behielt sich sein durch dieselbe erworbenes Recht ausdrücklich vor. In Gemäsheit solchen Rechts verlangte Churfürst Friedrich Wilhelm, als der liegnitzische Mannsstamm erloschen war, die Nachfolge in dessen Lan- 1675

den. Dieſe wurden aber vom Kaiſer Leopold I ſofort gewaltſam eingezogen und deren Herausgabe beharrlich verweigert. Man verſprach dem Churfürſten eine anderweitige Entſchädigung und erkannte durch dieſes Verſprechen das begangene Unrecht. Churfürſt Friedrich Wilhelm wollte ſich aber auf nichts einlaſſen, und weigerte ſtandhaft alle angebotene Abfindung mit Gelde. Endlich aber brachte es doch der Wiener Hof nach langen Unterhandlungen dahin, daß der Churfürſt ſeinen Rechten auf die ſchleſiſchen Fürſtenthümer entſagte, und dagegen den zwar dieſem Verluſt gar nicht gleichkommenden ſchwiebuſſer Kreis nebſt einigen ihm abgetretenen Geldforderungen
1686 zum Erſatz annahm. Während dieſer Unterhandlung wurde aber der Churprinz (nachher Churfürſt Friedrich III, oder als König Friedrich I) von dem kaiſerlichen Geſandten von Freitag durch ihm gemachte Vorſtellungen und Drohungen dahin gebracht, in einem geheimen, dem Vater nie bekannt gewordenen, Traktat zu verſprechen, daß er ſofort nach angetretener Regierung den ſeinem Vater abgetretenen ſchwiebuſſer Kreis wieder zurückgeben wolle.
1688 Wie dieſer Fall wirklich eintrat, machte Friedrich III das ihm insgeheim abgelockte Verſprechen [11]) ſeinen Mi-

11) Es war dem Churprinzen ausdrücklich zur Bedingung ge-

Ministern bekannt, welche der einstimmigen Meinung waren, daß ein solcher durch List und falsche Vorstellungen abgedrungener Vertrag durchaus keine rechtliche Kraft haben könne. Der Churfürst weigerte daher die Herausgabe des schwiebusser Kreises. Da aber vom kaiserlichen Hofe darauf bestanden und zuletzt mit Anwendung von Gewalt gedrohet wurde, gab er endlich denselben wieder zurück. Die von 1695
Friedrich Wilhelm eingegangene Entsagung der schlesischen Fürstenthümer wurde aber bey dieser Gelegenheit nicht erneuert, und die Rechte an dieselben traten also, nach Rückgabe des für sie angenommenen Ersatzes, offenbar wieder in ihre volle Kraft ein.

Auf diese Gründe stützte nun Friedrich II seine Forderungen, und gewiß wird Jeder, bey unpartheiischer Erwägung, dieselben höchst gerecht finden. So sehr es für die Ruhe der Völker zu wünschen wäre, daß ihre Herrscher den einmaligen Besitzstand gegenseitig als unverletzbar anerkennten, ohne die Art seiner Erwerbung, nach geraumer Zeit, neuer

gemacht, daß er den ihm geschehenen Antrag keinem der Räthe seines Vaters, auch nicht seinem Vertrauten, Baron von Dankelmann, entdecken und sich in dieser Sache durchaus keines Raths bedienen solle.

Unterſuchung zu unterwerfen; ſo kann dies doch nicht geſchehen, ſo lange deshalb nichts durch Verträge ausgemacht, und nicht, wie es unter Privatperſonen der Fall iſt, auch unter Staaten ein Zeitpunkt der Verjährung beſteht, über welchen hinaus keine Wiedereinſetzung in einen mit Unrecht entriſſenen Beſitz gefordert werden ſolle. So lange hierüber nicht allgemein gültige Verträge zwiſchen den Völkern beſtehn, wird gegen eine Gewaltthat, die ſich noch im friſchen Andenken erhalten hat, die Herſtellung in den vorigen Stand immer verlangt und wohl gar erzwungen werden, ſobald ſich die Gelegenheit dazu günſtig erweiſet. Dieſes war nicht nur jezt der Fall, ſondern die vorhandenen Umſtände ſchienen ſogar dringend aufzufordern. An die öſterreichiſche Erbfolge wurden jezt von mehrern Seiten Anſprüche erhoben, und bey der Ungewißheit des endlichen Erfolgs des deshalb entſtandenen Streits mußte Friedrich fürchten, dieſe ihm angeſtammten Rechte für ſich und ſeine Nachkommen für immer zu verlieren, wenn er jezt dieſelben gar nicht in Anregung bringen wollte. Er entſchloß ſich hierzu mit großer Schnelle. Von dem Augenblick an, da er Kaiſers Karl VI Tod erfuhr, machte er Rüſtungen, welche einen vorhabenden Angriff andeuteten und allgemeine Aufmerkſamkeit erregten. An die ſchleſiſchen Anſprüche dachte zunächſt wohl Niemand.

1740 d. 20ten Octbr.

Die

Die meisten Höfe vermutheten, der König setze sich in Bewegung, um sogleich nach erfolgtem Tode des bejahrten Churfürsten von der Pfalz, Jülich und Berg in Besitz zu nehmen, und Friedrich bestärkte selbst dadurch diese Vermuthung, daß er die nach diesen Landen führenden Wege ausbessern ließ und den Truppen Marschordre's in jener Richtung ertheilte, die bald nachher zurückgenommen wurden. Aber plötzlich rückte er, mitten im Winter, mit einem bedeutenden Corps in Schlesien ein. Die wenigen in diesem Lande zerstreut liegenden österreichischen Truppen vermogten keinen Widerstand zu thun. Binnen einigen Wochen war Friedrich im Besitz der Hauptstadt und der festen Plätze. Erst in demselben Augenblick, wie er Berlin verließ, sandte er einen außerordentlichen Abgeordneten, den Grafen von Gotter, nach Wien, und ließ der Königin von Ungarn den Abschluß einer Allianz antragen, der die Seemächte und Rußland beitreten könnten. Er versprach, wenn sie hierauf eingehe, die Erbfolge der Königin in allen nachgelassenen deutschen Staaten ihres Vaters mit allen seinen Kräften gegen jeden Angriff zu vertheidigen, überdem sie mit sogleich herzugebenden zwey Millionen Gulden zu unterstützen, auch die Kaiserwahl ihres Gemahls, des Großherzogs Franz von Toskana, kräftig zu befördern. Für

1740 d. 13ten Decbr.

alle

alle dieſe Aufopferungen, und zugleich für ſeine Anſprüche auf die vier Fürſtenthümer und zum Erſatz des ſeinen Vorfahren ſo lange entzogenen Genuſſes derſelben, verlangte der König die Abtretung von ganz Schleſien, gab indeß bald zu erkennen, er werde ſich auch mit einem Theile begnügen.

Dieſe troßige und in ganz ungewohnter Art gemachte, zugleich mit dem wirklichen Angriff auf Schleſien verbundene Forderung konnte in Wien keinen andern als ſehr üblen Eindruck machen. Man hatte daſelbſt das Einrücken der Truppen in Schleſien ſchon vor der Ankunft des Geſandten erfahren. Die edle junge Königin fand ſich durch dieſes Benehmen empfindlich beleidigt. Der König von Preußen, wenn gleich er ein wohlgerüſtetes Heer und eine wohlgefüllte Schatzkammer beſaß, ſchien dadurch keineswegs zu einem ſolchen Ton, als er ſich erlaubte, gegen eine große und alte Macht berechtigt, die zwar in dieſem Augenblick bedrängt, aber doch immer durch den Umfang ihrer Beſitzungen und durch ihre ſeit Jahrhunderten bewährte Kraft, ſehr bedeutend, und deren Aufrechthaltung für das allgemeine politiſche Syſtem wichtig war. Mit Recht konnte man in Wien erwarten, dieſe Betrachtung werde allgemein Theilnahme und Beiſtand aufregen; da-

dagegen mußte Maria Thereſia fürchten, daß ſie in der Achtung anderer Staaten ſinken und noch mehr Angreifer ermuntern werde, wenn ſie ſogleich der erſten gegen ſie verſuchten Drohung nachgeben und mit Abtretung eines Theils ihrer Lande den angebotenen Schutz zur Behauptung der übrigen erkaufen wollte. Wenn gleich der nachherige Erfolg dem öſterreichiſchen ſo wie dem preußiſchen Patrioten den Wunſch abdringen muß, daß Oeſterreich und Preußen ſich damals verglichen hätten; ſo verdienen doch die Rathgeber der jungen Königin nicht Tadel, wenn ſie derſelben jene Betrachtungen vorhielten, und ſie dadurch in dem Vorſatz beſtärkten, den edle Ehrliebe ihr eingab. Die Forderung Friedrichs wurde abgewieſen und Alles angewandt, um ſeinem Einfalle zu widerſtehen. Indeß begünſtigte das Glück den kühnen Angreifer. Die erſte Schlacht bey Molwitz fiel zu ſeinem Vortheil aus. In einigen Monaten befand er ſich in dem Beſitz von faſt ganz Schleſien, und konnte ſeine zurückweichenden Gegner bis nach Mähren verfolgen. 1741 d. 10ten April.

So gegründet die Anſprüche Friedrichs auch waren, ſo läßt ſich doch nicht zweifeln, daß weniger deren rechtliches Gewicht, als ſeine ehrgeizige Begierde, durch eine glänzende Unternehmung den Anfang ſeiner

seiner Regierung zu verherrlichen, das herabgesunkene Ansehn des Staats zu heben und eine günstige Gelegenheit zu benutzen, um auf Kosten eines bedrängten Nachbars (und zwar gerade dessen, der seine Vorfahren oft gedrückt hatte) sich zu vergrößern, — die wirklichen Beweggründe waren, welche Friedrich zu diesem unerwarteten Angriff veranlaßten. Er verhehlt dieses selbst nicht, sowohl in seinen Geschichtsbüchern [12]), als in den Briefen an seine Vertrauten. Er erklärt es in den leztern selbst für eine Thorheit, daß er durch die Begierde, seinen Namen zunächst in den Zeitungen und später in der Geschichte glänzen zu sehen, sich habe hinreißen lassen, die schöne Ruhe, deren er genießen konnte, gegen die Unruhen und Sorgen eines ungewissen Krieges aufzuopfern [13]).

Friedrich verkannte nicht die Mislichkeit der Unternehmung, die er durch den Angriff einer so überlegenen Macht wagte, welche zwar im ersten Augenblicke überrascht werden, aber die in kurzer Zeit seinen schön gepuzten, aber nur auf Wachtparaden geüb-

12) S. Histoire de mon tems chap. 8.

13) Am stärksten drückt er sich hierüber in den Briefen an Jordan aus. S. Beilage M. VII, 1.

geübten Soldaten ein Heer von Kriegern entgegensetzen konnte, die unter erfahrnen Feldherren die Uebung des großen Krieges erworben hatten [14]); einer Macht, deren Erhaltung für das allgemeine Interesse wichtig war, und die auf den Beistand anderer Mächte gewiß rechnen durfte, wäre er auch nicht durch derselben Garantie der pragmatischen Sanktion Kaisers Karl VI versprochen gewesen. So glänzenden Ruhm Friedrich hoffen konnte, wenn sein Unternehmen gelang, so war auch, im Fall des Gegentheils, eine Erniedrigung, von der er vielleicht nicht sich erheben würde, unfehlbar, und er würde alsdann den Vorwurf sich haben machen müssen, ein solches Unglück sich und seinen Ländern durch seine verwegene Unternehmung zugezogen zu haben. Wahrscheinlich hätten diese Gründe zulezt das Uebergewicht behalten, hätte Friedrich zu überlegen mehr Zeit genommen, und auf seine erfahrnen Feldherrn und

14) Der auf das erste Gerücht von Friedrichs Absichten von der Königin von Ungarn zur Ausgleichung der Irrung nach Berlin gesandte Marquis de Botta sagte zum Könige: „Sire, vos troupes sont belles, „j'en conviens; les nôtres n'ont pas cette ap„parence, mais elles ont vu le loup; pensez, „je vous en conjure, à ce que vous allez entre„prendre."

und Minister gehört, die den Angriff widerriethen. Aber die jugendliche Leidenschaft hörte nicht auf die Warnungen des eignen Nachdenkens und fremder Erfahrung. Dieses verdient allerdings Tadel, und noch jezt muß gewünscht werden, Friedrich hätte seine Ansprüche auf eine weniger rasche und herausfordernde Art geltend gemacht, dagegen versucht, auf eine gütliche Weise deren Anerkennung und billige Genugthuung wegen seiner gerechten Forderungen vom Wiener Hofe zu erhalten, welches zu bewirken einer geschickt geführten Unterhandlung zwar schwer, doch wahrscheinlich nicht unmöglich gewesen seyn möchte 15).

Doch

15) Wir gründen diese unsere Vermuthung vornämlich darauf, daß König Georg II von England das größte Interesse dabey hatte, den Angriff des Königs von Preußen abzuhalten, damit Maria Theresia nicht geschwächt werde, sondern im Stande sey, ihren übrigen Gegnern desto kräftiger zu widerstehen. Die Vorstellungen des brittischen Monarchen hätten wahrscheinlich den Wiener Hof gleich anfangs zur Nachgiebigkeit und einigen Aufopferungen eben so gut bewogen, wie sie nachher den Breslauer Frieden bewirkten, durch den weit mehr abgetreten werden mußte, als das, womit Friedrich anfangs sich begnügt haben würde.

Doch wenn dieser Angriff und die Art, wie er gemacht wurde, das Wohl des Staats großen Gefahren aussezte und deshalb misbilligt werden muß; so müssen wir dagegen die Stärke des Charakters bewundern, mit welcher Friedrich seiner Leidenschaft schon bald Gränzen zu seßen wußte, und sich durch das glänzende Glück, das ihn begünstigte, nicht hinreißen ließ, ein Eroberer zu werden. Gewiß war die Versuchung hierzu sehr reizend. Binnen wenigen Wochen hatte er eine ganze Provinz erobert, deren Bewohner, wenigstens einem großen Theile nach, sich seiner Herrschaft gern zu unterwerfen schienen [16]). Seine Truppen hatten Beweise von Tapferkeit und Muth gegeben, die kaum erwartet werden konnten, und einen Gegner besiegt, der längst im Besiz eines großen

16) Von den Protestanten in Schlesien, deren Zahl etwas über die Hälfte aller Einwohner ausmachte, war dieses vorzüglich der Fall. Friedrich ließ sie die vollkommenste Religionsfreiheit und ganz gleichen Genuß aller bürgerlichen Rechte hoffen, deren sie bisher beraubt und mit Härte behandelt waren. Aber er gestattete ihnen keine Vorzüge vor den Katholiken, und beruhigte diese gegen alle Besorgniß, daß die Verfolgung, welche sie bisher geübt, ihnen jezt vergolten werden möchte. Dieses machte ihm auch die Katholiken, besonders die Geistlichkeit, deren Vorrechte ganz ungekränkt blieben, geneigt.

großen Kriegsruhms war, und der auch jezt es nicht an tapferm Widerstande hatte fehlen lassen. Dieser glückliche Erfolg gab dem jungen Könige großes Ansehn. In allen Kabinetten wurde erkannt, daß der künftige Zustand der Dinge sich zum Theil nach den Entschließungen Friedrichs gestalten werde. Sezte er seine Unternehmungen mit dem bisher erfahrnen Glücke und mit bisheriger Kühnheit fort, so war gar nicht unwahrscheinlich, daß er die Hauptstadt Wien erreichen, und dort als Sieger werde bestimmen können, welche Theile der österreichischen Monarchie Maria Theresia verbleiben, und welche an Andere kommen sollten. Fast alle Höfe wetteiferten deshalb, den König ihren Absichten geneigt zu machen. Sein Hauptquartier wurde von ihren Gesandten [17]) häufig besucht, und war der glänzende Siß der wichtigsten, von allen Seiten mit Eifer betriebenen Unterhandlungen.

Friedrich hatte den Krieg unternommen, ohne irgend einen Bundesgenossen zu haben. Dies verdient

17) Französische, spanische, englische, hannöversche, holländische, bayersche, sächsische und vielleicht noch mehrere Gesandte befanden sich in demselben zu gleicher Zeit, und der König hatte seinen Kabinets-Minister, Grafen von Podewils, immer bey sich.

dient nicht Tadel; es war keine Uebereilung, sondern eine wohlüberlegte, den damaligen Verhältnissen vollkommen angemessene Staatsklugheit. Wenn er einmal sich entschlossen hatte, seine Ansprüche mit Gewalt durchzusetzen, so waren schnellste Benutzung der Zeit und, ehe er handelte, möglichst lange erhaltenes Geheimniß seiner Absichten durchaus nothwendig, um die gewagte Sache gelingen zu machen. Jede vorgängige Unterhandlung mit fremden Mächten aber würde Zeit gekostet und das Vorhaben in einem weitern Kreise bekannt gemacht haben. Auch würde der König bey jedem Bündniß, das er hätte eingehen können, sich darüber, wie weit er seine Forderungen treiben wolle? haben erklären und vielleicht binden müssen. Die Zusicherung eines fremden Beistandes würde er auch nicht erhalten haben, ohne seiner Seits sich gleichfalls zur Beförderung der Zwecke Anderer verbindlich zu machen. Jede Beschränkung und Verwickelung in fremde Entwürfe wollte er, nach sehr richtiger Ueberlegung, vermeiden. Ging er gar keine Verbindung mit einer fremden Macht ein, so blieb es ganz in seiner Gewalt, seine Absichten zu verfolgen oder über dieselben sich zu vergleichen, wie er es, nach Lage der sich ergebenden Umstände, für sich selbst am rathsamsten fand. Daß es ihm auch ohne Traktaten an Beistand nicht fehlen

werde, war voraus zu sehen. Die verschiedenen Mächte, welche die österreichische Erbfolge von allen Seiten in Anspruch nahmen, mußten Friedrichs Angriff der Königin von Ungarn gern sehn und denselben begünstigen, weil dadurch der Erfolg ihrer eignen Unternehmungen befördert wurde. Frankreich war diejenige Macht, welche, ohne selbst Ansprüche zu machen, von den entstandenen Irrungen die größten Vortheile und das entschiedene Uebergewicht in Europa zu erhalten hoffte, das seit Jahrhunderten das ununterbrochen angestrebte Ziel der französischen Politik und der Gegenstand des Kampfes mit dem nun erloschenen Hause Habsburg gewesen war. Die Lande dieses leztern sollten, nach dem Entwurfe des französischen Kabinets, unter mehrere Souverains vertheilt werden, deren keiner mächtig genug würde, um die Ansprüche auf den ersten Platz unter den europäischen Mächten erneuern zu können, die vielmehr, bald unter sich entzweit, gezwungen seyn würden, bey ihren Irrungen das schiedsrichterliche Amt Frankreichs anzuerkennen. Der alte Kardinal Fleury [18]), der damals Frankreich unter dem Namen

18) Dieser merkwürdige Mann hatte das seltene Schicksal, daß er in dem Lebensalter, worin die meisten Menschen es für hohe Zeit halten, sich aus den Geschäften her-

men Königs Ludwig XV regierte, hatte diesen Plan nicht erfunden, aber ihn genehmigt, und er schmeichelte sich mit der Hoffnung, dessen Zweck zu erreichen,

herauszuziehen, in dieselben eingetreten war. 1726 in seinem 73sten Jahre wurde er Premier-Minister, und behauptete sich unter dem schwachen König Ludwig XV ohne Wanken in diesem Posten siebenzehn Jahre bis an seinen Tod, der 1743 in seinem 90sten Jahre erfolgte. Ohne großes Genie und ohne glänzende Eigenschaften erhielt er die Ruhe von Frankreich und von ganz Europa. Der französische Hof war unter Fleury nicht gefürchtet noch gehaßt, wie unter Ludwig XIV, aber sehr geachtet und von bedeutenderm Einfluß, wie vielleicht in irgend einer Periode jenes Monarchen. Diese Achtung war auf die Ueberzeugung von der Mäßigung und Uneigennützigkeit der redlichen Politik des Kardinals gegründet, Tugenden, die er wirklich besaß, die ihn aber nicht hinderten, mit Geschicklichkeit jede Gelegenheit, die sich darbot, zum Besten seines Staats zu benutzen und demselben durch den Erwerb von Lothringen die schönste innere Ausrundung zu verschaffen, die ihm bis dahin noch fehlte. Er hatte seinen König erzogen, und so lange er lebte, behielt er das Ansehn eines Vaters über ihn, indem er dessen Leidenschaften zwar etwas mehr begünstigte, als strenge Richter es vielleicht billigen konnten, aber sie zugleich leitete und dadurch große Fehler verhütete. Er nahm dem König die Mühe des Selbstregierens ganz ab, ohne daß dadurch dessen Ansehn zu sehr verlor. Wie er gestorben war, zeigte Ludwig XV diesen Todesfall andern Höfen in solcher Art an, als wenn er nun erst selbst die Regierung angetreten habe.

ohne daß Frankreich selbst am Kriege Theil nähme [19]). Der Hauptleiter der großen Geschäfte war damals der Marschall von Belleisle [20]), ein Mann von vielen Fähigkeiten, großem Ehrgeiz und unglaublicher Thätigkeit, dessen Plane nur deshalb scheiterten, weil es ihm an Feldherrn-Talenten fehlte, und weil er die verschiedenen Mächte, durch deren Kräfte er mehr, als durch Frankreichs eigne, seine Zwecke zu erreichen hoffte, nicht mit gehöriger Achtung und Schonung behandelte und nicht sie gehörig zu leiten verstand.

Um seinen Plan zu erreichen, begünstigte Frankreich, das die pragmatische Sanktion Kaiser Karls VI garantirt hatte, Alle, die auf die österreichische Erbfolge, aus welchem Grunde es seyn mochte, Anspruch machten, obgleich ihre Forderungen mit einander

19) Obgleich schon seit dem Feldzuge von 1741 dem Churfürsten von Bayern französische Hülfstruppen gesandt waren, wurde der Krieg doch erst nach des Kardinals Tode erklärt.

20) Er stammte aus einer berühmten Familie, wurde nach der Kriegsminister, und hatte besonders nach Fleury's Tode großen Einfluß. Verzehrt durch Kummer, welchen die unglückliche Wendung des siebenjährigen Krieges ihm machte, ist er 1761 gestorben.

ander in offenbarem Widerspruch waren, und eine die andere aufhob [21]). Nach dem Entwurf des französischen Kabinets sollte Maria Theresia Ungarn, Niederösterreich, Steiermark, Krain und Kärnthen behalten; dem Churfürsten von Bayern sollte Böhmen, Oberösterreich, Tyrol und Breisgau zufallen, auch war ihm die deutsche Kaiserwürde bestimmt; der Churfürst von Sachsen sollte Mähren und Oberschlesien nebst dem Königstitel, der König von Preußen aber Niederschlesien bekommen. Die italie-

21) Der Churfürst von Bayern gründete sein Recht der Nachfolge in sämmtlichen Erblanden auf ein Testament Kaisers Ferdinand I, von dem er in weiblicher Linie abstammte; der Churfürst von Sachsen machte im Namen seiner Gemahlin, ältesten Tochter Kaisers Joseph I, einen Anspruch auf alle Erblande, der wohl der gerechteste von allen war, weil ebengenannter Kaiser mit seinem Bruder, nachher Kaiser Karl VI, nach dem Wunsche ihres Vaters, Kaiser Leopold I, und unter dessen Augen im Jahr 1703 einen Erbvertrag geschlossen hatte, dem gemäß, in Fall der Mannsstamm beider Brüder erlöschen würde, die Töchter derselben, und zwar zuerst die josephinischen, erben sollten; König Philipp der V von Spanien trat sogar als weiblicher Nachkomme der 1700 ausgestorbenen österreichischen Linie auf, die in Spanien geherrscht hatte, und seine oder vielmehr seiner Gemahlin Elisabeth von Parma wahre Absicht ging nur dahin, Besitzungen in Italien für ihre Kinder zu erhalten. Der König von Sardinien nahm nur Mayland in Anspruch.

niſchen Provinzen ſollten entweder der Krone Spanien, oder ſpaniſchen Infanten zugetheilt werden, auch in ihnen der König von Sardinien eine Abfindung erhalten. Den Erwerb der Niederlande (des Ganzen oder wenigſtens eines Theils) behielt der franzöſiſche Hof ſich wahrſcheinlich ſelbſt bevor, vermied aber darüber eine offne Aeußerung [22]). Friedrich war weit entfernt, einen ſolchen Theilungsentwurf zu billigen und ſeine Kräfte für Frankreichs Zweck aufopfern zu wollen, deſſen Gefährlichkeit für die Freiheit von Europa er ſehr wohl einſah. Er verkannte beſonders nicht, in welchem hülfsloſen Zuſtande Deutſchland ſeyn würde, wenn in demſelben keine bedeutende Macht übrig bliebe, die dem immer weiter gehenden franzöſiſchen Ehrgeiz entgegen träte. Er wünſchte deshalb keinesweges die gänzliche Unterdrückung oder auch nur die ſehr merkliche Schwächung von Oeſterreich. Denn unmöglich konnte ſeiner Einſicht entgehen, daß, wenn Oeſterreich zerſplittert würde, für ihn nur die Wahl übrig bleiben werde, entweder der gänzlichen Unterjochung Deutſchlands zuzuſehen, oder für deſſen Erhaltung einen beſtändigen

22) Man hat behauptet, Maria Thereſia ſelbſt ſey zur Abtretung der Niederlande nicht ungeneigt geweſen, wenn dagegen Frankreich aufhöre, den Churfürſten von Bayern und andere Gegner zu unterſtützen.

gen Kampf mit Frankreich zu führen, einen Kampf, der aus vielen Gründen für Preußen ungleich schwieriger und erschöpfender seyn mußte, als es ein Krieg mit Oesterreich je werden konnte.

Unter diesen Umständen zauderte Friedrich so lange als möglich, ehe er sich mit Frankreich und Bayern fest verband, und es ist bis jezt noch nicht bekannt, auf welche Bedingungen es endlich wirklich geschehen sey [33]). Noch lange unterhielt Friedrich

33) Der deßhalb abgeschlossene Traktat ist nie öffentlich bekannt geworden. J. J. Moser (im Versuch des neuesten europäischen Völkerrechts VIII. S. 76) und nach ihm von Martens (im Guide Diplomatique I. pag. 163) und de Flassan (in Histoire de la Diplomatie française Tom. V. p. 503) sagen zwar, ein solcher Traktat sey am 1sten November 1741 abgeschlossen, aber ohne den Ort anzuzeigen, wo dieses geschehen sey, noch die Quelle ihrer Nachricht nachzuweisen. Das angegebene Datum muß auch unrichtig seyn, denn Friedrich erzählt selbst (s. Oeuv. posth. édition de Berlin Tom. I. pag. 170), daß schon bald nach der Schlacht bey Molwitz in seinem Hauptquartier vom Marschall Belleisle ein Traktat entworfen wurde, der aber nicht unterzeichnet sey. Aus dem dort Angeführten erhellet nicht, welche Theilung der österreichischen Erblande zu unterstützen der König sich habe verpflichten, und welche Bedingungen für sich er dabey habe

die Hoffnung, ſich mit dem Wiener Hofe vergleichen zu können, und würde es gewiß auf die billigſten Bedingungen gethan haben. Seine Verſicherung, daß, wenn ihm von der Königin von Ungarn nur das Fürſtenthum Glogau geboten wäre, er daſſelbe gern als Befriedigung für alle ſeine Anſprüche angenommen, und ſich dagegen verpflichtet haben würde, Maria Thereſia gegen alle Angriffe mit ſeiner ganzen Macht zu vertheidigen, verdient gewiß allen Glauben. Er blieb noch lange unentſchieden, ob er dem Großherzoge von Toskana, oder dem Churfürſten von Bayern ſeine Churſtimme zur Kaiſerwahl geben wolle. Als er endlich ſich für Lezteres entſchloß,

---

habe machen wollen. Doch iſt wahrſcheinlich, daß er einen Theil der Anſprüche des Churfürſten von Bayern anerkannt und deſſen Kaiſerwahl zu befördern verſprochen habe. Auch Flaſſan (ſ. Hist. de la Diplom. franç. Tom. V. p. 81) giebt nicht mehr Licht über dieſen Gegenſtand, beſtätigt aber, daß Belleisle's Entwurf nicht unterzeichnet ſey, weil Friedrich ſich noch mehr Zeit zum Ueberlegen habe nehmen wollen. Auch der erſte Traktat, den Frankreich mit Bayern am 18ten May 1741 zu Nymphenburg geſchloſſen haben und dem Preußen nachher beigetreten ſeyn ſoll, iſt nicht bekannt geworden, ſondern es ſind nur Auszüge deſſelben ins Publikum gekommen, deren Aechtheit widerſprochen iſt, die aber doch wohl richtig ſeyn mögen, wenigſtens in der Hauptſache.

schloß, war die Wahl Kaisers Karl VII davon die baldige Folge. Die klägliche Abhängigkeit, in welche dieses Oberhaupt des deutschen Reichs versank, war für jeden ein belehrendes und tiefkränkendes Bild des Zustandes, welcher Deutschland durch Frankreichs entschiedenes Uebergewicht bereitet werden sollte. Friedrich stand dem neuen Kaiser mit seiner Macht und gewiß gutem Rath redlich bey. Aber es fehlte diesem Monarchen sowohl an Einsicht als an Charakter. Er befolgte nicht Friedrichs Rath, sah zu sehr auf Frankreich und stürzte sich immer mehr ins Verderben. 1742 d. 24ten Jan.

Der Krieg wurde überhaupt von Friedrichs Bundesgenossen so schlecht geführt, daß Maria Theresia durch den patriotischen Muth ihrer braven Ungarn und anderer Unterthanen, so wie durch Englands Unterstützung bald im Stande war, kräftigen Widerstand zu thun; nur gegen Friedrich kämpfte sie unglücklich. Dieser mußte aber auch fast allein die Last des Krieges tragen, und da er von seinen Bundesgenossen mehr gehindert als unterstützt wurde, auch erfuhr, daß Frankreich insgeheim mit dem Wiener Hofe unterhandle, und seine Aufopferung Bedingung des Vergleichs seyn werde, überdem der vom Vater hinterlassene Schatz erschöpft war, und

andere

andere Hülfsquellen fehlten; so mußte Friedrich natürlich zum Frieden bereit seyn, sobald Maria Theresia durch Englands dringende Vorstellung endlich überzeugt wurde, daß ein Vergleich mit Friedrich, obgleich nunmehro auf nachtheiligere Bedingungen, als früher zu erhalten gewesen, das unstreitig sicherste Mittel sey, ihre ungünstige Lage zu verbessern. Nachdem alle anderen Anerbietungen von Friedrich abgeschlagen waren, erbot sie sich zu der Abtretung von Nieder- und Oberschlesien (nur mit Ausnahme einiger an Mähren gränzender oder in dieses Land sich hineinziehender Theile) und der Grafschaft Glatz. Hiedurch wurden alle Zwecke, die der König durch den Krieg angestrebt hatte, völlig erreicht, und achtzehn Monate nach dessen Anfang 1742 d. 11ten Jun. wurden auf diese Bedingungen zu Breslau die Präd. 28sten liminarien, und einige Wochen später zu Berlin der Definitivfriede abgeschlossen [24]). Jul.

Friedrich ist getadelt worden, sowohl weil er durch diesen Frieden seine Bundesgenossen verlassen habe, als auch, weil es, wie viele glaubten, der Staatsklugheit gemäßer gewesen wäre, das Haus Oester-

24) S. dieselben in Wenck Codex jur. gent. recent. T. I. p. 734 seq.

Oesterreich, nachdem es einmal so empfindlich beleidigt war, noch mehr zu schwächen und wo möglich ihm die Kräfte zu nehmen, durch seine Versuche, das Verlorne wieder zu gewinnen, des Königs Regierung so oft zu beunruhigen, wie es wirklich geschehen ist, und wie es mit Wahrscheinlichkeit vorausgesehen werden konnte.

Gegen beide Vorwürfe scheint uns Friedrich gerechtfertigt werden zu müssen, wenn man sich in seine damalige Lage versezt. Er wußte, daß seine Bundesgenossen keinen guten Willen gegen ihn hatten. Frankreich ging damit um, durch die Aufopferung Friedrichs die Nachgiebigkeit der Königin von Ungarn in Absicht anderer Punkte zu bewirken. Sachsen wurde unter einem schwachen Regenten durch einen Minister, den Grafen Brühl, regiert, der aus elenden persönlichen Rücksichten dem Interesse des Wiener Hofes ergeben und Friedrich durchaus abgeneigt war. Kann man es diesem verargen, daß er dem, was von solchen Gesinnungen zu erwarten war, zuvorkam, und einen Frieden einging, der ihm Alles und mehr gewährte, als er durch den auf eigne Gefahr gewagten Krieg angesprochen hatte? Bis zu welchem Ziel sollte er diesen Krieg fortsetzen, wenn er ihn jezt nicht endigen wollte? Auf Böhmen

und

und Mähren hatte er keine Ansprüche, als die der Eroberung, und diese wollte er nicht machen. Er war durch das Glück seiner Waffen keinesweges gereizt, nach immer weiter gehender und endlich gränzenloser Vergrößerung zu streben. Wir können ihm diese Selbstbeherrschung mit Recht als Weisheit anrechnen, und sie als Folge seines reifen Nachdenkens über die Unbeständigkeit aller menschlichen Dinge betrachten, obgleich auch schon die Staatsklugheit ihm Mäßigung empfehlen mußte. Denn diese mitten im berauschenden Glück zu hören, ist groß. Durch weiter gehende Forderungen würde Friedrich sich unfehlbar mit seinen Bundesgenossen entzweiet haben, welche auf die verschiedenen österreichischen Erblande Ansprüche machten, und deren Eifersucht gegen ihn schon gereizt genug war. Er hätte also den Krieg unter den ungünstigsten Umständen fortführen, und sich allen Gefahren eines sehr möglichen Misgeschicks aussetzen müssen, ohne dabey etwas Anderes zu beabsichtigen, als das Haus Oesterreich überhaupt zu schwächen. Aber solches war unmöglich, ohne zugleich Frankreichs Uebermacht zu fördern, und dieses konnte Friedrichs Zweck nicht seyn. Er mußte wollen, daß Oesterreich zwar keine übermächtige, Deutschland unterdrückende, aber doch immer eine bedeutende Macht bleibe. Eben so mußte er wünschen, daß die Kaiser-

ſerwahl Karls VII in Achtung erhalten und Bayern nicht unterdrückt werde, aber auch nicht einen zu anſehnlichen Zuwachs erhalte, weil bey der einmal beſtehenden engen Verbindung dieſes Staats mit Frankreich die größere Abhängigkeit Deutſchlands hievon die Folge geweſen ſeyn würde.

So war alſo ein Friede, durch welchen Friedrich dem Kriege gegen Oeſterreich entſagte, aber ſich durchaus nicht bewegen ließ, wie es England angelegentlich wünſchte, gegen deſſen Feinde einen neuen zu beginnen, unſtreitig der weiſeſte Entſchluß in ſeiner Lage! Er konnte hoffen, daß Oeſterreich, wenn es den Kampf mit bisheriger Kraft fortſezte und von England unterſtüzt würde, ſich behaupten, wenigſtens nicht ſehr werde geſchwächt werden. Auch Bayern, durfte er hoffen, werde nicht unterdrückt werden, wenn der franzöſiſche Hof nunmehro, wie es wahrſcheinlich war, mehr Ernſt ihm beizuſtehn, als bisher, beweiſen würde. Sachſens Vergrößerung konnte Friedrich aus keinem Grunde wünſchen, doch ſchloß er daſſelbe, ſo wenig es die von Brühl gegen ihn bewieſene Feindſeligkeit verdient hatte, in ſeinen Frieden mit ein.

Der Vorwurf, daß Friedrich ſeine Bundesgenoſſen verlaſſen habe, iſt um ſo ungerechter, da, wie

bereits erwähnt ist, die Verbindungen, welche er mit ihnen eingegangen, nicht einmal bekannt sind, und so viel gewiß ist, daß diese Bundesgenossen ihm mehr lästig und hinderlich, als nützlich waren. Friedrich erhielt Schlesien und Glatz als ganz unabhängige Lande, befreiet von allen bisher bestandenen Verbindlichkeiten derselben gegen die Krone Böhmen. Dieser wichtige Erwerb wurde noch bedeutender, weil der König sich sogleich mit größtem Eifer bemühte, das neue Land durch weise Einrichtungen in eine bessere Aufnahme zu bringen, die Quellen von Wohlstand und Reichthum in selbigem auf alle Art zu vermehren, und die neuen Unterthanen seiner Herrschaft geneigt zu machen. Die Bemühungen, welche Friedrich deshalb anwandte, waren nicht umsonst. Schlesien erhielt nach kurzer Zeit für Preußen einen weit höhern Werth, als es ihn für das Erzhaus je gehabt hatte.

Aber wenn Friedrich durch diese neue Besitzung mächtiger und im europäischen Staatensystem bedeutender wurde; so war auch eben dadurch seine Lage ungleich schwieriger geworden, und es bedurfte einer noch größern Aufmerksamkeit und Anstrengung, als zuvor, um gegen jeden fremden Angriff sich zu behaupten. Die Thätigkeit und überraschende Schnelle, mit

mit welcher Friedrich einen ererbten Anspruch geltend gemacht, den dazu gelegensten Augenblick glücklich bemerkt und ihn genuzt hatte, sich auf Kosten eines bedrängten Nachbars zu vergrößern, die Kühnheit seines Angriffs, ohne sich deshalb mit andern Mächten zu bereden, die Unabhängigkeit, worin er sich immer von denselben erhielt, und, sobald er seinen Zweck erreicht hatte, seine Sache von der ihrigen, mit der sie bisher nur schwach verbunden gewesen, gänzlich trennte; — dies alles gab zwar eine sehr hohe Meinung von seinem Geist, aber zu seinen Gesinnungen konnte ein solches Benehmen nicht Vertrauen einflößen. Ein junger Regent von einer so ungewöhnlichen Selbstthätigkeit, reifen Ueberlegung in seinen Entwürfen und kraftvollen Ausdauer in deren Ausführung konnte vielmehr andere Kabinette nur mit Mistrauen und Furcht erfüllen. Sehr natürlich sah man in ihm einen Eroberer, den der glückliche Erfolg seines ersten Unternehmens zu noch immer größern reizen werde, und von dessen Ehrgeiz Europa noch öftere Beunruhigung erwarten müsse. Denn daß Friedrich die Kraft, sich selbst zu beherrschen, in so hohem Grade besitze, daß er seiner kriegerischen so glänzend begonnenen Laufbahn schon jezt ein Ziel werde setzen wollen, war, weil es gar zu ungewöhnlich, nicht anzunehmen. Indeß war dies

wirklich hier der Fall. Die kurze Erfahrung hatte Friedrich belehrt, wie beschwerdenvoll, wie mislich, wie ganz von Zufällen, die außer unserer Gewalt sind, abhängig auch der glücklichste Krieg sey. Er hatte die innigste Ueberzeugung erworben, wie thöricht die Leidenschaft des Eroberers sey; er hatte die Kühnheit seines Unternehmens oft bereuet, und er schrieb es weit mehr dem Glück, als den von ihm genommenen guten Maaßregeln zu, daß das Wagestück so gut bestanden war. Dieses Glück wurde ihm daher kein Reiz, ein Aehnliches noch einmal zu unternehmen, sondern es war jezt sein ernstlicher Vorsatz, den Rest seines Lebens in Ruhe zuzubringen, durch wohlwollende Thätigkeit das Beste seiner Unterthanen in aller Rücksicht zu begründen, und in dem Erfolg dieser Thätigkeit, außerdem aber in Ausbildung seines Geistes, im Erforschen alles Wissenswürdigen, im Umgang mit gleichgesinnten Freunden und im Genuß jedes anständigen Vergnügens dasjenige Glück zu finden, das allen seinen Neigungen das angemessenste war.

Doch unsre Handlungen hängen oft weit weniger von unsern Vorsätzen ab, als von den Umständen, in denen wir uns befinden. Durch diese sahe auch Friedrich, seiner friedliebenden Gesinnungen ohn-

ohngeachtet, schon bald wieder zu einem neuen Kriege sich gezwungen. Maria Theresia, von dem Gegner, der sie am meisten bedrängt hatte, befreit, beschloß nun, gegen ihre übrigen Feinde den Krieg mit desto größerer Anstrengung fortzusetzen. Dieses kann billig nicht getadelt werden; aber in der Ausführung dieses Vorsatzes wurden mit leidenschaftlicher Erbitterung alle Gränzen der Mäßigung überschritten; dies verdient gerechten Tadel. Die Königin von Ungarn war glücklich in ihren Unternehmungen; Kaiser Karl VII, nachdem er alle über Oesterreich gemachten Eroberungen so schnell, wie er sie gemacht, verloren, wurde auch aus seinen bayerschen Erblanden verjagt; seine Alliirten, die Franzosen, wurden vom deutschen Boden vertrieben, und die Oesterreicher gingen unter dem Herzog Karl von Lothringen siegreich über den Rhein. Dieses Glück 1743 Jul. machte den Wiener Hof übermüthig, und flößte ihm die stolze Hoffnung ein, sich nicht mit Erreichung des alleinigen Zwecks des Krieges, so groß und umfassend er auch war, nämlich mit der Behauptung aller vom Kaiser Karl VI hinterlassenen Lande begnügen zu dürfen, sondern noch viel weiter gehende Entwürfe der Vergrößerung und Demüthigung der Feinde ausführen zu können. Man verhehlte nicht, daß man an Wiedererwerb der in viel frühern Zeiten

an Frankreich abgetretenen Lande, Elsaß und Lothringen, denke; Karl VII sollte nicht nur allen Ansprüchen an die österreichische Erbfolge für immer entsagen, er sollte auch der Kaiserwürde, und sogar seiner bayerischen Erblande beraubt werden. So unstreitig rechtmäßig auch seine Wahl zum deutschen Kaiser war, so weigerte sich doch die Königin von Ungarn ohne allen Grund, dieselbe anzuerkennen. Bey jeder Gelegenheit wurde dem Reichs-Oberhaupt und seinen Dienern mit schnödester Verachtung begegnet; noch mehr, die deutschen Reichsstände, welche an dem Streit über die österreichsche Erbfolge nicht Antheil genommen hatten, aber welche, wie es ihre Pflicht war, den verfassungsmäßig erwählten Kaiser als solchen anerkannten, wurden feindselig behandelt, die Herausgabe der noch in Wien verwahrten Reichsakten wurde geweigert, und der Regierung des Reichs wurden alle möglichen Hindernisse in den Weg gelegt. Dies erregte gerechte Besorgnisse für die Freiheit und Verfassung Deutschlands, wenn Oesterreich ganz die Oberhand behalten sollte. Auch Friedrich empfand diese Besorgnisse, und er hielt sich als Churfürst verpflichtet, dem bedroheten Oberhaupte beizustehen und dem Umsturz der Verfassung des Reichs zu wehren. Er handelte aber hierbey mit größter Mäßigung und vorsichtiger

Ueber-

Ueberlegung, und that Alles, um das Unglück eines neuen Krieges zu vermeiden. Zuvörderst machte er dem Wiener Hofe dringende Vorstellungen, um ihn zu bewegen, die höchst nachgebenden Friedens-Bedingungen Kaisers Karl VII anzunehmen, der sich wirklich bereit erklärte, allen Ansprüchen auf die österreichischen Erblande zu entsagen, und nur seine eigenen zurück verlangte; diese Bemühungen waren jedoch vergebens. Auch den König Georg II von England, diesen mächtigen Beschützer der Königin von Ungarn, bemühte sich Friedrich umsonst zu überzeugen, wie es die Ehre der Churfürsten erfordere, den von ihnen gewählten Kaiser nicht unterdrücken zu lassen. Der englische Monarch wurde durch die Aussicht auf Vergrößerung durch Sekularisationen und andere Veränderungen zu Hoffnungen hingerissen, zu welchen der anarchische Zustand des Reichs zu berechtigen schien. Er sandte seine englischen Truppen nach Deutschland und kam selbst über das Meer, um sie anzuführen, welches auch anfangs mit einem so guten Erfolg geschahe, daß Georg II immer weniger geneigt wurde, den Vorschlag billigen Vergleichs bey der Königin von Ungarn zu unterstützen. Obgleich er dem Könige von Preußen versprochen hatte, dieser Monarchin allein gegen Frankreich, nicht aber gegen den Kaiser beiste-

hen zu wollen; so kämpfte er doch bald auch gegen das von ihm selbst mit erwählte Oberhaupt des Reichs, und vermehrte dessen Bedrängnisse.

So war die Lage, in welcher Friedrich sich überzeugt hielt, daß nur Gewalt der Gewalt werde widerstehen können. Er verband sich, durch die Union von Frankfurt [25]), mit dem Kaiser Karl VII, dem Churfürst Carl Theodor von der Pfalz und dem Könige Friedrich I von Schweden, als Landgrafen von Hessen-Kassel, ihre Vorstellungen und, wenn diese unzureichend wären, ihre Kräfte zu vereinen, um den Wiener Hof zu bewegen, das erwählte Reichsoberhaupt anzuerkennen, demselben seine Erblande wieder zurückzugeben, und die Ansprüche an die österreichische Erbfolge entweder durch gütliche Vermittlung des Reichs, oder durch rechtliche Entscheidung beilegen zu lassen, und, bis dieses geschehen seyn werde, einen Waffenstillstand einzugehen. Es war Absicht, daß diesem allein auf Erhaltung der Verfassung abzielenden Verein auch alle übrigen Reichsstände beitreten sollten, und der Kaiser ließ durch seine Gesandten dazu förmlich

1744 d 22ten May.

25) S. diesen Traktat in Wenck Cod. jur. gent. recent. T. II. p. 163.

lich einladen. Der König von Preußen übernahm noch besonders, wenn die Königin von Ungarn Vergleichsvorschlägen durchaus nicht Gehör geben wollte, wo möglich Böhmen zum Vortheil Kaisers Karl VII zu erobern, wogegen dieser Monarch seine Dankbarkeit durch einige Abtretungen zu beweisen versprach. Auch Frankreich trat diesem Verein bey und verband sich noch besonders mit Friedrich [26]).

Der König von Preußen erklärte nun der Königin von Ungarn den Krieg mit hinzugefügter ausdrücklichen Versicherung, wie er für sich durchaus nichts verlange, und die ungern ergriffenen Waffen sofort niederlegen werde, wenn die Gegnerin das rechtmäßig erwählte Oberhaupt des Reichs anerkennen, und dessen Glieder, welche diesem Oberhaupt anhingen, nicht weiter feindlich behandeln wolle. 1744 Aug.

26) Die Accessions-Akte des Königs von Frankreich zu der Frankfurter Union, welche lange nicht bekannt geworden, findet sich in Koch Recueil des traités qui n'ont pas encore vu le jour Vol. I. p. 391. Die besondere Verbindung zwischen Frankreich und Preußen bestand in der Garantie der ersten Macht des zwischen Karl VII und Friedrich II geschlossenen Traktats; auch diese finden sich in der eben angeführten Sammlung von Koch Vol. I. p. 399.

Gewiß war dieſe Urſach des Krieges höchſt gerecht, und ſie kann deshalb nicht weniger als ſolche erſcheinen, weil Friedrich auch durch die Sorge für ſeine Selbſterhaltung bewogen wurde, die Unterdrückung des Reichs und ſeines Oberhaupts nicht dulden zu wollen. Denn ſehr natürlich war vorauszuſehen, daß der Wiener Hof, wenn er ſeine andern Feinde beſiegt und Karl VII ganz unterdrückt haben würde, ſeine Waffen wieder gegen Preußen kehren werde. Die öſterreichiſchen Staatsmänner verhehlten nicht, daß, nach ihrer Meinung, der Breslauer Frieden nur durch Gewalt der Umſtände abgedrungen ſey, und ihre Monarchin, ſobald ihre Lage günſtiger geworden, Schleſien als ihr rechtmäßiges Erbtheil zurückfordern werde. Nach allen Umſtänden konnte Friedrich nicht zweifeln, daß dieſes wirklich die Abſicht des Wiener Hofes ſey, und unmöglich konnte er mit ſorgloſer Gleichgültigkeit den Angriff abwarten, gegen den er, bey der Eiferſucht, die ſein erſtes Glück überall aufgeregt hatte, ſchwerlich den Beiſtand anderer Mächte hoffen durfte. Beſſer war es, dem Angriffe zuvorzukommen, und zugleich ehrenvoll mit eigner Gefahr das Reichsoberhaupt zu vertheidigen, als muthlos abzuwarten, was erbitterte Feinde gegen ihn unternehmen würden. Dieſe Geſinnung ging bey Friedrich aus ſeinem Charakter hervor, und ſein

Ent-

Entschluß war ganz das Werk eigner reifer Ueberlegung, die auch nicht durch den Rath seiner Minister wankend gemacht werden konnte, welche allerdings für sicherer hielten, den Bruch noch zu vermeiden, bis die Gefahr gewisser geworden und näher gekommen seyn würde. Einen solchen Rath zu befolgen erlaubte die Ansicht nicht, die Friedrich von seiner Stellung in der politischen Welt und von seinen Pflichten hatte [27]).

Er führte diesen zweiten Krieg, an welchem auch Sachsen als Bundesgenosse Oesterreichs mit grosser Erbitterung Theil nahm [28]), gegen einen Feind, dessen Tapferkeit den Sieg schwer machte, und der

27) In der histoire de mon tems Chap. IX. sind Friedrichs Entscheidungs-Gründe zu diesem Kriege umständlich entwickelt, und bey unpartheiischer Erwägung wird man sich überzeugt finden, daß Friedrich in der Lage, worin er war, nicht anders handeln konnte, daß nicht Leidenschaft ihn verblendet, sondern reife Ueberlegung geleitet habe.

28) Im Anfang wollte Sachsen sein zu den Oesterreichern gestoßnes Hülfscorps nur zur Vertheidigung Böhmens gebrauchen lassen, nachher aber beabsichtete es einen Angriff auf die alten Staaten des Königs, und schloß sogar über deren Vertheilung mit dem Wiener Hofe geheime Verträge.

von einem Feldherrn angeführt wurde, deſſen Talenten Friedrich dadurch die vollkommenſte Gerechtigkeit wiederfahren ließ, daß er ihn für ſeinen Lehrer in der Kriegskunſt erkannte [29]). Von ſeinen Bundesgenoſſen erhielt der König während dieſes Krieges gar keinen Beiſtand; die Operationen der franzöſiſchen Feldherren waren den ſeinigen vielmehr oft hinderlich, und wenn er am meiſten bedrängt wurde, ſahe er ſich von Frankreich ganz verlaſſen. Aber dennoch blieb ihm, nach mehrern blutigen Kämpfen, der Sieg. Der Zweck, weshalb der Krieg unter-

1745 d. 24ten Jan. nommen war, hörte indeß durch den Tod Kaiſers Karl VII bald auf, deſſen Nachfolger, Churfürſt Maximilian Joſeph von Bayern, ſich durch den Frie-

1745 d. 22ten April. den zu Füſſen [30]) mit Maria Thereſia verglich. Friedrich erklärte ſich ſofort zum Frieden bereit, aber die Hartnäckigkeit ſeiner Feinde gab nicht eher nach, bis ſie alle Hoffnung, ihre Abſichten zu erreichen, aufgeben mußten. Dann beendigte Friedrich dieſen

1745 d. 25ten Decbr. Krieg durch den Frieden zu Dresden [31]), und zwar der bey Eröffnung des Krieges gemachten Erklärung ge-

29) den Feldmarſchall Traun.

30) S. denſelben in Wenck l. c. T. II. p. 180.

31) S. denſelben in Wenck l. c. T. II. p. 207.

gemäß, ohne irgend einen Vortheil für sich zu bedingen. Er begnügte sich damit, daß ihm der Besitz von Schlesien und Glatz von neuem durch Maria Theresia bestätigt wurde.

Der König ist auch wegen dieses zweiten Friedens, wie es des ersten wegen der Fall war, von Vielen getadelt worden. Er hat, sagte man, durch denselben seine politischen Verhältnisse durchaus nicht verbessert, sondern er ist wieder in die Lage zurückgekehrt, deren gefahrvolle Unsicherheit ihm doch so groß schien, daß er, um derselben zu entgehen, sich zum Kriege entschloß; da er diesen einmal angefangen hatte, fahren die Tadler fort, mußte er ihn auch nicht eher beendigen, bis seine Feinde, deren böse Gesinnungen gegen ihn sich genugsam kund gegeben, so geschwächt waren, um so leicht nicht wieder etwas unternehmen zu können; nur durch eine solche sich verschafte Sicherheit, sagte man, erhielten Friedrichs blutige Siege einen Werth, nur durch sie wurde der große Nachtheil ersezt, den auch dieser Krieg dem aufblühenden Staat gebracht hatte. Wir glauben, daß Friedrich gegen diese Vorwürfe vollkommen gerechtfertiget werden könne, wenn man sich in die Umstände versezt, in denen er sich befand. Der einzige Grund, weshalb Friedrich diesen Krieg unter-

unternommen hatte, war, dem Kaiser Karl VII gegen Oesterreichs unterdrückende Uebermacht zu Hülfe zu kommen. Dieser Grund war durch des unglücklichen Monarchen Tod aus dem Wege geräumt; das deutsche Reich war unter einem neuen Oberhaupte, Kaiser Franz I, dem Gemahl von Maria Theresia, wieder in verfassungsmäßiger Ordnung, und man konnte, wie auch die Gesinnung des Wiener Hofes seyn mogte, ohne neue Beweise davon, nicht voraussetzen, daß derselbe etwas gegen die Unabhängigkeit des Reichs oder gegen Friedrichs Besitz von Schlesien unternehmen werde. Hätte dieser König, um sich gegen eine solche mögliche Gefahr zu sichern, den Krieg fortsetzen wollen, so würde er den gerechten Verdacht erweckt haben, daß er unter solchem Vorwande nur eigene Vergrößerung beziele; dies würde die Eifersucht vieler andern Mächte gegen ihn lebhaft angefacht und höchst wahrscheinlich neue Feinde ihm erweckt haben. Von demjenigen seiner Nachbaren, der als Gegner sich am gefährlichsten beweisen konnte, von Rußland, war mit Gewißheit vorauszusehen, daß er, bey gegebnem Anlaß, feindlich auftreten werde. Denn so sorgfältig Friedrich bemüht gewesen war, mit der Kaiserin Elisabeth ein gutes Vernehmen zu erhalten, so hatte sie doch bereits erklärt, daß sie, Kraft

ihres

ihres Bündnisses mit Sachsen, wenn es angegriffen würde, demselben beistehen müsse. Schon zogen sich russische Heere an den Gränzen zusammen, und es 1744
war nicht zu zweifeln, daß dieselben, wenn der Krieg fortdauerte, im nächsten Frühjahr das Königreich Preußen feindlich betreten und es verheeren würden.

Auf seine Bundesgenossen durfte Friedrich keine weitere Rücksicht nehmen, denn da der bedeutendste, und der Hülfe bedürftigste unter denselben, der neue Churfürst von Bayern, schon zuerst abgetreten war; so war die Frankfurter Union aufgelöst. Hatte Frankreich bey derselben noch einen andern Zweck gehabt, so war Friedrich um so weniger verbunden, sich für denselben aufzuopfern, da er von dieser Macht so wenig Beistand erhalten, und wie er am meisten bedrängt gewesen, von derselben ganz verlassen war [32]). Alle diese Gründe mußten Friedrich bewegen, den Frieden abzuschließen, ohne weitere Vortheile zu bedingen. Er kehrte also mit der Hoffnung in den Ruhezustand zurück, denselben nun so-

32) Die gerechten Vorwürfe, welche Friedrich deshalb Ludwig XV macht, sind in der histoire de mon tems Chap. XIV. aufgezählt.

ſobald nicht wieder unterbrochen zu ſehen, und ſich nun ganz dem wohlthätigen Geſchäfte widmen zu können, an dem Glücke ſeines Volks zu arbeiten. Die Geſchichtbücher Friedrichs, die Gedichte, die vertrauten Briefe, welche er in dieſer Zeit geſchrieben, noch mehr der Eifer, mit dem er ſich der innern Regierung nach allen Rückſichten annahm, beweiſen, daß dieſes ſeine aufrichtige Geſinnung war, und daß, nachdem er durch zwey Kriege eine vollſtändige Befriedigung ſeiner gerechten Anſprüche, auch für ſich ſelbſt und ſein Heer eine hohe Achtung erworben hatte, er durchaus nichts weiter als Erhaltung des Friedens wünſche, und der Ruheſtand von Europa keine Unterbrechung durch ihn weiter zu befürchten habe. Er wollte von nun an andern Mächten keinesweges furchtbar erſcheinen, ſondern ihnen Zuneigung, Vertrauen und diejenige Achtung einflößen, welche nöthig war, um jeden neuen Angriff abzuhalten. Aber — ſo iſt es die Natur menſchlicher Verhältniſſe, unter den Staaten, wie unter den Einzelnen — unſre beſten Vorſätze, unſre wohlgemeinteſten Geſinnungen reichen nicht hin, um das Verhängniß zu beſchwören, welches wunderbare Verkettung der Umſtände, oft auch unſre eignen frühern Handlungen, herbeigeführt haben. Auch das weiſeſte Benehmen, auch große Mäßigung vermögen nicht den Eindruck

ganz

ganz zu verlöschen, der einmal gemacht ist. Möge diese große Lehre, welche Friedrichs Beispiel so einleuchtend giebt, immer im Andenken der Regenten und ihrer Rathgeber bleiben! Der rasche Fortschritt der ersten Unternehmung Friedrichs, die erschütternde schnelle Kraft, mit welcher ein bis dahin mäßiger Staat sich unter die Ersten erhoben hatte, erregte Mistrauen und Besorgnisse bey Vielen, besonders aber bey zwey Nachbaren, Oesterreich und Sachsen, eine bittere Abneigung und einen eifersüchtigen Groll, die alle Mäßigung, welche Friedrich durch zwey Friedensschlüsse bewiesen, nicht zu besänftigen vermogte.

Bey Oesterreich diese Gesinnung zu finden kann nicht befremden; sie muß hier sogar verzeihlich gefunden werden. Eine in den Gefühlen der Größe des ersten europäischen Herrscher-Stammes erzogene junge, hochgesinnte Monarchin mußte sich empfindlich beleidiget fühlen, da sie von dem Regenten eines Hauses, das bisher dem ihrigen weit nachstand, gedemüthigt, und von demselben zweimal gezwungen war, einen Frieden anzunehmen, durch den sie ein schönes Erbland verlor, dessen Besitz ihren Gegner nun weit mächtiger machte, und ihn in Stand sezte, sie mit gleichem Glück noch weiter anzugreifen. Die

sehr

ſehr natürliche ſchmerzhafte Empfindlichkeit über dieſes Misgeſchick, womit ihre Regierung angefangen [33]), wurde bey Maria Thereſia durch einen Staats-Miniſter, den Grafen von Kaunitz-Rittberg [34]), erhalten und beſtärkt, der den hohen Ehrgeiz hatte, das Haus Oeſterreich, deſſen Anſehn während der lezten Regierung geſunken war, wieder zu heben, und ihm die erſte Stelle unter den europäiſchen Mächten zu verſchaffen, auf welche es nach dem Umfange ſeiner Beſitzungen Anſpruch machen konnte. Niemand war der Ausführung ſolcher Entwürfe mehr im Wege, als der durch die Talente und den Charakter eines einzigen Mannes ſich plözlich erhebende preußiſche Staat. Dieſer mußte wieder in das alte Verhältniß zurückgedrängt, er

33) Dieſe Empfindlichkeit blieb bey der Monarchin noch geraume Zeit nachher ſehr lebendig, und iſt vielleicht erſt in ihrer lezten Lebensperiode ganz beſänftiget. Der Arzt Tralles zu Breslau, der Maria Thereſia 1753 ſah, erzählt, damals aus ihrem eigenen Munde gehört zu haben, daß ſie den Verluſt Schleſiens nie verſchmerzen könne, und daß der Anblick eines Schleſiers ihr jedesmal Trauer mache.

34) S. von demſelben Bd. I. S. 72. Note 15, wo aber durch einen Druckfehler geſagt iſt, er ſey 1753 an die Spize der Geſchäfte gekommen; dies geſchah erſt 1755.

er mußte, wo möglich, noch mehr verkleinert werden, wenn Oesterreich die große Rolle spielen sollte, die Kaunitz bezielte. Je höher Friedrich durch ungewöhnliche Geistesgröße und Charakter-Stärke in der Meinung der Welt stand, um so mehr konnte seine Demüthigung Ruhm erwerben, und je mehr Friedrich durch weise Einrichtungen seinen Staat innerlich verstärkte und die Kräfte erwarb, jedem äußern Angriffe widerstehen, selbst aber Andere, sobald er die Umstände dazu bequem finden würde, angreifen zu können; um so dringend nöthiger schien diese Demüthigung. Der Wunsch, sie zu bewirken, wurde immer lebhafter, und das, was vielleicht anfangs nur kalte Vorsorge einer beobachtenden Staatsklugheit gewesen, wurde bald Grund-Maxime der österreichischen Politik, und diese mit leidenschaftlicher Erbitterung betrieben.

Bey dem sächsischen Hofe war die Abneigung gegen Friedrich weit minder durch Gründe der Politik veranlaßt, als dieses bey Oesterreich der Fall war. Konnte auch die Vergrößerung Preußens bey diesem Nachbarstaat Eifersucht aufregen, so rieth doch vernünftige Staatsklugheit ein solches Gefühl zu unterdrücken, und sich durch dasselbe nur reizen zu lassen, gleichmäßig bemüht zu seyn, sich zu größerer Be-

deutſamkeit unter den deutſchen Staaten zu erheben. Friedrich würde dabey keinesweges hinderlich geweſen ſeyn, und eine Anſchließung an ihn war offenbar Sachſens wahrem Intereſſe mehr gemäß, als die Annäherung zu Oeſterreich. Dieſe wurde aber ſogleich nach dem Breslauer Frieden (in welchem Sachſen durch Friedrich eingeſchloſſen war) das Ziel der ſächſiſchen Politik. Beide Höfe verabredeten durch gegen einander ausgeſtellte Erklärungen [35]), baldmöglichſt eine dem beiderſeitigen Intereſſe gemäße Allianz unter ſich abzuſchließen, welche aber dem Breslauer Frieden nicht zuwider ſeyn ſolle, ein Zuſatz, den man ohne Zweifel nur deshalb machte, um den König von Preußen, wenn er von dieſer Annäherung Kenntniß erhielte, nicht zu reizen. Dieſes Bündniß wurde wirklich abgeſchloſſen [36]), und Sachſen nahm in Gemäßheit deſſelben an dem zweiten Kriege als Bundesgenoſſe Oeſterreichs mit großer Erbitterung gegen Friedrich Theil. Nachdem dieſer Krieg wirklich ausgebrochen, ſchloſſen beide Höfe eine neue Allianz mit England und Holland zu Warſchau [37]), in welcher die Seemächte jedoch nur Subſidien

1742 d. 21 u. 28ſten Jul.

1743 d. 20ſten Decbr.

1745 d. 8ten Jan.

35) S. dieſelben in Wenck l. c. T. I. p. 718. 719.

36) S. dieſen Traktat in Wenck l. c. T. I. p. 722.

37) S. dieſelbe in Wenck l. c. T. II. p. 171.

sidien versprachen, ohne eigenen Antheil an dem Kriege zu nehmen, der sächsische Hof aber machte sich verbindlich, der Königin von Ungarn mit 30,000 Mann beizustehen, und erhielt dagegen die Zusage, daß nach Ausgang eines glücklichen Krieges alle Sorge für sein Interesse bewiesen, und ihm alle nach den Umständen nur mögliche Vortheile verschaft werden sollten. Es war klar, daß diese Vortheile nicht anders, als auf Kosten des Königs von Preußen erhalten werden konnten; schon vor Ausbruch des Krieges waren nähere Verabredungen zwischen beiden Höfen durch eine besondere Akte [38]) genommen, und nachdem der Krieg wirklich ausgebrochen, verbanden sich Oesterreich und Sachsen durch einen geheimen Theilungs-Traktat [39]), die Waffen nicht eher nie-

1744 d. 11 May.

1745 d. 18ten der May.

38) Diese Akte ist nicht öffentlich bekannt geworden; ihre Existenz aber dadurch bewiesen, daß sie in dem sofort zu erwähnenden Theilungs-Vertrage ausdrücklich citirt ist.

39) Derselbe wurde bey Ausbruch des siebenjährigen Krieges vom preußischen Hofe nach dem im Dresdner Archive gefundenen Original bekannt gemacht. S. ihn in Herthberg Recueil Vol. I. p. 28; in Wencks und andern diplomatischen Sammlungen, wohin er doch gehört, findet man ihn nicht; seiner Aechtheit ist nie widersprochen.

derzulegen, bis nicht nur Maria Theresia Schlesien und Glatz wieder erobert haben, sondern auch der König von Preußen noch weiter beschränkt seyn würde, und wegen der im Warschauer Bündniß dem Churfürsten von Sachsen im Allgemeinen zugesicherten Vortheile verabredete man jezt ganz bestimmt, daß demselben das Herzogthum Magdeburg mit Inbegriff des Saalkreises, und noch einige andere namentlich aufgeführte Stücke altpreußischer Lande zufallen sollten, mehr oder weniger, je nachdem das Kriegsglück die Waffen der Verbündeten begünstigen werde.

Der Dresdner Friede vereitelte die Absichten des Theilungsvertrags, indeß wurde über desselben Erneuerung auch noch nach diesem Frieden unterhandelt, und der Wiener, so wie der Dresdner Hof verabredeten mit erbitterter Thätigkeit Friedrichs Verderben. Zur Erreichung ihrer Absichten schien ihnen aber vorzüglich wichtig, sich eines mächtigen Bundesgenossen, Rußlands nämlich, zu versichern. Gewiß konnte kein gefährlicherer Feind Preußens auftreten, als diese Macht, welche damals in Europa noch minder bekannt, aber wegen ihrer physischen Kraft und der Rohheit ihrer Völker um so mehr gefürchtet wurde. Weise Staatsmänner hatten

ten dieſelbe bisher von den europäiſchen Angelegenheiten möglichſt entfernt zu halten geſucht [40]); Niemand hatte, nach vernünftiger Politik, mehr Urſache, dieſe Maxime zu befolgen, als der Wiener Hof, deſſen Einfluß in die europäiſchen Angelegenheiten natürlich durch jede Zunahme des ruſſiſchen geſchwächt werden mußte. Aber Kaunitz, indem er dieſes ganz überſah, bewies bey dieſer, wie bey andern Gelegenheiten, daß er den Namen eines großen und weitſehenden Staatsmannes nicht verdiene; ſeinem allein auf die nahe Gegenwart beſchränkten Blicke ſchien nur die Möglichkeit von Preußens zunehmender Größe furchtbar. Er arbeitete unabläßig, vereint mit dem ſächſiſchen Miniſter Grafen Brühl, der den bitterſten Haß gegen Friedrich hatte [41]), um Rußland zu einer feſten

40) Schon Churfürſt Friedrich Wilhelm der Große ſoll geſagt haben: „man müſſe ſich wohl hüten, den ſchlafenden Bär zu wecken,“ und König Friedrich I von Preußen ſchlug dem König Auguſt II von Polen vor, ſich ſchnell mit Karl XII zu verſöhnen, und gemeinſam mit ihm dem Vordringen Peters des Großen entgegen zu treten.

41) Die wahre und erſte Urſach dieſer feindſeligen Geſinnung Brühls gegen Friedrich iſt uns nicht bekannt. Blos politiſche Eiferſucht gegen Preußens emporſteigende

Verbindung gegen Preußen zu bringen. Es gelang dieſes auch, ſo wenig politiſche Gründe für Rußland

gende Größe, wenn gleich dieſelbe auch mitgewirkt haben mag, kann allein eine ſo heftige Leidenſchaft wol nicht hervorgebracht haben. Vielleicht fühlte Brühl bey den perſönlichen Zuſammenkünften, die während des erſten ſchleſiſchen Krieges, wo Preußen mit Sachſen verbunden war, Statt fanden, wie ſehr ihm Friedrich an Geiſtesvorzügen überlegen ſey, und vielleicht fürchtete er bey ſeinem Herrn ſein Anſehn zu verlieren, wenn Friedrich auf dieſen Einfluß gewönne. Friedrich erzählt ſelbſt, Brühl ſey aus einem ſehr niedrigen Grunde in eine völlige Abhängigkeit des Wiener Hofes gerathen, er habe nämlich ein Projekt Königs August II zur Vertheilung der öſterreichiſchen Erblande nach dem Tode Kaiſer Karls VI heimlich dem Wiener Hofe mitgetheilt, und dieſer habe ihn durch die Drohung, ſolche Verrätherey entdecken zu wollen, gezwungen, ein Werkzeug ſeiner Abſichten zu ſeyn. Die Wahrheit einer ſolchen Anekdote kann natürlich nicht bewieſen werden, aber was wir ſonſt von Brühl wiſſen, ſcheint ſie zu beſtätigen. Gewiß iſt, daß dieſer Miniſter nicht nur durch eine verkehrte äußere Politik Sachſen in den verderblichſten Krieg geſtürzt, ſondern auch durch eine ſchlechte innere Regierung den Ruin ſeines Vaterlandes befördert hat. Mit einer gränzenloſen Verſchwendung und weit getriebenem Luxus wurden die Staatseinkünfte vergeudet. Der beſte Schriftſteller über die neuere polniſche Geſchichte, Rulhière, in Hist. de l'Anarchie de Pologne T. I. p. 178. ſagt von Brühl: il portoit dans les grandes affaires de la

land dafür vorhanden waren, weil die verbündeten

la politique générale cet esprit d'intrigues sourdes, de mensonges et de doubles manoeuvres qu'on prend si souvent dans les cours; rampant devant son maitre, seduisant dans la societé par sa grace et par sa douceur, faible et perfide dans les affaires et partout ailleurs le plus superbe des hommes. L'excès de son luxe en tous les genres paroitroit exagéré dans un roman, et la verité passe ici de bien loin toute vraisemblance. Man wird das Letzte für keine Uebertreibung halten, da die Kosten seines gewöhnlichen Haushalts von glaubwürdigen Personen jährlich auf eine Million Thaler angeschlagen sind. Ein während des siebenjährigen Krieges erschienenes Buch: „Leben und Charakter des Grafen von Brühl, 1760," enthält hierüber auffallende Nachrichten. Diese Schrift, welche von einigen dem nachher durch andere historische Schriften bekannt gewordenen Professor Hausen, von andern aber dem durch seine politischen Schriften bekannten von Justi beigemessen wird, ist zwar mit dem erbitterten Parteigeiste damaliger Zeit und in einem nicht würdigen Tone geschrieben, doch enthält sie wahrscheinlich manche zuverlässige Nachrichten, deren Andenken auch durch die mündliche Tradition erhalten ist. So weitläuftig diese Biographie jedoch ist, ertheilt sie nicht einmal über die bedeutendsten äußern Umstände von Brühls Leben Auskunft. Wir geben hier also einige Nachrichten, die wir der gütigen Mittheilung eines wohlunterrichteten Mannes verdanken. Heinrich von

Brühl

Höfe den russischen Staatsminister, Grafen Bestuschef.

Brühl stammte aus einer adlichen Familie in Sachsen, und es ist falsch, daß, wie von seinen Feinden gesagt worden, er von niedriger Herkunft gewesen. Er war 1700 zu Weißenfels geboren, kam früh in sächsische Hofdienste, und wurde 1713 Silberpage. Er erwarb die Gunst Königs August II in solchem Grade, daß er schnell zu höhern Stellen im Hof- und Civildienst emporstieg, und schon 1731 Geheimer Kabinets-Minister und Staats-Sekretair der innern Angelegenheiten wurde. Aber noch mehr gewann er das unbeschränkte Vertrauen Königs August III, und wurde von diesem Monarchen mit Ehren und Reichthümern überhäuft. 1737 wurde er in den Reichsgrafenstand erhoben; 1738 erhielt er, nebst dem Departement der innern Angelegenheiten, auch das der Militairsachen, und 1740 das der auswärtigen Angelegenheiten, so daß er die oberste Leitung aller Geschäfte, welche bisher unter drey Minister vertheilt gewesen, vereinte. 1746 wurde auch noch der Titel eines Premierministers hinzugefügt, und ihm ausdrücklich der erste Rang in Sachsen beigelegt. Er behauptete dieses Ansehen und seinen unumschränkten Einfluß auf den König bis zum Tode des letztern, der am 5ten Octbr. 1763 erfolgte. Nun legte er seine Stellen nieder mit Beibehaltung einer Pension von 36,000 Thaler und dem Titel eines wirklichen Geheimen Raths und präsidirenden Conferenz-Ministers, wodurch wahrscheinlich der neue Regent nur äußere Schonung eines von dem Vorfahr so sehr geachteten Mannes, nicht aber Brühls fernere Theilnahme an den Geschäften bezielte. Brühl starb aber bald nachher am 28ten Oktober 1763. Sein hinterlassenes Vermögen soll an Grundstücken, Kapitalien

und

schef-Rumin [42]), besser für ihre Sache zu ge-

und Mobiliar-Vermögen, nach Abzug der Schulden, über eine und eine halbe Million Thaler betragen haben. Er hatte die Vorsicht gehabt, sich noch vom Könige August III ein Versicherungs-Dekret geben zu lassen, daß nach seinem Tode seine Erben mit der sonst bey einem Staatsminister üblichen Versiegelung und Untersuchung der nachgelassenen Papiere verschont werden sollten. Aber so nachsichtig der neue Regent, der vortrefliche Churfürst Friedrich Christian, sich auch, ohne Zweifel um das Andenken des Vaters zu schonen, bewies, wurde doch eine Untersuchung über Brühls Verwaltung der öffentlichen Einkünfte verfügt. Diese Untersuchung ergab, daß in den öffentlichen Kassen die ungeheuren Summen von 4,731,456 Thaler, und außerdem noch an untergeschlagenen Zinsen und Schuldscheinen 579,697 Thaler durch Brühl veruntreuet waren, und es wurde dem Fiscus nachgelassen, diese im rechtlichen Wege von den Erben zurückzufordern. Demohngeachtet wurde von dem nach dem baldigen Tode des Churfürsten folgenden Administrator Prinz Xaver die Untersuchung niedergeschlagen.

42) Ueber diesen merkwürdigen Minister findet man unter dem Titel: „Lebenslauf," manche gesammelte Nachrichten in Büschings Magazin Bd. 11. S. 417, an deren Glaubwürdigkeit nicht zu zweifeln ist, da sie Bestuschef meist selbst mitgetheilt hat, die aber weit entfernt sind, eine Biographie zu enthalten, welche von dieses Mannes mächtigem Einfluß in die großen Staats-Begebenheiten seiner Zeit und von seinem Charakter eine Idee geben könnte. Wir entlehnen aus diesem Aufsatze folgende Umstände. Die Familie Bestuschef stammt

winnen wußten, als Friedrich. Bey der weit gehenden

stammt aus England her, von da sie schon im funfzehnten Jahrhundert nach Rußland gekommen seyn soll, wo der ursprüngliche Name Best in Bestuschef verwandelt wurde. Peter der Große hat den Beinamen Rumin hinzugefügt. Mehrere Glieder dieser Familie haben sich im Staatsdienst hervorgethan. Der, von welchem hier die Rede ist, war 1693 zu Moskau geboren, begleitete Peter I auf seinen Reisen nach England, ging dann mit dessen Erlaubniß in Georg I Dienst und kam als englischer Gesandter an den russischen Hof. 1718 trat er in russische Dienste und wurde zu mehreren Gesandtschaften gebraucht. Noch unter der Kaiserin Anna wurde er 1740 Kabinets-Minister; unter der Kaiserin Elisabeth aber, welche ihn in den Grafenstand erhob, trat er als Reichskanzler an die Spitze der Geschäfte. Er wurde vom Wiener Hofe bald gewonnen, und war vorzüglich Urheber des Bündnisses vom J. 1746 gegen Preußen. Den Großfürsten (nachmals Kaiser Peter III) suchte er von der Thronfolge auszuschließen, und diese auf den Sohn Paul, unter Vormundschaft der Mutter zu bringen; dies bewirkte aber sein Verderben. Denn, als 1757 die Kaiserin Elisabeth bedenklich krank war, ließ er eigenmächtig die russische Armee, gerade nachdem sie einen Sieg erfochten, aus Preußen zurückkommen, um dieselbe, im Fall des Todes der Kaiserin, zu seinem erwähnten Zwecke zu gebrauchen. Dies wurde entdeckt, Bestuschef fiel in Ungnade und wurde des Hochverraths schuldig erklärt, jedoch 1759 nur mit Verlust eines Theils seines Vermögens und Verweisung auf eins seiner Güter im Innern von Rußland bestraft. Die Kaiserin Katharina

den Unthätigkeit 43) der Kaiserin Elisabeth entschied dieser Minister unumschränkt alle Angelegenheiten des russischen Reichs; seine Hauptleidenschaft war niedriger Eigennutz, und er soll gegen den König von Preußen deshalb besondere Abneigung gefaßt haben, weil er von demselben für die versprochene, aber nicht gegebene Garantie des Dresdner Friedens eine gehoffte bedeutende Belohnung nicht erhalten hatte. Er ließ sich also leicht bewegen, den feindseligen Entwürfen gegen Friedrich beizutreten. Es wurde eine Allianz zwischen Oesterreich und Rußland abgeschlossen, welche, dem Haupt-Traktat nach, nichts anders als gegenseitige Vertheidigung im Fall eines Angriffs zum Zweck hatte, deren eigentliche Absicht aber in beigefügten geheimen Artikeln, und besonders einem derselben enthalten war, der ganz

1746 d. 22ten May.

tharina II berief ihn zwar 1762 an den Hof zurück und ernannte ihn zum General-Feldmarschall und wirklichen Geheimen Rath, doch wurde er zu Geschäften nicht wieder gebraucht. Er starb 1766.

43) Man hat von derselben fast unglaubliche Beispiele erzählt. Zu bloßen Namensunterschriften bey den unbedeutendsten Sachen konnte die Kaiserin zuweilen erst in Jahren gebracht werden. So erhielt der König von Frankreich auf die Bekanntmachung von der Geburt eines Prinzen seines Hauses die gewöhnliche glückwünschende Antwort erst nach sechs Jahren.

ganz allein Preußen betraf [44]). In demſelben wurde feſtgeſezt, daß wenn der König von Preußen je den Dresdner Frieden verletzen ſollte, alsdann die Kaiſerin-Königin als ſofort wieder in den Beſitz aller ihrer Rechte an Schleſien und Glatz eintretend angeſehen und die Kaiſerin von Rußland verpflichtet ſeyn ſolle, zur Wiedereroberung dieſer Lande mit allianzmäßiger Hülfe beizuſtehen. Für eine Verletzung des Dresdner Friedens ſollte aber nicht nur gehalten werden, wenn der König die Kaiſerin-Königin, ſondern auch wenn er Rußland oder die Republik Polen angreifen würde. Da beide leztere Mächte den Dresdner Frieden nicht mit abgeſchloſſen hatten; ſo war es wirklich wider alle Grundſätze des Völkerrechts und wider die geſunde Vernunft, daß ein zwiſchen ihnen und dem Könige von

44) Dieſer Traktat findet ſich in J. J. Mofers Verſuch des neueſten europäiſchen Völkerrechts Bd. VIII. p. 164. mit einem Auszuge der geheimen Artikel; ohne dieſe leztern aber in Rouſſet Recueil d'actes et traités T. XIX; in andern diplomatiſchen Sammlungen trift man ihn gar nicht an, und die Sammler ſcheinen befliſſen geweſen zu ſeyn, dieſen Vertrag und ſeine geheimen Artikel der Kenntniß des Publikums zu entziehen. Der vierte geheime Artikel, welcher ganz gegen Preußen gerichtet iſt, wurde bey Ausbruch des ſiebenjährigen Krieges vom

von Preußen ausbrechender Krieg den leztern ſeiner Rechte auf Schleſien und Glatz berauben, und dieſe Lande der Kaiſerin-Königin, einem ausdrücklich abgeſchloſſenen Frieden entgegen, wieder zuwenden ſollte. Es war klar, daß dieſe Verabredung nur deshalb getroffen wurde, um deſto eher den Fall herbeizuführen, in welchem man ſich berechtiget halten wollte, den verhaßten Feind mit vereinten Kräften anzugreifen. Kaunitz wünſchte eifrigſt, daß der Krieg zuerſt mit Rußland ausbrechen möchte, damit ſein Hof alsdann mit deſto mehr Sicherheit den an einer andern Seite beſchäftigten König angreifen könnte. Deshalb verſuchte er auf alle Weiſe die Kaiſerin Eliſabeth gegen Friedrich perſönlich aufzubringen. Der ſächſiſche Hof war hierbey nicht minder geſchäftig. Offenbare Erdichtungen wurden gebraucht, um der ruſſiſchen Monarchin einzubilden, daß Friedrich feindliche Abſichten gegen ſie habe, bedenkliche Rüſtungen mache, innere Unruhen in ihrem Lande anzuzetteln ſuche; ſogar Spottreden, die Friedrich an ſeiner Tafel entfallen ſeyn ſollten, wurden erdichtet oder mit Uebertreibung wiederholt. Man brachte es durch dieſe böſen Künſte

vom Berliner Hofe bekannt gemacht; ſ. denſelben in Herzberg Recueil T. I. p. 30. Der Aechtheit deſſelben iſt nie widerſprochen.

Künste dahin, daß Elisabeth die äußerste Erbitterung gegen Friedrich faßte, und nach ihrem Antrage im russischen Staatsrathe förmlich beschlossen wurde, mit aller Macht dahin zu arbeiten, den König von Preußen wieder in seinen alten mittelmäßigen Stand zurückzusetzen, damit er Rußland weniger gefährlich werde, und nicht nur alsdann, wenn dieser König einen der Alliirten Rußlands angreifen sollte, sondern sogar auch, wenn er von einem derselben angegriffen würde, sollte dies als der Fall angesehen werden, der Rußland zum Kriege gegen ihn berechtige, weil es Grundmaxime des russischen Reichs seyn müsse, jeder Vergrößerung des Hauses Brandenburg sich auf alle Weise zu widersetzen 45). So weit ging die verblendete Leidenschaft, daß dieses in Absicht eines Staats beschlossen werden konnte, der Rußland durch nichts beleidigt hatte, und dessen Vergrößerung, wenn sie auch zu besorgen gewesen wäre, dem russischen Reiche nicht leicht gefährlich erscheinen konnte, da dem russischen Staatsinteresse es vielmehr angemessen war, dem Uebergewicht Oesterreichs nöthigen Falls in Deutschland das Haus Brandenburg entgegensetzen zu können.

Der

45) Die Beweise hiervon, deren Aechtheit nie geläugnet worden, s. in Herzberg Recueil Vol. I. p. 57. 248. 249.

Der sächsische Hof wagte nicht, dem österreichisch-russischen Bündnisse sofort förmlich beizutreten, sondern er verschob dieses bis dahin, daß der Krieg zwischen einer der beiden andern Mächte und Preußen wirklich ausgebrochen seyn würde, da er dann mit desto größerer Sicherheit zutreten zu können hoffte, auch wünschte Sachsen noch vorher ganz bestimmte Zusicherung seines Antheils an der Beute, die Friedrich abgenommen werden sollte, wozu ihm auch vom Wiener Hofe auf dem Fuße des Theilungs-Vertrages von 1745 Hoffnung gemacht wurde. Der förmliche Beitritt Sachsens zu dem Bunde wurde auch wahrscheinlich dadurch verzögert, daß es selbst unter den sächsischen Ministern nicht an redlichen, hellsehenden Männern fehlte, welche ihrem Könige vorstellten: der Staat werde großer Gefahr ausgesezt, wenn der sächsische Hof sich verbindlich machen wolle, an einem Kriege gegen den König von Preußen Theil zu nehmen, der sogar in dem Falle Statt finden sollte, wenn dieser Monarch nicht selbst dazu Anlaß gegeben hätte, sondern von einer der gegen ihn alliirten Mächte aus irgend einem Grunde angegriffen würde, und daß es als eine Verletzung des Dresdner Friedens angesehen werden solle, wenn der König von Preußen mit Mächten, die an diesem Frieden gar nicht Theil gehabt,

habt, nämlich Rußland und der Republik Polen, in Krieg geriethe. Ein solches Verfahren, sagten die sächsischen Minister, würde allen bisher anerkannten Grundsätzen des Völkerrechts widersprechen! Es macht dem sächsischen Geheimen Consilium große Ehre, daß es den Muth hatte, dieses seinem Herrn vorzustellen, obgleich es gewiß seyn mußte, dadurch dem allein geltenden Grafen Brühl höchlich zu misfallen, der auch den Eindruck, den so wichtige und offenbar gegründete Vorstellungen billig hätten machen müssen [46]), zu verhindern wußte.

Die

46) Die Beweise des hier Angeführten wurden vom preußischen Hofe bey Ausbruch des siebenjährigen Krieges bekannt gemacht; s. dieselben in Herzberg Recueil Vol. I. p. 43. 44. Um den hier erwähnten Widerspruch im sächsischen Ministerium, und das entscheidende Uebergewicht des Grafen Brühl zu erklären, bemerken wir Folgendes. Seit die Churfürsten Könige von Polen geworden, fanden zweierley Minister Statt: Geheime Kabinets- und Geheime Conferenz-Minister. Jener waren drey, einer für die auswärtigen, einer für die innern Angelegenheiten, und einer für das Kriegswesen; nur diese trugen dem Regenten mündlich vor, und ertheilten in seinem Namen und unter seiner Unterschrift die letzten Entscheidungen. Die Conferenz-Minister, deren Vereinigung das Geheime Consilium hieß, besorgten die innere Verwaltung des Landes mit der Verbindlichkeit, in wichtigen Fällen deshalb an

Die groſſe Geſchäftigkeit, mit welcher Friedrichs Feinde ſich Jahre lang mitten im Frieden beeiferten, einen ſeinen Untergang bezielenden Krieg anzuzetteln, konnte dieſem Monarchen nicht verborgen bleiben, auch wenn er keine auſſerordentlichen Mittel anwandte, um Geheimniſſe, die ihn ſo nahe angingen, zu entdecken. Bey dem Zuſammenhange aller europäiſchen Höfe unter einander, und bey der groſſen Aufmerkſamkeit, mit der immer einer den andern beobachtet, kann eine lang fortdauernde auſſerordentliche Thätigkeit zwiſchen einigen derſelben nicht leicht verborgen bleiben, und derjenige, welcher dabey vorzüglich intereſſirt iſt, wird den Gegenſtand ſolcher Bewegungen unfehlbar, wo nicht mit Gewißheit erfahren, doch mit hoher Wahrſcheinlichkeit vermuthen und ahnen. Im gegenwärtigen Falle gelangte aber Friedrich zur wirklichen Ueberzeugung von den feindſeligen Abſichten, mit denen

an den Regenten, aber immer nur ſchriftlich, zu berichten, der ihnen dann durch die Kabinets-Miniſter ſeine Befehle ertheilte. Auswärtige Sachen gehörten allein vor die leztern, und das Geheime Conſilium ward nur, wenn man es nöthig fand, in beſondern Fällen über dieſe Geſchäfte mit ſeinem Gutachten gehört. Graf Brühl vereinte in ſeiner Perſon alle drey höchſte Miniſterien, und hatte alſo die lezte Entſcheidung aller und jeder Sachen.

denen im Finstern sehr thätig gegen ihn gearbeitet wurde. Er konnte an der Zuverläßigkeit der ihm hierüber zukommenden Nachrichten nicht zweifeln, da er die Correspondenzen der gegen ihn feindlich gesinnten Staatsmänner, und die gegen ihn verabredeten Traktaten im Original mitgetheilt erhielt. Ein großer Theil dieser Schriften war aus dem geheimen Archiv in Dresden genommen, da ein bey demselben angestellter Officiant von dem preußischen Gesandten gewonnen war, und dem leztern diese Schriften auf so lange Zeit mittheilte, als nöthig war, um Copien von denselben zu nehmen. Andere Schriften mögen durch ähnliche Mittel anders woher, zum Theil durch den General Winterfeld, der sehr viele zu diesem Zweck dienliche Verbindungen an fremden Höfen unterhielt, in die Hände des Königs gekommen seyn.

Ueber die Moralität solcher Mittel, zu den Geheimnissen eines andern Staats zu gelangen, kann die Meinung nicht verschieden seyn. Gewiß sind sie, den Fall der höchsten Noth ausgenommen, äußerst verwerflich, und jeder Staatsdiener, der sich zu solcher Verrätherey gebrauchen läßt, ist ein nichtswürdiger Verbrecher, den die Verachtung selbst derer, denen er sich verkauft, trift, und gegen

gen den von dem Staat, der durch den Pflichtvergessenen gefährdet ist, keine zu harte Strafe verfügt werden kann. Aber so lange, auch zur Zeit des Friedens, ein unglückliches Mistrauen zwischen den Staaten besteht, weil jeder von dem andern oft etwas Arges besorgt, so lange werden auch alle Vorstellungen von der Unwürdigkeit solcher Mittel ohne Wirkung seyn. Man wird im Fall der äussersten Noth sich dieselben erlauben, und durch die Pflicht der Selbstvertheidigung, welche jede andere aufwiegt, sich berechtigt halten, um von uns bedrohenden Gefahren möglichst bald Kenntniß zu bekommen. So wie im Kriege Ueberläufer und Spione von jedem Theile strenge bestraft, zugleich aber auch von jedem, der Vortheile durch die Entdeckungen der Nichtswürdigen ziehen kann, ermuntert und belohnt werden; so wird auch während des Friedens, der fast nur Unterbrechung des Krieges genannt werden kann, eine Regierung Nachrichten von den Entwürfen einer andern, die auf ihr Verderben abzielen, immer annehmen, auch wenn sie von verachtungswerthen Verräthern ihr dargeboten werden. Erst dann wird hierin eine glückliche Aenderung gehofft werden können, wenn Jeder versichert seyn kann, daß der Andere nicht im Finstern an seinem Verderben arbeite! Diese gegenseitige

Sicherheit wird gewiß eintreten, wenn einſt das menſchliche Geſchlecht zu der ſittlichen Ausbildung gelangt ſeyn wird, um ſich völlig überzeugt zu halten, daß, ſo wie für den einzelnen Menſchen, ſo auch für die bürgerlichen Geſellſchaften unwandelbare Beobachtung des Rechts und redliche Beförderung des gegenſeitigen Wohls das einzige ſichere Mittel zur Erreichung des eigenen ſey.

In dieſem Zuſtande der Dinge kann alſo Friedrich mit Recht nicht getadelt werden, wenn er, ſobald von den ungerechten Anſchlägen ſeiner erbitterten Feinde im Allgemeinen ihm Nachricht zugekommen war, alle Mittel anwandte, oder die ſich ihm von ſelbſt darbietenden benuzte, um ſolche Anſchläge möglichſt genau und zuverläßig kennen zu lernen, und ſich in Stand zu ſetzen, ihnen widerſtehen zu können. Wenn man erwägt, daß Friedrich dieſe Nachrichten, welche über die feindſeligen Abſichten gegen ihn keinen Zweifel ließen, mehrere Jahre hinter einander erhielt; ſo muß man in der That die Langmuth und Mäßigung bewundern, mit der er ſeine in ſo hohem Grade gereizten Leidenſchaften zurückzuhalten vermogte, und den ſein Verderben bezielenden Feinden nicht ſchon früher zuvorkam. Aber, als er endlich im Jahr

1756

1756 mit Gewißheit erfuhr, daß er noch im Herbſt eben dieſes Jahrs, oder, wenn ſich hiergegen Hinderniſſe fänden, doch ohnfehlbar im Frühjahr des Jahrs 1757 von Rußland angegriffen werden ſollte, und dann auch, dem längſt verabredeten Plane gemäß, Oeſterreich und Sachſen losbrechen würden, und als Maria Thereſia auf Friedrichs Anfrage ſchlechterdings jede beruhigende Erklärung über die gemachten außerordentlichen Rüſtungen in Böhmen weigerte; als er ferner auch durch die aufgefangene vertraute Correſpondenz der feindlichen Miniſter die gewiſſe Ueberzeugung erhielt, daß dieſe Erklärung ganz vorſätzlich und in böſeſter Abſicht geweigert werde: — da glaubte er ſeiner Selbſterhaltung ſchuldig zu ſeyn, dem ihm ſo nahe drohenden Angriff durch den ſeinigen vorzukommen. Er nahm Sachſen in Beſitz und rückte in Böhmen ein. In Dresden ließ er das geheime Archiv öffnen, und aus demſelben die Originale der Schriften, damit deren Aechtheit nicht geläugnet werden könne, herausnehmen, welche die unumſtößlichen Beweiſe der zu ſeinem Verderben gemachten Anſchläge enthielten. Friedrich ließ in denkwürdigen Staatsſchriften 47),

47) Mémoire raisonné sur la conduite des Cours de Vienne et de Saxe et sur leurs desseins dan-

die Hertzberg zum Verfaſſer hatten, dem Publikum dieſe Beweiſe bekannt machen. Nie haben Staatsſchriften eine größere Wirkung gethan, und dieſes war natürlich, denn ſie enthielten reine Wahrheit, und jede Behauptung in denſelben wurde durch die eigenen Papiere der Gegner unwiderſprechlich bewieſen. Die Originale derſelben wurden den Geſandten mehrerer Höfe vorgelegt, und ſie ſind erſt nach dem Hubertsburger Frieden dem ſächſiſchen Hofe auf ſein Verlangen zurückgegeben. Die Aechtheit dieſer öffentlich bekannt gemachten Schriften iſt nie beſtritten; durch ſie iſt die feindliche Abſicht der verbündeten Höfe, und eben dadurch auch unwiderſprechlich bewieſen, daß Friedrich zu dieſem Kriege der Erhaltung ſeines Staats wegen nothwendig gezwungen war. Dennoch hat man auch dieſes zuweilen bezweifeln, und es als möglich vorſtellen wollen, daß die böſen Abſichten gegen Friedrich, da ſie ſchon ſo viele Jahre unausgeführt geblieben, es auch noch fer-

dangereux contre Sa Majesté le Roi de Prusse avec des pieces originales et justificatives qui en fournissent les preuves, 1756; und Réfutation de l'ouvrage intitulé: Remarques sur les Manifestes de guerre du Roi de Prusse etc. 1757. S. dieſe Schriften in Hertzberg Recueil Vol. I.

ferner hätten bleiben können; ja man hat behauptet, daß, wenn Friedrich nicht losgebrochen wäre, durch unerwartete Begebenheiten die Dinge noch eine ganz andere Wendung hätten nehmen können, wodurch dann ein Krieg verhütet wäre, der für Preußen so verderblich geworden ist, und es so nahe an den Rand des gänzlichen Untergangs gebracht hat. Daß eine solche für Friedrich günstigere Wendung der Dinge möglich gewesen wäre, läßt sich natürlich nicht bestreiten; aber wahrscheinlich war sie durchaus nicht. Die Erbitterung der Gegner war zu groß, als daß sie, ohne einen Ausbruch gefunden zu haben, hätte aufhören sollen, und wie leicht war es auch möglich, daß Friedrich, wenn er nicht zuvorkam, unter noch ungünstigern Verhältnissen angegriffen wäre. Sollte er also dieses abwarten, und nicht vielmehr einen Kampf beginnen, der allerdings sehr übel, aber auch gut ausschlagen, und den Staat retten konnte? Im ersten Falle war der Untergang ganz gewiß; im andern zwar auch möglich, aber auch der Sieg war möglich, wo nicht wahrscheinlich. Gewiß, ein mit ruhiger Prüfung aller damaligen Umstände überlegender Mann muß noch jezt eben so entscheiden, wie der sich selbst fühlende und der erprobten Tapferkeit seiner Truppen vertrauende Regent damals entschied; bey ihm

konnte keine Frage darüber seyn, ob es besser sey, vielleicht im muthigen Angriff mit Ehren umzukommen, oder abzuwarten, bis die Feinde mit dem Entwurf zu seinem Verderben ganz fertig seyn und, nachdem sie ihn überwunden, ihm vielleicht gestatten würden, ein kümmerliches, mit Schmach und Herabwürdigung angefülltes Leben noch ferner fortzuführen.

Friedrich faßte diesen Entschluß, seiner Gewohnheit gemäß, nach reifer einsamer Ueberlegung, und zog erst, nachdem er bey sich selbst entschieden hatte, drey Feldherren, zu deren Einsicht er großes Vertrauen hatte, über denselben zu Rathe, den Feldmarschall Grafen von Schwerin [48]), den

Ge-

48) Kurt Christoph von Schwerin, aus altadlichem Geschlecht stammend, war 1684 in Schwedisch-Pommern geboren. Nachdem er sich den Studien auf der Universität zu Leyden gewidmet, trat er in holländische Kriegsdienste, machte den spanischen Successions-Krieg unter Eugen und Marlborough in den Niederlanden und in Deutschland mit, ging dann in mecklenburgische Dienste, wurde von seinem Herzog zu Karl XII nach Bender gesandt, dessen Vertrauen er in hohem Grade gewann, und durch dessen Gespräche er mehr gelernt zu haben behauptete, als durch seine Feldzüge. Da sein Vaterland dem Könige von Preußen zugefallen war, so trat er 1720 in preußische Kriegsdienste. Durch seine

Tapfer-

General von Retzow 49), und den General von

Tapferkeit und bewieſenen groſſen Einſichten erwarb er des Königs Friedrich Wilhelm I Vertrauen, und gelangte bis zum Grade eines Generals der Infanterie. Friedrich II ernannte ihn gleich nach ſeiner Gelangung zum Thron zum Feldmarſchall, und erhob ihn und ſeine ganze Familie in den Grafenſtand. In den beiden erſten ſchleſiſchen Kriegen erwarb er groſſen Ruhm, und bald zu Anfang des dritten fand er in der Schlacht bey Prag, den 6ten May 1757, einen glorreichen Tod. Er war ein Mann von edlem, feſtem, auch liebenswürdigem Charakter, groſſem Verſtande und ausgebreiteten Kenntniſſen, und erwarb ſeiner beiden Könige Achtung, auch wenn er ihren Meinungen freimüthig widerſprach. Friedrich II hat zu ſeinem Andenken eine Bildſäule auf dem Wilhelmsplatze in Berlin errichten laſſen. Eine kurze Biographie dieſes Feldherrn von einem nahen Verwandten findet ſich in v. Maſſenbachs militairiſcher Monatsſchrift, Berlin 1785, dem 6ten Stück.

49) Wolf Friedrich von Retzow, war 1700 in der Mark Brandenburg aus adlichem Geſchlecht geboren, trat 1716 in Kriegsdienſte und zeichnete ſich durch ſeine Tapferkeit eben ſo ſehr, als durch ſeine Einſichten aus. 1757 wurde er wegen ſeines Betragens bey Leuthen auf dem Schlachtfelde zum General-Lieutenant erhoben. Friedrich ſchätzte ihn ſehr, und zog ihn in wichtigen Fällen oft zu Rathe; er ſtarb 1758. Der Sohn dieſes Mannes iſt Verfaſſer des lehrreichen Buchs: Charakteriſtik der wichtigſten Ereigniſſe des ſiebenjährigen Krieges. Berlin 1802. (S. Beilage M. Nr. 53.) In dieſem Werke, Th. I. S. 39, ſin-

Winterfeld 50). Lezterer ſtimmte der Meinung des Kö-

findet ſich die Nachricht von der Berathung des Königs über die wichtige Frage wegen Anfang des ſiebenjährigen Krieges; ſie verdient um ſo mehr Glauben, da General von Retzow, welcher an der Berathung Theil nahm, ohne Zweifel dieſe Nachricht ſeinem Sohne mitgetheilt hat.

50) Hans Karl von Winterfeld, 1707 aus einem alten Geſchlecht in Vorpommern geboren, trat früh in Kriegsdienſte und wurde Adjudant Königs Friedrich Wilhelm I. Er wurde von dieſem Monarchen nach Rußland geſandt, um Unterofficiere zu überbringen, welche die ruſſiſchen Truppen im Gebrauche der Waffen nach preußiſcher Art üben ſollten. Dieſe Reiſe veranlaßte ſeine Verheirathung mit einer Stieftochter des ihm ſchon verwandten berühmten Feldherren Grafen Münnich. Mit Friedrich II wurde Winterfeld, wie jener noch Kronprinz war, ſchon nahe bekannt, und gewann deſſen Gunſt. Nach Antritt der Regierung Friedrichs ſtieg er ſchnell zu höhern Poſten, und wurde auch nach Petersburg geſandt, um Münnich, und durch ihn den ruſſiſchen Hof zu gewinnen. In den beiden erſten ſchleſiſchen Kriegen erwarb er immer mehr die Achtung und ein vorzügliches Vertrauen des Königs. Er verband mit ausgezeichneten Geiſtes-Fähigkeiten, unermüdlicher Thätigkeit und patriotiſchem Eifer eine große Annehmlichkeit des äußern Umgangs; er wurde allmählig der vertrauteſte Freund und Liebling Friedrichs; man glaubte, daß Winterfeld vom Könige in den wichtigſten, ſowohl militairiſchen als politiſchen, Angelegenheiten zu Rathe gezogen werde, und auf die gefaßten Entſchließungen mehr wie irgend Jemand Einfluß

Königs, daß der Angriff nothwendig sofort geschehen müsse, ganz bey; die beiden erstern aber waren

ge-

fuß habe. Es fehlte ihm jedoch wissenschaftliche Bildung, er wußte dieses selbst, und suchte sich durch Umgang mit Männern von Kenntniß so gut wie möglich zu unterrichten; Friedrich selbst schlug ihm diejenigen vor, die er hierzu gebrauchen konnte. Daß er ein Mann von Talent und großen Verdiensten gewesen, ist von Niemandem bezweifelt worden, aber beliebt war er nicht, und seinem Charakter sind Vorwürfe gemacht. Man gab ihm Eigendünkel, Stolz, Geringschätzung Anderer Schuld, und behauptete, daß er sein Ansehn bey dem Könige oft zu braver Männer Nachtheil misbrauche. Dies sind Fehler, zu welchen die Günstlinge der Könige sich leicht hinreißen lassen, die ihnen aber auch oft mit Unrecht von denen, die sie eifersüchtig beneiden, beigemessen werden. Welches von beiden bey Winterfeld der Fall gewesen, können wir beim Mangel näherer Nachrichten nicht entscheiden. Friedrichs ihm bis ans Ende bewiesene Achtung und Zuneigung giebt uns eine gute Meinung von ihm. Den Grad eines General-Lieutenants erhielt er 1756, kurz vor Ausbruch des Krieges, und in einem kleinen Gefecht bey Görlitz fand er am 8ten September 1757 den Tod. Der König war äußerst gerührt über diesen Verlust, und sagte: „so einen Freund bekomme ich nie „wieder." Er ließ eine Bildsäule Winterfelds auf dem Wilhelmsplatze aufrichten. — Ein Verwandter von ihm, Major von Winterfeld, hat ein „Leben des preußischen General-Lieutenants von „Winterfeld. Berlin und Leipzig 1809" herausgegeben, das so vollständig ist, als es die noch

vor-

geneigt, noch einigen Aufſchub beſſer zu halten. Doch da der König die ihnen bisher unbekannten Papiere vorlegte, aus denen die Abſicht ſeiner Gegner, ihn zu überfallen, unwiderſprechlich hervorging, konnten ſie der Meinung des Königs nichts weiter entgegenſetzen; Schwerin beſonders drang darauf, daß nun der Angriff ohne den mindeſten Aufſchub geſchehen müſſe. Man hat behauptet, Winterfeld habe den König vorzüglich zu dem raſchen Entſchluſſe beſtimmt, den Krieg ohne Zögerung anzufangen, wenigſtens durch ſeine lebhafte Beiſtimmung ihn darin beſtärkt. Dieſe Behauptung thut Winterfeld wahrſcheinlich Unrecht, denn Friedrich war gewiß nicht der Mann, der, beſonders in einem ſo wichtigen Falle, ſich durch irgend einen Andern, ſo groß auch deſſen Anſehn bey ihm ſeyn mochte, einen Entſchluß einreden ließ, den er nicht ſelbſt, nach eigner reifer Ueberlegung, für den beſten gehalten hätte. Daß aber Winterfeld der Meinung des Königs beiſtimmte, kann ihm durchaus nicht zum Vorwurf gereichen, noch ſeinem unruhigen Ehrgeiz, der

---

vorhandenen dürftigen Nachrichten erlaubten. Die merkwürdigſten Begebenheiten werden mit reifem und unpartheiiſchem Urtheil erzählt, und gegen die dem Charakter dieſes Feldherrn gemachten Vorwürfe wird er, nach unſrer Ueberzeugung, gründlich vertheidigt.

der bey einem Kriege Vermehrung des Ansehens und Ruhms gehofft hätte, beigemessen werden; wenigstens können wir dieses nicht glauben, da wir, sechszig Jahre nach jenen Begebenheiten lebend, die Ueberzeugung haben, daß in den Umständen, in denen Friedrich war, sein Entschluß unumgänglich nothwendig, und der Krieg ein ihm abgedrungener und gerechter Vertheidigungskrieg gewesen sey.

Während im nordöstlichen Europa eine beschränkte durch unwürdige Leidenschaften aufgeregte Politik gegen einen weisen Monarchen, der gern im Frieden der Wohlthäter seines Volks gewesen wäre, einen Untergangskrieg anzuschüren bemüht war, ereignete sich im Westen unsers Welttheils eine Umwandlung des bisherigen politischen Zustandes, die viel dazu beitrug, diesem Kriege noch mehr Umfang, Dauer und Verwicklung zu geben. Nach dem Tode Kaisers Karl VII hatte Frankreich den zu dessen Aufrechthaltung angefangenen Krieg gegen Oesterreich ohne eigentlichen Zweck fortgeführt, da es, ohnerachtet seiner Siege in den Niederlanden, nicht hoffen konnte, dieses wichtige Land zu behalten. Der Aachner Friede versöhnte endlich beide Staaten 51). 1748 d. 30ten April.

51) S. denselben in Wenck l. c. T. II. p. 510.

Man glaubte nun in Wien den Ruheſtand mit Frankreich gründlich befeſtigt zu haben, und man bauete hierauf die Hoffnung, daß Oeſterreich und Frankreich künftig nicht blos verſöhnt, ſondern auch durch einen Bund vereinigt werden könnten, der beiden gleich vortheilhaft ſeyn würde, weil ſie vereint nicht leicht einen andern Angriff fürchten dürften, vielmehr allen andern Mächten furchtbar erſcheinen könnten. Ob Maria Thereſia den Gedanken einer ſolchen engen Verbindung zuerſt aus eigner Bewegung gehabt, oder ob Kaunitz, oder irgend ein Anderer ihr denſelben eingegeben habe, iſt ungewiß. Sehr begreiflich aber iſt, wie der eben genannte Staatsmann bey Erwägung der damaligen politiſchen Verhältniſſe zu der Ueberzeugung gelangen konnte, daß er ſeine Entwürfe zu Oeſterreichs Gunſten am ſicherſten ausführen werde, wenn er ſie durch eine ganz andere Politik zu erreichen ſuchte, als die in den verfloſſenen Jahrhunderten befolgt war. Wenn es ihm gelang, mit Frankreich in freundſchaftlichem Vernehmen zu bleiben, ſo waren davon für ſeinen Hof große Vortheile zu erwarten. Die deutſchen Fürſten hatten keinen Rückhalt mehr, wenn ſie Oeſterreichs Abſichten ſich zu fügen weigerten; die Garantie des weſtphäliſchen Friedens durch Frankreich war beſeitiget, und Oeſterreich durfte hoffen, ſeine

seine Absichten einer weniger beschränkten Herrschaft im deutschen Reiche besser wie bisher erreichen zu können, wenn es von Frankreich keine Störung mehr zu besorgen hatte. Auch wenn diese Macht bey dem vorhabenden Angriffe Preußens nur neutral blieb, war das Gelingen der mit Rußland und Sachsen verabredeten Plane um so wahrscheinlicher. Freilich mußte eine Annäherung zu Frankreich nothwendig England, diesen alten und wichtigen Bundsgenossen Oesterreichs, von demselben entfernen; aber Kaunitz glaubte, diese Besorgniß weniger achten zu dürfen, da er von Frankreich, wenn er mit demselben im Bunde war, bedeutendere Unterstützungen seiner Entwürfe, im Fall des Gegentheils aber größern Widerstand zu erwarten hatte, als von England. Mit lezterm waren ohnedem wegen der Verhältnisse in den Niederlanden Irrungen entstanden, und zwischen beiden Höfen war deshalb Kälte eingetreten [52]). Auch mogte Kaunitz glauben, daß, wenn je für die Niederlande (die einzige schwache Seite Oesterreichs gegen Frankreich) Gefahr drohen sollte, die Seemächte doch, wie in frühern Zeiten, jede andere zum Misvergnügen ihnen gegebne Ursache vergessen und zur Behauptung der Niederlande zutre-

52) Der Leser wird sich an dasjenige erinnern, was im 2ten Bande Kap. 13. hierüber gesagt ist.

treten würden, da ihnen noch mehr, als dem Wiener Hofe selbst daran lag, daß dieses Land nicht von Frankreich überwältiget werde. Kaunitz hatte bey Gelegenheit der Friedensverhandlungen zu Aachen dem französischen Bevollmächtigten den Gedanken von den Vortheilen eines Bundes für beide Staaten
1750 zuerst geäußert. Bald nachher kam er als Bothschafter an den französischen Hof, wo es nun sein lebhaftes Bemühen war, diesem Gedanken Eingang zu verschaffen; aber er fand die Staatsmänner, welche am meisten Einfluß hatten, der beabsichtigten Verbindung keinesweges geneigt. Nach der Politik, die seit zwey Jahrhunderten von den größten Königen und Ministern, Franz I, Heinrich IV und Ludwig XIV, den Kardinälen Richelieu und Mazarin befolgt war, hatte man sich daran gewöhnt, es für die edelste Rolle und für das ausgemachteste Interesse Frankreichs zu halten, dem großen Uebergewicht des Hauses Oesterreich entgegen zu treten, und gegen dasselbe der Beschützer aller schwächern Staaten und besonders der Verfassung und Freiheit Deutschlands zu seyn. Zu dem leztern hatte es sich durch den westphälischen Frieden die Berechtigung erworben. Gegen das in der weiblichen Linie neu sich erhebende Haus Habsburg blieb Frankreichs Politik dieselbe, wie gegen das erloschene,

da das neue Haus, wie das alte, mit der Kaiserwürde geschmückt, und in alle Rechte und Ansprüche des leztern getreten war. Gern mußte es von Frankreich gesehen werden, daß mit Preußen eine neue Macht im Norden sich erhoben hatte, die Oesterreichs Vergrößerungs-Absichten entgegengesezt werden konnte. Für Frankreich war von Preußen nie etwas zu fürchten, und wenn es gleich nicht gerade dessen noch weitere Zunahme befördern wollte; so mußte Frankreich doch nach allen Gründen der Staatsklugheit daran liegen, diesen Staat ungeschwächt zu erhalten. Kein vernünftiger Grund konnte es bewegen, die auf Preußens Verkleinerung abzielenden Entwürfe des Wiener Hofes zu begünstigen. Frankreich hatte überhaupt durch eine Verbindung mit diesem Hofe von keiner Seite Vortheile zu erhalten, da derselbe ihm gegen seinen Hauptgegner, England, nie wirksamen Beistand zu gewähren im Stande war, wenn er auch dazu geneigt gewesen wäre.

Bey diesen Gründen konnte Kaunitz nicht hoffen, mit seinem Vorschlage eines Bündnisses bey den Rathgebern Ludwigs XV Eingang zu finden. Alle hellsehenden Staatsmänner, die allgemeine Meinung der Nation, waren gegen diesen Vor-

ſchlag. Aber Kaunitz, hierdurch nicht abgeſchreckt, verſuchte einen Nebenweg, um zu ſeinem Zwecke zu gelangen; er bemühte ſich, die Maitreſſe Königs Ludwig XV, Marquiſe von Pompadour [52], zu gewinnen, und wandte jedes Mittel an, dieſelbe zu bewegen, den König ſeinen Entwürfen geneigt zu machen. Dieſe Frau, welche mit äußern Annehmlichkeiten lebhaften Geiſt verband, ließ ſich überreden, daß ſie ihrer Beherrſchung des Monarchen am ſicherſten Dauer geben würde, wenn ſie ihm die läſtigen Sorgen der Regierung abnehme, und ihn zu Entſchlüſſen brächte, die, ohne daß er ſich anſtrengen dürfe, oder im Genuß eines wollüſtigen Lebens unterbrochen würde, ſeiner Regierung neuen Glanz verſprächen. Dieſen hoffte ſie von einer Verbin-

52) Jeanne Antoinette du Poiſſon, aus niedrigem Stande 1721 zu Paris geboren, kam 1745 an den Hof und wurde allmählig zur Marquiſe, nachher Herzogin von Pompadour erklärt. Nie vielleicht hat eine Buhlerin unumſchränktere Herrſchaft ausgeübt: Feldherren und Miniſter wurden von ihr nach Gefallen gewählt, und alle großen Geſchäfte der innern und äußern Regierung von ihr geleitet; deshalb wurde auch alles Unglück, was Frankreich im ſiebenjährigen Kriege, und durch ſeine zerrütteten Finanzen traf, ihr beigemeſſen. Sie ſtarb 1764 als der Gegenſtand des allgemeinen Haſſes, doch blieb der königliche Liebhaber bis zu ihrem Tode ihr treu.

bindung mit der ersten europäischen Macht, die, wenn sie aufhörte eine gefährliche Nebenbuhlerin Frankreichs zu seyn, jezt bereit war, mit ihm die entscheidende Leitung der großen Angelegenheiten von Europa zu theilen. Der Ehrgeiz der Pompadour fand sich geschmeichelt, wenn sie hoffen durfte, nicht blos die Geliebte eines großen Monarchen, sondern auch die Stifterin eines neuen politischen Systems zu seyn, das Frankreich auf eine Stufe von Macht und Einfluß erheben sollte, die es in der Vorzeit vergebens angestrebt hatte, die aber jezt auf einem dem bisherigen ganz entgegengesezten Wege erstiegen werden sollte. Schon die Neuheit dieses Gedankens des Bundes der großen Mächte, deren Kampf sie bisher geschwächt und kleinern Mächten einen diesen nicht gebührenden Einfluß gegeben hatte, war verführerisch für die eitle Frau (vielleicht auch überhaupt für den jüngern Theil der Nation), und als Kaunitz seine Monarchin bewegte, sie selbst in freundlich vertrauten Briefen (sie soll sie in denselben, kaum ist es glaublich, meine Cousine genannt haben) um Anwendung ihres Einflusses zur Unterstützung der großen Sache zu ersuchen, konnte sie nicht länger widerstehen. Sie wandte nun alle ihre Gewalt über das Gemüth Ludwigs XV an, um ihn dem neuen System geneigt zu machen. Es gelang ihr

nicht ohne Mühe, da dem gesunden Verstande des Königs das Gefahrvolle dieses Systems nicht entging, und er ungern von Friedrich sich trennte, welches, wie er wohl einsahe, die nothwendige Folge jeder Annäherung zu Oesterreich seyn mußte. Doch neben den Gründen der Politik wurden auch noch viele andre Mittel angewandt, um Ludwig XV gegen den König von Preußen persönlich aufzubringen. Witzige Spottreden, die derselbe über jenen Monarchen und dessen Geliebte sich erlaubt haben sollte, wurden hierbey nicht ohne Erfolg gebraucht, und da es der Pompadour gelungen war, einen ihr ganz ergebenen und sehr fähigen jungen Mann, Abbé Bernis [54]), in den Staatsrath zu bringen; so wurde der König endlich dem neuen politischen System geneigter gemacht. Wie es Graf Kaunitz bis dahin gebracht hatte, ging er nach Wien zurück, um die
1753 Hauptleitung aller Geschäfte zu übernehmen; die Vollendung des von ihm am französischen Hofe angefangenen Geschäfts überließ er seinem Nachfolger in dem Bothschafter-Posten, dem Grafen von Stahremberg.

Doch Friedrich, von der Annäherung der Höfe von Wien und Versailles wohl unterrichtet, kam der

54) S. von demselben oben Bd. II. S. 346. Note 37.

der Vollendung derselben zuvor, und indem er das zu seinem Verderben bezielte neue politische System zwar selbst beförderte, gab er demselben mit ungemeiner und die Gegner überraschenden Geschicklichkeit eine Richtung, die vorzüglich beigetragen hat, daß von dem gegen ihn angezettelten Kriege nicht sein Untergang, sondern neuer Ruhm und sehr vermehrtes Ansehn die Folgen wurden.

Friedrich hatte in den beiden ersten Kriegen erfahren, wie wenig auf die Verbindung mit Frankreich gerechnet werden könne, weil am französischen Hofe veränderliche Launen und kleinliche Leidenschaften, Eifersucht und Wechsel der Einfluß habenden Personen oft mehr als Gründe der Staatsklugheit die zu nehmenden Entschlüsse bestimmten, besonders aber auch, weil die französischen Staatsmänner nur immer ihre eigenen Zwecke verfolgten, ohne auf den Vortheil der Bundsgenossen Rücksicht zu nehmen. Er war inne geworden, daß der französische Hof immer bereit gewesen war, ihn aufzuopfern, wenn er dadurch für sich selbst Vortheile zu erreichen hoffen konnte; er hatte, wenn er in großer Verlegenheit war, von diesem Bundesgenossen keinen Beistand, und für denjenigen, den er selbst geleistet, schlechte Erwiederungen erhalten. Diese Erfahrung konnte

nicht geneigt machen, die Verbindung mit Frankreich beizubehalten, oder eine noch engere abzuſchließen, da er von dieſer Macht bey der Gefahr, von der er ſich jezt bedroht ſahe, keinen aufrichtigen und kräftigen Beiſtand hoffen durfte. Das Betragen, welches England bisher gegen ihn bewieſen, gab ihm dagegen die Hoffnung, daß eine Verbindung mit dieſer Macht ihm nüzlicher ſeyn werde. Die allgemeine Meinung hatte, wie er bemerkt, auf der britiſchen Inſel vorzüglich Einfluß auf die Geſinnung des Parlements, und dadurch des Hofes, und wenn gleich auch dieſe allgemeine Meinung zuweilen Verirrungen unterworfen iſt, welche vorzüglich aus der in England herrſchenden großen Unkunde der Verhältniſſe auf dem feſten Lande herrührt; ſo wird doch von ihr das wahre Wohl des eignen Staats in den meiſten Fällen beſſer eingeſehen und beachtet, als in den Landen, wo beſchränkte, verderbte oder gar erkaufte Staatsmänner, Günſtlinge und Buhlerinnen die Entſchlüſſe der Regierung beſtimmen, und ihr unwürdiges Geſchäft im Dunkeln treiben. Es war ein Hauptgrundſatz der Politik Friedrichs, daß er denjenigen Staat für den zuverläßigſten Bundesgenoſſen hielt, welcher ſein eigenes Intereſſe kennet und wirklich im Auge hat, und nach demſelben ſein Benehmen gegen Andere abmißt; das Verfahren

eines

eines ſolchen Staats läßt ſich berechnen, und eben deshalb auf ihn bauen. Zu allem dieſen kam, daß auch die Perſönlichkeit des Königs von England Vertrauen einflößen mußte. Obgleich bey Georg II [15]) die perſönliche Abneigung, die er von Kindheit an gegen Friedrichs Vater gehabt, auch auf jenen übergegangen war, und obgleich er das raſche Emporſteigen Preußens mit angeerbter hannöveriſcher Eiferſucht anſahe; ſo wußte dieſer Monarch doch kleinliche Leidenſchaften dem wahren Vortheile ſeines Reichs, und ſeiner deutſchen Lande unterzuordnen. Er hatte bisher ſich durchaus als einen ſtaatsklugen Regenten bewährt. Es war für England höchſt wichtig, daß Oeſterreich eine bedeutende Macht bliebe, und Frankreichs Entwurf, deſſen Lande unter mehrere mindermächtige Fürſten zu vertheilen, nicht ausgeführt würde. Dieſem gemäß unterſtüzte er Maria Thereſia unter laut geäußerter Beiſtimmung ſeines Volks. Er mußte nothwendig misbilligen, daß Friedrich dieſe Monarchin angriff und ihr Schleſien entriß; da dieſes aber einmal geſchehen war, ſahe er ein, daß das einzige Mittel der Rettung für Maria Thereſia ſey, ſich mit dieſem Gegner, der, ſo wie

15) Er war Mutter Bruder Friedrichs, 1683 geboren, hatte 1727 den Thron beſtiegen, iſt 1760 geſtorben.

er der unternehmendste war, leicht der gefährlichste werden konnte, zu versöhnen, und deshalb ein Opfer zu bringen. Er vermittelte also und garantirte den Breslauer Frieden, schloß auch bald nachher ein
1742 d. 18ten Novbr. Bündniß mit Friedrich, worin gegenseitiger Beistand zur Erhaltung des Besitzes ihrer Staaten zugesichert wurde [16]). Dieses freundschaftliche Verhältniß dauerte auch nachher fort, und wenn gleich Georg II ein thätiger Bundesgenosse von Maria Theresia blieb, so trug er doch auch bey dem zweiten schlesischen Kriege zu dessen baldiger Beendigung durch den Dresdner Frieden bey, und keine andre Verbindung, deren er mehrere einging, auch nicht die ihm sehr wichtige mit Rußland, konnte sein gutes Vernehmen mit Preußen wankend machen, und er war durch nichts zu bewegen, dem Friedrichs Verderben durch einen ungerechten Angriff bezielenden Bunde des Wiener und Petersburger Hofes beizutreten, wenn gleich nach dem zwischen lezterm und England bestehenden Defensivbunde auf englische Subsidien sehr gerechnet, und deshalb besonders gewünscht wurde, bey dem vorhabenden Kriege den Schein zu gewinnen, daß Rußland der angegriffene Theil sey. Durch den Aachner Frieden war die Sicherheit des Ruhestandes zwischen Frankreich

16) S. diesen Traktat in Wenck l. c. Vol. I. p. 640.

reich und England so wenig gründlich hergestellt, daß schon wenige Jahre nachher über die streitigen Gränzen in Nordamerika Irrungen entstanden, die bald zu Feindseligkeiten und förmlicher Kriegserklärung führten. Georg II von der Annäherung, die zwischen Frankreich und Oesterreich Statt fand, unterrichtet, wußte, daß er von lezterer Macht keinen Beistand gegen einen Angriff seiner deutschen Staaten, den Frankreich vorhatte, hoffen dürfe; er wandte sich also an Friedrich, und schlug demselben ein Bündniß vor [57]) zu gegenseitiger Vertheidigung ihrer Lande, und zur Erhaltung des Ruhestandes in Deutschland. Dieses wurde wirklich abgeschlossen [58]), 1755 1756 d. 16ten und Jann.

57) Friedrich sagt selbst (histoire de la guerre de sept ans Chap. III.), daß der König von England ihm das Bündniß angetragen habe, aber alle Umstände lassen nicht zweifeln, daß er selbst damals mit gleichen Gedanken umging, und man kam also desto leichter über eine Verbindung überein, deren Zuträglichkeit von beiden Theilen gefühlt wurde.

58) S. dasselbe in Wenck l. c. Vol. III. p. 84. Dieser Traktat ist nachher durch nähere Bestimmungen enthaltende Conventionen viermal erneuert, unter dem 11ten April 1758, 7ten Dec. 1758, 9ten Nov. 1759, 12ten Dec. 1760, von denen Wenck die beiden erstern liefert, die zwey leztern aber nur deshalb wegläßt, weil sie mit jenen ganz wörtlich übereinstimmen, s. dessen Codex

und beide Monarchen verbanden ſich dadurch, nicht zugeben zu wollen, daß eine fremde Macht, unter was für einem Vorwande es auch ſeyn möchte, Truppen in Deutſchland einrücken laſſe. So erhielt Georg II einen Beiſtand gegen die ſeine hannöverſchen Lande bedrohenden Franzoſen, und Friedrich II gegen den Angriff der Ruſſen. Der franzöſiſche Hof nahm dieſe Verbindung Friedrichs ſehr übel auf. Ludwig XV machte noch einen Verſuch, denſelben feſtzuhalten, indem er den Duc de Nivernois an ihn abſandte, einen Mann, von dem er wußte, daß derſelbe durch ſeinen Geiſt und ſeine Kenntniſſe dem preußiſchen Monarchen angenehm ſeyn werde. Dieſes war auch wirklich der Fall; aber Friedrich pflegte bey Entſchlüſſen von Wichtigkeit ſich nie durch Nebenbetrachtungen beſtimmen zu laſſen. So ſehr der franzöſiſche Abgeordnete ſeine perſönliche Achtung wirklich erworben hatte; ſo konnte dies ihn doch nicht von einer Verbindung abbringen, die er, nach reifer Ueberlegung, in den damaligen Umſtänden für die zuträglichſte hielt. Er verhehlte dieſes dem Duc de

---

Codex III. p. 180. Koch liefert dagegen in dem Recueil des Traités, qui n'ont pas encore vu le jour Vol. II. p. 29. eine Convention vom 11ten Jan. 1757 ohne Unterſchriften, die wahrſcheinlich ein nicht ausgeführter Entwurf iſt.

de Nivernois nicht, und sagte demselben offen, daß so wenig er dem französischen Hofe seine Annäherung zu Oesterreich verüble, so könne auch ihn nichts abhalten, eine Verbindung einzugehen, welche er seinem Interesse angemessen halte; er fand sich auch dadurch beleidiget, als das französische Ministerium ihm die Plünderung der hannöverschen Lande als einen Reiz darstellte, und ihm, wenn er sich mit Frankreich verbinden wollte, die Insel Tabago in Westindien anbot, eine Besitzung, die für Friedrich gar keinen Werth haben konnte. Der Abschluß des Bundes zwischen Oesterreich und Frankreich war nun die Folge dieser Erklärung Friedrichs; durch denselben wurde zunächst gegenseitige Vertheidigung und Beistand mit 24,000 Mann versprochen [59]), Bedingungen, welche durch nachher eingegangene Verträge noch ungleich lästiger für Frankreich geworden sind [60]), Letzteres griff indeß die preußischen Lande in Westphalen wirklich feindlich an, und nahm dieselben für Oester- 1756 d. 1ten May. 1757 April.

59) Es wurden eigentlich zwey Verträge an demselben Tage abgeschlossen: Une Convention de neutralité, und: Un traité d'union et d'amitié defensive, s. dieselben in Wenck l. c. T. III. p. 139.

60) S. was über diese folgenden Verträge oben Bd. I. S. 202. Note 5. gesagt ist.

Oesterreich in Besitz. Der französische Hof behauptete hierbey nicht nur als Bundesgenosse des lezten, sondern auch als Garant des westphälischen Friedens zu handeln, der durch den Friedrich abgedrungenen Einfall in Sachsen verlezt seyn sollte. 1757 Jun. Von der andern Seite fielen die Russen mit einer Armee von 100,000 Mann verheerend in das Königreich Preußen ein, und Schweden wurde, gegen den Willen seines Königs, der Friedrichs Schwager war, gezwungen, gleichfalls unter dem nichtigen Vorwande der Garantie des westphälischen Friedens Preußen feindlich anzufallen. 1757 Sept. Es erhielt dafür das Versprechen einer Entschädigung mit dem preußischen Pommern [61]). Die meisten deutschen Fürsten konnten sich gleichem Zwange nicht entziehen; der König von Preußen wurde sogar, wegen seines Einfalls in Sach-

61) Die Conventionen zwischen Frankreich, Oesterreich und Schweden vom 21ten März und 22ten Sept. 1757 sind zuerst von Koch im Recueil des Traités T. II. p. 33 u. 89. bekannt gemacht. Auch die Kaiserin von Rußland trat dieser Verbindung zwischen den drey Mächten durch einen besondern Akt vom 5ten Nov. 1757 bey, welcher in dem Recueil von Koch T. II. p. 103. gleichfalls gefunden wird. — Der förmliche Beitritt Rußlands zu dem Bunde zwischen Frankreich und Oesterreich wurde unter dem 7ten März 1760 unterzeichnet, und auch dieser findet sich in der Kochschen Sammlung T. II. p. 181.

Sachsen des Landfriedenbruchs angeklagt, und von der theils gewonnenen, theils erzwungenen Mehrheit der Stimmen auf dem Reichstage ein Reichskrieg gegen ihn erklärt, und auch wirklich eine sogenannte Reichsexecutions-Armee, die sich mit der französischen vereinigte, nicht zur Ehre deutschen Namens aufgestellt. So begann jener siebenjährige Krieg, in welchem Friedrich allein mit England und einigen deutschen Fürsten [62]), die englische Subsidien erhielten, gegen mehrere Mächte von Europa für die Erhaltung seines Staats kämpfte. Friedrich bewies in der Führung dieses Krieges nicht nur die größten Talente des Feldherrn, und eine standhafte Ausdauer, die ihn wahrhaft bewundernswürdig machte; sondern er benahm sich auch unter allen oft wechselnden Umständen mit der größten Staatsklugheit, Mäßigung und reifsten Ueberlegung. Das mit England geschlossene Bündniß beruhete auf gegenseitigem Bedürfniß, und wurde deshalb von beiden Theilen mit musterhafter Treue beobachtet. 1757 Janr.

Ein glücklicher Umstand für Friedrich war es, daß Georg II sich bald genöthiget sahe, die Hauptlei-

62) Dem Landgrafen von Hessenkassel, den Herzogen von Braunschweig und Sachsen-Gotha, und dem Grafen von Schaumburg-Lippe.

leitung der Geſchäfte einem Staatsminiſter zu übergeben, der mit den helleſten Einſichten und einem glühenden Eifer für das Wohl Englands, eine Stärke und Ausdauer des Charakters verband, die der, welche Friedrich ſelbſt beſaß, gleich kam. William Pitt war dieſer Mann, einer der größten, die je nicht nur Englands, ſondern irgend eines Staats Angelegenheiten geführt haben [63]). Wir nennen es ein Glück, daß dieſer Mann an die Spitze der britiſchen Regierung kam, weil es Wahrheit iſt, wollen aber dadurch das Verdienſt, welches König Georg II ſelbſt bey Ergreifung des neuen politiſchen Syſtems (die ganz ſein Werk war und ſchon vor Pitts Eintritt in das Miniſterium entſchieden wurde) und deſſen ſtandhafter Durchſetzung hatte, im Mindeſten nicht herabſetzen; dieſer König zeigte vielmehr die Größe ſeines Geiſtes und die Stärke ſeines Charakters grade darin, daß er einem Manne, dem er bis dahin perſönlich abgeneigt geweſen, ſein Vertrauen zuwandte, und da er ihn deſſelben werth fand, ſich darin durch nichts wankend machen ließ, vielmehr die von ſeinem Miniſter vorgeſchlagenen Maaßregeln von Herzen billigte, und jedes entgegentretende Hinderniß aus dem Wege räumte. Wenn man

63) S. über ihn Beilage 8.

man erwägt, daß Georg II sich damals bereits in einem Alter befand, in welchem es jedem Menschen, zumal aber einem Regenten, immer schwer wird, lange gewohnten Ansichten und Neigungen zu entsagen; so verdient das Opfer, das Georg II seiner Regentenpflicht brachte, um so größeres Lob. Doch Pitt zeigte sich nicht minder groß, indem er Ansichten und Grundsätze, welche er sein ganzes politisches Leben hindurch mit Eifer behauptet hatte, jezt, da es das Wohl des Staats erforderte, abzulegen, und diejenigen anzunehmen wußte, durch welche das Vaterland allein gerettet werden konnte. Er war nämlich früher ein eifriger Gegner der Continental-Verbindungen gewesen, solcher nämlich, Kraft welcher England in Friedenszeiten, oft viele Jahre hindurch, ansehnliche Subsidien an fremde Mächte gab, ohne etwas Anderes dafür zu erhalten, als das Versprechen dieser Mächte, im Fall eines Krieges ihre Truppen zur Erreichung der Zwecke Englands herzugeben, auch sonst, bey sich ergebenden Gelegenheiten, dem politischen System sich geneigt zu beweisen, das England auf dem festen Lande begünstigen wollte [64]). Er glaubte, daß hierdurch das brittische Geld

64) So hatte es eben damals England viel Geld gekostet, um dem Wiener Hofe zu Gunsten, für die beabsichtigte Wahl

Geld nur vergeudet, im Zeitpunkt der Gefahr aber gewöhnlich nur wenig geholfen würde, weil die fremden Mächte, welche kein eignes Interesse an der Sache Englands nahmen, sondern nur des Geldvortheils wegen ihre Unterthanen verkauften, leicht Vorwände fanden, unter welchen sie entweder der Erfüllung der übernommenen Verbindlichkeit ganz auswichen, oder ihr doch nur höchst unvollkommen nachkamen. Auch hielt er dafür, daß es das Ehrgefühl der eignen Nation schwäche, wenn sie gewohnt würde, durch erkaufte Fremdlinge sich vertheidigen zu lassen, und sich mehr auf ihr Geld, als auf eigne Kräfte und Anstrengungen zu verlassen. Aber jezt, da er an Friedrich einen Bundesgenossen gefunden, der nicht um des Geldes willen seinen Beistand versprach, sondern dessen eigene Sache mit der brittischen genau verbunden war, und dem es für seine eigne Erhaltung eben so angelegen seyn mußte, den Sieg zu erkämpfen, als es dieses England nur seyn konnte, einen Bundesgenossen, dessen Genie und Charakter unbegränztes Vertrauen einflößte, mit dem zu

---

Wahl des Erzherzogs Joseph, noch während dessen Minderjährigkeit, zum römischen König Churstimmen zu erkaufen. Der junge Prinz wurde aber während seiner Minderjährigkeit nicht gewählt, und das englische Geld war umsonst ausgegeben.

zu siegen man die wahrscheinlichste Hoffnung hatte, und mit dem zu fallen keine Schande seyn konnte —; da hielt Pitt eine solche Continentalverbindung für die weiseste Maaßregel, die genommen werden konnte. Er ergriff sie mit Feuereifer, und verfolgte sie mit unnachlassender Standhaftigkeit. 670,000 Pfund Sterling Subsidien [65]) wurden jährlich an Friedrich bezahlt, und die Truppen deutscher Fürsten, welche die alliirte Armee ausmachten, gleichfalls von England unterhalten. Pitt glaubte, dieser Geldaufwand sey durch des Königs von Preußen Beistand hinlänglich belohnt, es fiel ihm auch deshalb nicht ein, die Verwendung der Subsidien genau zu kontrolliren, oder über die Art der Kriegführung je Rath geben zu wollen; er überließ dieses ganz dem wunderhollen Manne, wie er ihn nannte, mit dem er verbündet war, und für den er hohe Achtung hatte. Es entstand daher zwischen den Bundesgenossen nie Mishelligkeit oder eifersüchtiger Neid des Einen über die glücklichen Fortschritte des Andern; eine Verschiedenheit ihrer Meinungen über das, was gesche-

65) Welche nach dem damaligen Werth des Pfund Sterlings zu vier Millionen Thaler angenommen, vom Könige von Preußen aber weit höher ausgebracht wurden.

geſchehen müſſe, iſt, wenn ſie je Statt gefunden, nie ſichtbar geworden. Jeder Wunſch, den Friedrich äußerte, wurde, wenn es irgend möglich war, befriediget. So wurde das Oberkommando der alliirten Armee, das bisher Königs Georg II Sohn, der in England viel geltende Herzog von Cumberland, wo nicht ungeſchickt, doch ſehr unglücklich geführt hatte, auf Friedrichs Vorſchlag einem preußiſchen General, dem Herzog Ferdinand von Braunſchweig anvertraut, einem Feldherrn, der durch ſeine Thaten bald bewies, wie ſehr er der Empfehlung Friedrichs werth ſey. Nur einen Wunſch, den der König oft äußerte, nämlich daß eine engliſche Flotte in der Oſtſee den Feinden entgegengeſezt werden möchte, konnte Pitt, obgleich es verſprochen war, nicht erfüllen, aber er erklärte offen, daß, ohne ſich an wichtigern Punkten zu ſchwächen, es unmöglich ſey, eine ſo große Flotte zu ſenden, die Wirkung thun könne, und die Abſendung einer ſchwächern nicht rathſam ſeyn würde. Friedrich beruhigte ſich hierbey, und entſagte dem vielleicht gehabten Mistrauen, als wolle der engliſche Hof gegen Rußland und Schweden der Handelsverbindungen wegen einige Schonung beweiſen. Pitt verſicherte, daß dieſes keinesweges der Fall, und ſein König bereit ſey, jede Erklärung, wie ſie Friedrich wünſche, zu geben, um

ganz Europa zu überzeugen, daß beide Monarchen nur dieselben Feinde hätten.

Dieses vollkommene Einverständniß (von dem die neuere Geschichte kein Beispiel kennt, seit demjenigen, das zu Anfang des vorigen Jahrhunderts die beiden großen Feldherren und Staatsmänner, Prinz Eugen von Savoyen und der Herzog von Marlborough, gegeben) gab dem Kriege den besten Erfolg. England war überall siegreich, und Pitt erkannte, daß er dieses vorzüglich Friedrichs Mitwirkung verdanke, und, weil Frankreich durch den unklug unternommenen Landkrieg sich schwächte, Canada in Deutschland erobert werde. Friedrich empfand zwar den Wechsel des Kriegsglücks; er wurde in mehrern einzelnen Schlachten besiegt, aber er stand dennoch stets unüberwunden da, und zeigte sich gerade nach den Niederlagen in bewundernswürdiger Größe. Immer unerschöpflich in seinen Entwürfen, suchte er die Mittel zu seiner Vertheidigung überall auf, wo sie nur gefunden werden konnten. So bemühte er sich besonders, die Pforte und den Tartar-Chan zum Bruch mit seinen Gegnern zu bringen, und es war ihm gerade gelungen, mit dem leztern Fürsten, der eine eigene Gesandtschaft in Friedrichs Lager abschickte, ein Bündniß zu schließen, dessen 1761

Folge ein Einfall in Ungarn und auch in das ruſſiſche Gebiet ſeyn ſollte, als eine Begebenheit eintrat, die den Dingen unerwartet eine günſtigere Wendung gab, und eine noch weitere Ausdehnung des Krieges
1762 d. 5ten Jan. entbehrlich zu machen ſchien. Die erbitterte Feindin des Königs, die ruſſiſche Kaiſerin Eliſabeth ſtarb. Noch in ihrer lezten Stunde hatte ſie ihrem Nachfolger die eifrigſte Fortſetzung des Krieges gegen Preuſſen, und daß er nie ohne ſeine Bundesgenoſſen Frieden ſchließen ſolle, empfohlen; aber Kaiſer Peter III [66]) war ſchon lange ein enthuſiaſtiſcher Bewunderer Friedrichs. Wenn er gleich den Krieg gegen dieſen Monarchen nicht hatte verhindern können, ſo hatte er doch Vieles beigetragen, daß derſelbe in der Ausführung für Preußen nicht ſo nachtheilig wurde, als er hätte werden können. Kaum hatte er den Thron beſtiegen, ſo entſagte er dem Kriege und gab das von Rußland bereits förmlich in Beſitz genommene, und von Oeſterreich und Frankreich

66) Karl Peter Ulrich, Herzog von Holſtein-Gottorp, geb. 1728. Durch ſeine Mutter, die Großfürſtin Anna, war er Enkel Kaiſers Peter I, wurde 1742 von ſeiner Tante, der Kaiſerin Eliſabeth, zum Thronfolger erklärt, nachdem er vorher die griechiſche Religion angenommen hatte. Er gelangte 1762 zum Thron und verlor denſelben und das Leben noch im ſelbigen Jahr.

reich demselben garantirte Königreich Preußen durch den in Petersburg geschlossenen Frieden zurück, ohne dabey irgend eine Bedingung für sich zu machen [67]). Noch mehr, er wurde zugleich wirklich Friedrichs Bundesgenosse, und sein mit den Oesterreichern in Schlesien verbündetes Heer erhielt Befehl, jene sofort zu verlassen und zu Friedrich überzugehen. Schweden folgte Rußlands Beispiel und entsagte durch einen zu Hamburg abgeschlossenen Frieden [68]) dem ohne allen Zweck unternommenen, und ohne Ruhm zu seinem Schaden bisher geführten Kriege. Friedrich wurde durch die seltene Großmuth, mit welcher Peter III sich über die eigennützigen Grundsätze gewöhnlicher Politik erhob, und aus einem Feinde sein Bundesgenosse wurde, ungemein gerührt; die dankbare Erinnerung hieran ist in seinem Herzen nie erloschen [69]); er wünschte seine

1762 d. 5ten May.

1762 d. 22ten May.

67) S. diesen Friedens-Traktat in Wenck l. c. T. III. p. 299.

68) S. denselben in Wenck l. c. T. III. p. 307.

69) Noch im Jahr 1779 sagte Friedrich zu Graf Görz in einer vertrauten Unterredung, ehe derselbe zu dem Gesandtschaftsposten in Petersburg abging: „Ich werde „Peter III ewig beweinen, er war mein einziger „Freund, mein Retter, ohne ihn hätte ich unterliegen „müssen." Die Thränen traten dem Könige bey diesen Worten in die Augen.

Dankbarkeit dadurch zu beweiſen, daß er dem ruſſiſchen Monarchen ernſtlich anrieth, einen Krieg mit Dännemark, den er mit leidenſchaftlicher Hitze anfangen wollte, wenigſtens noch zu verſchieben, vorzüglich aber ihm empfahl, bey den großen Veränderungen, mit denen er ſeine Regierung anhub, mehr Vorſicht und Mäßigung anzuwenden; aber dieſe Vorſtellungen fanden keinen Eingang, und die Folge hiervon war, daß Peter III nach wenigen Monaten 1762 bereits Thron und Leben verlor. Doch die neue Mo. d. 9ten Jul. narchin, Kaiſerin Katharina II 70), hob nur das mit Friedrich eingegangene Bündniß wieder auf, beſtätigte aber den Frieden unter eben den uneigennützigen Bedingungen, die Peter III eingegangen war.

Aber dieſe unerwartete Befreiung von zwey Feinden würde noch wohlthätigere Folgen für Friedrich gehabt haben, wenn nicht mit derſelben faſt gleichzeitig in England eine Veränderung vorgegangen

70) Prinzeſſin zu Anhalt-Zerbſt, geboren 1729 zu Stettin, wo ihr Vater preußiſcher General und Gouverneur war. Sie wurde 1745 mit dem Großfürſt Peter III, nach Annahme der griechiſchen Religion, vermählt. Sie war mit dieſem Prinzen nahe verwandt, da ſie durch ihre Mutter (ſiehe Bd. II. S. 7. Note) aus dem Hauſe Holſtein-Gottorp herſtammte. Katharina IIbeſtieg den Thron 1762, und iſt 1796 geſtorben.

gen wäre, welche den Sachen eine minder günstige Wendung gab. Nach dem Tode des edlen und standhaften Bundesgenossen, König Georg II, bestieg 1760 d. 25ten Octbr. dessen Enkel Georg III den Thron, der, ein noch unerfahrner Jüngling [71]), von andern Rathgebern umringt, nicht mehr auf Pitts Stimme hörte, und diesen dadurch endlich bewog, aus dem Ministerium 1761 d. 5ten Octbr. auszutreten. Ein Mann von einem ganz entgegengesetzten Charakter und politischem System übernahm an seiner Stelle die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten, Lord Bute [72]). Es wurde bald mit Frankreich in Unterhandlungen getreten, und die Präliminarien eines einseitigen Friedens mit dieser Macht wurden in Paris abgeschlossen [73]), in welchem, in 1762 d. 3ten grobem Widerspruche der zwischen England und Novbr. Preußen bestehenden Verbindung [74]), Friedrich nicht

71) Er war 1738 geboren.

72) S. über denselben die Beilage 6.

73) S. dieselben in Wenck l. c. T. III. p. 313.

74) Die Worte des Traktats zwischen den beiden Verbündeten sind: „les hauts Contractans, savoir „d'un côté S. M. Brittannique tant comme Roi „que comme Electeur, et de l'autre S. M. „Prussienne, s'engagent de ne conclure aucun

eingeſchloſſen und keine andere Rückſicht auf ihn genommen war, als daß beide Mächte der Theilnahme am Kriege in Deutſchland entſagten. Nicht einmal wurde ausgemacht, daß die noch von den Franzoſen beſezten preußiſchen Provinzen in Weſtphalen dem Könige wieder eingeräumt werden ſollten. Oeſterreichs Truppen machten ſich deshalb ſchon bereit, dieſe Lande wieder zu beſetzen, und es würde dieſes ohne Zweifel verſucht ſeyn, hätte nicht Frankreich ſelbſt ſich bereit erklärt, den König wieder in den Beſitz dieſer Provinzen zu ſetzen. Noch mehr, Lord Bute ging ſo weit, daß er den ruſſiſchen Kaiſer ernſtlich ermahnen ließ, dem Bunde gegen Preußen treu zu bleiben, wogegen er verſprach, ihm alle und jede Abtretungen zu verſchaffen, welche der ruſſiſche Monarch nur verlangen würde. Aber Peter III verwarf den verrätheriſchen Antrag mit edlem Unwillen, und theilte denſelben ſogleich Friedrich mit, der dadurch höchlich erbittert wurde. Auch in Wien bot Bute die Vermittlung ſeines Hofes zum

Fries

„eun traité de paix, de trève ou de neutralité „ni autre convention ou accord, qui ce soit „avec des puissances qui ont pris parti dans la „présente guerre, que de concert et par un „accord mutuel et en s'y comprenant nommé„ment.“

Frieden mit Preußen an, und versprach, daß die Kaiserin-Königin Schlesien, oder jeden andern Theil, den sie selbst bestimmen würde, von der Friedrich abzunehmenden Beute erhalten sollte. Doch Kaunitz fand dieses Anerbieten zu stark, als daß er dasselbe hätte für aufrichtig halten können; er hielt es für einen Kunstgriff, um seinen Hof von Frankreich zu trennen, und bey diesem Mistrauen zu erregen; stolz wies er daher den englischen Antrag ab, und erklärte, seine Monarchin sey mächtig genug, ihre Forderungen durchzusetzen, und nie werde sie einen Frieden unter brittischer Vermittlung annehmen.

Diese unwürdige Behandlung, welche der König vom englischen Hofe erfahren mußte, ist vielleicht diejenige Begebenheit, welche ihn in seinem Verhältniß mit andern Staaten am empfindlichsten gekränkt hat. Sie mußte desto schmerzhafter seyn, je mehr Friedrich während Pitts Verwaltung die größte Biedertreue von England erfahren, und diese selbst bewiesen hatte, auch je mehr er sich bewußt war, daß der Friede, den England jezt schließen konnte, vorzüglich seiner Anstrengung und Aufopferung mit zu verdanken war.

Doch nur schmerzen konnte Friedrich der Abfall eines Bundesgenossen, nicht ihn niederbeugen. Mit ungeschwächtem Muth stand er den noch übrig gebliebenen Feinden entgegen, immer bereit zum Frieden, und nichts weiter verlangend, als das Aufgeben jedes Anspruchs an seine Besitzungen, aber auch eben so bereit, den Kampf bis aufs Aeußerste fortzusetzen, wenn noch irgend eine Abtretung ihm zugemuthet werde. So viel ihn auch der Krieg an Menschen und Geld gekostet hatte [75]), so war er doch noch nicht ganz erschöpft, und die Feinde fühlten weit lebhafter als der König das Unvermögen, diesen Krieg fortzusetzen, dessen Zweck zu erreichen Oesterreich die Hoffnung nun ganz aufgeben mußte, und der für die übrigen schon lange gar keinen Zweck mehr hatte. Die Reichsfürsten gingen nach und nach einzeln von dem

75) Der König selbst schätzt seinen Verlust an Menschen während des Krieges auf 180,000, außerdem über 30,000, welche die Verheerungen der Feinde in den verschiedenen Provinzen aufgerieben hatten, wovon auf das Königreich Preußen allein 20,000 kamen. Den Unterhalt der Armee und aller andern Kriegskosten berechnet er auf 125 Millionen Thaler, außer dem Verlust, den Kriegs-Contributionen und andre feindliche Verheerungen seinem Lande verursacht hatten, doch sagt er selbst, daß er am Ende des Krieges mit Gelde noch gut versehen gewesen sey.

dem Bunde gegen den König ab, und schlossen Versöhnungs-Vergleiche, zu denen Friedrich sich immer, das gegen ihn begangene Unrecht großmüthig vergessend, bereit zeigte. Der sächsische Hof, dessen Land am meisten verheert war, und der bey längerer Fortdauer des Krieges den gänzlichen Untergang als unvermeidlich vor Augen sahe, drang am lebhaftesten auf baldigen Abschluß des Friedens, und bewegte durch seine Klagen endlich auch Oesterreich, sich ernstlich zu demselben entschlossen zu erklären. Sobald dieses geschehen war, hatte die Herstellung des Friedens keine Schwierigkeit weiter. Die Bevollmächtigten der drey Höfe [76]) kamen auf dem sächsischen Lustschlosse Hubertsburg zusammen, und da Friedrich fest darauf bestand, keinen Fuß breit Landes, und auch nicht das kleinste Recht abtreten zu wollen, dagegen aber auch von den Gegnern nichts zu verlangen, wurde der Friede auf die einfache Bedingung, daß Alles in dem Zustande, wie es vorher gewesen, wieder hergestellt werden sollte, abgeschlossen [77]). 1762 d. 30ten Decbr. 1763 d. 15ten Febr.

So

76) Von Oesterreich Herr von Collenbach, von Sachsen Herr von Fritsch, von Preußen Herr von Hertzberg.

77) S. diesen Traktat in Wenck l. c. T. III. p. 368

So endigte Friedrich diesen Krieg ohne Gewinn an Land und Leuten, aber er war, was mehr werth ist, in der Achtung der Menschen hoch gestiegen. Die beharrliche Ausdauer, mit der er unter allem Wechsel des Glücks dem Angriffe so überlegner Feinde widerstanden, die Mäßigung, die er im Glück, die Standhaftigkeit und unerschöpfliche Erfindung immer neuer Hülfsmittel, die er im Unglück bewiesen, hatten die höchste Bewunderung erregt. Er war der Held seines Zeitalters geworden, hatte die Menschen während sieben Jahren sehr lebhaft beschäftiget, und in Palästen wie in Hütten die lebendigste Theilnahme an seinem Schicksale aufgeregt. Sogar Neid und Eifersucht gestanden dem Könige jezt eine Stelle unter den ersten Mächten von Europa zu, da sie eingestehen mußten, daß er sich derselben würdig bewiesen habe. Nicht mehr bemüht, ihn von dieser Stelle zu verdrängen, dachte man vielmehr darauf, seine Handlungen und Einrichtungen nachzuahmen, um zu gleicher Größe zu gelangen. Feldherren und Staatsmänner sahen in ihm ein Vorbild, dem ähnlich zu werden das Bestreben der Edelsten wurde. Dies ist die natürliche, unausbleibliche Folge eines wahrhaft großen und würdigen Charakters, wie ihn Friedrich in diesem Kriege bewährt hatte. Preußen war nun einer der am meisten geachteten Staaten,

mit

mit dem in gutem Verständniß zu seyn Nahe und Entfernte wünschten. Einer solchen Achtung zu genießen ist für einen Staat, wie für den Einzelnen, viel werth, und ersezt in manchen Fällen den Abgang physischer Kraft.

Friedrich wünschte jezt, wo möglich noch lebhafter und ernstlicher als je zuvor, eines dauerhaften Friedens zu genießen. Diesen Wunsch mußte natürlich die Erinnerung des harten Ungemachs, welches er während sieben Jahren erduldet hatte, hervorbringen. Die Einbildungskraft des Mitfühlenden kann sich kaum eine zureichende Vorstellung von diesen Leiden des Königs machen, auch wenn er den Ausdruck seiner schmerzhaften Gefühle, seiner quälenden Unruhen in seinen vertrauten Briefen [78]) und in seinen Gedichten aus dieser Zeit gelesen hat. Wir sagen es, ohne zu fürchten uns einer Uebertreibung schuldig zu machen, noch nie hat ein Regent vor ihm, von dem uns Nachrichten übrig geblieben, so in seinem Innern gelitten, noch nie hat einer solche Standhaf-

78) Besonders in denen an Marquis d'Argens. Aus ihnen lernt man die geplagte Lage, worin sich Friedrich während des siebenjährigen Krieges befunden hat, und seinen oft schrecklichen Gemüthszustand recht kennen. S. über diese Briefe Beilage M. VII. 6.

haftigkeit, ſolchen Gleichmuth, ſolche unerſchöpfliche Fruchtbarkeit in Erfindung immer neuer Rettungsmittel wie er bewieſen. Ludwig XIV hat auch in den lezten Jahren des ſpaniſchen Erbfolge-Krieges harte Leiden beſtanden, und ſich in denſelben mit Standhaftigkeit und edler Würde benommen, aber ſo wie Friedrich hat er nicht gelitten; er war nicht ſelbſt Feldherr, ſahe nicht, wie Friedrich, die Verwüſtungen des Krieges ganz in der Nähe, auch kämpfte er nicht, wie jener, um ſeine Exiſtenz und ſeines angeerbten Staats Erhaltung, ſondern nur um einen größern oder kleinern Theil, den er von den angeſtrebten Eroberungen behalten ſollte.

Friedrich war durch dieſen Krieg tief gekränkt und ſchmerzhaft verwundet, aber nicht mürbe gemacht; er fand ſeine Erholung nicht blos im Ausruhen des von ſchwerer Anſtrengung Ermüdeten, ſondern in neuer, reger Thätigkeit, aber von angenehmer und erheiternder Art. Dieſe edle Thätigkeit, zu welcher er ſogleich überging, erwarb ihm noch um ſo mehr die Verehrung und Anhänglichkeit ſeiner Unterthanen, und erregte die Bewunderung und hohe Meinung des Auslandes von ihm. Sein Wunſch, nunmehr in Frieden zu leben, machte ihn auch keineswegs ängſtlich furchtſam, unwürdig nachgebend oder gleich-

gleichgültig und untheilnehmend an den neuen Verhältnissen, die jezt unter den Staaten entstanden. Er wurde keinem derselben fremd, aber er beschränkte immer mehr seinen thätigen Antheil auf den Kreis, in dem er wirken konnte. Immer überzeugt, das sicherste Mittel Frieden zu erhalten, sey, sich beständig zum Kriege bereit zu zeigen, wandte Friedrich unermüdliche Sorgfalt an, sein Kriegsheer zu höherer Vollkommenheit auszubilden und es bereit zu halten, in jedem Augenblick gebraucht werden zu können.

Der König befand sich nach geschlossenem Frieden ohne Bundesgenossen, und die Wahl eines solchen foderte reife Ueberlegung. England, mit dem die Fortdauer des Bundes gewiß für beide Theile vortheilhaft gewesen wäre, hatte Friedrich auf eine ihn so tief kränkende Weise verlassen, daß an Erneuerung der Verbindung nicht zu denken war. Mit Frankreich blieb lange ein gespanntes Verhältniß. Hatte diese Macht auch während des Krieges dem Könige bey weitem nicht so viel, als sich selbst geschadet, so konnte jener doch nicht vergessen, daß der französische Hof, ohne alles eigene Interesse, vielmehr gegen dasselbe, den thätigsten Antheil an den feindseligen, sein Verderben bezielenden Entwürfen genommen, und über die

Thei-

Theilung ſeiner Lande Verträge geſchloſſen hatte. Auch dauerte die Verbindung zwiſchen Frankreich und Oeſterreich noch fort, und es war darin keine Aenderung zu hoffen, ſo lange Kaunitz die Angelegenheiten des Wiener Hofes, und ein dieſem leztern ganz ergebener, aber Friedrich abgeneigter Miniſter, der Duc de Choiſeul [79]), die des franzöſiſchen Hofes leitete. Die freundſchaftliche Verbindung zwiſchen Frankreich und Preußen kam deshalb ſogar in die alte Ordnung, worin ſie vor dem Kriege geweſen, nur ſo
1769 langſam zurück, daß erſt nach mehrern Jahren die gewöhnlichen Geſandtſchaften zwiſchen beiden Höfen wieder erneuert wurden, und von einer nähern Verbindung zwiſchen ihnen konnte ſchon um deshalb nicht die Rede ſeyn, da Friedrich zu den Geſinnungen des franzöſiſchen Miniſteriums, welche Wechſel in demſelben auch vorgingen, kein Vertrauen, und, nach Allem was vorgegangen war, für deſſen Politik und innere Einrichtungen keine Achtung hatte.

Eine Verbindung mit Rußland ſchien dagegen in allem Betracht die zuträglichſte. Katharina II bewies emporſtrebenden Geiſt, und einen Charakter, der erwarten ließ, daß ſie auf dem Thron, den ſie durch

79) S. von ihm oben B. I. S. 200. Note 3.

durch eine Revolution bestiegen hatte, sich erhalten, und ihre Macht noch furchtbarer machen werde, wenn sie, wie es ihr Vorsatz zu seyn schien, nicht nur europäische Kunst und Wissenschaften in ihr unermeßliches Reich einführte, sondern auch ihr Volk, dessen eigenthümlichen Charakter gemäß, ausbildete. Die alten Gegner Friedrichs, Oesterreich und Sachsen, waren eifrigst bemüht, die Verbindung Rußlands und Preußens zu hindern, und die russische Monarchin wieder für das alte politische System zu gewinnen. Aber Katharina sahe ein, daß eine Allianz mit Friedrich ihrem Interesse die angemessenste sey, und daß sie durchaus keinen Grund habe, auf die Schwächung dieses Monarchen zu arbeiten. Der Reichskanzler Graf Panin [80]), welchem die Leitung der auswärtigen Staatsgeschäfte anvertraut war, bestärkte die Kaiserin in diesem System; er war Preußen ganz ergeben und jeder Annäherung seines Hofes zu Oesterreich durchaus entgegen. Friedrich fand also mit seinem Antrage Eingang, und ein Vertheidigungs-Bündniß zwischen beiden Staaten, worin sie sich ihre dermaligen Besitzungen garantirten und die Art des gegenseitigen Beistandes bestimmten,

80) S. über denselben oben B. 1, S. 488. Note 21.

1764 d. 11ten April. ten, wurde wirklich abgeſchloſſen; die Dauer deſſelben war auf acht Jahre beſchränkt, nach deren Ablauf man ſich die Erneuerung, nach Maaßgabe der Umſtände, vorbehielt [81]). Die Verbindung mit Rußland hatte unſtreitig große Vortheile; ſie ſicherte Preußen an einer Seite, von welcher ein furchtbarer Feind ihm am gefährlichſten werden konnte, und wo ihm jede Vertheidigung am ſchwerſten fallen mußte. Aber ſo wichtig dieſe Vortheile für den Augenblick waren, ſo hatte, wenn man etwas weiter ſahe, dieſe Allianz auch ihre eigenthümlichen und ſehr bedeutenden Nachtheile. Friedrich mußte, wenn die Verbindung von Dauer ſeyn ſollte, in derſelben eine untergeordnete Rolle übernehmen, und für dieſe war er nicht gemacht; es war das erſtemal, daß er eine ſolche übernahm. Er mußte ſich in die Launen und Entwürfe ſeiner Bundsgenoſſin ſchicken, und ſelbſt für ihre immer weiter ſtrebende Größe arbeiten, die, wie er wohl einſahe, für ihn ſelbſt und ſeinen Staat einſt drückend werden konnte, ſo wie es ſchon jezt die Abhängigkeit, in welcher er ſich befand, zu werden begann. Wahrſcheinlich hat er ſich hierüber nie gegen irgend Jemand ganz offen geäußert; aber, wenn wir Friedrichs Charakter richtig beurtheilen, ſo glau-

81) S. dieſen Traktat in Wenck l. c. T. III. p. 481.

glauben wir nicht zu irren, wenn wir uns überzeugt halten, daß seine Gefühle über die Abhängigkeit, worin er sich durch diese Verbindung gesezt fand, zuweilen sehr beengend gewesen seyn mögen, und daß die Behauptung seiner Unabhängigkeit und Würde ihm oft schwer gefallen seyn mag. Zwar hat er dieser Würde nie etwas vergeben, und die Welt, auch selbst seine Bundsgenossin, haben vielleicht nie von seinen innern Gefühlen etwas erfahren; aber so groß auch die Klugheit war, mit der er sich in diesem Verhältniß immer benommen hat, so müssen wir doch unpartheiisch gestehen, daß er in dieser dem äußern Schein nach glänzenden, in der Wirklichkeit aber ihn erniedrigenden Lage den sittlichen Adel seines Gemüths nicht immer in eben der Größe bewährt habe, die er während des Kampfs mit einem harten Schicksal bewiesen hatte. Die Schmeicheleyen, womit er die Bundsgenossin bey guter Laune zu erhalten suchte, waren nicht immer eines Friedrichs würdig [a]), doch kam ihm zu statten, und bewahrte vor noch weiterer Erniedrigung, daß Katharina von ihrer Jugend an die tiefste Verehrung

a) Wir können dieses mit Wahrheit sagen, da wir verschiedene Briefe Friedrichs an Katharina gelesen haben. Gedruckt sind derselben keine, so viel wir wissen.

für ihren großen Bundesgenossen empfunden hatte, an dessen Hofe sie erzogen war, und dem sie ihre Vermählung mit dem russischen Großfürsten und also den Thron verdankte. Auch hat Friedrich die Huldigung, zu der er sich herabließ, immer nur auf die Person der Monarchin selbst beschränkt, und mit der Gewandheit eines alten Hofmanns wußte er dieser Huldigung den Schleyer einer zärtlichen Galanterie, oder gar zuweilen wohl einer väterlichen Theilnahme umzuwerfen; gegen die mächtigen Günstlinge, selbst gegen einen Orlow und Potemkin, hat der König sich nie etwas vergeben, sich nicht um deren Gunst beworben, die er auch nie besessen hat, ohne dadurch in den Gesinnungen der Kaiserin zu verlieren. Die russischen Minister wußte er immer in ihre Schranken zurückzuweisen, wenn sie auch gegen ihn einen gebieterischen Ton anzunehmen versuchten, wie sie ihn in andern Landen anzunehmen sich gewöhnt hatten, wo, statt Vorstellungen zu thun, sie Gesetze zu geben sich erlauben wollten [83]).

Im

83) So erzählt Friedrich selbst (Oeuvres posthumes édit. de Berlin T. V. p. 23.), daß der russische Gesandte von Saldern, ein stolzer und herrschsüchtiger Mann, der zu Warschau und Copenhagen den Ton eines römischen Diktators angenommen hatte, mit ihm

is

Immer blieb während der Periode, zu der wir jezt gelangt sind, die Rücksicht, welche Friedrich auf die Politik seiner Bundsgenossin nehmen mußte, so bedeutend, daß wir leztere noch etwas genauer zu schildern angemessen finden. Sobald Katharina II den Thron bestiegen hatte, suchte sie die Art, wie dies geschehen war, möglichst bald dadurch in Vergessenheit zu bringen, daß sie ihr Volk in lebhafte Bewegung nach Außen sezte, ihm hohen Ruhm als würdiges Ziel seiner Thätigkeit zeigend, und ihrem Reiche einen Glanz verschaffte, der zuvor nicht gesehen war. Sie gab bald zu erkennen, daß sie die Plane Peters des Großen auszuführen, und wo möglich noch zu übertreffen gemeint sey. Ein entschiedner Supremat im Norden wurde von ihr angestrebt, und dessen übrige Souverains gedachte sie als von ihr ganz abhängige Vasallen zu behan-

in gleichem Tone habe reden, und ihn gebieterisch habe zwingen wollen, die Höfe von England, Schweden, Dännemark und Sachsen in den Bund zwischen seiner Monarchin und den König aufzunehmen, welches er aber, weil er es seinem Interesse nicht gemäß fand, durchaus abgewiesen und dem russischen Bevollmächtigten begreiflich gemacht habe, daß er immer der Freund von Rußland, aber nie dessen Sklave seyn wolle.

handeln [84]). Das benachbarte Polen war der nächste Gegenstand ihrer Aufmerksamkeit. Die höchst unvollkommene Verfassung dieses Landes und die innere Gährung zwischen den mit einander kämpfenden Partheyen schienen die Absichten der Kaiserin zu begünstigen, und es ihr leicht zu machen, sich ein ganz entschiednes Uebergewicht in Polen zu verschaffen. Da der polnische Thron bald zu Anfang ihrer Regierung erlediget wurde, so brachte sie, mit gewaltsamer Unterdrückung alles Widerstandes, ihren Liebling, den Grafen Poniatowsky [85]), auf den Thron,

84) Als die Kaiserin 1782 den Großfürsten Paul verschiedene europäische Lande unter dem Namen eines Grafen vom Norden bereisen ließ, wurde an einigen Höfen der angenommene Name als eine zu stolze Anmaaßung getadelt. Katharina erfuhr dieses und schien darüber befremdet oder den Tadel. „Warum, sagte sie, sollte „mein Sohn nicht den Namen eines Landes führen, „dessen bey weitem größten Theil er zu beherrschen bestimmt ist. Das Wenige, was daran noch fehlt, „kann er, wenn es ihm beliebt, leicht noch hinzufügen."

85) Stanislaus August Graf von Poniatowsky, ein polnischer Edelmann, 1732 geboren, war mit den mächtigsten Familien durch Verwandtschaft verbunden, und mehrere Jahre Gesandter am Hofe zu Petersburg, wo er mit der Großfürstin, nachher Kaiserin Katharina II, wie man allgemein glaubte, im vertrautesten Um-

Thron, und erwartete von demselben die Unterwürfigkeit eines Vasallen. Sie behandelte Polen völlig wie eine russische Provinz, ohne die Vortheile einer solchen zuzugestehen, welche für den harten Druck, den das Land litt, einigermaßen hätten entschädigen 1764 d. 7ten Sept.

Umgange lebte. Er hatte bey einem edlen Aeußern und männlicher Schönheit viele natürliche Fähigkeiten und ausgebreitete Kenntnisse; sein Geist war durch den Aufenthalt in England und Frankreich gebildet, er besaß den feinsten Welkton, und war überhaupt der liebenswürdigste Privatmann, doch war die natürliche Güte seines Herzens mit zu viel Weichheit verbunden, auch wurde er für wankelmüthig und schwankend gehalten, sogar Zweideutigkeit und Falschheit wurden ihm Schuld gegeben. Er erwarb deshalb keine ächte Zuneigung und keine treue Anhänglichkeit. Seine zu große Neigung zum Vergnügen machte ihn oft die Pflichten seines hohen Berufs versäumen; er war überall für den Thron nicht gemacht, zumal nicht in so stürmischen Zeiten eines stark bewegten Landes, als er erlebte. Seinem Geiste fehlte Größe, seinem Charakter Stärke, und beider hätte er gar sehr bedurft. Nachdem er harte Leiden bestanden, unterlag er endlich seinem Schicksal, und wurde durch eben die Hand, die ihn auf den Thron erhoben, ohne alle Schonung von demselben herabgestürzt. Er starb 1798 in russischer Gefangenschaft, die nach Katharinens Tode durch Kaiser Paul I erleichtert ward. Unser Geschichtbuch wird, wenn es so weit fortgesezt werden sollte, die warnend lehrreichen Ereignisse der Regierung dieses unglücklichen Königs noch umständlicher darstellen. 1798

können. Dies brachte die Verzweifelten endlich zum Widerstande, aber die Polen, welche nicht so viel Einsicht als Vaterlandsliebe und Tapferkeit besaßen, auch von keiner Seite Beistand erhielten, wurden unterdrückt und grausam mishandelt. Unter dem Vorwande, die Rechte der Dissidenten beschützen zu wollen, wurde ein bürgerlicher Krieg angefacht und von beiden Seiten mit Barbarey geführt. Die Anarchie, welche in Polen für Freiheit galt, wurde auf alle Weise unterstützt, und jeder Versuch zur Verbesserung unterdrückt, und wie Rebellion bestraft [86]).

Dem

86) So wurde die widersinnige Einrichtung, daß zur Fassung gültiger Schlüsse auf den Reichstägen durchaus Uebereinstimmung aller Stimmen erfordert werde, die bloße Mehrheit nicht galt, von Rußland, unter dem Namen alter polnischer Freiheit, mit Gewalt behauptet. Nur in Fällen, wo es darauf ankam, eine Maaßregel durchzusetzen, welche Rußland wollte, wurde, als Ausnahme von der Regel, die Mehrheit der Stimmen vorgeschrieben. Aber in allen andern Fällen sollte jene Regel gelten. Nach derselben konnte nie ein vernünftiger Beschluß zu Stande kommen; der Widerspruch eines Einzelnen, der leicht zu erkaufen war, vermogte umzuwerfen, was alle Uebrigen für das Beste gehalten hatten, und gegen einen solchen Widersprecher gab es kein anderes Mittel, als daß die Mehreren ihn niederstimmten oder ermordeten.

Man

Dem König entging gewiß die Ungerechtigkeit dieſes Verfahrens nicht, und er fühlte ganz das Beklemmende ſeiner eigenen Lage, in welche er dadurch verſezt wurde, daß ein ihm benachbartes und ſein Reich nur noch allein von Rußland trennendes Land ſo gewaltſam, mit Verhöhnung alles Rechts, unterdrückt wurde. Er ſahe ſehr wohl die Möglichkeit ein, daß eben dieſer Unterdrücker einſt, wenn er Polen überwältiget, auch in Preußen werde Geſetze geben wollen; aber in jeßigem Augenblick war keine Ausſicht, dem Uebel zu wehren. Das einzige Mittel der Rettung Polens wäre geweſen, wenn ein Mann von wirklich großem, edlem Charakter, der Zutrauen einflößen konnte, ſich an die Spiße der Nation geſtellt, ſie aus der Verſunkenheit emporgehoben, die innere Zwietracht mit ſtarker Hand gebändigt, und zum Verſuch der äußerſten Vertheidigung begeiſtert hätte. Ein ſolcher Verſuch hätte

Man ſollte wirklich kaum glauben, daß eine ſolche Einrichtung in einer Geſellſchaft von vernünftigen Weſen je habe gemacht werden können, daß ſie ſich bis ins achtzehnte Jahrhundert erhalten habe, und daß für deren Aufrechthaltung Gut und Blut gewagt worden; doch eben ſo unglaublich, aber dennoch wahr, iſt es, daß eine Katharina II und Friedrich II ſolche Aufrechthaltung gewollt und mit Gewalt der Waffen unterſtüzt haben.

wahrſcheinlich auswärtigen Beiſtand gefunden, den ein unterdrücktes Volk immer nur dann findet, wenn es ſich feſt entſchloſſen zeigt, ſelbſt mit Aufbietung aller Kräfte, der Unterdrückung widerſtehen zu wollen. Doch ein ſolcher Retter konnte nur unter den Eingebornen gefunden werden; unter dieſen trat er nicht auf, und ſo war es einem benachbarten Regenten, auch ſelbſt Friedrich, wenn er auch den beſten Willen gehabt hätte, ganz unmöglich, für das unterdrückte Volk etwas zu thun. Ihm blieb nichts übrig, als ein Mitſchuldiger ſeiner Bundesgenoſſin zu werden, und ſelbſt mit an der Unterdrückung Polens zu arbeiten. Dies kann nie gerechtfertiget und nur einigermaßen dadurch entſchuldiget werden, daß, wenn Friedrich ſich zum Beſchützer Polens hätte aufwerfen wollen, er die ganze Erbitterung der Uebermächtigen gereizt, ſelbſt einen guten Theil des unterdrückten Volks würde wider ſich gehabt, und einen harten Kampf würde haben beſtehen müſſen, der, ohne den Zweck zu erreichen, den Untergang des eigenen Staats herbeiführen konnte.

Doch Friedrich vermied es, ſich über Polen mit ſeiner Bundsgenoſſin zu entzweyen; es entſtanden aber Verwickelungen anderer gleichfalls ſehr gefährlicher Art. Während die übrigen Mächte von Europa

ropa der schmähligen Unterdrückung eines gleich ihnen unabhängigen Landes misbilligend, aber mit zurückgehaltenem Unwillen, zusahen, und nur im Verborgenen durch kleinliche Mittel dagegen zu arbeiten und die Unterdrückten zum Widerstande zu ermuntern wagten, dadurch das Uebel jedoch nur ärger machten, war die ottomannische Pforte die einzige Macht, welche, zum Beweise daß politische Unwissenheit ihr mit Unrecht vorgeworfen werde, es fühlte, mit welcher Gefahr andere Staaten durch dasjenige, was in Polen verübt ward, bedroht würden. Sie forderte, daß dieses Land von den russischen Truppen geräumt werde, die seit dem siebenjährigen Kriege dasselbe nicht verlassen hatten, von ihm Verpflegung erzwangen und es überdem feindlich verheerten. Die Räumung wurde geweigert, und bey einem Gefecht mit den confoderirten Polen verfolgten die Russen diese bis in das türkische Gebiet und brannten eine kleine Stadt dort nieder. Hierdurch aufs äußerste gereizt, erklärte die Pforte den Krieg. Hätte sie ihn nur mit 1768 Oktbr.
einiger Geschicklichkeit, und dann auch Erfolg zu führen gewußt! Aber die glänzenden Siege der Russen, die schnelle Wegnahme einiger türkischen Provinzen, und die nicht verhehlte Absicht, die Osmanen ganz aus Europa verdrängen und sich selbst in den Besitz der schönsten Lande unsers Erdtheils setzen zu

wol-

wollen, erregte noch mehr die allgemeine Aufmerkſamkeit. Beſonders betrachtete Oeſterreich die über alle Erwartung raſche Zunahme des ruſſiſchen Reichs mit unruhiger Sorge. Kaunitz ſahe nun ſelbſt ein, daß ganz von anderer Seite her, und nicht von Preußens, wie er ehemals geglaubt, vermeinter Vergrößerung für das politiſche Syſtem von Europa, und beſonders für Oeſterreich Gefahr drohe; er wünſchte nun ſelbſt eine enge Verbindung mit Preußen, die er für die einzige Schutzwehr gegen das Uebergewicht Rußlands erklärte. Kaiſer Joſeph II trat dieſer Anſicht bey, da er mit einem mehr erweiterten politiſchen Blick, als bisher in Wien üblich geweſen, die Dinge anſahe, nicht, wie Maria Thereſia, die Wiedereroberung Schleſiens für das Hauptziel der öſterreichiſchen Politik hielt, und nicht Kaunitzens Haß und Groll gegen Friedrich theilte, vielmehr, die großen Tugenden dieſes Monarchen bewundernd, ihm mit edlem Eifer nachzuſtreben, und durch gleiche Mittel wie er den eigenen Staat zu heben wünſchte.

Doch ſo ſehr Friedrich die Beſorgniſſe über Rußlands Vergrößerung billigte und ſie ſelbſt fühlte, fand er doch keinesweges rathſam, gegen daſſelbe mit Oeſterreich eine Verbindung einzugehen. Sein Mis-

Mistrauen wurde durch die arglistige Politik vollkommen gerechtfertiget, welche Kaunitz bald nachher gegen die Pforte bewies, die er, nachdem er mit ihr einen Bund zu ihrem Beistande geschlossen, selbst beraubte, und durch das Benehmen eben dieses Ministers gegen Polen, dessen unterdrückten Bürgern er Schutz versprach, sie aber dann verließ, und unter nichtigem Vorwand einige Distrikte ihres Landes wegnahm. Friedrich blieb unter diesen Umständen seinem Bündnisse mit Rußland treu, weil er dafür hielt, einmal eingegangene Verbindlichkeiten redlich zu erfüllen, sey die beste Politik, und künftig möglichen Gefahren zu widerstehen, müsse der Einsicht derer überlassen werden, welche sie erleben würden. Er erklärte diese seine Gesinnung dem Wiener Hofe offenherzig, und sagte ihm vorher, daß, wenn Rußland angegriffen würde, er dasselbe werde vertheidigen müssen. Dieses sein Betragen vermehrte das Ansehen Friedrichs bey Katharina, aber sein Bemühen, diese Monarchin zu einem Frieden mit der Pforte unter gemäßigten Bedingungen zu bringen, war vergebens. Indeß entstanden zwischen den Höfen von Wien, Petersburg und Berlin Unterhandlungen, welche zu dem Gedanken führten, daß Rußland einigen seiner Forderungen an die Pforte entsagen könnte, wenn es dagegen durch ein ihm

ge-

1772 gelegnes Stück von Polen entſchädiget würde, wozu dann Oeſterreich und Preußen unter der Bedingung einwilligten, daß auch ihnen, unter dem Vorwande der unter den drey Mächten zu erhaltenden Gleichheit ihrer Beſitzungen, geſtattet werde, einige andere Provinzen von Polen gewaltſam an ſich zu reißen.

An dieſer ungerechten Vergewaltigung eines ſchwächern Staats von den ſtärkern Nachbaren, wovon die neuere Geſchichte bis dahin noch kein Beiſpiel geliefert, war Friedrich Mitſchuldiger. Wir haben eingeſtanden, daß dieſes ein Flecken in ſeinem Charakter ſey, und nur die Beſchuldigung für falſch erklärt, daß der erſte Gedanke einer Theilung Polens von ihm ausgegangen ſey, da vielmehr Oeſterreich das erſte Beiſpiel dazu gegeben, und die ruſſiſche Kaiſerin zu deſſen Nachfolge aufgemuntert hatte. Indeß war Friedrich ein ſo thätiger Beförderer, daß vielleicht gezweifelt werden kann, ob ohne ſeine Mitwirkung die Ungerechtigkeit wirklich verübt ſeyn möchte [87]).

Durch

87) Die hier angedeuteten Begebenheiten und Friedrichs Benehmen bey denſelben ſind im erſten Bande in der Beilage A. umſtändlich erzählt.

Durch dieselbe wurde der Ausbruch eines Krieges zwischen Rußland und Oesterreich verhindert, in welchen Friedrich ohne Zweifel verwickelt worden wäre, und dessen Folgen nicht leicht zu berechnen waren. Friedrich benuzte den Ruhestand, dessen er genoß, zum Besten seiner Lande. Seine auswärtige Politik wurde nun vorzüglich durch das Bemühen beschäftigt, die Verbindung mit Rußland fest zu halten, da es dem Wiener Hofe gelungen war, diese Macht immer mehr an sich zu ziehen, indem er ihr Beistand gegen die Pforte, welche, ohngeachtet des geschlossenen Friedens, Katharina als ewige Feindin betrachtete, versprach, und die Aussicht eröffnete, durch gemeinschaftliche Vertreibung der Osmanen höchst wichtige Vergrößerung zu erreichen. Wie Friedrich diesen Entwürfen aufmerksam zugesehen und ihrem Gelingen, doch ohne sich mit Rußland zu entzweyen, entgegengearbeitet habe, wie die Kaiserhöfe ihre Entwürfe nicht ausführen können, aber wie auch Frankreich und Preußen es nicht gelungen sey, einen festen Gegenbund, wenn gleich beide es wünschten, unter sich zu knüpfen; — dies Alles ist bereits genügend in unserm Geschichtbuche entwickelt [88]).

Drey

88) S. 2ter Bd. 10tes Kapitel.

Drey und zwanzig Jahre hat Friedrich seit dem beendigten siebenjährigen Kriege des so sehr gewünschten Friedens genossen, und es ist dies vorzüglich die Frucht seiner Staatsklugheit gewesen, mit der er jeden Zunder, noch ehe er in größere Flammen ausbrechen konnte, ausgelöscht, und die Folge des Ansehens, welches er durch seine Weisheit erworben hatte, das jeden Angriff Anderer abhielt und ihm das allgemeine Zutrauen der Mächte sicherte. Nur Einmal während dieser Friedenszeit mußte der Kö-
1778 nig noch wieder die Waffen ergreifen; es geschah aus den gerechtesten und edelsten Gründen, um einen Mitstand gegen die Vergewaltigung zu schützen. Nach kurzem Kriege gab Oesterreich das schon in Besitz genommene Stück von Bayern dem größten Theil nach
1779 zurück; doch, da nachher der Wiener Hof den Tausch von Bayern gegen die Niederlande durch Drohungen
1785 zu erzwingen versuchte, und zur Ausführung dieses Plans sogar die Mitwirkung Rußlands und die stillschweigende Billigung Frankreichs gewonnen hatte; da trat Friedrich allein mit nachdrücklichen Erklärungen gegen die Gewaltthat auf, und ließ nicht zweifeln, daß er, obgleich schon in hohem Alter, sich derselben thätig widersetzen werde. Er erreichte seinen Zweck, ohne den Frieden noch einmal unterbrechen zu dürfen, und brachte, um ungerechten Angriff

auch

auch ferner zu hindern, einen Bund mehrerer deutscher Fürsten, alles dagegen erhobenen Widerstandes ohngeachtet, zusammen, dessen Zweck gemeinsame Vertheidigung gegen jede Verletzung des Rechts, woher sie auch kommen möchte, war. Doch die genauere Erzählung auch dieser Begebenheiten ist Hauptinhalt unsers Geschichtbuchs gewesen, worauf wir uns beziehen, und wir endigen also hiermit die Schilderung des Benehmens, welches Friedrich gegen andere Staaten vom Anfang seiner Regierung bis zu deren Ende, während einer langen Reihe von Jahren, bewiesen hat.

Wir schließen diese Materie mit einigen allgemeinen Bemerkungen. Wir haben gezeigt, daß dieser König mit großem Unrecht zuweilen den Eroberern beigezählt sey. Dies war er nicht, wenn gleich er bey seinem ersten Kriege allerdings eine Eroberung bezielt hat; doch eine einzelne Handlung darf nicht das Urtheil über den Charakter des Mannes bestimmen. Um diesen richtig zu würdigen, muß man die Handlungen des ganzen Lebens zusammennehmen, und diese sprechen bey Friedrich laut dafür, daß er den Frieden geliebt und aufrichtig gestrebt habe, denselben seinen Landen zu erhalten, so lange es mit Behauptung seiner Ehre geschehen konnte, und ohne

dies hat der Friede weder Werth noch Bestand. Wenn der König gleich beinahe den vierten Theil seiner Regierungszeit Kriege geführt hat, so ist doch nur der erste derselben von ihm angriffsweise unternommen worden, und die Ansprüche, die ihn dazu aufforderten, waren, wie wir bewiesen haben, nicht ungegründet, wenn er gleich in der Art, dieselben geltend zu machen, größere Mäßigung hätte beweisen können. Sobald er wegen solcher Ansprüche Genugthuung erhalten, machte er Frieden, so sehr auch der glückliche Erfolg des ersten Unternehmens und der erworbene Ruhm ihn reizen konnten, den Krieg fortzusetzen und noch größere Eroberungen anzustreben. Diese mitten im Glück und im Gefühl der Jugendkraft bewiesene Herrschaft über seine Leidenschaft bürgt für seine Friedensliebe. Der zweite Krieg wurde zum Schutz des hart bedrängten Oberhaupts des deutschen Reichs unternommen. Den dritten mußte er führen, um seinen Staat vom Untergange zu retten, und der vierte wurde aus den edelsten Beweggründen unternommen, um Deutschlands Freiheit und Verfassung zu vertheidigen. Keinen dieser Kriege konnte Friedrich, mit Bestand seiner Ehre und ohne höchste Gefahr für die Sicherheit seines Staats, vermeiden; jeden endigte er, sobald er den Zweck erreicht hatte. Jedesmal kehrte er in

den

den Friedenszustand zurück, ohne irgend eine Vergrößerung zu verlangen, und die Erhaltung des Friedens war das unabläßige Bestreben seiner Politik, dieses Friedens, dessen seine Lande auch binnen sieben und dreißig Jahren von den sechs und vierzig, die seine Regierung gedauert hat, zu ihrem größten Glück genossen haben, und mit welcher Sicherheit war dieser Genuß verbunden! Dieses darf nicht übersehen werden, weil der Werth des Genusses dadurch ungemein erhöhet ward. Friedrichs Unterthanen wußten, daß bey dem großen Ansehen, dessen ihr König in ganz Europa genoß, nicht leicht ein andrer Staat ihn angreifen werde, wenn dieses aber versucht werden sollte, so hatten sie die Hoffnung, daß ihr zur Vertheidigung immer wohlgerüsteter König solchen Angriff glücklich zurückschlagen werde. Dies gab eine Ruhe und Sicherheit, von der jüngere Zeitgenossen, welche ganz einen andern Zustand erlebt, und an öftere Umkehrung des Bestehenden, immer wiederholte Abtretungen und Umtauschungen der Lande sich haben gewöhnen müssen, kaum einen Begriff sich machen können. Friedrich wußte, wie viel diese Sicherheit den Unterthanen werth sey, wie sie ihre Zufriedenheit, Treue und Anhänglichkeit an den Staat vermehre; aber er wußte auch, wie viel solche Unterthanen dem Staat werth sind. Er

war deshalb jeder Abtretung, so wie jedem Umtausch alter Unterthanen gegen neue, wenn auch deren Seelenzahl die größere gewesen wäre, immer abgeneigt. Von Abtretung oder Vertauschung ganzer Provinzen oder Landstriche ist unter ihm nie die Rede gewesen; aber auch nur von einer kleinen Zahl alter Unterthanen trennte er sich immer sehr ungern, und hat dieses nur in seltnen Fällen gethan, wenn etwa überwiegende Gründe der Lokalität bey einigen, in fremdes Gebiet eingeschlossenen Unterthanen, deren Austauschung gegen fremde, die sich in seinem Gebiet in gleichem Verhältniß befanden, durchaus rathsam machten.

In der Wahl der Bundesgenossen folgte der König nie seiner Neigung oder Abneigung gegen die Persönlichkeit andrer Regenten, Staatsminister und Nationen, oder irgend einer andern blos persönlichen Rücksicht; sondern hier leitete ihn ganz allein die Betrachtung des Wohls seines Staats. Auf standhafte Treue eines Bundesgenossen rechnete er nur in so weit, als das eigene Interesse desselben mit dem seinigen verbunden war. Er hielt diejenigen Verbindungen für die besten, welche einen bestimmten Zweck hatten und auch in Absicht der Dauer beschränkt waren, weil nur bey solchen Misverständ-

nisse

nisse oder Erkältung durch baldige Erklärung vermieden werden können, welche bey Bündnissen, die in Absicht des Zwecks und der Dauer unbestimmt sind, gewöhnlich deren unvollkommene Erfüllung und baldiges Aufhören zur Folge haben.

Friedrich verstand es vortreflich, für seine Verhandlungen mit auswärtigen Höfen, wenn dieselben von seiner Seite anfingen, denjenigen Zeitpunkt zu wählen, wo der andere Hof, wegen eigenen Bedürfnisses oder bey ihm herrschender Ansichten, in seine Ideen einzugehen am geneigtesten war. Fast jedes große Geschäft hat einen Zeitpunkt, in welchem dasselbe mit Leichtigkeit durchgesezt werden kann; dieser muß richtig erkannt und benuzt werden; wird er versäumt, so hält es oft schwer, den Zweck zu erreichen.

Eine wichtige Eigenthümlichkeit von Friedrichs Politik war es, daß er den Kreis seiner Wirksamkeit sehr gut kannte, und denselben nie überschritt. Er nahm von Allem, was in Europa vorging, Kenntniß, aber selbst Theil nahm er nur dann, wenn er hoffen konnte, es mit Erfolg thun zu können. Er kannte sehr gut die Kräfte seines Staats, und würdigte sie richtig, ohne Ueberschäzung; wohl wußte er, daß, da es ihm Ein Mal gelungen war,

während des siebenjährigen Krieges, einer ganz unverhältnißmäßigen Macht siegreich zu widerstehen, er diesen Erfolg zum großen Theil dem Glück, den von seinen Gegnern begangenen Fehlern, dem Mangel des Einverständnisses unter ihnen, endlich seiner eigenen so wie seines Volks außerordentlicher Anstrengung verdanke, Umstände, auf deren verbundenes Wiedereintreten nicht noch einmal gerechnet werden durfte. Er schäzte die moralischen Kräfte sehr hoch, aber eben deshalb sahe er ein, daß von denselben nur in seltnen und außerordentlichen Fällen Gebrauch gemacht werden könne, weil der Enthusiasmus sich nicht länger erhalten läßt, als die außerordentlichen Umstände, die ihn aufregten, vorhanden sind; Friedrich rechnete also in seinem Vertheidigungsstande gegen andere Mächte nur auf die gewöhnlichen, immer bleibenden physischen Kräfte und Mittel, und suchte diese möglichst vollkommen zu machen.

Seine Unternehmungen gelangen vorzüglich deshalb, weil er, ehe er zu handeln anfing, alle Schwierigkeiten, die sich entgegensetzen konnten, wohl überdacht, und die Mittel, ihnen zu begegnen, nach Rücksicht auf die verschiedenen Fälle, welche eintreten konnten, bereit hielt. Gar zu schwierige Dinge unternahm er nie,

wenn er nicht durch die Umstände dazu gezwungen war. Sorgfältig vermied er, was ihn in Weitläuftigkeiten oder Irrungen mit andern Staaten verwickeln konnte; auch dasjenige, was, wenn es von der einen Seite Vortheile versprach, von der andern bedeutendere Nachtheile voraussehen ließ. So hat er nie die Vorschläge zur Errichtung einer Seemacht, zum Erwerb von Kolonien in fremden Erdtheilen, genehmigt, weil er einsah, daß er auf diesem Wege es nie zu einer Größe von einiger Bedeutung bringen könne, wohl aber sich schwächen und abhängiger von andern Mächten machen werde. Für das Geld, sagte er, wofür ich ein Kriegsschiff baue, kann ich auch ein neues Regiment errichten, und dies ist besser.

Die Kräfte anderer Staaten schäzte er nicht zu gering, und er sahe es nicht als Mangel dieser Kräfte an, wenn in einzelnen Fällen durch deren ungeschickte Anwendung gefehlt wurde. In seiner vergleichenden Schäzung dessen, was andere Staaten gegen einander vermögten, nahm er, um nicht zu irren, immer an, daß jeder seine Kräfte auf das Beste benutzen, und dadurch dasjenige bewirken werde, was zu bewirken möglich war. Für seinen eigenen Staat aber brachte er in Abzug, was durch Zufälle die bezielte Wirkung vermindern konnte. So

war seine politische Berechnung immer den mindesten Irrthümern unterworfen, und seine Regierung war deshalb die glücklichste, weil er in allen Fällen seine Entwürfe mit reifster Ueberlegung und mit Erwägung aller Umstände machte, und mit großer Kraft, Ordnung und unermüdlicher Thätigkeit sie ausführte, auch den Einfluß der Leidenschaft auf seine Entschließungen möglichst abhielt.

Wir gehen zu dem über, was Friedrich für das Kriegswesen gethan hat. Die Sorge um dasselbe war ihm besonders angelegen, und mußte es seyn, da er den bedeutenden Rang, zu dem er sich unter den europäischen Staaten mit rascher Schnelligkeit erhoben hatte, gegen die geweckte Eifersucht andrer Mächte behaupten mußte, und es, wie wir bemerkt haben, eine Hauptmaxime seiner Politik war, dadurch seinem Staate einen dauerhaften Frieden zu sichern, wenn er sich immer wohl gerüstet und zum Kriege bereit zeige.

Der große Churfürst hatte zuerst das brandenburgische Kriegswesen auf einen regelmäßigen Fuß gebracht. Er führte eine neue Art von Abgaben, die Accise, ein, gab derselben wenigstens eine feste Einrichtung, welche ihm die Einkünfte verschafte,

ein

ein bedeutendes Heer unterhalten zu können, ohne die Unterthanen mit erhöhten direkten Abgaben belasten zu dürfen. Gegen das Ende seiner Regierung stieg dieses Heer auf 30,000 Mann; er hatte einige gute Feldherren, und die Weisheit und der Muth, mit welchem er seine Kriege führte, gab den brandenburgischen Truppen einen kriegerischen Geist. Dieser erhielt sich auch unter seinem Nachfolger, König Friedrich I, welcher an den Kriegen seiner Zeit gegen die gefürchtete Obermacht Frankreichs thätigen Antheil nahm. Dieses Königs Truppen zeichneten sich durch Tapferkeit, seine Feldherren durch gute Einsicht vortheilhaft aus. Die Stärke seines Heers war nicht zu allen Zeiten gleich, doch soll sie bis auf 48,000 Mann gebracht seyn, neben welchen noch eine wohlgeübte Land-Miliz von 60,000 Mann unterhalten wurde. Friedrich I konnte eine solche Macht nicht auf eigne Kosten erhalten; er bezog von den Seemächten Subsidien. Aber da dieser König die Summen, die er erhielt, nicht wieder mit Weisheit zur Aufnahme seiner Lande anzuwenden wußte, sondern einen großen Theil des Geldes in unnützer Pracht vergeudete; so wurde der Nachtheil, den die Bevölkerung erlitt, nicht ersezt. Noch größer war unstreitig die Thorheit, daß Friedrich I mit dem Blute seiner Unterthanen die Anerkennung

der königlichen Würde vom kaiſerlichen Hofe erkaufte, dem er unter dieſer Bedingung ein anſehnliches Corps ſeiner Truppen überließ.

Friedrich Wilhelm I fühlte, daß er die Stelle, welche ſein Vater unter den unabhängigen Herrſchern eingenommen hatte, nur durch ein verhältnißmäßiges, auf eigne Koſten erhaltenes Kriegsheer behaupten könne. Die Sorge für daſſelbe wurde ſeine Hauptbeſchäftigung, doch war hierbey die Ueberzeugung von der politiſchen Nothwendigkeit vielleicht weniger Urſache, als die entſchiedene Neigung, welche dieſer Monarch von früher Jugend an für das Soldatenweſen hatte. Kriegeriſche Uebungen machten ſein größtes Vergnügen aus, und es war ſein unermüdetes Beſtreben, in dieſe Uebungen die möglichſte Ordnung, Genauigkeit und Pünktlichkeit zu bringen, und Soldaten zu haben, die durch Richtigkeit und Schnelligkeit ihrer Bewegungen, Reinlichkeit und Schönheit des äußern Anzuges alle andere Truppen übertrafen. Durch großen Fleiß und unermüdete Aufmerkſamkeit erreichte Friedrich Wilhelm wirklich dieſen Zweck. Seine Armee beſtand aus ſo wohl gebildeten, großen und ſchönen Leuten, und dieſe waren in allen Uebungen des Krieges ſo fertig und zu dem pünktlichſten Gehorſam ſo gewöhnt, daß kein

kein anderes Heer in Europa ihm hierin gleich kam. Schon zu Anfang ſeiner Regierung, 1718, ſoll dieſes Heer auf 60,000 wirklich unter dem Gewehr ſtehende Soldaten gebracht ſeyn, und am Ende ſeiner Regierung unterhielt Friedrich Wilhelm I 76,000 Mann, wovon 26,000 Mann Ausländer waren. Zugleich hatte er Waffen und Kriegsbedürfniſſe aller Art immer in hinlänglicher Menge, ſogar im Ueberfluß vorräthig. Durch die gute Ordnung und große Sparſamkeit, welche Friedrich Wilhelm in allen Theilen der Verwaltung einführte, erwarb er die Mittel zu den großen Ausgaben, welche ein ſolches Heer erforderte, ohne ſeine Lande durch neue Abgaben ſehr zu drücken. Um auch die Bevölkerung nicht gar zu ſehr zu ſchwächen, wurden nicht nur Fremde unter die Armee gern aufgenommen, und durch gutes Handgeld und verſprochene Vortheile zum preußiſchen Dienſt angelockt; ſondern dieſer König ſchrieb ausdrücklich vor, daß man ſo viele taugliche Ausländer, wie nur immer möglich, durch die Werbung auswärts zu verſchaffen ſuchen, und es dahin bringen ſolle, daß die Armee bis zu zwey Drittel aus Fremden beſtehe, welches Verhältniß jedoch nie erreicht iſt. In Abſicht der Einländer war es bis dahin, ſowohl unter Friedrichs Wilhelms I Vorfahren, als während des größten Theils ſeiner Regierung, den

den Regimentern überlassen gewesen, so viele junge Leute, als sie nur immer vermogten, zur Annahme von Kriegsdiensten willig zu machen. Durch diese gestattete Willkühr waren aber für das Land groſser Nachtheil und Druck entstanden. Die Regimenter wetteiferten mit einander, die gröſste Zahl von starken und wohlgebildeten Soldaten aufstellen zu können, da dieses das beste Mittel für die Chefs war, sich bey dem Könige beliebt zu machen. Die Regimenter schickten daher überall ihre Leute im Lande umher, um anzuwerben, suchten auch wol oft durch falsche Versprechungen, oder gar durch List und Gewalt Rekruten zu erhalten. Da hierzu das ganze Land offen stand, so war die Folge, daſs ein Regiment das andere überbot, eins dem andern entgegenarbeitete, und daſs hierdurch die Last, Menschen zu Kriegsdiensten zu stellen, ohne alle verhältniſsmäſsige Gleichheit von den verschiedenen Provinzen und Orten getragen wurde. Ein Distrikt, ein Dorf hatte oft alle seine irgend brauchbaren jungen Leute hergeben müssen, wenn dagegen ein anderes in sehr langer Zeit nur sehr wenige oder gar keine lieferte. Diesem Nachtheil suchte König Friedrich Wilhelm I durch die sogenannte Kantoneinrichtung im Jahr 1733 abzuhelfen. Das Reglement, welches diese Einrichtung feststellte, ist zwar nie öffentlich bekannt

kannt geworden, wie dieses sehr oft mit den Vorschriften, welche wegen der Werbung ertheilt wurden, der Fall war. Das Wesentliche dieser Einrichtung, dessen Bemerkung um so mehr hieher gehört, da es auch unter Friedrich II mit wenigen Abänderungen beibehalten ist, bestand in Folgendem.

Das ganze Land wurde, mit wenigen Ausnahmen [89]), in gewisse Distrikte, Kantons genannt, ge-

89) Die ausgenommenen Provinzen waren, unter König Friedrich Wilhelm I, Cleve, Geldern, Mörs, Tecklenburg, Lingen und ein Theil der Grafschaft Mark. Der Grund dieser Ausnahme war, weil die Einwohner dieser Provinzen eine große Abneigung vor dem Kriegsstande hatten, und die Furcht vor demselben sie häufig zum Austreten bewog, welches durch die Nähe fremder Lande, besonders Hollands, wo jeder Fremde immer leicht Arbeit und Unterkommen fand, sehr begünstigt wurde. König Friedrich II bestätigte diese Freiheit den genannten Provinzen, und ertheilte sie auch aus gleichem Grunde dem von ihm neu erworbenen Fürstenthum Ostfriesland, wie auch einigen Distrikten in Schlesien, wo die dort blühenden Fabriken die Befreiung vom Militair-Zwang durchaus nothwendig zu erfordern schienen. Er ertheilte sogar dieselbe Befreiung auch den Städten Berlin, Potsdam, Breslau, Brandenburg und Altstadt Magdeburg. Alle in diesen Städten Geborne waren nicht zu Kriegsdiensten verpflichtet. Den politischen Grund dieses letztern Privilegiums wissen wir nicht anzugeben. Da die zu große

getheilt, deren jeder einem gewiſſen Regiment zugetheilt war, das die Befugniß hatte, aus demſelben jährlich ſo viele taugliche junge Leute auszuheben, als es bedurfte, um die ihm nöthige Zahl von Einländern immer vollzählig zu erhalten. Der Kanton eines Infanterie-Regiments hatte 5000 Feuerſtellen, der eines Kavallerie-Regiments 1800; das Infanterie-Regiment war in Friedenszeiten jährlich dreißig, in Kriegszeiten aber bis hundert auszuheben befugt 90). Was den Regimentern mehr abging, ſollte durch Ausländer erſezt werden. Jeder ſolcher Diſtrikt war wiederum in kleinere zertheilt, und dieſe waren den Kompagnien zugewieſen, aus denen das Regiment beſtand. So gehörte alſo jedes Haus im Lande einer beſtimmten Kompagnie, und alle in demſelben geborne Knaben waren, ſobald ſie das gehörige Alter

große Volksmenge jener Städte, beſonders von Berlin, unſtreitig dem Staate nachtheilig iſt, ſo ſcheint es, daß es vielmehr rathſamer geweſen wäre, denſelben keine Befreiungen zu ertheilen, welche dem zu großen Andrang der Menſchen nach jenen Orten noch einen bedeutenden Reiz mehr geben mußte.

90) Wie viel ein Kavallerie-Regiment auszuheben berechtiget geweſen, finden wir nicht bemerkt. Die Zahl war aber verhältnißmäßig weit geringer, theils, weil zur Kavallerie nur angeſeſſene, vorzüglich ſicher gehaltene Leute genommen wurden, theils auch ſich immer mehr Freiwillige zum Kavallerie-Dienſt meldeten.

ter und die verlangte Größe erreicht hatten, auch ihrer Tauglichkeit zum Dienſt ſonſt nichts abging, verpflichtet, unter dieſer Kompagnie auf ganz unbeſtimmte Zeit, ſo lange ſie die Befehlshaber brauchbar fanden, zu dienen. Doch waren einige Ausnahmen von dieſer allgemeinen Regel geſtattet, nämlich: die Söhne des Adels, von denen man vorausſezte, daß ſie freiwillig ſich zum höhern Kriegsdienſt melden würden; die Söhne der Geiſtlichen und höhern Staatsbedienten, auch die Söhne der Fremden, die unter dem Verſprechen der Befreiung vom Kriegsdienſte für ſich und ihre Kinder ſich im Lande anſäßig gemacht hatten; ferner die Söhne gewiſſer Fabrikanten, auch diejenigen jungen Leute, welche einzige Söhne, oder zu Führung der von ihren Eltern ererbten Wirthſchaft, oder zu Unterſtüßung der verwittweten Mütter unentbehrlich gehalten wurden; endlich auch die Söhne aller derer, welche ein beträchtliches, zu verſchiedenen Zeiten verſchieden beſtimmtes Vermögen nachweiſen konnten; — alle dieſe waren von der Aushebung frey. Dieſe Ausnahmen waren aber in der wirklichen Anwendung ſo vieldeutiger Auslegung fähig, daß das Militair immer leicht Vorwände fand, ſie nicht gelten zu laſſen, deshalb häufig Streitigkeiten entſtanden, und vielfache Klagen über Verletzung der Vorſchriften

und

und über harten Druck gehört wurden. Dieſes war um ſo unvermeidlicher, da die wirkliche Aushebung zu Kriegsdienſten ganz allein dem Militair überlaſſen war. Jedes Regiment ſchickte jährlich ſeine Leute (einen Officier mit einigen Unterofficiers) in den ihm zugewieſenen Kanton, und ließ durch ſie über die darin gebornen Knaben Liſten halten, und ſowohl den Zuwachs, als den durch Todesfälle oder bewieſene Untauglichkeit zum Kriegsdienſt entſtandenen Abgang bemerken. Den Eltern der neugebornen Knaben wurde die Verpflichtung derſelben, ſo wie die eigne Verantwortlichkeit der Eltern, die Kinder, ſo oft es verlangt würde, zu ſtellen, erklärt, und zum Zeichen eine rothe Binde [91]) gegeben. Jährlich wurden die jungen Leute gemeſſen, und ihre Größe in den Liſten bemerkt; von denen, welche die gehörige Größe erreicht hatten, wurden dann jährlich ſo viele zum wirklichen Dienſt ausgehoben, als das Regiment behauptete an Einländern zu bedürfen, um vollzählig zu bleiben. Bey allen dieſen Verfügungen wirkten die Civilbehörden gar nicht mit; ſie erhielten von denſelben nicht einmal Kenntniß, und konn-

91) Dieſe rothe Binde war eigentlich ein Ehrenzeichen, welches den Wohlhabendern bey der Geburt eines Sohns von des Regiments Feldwebeln gegen eine Erkenntlichkeit gebracht wurde.

konnten alſo den ſie beſtürmenden Klagen der Unterthanen gar nicht abhelfen, da die den Regimentern ertheilten Vorſchriften ihnen nie vollſtändig bekannt waren, ſo daß es alſo dem Militair, auch wenn je eine Klage über gar zu arge Misbräuche bis zur höchſten Behörde gelangte, nie an Gründen fehlte, ſein Verfahren zu rechtfertigen. Noch ein ſehr arger Misbrauch beſtand bey dieſer Einrichtung. Die zum Kriegsdienſt verpflichteten Unterthanen wurden von dem Augenblick an, wo ſie in die Rollen eines Regiments eingetragen waren, oder wenigſtens von der Zeit an, da ſie den Soldateneid hatten ablegen müſſen, welches ſogleich nach der Confirmation der jungen Leute gefordert wurde, aller Aufſicht ihrer gewöhnlichen Obrigkeit entzogen, und waren nur der Gerichtsbarkeit des Regiments, zu dem ſie gehörten, unterworfen. Ein Enrollirter, und eben ſo ein Beurlaubter während ſeines Aufenthalts in der Heimath, konnte, was auch ſein Vergehen ſeyn mochte, nur bey dem Gerichte ſeines oft fernen Regiments in Anſpruch genommen werden; dies war die fruchtbare Quelle von großen Unordnungen, die noch dadurch vermehrt wurden, daß ſich oft in einem Orte Enrollirte und Beurlaubte von mehrern Regimentern befanden. Alle Thätigkeit der bürgerlichen Obrigkeit wurde hierdurch gelähmt, und die ruhigen Un-

terthanen ſahen ſich häufigen Beleidigungen aller Art von den Enrollirten ausgeſezt, ohne dagegen Hülfe erhalten zu können; denn von den Regimentern wurde ſie, nach lange angewandter Mühe, ſelten ertheilt. Noch mehr, ein Enrollirter durfte ohne Erlaubniß des Regiments, zu dem er gehörte, ſich nicht von ſeinem Orte entfernen, kein Gewerbe anfangen, beſonders nicht heirathen, noch einen Haushalt errichten. Hierdurch befand ſich ein guter Theil der Unterthanen in Abſicht der wichtigſten Handlungen ſeines Lebens in gänzlicher Abhängigkeit, und in wirklicher Sklaverey der Chefs der Regimenter und Kompagnien. Die Klagen waren häufig, daß dieſe die jungen Leute, ſtatt ſie zu Kriegsdienſten auszuheben, zu Arbeiten zum eigenen Vortheil auf ihren Gütern gebrauchten. Daß es Mittel gab, ſich von dieſer Abhängigkeit ganz oder Theilweiſe, ja wol gar von den Kriegsdienſten ſelbſt zu befreyen, daß dieſe Mittel von Allen, die es vermogten, ſehr häufig angewandt wurden, und dabey oft mit ungerechter Partheilichkeit, mit Begünſtigung des Einen zum harten Druck des Andern verfahren wurde; dies wird von Niemanden, der die Menſchen kennt, bezweifelt werden. Das Kanton-Reglement Friedrich Wilhelms I machte alſo den Zuſtand des Landes nicht beſſer, es hatte nur den Streitigkeiten zwiſchen

ſchen den verſchiedenen Regimentern abgeholfen, die vorher oft entſtanden, ſo lange allen Regimentern die Werbungen durch das ganze Land frey ſtanden. Nachdem aber den Regimentern beſtimmte Diſtrikte zur Aushebung angewieſen waren, ſo war jedes aufmerkſam genug, ſich in ſeinem Beſitz zu behaupten, und jedem Eingriff eines andern durch Klage bey der höchſten Behörde zu wehren. Aber den Unterthanen wurde hierdurch nicht geholfen, vielmehr waren ſie jezt nur noch öfter aller Willkühr des Militairs überlaſſen, da jedes Regiment, ſo lange es ſich nur innerhalb ſeines Kantons hielt, auf denſelben ein beſtimmtes Recht behauptete, und in deſſen Ausübung keiner Kontrolle unterworfen war. Die Fälle ungerechten Drucks waren hierbey um ſo häufiger, da die Chefs bey dieſen Geſchäften ſehr oft von Subaltern-Officieren, oder gar von Unterofficieren geleitet wurden, oft auch dieſen die Aushebung allein überließen. Leute dieſer Art, oft jedem edlen Gefühle fremd, wurden nicht ſelten nur durch Eigennutz, oder andere niedere Beweggründe beſtimmt. Den durch alle dieſe Misbräuche geplagten Unterthanen, und den ſie, wenn es gar zu arg wurde, zuweilen unterſtützenden Civilbehörden (welche leztere doch, wie bereits bemerkt, zu ſolcher Unterſtützung eigentlich nicht befugt, noch auch, wegen der ihnen abgehenden

Kenntniß von den Befugniſſen des Militairs, recht im Stande waren) wurde es ſchwer, mit ihren Klagen Gehör zu finden. Dem Militair ward es dagegen leicht, auch die offenbarſten Ungerechtigkeiten zu beſchönigen. Bey einem Monarchen, deſſen höchſte Freude der Anblick eines ſchönen und wohlgeübten Regiments war, konnte nicht leicht Recht erhalten werden gegen den Kommandeur eines ſolchen Regiments, dem er dieſe Freude verdankte. Kam es vollends darauf an, daß ein ſchöner junger Menſch, der eine ungewöhnliche Größe hatte, zum Kriegsdienſt ausgehoben worden, dann waren auch die ſprechendſten Billigkeits-Gründe, die nach den Vorſchriften gültigſten Ausnahmen nicht hinreichend, einen ſolchen vom Kriegsdienſte zu befreyen. Junge Leute von jedem Stande und Vermögen, ja ſogar Familienväter und Männer in geiſtlichen und weltlichen Aemtern, wurden, wenn ſie ungewöhnlich groß waren, mit Liſt und Gewalt aus ihren Häuſern Nachts aus dem Bette geholt, und zu Soldaten gemacht. Viele haben mehrere Jahre, andere bis zu erreichtem hohen Alter, oder bis zum Tode, den Kummer und Krankheit beſchleunigten, in dieſem Stande zubringen müſſen. Viele entwichen heimlich aus dem Lande, um der Sklaverey zu entgehen, mit Verluſt ihres Vermögens, deſſen Confiskation die

geſetz-

geſetzliche Strafe ſolcher Deſertion war. Keine Vorſtellungen konnten hiergegen helfen, und nur in ſeltenen Fällen gelang es einem menſchlicher geſinnten militairiſchen Befehlshaber, eine gute Laune Friedrichs Wilhelms I zu benutzen, um in einem dringenden Falle eine Ausnahme von der Strenge der harten Regel, oder auch die Verbeſſerung einer wider die Regel begangenen Härte zu bewirken. Dieſer Zwang und Druck, unter welchem ein groſſer Theil der Unterthanen in beſtändiger Furcht leben mußte, machte unter dieſem Könige die preußiſchen Lande, ohnerachtet aller übrigen guten Einrichtungen in denſelben, zum Schrecken und Abſcheu aller andern Lande; der Fremde vermied den Aufenthalt in denſelben, ſogar die Durchreiſe, und die Eingebornen ſahen es als das gröſte Unglück an, wenn ihre Söhne zu einer merklichen, beſonders zu einer mehr als gewöhnlichen Gröſſe aufzuwachſen ſchienen. Man ſuchte Kinder, die in dieſem Falle waren, ſo gut und lange wie möglich vor der militairiſchen Meſſung und Aufzeichnung zu retten, verbarg ſie in den geheimſten Zufluchtsorten, oder ſandte ſie bey Zeiten ins Ausland. Wurde dies entdeckt, ſo waren die Eltern der Abweſenden den ſtrengſten Strafen und dem Verluſte des Vermögens ausgeſezt; es wurde alſo, wenn es nicht möglich war, das Daſeyn der

Unglücklichen zu verbergen, Geld und jede Aufopferung angewandt, um Begünstigung zu erschleichen, welches auch oft, aber nicht immer, gelang.

Die Herbeischaffung der Ausländer wurde auf nicht minder ungerechte und drückende Art bewirkt. Ein großer Theil der angesessenen eingebornen Soldaten war während zehn Monate des Jahrs beurlaubt und konnte während derselben in der Heimath leben und sein Gewerbe treiben, war aber dabey allein der Gerichtsbarkeit seines Regiments unterworfen. Wenn auch durch diese Einrichtung die Härte des gezwungenen lebenslänglichen Kriegsdienstes einigermaßen erleichtert wurde, und diese Last ohne dieselbe gar nicht hätte getragen werden können; so hatte doch auch diese Einrichtung wieder unvermeidlich drückende Folgen. Der Sold der Beurlaubten wurde nämlich während der Zeit ihrer Abwesenheit eingezogen und gehörte, dem größten Theil nach, den Kompagnie-Chefs, welche dagegen verbunden waren, theils die Dienste der Beurlaubten von den in der Garnison zurückgebliebenen Soldaten, die hierfür besonders bezahlt wurden, versehen zu lassen, theils aber die Kosten der auswärtigen Werbung zu bestreiten, und dafür zu sorgen, daß immer eine möglichst große Zahl Ausländer im Dienst war.

Mit

Mit je geringern Koſten dieſes bewirkt werden konnte, deſto größer war natürlich der Vortheil des Kompagnie-Chefs. Deshalb wurden nicht nur alle Fremde, welche ſich nur kurze Zeit im Lande aufhielten, oder auch daſſelbe nur durchreiſten, und deren Größe und Geſtalt das Militair anreizte, mit Liſt oder Gewalt zum Kriegsdienſt gebracht, ſondern die Regimenter ſchickten Officiere und Unterofficiere in fremde Lande, um durch Handgeld und Verſprechen andrer Vortheile, die nicht immer gehalten wurden, taugliche Leute zum Dienſt zu überreden, auch ſie wol mit Gewalt wegzunehmen und heimlich über die Gränze zu führen. Vorzüglich wurden dieſe Werber in die Reichsſtädte, oder in die kleinen deutſchen Lande geſandt, deren Regierungen über begangene Gewaltthat ſich nur ſchwer Gehör verſchaffen konnten. Auch an die Gränzen großer Staaten und in die Nähe der Garniſon-Städte derſelben wurden die Werber verlegt, um fremde Soldaten zur Deſertion zu verleiten 92).

92) Es ſind uns ſogar Beiſpiele bekannt, daß von den im Auslande befindlichen Werbern ſelbſt aus preußiſchen an der Gränze gelegenen Veſtungen die eigenen Soldaten zur Deſertion verleitet und dann für ein anderes Regiment angeworben wurden. Dieſe waren natürlich vorzüglich angenehm, da ſie ſchon die Uebung des preußiſchen Dienſtes hatten.

Noch ein anderer das eigene Land sehr drückender Misbrauch entstand durch diese Einrichtung. Um nämlich die Kosten der fremden Werbung möglichst zu vermindern, bemühten sich die Kompagnie-Chefs, viele Einländer an die Stelle von Fremden einzuziehen; hierzu wurde jeder Vorwand gebraucht. Die Söhne der Ausländer, wenn sie auch in der Garnison geboren waren, galten wiederum für Ausländer, und gehörten ohne Widerrede der Kompagnie, in der die Väter standen. Jeder Einländer, der zu entfliehen versucht hatte, aber wieder ergriffen, oder dem wegen irgend eines Vergehens eine harte Regiments-Strafe zuerkannt war, wurde als ein Ausländer angesehen. Endlich wurden auch diejenigen Eingebornen, die kein Landeigenthum besaßen, für unsicher erklärt und den Fremden zugezählt.

So bestand das Heer, welches der Stolz und die Freude Friedrich Wilhelms I war, einem großen Theil nach aus Leuten, die wider ihren Willen dienten, und von denen nur durch harte Behandlung die Erfüllung der Pflichten, die man von ihnen forderte, erhalten werden konnte; nur durch barbarische Strafe, die bey jeder versuchten Entweichung gewiß bevorstand, konnten diese Menschen in dem

dem Kerker ihrer Garniſonen, aus deren Mauern ſie oft in Jahren nicht entlaſſen wurden, gefangen gehalten werden. Die Eingebornen waren zu dieſer Sklaverey ſehr oft auf Zeitlebens verdammt, doch war ihnen die bemerkte lange Beurlaubung in die Heimath eine bedeutende Erleichterung, aber das Schickſal der Ausländer war ungleich härter. Denn die ihnen gegebnen Kapitulationen, wodurch nach gewiſſen Dienſtjahren der Abſchied verſprochen war, wurden gewöhnlich, und ſo lange die Leute noch einigermaßen brauchbar waren, nicht gehalten. Von denjenigen, welche bey höherm Alter endlich entlaſſen wurden, erhielten nur wenige eine ſehr kärgliche Unterſtützung, und wurden meiſtens der bitterſten Dürftigkeit preisgegeben. Bey allen dieſen Umſtänden wurde der preußiſche Kriegsſtand für das größte Unglück gehalten, das einem Menſchen von Bildung und einigem Gefühl begegnen konnte, und Jeder, der es irgend vermogte, ſuchte ſich und ſeine Kinder vor demſelben zu retten. Nur Einfalt und gänzliche Unkunde, jugendlicher Leichtſinn, oder durch große ſittliche Verderbtheit herbeigeführte verzweifelte Umſtände, wol gar begangene Verbrechen, konnten Jemand bewegen, freiwillig Dienſte zu nehmen. Die äußere Ehre, welche mit dem Soldatenſtande verbunden war, und die demſelben gegeb-

nen Vorzüge, besonders die Erlaubniß, andern Unterthanen auf vielfache Weise lästig zu fallen, konnten nur leichtsinnige Menschen, auch gewöhnlich nur auf kurze Zeit für das Elend entschädigen, in dem sie lebten. Auch waren die den Soldaten außer dem Dienst gestattete Zügellosigkeit, und die ihnen überall zum Nachtheil andrer Unterthanen zugestandenen Rechte und Vortheile noch ein bedeutender Zusatz der Beschwerden, welche das Land durch dieses Heer erleiden mußte.

Dies waren die Einrichtungen, welche Friedrich II fand, als er den Thron bestieg [93]). Die Kla-

93) In Absicht der Kriegsverfassung unter Friedrich II und seinem Vorfahr, deren Schilderung hier in einander fließt, weil sie durch Friedrich nur wenig Abänderungen erhalten hat, ist von uns das Mirabeau-Mauvillonsche Werk von der Preußischen Monarchie Bd. IV. benuzt, worin der deutsche Uebersetzer von Blankenburg (selbst preußischer Officier) diesen Gegenstand mit vieler Einsicht und richtigem Urtheil bearbeitet, und manche unrichtige Vorstellungen der Urheber des französischen Originals berichtiget hat. S. von diesem Werk Beylage M. Nr. 84. 85. — Ueber die ältern Einrichtungen findet man gute Nachrichten in von Bennekendorf Charakterzügen aus dem Leben König Friedrich Wilhelms I. Berlin 1787 in

Klagen über dieselben waren zu allgemein und zu laut im ganzen Lande, und auch im Auslande, als daß

in der dritten und vierten Sammlung. Von den Veränderungen, welche Friedrich seit dem siebenjährigen Kriege im Militair vorgenommen, hat er selbst Nachricht gegeben in den Oeuvres posthumes. Berlin T. V. p. 161. Eine sehr belehrende Nachricht giebt: Verfassung des preußischen Kantonwesens, von Ribbentropp. Minden 1798. Doch findet sich in dieser Schrift, dem Zweck ihres Verfassers gemäß, eigentlich nur der Zustand, wie er nach den Verordnungen seyn sollte, nicht der, welcher wirklich vorhanden war, geschildert. Auch beschränkt der Verfasser sich nicht auf die Zeit Friedrichs II, sondern bemerkt auch die spätern Veränderungen. — Um die Kantoneinrichtung und ihre nachtheiligen Folgen recht kennen zu lernen, verdient eine kleine Schrift gelesen zu werden, worin diese Folgen von einem sie praktisch kennenden Manne mit Freimüthigkeit gerügt sind: Ueber die Kanton-Verfassung in den preußischen Staaten, von dem Geh. Kriegs- und Landrath v. Arnim. Frankfurt und Leipzig 1789. — Außer dem, was aus diesen Schriften gezogen ist, beruhet indeß vieles hier Gesagte auf mündlichen Nachrichten von Militairs und andern wohl unterrichteten Männern, und man kann sich auf die Richtigkeit unsrer Schilderung verlassen. Das Andenken an den von den Vorfahren, auch zum Theil noch den Zeitgenossen, erlittenen harten Druck hatte sich zu gut erhalten, als daß in der frühern Lebenszeit des Verfas-

sers

daß sie dem alle Vorkehrungen der Regierung aufmerksam beobachtenden Kronprinzen hätten unbekannt bleiben können. Er sah auch ohne Zweifel die Ungerechtigkeit dieser Einrichtungen und deren verderbliche Folgen für die Bevölkerung und den Wohlstand seiner Lande sehr gut ein; aber ganz abhelfen konnte er diesen Folgen nicht. Nur der Druck, welchen die Leidenschaft des Vaters für vorzüglich schöne und lange Soldaten hervorgebracht hatte, nur die übertriebene Strenge, oft unmenschliche Behandlung, welche Friedrich Wilhelms I pedantische Forderungen einer überspannten Vollkommenheit des kleinen Dienstes nothwendig gemacht hatten, hörten bey Friedrich II auf; das Kriegswesen war für diesen König keine Spielerey. Er hielt seine Soldaten, um sie zu gebrauchen, und er wußte, daß die höchste Vollkommenheit des kleinen Dienstes diese Brauchbarkeit nicht vermehrt, wohl aber den Soldaten ihren Zustand unerträglich macht und sie zu der Verzweiflung bringt, ihrem Elend durch

---

sers solche Erzählungen nicht oft hätten gehört werden sollen. Jetzt wird sich dieses Andenken nach und nach verlieren, aber ganz darf es nicht vergessen werden, um den bessern Zustand, der uns geworden ist, und den Nachkommen hoffentlich noch vollkommener werden wird, gerecht und dankbar zu würdigen.

durch Desertion, sogar durch Selbstmord zu entgehn, welches unter Friedrich Wilhelm I sehr gewöhnlich war, und auch unter Friedrich fortdauerte. Auch die unmenschliche Härte, mit der Eingeborne und Fremde zum Kriegsdienst gezwungen wurden, hörte auf, da der König nicht dazu ermunterte, indem er nicht, wie der Vater, grosse und schöne Leute ausserordentlich bezahlte, und diejenigen Befehlshaber, welche sie verschafften, so wie diejenigen, welche durch besonders strenge Mannszucht die höchste Fertigkeit in den Kriegsübungen, und die gröste Schönheit des äussern Ansehns zu erreichen wußten, mit Gnaden überhäufte. Der Kriegsdienst wurde also unter ihm in vielen einzelnen Punkten menschlicher, und der Druck erträglicher, ohne daß es deshalb vieler Verordnungen bedurft hätte, die auch nicht erlassen wurden. Es war genug, wenn nur auf den alten Vorschriften nicht weiter bestanden wurde. Friedrich schonte bey allen Gelegenheiten gern das Andenken seines Vaters, und wollte auch hier auf die von ihm begangenen Fehler nicht durch deren auffallende Verbesserung aufmerksam machen.

Aber im Ganzen konnte Friedrich seinem Volke den Druck nicht abnehmen, oder denselben auch nur merklich erleichtern. Nicht Laune und Leidenschaft bewog

bewog ihn, wie den Vater, ein zahlreiches, wohlgeübtes, beſtändig zum Gebrauch fertiges Heer zu erhalten; ſondern die Staatsklugheit machte ihm dieſes zur Nothwendigkeit. Daß dies ſo war, iſt unſtreitig die wichtigſte nachtheilige Folge, welche die ſchnelle Vergrößerung ſeines Staats, und der glückliche Erfolg ſeines erſten Krieges gehabt haben. Denn dieſe Vergrößerung hatte die Eiferſucht und Abneigung einiger Nachbarn noch in höherm Verhältniß vermehrt, als die eigne Macht. Es war alſo nöthig, das Heer in ſeinem Stande zu erhalten, und wo möglich noch zu vermehren, es wie bisher in allen Uebungen des Krieges zu vervollkommnen und immer Alles bereit zu haben, was die wirkliche Kriegsführung erforderte. So konnte Friedrich in den Einrichtungen, die der Vater getroffen hatte, nichts Weſentliches nachlaſſen. Es blieb daher die Kanton-Verfaſſung für die Einländer mit allen ihren drückenden Folgen, und nur ſpät traten darin einige mildernde Beſtimmungen ein; es blieb die auswärtige Werbung mit den meiſten ihrer Gräuel. Nur einige gar zu große Mängel wurden verbeſſert. So wurde die Abtheilung der Kantons in kleinere, den Kompagnien zugetheilte Diſtrikte aufgehoben, weil die Erfahrung bewieſen hatte, daß die den Kompagnie-Chefs und ihren Abgeordneten überlaſ-

lassene Gewalt, weil sie mehr ins Einzelne und Kleinliche ging, noch drückender, die Misbräuche bey derselben noch vielfacher und schwerer zu übersehen waren. Die Aushebung sollte also, nach Friedrichs Vorschrift, für das ganze Regiment geschehen, dessen Kommandeur die Vertheilung der Einzelnen unter die Kompagnien, nach deren Bedürfniß, oblag. Auch das Recht, enrollirte junge Leute zu verabschieden, und die Erlaubniß zum Heirathen derselben zu ertheilen, wurde diesen Kommandeurs beygelegt; die Abschiede und Trauscheine sollten unentgeldlich ertheilt, auch denen (dieses wurde schon in Friedrichs erstem Regierungsjahr vorgeschrieben) nie verweigert werden, für welche sie von den Civilobrigkeiten, nach Maaßgabe der Umstände der Unterthanen, verlangt wurden. Auch in der über die Enrollirten und Beurlaubten auszuübenden Gerichtsbarkeit wurden die Regimenter beschränkt, dagegen die Ausnahmen, welche vom Kriegsdienst befreiten, vermehrt und genauer bestimmt.

Doch die Hauptverbesserung in der bisher bestandenen Kantoneinrichtung, welche Friedrich erst nach dem siebenjährigen Kriege vornahm, bestand darin, daß die Aushebung zum Kriegsdienst nicht mehr

mehr dem Militair allein überlaſſen, ſondern von ihm nur gemeinſchaftlich mit den Civilbehörden bewirkt werden ſollte. Nach den deshalb erlaſſenen Vorſchriften, bey welchen beſonders der mit dieſem Geſchäft beauftragte General von Möllendorf[94]) ſich thätig bewies, ſollten die Liſten aller zum Kriegsdienſt pflichtigen jungen Leute gemeinſchaftlich von dem Regiment und den Land- und Steuerräthen geführt werden, immer ein gleichlautendes Exemplar dieſer Liſten im Verwahr beider Behörden ſeyn; auch ſollte Alles, was die Aushebung betraf, nur mit Zuziehung der Civilbeamten geſchehen. Jährlich kamen, dieſer Vorſchrift gemäß, einige dazu kommandirte Officiere der Regimenter in die Kantons, und unterſuchten gemeinſchaftlich mit jenen Beamten den wirklichen Zuſtand der jungen Mannſchaft; alle in den Kantons ſeit der lezten Reviſion vorgegangenen Veränderungen wurden gemeinſchaftlich bemerkt, und dafür geſorgt, daß nicht Jemand, der nach ſeinem Stande, ſeinem Alter, ſeiner körperlichen Beſchaffenheit und ſeinen ökono-

94) Die von dieſem Feldherrn in den Jahren 1763 und 1764 über dieſen Gegenſtand erlaſſenen Verordnungen ſind in der erwähnten Schrift des Hrn. v. Arnim: über die Kantonverfaſſung in den preußiſchen Staaten, abgedruckt.

ökonomischen Verhältnissen zum Kriegsdienste verpflichtet und tüchtig war, in den Listen ausgelassen, aber auch Keiner in denselben aufgeführt wurde, der nach den ertheilten Vorschriften befreit war. Alle enrollirten jungen Leute mußten sich vor dieser jährlichen Commission stellen, sie wurden gemessen, und wenn sie Gründe anzuführen hatten, weshalb sie glaubten Befreiung verlangen zu können, damit gehört. Alle diejenigen, deren Gründe die Civilbehörde billigte, und welche sie für ihr Gewerbe und ihre Familie unentbehrlich hielt, sollten vom Regiment ohne Weitläuftigkeit und unentgeldlich verabschiedet werden. Es wurde auch die Zahl von Soldaten, welche ein Kanton stellen, und immer vollzählig halten mußte, genau bestimmt, und nicht mehr als hierzu erfoderlich sollten ausgehoben werden 95).

Auch

95) Ueber das wirkliche Bedürfniß der Regimenter wurden indeß die Civilbehörden, aller Vorschriften ungeachtet, nie zureichend unterrichtet, denn hierzu wäre erfoderlich gewesen, daß jedesmal auf eine ganz befriedigende Art die vorhandene Zahl der Ausländer nachgewiesen, und unter diesen keine andere, als wirkliche Ausländer, oder solche Einländer, die nach gesetzlichen Vorschriften für Ausländer galten, aufgeführt wären. Solche Nachweisung wurde aber den Civilbehörden selten, vielleicht nie vorgelegt.

Auch in Absicht der auswärtigen Werbung fand nach dem siebenjährigen Kriege eine wichtige Abänderung Statt. Nicht mehr den Regimentern sollte sie überlassen seyn, und zur Bestreitung der Kosten derselben der innebehaltene Sold der Beurlaubten den Kompagnie-Chefs gehören; sondern der König ließ diesen ersparten Sold für sich einziehen, und übernahm dagegen, den Regimentern die Ausländer zu liefern. Den Inspekteurs, denen das ganze Militair untergeordnet war, wurde die Besorgung und Oberaufsicht der Anwerbung in fremden Landen und die Vertheilung der durch dieselbe erhaltenen Rekruten unter die Regimenter, nach Maaßgabe deren Bedürfnisses, übertragen. Durch diese neue Einrichtung wurde allerdings dem Nachtheil gesteuert, daß bey der alten manche Kompagnie-Chefs aus Eigennutz zu wenige Ausländer angeworben, und dagegen Einländer auf unrechtliche Weise an deren Stelle zum Dienst gezwungen hatten. Dagegen aber bemerkte man, daß mit dieser neuen Einrichtung ein sehr wichtiger Vortheil ganz wegfalle, welchen die bisher bestandene gehabt hatte. Es war nämlich unstreitig bey lezterer der Vortheil der Kompagnie-Chefs, von den auf ihre Kosten angeworbenen Ausländern möglichst lange Dienste zu genießen, also Desertion zu verhüten,

we-

wenigstens selten zu machen. Dies konnte nur dadurch bewirkt werden, wenn für Nahrung, Wohnung und Kleidung des gemeinen Soldaten gut gesorgt, er in allen Dingen menschlich behandelt, und dadurch mit seiner Lage zufrieden gemacht wurde. Dieser Beweggrund des Kompagnie-Chefs, hiefür zu sorgen, fiel aber weg, wenn der König den Abgang der Ausländer ersezte; sogar mogte mancher Kompagnie-Chef jezt gern von ältern und gebrechlich werdenden Soldaten bey Zeiten sich losmachen, um sie mit jungen und kräftigen Leuten, die auf Kosten des Königs herbeigeschaft wurden, zu vertauschen. Auch wurde der Besitz der Kompagnien durch die neue Einrichtung bedeutend minder einträglich, als er bey der vorigen es gewesen war. Wenn nach der leztern die Kompagnie-Chefs ihre auswärtigen Werbungen gut einrichteten, und die Soldaten lange erhielten; so blieb ihnen von ihren Einkünften so viel übrig, daß der Besitz einer Kompagnie gewöhnlich dem Besitz eines mäßigen Ritterguths gleich geachtet wurde. Hierin sahe der junge Officier den Ersatz für die in frühern Jahren erduldeten Entbehrungen und ausgestandenen Strapatzen; daher war der Besitz einer Kompagnie das Ziel aller Wünsche, und um so angenehmer, da der Inhaber, auch wenn er zu höhern Dienststufen und damit ver-

bundenen größern Gehalt hinaufrückte, seine Kompagnie immer beibehielt. Unverkennbar ist, daß beide Einrichtungen der auswärtigen Werbung Misbräuchen ausgesezt waren, beide ihre Mängel, aber auch einige Vortheile hatten. Auf welcher Seite das Uebergewicht seyn mochte, darüber hat immer, auch bey einsichtsvollen und erfahrnen Militairs, Verschiedenheit der Meinung obgewaltet, und Friedrich selbst scheint hierüber nicht ganz fest bey sich entschieden zu haben; er führte deshalb in diesem Punkt keine ganz gleichförmige Einrichtung bey der Armee ein. Bey den meisten Regimentern übernahm er die auswärtige Werbung, und zog zur Bestreitung der Kosten derselben den ersparten Sold der Beurlaubten ein; bey einigen Regimentern aber behielt er die alte Einrichtung bey. Lezteres scheint eine Begünstigung gewesen zu seyn, und ohne Zweifel verfuhr er hierbey mit Rücksicht auf den ihm bekannten verschiedenen Charakter der Chefs, und den von ihnen in ihren Regimentern eingeführten Geist.

Nach den verbesserten Einrichtungen Friedrichs sollten immer nur diejenigen jungen Leute zu Soldaten ausgehoben werden, welche nach dem Urtheil der Civilobrigkeit mit dem mindesten Nachtheil für Ackerbau und Gewerbe entbehrt werden könnten, und

und dagegen sollten nicht gerade diejenigen verschont werden, wie es bisher oft geschehen war, bey welchen die militairische Zucht am wirksamsten seyn konnte, sie von jugendlichen Verirrungen zurückzubringen und zu brauchbaren Gliedern der Gesellschaft zu bilden. Um der Willkühr und Ungerechtigkeit möglichst Einhalt zu thun, war die stete Mitwirkung der Civilbehörden gemessenst vorgeschrieben. Diese Vorschriften kamen auch wirklich manchen Klagen zuvor, oder bewirkten, daß gerechten Beschwerden abgeholfen wurde; aber bey allen verbesserten Einrichtungen war allen Misbräuchen doch nicht abzuhelfen, immer blieb noch Vieles der Willkühr des Militairs überlassen, welches bey diesem Geschäft weit mächtiger als die Civilbehörde einwirkte. Jeder Officier, ja jeder gemeine Soldat wußte sehr gut, daß das Militair der geehrteste und erste Stand war, zu dem der König sich selbst rechnete, und den er nicht, wie sein Vater, aus leidenschaftlicher Vorliebe, sondern aus politischer Nothwendigkeit ehrte und schonte. Es war daher auch unter diesem Könige nicht leicht gegen das Militair, zumal wenn es einen in Ansehen stehenden General betraf, Recht zu bekommen. Auch die Civilbehörden widerstanden oft dem Militair nicht, wie sie sollten, entweder aus ängstlicher Sorge, an-

geſehene Militairs zu beleidigen, deren Ungunſt ihnen ſchaden konnte, oder aus Nachläßigkeit. Manche dieſer Behörden fügten auch von ihrer Seite noch neuen Druck und Partheilichkeit hinzu. Eine große alle andern üblen Folgen noch vermehrende Unvollkommenheit, die ſchon unter Friedrich Wilhelm I geweſen war und auch unter Friedrich fortdauerte, war es, daß die vielen Verordnungen und Vorſchriften, nach welchen bey der Aushebung und andern Verpflichtungen der Unterthanen gegen das Militair verfahren werden ſollte, gewöhnlich nicht zur allgemeinen Kunde kamen. Die üblichſte Art der Bekanntmachung war ein jährliches Ableſen ſolcher Verordnungen von den Kanzeln; aber auch den Geübteſten mußte es ſchwer fallen, die verwickelten Beſtimmungen und vielfachen Ausnahmen ſolcher Verordnungen im Gedächtniß zu behalten, und dem gemeinen Manne war dies wirklich unmöglich. Sogar den Civilobrigkeiten wurden dieſe Vorſchriften ſelten vollſtändig bekannt, und ſehr oft waren ſie nicht mit der nöthigen Deutlichkeit und Beſtimmtheit abgefaßt. Gewöhnlich hoben die neuern Verordnungen die ältern nur zum Theil, aber nie ganz auf, ſondern ließen einige Verfügungen der leztern ſtillſchweigend beſtehen, ſo, daß man meiſtens eine große Zahl dieſer Verordnungen aus verſchiedenen

Zei-

Zeiten zusammen haben und mühsam ihre oft einander widersprechenden Vorschriften mit einander vergleichen mußte, um zu wissen, was in einem bestimmten Falle gesetzlich sey oder nicht; und bey diesen Umständen war nicht leicht ein Fall möglich, in welchem ein Militair sein Verfahren, wenn über dasselbe geklagt wurde, nicht durch irgend eine veraltete Verordnung, die wenig bekannt geworden, oder durch eine andere, welche verschieden gedeutet werden konnte, zu beschönigen vermogt hätte [96]).

So blieb auch unter Friedrich die Verbindlichkeit zu harten Kriegsdiensten von unbestimmter Dauer der härteste Druck, den die preußischen Unterthanen leiden mußten. Für diejenigen, welche

96) Geschäftsmänner aus jenen Zeiten, welche mit diesen Dingen zu thun gehabt haben, werden die Wahrheit unsrer Schilderung bestätigen, die vielleicht Manchem, der damit gar nicht bekannt ist, übertrieben scheinen möchte, was sie doch nicht ist. Dem Verfasser sind Beispiele bekannt, daß den Civilbehörden die Mittheilungen der das Militair betreffenden Verordnungen ausdrücklich geweigert, oder das sehr billige Verlangen abgelehnt wurde, es möchte in die neuern Verordnungen alles dasjenige ausdrücklich aufgenommen werden, was aus den ältern gültig bleiben sollte, damit der übrige Inhalt der leztern einmal als aufgehoben angesehen werden könne.

nicht gerade unmittelbar durch denſelben litten, waren andere mit dem Militair weſentlich verbundene Einrichtungen nicht minder läſtig. Die Lieferung der Fourage für die Kavallerie war ein harter Druck für das platte Land, es mochte nun jene wirklich in Natur abgeliefert werden müſſen, oder den Unterthanen freigelaſſen ſeyn, ſich durch Abkaufung mit dem Militair abzufinden, als weshalb, nach Verſchiedenheit der Provinzen und der Zeitumſtände, verſchiedene Einrichtungen beſtanden. Die Einquartierung der Soldaten bey den Bürgern war auch verſchieden eingerichtet, blieb aber gleichfalls unter jeder Geſtalt immer eine harte Laſt. Endlich waren unläugbar es allein das große Heer und die Militair-Anſtalten, welche die Abgaben zu einer ſo großen Höhe, wie wirklich geſchahe, zu ſteigern nöthig machten. Wir vermögen nicht mit Gewißheit anzugeben, wie viel die Erhaltung des geſammten Kriegsweſens unter Friedrich gekoſtet hat. Einige haben behauptet, daß zu dieſer Ausgabe eilf Zwölftel aller Einkünfte erfodert wären. Wenn dieſes auch, wie wir glauben, übertrieben ſeyn ſollte, ſo iſt doch gewiß, daß weit über die Hälfte der Einnahmen zu dieſem Zweck verwendet wurde. Man bedenke, wie viel andere nützliche und nöthige Verwendungen dieſer Ausgabe wegen haben unterbleiben müſ-

müssen! Noch mehr, welch ein ungleich höherer Wohlstand im Lande gewesen seyn würde, wenn wenigstens ein bedeutender Theil der Abgaben, welche das Kriegswesen erfoderte, den Unterthanen hätte erspart werden können!

Aber können wir Friedrich anklagen, daß er so drückende Lasten seinem Volke aufgelegt, oder wenigstens, daß er diejenigen, die er schon aufgelegt fand, bestehen lassen, und sie nicht merklicher erleichtert hat? Wenn wir unpartheiisch uns in des Königs Verhältnisse denken, so können wir ihm wahrlich deshalb nicht Vorwürfe machen. Er befand sich, besonders nachdem er seine Staaten durch den Erwerb von Schlesien vergrößert und die Aufmerksamkeit in so hohem Grade auf sich gezogen hatte, in einer Lage, daß er mit großer Wahrscheinlichkeit besorgen mußte, von eifersüchtigen und ihm an Kräften weit überlegenen Mächten angegriffen und unterdrückt zu werden, wenn er in seinem Vertheidigungs-Stande irgend hätte nachlassen, sein Heer hätte vermindern, oder es minder fertig zum Kampf, minder wohl versehen mit allen Erfordernissen hätte halten wollen. Die Nothwendigkeit der Dinge zwang ihn, nicht nur denselben Vertheidigungsstand, den er von seinem Vater ge-

erbt hatte, beizubehalten, ſondern auch ihn, nach Verhältniß des vermehrten Umfangs ſeiner Lande, und der größern Gefährlichkeit ſeiner politiſchen Lage, noch zu vergrößern.

Seit die ſtehenden Heere einmal eingeführt ſind, hat das Nachdenken der Weiſeſten und Wohlgeſinnteſten aller Lande ſich oft mit Entwürfen beſchäftiget, wie die Vertheidigung der Staaten auf eine minder drückende Art bewirkt werden könnte; aber immer hat dieſes Nachdenken leider auf das Reſultat geführt, daß — ſtehende immer in den Waffen wohl geübte und zum Angriff wie zur Vertheidigung, jeden Augenblick bereite Heere ein ſehr hartes, ſehr drückendes, jedoch nothwendiges und unvermeidliches Uebel ſind, weil keine andere Art der Vertheidigung im Stande iſt, einem feindlichen Angriffe von ſtehenden Heeren wirkſamen Widerſtand zu leiſten. Zwar wollen wir die Hoffnung eines beſſern Zuſtandes in dieſen für das Glück der Menſchheit wichtigen Verhältniſſen keinesweges aufgeben. Schreiber dieſes, ſo wenig er auch geneigt iſt, von der nächſten Zukunft gar zu glänzende Erwartungen zu hegen, theilt doch mit frohem Herzen die Ausſicht, welche grade jezt ſich zeigt, daß ein beſſerer Zuſtand in Abſicht der Kriegseinrichtungen in unſerm Vaterlande

lande nicht mehr sehr entfernt seyn könne. Die Spannung ist wirklich so hoch getrieben, daß es nothwendig scheint, dieselbe müsse nachlassen. Die stehenden Heere sind überall so lästig geworden, ihre Erhaltung fodert eine solche Anstrengung aller Kräfte, einen so unverhältnißmäßigen Aufwand, daß die Regierungen sich zur Verminderung der großen Heere genöthigt finden würden, auch wenn die Völker nicht eine entschiedene allgemeine Abneigung zeigten, diese drückenden Lasten länger zu tragen, durch welche der Zustand des Friedens fast eben so unerträglich wird, als der des Krieges. Die großen Erfahrungen der neuern Zeit haben überall die Einsicht gereift, das einzige Mittel, wodurch die Völker sich gegen jeden Angriff sichern können, bestehe darin, daß sie ihre Vertheidigung nicht einer besondern dafür bezahlten Klasse von meistens gezwungenen Menschen übertragen, sondern diese heiligste aller Pflichten selbst übernehmen, und deren Last unter sich so vertheilen, daß alle Glieder der Gesellschaft sie abwechselnd tragen. Nur erst wenn die Völker zu dieser Selbstvertheidigung sowohl fähig als willig gemacht sind, werden stehende Heere auf bisherigem drückenden Fuß entbehrt werden können, und nur so viel wohlgeübte Krieger nothwendig bleiben, um immer einen Stamm zu haben, an den sich die bewaffnete Volksmasse

masse im Fall der Noth anschließt, und in deren Anführern sie die Lehrer finden könne, um in kurzer Zeit im Gebrauch der Waffen die fehlende vollkommene Uebung zu erhalten. Gewiß sind Einrichtungen dieser Art sehr möglich, und weil sie dieses sind, dürfen wir ihre Verwirklichung um so gewisser erwarten, da eben jezt in allen Landen die Nothwendigkeit derselben gefühlt wird, und man überall mit Entwürfen dieser Art lebhaft beschäftiget ist [97]). Mögen sie den besten Erfolg haben! Mögen besonders die Berathungen der edlen und einsichtsvollen Männer, welche durch den deutschen Bundestag vereinigt sind, dem gesammten deutschen Vaterlande bald einen Zustand geben, der alle seine Bürger mit dem feurigsten Enthusiasmus und dem festen Willen, für dieses Zustandes Vertheidigung Alles aufzuopfern, beleben muß! Wird nur dieser Wunsch erfüllt, so wird es auch an den zweckmäßigsten Einrichtungen nicht fehlen, durch welche die Lasten mit möglichster Gleichheit getragen und dadurch weniger drückend wer-

97) Es sind hierüber in der neuesten Zeit in mehrern Schriften schon manche der Beherzigung der Regierungen werthe Gedanken vorgetragen. Vorzüglich verdient, nach unsrer Einsicht, Aufmerksamkeit, was über dieses Gegenstand gesagt ist in Schmidts gehaltvoller Schrift: Deutschlands Wiedergeburt. Jena 1814.

werden. Alle Söhne des Vaterlandes werden die Fähigkeit erwerben, daſſelbe zu vertheidigen, und hierin nicht mehr eine drückende Laſt, ſondern vielmehr Luſt und Freude finden. Ein ſo unglücklicher Zuſtand, als derjenige war, den wir beſchrieben haben, wird dann nie wiederkehren, und deſſen Schilderung wird vielleicht den Nachkommen unglaublich und übertrieben ſcheinen.

Friedrich hat eine ſo groſſe menſchenbeglückende Verbeſſerung nicht bewirkt, nicht einmal ſie bezielt. In allen ſeinen Schriften findet ſich keine Spur, daß er eine Abſchaffung, oder eine bedeutende Verminderung des ſtehenden Heers, unter den Verhältniſſen wie ſie einmal in Europa waren, nur für möglich gehalten hätte. Vielmehr ſahe er die beſtändige Vermehrung dieſes Heers, die immer vollkommnere Rüſtung zum Kriege, als das einzige nothwendige Mittel an, ſeinem Staate einen dauerhaften Frieden zu ſichern. Hierauf ging ſein unausgeſeztes Beſtreben, dies war das Ziel ſeiner unabläſſigen Thätigkeit und Mühe. Unſtreitig hat ſein Beiſpiel hierin übel gewirkt, und die Herrſcher andrer Staaten bewogen, die immer fortgehende Vermehrung ihrer Heere, die unausgeſezte Bereithaltung zum Kriege gleichfalls für nothwendige Bedingung ihrer Er-

Erhaltung anzusehen. Wundern wir uns nicht darüber, daß sogar ein Friedrich bey seiner umfassenden Einsicht, bey seinem seit so vielen Jahren auf diesen Gegenstand gerichteten angestrengten Nachdenken nicht auf Ideen einer bessern Einrichtung gekommen ist, welche, wenn man sie einmal gefaßt hat, doch so natürlich scheinen. Höchst wahrscheinlich würden diese Ideen auch jezt noch nicht entstanden seyn, wenn nicht die Betrachtung der Begebenheiten, welche nach Friedrichs Tode sich ereignet haben, bey den Regierungen endlich die Ueberzeugung zur Reife gebracht hätten, daß ein minder drückender Vertheidigungsstand eben so nothwendig als möglich sey, und wenn nicht auch die Völker diese Verbesserung dringend verlangt, und zugleich durch die That bewiesen hätten, daß im Fall der äußersten Noth stehende Heere, auch wenn sie noch so geübt und wohlgerüstet sind, doch nicht hinreichen, sondern die Völker selbst aufstehen und ihren entschlossenen Willen bewähren müssen, daß sie sich nicht unterdrücken lassen wollen.

Zu dieser Ueberzeugung war man in der Zeit Friedrichs noch nicht gelangt, und dieser große König ist hierin nicht über die Ansicht seiner Zeit hinausgegangen. Doch, auch wenn ihm je eine Ahnung der Mög-

Möglichkeit einer vollkommnern Einrichtung gekommen wäre, wir zweifeln sehr, ob er einen Versuch dieser Art gewagt haben würde. Denn in der That scheint auch in unsrer Zeit die Hoffnung eines bessern Zustandes vorzüglich nur darauf gegründet werden zu können, daß die Ueberzeugung von dessen Nothwendigkeit und Möglichkeit bey den Regierungen fast aller großen Staaten zugleich geweckt ist. Hieran war aber in Friedrichs Zeit noch nicht zu denken. Auch unter begünstigenden Umständen wird die Verminderung der stehenden Heere und deren Ersetzung durch andere Einrichtungen, an welche, auch wenn sie durch die Erfahrung minder drückend befunden werden sollten, doch das Volk weniger gewöhnt ist, nur mit großer Vorsicht und allmählig geschehen müssen. Ein einzelner Staat, der einen solchen Versuch machen wollte, und diese Vorsicht versäumte, dürfte sich großen Gefahren aussetzen und den Zweck schwerlich erreichen; auch nur für wenige Staaten, deren Herrscher hierüber einen Augenblick ganz gleichgesinnt dächten, dürfte es sehr schwer seyn, deshalb bestimmte Abreden zu treffen und sich gegenseitig zu binden. Friedrich hielt wenigstens dieses nicht rathsam. Einige Jahre nach dem siebenjährigen Kriege hatte der Wiener Hof den gewiß sehr wohlgemeinten Gedanken einer

ner ſolchen Abrede. Maria Thereſia trug Friedrich an, die beiderſeitigen Heere in völlig gleichem Verhältniß zu mindern, und ſich das Wort zu geben, über einen Armeebeſtand, wegen deſſen man ſich einmal vereinbart hätte, nie hinauszugehen, wodurch ſehr bedeutende Koſten erſpart, die gegenſeitigen Verhältniſſe aber ganz dieſelben bleiben würden. Friedrich lehnte den Antrag ab, ohne Zweifel weil er ſich überzeugt hielt, daß die Beſtimmung des Maaßes, in welchem vermindert werden ſollte, zu große Schwierigkeiten finden, auch eine ſolche Einrichtung, wenn ſie zu Stande gebracht würde, an beiden Seiten eiferſüchtige Beobachtung, in wiefern der Abrede völlig genüget werde, zur Folge haben, und dieſes zu unangenehmen Erörterungen und Irrungen führen werde. Bey einigem Nachdenken findet man ſich überzeugt, daß dieſes richtig geſehen, und eine ſolche Abrede zwiſchen zwey Staaten gar nicht möglich ſey. Nur ein auf gleiche Ueberzeugung gegründetes, gleichzeitiges Verfahren aller großen Staaten kann eine Verminderung der ſtehenden Heere allmählig hervorbringen, ſo wie deren Entſtehung auch einſt gleichzeitig überall erfolgt iſt, weil ein Staat dem Beiſpiele des andern zu folgen ſich genöthigt glaubte. Das beſſere Beiſpiel einiger unſrer mächtigſten Herrſcher, auf welches wir zu hoffen

uns

uns berechtiget halten, wird aber um so schnellere Nachfolge finden, je unfehlbarer die Erfahrung beweisen muß, daß jeder Staat in eben dem Verhältniß, in welchem er sich der Bürde des stehenden Heers entladet, und seine Vertheidigung allein auf den einzig sichersten Grund, die Fähigkeit und den entschiedenen guten Willen seines Volks baut, auch durch den ersparten großen Aufwand und den erhöhten Wohlstand seines Landes einen Zuwachs an relativer Kraft und Sicherheit gewinnen werde, der Alles übertrift, was je durch Eroberer erreicht oder nur angestrebt ist.

Doch wenn wir Friedrich mit guten Gründen gegen die Anklage vertheidigt haben, daß er sein Volk durch ein zu großes Heer und alle zur Kriegsrüstung erforderlichen kostbaren Einrichtungen zu übermäßig ohne Noth gedrückt habe; so unternehmen wir nicht, ihn von dem Vorwurf ganz frey zu sprechen, daß er die Sache etwas übertrieben habe. Hat dieser König auch nicht, wie sein Vater, die immer fortgehende, höchst mögliche Ausbildung seines Heers mit Leidenschaft betrieben; so war die Sorge für diesen Zweck doch eine zu anhaltende Beschäftigung für ihn, daß sie ihm nicht endlich um ihrer selbst willen hätte lieb werden sollen. Dies ist nun

einmal die Schwäche der Menschen. Wenn wir lange Zeit, ununterbrochen, mit großem Eifer dieselben Mittel anwenden, um einen Zweck zu erreichen, so werden uns zulezt die Mittel, besonders wenn wir guten Erfolg derselben erfahren, eben so werth als der Zweck selbst. Wir werden den Gebrauch jener Mittel übertreiben, vielleicht ohne an den Zweck selbst weiter zu denken. Dies mag auch bey Friedrich in Absicht des Kriegwesens bis auf einen gewissen Grad der Fall gewesen seyn. Er machte sich die Ausübung aller seiner Pflichten zur Lust; so fand er ohne Zweifel auch an den kriegerischen Einrichtungen, die seine beständige Aufmerksamkeit forderten, deren Anwendung und Aufsicht ganz in seine Lebensordnung übergegangen war, ein sehr lebhaftes Vergnügen, und dieses um so mehr, je glücklicher er hier in Erreichung seiner Absichten war. Er brachte sein Heer zu einer größern Vollkommenheit, Fertigkeit und pünktlichen Ordnung, als irgend anderswo gefunden wurde. Der Anblick dieser von ihm geschaffenen, von Jahr zu Jahr fortschreitenden Vollkommenheit, die Bewunderung derselben von nahen und fernen Zuschauern, war der gerechte Lohn für alle die mühvollen Anstrengungen, die er sich mit unerbittlicher Strenge auflegte, für die Aufopferungen jedes ihm angenehmern Genusses, die wachsame Sorg-

Sorgfalt, die unausgeſezte Geduld, mit der er die ermüdenſte Einförmigkeit ſo vieler hier nöthigen Geſchäfte ertrug. Wir geben alſo zu, daß Friedrich die Vermehrung ſeines Heeres und die kriegeriſchen Einrichtungen überhaupt etwas weiter getrieben haben mag, als die politiſche Nothwendigkeit, auch deren Richtigkeit zugegeben, durchaus erforderte; daß er vielleicht mit einem etwas kleinern Heere, mit etwas minderer Anſtrengung, dieſelbe Rolle in Europa hätte ſpielen können. Es wird uns dieſes um ſo wahrſcheinlicher, da wir überzeugt ſind, daß Friedrich nie auf Eroberungen ausging, ſondern ſein Zweck nur immer der war, zu Abweiſung jedes Angriffs in vollkommenſter Bereitſchaft zu ſeyn. Wer vermag hier das Maaß zu beſtimmen, das in gerechtem Verhältniß zu den ſtets wechſelnden Umſtänden nicht überſchritten werden kann, ohne zum Fehler zu werden?

In welchem Verhältniß das Kriegsheer ſich zu der Volksmenge befunden habe, läßt ſich für die ganze Zeit von Friedrichs Regierung nicht genau beſtimmen, weil ſowohl die Bevölkerung als die Zahl der Ausländer in der Armee in den verſchiedenen Perioden verſchieden geweſen iſt, und hierüber uns die genauern Data fehlen. Zu Anfang der Regierung

Friedrichs war, nach seiner eignen Angabe, die Stärke der Armee an Einländern funfzig tausend Mann, und er bemerkt selbst, daß dieses für die Volksmenge zu viel gewesen sey. Sogleich nach der Erwerbung von Schlesien wurde das Heer vermehrt, und mit der wachsenden Bevölkerung nahm diese Vermehrung verhältnißmäßig zu, bis zum siebenjährigen Kriege. Durch diesen wurde die Volksmenge sehr vermindert, sowohl weil der Krieg so viele Leute wegraffte, als weil im Lande weniger geboren wurden; aber sechs Jahre nach geschlossenem Frieden befand sich das Heer schon wieder auf dem Fuß, wie vor dem Kriege; jedoch mag in dieser Zeit die Zahl der Ausländer nach Verhältniß am höchsten gebracht seyn. Nach der Erwerbung von Westpreußen fand die lezte große Vermehrung Statt. Da nach dem Zuwachs an Lande die Armee jedesmal in gleichem wo nicht größerm Verhältniß vermehrt wurde, so brachte ein solcher Zuwachs den alten Provinzen nie Erleichterung. In den lezten Jahren war das Heer auf zweihundert tausend Mann, vielleicht noch etwas höher, gebracht. Man kann wol im Durchschnitt annehmen, daß während der längsten Zeit von Friedrichs Regierung ungefähr der vierzehnte streitbare junge Mann Soldat gewesen sey, der aber zehn Monate im Jahr beurlaubt, also dem Ackerbau und andern Gewerben bey weitem

nicht

nicht ganz entzogen war. In dieser Einrichtung lag unstreitig die wichtigste Erleichterung, welche es möglich machte, daß eine so starke Aushebung wenigstens während der Friedenszeit ertragen werden konnte. Durch die immer bedeutende Zahl der Ausländer wurde allerdings die Bevölkerung des Landes geschont. Ob aber dieser Vortheil nicht durch den Nachtheil überwogen sey, daß die Armee durch diese Ausländer, und die Härte, mit welcher diese behandelt werden mußten, merklich verschlechtert wurde, — vermögen wir nicht zu entscheiden. Daß jedoch der Wohlstand des Landes überhaupt durch das Kriegswesen nicht so sehr gelitten habe, wie es oft geglaubt worden, erhellet daraus, daß die Volksmenge und die natürliche und künstliche Produktion seit dem siebenjährigen Kriege immer im Zunehmen gewesen sind.

Wenn ein Kriegsheer brauchbar, kräftig und gegen einen nicht in aller Rücksicht gar zu überlegenen Feind unüberwindlich seyn soll, so ist nicht genug, daß dasselbe zahlreich, in allen mechanischen Uebungen des Krieges vollkommen gewandt, und mit allen Erfordernissen wohl versehen, auch zum pünktlichsten Gehorsam gewöhnt sey; sondern es kommt auch vorzüglich darauf an, daß es von einem guten Geiste belebt werde, der bewirkt, daß der Officier

wie der gemeine Soldat seinen Beruf selbst achte und liebe, und die Pflichten desselben mit Lust und Wohlgefallen erfülle. Einen solchen Geist in seinem Heere fortdauernd zu unterhalten, und ihn bey jeder Gelegenheit neu anzufachen, war Friedrich unabläßig bemüht. Bey den Officieren mußte das Gefühl der Ehre immer lebendig und wach seyn, und diese Ehre bestand darin, bey jedem Anlaß persönlichen Muth und Herzhaftigkeit zu beweisen, und nicht zu dulden, daß je der kleinste Mangel dieser Tugenden auch nur vermuthet werden könne. Die Ehre mußte dem Officier das köstlichste aller Güter, ihm ein Leben ohne Ehre ein unerträglicher Zustand seyn. Streng in Forderungen der ihm gebührenden Achtung von Andern, war der preußische Officier eben so sorgfältig, die Achtung, welche Andere zu fordern berechtigt waren, nie zu verletzen. Ueberhaupt mußte eine edle Gesinnung alle seine Handlungen auszeichnen, und er mußte sich über alle niedrigen Gesinnungen, besonders schmutzigen Eigennutz, weit erhaben beweisen. Von den Untergebenen foderte er den strengsten Gehorsam im Dienst, und gestattete nicht die mindeste Widerrede; aber außerdem behandelte er sie mit Menschlichkeit, und sahe gern, wenn es seinen Soldaten an nichts fehlte, wenn sie immer wohlgemuth waren, und in den Stunden der Erholung sich der Freude über-

überließen. Während des Krieges suchte der preußische Officier den feindlichen in Heldenmuth und allen Tugenden des gemeinschaftlichen Berufs zu übertreffen, aber gern bewies er diesem alle Achtung, die er verdiente, und glaubte auch im feindlichen Kameraden sich selbst ehren zu müssen; wenn er ihn überwunden hatte, suchte er ihm auf alle Weise den Unfall erträglich zu machen. Auch im feindlichen Lande hielt der preußische Officier gute Mannszucht, und erlaubte nie, daß der ruhige Bewohner mehr leide, als die Verhältnisse des Krieges unumgänglich nothwendig machten. Selten hörte man bey einem preußischen Heere von gewaltsamen Erpressungen, oder muthwilliger Verletzung der Personen und des Eigenthums der Einwohner, und wenn sich ein Unwürdiger dergleichen Frevel erlaubt hätte, wurde es, sobald es bekannt geworden, von den Obern strenge geahndet, und der Frevler durch allgemeine Verachtung bestraft. Durch diese Menschlichkeit und Würde ihres ganzen Betragens übertrafen wahrscheinlich die preußischen Officiere ihre Zeitgenossen in andern Diensten, so wie durch höhere Bildung und Einsicht. Sehr viele Officiere strebten dem Beispiel nach, das der König selbst gab; sie suchten sich wissenschaftlich auszubilden und gründliche Kenntnisse in Allem zu erwerben, was zur Kriegswissenschaft gehört. Man

wußte, dies sey das beste Mittel sich zu empfehlen und schnell befördert zu werden; aber man wußte auch, daß Friedrich den bloßen Schein und oberflächliche Kenntnisse nicht liebte und dieselben bald erkannte; man strebte also nach gründlicher Kenntniß. Viele Officiere hatten ihren Beruf wirklich studiert, und erfüllten die einzelnen ihnen ertheilten Aufträge um so besser, da sie den Zweck und den Zusammenhang derselben einsahen. Aber besonders herrschte während des siebenjährigen Krieges unter den preußischen Officieren der gute Geist, daß Jeder am eifrigsten bemüht war, dasjenige möglichst vollkommen zu thun, was ihm auf der Stufe, worauf er stand, oblag, und daß er, auch bey erweiterter Einsicht und erhöhtem Nachdenken, sich nicht erlaubte, die Entwürfe und Handlungen der Vorgesezten tadelnd zu beurtheilen. Wie höchst wichtig diese Tugend, und wie schädlich deren Gegentheil sey, hat die Erfahrung der in neuern Zeiten geführten Kriege bewiesen, wo der untere Feldherr zuweilen die Plane des ihm vorgesezten laut tadelte und sogar eigenmächtig ihm entgegen zu handeln wagte, wo auch selbst Subaltern-Officiere oft mehr beschäftigt waren, Operations-Plane für den Feldzug im Ganzen zu machen, oder die gemachten der höchsten Feldherrn zu kritisiren, als die Pflichten ihres beschränkten Berufs

zu

zu erfüllen. So etwas wurde in Friedrichs Heere nicht gehört; die hohe Meinung, welche Alle von des Königs Talenten, von seiner Uebersicht des Ganzen, von seiner stets regen Wachsamkeit und Beobachtung des Größten, wie des Kleinsten hatten, ließ bey Niemandem einen Tadel seiner Unternehmungen aufkommen, oder wer damit hervortrat, wurde nicht gehört. Auch die Einsichtsvollsten waren fest überzeugt, daß Friedrich am besten wisse, was in jeder Lage zu thun sey, daß Niemand besser, als er selbst, sich aus einer Verlegenheit ziehen könne, daß er allen seinen Gegnern an richtigem Blick bey weitem überlegen sey, und daß sogar dasjenige, was in der Ferne Fehler und Vernachläßigung geschienen, gewiß, wenn es näher erkannt worden, einen neuen Beweis eben dieser hohen Einsicht und richtigen Blicks geben werde. Mit herzlichem Wohlgefallen erzählte man sich die Vorfälle, worin dieses oft auffallend und wider alles Erwarten bewährt worden, und bestärkte Einer den Andern in dem festen Vertrauen und in der achtungsvollen Anhänglichkeit zu diesem einzigen und wirklich unüberwindlichen Feldherrn. Diesen Geist suchte Friedrich auf alle Weise unter seinen Officieren zu erhalten, und überzeugte sie bey jeder Gelegenheit von seinem Wohlwollen und seiner Achtung; dies geschah auf die mannichfachste, immer

neue, höchſt einnehmende Weiſe. Jeder Beweis von Einſicht, Entſchloſſenheit und guter Ueberlegung, jede ſchöne muthvolle That wurde vom Könige bemerkt und nie vergeſſen, und dieſes oft bewieſen, wenn es am wenigſten erwartet war. Sein Beifall wurde immer auf ſolche Art bezeugt, daß ſie dem, der mit demſelben beehrt wurde, vorzüglich angenehm ſeyn mußte. Dies ſpornte ſowohl einen ſolchen, als auch Andere zu immer neuer Anſtrengung und ausgezeichneten Thaten. Auch der Tadel, oder die Strafe war immer ſo eingerichtet, daß der, welcher betroffen war, nicht ganz niedergebeugt und in ſeinen eigenen Augen zu tief herabgeſezt, vielmehr ermuntert wurde, durch ſein künftiges Betragen den begangenen Fehler gut zu machen. Die Verdienſte der höhern Feldherren wurden von Friedrich bey jeder Gelegenheit gern hervorgehoben und in ihr volles Licht geſezt, auch durch vorzügliches Vertrauen belohnt. Die Geſchichte ſeiner Kriege beſchrieb der König vorzüglich für ſeine Officiere, ſowohl um die Kunſt, wie der Krieg geführt werden müſſe, zu lehren, und begangene Fehler durch ihre freimüthige Erzählung lehrreich zu machen, als auch die gute Meinung, die er ſelbſt von den vortreflichen Eigenſchaften ſeiner Armee hatte, und das Vertrauen, welches er in ſie ſezte, öffentlich zu beweiſen. Um die zum Officierſtande

ſtande beſtimmte Jugend zu bilden, wurden Kriegsſchulen angelegt, mit deren Einrichtung ſich der König ſehr beſchäftigte, für welche er vorzüglich geſchickte Lehrer auswählte, denen er ſelbſt Inſtruktionen ertheilte. Der Vorzug, den Friedrich bey Beſetzung der Officierſtellen dem Adel gab, mag in der Nation ſelbſt, in welcher dadurch kriegeriſcher Geiſt und Ehrgefühl zurückgehalten wurde, nachtheiliger gewirkt haben, als in der Armee. Der zum gemeinen Soldaten angeworbene Bürgerliche und Bauer wußte, daß er nach einmal beſtehender Einrichtung nicht weiter als höchſtens bis zum Unterofficier und Feldwebel kommen könne, und er beruhigte ſich hierbey, als bey etwas Unabänderlichem.

Die Unterofficiere waren in der preußiſchen Armee vorzüglich wichtig. Auf ſie kam in Anſehung des kleinen Dienſtes beſonders viel an, und ſie trugen am meiſten bey, den gemeinen Mann in Ordnung und zu ſtets pünktlicher Erfüllung ſeiner Pflichten anzuhalten. Der König wußte dieſes, und er hielt alſo darauf, daß zu Unterofficieren verſtändige, geſezte und durchaus rechtliche Leute gewählt wurden, unter denen er einen guten Geiſt, und das Gefühl der ihrem Stande eigenen Ehre dadurch erhielt, daß er ſelbſt bey jedem Anlaß ihnen Achtung und Vertrauen bewies, und dar-

darauf hielt, daß die höhern Officiere ein Gleiches thaten, und diese nächsten Vorgesezten der Soldaten mit besonderer Auszeichnung und Höflichkeit behandelten. Zu Officierstellen beförderte er sie aber nur äuſserſt selten, weil er wußte, daß diese Leute sich in ihrer Lage besser befanden, als wenn sie, plözlich in eine höhere versezt, denen gleich gemacht wurden, die sie von Jugend an als über sich Erhabene zu betrachten gewohnt waren, und in deren von der ihrigen verschiedene Sitte und Lebensweise sich zu schicken ihnen beschwerlich fiel. Friedrich wußte, daß den meisten Menschen, und vorzüglich denen vom unverdorbensten natürlichsten Gefühle weit mehr daran liegt, in ihrer Klaſſe und unter ihres Gleichen zu den Ersten zu gehören, als in einer höhern Klaſſe die Untersten zu seyn, und nach deren Vorurtheilen, vielleicht wegen ihres Herkommens, mit unverdienter Nichtachtung behandelt zu werden. Er belohnte also die Unterofficiere, wenn sie vorzügliches Verdienſt bewiesen, lieber auf andere Art, und wenn sie durch Alter und Kränklichkeit zum Kriegsdienſt minder tauglich geworden, versorgte er sie durch gute Stellen im Civilſtande, die gesunden Verſtand, Ordnung und Vertrauen erfoderten, und nuzte also auch hier noch einmal die guten Eigenſchaften braver Männer. Beging dagegen ein Unterofficier einen groben ihn ent-

entehrenden Fehler, so wurde er sofort mit Beschimpfung degradirt, oder mit noch härterer Strafe belegt. Kenner versichern, daß diese Einrichtung eine der besten und nützlichsten in der Armee gewesen sey, daß gute Unterofficiere zuweilen die Mängel der Officiere ersezt, und am meisten beigetragen haben, die innere gute Beschaffenheit des preußischen Heers zu bewahren.

Bey dem gemeinen Soldaten wurde ein guter Geist vorzüglich dadurch unterhalten, daß ihm für sich selbst und seinen Stand Achtung eingeflößt ward, der Beifall seiner Obern ihm über Alles werth war, und er dieses Beifalls sich versichert halten konnte, wenn er seine Pflichten mit Pünktlichkeit und Ordnung erfüllte. Gute Kompagnie-Chefs ließen es sich besonders angelegen seyn, ihre Soldaten gut zu ziehen, weniger durch Strafen, als durch Ermunterung und gute Behandlung derer, welche sich durch Ordnung und Sittlichkeit des ganzen Betragens vor Andern auszeichneten. Bey dem geringen Solde wurde es dem gemeinen Soldaten schwer, seinen Unterhalt nur nothdürftig zu gewinnen, besonders wenn er verheirathet war und Kinder hatte. Zum Heirathen wurde daher eine besondere Erlaubniß erfodert, und diese nur dann ertheilt, wenn der Soldat nachweisen

weisen konnte, daß er, außer seinem Traktament, auch durch seinen anderweitigen Erwerb im Stande sey, eine Familie zu ernähren. Wohldenkende Offiziere sahen darauf, daß ihre Soldaten eine gute Wirthschaft führten, und wirklich befanden Manche derselben sich, besonders in Garnisonen, wo es an Arbeit nicht fehlte, in einer ganz behaglichen Lage, und auch in diesem Stande wurden zufriedne Menschen gefunden. Am wenigsten war dies der Fall in der königlichen Garde, worin der strengste Zwang und die größte Einförmigkeit des kleinen Dienstes unerträgliche Plagen waren. Mancher Soldat derselben kam oft in Jahren nicht aus den Thoren von Potsdam, keiner durfte heirathen, weshalb auch Ausschweifungen aller Art hier herrschend waren, und in keinem Regimente so viele Selbstmorde, wie in diesem vorkamen. Auch bey dem gemeinen Soldaten war die hohe Meinung, welche derselbe von Friedrichs Alles übertreffenden Einsichten, der Festigkeit seines Charakters, und auch von seinem Glück hatte, eine wichtige Triebfeder, um ihn immer bey gutem Muth zu erhalten. Die Herablassung und Theilnahme, welche der große König bey jeder Gelegenheit auch dem gemeinen Soldaten bewies [98]), seine Be-

98) Im siebenjährigen Kriege hat man den König sich oft an

Bereitwilligkeit, gleiche Entbehrungen und Mühſeligkeiten ſelbſt zu erdulden, erwarb ihm das Herz und die Liebe des gemeinen Mannes. Jeder war ſtolz darauf, unter dieſem Könige zu dienen, und man will bemerkt haben, daß während des ſiebenjährigen Krieges, wo die Deſertion in den nahe bey einander ſtehenden Heeren oft groß war, dieſelben Leute ſich ungleich braver und beſſer bey Friedrichs Heere, als bey den feindlichen bewieſen haben.

Der Glaube an Friedrichs Glück that bey den Soldaten auch ſehr viel. Sie waren feſt überzeugt, der König ſtehe unter dem beſondern Schutze der Vorſehung, und, trotz aller Wechſel des Schickſals, werde er am Ende doch gewiß oben bleiben. Die ſo außerordentlichen Begebenheiten des ſiebenjährigen Krieges, das immer vergebliche Anſtreben ſo vieler Feinde, die oft wunderbare Rettung des Königs, hatten dieſem Glauben eine große Feſtigkeit gegeben; es

am Wachtfeuer der Soldaten erwärmen, oder mitten unter ihnen hingeſtreckt, ſich einem kurzen Schlummer überlaſſen ſehen. Auch ritt er oft neben den marſchirenden Soldaten und hörte ihren traulichen Geſprächen oder muntern Liedern zu, gleich jenen römiſchen Feldherrn, deren Triumphwagen die Soldaten voranzogen und oft ſogar Spottlieder auf den ſiegenden Feldherrn ſangen.

es herrſchte in der Armee, bey einem großen Theile der Officiere ſowohl als der Gemeinen, ein religiöſer Geiſt[99]), den Friedrich allerdings noch ſehr würde vermehrt haben, wäre er ſelbſt von gleichem Geiſte belebt geweſen. Hätte er auch nur zuweilen dem Gottesdienſte beigewohnt, und nach großen Tagen ein religiöſes Feſt in ſeinem Beiſeyn feyern laſſen (welches äußerſt ſelten geſchehen iſt), es würde ſehr gewirkt haben. Des Königs Anſichten und Ueberzeugungen erlaubten dieſes nicht, und andere, als er hatte, wollte er nicht heucheln. Aber zum Glück kannte die Menge die irreligiöſe Denkungsart des Königs nicht genau, und wenn ihm zuweilen eine Aeußerung entfiel, welche auch ſein Vertrauen zu der Vorſehung bewies, ſo wurde dieſe begierig aufgefaßt, verbreitet und machte großen Eindruck.

Die Ausſicht des gemeinen Soldaten für das Alter war ſchrecklich. Die Zahl derer, welche in den Invaliden-Häuſern aufgenommen werden konnten, war nach Verhältniß der Bedürftigen ſehr klein, und die Unterſtützung, welche einige außer denſelben erhiel-

99) Gute Feldprediger trugen ſehr bey, denſelben zu unterhalten. Man wird hiervon durch Leſung der Schriften Küſters, eines geweſenen Feldpredigers, (S. von demſelben Beilage M. Nr. 59. 60.) ſehr überzeugt.

erhielten, äußerſt unbedeutend. Höchſte Dürftigkeit und gänzliche Verlaſſenheit war daher, wenn ſie keine Verwandten hatten die ſich ihrer annahmen, das Schickſal derer, welche im mühvollſten Dienſte ihr Leben der Vertheidigung des Vaterlandes gewidmet hatten. Daß Friedrich den ſehr wichtigen Nachtheil, den dieſes hatte, nicht eingeſehn, und warum er dem Uebel nicht abgeholfen hat? gehört zu den Unbegreiflichkeiten. Auch für die Erhaltung und Erziehung der Kinder der gemeinen Soldaten wurde unſtreitig zu wenig geſorgt. Es iſt auffallend, daß es der Aufmerkſamkeit des Königs hat entgehen können, wie durch dieſe Kinder, deren viele im Elend umkamen, die Armee treflich hätte ergänzt werden können, und dadurch der drückende Zwang der Eingebornen zu Kriegsdienſten, und die koſtbare Werbung der meiſtens ſo unſichern Ausländer wenigſtens zum Theil zu erſparen geweſen wären!

Nun wäre noch zu reden von dem Gebrauch, den Friedrich von ſeinem ſo wohlgeübten Heere wirklich im Kriege gemacht hat, von dem Eigenthümlichen ſeiner Kriegskunſt beim Angriff und bey der Vertheidigung, und in allen Beziehungen. Hierüber zu reden gehörte allerdings zu einer vollſtändigen Charakteriſtik Friedrichs, deſſen Feldherrn-Rolle eine

seiner bedeutendsten war. Aber der Verfasser, ein Laye in der Kriegswissenschaft, würde weder für Kenner noch Nichtkenner belehrend und unterhaltend genug über diese Dinge schreiben können. Er unterläßt es daher lieber ganz, doch wünscht er sehr, daß ein Militair, der, gleich bekannt mit der ältern Kriegsgeschichte, als vertraut mit den Grundsätzen der neuern Kriegswissenschaft, die Lücke, welche wir in unserm Werk absichtlich lassen, ausfüllen, und Friedrich schildern möge als Feldherrn mit allen seinen Vorzügen und Mängeln, in unpartheiischer Vergleichung mit den edelsten (denn nur diese dürfen neben Friedrich genannt werden), die vor und nach ihm eine Kunst geübt haben, welche den seltensten Verein der außerordentlichsten Talente des Geistes und eine eben so seltne Größe und Stärke des Charakters fodert. Da das Andenken an Friedrichs Feldzüge noch genug erhalten ist, um Beziehungen auf deren Geschichte ganz zu verstehen, und da vor den Augen der jetzigen Zeitgenossen Kriege nach ganz andern Grundsätzen, als die seinigen, geführt sind, so scheint uns grade jezt der bequeme Zeitpunkt zu seyn, um eine solche Schilderung, wie wir sie uns denken, zu unternehmen. Im preußischen Heere befinden sich gewiß mehrere Männer mit allen Kenntnissen ausgerüstet, um dieselbe auf die lehrreichste Art entwerfen

zu

zu können. Möchte unſer Wunſch einen dieſer Fähigen ermuntern!

Nächſt der Sorge für die Vertheidigung ſeines Volks, der Unabhängigkeit und der Ehre ſeines Staats, war es Friedrich als Regent das angelegenſte Geſchäft, ſeinen Unterthanen eine gute Rechtspflege zu verſchaffen. Er wußte, daß den Menſchen unter allen Vortheilen der bürgerlichen Geſellſchaft bey weitem der wichtigſte iſt, Perſon und Eigenthum gegen jede Beeinträchtigung geſchützt zu wiſſen, alle ihre Rechte gehörig beſtimmt, und Gerichte zu haben, durch welche entſtehende Streitigkeiten bald und unpartheiiſch entſchieden werden. Er wußte, daß wenn ihre Forderungen in Abſicht dieſes Punkts befriedigt werden, ſie manchen andern Druck des geſellſchaftlichen Vereins leichter tragen, dagegen gar kein anderer Vortheil, ſey er auch noch ſo groß, den Mangel guter Rechtspflege je zu erſetzen vermöge. Deshalb war Friedrichs unabläßiges ernſtliches Geſchäft, ſeinen Unterthanen möglichſt gute Geſetze und ſchnelle unpartheiiſche Rechtspflege zu verſchaffen. Man kann mit Wahrheit ſagen, daß er mit dieſem Geſchäft angefangen, und mit eben demſelben geendet habe. Dieſe ſeine wohlgemeinte Thätigkeit iſt auch immer allgemein anerkannt und geprieſen, nur hat man ſie zu-

weilen, wol gar in der Meinung sie recht hoch zu erheben, in einem unrichtigen Lichte dargestellt, und Friedrich die Absicht beigemessen, Alles, was vor ihm in Absicht auf Gesetzgebung geschehen war, als zu unvollkommen ganz zu vertilgen, und in diesem Fache etwas durchaus Neues und idealisch Vollkommenes zu schaffen. So etwas hat er nie angestrebt. Dazu hatte er über das, was durch Gesetze in der Welt von jeher erreicht ist, und erreicht werden kann, zu viel nachgedacht. Wir können hierüber gar nicht im Zweifel seyn, da er seine Gedanken über diese Materie in mehrern Stellen seiner Schriften [100]) deutlich genug geäußert und dadurch bewiesen hat, daß er in seiner Untersuchung des Ursprungs aller Gesetzgebung bis zu eben den Gränzen gekommen war, über welche hinaus die kundigsten Forscher noch immer nicht

100) Hieher gehört besonders ein in den frühern Regierungsjahren geschriebener Aufsatz: dissertation sur les raisons d'établir ou d'abroger les loix. S. denselben in Oeuvres de Frédéric publiés de son vivant T. II. p. 165. Dringt Friedrich gleich nicht sehr tief in die Materie ein, und redet über die Gesetzgebung aller Staaten etwas zu oberflächlich, verweilt er auch oft mehr bey öffentlichem Recht und Verfassung der Staaten, als beim Privatrecht, von dem er doch nur reden wollte; so bewährt diese Schrift doch genug, daß er die Beschränktheit unsrer Kenntniß in dieser Materie sehr gefühlt habe.

nicht gedrungen ſind. Ueberall, wo die älteſten Jahrbücher oder Reiſebeſchreiber in den entfernteſten Zeiten und Weltgegenden uns Menſchen zeigen, ſind dieſelben, ſchon mehr oder minder vollkommen, mit einander verbunden. In den äußerſt ſeltnen Fällen, wo man ein durch ſonderbare Zufälle in früher Kindheit verirrtes menſchliches Weſen ganz einzeln gefunden, war daſſelbe ein Thier, das, wenn es nicht aufgefangen und gepflegt wurde, ohne ſich fortzupflanzen als ein ſolches dahinwelken mußte. Aber wo unter allen Himmelsſtrichen mehrere Menſchen neben einander gefunden wurden, waren ſie auch im Beſitz von Eigenthum und Rechten, und hatten bereits Einrichtungen getroffen, um dieſen Beſitz gegen fremden Angriff zu behaupten, und ihn auch auf die Nachkommen weiter zu bringen. Wie dieſer Beſitz und dieſe Einrichtungen urſprünglich entſtanden ſeyn mögen, darüber fehlt überall die Kunde. So wie Alles, was den Urſprung der Dinge betrift, über alle Geſchichte hinausreicht, ſo wiſſen wir auch durchaus nichts vom Anfang der Geſetzgebung und geſellſchaftlicher Einrichtungen. Wo die älteſte ſchriftlich aufbehaltene Geſchichte anhebt, da finden wir nirgends erſte Geſetzgeber, die etwas ganz Neues geſchaffen hätten, ſondern überall nur Reformatoren, die das Beſtehende, was ſchon vor ihnen da

war, ausbesserten, ergänzten, näher bestimmten und dann bestätigten. Ein Mehreres, als dieses, vermag also auch kein Regent in dem verfeinerten Zustande der Bildung der neuern Zeit.

Gewiß sahe auch Friedrich die Sache so an, und so wollte er in seiner Gesetzgebung nie etwas Anderes, als den Mängeln und Gebrechen, die vorhanden waren, abhelfen, und die Gesetze, die er in seinen Landen fand, so weit verbessern, daß sie den Bedürfnissen und der Bildungsstufe seiner Unterthanen möglichst angemessen würden. Hierüber hinauszugehen war nie sein Gedanke. Durch die Klagen, die bis zu ihm gelangten, und die er mit Aufmerksamkeit anhörte, glaubte er zu bemerken, daß die Hauptursachen der Uebel, welche das Volk drückten, theils in den so verschiedenen, oft einander widersprechenden, dunkel ausgedrückten, in einer fremden, längst nicht mehr unter uns gesprochenen Sprache verfaßten, nicht einmal in ächten Handschriften auf uns gekommenen, daher von den Rechtsgelehrten verschieden ausgelegten und angewandten Gesetzen liegen, theils aber durch die Unwissenheit, Nachläßigkeit, den Eigennutz und andere böse Leidenschaften der Richter und Advokaten veranlaßt werden. Es war daher sein angelegenster Wunsch, in seinen Staaten

die

die Verschiedenheit, Verworrenheit und Zweideutigkeit der Rechte abgethan, und statt deren ein festes, sicheres und allgemein verständliches Recht, und dann eine solche Rechtspflege eingeführt zu sehen, vermittelst welcher die Gesetze mit völliger Unpartheilichkeit angewandt, und alle Streitigkeiten in möglichst kurzer Zeit genau und ganz vollständig entschieden würden. Friedrich wußte recht gut, daß es in den verschiedenen Provinzen, die seinen Staat ausmachten, eine Menge sehr verschiedener, zum Theil recht guter Gesetze gab, die theils von frühern Regenten schriftlich verfasset, theils durch undenkliches Herkommen und Sitte, deren erste Entstehung Niemand anzugeben vermag, Gültigkeit erhalten hatten, daß neben diesen allen das römische Gesetzbuch in sehr vielen Fällen, für welche es gar keine einheimische Norm gab, die alleinige Entscheidung war, daß aber diese mancherley Gesetze theils in Absicht des Länderumfanges, binnen welchem sie galten, beschränkt, theils eines verschiedenen Sinnes fähig waren, und von den Gerichten und Rechtsgelehrten nicht an allen Orten und zu allen Zeiten gleich ausgelegt wurden. Diese Widersprüche brachten Ungewißheit des Rechts und des Besitzes hervor, welche eine fruchtbare Quelle von Streitigkeiten waren, ohne daß man dem einen oder dem andern streitenden Theile deshalb eine Schuld

beimessen konnte. Diesem Uebel wollte Friedrich abgeholfen wissen; er hatte also grade eben die Absicht, die uns von einem berühmten Herrscher der alten Zeit, welcher ihm an Größe des Geistes und an Erhabenheit der Gesinnungen in allem Betracht verglichen werden kann, erzählt wird, und wir wissen in der That den Zweck, welchen Friedrich sein ganzes Leben hindurch verfolgte, nicht besser auszudrücken, als mit eben den Worten, welche ein Geschichtschreiber [101]) gebraucht, um Cäsars Zweck anzugeben: „jus „civile ad certum modum redigere atque ex „immensa diffusaque legum copia optima „quaeque et necessaria in paucissimos con„ferre libros" —. Grade dieses, und durchaus nicht mehr, wollte auch Friedrich. Er wußte sehr wohl, daß das römische Recht große Vollkommenheit habe, und daß auch in den übrigen Gesetzen, welche in seinen Landen seit den ältesten Zeiten galten, sehr viel Gutes sey. Dieses abzuschaffen fiel ihm nicht ein; er wollte nur die zwischen den verschiedenen Rechten sich findenden Widersprüche entschieden, die in allen befindlichen Dunkelheiten aufgeklärt, alles verschiedener Deutung Fähige genau bestimmt, und nur dasjenige ganz weggeräumt haben,

101) S. Suetonius Vita Caesar. C. 44.

ben, was für den gegenwärtigen Zustand der Bildung, und für die jetzigen Sitten und Bedürfnisse nicht mehr paßte, oder was auf Spitzfindigkeiten und verschiedenen Meinungen der Rechtsgelehrten alter und neuer Zeit beruhte; alles vorhandene Gute und für jetzige Verhältnisse Brauchbare aber sollte gesammelt, genau bestimmt und ins Kurze gezogen werden. Es sollte durchaus kein Zweifel mehr bleiben über das, was in seinen Landen Rechtens sey, und die Gesetze sollten in der Landessprache und in einer allgemeinen verständlichen Schreibart abgefaßt seyn, zugleich aber sollten der Willkühr und den Leidenschaften derer, welchen die Anwendung der Gesetze übertragen war, solche Schranken gesezt, und für die endliche Abmachung aller Rechts-Streitigkeiten sollten solche unüberschreitbare Zeitperioden bestimmt werden, daß über ungerechte Erkenntnisse, oder Verzögerung des Rechts, mit Grunde keine Klage mehr geführt werden könne.

In diesem Sinne hat Friedrich während seiner Regierung zu zweien Malen sich sehr ernstlich und eifrig damit beschäftiget, Gesetzgebung und Rechtspflege zu verbessern. Das erste Mal geschahe dieses, wie er, nach dem zweiten schlesischen Kriege, eines dauerhaften Friedens zu genießen hoffte. Merkwür-

dig iſt, daß gerade zu eben dieſer Zeit, um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts, in zwey andern deutſchen Landen das Bedürfniß einer beſſern Geſetzgebung ebenfalls fühlbar wurde, und die Regenten von Oeſterreich und Bayern, gleich dem preußiſchen, ernſthaft darauf ausgingen, ihren Völkern neue, den jetzigen Verhältniſſen und Sitten angemeſſene, Geſetze zu geben. Maria Thereſia ſezte zu dieſem Zwecke im Jahre 1753 eine Commiſſion erfahrner Rechtsgelehrten nieder, welche 1767 ein Geſetzbuch zu Stande brachte, das, wenn es auch vielen Mängeln abhalf, doch den Abſichten der großen Monarchin noch nicht Genüge that [102]). Die Vollendung dieſer wichtigen Arbeit blieb ihr während ihrer ganzen Regierung wichtig, ſie hat aber dieſelbe nicht erlebt; ihre Nachfolger bewieſen gleichen Eifer für dies Unternehmen, und

102) Der Entwurf dieſes neuen Geſetzbuchs wurde der Monarchin in acht ſtarken Folianten vorgelegt; ſie gab ihn mit dem Befehl nochmaliger Umarbeitung zurück, und machte beſonders darauf aufmerkſam, daß aus dem Geſetzbuch Alles wegbleiben müſſe, was in ein Lehrbuch des Rechts gehöre. Sie ſchrieb vor, Alles in möglichſt einfache Sätze zu faſſen, Zweideutigkeit und Undeutlichkeit zu vermeiden, und das römiſche Recht nie weiter, als inſofern es mit der natürlichen Billigkeit übereinſtimme, beizubehalten. Sie verfuhr alſo in dieſer Sache gerade nach denſelben Grundſätzen, als Friedrich.

und dasselbe hat endlich in unsern Tagen durch Kaiser Franz I in hoher Vollkommenheit vollendet werden können [103]). Auch Churfürst Max Joseph von Bayern ließ zu eben jener Zeit, von gleich löblichem Eifer belebt, an einem neuen Gesetzbuche für seine Lande arbeiten, dessen Vollendung er auch noch erlebt hat [104]). Wenn gleich Friedrichs Thätigkeit in diesem Fache schon einige Jahre früher angefangen hat, so wollen wir doch nicht behaupten, da wir hierüber

103) Im J. 1811 ist erschienen: „Allgemeines bürgerliches Gesetzbuch für die gesammten deutschen Erblande der österreichischen Monarchie." Es haben an demselben die einsichtsvollsten und erfahrensten Rechtsgelehrten gearbeitet, und allerdings die Fortschritte benuzt, welche durch das preußische Gesetzbuch und nach demselben die legislatorische Einsicht in Deutschland gemacht hatte. Einer der thätigsten Mitarbeiter, Herr von Zeiller, hat in der „Vorbereitung zur neuesten österreichischen Gesetzkunde, Wien 1810," eine sehr belehrende Nachricht gegeben, und einen guten Abriß dieses Gesetzbuchs findet man in: Gönners „Archiv für die Gesetzgebung und Reform des juristischen Studiums. 4ter Bd. 2tes Heft. „Landshut 1814."

104) Das bayerische Gesetzbuch ist 1750 angefangen, und 1768 vollendet. Der Haupturheber desselben war der Kanzler Baron von Kreitmayer, ein Mann von großer Einsicht und Gelehrsamkeit.

hierüber keine Nachricht haben, daß sie die gleichen Gedanken in Oesterreich und Bayern erst rege gemacht habe. Die höchst mangelhafte Beschaffenheit der geltenden Gesetze war überall in Deutschland so offenbar, daß aufmerksamen Regierungen das Bedürfniß, etwas Besseres an die Stelle zu setzen, dringend erscheinen mußte, und das schon damals so rege gewordene Gefühl desselben rechtfertigt um so mehr in unsrer Zeit den Wunsch, daß endlich in ganz Deutschland an die Stelle des drückenden Rechtsgewirrs ein einfaches, den Sitten und Bedürfnissen angemessenes, in der Landessprache abgefaßtes, allgemein verständliches Gesetzbuch treten möge. Wahrlich! kein Zeitpunkt ist schicklicher zur Erfüllung dieses schon lange gehabten Wunsches, als der jetzige, da das deutsche Volk das Joch fremder Abhängigkeit, auch ein fremdes ihm aufgedrungenes Gesetzbuch, abgeworfen hat, und wir können das Vertrauen zu unsern Zeitgenossen nicht bergen, daß sie durch keine Schwierigkeiten, an denen es bey einem großen Werke nie fehlt, auch nicht durch scheinbare Gegengründe, die einmal erregte Aufmerksamkeit von einem derselben so würdigen Gegenstande werden ableiten lassen [105].

Der

105) Die Aufmerksamkeit ist vorzüglich erregt durch zwey lesenswerthe Schriften: Thibaut über die Noth-

Der Mann, deſſen ſich Friedrich bey ſeinem erſten Verſuche, ſeinem Volke vollkommnere Geſetze zu geben, bediente, war Cocceji, den er ſchon bey Antritt ſeiner Regierung als Juſtizminiſter gefunden hatte, und den er unter dem Namen Großkanzler an

---

wendigkeit eines allgemeinen bürgerlichen Rechts in Deutſchland. Heidelberg 1814; und Schmid Deutſchlands Wiedergeburt. Jena 1814. S. 123. In der letztern Schrift ſind mehrere in der jetzigen Zeit höchſt wichtige und auch ausführbare Ideen enthalten, und wir wünſchen ſehr, dieſelbe möge nicht wie eine gewöhnliche Flugſchrift bald vergeſſen werden! — Zwar ſind uns die Bedenklichkeiten nicht unbekannt geblieben, welche ein ſehr achtungswerther Rechtsgelehrter, Herr von Savigny, dagegen in einer ſehr viel Lehrreiches enthaltenden Schrift: „vom Beruf unſrer Zeit „zur Geſetzgebung und Rechtswiſſenſchaft, „Heidelberg 1814," aufgeſtellt hat; aber wir geſtehen aufrichtig, ſeine Gründe haben uns nicht überzeugt, und wir können uns nicht überreden, daß irgend eine Zeit, welche das Bedürfniß einer beſſern Geſetzgebung fühlt, nicht auch den Beruf haben ſollte, dieſe Verbeſſerung vorzunehmen, noch, daß die drey Verſuche, welche in neuerer Zeit in drey verſchiedenen Landen mit unverkennbar großem Eifer unternommen ſind, ſo ganz mislungen ſeyn ſollten, und dieſes auch mit der preußiſchen Geſetzgebung der Fall ſey, deren Urhebern übrigens Hr. v. Savigny ſowohl rückſichtlich ihrer Einſichten als Geſinnungen alle Gerechtigkeit widerfahren läßt, die ſie verdienen.

an die Spitze aller Justizbedienten und der von ihnen betriebenen Geschäfte sezte [106]). Er war ein Mann von

106) Samuel von Cocceji, 1679 zu Heidelberg gebohren, wo sein Vater, Heinrich von Cocceji, ein durch mehrere gelehrte Schriften berühmter Professor der Rechte war. Mit demselben wurde er schon früh nach Frankfurt an der Oder versezt, und betrat daselbst anfangs die akademische Laufbahn, ging aber bald zum praktischen Leben über, und wurde zu wichtigen Geschäften, auch zu einigen Gesandtschaften und bey der Visitation des Reichskammergerichts 1713 gebraucht. Er genoß das Vertrauen Königs Friedrich Wilhelms I im hohen Grade. 1718 erhielt er den Auftrag, das Landrecht und die Justizverfassung im Königreich Preußen zu verbessern. 1727 wurde er zum Staatsminister, und 1738 zum Chef der Justiz in allen preußischen Staaten ernannt. In diesem Posten bestätigte ihn Friedrich II, gebrauchte ihn besonders bey den Justizeinrichtungen im neu erworbenen Schlesien, und bewies ihm überall ausgezeichnetes Vertrauen. 1747 erhielt er die Würde eines Großkanzlers und zugleich den schwarzen Adlerorden. 1749 wurde er in den Freyherrnstand erhoben. Die hohe Meinung, welche Friedrich von ihm hatte, ist in dessen vorangeführter Abhandlung ausgedrückt: „La sagesse, sagt er, la probité, les „lumières et l'activité indéfatigable du Grand-„Chancelier auraient fait honneur aux re-„publiques grecques et romaines dans le tems „où elles étaient les plus fécondes en grands „hommes." — Cocceji starb im J. 1755, und zum Beweise der dankbaren Achtung, womit er dessen Ver-

von groſſer Fähigkeit und umfaſſenden Kenntniſſen in allen Fächern rechtlichen Wiſſens, groſſer Arbeitſamkeit und Thätigkeit, auch, ſo viel wir erforſchen können, von rechtſchaffenem Charakter, welches auch Friedrichs Urtheil über ihn beſtätigt, obgleich über die Härte, die er bey den Reformen bewieſen haben ſoll, oft geklagt iſt, was aber unbillig ſcheint und begreiflich wird, wenn man erwägt, daß durch die eingeführten Verbeſſerungen nicht nur herrſchende Meinungen in ihrem langen Beſitz geſtört wurden, ſondern auch viele Menſchen an Einkünften ſehr verloren, welche ſie durch die alten Misbräuche gehabt hatten, auch die Obliegenheiten des Dienſtes nach den neuen Vorſchriften Manchen beſchwerlicher fallen mochten, als ſie bisher geweſen waren.

Mit der Prozeſsordnung wurde der Anfang der Verbeſſerung gemacht, weil der König mit den Beſchwerden über die Verwickelung und Langſamkeit der Rechtspflege am meiſten war behelliget worden. Bis dahin galten in den verſchiedenen Provinzen verſchiedene oft ſehr von einander abweichende Prozeſsordnungen; unſtreitig ein groſſes Uebel! Statt deſſen ſollte nun

Verdienſt ehre, ließ der König in dem Hofe des Gebäudes, in welchem die höhern Juſtiz-Collegia ſich verſammelten, ein marmornes Bruſtbild deſſelben aufſtellen.

nun in allen Landen ein gleichförmiges Verfahren eingeführt, und dieses so vereinfacht werden, daß jeder Prozeß binnen einem Jahre durch alle Instanzen zu Ende gebracht würde. Man kann denken, daß dieses überall eine sehr auffallende Veränderung hervorbrachte [107]). Da aus Pommern die meisten Klagen eingegangen waren, so wurde für diese Provinz die neue Prozeßordnung zuerst, unter dem Namen Codex Fridericianus Pomeranicus, eingeführt. Nach derselben

107) Auch verursachte diese Neuerung nicht überall Zufriedenheit, selbst nicht bey den streitenden Partheyen, und der König erfuhr, daß die Richter und Advokaten nicht allein an der Menge und langen Dauer der Prozesse Schuld wären. Einst beklagte sich ein Pommerscher Edelmann sehr bitter über die unerträgliche Langsamkeit, die er bey allen Gerichtshöfen erfahren müsse, und reichte eine lange Liste von Prozessen ein, die er bereits seit vielen Jahren betreibe, aber mit denen es gar nicht aus der Stelle wolle. Der König bezeugte sein Bedauern, und meldete dem Manne, er habe allen Gerichten, bey denen seine Prozesse anhängig wären, ernstlich befohlen, dieselben auf das Schleunigste vorzunehmen und gänzlich abzumachen; der König hoffe, dieses werde wirken, und binnen einem Jahre solle der Supplikant keinen einzigen Prozeß mehr haben. Aber dieser antwortete nun: „er danke zwar sehr für die große Gnade, bitte „jedoch, es mit dem Befohlnen nicht gar zu strenge zu „nehmen, denn er wünsche doch einige seiner Prozesse „übrig zu behalten, und nicht gleich neue anfangen zu „dürfen, da er ohne Prozesse nicht leben könne, indem „er an diesen Zeitvertreib von jeher gewöhnt sey."

selben wurden binnen acht Monaten 2400 alte zum Theil höchst verwickelte Prozesse, welche schon lange vor den Pommerschen Gerichten geschwebt hatten, theils durch gütliche Vergleiche, theils durch definitive Erkenntnisse abgemacht. Daß hierbey Einiges übereilt worden, weil dem Großkanzler Alles daran lag, durch möglichst schnelle Erfüllung des königlichen Willens sich zu empfehlen, mag keine grundlose Klage gewesen seyn; indeß machte dieser Erfolg in ganz Deutschland großes Aufsehen, und einige Fürsten sandten ihre Rechtsgelehrten nach Berlin, um sich von der Kunst einer Methode, welche so etwas zu bewirken vermöge, genauer zu unterrichten. Cocceji wurde dadurch ermuntert, den ersten Entwurf, den er in der Pommerschen Gerichtsordnung gegeben, noch einmal umzuarbeiten, und etwas noch Vollkommneres, unter dem Titel: „Projekt des Codicis „Fridericiani Marchici, oder eine nach „Sr. Königl. Majestät von Preußen Selbst „vorgeschriebenem Plan entworfene Kammer-Gerichts-Ordnung, nach welcher alle „Prozesse in Einem Jahre durch drey Instanzen zu Ende gebracht werden sollen „und müssen," im J. 1748[108]) herauszugeben.

Diese

108) Schon 1749 erschien eine neue verbesserte Auflage.

Diese Gerichtsordnung sollte zunächst in der Churmark eingeführt werden, demnächst aber allen Provinzen mit für sie passenden Veränderungen zum Muster dienen. Aber schon damals hielt Cocceji, wie später nach ihm Carmer, sich überzeugt, daß ein Werk dieser Art nicht von einem Manne gemacht werden könne, sondern, wenn es einigermaßen vollkommen seyn soll, bey demselben die Einsicht der Zeitgenossen benuzt werden müsse. Deshalb wurde diese Gerichtsordnung zuerst als Projekt bekannt gemacht, über welches, nach dem dasselbe begleitenden Edikt, den Justiz-Collegiis, den Ständen, und überhaupt einem Jeden frey stehen solle, binnen Jahresfrist Monita einzureichen, welche man demnächst mit den Ständen reguliren wolle. Nur um die verbesserte Einrichtung nicht aufzuhalten, wurden die Justiz-Collegia angewiesen, einstweilen nach dem Projekt wirklich zu verfahren. Dieses geschahe. Viele Monita gingen indeß von allen Seiten ein; sie wurden von den erfahrensten Rechtsgelehrten in Berathung genommen, und nach ihnen ward manche Abänderung gemacht, und so ist viele Jahre hindurch an allmähliger Verbesserung dieser ersten Gerichtsordnung gearbeitet, und dadurch der Grund zu der zweiten gelegt, welche erst nach Friedrichs Tode, das Werk von Carmer und Suarez, endlich erscheinen konnte,

konnte, und jene erste an Vollkommenheit allerdings weit übertrift.

Ueberzeugt, daß eine verbesserte Gerichtsordnung, so hochwichtig sie sey, doch allein nicht hinreiche, ließen Friedrich und Cocceji auf dieselbe sehr bald ein neues Gesetzbuch folgen in dem Sinne, den wir bereits angedeutet haben. Es erschien unter dem Titel: „Projekt des Corporis Juris Fridericiani, d. i. Sr. Königl. Majestät „von Preußen in der Vernunft und den „Landes-Verfassungen gegründetes Landrecht, worin das Römische Recht in eine „natürliche Ordnung und richtiges Systema „gebracht, die General-Principien, welche „in der Vernunft gegründet sind, bey einem jeden Objekt festgesezt und die nöthigen Conclusiones, als so viele Gesetze, daraus deduciret, alle Subtilitäten und fictiones, nicht weniger was „auf den deutschen statum nicht applicable ist, ausgelassen, alle zweifelhafte „Jura, welche in den römischen Gesetzen „vorkommen, oder von den Doctoribus „gemacht worden, decidiret und solchergestalt ein Jus certum und universale

„in allen Dero Provinzen statuiret wor„den.“ Dieser umständliche Titel sagt deutlich, daß die Absicht keine andere war, als ein gewisses und zuverläßiges, auf die jetzigen Verhältnisse ganz passendes Recht einzuführen, und dabey alles bereits Vorhandene, vorzüglich das römische Recht, zu benutzen. Um dem jetzigen Gesetzbuche die so sehr gewünschte Festigkeit zu geben, und allen künftigen Ungewißheiten vorzukommen, wurde ausdrücklich alles Commentiren, Amplificiren und Limitiren des neuen Rechts untersagt, und auf den Universitäten sollte vor wie nach nur über das römische Recht gelesen werden, sowohl, weil es der Grund des preußischen war, als auch wegen der Ausländer, welche preußische Universitäten besuchten. Der erste Theil des neuen Werks enthält das Personen-Recht, der zweite das Sachen-Recht. Jener erschien 1749, dieser 1751. Der dritte Theil, welcher die Obligationen umfassen sollte, ist nie öffentlich bekannt geworden, und von Cocceji, so fleißig er auch bis an sein Ende daran arbeitete, nicht vollendet. Jene beiden ersten Theile erschienen ebenfalls nur als Projekt. Sowohl alle Justiz-Collegia und Stände, als auch Einzelne, die sich dazu berufen fänden, wurden aufgefodert, ihre Bemerkungen über dasselbe bekannt zu machen. Es muß aber mit dem Eingehen solcher

Bemerkungen, und so auch mit deren Bearbeitung langsam gegangen seyn, besonders nach Cocceji's Tode (1755). Die auf diesen folgenden Großkanzler scheinen auf die Gesetzgebung nicht gleichen Eifer, wie er, gewandt zu haben; der siebenjährige Krieg lenkte natürlich die Aufmerksamkeit des Königs und des Ministeriums noch mehr davon ab, und während desselben gerieth die Arbeit allmählig ganz ins Stocken. Das von Cocceji angefertigte Gesetzbuch hat im ganzen Lande nie Gesetzes Kraft erhalten; nur in einzelnen Provinzen ist diese demselben beigelegt, und zwar auch hier nicht dem Ganzen, sondern nur einzelnen Theilen. So hat also während Friedrichs Regierung, seines guten Willens ohngeachtet, der preußische Staat nie des Glücks eines allgemein gültigen und verständlichen Gesetzbuchs genossen, und es blieb in den verschiedenen Provinzen die Mannichfaltigkeit verschiedener Rechte, die der König so gern abgeschafft haben wollte. Er bemerkte dieses mit großem Misfallen, und immer war es sein angelegenster Wunsch, das angefangene verbesserte Gesetzbuch zu vollenden. Er besprach sich deshalb oft mit seinen ersten Justizmännern [109]), aber immer wurden ihm Hindernisse und

109) Diese waren vorzüglich der Großkanzler von Fürst (s. von ihm Bd. 1. S. 269. Note 14.), ein sehr einsichts-

unübersteigliche Schwierigkeiten entgegengesezt, nie die Leichtigkeit, oder auch nur Möglichkeit der Ausführung seines Wunsches gezeigt. Nur in dem Justizminister von Schlesien, von Carmer [110]), fand er einen Mann, der in seine Ideen ganz einging, und der

sichtsvoller, gelehrter und höchst rechtschaffener Mann, der besonders auch durch große Arbeitsamkeit sich dem Könige empfahl. Aber seine oft ins Kleinliche gehende, fast pedantische Genauigkeit und seine Anhänglichkeit an alte Formen, und besonders die ihm beigemessene Parteilichkeit für die Vorrechte des Adels missielen. Ferner der Justizminister von Münchhausen; dieser war ein wirklich großer Kopf von den liberalsten Ansichten, der aber der beabsichtigten neuen Verbesserung der Rechtspflege um deshalb nicht hold war, weil er glaubte, dieselbe werde dem Landesherrn und dem Amte des Richters zu viele Gewalt geben. Auch der Präsident des Kammer-Gerichts von Rebeur, ein Mann von lebhaftem Geist und großer juristischer Gelehrsamkeit, hatte bey Friedrich in Absicht dieser Gegenstände viel Ansehn, und er trug durch die mannichfachen Schwierigkeiten, welche er bemerklich machte, vorzüglich bey, daß es so lange währte, ehe der König sich ganz für die Carmersche Reform erklärte. Als dies endlich geschehen war, zog sich Rebeur ganz von den Geschäften zurück, suchte aber noch in einigen kleinen Schriften das Bedenkliche und Fehlerhafte der neuen Gesetzgebung zu zeigen.

110) Er war wie Cocceji ein Pfälzer, 1720 zu Kreuznach geboren. S. mehr von ihm oben Bd. I. S. 264. und S. 280.

der ihm offen zu erkennen gab, daß eine gründliche Reform der bestehenden Gesetze und der Rechtspflege eine eben so nöthige, als auch sehr wohl mögliche und ausführbare Sache sey. Nach des Königs Auftrage legte er ihm mehrere Entwürfe hierüber vor, und Suarez [111]), den Carmer hiebey zuzog, arbeitete 1775 die Coccejische Proceßordnung (oder den Codex Fridericianus) gänzlich um [112]). Carmer legte sie dem Könige vor, aber weil dieser, welcher in Absicht dieses Gegenstandes mit größter Vorsicht verfuhr, zuvor die übrigen Justizminister darüber hörte, kam es damals noch nicht zur Ausführung.

111) Von ihm ist auch bereits im Bd. I. Kap. 6. geredet. Er war 1746 zu Schweidnitz geboren, und Oberamt-Regierungsrath zu Breslau, als ihn Carmer, nach des Königs Willen, zu seinen Arbeiten gebrauchte. Als lezterer 1780 als Großkanzler nach Berlin ging, wurde auch Suarez dahin versezt, und erhielt den Charakter Geheimer Ober-Justizrath. Er hatte von nun an den wichtigsten Antheil an dem neuen Gesetzbuche, und ist 1798 gestorben. Klein hat seinen Charakter nach Wahrheit geschildert in „Jahrbüchern der „preuß. Monarchie." Octbr. 1798.

112) Diese noch jezt in Suarez Handschrift vorhandene Umarbeitung ist die Grundlage der vorzüglich durch ihres ersten Urhebers unablässige Arbeit zu großer Vollkommenheit gediehenen allgemeinen Gerichtsordnung geworden, die aber erst nach Friedrichs Tode 1795 publicirt wurde.

Wie endlich im Jahr 1780 eine kleine Begebenheit unter dem Zusammentreffen mehrerer Umstände Friedrich dahin brachte, eine Justizreform gleichsam im Sturm vorzunehmen, woraus endlich ein Gesetzbuch hervorgegangen ist, das alle bisherigen Versuche der Art übertraf, das aber erst nach Friedrichs Tode vollendet wurde, — dieses ist bereits oben im sechsten Kapitel des ersten Bandes umständlich erzählt, und wir wiederholen hier den gleichfalls schon an einer frühern Stelle dieses Geschichtbuchs [113]) geäußerten Wunsch, daß aus den noch vorhandenen vollständigen und mit großer Einsicht geordneten Materialien die Geschichte des Ganges der durch Carmer bewirkten Gesetzgebung ausführlich beschrieben werden möchte.

Die Reform von Cocceji umfaßte nur die Civiljustiz. In Absicht des peinlichen Rechts galt zu Friedrichs Zeit eine von seinem Vater im Jahr 1717 erlassene Criminal-Ordnung, die nach dem Vorbilde der peinlichen Halsgerichts-Ordnung Kaiser Karls V eingerichtet war, zwar manche ähnliche Gesetze deutscher Lande übertraf, aber doch noch viele Mängel hatte. Friedrich wußte dieses,

113) S. Th. II, Zusätze S. XI.

ſes, und war auf dieſe Mängel ſchon früh um ſo mehr aufmerkſam geworden, da, wie wir bemerkt haben, ſein Vater während des Küſtriner Arreſts ihm Criminal-Urtheile zur Beſtätigung oder Reform zugeſchickt hatte. Nachdem er zur Regierung gelangt war, ſuchte er durch einzelne Verordnungen den Mängeln möglichſt abzuhelfen, und beſonders die Criminal-Juſtiz menſchlicher zu machen. Eine ſeiner erſten, vielleicht die allererſte [114]), Verordnung ſeiner Regierung hatte dieſen Zweck, da durch dieſelbe der Gebrauch der Tortur ganz allgemein abgeſchafft wurde, nur allein das Verbrechen der beleidigten Majeſtät und Landesverrätherey ausgenommen [115]). Friedrich hat hierdurch zuerſt ein Beiſpiel

114) Sie iſt vom 3ten Jun. 1740, dem vierten Tage nach Beſteigung des Throns. Man findet ſie nicht in der großen Sammlung von Verordnungen des Mylius, ohne Zweifel aus dem ſogleich anzuführenden Grunde, weil der König dieſe Aufhebung der Tortur nicht allgemein bekannt gemacht wiſſen wollte. Aber ſie iſt ſpäter in mehrern Privatſchriften erwähnt und abgedruckt, z. B. in Behmeri Nov. Jus Controversum T. I. Observat. LXXV.

115) Wir geſtehen, daß wir dieſe Ausnahme, wenn gleich ſie bey Abſchaffung der Tortur auch in andern Ländern wiederholt iſt, nicht angemeſſen und gerecht finden. Nicht

der Menſchlichkeit gegeben, das von allen Regierungen in Europa nachgeahmt iſt, und es verdient bemerkt zu werden, daß er hierin auch den theoretiſchen Schriftſtellern zuvorgekommen iſt, welche ſich nachher gegen den Gebrauch der Tortur erklärt haben. Aber ein allgemein verbeſſertes Criminal-Geſetzbuch zu erlaſſen fand er nicht gut; ohne Zweifel, weil er es gefährlich hielt, harte Strafen plötzlich durch mildere zu erſetzen, da bey der Roheit vieler Menſchen es erfoderlich ſchien, ſie durch die Furcht vor jenen von

---

Nicht die Natur des begangenen Verbrechens kann ein Grund ſeyn, über die Zuträglichkeit eines Beweiſes, daß daſſelbe wirklich begangen worden, zu entſcheiden, vielmehr ſcheint es, je größer das Verbrechen iſt, und je härter alſo die auf daſſelbe geſetzte Strafe, deſto mehr müſſe in Annahme der Beweiſe deſſelben Vorſicht und Sorgfalt bewieſen werden, und eine Beweisart, die bey geringern Verbrechen nicht angenommen wird, könne bey größern noch weniger gelten. Nur in dem einzigen Falle dürfte die Tortur mit allem Recht angewandt werden können, wenn ein wirklich geſtändiger Verbrecher ſich weigert, ſeine Mitſchuldigen, die er gehabt zu haben nicht läugnet, zu nennen. Dann hat die angethane Peinigung aber nicht die Abſicht, das Geſtändniß eines begangenen Verbrechens herauszubringen, ſondern ſie iſt verdiente Strafe der Weigerung des Verbrechers ihm bekannte Umſtände anzuzeigen, deren Kenntniß dem Richter nöthig iſt.

von groben Verbrechen abzuſchrecken, auch deren wirkliche Anwendung in einzelnen Fällen noch nothwendig werden konnte, obgleich Friedrich harte Strafen im Allgemeinen in einem neuen Geſetzbuch anzudrohen auch nicht gut fand. Die Todesſtrafe ſchaffte er nicht ab, weil er wußte, daß keine Strafe, wenn ſie auch wirklich härter wäre, erſonnen werden könne, deren Vorſtellung auf die Einbildungskraft der Menſchen alles Alters, Standes und Vermögens eine gleiche Wirkung hervorbringt, wie die Todesſtrafe. Aber wenn er ihre Beibehaltung, verſteht ſich mit angemeſſener Beſchränkung auf die Fälle, für welche ſie allein ſich eignet, durchaus nöthig hielt; ſo war er auch überzeugt, daß die einfache Vorſtellung des Todes bey dem Menſchen Wirkung genug thue, ohne daß es nöthig ſey, dem lezten Augenblicke noch barbariſche Martern vorhergehen zu laſſen. Doch wurden auch die ſchrecklichen Todesſtrafen, z. B. durchs Rad, durch Verbrennen, nicht förmlich abgeſchafft, aber höchſt ſelten ſind dieſelben angewandt. Der König ging darin, daß er das mildere Verfahren, welches er eintreten ließ, durch eigne Verordnungen nicht vorher bekannt machen wollte, ſo weit, daß auch die gänzliche Abſchaffung der Tortur noch lange nachher, nachdem ſie verfügt worden, nicht nur dem Volke, ſondern ſogar

gar den Untergerichten ein Geheimniß blieb, und, um die Meinung aufrecht zu erhalten, daß die Tortur noch zuweilen angewendet werden könne, mußten bey den Obergerichten in allen Fällen, wo davon die Rede seyn konnte, die Gründe für und wider gegen einander abgewogen werden, die dann aber allemal mit dem Beweise endigten, daß unter den vorliegenden Umständen die Folter nicht angewandt werden dürfe [116]), wodurch dann immer die Meinung sich erhielt, daß unter gewissen Umständen der Gebrauch der Folter noch immer Statt finde. Wenn aber die Todesstrafe ohne grausame Martern vollführt wurde, so wollte Friedrich auch dagegen, daß ihre volle Wirkung durch nichts geschwächt würde. Da der Unverstand einiger Geistlichen die von ihnen bewirkte Bekehrung von zum Tode verurtheilten Verbrechern als eine besondere göttliche Gnade sehr gepries

116) Wir bemerken dieses auf das Zeugniß eines vieljährigen praktischen Rechtsgelehrten, des Geheimen Tribunalraths Bedmer, siehe dessen novum jus controversum Tom. I. Observat. LXXV., wo derselbe zugleich versichert, die Tortur sey auch in den ausgenommenen Fällen unter Friedrichs Regierung nie zur Anwendung gebracht. Die Verheimlichung dieser Maxime ist ohne Zweifel der Grund, daß in verschiedenen Schriften der Abschaffung der Tortur unter Friedrich widersprochen ist.

priesen, die ganz ohnfehlbare Seligkeit als gewisse Folge solcher Bekehrungen geschildert, und die Verbrecher gleichsam in einem Triumphzuge zum Richtplatz gefährt hatte; so befürchtete man hiervon eine üble Wirkung auf die Einbildungskraft ungebildeter Menschen. Der weise König verordnete deshalb, daß die Verbrecher ohne alle Begleitung der Geistlichen und ohne Gesang zum Tode geführt werden sollten; eine Verordnung, die anfangs als zu hart manchen Tadel fand, und der Irreligiosität des Königs beigemessen wurde, deren Weisheit aber in der Folge allgemein anerkannt und von denkenden Gesetzgebern nachgeahmt wurde.

Wenn der König harte Strafen öffentlich abzuschaffen nicht rathsam hielt, so bewachte er desto aufmerksamer deren Anwendung. Ein Urtheil, das auf Tod, Vestungsstrafe oder anderes Gefängniß von längerer Dauer erkannte, mußte von dem competenten Gerichte zuvörderst dem Justizministerium vorgelegt werden, welches dann alle Gründe nochmaliger strenger Prüfung unterwarf, und, wenn es nichts zu erinnern fand, dasselbe dem Könige mit einem kurzen Berichte, der das Wesentliche der geführten Untersuchung enthielt, vorlegte, der dann, ehe er sich zur Bestätigung entschloß, die höchste Ver-

Vorsicht bewies. Wurde ihm irgend ein Umstand bemerklich, der noch einen Milderungsgrund enthalten konnte, so verfügte er gewiß auch dessen vorgängige genaue Untersuchung. Man hat der Beispiele viele, daß der König Erkenntnisse auf Tod oder andere harte Strafen gemildert hat, aber kein einziges, so viel wir wissen, ist bekannt, wo er die Strafe geschärft hätte [117]). Die Vestungs-Kommandanten durften durchaus keinen Gefangenen annehmen, ohne einen vom Könige eigenhändig unterzeichneten Befehl, durch welchen die Natur und die Dauer des Arrestes genau vorgeschrieben war. Doch so entfernt Friedrich von aller zwecklosen Grausamkeit in Strafen war, so ließ er sich dagegen in Fällen, wo er die Ueberzeugung hatte, die Strafe sey verdient, auch nicht zu deren völligem Erlaß oder nur zu bedeutender Milderung bewegen, und wir glauben, man werde kein einziges Beispiel von gänzlicher Begnadigung, die blos auf Fürbitte bewilliget wäre, anführen können. Man war hiervon so vollkommen überzeugt, daß auch sogar Prinzessinnen der königlichen Familie, oder diejenigen, welche der besondern

117) Die einzige durch ihre Folgen so berühmt gewordene Ausnahme in der Müller Arnoldschen Sache ist in Bd. I. im sechsten Kapitel und der Beilage E. mit allen Umständen, die sie herbeigeführt haben, erzählt.

dern Gunſt des Monarchen verſichert waren, ſolche Fürbitten nicht leicht wagten, und es ſind uns einige Beiſpiele bekannt, wo Verſuche der Art vergebens gemacht worden.

In eben dem Geiſte, in welchem Friedrich bey Beſtrafung gröſſerer Vergehungen verfuhr, die zu ſeiner eigenen lezten Entſcheidung gelangten, inſtruirte er auch das Juſtizminiſterium, und die Gerichte überhaupt, bey Verwaltung der Criminal-Geſetze überall zu verfahren. Die Maximen, die er bey jeder Gelegenheit einſchärfte, hatten immer den Zweck, daß dem Volke die Ueberzeugung gegeben werden ſollte, es werde nicht leicht ein Vergehen unentdeckt und ungeahndet bleiben, und daß in der Unterſuchung möglichſt unpartheiiſch und ſchnell verfahren, in wirklicher Ausübung der Strafen aber alle Härte entfernt werde, die nicht durchaus nöthig ſey. So wurde Friedrichs Volk regiert, und wirklich waren während ſeiner Zeit grobe Verbrechen und harte Strafen in den preußiſchen Landen merklich ſeltner als anderswo, und als ſie es in jenen vorher geweſen waren. Doch wollen wir keineswegs verſchweigen, daß der Mangel eines angemeſſenen Criminal-Geſetzbuchs dennoch groſſe Nachtheile hervorgebracht habe, und wir halten allerdings

dings dafür, Friedrich habe darinn geirret, wenn er während seiner ganzen Regierung ein solches Gesetzbuch nicht nothwendig gehalten hat. So preiswürdig die Aufmerksamkeit war, mit welcher dieser König über die Anwendung der Strafgesetze selbst wachte; so sehr durch dieselbe verhindert wurde, daß ein Unschuldiger gestraft, oder ein Schuldiger mit unangemessener zu harter Strafe belegt werden konnte; so gewiß durch diese beständige Wachsamkeit Einheit in den Grundsätzen, nach denen die von seinem humanen Geiste belebten Gerichte verfuhren, hervorgebracht wurde; so war dies doch nicht Alles, was durch eine gute Criminal-Verfassung hätte bewirkt werden sollen. Der König konnte nicht von Allem, was vorging, unterrichtet seyn; er erfuhr nur Vorgänge, die seiner Entscheidung vorgelegt werden mußten, oder deren Kenntniß in ganz außerordentlichen Fällen durch besonders Gedrückte bis zu ihm gelangte. Aber von dem alltäglichen schleppenden Gange der Criminal-Untersuchungen, durch welchen so Manche, die nicht den Muth und die Gewandheit hatten, ihre Klagen laut werden zu lassen, oft sehr hart leiden mußten, wußte der König nichts. Noch weniger konnte er den höchst elenden Zustand der Gefängnisse kennen, in welchen so viele Unglückliche, oft noch während der Untersuchung,

und

und ehe sie eines Vergehens schuldig erkannt waren, schreckliche Behandlung erduldeten, und eben so wenig die groben Misbräuche, die mit der Aufsicht über die Gefangen-Anstalten verbunden waren, die üble Verwaltung der für dieselben bestimmten Gelder. Gleich unbekannt blieb ihm eins der schrecklichsten Uebel, nämlich der ganz hülflose Zustand, in welchem diejenigen, die Jahre lang in Gefängnissen geschmachtet hatten, wieder in die Welt gestoßen wurden, denen schlechterdings gegen den Hungertod kein Mittel blieb, als neue Verbrechen zu begehen, zu denen sie oft im Gefängniß durch die Gesellschaft geübterer Verbrecher noch Anleitung und neue Fertigkeit erworben hatten. Dies Alles kannte Friedrich nicht, und konnte ihm also auch nicht abhelfen, doch ist gar kein Zweifel darüber, daß alle diese schrecklichen Uebel unter seiner Regierung wirklich vorhanden gewesen sind, da noch geraume Zeit nach dem Tode des Königs ein von diesen Dingen wohl unterrichteter edler Mann in einer höchst lesenswerthen Schrift eine wirklich schauderhafte Schilderung von der noch fortdauernden schlechten Beschaffenheit der Straf-Anstalten gemacht hat, die ganz unmöglich gewesen wäre, wenn Friedrich seine wohlthätige Aufmerksamkeit nicht blos auf gerechte Anwendung der Strafgesetze, sondern auf Alles das gerichtet hätte, was eine vollkommene Crimi-

nal-Verfassung im ganzen Umfange dieses Worts umfaßt [118]). Wir können uns nicht enthalten, auch bey diesem Anlaß noch einmal aufmerksam darauf zu machen, wie unter einem Regenten, der mit so großer Einsicht, so edlem Willen, so unglaublicher Thätigkeit, wie Friedrich sechs und vierzig Jahre selbst

118) Das Werk, das wir hier im Sinne haben, und das wir Lesern, denen diese Materien wichtig sind, nicht genug empfehlen können, heißt: „Bruchstücke über Verbrechen und Strafen, oder Gedanken über die in den Preußischen Staaten bemerkte Vermehrung der Verbrechen gegen die Sicherheit des Eigenthums, nebst Vorschlägen zu zweckmäßigen Gefangenanstalten; zum Gebrauch der höhern Behörden.“ Berlin 1801. — Der Verfasser desselben ist ein nun bereits verstorbener höchst würdiger Mann v. Arnim, Königl. Preuß. Justizminister und Chef des Criminal-Departements, der, von allen Verhältnissen wohl unterrichtet, dies Buch aus dem edelsten Beweggrunde, nämlich um Besserung zu bewirken, geschrieben hat. An der Wahrheit seiner Schilderung läßt sich nicht zweifeln, und Niemand wird sie ohne lebhafte Gemüthsbewegung lesen. Anfangs war dies Buch nur für die Behörden, an die es der Verfasser vertheilte, bestimmt; aber es ist später durch einen Nachdruck, unter dem Druckort Frankfurt und Leipzig, ins Publikum gekommen, und in Häberlins Staatsarchiv, Heft 42, findet man einen sehr guten Auszug des wesentlichen Inhalts.

ſelbſt regiert hat, doch ſo viel Gutes nicht geſchehen iſt, und ſo viel Schlechtes dem Regenten unbemerkt hat einwurzeln können!

Ob Carmer noch zu Friedrichs Lebzeiten, mit dieſes Königs Einſtimmung, in ſeinen erſten Entwurf eines neuen Geſetzbuchs auch das peinliche Recht mit habe aufnehmen wollen, vermögen wir nicht mit Gewißheit zu ſagen, doch haben wir Urſach es zu vermuthen. In dem Allgemeinen Landrecht, das nach Friedrichs Tode bekannt gemacht wurde, machen die Criminal-Geſetze einen Theil deſſelben (den 20ſten Abſchnitt des 2ten Theils) aus, ſie ſind aber nachher aus demſelben wieder weggelaſſen, und nach Carmers Tode iſt ein allgemeines Criminalrecht für die Preußiſchen Staaten [119]), als ein für ſich beſtehendes Ganze, erſchienen.

119) Der erſte Theil, welcher die Criminalordnung enthält, iſt zu Berlin 1806 gedruckt, und deſſen Vollendung wird noch erwartet. Bis dieſelbe erſcheint, kann zur Ergänzung dienen, eine mit vieler Einſicht gemachte „Sammlung der Verordnungen und Miniſterial-Verfügungen in Bezug auf den 20ſten Titel des 2ten Theils vom Allgem. Landrecht und auf die Criminalordnung. Berlin 1816."

Bey der Polizey hatte Friedrich durchaus keine andern Zwecke, als welche eine weise Regierung bey derselben immer nar haben muß. Er suchte durch deren Anwendung theils im Finstern mit besonderer List und Verschlagenheit verübten Verbrechen auf die Spur zu kommen, theils grobe Vergehungen wo möglich zu verhindern, oder sie doch auf alle Weise zu erschweren. Diese Zwecke bemühte er sich besonders in seiner Hauptstadt zu erreichen, und dadurch die öffentliche Sicherheit in derselben zu befördern. Die sogenannte geheime oder höhere Polizey, deren Gräuel wir in Deutschland erst in späterer Zeit unter fremder Herrschaft haben kennen lernen, kannte man unter Friedrich auch nicht dem Namen nach. Auch in Frankreich war dieselbe damals noch nicht in der Art eingefährt, wie es nachher geschehen ist, doch hatte man daselbst schon merkwürdige Einrichtungen, durch welche den geheimsten Verbindungen der Einzelnen nachgespürt und die im größten Geheimnisse betriebenen Absichten entdeckt wurden. Der französische Polizey-Lieutenant Sartines hatte sich besonders dadurch Ruhm erworben, daß seiner Wachsamkeit nichts entgehe, und er im Stande sey, die sich auch in entfernte Lande erstreckenden Verbindungen von Verbrechern zu erforschen und

das

das Verborgenste zu entdecken [120]), wovon man wunderbare Dinge erzählte. Der auf Alles aufmerksame König wünschte etwas Aehnliches auch in Berlin nachzuahmen, und er sandte deshalb einen seiner in diesem Fache geübten Geschäftsmann Philippi [121]) nach Paris, sich von den dortigen Polizey-Einrichtungen genau zu unterrichten, um sie nach der Rückkehr nachahmen zu können. Philippi wurde zum Polizey-Präsidenten von Berlin ernannt, und der König beehrte ihn mit Vertrauen. Wie aber nach einigen Jahren viele Verbrechen geheim verübt und dadurch die öffentliche Sicherheit sehr gefährdet wurde, weil man die Urheber nie entdecken konnte; so bezeugte Friedrich seinem Polizey-Präsidenten deshalb sein Misfallen, und

120) Man erzählt unter andern, daß einst die Polizey in Wien Sartines um Auskunft über einen berüchtigten Betrüger gebeten habe, der in Paris seyn solle. Sartines antwortete: er kenne den Mann recht gut, derselbe sey auch allerdings vor einigen Jahren in Frankreich gewesen, aber jetzt werde man ihn in Wien unter dem angegebnen Namen und in einem nach seiner Nummer bezeichneten Hause finden, wo derselbe auch wirklich gefunden wurde.

121) Er war 1721 in Berlin geboren, hat sich durch einige Schriften über Polizey und Staatswirthschaft rühmlich bekannt gemacht, und ist 1791 gestorben.

machte ihm den Vorwurf, daß er die in Paris erlernten Künste nicht beſſer anwende. Philippi erwiederte: er wende mit großem Fleiße alle dem Könige vorgeſchlagenen und von dieſem genehmigten Mittel an, um die öffentliche Sicherheit zu erhalten, weiter aber könne er nicht kommen, wenn nicht noch ganz andere Mittel gebraucht würden, zu deren Anwendung er ſich jedoch ohne ausdrücklichen Befehl des Königs nicht befugt halte; allerdings ſey durch ſtrengere Aufſicht noch mehr zu bewirken, alsdann aber nöthig, daß alle und jede Unterthanen, ohne Unterſchied des Standes, in allen ihren Handlungen und Vorhaben auf das genaueſte bewacht würden, einer müſſe zum Wächter des andern beſtellt, und Alles angewendet werden, in die innerſten Geheimniſſe der Familien einzudringen; Briefe müßten erbrochen werden, in jede Geſellſchaft müſſe ſich ein Aufpaſſer einſchleichen, um Geſinnungen und Abſichten zu erforſchen, hierzu bedürfe die Polizey ſehr vieler Gehülfen und Spione, die aus allen Klaſſen gewählt und mit Gelde erkauft werden müßten, und, ohne daß Jemand es ahnen könne, mit Beiſeitſetzung jeder andern Rückſicht blos der Polizey dienten. Da ſich zu ſolchen Dienſten nur die ſchlechteſten Leute würden gebrauchen laſſen, ſo ſetze man ſich hierdurch al-

ler-

lerdings der Gefahr aus, oft misleitet zu werden, auch die braysten und unschuldigsten Menschen könnten in Verdacht kommen und in Verlegenheit gesezt werden; ein allgemeines Mistrauen werde hierdurch hervorgebracht und der sittliche Charakter des Volks durchaus verdorben werden. Dies sey freilich übel, aber ohne solche Mittel sey es unmöglich, durch die Polizey mehr, wie bisher geschehen, zu bewirken; wenn solche Mittel genehmigt würden, so hoffe Philippi, Sartines Wunder auch in Berlin zu bewirken, den Verbrechern auch in ihren verborgensten Schlupfwinkeln nachzuspüren, und vielleicht manches Böse zu verhindern. Wenn aber auch Alles deshalb angewendet werde, würde doch die Wirkung erst nach einiger Zeit merklich werden, denn noch seyen die Brandenburger zu ehrliche, treuherzige Menschen, um, gleich dem Auswurf der verdorbensten Einwohner der französischen Hauptstadt, zu allen Diensten gebraucht werden zu können, die eine solche Polizey nothwendig erfodere. Er that hierauf ins Einzelne gehende Vorschläge zu Einrichtungen, durch welche man sich einer Menge Menschen versichern könne, die, ohne daß es Jemand ahnde, die Geheimnisse aller Bürger erforschten, und auch das Verborgenste entdeckten. — Der König wurde durch diese Vorstellungen sehr

gerührt, erwiederte aber ohne langes Bedenken: ſo angelegentlich er auch eine ſtrengere Bewahrung der öffentlichen Sicherheit, und die Entdeckung und Verhütung der ſie bedrohenden Verbrechen wünſche; ſo finde er doch, daß die Mittel, durch welche dieſes nur allein bewirkt werden könne, ein noch größeres Uebel ſeyn würden, als dasjenige, dem vorgebaut werden ſolle; er wolle nicht die Ruhe und das Vertrauen ſeiner guten Unterthanen geſtört, und die Moralität ſeines Volks verderbt wiſſen. — Er verwarf alſo alle dahin zielenden Vorſchläge, und eine geheime Polizey wurde unter ſeiner Regierung nie eingeführt.

Zwanzigſtes Kapitel.

Fortſetzung des vorigen.

Charakter Friedrichs II als Menſch und als Regent.

Sein Benehmen in Abſicht der innern Regierung und der Finanzen. Allgemeine Bemerkungen über Friedrichs Regierung. Privatcharakter. Schlußbemerkung.

Friedrich wandte gleiche Aufmerkſamkeit auf alle übrigen Theile der Regierung, und war für alle gleich thätig. Aber dieſe Thätigkeit konnte ſich nicht überall ſo lebhaft und mit ſo vielem Aufſehn äußern, wie bey der Geſetzgebung und Rechtspflege. Dies war Natur der Sache. Der Zweck der innern Regierung iſt, daß die Unterthanen alle ihre Kräfte frey äußern und durch dieſe Aeußerung ſich glücklich fühlen; daß ſie durch ihren Fleiß ſo viel erwerben, um mit Behaglichkeit und im Wohlſtande leben zu können; daß ſie dabey

so weit gebildet sind, als es in ihrem Zeitalter, nach den verschiedenen Verhältnissen eines Jeden, möglich ist, und daß zugleich Jedem diejenige Ehre ganz zu Theil werde, welche, nach der Sitte seines Volks, in demjenigen Stande, worin er lebt, hergebracht ist. Wenn ein Volk dieses genießt, so fühlt es sich glücklich. Aber daß es zu solchem Genusse gelange, dies ist am meisten sein eignes Werk, und muß es seyn, wenn der Genuß rechter Art seyn soll. Es bedarf hierbey nur einer stillen Mitwirkung der Regierung, damit Alles seinen ruhigen Gang gehe, und störende Hindernisse von Außen abgehalten werden. Fast möchten wir sagen, je stiller, je unbemerkter die Regierung hier verfährt, desto besser ist es. Dagegen wird zu viele Einmischung von oben meistens übel wirken, und der Zweck wird verfehlt werden, wenn die Regierung, auch in bester Absicht, ins Einzelne gehen und den Unterthanen vorschreiben will, welche Richtung sie ihrer Thätigkeit geben, welche Mittel sie anwenden sollen, um Vermögen zu erwerben, um ihre Gesundheit zu erhalten, und sich vor Gefahren jeder Art zu sichern. Zu allem diesen werden die Unterthanen weit besser Mittel und Wege selbst finden, als irgend eine höhere Einsicht, welche die Dinge doch immer nur in ihren allgemeinsten Beziehungen kennt, es ihnen an-

anzugeben vermag. Nur allgemeine Fürsorge iſt nöthig, damit geiſtige Bildung im Volke fortſchreite, und ſich immer allgemeiner verbreite, und dies wird, wenn nur nicht gewaltſam gehemmt wird, überall unfehlbar geſchehen bey dem Grade von Kultur, der jezt in Europa bereits erreicht iſt, und bey dem freyen Tauſche der Ideen, der unter den Völkern wirklich beſteht. Man kann dieſes ruhig ſich ſelbſt überlaſſen, nur dafür iſt zu ſorgen, daß die wirklich ſchon vorhandenen Kenntniſſe Allen möglichſt zugänglich gemacht werden, und auch die unterſten Klaſſen einigen Antheil daran bekommen, doch ohne ſie zur Ueberbildung (allemal ein großes Uebel!) zu reizen, daß beſonders die Jugend der dürftigſten Klaſſe nicht ganz roh aufwachſe, ſondern zur Sittlichkeit angeführt werde, und den zu ihrem Fortkommen unentbehrlichſten Unterricht erhalte. Auch dafür iſt einige Vorſorge nöthig, daß die gewöhnlichen Mittel des Unterhalts zu aller Zeit in zulänglicher Güte vorhanden ſind, und nie gänzlicher Mangel an ihnen ſey, daß böſen Krankheiten und Seuchen gewehrt werde, auch daß das Volk bey leztern nie ohne Hülfe bleibe, oder gar ſolchen Menſchen in die Hände falle, die, ſtatt zu helfen, die Uebel der Natur noch ärger machen; endlich iſt dahin zu ſehen, daß die dürftigſten Klaſſen der Geſellſchaft, deren

deren ewig unabwendbares Loos höchſter Mangel zu aller Zeit iſt und ſeyn wird [1]), mit dem Unentbehrlichſten verſorgt, und ſie durch ihnen verſchaffte Beſchäftigung abgehalten werden, durch ihre Vergehungen und Laſter die Ruhe der Geſellſchaft zu unterbrechen.

Je mehr eine Regierung ſich ſelbſt in dieſen Schranken ihrer Mitwirkung hält, je mehr ſie der eig-

1) Daß höchſte Dürftigkeit wirklich ein ganz unabwendbares Loos der unterſten Klaſſen von Menſchen ſey und immer ſeyn werde, folgt nothwendig aus dem Umſtande, weil, ſobald durch Fürſorge der Regierung, oder durch andere günſtige Verhältniſſe, die vorhandenen Dürftigen über den äußerſten Mangel erhoben und zu einigem Wohlſtande gelangt ſind, es nie an Andern fehlt, die ſofort an die Stelle der Verſorgten eintreten, und denen auch die kärglichſten Mittel das phyſiſche Daſeyn zu friſten genügen. So wie jedes Kleid, welche Form ihm auch gegeben werde, einen Saum hat, ſo befinden ſich in jeder Geſellſchaft immer Einige, welche die äußerſten Stufen derſelben einnehmen; keine wohlthätige Fürſorge der Regierung, oder der Wohlhabenden kann die höchſte Dürftigkeit ganz abwehren, vielmehr iſt die Bemerkung oft gemacht, daß durch Zunahme der Armenverſorgungs-Anſtalten die Zahl der Armen nicht vermindert, ſondern vermehrt werde. Eine Bemerkung, die indeß das Verdienſtliche und Wohlthätige ſolcher Fürſorge keinesweges ſchwächen kann, ſondern nur bey ihrer Anwendung leiten muß.

eignen freien Thätigkeit der Unterthanen die Sorge für ihre Angelegenheiten überläßt, und, wir setzen noch hinzu, je mehr sie bey dem, was sie für die Unterthanen thut, dieselben dabey zu Rathe zieht, wenn dies auch nicht nach den Förmlichkeiten und Vorschriften einer bestimmten Verfassung geschehen kann, und je mehr sie auf deren Meinungen, Ansichten, sogar Vorurtheile und Irrthümer Rücksicht nimmt; desto besser handelt die Regierung. Denn mündige Menschen wollen nicht gleich unmündigen Kindern behandelt seyn, deren Ansichten und Wünschen der verständige Vater, oft um ihres eigenen Bestens willen, grade entgegenhandeln muß.

In diesem Sinne — nach unsrer Ueberzeugung dem einzig wahren — hat nun freilich Friedrich seine innere Regierung nicht eingerichtet. Dies erlaubte seine große Liebe zur Thätigkeit nicht. Zu ungeduldig, Früchte zu erblicken, konnte er sich nicht darauf beschränken, nur zuzusehen, wie die Natur diese Früchte langsam hervorbringt, und sich zu überzeugen, das Beste, was der Regent dabey thun könne, bestehe in einer wenig merklichen Thätigkeit, welche nur bemüht ist, Hindernisse wegzuräumen. Friedrich und sein Vater, dessen Regierung hierin sein Vorbild war, glaubten nicht, daß

es

es hieran genug sey; sie hielten dafür, der Regent sorge nur dann landesväterlich für seine Unterthanen, wenn er sie ermuntere und anhalte, recht fleißig und erfinderisch zu seyn und dadurch wohlhabend zu werden; wenn er durch Belohnungen und Strafen ihrer Thätigkeit diejenige Richtung gebe, welche für sie selbst die beste sey, und sie dagegen von derjenigen abziehe, welche ihnen verderblich werden könne. Die Wahl ihrer Beschäftigungen, glaubten jene Regenten, dürfe man dem größten Theile der Unterthanen keinesweges allein überlassen, sie müßten bey derselben nothwendig durch höhere Einsicht geleitet werden.

Nach diesen Grundsätzen hat Friedrich seine Regierung eingerichtet, jedoch hat er es nicht immer und überall mit strenger Consequenz gethan. Wohl ihm und seinen Landen, daß er es nicht konnte! Er mußte, wie es nach der Natur der Sache überall nothwendig ist, doch immer Vieles der eignen Einsicht und der selbstgewählten Thätigkeit seiner Unterthanen überlassen, und wir getrauen uns zu sagen, der hohe Wohlstand, welcher in einigen Provinzen während seiner Regierung erreicht ist, beruhte grade darauf, daß diesem so war. Doch würde man von der andern Seite wieder sehr unrichtig ur-

urtheilen, wenn man die Einmiſchung des Königs immer und überall verderblicher Art glauben wollte. Dieſes war ſie nicht, und konnte es nicht ſeyn, denn Friedrichs Einrichtungen waren in ſehr vielen Fällen den Umſtänden mit großer Ueberlegung angepaßt, und mußten alſo gute Folgen haben. Auch war die Feſtigkeit und der innere Zuſammenhang in Allem, was Friedrich unternahm, ein großer Vorzug ſeiner Regierung, den man, wenn man über dieſelbe urtheilt, nie vergeſſen darf. Jeder Unterthan konnte feſt darauf rechnen, daß dasjenige, was einmal eingerichtet war, ohne höchſt dringende Urſachen nicht abgeändert werde. Was vorher angekündiget war, geſchahe wirklich, was verſprochen war, wurde gehalten. Durch dieſen Umſtand allein wurden oft die Folgen von an ſich nicht guten Einrichtungen wieder ausgeglichen und minder nachtheilig, als ſie erſcheinen, wenn ſie außer dem Zuſammenhange, worin ſie gehören, betrachtet werden. Auch bringt die Feſtigkeit aller Einrichtungen einer Regierung den ſehr wichtigen Vortheil hervor, daß der Menſch ſich an das, was er einmal für unabänderlich hält, gewöhnt, ſich in daſſelbe mit allem, was er ſelbſt vornimmt und bezielt, ſchickt, das Gute, was in jeder Einrichtung iſt, herausfindet, das Läſtige aber dadurch erträglicher macht, daß er ſich in daſſelbe fügt.

So

So ist von Friedrich mit Willkühr, aber mit großer Einsicht, regiert, und dadurch allerdings nicht der glücklichste Zustand erreicht, der für eine bürgerliche Gesellschaft gedacht werden kann; aber dennoch ist unter dieser Willkühr und durch Friedrichs Veranstaltung sehr viel Gutes genossen, und noch lange nach ihm haben seine Unterthanen, oft mit wehmüthiger Erinnerung, einen Zustand zurückgewünscht, der, wie er wirklich vorhanden war, Manchen unter ihnen Klagen ausgepreßt hat. Denn dies ist nun einmal in der menschlichen Natur, daß das Andenken des Bösen sich nicht gar zu lange und lebhaft in der Erinnernng erhält, dagegen das Gute, das wir erlebt, in unserm Gedächtniß unverlöschbar bleibt und oft in noch verschönerter Gestalt und von allem Bösen, mit dem es in der Gegenwart vereint war, befreit, unsrer Phantasie vorschwebt!

Nach diesen allgemeinen Betrachtungen über Friedrichs Regierung, welche wir der Unpartheilichkeit schuldig waren, gehen wir zu einigem Einzelnen über; denn Alles hier zu sagen, was gesagt werden könnte, würde zu weit führen. Uns genügt, so viel anzudeuten, damit, wer weiter forschen will, sich von Friedrichs Regierungsart einen wahren Begriff machen könne.

Die

Die immer fortgehende Zunahme der Bevölkerung seiner Lande war dem Könige eine besonders angelegene Sache. Auf ihr beruhte der Wachsthum seiner Macht, und da zunehmende Volksmenge allemal Wohlbefinden der Unterthanen voraussezt, so war deren Bemerkung Friedrich auch deshalb sehr angenehm, weil er durch dieselbe die Richtigkeit der Maximen bestätigt sahe, nach denen er seine Regierung eingerichtet hatte. Er ließ, wie es schon von seinen Vorfahren eingeführt war, jährlich die Einwohner aller seiner Lande zählen, und über den Abgang an Gestorbenen, so wie den Zuwachs an Gebornen, auch über die geschlossenen Ehen Listen halten, deren Vorlegung am Ende jeden Jahrs er mit Ungeduld erwartete. Ging der Zuwachs gut fort, oder machte er gar außerordentliche Fortschritte, so hatte Friedrich wahre landesväterliche Freude, und bezeugte allen denen ein besonderes Wohlgefallen, die durch ihre Einrichtungen auf den guten Erfolg gewirkt hatten. Fand sich dagegen irgendwo eine Stockung, so ruhte der König nicht eher, bis er die Ursachen derselben erforscht, und diesen für die Zukunft möglichst abgeholfen hatte. Man hat die Richtigkeit der dem König vorgelegten Tabellen zuweilen verdächtig machen wollen, weil die in ihnen angegebne

Zunahme der Bevölkerung zu groß schien. Wir halten aber diesen Verdacht, insofern er auf das Allgemeine geht, für grundlos. Nachläßigkeiten und Irrthümer sind ohne Zweifel bey denselben vorgegangen; diese sind unvermeidlich bey Arbeiten, welche einen so fortgehenden Fleiß, Aufmerksamkeit und Ordnungsliebe so vieler dabey mitwirkenden Unterbedienten, und eine so strenge, nie nachlassende Aufsicht der Obern fodern. Auch mögen zuweilen unter Friedrich die höhern Staatsbedienten, welche diese Tabellen vorlegten, bemüht gewesen seyn, das Erfreuliche in denselben herauszuheben, das minder Angenehme zu verdecken; doch bedeutend konnten die hieraus entstandenen Fehler nicht seyn, dies beweiset das gleichförmige Fortschreiten der Bevölkerung in den natürlichen, auch durch die Erfahrungen andrer Lande bewährten, Verhältnissen, und wir halten uns überzeugt, daß absichtliche Verfälschungen der Friedrich vorgelegten Tabellen nicht vorgegangen sind, denn dazu würde eine einstimmende viele Jahre lang fortdauernde Mitwirkung vieler Menschen nöthig gewesen seyn, die viele Arbeit, Mühe und Sorge hätten übernehmen müssen, um es zu wagen, einen so aufmerksamen Regenten wie Friedrich zu täuschen, wobey sie, im Fall der Entdeckung, dessen harter Ahndung sich aussezten.

Die

Die Volkmenge hat unter Friedrichs Regierung bedeutend zugenommen. Beim Antritt seiner Regierung wurde die Zahl aller Unterthanen auf 2,240,000 geschäzt, und bey ihrem Ende hinterließ er nahe an sechs Millionen. Dieser Zuwachs ist nun allerdings zum Theil durch die neu erworbenen Provinzen (Schlesien 1742, Ostfriesland 1744, und Westpreußen 1772) bewirkt; aber zum großen Theil ist derselbe die Folge der guten Rechtspflege, der Sicherheit des Eigenthums, der unbeschränkten Gewissensfreiheit, welche Friedrich seinen Unterthanen verschaffte, der Consequenz seiner ganzen Art zu regieren, der mannichfachen Ermunterungen und Belohnungen von Indústrie, und des allgemeinen Geistes der Thätigkeit, den er durch sein Vorbild hervorbrachte. Doch würde die Zunahme der Bevölkerung gewiß noch bedeutender gewesen seyn, wäre dieselbe nicht durch die blutigen und verheerenden Kriege, durch den Zwang des Kriegsdienstes auch während der Friedenszeit, endlich durch die oft zu große Einmischung der Regierung in die Thätigkeit der Unterthanen mannichfach gestört worden.

Der natürlichste und sicherste Wachsthum der Bevölkerung ist derjenige, welcher sich allemal natürlich

türlich ergiebt, wenn die Menschen sich erträglich wohl befinden, denn alsdann kann man gewiß rechnen, daß kein Platz unbebaut bleibt, wo sich ein Menschenpaar nähren kann. Diese natürliche Zunahme sezt nie in Verlegenheit, welche dagegen bey einer plözlich hervorgebrachten zuweilen unvermeidlich ist; bey jener findet das neu herangewachsene Geschlecht die Plätze von den ihm vorangegangenen gerade dann geräumt, wenn es fähig ist, dieses in allem Betracht zu ersetzen. Die im Lande Gebornen haben Anhänglichkeit an dessen Boden, sind seit ihrer Geburt an Klima und Lebensart gewöhnt, gedeihen deshalb hier besser, als irgend anderswo. Ganz anders verhält es sich mit denen, welche erst im reifen Alter aus der Fremde hinzukommen; diese haben oft aus schlechten Gründen ihre Heimath verlassen, besitzen weder Geschicklichkeit noch Mittel, um sich und ihre Familien zu ernähren, es hält bey ihnen schwer, sich zu gewöhnen, zu ihren neuen Mitunterthanen Vertrauen zu fassen und es von ihnen zu erwerben. Es ist sonderbar, daß Friedrich bey seiner großen Einsicht diese auffallenden Vorzüge der natürlichen und innern Zunahme der Bevölkerung nie recht erkannt, dagegen von der Anziehung Fremder sich zu viele Vortheile versprochen, und auf dieselbe sehr bedeutende Kosten

ge-

gewandt hat. Freilich konnte das Beiſpiel der glücklichen Folgen, welche die Aufnahme von Fremden unter ſeinen Vorfahren gehabt, dazu beitragen, ihm eine günſtige Meinung von dieſer Art der Volksvermehrung beizubringen. Aber offenbar waren dieſe glücklichen Folgen in eigenthümlichen Umſtänden gegründet, ohne deren Wiederkehr auf jene nicht gerechnet werden durfte. Die von dem großen Churfürſten und deſſen Nachfolger liebevoll aufgenommenen und unterſtützten franzöſiſchen Proteſtanten hatten dem Brandenburgiſchen große Vortheile gebracht, indem ſie den Kreis der Einſichten der alten Einwohner erweiterten, ſie zu neuer Thätigkeit und zu bisher unbekannter Indüſtrie ermunterten, ihnen überhaupt ein Muſter von Sittlichkeit, Ordnung und Mäßigkeit gaben. Eben ſo vortheilhaft hatten ſich die Pfälzer und Salzburger erwieſen, welche die edle Staatsklugheit der brandenburgiſchen Regenten aufgenommen, und durch ſie beſonders dem zu Anfange des 18ten Jahrhunderts durch böſe Seuchen ganz verheerten Königreich Preußen neue fleißige Bewohner gegeben hatte. Alle dieſe Ankömmlinge waren dem größern Theile nach gebildete und vorzüglich ſittliche Menſchen, welche ihr Vaterland nur um des edelſten Grundes willen, nämlich weil es ihnen Gewiſſens-

freiheit verſagte, verließen, und dem fremden Lande, das ihnen dieſe und zugleich alle zu ihrem Fortkommen nöthige Unterſtützung nebſt dem Beſitz von Eigenthum zuſicherte, ſehr natürlich mit Dankbarkeit und treuer Anhänglichkeit ergeben ſeyn mußten. Dieſe Koloniſten waren wegen ihres Fortkommens gar nicht verlegen, ſie bedurften nur Freiheit, die mannichfachen Künſte und Gewerbe zu üben, zu denen ſie die Geſchicklichkeit und Fertigkeit mitbrachten. Auch waren ſie meiſtens nicht von allem Vermögen entblößt, und ſo erſezten ſie bald mit Wucher den Aufwand, den ihre Aufnahme dem Staat gemacht hatte. Ganz anders verhielt es ſich mit den Koloniſten, die Friedrich mit groſſen Koſten aus allen Landen in die ſeinigen zu ziehen bemüht war. Bey dieſen Leuten konnte auf ihren Charakter und ihr bisherizes Betragen gar keine Rückſicht genommen werden, da man ſie gewöhnlich gar nicht, oder wenig vortheilhaft kannte. Die meiſten von ihnen verließen ihr Vaterland, nicht weil ſie in demſelben ungerechten Druck oder unverſchuldete Unannehmlichkeiten erfahren hätten, ſondern blos deshalb, weil ſie in dem neuen unbekannten Lande mit mehr Behaglichkeit und in Müßiggang zu leben hofften; einige, weil ſie wegen ſchlechter Aufführung, oder gar wegen Verbrechen,

brechen, in der Heimath nicht bleiben konnten. Die solchen Kolonisten zugesicherten Vortheile bestanden gewöhnlich in ihnen angewiesenem Lande, in geschenkten Baumaterialien oder neu aufgebauten Häusern, in geschenktem Vieh und Getreide zur Saat, auch wol Bedarf bis zur nächsten Ernde, in geschenkten Werkzeugen zum Ackerbau oder zu andern Gewerben, in baaren Geldzuschüssen, und endlich auch in Befreiung von Abgaben und vom Militairdienst auf gewisse Jahre oder einige Generationen. Diese Vortheile schienen den meistens sehr dürftigen und eben so einfältigen [2]) Kolonisten so groß, daß sie gar nicht daran dachten, wie ihr Fortkommen bey aller Unterstützung doch vorzüglich auf ihrem eigenen Fleiße und ihren mit Einsicht geleiteten nüzlichen Unternehmungen beruhe. Die meisten dieser Leute ergaben sich der Trägheit und jeder Art von Liederlichkeit, machten sich den alten Landeseinwohnern gehäßig, und wurden ihnen durch Betteley und Diebstahl höchst lästig,

2) Man hat wirklich unter ihnen so Einfältige gefunden, welche sich erkundigten, wo denn die Leute seyen, die das ihnen geschenkte Land für sie bearbeiten würden, da es ihnen nicht einfiel, daß dies von ihnen selbst geschehen müsse, indem sie im Ernst nur zur Vermehrung der Bevölkerung berufen zu seyn glaubten.

bis sie endlich sich gezwungen sahen, ihre elenden, tief verschuldeten Hütten zu verlassen, und vielleicht in andern preußischen Provinzen sich noch einmal als Kolonisten annehmen ließen, dort abermals dieselben Vortheile erschlichen und die gleiche Laufbahn mit gleich unglücklichem Erfolge noch einmal endigten 3). So haben die vielen unter Friedrich angezogenen Fremdlinge dem Lande wenig oder gar keine Vortheile gebracht, vielmehr durch das gegebne böse Beispiel wol gar die alten Einwohner verdorben, oder ihnen mannichfachen Nachtheil zugefügt 4). Mit Gewißheit darf man annehmen, daß Friedrich nie erfahren habe, wie übel es mit vielen seiner Kolonisten-Anlagen gegangen sey; die Errichtung derselben wurde ihm angezeigt, aber natürlich eilte Niemand, um ihn von deren allmähligem Verfall und endlich gänzlichem Eingehen zu

um-

3) Der Verfasser erinnert sich in solchen Kolonisten-Dörfern gewesen zu seyn, nachdem kaum zwanzig Jahre nach deren Errichtung verflossen waren, und doch fand er in manchen Häusern schon das vierte den vorher gegangnen ganz fremde Geschlecht.

4) Es versteht sich ohne unser Erinnern, daß in dieser Schilderung immer nur von der Mehrzahl die Rede ist. Auch unter Friedrich sind Fremdlinge ins Land gezogen, die brave, fleißige Leute waren, und die sich dem Lande nützlich bewiesen haben.

unterrichten. Die Koloniſten-Dörfer wurden in den Liſten immer als beſtehend aufgeführt, wenn gleich deren erſte Bewohner ſich verlaufen hatten, und ſchon mehr als Einmal durch neue erſezt waren. Dies iſt begreiflich, und ein neuer Beweis, wie auch der aufmerkſamſte Regent nicht immer von dem wirklichen Zuſtande der Dinge in ſeinen weitläuftigen Landen Kenntniſſe hat. Aber unbegreiflich iſt es uns immer geweſen, daß dieſer König gerade zwey Arten neuer Unterthanen, die ſich von ſelbſt darboten, und von deren Unterſtüzung der ſicherſte Erfolg gehofft werden konnte, ſo wenig benuzt hat. Dieſe waren: erſtlich, die jüngern Söhne ſowol der Bauern als Handwerker, denen ihre Eltern nicht genug Land oder ſonſtiges Vermögen hinterließen, um ein nüzliches Gewerbe anfangen zu können. Dieſen wäre oft mit einer mäßigen Unterſtüzung geholfen geweſen, und ſie würden dieſelbe gewiß weit beſſer als Fremdlinge vergolten haben; aber leztere hatten in den Koloniſten-Dörfern immer den Vorzug vor den erſten, weil die Eingebornen zwar nicht gerade ganz ausgeſchloſſen, aber doch immer zurückgeſezt waren. Zweitens würde es ſehr wichtig geweſen ſeyn, die Kinder der im Auslande geworbenen Soldaten durch ihnen

gegebne Unterſtützung dem Lande zu gewinnen, in dem ſie geboren waren; die meiſten würden gewiß die ihnen bewieſene Aufmerkſamkeit mit dankbarer Ergebenheit gelohnt haben. Unſtreitig hätten viele ſolcher erhaltenen Soldatenkinder freiwillig den Stand der Väter erwählt, und dadurch beigetragen, die Ergänzung des Heers auf eine dem Lande minder drückende Art zu bewirken. Statt von den Soldatenkindern dieſen großen Vortheil zu ziehen, ließ man ſie in den meiſten Garniſonſtädten in Elend und Dürftigkeit umkommen, ein Anblick, der den Eltern ihre Lage noch troſtloſer machen mußte, und der Jeden, der ihn hatte, mit Wehmuth erfüllte. Wir wiſſen auch hier, um Friedrich zu entſchuldigen, nichts anders zu ſagen, als daß er auf dieſe Gegenſtände nicht aufmerkſam gemacht ſey, und daß ſie ſeiner eignen Beobachtung zu fern lagen. Es iſt in großen Staaten ſchlechterdings unmöglich, daß auch von dem aufmerkſamſten Herrſcher Alles und Jedes bemerkt werde. Erwägt man den unermeßlichen Umfang der Thätigkeit Friedrichs, ſo kann man ſich nicht wundern, daß Manches ihr entgangen ſey. Doch müſſen wir zur Ehre des preußiſchen Militairs noch bemerken, daß die Kommandeurs mancher Regimenter und Kompagnien die Erhal-

haltung und Erziehung verlaſſener Soldaten-Kinder ſich mit Eifer und eignem Aufwande angelegen ſeyn ließen s). Der König bezeugte hierüber, ſo oft es ihm angezeigt wurde, ſein Wohlgefallen, aber ſelten, vielleicht nie, hat er, was die Menſchenliebe des Privatmanns begonnen hatte, aus den öffentlichen Fonds bedeutend unterſtüzt. Wir halten es für Pflicht, auf Unvollkommenheiten dieſer Art aufmerkſam zu machen, die unter einem Regenten von ſo hoher Einſicht, ſo edlen Abſichten, und ſo raſtloſer Thätigkeit dennoch möglich geweſen ſind, und die in großen monarchiſchen Staaten immer vorkommen werden, deren Regent ſich in ſeine Selbſtherrſchaft nicht einreden läßt, und in welchen keine angemeſſene Verfaſſung feſt beſtimmt hat, wie in geſetzlicher Art auch auf die in alt hergebrachten Einrichtungen liegenden Gebrechen auf-

s) Die Armee hat, wie wir gewiß wiſſen, dieſer Edlen mehrere gehabt; wir können uns das Vergnügen nicht verſagen, wenigſtens den Namen Eines derſelben, den wir perſönlich gekannt, in unſerm Geſchichtbuche aufzubewahren. Dieſer war der Generalmajor von Scholten zu Treuenbrizen in der Mark, der mit vielem Eifer und großer Einſicht für das Aufkommen der Kinder ſeines Regiments ſorgte. Ihm verdankt das Vaterland manchen braven Mann, der ohne ſeine Fürſorge umgekommen wäre.

aufmerksam gemacht und ihre zeitgemäße Verbesserung befördert werden kann. Wir achten es um so mehr für Pflicht, solche Dinge zu bemerken, da es unsers Geschichtbuchs edle Bestimmung seyn soll, nicht nur das Große und Gute, das Friedrich gethan hat, sondern auch dasjenige anzudeuten, was zu thun er seinen Nachfolgern übrig gelassen hat.

Der immer bleibende feste Grund des Wohlstandes eines jeden Landes ist der Landbau. Seine Produkte allein sichern gegen ungünstige Zufälle der Natur, welche Mangel herbeiführen könnten, und machen ein Land von andern Staaten unabhängig. Dieses wußte Friedrich recht gut, und Alles, was zur Erweiterung und Vervollkommnung des Landbaues im weitesten Umfange des Worts gereicht, beförderte er mit nie nachlassendem Eifer. „Er hatte überhaupt sehr vielen Sinn für die Land„wirthschaft, er fühlte ihre Mängel, die er sehr ernst„lich nach richtigen, wenn gleich nicht völlig klaren „Ideen zu verbessern suchte. Aber seine Ideen und „Plane wurden von denen, die sie ausführen sollten, „oft misverstanden, manche davon aus Unwissen„heit für unausführbar gehalten und deshalb nur „als Launen des großen Monarchen betrachtet,

„über

„über deren Ausführung man ſich wohl gar erlaubte, „ihm ein Blendwerk vorzumachen. Daher das „Fehlſchlagen vieler Plane und der geringe Erfolg, „den Friedrich zuweilen von dem ſah, was ſelbſt „unter ſeinen Augen geſchehn war; daher, daß „er in der lezten Zeit die Hoffnung zu einer blü„henden Landkultur aufzugeben ſchien und eine Vor„liebe für das Manufakturweſen bekam, und ſol„ches nun ſogar auf Koſten des Landbaues begün„ſtigte. Seine frühere Tendenz war dieſes nicht.“ Dies iſt das Urtheil eines der beſugteſten Richters in dieſem Fache 4), das wir gern zu den unſern machen, weil wir es durchaus gegründet halten. Friedrich wandte ſehr bedeutende Summen daran, um moraſtige bisher unbebaute Gegenden urbar zu machen, um in denſelben auf ſeine Koſten neue Wohnungen und ganze Dörfer erbauen zu laſſen. „Unter allen Meliorationen,“ ſagt der eben genannte Schriftſteller, „glückte keine beſſer als dieſe, „und vielleicht fühlte ſich der große Königz nie be„friedigter, als wie er, auf dem Damm des Oder„bruchs ſtehend, ſagte: Ich habe eine Pro„vinz gewonnen.“ Die Bewohner des neuge-

won-

4) des Herrn Staatsraths Thaer, ſ. deſſen Möglinſche Annalen der Landwirthſchaft. Berlin. 1817. Erſter B. 1ſtes St. S. 10.

wonnenen Landes, einheimiſche oder fremde, ſezte er durch Geld oder jede andere Unterſtützung in den Stand, den Anbau des ihnen zugetheilten Landes zu unternehmen. Er ermunterte zu Theilung der Gemeinheiten und belohnte Alle, welche den Bauer zu dieſer beſſern Benutzung des Eigenthums, die er für vorzüglich wichtig hielt, geneigt machten und ſeine Vorurtheile gegen dieſelbe überwanden. Auf ſeinen Domainen beförderte er durch neu angelegte Vorwerke die Kultur derſelben; dem Adel gab er ſehr bedeutende Summen, entweder als Geſchenk, oder als Darlehn auf lange Zeit ohne Zinſen, damit derſelbe ſeine Güter verbeſſern könnte. Bisher noch nicht verſuchte Fruchtarten oder Verbeſſerungen des Viehſtandes ſuchte er in ſeinen Landen einzuführen. Friedrich iſt unter allen deutſchen Regenten der erſte geweſen, der die Idee faßte, die einländiſche Schaafzucht durch die Einführung fremder edlerer Raçen zu verbeſſern. Schon 1748 ließ er zu dieſem Zweck eine Parthie ſpaniſcher Böcke kommen, und wiederholte dieſes in der Folge 7) mehrmals. Wenn gleich

7) Dieſe uns bisher unbekannte Thatſache haben wir erſt ohnlängſt aus Herrn Thaers Möglinſchen Annalen der Landwirthſchaft, Berlin 1817. (Th. 1. St. 1. S. 10.) gelernt, und erzählen ſie auf die gewiß vollgültige Autorität des von dieſen Sachen un-

gleich durch Fehler der Aufſicht die bezielte Veredlung der Schaafzucht damals mißlang, behielt doch Friedrich bis ins Alter dieſe wichtige Sache im Auge, und noch 1783 ließ er aus Spanien, England und Afrika Böcke und Mutterſchaafe kommen, in der Abſicht, eine Stammſchäferey zu gründen, durch welche die Schaafzucht veredelt werden ſollte. Der Landmann wurde unter Friedrich durch ausgeſezte Prämien aufgefodert, Verſuche aller Art zu machen und ſeinen eignen Wohlſtand zu vermehren. Jede Bemühung im landwirthſchaftlichen Fache, die der König erfuhr, wurde durch Belohnung ausgezeichnet, aber er machte gewöhnlich bey neuen Vorſchlägen zur Bedingung, daß die Ausführbarkeit praktiſch bewährt ſey, und er wußte den gründlichen Mann vom leichtſinnigen Projekt-

unſtreitig wohl unterrichteten Mannes. Man hat bisher die faſt zwanzig Jahre ſpäter 1765 nach Sachſen gekommenen ſpaniſchen Schaafe für die erſten in Deutſchland gehalten. Allerdings gebührt aber dieſen ſpäter gekommenen ſächſiſch-ſpaniſchen Schaafen der Ruhm, zur Verbeſſerung der Schaafzucht in Sachſen und dem nördlichen Deutſchland überhaupt, das Meiſte beigetragen zu haben, weil für ihre Erhaltung und Fortpflanzung beſſer, als im Preußiſchen geſorgt wurde. Aber Friedrich bleibt die Ehre, der erſte deutſche Regent zu ſeyn, der auf dieſe ſo höchſt wichtige Verbeſſerung unſrer Viehzucht gedacht hat.

durch Verwandlung moraſtiger wüſter Gegenden in blühende Fluren ganz neue Schöpfungen hervorbrachte, und durch Einführung neuer Fruchtarten, und bisher unbekannter Gattungen von Vieh, mit Ueberwindung unglaublicher Schwierigkeiten, große Verdienſte erwarb. Friedrich ſelbſt ſagte, es gehöre unter die Vorzüge ſeiner Regierung, einen Diener wie Brenkenhof gehabt zu haben *). Friedrich wollte,

*) Franz Balthaſar Schönberg von Brenkenhof war 1723 im Saalkreiſe geboren. Er kam früh an den Hof zu Deſſau, und wurde vom Fürſten Leopold mit väterlicher Liebe, aber groſſer, ihn abhörender Strenge erzogen; bald wurde er der Liebling dieſes Fürſten, und deſſen Lande ſehr nützlich. Während des ſiebenjährigen Krieges erwarb er durch Lieferungen groſſes Vermögen, das er zu ökonomiſchen Anlagen verwandte; er erhielt auch Gelegenheit, dem König vortheilhaft bekannt zu werden. Nach dem Kriege trat er in deſſen Dienſte, zuerſt im Militair-, dann im Finanzfach; in letzterm leiſtete er die bemerkten groſſen Dienſte und iſt 1780 geſtorben. Ueber dieſen äuſſerſt merkwürdigen Mann verdient geleſen zu werden: „Leben von „Brenkenhof. Leipzig 1782.“ Der Verfaſſer iſt Meiſsner, der nach Brenkenhofs eigenen hinterlaſſenen Papieren ſehr intereſſante Nachrichten giebt, mit denen noch diejenigen verglichen zu werden verdienen, welche von Benekendorf in dem Pommerſchen und Neumärkſchen Wirth Band II. 2tes Stück gegeben hat, und welche wegen gröſſern Details dem Oekonomen vielleicht noch lehrreicher ſeyn werden.

wollte, daß der Bauer bey seinem Eigenthum, bey den Rechten, die er von Alters her besaß, und in der freyen Aeußerung seiner Kräfte geschüzt werde. Wenn er für irgend eine Klasse seiner Unterthanen je partheiisch war, so war er es für den Bauer, und er glaubte sogar, daß er dieses seyn müsse, weil er dafür hielt, daß die höhern Stände ihr Ansehn und ihre bessern Kenntnisse oft benuzten, um den Bauer in seinen Rechten zu beeinträchtigen und ihm neue Lasten aufzubürden, wogegen dann bey den Gerichten und Obrigkeiten nicht immer Hülfe gefunden würde, weil diese entweder selbst zu der höhern Klasse gehörten, oder doch mit derselben in weit engerer Verbindung, als mit dem Bauer ständen. Aus diesen Gründen glaubte also Friedrich, daß er es der untersten Klasse seiner Unterthanen schuldig sey, den Angelegenheiten derselben eine ganz vorzügliche Aufmerksamkeit zu widmen, und dadurch die Vortheile etwas aufzuwiegen, welche den mehr Begünstigten zugefallen wären. Wenn er hierdurch zuweilen wirklich partheiisch wurde, und für die Klagen der Bauern noch eher entschied, ehe er ihre eigenen und der Gegner Gründe gehörig vernommen hatte; so ist er, wir ge-

Durch diese Schriften lernt man Friedrichs lebhafte Theilnahme an ökonomischen Verbesserungen, und seine eigenthümliche Art zu handeln in diesem Fach gut kennen.

geſtehen es, uns in dieſer Partheilichkeit doch wirklich ehrwürdig, da er als Landesvater ſich vorzüglich zu den Unterthanen hinneigte, welche das Schickſal in die größte Entfernung von ihm geſtellt hatte, und welche, jedes andern Vorzugs entbehrend, ſeines Schutzes am meiſten bedurften. In der That wurde auch die wohlthätige Abſicht des Königs im Ganzen erreicht; man hat nirgends ſo wenig, als in den preußiſchen Landen unter Friedrichs Regierung von auffallender beſondrer Bedrückung und Zurückſetzung des Bauern gegen die höhern Stände gehört. Doch beſchränken wir dieſes mit Bedacht auf beſondere, auffallende Bedrückungen; die Lage des Bauern überhaupt gegen den Staat und gegen ſeine Guthsherren wurde unter dieſem Könige im Weſentlichen nicht geändert; ſie war bey Antritt ſeiner Regierung in den verſchiedenen Provinzen ſehr verſchieden, und iſt es unter ihm geblieben. In keiner dieſer Provinzen war zwar der Bauer für ſeine Perſon leibeigen, er gehörte auch da, wo ſeine Lage die härteſte war, zum Guthe, und konnte nur mit dieſem an einen andern Beſitzer übertragen werden *); aber in der

*) Die perſönliche Leibeigenſchaft des Bauern, welche in dem Herzogthum Preußen, nach polniſcher Art, zu der Zeit noch beſtand, als dieſes Land an das bran-

Mark Brandenburg, in Pommern, Preußen, Schlesien und den meisten westphälischen Provinzen war die persönliche Freiheit des Bauern, seine Fähigkeit, ein Eigenthum zu besitzen und dasselbe auf Andere überzutragen, mannichfach beschränkt. Er war zu Dienstarbeiten aller Art, oft harten und ungemessenen, nach willkührlicher Bestimmung des Guthsherrn, verpflichtet; der Ertrag seiner Arbeit wurde durch Abgaben jeder Art, die er bald in Produkten, bald in deren Geldwerth entrichtete, geschmälert, und jede ihn und die Seinigen betreffende Veränderung war mit Abgaben belastet. Dabey war er in Rechtsstreitigkeiten, selbst über seine Verbindlichkeiten gegen den Guthsherrn, dem Ausspruche der von diesem ernannten und von ihm ganz abhängigen Richter unterworfen. Ganz anders war in allen diesen Dingen der Zustand des Bauern in einigen andern Provinzen, in dem Magdeburgischen, in dem Halberstadt-Hohnsteinschen, in Ostfriesland und in den an den Rhein gränzenden Ländern. Hier war der Bauer freyer Besitzer seines Eigenthums, und hatte bey seinen Verfügungen über das-

denburgische Haus kam, war schon von König Friedrich Wilhelm I im J. 1717 völlig abgeschafft, und an ihre Stelle eine sogenannte Erbunterthänigkeit getreten, welche indeß immer noch ein sehr drückendes Verhältniß blieb.

daſſelbe nicht fremde Einrede zu fürchten; wenn er einige Natural- oder Geld-Abgaben entrichten mußte, ſo waren dieſe mäßig und beſtimmt, auch Frohndienſte, wo ſie noch beſtanden, waren gemeſſen, und durften nicht über ihre geſetzlichen Schranken ausgedehnt werden. In dieſen Provinzen genoß der Bauer der Früchte ſeines Fleißes, und man fand hier bey ihm wirklich hohen Wohlſtand und auch verhältnißmäßige geiſtige Bildung. Dieſer Zuſtand war eben ſo wenig ein Verdienſt Friedrichs, als der härtere Zuſtand, worin ſich der Bauer in andern Provinzen befand, ſeine Schuld; beides wurde von ihm gefunden, und er hat nichts Erhebliches gethan, weder das Gute zu verſchlechtern, noch das Böſe zu verbeſſern. Wir glauben dieſes als einen Beweis anführen zu dürfen, daß dieſe Gattung von Regierungs-Geſchäften ihn überhaupt nicht hinlänglich intereſſirt habe, um ihnen die Aufmerkſamkeit zu widmen, der ſie doch ſo ſehr würdig waren; und daß dies ſo geweſen iſt, müſſen wir gar ſehr bedauern, denn wie Vieles wäre nicht in dieſer Hinſicht noch zu thun geweſen, um den Zuſtand dieſer achtbaren Klaſſe von Menſchen zu verbeſſern! Aber wie wenig Friedrich hieran gedacht habe, erhellet ſchon allein aus dem Umſtande, daß die Verhältniſſe der Domainen-Bauern, welche doch einen ſo großen Theil aller

Bauern ausmachten, und durch deren Verbesserung, die allein von ihm abhing, der Regent als Guthsherr ein so gutes Beispiel hätte geben können, so viel wir wissen, unter Friedrichs Regierung gar keine Verbesserung erhalten haben. In allen Provinzen, sowohl in denen, wo der Bauer sehr gedrückt war und nur ein sehr beschränktes Eigenthum besaß, als auch in denen, wo sein Zustand milder war, lastete nun außerdem auf ihm vorzüglich die Verpflichtung zum Militairdienst mit allen ihren drückenden Folgen, die wir beschrieben haben; neben dieser war die Verbindlichkeit zu allen herrschaftlichen Fuhren und zum Vorspann, um landesherrliche Diener auf ihren Dienstreisen weiter zu bringen, eine Last, welche durch den aller Vorschriften ohngeachtet immer unvermeidlichen Misbrauch den Bauer ganz ungemein drückte, und ihn oft in den dringendsten Feldarbeiten unterbrach. Diesen Ursachen ist es vorzüglich beizumessen, daß der Bauerstand unter Friedrichs Regierung, troz aller Fürsorge dieses Königs, in vielen Provinzen nie eines besondern Wohlstandes genossen hat, und der Ackerbau nicht zu derjenigen Vollkommenheit gelangt ist, deren er fähig gewesen wäre, wenn er von weniger gedrückten Menschen wäre betrieben worden.

Friedrich war auch bemüht, der Erde alle Schätze abzugewinnen, welche sie in ihrem Schooß verbirgt, und

und dieſe beſtens zu benutzen, doch hat er ſich mit dem Bergbau erſt vorzüglich in den ſpätern Zeiten beſchäftiget. Früher zog ihn ſeine ſtets auf die politiſchen Verhältniſſe gerichtete Aufmerkſamkeit, und die Ausbildung der Armee, welche ſo viele Zeit und Thätigkeit foderte, auch die Kriege, die er führen mußte, von nützlichen Gegenſtänden dieſer Art zu ſehr ab. Erſt nach dem ſiebenjährigen Kriege wurde ein eignes Bergwerks- und Hütten-Departement geſtiftet, und 1766
mit dem General-Direktorium verbunden. Friedrich berief nach einander zwey Fremde in ſeinen Dienſt, die in dieſem Fache großen Ruhm erworben hatten, Waitz, Freiherr von Eſchen, aus Heſſen [10]),

10) Waitz, Freiherr von Eſchen, war 1698 zu Gotha geboren; 1723 trat er in Dienſte des Landgrafen Carl von Heſſen, und hat um dieſes Land große Verdienſte erworben, durch die er bis zu den höchſten Staatswürden emporſtieg. Die einträglichen, heſſiſchen Salzwerke ſind ſeine Schöpfung. 1757 wurde er Staats-Miniſter, und milderte durch ſeine Klugheit merklich das harte Schickſal, welches Heſſen während des ſiebenjährigen Krieges betraf. Schon früh war Waitz dem Könige vortheilhaft bekannt geworden, und von demſelben einige Male berufen, um ſeinen Rath bey wichtigen neuen Unternehmungen zu benutzen. Schon bejahet fand ſich Waitz bewogen, die heſſiſchen Dienſte zu verlaſſen; Friedrich nahm ihn ſehr erfreut in die ſeinigen auf, und ernannte ihn 1773 zum wirklichen Staatsminiſter und Oberberghauptmann. Er bewies ihm unbegränztes

Ver-

und den Freiherrn von Heinitz aus Sachſen [11]), denen er die obere Leitung des Bergwerks- und Salzweſens mit großem Vertrauen übergab. Erſterem, der erſt in hohem Alter in preußiſchen Dienſt trat, blieb nicht die Zeit, das Gute zu bewirken, was er vor-

Vertrauen und ſchrieb ihm ausdrücklich: „Da er von „dieſen Angelegenheiten keine ſonderliche Kenntniß habe, „ſo überlaſſe er es ihm ganz, dieſelben nach ſeiner beſten „Beurtheilung zu reguliren.“ Waitz ſtarb 1776.

11) Freiherr von Heinitz war 1725 in Sachſen geboren. Ein talentvoller, durch gründliches Studium aller Naturwiſſenſchaften, auch durch Reiſen in Schweden, Ungarn und andern Landen ſehr ausgebildeter Mann; von edlem Charakter, der alles Gute eifrigſt beförderte. Er war zuerſt in ſächſiſchen, dann in braunſchweigiſchen Dienſten Vice-Berghauptmann zu Clausthal, wo er während der ſchwierigen Zeit des ſiebenjährigen Krieges zur Erhaltung des Harzes wichtige Dienſte leiſtete. 1776 kam er nach Berlin und wurde von Friedrich als Staatsminiſter und Chef des Berg- und Hütten-Departements angeſtellt. Das preußiſche Bergbauweſen verdankte Heinitz bald eine ſehr verbeſſerte Einrichtung. Wir können hierfür das Zeugniß eines gewiß unpartheiiſchen Kenners anführen. Wie während der letztern Kriege der ganze Harz unter franzöſiſche Gewalt gekommen war, urtheilte der ſehr unterrichtete General-Direktor Villefoſſe, nachdem er alle Bergwerke des Harzes auf das Genaueſte unterſucht hatte, daß keine derſelben nach beſſern Grundſätzen verwaltet wären, als die preußiſchen. Dies war Heinitzens Werk, der ſeine ruhmwürdigen Bemühungen auch noch unter Friedrichs II Nachfolgern fortgeſetzt hat, und 1802 geſtorben iſt.

vorhatte; aber dem leztern verdankt der preußische Bergbau den blühenden Zustand, durch welchen er sich bald vor dem anderer Länder, in denen er zum Theil schon seit längerer Zeit betrieben war, auszeichnete.

Mit dem Forstwesen war es gleicher Fall. Dessen Verbesserung beschäftigte den König zwar schon gleich beim Anfange seiner Regierung; schon im Jahre 1740 wurden einige wichtige Verbesserungen gemacht, aber nachher wurde die Sache gewissermaaßen vergessen, und erst nach dem siebenjährigen Kriege konnte diesem Fache die nöthige Aufmerksamkeit gewidmet werden, welche bis zu den lezten Regierungsjahren Friedrichs durch wichtige Verbesserungen bewiesen wurde *).

Eine ganz vorzüglich angelegene Sorge war es dem Könige, den Preis derjenigen Lebensmittel, die zum Unterhalt des arbeitenden Volks vorzüglich dienen, immer in einem solchen Gleichgewicht zu erhalten, daß gänzlicher Mangel und dadurch Hunger und böse Krankheiten von seinen Landen abgehalten würden, von der andern Seite aber, daß diese Preise auch nie so tief herabsänken, um den Erbauern der für den Unterhalt nothwendigen Früchte nicht zureichenden Ersatz der angewandten Mühe und Kosten, und dadurch Ermunterung zu Fortsezung ihrer Arbeit zu

*) Interessante Nachrichten hierüber findet man in einer lehrreichen Zeitschrift: „Annalen der Forst- und Jagdkunde. Marburg und Cassel 1816, im 2ten Bde."

gewähren. Friedrich hielt mit Recht das Lezte für ein eben so großes Uebel, wie das Erste, und er hat bey sehr wohlfeilen Preisen auch wol die Einfuhr fremden Getreides verboten. Natürlich ist dieses nur in sehr seltnen Fällen und auf ganz kurze Zeit nöthig geworden, weil Niemand Getreide nach einem Lande fahren wird, wo dasselbe im Ueberfluß und daher im niedrigen Preise ist. Oefterer wurde es nöthig, dem zu hohen Steigen der Preise und dessen verderblichen Folgen zu wehren. Die Mittel, welche Friedrich in dieser Absicht anwandte, waren Fruchtsperre und Magazine. Sobald die Preise über das Gewöhnliche hinauf zu steigen schienen, und die Meinung von bevorstehendem Mangel sich im Publikum verbreitete und festsezte, wurde die Ausfuhr des Getreides aus dem Lande bey strenger Strafe verboten, und alle Ausgänge an den Gränzen waren mit Zollbedienten, auch wol mit Militair besezt, um jedes heimliche Hinausbringen des Getreides zu verhindern. Die seit Friedrichs Zeit und zum Theil noch während derselben angestellten umständlichen Untersuchungen scharfsinniger Beobachter, noch mehr harte Erfahrungen, haben endlich zu der Ueberzeugung geführt, daß, ganz außerordentliche Umstände ausgenommen, dieses Mittel nicht das rechte sey, weil die Fruchtsperre nur in höchst seltenen Fällen, und immer nur

auf

auf ſehr kurze Zeit, dem Uebel wehren und hohe Preiſe herunter bringen könne, dagegen ſie dies in der Regel nicht bewirke, vielmehr in ſehr vielen Fällen die Preiſe noch mehr in die Höhe bringe, weil durch die Sperre die Meinung von wirklich vorhandenem Mangel des Getreides oft erſt hervorgebracht, allemal aber durch dieſelbe befeſtiget wird, dieſe Meinung aber alles wirklich vorhandene Getreide zurückhält, da der einländiſche Eigenthümer zum Verkauf noch immer theurere Preiſe abwartet, aus dem Auslande aber gewiß nicht in ein Land Getreide gebracht wird, aus welchem daſſelbe wieder auszuführen nicht erlaubt iſt. Dieſen Erfolg haben auch die von Friedrich verfügten Fruchtſperren gehabt; auch hat er dieſelben nie in allen ſeinen Staaten zugleich und nie auf ſehr lange Zeit verordnet. Aber daß es doch zuweilen geſchahe, und man nie wußte, wann es geſchehen werde, daß der Wechſel der Fruchtpreiſe von der Regierung mit einer ihre Beſorgniſſe andeutenden Aufmerkſamkeit beobachtet, daß die vorhandenen Vorräthe öfters genau unterſucht und aufgezeichnet, auch den Eigenthümern die Aufbewahrung eines Theils ſolchen Vorraths zur Pflicht gemacht wurde, — dies Alles hatte üble Folgen, und brachte oft in das Steigen und Fallen der Getreidepreiſe eine unnatürliche und ſehr ſchädliche Verwirrung.

Ein

Ein weit angemeßneres und wirksames Mittel, um Mangel und Hungersnoth von seinen Landen abzuhalten, bestand in der Anlage großer Magazine, für welche Friedrich, so oft die Preise sehr geringe standen, sowohl im eigenen Lande, als in dem nahen und fernen Auslande ansehnliche Vorräthe ankaufte, die er, so lange die wohlfeile Zeit dauerte, aufbewahren, sobald aber die Preise merklich zu steigen anfingen, und die Meinung von bevorstehendem Mangel sich verbreitete, für einen billigen Preis verkaufen ließ. Hierdurch wehrte er in wohlfeiler Zeit dem zu tiefen Sinken, und in theurer Zeit dem zu hohen Steigen der Getreidepreise. Einige dieser Magazine waren allein für die Armee bestimmt, um theils bey entstehendem Kriege wegen der Lebensmittel nicht gleich anfangs in Verlegenheit zu kommen, theils in Friedenszeit den Soldaten immer das Brod für einen Preis zu liefern, der mit seinem Solde im Verhältniß stand.

Neben diesen Militair-Magazinen waren die Land-Magazine, welche nur dann geöffnet wurden, wenn die Getreidepreise zu einer beträchtlichen, die gewöhnliche überschreitenden Höhe gestiegen waren. Die bedürfenden Unterthanen erhielten dann für einen etwas geringern, als den Marktpreis, nicht nur das Brod-

Brodkorn, ſondern auch dasjenige Korn, was ſie zur Saat nöthig hatten, damit ſie ihre Wirthſchaft möglichſt im Gange erhalten konnten. Um aber zu erreichen, daß die geſammelten Vorräthe wirklich nur dem wahren Bedürfniß der Unterthanen zu Gute kämen, nicht aber von der Gewinnſucht genutzt werden möchten, um das Eingekaufte wieder theurer zu verkaufen, waren bey dem Magazinverkauf einige beſchränkende Einrichtungen unumgänglich nöthig; ſo mußte z. B. das Bedürfniß eines Unterthan, der kaufen wollte, von der Obrigkeit beſcheinigt, und die Größe und Dauer des Bedürfniſſes nach vorgängiger Unterſuchung nachgewieſen werden. Damit auch nicht die für des Landes Nothdurft geſammelten Vorräthe demſelben entzogen und ins Ausland verführt werden könnten, war mit Eröffnung der Magazine Sperre aller Ausfuhr allemal verbunden, und man fand dieſes unumgänglich nöthig, weil keine Vorſicht die Unterſchleiſe bey dem Verkauf an nur angeblich, nicht wirklich bedürftige Unterthanen ganz verhindern konnte. Ueber Alles dieſes beſtanden zweckmäßige ſehr beſtimmte Einrichtungen, und durch alle dieſe Mittel wurde bewirkt, daß unter Friedrichs Regierung die preußiſchen Lande nie durch Hungersnoth, auch nur ſelten durch ſehr hohe Preiſe gelitten haben. Dies iſt gewiß ein großer Ruhm während eines ſo

lan-

langen Zeitraums! Wir zweifeln ſehr, daß derſelbe, wie Einige geglaubt haben, durch eine ganz unbeſchränkte Freiheit des Getreidehandels eben ſo ſicher erreicht ſeyn würde, wenigſtens ſo lange nicht in allen andern Landen eine gleiche beſtanden hätte.

Friedrich hat einen Zeitpunkt erlebt, während deſſen faſt in ganz Deutſchland, auch in einigen benachbarten Landen, der Mangel an den nothwendigſten Nahrungsmitteln zu einer Höhe geſtiegen war, von welcher die neuere Geſchichte wenig ähnliche Beiſpiele kennt. Auch die fruchtbarſten Lande litten durch Hungersnoth auf eine wirklich furchtbare Art, und die Errichtung von Friedrichs Magazinen zeigte ſich damals in ihrer ganzen Wohlthätigkeit. In den der Theurung zunächſt vorhergehenden beiden Jahren, da nach überaus ergiebigen Erndten die Preiſe ganz ungemein gefallen waren, und faſt keine Regierung an das Aufhäufen und Verwahren des Ueberfluſſes dachte, ließ Friedrich, ſowohl in ſeinen Landen, als in dem nahen und fernen Auslande, die vorhandenen großen Vorräthe aufkaufen, und ſobald die Theurung eingetreten war, ließ er die Magazine öffnen und das Getreide zu billigen Preiſen verkaufen, die dennoch den beim Einkauf gemachten Aufwand reichlich erſezten, und immer neues Anfüllen der Magazine

1771 1772

1769 1770

gazine faſt ohne neue Koſten möglich machten. Dieſe weiſe Vorſicht und ihre ſo glücklichen Folgen fiel Allen in die Augen und wirkte Bewunderung; ſie gab Vielen zuerſt die Idee, daß eben der König von Preußen, den man bisher als großen Feldherrn bewundert hatte, auch ein Regent von ungemeiner Weisheit ſey [12]). Während in den von Natur fruchtbarſten Landen Tauſende des furchtbarſten Hungertodes ſtarben, und eben ſo Viele an böſen Krankheiten, den unvermeidlichen Folgen kärglicher und ſchlechter Nahrungsmittel, erlagen, waren im Preuſſiſchen die Getreidepreiſe mäßig, und, wenn gleich das Gewöhnliche überſteigend, doch auch dem dürftigen Manne noch erſchwingbar; kein Menſch in Preuſſen iſt durch Hunger oder deſſen Folgen umgekommen. Ein Ruhm, den, wenigſtens in dieſem Grade, kaum noch ein anderes deutſches Land damals erworben hat [13]).

Wenn

12) Nicolai erzählt (S. Anekdoten 1. Vorrede Seite 15), daß es ihm ſelbſt ſo ergangen ſey.

13) Ein würdiger Zeitgenoſſe Friedrichs, der weiſe Regent eines der kleinſten deutſchen Lande, Fürſt Johann Friedrich Alexander von Neuwied (nach mehr als funfzigjähriger rühmlicher Regierung 1791 geſtorben), iſt, ſo viel wir wiſſen, der einzige, nebſt Friedrich, dem es gelang, auch von den Seinigen die Hun-

Wenn gleich Friedrich, wie billig, zunächst und vorzüglich für die Bedürfnisse der eignen Unterthanen sorgte, und, wenn er den Zweck seiner mit Sorge und großem Aufwande gefüllten Magazine erreichen wollte, deshalb nothwendig die Ausfuhr sperren mußte; so dachte er doch zu menschlich, um nicht auch in fremden Landen das Elend, so viel er irgend vermogte, zu mindern. Er that dieses wirklich und wurde der Wohlthäter und Erhalter auch seiner Nachbaren. Vorzüglich erfuhr das durch die Theurung heftig

Hungersnoth ganz abzuwenden. Er ging dabey einen andern Weg, als der König. Die zeitige Anlage großer Magazine war ihm bey seinen Umständen nicht möglich gewesen, und dieselbe würde auch, ohne zugleich verfügte Fruchtsperre, seinen Unterthanen nicht einmal zu Gute gekommen seyn, und eine solche Maaßregel wollte er nicht. Dieser Fürst wagte es dagegen, im Widerspruch mit den damals überall befolgten Grundsätzen, eine ganz unbeschränkte Freiheit des Getreidehandels zu gestatten. Längs des ganzen Rheinstroms herrschte überall strengste Sperre, und überall war Theurung und Hungersnoth; nur in Neuwied konnte Jeder Getreide einführen und nach Gutdünken verkaufen, oder es niederlegen, und wenn und wohin er wollte, wieder wegführen. Dieses hatte die Folge, daß in Neuwied immer Getreide im Ueberfluß, und der Preis desselben, in Verhältniß mit andern Landen, mäßig war. Das Beispiel dieses weisen Fürsten erregte Aufmerksamkeit und Nachfolge, und hat sehr beigetragen, der Hungersnoth im westlichen Deutschland zu steuern.

heftig angegriffene Churſachſen [14]) ſeine kräftige Hülfe; er überließ dieſem Lande bedeutende Vorräthe für höchſt billige Preiſe, und das in Stettin von Sachſen angekaufte Getreide ließ er auf der Elbe durch ſein Land durchführen, ohne von demſelben einigen Zoll zu erheben. Viele Sachſen und andere Fremde der Nachbarſchaft retteten ſich damals ins Preußiſche, um dem Hungertode zu entgehen. Der König befahl ausdrücklich, daß auch dieſe, wenn ſie gleich nicht verhehlten, in ſeinem Lande nicht beſtändig bleiben zu wollen, aus den Magazinen zu gleichen Preiſen, wie die Unterthanen, ſollten kaufen können. Noch mehr, die ganz Dürftigen unter ihnen wurden von den Wohlthätigkeits-Anſtalten, den einheimiſchen Armen völlig gleich, unterſtüzt. Das Armendirektorium in Berlin ſahe durch die gar zu große Noth, vorzüglich durch die Menge der Hülfe ſuchenden Fremden, ſich gedrungen, ein Kapital von 63,000 Thaler aufzunehmen, und der König, obgleich es ihm nicht vor-

14) Man hat behauptet, daß in den Jahren 1771 und 1772 Sachſen durch Hungersnoth und deren Folgen, böſe Seuchen, 150,000 Menſchen verloren habe, und in eben dieſem Lande war in den nächſt vorhergegangenen Jahren die Erndte ſo ergiebig geweſen, daß man ihren Ertrag an manchen Orten nicht einmal eingebracht, ſondern ihn auf dem Felde hatte verderben laſſen.

vorher angezeigt war, übernahm, sobald er es erfuhr, diese Schuld, und bezahlte sie nach wenigen Jahren. Wir erzählen diese Thatsache nach einem glaubwürdigen Zeitgenossen 15), und haben überhaupt gern Friedrichs Handlungsart bey diesem Anlaß bemerklich gemacht, die wenig bekannt geworden, aber vielleicht zu den edelsten seiner Regierung gehört.

So wie Friedrich bemüht war, die natürlichen Produktionen aller Art in seinen Landen zu vermehren, so war es ihm nicht minder angelegen, auch die künstlichen auf den möglichsten Grad von Vollkommenheit zu bringen. Sein Wunsch war, daß Alles, was für Nahrung, Kleidung und für jede Art von Genuß und Bequemlichkeit seiner Unterthanen Bedürfniß seyn konnte, im Lande hervorgebracht werde, und durch dessen Erzielung Menschen beschäftiget und genährt würden. Er wollte noch mehr, nämlich daß in seinem Lande ein Ueberschuß über das einheimische Bedürfniß erzielt, dieser dem Auslande überlassen, und dafür theils Alles, was sein Land von fremden Erzeugnissen nicht entbehren konnte, theils die rohen Stoffe seiner künstlichen Industrie eingetauscht würden, überdem aber noch fremdes Geld in sein Land gezo-

15) S. Nicolai Beschreibung von Berlin II. p. 643.

gezogen werde. Er wünschte lezteres möglichst unabhängig in Absicht aller seiner Bedürfnisse von fremden Landen zu machen, dagegen diese in Abhängigkeit von dem seinen zu erhalten, und die Zahl und Wohlhabenheit seiner Unterthanen dadurch zu vermehren, daß er ihrem Fleiße einen erweiterten Kreis auch für fremde Bedürfnisse zu arbeiten verschaffte. Die Mittel, welche der König anwandte, um diese Zwecke zu erreichen, waren folgende.

Erstlich, er suchte seine Unterthanen auf alle Weise, besonders durch Belohnungen, Freiheiten und Vorschüsse zu ermuntern, um in jeder Art von Industrie den Ausländern völlig gleich zu kommen, und wo möglich sie noch zu übertreffen. Jeder Vorschlag, eine neue Art von Fabrik anzulegen, oder eine schon vorhandene zu vervollkommnen, war ihm höchst willkommen, und er war immer bereit, sie auf das Kräftigste, oft durch Aufwendung großer Summen, zu unterstützen. Auch Monopole, wodurch Einzelne das Recht erhielten, eine gewisse Art von Sachen allein zu verfertigen, oder ausschließlich mit denselben zu handeln, wurden immer gern denen bewilliget, welche einigermaßen glaubhaft machten, daß nur bey einem solchen Vorrechte es möglich sey, mit einer gewissen Art von Industrie gegen fremde Concurrenz

fortzukommen, oder welche auch für die Bewilligung ſolcher Vorrechte ſich zu gewiſſen Abgaben verſtanden. Viele erhielten ſehr anſehnliche Summen, oder bedeutende Geldvorſchüſſe ohne Zinſen zu neuen Anlagen, Andere die rohen Stoffe, welche ſie verarbeiten wollten, ganz umſonſt, oder für geringen Preis. Weitläuftige Manufaktur-Häuſer wurden auf des Königs Koſten gebaut und den Unterthanen geſchenkt; durch vielfache Prämien wurde der Fleiß jeder Art ermuntert, und kein Vorſchub zur Erweckung nützlicher Arbeitſamkeit wurde geſpart [16]). Einige Fabriken unternahm der König ſelbſt für eigene Rechnung und wandte an dieſelben beträchtliche Summen.

Zweitens, um den Produkten der Landesindüſtrie einen unverkürzten Abſatz zu ſichern, verbot der König die Einfuhr fremder Fabrikate entweder ganz, oder belegte ſie mit hohen Abgaben. Wo es irgend thunlich war, wurde auch ſogar die Durchfuhr der Fabrikate fremder Lande entweder ganz unterſagt, oder mittelſt hoher Abgaben möglichſt erſchwert.

Auf

16) Der Sitz der wichtigſten Fabriken war die Hauptſtadt. Um ſich von dem, was Friedrich für dieſelbe gethan, einigen Begriff zu machen, ſehe man deshalb Nicolai Beſchreibung von Berlin Th. II. S. 502 f. nach.

Auf der Anwendung dieſer beiden Grundſätze beruhen faſt alle Verordnungen, die Friedrich zur Aufnahme der künſtlichen Induſtrie ſeiner Unterthanen erlaſſen hat; dieſe Grundſätze ſind aber, wenigſtens wenn ſie mit der Strenge und in der Ausdehnung, die Friedrich wollte, durchgeführt werden, wider die Natur, welche nicht will, daß Ein Land ſich von allen andern unabhänzig mache, ſondern daß alle durch gegenſeitige Befriedigung ihrer Bedürfniſſe und Austauſch ihrer Produktionen in freundliche Verhältniſſe mit einander gebracht werden. Dieſer Abſicht kann nicht ohne Nachtheil entgegen gehandelt werden, und Friedrich hat dadurch, daß er es verſuchte, ſeinen Landen einen unermeßlichen Schaden zugefügt. Nur wenige Familien, durch Privilegien begünſtigt, wurden unverhältnißmäßig bereichert, aber die bey weitem größere Zahl der Unterthanen wurde in der Freiheit ihrer Handlungen merklich eingeengt, ihr Genuß und ihre Zufriedenheit wurden ſehr vermindert, und Fremde, an ſolche Beſchränkungen nicht gewöhnt, faßten gegen die preußiſchen Lande einen Widerwillen, den alle anderweitigen guten Einrichtungen in denſelben nicht überwiegen konnten.

Friedrich entſagte, um dieſen Grundſätzen gemäß zu handeln, allen wichtigen Vortheilen, welche

die Natur ihm durch die Lage ſeiner Lande anbot. Zwey Meere, welche dieſelben beſpülten, und zwar das eine, die Oſtſee, längs einer weit ausgedehnten Küſte, große und kleine Flüſſe, welche dieſe Lande in allen Richtungen durchſtrömten, und welche durch mit Einſicht angelegte Kanäle noch mehr mit einander verbunden waren, machten die preußiſchen Lande fähig, der Sitz eines blühenden und die Unterthanen bereichernden Handels zu werden. Aber Friedrich wies dieſen Handel gefliſſentlich zurück. Die hohen Abgaben, welche fremde Waaren, wenn ſie in die preußiſchen Lande kamen, oder auch ſogar, wenn ſie nur durchgeführt wurden, zahlen mußten, noch mehr, die mannichfachen Plackereyen und Aufenthalte, denen ſie bey der Unterſuchung durch die Zollbedienten ausgeſezt waren, hielten die Fuhrleute und Schiffer von den preußiſchen Gränzen zurück. Man ſchlug alle Wege ein, um den preußiſchen Boden nicht zu berühren, man zog einen weitern und koſtbarern Weg zu Lande, der um das Preußiſche herumführte, der kürzern und wohlfeilern Waſſerfahrt durch daſſelbe vor, weil leztere durch die vielen Zölle vertheuert und läſtig gemacht war.

So wurde der Zweck, der bezielt war, nicht erreicht, der preußiſche Staat beraubte ſich ſelbſt aller Vor-

Vortheile, die er durch den Handel hätte haben können, und dieſer Verluſt wurde durch Nichts erſezt. Die Ausſchließung aller Produkte fremder Indüſtrie zwang die Unterthanen, ſich mit den einheimiſchen ungleich ſchlechtern zu befriedigen, und dieſe viel theurer zu bezahlen, oder die fremden beſſern, durch einen Redlichkeit und gute Sitte verderbenden Schleichhandel, ſich zu verſchaffen.

Der Hauptgrund, den man für eine ſolche gewaltſame Begünſtigung des Fabriken-Syſtems mit Aufopferung ſo vieler andern Vortheile anführen kann, und gewiß auch derjenige Grund, welcher den König zu dem feſten Beharren bey dieſen Grundſätzen beſtimmte, war die Meinung, daß durch Fabriken am ſichersten die Bevölkerung vermehrt werde. Dies, ſagte man, iſt wichtiger als alles Andere, denn Menſchen bedarf der preußiſche Staat, um ſich in der Stellung zu behaupten, die er nun einmal in Europa einnimmt. Aber eine unpartheiiſche Erwägung führt zu der Ueberzeugung, daß dieſer Grund nicht auf Wahrheit beruhet. Allerdings bringen die Fabriken viele Menſchen ins Land, unterhalten ſie auch wol eine Zeitlang in demſelben, aber was für Menſchen? Dem größern Theile nach keine andere, als höchſt dürftige, welche ſich mit den ärmlichſten Nah-

rungsmitteln aus Noth behelfen, durch welche ſie keine Kräfte gewinnen, um tüchtige Vertheidiger des Vaterlandes zu werden, für welches ihre kümmerliche Lage ihnen auch nicht Zuneigung und Anhänglichkeit einflößen kann, wie dieſes bey dem Landbau der Fall iſt, der auch der unterſten Klaſſe der Arbeiter eine zurichende und geſunde Nahrung verſchafft, und daher einen Stamm geſunder und kräftiger Menſchen liefert, auf welche zur Zeit der Noth gerechnet werden kann. Nicht ſo die Fabrikarbeiten, welche zum Theil von Weibern und Kindern beſorgt werden, und auch den Männern nicht Kraft und Ausdauer geben [27]).

Die Vermehrung der Bevölkerung durch Fabriken iſt auch ihrer Natur nach höchſt unſicher, denn das Bedürfniß, für welches die meiſten Fabriken arbeiten, iſt ſelten von einer ſich lange Zeit gleich bleibenden Art; der kleinſte Umſtand kann hierin eine höchſt unerwartete und nachtheilige Veränderung hervor-

27) Im Preußiſchen fiel der Vortheil, den die Vermehrung der Bevölkerung durch die Fabriken zum Beſten des Heers haben konnte, auch ſchon um deßhalb weg, weil die Diſtrikte, wo vorzüglich Fabriken waren, damit dieſe ſich nicht wegzögen, meiſtens, wie bereits bemerkt iſt, von der Militairverpflichtung hatten befreyt werden müſſen.

vorbringen. Eine Art von Waare, welche bisher vorzüglich aus Einem Lande bezogen wurde, darf nur von irgend einem andern in etwas größerer Vollkommenheit, oder für billigern Preis angeboten werden, und sofort ist der Absatz, den das andere Land bisher hatte, bedeutend vermindert, vielleicht ganz vernichtet. Auch politische Verhältnisse, Launen, Moden und Einbildungen der Menschen haben hierauf oft mannichfachen, von keiner Vorsicht vorauszusehenden, oder zu hindernden Einfluß. Doch auch hiervon unabhängig sehen wir, aus ganz natürlichen Ursachen, die Fabriken in einem immerwährenden Zuge aus einem Lande ins andere. Denn ist eine Art von Fabriken in einer gewissen Gegend seit geraumer Zeit betrieben, so ist die natürliche Folge, daß auch die gemeinen Arbeiter allmählig zu einiger größern Wohlhabenheit, und dadurch zu einigen Veränderungen und zu größerm Aufwande in ihrer Lebensart emporgehoben werden, hiedurch aber sich veranlaßt sehen, den Arbeitslohn um etwas zu erhöhen, oder, wenn sie dieses nicht erhalten können, zu andern Gewerben und zum Landbau, der grade durch die allgemein zugenommene Wohlhabenheit aller, die ihn betreiben, größern Gewinn verspricht, überzugehen. Dies macht die Arbeiter seltner, die Waare theurer, und es wird dann nicht lange an Menschen fehlen, welche dieses be-

merken, und sofort ähnliche Fabriken in Gegenden anlegen, wo noch bestehende größere Armuth den Arbeitslohn niedriger hält, und also die Waare für wohlfeilern Preis geliefert werden kann. Diese Ursach allein hat oft in einer gewissen Gegend einen plötzlichen Verfall vorher blühender Fabriken hervorgebracht. Eine weise Regierung, welche auf solche Umstände, die aber oft übersehen werden, aufmerksam ist, kann zwar zuweilen etwas thun, um einen solchen Verfall wenigstens aufzuhalten, und den bösen Folgen zu wehren, welche unvermeidlich sind, wenn der Verfall gar zu plötzlich eintritt, es gelingt ihr vielleicht auch, den Abgang einer Art von Jndüstrie durch eine andere zu ersetzen; aber solche Aufmerksamkeit der Regierungen ist selten, und ihr Erfolg ungewiß. Immer bleibt es eine durch die Erfahrung aller Lande und Zeiten bewährte Wahrheit, daß Wohlstand und Reichthum, und mit ihnen auch die Bevölkerung durch Fabriken nur unsicher begründet werden können, um so unsicherer, je mehr die Fabriken durch künstliche Mittel hervorgebracht sind, und durch sie erhalten werden müssen.

Friedrich hat diese Ansichten nie gehabt, wenigstens sie sich nicht deutlich gemacht, und er hat daher durch sie in seinem rastlosen Eifer sich nicht irren las-

sen,

ſen, alle Arten von Fabriken, die zu verarbeitenden rohen Stoffe mochten nun in der Nähe zu finden ſeyn, oder aus weiter Ferne geholt werden müſſen, neu zu ſchaffen, oder ſie zu höherer Vollkommenheit zu bringen. Es hat ihn dieſes bedeutende Summen gekoſtet, die, wenn ſie auf den Landbau gewendet, oder noch beſſer, wenn ſie in den Händen der Unterthanen, die ſie durch Abgaben hergeben mußten, geblieben wären, ſich für Wohlſtand und Reichthum, alſo auch für die Bevölkerung des Landes, ungleich ergiebiger bewieſen haben würden. Bemerkenswerth iſt es, daß ein Umſtand, der ſeinem Beobachtungsgeiſte zu nahe lag, um demſelben ganz entgehen zu können, den König nie hierauf aufmerkſam gemacht, und ihn nicht auf andere Grundſätze gebracht hat. Der Umſtand, den wir meinen, iſt, daß offenbar gerade diejenigen Fabriken, welche in den preußiſchen Landen von alten Zeiten her am beſten fortkamen, die Volksmenge am meiſten beförderten und fremdes Geld zuführten, durchaus keine Unterſtützung vom Staate erhalten hatten, und dennoch, ohngeachtet mancher Beſchränkungen, immer blühend geblieben waren. Dies waren die Leinwand-Fabriken in Schleſien und in Weſtphalen, die metalliſchen in leztern Provinzen, und die Wollen-Manufakturen in der Mark, in Magdeburg und Schleſien. Dieſe

erhiel-

erhielten keine Unterſtützung, keine Prämien oder ſonſt irgend einen Vorzug, überall keine Aufmunterung, ſie verlangten dieſelbe auch nicht, ſondern waren zufrieden, wenn die Regierung ſich nur nicht um ſie bekümmerte, und ihrer Thätigkeit nur nicht einengende Schranken ſezte, wie dieſes z. B. mit den weſtphäliſchen Fabriken wirklich der Fall war, welchen, gleich fremden, der Eingang in die Provinzen über der Weſer entweder ganz unterſagt, oder durch hohe Abgaben erſchwert war. Die Fabriken dagegen, welche den Staat unermeßliche Summen koſteten, und den König nöthigten, ſeine Unterthanen drückendem Zwange zu unterwerfen, die Seidenfabriken nämlich, die Zuckerſiedereyen, die Tabacksfabriken und andere, brachten bey weitem nicht einmal den eigenen Bedarf, und noch weniger Ueberſchuß hervor, der ins Ausland hätte abgeſezt werden können. Die Unternehmer, troz aller Unterſtützung die ſie erhielten, und aller Vorrechte durch die ſie begünſtiget wurden, konnten oft nicht beſtehen, und der König mußte einige dieſer Fabriken, um ihrem gänzlichen Verfalle vorzukommen, für eigne Rechnung unternehmen, andere erhielten ſich blos durch den großen Gebrauch, den der König ſelbſt von ihren Produkten machte. Dies war der Fall mit den feinen Tuchfabriken, die ſchon König Friedrich Wilhelm I angelegt hatte.

hatte. Sie wurden nachher zwar an Privatunternehmer gegen eine bedeutende jährliche Recognition überlassen, behielten aber doch immer die Natur landesherrlicher Fabriken. Diese, welche den zu verarbeitenden Stoff so weit herholen mußten, hatten mit mannichfachen Schwierigkeiten zu kämpfen, und würden die Concurrenz mit fremden ähnlichen Fabriken nie ausgehalten haben, hätten sie sich nicht dadurch erhalten, daß ihnen der Absatz aller Officier-Tücher für die ganze Armee ausschließlich gesichert war. Natürlich durften diese gezwungenen Abnehmer über Mangel an Güte, oder zu hohen Preis der gelieferten Waare nie klagen. Die Gold- und Silbermanufaktur war dem Potsdammer großen Waisenhause als Eigenthum übertragen, und ihre Produkte genossen aus diesem Grunde auch alle Vorrechte einer milden Stiftung, welche diese Fabrik selbst dann behielt, als sie einem Privatmanne gegen beträchtliche jährliche Abgabe überlassen war. Die Verfertigung aller Arten von Taback hatte der Staat sich gleichfalls vorbehalten, und diejenigen, welche diese nützliche Pflanze bauten, waren gezwungen, ihren ganzen Ertrag für einen festgesezten geringen Preis zu überlassen, welches den vorher blühenden Tabacksbau natürlich sehr herunterbrachte. Die Zuckersiedereyen waren, unter Bedingung eines gro-

ßen

ßen dafür zu entrichtenden Pachts, einer Privatfamilie ausschließlich überlassen, welche aber nicht im Stande war, mit den auswärtigen Preis zu halten, noch den Bedarf des Landes zu liefern. Mit den Gewehrfabriken war der gleiche Fall; sie erhielten sich aber besser, weil das Bedürfniß der Armee den Absatz der Waare sicherte. Die Pulverfabrik wurde vom Staat selbst betrieben, und die Erzeugung des Salpeters wurde auf eine für die Unterthanen sehr drückende Art erzwungen. Die Porcellanfabrik war, nachdem mehrere Privatpersonen dabey nicht fortkommen können, vom Könige selbst übernommen. Sie war die einzige landesherrliche Fabrik, welche guten Fortgang hatte, und wirklich eine vorzügliche mit der besten fremden wetteifernde Waare lieferte, die auch im Auslande großen Absatz fand, welches Alles der ganz besondern Aufmerksamkeit des Königs (der sich von ihrem fortschreitenden Zustande monatlich Bericht erstatten ließ, und selten auch nur auf kurze Zeit nach Berlin kam, ohne diese Fabrik, die ihm ein angenehmes Spielwerk war, zu sehen), und der vorzüglichen Geschicklichkeit ihrer Vorsteher beigemessen werden muß.

Die allerverderblichste Folge, welche die Absicht Friedrichs, sein Land mit Gewalt zu einem Fabrik-

lande

lande zu machen, hatte, war unſtreitig der höchſt nachtheilige Einfluß, den der deshalb nöthige Zwang auf den ſittlichen Charakter des Volks äußerte. Wenn wir plötzlich gezwungen werden, eine Waare, die wir bisher ganz nach eigenem Gefallen aus der Fremde beziehen konnten, nunmehr von ſchlechterer Beſchaffenheit, oder für theurern Preis im Einlande zu kaufen, ſo iſt natürlich, daß dies höchſt ungern geſchehen werde. Der allem Verbotenen anklebende Reiz kommt hinzu; die fremde Waare ſcheint uns vielleicht beſſer, die einheimiſche ſchlechter, als beide verdienen. Jede Einſchränkung der natürlichen Freiheit, unſern Genuß nach eignem Gefallen einzurichten, empört; der Unterthan kann ſich nicht überzeugen, daß die Regierung dazu berechtiget ſey, und er gewöhnt ſich nicht leicht, Verbote dieſer Art mit gleicher Ehrfurcht, wie andere Geſetze zu betrachten, er iſt vielmehr eifrig bemüht, dem Zwange, wo es irgend thunlich iſt, ſich zu entziehen, und das Verbotne ſich durch Schleichhandel zu verſchaffen. Dies war auch der Fall unter Friedrich, der dagegen, wenn er auf der Beobachtung des Befohlnen halten und ſein Anſehn behaupten wollte, die Uebertreter ſtrenge beſtrafen mußte. Jeder Ausgang des Landes war mit Zollbedienten beſetzt, Jeder, der ins Land trat, oder daſſelbe verließ, wurde als Schleichhändler betrachtet,

tet, und einer mistrauischen, oft unbarmherzigen Durchsuchung seiner Sachen unterworfen. Natürlich konnten die Beamten, welche zu diesen Geschäften gebraucht wurden, nicht aus den gebildetern Menschen von feinem Gefühl gewählt werden. Bey der Menge dieser Leute war der ihnen bestimmte Gehalt nur geringe, und zur Erhaltung einer Familie unzureichend. Aber, um sie zu größerer Aufmerksamkeit zu reizen, war ihnen an den Strafgeldern, die von jedem entdeckten Schleichhandel erlegt werden mußten, ein Antheil bewilligt. Dies hatte die Folge, daß sie der Contrebande überall nachspürten, und dabey oft Grobheit und Härte, sogar Ungerechtigkeit bewiesen. Sie hatten das Recht, die Wohnung jedes Unterthans zu jeder Stunde zu durchsuchen; sie legten dem Schuldlosen Fallstricke, und dieser litt gewöhnlich weit mehr, als der geübte Schleichhändler. Man hat auch behauptet, daß zuweilen Zollbediente sich mit leztern verstanden, und mit ihnen den Vortheil von eingebrachter verbotner Waare getheilt haben. Gewöhnlich aber bestand, besonders an den Gränzen, zwischen den Zollbedienten und den Schleichhändlern ein beständiger Krieg, da leztere den erstern, welche ihnen auspaßten, oft in starken Haufen bewaffnet entgegenzogen. Alles dieses wirkte sehr übel, und gewiß ist, daß durch nichts so sehr, als durch diese Einrichtungen

der

der Charakter der Unterthanen unter Friedrich sittlich verdorben ist. Wortbrüchigkeit, Verrath seiner Bekannten, Lüge und falsche Eidschwüre wurden ganz gemeine Verbrechen, und vor Allem gewöhnte sich das Volk an Uebertretung der Gesetze und offnen Widerstand gegen die Obrigkeit. Dies waren Folgen, welche durch die blühendsten Fabriken, wären sie auch durch solche Zwangseinrichtungen hervorgebracht worden, nicht wieder gut gemacht werden konnten. Was das Uebel in Preußen noch vermehrte, war die langgestreckte Lage der Lande dieses Staats bey geringer Breite. Ueberall war die Gränze nicht fern [28]), wo die Schleichhändler immer eine sichere Zuflucht fanden, und ihre Niederlagen hatten, denen kein Zollbedienter nahen durfte. Noch übler wurde die Sache, wie Friedrich den unglücklichen Gedanken faßte, die Erhebung der Zölle den zu diesem Ende ins Land berufenen französischen Bedienten zu übertragen, denen er theils mehr Gewandtheit, um den Schleichhändlern auf die Spur zu kommen, zutraute, theils auch von ihnen, wegen ihrer geringern Verbindung

28) Man hat behauptet, daß vor der Erwerbung von Westpreußen in allen preußischen Landen keine Stadt von irgend einer Gränze des Auslandes über vier Meilen entfernt gewesen sey.

dung mit den Unterthanen, mehr Strenge in Beobachtung der ertheilten Vorschriften erwartete. Wir werden hierauf, wenn von den Finanzeinrichtungen zu reden ist, noch einmal zurückkommen.

Ueberhaupt hat Friedrich nicht genug Aufmerksamkeit bewiesen, um den sittlichen Charakter seiner Unterthanen zu erhalten und auszubilden. Es scheint nicht, daß ihm die Wichtigkeit hiervon je ganz einleuchtend geworden ist, und er recht eingesehen habe, wie Sittlichkeit eines Volks ungleich mehr werth sey, als dessen äußerer Wohlstand und Reichthum. Zwar hat Friedrich in der besten Art, wie von der Regierung auf den Charakter der Unterthanen gewirkt werden kann, nämlich durch das Beispiel der eignen Handlungen, gewiß weit mehr gethan, als viele andre Regenten. Die große Thätigkeit und Ordnung, die er in Erfüllung seiner eignen Regentenpflichten bewies, die Aufopferung, mit der er dieser Erfüllung ganz, und unter allen Umständen lebte, dies war den Unterthanen allerdings ein großes Beispiel, und die vorzügliche Achtung, die der König bey jeder Gelegenheit wohldenkenden und fleißigen Menschen in jedem Stande bewies, und durch welche er besonders redliche und thätige Staatsdiener auszeichnete, trug sehr viel bey, einen guten Geist unter seinem Volke zu erhal-

halten. Dieſer herrſchte auch wirklich im Allgemeinen. Thätigkeit, Muth, Rechtſchaffenheit, Sparſamkeit und gute Einrichtung des Hausweſens erwarben Achtung; dagegen wurden Verſchwender, ſchlechte Hauswirthe, des Betrugs Verdächtige allgemein verachtet. Weisheit, Kenntniſſe und Sittlichkeit galten in allen Ständen mehr als Reichthum und vornehme Geburt, und die Beſitzer der leztern Vorzüge waren auf dieſelben weniger ſtolz, als in andern Landen, oder, wenn ſie ſtolz waren, wurden ſie verachtet. Mit Recht kann man dieſes Friedrichs Vorgang beimeſſen, der überall den tüchtigen, rechtſchaffenen und kenntnißreichen Mann dem Hochgebohrnen und Reichen vorzog. Aber dieſem guten Einfluſſe ſeines Beiſpiels wirkte eine andre Eigenheit des Königs nachtheilig entgegen. Dieſe beſtand darin, daß er von der Mehrheit der Menſchen und ihrer Moralität einen üblen Begriff hatte, und dieſes oft ſehr deutlich zu erkennen gab. Ohne Zweifel hatte die harte Behandlung, die er in der Jugend erfahren, hierzu den Grund gelegt, und die Bemerkungen, die er als ein aufmerkſamer Regent gemacht, hatten ihn in der Meinung beſtärkt, daß bey den meiſten Menſchen unwürdige Leidenſchaften, beſonders grobe Selbſtſucht, die Haupttriebfedern ihrer Handlungen ſind, und die Klügſten nur ihre Laſter am beſten zu

verbergen wissen. Vorzüglich aber glaubte er, daß bey weitem die meisten Menschen diejenigen Vergehungen und Laster, zu welchen sie durch ihre äußere Lage am meisten versucht werden, auch wirklich an sich haben; erfuhr er also den Stand und das Gewerbe eines Menschen, so war sein Urtheil über denselben, ohne irgend weitere Beweise zu haben, schon fertig, und er war sehr geneigt, besonders wenn er, mit großen Angelegenheiten beschäftiget, zu nähern Untersuchungen nicht Zeit hatte, die Menschen Klassenweise zu beurtheilen und sie nach solchem Urtheil zu behandeln. So waren ihm alle Hofleute eitle, nur mit elenden Kleinigkeiten beschäftigte Menschen, die Gelehrten Pedanten, Guthsbesitzer harte Unterdrücker ihrer Unterthanen, die Geistlichen entweder Dummköpfe, oder Heuchler, die Juristen gewinnsüchtige Rechtsverdreher, die Kammeralisten eigennützige, ihren eignen Vortheil suchende Plusmacher, die Aerzte unwissende Prahler, die Kaufleute Wucherer und Betrüger. Durch solche übereilte Urtheile hat Friedrich manchem würdigen Manne großes Unrecht gethan, auch haben dieselben auf seine Handlungen oft üblen Einfluß gehabt. Die Folgen würden noch nachtheiliger gewesen seyn, wenn der König nicht bey Besetzung der meisten Stellen, wo er sich wohl beschied, die Menschen nicht selbst beurtheilen

zu

zu können, die Vorschläge seiner Ministerien genehmigt hätte. Auch verlangte er wohl, wenn es auf Bestimmung des Schicksals solcher Menschen, die ihm aus irgend einem Grunde wichtig waren, ankam, dieselben, ehe er entschied, vorher zu sehen, da er sich dann oft von dem Ungrunde vorher gefaßter Meinungen überzeugte. Aber dies konnte natürlich nicht in allen Fällen geschehen. Merkwürdig ist, daß Friedrich gegen einen einzigen Stand die Ungerechtigkeit, von der wir reden, nicht begangen hat; dieser war der Militairstand. Es konnte natürlich seiner Beobachtung nicht entgangen seyn, daß auch diesem Stande, so gut wie jedem andern, gewisse Fehler eigenthümlich sind, weil in den äußern Verhältnissen die Veranlassung zur Bildung dieser Fehler am häufigsten vorkommen. Aber der König war nicht geneigt, diese Fehler bey den Einzelnen des Standes, von denen er noch gar nichts wußte, als wirklich vorhanden anzunehmen, sondern er dachte vielmehr von Jedem, der sich freiwillig dem Militair widmete, oder von jedem Officier, der einige Jahre gedient hatte, immer das Beste, und sezte, ohne irgend etwas von ihnen zu wissen, Ehrliebe, Muth und Tapferkeit voraus. Die Ursach hiervon war ohne Zweifel, weil Friedrich den Militairstand, und alle dessen Verhältnisse genauer und anschaulicher kannte,

als dies bey irgend einem andern Stande der Fall war; er wußte alſo, daß die Manchem ſeiner Glieder eigenen Fehler doch bey weitem nicht bey allen ſich finden, oft auch durch Tugenden andrer Art wieder ausgeglichen werden. Gewiß würde er gegen andre Stände die gleiche Gerechtigkeit bewieſen haben, hätte er mit ihnen in ſo nahe und häufige Berührung kommen können, wie mit dem Militair; je beſſer er aber von dieſem im Ganzen dachte, deſto tiefer verachtete er auch diejenigen Einzelnen, bey welchen er Mangel an Ehrgefühl, Feigheit, rohes Betragen gegen die Untergebenen, oder gegen Andere bemerkte. Bey andern Ständen beobachtete er grade das Gegentheil; Vergehungen der Einzelnen fielen ihm hier weniger auf, weil er ſie nach ſeinen allgemeinen Begriffen von dem Stande ſchon vorausgeſezt hatte. Erfuhr er dagegen, daß Jemand den Verſuchungen ſeines Standes oder Gewerbes nicht untergelegen, vielmehr ſtrenge Redlichkeit, Edelmuth und Uneigennützigkeit auch da bewieſen hatte, wo deren Verletzung ſein Vortheil geweſen wäre, und dieſe leicht im Verborgenen hätte geſchehen können; ſo bezeugte er deshalb oft Verwunderung, und ſchien an die Wahrheit ſolcher bewieſenen Tugend kaum glauben zu können. Dies wirkte übel; der Rechtſchaffene fand ſich hierdurch beleidigt und niedergeſchlagen, und der Schlechte be-

beharrete um ſo mehr bey ſeinen Laſtern, da er wußte, daß ſie ihm zugetrauet wurden.

Der größte Vorwurf, der Friedrich in Abſicht der ſittlichen Bildung ſeines Volks gemacht werden kann, iſt unſtreitig der, daß er für die Erziehung der Jugend ſo wenig gethan hat. Daß dieſe, und gute Unterrichts-Anſtalten von höchſter Wichtigkeit ſind, und die aufmerkſamſte Beförderung der Regierung verdienen, darüber hat Friedrich, ſowohl in ſeinen Verordnungen, als in Schriften und Briefen ſich mit ſolcher Stärke und ſolchem Nachdruck erklärt, daß man an ſeiner Ueberzeugung von dieſer Wahrheit nicht zweifeln kann, aber er hat dieſer Ueberzeugung nicht gemäß gehandelt. Die Schulen, beſonders die für den Landmann beſtimmten, waren von der ſchlechteſten Beſchaffenheit, und der König hat äußerſt wenig, eigentlich gar nichts, für ſie gethan. Dieſer Widerſpruch läßt ſich wiederum nur daraus erklären, daß die geführten Kriege, die ſtete faſt alle ſeine Zeit wegnehmende Beſchäftigung mit äußerer Politik, und mit der Ausbildung der Armee, ihm für dieſen wichtigen Gegenſtand gar keine Zeit übrig ließen, auch nahmen andre Dinge von den Einkünften des Staats ſo viel weg, daß bey aller Sparſamkeit nicht ſo viel übrig zu bleiben ſchien, als nöthig war, um die Schulen gründlich zu verbeſſern.

Die Haupturſache des ſchlechten Zuſtandes der Landſchulen, wie auch der niedern Schulen in den Städten, war unſtreitig, weil die Lehrerſtellen meiſtens mit zu dieſem Beruf gar nicht gebildeten, höchſt unwiſſenden, ſogar unmoraliſchen Menſchen beſezt waren, und dieſes konnte nicht anders ſeyn, weil ſolche Stellen kaum das nothdürftigſte Auskommen, eben deshalb auch keine äußere Achtung gaben. Viele Landſchullehrer mußten von irgend einem andern Gewerbe leben; ſie waren Hirten, Leinweber, Schneider oder dergleichen, und das Schulhalten war ihnen dabey nur ein kleiner Nebenverdienſt, dem ſie die wenige Zeit und erſchöpften Kräfte widmeten, welche vom Hauptgewerbe übrig blieben. Viele Schullehrer erhielten von der Gemeinde entweder einen ſehr geringen fixen Gehalt, nebſt einigen Naturalien, und einer äußerſt ſchlechten Wohnung, oder ſie waren auf das Schulgeld angewieſen, das die meiſten Eltern unwillig und unordentlich zahlten. An einigen Orten war dem Schulmeiſter abwechſelnd bey den wohlhabendſten Bauern der Tiſch und die Wohnung angewieſen. Die Art, wie ſie ihren Unterricht ertheilten, war meiſtens ihnen ſelbſt überlaſſen, und ſie ſtanden hierbey nur unter einiger Aufſicht der Prediger, welche meiſtens ſelbſt nicht die nöthigen Kenntniſſe hatten, oder doch dieſen ihnen läſtigſten Theil ihrer

ihrer Geſchäfte ſehr nachläßig beſorgten. An vielen Orten wurde während des Sommers, weil die Eltern ihre Kinder bey der Feldarbeit gebrauchten, gar keine Schule gehalten, und für den Winter wurde derjenige Mann miethweiſe angenommen, der zur Nothdurft leſen und ſchreiben konnte, und das Schulhalten für den wohlfeilſten Preis, meiſtens für einige Thaler, übernahm [19]). In ſo dürftiger Lage konnten ſolche Schullehrer weder bey den Eltern, noch bey der Jugend Achtung gewinnen, und ohne dieſe natürlich nichts wirken. Friedrich kannte dieſen elenden Zuſtand, aber natürlich war ihm derſelbe nie ſo deutlich und lebhaft geworden, um auf deſſen Verbeſſe-

19) Daß dieſe höchſt elende Einrichtung noch jezt in einigen Gegenden beſtehe, ſehen wir wahrlich mit Erſtaunen ſo eben aus der Schrift eines edeln, von Eifer für das Gute durchdrungenen Geſchäftsmanns: Ueber die gegenwärtigen Verhältniſſe des chriſtlich-evangeliſchen Kirchenweſens in Deutſchland, beſonders in Beziehung auf den preußiſchen Staat, von dem Oberpräſidenten der Provinz Sachſen, Freiherrn von Bülow. Magdeburg 1818. S. 118. Wir führen dieſe treffliche Schrift, welche dem wirklich vorhandenen Guten unſrer Zeit volle Gerechtigkeit widerfahren läßt, nöthige Reformen mit Ruhe und Mäßigung empfiehlt, hier um ſo lieber an, da wir gern das Unſrige beitragen möchten, um derſelben die hohe Aufmerkſamkeit zu verſchaffen, welche ihr ſehr beherzigungswerther Inhalt in aller Abſicht verdient.

rung ernstlichen Bedacht zu nehmen: Alles, was er für das Schulwesen gethan hat, geschah stückweise, wenn irgend ein zufälliger Umstand ihn an die Mängel der Schulen einer gewissen Gegend lebhaft erinnerte. Auch während des siebenjährigen Krieges war dieses der Fall gewesen. Die sächsischen Bauern schienen ihm nämlich meistens gebildeter und gewandter, als die brandenburgischen, und er schrieb dieses dem bessern Unterricht zu, den jene genossen hatten. Oefters Gespräche mit den sächsischen Landpfarrern und Schullehrern bestätigten diese Meinung. Dies hatte die Folge, daß er sofort nach hergestelltem Frieden ernstlich an Verbesserung der Landschulen dachte. Auf seinen Befehl wurden sogar einige sächsische Landschullehrer berufen und mit ziemlich gutem Gehalt angestellt. Um eine gründliche allgemeine Verbesse-
1763 d. 12ten Aug. rung zu bewirken, erschien ein General-Land-Schulreglement, wie solches in allen Landen Sr. Königlichen Majestät von Preußen durchgehends zu beobachten. Diese sehr merkwürdige Verordnung, welche der König selbst unterzeichnet hat, fängt mit folgenden Worten an: „Demnach Wir zu unserm höchsten „Misfallen Selbst wahrgenommen, daß das Schul„wesen und die Erziehung der Jugend auf dem Lan„de bisher in äußersten Verfall gerathen, und inson-

„der-

„derheit durch die Unerfahrenheit der mehrſten Kü„ſter und Schulmeiſter die jungen Leute auf den Dör„fern in Unwiſſenheit und Dummheit aufwachſen; „ſo iſt Unſer ſo wohlbedachter, als ernſter Wille, „daß das Schulweſen auf dem Lande in allen unſern „Provinzen auf einen beſſern Fuß als bisher geſetzet „und verfaſſet werden ſoll. Denn ſo angelegentlich „Wir nach wiederhergeſtellter Ruhe und allgemeinem „Frieden das wahre Wohlſeyn Unſrer Länder in al„len Ständen Uns zum Augenmerk machen; ſo nö„thig und heilſam erachten Wir es auch zu ſeyn, den „guten Grund dazu durch eine vernünftige ſowohl, „als chriſtliche Unterweiſung der Jugend zur wahren „Gottesfurcht, und andern nützlichen Dingen in den „Schulen legen zu laſſen, und Alles inskünftige „darnach einzurichten, damit der ſo höchſt ſchädlichen, „und dem Chriſtenthum unanſtändigen Unwiſſenheit „vorgebeugt und abgeholfen werde, um auf die fol„gende Zeit geſchicktere und beſſere Unterthanen bil„den und erziehen zu können.“ — Hierauf folgen ſehr ins Einzelne gehende Vorſchriften, wie die Kinder bis ins vierzehnte Jahr ordentlich zur Schule gehalten werden, und in welcher Art der Unterricht im Leſen, Schreiben, Rechnen und im Chriſtenthum ertheilt werden ſolle; den Inſpektoren und Conſiſtorien wird es beſonders zur Pflicht gemacht, darauf

zu

zu halten, daß die Stellen der Schullehrer mit tüchtigen Männern beſezt und von dieſen die ertheilten Vorſchriften auf das genaueſte beobachtet werden. Der Verfaſſer dieſer Verordnung iſt ſehr wahrſcheinlich der Oberkonſiſtorialrath Hecker, ein durch Einrichtung der Berliner Realſchule bekannter, erfahrner Schulmann; aber der König hat, wie uns verſichert worden, die Verordnung ſelbſt durchgeſehen, und mit eigenhändigen Zuſäzen vermehrt. Von einer Verbeſſerung der äußern Lage der Schullehrer iſt in derſelben gar nicht die Rede; vermuthlich iſt aus dieſem Grunde der Erfolg aller heilſamen Vorſchriften nicht bedeutend geweſen, und dieſe ſcheinen ſchon bald wieder in Vergeſſenheit gekommen zu ſeyn [20]). Zu andern Zeiten, wenn Friedrich auf die großen Bedürfniſſe

20) Dieſe Vergeſſenheit iſt ſo groß geweſen, daß Büſching in ſeinem Charakter Friedrichs II, wo er ſo Vieles von dem, was der König für das Schulweſen gethan und nicht gethan hat, erzählt, dieſer merkwürdigen Verordnung gar nicht einmal erwähnt. Wir haben dieſelbe auch in keiner der zahlreichen pädagogiſchen Sammlungen neuerer Zeit aufbewahrt gefunden, und es hat uns Mühe gekoſtet, noch einen einzelnen Abdruck derſelben uns zu verſchaffen. Wir können daher diejenigen, welche ſie ganz zu leſen wünſchen, nur auf das Nov. Corp. Constitut. Prussico-Brandenburgens. verweiſen, wo ſie Tom. III. p. 265-282. ſich findet.

niſſe der Landſchulen aufmerkſam gemacht worden, hat er für dieſelben zuweilen bedeutende Summen angewieſen, deren Vertheilung unter die würdigſten Schullehrer er dann dem geiſtlichen Departement überließ. Sehr oft mußten genaue Liſten über die Gehalte und Nebeneinkünfte aller Landſchullehrer angefertiget werden; dieſe wurden vorgelegt und aus ihnen ging klar hervor, daß die meiſten Schullehrer kaum den nothdürftigſten Unterhalt, und auch dieſen nur durch Betreibung eines Nebengewerbes hatten. Aber alles dieſes konnte den König nicht bewegen, eine gründliche Verbeſſerung des Schulweſens wirklich dadurch vorzunehmen, daß er angemeſſene Gehalte aller Schullehrer als eine bleibende Staatsausgabe angeſehen, die erforderlichen Fonds für immer angewieſen, und dann auch für Anſtalten geſorgt hätte, in denen wirklich tüchtige und brauchbare Lehrer gebildet wären. Alles, was er in dieſem Fache that, war fragmentariſch, und konnte im Ganzen keinen merklichen Erfolg hervorbringen. So pflegte er oft, wenn er dem Adel einer Provinz, oder einzelnen Gemeinden ein Darlehn zur Verbeſſerung ihres Landbaues bewilligte, feſtzuſetzen, daß die davon eingehenden Zinſen zur Verbeſſerung der Landſchullehrer-Stellen in einem gewiſſen Bezirk angewandt werden ſollten. Zu gleichem Zweck beſtimmte er die Ueberſchüſſe, welche von den zu irgend einer

einer Ausgabe bestimmten Summen übrig geblieben waren. Alles dieses war sehr gut, konnte aber natürlich die Sache im Großen nicht besser machen. Die Unpartheilichkeit erfodert zu bemerken, daß die Schuld hiervon auch vorzüglich den Behörden und Ministern beizumessen war, deren Keiner es wagte, dem Könige einmal, wie es Schuldigkeit gewesen wäre, recht deutlich zu machen, was geschehen müsse, wenn dem Uebel abgeholfen werden solle. Dieses ist, so viel wir wissen, nie geschehen, und war eine Folge der Regierungsart Friedrichs, nach welcher Unvollkommenheiten dieser Art immer nur in einzelnen Fällen ihm bemerklich gemacht wurden, auf die durchaus nöthige Verbesserung der ganzen Einrichtung also nie gedacht werden konnte.

Eine höchst üble Wirkung hatte der Einfall, den der König bald nach dem siebenjährigen Kriege hatte, seine invaliden Soldaten und Unterofficiere dadurch zu versorgen, daß sie als Landschulmeister angestellt würden. Die meisten dieser Leute waren hierzu, sowohl wegen gänzlich mangelnder Kenntnisse, als auch wegen ihrer im Soldatenstande angenommenen Sitten ganz unfähig. Nach der Vorschrift sollte ihre Geschicklichkeit zwar vor der Anstellung geprüft werden, aber das Resultat solcher Prüfungen mochte aus-

ausfallen, wie es wollte, so mußten Invaliden, welche sich sehr dringend an den König gewandt hatten, oder deren gutes Betragen im Kriege erwiesen war, als Schullehrer angestellt werden, und hiergegen halfen keine Vorstellungen der Behörden, keine dringenden Bitten ganzer Gemeinden, auf welche doch sonst sehr gehört wurde, sie mit völlig untüchtigen Schulmeistern zu verschonen. Der König beharrte dabey, es sey billig, daß für Leute gesorgt werde, die für das Vaterland Leben und Gesundheit gewagt hätten, und wunderte sich oft, daß man dieses nicht einsehen wolle. So gewiß es heilige Pflicht des Staats war, die in seinem Dienst verkrüppelten Soldaten zu versorgen, und so billig hierauf, wie wir bereits bemerkt, besserer Bedacht hätte genommen werden sollen, und wir setzen hinzu, bey besserer Einrichtung auch genommen werden konnte; so sonderbar war der Gedanke des Königs, solchen braven Männern dadurch ein ruhiges Alter sichern zu wollen, daß man ihnen die Bildung einer rohen Landjugend übertrug, und ihnen dafür einen höchst kümmerlichen Gehalt anwies.

Auch für die städtischen Schulen, die höhern Lehr-Anstalten, sogar für die Universitäten hat Friedrich sehr wenig gethan; der Hauptgrund hiervon war immer, daß er sich nie entschließen konnte, die erforderlichen Fonds für dieselben herzugeben, und für im-

immer anzuweisen. Die Unpartheilichkeit erfodert auch hiebey zu bemerken, daß dieses wahrscheinlich nicht der Fall gewesen wäre, wenn die Minister und Behörden sich bemühet hätten, ihn gründlich von dem zu unterrichten, worauf es bey einer bessern Einrichtung des öffentlichen Unterrichts und dem Zusammenpassen aller Theile de[illegible]ben eigentlich ankomme, auch den König zu überzeugen, daß bey den wirklich vorhandenen Fonds, wenn dieselben gut angewandt würden, es keiner übermäßig großen neuen Zuschüsse bedürfen werde, um den Zweck zu erreichen. Wir halten uns überzeugt, daß solche Vorstellungen von Männern, zu denen der König Vertrauen hatte, ihre Wirkung nicht verfehlt, und, wenn die Sache einmal mit gewohnter Consequenz angegriffen, und mit Beharrlichkeit durchgesezt wäre, in diesem Fache etwas weit Vollkommneres, als geschehen ist, bewürkt haben würden. Aber an dieser rechten Mitwirkung der Behörden fehlte es fast ganz; Friedrich bekam nie deutliche Ideen über die Einrichtung der öffentlichen Lehranstalten, und seine eigne Erfahrung konnte ihn auch hierüber nicht belehren; er selbst verdankte dem Unterrichte durch Lehrer sehr wenig, und hatte seine Ausbildung fast ganz durch eignes Studium erlangt. Er glaubte daher, wer Fähigkeit zu Wissenschaften habe, werde sich schon selbst helfen, und es sey ganz gut,

wenn

wenn er dabey Schwierigkeiten überwinden müsse. Er hielt es genug, wenn mit jungen Leuten gute wissenschaftliche Werke gelesen, und, wo es nöthig, erläutert würden, und er empfahl hierbey gewöhnlich solche Werke, deren Lesung er selbst am meisten verdankte [21]), z. B. die Schriften von Bayle, Leibnitz, Locke u. s. w. Aber er bedachte nicht, daß die meisten jungen Leute zuvor eines gewissen Grades von Bildung bedürfen, um große wissenschaftliche Werke, die eigentlich nicht für Anfänger geschrieben sind, mit Nutzen zu lesen, auch daß nicht alle Lehrer im Stande seyn können, ein solches Lesen mit Nutzen zu leiten.

Friedrich hatte von den Einrichtungen unsrer Universitäten und von den Verhältnissen, in welchen Lehrer und Studirende sich auf denselben befinden, durch-

21) So empfahl er einst dem Philosophen Meyer in Halle, einem sehr beliebten Lehrer, alle Compendien wegzulegen, und mit seinen Schülern Lockes Buch vom menschlichen Verstande zu lesen. Es geschahe, und der Erfolg war, daß von mehrern hundert Zuhörern zuletzt nur fünfe übrig blieben. Es wurde dem Könige angezeigt, und dieser fand hierdurch nur den frivolen Geschmack der Jugend, und den Mangel an Geschicklichkeit des Lehrers bewiesen.

durchaus keine richtigen Begriffe, und konnte sich aus den unzusammenhängenden Vorträgen, die ihm in einzelnen Fällen gemacht wurden, dieselben nicht erwerben, und so ist es begreiflich, daß die Entscheidungen, welche er hierauf, mitten unter ganz andern Geschäften und Zerstreuungen, gab, oft mit einander in Widerspruch, unpassend und in übler Laune abgefaßt waren. Büsching hat [22]) uns viele dieser Entscheidungen aufbehalten, welche von des Königs Liebe und Kenntniß der Wissenschaften, die er doch gewiß hatte, und sogar von seiner Urtheilskraft keinen vortheilhaften Begriff geben, die ein billiger Leser aber sehr entschuldigen und richtiger würdigen würde, wenn er die unzusammenhängenden Berichte über einzelne Vorfälle lesen könnte, auf welche diese Entscheidungen ertheilt wurden. Ueberhaupt hat Friedrich für die Beförderung der Wissenschaften in seinen Landen nicht das gethan, was man von einem Regenten hätte erwarten können, der selbst in wissenschaftlichen Beschäftigungen sein wichtigstes Vergnügen fand; aber er glaubte nicht, daß dieses Sache der Regierung sey, er hielt vielmehr dafür, diese thue genug, wenn sie jedem Einzelnen Freiheit lasse, seine Studien ganz

22) In seinem Buche, Charakter Friedrichs II. S. über dasselbe Beilage M. Nr. 17.

ganz nach eigner Einsicht einzurichten, und seine Gedanken über alle wissenschaftlichen Gegenstände öffentlich zu äußern. Durch diese Freiheit, glaubte er, werde Aufklärung und Bildung genug befördert, und die Gelehrten würden besser und würdiger durch das Angenehme, welches mit der Erweiterung von Kenntnissen verbunden ist, und durch den Ruhm, den Auszeichnung immer erhält, belohnt, als durch äußere Vorzüge und Geldvortheile, welche oft auch von Unwürdigen erschlichen werden können. Noch hielt er dafür, das Studieren müsse nicht durch äußere Belohnungen und Vortheile vorzüglich begünstiget und unterstüzt werden, weil fähige Köpfe dessen nicht bedürfen, und unfähige dessen nicht werth sind. Friedrich hatte hierin, vielleicht mit wenigen Einschränkungen, ohne Zweifel Recht, allein er scheint übersehen zu haben, daß öffentliche Unterrichts-Anstalten eigentlich nicht außerordentliche Genies ermuntern und belohnen sollen, sondern ihre Hauptbestimmung sey, die Elemente nüzlicher Kenntnisse so weit im Volke zu verbreiten, daß die Fähigern es dereinst weiter bringen können, Alle aber so viele Kenntnisse erwerben, um in der Thätigkeit ihres Berufs davon Anwendung zu machen und gegen Vorurtheile, welche ihre Zufriedenheit stören, gesichert zu seyn. Auch sollen die öffentlichen Unterrichts-Anstalten keines-

weges ausgezeichnete Gelehrte bilden, welche den Kreis menschlicher Wissenschaften erweitern, sondern gebildete Menschen, welche ihre Geschäfte mit Einsicht und gutem Urtheil betreiben, und insofern sie sich dem Staatsdienst widmen, diesem wirklich förderlich und nicht durch Unwissenheit und Vorurtheile hinderlich seyn mögen. Hätte man Friedrich diese Ansicht gegeben, so zweifeln wir nicht, er würde immer geneigt gewesen seyn, die zu solchem Zwecke erfoderlichen Fonds willig herzugeben.

Die einzige wissenschaftliche Anstalt von Bedeutung, welche Preußen Friedrich verdankt, ist die Akademie der Wissenschaften, deren Wiederhersteller er wurde [23]). Schon König Friedrich I hatte dieselbe kurz vor Annahme der königlichen Würde im Jahr 1700 gestiftet, weil er glaubte, es gezieme einem neuen Könige, auch eine gelehrte Akademie zu haben. Auf Empfehlung seiner Gemahlin wurde Leibnitz Präsident, nach allgemeiner Anerkennung damals unstreitig der erste

23) Ihre frühere Geschichte bis 1750 ist von ihrem vieljährigen Sekretair Formey beschrieben in Histoire de l'Academie royale des sciences et de belles lettres depuis son origine jusqu'à présent, à Berlin 1750.

erſte Gelehrte und zu dieſem Poſten fähigſte Mann in Europa. Er entwarf die Grundgeſetze der Akademie, und war für dieſelbe ſo thätig, wie er ſeyn konnte, da er meiſtens von Berlin abweſend lebte. Zur Sprache ihrer Verhandlungen wurde die lateiniſche erwählt, unſtreitig ſehr angemeſſen, weil dieſe damals die allgemeine Sprache aller europäiſchen Gelehrten war, deren Aufnahme, ohne Ausſchluß irgend eines Landes, eins der Grundgeſetze wurde. Es ging anfangs mit ihren Fortſchritten ſehr langſam; erſt 1710 wurde ſie förmlich eingeweiht und in Thätigkeit geſezt. Ihre Schriften, welche treffliche Aufſätze enthalten, erſchienen langſam, und in weiten Zwiſchenräumen von einander [24]). Unter Friedrich Wilhelm I, welcher alle Wiſſenſchaften als unnüze Grübeleyen verachtete, erfuhr auch die Akademie keine gute Behandlung; ſie würde wahrſcheinlich ganz eingegangen ſeyn, wenn der König nicht auf ihre Verdienſte um die Anatomie aufmerkſam gemacht wäre, deren Zuſammenhang mit der unmittelbar praktiſch nüzlichen Chirurgie er einſahe. Die

24) Dieſe Schriften hatten den Titel: Miscellanea Berolinensia ad incrementum scientiarum. Es ſind von denſelben während der Jahre 1710 bis 1743 ſieben Bände gedruckt.

glänzende Wiederherstellung der Akademie war Friedrichs ernster Vorsatz gleich bey Antritt seiner Regierung; doch wegen der ausgebrochenen Kriege mußte die Ausführung bis zu Anfang des Jahrs 1744 ausgesezt bleiben, wo sie ihre neue Einrichtung bekam, und von dieser Zeit an regelmäßige Zusammenkünfte hielt. Maupertuis, ein berühmter Mathematiker, der besonders durch eine zur Bestimmung der Figur der Erde nach dem äußersten Norden unternommene Reise Ruhm erworben hatte, wurde zum Präsident der Akademie ernannt. Er kam schon 1740 nach Berlin, und erwarb sehr das Vertrauen des Königs, welches er auch gegen die Eifersucht von Voltaire behauptete, mit dem er in vieles Aufsehen machende Streitigkeiten gerieth, an denen der König selbst nur zu lebhaften Antheil nahm. Maupertuis begleitete Friedrich sogar in den ersten schlesischen Krieg, wurde von einer österreichischen Streifparthie gefangen und nach Wien geführt, wo er ehrenvoll behandelt und mit Beweisen der Huld von Maria Theresia und ihrem Gemahl entlassen wurde. Nach dem Tode dieses Mannes, im Jahr 1759, wurde die Stelle des Präsidenten nicht wieder besezt, weil Friedrich keinen fand, den er ganz würdig hielt, Leibnitzens Nachfolger zu seyn. d'Alembert, dem die Stelle angetragen wurde, verbat sie. Ein Staatsmini-

minister war immer Curator der Akademie, aber seit Maupertuis Tode entschied der König selbst alle wichtigen, zuweilen auch kleine Angelegenheiten derselben, und bewies für Alles, was sie anging, große Aufmerksamkeit; ohne seine Genehmigung durfte kein Mitglied aufgenommen werden, und zulezt befahl er sogar, nach dem eignen Wunsch der Akademie, welche kein anderes Mittel hatte, die Zudringlichkeit Vieler, die aufgenommen seyn wollten, abzuwehren, daß ihm keine Vorschläge zur Aufnahme neuer Mitglieder weiter geschehen, sondern seine Befehle deshalb abgewartet werden sollten. Er verfuhr bey dieser Aufnahme nicht leicht, und es war gewiß unter ihm minder schwierig, den Kammerherrn-Schlüssel, als auch nur den Titel eines Ehrenmitgliedes der Akademie zu erhalten. Sein Wunsch war, daß nur Männer aufgenommen würden, welche wirklich große Verdienste um die Fortschritte der Wissenschaften hatten; aber gern hätte er alle Gelehrte in ganz Europa, bey denen dieses der Fall war, in seiner Akademie vereint. Man hat gesagt, daß zu viele Franzosen aufgenommen worden; dies ist falsch; die Verzeichnisse der Mitglieder zu verschiedenen Zeiten beweisen, daß die Zahl der Deutschen, denen man billig die Schweißer beizählte, die größere war. Der Zweck der Akademie war, zur Erweiterung der Wissen-

ſchaften im Allgemeinen beizutragen, und ſie hat hierin ihren Platz neben den Akademien von Paris, London, Stockholm und Petersburg rühmlich behauptet; in allen Fächern des Wiſſens hat ſie den Wetteifer dadurch erregt, daß ſie auf Beantwortung wichtiger Fragen Preiſe ſezte. Die Schriften der Akademie, welche jährlich erſchienen, wurden ſeit ihrer Wiederherſtellung in franzöſiſcher Sprache herausgegeben. Dieſes verdient nicht Tadel, und war nicht Folge der partheiiſchen Vorliebe Friedrichs für dieſe Sprache, denn dieſelbe war damals wirklich in ganz Europa, beſonders unter den Gelehrten, die verbreitetſte und am meiſten geleſenſte; noch mehr als die lateiniſche. Hätte die Akademie ihre Schriften in der Landesſprache herausgegeben, ſo würden ſie weniger geleſen ſeyn, und fremde Gelehrte hätten gar nicht an derſelben Theil nehmen können, wie es doch Abſicht war. Aber nach der erſten Stiftungs-Urkunde gehörten Verbeſſerung und Reinigung der deutſchen Sprache, ſo wie Bearbeitung der deutſchen, und beſonders der Landesgeſchichte, zu den Gegenſtänden, welche die Akademie vorzüglich bearbeiten ſollte; ſie hat aber dieſe Pflicht nicht erfüllt, und während Friedrichs Regierung für die deutſche Sprache gar nichts, und für die Geſchichte ſehr wenig gethan. Daß ſie überhaupt die Fortſchritte der

Wiſ-

Wissenschaften im Lande nicht sehr befördert und für Verbesserung der Unterrichtsanstalten nichts gethan hat, kann ihr nicht zum Vorwurf gemacht werden, da dies vom Anfang an nicht ihre Bestimmung war, und vermuthlich würden die diesen Fächern vorgesetzten Behörden der Akademie nicht einmal gestattet haben, sich um diese Gegenstände zu bekümmern. Schon Friedrich I hatte der Akademie den ausschließlichen Verlag aller Arten von Kalendern in allen seinen Landen beigelegt; Friedrich II bestätigte dieses, und die Einfuhr aller fremden Kalender war strenge verboten. Die Akademie hatte daher von dem Verkauf der Kalender, welchen sie verpachtete, ganz bedeutende Einkünfte; billig hätte sie dagegen dafür sorgen sollen, daß durch die für das Volk bestimmten Kalender (nebst Gesang- und Gebetbüchern, wol die einzigen Bücher, welche dasselbe liest) gut gewirkt, und nützliche, sittliche und ökonomische Kenntnisse verbreitet wären. Daß dieses nicht geschah, ist ein Vorwurf, den man der Akademie mit Recht gemacht hat. In den preußischen Volkskalendern erhielten sich der ungereimteste Aberglaube, und die für die Gesundheit der Menschen nachtheiligsten Vorurtheile, länger als in den Kalendern andrer deutschen Lande, welche nicht unter den Augen großer Gelehrtenvereine verfaßt wurden. Die Akademie fürch-

tete die Abnahme des Absatzes ihrer Kalender, und daher Verminderung ihrer Einkünfte so sehr, daß sie aus diesem kleinlichen Grunde auch nicht die kleinste Anfechtung der herrschenden Vorurtheile wagte [25]). Nur durch die kleinen Taschen-Kalender hat die Akademie zur Verbreitung mancher nützlichen Kenntnisse in den gebildeten Klassen beigetragen, und ein Beispiel gegeben, das in andern deutschen Landen, z. B. durch die Taschen-Kalender von Gotha, nachgeahmt und übertroffen wurde. Der König wohnte den Sitzungen der Akademie nicht persönlich bey, aber er bekümmerte sich sehr um Alles, was in denselben vorging, und ließ seine eigenen Aufsätze, ehe sie bekannt gemacht wurden, in denselben vorlesen, in den frühern Zeiten durch Darget, in den spätern durch Thiebault. Die Akademie hielt jährlich zwey öffentliche Versammlungen, am 24sten Januar und 31sten May, den Tagen der Geburt und der Thronbesteigung des Königs; es war Ton, daß die Prinzen und Prinzessinnen des Hauses, auch die Ersten des Hofes

25) So hatte sie einmal angefangen, die rothen Buchstaben, wodurch die Festtage in den Kalendern unterschieden wurden, abzuschaffen, weil das Buntscheckige den guten Geschmack beleidige; aber die Mehrheit erklärte sich für die gewohnten rothen Buchstaben, und sogleich im nächsten Jahre ließ sie die Akademie wieder herstellen.

Hofes denſelben beiwohnten. Wenn fremde Fürſten nach Berlin kamen, beſuchten ſie gewöhnlich auch die Akademie, weil man wußte, daß es der König gern ſahe. Einige derſelben nahmen die Stelle eines Ehrenmitgliedes an; auch Katharina II war unter denſelben. Dies trug bey, den Glanz der Akademie zu vermehren, und die Achtung und Zuneigung, welche der König und die Prinzen ſeines Hauſes den akademiſchen Gelehrten bewieſen, deren Manche keine andere Stelle bekleideten, iſt nicht ohne Nutzen geweſen; es brachte die Gelehrten in nähere Berührung mit den Großen, gab ihnen mehr Gefühl ihres Werths, und ihrem Umgange mehr Ungezwungenheit, als vorher bey deutſchen Gelehrten gefunden wurde. Mit Recht kann geſagt werden, daß die Akademie nicht ohne nützlichen Einfluß geblieben iſt, wenn ſie gleich zur Beförderung der Wiſſenſchaften im Lande nicht ſehr viel gethan hat. Es iſt eine ungereimte Sage, in den Statuten der Akademie ſey auf Befehl des Königs geſagt: „es ſolle durch den „Eintritt in die Akademie Niemand an ſeinem Adel „verlieren.“ So etwas konnte Friedrich nicht einfallen, aber wirklich ſoll ein Edelmann dem Präſident Maupertuis, welcher mit Anfertigung der Statuten beauftragt war, ein ſolches vorzuſchlagen gewagt haben, aber Maupertuis war ein zu guter Edelmann und groſ-

ſer

ßer Gelehrter, um nicht eine solche für den Adel und die Wissenschaften gleich beleidigende Zumuthung mit verdienter Verachtung abzuweisen. Auch hat man mit Unrecht gesagt, daß auf ausdrücklichen Befehl des Königs die Theologen von der Akademie wären ausgeschlossen gewesen, und hierin einen Beweis der irreligiösen Gesinnungen des Königs finden wollen. Freilich, da Theologie und Rechtsgelahrtheit nicht zu den Wissenschaften gehörten, welche die preußische, so wie andere Akademien bearbeiteten, so konnten Theologen, so wie Rechtsgelehrte, welche nicht auch in andern Fächern Verdienste hatten, nicht in die Akademie aufgenommen werden, aber doch sind meist immer Theologen unter ihren Mitgliedern gewesen. Wir führen nur Sack (der doch nur über theologische Gegenstände geschrieben hat), Süßmilch und Silberschlag als Beispiele an, und es ist in einem Augenblick übler Laune gewesen, wenn es wahr seyn sollte, daß Friedrich die Aufnahme von Spalding und Moses Mendelssohn, die zugleich vorgeschlagen wurden, mit dem Ausdruck: „ich will weder Pfaffen noch Juden in „meiner Akademie haben," abgewiesen habe.

Die Moral, worauf Friedrich seine eigne heitere Zufriedenheit, deren er ununterbrochen genossen hat,

hat, gründete, beruhte auf der Selbstbilligung mit seinem Bestreben, seine Stelle in der Welt würdig auszufüllen, und alle seine Pflichten, mit Aufopferung jedes andern Genusses, möglichst gut zu erfüllen. Eine gleiche Gesinnung wollte er auch bey Andern befördern, und er glaubte, die stete Ausübung der Tugend auf keinen festern Grund bauen zu können, als auf die wohlverstandene Selbstliebe. Er wünschte deshalb die Ueberzeugung gemein zu machen, daß Ausübung der Gerechtigkeit und des Wohlwollens zugleich das beste und einzige Mittel sey, unter allen Umständen den eignen Vortheil zu befördern; er wünschte, daß dieses auch dem Volke im öffentlichen Unterricht, und besonders der Jugend in den Schulen, wohl eingeprägt und recht dargethan werde, wie der beste und rechtschaffenste Mensch auch nothwendig der glücklichste unter allen Zufällen des Lebens seyn müsse[26]). Er wünschte so sehr von dieser Wahrheit zu überzeugen, und hielt dieses für die Sittlichkeit und das Glück der Menschen so wichtig, daß

26) Friedrich hat diese Grundsätze in allen seinen Schriften zu erkennen gegeben, sie aber besonders ausgeführt in der kleinen Schrift: „Essay sur l'amour propre en visagé comme principe de morale," die 1770 zuerst erschien. Wir wünschen, daß hier nachgelesen werde, was über diesen Gegenstand in Beil. M. IV. 3. 4. gesagt ist.

daß er sich selbst kaum zugestehen wollte, wie dieser Satz nur für gebildete, völlig gesunde, in glücklicher äußerer Lage lebende Menschen, die gemäßigte Leidenschaften haben, und die von den gewöhnlichen Widrigkeiten menschlicher Schicksale nur wenig berührt werden, völlig wahr seyn könne, daß aber der bey weitem größte Hause der Menschen nicht zu dieser Klasse gehöre, daher die Tugend desselben auch noch andrer Stützen bedürfe, diese aber nirgend anders, als in der Ueberzeugung gefunden werden können, daß unsre Schicksale unter der Leitung und Obhut eines höchsten wohlwollenden Wesens stehen, eines Wesens, das wirklich Theil an uns nimmt, und, nachdem wir die oft harten Schicksale dieses Lebens bestanden haben, uns noch ein besseres Daseyn aufbewahrt, in welchem wir, bey höherer sittlicher Vollkommenheit, einer reinern Glückseligkeit genießen werden. Friedrich fühlte dieses, und verkannte die Lücken seines eigenen Moralsystems nicht, und wenn er gleich selbst sich zu der Ueberzeugung von einer höhern Bestimmung des Menschen, und großen Erwartungen von dessen Zukunft nicht hatte erheben können, so wünschte er doch sehr, daß Andere diese Ueberzeugungen haben möchten, und daß sie im ersten Unterricht der Jugend beigebracht würden. Er achtete deshalb das Christenthum, und in demselben die pro-

protestantische Confession am meisten, weil er glaubte, daß darin der Glaube an Gott und Unsterblichkeit, mit den mindesten Schlacken von Aberglauben gemischt, gegeben werde. Wir haben bereits die Zartheit des Gefühls bemerkt, welche Friedrich gegen Umgangs-Genossen bewies, denen er eigne Zweifel sorgfältig verbarg, wenigstens sie nicht laut vor ihnen äußerte, um sie in ihren beglückenden Ueberzeugungen nicht zu stören; aber, im Widerspruch hiermit, bewies er nicht ein Gleiches in seinen öffentlichen Aeußerungen über Religion und in allen seinen darauf Bezug habenden Handlungen. Hievon scheint ihm der wichtige Einfluß auf das Volk wirklich nie recht bemerkbar geworden zu seyn. Er verhehlte nicht, daß er durch keine Art religiöser Ueberzeugungen in seinen Handlungen geleitet werde, daß er auf die Billigung der Gottheit und künftiges Leben nie Rücksicht nehme; er zeigte sich oft nicht nur als Zweifler, der er doch nur war, und bis ans Ende geblieben ist, sondern als entschiedner Verächter aller religiösen Ueberzeugungen, die er als Tand und Menschenerfindung verachtete. Er nahm deshalb nie an irgend einer Gottesverehrung Antheil [27]), beobachtete durchaus keine religiösen Ge-

27) Zu Anfang seiner Regierung soll Friedrich zuweilen dem Got-

Gebräuche irgend einer Art. Dies hat offenbar einen sehr üblen Eindruck auf den sittlichen Charakter des Volks gehabt. Einige hatten zwar einen großen Aerger an diesem Unglauben, Andere ahmten dagegen denselben nach, und da ihre Tugend ohne Religion nicht bestehen konnte, wurden sie, wenn jene Stütze wegfiel, in die gröbste Sittenlosigkeit gestürzt. Doch ist diese oft noch ärger geschildert, als sie wirklich war. Ruchlosigkeit und frecher Unglaube zeigten sich im Preußischen nur deshalb unverholner, als anderswo, weil sie vor Niemand Scheu haben durften; aber wir sind überzeugt, sie sind in manchen, besonders auch katholischen, Landen während Friedrichs Zeit wirklich ärger gewesen, und haben, vielleicht grade weil sie sich mehr im Verborgenen halten mußten, daselbst weit schädlicher gewirkt, als in Preußen. Der Umstand, daß man wußte,

---

Gottesdienste beigewohnt haben, in der Folge aber ist dies nie geschehen. Bey Gelegenheit seiner Huldigung in Breslau hat er den Consistorial-Rath Burg gehört, und ihm seinen Beifall bezeigt. Nach der Schlacht bey Leuthen wohnte er der Siegespredigt eben dieses Mannes bey, und so hat er auch in Dresden einige Male den Superintendent Am Ende gehört. Diese seltnen Fälle, bey denen die Absicht auf das Volk zu wirken offenbar war, können gegen die Regel, die Friedrich beobachtete, dem Gottesdienste nicht beizuwohnen, nicht angeführt werden.

wußte, Friedrich ſehe gar nicht auf religiöſe Meinungen, und man könne dadurch, daß man dieſe oder jene äußere, bey ihm durchaus nichts gewinnen noch verlieren; dieſer Umſtand gab auch den Verehrern der Religion den Muth, ſich mit dem Bekenntniß derſelben ganz offen darzuſtellen, ja man möchten faſt ſagen, daß grade des Königs Irreligioſität Manche gleichſam herausgefordert und ihren Widerſprechungsgeiſt geweckt habe, um ganz entgegengeſetzte Ueberzeugungen recht kund werden zu laſſen. In Berlin wurden die Kirchen vielleicht fleißiger beſucht, als es in andern Hauptſtädten damals der Fall war. Nicht nur ſtrömte das gemeine Volk häufig den Predigern zu, deren Vortrag nach ſeinem Sinn und für ſeine Faſſung war, auch die gebildeteren Klaſſen, auch die erſten Männer und Frauen des Hofes wohnten dem Gottesdienſt fleißig bey. Ein Sack, Spalding, Dietrich und Zöllner predigten immer vor zahlreichen Verſammlungen. Die vorzügliche Achtung und das große Vertrauen, welche Friedrich Einigen ſeiner Umgangsgenoſſen bewies, die eifrige Verehrer des Chriſtenthums waren, die Ungezwungenheit, mit welcher Manche, die zunächſt um den König waren, unter ſeinen Augen alle kirchlichen Gebräuche mit Strenge beobachteten, ohne daß es der Kö[illegible]

misbilligte, trugen bey, den Eindruck seines eignen Unglaubens zu mildern. Manche zufällige Aeußerungen des Königs, die man mit Begierde weiter erzählte, die vielleicht zuweilen übertrieben wurden, wirkten hierzu mit, und es hat unter denen, welche lange in des Königs Nähe gelebt haben, immer Einige gegeben, welche an seine gänzliche Irreligiosität nie recht glauben wollten; doch bleibt es gewiß, daß deren öffentliche Aeußerung übel gewirkt, und Friedrich hierin offenbar gefehlt hat, wenn gleich die bemerkten Umstände die üble Wirkung etwas gemindert haben mögen. Gewiß aber hat Friedrichs Unglaube nicht gehindert, daß während seiner Regierung wirklich viel Gutes zu Beförderung ächter Religion von den preußischen Landen ausgegangen ist. Manche preußische Theologen in Berlin, Halle und andern Orten, ein Sack, Spalding, Teller, Dietrich, Damm, Semler, Eberhard und viele andere, waren eifrig bemüht, den Kirchenglauben von entstellendem Irrwahn zu reinigen, und ihn zu der ursprünglichen Lehre des Stifters des Christenthums, der nur sittliche Veredlung des Menschen bezielte, zurückzuführen. Ein von Nicolai dirigirtes kritisches Journal, die Berliner allgemeine deutsche Bibliothek, hat vorzüglich beigetragen, in der theologischen Welt des protestantischen,

und zum Theil auch des katholiſchen Deutſchlands, ungleich freimüthigere Anſichten zu begründen, und, ohne die Uebertreibungen des Pietismus, der zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts faſt auf denſelben Zweck gearbeitet hat, das Chriſtenthum mehr auf das Praktiſche, als die Hauptſache aller Religion, zurückzuführen. Friedrich ſahe dieſen Bemühungen mit Wohlgefallen zu, und wünſchte ihnen beſten Erfolg, wenn gleich deshalb öffentlich Beifall zu erkennen zu geben, oder in dem Hergebrachten durch ſeine Befehle irgend eine Aenderung vorzuſchreiben ſeinem Grundſatze, daß ein Regent die Gewiſſensfreiheit der Unterthanen in keiner Art kränken müſſe, durchaus zuwider war. Er ging in der Zartheit, womit er die Meinungen Andrer ſchonte, wirklich zuweilen weiter, als man, bey ſeiner eignen Gleichgültigkeit gegen alle dieſe Meinungen, ihm hätte zutrauen ſollen. So war es eine der erſten Handlungen ſeiner Regierung, daß er den lutheriſchen Predigern und Gemeinden volle Freiheit gab, gewiſſe Cerimonien, die König Friedrich Wilhelm I als Ueberbleibſel päbſtlichen Aberglaubens abgeſchafft, und einige widerſprechende Prediger ſogar mit der Abſetzung bedrohet hatte, wieder einzuführen, oder auch ſie wegzulaſſen, wie ſich Jeder in ſeinem Gewiſſen dazu verpflichtet glaubte,

und die Gemeinden es wünschten. Einen gleichen Duldungsgeist bewies er noch in seinen lezten Jahren bey dem Widerspruche, der gegen die versuchte Einführung eines verbesserten Gesangbuchs sich erhob. Wenn gleich er das Bessere billigte, wollte er dasselbe doch durchaus durch Zwang nicht aufgebrungen haben, wie dieses oben bereits bemerkt ist [28]).

Die ganz vollkommne Toleranz, oder, um es richtiger auszudrücken, die völlige Gleichheit aller Unterthanen in Bezug auf alle Rechte der bürgerlichen Gesellschaft, ohne daß dabey auf ihre Religionsmeinungen einige Rücksicht genommen wäre, und die den verschiedenen christlichen Kirchen gelassene Freiheit, ihre Einrichtung nach eigner Einsicht, ohne Einmischung des Staats zu machen, welche Friedrich in so hohem Grade gestattet hat, war keine von ihm zuerst eingeführte Regierungs-Maxime; sie ist vielmehr von den ältesten Zeiten dem brandenburgischen Hause eigenthümlich gewesen. In keinem deutschen Lande vielleicht ist die Religionsveränderung des sechszehnten Jahrhunderts mit so vieler Ruhe und Mäßigung, mit so weniger gegenseitiger Erbitterung der Partheien, fast ohne Zuthun der Re-

28) S. Band I. S. 260.

Regierung, vorgenommen, als im Brandenburgischen. Churfürst Joachim I, der zu jener Zeit lebte, war ein eifriger Verehrer der Religion, zugleich ein gelehrter Herr, der die in das Christenthum eingerissenen Misbräuche sehr gut erkannte, und deren Besserung eifrigst wünschte, aber er wollte, daß diese Besserung durch Männer von vorzüglicher Einsicht auf einem allgemeinen Concilium angeordnet und dann durch die geistlichen und weltlichen Obrigkeiten jedes Landes, nach Maaßgabe der besondern Verhältnisse, zur Ausführung gebracht würde. Die von unten aus dem Volke aufbrechende Reformation war ihm dagegen, wegen der bösen Folgen, welche er davon besorgte, höchst misfällig, und er war Luthern, den er auf den Reichstägen persönlich hatte kennen lernen, abgeneigt. Dennoch sahe er ruhig zu, wie die neue Lehre bey seinen Unterthanen Eingang fand, und endlich deren größter Theil, und selbst die churfürstliche Familie derselben beistimmte. Sein Nachfolger, Churfürst Joachim II, bekannte sich öffentlich zu der neuen Lehre, und führte sie in seinen Landen ein, aber mit großer Sanftmuth, und 1539.
ohne diejenigen im Mindesten zu drücken, welche bey dem alten Glauben zu beharren vorzogen. Seine nächsten Nachfolger waren dem ungeänderten Lutherthum eifrigst zugethan, und der auch in ihr Land

eingedrungenen reformirten Lehre nicht geneigt, ohne jedoch deren Anhänger auf irgend eine Weise zu kränken, obgleich die theologischen Eiferer Verfolgung aller reformirt Gesinnten, und selbst derer, die solcher Gesinnung nur verdächtig waren, anzufachen sich eifrigst bemühten [29]). Doch die brandenburgische Regierung widerstand dem wilden Eifer und hat nie den Vorwurf auf sich geladen, Menschen wegen Verschiedenheit der Meinungen gedrückt zu haben; aber Churfürst Johann Sigismund ging öffentlich mit mehrern seiner Staatsdiener zur refor-
1613 mirten Confession über. Zwey seiner Brüder und sein Churprinz Georg Wilhelm hatten diesen Schritt schon einige Zeit vorher gethan. Johann Sigismund fand sich hierzu durch Ueberzeugung in seinem Gewissen gedrungen, und hatte durchaus keine politischen Beweggründe bey dieser Handlung, obgleich dies

29) Einer der berühmtesten dieser Eiferer, Andreas Musculus, General-Superintendent der Mark Brandenburg, hat öffentlich darauf angetragen, die Gebeine des weisen Melanchthons, dessen weise Mäßigung den Zeloten ein großer Aerger war, auszugraben und nebst seinen Schriften öffentlich zu verbrennen! Wahrlich, wenn man erfährt, daß ein protestantischer Theolog eines so abscheulichen Gedankens fähig gewesen; so hört man auf, die unchristliche Verfolgungssucht für einen nur der katholischen Kirche eigenthümlichen Fleck zu halten.

dies oft fälschlich behauptet ist 30). Er erklärte ausdrücklich, daß, so sehr er von der Wahrheit des von ihm bekannten Lehrbegriffs überzeugt sey, und auch Andern gleiche Ueberzeugung wünsche, so wolle

30) Diese ganz unrichtige Behauptung ist von einem Schriftsteller dem andern ohne alle Prüfung und Beweis nachgeschrieben, und auch Friedrich II selbst hat sie, ohne vorher untersucht zu haben, in den Mémoires de la Maison de Brandebourg als wahr angenommen. Wenn man sich in die Umstände versetzt, in welchen Johann Sigismund lebte, so überzeugt man sich, daß durchaus keine politischen Gründe denkbar waren, welche diesem Churfürsten den Uebergang hätten rathsam machen können, daß er vielmehr, nach allen Gründen der Staatsklugheit, nicht öffentlich einer Parthey beitreten mußte, welche dem bey weitem größten Theile seiner Unterthanen äußerst verhaßt war, gegen deren Abneigung die Absicht, den wenigen neuen Clevischen reformirten Unterthanen zu gefallen, durchaus kein Grund seyn konnte. Eine zuverläßige Auskunft über diese Begebenheit und alle dabey vorgekommenen Umstände nach den besten zum Theil nur handschriftlich vorhandenen Berichten der Zeitgenossen findet man in Herings: „historischer Nachricht vom ersten Anfang der evangelisch-reformirten Kirche in Brandenburg und Preußen, Halle 1778;" und in den „Zusätzen und „Verbesserungen zu dieser Nachricht „Halle 1784." Ruhige Mäßigung und Unpartheilichkeit sind in diesen Schriften unverkennbar, und dieselben müssen Jeden von der edlen Mäßigung Churfürst Johann Sigismund überzeugen.

er dieſelbe doch Niemand aufdringen, noch weniger wegen Abweichung von derſelben irgend Jemand verfolgen oder drücken; er umfaſſe vielmehr alle ſeine Unterthanen, welche religiöſe Meinungen ſie haben möchten, mit gleicher Liebe. Alle Handlungen des frommen Churfürſten waren dieſen Verſicherungen ganz gemäß. Nur in ſeiner Hofkirche wurde der reformirte Cultus eingeführt, in allen andern Kirchen aber der bisher beſtandene beibehalten, ſo lange die Gemeinden es wünſchten. Den bey dem Lutherthum Beharrenden wurde keine einzige Kirche im ganzen Lande genommen. Johann Sigismund foderte für ſich, ſeine Familie und die ihm gleich Denkenden nichts weiter, als dieſelbe Gewiſſensfreiheit, die er allen Andern zugeſtand. Nur das unvernünftige Eifern, Läſtern und Verdammen auf den Kanzeln und in Schriften, wurde allen Partheien ſtrenge verboten; doch nicht ohne harten Kampf wurde dem billigen Verlangen des Regenten genügt. Man ging anfangs ſo weit, ihm zu Königsberg nicht einmal in ſeinen eigenen Zimmern den Privatgottesdienſt nach reformirten Gebräuchen geſtatten zu wollen, und ſogar in Berlin entſtanden aufrühreriſche Bewegungen. Durch die hitzigen Theologen wurde auch ein Theil der Landſtände aufgehezt, dem Churfürſten, wenn er bey der Religionsveränderung beharrte, die Bewilligung

der

der Abgaben zu verweigern, und sich Eingriffe in seine ausgemachtesten Regentenrechte zu erlauben. Doch endlich siegte Johann Sigismunds wirklich die höchste Prüfung aushaltende sanfte Mäßigung über allen Widerstand, und brachte die Unterthanen dahin, ihm selbst und seiner Familie und den mit ihm Gleichdenkenden eben die Rechte in Absicht der Gottesverehrung zuzugestehen, die sie für sich selbst verlangten.

Die Nachfolger Johann Sigismunds haben nach gleichen Grundsätzen gehandelt, und allen ihren Unterthanen, welcher christlichen Parthey sie auch zugethan waren, nicht nur die vollkommenste Gewissensfreiheit, sondern auch, ohne Rücksicht auf religiöse Meinungen, völlig gleiche bürgerliche Rechte zugestanden. Hierdurch ist bewirkt, daß grade die Verschiedenheit von Confession zwischen Regenten und Unterthanen, welche in manchen Landen bleibende Trennung, gegenseitiges Mistrauen und ärgerliche Streitigkeiten hervorbrachte, in den Preußisch-Brandenburgischen Landen dagegen die glücklichsten Folgen gehabt hat. Beide Partheien näherten sich in Duldung und Liebe, die Einsichten wurden bey Allen erweitert, die Rechte der Regierung wurden aufrecht erhalten, und den kirchlichen Partheien die Freiheit gelassen, ihre Einrichtungen

nach ihrer besten Einsicht zu machen. Aber den Anmaaßungen ehrsüchtiger Geistlichen, welche in den zunächst auf die Reformation folgenden Zeiten schon auf gutem Wege waren, an die Stelle päbstlicher Gewissensherrschaft im protestantischen Deutschland die Herrschaft ihrer Symbole zu setzen, geschah Einhalt. Die deshalb unter Johann Sigismund so kühn gewagten Versuche sind im Brandenburgischen die lezten ihrer Art gewesen. Seit jener Zeit ist nicht nur von der Regierung die Gewissensfreiheit geschüzt, sondern auch die Unterthanen, und unter ihnen auch die Geistlichen beider Partheien, haben, ohngeachtet des festen Beharrens bey ihren verschiedenen religiösen Ansichten, in Eintracht neben einander gelebt, und dadurch bewährt, daß sie sich zu einer Religion der Liebe bekennen, welche durchaus nicht einer genauen Uebereinstimmung in den Meinungen bedarf. König Friedrich Wilhelm I hätte, seinem Charakter gemäß, die Sache gern etwas rascher betrieben. Er wünschte angelegentlich beide protestantischen Kirchen zu vereinigen, sowohl in Absicht des äußern Gottesdienstes, als auch über den Lehrbegriff selbst; die Trennung war ihm höchlich zuwider, und sein Eifer für die Vereinigung hätte ihn beinahe hingerissen, Zwang zu gebrauchen, aber sein gesunder Menschenverstand hielt ihn zurück,

und

und der Verſuch, den er in dem lezten Jahre ſeiner Regierung gemacht, bey dem lutheriſchen Gottesdienſt einige kleine Aenderungen mit Androhung von Zwang einzuführen, wurde von Friedrich II, wie wir bereits erwähnt, gleich in den erſten Tagen ſeiner Regierung zurückgenommen. Dieſes von den brandenburgiſchen Regenten während eines ſo langen Zeitraums mit ſteter Conſequenz beobachtete wohlthätige und weiſe Syſtem iſt endlich in der Zeit, während welcher dieſe Geſchichte geſchrieben worden, zur glücklichſten Vollendung gediehen, und es war König Friedrich Wilhelm III vorbehalten, beide proteſtantiſchen Religionspartheien zu einer gemeinſamen Gottesverehrung zu vereinen, wobey aber jede Parthey ihre unterſcheidenden Meinungen behalten hat, und kein Verſuch gemacht iſt, ſich über dieſe in beide Theile einigermaßen befriedigenden Worte ſcheinbar zu vergleichen; eine Weisheit, die von Jedem geprieſen werden muß, den die Geſchichte der Vorzeit belehrt hat, daß jeder ſolcher Verſuch nicht nur unnütz, ſondern auch Anlaß geweſen iſt, die Erbitterung beider Theile von neuem anzufachen. 1817 d. 31ten Oktbr.

Die völlig gleiche Behandlung, welche Friedrich gegen beide proteſtantiſche Partheien bewies, war bey

bey ihm nicht blos auf diese eingeschränkt, sie umfaßte alle auch von beiden abweichenden christlichen Meinungen. Immer war es sein Grundsatz, wie er es einmal in einem seiner Befehle ausdrückte, daß es Jedem in seinem Lande erlaubt seyn müsse, nach eigner façon selig zu werden; Jeder sollte glauben und öffentlich bekennen dürfen, was er wollte, und Keiner sollte deshalb irgend worin je zurückgesezt oder vorgezogen werden. Diese vollkommen gleiche Behandlung christlicher Religionspartheien war bey Friedrich nicht nur Grundsatz der Staatskunst, sondern natürliche Folge der Ueberzeugung, zu der ihn, wie wir bereits bemerkten, sein philosophisches Nachdenken schon in früher Jugend gebracht hatte, daß es unmöglich sey, in Absicht übersinnlicher Dinge zu irgend einer Gewißheit zu gelangen. Innig überzeugt von der großen Wahrheit: „Wir irren insgesammt, nur Jeder irret anders," mußte er es für die albernste aller Albernheiten halten, wenn Menschen über die Verschiedenheit ihrer Vorstellungen von Dingen, über welche Alle gleich unwissend sind, sich zanken, hassen und verfolgen. So wahr dieser Grundsatz, und so musterhaft die von Friedrich hiernach befolgte Regierungs-Maxime ist; so ist doch nicht zu läugnen, daß er es zuweilen gar zu sehr

kund

kund gab, seine Duldung beruhe auff völliger Gleichgültigkeit, oder vielmehr Geringschätzung aller und jeder Religionsmeinungen, die er insgesammt für Irrthum und Täuschung hielt. Er ist in dieser an Verachtung gränzenden Gleichgültigkeit unstreitig weiter gegangen, als der gute Mensch, welcher die Ueberzeugungen Anderer, wenn er sie auch nicht theilen kann, doch achtet, und besonders als der weise Regent, er mag selbst denken wie er will, gehen sollte. Friedrich vergaß zu sehr, daß die Sittlichkeit und die Zufriedenheit des bey weitem größten Theils der Menschen mit ihren religiösen Ueberzeugungen enge zusammenhängt, daß sie ohne dieselben nicht bestehen kann, und daß der Regent jene offenbar in den Gemüthern schwächt, wenn er diesen ohne alle Ausnahme eine verächtliche Gleichgültigkeit beweist. Es ist freilich äußerst schwer, vielleicht unmöglich, diese Gleichgültigkeit nicht kund zu geben, wenn wir sie wirklich haben, und wenn wir zu einer Ueberzeugung von höherer Bestimmung des Menschen, und zu frohen Hoffnungen über dessen Zukunft uns nicht haben erheben können. Friedrich hat dies, so redlich er auch darnach gestrebt hat, nicht vermogt; eine andre Ueberzeugung, als er hatte, wollte er nicht heucheln, und so hat er also durch zu offenes Kundgeben seiner eignen Ansichten

auf

auf seine Unterthanen zuweilen übel gewirkt, und sie in den Ueberzeugungen, bey welchen er sie so gern zufrieden sahe, wider seinen Willen gestört. Zuweilen beruhte das Aergerniß, welches er gab, vielleicht nur in der etwas derben Art, seine Gesinnung auszudrücken, und es hätten, um dasselbe weniger kränkend für die Gefühle Andrer zu äußern, nur schonendere Worte gebraucht werden müssen. Wenn z. B. der König bey dem Versuch der Einführung eines bessern Gesangbuchs durchaus Niemand wider sein Gewissen gezwungen wissen wollte, so war dies lobenswerth, wenn er aber in seinen deshalb erlassenen Befehlen hinzusezte: „Jeder kann bey mir „singen, Nun ruhen alle Wälder und „dergleichen dummes und thörigtes „Zeug mehr," — so war dieses Manchem seiner Unterthanen, und wol nicht den schlechtesten, wirklich schmerzhafter, als vielleicht einiger Zwang gewesen wäre, den sie bey mehrerm Antheil des Königs an der Sache hätten leiden müssen.

Bey aller Freiheit, welche den verschiedenen Religionspartheien gelassen war, ihre kirchlichen Einrichtungen so zu machen, wie sie sich selbst in ihrem Gewissen dazu verpflichtet hielten, verstattete Friedrichs wachsame Regierung nicht, daß Eine Par-

Parthey da, wo sie die zahlreichere war, sich über die andern irgend Vorrechte anmaaße, oder ihren Gliedern gehäßige Gesinnungen gegen anders Denkende einflöße. Auch die römisch-katholische Kirche, so wenig es ihren eigenthümlichen Grundsätzen gemäß war, mußte sich hierin fügen; alle in derselben sonst üblichen Controverspredigten waren streng verboten, und den Geistlichen war ernstlich vorgeschrieben, sich damit zu begnügen, ihren Lehrbegriff in seinem ganzen Umfange zu erklären und zu behaupten, aber sich dabey alles Schimpfens und Verdammens Anderer zu enthalten. Auch waren ihnen alle Versuche, Andere zu ihrem Glaubensbekenntniß hinüberzuziehen, untersagt, und dieselben sind unter Friedrichs Regierung wirklich selten gewesen. Eben so war auch der Geistlichkeit nicht erlaubt, sich über die Gewissen der eignen Glaubensgenossen irgend eine Herrschaft anzumaaßen, und wenn dieselbe zuweilen im Dunkel der Klöster versucht seyn mag, so wurde, sobald die Regierung davon Kunde erhielt, jedem Zwange ernstlich gesteuert. So hat auch die katholische Kirchenparthey unter Friedrichs Regierung wenig nachtheilige Wirkungen hervorgebracht, und dieser König konnte ohne Bedenken den Jesuitenorden in seinen Landen noch einige Jahre nach dessen Aufhebung ganz in alter Verfassung bestehen lassen, da er dieses we-

wegen des Nutzens, den die Jesuiten bey den Schulen stifteten, nöthig fand. Dieser Orden, der in andern Landen die Thronen zu stürzen drohte, ließ in Preußen gar keine üblen Folgen besorgen. Wie der König die Wirkung der Aufhebung des Ordens durch das Oberhaupt der Kirche endlich auch in seinen Landen eintreten ließ, zog er alle Güter und Einkünfte desselben nicht zum Vortheil des Staats ein, wozu er, selbst nach dem Beispiel katholischer Regenten, völlig berechtiget gewesen wäre, sondern wandte sie ganz für die Bedürfnisse der Kirche, vorzüglich zu Verbesserung der katholischen höhern und niedern Schulen an, bey welchen auch die Exjesuiten wieder angestellet wurden, deren Keiner im Preußischen unversorgt blieb. Dieses weise und gemäßigte Betragen Friedrichs erwarb ihm die treue und aufrichtige Anhänglichkeit seiner katholischen Unterthanen, besonders auch der Geistlichkeit, welche dankbar erkannte, daß ihre Güter in den preußischen Landen nur mäßig und ohne Willkühr belastet waren, und sie ihres Eigenthums in denselben ruhiger und sicherer genoß, als von manchen katholischen Regierungen gestattet war.

Bey den kleinern Religionspartheien, z. B. Herrnhuthern, Quakern, Mennoniten u. s. w. war Frie-

Friedrichs Aufmerksamkeit besonders dahin gerichtet, daß sie die ihnen gelassene Freiheit, ihre Lehren ohne allen Zwang vorzutragen und ihre innern Einrichtungen ganz nach eignem Gefallen zu machen, nicht misbrauchten, um sich zu sehr zu verbreiten. Das Proselytenmachen unter andern Glaubensgenossen war daher verboten, eine Vorsicht, die deshalb nöthig wurde, weil manche ungesellige Lehren die Anhänger dieser Partheyen in der That gegen die bürgerliche Gesellschaft zu gleichgültig machten, und sie abhielten deren Pflichten zu erfüllen. Dies war besonders bey den Partheyen der Fall, welche ihren Bekennern die Annahme von Kriegsdiensten, Verpflichtung durch den Eid u. dergl. nicht erlaubten. Eine allgemeine Verbreitung solcher Lehren hätte allerdings dem Besten des Staats nachtheilig werden können; Friedrich wußte derselben ohne Verfolgung zu wehren. Im Ganzen beobachtete er den Grundsatz, daß er von allen Unterthanen ohne Ausnahme die Erfüllung der Pflichten foderte, welche sie ihrem bürgerlichen Verhältniß schuldig waren, und es dann ihnen selbst überließ, wie sie sich deshalb in Absicht ihrer religiösen Grundsätze mit ihrem Gewissen abfinden mochten. Die consequente Befolgung dieser Regierungs-Maxime hat auch wirklich die Folge gehabt, daß unter Friedrich von der Dul-

dung der verschiedenen Religionspartheyen nie irgend ein Nachtheil verspürt ist. Zuweilen findet man in seinen Entscheidungen über Angelegenheiten dieser Art wol eine üble Laune und einigen Unwillen, welche bey einem Regenten sehr natürlich waren, der durch Dinge, die er selbst gering achtete, sich ungern in wichtigern Geschäften gar zu oft unterbrechen ließ.

Nur in Absicht Einer Religionspartey hat der König die Grundsätze, welche er gegen alle andere übte, und welche so gute Folgen hervorbrachten, nicht befolgt, nämlich in Absicht der Juden. Er hielt dieses Volk durch seine Religionsmeinungen so sehr verderbt, und besonders derjenigen Tugenden, welche für die bürgerliche Gesellschaft vorzüglich wichtig sind, nämlich strenger Ehrlichkeit, Vaterlandsliebe, kriegerischen Muths und Tapferkeit, so ganz unfähig, daß er es für unmöglich erachtete, dasselbe durch irgend getroffene Einrichtungen zu bessern. Eine natürliche Folge dieser Ansicht war, daß er der weitern Vermehrung der Juden Gränzen zu setzen wünschte, und dieses durch drückende Einrichtungen aller Art, welche ihr Fortkommen erschwerten, zu erreichen suchte. Zwar hatte es der Einsicht Friedrichs unmöglich entgehen können, daß die unläugbar vorhandene sittliche Verderb-

derbniß des jetzigen jüdischen Volks nur dadurch hervorgebracht sey, weil es seit so vielen Jahrhunderten in allen Staaten unter einem harten Drucke gehalten, ihm alle Rechte und Vortheile des bürgerlichen Vereins versagt, ihm fast alle Wege zu einem ehrlichen Fortkommen verschlossen, jeder edle Ehrtrieb in ihm erstickt und ihm zum nothdürftigen kümmerlichen Unterhalt nur der einzige Weg des kleinen Handels übrig gelassen war. Dieser ist ein Gewerbe, das, wenn es viele Generationen hindurch von einem abgesondert lebenden Volke allein getrieben wird, nothwendig den verderblichsten Einfluß auf dessen Sittlichkeit haben muß, einen Einfluß, dem schlechterdings nicht gewehrt werden kann, als wenn dessen Ursache gehoben, und den Juden, gleich allen andern Gliedern der Gesellschaft, gestattet wird, durch jede Art von Fleiß und Arbeit ihren Unterhalt auf ehrliche Art zu gewinnen. Dieser Weg der bürgerlichen Verbesserung der Juden ist der einzige, aber sicher und unfehlbar, denn die Verderbtheit dieses Volks ist allein Folge des langen, politischen Drucks, nicht der Religionsgrundsätze. Ist gleich das mosaische Gesetz in seiner ursprünglichen Reinheit nicht erhalten, sondern in der Folge der Zeiten durch manche Zusätze entstellt, welche nachtheiligen Einfluß auf die Moralität des Volks gehabt

haben; so liegt doch selbst in dem Glauben der neuern Juden nichts, was sie zu durchaus schlechten Menschen machen müßte, und was nicht bey guter bürgerlicher Behandlung seine Einwirkung binnen einer gewissen Zeit verlieren müßte, wie die Erfahrung es bey andern Religionspartheyen bewiesen hat [31]). Aber wenn, wie wir glauben, dieses auch Frie-

31) Schreiber dieses hat eben diese Grundsätze bereits vor vielen Jahren in einem Werke über die bürgerliche Verbesserung der Juden, 2 Theile, 1781 und 1783, umständlich entwickelt, und in Deutschland zuerst auf dieselben aufmerksam gemacht, zu eben derselben Zeit, wie, ihm unbewußt, Kaiser Joseph II unter allen Monarchen zuerst nach eben diesen Grundsätzen zu handeln anfing. Freudig bekennt der Verf. hier seine Ueberzeugung, daß noch jetzt, nachdem so Vieles über diesen Gegenstand, zum Theil in einem ganz andern Sinne wie der seinige, geschrieben ist, eben diese Grundsätze ihm doch noch immer die einzigen zu seyn scheinen, die eine Regierung befolgen muß, der es Ernst ist, die Juden zu brauchbaren Unterthanen zu machen. Sein Buch ist zugleich ein Beweis, wie freimüthig man unter Friedrich die von ihm befolgten Regierungs-Maximen öffentlich beurtheilen durfte; der Verf. übersandte seine Schrift dem Könige, und entwickelte in dem Begleitungsschreiben kurz die Tendenz derselben; er erhielt eine seine Absicht lobende, gütige Antwort. Ein Mehreres war nicht zu erwarten, denn Friedrich war in seinen Regierungs-Maximen zu fest, als daß er durch eine deutsche Schrift eines noch jungen Schriftstellers zum nochmaligen Durchdenken derselben hätte bewogen werden können.

Friedrichs Einsicht nicht hatte entgehen können, so entging ihm auch gewiß nicht, daß dieser Weg der bürgerlichen Verbesserung der Juden, wenn gleich der sicherste und gewisseste, doch ungemein langsam sey, und daß, wenn er ihn hätte betreten wollen, er doch bey dem längsten Leben keine Hoffnung haben würde, die guten Folgen desselben zu sehen. Friedrich wählte also den Weg, durch noch härtern Druck der Zunahme der Juden zu wehren. Die Lasten, welche dieselben tragen mußten, waren wirklich sehr schwer, und von der Art, um die Juden in jedem Augenblick fühlen zu lassen, man traue ihnen nichts Gutes zu, und sie seyen Gegenstände allgemeiner Verachtung. Dies mußte die sittliche Verderbtheit dieses Volks noch vermehren, und allen Ehrtrieb und jedes bessere Gefühl ganz ersticken. Es schien, die Regierung habe recht darauf gesonnen, um den Druck empfindlich zu machen; wir führen nur ein dies beweisendes Beispiel an. Die Zahl der Juden an jedem Orte war genau bestimmt, und es wurde sorgfältig gewacht, daß dieselbe sich unter keinem Vorwande vermehre. Jeder Familienvater bedurfte, um im Lande zu leben, eines Schutzbriefes; dieser ging bey seinem Tode immer nur auf eins seiner Kinder über, die übrigen Kinder mußten auswandern, oder eigne Schutzbriefe lösen. Aber außer dem Gelde, welches diese Schutz-

briefe kosteten, waren an dieselben noch Nebenbedingungen geknüpft, die sie noch drückender machten. Eine dieser Bedingungen war folgende: ein Jude, dem das Recht, sich im Lande niederzulassen und zu verheirathen, zugestanden wurde, mußte eine gewisse Quantität von Porcellan der Königl. Fabrik abkaufen, aber es war ihm nicht erlaubt, dieses Porcellan selbst auszuwählen, sondern die Fabrik-Direktion theilte ihm das Bestimmte zu, und ließ ihn dafür den Preis, den man gut fand, bezahlen. Noch mehr, dies aufgedrungene Porcellan durfte der Jude nicht zum eignen Gebrauch behalten, oder es im Lande verkaufen; sondern er mußte es binnen einer gewissen Zeit außer Landes schaffen, und damit man sich überzeuge, daß dieses geschehe, mußte er einen Ort im Auslande benennen, wohin es die Direktion versandte. Dieses Porcellan, welches besonders bezeichnet wurde, durfte auch bey Strafe, als Contrebande behandelt zu werden, nie wieder eingeführt werden. Diese harte wirklich grausame Maßregel war auch zugleich noch in andrer Rücksicht unpolitisch, denn da natürlich die Fabrik-Direktion sich dieses Mittels bediente, um ihres schlechtesten Ausschusses sich zu entledigen; so wurde hierdurch der Credit des Berliner Porcellans im Auslande vermindert. In der That man erstaunt, daß

Frie-

Friedrich ſolche kleinliche Mittel eines ungerechten Drucks hat genehmigen können, und man wird geneigt zu glauben, daß die Ueberzeugung von der ſchädlichen Wirkſamkeit der Juden nicht der einzige Beweggrund geweſen ſey, ſondern die Halsſtarrigkeit, mit welcher dies Volk bey dem ſeit Jahrtauſenden bewährten Glauben und den Sitten ſeiner Väter beharrete, ihm eine ſolche Abneigung und Verachtung gegen dieſe Unglücklichen eingeflößt hatte, daß er in Rückſicht derſelben alle Geſinnungen des Landesvaters verläugnete. Alles dies hinderte jedoch nicht, daß Juden, welche einmal Vermögen erworben hatten, und eine beſondere Gewandtheit des Geiſtes bewieſen, von Friedrich gern zu Unternehmungen gebraucht wurden, wo es darauf ankam, mit den wenigſten Ausgaben und auf die ſicherſte Weiſe Vortheile zu erwerben. Diejenigen, welche hierzu gebraucht werden konnten, erhielten jede Art von Begünſtigung und Unterſtützung, oft auf Koſten und mit Zurückſetzung thätiger und rechtlicher Unterthanen. Da dieſe Vortheile grade ſolchen Juden am reichlichſten zu Theil wurden, welche durch Niederträchtigkeit dieſelben zu erſchleichen wußten, ſo war dieſe Begünſtigung der ſchlechtern Juden ein eben ſo kräftiges Mittel, als der Druck der Uebrigen, um die ſittliche Ver-

derbtheit Aller, und die Erbitterung gegen sie bey andern Unterthanen zu vermehren.

Alle bisher gemachten Bemerkungen werden hinreichend beweisen, daß Friedrich, bey allem guten Willen, durch die innere Regierung bey weitem nicht so wohlthätig gewirkt habe, als gewiß geschehen wäre, hätte er den wichtigen Gegenständen derselben die Aufmerksamkeit widmen können, die sie so sehr verdienten; da er aber dies nicht vermogte, so gerieth er auf unrichtige Ansichten und wurde zu falschen Schritten geleitet. Hiezu kam bey diesem Könige, besonders in den leztern Jahren, daß seine einmal gewohnte Regierungsart ihm nicht erlaubte, ehe er seine Entschlüsse faßte, die Sachen allemal und zureichend mit Männern von Einsicht zu berathen, welche die Folgen von allen Seiten gezeigt hätten, und daß er deshalb in einmal gefaßten Meinungen immer mehr befestiget und immer weniger geneigt wurde, Widerspruch anzuhören. Auch mußte die gar zu große Ueberladung mit Geschäften oft kleinlicher Art zuweilen Unlust und üble Laune hervorbringen, welche dann zu Entschlüssen führten, die nicht immer auf die Umstände paßten, noch mit den in mehr heitern Augenblicken geäußerten Maximen übereinstimmten. Dies sind die Schranken der Mensch-

Menschheit, über welche auch der umfassendste Geist nicht hinaus kann! Möge diese Erinnerung an solche Schwächen Friedrichs Beispiel künftigen Regenten auch in denjenigen Fällen lehrreich machen, wo dessen Nachahmung nicht empfohlen werden kann!

Friedrichs Verwaltung der Finanzen bietet fast eben die Betrachtungen dar, zu welchen uns seine innere Regierung so eben Anlaß gegeben hat. Niemand, und besonders kein Regent, ist in allen Rücksichten gleich groß und nachahmungswerth; auch Friedrich ist dies nicht gewesen. Die Leitung der politischen Verhältnisse mit andern Staaten, die Behauptung der wichtigen Stellung, welche er unter ihnen allein durch die Kraft seines Geistes, weit über das Verhältniß der physischen Kräfte seines Staats, errang, die Bildung seines Heers, der kräftige Gebrauch, den er von demselben in Kriegen, die er um die Existenz seines Staats führen mußte, machte, endlich sein Bestreben, in der Gesetzgebung etwas Vollkommneres zu erreichen; — dies sind die Fächer, in welchen Friedrich eigne Bahnen gebrochen, in welchen er sich groß, einzig und bewundernswerth bewiesen hat. Diese Fächer hatte er von früher Jugend an zu Gegenständen seines reifsten Nachdenkens gemacht, sie hatte er in allen ihren

ren Beziehungen durchdrungen, in ihnen folgte er den Grundsätzen, die er sich durch sein Nachdenken ganz zu eigen gemacht hatte. Nur, wo dieses der Fall ist, leistet auch der geistvolle Mann etwas wirklich Großes, und hinterläßt unsterbliche Denkmale seines eigenthümlichen höhern Genius. Nicht so war es in Absicht der innern Regierung und der Verwaltung der Finanzen; diese hatte Friedrich nie zu Gegenständen seines eifrigen Studiums gemacht. Er fand in denselben schon Vieles durch seinen Vater gut geordnet, und er beharrete bey der Nachahmung des von demselben gegebnen Beispiels, und hierin hat er sehr wohl gethan, denn die Erhaltung des schon vorhandenen Guten ist besser, als wenn eine Regierung ein unruhiges Streben beweiset, Alles vollkommner, als es war, zu machen. Auch durch Friedrichs Beispiel wird dieses bewiesen. Nicht durch die Beibehaltung der Grundsätze seines Vaters, sondern durch deren Uebertreibung in manchen Punkten hat er Unheil über sein Volk gebracht. Friedrich hat zuweilen Maaßregeln befolgt, die für seine Unterthanen höchst drückend geworden sind, die sein Land zum Schrecken der Ausländer, und sein Andenken hin und wieder verhaßt gemacht haben. Eine umständliche Entwickelung der von diesem Könige befolgten Finanz-Grundsätze in ihrem gan-

ganzen Zusammenhange, eine unpartheiische Darstellung aller Gründe und aller Folgen der in diesem Fache gemachten Einrichtungen würde höchst lehrreich seyn; aber, wenn wir sie auch zu unsrer eigenen Befriedigung zu geben vermögten, welches doch nicht der Fall ist, so würde eine solche Darstellung uns hier zu weit führen. Wir begnügen uns, einige der wichtigsten Punkte anzudeuten, und überlassen es dem kundigen Leser, sich aus denselben ein richtiges Bild vom Ganzen zusammenzusetzen.

In der Benutzung der Domainen hat Friedrich keine erheblichen Veränderungen gemacht, und dieses mit Recht, weil er die Einrichtungen seines Vaters hierin sehr gut fand. Unter den frühern brandenburgischen Regenten hatte man oft zwischen Erbpacht der Domainen, oder deren Verpachtung auf gewisse Jahre geschwankt. König Friedrich I war anfangs der Erbpacht geneigt, schaffte aber gegen Ende seiner Regierung dieselbe ganz ab, und führte die Zeitpacht auf sechs oder zwölf Jahre überall ein. Die Bestimmung dieser Zeit ist vorzüglich wichtig. Billig sollte sie nie unter zwölf Jahren seyn, damit der Pächter Zeit habe, solche Einrichtungen zu treffen, welche ihm selbst einen dauernden Gewinn versprechen, und zugleich die immer

mer fortgehende Verbesserung des Bodens begünstigen, also dem Staat einen bleibenden Vortheil verschaffen. Wird die Pachtzeit kürzer bestimmt, so ist die Versuchung für den Pächter zu groß, seinen Vortheil durch solche Benutzung zu suchen, welche den Boden aussaugt und also einen lange Zeit dauernden Schaden bringt. Sind die Pachtzeiten zu lang, so entstehen dagegen andere Nachtheile. Friedrich Wilhelm I behielt diese Zeitpacht unter manchen sie verbessernden Bestimmungen bey, und Friedrich II fand keinen Grund, hierin eine Aenderung zu machen. Zu verschiedenen Zeiten war die Zertheilung der großen Domainen in mehrere kleine Güter vorgeschlagen, welche an die Unterthanen eigenthümlich überlassen, oder auch in Erbpacht ausgethan werden könnten. Dieser Vorschlag empfahl sich durch die Betrachtung, daß die Bevölkerung dabey gewinnen werde, wenn statt einer oft verhältnißmäßig zu reichen Familie, weit mehrere in mäßigem Wohlstande von demselben Gute leben könnten. Auch schien es, der Ackerbau werde unstreitig dabey gewinnen, wenn der Boden als Eigenthum von freyen Menschen nach eigner Einsicht bebauet würde, da diesen, ihres eignen Vortheils wegen, daran liegen müsse, der Erde Alles, was sie liefern kann, abzugewinnen, und deren Fleiß

keine

keine Benutzung unversucht lassen werde, welche dagegen von großen Eigenthümern oder Pächtern oft zu klein geachtet, oder bey der Menge sie beschäftigender Gegenstände übersehen werden. Es ist deshalb mehrmals in Ueberlegung genommen, ob nicht diese Benutzungsart den Vorzug verdiene, und der König selbst schien zuweilen den dafür sprechenden Gründen geneigt. Es sind jedoch nur in einigen Provinzen, wo lokale Gründe es empfahlen, mit Zertrennung einiger großen Domainen, oder wenigstens Abbauung eines Theils derselben, als besonderer Vorwerke, Versuche gemacht. Im Ganzen aber ist man immer auf die Zeitpacht zurückgekommen, und dieselbe ist während der Regierung Friedrichs die gemeinüblichste Benutzungsart der Domainen geblieben. Natürlich sind bey derselben fortgehend alle Modifikationen angebracht, welche den erweiterten ökonomischen Kenntnissen angemessen waren, und die Erfahrung hat bewährt, daß diese Benutzung des Staateigenthums die zuträglichste sey, sowohl um aus demselben einen bedeutenden, immer zunehmenden Ertrag zu gewinnen, als auch, um in den Pächtern und deren Familien eine Klasse von höchst schätzbaren Landwirthen anzuziehen, welche durch ihre Einsicht und ihren Fleiß allen andern Landbauern ein nachahmungswerthes Beispiel geben,

und

und zugleich ein bedeutendes Vermögen erwerben, durch welches sie in Stand gesezt werden, in allen Arten der vortheilhaftesten Benutzung des Bodens große Fortschritte zu machen. Wir sehen dieses und die hierdurch beförderte Verbesserung des Landbaues überhaupt als eine der wichtigsten Folgen der Zeitpacht der Domainen an. Ein andrer Vortheil ist, daß der Ertrag dieses Staateigenthums stets im richtigen Verhältniß zu dem immer wechselnden Werth des Geldes und den dadurch bestimmten Preisen der Dinge bleibt; ein Verhältniß, das bey keiner andern Benutzungsart der Domainen so gut erhalten werden kann. Wir wollen von dem Verdienst, das die preußische Regierung in diesem Fach erworben hat, dem Könige selbst nicht mehr zuschreiben, als ihm gebührt, und sehen es vielmehr als preiswürdig an, daß er hierin durchaus nicht mehr hat thun wollen, als der Regent thun muß. Er übertrug die Leitung dieser Geschäfte, ohne in deren Detail selbst hineinzugehen, Männern von Einsicht, Thätigkeit und Rechtlichkeit, deren es sowohl in der obersten Behörde dieses Fachs, dem General-Direktorium, als den demselben in den Provinzen vorgesezten Kriegs- und Domainen-Kammern immer viele gegeben hat. Der König hörte solcher Männer Vorschläge mit Achtung und Vertrauen

trauen an, und war immer bereit, jede von ihnen für nützlich erklärte und ihm als solche bewiesene Unternehmung mit Hergebung der nöthigen Fonds zu unterstützen. Eben so verfuhr er bey den Forsten und dem Bergbau; da er selbst keine anschaulichen Begriffe von diesen Gegenständen hatte, so überließ er ihre Leitung mit unbeschränktem Vertrauen Männern von erprobter Einsicht und Rechtschaffenheit. Wir haben aber bereits früher bemerkt, daß Friedrich erst in dem lezten Abschnitt seiner Regierung die Zeit gewonnen habe, dem so wichtigen Bergbau die nöthige Aufmerksamkeit zu widmen.

Die Abgaben, welche die Unterthanen entrichten mußten, waren entweder direkte oder indirekte. In Absicht jener hat Friedrich die von seinem Vater gemachten Einrichtungen unverändert beibehalten, weil sie wirklich sehr gerecht und angemessen waren. Sämmtliche Grundstücke der contribuablen Unterthanen waren unter Friedrich Wilhelm I nach billigen Grundsätzen veranschlaget, und 1723
hiernach, in Verhältniß ihres Ertrags, mit einer angemessenen Steuer belegt. Die Güter des Adels und der Geistlichkeit waren der Grundsteuer nicht unterworfen; jene nach alter Verfassung und hergebrachten Vorrechten, diese, weil die Dienste, welche die

die Geistlichkeit (nämlich die protestantische und auch ein großer Theil der katholischen) durch Volksunterricht und Besorgung des Gottesdienstes leistete, durch die ihr zur Benutzung überlassenen Grundstücke, wenigstens zum Theil, belohnt wurden, deren Ertrag also nicht durch aufgelegte Abgaben geschmälert werden durfte. Die hohe katholische Geistlichkeit, welche sich in einigen Provinzen befand, und deren Güter nicht als Belohnung für ihre Dienste betrachtet werden konnten, wurde dem Adel gleich geschäzt, und genoß gleicher Steuerfreiheit. Friedrich hat diese Grundsteuer überall unverändert beibehalten, und alle diese Freiheiten nie angetastet. Aber in Schlesien fand er hierin eine abweichende Verfassung. In diesem Lande war von den ältesten Zeiten her aller Boden, ohne Unterschied des Besitzers, der Steuer unterworfen. Der Bauer und Bürger, der Adel, die Geistlichkeit und selbst der Landesherr von seinen Domainen bezahlten dieselbe, nur freilich nach einem verschiedenen Maaßstabe. Friedrich behielt diese Verfassung bey, nur steuerte er den Misbräuchen, welche unter der österreichischen Regierung sich eingeschlichen hatten, da die Grundsteuer sehr oft willkührlich verändert und vorzüglich für den Bauer drückend, dagegen für Adel und Geistlichkeit sehr milde und schonend eingerichtet war. Die Anfertigung

gung eines neuen für alle Stände möglichſt billigen Kataſters war daher eine der erſten Unternehmungen des Königs, die von ihm durch dazu berufene geſchickte und rechtliche Männer ſo eifrig betrieben wurde, daß die neue Einrichtung ſchon im erſten Jahre nach der 1743
Beſitznahme von Schleſien in der ganzen Provinz eingeführt werden konnte. Alle andere bisher neben der Grundſteuer beſtandenen Abgaben wurden abgeſchafft, und verſprochen, daß es bey der nun feſtgeſezten Grundſteuer ohne Aenderung für immer verbleiben ſolle. Friedrich hat dieſes Verſprechen redlich halten können, daher iſt auch in Schleſien die Grundſteuer ſelbſt derjenigen Klaſſe, welche mit dem höchſten Satz belegt war, nämlich der hohen katholiſchen Geiſtlichkeit, nicht zu ſchwer gefallen. Dieſer höchſte Satz beſtand zwar in funfzig Procent [32]) des damals ausgemittelten Ertrages; da aber dieſer leztere nach den mäßigſten Sätzen angenommen war, ſo betrug die Steuer ſchon gleich von Anfang an im Verhält-

32) Es waren überhaupt vier Klaſſen gemacht. Die königlichen Domainen, die Güter des Adels und der Dienſte thuenden Pfarrer und Schullehrer gaben 28 $\frac{1}{2}$ Thaler vom 100 des jährlichen Ertrags, die Grundſtücke der Bauern 34 Procent, die Güter der Ritterorden 40, die Güter des Biſchofs, der Capitel, Stifter und Klöſter 50 Procent.

hältniß zu dem wirklichen Ertrage bey weitem nicht so viel, als es nach jener Angabe schien, und dieses Verhältniß wurde in der Folge der Zeit für die Contribuenten immer günstiger, da durch die raschen Fortschritte des Landbaues der Ertrag immer ergiebiger wurde, die Steuer aber dieselbe blieb. So war auch für Schlesien die Grundsteuer ungemein mäßig, und da in Erhebung derselben die größte Ordnung und Unpartheilichkeit herrschte, auch bey allen ungünstigen Naturzufällen mit höchster Billigkeit Erlasse bewilliget wurden; so ist über direkte Steuern in den preußischen Landen nie eine Beschwerde gehört.

Anders war es freilich mit den indirekten Abgaben, d. i. denjenigen Steuern, welche von Gegenständen der Verzehrung, oder von solchen, die zu irgend eines Bedürfnisses Befriedigung, und zur Bequemlichkeit dienen, entrichtet werden mußten. Sie waren von mannichfacher Art, unter dem allgemeinen Namen Accise befaßt, und meistens mit den Zöllen, die von allen ins Land gebrachten, aus demselben gehenden oder nur durch dasselbe geführten Waaren entrichtet wurden, durch eine gemeinsame Direktion verbunden, die bis zu der Veränderung, von der wir sogleich reden werden, den Kriegs- und Domainen-Kammern beigelegt war. Von den auf die

die Verzehrung gelegten Abgaben findet man im Brandenburgiſchen ſchon ſeit alter Zeit Spuren [33]). Merkwürdig iſt, daß gerade zwey Regenten, welche zu den treflichſten gehören, die Brandenburg gehabt hat, nämlich Churfürſt Johann Georg, und, 1592
faſt ein Jahrhundert ſpäter, der große Churfürſt 1680
Friedrich Wilhelm, bemüht geweſen ſind, der Acciſe eine feſte Einrichtung zu geben. Ohne Zweifel empfahl ſich dieſe Art von Abgaben ſtaatsklugen und wohlwollenden Regenten, welche die Vermehrung der Einkünfte, die durch die Bedürfniſſe des Staats nothwendig wurden, mit dem mindeſten Druck der Unterthanen zu bewirken wünſchten, durch die Betrachtung, daß dieſe Abgaben, beſonders wenn ſie mehr auf Gegenſtände des Luxus als der Nothdurft gelegt ſind, nur vorzüglich die Wohlhabenden treffen, und auch dieſe gerade in dem Zeitpunkte treffen, wenn ſie zum Zahlen am meiſten fähig und geneigt

33) Eine in der Kürze bündige Auskunft über die von den älteſten bis auf die neueſten Zeiten, beſonders auch unter Friedrichs Regierung in dieſem Fache getroffenen Einrichtungen, giebt folgende von einem würdigen, unlängſt, im Oktober 1818, verſtorbenen, Geſchäftsmanne herrührende leſenswerthe Schrift: „Hiſtoriſch-kri„tiſche Darſtellung der Acciſe- und Zoll„verfaſſung in den Preußiſchen Staaten, „von Heinr. v. Beguelin. Berlin 1797."

neigt sind, und daß es auch dann noch von den Contribuenten selbst abhängt, durch Beschränkung ihrer Verzehrung die Abgabe nach eignem Gefallen zu vermindern.

Es ist unverkennbar, daß die Accise wirklich diese Vorzüge vor allen andern Abgaben habe, so lange sie in den so eben angedeuteten Schranken bleibt, nicht nach zu hohen Sätzen, und nicht mit zu vielen und lästigen Formalitäten gefodert wird. Auch die Zölle werden unter dieser Bedingung von den ihre Waaren durchführenden Fremden als eine billige Erkenntlichkeit für die bewirkte Sicherheit und Erhaltung der Straßen nicht unwillig entrichtet. Unter den ältern brandenburgischen Regenten müssen diese Bedingungen wohl beobachtet seyn, denn man hat unter ihnen über diese Abgaben keine Beschwerden, noch über den verderblichen Schleichhandel Klagen vernommen; auch noch unter König Friedrich Wilhelm I, und während der ersten Hälfte der Regierung Königs Friedrich II war dieses der Fall.

Doch sogleich nach Beendigung des siebenjährigen Krieges fühlte Friedrich, wie er dessen glücklichen Ausgang vorzüglich dem Umstande verdanke, daß er während desselben besser mit Gelde als seine Gegner ver-

versehen gewesen sey; er dachte also ernstlich darauf, sich dieses Vorzuges auch für die Zukunft zu versichern. Er wollte einen immer wohl angefüllten Schatz und in demselben den Aufwand zu zwey Feldzügen zu jeder Zeit bereit haben; daneben wollte er seine Einkünfte so verbessern, um stets im Stande zu seyn, jeden Angriff kräftig zurücktreiben zu können. Nur hierdurch werde er, nach seiner Ueberzeugung, seinen eifersüchtigen Nachbaren die Lust, einen solchen Angriff zu versuchen, benehmen, und seinen eigenen auf Erhaltung des Friedens gerichteten Gesinnungen Gewicht geben können. Wir glauben mit Recht, Friedrichs grade in dieser Epoche seines Lebens kund gegebnes lebhaftes Verlangen nach größern Einkünften dieser Ueberlegung und Ansicht seiner politischen Lage beimessen zu müssen, und suchen den Grund desselben nicht in der bey den Menschen in zunehmenden Jahren gewöhnlich bemerkten Habsucht, oder in Geiz, von denen sie in der Jugend oft keinen Beweis gegeben hatten. Dieses Laster war gar nicht in Friedrichs Charakter, und stimmte nicht zu den durch alle übrigen Handlungen seines Lebens geäußerten Gesinnungen. Er wollte nicht die bloße Anhäufung des Geldes und Vermehrung seines Schatzes, ohne irgend einen Gedanken zu haben, wozu diese Reichthümer angewandt werden sollten, wie dieses der Fall bey gewöhn-

wöhnlichen Geizigen ist, welche, wenn sie auch noch so viele Schätze zusammengebracht haben, nie daran denken, dieselben anzuwenden. Der bloße Anblick, oder vielmehr nur der Gedanke des Besitzes dieser Schätze macht das ganze Glück solcher Geizigen aus, und jede Art von Ausgabe ist ihnen zuwider. Nicht so war es bey Friedrich. Er wußte sehr gut, warum er mehr Einkünfte wünschte, nämlich um in einem bessern Vertheidigungsstande und stets bereit zu seyn, jeden Kampf zurückweisen zu können. Er hat diesen Zweck auch keinen Augenblick aus den Augen verloren, und in dem Gebrauch der gesammelten Schätze zur Erreichung dieses Zwecks durchaus keine Kargheit bewiesen. Als Oesterreich im Jahr 1778 einen Theil von Bayern unrechtmäßig an sich reißen wollte, konnte der zu machende sehr bedeutende Geldaufwand und die Unterbrechung aller seiner Finanzplane Friedrich keinen Augenblick aufhalten, das zu thun, was er für Pflicht hielt, und als einige Jahre später abermals vom Tausche Bayerns die Rede war, waren die großen Kosten kein Grund, daß der drey und siebenzigjährige Greis sich nicht zum Kriege bereit gezeigt hätte, wenn das für seinen Staat und für Deutschland verderbliche Vorhaben nicht anders abgewandt werden konnte. Bey allen andern sowohl großen als kleinen Gelegenheiten hat man auch im Alter nie

Karg-

Kargheit bey Friedrich bemerkt, vielmehr findet man auch in dieſem Punkt die beſtändige Gleichheit des Charakters, welche beweiſet, daß er in wichtigen Dingen nie nach Laune und Leidenſchaft, ſondern immer nach Ueberlegung und nach wohl überdachten Grundſätzen handelte. In den frühern wie in den ſpätern Jahren war er ein guter Wirth und vermied alle unnützen Ausgaben. Aber ſo oft es auf ein wirkliches Bedürfniß des Staats, auf irgend eine nützliche Verbeſſerung ankam, fehlte es dem Könige nie an Gelde; er war auch immer bereit, jeden Aufwand zu machen, den die Würde ſeines Ranges, und der Glanz ſeines Hofes erfoderte; übertriebene Pracht und äußerer Prunk waren ihm ſchon von der Jugend her zuwider, nicht wegen des Geldes, was ſie koſteten, ſondern wegen ihrer innern Nichtswürdigkeit. Sogar kann man ſagen, daß er bey zwey großen Ausgaben, die er bald nach dem ſiebenjährigen Kriege machte, nämlich bey dem Baue des neuen Palais bey Sansſouci und deſſen etwas geſchmackloſer Ueberladung mit Marmor und Gold, auch bey der Anſchaffung eines neuen goldnen Tafel-Services ſeiner Abneigung gegen unnütze Pracht treu geblieben ſey, und daß dieſe auf blos zur Schau dienende Gegenſtände verwandten bedeutenden Summen beſſer hätten können gebraucht werden. Genug, Friedrichs nach

dem siebenjährigen Kriege geäußerter Wunsch, seine Einkünfte vermehrt zu sehen, beruhte gewiß nicht auf Geiz und Habsucht, sondern auf der Ueberzeugung, daß das Bedürfniß des Staats, und die Nothwendigkeit, ihn gegen jeden Angriff in Sicherheit zu setzen, diese Erhöhung der Einkünfte erfodere. Eine andre Frage ist es freilich: ob Friedrich sich in dieser Ansicht nicht getäuscht und seinen Staat größern und nähern Gefahren eines Angriffs ausgesezt geglaubt habe, als er es wirklich war? Freilich scheint dieses uns so, wenn wir die hiernach gefolgten Begebenheiten von funfzig Jahren weiter übersehen, wenn wir, durch diese Erfahrungen belehrt, die nach dem siebenjährigen Kriege eingetretene gänzliche Erschöpfung der Finanzen in den Staaten, von denen Friedrich am meisten einen Angriff besorgen konnte, und ihr Bedürfniß eines langen Friedens bedenken; wenn wir überzeugt sind, daß Maria Theresia Erhaltung der Ruhe für den Rest ihres Lebens eifrigst wünschte, daß der Oesterreichs Politik leitende Fürst Kaunitz diesem Wunsche beistimmte, und sein besorgter Blick endlich auf das dem Gleichgewicht von Europa weit gefährlicher als Preußen drohende Rußland sich gewandt hatte, daß auch Joseph II, bey aller unruhigen Begierde nach Erweiterung von Herrschaft, doch, wie es die Folge bewie-

wiesen hat, den Krieg und besonders den mit Friedrich scheute, daß endlich Katharina II, deren ehrgeizige Plane auf ganz andere Gegenden gerichtet waren, den Ruhestand in Deutschland wünschte, und, weit entfernt Friedrich angreifen zu wollen, vielmehr, wenn es nöthig geworden wäre, ihm zu Hülfe zu eilen, dies ihrer richtigen Politik eben so gemäß finden mußte, als sie durch die mit ihm geschlossene Allianz dazu verpflichtet war; — wenn wir Alles dieses erwägen, so können wir uns unmöglich überzeugen, daß der König irgend einen Angriff zu besorgen gehabt, und deshalb noch einer bedeutenden Vermehrung seiner Kriegsmacht und einer dazu erforderlichen Erhöhung seiner Einkünfte bedurft habe. Aber würde es nicht vermessen seyn, wenn wir, die in ganz andrer Zeit leben, uns anmaaßen wollten, dieses Königs politische Lage richtiger beurtheilen zu können, als er es selbst damals vermogte? Wenn wir auch die Dinge jezt anders sehen, so können wir doch die Gründe von Friedrichs Besorgnissen wol ungefähr errathen. Unverkennbar ist, daß sein Heer durch den langen blutigen Krieg nicht nur in der Zahl vermindert war, sondern daß auch dasselbe ganz neu umgebildet werden mußte, um wieder in den Stand zu kommen, worin es vor dem Kriege gesehen war, daß es mit den mannichfachen zum Kriege erfoderlichen Bedürf-

nissen ganz neu ausgestattet werden mußte. Dieses foderte große Ausgaben und reichhaltige nie versiegende Einkünfte. Die damaligen politischen Verhältnisse, über welche wir Friedrich gewiß weit besser unterrichtet halten müssen, als wir es jezt seyn können, konnten sich jeden Augenblick verändern, und plözlich sehr großen Aufwand nöthig machen; der Gefahr, von solcher Nothwendigkeit überrascht zu werden, wollte sich Friedrich nicht aussezen, und deshalb fand er Erhöhung der Einnahme nöthig. Die Frage war nur: auf welchem Wege solche Erhöhung mit dem mindesten Drucke der Unterthanen möglich seyn werde? Seine Finanz-Minister, denen er diese Frage vorlegte, erklärten, daß sie in diesem Augenblicke, wo das Land von der gänzlichen Erschöpfung durch den Krieg sich kaum langsam zu erholen anfange, durchaus keinen Weg möglich hielten, um die Einkünfte zu vermehren. Ein erhöhter Ertrag der Domainen war freilich unmöglich, ohne die bey deren Benuzung angenommenen weisen Grundsäze zu verlezen. Die direkten Abgaben konnten ohne gar zu harten Druck der Unterthanen nicht erhöht werden, auch würde, hätte man dieses versuchen wollen, hierdurch kein bedeutender Ertrag gewonnen seyn; es blieben also nur die indirekten Abgaben übrig, durch welche ein vermehrtes Staats-Einkommen gesucht werden konnte.

Schon

Schon lange hatte es Friedrichs Aufmerksamkeit nicht entgehen können, daß diese Abgaben einen gar nicht verhältnißmäßigen Ertrag geben, und er hatte mit Recht geschlossen, daß die Nachläßigkeit der Aufsicht, welche dem Schleichhandel erlaube, hoch imposirte oder verbotene Waaren ins Land zu bringen, hiervon die alleinige Ursach sey. Er wußte, daß in andern Landen diesem besser entgegen gearbeitet werde, daher auch in denselben die indirekten Abgaben einen ungleich reichern Ertrag als in den seinigen gäben. Die Einrichtungen in Frankreich und die dort eingeführte wachsame Aufsicht zur Verhütung der Einfuhr fremder Waaren waren besonders berühmt.

Die Kenntnisse, welche sich hierüber Friedrich bereits verschafft hatte, wurden noch sehr bestätiget durch einen competenten Richter in diesem Fache, den Philosophen Helvetius, der selbst französischer Generalpächter gewesen war [34]). Dieser Mann besuchte

34) Helvetius war 1715 zu Paris geboren. Er stammte aus einer deutschen protestantischen Familie, welche die Pfalz wegen Religionsdruck verlassen und sich nach Holland verpflanzt hatte, von da sie in der Folge nach Frankreich kam, wo der Großvater und Vater des Philosophen sehr berühmte Aerzte waren. Lezterer erhielt eine

1765 ſuchte den König, hielt ſich einige Monate bey ihm in Sansſouci auf und gewann ſein Vertrauen in ſo hohem

---

eine ſorgfältige Erziehung, die ſeine vorzüglichen Talente früh entwickelte. Durch die Verbindungen des Vaters erhielt er eine Stelle unter den Generalpächtern eines Theils der öffentlichen Einkünfte, welche ihm ſchon im fünf und zwanzigſten Jahre eine jährliche Einnahme von 100,000 Thaler verſchaffte. Aber ſo angenehm Helvetius die Unabhängigkeit fand, deren er bey ſo reicher Einnahme genoß, ſo ganz widerſprechend waren die Beſchäftigungen, welche die Stelle eines Generalpächters auflegte, allen ſeinen Neigungen. Es war ihm höchlich zuwider, ein Werkzeug zur Unterdrückung des Volks zu ſeyn; er milderte zwar den Druck ſo oft er konnte; manche Geldſtrafen, zu denen er hatte verurtheilen müſſen, zahlte er aus eignem Vermögen; manchem Unglücklichen, dem noch härtere Strafen drohten, half er fort. Bey jeder Gelegenheit wurde er der muthige Vertreter der Unterdrückten, und er kam hierdurch in beſtändigen Zwiſt mit ſeinen Collegen. Dies bewog ihn, die Stelle des Ge-
1750 neralpächters niederzulegen, und, nachdem er ſich nach ſeiner Wahl verheirathet, auf ſeinen Gütern ganz dem häuslichen Glück, dem Wohl aller, die von ihm abhingen, und den Wiſſenſchaften zu leben, die ſeine Hauptbeſchäftigung ausmachten. Er unterbrach dieſe glückliche Muße zweimal durch Reiſen, nach England
1764 und nach Deutſchland.
1765 Die Bekanntſchaft des Königs von Preußen zu erwerben ſcheint das Hauptziel der letztern Reiſe geweſen zu ſeyn. Er wurde von Friedrich mit großer Achtung aufgenommen, und blieb einige Monate bey ihm in Sansſouci. Durch den liebenswürdigen

Ehe-

hohem Grade, daß ihm Friedrich die Verlegenheit mittheilte, worin er ſich dadurch befinde, vermittelſt der indirekten Abgaben durchaus nicht die Einkünfte zu erhalten, die er von denſelben billig erwarten müſſe. Der philoſophiſche Generalpächter, nachdem er die ihm vorgelegten Rechnungen unterſucht hatte, bekräftigte den König in der Ueberzeugung, daß

Charakter des Helvetius und die Aehnlichkeit ihrer philoſophiſchen Anſichten entſtand zwiſchen beiden große Vertraulichkeit, welche durch einen bis zu Helvetius Tode fortgeſetzten Briefwechſel unterhalten wurde. Helvetius gehörte zu den Häuptern der philoſophiſchen Schule, welche alle Möglichkeit von überſinnlichen Dingen irgend etwas zu wiſſen, läugnete. In der Theorie war Helvetius Lehre auf Materialismus, in der Moral auf wohlverſtandene Selbſtliebe gegründet. Er hat dieſe Lehre beſonders in zwey durch ganz Europa mit großem Beifall geleſenen Schriften vorgetragen; die erſte: de l'esprit, erſchien 1758, die zweite: de l'homme, iſt erſt nach ſeinem Tode 1774 herausgekommen. Helvetius ſtarb im Jahre 1771. Allgemein iſt anerkannt, daß wenn ſeine Lehre nicht von der Art war, zu edlen Gefühlen und Handlungen zu begeiſtern, er ſelbſt doch durch ſein Leben bewieſen habe, daß der wohlgeartete Menſch, wenn keine widrigen Umſtände ihn ableiten, keine wilde Leidenſchaft ihn hinreißt, ſein höchſtes Glück in Ausübung der Tugend finden könne; denn Alle, welche Helvetius gekannt haben, ſtimmen überein, daß er der edelſte, rechtſchaffenſte Mann geweſen ſey, der im Wohlthun ſein höchſtes Vergnügen gefunden habe.

daß nachläßige Aufſicht die alleinige Urſach ſey, und verſicherte, daß wenn dem Schleichhandel kräftiger gewehrt werde, die indirekten Abgaben in Preußen nothwendig einen ungleich reichern Ertrag geben müßten; er erbot ſich, in dieſem Fache erfahrne Beamte zu verſchaffen, die durch zweckmäßige Einrichtungen dieſes binnen kurzer Zeit bewirken würden. Friedrich nahm dieſes Erbieten an, und ſo ſandte der nach Frankreich zurückgekehrte Helvetius fünf Männer 35), denen der König die Verwaltung dieſes Theils

35) Ihre Namen waren: Legrand de Creſſy, de Candy, la Haye Delaunay, Brière und de Pernetty. Da die beiden erſten bald ſtarben, wurde ein andrer Franzoſe, Delattre, unter die General-Regiſſeurs aufgenommen. Wir folgen der allgemeinen Meinung, daß Helvetius dieſe Männer empfohlen habe, obgleich Beguelin (S. 112) ſagt, die Empfehlung ſey vom Marquis d'Argens hergekommen. Wir müſſen dies nothwendig für einen Irrthum halten, deſſen Entſtehung wir nicht zu erklären wiſſen. D'Argens war allein mit ſeinen Studien beſchäftiget, und nach Allem, was wir von denen, die ihn genau gekannt, vernommen, hat er ſich nie in Staatsgeſchäfte gemiſcht, iſt auch vom Könige, ſo ſehr dieſer d'Argens ſchätzte und liebte, ſchwerlich über dieſelben je zu Rathe gezogen; auch gab ſich letzterer mit Empfehlungen nicht gern ab, außer wenn es Gelehrte oder Schauſpieler betraf. Noch kommt hinzu, daß der aus ſeinem Vaterlande lange abweſende d'Argens unter den franzöſiſchen Financiers ſchwerlich wenige Bekanntſchaft hatte.

Theils der öffentlichen Einkünfte und alle bey deren Erhebung zu treffenden Einrichtungen übertrug. Er verwarf den Vorſchlag, dieſen und andern franzöſiſchen Financiers die indirekten Abgaben zu verpachten, und ſich dadurch eine feſte Revenüe zu ſichern; derſelbe Vorſchlag war ſchon einmal in Preußen unter König Friedrich I geſchehen, aber weil die allgemeine Stimme ſich zu laut gegen ihn erhob, auch damals nicht zur Ausführung gebracht [36]). Auch Friedrich II konnte ſich nicht entſchließen, ſeine Unterthanen dem Eigennutz einiger Wenigen zu überliefern, und ſelbſt dem Rechte des Landesherrn zu entſagen, den harten Druck wenigſtens nach Umſtänden lindern zu dürfen. Bisher waren die Zölle und Accisen durch die Kriegs- und Domainen-Kammern in den Provinzen unter der Oberaufſicht des General-Direktoriums verwaltet; eine das Ganze in allen Provinzen umfaſſende Leitung nach gleichen Grundſätzen hatte alſo gefehlt; jezt wurden dieſe Geſchäfte den genannten Behörden ganz entzogen und der aus den fünf General-Regiſſeurs zuſammengeſezten General-Zoll- und Accise-Adminiſtration (gewöhnlich Régie genannt) die alleinige Verwaltung dieſer Abgaben

36) S. Beguelin a. a. O. S. 103.

gaben mit groſser Gewalt übertragen. Vielleicht iſt kein Gedanke Friedrichs je für ſein Land verderblicher geweſen, und wir glauben, die Periode, wo die Ausführung deſſelben begann, als die traurigſte der Regierung des Königs anſehen zu können. Zuverläſſige Männer, die dies erlebten, haben uns den furchtbaren Eindruck nicht ſtark genug ſchildern können, als die anfangs kaum geglaubte, aber bald als wahr ſich bewährende Nachricht erſcholl, es ſollten ganz ungewohnte, harte Abgaben eingeführt und dieſelben durch eine ſolche Beſchränkung aller natürlichen Freiheit und durch einen ſolchen Zwang bey den unſchuldigſten Handlungen beigetrieben werden, daß der König ſich nicht getraue, hiebey eigne Unterthanen, bey denen er zu viel menſchliches Gefühl vorausſetze, zu gebrauchen, ſondern unbarmherzige Fremde kommen laſſe, denen er ſein Volk zur grauſamſten Mishandlung überliefern und ihnen zum Lohn dagegen erlauben wolle, ſich mit deſſen Schweiß zu bereichern. Dieſer erklärte königliche Wille empörte alle Gemüther, und raubte dem König ſelbſt einen guten Theil der Liebe und Achtung ſeiner Unterthanen, deren er bisher in ſo hohem Grade genoſſen hatte, und die durch die Wunderthaten des ſiebenjährigen Krieges bis zur höchſten Bewunderung und zärtlichſten Anhänglichkeit erhoben waren. Viele Unterthanen ſahen

hen in ihm von nun an nicht mehr den gütigen Landesvater, sondern einen durch den langen blutigen Krieg abgehärteten Tyrannen, der immer auf neue Entwürfe der Vergrößerung sinne, und nun das zu deren Ausführung nöthige Geld von seinem Volk durch Fremde erpressen lassen wolle.

In der Ausführung war nun zwar wirklich die Sache nicht ganz so arg, als die durch Gerüchte und übertriebene Erzählungen von dem Finanzzustande in Frankreich, der in Preußen nachgeahmt werden sollte, geschreckte Einbildungskraft sie sich in voraus gemacht hatte. Die neue Generaladministration sollte in ihrem Wirkungskreise unabhängig seyn, doch sollte sie mit dem Generaldirektorium, als der obersten Landes-Behörde in allen Finanzsachen, in Verbindung stehen, und als ein neues Departement desselben angesehen werden. Ein Eingeborner, der bisherige Churmärkische Kammerpräsident von der Horst [37]), wurde

37) von der Horst stammte aus einem adlichen Geschlecht im Fürstenthum Minden, widmete sich dem Finanzfach, wurde zuerst Rath bey der Kammer in Halberstadt, dann Präsident der Churmärkischen Kammer in Berlin. In dieser Stelle hatte er Gelegenheit, dem Könige sehr vortheilhaft bekannt zu werden, und dessen Vertrauen zu erwerben. 1766 wurde er Staats- und

wurde zum Finanzminister und Chef des neuen Departements ernannt. Er war ein Mann von großen Talenten, Rechtlichkeit, ungemeiner Thätigkeit und Geschäftsgewandheit, höchst empfänglich für neue Ideen, bey Schwierigkeiten nie verlegen, um eine wenigstens für den Augenblick helfende Auskunft aufzufinden. Ein solcher Mann, hoffte der König, sollte den neuen Geschäftsgang in die bestehenden Einrichtungen einfügen, und den Stockungen abhelfen, welche, wie er voraussahe, die Landeskunde der Regisseurs und ihr Zusammenstoßen mit den deutschen an die französischen Formen nicht gewöhnten Geschäftsmännern veranlassen möchten. Aber so groß auch das Vertrauen des Königs zu diesem achtungswürdigen Staatsmanne war, und so viele Geschicklichkeit dieser in der neuen schwierigen Lage bewies; so hatte er doch in die Verwaltung nicht den Einfluß, der nöthig gewesen wäre, um den Unbequemlichkeiten abzuhelfen. Der König arbeitete selbst

---

Finanzminister, Chef des Accise- und Zoll-, auch Commerz- und Fabrikenwesens: 1774 nahm er seinen Abschied und ging auf seine Güter im Mindenschen. Der König behielt für ihn immer viele Achtung, auch nachdem er den Dienst verlassen hatte, unterhielt mit ihm eine beständige Correspondenz und berief ihn oft zu sich, um seines geistvollen Umgangs zu genießen. Horst ist 1793 gestorben.

ſelbſt mit den Regiſſeurs und bewies ihnen ein völliges Vertrauen; hatte aber der König ihre Vorſchläge genehmigt, ſo war ihnen die Ausführung ohne alle Einmiſchung irgend eines andern Departements allein überlaſſen. Alle Unterbedienten waren von den Generalregiſſeurs angeſtellt, wurden von denſelben mit Inſtruktionen verſehen, und ſtanden allein unter derſelben Befehlen. Da die Regiſſeurs gleich anfangs verſtellten, ſie würden mit deutſchen Officianten nicht, was ſie verſprochen, leiſten können; ſo wurde eine Menge Franzoſen, die in ihrem Vaterlande in dieſem Geſchäft praktiſche Kenntniſſe und Uebung erworben hatten, berufen, und mit ihnen alle oberen Stellen in den Provinzen beſezt, in deren jeder Accise- und Zoll-Direktionen errichtet wurden. Außer den Berufenen kamen auch viele aus eigner Bewegung und boten ihre Dienſte an, die aber bey weitem nicht alle angenommen wurden [38]).

38) Die Zahl der wirklich angeſtellten Fremdlinge iſt groß genug geweſen, um den Nationalunwillen zu erregen, doch iſt ſie in manchen Schriften ganz übertrieben angegeben, z. B. im Mirabeau-Mauvillonſchen Werke auf 1500, von Zimmermann auf 3000, und von Thiebaut gar auf 5000. Die lezten beiden Zahlen ſind gewiß ſehr übertrieben, auch wenn man die Familien der

Die ganze Einrichtung wurde anfangs nur als ein Versuch angekündigt, und deshalb ein Contrakt auf sechs Jahre abgeschlossen, nach deren Ablauf vom Könige, wie von den Regisseurs die Auflösung des eingegangenen Verhältnisses vorbehalten worden. Die Regisseurs hatten für sich und für alle Unterbedienten große Vortheile ausbedungen. Es war unter Andern verabredet, daß von allen während des Dienstes nach Frankreich gesandten, oder dereinst von ihnen mitzunehmenden Geldern nicht der mindeste Abzug Statt finden sollte; den vier General-Regisseurs zusammen war ein jährlicher fixer Gehalt von 60,000 Thaler ausgesezt. Neben diesem fixen Gehalt hatten die General-Regisseurs auch einen Antheil an dem Ueberschuß, welchen die Einnahme über den Ertrag des lezten Jahrs vor dem Anfang der Regie

sich Anbietenden mitzählen wollte. Da bey weitem nicht Alle angenommen wurden, so ist die Zahl der wirklich angestellten Franzosen nicht so groß gewesen, und wir glauben Beguelin's Versicherung trauen zu können, daß gleich anfangs etwa nur 500 nach Preußen gekommen und dort wirklich angestellt sind; wenn auch nachher noch einige gefolgt seyn mögen, so sind doch mehrere bald zurückgegangen oder abgewiesen. 500 reichten gewiß hin, um alle obern Stellen in Berlin und in den Provinzen zu besetzen. Zu den untern Stellen wurden auch Deutsche genommen.

Regie bringen würde, eben so einen Antheil an den Strafen, die von entdeckter Contrebande bezahlt werden mußten. Man hat behauptet, daß diese Antheile eben so viel, oder gar noch mehr als der fixe Gehalt betragen habe. Also wurden diese Fremdlinge für ihre allgemein verhaßten Dienste weit reichlicher bezahlt, als es je die ersten Staatsdiener in Preußen waren [39]; auch die untern Officianten waren mit verhältnißmäßigen Vortheilen angestellt, und bis zur untersten Stufe herab ungleich besser bezahlt, als alle andere Staatsbeamte gleichen Ranges.

Schon dieser Umstand allein mußte die Ankömmlinge großem Hasse und der Abneigung der Eingebornen aussetzen. Man hat Jene beschuldigt, daß sie, nicht zufrieden mit den ihnen zugestandenen so bedeutenden Vortheilen, auch noch durch unerlaubte

39) Der gewöhnliche Gehalt eines Staatsministers, der kein Nebenamt hatte, war unter Friedrich 4000 Thaler. Durch Nebenstellen und Direktionen besondrer Fächer, für welche eigene Gehalte ausgesezt waren, brachten es die Finanzminister auf 8 auch wol 10,000 Thaler. Höher ist es schwerlich bey irgend Einem gekommen. Der erste Kabinets-Minister, Graf von Finkenstein, hatte 15000 Thaler, weil er wegen der Fremden zu einigem Ehrenaufwande verbunden war; Herzberg hatte unter Friedrich nicht über 5000 Thaler Gehalt.

Mittel sich auf Kosten der gedrückten Unterthanen bereichert hätten, es ist aber dieses nie bewiesen, und wir glauben, daß dieser Verdacht wenigstens den General-Regisseurs Unrecht gethan habe. Die meisten derselben, so wie auch viele Unterbediente, gingen schon nach einigen Jahren nach Frankreich zurück, und nahmen unstreitig bedeutendes Vermögen mit; aber sie hatten, wenn sie mit einiger Ordnung und Sparsamkeit lebten, vermöge ihrer Contrakte Gelegenheit genug gehabt, dasselbe ohne Schuld zu erwerben, es ist auch keinem der Abgehenden ein Vorwurf wegen unrechtmäßig erworbenen Vermögens und deshalb Schwierigkeit des bedungenen freyen Abzuges gemacht. Nur einer der General-Regisseurs, de la Haye Delaunay, ist bis zu Friedrichs Tode an der Spitze der Verwaltung geblieben, und zwar allein, da seine Collegen nach ihrem Abgange nicht ersezt wurden. Er hat bis ans Ende die anfangs ausbedungnen Vortheile behalten. An die Stelle der Collegen kamen sogenannte Sous-Regisseurs mit minderm Gehalt und geringern Vortheilen, unter ihnen auch Deutsche; alle waren Delaunay untergeordnet. Auch von der Horst zog sich nach einigen Jahren ganz zurück. Dieser Minister, wenn er gleich in der Hauptsache nichts ändern konnte, hat doch unstreitig viel beigetragen, den Druck der Regie

1774

zu

zu mildern; besonders hat er sich bey der ihm übertragenen Aufsicht über die Prozesse wegen Schleichhandels, die Viele in Unannehmlichkeiten verwickelten, wohlthätig bewiesen. Diese Prozesse waren der ordentlichen Justiz entzogen, und eignen Accise-Gerichten übertragen, aber der Minister Horst hatte die Oberaufsicht über diese Gerichte, und das Recht, die erkannten Strafen zu mäßigen, oder auch sie ganz niederzuschlagen. Auch der persönliche Charakter von Delaunay hat, wie allgemein anerkannt wurde, viel beigetragen, das Harte der Einrichtung zu mildern. Dieser Mann hat während zwanzig Jahren der ununterbrochenen Achtung Friedrichs genossen und großen Einfluß auf denselben bewiesen. Wenn zuweilen Beschwerden gegen ihn angebracht wurden, so reichte eine Unterredung des Königs mit Delaunay hin, alle Unzufriedenheit und jedes Mistrauen zu zerstreuen. Auch im Publikum hat dieser Mann eine immer bessere Meinung von sich erweckt, und Alle, die ihn näher gekannt und seine Geschäftsführung beurtheilen konnten, haben ihn als einen sehr fähigen, kenntnißreichen, ungemein arbeitsamen und rechtschaffenen Geschäftsmann anerkannt, der seine Gewalt nicht gemisbraucht, sich keine unrechtmäßigen Vortheile erlaubt, und Niemanden mehr gedrückt habe, als es die einmal gemachte Einrichtung noth-

wendig erfoderte. Man hat im Stillen von ihm geübte Wohlthätigkeit gerühmt. Nach Friedrichs Tode wurde die Generaladministration sogleich aufgehoben, und Delaunay zu strenger Verantwortung wegen seiner Geschäftsführung gezogen; aber er hat sich vollkommen gerechtfertigt [40]), seine Rechnungen waren in bester Ordnung, und jede seiner Handlungen mit ausdrücklichen Befehlen des Königs belegt; er erhielt deshalb eine zu seiner völligen Genugthuung gereichende Erklärung seiner Richter, und die nachgesuchte Entlassung in ehrenvoller Art. Er hat sich hierauf in sein Vaterland zurückgezogen, und ist daselbst bald nachher in den Strudel der Revolution verwickelt, wodurch er das in Preußen erworbene Vermögen ganz verloren, und sein Alter fast in verlassener Dürftigkeit verlebt haben soll.

Der

40) Das Haupt-Aktenstück dieser Rechtfertigung, Apologie particulière de Mr. de la Haye Delaunay, s. in Mirabeau Monarchie prussienne sous Frédéric II. T. IV. p. 242. Wenn gleich der General-Regisseur gegen den Vorwurf willkührlicher Unterdrückung und geheimer Unterschleife sich durch die vorgelegten Befehle des Königs und seine Rechnungen gerechtfertigt hat, so verdienen Mirabeaus Bemerkungen doch immer Aufmerksamkeit.

Der empfindlichste Druck des Landes durch die Generaladministration bestand nicht in bedeutender Erhöhung der indirekten Abgaben. Die General-Regisseurs kannten ihr Fach zu gut, um nicht zu wissen, daß gerade gar zu hohe Abgaben den verhältnißmäßig geringsten Ertrag geben, theils weil das Publikum durch Beschränkung seiner Verzehrung sich den Abgaben zu entziehen weiß, theils und vorzüglich, weil der Schleichhandel, durch die Höhe der Abgaben gereizt, eine Thätigkeit und Erfindsamkeit beweiset, welchen auch die wachsamste Aufsicht nie ganz wehren kann. Die General-Regisseurs bewirkten daher statt Erhöhung vielmehr gern Herabsetzung der einzelnen Abgaben. Dagegen suchten sie die Einnahme vorzüglich dadurch zu vermehren, daß auf alle und jede Gegenstände, die irgend zum menschlichen Gebrauche dienen können, Abgaben gelegt, und auch die geringfügigsten Sachen nicht frey gelassen wurden. Der Zoll- und Accise-Tarif war also ein vollständiges Lexikon fast aller Natur- und Kunst-Produkte; auch wurde derselbe Gegenstand, so oft er in eine andere Form gebracht, zu einem neuen Gebrauch zugerichtet war, oft auch, wenn er nur aus einer Provinz in die andere gebracht wurde, wiederholten Abgaben unterworfen. Die so sehr zerstreute Lage der preußischen Provinzen, welche fast

überall die Gränze nahe haben, trug dazu bey, dies Läſtige noch zu vermehren. In einem großen wohlzuſammenhängenden Lande fühlt man die Unbequemlichkeiten einer ſolchen Einrichtung, wie ſie in Preußen war, bey weitem weniger. Die nie aufhörenden Foderungen, und die durch ſie immer nöthigen Unterſuchungen machten Eingebornen und Fremden den Aufenthalt und das Reiſen in den preußiſchen Staaten beſonders läſtig. Ein anderes Mittel, den Ertrag zu vermehren, war die unerbittliche Strenge, mit der die Abgaben beigetrieben wurden, und die nie nachlaſſende Wachſamkeit, welche den Schleichhandel auf allen ſeinen Wegen, auch oft da, wo er nicht war, verfolgte. Jede Entdeckung deſſelben wurde reichlich belohnt und die Schuldigen wurden auf das Härteſte beſtraft. Dieſe Härte beunruhigte auch oft den ruhigen Bürger und rechtlichen Mann, der an keine Contrebande dachte; grade Vorgänge dieſer Art empörten die Gemüther am meiſten. So mußte z. B. Jeder, ohne allen Unterſchied des Standes, ſich gefallen laſſen, daß zu jeder Stunde des Tages oder der Nacht Zoll- und Acciſe-Bediente in ſein Haus eindrangen, foderten, daß alle Gemächer, Schränke, Kiſten und Keller ihnen geöffnet und ihren unbeſcheidnen Unterſuchungen Preis gegeben würden. Von jedem der Abgabe unterworfenen Ge-

Gegenstande, den man fand, wurde der Beweis der entrichteten Abgabe gefodert, und wenn derselbe nicht auf der Stelle vorgelegt werden konnte, wurde die verdächtige Sache einstweilen weggenommen, und deren Eigenthümer in einen verdrießlichen Prozeß verwickelt, wenn er nicht Mittel fand, sich mit den Visitatoren durch Erlegung einer willkührlich gefoderten Strafe, oder durch andre Mittel abzufinden. Man hat sogar behauptet, daß nicht selten die Untersucher selbst während ihres Geschäfts Contrebande in die Häuser eingebracht, dieselbe alsdann dort gefunden zu haben behauptet und den Hauswirth zur Strafe gezogen haben. Wären diese Anklagen auch wirklich in allen Fällen ungerecht gewesen (was doch keinesweges wahrscheinlich ist); so würden sie doch beweisen, welcher Verruchtheit man die Menschen, die zu diesem Geschäft gebraucht wurden, fähig gehalten, und wie sehr man ihre Annäherung gefürchtet habe. Nicht nur bey jedem Eingange in die Städte, sondern auch auf offenen Landstraßen wurden die Reisenden angehalten und ihre Personen und Wagen der strengsten Untersuchung unterworfen. Sogar die unbedeutendsten Vorräthe von Wein und andern Lebensmitteln, auch sogar von Arzney, die ein Reisender zum eignen Bedürfniß bey sich führte, und wobey selbst der entfernteste Gedanke an Schleichhandel unmög-

möglich war, gaben zu Foderungen, oder doch höchst unangenehmen Erklärungen Anlaß; es sind dem Schreiber dieses hierüber die empörendsten Vorgänge glaubhaft bekannt. Dies Verfahren erbitterte gegen die Regie-Bedienten bis zu einem allgemein verbreiteten tödtlichen Hasse; sie mußten in Jedem, der ihnen begegnete, einen Feind vermuthen, und keiner von ihnen wagte es, sich auf abgelegenen Wegen allein oder unbewaffnet sehen zu lassen. Nicht selten wurden einige dieser Officianten vermißt, auch fand man wol solche in den Wäldern erschlagen und verscharret. Indeß wurde der Schleichhandel, weil er große Vortheile versprach, mit Eifer und Schlauheit, auch oft nicht ohne belohnenden Erfolg betrieben. Besonders an den Gränzen war er ein ordentliches Gewerbe sehr vieler Menschen und ganzer Orte; die Schleichhändler einer Gegend standen mit einander im genauesten Bunde, und unterstützten sich gegenseitig auf alle Weise. Sie wagten es zuweilen, in zahlreichen Haufen gegen die Regiebedienten bewaffnet auszuziehen, und es entstanden blutige Kämpfe, die mit Verzweiflung geführt wurden, und bey denen nicht selten an beiden Seiten einige das Leben verloren, oder verwundet in die Hände ihrer erbitterten Gegner fielen. Der Sieg erklärte sich um so öfterer für die Schleichhändler, da diese überall

Be-

Begünstigung und Beistand fanden; wenn auch nicht Jeder an ihren Kämpfen Theil nehmen wollte, so diente doch fast jedes Haus zur sichern Zuflucht, wo die Schleichhändler ihre Person oder ihre Waaren verbergen konnten. Doch in so erbitterter Feindschaft die Accise- und Zoll-Beamten der Regel nach mit den Schleichhändlern lebten, so verstanden sich doch beide zuweilen, den Staat zu ihrem gemeinsamen Vortheil zu betrügen, wenn nämlich die ersten es bequemer und vortheilhafter für sich fanden, fremde Waaren heimlich einschleichen zu lassen, und deren Einfuhr wol gar zu begünstigen. Wie sehr durch den Zustand der Dinge, den wir hier beschrieben haben, die Sittlichkeit der Unterthanen in allen Klassen verdorben worden, ist schon oben berührt; wir könnten hierüber noch Vieles sagen, aber wir weilen ungern länger bey einem jeden Guten empörenden Gegenstande, und überlassen es dem denkenden Leser, die Schlüsse selbst zu ziehen, zu denen wir die Vordersätze geliefert haben.

Der König hatte bey Einführung der französischen Administration verlangt, daß bey der neuen Einrichtung die Accisen und Zölle jährlich zwey Millionen Thaler mehr Einkünfte liefern sollten, als diese Abgaben im lezten Jahre vor deren Einführung gebracht

bracht hatten, und die General-Regiſſeurs hatten ſich verbindlich gemacht, ein ſolches Plus wirklich zu liefern. Aber ſie haben dieſes Verſprechen nicht erfüllt. Ein mit dieſen Sachen genau bekannter Geſchäftsmann[41]) bemerkt, daß in den erſten ſechs Jahren der Regie das Plus über den frühern Ertrag jährlich nicht volle 900,000 Thaler betragen habe. Erſt mit dem Jahre 1772 wurde der Ertrag ergiebiger; aber dies war kein Verdienſt der Einrichtungen und ſtrengern Aufſicht der General-Regiſſeurs, ſondern des Vortheils, daß Weſtpreußen erworben, beſonders die Weichſel der preußiſchen Herrſchaft unterworfen wurde, und der polniſche Handel mit ſtarken Zöllen belegt werden konnte. Ohnerachtet dieſer Vortheile hat die Regie während ihrer ganzen ein und zwanzigjährigen Dauer ſtatt eines Plus von zwey und vierzig Millionen, welche verſprochen waren, nur 27,670,989 Thaler mehr geliefert, als eingegangen ſeyn würden, wenn die frühere Einrichtung mit allen ihren Mängeln wäre beibehalten worden. Dieſe vergrößerte Einnahme war wahrlich kein Erſatz für das unſägliche Ungemach, das die Regie über die Unterthanen gebracht, für die große Verderbniß ihrer Sitt-

41) Hr. Sigismund, expedirender Sekretair bey dem Accise- und Zolldepartement, S. deſſen Archiv für Accise-Bedienten und Accisanten, Th. I. S. 8.

Sittlichkeit, für die Verminderung ihrer Liebe und Anhänglichkeit an König und Vaterland. Unſtreitig wäre es ſehr möglich geweſen, dieſelbe oder eine noch größere Einnahme zu erhalten, wenn bey mäßigen Sätzen dieſe Abgaben vereinfacht und durch hinlänglich bezahlte, aber in ſtrenger Ordnung gehaltene Eingeborne wären verwaltet und erhoben worden! Friedrich hat zwar bis an ſein Ende keine Aenderung in den einmal getroffenen Einrichtungen gemacht, aber doch iſt nicht zu läugnen, daß während der lezten Periode des Königs das Drückende derſelben merklich minder gefühlt ſey. Schreiber dieſes, welcher während dieſer Periode in Preußens Hauptſtadt gelebt hat, kann dieſes bezeugen, und ſeine hier gegebne Schilderung des vorhergegangenen Zuſtandes beruhet deshalb minder auf dem, was zu ſeiner Zeit geſchehen, als auf dem, was von glaubwürdigen Perſonen, die frühere Zeiten erlebt hatten, erzählt worden. Dieſe größere Milde war nicht Abſicht und Plan der Adminiſtration, ſondern ſie war in verſchiedenen ſehr natürlichen Urſachen gegründet, die wir glauben angeben zu können. Von einer Seite fügte ſich das Publikum allmählig beſſer in ein hartes Geſchick, das einmal für unabänderlich gehalten wurde; man ſchränkte den Verbrauch fremder Waaren mehr ein, zahlte von denen, die man

nicht

nicht entbehren konnte, die Abgaben, half ſich, ſo gut man konnte, durch den Schleichhandel, in dem man immer geübter wurde, oder gewöhnte ſich auch an die einheimiſchen Produktionen, wenn ſie gleich theurer und ſchlechter waren. Von der andern Seite kann es ſeyn, daß in manchen Artikeln die Landesfabrikation wirklich vollkommner wurde, auch der Schleichhandel etwas von ſeinem Reiz verlor, ſeit die Abgaben auf manche Gegenſtände herabgeſezt wurden [42]); gewiß iſt, daß er in den lezten Jahren nicht mehr mit ſo vielem Eifer und Erfolg betrieben wurde, als vorher.

Außer den auf eine für ſein Volk ſo drückende Weiſe beigetriebenen Abgaben fand Friedrich noch ein Mittel zu Vermehrung ſeiner Einkünfte darin, daß er den Verkauf, oder auch ſogar die Produktion vieler den Menſchen unentbehrlicher Dinge ſich ſelbſt vorbehielt, oder, welches in Abſicht der Wirkung daſſelbe war, das Vorrecht des Handels mit denſelben nur gewiſſen Perſonen gegen eine ſtarke Abgabe ertheilte. Auch dieſes war ein harter Druck, moraliſch und politiſch ſehr verderblich. Das Recht zu arbei-

42) So wurde die Abgabe vom Kaffee von 6 gar. auf 2 ggr. für das Pfund vermindert, und dadurch der Ertrag dieſer Abgabe ſofort ganz ausnehmend erhöht und der Schleichhandel mit dieſem Artikel vermindert.

arbeiten, und das, was man durch seine Arbeit hervorgebracht, oder aus der Fremde herbeigeführt hat, an Andere zu verkaufen, ist ein natürliches Recht jedes Menschen, bey dessen vollem Genuß die bürgerliche Gesellschaft jedes ihrer Glieder schützen und gegen Eingriffe sichern muß; aber dieses Rechts die größere Zahl der Unterthanen zu berauben, und die Vortheile des Handels der Regierung, oder wenigen Begünstigten vorzubehalten, ist eine Ungerechtigkeit, die tief gefühlt wird. Das Verbot der Einfuhr aller Waaren, die Gegenstände des Monopols sind, ist alsdann unvermeidlich, und die Folge davon der Schleichhandel mit allen seinen Verderbnissen; auch werden nothwendig die Waaren allemal theurer und von schlechterer Beschaffenheit. Dies war unter Friedrich der Fall, wo der Monopole sehr viele waren, und um so drückender, da viele Gegenstände, die unentbehrlich und vom allgemeinsten Gebrauch waren, denselben unterworfen wurden. Wir führen nur als Ein Beispiel das Salz an, bey welchem eine Einrichtung getroffen war, die der heimlichen Einfuhr desselben wehren sollte, daß nämlich jeder Mensch, der über neun Jahre alt war, und auch jeder Hauswirth in Verhältniß seines Viehstandes eine gewisse vorgeschriebene Quantität aus den angewiesenen königlichen Salzniederlagen kaufen mußte. So

wurde ein für die Gesundheit von Menschen und Thieren ungemein wichtiges Produkt, mit welchem die Natur einige preußische Provinzen im Ueberfluß versorgt hat, zu einem ganz übertriebenen Preise gesteigert. Eben so war der Handel mit Zucker und Taback ein Monopol; jenes, ein für die Gesundheit wichtiges, dieser, ein durch Gewohnheit vielen Menschen unentbehrlich gewordenes Produkt, beide mußten die preußischen Unterthanen zu höhern Preisen, und in schlechterer Qualität kaufen, als sie in benachbarten Landen zu haben waren.

Wir haben die Irrthümer nicht verhehlt, zu welchen Friedrich in seiner Finanzverwaltung hingerissen ist, und durch welche er viel Ungemach über sein Volk gebracht hat. Sicher wäre er bey seinen Verboten und Abgaben nicht so strenge beharret, hätte er von deren Folgen eine anschauliche Idee gehabt, wäre die Einführung solchen Zwanges, ehe sie beschlossen wurde, in einer Versammlung erfahrner Staatsdiener von allen Seiten erwogen, oder hätten es einige derselben gewagt, dem Könige, auch unaufgefodert, hinlängliche Aufklärung zu geben. Möge sein Beispiel für die Folgezeit warnend seyn! Möge man überhaupt bald zu der Einsicht gelangen, daß für den Staat, wie für den Einzelnen, nöthig

sey,

ſey, zuerſt ſeine wirklichen Bedürfniſſe richtig zu kennen, und ſich über dieſelben nicht zu täuſchen, ſo wie Friedrich ſich täuſchte, wenn er glaubte, ſeinen Vertheidigungsſtand ſo einrichten zu müſſen, um jeden auch noch ſo unangemeſſenen Angriff abwehren zu können, welches natürlich nicht möglich war, ohne zugleich den Benachbarten die Beſorgniß eines Angriffs von ſeiner Seite zu erwecken. Sind die Bedürfniſſe einmal gehörig bekannt und feſtgeſezt, ſo iſt ferner erfoderlich, die dazu nöthigen Gelder auf die einfachſte und natürlichſte Weiſe von den Unterthanen zahlen zu laſſen, damit der Betrag der Abgaben, wenigſtens dem größten Theil nach, wirklich in die Staatskaſſen gebracht, und nicht dem Volke weit mehr abgenommen werde, als die Bedürfniſſe des Staats erfodern. Wir dürfen hoffen, daß die Zeit herannahe, in welcher ſowohl über die wahren Bedürfniſſe des Staats, als über das Wie ihrer Befriedigung, die allgemeine Stimme der Völker mehr gehört werden, und alſo auch der Finanzzuſtand der Staaten mehr wie bisher vereinfacht und eben dadurch weniger drückend werden wird 43).

43) Wir haben grade, da wir dieſes ſchreiben, das Vergnügen, zu erfahren, daß in dem von uns entfernteſten Theile der kultivirten Erde, in dem nordamerika-

Wir enden hiermit unsre Schilderung Friedrichs in allen Beziehungen seines hohen Regentenberufs, der ihm immer der wichtigste, so wie die Beglückung seines Volks das ernsteste Geschäft war, dem er sich mit Anstrengung und nie nachlassender Thätigkeit widmete. Diese Thätigkeit, der reife Verstand, mit dem er Alles ordnete und in einander fügte, die Festigkeit, mit der er bey einmal gefaßten Beschlüssen beharrete, und sich von ihrer vollständigen Ausführung durch keine Schwierigkeiten abschrecken ließ, sind die Hauptzüge seiner Regierung. Er hat Preußen unter andern europäischen Staaten hohe Achtung und einen noch größern Einfluß verschafft, als den physischen Kräften desselben angemessen war. Der bedeutende Zuwachs an Landen, der seit Friedrich erfolgt ist, hat es dessen Nachfolgern

Decbr. 1817 nischen Freystaat, der Beschluß gefaßt ist, alle direkten Abgaben ganz abzuschaffen, weil die richtig erkannten Bedürfnisse des Staats, zu denen auch die Tilgung aller Schulden binnen einer bestimmten Zeit gehört, nicht mehr erfodern, als was durch die Abgaben auf den auswärtigen Handel geschafft und bestritten werden kann. Möge dieses Beyspiel bald auch in Europa nachgeahmt werden können! Es ist dieses um so mehr zu wünschen, damit nicht der Druck, den man im Vaterlande leidet, und der bessere Zustand, welcher jenseits des Weltmeers gezeigt wird, noch mehr brave und fleißige Deutsche zur Auswanderung bewege.

gern leichter gemacht, dieſen Einfluß zu erhalten, und es wird dieſes mit minderm Drucke des Volks geſchehen können, wenn die Regierung mit gleicher Weisheit, Thätigkeit und Ordnung fortgeſezt wird. Vom Anfang ſeiner Regierung an bis zu deren Ende iſt es Friedrichs eifrigſtes Beſtreben geweſen, unpartheiiſche und ſchnelle Gerechtigkeit ausüben zu laſſen, Jeden bey dem Genuß ſeines Eigenthums, den Früchten ſeines Fleißes und bey ſeinen Rechten zu ſchützen. Er wollte beſonders die niedern Klaſſen gegen Anmaaßungen und Eingriffe der höhern ſichern, und hat er hierin je Partheilichkeit bewieſen, ſo iſt dies ein Irrthum geweſen, dem die edelſten Beweggründe zum Grunde lagen. Er wollte ſein Volk in keiner Beziehung drücken, und iſt dies dennoch durch ſeine Finanz- und Handelseinrichtungen geſchehen; ſo war dies Folge der Beſchränktheit menſchlicher Einſicht, und der Umſtände, welche Friedrich nicht erlaubten, alle Verhältniſſe ſeines hohen Berufs zu Gegenſtänden eignen Nachdenkens zu machen, und zugleich auch Folge der einmal mit Ueberlegung gewählten Art zu regieren, deren mannichfaches Gute ihn in deren ſteter Beibehaltung beſtärkte, und deren Unvollkommenheiten ihm nicht ſichtbar wurden. Wir ſagen über dieſe eigenthümliche Art Friedrichs zu regieren noch einige Worte, zum Mißverſtändniſſen zu begegnen.

Keinesweges beſtand die Selbſtthätigkeit ſeiner Regierung, wie man es ſich oft ganz falſch gedacht hat, darin, daß Friedrich wirklich Alles ſelbſt hätte beſorgen wollen, daß er jedes Geſchäft bis ins Einzelne verfolgt, nichts Andern überlaſſen hätte. Er wußte, daß dieſes die Kräfte Eines Menſchen überſteigen, und daß aus ſolchem Bemühen nothwendig Unordnung und Verwirrung folgen müſſe. Er hat dieſes nie gewollt, und ſich vielmehr in allen Fächern mit Gehülfen umgeben, deren Tüchtigkeit er meiſtens ſorgfältig geprüft hatte, und denen er, wenn ſie einmal geprüft und gewählt waren, den ihnen eignen Kreis der Thätigkeit mit Vertrauen überließ, und ihnen darin alle Freiheit gab, nach eigner Einſicht zu handeln, die durchaus nöthig iſt, wenn der Geſchäftsmann Freude an ſeiner Arbeit finden ſoll. Sehr mit Unrecht hat man geſagt, Friedrich habe abſichtlich nicht Männer von ſehr ausgezeichneten Fähigkeiten und kräftigem, eigenthümlichem Charakter zu ſeinen Miniſtern gewählt, ſondern ſolche vorgezogen, die er gewiß war zu überſehen, und von denen er nicht Widerſpruch erwarten durfte. Mit neidiſcher Eiferſucht habe er gewacht, daß Keiner einen zu großen Einfluß habe, und daß je geglaubt werden könne, nicht der König ſey in Allem und Jedem der erſte. Gleich niedrige Geſinnungen hat man ihm zuweilen in

der

der Wahl ſeiner Feldherren beigemeſſen, deren Ruhm, ſagte man, er beneidet, und deren Keinem er geſtattet habe, ſich durch ſelbſt gedachte und ausgeführte Unternehmungen ſo auszuzeichnen, daß der Glanz der eignen Thaten Friedrichs minder hervorſcheine. Keine Beſchuldigung iſt ungerechter; wir erklären dieſelbe für ſchändliche Verläumdung, und hoffen, daß dieſe Erklärung einiges Gewicht haben werde, da wir auf die genaueſte Erforſchung alles deſſen, was über die Handlungen und Geſinnungen des Königs noch jezt gewußt werden kann, ſo vielen Fleiß gewandt, und von der völligen Unpartheilichkeit, mit der wir ihn beurtheilen, in dieſer Charakteriſtik genügende Beweiſe gegeben haben.

Daß nicht alle erſten Staatsdiener, nicht alle Feldherren Friedrichs Menſchen von ganz ausgezeichnetem Geiſt und edelſtem Charakter geweſen ſind, hat allerdings ſeine Richtigkeit, aber auch einen ſehr natürlichen Grund. Männer von außerordentlichen Talenten und von eigenthümlichem, edlem Charakter ſind überall nicht ſo häufig, und drängen ſich meiſtens auch nicht ſo ſehr vor, daß ſie allemal, auch von einem aufmerkſamen Regenten, zur rechten Zeit bemerkt werden müßten, ſo daß es nur von dieſem abhinge, zu einem jeden Poſten allemal Männer von

ganz vorzüglichem Werth zu finden. Da dieses keinesweges der Fall ist, so besteht das große Talent des Regenten darin, zu jedem Geschäft den möglichst tauglichen zu finden, und diesen dann in eine solche Lage zu bringen, wo seine guten Eigenschaften am nützlichsten werden, die ihm mangelnden am mindesten vermißt werden. Friedrich besaß dieses Talent in hohem Grade, und gerade weil er es besaß, wußte er auch Menschen jeder Art zu gebrauchen, und Jeden dahin zu stellen, wo sein Gutes am meisten entwickelt, und seine Fehler verbessert, oder unschädlich gemacht würden. Friedrich foderte auch eben darum, weil er die Menschen kannte, nicht von jedem Einzelnen einen seltnen Verein aller Vollkommenheiten, die oft ihrer Natur nach unvereinbar sind. Er verlangte nicht, daß ein sein Fach gründlich kennender thätiger Staatsminister auch zugleich ein gewandter Hofmann, auch angenehm zum Umgange, der große Feldherr auch ein kenntnißreicher, wissenschaftlich gebildeter Mann sey. Er war zufrieden, wenn Jeder diejenigen Eigenschaften, wenigstens einige derselben, im vorzüglichen Grade besaß, welche für den Posten, den er einnahm, wichtig waren. Bey den Ministern sahe er am meisten auf den Charakter; war dieser durchaus rechtlich und fest, besaß der Mann daneben Ordnungsliebe und Thätigkeit,

so

ſo überſah der König gern manche andere Mängel. Von ſeinen erſten Feldherren verlangte er neben kriegeriſchem Muth und Tapferkeit vorzüglich Entſchloſſenheit und Gegenwart des Geiſtes, um in Fällen, wo es darauf ankam, und wo die ertheilten Vorſchriften nicht hinreichten, ſich ſelbſt helfen zu können.

Friedrich hatte eine große Zahl von Staatsminiſtern, und das jedem Einzelnen zugetheilte Departement war alſo nicht von zu großem Umfange. Friedrichs Vater hatte dieſelbe Maxime beobachtet; beide Monarchen wurden bey deren Befolgung durch Menſchenkunde und richtige Staatsklugheit geleitet. Es iſt unſtreitig das Beſte für die Führung der Geſchäfte, wenn die, welchen ſie beſonders in der oberſten Leitung anvertrauet ſind, nicht durch deren zu große Menge und Mannichfaltigkeit niedergedrückt und zerſtreut werden. Ein Miniſter, der dieſes iſt, kann mit ſehr vielen Dingen, die doch zu ſeinem Amte gehören, ſich ſelbſt nicht beſchäftigen. Ohne von denſelben mehr als oberflächliche Kenntniß zu nehmen, muß er Vieles untergeordneten Beamten überlaſſen, um es unter ſeiner Autorität und in ſeinem Namen abzumachen. Hierdurch wächſt die Zahl der Staatsbeamten, die viele Gewalt haben, ohne eigne Verantwortlichkeit. Dieſes hielten Friedrich Wilhelm I und Fried-

drich II dem öffentlichen Wohl nachtheilig, und gewiß mit Recht, weil ein Beamter, der durch einen höhern, welcher von den Sachen nur wenig unterrichtet ist, gedeckt wird, und der für ausgezeichnete Dienste selbst nie Ruhm und Belohnung erwerben kann, so wie er auch für Vernachläßigung und Fehler nicht leicht Strafe fürchten darf, nicht selten der Versuchung unterliegen wird, seinen Einfluß zu misbrauchen, wenigstens die Pflichten, die er in fremdem Namen ausübt, nur nachläßig zu besorgen. Ein zweiter Grund, der beide Monarchen bewog, die Geschäfte unter Viele zu vertheilen, war unstreitig der, weil es dem Regenten dann um so leichter wird, die Uebersicht und Leitung des Ganzen sich selbst vorzubehalten. Jeder einzelne Minister, der unter Friedrich versucht hätte zu weit zu gehen, mußte von den Collegen, in deren Wirkungskreis er dadurch einen Eingriff unternahm, Widerspruch und Beschwerde bey dem Könige erwarten. Alle wichtigen Dinge mußten, schon der Natur des Geschäftsganges gemäß, vor der lezten Entscheidung dem Regenten vorgelegt werden, weil nur dieser einer Stockung, die aus dem Zusammenstoßen mehrerer Departements-Chefs zu entstehen drohte, abhelfen konnte. Bey Befolgung dieser Maxime konnten natürlich Friedrich Wilhelm I und Friedrich II nie einen Principalmi-

nister

niſter haben, auch nicht einmal einen ſolchen, mit dem ſie alle und jede Arten von Geſchäften berathen hätten. Sogar ihrer Natur nach nahe mit einander verwandte Geſchäfte, z. B. alle Juſtiz- oder alle Finanzſachen waren nicht der Oberaufſicht eines einzelnen Mannes anvertraut 44); Alles war in Departements getheilt, deren Vorſteher von einander ganz unabhängig waren, deshalb bewürkte auch oft ein Miniſter ſein Departement zunächſt angehende Verord-

nun-

44) Der Großkanzler, auch ſeit Friedrich Wilhelm I ſchon Chef de Justice genannt, iſt von Berlin für einen Miniſter gehalten, dem alle Juſtizſachen untergeordnet geweſen wären. Dies war aber keinesweges der Fall; der Großkanzler war ein Juſtiz-Miniſter wie die andern, hatte eben ſo wie dieſe ſein beſonderes Departement, und letztere waren von ihm ganz unabhängig. Nicht einmal den Rang hatte er vor ſeinen Collegen, dieſer wurde allein durch die Ancienneté unter den Miniſtern beſtimmt. So war Carmer, obgleich Großkanzler, nur der zweite Juſtiz-Miniſter, ſo lange der ältere, Münchhauſen, lebte. Das einzige dem Großkanzler beigelegte, allerdings wichtige, Vorrecht war, die Oberaufſicht über ſämmtliche Juſtiz-Collegien und deren innere Einrichtung, nebſt der Beſetzung aller Juſtizſtellen in den ſämmtlichen Provinzen, auch das Recht, zu den höhern Stellen, und ſelbſt der Juſtiz-Miniſter, dem Könige tüchtige Subjekte vorzuſchlagen; endlich das Recht, die Vorſchläge zu allgemeiner Geſetzgebung und zu neuen Einrichtungen im ganzen Juſtizfache zu thun.

nungen, ohne daß deſſen Collegen davon wußten, deren nachherige Zuziehung jedoch der Monarch ſelbſt, wenn es ihm nöthig ſchien, verfügte.

Friedrich fand, wie er den Thron beſtieg, ſiebenzehn Staatsminiſter, die er ſämmtlich beibehielt, und während ſeiner Regierung hat er überhaupt ein und ſechzig ernannt [45]). Unter denſelben finden ſich freilich manche, die nur den Titel eines Staatsminiſters geführt haben, ohne daß ihnen ein eignes Departement von Geſchäften anvertrauet geweſen wäre. So pflegten zuweilen Geſandte an großen Höfen zu größerer Auszeichnung dieſen Titel zu führen. Zuweilen gab Friedrich denſelben auch angeſehenen Fremden, die er wegen ihres Vermögens ins Land ziehen wollte, und für die ſich in dem Augenblick kein paſſender Poſten fand [46]). Auch die Mitglieder der höch-

45) Man findet ein namentliches Verzeichniß dieſer Männer, nebſt kurzen biographiſchen Notizen von ihnen, in dem ſchon erwähnten Buche: Der Königlich Preußiſche Churbrandenburgiſche Staatsrath, von Klapproth und Cosmar. Berlin 1805. S. 420.

46) So wurde der Churſächſiſche Staatsminiſter, Graf, nachher Fürſt von Sacken, mit dem Titel eines Miniſters in Preußiſchen Dienſt gezogen, ohne daß ihm deßhalb Geſchäfte anvertrauet wurden.

höchsten Regierung im Königreich Preußen hießen Minister, waren aber den Departements-Ministern in Berlin untergeordnet. Eben so hatte der Chef-Präsident der drey schlesischen Oberamts-Regierungen den Titel Justiz-Minister, stand aber unter den Berlinschen Ministern in eben der Art, wie jeder andre Präsident. Der schlesische Finanzminister war dagegen den Berlinschen Ministern völlig gleich, sein Departement war von dem der ihrigen ganz unabhängig.

Doch auch alle diese Titularminister, welche unter der vorangeführten Zahl mit begriffen sind, abgerechnet, bleibt die Zahl derer, welchen wirklich die oberste Leitung der Geschäfte anvertrauet war, noch immer sehr groß, vielleicht größer, als bey irgend einem andern Regenten in Friedrichs Zeitalter. Unter diesen Ministern sind wirklich viele Männer, ausgezeichnet durch Talente, gründliche, umfassende Kenntnisse, edlen Charakter, patriotische Gesinnungen und große Thätigkeit 47). Ein sicherer

Be-

47) Wir führen als Beispiel nur einige vorzüglich hervortretende Namen an. Die drey Kabinetsminister, welche unter Friedrich die auswärtigen Staatssachen geleitet haben, Graf von Podewils, Graf von Finken-

Beweis hiervon ist, daß bey weitem die meisten der Zufriedenheit des Königs viele Jahre genossen, und ihren Aemtern bis an ihr, oder bis an des Königs Ende vorgestanden haben; nichts war seltner unter ihm, als Ministerialwechsel. Wenn Friedrich auch zu-

---

kenstein und von Hertzberg, waren alle drey durch ihren Geist, richtigen Blick, tiefe Staatskenntnisse und große Thätigkeit in ganz Europa berühmt. Unter den Justiz-Ministern verdienen von Cocceji, von Münchhausen, von Fürst und von Carmer vorzüglich bemerkt zu werden, so wie unter den Finanz-Ministern Graf von Münchow, von Schlaberndorf, von Hoym, von der Horst, von Schulenburg-Kehnert, von Waitz und von Heinitz. Gern verweilten wir länger bey diesen Männern, welche zur Verherrlichung von Friedrichs Zeitalter beigetragen haben, und gäben überhaupt von allen Gehülfen der Regierung des Königs, so wie von seinen wichtigsten Feldherren eine ihre eigenthümlichen Talente und Verdienste hinlänglich schildernde Notiz. Doch wenn wir gleich einige dieser Männer der spätern Zeit persönlich, und zum Theil näher gekannt haben, so ist dieses doch bey dem weit größern Theile, besonders aus der frühern Periode, nicht der Fall, und unser Bemühen, zuverlässige Nachrichten über sie einzuziehen, ist vergebens gewesen. Da wir also diese Notizen nicht auf eine uns selbst genügende Weise mit einiger Vollständigkeit zu geben vermögen, lassen wir sie lieber ganz weg. Einige der oben genannten Minister sind jedoch im Lauf unsrer Geschichte an schicklichen Orten geschildert.

zuweilen mit einigen seiner Minister weniger zufrieden war, so wußte er dieses auf eine Art zu erkennen zu geben, welche die Irrenden belehrte, und die Fehlenden besserte, aber diese höchsten Staatsbeamten in der allgemeinen Achtung nicht herabsezte, die solchen Männern unentbehrlich ist, wenn sie ihr Amt würdig ausfüllen sollen. Die Art, wie dieser König mit seinen Ministern umging, war wirkliche Erziehung derselben, welche sie immer vollkommner machte, und mit vollem Rechte kann man daher das Gute, was durch Friedrichs Minister geschehen ist, einem großen Theil nach ihm selbst beimessen, denn er hatte den Geist dazu angefacht, und die Gesinnungen in seinen Ministern belebt. Es ist nicht zu zweifeln, daß die Art, wie Friedrich hierbey verfuhr, Folge reifen Nachdenkens war. Die Beweise seines vorzüglichen Wohlwollens wurden nie nach Laune, oder Neigung zu dem etwa besonders gefallenden Persönlichen einiger Minister, sondern immer so ausgetheilt, daß Jeder erkannte, der Ausgezeichnete sey der Belohnung vorzüglich würdig. Er überhäufte seine Minister nicht oft mit äußern Ehren und glänzenden Orden, noch weniger mit großen Geldbelohnungen 48).

Ein

48) Hertzberg, dessen Verdienst der König gewiß nach seinem ganzen Werth schäzte, hat nie ein bedeutendes Ge-

Ein bewiesenes vorzügliches Vertrauen, ein ertheilter wichtiger, außerordentlicher Auftrag, zuweilen ein kleines Geschenk, nicht von Werth, aber das dem, der es erhielt, besonders angenehm war, oft ein schmeichelhaftes Wort, ein huldreiches Schreiben, eine eigenhändig dabey hinzugesezte gütige Zeile, ein Lob des Ministers vor Andern ausgesprochen, das aber dem, den es galt, bald zukam; — dies waren die Mittel, die Friedrich auf immer wechselnde, immer neue Art anwandte, um seinen Ministern seine Zufriedenheit zu erkennen zu geben, und sich an ihnen brauchbare, ihm ganz ergebne Gehülfen zuzuziehen. Er kannte den individuellen Charakter eines Jeden genau, und behandelte Jeden gerade so, wie es dessen Charakter erforderte. So wußte er den vielleicht zu Bedächtigen, oder etwas Langsamen, Unentschlossenen zu beleben und zu ermuntern, dagegen den vielleicht

Geschenk, auch nicht einmal den schwarzen Adlerorden erhalten, obgleich Friedrich wahrscheinlich wohl wußte, daß das Publikum, vermuthlich auch Hertzberg selbst, besonders die lezte Auszeichnung nach dem beendigten bayerischen Kriege erwartete. Friedrich Wilhelm II aber hat noch in der Stunde von Friedrichs Tode, wie er Hertzberg bey der Leiche des Königs fand, ihm den Orden selbst umgehangen, mit den Worten: die erste Handlung seiner Regierung müsse seyn, eine Schuld, die der Verstorbene hinterlassen habe, abzutragen.

leicht zu Kühnen, zu rasch Unternehmenden zu mäßigen; es bedurfte nie der einen zart fühlenden Mann in den eigenen Augen herabsetzenden Verweise. Nur Ein Beispiel ist uns aus der langen Regierungszeit bekannt, wo Friedrich einen ganz unwürdigen Minister gewählt hatte, den er mit strenger, aber gerechter Strafe entfernen mußte 49); und ein andres Beispiel,

49) Dieses Beispiel hat der Staatsminister von Görne geliefert. Derselbe stammte aus edlem Geschlecht in der Mark Brandenburg; sein Vater war unter Friedrich Wilhelm I ein geschätzter Finanzminister gewesen. Der, von welchem wir hier reden, hatte bey den Kammern in Berlin und Breslau als Rath gedient, aber, nachdem er durch Heirath großes Vermögen erworben, seinen Abschied genommen. Im Jahr 1774 wurde er plötzlich, zu allgemeiner Verwunderung, zum Finanzminister ernannt. Niemand wußte die Veranlassung hiervon, aber mehrere Jahre später erfuhr man, auf wie schändliche Weise Friedrich bey dieser Gelegenheit getäuscht worden, wie dies bereits oben S. 120 in der Note angegeben ist. Görne war ein Mann von äußerst schwachem Verstande, großer, oft kindischer Eitelkeit. Er kaufte große Herrschaften in Polen, auf denen er mit fürstlichem Prunk lebte, er erwarb das Indigenat dieses Landes, und soll wirklich den Gedanken genährt haben, wenn Stanislaus Poniatowsky abgesetzt, oder gestorben seyn würde, König von Polen zu werden. Zu seinem unmäßigen Aufwande und seinen übrigten Planen bedurfte er vieles Geld und verschaffte sich dieses durch die Seehandlung, deren Leitung ihm

spiel, wo er einem höchst würdigen Minister großes Unrecht gethan, und ihn mit einer, wenn auch das Vergehen, das der König voraussezte, wirklich begangen wäre, wie es nicht war, ganz unverdienten Ungnade entließ [50], eine Uebereilung, die auch durch den edlen Justizeifer, der Friedrich zu derselben verleitete, nicht entschuldigt werden kann. Aber wenn wir freimüthig gestehen, daß Friedrich in diesen beiden Fällen gefehlt habe, so mag uns auch die Frage erlaubt seyn: wo ist ein selbstregierender König, der binnen sechs und vierzig Jahren nur Einmal durch Anstellung

---

anvertrauet war. So entstanden große Verwickelungen, die er lange zu verbergen wußte, nachdem sie aber entdeckt waren, und Friedrich hinlängliche Beweise von der Untreue seines Ministers gesammelt hatte, ließ er ihn im Januar 1782 in seinem eignen Hause arretiren und seine ganze Amtsführung durch eine dazu besonders niedergesezte Commission genau untersuchen. Görne wurde grober Vergehungen überführt, durch ein rechtliches Erkenntniß aller Ehren und Würden entsezt, sein ganzes Vermögen wurde eingezogen, und er zu lebenswierigter Festungsstrafe verurtheilt. Der König ließ dies Urtheil vollziehen und Görne blieb in dem engen Arrest zu Spandau bis zu Friedrichs Tode, da er dann von dessen Nachfolger mit der Freiheit und einer kleinen Pension begnadigt wurde.

50) Den Großkanzler von Fürst. Wir haben diese Geschichte im 1sten Bd. Kapitel 6 erzählt.

lung eines unwürdigen Ministers, und Einmal durch ungerechte Entlassung eines würdigen sich geirret hat?

Wir dürfen hoffen, durch alles bisher Gesagte bey denkenden Lesern die Ueberzeugung bewirkt zu haben, daß Friedrich kein nach Eigensinn und Laune willkührlich herrschender Despot, kein krieg-lustiger Eroberer gewesen sey, sondern daß er als ein weiser Regent die Beglückung seines Volks nach bester Einsicht bezweckt, und deren Erreichung mit redlichstem Eifer und unnachlassender Thätigkeit angestrebt habe, daß er den Frieden aufrichtig gewollt, und demselben während des größten Theils seiner Regierung mit Weisheit und mit behaupteter Achtung seines Staats unter schwierigen Umständen erhalten habe. Auch davon hoffen wir überzeugt zu haben, daß wenn dieser König in einigen Maaßregeln gefehlt hat, hiervon Beschränktheit menschlicher Kräfte, und die Unmöglichkeit, alle Theile der Verwaltung mit gleicher Aufmerksamkeit zu Gegenständen seines eignen Nachdenkens zu machen, die alleinigen Ursachen gewesen sind. Wenn wir indeß auch hiervon überzeugt zu haben hoffen, so müssen wir doch glauben, daß besonders in unsrer Zeit bey manchen Lesern noch die Frage entstehen möchte: warum ein Friedrich, ein

Regent von so umfassender Einsicht, der alle Schwierigkeiten des Regierens so gut kannte, nicht seinem Werke noch dadurch Vollendung und feste Dauer auch für die nach ihm kommende Zeit gegeben habe, daß er seinem Volke eine Constitution hinterließ, nach deren einmal feststehenden Vorschrift die allgemeine Meinung über die Gegenstände von allgemeiner Wichtigkeit durch würdige Volksrepräsentanten gehört, keine Maaßregel ohne deren Zustimmung beschlossen, und dadurch der künftige Regent vor Irrthum und Mißbrauch seiner Gewalt bewahrt wäre? Hätte, sagt man vielleicht, schon unter Friedrich eine solche Einrichtung bestanden, gewiß würde dieser weise und wohlwollende König nicht eine so tyrannische, alle menschlichen Gefühle empörende Verpflichtung der Unterthanen zum Militairdienst eingeführt oder beibehalten haben; gewiß würde er auch nicht eine immer weiter gehende und die natürlichen Verhältnisse seines Staats übersteigende Vermehrung seines Kriegsheers, und eine gleichfalls ins Ungemessene sich erstreckende Erhöhung seiner Einkünfte nöthig gefunden, und sich dadurch selbst in die Nothwendigkeit gesezt haben, sein Volk hartherzigen Fremden zu überliefern, um von demselben Abgaben zu erpressen, die nicht nur durch ihre Größe, sondern noch mehr durch die Art, wie sie erhoben wurden, äußerst drü-

drückend waren, die natürliche Freiheit und jeden Genuß beschränkten, endlich der Sittlichkeit und der Anhänglichkeit an das Vaterland höchst verderblich wurden; auch die bestehenden Mängel der Criminal-Verfassung würden dem großen Könige nicht unbekannt geblieben, und gewiß verbessert seyn, und so wäre also, hätte Preußen schon damals eine gute Constitution gehabt, den vornehmsten Irrthümern abgeholfen worden, welche, wie es die Schilderung zugestanden hat, so viel Ungemach und Druck über Friedrichs Volk gebracht haben.

So natürlich diese Gedanken bey wohlgesinnten Zeitgenossen dermalen auch seyn mögen; so ist es doch für Friedrich kein Vorwurf, daß er dieselben nicht gehabt, und nie daran gedacht hat, seinem Staate eine nach unsern jetzigen Begriffen gute Verfassung zu geben. Um dieses recht einzusehen, müssen wir wiederum aus unsrer Zeit hinausgehen, und uns ganz in die seinige versetzen. Friedrich hatte nicht die Begriffe der jetzigen Zeit, und konnte sie nicht haben. Die Ueberzeugung von der Wichtigkeit einer freyen Verfassung, als nothwendige Bedingung eines wohlregierten und glücklichen Staats, ist Folge weit späterer Begebenheiten, die Friedrich nicht erlebt hat; er konnte also nicht auf den Gedan-

ken gebracht werden, den Zuſtand, den er in ſeinen Staaten beſtehend fand, plötzlich ohne Anlaß und Drang von Außen umzuwerfen, ſich ſelbſt und ſeine Nachfolger in den wichtigſten Regierungsrechten zu beſchränken, ſich und ihnen die Verbindlichkeit aufzulegen, bey der Ausübung dieſer Rechte zuvor die Einſtimmung der von ſeinen Unterthanen gewählten Repräſentanten einzuholen. Der Gedanke an ſolche ſelbſt gewählte Beſchränkung der Regenten war ſo wenig in dem Ideenkreiſe ſeiner Zeitgenoſſen, daß wir dreiſt behaupten können, Friedrich würde, hätte er ſie in Vorſchlag gebracht, von ſeinem eignen Volke nicht verſtanden ſeyn. Er würde durch ſolche Vorſchläge ohne alle Noth Unruhe in die Gemüther gebracht und vielleicht Volksbewegungen hervorgerufen haben, die keine menſchliche Vorſicht vorauszuſehen, noch weniger ſie in ihrem Fortgange aufzuhalten vermogt hätte. Die Geſchichte aller Zeiten bietet uns auch kein Beiſpiel dar, daß ein unbeſchränkt regierender, durch ſeine Geburt zu dieſem Geſchäft berufener Herrſcher [51]), ohne durch äußere Unfälle veranlaßt,

51) Wir wiſſen wohl, daß, dem Rechte nach, dem Könige nur in Abſicht einiger ſeiner Lande dieſer Name gebührte, und daß er in den zum deutſchen Reiche gehörigen Landen nur mit Einſchränkungen regierte. Aber wir

anlaßt, oder eigentlich gezwungen zu seyn, seiner Macht Schranken gesezt, und einen seit Jahrhunderten bestehenden Zustand umgeändert hätte. Auch Friedrich hat dieses nicht thun wollen; er behielt die Rechte bey, die er bey der Besteigung des Throns mit froher Einstimmung seines Volks erhalten hatte, und er bemühte sich, sie zu dessen Wohl anzuwenden, und glaubte dieses ungleich besser zu bewirken, wenn er hierin der eignen reifen Ueberlegung, und dem Rath seiner, nach eigner Prüfung gewählten Staatsdiener folgte, als wenn er deshalb zuvörderst die Einwilligung von Volksvertretern hätte nachsuchen sollen, deren Wahl eine langsam zu erfindende neue Form würde erfodert haben, über deren Ausmittelung vielleicht schon die Gemüther entzweit, und Unruhen und Partheyen entstanden wären, von denen man in dem bisherigen Zustande nichts wußte.

Es ist um so natürlicher, daß Friedrich einen solchen Gedanken nicht gehabt hat, da er die Verfassung

wir nehmen hier die Sachen, wie sie wirklich waren; denn in der That herrschte Friedrich in den deutschen Provinzen eben so unbeschränkt, wie in dem souveränen Königreich Preußen und in dem Herzogthum Schlesien. Der Zusammenhang mit dem Reiche wurde in den preußischen Landen gar nicht bemerkt, und war vielen Unterthanen nicht einmal bekannt.

freyer Staaten faſt nur durch die Geſchichte kannte, und das Bild, welches dieſe von den mannichfachen, oft blutigen Unruhen aufſtellt, welche die Leidenſchaften verſchiedener um die Herrſchaft kämpfender Partheyen erregten, konnte ihm nicht den Wunſch eingeben, ein Gleiches über ſein Land zu bringen. Derjenige europäiſche Staat, der in Friedrichs Zeit vorzüglich einer freyen Verfaſſung genoß, welche vielleicht mehr geprieſen als gekannt wurde, England, konnte gleichfalls nicht zur Nachahmung reizen. Die mehr durch Zuſammentreffen günſtiger Umſtände, als durch Weisheit der Menſchen hervorgebrachten wundervollen Einrichtungen, durch welche in dieſem Lande die eigne Thätigkeit und gute Einſicht der Glieder der Geſellſchaft mehr, als die Vorſorge der Regierung Sicherheit und Glück in hohem Grade hervorbringen, waren damals noch nicht ſo bekannt [42]), daß wir annehmen dürften, ſie ſeyen Friedrich

ſichts

42) Ohngeachtet alles deſſen, was über die brittiſche Conſtitution geſchrieben worden, iſt deren wahre Beſchaffenheit erſt ganz neuerlich unter uns durch die trefliche Darſtellung der innern Verwaltung Großbritanniens, vom Freyherrn von Vincke, Berlin 1815, in ihr rechtes Licht geſetzt; eine kleine, aber höchſt gehaltvolle und lehrreiche Schrift, auf welche aufmerkſam zu machen wir dieſe Gelegenheit mit Vergnügen benutzen.

ſichtbar genug geworden, um von ihm nach ihrem Werth richtig gewürdigt, und ſogar den entgegengeſezten Regierungs-Maximen vorgezogen werden zu können, die er, nach dem Beiſpiel ſeines Vaters, angenommen hatte. Er ſahe in England vorzüglich einen in ſeinen wichtigſten Regierungsrechten beſchränkten König, ganz abhängig von einem Parlement, deſſen Berathſchlagungen den Ausländern oft noch tumultuariſcher erſchienen, als ſie wirklich waren, und in dem viele Mitglieder nur deshalb die großen Worte „Freiheit und Vaterland“ oft gebrauchten, um ſich ſelbſt an die Stelle der herrſchenden Parthey zu ſetzen, oder ihre Stimmen einem im Grunde, wenn er ſich klug benahm, Alles nach ſeinem Willen leitenden Miniſter theuer zu verkaufen. Bey einer ſolchen Anſicht konnte die brittiſche Verfaſſung dem preußiſchen Könige unmöglich ehrwürdig ſich darſtellen, noch bey ihm den entfernteſten Gedanken erregen, gegen dieſelbe den ruhigen Genuß und die Ausübung ſeiner angeſtammten und von Niemand angefochtenen Regentenrechte aufzugeben, durch deren weiſen Gebrauch er ſein Volk nach eigner beſter Einſicht, ohne Widerrede beſorgen zu dürfen, glücklich machte.

Dieſe Anſicht der Sache war in Friedrichs Lage ſo natürlich, daß wir nicht noch anführen wollen,

wie er überhaupt nicht für groſse und gewaltsame Maaſsregeln war; er liebte die ruhige Fortdauer des einmal Bestehenden, woran er selbst und seine Unterthanen gewöhnt waren, er suchte alles Gute desselben möglichst zu benutzen, und das Fehlerhafte durch stille Wirksamkeit zu bessern. Daß dieses Friedrichs Ansichten vom Zweck des Staats, und von den Pflichten des Oberhaupts desselben gewesen sind, beweisen seine Schriften, und die Handlungen seiner Regierung, welche nie, auch bey allen Reformen, die er je unternommen, auf gänzliche Umformung und Veränderung, sondern immer auf fortgehende Verbesserung der einmal eingeführten Einrichtungen zielten. Er war zufrieden, durch seine wachsame Fürsorge und durch ununterbrochene Aufmerksamkeit auf Alles und Jedes, von Außen Sicherheit, Unabhängigkeit und Ansehn seines Volks, im Innern aber einem Jeden den vollen, ungestörten Genuß seines Eigenthums, und seine Rechte zu sichern, die Gleichheit Aller vor dem Gesetz zu behaupten, und den Wohlstand aller fleißigen und thätigen Unterthanen zu befördern.

Man hat Friedrich den Beinamen des Großen gegeben. Mehrern Herrschern ist derselbe von der Verehrung oder der Schmeicheley ihrer Unterthanen und Zeitgenossen beigelegt, aber nur bey sehr wenigen

gen hat die Nachwelt ihn bestätigt, und die Geschichte ihn bleibend aufgenommen. Es ist bemerkenswerth, daß hierin, ohne daß deshalb eine Verabredung möglich gewesen, wirklich viele Gerechtigkeit beobachtet ist. Kein Herrscher hat je den Beinamen des Großen in der Geschichte behalten, der nicht wirklich durch ungewöhnliche Eigenschaften des Geistes und Charakters sich ausgezeichnet hätte; noch mehr, nur vereinte Verdienste des Krieges und Friedens haben ihn erwerben können. Allerdings haben zwar alle groß genannte Regenten durch glückliche mit Einsicht und Anstrengung geführte Kriege Ruhm erworben; aber der bloße Glanz der Thaten des Eroberers konnte die Menschen nie bewegen, demselben allein den Beinamen des Großen zu geben. Um diesen auch in der Geschichte zu behalten, mußten die Eigenschaften des Helden zugleich mit friedlichen Großthaten des Regenten verbunden seyn. Nur wenn der Held auch durch weise Gesetze und wohlthätige Einrichtungen den Wohlstand seines Volks gegründet oder erhöhet hatte, blieb ihm bey der partheilosen Nachwelt der ausgezeichnete Beiname des Großen. Der Macedonier Alexander würde wahrscheinlich durch den Umsturz des größten Reichs seiner Zeit, und durch die Errichtung seines eigenen auf dessen Trümmern nicht den Beinamen des Großen errungen haben,

ben, hätte er nicht zugleich angefangen, griechische Bildung über den weiten Orient zu verbreiten, und den festen Willen gezeigt, der Stifter eines bessern Zustandes der Menschheit zu werden. Wenn gleich ein früher Tod ihm nicht erlaubt hat, dies große Werk zu vollenden, so reichte doch der ernstliche Entwurf schon hin, Alexandern den Beinamen des Großen für alle Folgezeiten zu sichern. Auch der Fränke Karl würde denselben durch dreißigjährige Siege, und die weite Ausdehnung seiner Herrschaft nicht errungen haben, hätte er nicht zugleich den festen Vorsatz bewiesen, die rohen unter seinem Scepter vereinten Völker durch weise Gesetze, Religion und Kenntnisse gesitteter zu machen. Kaiser Otto I hat auf gleiche Weise seinen Anspruch auf diesen Beinamen erworben, obgleich derselbe von der Nachwelt minder allgemein anerkannt ist, und er vielleicht der Dankbarkeit der Geistlichen, welche er partheiisch begünstigte, am meisten den Beinamen des Großen verdankte, den sein Vater, Heinrich I, ungleich mehr verdient hätte, da er den Sohn an Geist und edlem Charakter, auch glänzenden Thaten des Krieges und Friedens bey weitem übertroffen hat. Auch der Russische Peter würde den Beinamen des Großen vielleicht nicht durch die Geschichte bestätigt erhalten haben, hätte er nur nach harten Kämpfen endlich den größ-

ten

ten Helden seiner Zeit besiegt, und hätte er nicht zugleich, mit Ueberwindung seiner eigenen und seines Volkes Rohheit, den Ruhm erworben, der Stifter europäischer Bildung in dem größten Reich der Erde geworden zu seyn. Unter den Regenten kleiner Staaten ist Friedrichs Ahnherr, Churfürst Friedrich Wilhelm, fast der einzige, dem die Benennung des **großen Churfürsten** von den Zeitgenossen beigelegt, und von der Nachwelt einstimmig bestätigt ist. Auch er verdankt dieses nicht allein seinen kriegerischen Thaten, so glänzend sie waren, nicht allein der muthvollen und glücklichen Rettung seines Vaterlandes, sondern mehr noch seinen friedlichen Tugenden, durch welche er bessere Einsichten und mildere Sitten verbreitete, und durch Gewöhnung zum Fleiß den Wohlstand seiner Unterthanen beförderte. Auch Frjedrich hat auf gleichem Wege sich zu hohem Ruhm erhoben, und der ihm schon früh beigelegte Name des **Großen** ist nach seinem Tode von allen Nationen mit wetteifernder Uebereinstimmung bekräftigt, und wird ihm wahrscheinlich bis zu den entferntesten Zeiten bleiben. Den Eingebornen schien dieser Beiname noch nicht zu genügen, sie haben daher Friedrich auch den **Einzigen** [53]) genannt, um ihr Gefühl auszudrücken,

53) Der Dichter Ramler hat diesen Beinamen zuerst gebraucht, der nachher von Vielen in und außer den preußischen Landen beibehalten ist.

cken, daß viel Großes und Gutes, was bey andern Herrschern zerstreut erblickt werde, nur bey Friedrich vereint gefunden sey. Wie es scheint, wird die Nachwelt auch diesen eigenthümlichen Namen des Königs bestätigen, in gerechter Anerkennung, daß das Edle und Treffliche die vorhandenen Mängel und Fehler bey weitem überwogen habe. Möge dieses auch der freundliche Eindruck der von uns aufgestellten Schilderung bleiben, welche, die Mängel keinesweges verhüllend, sie nur in ihrem richtigen Verhältniß darzustellen bemüht gewesen ist. Ist uns dieses gelungen, so dürfen wir hoffen, es werden künftig keine Lästerer und Schmäher des großen Mannes mehr gehört werden, der ewig zu den Zierden der Menschheit gezählt werden und der Deutschen gerechter Stolz bleiben wird.

Wenn man einen Mann so umständlich in der Erfüllung der Pflichten seines Berufs geschildert hat, als es von uns mit Friedrich geschehen ist, und der Mann aus solcher Erfüllung so ganz das Hauptgeschäft seines langen Lebens machte, und demselben mit solcher Anstrengung alle seine Kräfte widmete, wie Friedrich gethan hat; so hat man in dem öffentlichen Geschäftsmanne auch zugleich den Menschen und seinen Privatcharakter zureichend dargestellt, denn derselbe hat durch sein öffentliches Leben

den

den ganzen Umfang ſeiner geiſtigen Kräfte dargelegt, und jenem die Eigenthümlichkeiten ſeines Charakters tief eingedrückt. Wir haben auch hierauf oft hingewieſen, und aus den Eigenheiten des Menſchen das Betragen Friedrichs als Regenten entwickelt; wir fügen alſo nur noch Weniges über ſeinen Privatcharakter hinzu.

Geſunder Menſchenverſtand und richtiges Urtheil ſind unverkennbar hervorſtechende Züge ſeines Geiſtes. Er hatte dieſelben durch eignes von allem fremden Urtheil unabhängiges Nachdenken, und durch große Aufmerkſamkeit auf alle ihm erheblichen Gegenſtände, auch durch ſorgſames Leſen der Geſchichte, ausgebildet. Weil er alle Dinge, die ihm wichtig wurden, möglichſt vollſtändig nach allen ihren Beziehungen zu kennen bemüht geweſen, ſo waren ſeine Urtheile meiſtens treffend und angemeſſen. So ſehr er ſcharfſinnige Zergliederung eines Begriffs, und Entwicklung alles deſſen, was in demſelben lag, liebte, ſo ſehr haßte er Spitzfindigkeiten und übertriebene Feinheiten. Sein Blick war immer auf das Weſentliche einer Sache gerichtet, und aus dieſem folgerte er Alles, was auf dieſelbe Bezug hatte, und zog ab, was fremder Irrthum und Vorurtheil beigemiſcht haben mogten. Einbildungskraft ſcheint bey ihm die ſchwächſte Geiſteskraft geweſen zu

ſeyn,

seyn, daher sind unter seinen Gedichten nur diejenigen von vorzüglichem Werth, durch welche er selbst gehabte Empfindungen lebhaft ausdrückte, oder auch die Resultate seines Nachdenkens in edler Sprache vorträgt; von beiden Gattungen findet man Meisterstücke unter diesen Gedichten, andere aber ermüden und verwirren durch gehäufte Gleichnisse, und zu weit ausgemahlte Bilder. Nur in Einem Punkt bewies er eine ihm eigne Stärke der Einbildungskraft, nämlich darin, daß er eine Gegend, die er einmal gesehen, oder auch nur lebhaft beschreiben gehört hatte, sich deutlich mit allen ihren Eigenthümlichkeiten vorzustellen, und darin die Bewegungen eines Heers zu beschreiben und zu ordnen vermogte. Sein Gedächtniß war von großem Umfange und bis ins Alter von seltner Treue. Vor langer Zeit gehörte weitläuftige Gespräche wußte er sich genau, oft wörtlich, zu erinnern, vor langer Zeit gesehene Gesichtszüge erkannte er richtig wieder. Wahrheit, Offenheit, Biederkeit, eine natürliche Neigung, in allen Fällen gerecht und edel zu handeln, feuriger Trieb, sich in Allem, was brav und gut war, auszuzeichnen, und die Achtung der Menschen von einem Werth zu verdienen, waren von früher Jugend an die Grundzüge seines Charakters; man kann sagen, daß diese Tugenden ihm angeboren waren, aber die Erziehung einer

einer Rocoules und eines Jandun hatte sie weiter ausgebildet und das eigne Nachdenken noch vollkommner entwickelt und zu Grundsätzen erhoben, nach denen er sein Leben einrichtete und die er bis ans Ende in voller Stärke beibehalten hat. Verstellung und Schleichwege waren ihm sehr zuwider, und er hatte eine große Abneigung gegen allen Trug, Schein, Lüge und alles affektirte Wesen. Er liebte in allen Dingen das Gerade und Einfache, Bestimmtheit in den Ideen, Kürze und Klarheit in dem Vortrage Anderer, und er strebte diese Tugenden selbst zu haben. Wortschwall, weitschweifige Reden, äußerer Prunk, und unnütze Cerimonien waren ihm sehr zuwider.

Wir haben bereits als einen der schönsten Züge im Charakter Friedrichs bemerkt, daß er für seine Eltern große Verehrung und zärtliche Liebe hatte, welche Empfindungen nicht dadurch gemindert wurden, daß durch den unglücklichen Zwist der Eltern, und besonders die Leidenschaften des Vaters, seine Jugend so sehr getrübt war. Auch für seine Geschwister bewies er zärtliche Anhänglichkeit; seine älteste Schwester Wilhelmine (nachher Markgräfin von Bayreuth), welche ihm an Alter die nächste war, scheint mit ihm in der Richtung des Geistes und den Neigungen die meiste Verwandtschaft gehabt zu haben,

und da beide Geschwister gleiche Leiden der Jugend aus gleicher Ursach erduldet hatten, so näherte sie dieses noch mehr, und die empfindungsvolle Zärtlichkeit Friedrichs für diese geliebte Schwester, welche diese Gesinnung vollkommen erwiederte, dauerte bis
1758 an ihren Tod, welcher den Tag der Schlacht bey
d. 14ten Oktbr. Hochkirchen für ihn noch schwärzer machte, und ihn auf das empfindlichste betrübte. Auch für seine Schwestern Louise Ulrike (nachher Königin von Schweden) und Philippine (nachher Herzogin von Braunschweig) hatte er zärtliche Liebe, und die Besuche, welche dieselben ihm zuweilen machten, verursachten ihm immer große Freude. Als die Köni-
1782 gin von Schweden gestorben war, ließ der König den damaligen Kabinets-Sekretair Menken, der vorher Legations-Sekretair in Stockholm gewesen, und vor noch nicht langer Zeit zurückgekehrt war, zu sich kommen, und forderte denselben auf, ihm viele kleine Züge von dem Leben und den Handlungen der Verstorbenen zu erzählen. Der König fragte immer weiter, und wurde endlich so gerührt, daß er zuletzt viele Thränen vergoß. Menken hat dieses selbst seinem Freunde, dem Schreiber dieses, erzählt, und konnte den Zustand von Wehmuth, worin er den König gefunden, nicht lebhaft genug schildern. Für seinen Bruder Heinrich bewies Friedrich die zärt-

lichste

lichste Liebe und hohe Achtung. Mit Stolz nannte er ihn den Feldherrn ohne Fehler, und ergriff jede Gelegenheit, seinen großen Thaten Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Wenn er im siebenjährigen Kriege zuweilen durch Verminderung der dem Prinzen anvertrauten Corps leztern in einige Verlegenheit sezte, so geschah dies aus Noth, weil er der Truppen zur eignen Rettung selbst bedurfte, und es gab Heinrich jedesmal Gelegenheit, neue Geschicklichkeit zu zeigen. Dieser Prinz war unstreitig der Vertrauteste des Königs, und lezterer hat gewiß nichts Wichtiges in den äußern Staatsverhältnissen unternommen, ohne mit Heinrich vorher sich berathen zu haben; doch war in ihren politischen Ansichten einige Verschiedenheit. Heinrich war minder als Friedrich für Mäßigung und Vermeidung alles dessen, was den Ruhestand stören konnte; er wollte auch durch rasche und kühne Unternehmungen die Größe Preußens gründen, der König aber zog diesem strenge Beobachtung des Rechts in allen Fällen vor, und schäzte es für seinen edelsten Ruhm, der Beschäzer der Verfassung Deutschlands zu seyn, welche Heinrich einiger Aufopferung nicht werth hielt, und von dem System, das Friedrich in seinen leztern Jahren angenommen hatte, wenig gute Folgen hoffte. Dagegen schien ihm eine enge Verbindung mit Frank-

reich die zuträglichste für Preußens Interesse, welches Friedrich nur mit Einschränkungen und unter Bedingungen zugestand, die das französische Kabinet nicht erfüllen konnte, wie dieses bereits entwickelt ist [54]).

Nur zwischen Friedrich und dem ältesten seiner Brüder, dem Prinzen August Wilhelm, entstand während des siebenjährigen Krieges ein unglücklicher Zwist, da der König den Prinzen beschuldigte, bey dem ihm anvertrauten Rückzuge aus Böhmen große Fehler begangen zu haben, und ihm dieses mit einer Härte vorwarf, die den Prinzen mit bitterm Gram erfüllte, der eine Krankheit zur Folge hatte,
1758 die mit dem Tode endete, den das Publikum, vielleicht irrig, jenem Gram allein beimaaß. Die Geschichte enthält sich billig eines Urtheils über diesen Bruderzwist, da es in jetziger weit entfernten Zeit, wo die besondern Umstände verdunkelt sind, kaum möglich ist zu entscheiden, an welcher Seite der meiste Anlaß zu dem Mißverständniß gegeben seyn mag, zu dessen Vermehrung vielleicht auch Andere beigetragen haben mögen [55]). Für die nachgelassenen Kinder dieses

54) Im 2ten Bande 10ten Kapitel.

55) Man hat dessen besonders den General von Winterfeld beschuldigt. Uns scheint dies aber schon aus dem Grund

ſes Bruders bewies Friedrich die zärtlichſte Sorgfalt. Er übertrug die Oberaufſicht über deren Erziehung dem Feldmarſchall von Kalkſtein, einem ſehr würdigen Manne, der Führer ſeiner eignen Jugend geweſen war. Umſtändliche Inſtruktionen ertheilte er denen, welchen der Unterricht der jungen Prinzen anvertrauet war, und ließ ſich über deren Fortſchritte, auch während des Krieges, der ihn von den Prinzen abweſend hielt, Bericht erſtatten. Der jüngere dieſer Prinzen, Heinrich Carl, war vorzüglich der Liebling des Königs, weil er mit vorzüglichen Talenten und eifriger Begierde, ſeine Kenntniſſe zu erweitern, den liebenswürdigſten Charakter verband. Der frühe Tod 1767
dieſes Jünglings ſchmerzte Friedrich ſehr; er ſchrieb ſelbſt eine Lobſchrift auf ihn, welche er dem Akademiker Thiebault zum Vorleſen in der Akademie übergab. Lezterer erzählt, daß wie der König ihm dieſen Auftrag ertheilte und ihm ſelbſt die Schrift vorleſen wollte, er zwar mit erzwungener Faſſung angefangen, aber durch Wehmuth und einen Strom von Thränen überwältigt nicht habe vollenden können. —

Grunde unglaublich, weil Winterfeld von Allen als ein ſehr kluger Mann geſchildert wird, von dem nicht anzunehmen iſt, daß er abſichtlich ſich den künftigen Thronfolger, der jeden Tag ſein Herr werden konnte, habe abgeneigt machen wollen.

Den ältern dieser Prinzen, seinen Thronfolger, hat Friedrich während dessen erster Jugend weniger Zärtlichkeit bewiesen, vielleicht weil derselbe nicht so viel Neigung zu ernsthaften Studien und der Vorbereitung zu seinem großen Beruf zeigte, als zu den seinem Alter gewöhnlichen Vergnügungen. Nach dem siebenjährigen Kriege wollte der König, daß der damals zwanzigjährige Kronprinz den Versammlungen der höchsten Departements beiwohne, um praktische Kenntniß vom Gange der Geschäfte zu erhalten. Ein gewiß sehr guter Gedanke, der aber durch eigne Schuld des Königs nicht ausgeführt wurde, denn wie er einst den Prinzen über das, was in jenen Versammlungen vorgekommen war, befragte, und keine befriedigenden Antworten erhielt, glaubte er, daß der Thronfolger nicht genug Aufmerksamkeit auf die Geschäfte verwende, und es sey nicht der Mühe werth, ihn zur Theilnahme an denselben Gelegenheit zu geben. Der Prinz wurde von dieser Zeit an von aller Kenntniß derselben gänzlich ausgeschlossen, und ist es bis zu Friedrichs Tode, wo der Kronprinz zwey und vierzig Jahre alt war, geblieben; der König selbst redte nie darüber mit ihm, und sahe es ungern, wenn Minister oder Andere den Kronprinzen von dem, was vorging, unterrichteten. Es ist dies auch, so viel wir wissen, nur während der lezten Jahre vor Friedrich Wil-

Wilhelms II Thronbesteigung von Hertzberg geschehen. Friedrichs Abneigung gegen den Prinzen wurde durch die Kenntniß, welche er von dessen heimlichen Ausschweifungen und von seinem Umgange mit schlechten Leuten erhielt, noch vermehrt. Unstreitig hat Friedrich hier in seinem Betragen gefehlt; er mußte mehr Aufmerksamkeit auf die Bildung des Prinzen wenden, dem es nicht an sehr glücklichen, natürlichen Anlagen fehlte, und der bey manchen Gelegenheiten Geist und edlen Charakter bewies. Wäre er bey Zeiten mit Männern von Werth umgeben worden, so würde er noch besser ausgebildet, und nicht in die Hände von weniger vorzüglichen Menschen gefallen seyn, die seine natürliche Güte misbrauchten. In etwas spätrer Zeit hat auch Friedrich hierin seinen Irrthum erkannt, den treflichen Eigenschaften seines Neffen mehr Gerechtigkeit widerfahren lassen, und, wie wir bereits erzählt, während des bayerschen Erbfolge-Kriegs, und während der nachherigen Sendung nach St. Petersburg die höchste Zufriedenheit mit dem Betragen des Kronprinzen zu erkennen gegeben, auch gute Hoffnungen von ihm, als seinem Nachfolger, zuweilen lebhaft geäußert.

Das Glück des häuslichen Lebens hat Friedrich ganz entbehrt, und wir halten dieses für den wichtigsten

Abgang seines übrigens heitern und glücklichen Lebens, glauben auch, daß diese Entbehrung nicht ohne üble Folgen für des Königs Charakter gewesen sey. Friedrich wäre ganz würdig und fähig gewesen, ein zärtlicher Gatte und Vater ihm ähnlicher Kinder zu seyn. Wäre er dies geworden, so würde mehr Milde in seinen Charakter gebracht, manches Rauhe, Harte und Launenhafte aus demselben weggeschafft seyn, welches unstreitig Folge seines zu einsamen Lebens und seines nur auf ältere Personen, meistens Militairs- und Geschäftleute, eingeschränkten Umgangs gewesen ist. Daß Friedrich des häuslichen Lebens entbehrte, war ganz seine eigene Wahl, und dies unstreitig ein Fehler, schwer zu entschuldigen, da wir die nähern Umstände, welche ihn zu diesem sonderbaren Entschluß bestimmten, nicht kennen. Es ist nicht der Mühe werth, bey den mancherley hierüber verbreiteten, zum Theil sehr albernen Sagen, deren keine historische Beweise für sich hat, zu verweilen. Man hat behauptet: Friedrich sey früh in eine englische Prinzessin, Tochter Königs Georgs II, verliebt gewesen, und diese Liebe habe seine versuchte Fluchtreise, die nach England gerichtet gewesen, veranlaßt, weil ihm aber der Genuß dieser ersten Liebe vereitelt worden, und er nachher ohne seine Wahl sich habe vermählen mügen, so habe er beschlossen, sein Herz nie

nie an eine Person des andern Geschlechts zu schenken, und diesem Vorsatz sey er treu geblieben. Diese Sage ist, allem Anschein nach, durchaus falsch; Friedrich hat die englische Prinzessin nie, oder doch nur in seiner und ihrer ersten Kindheit gesehen, eine Liebe zu derselben hat also bey ihm nie entstehen können, und wenn eine Verbindung der beiden Kinder auch der sehnlichste Wunsch der Mutter war, so wurde er es nicht deshalb auch von Friedrich. Seine Absicht zu entfliehen wird durch die harten Mishandlungen des Vaters, denen er sich entziehen wollte, hinlänglich erklärt, und es war natürlich, und sehr schicklich, daß er England zum Zufluchtsort wählte, da er an dem Hofe seines Oheims einen sichern und anständigen Aufenthalt erwarten konnte, auch wenn dieser ihn nicht zu seinem Schwiegersohn machte. Er konnte von hier aus über die Rückkehr zu seinem Vater unter billigen Bedingungen unterhandeln. Indeß, die Dinge nahmen eine andere Wendung; Friedrich mußte nach dem Willen seines versöhnten Vaters sich mit der braunschweigischen Prinzessin Elisabeth Christine vermählen [56]), die wegen ihrer Schönheit 1733
und wegen der Eigenschaften ihres Geistes und Herzens

56) S. oben Seite 79. Not. 47.

als die liebenswürdigste ihrer Zeit geschildert wird 57). Friedrich erkannte dieses selbst, und bewies seiner Gemahlin vom Anfang ihrer Ehe an die größte und zuvorkommendste Achtung, sah auch sehr gern, daß sie der Gegenstand der Verehrung seines Hofes, der Liebe und Ehrfurcht des ganzen Volks war. In diesem Verhältniß ist er sein ganzes Leben hindurch mit ihr geblieben, und in seinem achtungsvollen Betragen ist nie die kleinste Veränderung bemerkt worden. Aber über dieses ist es auch nie hinausgegangen. Nie hat Friedrich eine zärtliche Neigung für seine Gemahlin zu erkennen gegeben, noch mit ihr auf vertrautem Fuß gelebt; sie bewies von ihrer Seite bey jedem Anlaß eine enthusiastische Bewunderung der großen Eigenschaften des Königs und eine ganz unbeschränkte Ergebenheit in seinen Willen. Sie vertheidigte Alles, was von ihm geschahe, und erlaubte nicht, daß in ihrer Gegenwart auch nur der kleinste Tadel irgend einer Einrichtung des Königs vorgebracht wurde. Während des siebenjährigen Krieges äußerte sie eine zärtliche Sorge für des Königs

57) Ein Zeitgenosse, der sie zur Zeit ihrer blühenden Jugend als Kronprinzessin zu Rheinsberg gesehen, macht von ihr die einnehmendste Schilderung. S. lettres familières du Baron de Bielfeld, à la Haye 1763. p. 80 und an andern Stellen.

nigs Erhaltung, und ſahe allen Nachrichten, die über ihn eingingen, mit ängſtlicher Ungeduld entgegen. Friedrich wußte dieſes und gab ihr von wichtigen Vorgängen gewöhnlich ſelbſt durch kurze Briefe die erſte Kenntniß. Die Entfernung, in welcher übrigens Friedrich von ſeiner Gemahlin lebte, ging ſo weit, daß er ſie während ſeiner ganzen Regierung auch nicht ein einziges Mal nach Potsdam oder Sansſouci eingeladen hat, wie es doch jeden Sommer in Anſehung der meiſten Glieder der königlichen Familie üblich war, z. B. der erſten Gemahlin des Kronprinzen, auch einer braunſchweigiſchen Prinzeſſin, deren Umgang dem Könige viel Vergnügen machte. Die Königin hat alſo den gewöhnlichen Aufenthaltsort ihres Gemahls nie geſehen; ſie hat auch über dieſe Zurückſetzung nie einige Empfindlichkeit geäußert, aber daß ſie dieſelbe ſchmerzhaft gefühlt, davon gab ſie noch in den lezten Lebensjahren des Königs einen Beweis. Der Herzog Ferdinand von Braunſchweig kam einſt unerwartet nach Berlin, während der König auf einer ſeiner militairiſchen Reiſen für längere Zeit von dort abweſend war. Sobald der leztere es erfuhr, ſchrieb er an den Herzog und äußerte, daß wenn es dieſem Prinzen etwa gefällig ſeyn möchte, auch Sansſouci zu beſuchen, er dort Alles, gleich als wenn der König dort wäre, zu

seinem Empfange bereit finden würde, eine Gesellschaft, die er mitnehmen wolle, überlasse er des Herzogs eigner Auswahl, und, sezte er hinzu, sollte es etwa der Königin gefallen, ihren Bruder nach Sanssouci zu begleiten, werde es ihm sehr angenehm seyn, und es sey auch für diesen Fall bereits Alles angeordnet. Ferdinand zeigte diesen Brief seiner Schwester, aber diese erwiederte mit edlem Stolz: da der König sie noch nie nach Sanssouci eingeladen habe, wolle sie auch nicht gerade die Zeit seiner Abwesenheit nutzen, um dieses Lustschloß ohne ihn selbst zu sehen.

Friedrich war grade in der ersten Blüthe der Jugend, als sein Vater ihn nach Dresden führte, und König August II von Polen ihn zu den Ausschweifungen grober Wollust verleitete. Er soll sich denselben nach der Rückkehr mit solchem Uebermaaß ergeben haben, daß es nachtheilige Folgen für seine Gesundheit hatte. Wir haben bereits unsre Vermuthung geäußert *), daß diese Ausschweifungen unmöglich lange Zeit gedauert haben können, weil sonst einige Nachrichten von denselben auf uns gekommen seyn müßten, und die Markgräfin von Bayreuth nicht

*) S. oben Seite 7.

nicht die einzige seyn würde, die je derselben erwähnt hat. Eine bestimmte Buhlerin des Prinzen in dieser Zeit ist nie genannt, diejenige ausgenommen, welche er mit von Dresden gebracht hatte. Von der Zeit an, daß Friedrich den Thron bestiegen hatte, ist nie einer Maitresse, noch weniger eines Einflusses, den dieselbe auf ihn gehabt, gedacht. Nur von einer italienischen Operistin Barberini hat das Publikum einige Zeit geglaubt, daß sie einen Eindruck auf den jungen König gemacht habe. Wenn dies gegründet gewesen, hat Friedrich sich doch sehr bald von dieser Verbindung befreit. Die Barberini wurde durch ihre Verheirathung mit dem Glogauschen Regierungs-Präsidenten von Cocceji, einem Sohne des Großkanzlers, von Berlin entfernt. Ob die strenge Enthaltsamkeit, welche Friedrich während seiner ganzen Regierung in Absicht des weiblichen Geschlechts bewiesen hat, lediglich eine Folge seines Temperaments, oder seiner Sorge, sich gegen jeden verderblichen Einfluß zu sichern, gewesen sey, vermögen wir nicht zu entscheiden, doch vermuthen wir, daß seine Tugend wenigstens in dem Mangel des Temperaments eine gute Schutzwehr gefunden habe.

Man hat Friedrich auch unnatürlicher Wollust beschuldigt. Wir halten dies für schändliche Verläum-

läumdung aus zwey, nach unsrer Ansicht, entscheidenden Gründen. Erstlich, in der frühern Zeit, da diese Sache, wäre sie gegründet gewesen, das meiste Aufsehn gemacht haben und das Gerede aller Welt gewesen seyn müßte, ist derselben nirgend nur mit einem Worte gedacht. Es geschieht ihrer zuerst in einer Voltaire beigelegten Schrift Erwähnung, die erst nach dem Tode dieses Schriftstellers bekannt gemacht wurde. Aber diese Schrift ist entweder von Voltaire nie, oder doch zu einer Zeit geschrieben, wie er sich von Friedrich auf das empfindlichste beleidigt glaubte, und in höchster Erbitterung gegen denselben war. Aber wenn auch lezteres der Fall seyn sollte, so hätte Voltaire diese Beschuldigung doch selbst zurückgenommen und gänzlich vernichtet, dadurch, daß er noch einige Jahre vor seinem Tode selbst eine Schrift über sein Leben herausgegeben hat, welche mit jener nach seinem Tode herausgekommenen durchaus übereinstimmt, aber grade die anstößige Stelle über Friedrich nicht enthält [59]). Es ist daher höchst wahrscheinlich, daß der Herausgeber von Voltaires Schriften, Beaumarchais, oder ein Anderer, die ächte Voltairsche Schrift abgeschrieben

59) Wir wünschen, daß diese Beilage M., Nr. 7. nachgelesen werde.

ben und aus niedriger Gewinnsucht in dieselbe diesen schändlichen Zusatz eingeschaltet habe. Höchst unbesonnen und wirklich unerklärlich aber ist die Wiederholung dieser Anklage von einem so wahrheitliebenden Manne, als Büsching [60]) unstreitig war, ohne daß er den geringsten Beweis der Glaublichkeit beigebracht hätte. Der zweite Grund, weshalb wir dieses Gerücht für eine schändliche Verläumdung halten, ist, die ausdauernde Geistes- und Körperkraft, deren Friedrich sein ganzes Leben hindurch bis ins hohe Alter genossen hat, die ungeschwächte Heiterkeit, die bis zu seiner lezten Krankheit und noch während derselben bey ihm gefunden wurde. Wahrlich, es würde das erste Beispiel seyn, daß ein in der Jugend begangenes Laster dieser Art, und andre unmäßige Ausschweifungen der Wollust ohne alle verderbliche Folgen für Geist und Körper während eines so langen Lebens geblieben wären!

Die gefühlvolle Anhänglichkeit Friedrichs für die Personen, welche durch natürliche Bande mit ihm verbunden waren, läßt nicht zweifeln, daß seine Empfindungen für diejenigen, welche er wegen Uebereinstimmung der Gesinnungen selbst zu seinen Freunden ge-

60) S. dessen Charakter Friedrichs II. S. 22.

gewählt hatte, gleichfalls sehr lebhaft gewesen sind. Sie waren es wirklich, und von früheſter Jugend an iſt der Genuß der Freundschaft für ihn der höchſte gewesen, und es bis ins Alter geblieben. Seine Briefe enthalten sehr viele Beweiſe, wie sehr er die Freundschaft für das größte Glück des Lebens hielt [61]); er nahm an Allem, was seine Freunde anging, den lebhafteſten Antheil; ſie waren nicht durch Gleichheit der Leidenschaften mit ihm verbunden, nicht blos Theilnehmer ſeiner Freuden, ſondern faſt alle, ſelbſt die in den frühern Jahren, waren ernſte geſezte Männer, welche mit ihm nach Wahrheit forſchten, und in den Wiſſenſchaften ihr größtes Vergnügen fanden. Solcher Freunde und vertrauten Umgangsgenoſſen hat Friedrich während ſeines langen Lebens eine große Menge gehabt. Seine Empfindungen für dieſelben waren natürlich mannichfach abgeſtuft; an Einigen hing er mit zärtlicher, faſt leidenſchaftlicher Liebe, für Andere war ſeine Freundſchaft mehr hohe Achtung ihrer ſchäzbaren Eigenſchaften. Daß der König faſt im-

61) z. B. in einem Briefe an d'Argens vom J. 1745 ſagt er: „je pense qu'un véritable ami est un don „de Dieu. Helas! j'en ai perdu deux que je „regretterai toute ma vie, et dont le souvenir „ne finira qu'avec ma durée.“ Der Eine dieſer beiden Freunde war unſtreitig Suhm.

immer gut gewählt habe, wird dadurch bewiesen, daß das Publikum den meisten dieser Freunde Gerechtigkeit widerfahren ließ, und sie für höchst würdige, durch Tugenden, Talente und Kenntnisse ausgezeichnete Männer hielt, deren enge Verbindung mit dem Regenten man gern sahe, und keine Nachtheile davon besorgte. Solche Männer waren z. B. sein erster Lehrer Duhan de Jandun, Jordan, Suhm, Kaiserling, Knobelsdorf und viele Andere, über die alle die allgemeine Meinung sehr günstig geurtheilt hat. Nur eine Ausnahme ist uns hiervon bekannt; La Mettrie nämlich ist von Allen, die ihn gekannt, wegen seines niederträchtigen Charakters so sehr verachtet worden, daß man glauben muß, Friedrich habe sich in Absicht der guten Meinung, welche er von diesem Manne gefaßt hatte, getäuscht, obgleich er dieselbe bis an La Mettries Tod beibehalten, und selbst durch eine Lobschrift auf ihn bekräftiget hat. Friedrich war äußerst treu und standhaft in der Freundschaft, und wen er derselben einmal werth gefunden, der konnte sich auf die Dauer seiner Gesinnungen verlassen, die keinem Wechsel noch Launen unterworfen waren. Er verlangte auch keine überspannte Vollkommenheit, noch den Verein aller Tugenden bey seinen Freunden; er ertrug Schwächen und Fehler, und

wenn der Grund des Charakters edel und gut war, kehrte er auch bey etwaigen Verirrungen, die ihn vielleicht auf kurze Zeit erkalten konnten, bald mit vollem Vertrauen zurück. Nur Eine dieser Freundschafts-Verbindungen ist auf eine höchst unangenehme Art aufgelöst, und zwar die mit dem unter den Freunden Friedrichs durch seinen Geist am meisten hervorragenden Manne — mit Voltaire. Wenn gleich hierbey an beiden Seiten gefehlt seyn mag, so ist doch nach Allem, was wir von diesem Zwiste wissen, Voltaires Schuld die größere gewesen [62]). Der König zeigte bey dieser Gelegenheit die gute Eigenschaft, daß, wenn er gleich einen Mann in gewissen Rücksichten sehr tadelnswerth fand, er ihn doch deshalb nicht in allen verwarf, sondern sein übriges Gute nach seinem ganzen Werth anzuerkennen fortfuhr. So ist kein Zweifel, daß Friedrich, nachdem er von Voltaire sich auf unwürdige Weise beleidigt glaubte, für dessen moralischen Charakter eine große Verachtung empfand, und daß er diese Gesinnung auch immer beibehalten hat. Aber dieses hinderte ihn nicht, für Voltaires Geistesvorzüge eine gleich hohe Achtung wie vorhin zu

62) In der Beilage M. VII. b. ist über das Verhältniß zwischen dem König und Voltaire mehr gesagt, welches wir hier nachgelesen wünschen.

zu haben; er blieb der gröſte Bewunderer der auſſerordentlichen Talente dieſes Mannes, und las deſſen Schriften bis ins Alter mit immer erneutem Vergnügen. Der freundſchaftliche Briefwechſel wurde nach einiger Jahre Unterbrechung wieder angeknüpft, und hat bis zu Voltaires Tode fortgedauert; wenn auch nicht die Zärtlichkeit jugendlicher Gefühle wiederkehren konnte, ſo bewies Friedrich doch achtungsvolle Freundſchaft und lebhafte Theilnahme an Allem, was Voltaire anging. Selbſt wo er mit deſſen Meinungen nicht übereinſtimmte, widerſpricht er mit einer Achtung, von der man in den Briefen an andere auch von ihm ſehr hochgeſchäzte Männer, z. B. d'Alembert, nichts Aehnliches findet. Nach Voltaires Tode ſchrieb er eine Lobſchrift auf ihn, in welcher des alten Zwiſtes gar nicht erwähnt wird. Ein Freund, für den Friedrich noch in ſeinen reifern Jahren eine wirklich zärtliche Freundſchaft hatte, und zu dem ſein Vertrauen ganz unbegränzt ſchien, war d'Argens, und der Mann verdiente dieſe Geſinnung durch die leidenſchaftliche Anhänglichkeit, mit der er Friedrich ergeben war, in welchem er, ohne alle Rückſicht auf den König, allein den Menſchen liebte und ehrte [63]).

63) S. Beilage M. VII. f.

In dem Umgange mit Freunden bewies Friedrich ganz die offne Vertraulichkeit, welche den schönsten Reiz freundschaftlicher Verbindung ausmacht, doch vergaß er hierbey nicht die Rücksichten, welche er seinem großen Berufe schuldig war, und er gestattete keinem seiner Freunde, so groß auch die Vertraulichkeit mit demselben war, einigen Antheil an den Entschließungen, welche er als Regent zu nehmen hatte. Um in diesem Punkt desto sicherer zu seyn, wählte Friedrich vertrautere Umgangsgenossen selten aus dem Kreise seiner Geschäftsleute, sondern mehr unter solchen Männern, die mit Geschäften nichts zu thun, im Lande nicht viele Verbindungen hatten, und oft demselben ganz fremd waren. Das Verhältniß des Regenten und des Freundes war bey ihm streng geschieden; dies immer und unter allen Umständen zu beachten, und genau den Mittelweg zwischen offner Vertraulichkeit und Entfernung alles Einflusses, der nachtheilig seyn kann, zu treffen, ist unstreitig sehr schwer, aber es ist unerläßlich für einen Regenten, der selbst regieren und doch zugleich mit Freunden umgehen will. Jeder, der dem Weltlauf mit einiger Aufmerksamkeit zugesehen hat, wird sich bald überzeugen, daß das Böse, welches im Namen der Regenten geschieht, in sehr vielen Fällen weit weniger ihnen selbst, als

als vielmehr denen beigemessen werden müsse, welchen sie ihr Vertrauen geschenkt, und welche sich bedeutenden Einfluß auf ihre Ansichten und Entschlüsse erworben haben. Auch kann es dem genauern Beobachter nicht entgehen, daß diejenigen, welche wegen Gleichförmigkeit der Sinnesart von den Königen selbst zu Vertrauten erkohren sind, gewöhnlich einen weit bedeutendern und oft nachtheiligern Einfluß beweisen, als die, welche den Beruf und die Pflicht haben, Rath zu ertheilen. Leztere handeln mehr unter den Augen des sie streng beobachtenden und richtenden Publikums, sie wissen, daß sie nach kurzer oder langer Zeit zur Rechenschaft gezogen werden können; dies macht behutsam. Ganz anders ist es mit den selbst gewählten Freunden und Lieblingen der Monarchen; gewöhnlich kommen sie leztern durch Alter und gleiche Neigungen näher, und wirken also mit größerer Leichtigkeit. Noch mehr, sie handeln meistens im Verborgenen; was sie dem Herrn unter vier Augen gerathen haben, ist sehr schwer zu erweisen, und wird ganz unmöglich, wenn der Liebling, ohne bestimmten Rath zu geben, nur durch gelegentliche Schilderung der Personen und Dinge, durch zufällig scheinende Aeußerungen von Gesinnungen und Urtheilen in dem Herrn Ansichten und Entschlüsse hervorzubringen wußte, welche erst durch

Handlungen bekannt werden. Der entschiedne Wille des Herrschers befreit alsdann den, der ihn veranlaßte, von aller Verantwortlichkeit, und so kann auch ein einsichtsvoller Regent, ihm selbst unbewußt, leicht das Werkzeug der Leidenschaft des Lieblings werden. Dieses aus der Natur menschlicher Dinge hervorgehende Verhältniß macht einem Regenten, dem die vollkommenste Erfüllung seines hohen Berufs wirklich angelegen ist, die höchste Vorsicht im freundschaftlichen Umgange zur dringenden Pflicht, ja man gelangt bey tieferm Nachdenken über diesen Gegenstand zu der Ueberzeugung, daß solche Vorsicht fast nie zu weit getrieben werden könne, und man wird sogar versucht zu glauben, es sey das traurige Loos der Könige, gar keine Freunde zu haben. Denn auch in den Augenblicken der Ruhe und des Vergnügens, wo der Herrscher gern seine hohe Würde vergessen, wo er ganz Mensch seyn will, muß er aufmerksam die Eindrücke bewachen, welche grade in solchen Augenblicken auf ihn unbemerkt zu machen mit größter Beflissenheit versucht werden kann. Auch gegen Freunde, deren achtungswerthe Eigenschaften dem Regenten bewährt sind, müssen doch dem Vertrauen Schranken gesezt werden. Eine so weit getriebene Vorsicht, ein auch gegen die Edelsten nie ganz abzulegendes Mistrauen vertragen

tragen ſich aber eigentlich mit der Natur wahrer Freundſchaft nicht.

Friedrich, hiervon durch Geſchichte, Beobachtung und Nachdenken überzeugt, hat ſich dieſer ihm gewiß ſchmerzhaften Bedingung ſeines hohen, aber dem, der die Dinge nach ihrem wahren Werth beurtheilt, gewiß nicht beneidenswerthen, Ranges unterworfen, weil er es für Pflicht hielt; er hat ſich den Genuß der ſanfteſten Empfindungen, für die er ſo ſehr gemacht war, den der Liebe, ganz verſagt, und den der Freundſchaft durch das wachſame Mistrauen, das er ſich ſelbſt auflegte, geſchwächt. Auch die ſtrengſten Beobachter haben ihm nie vorgeworfen, daß er irgend Jemandem einen unbeſchränkten Einfluß über ſich geſtattet hätte. So groß auch die Zahl ſeiner Freunde geweſen, ſo hat man doch keinem unter denſelben den Namen eines eigentlichen Lieblings geben können, es möchte denn dem General von Winterfeld ſeyn. Dem Verdienſte dieſes Feldherrn iſt allgemeine Gerechtigkeit widerfahren, aber dennoch hat man behauptet, ſein Einfluß auf den König ſey zu groß geweſen, und zuweilen zum Schaden Andrer gemisbraucht. Es ſind aber hierüber durchaus keine gültigen Beweiſe beigebracht, auch hat man anerkannt, daß Winterfelds Einfluß nicht, wie es gewöhn-

wöhnlich bey Lieblingen der Fall ist, sich auf Gegenstände aller Art erstreckt habe; er war in der That nur auf militairische beschränkt. Und wenn auch seine Urtheile in politischen Angelegenheiten bey Friedrich viel Gewicht hatten, so folgt hieraus nicht, daß hierdurch des Königs Ansichten bestimmt worden, der wahrscheinlich über Gegenstände dieser Art mehr und tiefer nachgedacht hatte, als Winterfeld. Die Uebereinstimmung ihrer Meinungen ist bey dem täglichen vertrauten Umgange ganz erklärlich, und es kann Winterfeld nicht zum Vorwurf gereichen, daß er den König in dem Entschlusse, den siebenjährigen Krieg anzufangen, bestärkt hat, aus Gründen, deren dringende Nothwendigkeit wir noch jezt in den damaligen Umständen erkennen. Die von einem wohl unterrichteten Verwandten gelieferte Biographie [64]) Winterfelds überzeugt, nach unserm Gefühl, einen billig Urtheilenden völlig von dem Ungrunde der gegen ihn vorgebrachten Anklagen.

Friedrich hatte gewöhnlich einen, auch mehrere Gelehrte um sich, allein in der Absicht, sich mit ihnen täg-

64) Leben des General-Lieutenants von Winterfeld, von Moritz Adolph von Winterfeld auf Rieden. Berlin und Leipzig 1809. S. auch oben S. 218. Note 50.

täglich über wiſſenſchaftliche Gegenſtände aller Art zu unterreden, in vorkommenden Fällen von ihnen Auskunft zu erhalten, oder ihren Rath und ihre Meinung zu hören, durch ſie mit den Fortſchritten der neuern Litteratur in Bekanntſchaft zu bleiben, und von den Produkten derſelben, die er nicht ſelbſt leſen wollte, ſich Bericht erſtatten zu laſſen. Ein ſolcher Mann mußte natürlich mannichfaltige Kenntniſſe aller Art, und einen ſehr gebildeten Geiſt beſitzen, dabey mußte ſein Charakter biegſam genug ſeyn, um ſich in alle Eigenheiten des Charakters des Königs zu ſchicken, und zugleich völliges Vertrauen einflößen, daß auf ſeine Vorſicht und Verſchwiegenheit durchaus zu rechnen ſey. Einen ſolchen Mann hat der König während der frühern Zeit an dem Marquis d'Argens gehabt, der um ſo mehr von ihm geſchäzt wurde, da er ſich ganz darauf verlaſſen konnte, daß derſelbe ſein Vertrauen auf keine Weiſe misbrauche. Man hat geſagt, daß er die Vorſicht im Geheimhalten des Anvertrauten ſo weit trieb, die vom Könige erhaltenen Briefe nicht anders als bey verſchloſſenen Thüren zu leſen. Gewiß theilte er aus denſelben nie etwas mit, da er wußte, wie unangenehm es dem Könige war, wenn ſeine Briefe an Gelehrte in viele Hände und zulezt gar in die Zeitungen kamen. d'Argens ſuchte durchaus kei-

nen Einfluß auf den König zu haben, noch sich das Ansehn davon zu geben; er war dem Könige wirklich zärtlich ergeben, und seine Freundschaft für ihn war nicht, wie bey Vielen, eine Sache der Eitelkeit. Er sagte über nichts seine Meinung, als wenn sie verlangt wurde; dann hielt er aber auch mit nichts zurück, sondern brachte seine Meinungen mit jovialischer Lebhaftigkeit vor, sie mogten dem Könige gefallen oder nicht, und vertheidigte sie mit Lebhaftigkeit in lezterm Falle [65]).

Ein andrer gelehrter Umgangsgenosse war der Obrist Guichard, oder Quintus Icilius [66]), wel-

65) S. mehr über ihn Beilage M. VII. f.

66) Guichard, aus der französischen Kolonie in Magdeburg stammend, war daselbst 1725 geboren. Er widmete sich den Studien in Holland, zuerst der Theologie, dann ausschließlich den alten Sprachen; da er sich aber bewogen fand, in preußische Kriegsdienste zu treten, so ward dieses der Anlaß, daß er seine philologischen Kenntnisse zur Erläuterung der Geschichte der Kriegskunst der Alten anwandte, über welche er verschiedene Schriften herausgab, die in der gelehrten Welt Beifall fanden. Eine derselben überschickte er zu Anfang des siebenjährigen Krieges dem König, und bot zugleich seine Dienste an. Diese wurden angenommen und er erhielt Anstellung im Gefolge mit dem Charakter eines Lan-

welchen Beinamen ihm der König wegen der Aehnlichkeit gab, die er zwischen ihm und einem römischen Centurio dieses Namens finden wollte. Der König hatte zwar nicht die zärtliche Freundschaft für ihn, wie für d'Argens, doch genoß Guichard wegen seines redlichen Charakters großer Achtung und ausgezeichneten Vertrauens. Wenn der König sich auch zuweilen mit ihm entzweite, versöhnte er sich doch bald wieder. Dieser Mann hat besonders beigetragen, Friedrich eine günstige Meinung von der deutschen Litteratur und von den Verdiensten mancher Deutschen beizubringen.

Bald nach Quintus Tode berief der König den Abbé de Pauw zu sich [illegible]), der seine Aufmerksamkeit durch gelehrte und scharfsinnige Schriften [illegible]) auf sich gezogen hatte. Seine Absicht war wahrscheinlich

---

[illegible]

[illegible]

[illegible]

ſcheinlich, ihn zum gelehrten Umgange bey ſich zu behalten, aber dieſer Gelehrte liebte ſeine eigne unabhängige Muße zu ſehr, um ſie einem Könige, deſſen Umgang nie ohne Zwang ſeyn konnte, aufzuopfern; er erbat, und erhielt die Erlaubniß, ſich wieder in dieſelbe zurückzuziehen. Bald nachdem er aus dem bayerſchen Kriege zurückgekehrt, machte Friedrich die Bekanntſchaft eines jungen italieniſchen Edelmanns, Marcheſe Luchesini[49]), an dem er ſo viel Gefallen fand, daß er ihn als Kammerherrn in ſeine Dienſte zog und ihn bald zu ſeinem litterariſchen Umgangsgenoſſen erwählte. Luchesini hat dieſen Poſten als der lezte von allen bis zu Friedrichs Tode bekleidet, und des Vertrauens des Königs im hohen Grade genoſſen, deſſen er ſich auch dadurch vollkommen würdig machte, daß er beſonders bemüht war, ihm eine beſſere Idee von der deutſchen Litteratur beizubringen, die er ſelbſt ernſtlich ſtudierte, und bey jeder Gelegenheit der Fürſprecher des vaterländiſchen Verdienſtes war.

Außer

49) Luchesini war 1752 zu Lucca geboren. Seine gelehrten Kenntniſſe waren von großem Umfang; Friedrich hat ihn nie anders als im gelehrten Umgang benuzt, aber unter den Nachfolgern hat er ſich in großen Staatsgeſchäften gezeigt, und unſer Geſchichtbuch wird, wenn es fortgeſezt werden ſollte, uns noch zu ihm zurückführen.

Außer diesen gelehrten Gesellschaftern hatte der König auch sogenannte Lekteurs, deren Geschäfte indeß meistens mit denen der ersten zusammenfielen, denn in den frühern Jahren liebte der König nicht, sich vorlesen zu lassen. Man sagt, er habe denen, die den Namen eines Vorlesers führten, vielmehr selbst vorgelesen, und sich über das Gelesene unterhalten; besonders bestand auch das Geschäft dieser Männer darin, daß sie die Menge der dem Könige zugeschickten Bücher oder andre neue Produkte der Litteratur lasen, und ihm über dieselben Bericht erstatteten. In der frühern Zeit versah diesen Posten Darget, ein Mann, der das Vertrauen des Königs erwarb, aber in sein Vaterland zurückreiste, jedoch immer mit dem Könige durch Correspondenz verbunden blieb [70]). Die längste Zeit, nämlich während des ganzen siebenjährigen Krieges und auch noch lange nachher, hat die Stelle des Lekteurs Catt bekleidet, ein Schweizer, den der König auf einer Reise in Holland, ohne sich ihm selbst zu erkennen zu geben, kennen gelernt, und so viel Gefallen an seinem Umgange gefunden hatte, daß er nach der Rückkehr ihm diese Stelle antragen ließ. Er hatte den Ruf eines Mannes von mannichfachen Kenntnissen

70) S. über denselben Beilage M. VII. B.

nissen und rechtschaffenem Charakter, und schien des Vertrauens des Königs, dessen er genoß, vollkommen werth zu seyn; doch in den lezten Jahren Friedrichs kam er in den Verdacht, dies Vertrauen gemißbraucht zu haben, indem er mit d'Alembert einen geheimen Briefwechsel unterhalten haben soll, worin Eindrücke, die man dem Könige geben wollte, verabredet worden; auch gab man ihm Schuld, daß er sich verbindlich gemacht, vermittelst seines Einflusses Gunstbezeugungen des Königs zu verschaffen, und auch wirklich dergleichen zuweilen durch falsche dem Könige gemachte Vorstellungen bewirkt habe. Nichts war Friedrich mehr zuwider, als dergleichen geheimes Getreibe. Da aber der Verdacht gegen Catt nicht zureichend bewiesen war, so wurde derselbe nur dadurch bestraft, daß er zwar in seinem Posten blieb, aber nie mehr zum Könige gerufen wurde, ohne daß dieser ihm über die Ursache eines solchen Benehmens etwas eröffnet hätte. So erschien also Catt einige Jahre hindurch zur gewohnten Stunde im Vorzimmer des Königs, mußte aber, nachdem er einige Stunden vergebens gewartet, ungerufen wieder abtreten; endlich suchte er seinen Abschied nach, den er auch erhielt. Nach diesem Manne haben noch einige Andere die Stelle des Lekteurs bekleidet, deren Namen uns nicht mehr erin-

erinnerlich sind, die aber alle sich durch versuchte Empfehlungen beim Könige lästig machten, und einen Einfluß auf ihn behaupten wollten, den dieser gar nicht zugestand. Endlich nahm er in den lezten Jahren, wo er auch des Vorlesens mehr bedurfte, einen jungen Menschen als Lekteur an, der wirklich auf dieses Geschäft eingeschränkt war, und gar keine Ansprüche auf bedeutenden Einfluß machte. Friedrich hat denselben bis an sein Ende beibehalten, und ist mit ihm immer zufrieden gewesen [71]).

Außer dem Umgange mit vertrauten Freunden liebte Friedrich auch überhaupt, mit Menschen aller Art und jedes Standes, bey denen er vorzügliches Verdienst und ausgezeichnete Kenntnisse in irgend einem Fache vermuthen konnte, zu verkehren. Es kam nicht leicht ein Fremder dieser Art nach Berlin, den er nicht sah. Es war aber seine Maxime, Niemand zu sprechen, dem er nicht wirklich etwas zu sagen hatte, oder von dem er nicht etwas ihn Interessirendes zu hören wünschte, und von dessen Verhältnissen er sich, ehe er ihn sahe, nicht etwas unterrichtet hatte. Der König wußte Jeden bald auf Materien zu bringen, deren dieser am kundigsten war, und über die auch einen einsichtsvollen Monarchen zu unter-

71) S. Beilage M, Nr. 91.

unterhalten ihm angenehm seyn mußte. So fiel das Leere und Beklemmende der gewöhnlichen Hofaudienzen weg, und es entstand in den Gesprächen mit Friedrich nie für beide Theile die Verlegenheit, welche man bey den Audienzen der Großen oft findet, da der Höhere, weil er die Verhältnisse dessen, den er vor sich hat, gar nicht kennt, ihm nichts zu sagen weiß, und der Niedere aus tiefer Ehrfurcht nichts vorzubringen wagt, daher beide, sobald die Alltagsfragen abgethan sind, gleich stumm gegen einander überstehen. Bey Friedrich konnte dieses nie Statt finden. Bey ihm fehlte es nie an Stoff zur Unterhaltung, und sobald deren Mangel fühlbar werden konnte, endigte der König die Audienz. Friedrich pflegte Jeden, mit dem er sich unterhielt, in den Schranken seines Berufs und seiner Kenntnisse zu halten; der Feldherr durfte nur vom Kriegswesen, der Gelehrte nur von wissenschaftlichen Dingen, der Oekonom von Landwirthschaft reden. Hierdurch gewann die Unterhaltung an Interesse, und manche Zudringlichkeit, die vielleicht versucht wäre, wurde erspart. Ueberschritt Jemand seinen Kreis, so wußte ihn der König entweder durch einen leichten Scherz, oder auch durch raschen Uebergang auf eine andre Materie bald wieder zurückzubringen; die Leitung des Gesprächs behielt sich der König allein vor.

Wenn

Wenn gleich der Wohlstand unter uns schon erfodert, in der Unterhaltung mit einem Höhern diesem nicht in die Rede zu fallen, so pflegte doch jedem zum ersten Mal Vorgestellten ausdrücklich gesagt zu werden: er möge, wenn ihm vom König eine Frage geschehe, dieselbe nicht gar zu kurz, etwa nur mit einem trocknen Ja oder Nein, erwiedern, sondern Alles über die Sache sagen, was ihm an dem Orte schicklich und interessant scheine, und hiemit so lange ohne Stockung fortfahren, bis der König ihn unterbreche, und entweder die Materie fortsetze, oder eine neue anfange.

Man wird aus allem bisher Gesagten wol schließen, daß sowohl für Friedrich selbst, als auch für Andere die Unterhaltung mit ihm etwas Steifes und Gezwungenes gehabt haben müsse. Gewiß hat dieses der König auch selbst wol gefühlt, aber er entsagte dem größern Vergnügen, das er bey einem freyern Gange der Unterhaltung gehabt haben würde, weil er es für Pflicht hielt. Wenn durch diesen Zwang manche gute Bemerkung, welche Männer von Kopf und Kenntnissen bey weniger eingeengtem Kreise des Gespräches gemacht haben könnten, verloren ging; so hat Friedrich auch nicht die Unannehmlichkeit gehabt, viele unreife Urtheile zu hören,

und durch falsche schlau eingemischte Ansichten zu Irrthümern verleitet zu werden. Auch ist der Zwang denen, welche öfters mit dem Könige redeten, nicht so sehr fühlbar geworden. Viele, die öfter mit dem Könige umgegangen, haben dem Verfasser bestätiget, was er schon aus eigner Erfahrung wußte, daß der eigenthümliche geistvolle Blick, das huldreiche Wesen des Königs, das Lebendige, was er in die Unterhaltung brachte, das kurz dauernde Gefühl von Verlegenheit, welches man vielleicht im ersten Augenblick empfand, bald verscheuchte, und dem Redenden den Muth gab, seine eigenen Gedanken offen und freimüthig zu entwickeln. Je mehr dies mit anständiger Dreistigkeit geschah, desto mehr bewirkte dies auch bey dem König beste Laune, und so trugen beide bey, die Annehmlichkeit der Unterhaltung zu erhöhen. Man hat gesagt, der König habe fast immer allein geredet, und den Andern kaum zum Worte kommen lassen. Dies ist, nach unsrer Ueberzeugung und dem Zeugniß Aller derer, die oft bey ihm Audienz gehabt, durchaus falsch. Der König redete allerdings viel, besonders wenn der Andere öfters anhielt, oder ins Stocken kam, aber keinesweges allein; auch der Redlustigste konnte, wenn anders der Gegenstand und sein Vortrag der Art waren, den König festzuhalten, sich nach Her-

Herzensluſt ausreden. Nur ſo viel iſt wahr, daß der König oft raſche Sprünge machte; wer dieſen nicht ſchnell genug folgen konnte, oder den König gar misverſtand, konnte allerdings in einige Verlegenheit kommen, welcher indeß Friedrich ſelbſt, ſobald er ſie bemerkte, freundlich abhalf. Der Fall des Misverſtandes iſt auch wol nur ſelten eingetreten, da der König zwar raſch, aber nicht zu ſchnell, noch unvernemlich zu reden pflegte; ſeine Ausſprache war deutlich und vernemlich, nicht etwa Worte und Sylben verſchluckend, auch pflegte er wol ſchnell geſprochene Worte zu wiederholen. Kurz wir glauben, es iſt ſelten Jemand von Friedrich weggegangen, ohne mit dieſem und mit ſich ſelbſt zufrieden zu ſeyn, und ohne den Wunſch zu haben, öfter zu einer ſolchen Unterhaltung berufen zu werden.

Wie gut übrigens auch der alltägliche Umgang Friedrichs auf die, welche deſſelben genoſſen, gewirkt habe, wird dadurch bewieſen, daß Alle, die dieſem Könige längere Zeit hindurch nahe gekommen, es ſey als Umgangsgenoſſen, oder nur als Diener, eine ganz eigene Anhänglichkeit an ſeine Perſon, und eine ſolche Ergebenheit fühlten, welche es ihnen zum angelegenſten Wunſche machte, in allen Dingen gerade ſeinen Willen zu erfüllen, und ihm Vergnügen

zu machen. Es war dieses die dankbare Erwiederung seines gütigen Betragens, und das Bewußtseyn, das Jeder hatte, der König mache gern Allen wohl, die ihn umgaben. Gegen seine Bedienten konnte er zuweilen bey auffallenden und ihm unerwarteten Fehlern in Jähzorn auffahren, aber es war bald vorüber; auch bey groben Vergehungen, z. B. entdeckten Diebstählen, hat er nie harte, oder gar grausame Strafen ausgeübt, vielmehr oft zu große Gelindigkeit bewiesen. Einen Kammerhusaren, der eingestehen mußte, die ihm anvertraute Privatkasse fast ganz ausgeleert zu haben, gab er das wenige darin Uebriggebliebene noch dazu, und entließ ihn dann mit den Worten: „nun lauf, daß du aus dem Lande „kommst, sonst hängen sie dich.“

Neben dem Vergnügen, das Friedrich durch die Freundschaft und den Umgang mit geistvollen und unterrichteten Menschen genossen hat, war das höchste Vergnügen für ihn unstreitig dasjenige, das ihm seine Beschäftigung mit den Wissenschaften gewährte. Wir haben bereits bemerkt, daß er denselben von früher Jugend an mit feurigem Eifer obgelegen, und bis ins Alter ihnen treu geblieben sey. Diese ihm immer rege Begierde, seine Kenntnisse zu erweitern, können wir mit Recht als Friedrichs eig-

nes

nes Werk anſehen, denn wenn gleich ſeine früheſten Erzieher, die Rocoules und Jandun, ihm ſchon in der Kindheit den Geſchmack am Leſen guter Bücher beigebracht hatten; ſo war doch Alles, was ihn ſonſt am Hofe ſeines die Wiſſenſchaften haſſenden und verachtenden Vaters umgab, von der Art, ihm den höchſten Widerwillen gegen alles Bücherleſen und Studieren beizubringen, das eines Soldaten höchſt unwürdig ſey, und nur zu dieſen wollte Friedrich Wilhelm I ſeine Söhne erziehen. Friedrich mußte alſo in der erſten Jugend ſeine Wißbegierde im Verborgenen befriedigen; er verbarg ſeine Bücher vor den Blicken des Vaters, der diejenigen, welche er entdeckte, ſogleich wegnehmen ließ. Die Nächte wandte er zum Leſen an, oder las am Tage bey wohl verſchloſſenen Thüren und ausgeſtellten Wachen, die ihn von der Nähe des ihn zuweilen überraſchen wollenden Vaters unterrichteten. Doch vielleicht hat eben dieſer Zwang ſeine Begierde nach dem Verbotenen nur deſto lebendiger aufgeregt, und die Reize einer neuen Welt, welche ſich ihm in Büchern öffnete, haben ihm um ſo mehr diejenige zuwider gemacht, welche ihn zunächſt umgab, und deren einförmige Beſchäftigungen ihm ſeiner unwürdig ſchienen. Er ſuchte und fand dafür im ſtillen Nachdenken und dem Erwerb mannichfacher Kenntniſſe

einen Ersatz. Daß der Prinz noch sehr jung angefangen haben müsse, sich durch das Lesen guter Bücher aller Art zu unterrichten, wird durch die frühesten Briefe, welche von ihm übrig sind, und durch seine ersten kleinen Schriften bewiesen, in welchen ein Reichthum von den mannichfachsten Kenntnissen, und Urtheile über wissenschaftliche Dinge gefunden werden, die in der That in seinem Alter bewundernswürdig sind.

Schon früh wurde er durch philosophische Spekulationen sehr angezogen, und die jedem denkenden Menschen wichtigsten Gegenstände über den Zweck und die Bestimmung unsers Daseyns beschäftigten ihn sehr lebhaft. Auch die schwierigsten Fragen dieser Art versuchte er aufzulösen. Wie ihm die Wolfische Philosophie durch seinen Freund Suhm bekannt geworden, fand er in derselben anfangs viele Befriedigung, und erzählt selbst, daß er sich große Mühe gegeben, dieses System sich ganz zu eigen zu machen, und dessen Grundsätze in allen Beziehungen wohl zu verstehen. Neben diesen erhabenen Beschäftigungen hatte auch die Dichtkunst viele Reize für ihn; er studierte den französischen Versbau mit solchem Eifer, daß er darin schon gute Fortschritte gemacht hatte, noch ehe er mit Voltaire bekannt

wurde,

wurde, von dem er aber nachher eigentlichen Unterricht darin annahm. So wie sein Geist an Reife gewann, wurden die Staatskunst und Kenntnisse, welche ihm in Erfüllung seines künftigen Berufs wichtig seyn konnten, Hauptgegenstände seines Nachdenkens, und er hat gewiß alle wichtigen Schriften dieses Fachs, welche damals in französischer Sprache vorhanden waren, aufmerksam gelesen. Die Geschichte, und zwar aller Zeiten und Lande, wurde sein Lieblingsstudium. Er fand in demselben, und besonders in dem Nachdenken über die Ursachen und Folgen der Begebenheiten, eine nie aufhörende, und nie ermüdende Unterhaltung. Er begnügte sich keinesweges, blos unterhaltende Geschichtbücher zum Vergnügen zu lesen, sondern ein belehrendes, tiefes Eindringen war sein Zweck. Wenn er sich über eine gewisse Periode unterrichten wollte, las er die besten Schriften, welche über dieselbe vorhanden waren, schnell hinter einander, verglich dieselben unter sich, suchte ihre Widersprüche zu vereinigen und sezte sich so aus ihnen ein Ganzes zusammen. Er hat sich dieser Mühe auch zuweilen bey sehr weitläuftigen, und keinesweges angenehm geschriebenen Werken unterzogen; er war daher fast von allen Theilen der Geschichte (nicht nur der politischen, sondern auch der Kirchen- und Gelehrten-Historie) sehr wohl

unterrichtet, und sein treues Gedächtniß stellte ihm jede Reihe von Begebenheiten sogar mit kleinen Umständen deutlich dar, so oft er dieselbe sich zu vergegenwärtigen gut fand. Die italienische Sprache und Litteratur kannte Friedrich, und er hat in seiner Jugend die bessern Schriftsteller derselben, vorzüglich Dichter, im Original gelesen; in der spätern Zeit aber scheint er auch zu diesen nicht oft zurückgekehrt zu seyn. Die englische Sprache und Litteratur hat Friedrich nicht gekannt, später aber eine günstige Meinung von derselben geäußert, und besonders die großen englischen Geschichtschreiber Hume, Robertson und Gibbon in französischen Uebersetzungen mit Beifall gelesen. Der Weltweise Locke war von ihm schon früh fleißig studiert.

Bey allen Kenntnissen, die Friedrich erworben, und bey allem Fleiß, den er auf diesen Erwerb während seines ganzen Lebens gewandt hat, kann man doch die Frage aufwerfen: ob er zu der Zahl der Gelehrten gerechnet werden könne? und über deren Bejahung oder Verneinung zweifelhaft bleiben. Wenn man unter dem Namen eines Gelehrten einen Mann versteht, der von mehrern Wissenschaften eine systematische Kenntniß besizt, und sie in allen ihren Theilen gründlich erforscht hat, wenn man besonders

sonders die Kenntniß der alten Sprachen bey einem Gelehrten für unerläßlich hält; so kann man diese Benennung dem Könige nicht beilegen. Derselbe hatte wahrscheinlich keine einzige Wissenschaft aus einem System oder Compendium erlernt, er verstand weder die griechische noch die lateinische Sprache, und die von ihm in spätern Jahren zuweilen eingemischten lateinischen Worte beweisen, daß er auch die Elemente dieser Sprache nicht kannte. Sein Vater würde denjenigen hart angelassen haben, der den Einfall hätte äußern wollen, den jungen Prinzen in diesen von ihm verachteten Schulpedanterien unterrichten zu lassen, und wie Friedrich zu der Reife gekommen war, daß er selbst den mannichfachen Nutzen der alten Sprachen einsehen konnte, wurde diese Einsicht doch nicht lebendig genug bey ihm, um ihn zu bewegen, dem Erwerb von mehr anziehenden Sachkenntnissen aller Art einige Zeit zu entziehen, und dieselbe der Erlernung trockner Anfangsgründe der Grammatik zu widmen, wobey ihm ohnedem auch ein ermunternder guter Lehrer gefehlt haben würde, der grade hier besonders nöthig gewesen wäre. Gewiß kann man einem jungen Prinzen, der schon bey seinen Studien so viele Schwierigkeiten zu überwinden hatte, nicht auch noch die Besiegung dieser zumuthen, wenn man auch

einen Thronerben unsrer Zeit [72]) bewundern muß, der, um griechische Dichter im Original zu lesen, noch im reifern Alter zur Erlernung der griechischen Sprache sich entschlossen, und den Entschluß beharrlich ausgeführt hat.

Aber wenn man auch den König nicht unter die eigentlichen Gelehrten rechnen kann, so gebührt ihm doch mit allem Recht die Benennung eines durch Wissenschaften sehr gebildeten Mannes, der über viele wichtige Gegenstände ernstlich nachgedacht und sich über dieselben eigne Grundsätze gebildet, auch die besten historischen, philosophischen, politischen Schriftsteller, auch Redner und Dichter wiederholt gelesen hatte. Daß Friedrich die Alten nur durch französische Uebersetzungen kannte, wird freilich bey Vielen seine Kenntniß derselben sehr herabsetzen. Es muß allerdings eingestanden werden, daß ein Theil der Schönheiten der alten Schriftsteller, besonders der Dichter und Redner, so fest an ihre Sprache geknüpft sind, daß sie für den, der diese Schriften nur in Uebersetzungen lesen kann, fast ganz verloren sind, und es ist vielleicht nicht zu strenge geurtheilt, wenn man behauptet, daß ein solcher von dem eigentlichen Geiste des

72) Der jetzige Kronprinz von Bayern.

des Alterthums nie recht durchdrungen werde; aber es bleibt doch dieſes nur mit Einſchränkungen wahr. Geſchichtſchreiber und Philoſophen verlieren weniger in Ueberſetzungen; ſind dieſe auch oft fehlerhaft, ſo kann der Mann, der ſelbſt viel gedacht, und beſonders viele eigene Erfahrungen über Menſchen und ihre Verhältniſſe gemacht hat, manches ergänzen und beſſern. Dies war ganz der Fall bey Friedrich, und wir möchten wol behaupten, daß er bey dem Thucydides und Tacitus, Demoſthenes und Cicero vielleicht auf eine fruchtbarere eigne Gedankenreihe geleitet ſey (immer die wichtigſte Frucht alles Leſens!), und den eigentlichen innern Sinn und Zweck jener großen Schriftſteller tiefer ergründet, und richtiger geahnet habe, als mancher gelehrte Philolog, der den Sinn der Worte vollkommen inne, aber von den Sachen ſelbſt eine minder deutliche Vorſtellung hat.

Friedrich beſchäftigte ſich zwar vorzüglich nur mit den Kenntniſſen, die wir angedeutet haben, aber er hatte von dem Zuſammenhange aller Wiſſenſchaften überhaupt eine deutliche Idee, und kannte den Zweck, den jede bezielt; er ſchätzte daher alle, auch diejenigen, welche er nicht ſelbſt ſtudierte. So ging es ihm in phyſikaliſchen, naturhiſtoriſchen und mathema-

thematischen Kenntnissen, mit denen er sich nicht selbst beschäftigte, vorzüglich wegen seiner beschränkten Zeit, aber die er doch nach ihrem Werth zu schätzen wußte, und von denen er mit Männern vom Fach sich gern unterredete, und von den darin gemachten Entdeckungen sich unterrichten ließ. Alles, was den menschlichen Geist weiter brachte, was den Ideenkreis erweiterte, von welcher Art es seyn mochte, war für ihn anziehend. Er bewies daher auch gegen ausgezeichnete Gelehrte aller Art eine ganz unpartheiische Geneigtheit, und that gern etwas zu ihrer Beförderung. Er wünschte sehr, in seiner Akademie und auf seinen Universitäten Männer zu haben, die die Wissenschaften in jedem Fache weiter brächten, und er schätzte alle Anstalten, welche diesen Zweck hatten, auch außer seinen Landen. So hatte er z. B. für die Universität Göttingen deshalb viele Achtung und eine gewisse Vorliebe, weil er glaubte, daß durch deren Gelehrte alle Arten von Kenntnissen mit Eifer und Ernst betrieben würden. Drey der berühmtesten Göttinger Gelehrten hätte er gern in seine Lan-
1749 1763 de gezogen, Haller [73]), Michaelis [74]) und Heyne.

73) S. das Leben des Herrn v. Haller von Zimmermann. Zürch 1755. S. 269.

74) S. Michaelis Lebensbeschreibung von ihm selbst. Rinteln 1793. S. 96.

Heyne. Von allen dreyen hatte er wahrscheinlich 1770
nie etwas selbst gelesen, es möchten denn die Gedichte des erstern, und die bey der Berliner Akademie gekrönte Preisschrift des zweiten über Sprachen [75]) ihm bekannt geworden seyn [76]); aber er hatte eine so günstige Idee von den Verdiensten dieser Gelehrten um die Wissenschaften, daß er den beiden ersten unter den vortheilhaftesten Bedingungen Stellen in seiner Akademie antragen ließ, und Hallern die Stelle des Präsidenten auf den Fall von Maupertuis Abgang wahrscheinlich bestimmte. Beide lehnten den Antrag ab; Haller, weil er mit dem Gedanken umging, sich in sein Vaterland, die Schweiz, zurückzuziehen, Michaelis, weil er sich von Göttingen nicht trennen konnte. Heynen wurde die Stelle eines Abts zu Klosterbergen mit der Absicht, eine wichtige Reform der dortigen berühmten Schulanstalt zu bewirken, gleichfalls unter sehr vortheilhaften Bedingungen angetragen [77]), aber auch

75) de l'influence des opinions sur le language et du language sur les opinions. à Berlin 1759.

76) Michaelis erfuhr später, daß d'Alembert wirklich, durch die Preisschrift veranlaßt, den König aufmerksam auf ihn gemacht hatte.

77) S. Heeren, Biographie von Heyne S. 124.

auch ihn beweg die Anhänglichkeit an Göttingen, die ehrenvolle Einladung abzulehnen.

Unter allen Vorwürfen, die Friedrich je gemacht sind, ist keiner so ungerecht und wirklich so sinnlos, als der, daß er nicht statt der französischen die deutsche Litteratur geehrt und geliebt habe. Denn wie war es möglich, etwas zu ehren und zu lieben, was noch gar nicht vorhanden war. Zu der Zeit, als Friedrich anfing seine ersten Kenntnisse zu sammlen, gab es noch keine deutsche Litteratur; diese hat sich erst während seines Lebens langsam und allmählig entwickelt, und ist erst während seines Alters zu einer Höhe gelangt, welche Friedrich nicht hatte bemerken können, da er während eben dieser Zeit im Kriege und in die wichtigsten politischen Verhandlungen verwickelt war. Um unsre Leser völlig zu überzeugen, wie unrecht der Vorwurf Friedrich gethan hat, wollen wir noch etwas ins Einzelne gehen. — Wenn wir den Zeitpunkt, wo Friedrich angefangen, sich nach eigner Einsicht mit Wissenschaften zu beschäftigen, in sein achtzehntes Lebensjahr, d. h. in das Jahr 1730, setzen; so können wir mit Recht fragen: wo waren damals die deutschen Dichter, Redner, Geschichtschreiber, Staatsgelehrte, überhaupt geschmackvolle, oder eigentlich, wo waren

nur

nur lesbare deutsche Schriftsteller, die ein deutscher junger und wißbegieriger Prinz den Meisterwerken, welche das Jahrhundert Ludwigs XIV auszeichneten, hätte vorziehen, oder ihnen nur gleichschätzen können? Nein, es ist eine sehr arge Täuschung, wenn man unsre jetzige reiche und in allen Fächern mit der ausländischen glücklich wetteifernde Litteratur schon vor neunzig Jahren eben so wie jezt vorhanden sich denkt, und dann sich wundert, wie Friedrich eine solche Litteratur nicht gekannt und geschäzt habe. Viele der Schriftsteller, welche die lezte Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts verherrlichten, waren damals noch nicht geboren; die spärlichen Erstlinge der deutschen Musen kamen nach langen Zwischenräumen zum Vorschein und konnten, auch wenn sie schneller gefolgt wären, von einem mit andern Dingen höchst beschäftigten Prinzen, und nachher Könige, nicht bemerkt werden, da sie selbst unter den Gelehrten jener Zeit wenig beachtet wurden und Niemand den König darauf aufmerksam machte. Zwar hatte Martin Opitz schon im siebzehnten Jahrhundert sinnvolle Gedichte geschrieben, in welchen der Kenner noch jezt die Stärke und den Reichthum deutscher Sprache bewundert; aber schwerlich sind sie dem königlichen Jünglinge, der zu seinem Vergnügen und zu seiner Ausbildung Dichter lesen, nicht kritischer

ſcher Litterator, noch deutſcher Sprachforſcher werden wollte, bekannt geworden, da Opitzens Gedichte damals noch nicht einmal auf eine Art geſammelt waren, die ſie einem bloßen Liebhaber lesbar gemacht hätten [78]). Sie waren nur einzeln in ſchlechtem Druck und in veralteter Rechtſchreibung zu haben. Ein paar andere ältere deutſche Dichter, Canitz und Beſſer, ſind Friedrich wohl bekannt geworden, da beide Brandenburger waren [79]). Wer ihre Gedichte näher als dem Namen nach kennt, mag urtheilen, ob ſie neben den Meiſterwerken eines Racine, Boileau, Voltaire haben erträglich gefunden wer-

78) Die erſte Sammlung von Opitzens Gedichten haben Bodmer und Breitinger herausgegeben, und ſie mit hiſtoriſchen und kritiſchen, zu ihrem Verſtändniß ſehr nöthigen Anmerkungen begleitet. Der erſte Band iſt erſt 1745 zu Zürich erſchienen, fand aber, des innern Werths dieſer Gedichte ohnerachtet, ſo wenig Beifall, daß die Fortſetzung zurückblieb. Eine zweite Ausgabe hat faſt gleichzeitig, 1746, Tralles beſorgt.

79) Canitz ſtarb ſchon 1699. Daß Friedrich ihn gekannt habe, ſagt er ſelbſt, da er ihn le Pope d'Allemagne, le Poëte le plus élegant et le moins diffus de ceux qui ont fait des vers en notre langue nennt. Beſſer ging aus brandenburgiſchen in ſächſiſche Dienſte, wo er als Kammerherr und Hofpoet 1729 geſtorben iſt. Seine Gedichte ſind von minderm Werth als Canitzens, ſehr nachläſſig und gedehnt.

werden können. Haller und Hagedorn, die in ſpäterer Zeit der deutſchen Dichtkunſt große Ehre machten, hatten zwar ſchon zu Friedrichs Jugendzeit zu ſingen angefangen, aber ihre einzelnen gedruckten noch ſehr unvollkommenen erſten Verſuche ſind dem preußiſchen Kronprinzen ſchwerlich je bekannt geworden [80]).

Von geiſtlichen Rednern (politiſche gab es damals noch gar nicht) waren im Jahr 1730 Reinbeck [81]) und Mosheim [82]) die einzigen, welche das

80) Die erſte Sammlung von Hagedorns Gedichten erſchien 1729 unter dem Titel: „Auserleſene Proben poetiſcher Nebenſtunden.“ Dieſe Proben waren aber ſo unvollkommen, daß der Dichter ſelbſt nur wenige derſelben in ſeine ſpätern Ausgaben aufgenommen hat. Die erſten Gedichte Hallers ſind 1732 unter dem Titel: Verſuch ſchweizeriſcher Gedichte, ohne ſeinen Namen gedruckt.

81) Reinbeck, Ober-Conſiſtorialrath und Prediger in Berlin, ein großer Freund der Wolfiſchen Philoſophie. Friedrich hat ihm bey jeder Gelegenheit große Achtung bewieſen. Seine Schriften ſind ihm wahrſcheinlich bekannt geworden. Er ſtarb gleich zu Anfang der Regierung des Königs.

82) Die erſten heiligen Reden von Mosheim ſind ſchon 1725 erſchienen. Er wurde Friedrich wo nicht früher, doch im Jahr 1733 bekannt, da er ihn in Salzdahlum getraut hat.

das protestantische Deutschland aufstellen konnte; das katholische hatte gar keine. Jene beiden sind Friedrich bekannt geworden, und von ihm geschätzt. Sack [83]) und Jerusalem [84]) kamen etwas später; Friedrich hat beide gekannt, und von ihnen eine gute Meinung geäußert. — Als Geschichtschreiber war Mascow der einzige, der in deutscher Sprache

das

83) Sacks erste Predigten sind erst 1751 erschienen. Sein wichtigstes Werk, der vertheidigte Glaube der Christen, ist zuerst 1748 gedruckt. Friedrich kommt seine Achtung für denselben bekannt, daß er ihn 1750 in die wiederhergestellte Akademie der Wissenschaften aufnehmen ließ, obgleich, ihrer ursprünglichen Stiftung nach, Theologen, die nicht zugleich um andre Wissenschaften Verdienste hatten, nun dieser wie von andern Akademien ausgeschlossen waren.

84) Jerusalems erste Predigten sind erst lange nach dem angenommenen Zeitpunkt, nämlich 1751, erschienen; seine Betrachtungen über die Religion aber noch viel später, 1768. Das letztere Werk wurde Friedrich gewiß sehr angezogen haben, da es vorzüglich gegen die ihm bekanntesten Gegner des Christenthums, Voltaire rc. gerichtet war; wer zweifelt jedoch, daß es zu seiner Kenntniß gekommen. Aber Friedrich, der Jerusalem persönlich kannte, und ihn gern als Abt von Klosterbergen in sein Land gezogen hätte, hat noch in seinen letztern Lebensjahren sich sehr gütig über ihn geäußert, und die Schrift, welche Jerusalem, der des Königs über die deutsche Litteratur ausgegangen, sehr wohl aufgenommen.

kennt gelblichen Farbe *). Die Oberfläche ist [illegible] Die Farbe ist [illegible] Ein Theil ist [illegible] Die [illegible] [illegible] [illegible]

lieben und ehren konnte, die noch gar nicht vorhanden war; so verdient er doch vielleicht Tadel, daß er als Mann und König so gar keinen Antheil genommen an dem schönen Aufblühen unsrer National-Litteratur, daß er gar nichts gethan hat, um seine Landsleute zu ermuntern, es in Wissenschaften und gutem Geschmack weiter zu bringen! Was würde aus der deutschen Sprache und Litteratur geworden seyn, wenn Friedrich nicht verschmäht hätte, unser August zu seyn, sagte schon Gellert, und wie oft ist ihm dieses nachgesagt, und in spätrer Zeit sogar mit lästernden Schmähreden! Aber man sey gerecht, und um es zu seyn, setze man sich in Friedrichs Stelle, und erwäge dann, ob er in der Lage, worin er war, noch mehr für Wissenschaften und deutsche Litteratur habe thun können, als er gethan hat. Von dem Augenblick an, wo er den Thron bestieg, war er wirklich selbstthätiger Regent, nicht nur dem Namen nach, sondern in der That, durchdachte alle äußern und innern Geschäfte und leitete sie selbst zu dem bestimmten Ziel. Gleich im ersten Jahre wurde er in einen schweren Krieg mit einer Macht verwickelt, die zwar für den Augenblick in Verlegenheit gebracht werden konnte, aber ihm an Kräften bey weitem überlegen war, und deren gänzlichen Fall mächtige Bundesgenossen nach ihrem eignen Interesse

nicht

nicht zugeben konnten. Er führte dieſen und den nächſtfolgenden, ihm zur Behauptung des deutſchen Reichs abgedrungenen, Krieg mit einem Heere, das zwar in Fertigkeiten, die auf friedlichen Uebungsplätzen erworben werden konnten, ſehr geübt, an ſtrenge Zucht und Ordnung gewöhnt war, aber den wirklichen Krieg nicht aus Erfahrung kannte. In ſein reiferes Alter fiel ein Kampf, der um Seyn oder Nichtſeyn für Preußen galt, und der gegen die wider ihn verbündeten größten europäiſchen Mächte, und zwar während der lezten Jahre mit einem zum Theil aus unſichern Ueberläufern beſtehenden, unter den Waffen erſt zu bildenden und zu Heldenthaten zu begeiſternden Heere geführt werden mußte. War es in ſolcher Lage möglich, zur Beförderung der deutſchen Litteratur etwas zu thun, und hatte er nach wiedererrungenem Frieden nicht ungleich dringendere Geſchäfte für ſeinen in allen Theilen zerrütteten Staat? Man erwäge auch noch Folgendes. Friedrich fand in der Beſchäftigung mit den Wiſſenſchaften ſeine angenehmſte Erholung; dieſe würde zu einer ſchweren, vielleicht wenig belohnenden Arbeit geworden ſeyn, hätte er ſich unmittelbar mit Unterſtützung der ſchwachen erſten Beſtrebungen der deutſchen Litteratur zu thun machen wollen, wozu er die Koſten weit dringendern Ausgaben zur Erhaltung des

Staats hätte entziehen müssen. Friedrich widmete den größten Theil seiner Muße den Wissenschaften, aber zu seinem ewigen Ruhm sey es gesagt, er gehörte nicht zu den sogenannten gelehrten Königen, die über den Büchern ihren wichtigen Beruf vergaßen; er versagte sich vielmehr sein liebstes Vergnügen, das Studieren, wenn es darauf ankam, seine Regentenpflicht zu erfüllen. Er liebte die Wissenschaften rein um des Genusses willen, den er in ihnen fand, keinesweges um des Scheins willen. Die kleinliche Eitelkeit, ein gepriesener Beförderer der Gelehrsamkeit zu heißen, war fern von ihm, die schmeichlerischen Lobpreisungen der Gelehrten, die so leicht zu erhalten sind, waren ihm zu klein.

Aber dennoch ist unter den schwierigsten Umständen während dieses Königs Regierung für die Wissenschaften aller Art wirklich nicht wenig geschehen. Es haben unter ihm große Mathematiker, Naturforscher und Aerzte gelebt, und Friedrich hat ihnen Beweise seiner Achtung gegeben, auch durch Anstalten und sonstige Unterstützung ihre Bemühungen befördert. In der spekulativen Philosophie sind neue Systeme und Ansichten durch Wolf, Alexander Baumgarten, und zuletzt Kant von preußischen Universitäten ausgegangen. Eine wahrhaft auf-

aufgeklärte, von den Schlacken früherer Zeit gereinigte und auf praktische Veredlung abzielende Theologie ist, wie wir bereits bemerkt, durch Friedrichs weise gegen alle Partheyen gleich unpartheiisch beobachtete Duldung sehr befördert; da keine Meinung begünstigt, keine gedrückt wurde, so galt allein die Wahrheit durch ihren innern Werth. Die Rechtsgelahrtheit wurde in allen Theilen gründlich bearbeitet; Friedrichs Eifer für die Gesetzgebung weckte ein allgemeines Interesse für dieselbe. Die alte Litteratur wurde unter Friedrich mit neu belebtem Eifer betrieben; er selbst beförderte dieses, sah besonders gern Uebersetzungen der alten Classiker, überzeugt, daß das Studium und die Nachbildung der Alten das wirksamste Mittel sey, eine neuere Nation vollkommner auszubilden, und sie zur Hervorbringung eigner Originale fähig zu machen. Friedrichs Großthaten hoben die Nation und belebten einen Patriotismus, von dem man vorher keine Idee hatte; dies wirkte wohlthätig auch auf die Litteratur. Gleims Kriegslieder waren ächt deutsche Originale, die wir allein Friedrichs Siegen verdanken; sie fanden allgemeine Beistimmung, weil in ihnen die Empfindungen aller Bewunderer wahrer Größe in allgemein verständlicher Sprache edel ausgedrückt waren. Der Ton der Wahrheit war

in diesen Gedichten so gut getroffen, daß man anfangs für den Verfasser der einzeln erscheinenden Kriegslieder einen wirklich mitkämpfenden Helden hielt; eine Täuschung, die Gleim selbst dadurch beförderte, daß er seine Lieder an seinen bey dem Heere befindlichen Freund Kleist in der Handschrift sandte, und sie von dort gedruckt sich wieder zusenden ließ. Auch die edlen, gedankenvollen Gedichte Ramlers, auch das erste deutsche National-Lustspiel, Lessings Minna von Barnhelm, das ächt deutsche Sitten und die durch den Krieg hervorgebrachte Stimmung der Zeit schilderte, wären ohne diesen nicht entstanden. Noch mitten in dem Kriege erschienen zu Berlin die Litteratur-Briefe [86]) von einsichtsvollen, kenntnißreichen Verfassern, deren bisher ungewohnte, aber heilsame Kritik, die deutschen Schriftsteller bewog, strengere Forderungen an sich selbst zu machen. Dies Alles wirkte langsam, nicht jedem Auge sichtbar, aber bedeutend. Wenn gleich für Verbesserung der Sprache und schönen Litteratur nichts unmittelbar geschah, so belebte doch der durch Friedrich verbreitete allgemeine wissenschaftliche Geist, und die allen Ständen mitgetheilte Begierde, sich Kenntnisse zu erwer-

86) Briefe die neueste Litteratur betreffend. Berlin, 24 Theile, 1760 bis 1765.

erwerben, Alle und Jede, und ſelbſt der von Friedrich einer fremden Sprache gegebne Vorzug und ſeine partheiiſche Begünſtigung einer fremden Litteratur reizte die Deutſchen, die ihrige um ſo eifriger zu bearbeiten, und dem Könige zu beweiſen, daß ſie, auch troz ſeiner ihnen entzogenen Ermunterung, ſich zu höherer Vollkommenheit zu erheben, und ihre Werke ſeiner Beachtung würdig zu machen vermögten [87]). Dieſem nicht beabſichtigten, aber gewiß wirklichen Einfluß Friedrichs iſt es beizumeſſen, daß die ſchöne Litteratur in keinem deutſchen Lande ſo frühe und ſo bedeutende Fortſchritte gemacht hat, als im Brandenburgiſchen und dem benachbarten Sachſen, deren Völker, wenn gleich die Regierungen oft feindlich gegen einander ſtanden, doch durch Gleichheit der Sitten und Geiſtesbildung enge mit einander verbunden waren. Friedrich hat auf das ihm oft unterworfene Sachſen, ſo wie auf das ganze nördliche proteſtantiſche Deutſchland mächtig gewirkt, und man kann den Vortritt, den lezteres in aller geiſtigen Bildung vor

87) Wir ſind in dieſer unſrer Anſicht zu unſerer Freude ſehr beſtärkt dadurch, daß einer unſrer erſten Männer ohnlängſt eben dieſe Idee geäußert, und gerade Friedrichs gegen die deutſche Litteratur bewieſene Abneigung für einen derſelben günſtig gewordenen Umſtand erklärt hat. S. von Göthe „Aus meinem Leben," 2ter Theil, S. 160.

dem südlichen und den katholischen Landen errang, unstreitig mit zu den glücklichen Folgen von Friedrichs Regierung rechnen.

Dieser König hat zwar bis in sein Alter seine litterarischen Grundsätze nicht gewandelt; er las bis ans Ende die Meisterwerke der französischen Litteratur mit immer gleicher Bewunderung, aber die neuern Produkte derselben thaten ihm weniger Genüge. Er fand in deren Dichtern zu viel Kleinliches und Unbedeutendes, und noch weniger gefielen ihm die prosaischen Schriften, besonders die sogenannten philosophischen, in denen er zu wenig Gehalt fand. Die stürmischen Anfälle auf die Religion misfielen ihm sehr, weil er, bey aller Unvollkommenheit ihres Vortrages, deren wohlthätige Folgen und ihre Unentbehrlichkeit für das Volk immer mehr einsahe; eben so war ihm die Anfechtung aller der Grundsätze zuwider, auf denen die Sicherheit aller bürgerlichen Gesellschaft beruht; er besorgte von dieser Anfechtung und ihrer weitern Verbreitung üble Folgen, und ergriff noch selbst die Feder, um sie zu bekämpfen [88]).

Frie-

88) S. Beilage M. IV. 5. 6.

Friedrichs Art zu studieren war ihm eigenthümlich, und er hatte sie so eingerichtet, wie er sie sich selbst am zuträglichsten hielt. Er las nicht gerade die neuesten Schriften, noch weniger überließ er seine Lektüre dem Zufall, und dem Wechsel der Laune, sondern in festgesezter Ordnung las er immer wieder diejenigen Werke, die er in jedem Fache bewährt gefunden; diese wiederholte Lesung machte ihm gewisse Werke desto lieber, je vertrauter er mit ihrem Innern wurde. Neue Schriften wurden nur erst auf den Rath von Männern, deren Urtheil er traute, gelesen, und erst dann in den Kreis der wiederholt zu lesenden aufgenommen, wenn er sie nach eigner Lesung dessen werth fand. Um indeß mit den Fortschritten der Litteratur fortzugehen, ließ er sich von seinen gelehrten Umgangsgenossen, oder den Vorlesern, deren wir erwähnt haben, darüber Bericht erstatten, und wenigstens den Inhalt der vielen neuen Schriften, die ihm zugesandt wurden, vortragen.

Ein vorzügliches Vergnügen des Königs war die Musik. Er hatte natürliches Talent für dieselbe, mußte aber dieses in der Jugend im Verborgenen ausbilden, weil der Vater auch diese Neigung des Sohns nicht leiden konnte. Er wurde dagegen von der Königin, seiner Mutter, in deren geheimer Befriedigung

digung unterſtüzt. Der König Auguſt II von Polen hatte, wie er nach Berlin kam, den berühmten Muſiklehrer Quanz in ſeinem Gefolge, und der Kronprinz nahm ſogleich Unterricht bey ihm. Die Königin hätte ihn gern, damit der Unterricht fortgeſezt werden könne, in ihre Dienſte genommen, da aber dieſes Schwierigkeiten fand, erlaubte der König von Polen wenigſtens, daß Quanz jährlich zweimal nach Berlin käme, um den Prinzen auf der Flöte, ohne Wiſſen des Vaters, zu unterrichten. Sobald Friedrich zur Regierung kam, berief er Quanz unter ſehr guten Bedingungen als erſten Kapellmeiſter in ſeine Dienſte. Er iſt in denſelben bis zu ſeinem Tode geblieben, und immer mit auszeichnender Achtung behandelt.

Obgleich der König in jüngern Jahren auch das Klavier ſpielte und für daſſelbe ſelbſt komponirte, ſo war doch die Flöte ſein Lieblings-Inſtrument, auf dem er von Quanz gründlichen Unterricht erhielt. Nach dem Urtheil der Kenner hat er die Flöte meiſterhaft geſpielt. Alle Abend hatte er ein Concert bey ſich, in welchem er ſelbſt ſpielte, und zu dem er immer mit ſehr guter Laune kam; nur bey ſehr dringenden Geſchäften, oder bey Unpäßlichkeit wurde dies ausgeſezt. Er pflegte ſich auf jedes dieſer Concerte da-

dadurch vorzubereiten, daß er alle Stücke, die darin vorkommen sollten, vorher durchspielte, außerdem aber phantasirte er einsam auf seinen Zimmern, hin und hergehend, besonders in den Morgenstunden, zwischen seinen Arbeiten. Er hat selbst gesagt, daß er während dieses Phantasirens oft gar nicht an das denke, was er spiele, sondern allerley ihm grade interessante Dinge überlege, wobey ihm denn oft die glücklichsten Gedanken gekommen wären. Die Musik hat unstreitig einen sehr großen Einfluß auf seinen Charakter gehabt; er liebte besonders das Ernsthaftere, Sanfte und Rührende, und ohne Zweifel ist durch die Musik eine gewisse Sanftheit in alle seine Empfindungen gebracht, die unruhigen Begierden des Ehrgeizes sind besänftigt, und er ist mit sich selbst und Andern zufriedner geworden. Gewiß würden Beobachtungen über Friedrichs eigenthümliche Art die Musik auszuüben, und über die Wirkungen derselben auf seinen Charakter, von einem Quanz niedergeschrieben, sehr interessant seyn. Wir hatten den einzigen uns bekannten Mann, der einen solchen Aufsatz noch hätte liefern können, Reichard, der in den lezten Jahren Friedrichs Kapellmeister war, ersucht, durch einen solchen Aufsatz unser Werk zu zieren; aber er ist leider, ehe er sein Versprechen hat erfüllen können, gestorben. Schwerlich

lebt

lebt jezt noch Jemand, der ſolchen Verluſt erſetzen könnte.

In ſeiner Jugend war auch das Tanzen ein Lieblingsvergnügen Friedrichs. Er tanzte mit ſo vieler Grazie, daß man bey den glänzenden Feſten, die er nach der erſten Huldigung in Schleſien gab, ſagte, er habe das Land durch das Schwerdt, aber die Herzen der Damen durch ſein ſchönes Tanzen erobert. Friedrich liebte auch das Vergnügen des Theaters, und während der frühern Zeit unterhielt er eine italieniſche Oper und ein franzöſiſches Schauſpiel; er wandte viel an, um gute Schauſpieler und Sänger zu erhalten. In den ſpätern Jahren aber hörte das Schauſpiel ganz auf, nur die Oper wurde beibehalten, obgleich der König auch dieſe in den lezten Jahren nur ſelten beſuchte. Wie er aus dem bayerſchen Kriege zurückkam, hörten auch die regelmäßigen Concerte bey ihm auf, doch ließ er noch zuweilen bey ſich Muſik machen, deren aufmerkſamer Zuhörer er immer blieb. Man hat bemerken wollen, es ſey nicht ohne nachtheiligen Einfluß auf Friedrichs Stimmung geweſen, daß er ſeinem Lieblings-Vergnügen entſagen müſſen; diejenigen, die ihn näher umgaben, haben wenigſtens behauptet, er ſey von dieſer Zeit an ungleich reizbarer, und empfindlicher gegen unangenehme Eindrücke geworden.

Man-

Manche Leſer wird es vielleicht befremden, wenn wir ſagen, daß hiemit auch bereits alle Vergnügungen Friedrichs angedeutet ſind; denn Denken und Studieren, angenehmer Umgang mit geiſtvollen Menſchen und Muſik — dieſe vollenden in der That deren Kreis. Doch müſſen wir den Genuß der ſchönen Natur noch hinzufügen, für die Friedrich viel Empfindung hatte. Er ging oft Stunden lang einſam in ſeinen Gärten ſpazieren, und überließ ſich dann ohne Zweifel dem Nachdenken über wichtige Gegenſtände.

Zwey Arten von Vergnügungen, ohne die, wie man an manchen Höfen glaubt, große Herren nicht leben können, die Jagd und das Spiel, liebte Friedrich nicht und misbilligte ſie auch bey Andern. Die Jagd hat er in einer ſeiner früheſten Schriften *) ſehr ſtrenge beurtheilt, und vielleicht ſie etwas zu allgemein verworfen; aber er hatte durch das Beiſpiel ſeines Vaters die Nachtheile geſehen, welche eine leidenſchaftliche Uebertreibung dieſes Vergnügens hervorbringt, er hatte das viele Ungemach kennen lernen, welches durch die Jagdliebhaberey der Großen für das Volk entſteht; er wußte, wie ſchwer es ſey, ſich im

Genuß

*) In dem Anti-Machiavell Kap. 14.

Genuß dieſes Vergnügens zu mäßigen, wenn man ſich einmal an daſſelbe gewöhnt hat, und er fand es ungereimt, die Jagd ein Bild des Krieges zu nennen. Die größten Feldherren, ſagte er, Guſtav Adolph, Türenne, Marlborough, Eugen, waren keine Jäger, und wir finden dies auch nicht von Alexander, Scipio und Cäſar bemerkt; dagegen ſind Könige, die gar keine Kriege führten, leidenſchaftliche Jäger geweſen. Er glaubte, daß die Vortheile, welche man der Jagd beimißt, Bewegung und Genuß der Luft, durch unſchuldiges Spazierengehen und Reiten viel zweckmäßiger erreicht würden, „doch," ſo ſchließt er ſeinen Aufſatz über dieſe Materie, „wollen wir kein Vergnügen ganz verdammen, „wenn es mit Mäßigung und ſelten genoſſen wird; „aber das Hauptvergnügen eines Regenten muß die „Thätigkeit für das Glück ſeines Volks ſeyn. Wehe „dem, welchem dieſes nicht genügt."

So verwarf er auch das Kartenſpiel als eine jedes Menſchen, der etwas Beſſeres zu thun vermag, unwürdige Vergeudung der Zeit. Schon in der Jugend fand er an demſelben nicht Geſchmack, und konnte es auch bey Andern nicht leiden; im männlichen Alter hatte er vollends nicht Zeit, und im höhern Alter, wo Manche das Kartenſpiel gebrauchen, um die

die abgestumpfte Thätigkeit des Geistes neu zu beleben, bedurfte er dessen nicht, weil er sein thätiges Leben ganz in gewohnter Art bis ans Ende fortsezte. Ueberhaupt bedurfte Friedrich durchaus keines Zeitvertreibs; er wollte die Zeit nicht blos hinbringen, sie nicht tödten, sondern benutzen, und um dieses zu bewirken, und um mit allen seinen verschiedenartigen Geschäften zu rechter Zeit fertig zu werden, bedurfte er der sorgfältigsten Eintheilung derselben. Er hat durch diese auch wirklich zu Stande gebracht, was wir gesehen haben; für jedes Geschäft fand er die passendsten Stunden, wurde mit Allem fertig, und nie war er bis zum Uebermaaß ermüdet, war nie gepreßt, und hatte doch nie Zeit übrig.

In jedem Jahre waren während des Sommers die militairischen Reisen in schicklicher Folge vertheilt. Friedrich sahe und untersuchte auf denselben die in den verschiedenen Provinzen vertheilten Truppen; neben diesem Hauptzweck erhielt er sich aber durch diesen öftern Besuch der einzelnen Theile des Landes in stets vertrauter Bekanntschaft mit demselben. Während dieser Reisen wurden die gewöhnlichen Geschäfte nicht unterbrochen, sondern gingen ganz in gewohnter Ordnung fort, nur wurde Alles so eingerichtet, um die Zeit, welche das eigentliche Reisen erfoderte, mög-

lichſt wieder einzubringen. Alle eingehenden Sachen wurden nachgeſandt, und auch das Kabinet begleitete den König; an jedem Morgen machte er, noch ehe er zu den Revüen ritt, die dringendſten Sachen entweder allein, oder mit den Kabinetsräthen ab, die übrigen wurden, nachdem er von den Truppenübungen zurückgekommen, noch am Vormittage vorgenommen. Der König bereitete ſich auf dieſe Reiſen dadurch vor, daß er, ſo wie deren Zeit herannahte, jeden Tag etwas früher aufſtand, um ſich daran zu gewöhnen. Dieſe Verfrühung des Tages fing ſchon im Februar an, und nahm allmählig ſo zu, daß in der Mitte des Sommers, zur Zeit der militairiſchen Reiſen, die Arbeitszeit ſchon um 2 Uhr des Morgens anfing. Nach der Rückkehr von den Reiſen wurde dem Schlaf täglich wieder etwas zugeſezt. Auch ſeine täglichen Lektüren wurden während der Reiſe nicht unterlaſſen, aber abgekürzt, und gewöhnlich nur kleine Schriften geleſen, um in größern Werken nicht ſo oft abbrechen zu müſſen. Die Privatcorreſpondenz wurde auf das Nothwendigſte eingeſchränkt, und durch alle dieſe kleinen Mittel ſo viele Zeit gewonnen, daß der Gang der Hauptgeſchäfte während der Reiſen gar nicht litt, und wer während derſelben an den König ſchrieb, erhielt faſt eben ſo ſchnell wie ſonſt eine Antwort. Im

May-

May-Monat wurde die Besichtigung der Truppen in der Mark, welche sich bey Berlin zusammenzogen, angefangen; dann nahm der König ein Gleiches mit den Magdeburg-Halberstädtischen vor. Westphalen, wo die Revüen in frühern Zeiten auf die Magdeburgischen folgten, pflegte er in den leztern Jahren selten zu besuchen, sondern übertrug die Untersuchung der dortigen Truppen einem General-Inspekteur. Oft machte er von Magdeburg aus einen kurzen Besuch in Braunschweig, weilte dann nur kurz in Potsdam und eilte hierauf zu den Revüen in Pommern und Westpreußen; nur selten ging er nach dem siebenjährigen Kriege auch bis Ostpreußen. Hiervon zurückgekehrt folgte eine Erholungszeit, während welcher der König theils Glieder seiner Familie, theils Freunde und Bekannte zu sich berief, an deren Umgang er Vergnügen fand. In der Mitte Augusts ging er nach Schlesien, wo er die an verschiedenen Orten zusammengezogenen Truppen in Augenschein nahm; gewöhnlich wurden auch die dortigen Vestungen besucht. Anfangs Septembers kam er von da zurück, und die Untersuchungen der Artillerie, und zulezt das sogenannte große Herbstmanöver bey Potsdam machten den Schluß. Bey dem leztern wurden die großen Operationen des Krieges praktisch geübt, auch neue Erfindungen probirt, sie waren für Kenner der Kriegskunst vor-

züglich lehrreich. Es wurden zu demselben Offiziere aus allen Provinzen abwechselnd eingeladen, und diejenigen, welche sich noch außerdem dazu meldeten, wurden gern zugelassen; auch fremde Militairs erhielten die nachgesuchte Erlaubniß, diesen Uebungen beiwohnen zu dürfen, ohne Schwierigkeit. Diese militairischen Reisen fanden während der Friedenszeit jedes Jahr in gleicher Ordnung statt, und vielleicht ist kein Beispiel, daß der König sie nicht, und zwar jede zu der festgesezten Zeit, vorgenommen hätte.

Eben so wie das Jahr, war auch jeder Tag eingetheilt, so daß kein Geschäft das andere drängte, und für jedes sich der bequeme Augenblick fand. Die frühen Morgenstunden waren, wie wir es beschrieben haben, den einsamen Arbeiten des Königs, oder den Vorträgen der Kabinetsräthe gewidmet; nach diesen wurden militairische Uebungen vorgenommen. Der König wohnte jeden Morgen der Parade bey, und sahe auf derselben auch die fremden Militairs, die vorgestellt zu werden wünschten. Daneben fand sich noch die Zeit zu Spazierritten und Audienzen, auch zu Privatcorrespondenzen und eignem Lesen. Dann kam die Zeit der Tafel, zu welcher der König immer mit bester Laune erschien; die Dauer der Tafelzeit hing von dem Vergnügen ab, das der König

an

an der Unterhaltung der Gesellschaft fand. Nachher wurden alle Sachen, die am Morgen vorgetragen und bis dahin expedirt waren, vom Könige unterschrieben; darauf folgte Spazierengehen, oder Concerte, oder eigne Lektüre, und besonders die Conversation mit Freunden, vorzüglich mit den Gelehrten, die der König um sich hatte, oder mit den Lekteurs. In spätern Jahren soupirte der König nicht, doch ließ er zuweilen einige Freunde in seinen Zimmern speisen, und wohnte der Unterhaltung derselben bey. Nach 9 Uhr ging er regelmäßig zur Ruhe.

Wenn gleich das hier beschriebene Leben den Schein der Einförmigkeit hat; so ist dies doch wirklich nur Schein. Die Lebensart Friedrichs war in der Wirklichkeit minder einförmig, wie die jedes andern Hofes, da an Höfen nothwendig die Dinge in einer gewissen Ordnung, und also nach festgesezten Vorschriften geschehen müssen, welche Regelmäßigkeit auch wirklich für Alle, die mit dem Hofe zu thun haben, die bequemste Lebensart ist. Die Handlungen und Genüsse Friedrichs folgten zwar in gleicher Ordnung auf einander, und in derselben war Alles ein Mal wie das andere bestimmt; aber dennoch war das innere Leben des Königs in beständiger Bewegung und Abwechselung. Die großen Ideen, die mannich-

fachen Entwürfe, die er zu jeder Zeit hatte und ausführte, erhielten ihn darin, und wir glauben behaupten zu können, daß Friedrich weit mehr Genuß, und auch mehr Mannichfaltigkeit in diesem Genuß gehabt habe, als andre große Herren, die ermüdet von einer Lustbarkeit zur andern übergehen, von keiner lebhaft gerührt werden, weil sie an keiner lebendigen Antheil nehmen, und durch nichts befriedigt werden können, weil sie durch nichts eigentlich angezogen werden. Friedrich genoß jedes Vergnügen ganz, weil er bey jedem, so wie bey jedem Geschäft, immer gegenwärtig war, sich, während er mit dem einen zu thun hatte, durch nichts Anderes zerstreuen und abziehen ließ. Seine gewöhnliche Stimmung war ernsthaft, aber dieser Ernst hatte nichts Störriges und Abweisendes; eine stete, ruhige Heiterkeit, ein sich immer gleich bleibender Ausdruck innerer Zufriedenheit wurden bey ihm bemerkt, daher war er stets zu jeder Unterhaltung bereit, nahm Jeden, der sich ihm nahte, mit Freundlichkeit auf, und wies keinen Antrag, der ihm gemacht wurde, auf eine rauhe und verdrießliche Art ab 90). Sorgen und Geschäfte waren

90) Wir finden so eben beim Schluß unsrer Arbeit in der Berliner Haude- und Spenerschen Zeitung vom Jahr 1819. Nr. 11. eine in vielem Betracht merkwürdige

waren in den ihnen gewidmeten Stunden ganz abgemacht, und man konnte von Friedrich sagen, was

dige hieher gehörige Anekdote, welche den König so ganz in seiner natürlichen Gutmüthigkeit, und in seiner Gewöhnung, sich auch in die Lage eines Geringern theilnehmend zu versetzen, darstellt, daß wir glauben, es werde jedem Leser Vergnügen machen, sie hier zu finden. Wir geben sie, wie der Verfasser selbst, ein armer Kandidat der Theologie, in einer handschriftlich hinterlassenen Lebensbeschreibung sie erzählt hat: die ungeschmückte Erzählung selbst ist hinlänglich Bürge für ihre Wahrheit. Die Zeitung sagt nichts weiter von diesem Verfasser, und nennt nicht einmal seinen Namen. Er hatte in seinem Vaterlande Thüringen keine Versorgung finden können, und ging, um dieselbe in Berlin zu suchen, im Jahr 1766 nach dieser Hauptstadt. Doch wir erzählen nun, wie es ihm dort ergangen, mit seinen eignen Worten.

„Als ich zum ersten Mal im Jahr 1766 hieher kam, „wurden mir bey Visitirung meiner Sachen auf dem „Packhofe 400 Reichsthaler Nürnberger ganze Batzen „weggenommen. Der König, sagte man mir, hätte „schon etliche Jahre die Batzen ganz und gar verschlagen lassen, sie sollten in seinem Lande nichts gelten, „und ich wäre so kühn und brächte die Batzen hieher, „in die königliche Residenz — auf den — Packhof! — Kontrebande! — Kontrebande! — Das „war ein schöner Willkommen! Ich entschuldigte mich „mit der Unwissenheit: käme aus Thüringen, viele „Meilen Weges her, hätte mithin ja unmöglich wissen „können, was Se. Majestät der König in Dero Ländern verbieten lassen.

Der

der ſchwediſche Kanzler Oxenſtierna von ſich gerühmt haben ſoll, daß er nie eine Sorge mit zu Bette genom-

„Der Packhofs-Inſpektor: Das iſt keine „Entſchuldigung. Wenn man in eine ſolche Reſidenz „reiſen und daſelbſt verbleiben will, ſo muß man ſich „nach Allem genau erkundigen und wiſſen, was für „Geldſorten im Schwange gehen, damit man nicht durch „Einbringung verrufner Münze Gefahr laufe.

„Ich: Was' ſoll ich denn anfangen? Sie nehmen mir ja ſogar unſchuldig die Gelder weg! Wie „und wovon ſoll ich denn leben?

„Packh. Inſp.: Da muß Er zuſehen, und ich „will ihm ſogleich bedeuten: wenn die Sachen auf dem „Packhofe viſitirt worden, ſo müſſen ſolche von der „Stelle geſchafft werden. — Es wurde ein Schiebkarner herbeigerufen, meine Effekten fortzufahren; dieſer brachte mich in die Judenſtraße in den weißen „Schwan, warf meine Sachen ab und foderte vier „Groſchen Lohn. Die hatte ich nicht. Der Wirth kam „herbey, und als er ſah, daß ich ein gemachtes Federbett, einen Koffer voll Wäſche, einen Sack voll Bücher und andre Kleinigkeiten hatte, ſo bezahlte er „den Träger und wies mir eine kleine Stube im Hofe „an. Da könnte ich wohnen, Eſſen und Trinken wolle „er mir geben; — und ſo lebte ich denn in dieſem Gaſthofe acht Wochen lang ohne einen blutigen Heller, in lauter Furcht und Angſt. In dem weißen Schwan ſpannen „Fuhrleute aus und logiren da, und ſo kam denn öfters ein gewiſſer Advokat B... dahin und hatte „ſein Werk mit den Fuhrleuten; mit dieſem wurde ich „be-

nommen habe. In den Stunden der Erholung und des Umgangs war er daher jedem Eindruck offen,

„bekannt, und klagte ihm meine unglücklichen Fata. „Er verobligirte sich, meine Gelder wieder herbeizu„schaffen, und ich versprach ihm für seine Bemühung „einen Louisd'or. Den Augenblick mußte ich mit ihm „fortgehen, und so kamen wir in ein großes Haus; da „ließ B... durch einen Bedienten sich anmelden, „und wir kamen in Continenti vor den Minister. Der „Advokat trug die Sache vor und sagte unter andern: „„Wahr ist es, daß der König die Bauren ganz und „gar verschlagen lassen: sie sollen in seinem Lande „nicht gelten; aber das weiß der Fremde nicht. Ob„wohin extendirt sich das Edikt nicht so weit, daß man „den Leuten ihre Bauren wegnehmen soll ꝛc.“ — „Hierauf fing der Minister an zu reden: „Monsieur, „seyd ihr der Mann, der meines Königs Mandate „durchlöchern will? Ich höre, ihr habt Lust auf die „Hausvogtey? Redet weiter, ihr sollt zu der Ehre „gelangen ꝛc.“ — Was thut mein Advokat? Er „submittirte sich, und ging zum Tempel hinaus; ich „hinter ihm her, und als ich auf die Straße kam, so „war B... über alle Berge; und so hatte er denn „meine Sache ausgemacht bis auf die streitigen Punkte. „Endlich wurde mir der Rath gegeben, den König „supplicando anzutreten, das Memorial aber müsse „ganz kurz, gleichwol aber die conditiones darinnen seyn. „Ich concipirte eins, wunderte es und ging damit mit „dem Aufschluß des Thors, ohne nur einen Pfennig „Geld in der Tasche zu haben (o der Vermegenheit!) „in Gottes Namen nach Potsdam, und da war ich

„auch

und kein guter Gedanke eines Freundes ging für ihn verloren.

Ein

„auch so glücklich, [illegible] den König [illegible]
„[illegible] Er war auf dem [illegible]
„[illegible] Ein [illegible] war, ging
„er in den Garten, und die Ehrfurcht [illegible]
„[illegible] aber [illegible] auf dem [illegible]
„[illegible] auf und [illegible] Ich [illegible]
„[illegible] ich [illegible] und [illegible] der [illegible]
„der Reihe. [illegible] war das [illegible]
„[illegible] und ein [illegible] Thürmchen [illegible]
„[illegible] der [illegible] auf [illegible]
„[illegible] was ich da für Grund [illegible]? Ich [illegible]
„[illegible] Da [illegible]
„[illegible] sagen sie: „Wir wollen [illegible] einen guten Rath
„[illegible] Der König ist [illegible] und [illegible]
„[illegible] in den Garten [illegible] er [illegible] auf dem
„[illegible] nach, er wird glücklich seyn.“ [illegible]
„[illegible] Ehrfurcht war [illegible] da [illegible]
„[illegible] Der [illegible]
„[illegible] Dem, dem in den Garten? [illegible]
„[illegible] sie [illegible] König auf. [illegible]
„[illegible] und den [illegible]
„[illegible] und den [illegible] Hier [illegible]
„[illegible] Ihnen [illegible] in der [illegible]
„[illegible] „[illegible] unter den [illegible]
„[illegible]“ — [illegible] — [illegible] — [illegible]
„[illegible]“ — [illegible] — [illegible] — [illegible]
„[illegible] — [illegible]“ — [illegible]
„[illegible]

und seyn wollte. Alle Verhältnisse waren bey ihm in steter Harmonie, nie war eins dem andern hinderlich;

„gen, und lasset euch andere Sorten „schicken; aber nicht wegnehmen. — „Gebe er sich zufrieden: er soll sein Geld cum In„terusse zurück erhalten. Aber, lieber Mann, Ber„lin ist schon ein heißes Pflaster; sie verschenken da „nichts; er ist ein fremder Mensch; ehe er bekannt „wird und Information bekömmt, so ist das Bis„chen Geld verzehrt; was dann?" — Ich verstand „die Sprache recht gut; die Ehrfurcht war aber zu „groß, daß ich hätte sagen können: Ew. Majestät „haben die allerhöchste Gnade und versorgen mich. — „Weil ich aber so einfältig war, und um nichts bat, „so wollte er mir auch nichts anbieten. — Und so „ging er denn von mir weg, war aber kaum sechs bis „acht Schritte gegangen, so sahe er sich nach mir „um und gab ein Zeichen, daß ich mit ihm gehen „solle. — Und so ging denn das Examen an:

„Der König: Wo hat er studiert?

„Ich: Ew. Majestät in Jena.

„Der K.: Unter welchem Prorektor ist er inscribirt „worden?

„Ich: Unter dem Professor Theologiae Dr. Förtsch.

„Der K.: Was waren denn sonst noch für Professoren „in der theologischen Fakultät?

„Ich:

lich; Friedrich war ein höchſt glücklicher, mit ſich ſelbſt und ſeinen Umgebungen zufriedner Mann; er war

---

„Ich: Buddäus, Danz, Weiſſenborn, Walch.

„Der K.: Hat er denn auch beſtig Biblica gehört?

„Ich: Beim Buddäo.

„Der K.: Das iſt der, der mit Wolfen ſo viel „Krieg hatte?

„Ich: Ja Ew. Majeſtät. Es war —

„Der K.: Wo hat er denn ſonſt noch für nützliche „Kollegia gehört?

„Ich: Exegetica beim D. Zörtſch, Hermeneutica et „Polemica beim D. Walch, Hebraica beim „D. Danz, Homiletica beim D. Weiſſenborn, Pastorale et „Morale beim D. Buddäo.

„Der K.: Ging es denn zu ſeiner Zeit noch ſo toll „in Jena her, wie ehedem die Studenten ohne Unterlaß ſich mit einander raufhalgten, daher der bekannte Vers kömmt:

Wer von Jena kömmt ungeſchlagen,
Der hat von großem Glück zu ſagen.

„Ich: Dieſe Unſinnigkeit iſt ganz aus der Mode gekommen, und man kann dort anjetzt ſowohl, als auf andern Univerſitäten, ein ſtilles und ruhiges Leben füh-

„ren,

war völlig befriedigt durch den Genuß des Guten was ſein Leben ihm darbot, aber nie bis zum Ueber-

maaß

„ren, wenn man nur das die cur hie? obſerviren will.
„Bey meinem Anzuge ſchafften die Durchl. Nutritores
„Academiae (Erneſtiniſcher Linie) die ſogenannten
„Renomiſten aus dem Wege, und ließen ſie zu Eiſe-
„nach auf die Wartburg in Verwehrung ſetzen; da
„haben ſie gelernt ruhig ſeyn. — Und ſo ſchlug
„die Glocke eins. „Nun muß ich fort,“ ſagte der Kö-
„nig, „ſie warten auf die Suppe.“ — Und da wir
„aus dem Garten kamen, waren die vier Officiere
„noch gegenwärtig und auf dem Schloßplatze, die gin-
„gen mit dem Könige ins Schloß hinein, und kam
„keiner wieder zurück. Ich blieb auf dem Schloß-
„platze ſtehen, hatte in 27 Stunden nichts genoſſen,
„nicht einen Dreier in bonis zu Brote, und war in
„einer vehementen Hitze vier Meilen im Sande gewa-
„tet. — Da war's wol eine Kunſt das Heulen zu
„verbeißen. In dieſer Bangigkeit meines Herzens
„kam ein Kammerhuſar aus dem Schloſſe und frag-
„te: „Wo iſt der Mann, der mit meinem Könige
„in dem Garten geweſen?“ Ich antwortete: „Hier!“
„Dieſer führte mich in's Schloß in ein großes Gemach,
„wo Pagen, Lackeyen und Huſaren waren. Der
„Huſar brachte mich an einen kleinen Tiſch, der war
„gedeckt, und ſtand darauf: eine Suppe, ein Ge-
„richt Rindfleiſch, eine Portion Karpfen mit einem
„Gartenſalat, eine Portion Wildbret mit einem Gur-
„kenſalat. — Brot, Meſſer, Gabel, Löffel, Salz
„war alles da. Der Huſar präſentirte mir einen Stuhl

„und

maaß gesättigt. Er lebte lange genug, um die Folgen seiner Thätigkeit in ihrem ganzen Zusammenhange

„und sagte: „Die Essen, die hier auf dem Tische ste„hen, hat ihm der König auftragen lassen, und be„fohlen, er soll sich satt essen, sich an Niemand keh„ren, und ich soll serviren. Nun also frisch daran!“ „Ich war sehr betreten, und wußte nicht, was zu „thun sey, am wenigsten wollte mir's in den Sinn, „daß des Königs Kammerhusar auch mich bedienen „sollte. — Ich nöthigte ihn, sich zu mir zu setzen; „als er sich weigerte, that ich, wie er gesagt hatte, „und ging frisch daran, setzte mich, nahm den Löffel „und fuhr tapfer ein. — Der Husar nahm das „Fleisch vom Tische und setzte es auf die Kohlpfanne, „eben so kontinuirte er mit Fisch und Braten, und „schenkte Wein und Bier ein. — Ich aß und trank „mich recht satt. Den Konfekt, drei einen Teller voll „großer schwarzen Kirschen, und einen Teller voll Bir„nen packte mein Bedienter in's Papier und senkte mir „solche in die Tasche, auf dem Rückwege eine Erfri„schung zu haben. Und so stand ich denn von meiner „königlichen Tafel auf, dankte Gott und dem Könige „von Herzen, daß ich so herrlich gespeiset worden. „Der Husar räumte auf. Den Augenblick trat ein Se„kretarius herein und brachte ein verschlossenes Re„skript an den Packhof, nebst meinen Testimoniis und „dem Passe zurück, zählte, auf den Tisch fünf „Schwanzdukaten und einen Friedrichsd'or: „Das „schicke mir der König, daß ich wieder zurück nach „Berlin kommen könnte.“ Hatte mich nun der Husar

„ins

hange mit Wohlgefallen zu überſehen, aber er ſtarb, wie er Alles vollendet hatte, was er ſich vorgenommen,

„ins Schloß hineingeführt, ſo brachte mich der Se„kretarius wieder bis vor das Schloß hinaus. Und da „hielt ein königlicher Proviantwagen mit ſechs Pfer„den beſpannt: zu dem brachte er mich hin und ſag„te: „Ihr Leute, der König hat befohlen, ihr ſollt „dieſen Fremden mit nach Berlin fahren, aber kein „Trinkgeld von ihm nehmen.“ Ich ließ mich durch „den Sekretarium noch einmal unterthänigſt bedanken „für alle königliche Gnade, ſetzte mich auf und fuhr „davon. Als wir nach Berlin kamen, ging ich ſo„gleich auf den Packhof, grade in die Expeditions„ſtube, und überreichte das königliche Reſkript. Der „Oberſte erbrach es; bey Leſung deſſelben verfärbte „er ſich, bald bleich, bald roth, ſchwieg ſtill und gab „es dem zweiten. — Dieſer nahm eine Priſe „Schnupftabak, räuſperte und ſchneuzte ſich, ſetzte „eine Brille auf, las es, ſchwieg ſtill, und gab es „weiter. Der letzte endlich regte ſich, ich ſollte nä„her kommen und eine Quittung ſchreiben: „daß „ich für meine 400 Rthlr. ganze Bahen „ſo viel an Brandenburger Münzſorten, „ohne den mindeſten Abzug, erhalten.“ „Meine Summe wurde mir ſogleich richtig zugezählt. „Darauf wurde der Schaffner gerufen mit der Or„der: „Er ſollte mir mir auf die Jä„denſtraße in den weißen Schwan geben, „und bezahlen, was ich ſchuldig wäre „und verzehrt hätte.“ — Dazu gaben ſie „ihm

men, und wurde von allen denkenden Menſchen lange Zeit ſchmerzhaft vermißt.

Wir haben nun Friedrich in allen Verhältniſſen, als Regenten und als Menſchen, ſo gut wir es vermogten, geſchildert; treu und wahr haben wir das hohe, ſtets rege Streben ſeines Geiſtes, und die edlen Tugenden ſeines Herzens dargeſtellt. Wir haben auch daneben der Schlacken erwähnt, die mit edlen Erzen immer vermengt ſind; nicht verſchwiegen haben wir die Schwächen, Mängel und Fehler, die das Gute und deſſen wohlthätige Wirkungen bey ihm oft beſchränkten, zuweilen es faſt verkennen machten. Wir glauben alſo Alles gethan zu haben, damit ein denkender Leſer ſich ein der Wahrheit möglichſt nahe kommendes Bild von dem großen Manne zu machen vermöge;

„ihm 24 Rthlr., und wenn das nicht zureichte, ſolle „er kommen und mehr holen. Das war es, daß der König ſagte: „Er ſoll ſeine Gelder cum „Intereſſe wieder bekommen," daß der „Backof meine Schulden bezahlen mußte. Es waren „aber nur 10 Rthlr. 4 gr. 6 pf. die ich in acht Wo„chen verzehrt hatte, und ſo hatte denn die betrübte „Hiſtorie ihr erwünſchtes Ende."

möge; doch dürften Leser, die uns bis hieher aufmerksam und nicht ohne einige Befriedigung gefolgt sind, jezt noch die Fragen von uns beantwortet wünschen: Was war denn eigentlich die lezte Triebfeder der Handlungen dieses außerordentlichen Mannes? Was war es, das diese unermüdliche Thätigkeit, diese Beharrlichkeit hervorbrachte, mit der er immer nach einem Ziel hinarbeitete, sich ohne allen Nachlaß den größten Anstrengungen, Mühen und Gefahren unterzog, jedes Geschäft betrieb, als sey es das erste und einzige, keines eher aufgab, bis er zu der möglichsten Vollkommenheit es gebracht hatte, die ihm darin erreichbar schien? Was konnte ihn bewegen, ein so mühevolles, angestrengtes Leben dem Genuß der Ruhe, der Wissenschaften und des Umgangs mit Freunden vorzuziehen, da diese stillen Vergnügungen seinen Neigungen ungleich angemessener waren, als das Leben voll Unruhe und Sorgen, das er führte? Warum that er sich einen so peinlichen Zwang an? Was gab ihm diese Festigkeit, mit der er unter allen Umständen den Gesetzen, die er sich selbst gegeben, treu blieb, immer nur die Mittel, die er anwandte, um seine Zwecke zu erreichen, aber nie während seiner langen Regierung diese Zwecke selbst wechselte? Was brachte in ihm diesen unerschütterlichen Vorsaß hervor, zu denken, zu handeln und zu sterben als

Kö-

König? Durch was hat er ſich für dieſes Alles belohnt gefunden, welcher Genuß iſt ihm für alle ſeine Arbeiten und Mühen geworden?

Wir verſuchen es, auch dieſe Fragen noch zu beantworten. — Befriedigung der Leidenſchaften des Herrſchens und des Ehrgeizes kann ihm allein dieſen belohnenden Genuß nicht gegeben, nicht genügenden Erſatz für allen Zwang, den er ſeinen Lieblingsneigungen und ſeinem Temperament anthat, gewährt haben. Zwar waren jene Leidenſchaften ſehr lebendig und ſtark in ihm, und die Befriedigung derſelben war groß und nicht gemeiner Art. Friedrichs Herrſchaft war wohl befeſtigt, gegen jede Erſchütterung geſichert, und ſie war dies, wie er ſich deſſen ſelbſt bewußt war, durch ſein wohlgelungenes eigenes Beſtreben; Alles in ſeinen Landen ging nach ſeinem Willen. Seine Abſichten, ſeine Entwürfe wurden überall erreicht, jeder Widerſtand überwunden, auch ging ſeine Herrſchaft weiter, als der Umfang ſeiner Lande; Friedrich beherrſchte ſein Zeitalter in einem weit umfaſſendern Sinn, als es je, ſeit alle europäiſchen Staaten in enger Verbindung und Wechſelwirkung ſtehen, vor ihm von weit mächtigern Monarchen, als er, geſchehen war. Nicht Karl V, nicht

Philipp II, nicht Heinrich IV, nicht Ludwig XIV haben je ſo auf ihr Zeitalter gewirkt, und dieſe Herrſchaft war nicht Folge des Zwangs, nicht eines gewaltſam aufgelegten, mit Unwillen ertragenen Drucks; nein, ſie war freiwillige Huldigung des höhern Genius, den man in ihm willig erkannte, dem man gern ſich unterordnete. Friedrichs Ruhm war der größte, der allgemein anerkannteſte unter allen ſeinen Zeitgenoſſen. Mit Ehrfurcht ſahen die Weiſeſten und die Mächtigſten aller Lande auf ihn, bemühten ſich ſeinen Willen zu erfüllen, und ſezten ihren Ruhm darin, ihm nachzuahmen. Nichts Wichtiges geſchah in Europa ohne ſeine Einwirkung; die erſte Hälfte ſeiner Regierung war dem Erringen dieſes mächtigen Einfluſſes, die zweite dem Genuſſe deſſelben gewidmet.

Aber ſo angenehm das Bewußtſeyn dieſer durch ſeine Thaten errungenen Größe Friedrich auch ſeyn mußte; ſo konnte daſſelbe allein ihn für die mühvolle Laufbahn, die er erwählt hatte, und in der er bis ans Ende ſtandhaft beharrete, nicht belohnen. Befriedigte Leidenſchaft, dies iſt nun einmal unwandelbares Geſetz der Menſchennatur, macht nie rein glücklich; je vollkommner die Befriedigung, deſto kürzer iſt die Zufriedenheit damit. Sättigung, Müdigkeit

digkeit und Ueberdruß folgen ihr schnell. Von diesen finden wir aber bey Friedrich auch im Greisesalter keine Spur; ihm blieb bis in seine lezten Jahre die regste, frischeste Thätigkeit; der Eifer, mit dem er immer Neues begann, war ungeschwächt, die Freude über den Erfolg seiner Unternehmungen, die Heiterkeit, welche diese über sein ganzes Leben verbreitete, blieben immer dieselben; daher auch der Genuß, den er in seinen stillen Vergnügungen, in Erweiterung seiner Kenntnisse, in einsamen Spaziergängen, im geistvollen Umgange fand, die gute Laune, der lebendige Antheil, den er an Allem nahm, was nahe oder fern um ihn vorging, immer gleich waren. Das Alter hat ihm nur körperliche Leiden gebracht, die er standhaft ertrug, und bald vergaß, aber nie hat er Zeichen von Mismuth, von Schwermuth und Ueberdruß blicken lassen; alle seine Wünsche waren befriedigt, aber er war nicht übersättigt, er blieb bis zum lezten Tage ein glücklicher Mann. Er verließ das Leben ohne Klagen und Unmuth, aber die Lust am Leben hatte ihn nicht schon früher verlassen, als dieses selbst.

Wenn es nicht befriedigte Leidenschaft war, das dieses unzerstörbare Gefühl von innerm Wohlseyn in

ihm hervorbrachte, und bis ans Ende unerschüttert erhalten hat; so muß es etwas Höheres gewesen seyn. Alles, was wir bisher erzählt haben, wird dies dem Leser andeuten und fühlbar machen. Es war der innere Zusammenhang, den Friedrich in sein Leben gebracht, der feste Plan, den er für dasselbe gemacht hatte, und den er mit unabläßiger Thätigkeit und dem glücklichsten Erfolge bis in seine lezten Tage verfolgte. Dieser Lebensplan bestand darin, daß er den Platz, den er nun einmal durch eine Fügung, deren wunderbare Ursache er nicht zu ergründen vermogte, in der Reihe der Wesen einnahm, auf die würdigste und edelste Weise ausfüllen wollte; das Streben hiernach war ihm Antrieb zum thätigsten Gebrauch aller seiner Kräfte; das Bewußtseyn, dem Ideal von Vollkommenheit, das er sich selbst gebildet hatte, näher gekommen zu seyn, war ihm eine unversiegbare Quelle innern Wohlseyns und steter Heiterkeit. Der Anblick von Ordnung und Glück, die er um sich gestiftet hatte, und die er noch immer zu erhöhen und fester zu gründen suchte, gab ihm die reinste Freude, und das Bewußtseyn, das Gute gewollt und durch unermüdete Arbeit wirklich hervorgebracht zu haben, erwarb ihm seine eigne Billigung und Achtung. Diese waren der festeste Grund der heitern Zufriedenheit, welche Friedrich bis ans Ende

genoß.

genoſſen hat, und ihre belebende Kraft ermunterte ihn zu immer erneuten Beſtrebungen, um ſich eines ſo hohen Genuſſes bis ans Ende würdig zu machen. Hiezu kam die Hoffnung, daß der Werth ſeiner Bemühungen von den Menſchen, die nach ihm in der Welt auftreten würden, und zwar je edler und beſſer ſie ſelbſt wären, um ſo mehr und lebendiger werde erkannt werden. Der Gedanke, daß die Spuren ſeines Daſeyns ſich lange erhalten würden, und auch noch in den fernſten Jahrhunderten ſein Name mit Bewunderung, Ehrfurcht und Liebe unter den Menſchen werde genannt werden; — dieſer Gedanke, dieſe Liebe des Nachruhms war bey Friedrich, wie es bey allen edlen Menſchen immer der Fall geweſen, eine kräftige Triebfeder ſeiner Handlungen, aber immer blieb ſie nur ein Zuſatz. Seine Hauptbelohnung lag in der erworbnen Selbſtachtung, und in dem Bewußtſeyn, ſeine Rolle von Anfang an, wo er ſie übernahm, bis ans Ende gut und würdig geſpielt zu haben.

Allerdings fehlte jedoch bey dem Allen, um Friedrichs Glück vollkommen zu machen, noch etwas, und etwas ſehr Wichtiges. Hätte Friedrich die Ueberzeugung gehabt, daß dieſe Welt und alle Begebenheiten in derſelben von einem höchſt weiſen und

gütigen Wesen regiert, und zu einem großen Alles umfassenden Zwecke geleitet würden, hätte er sich selbst als Werkzeug dieses großen Regierers betrachtet, dessen Billigung er durch sein eifriges Bestreben erworben zu haben hoffen durfte, hätte er die beglückende Hoffnung eines künftigen höhern Daseyns in sich genährt, in welchem alle Zweifel, die ihn hier beunruhigten, gelöset, der Werth seines vorübergehenden Wirkens im Zusammenhang mit einem unübersehbaren Ganzen ihm noch unendlich herrlicher und wichtiger erscheinen würden; — gewiß, dann hätte seine innere Zufriedenheit den höchsten Zusatz, seine edle Thätigkeit die kräftigste Ermunterung erhalten, deren beide noch empfänglich und zugleich auch bedürftig waren.

Friedrich hat sie nicht gehabt diese Ueberzeugung — wahrlich ein großer, ewig bedauernswerther Verlust für ihn selbst! Mit ihr wäre er der glücklichste Mensch gewesen; ohne sie mußte der Mangel des Zusammenhanges in allem seinem Denken seine Heiterkeit nothwendig unterbrechen; er mußte, um dieses nicht ohne Aufhören peinlich zu fühlen, die Zweifel, die ihn beunruhigten, und die er nie ganz zu verscheuchen vermogte, wenigstens auf Augenblicke ver-

vergeſſen. Doch der Mangel dieſer Ueberzeugung war kein Verluſt für ſeinen Ruhm; ſein geiſtiger, ſein ſittlicher Werth kann durch dieſen Mangel in den Augen unpartheiiſcher Schätzer keinesweges verlieren. Eher, wir wagen es zu ſagen, möchte dieſer Werth durch ſolchen Mangel gewinnen. Friedrich ſahe in dem großen Weltall nicht weiſen Zuſammenhang und wohlthätige Ordnung, nicht immer fortgehende Annäherung zum Glück und zu größerer Vollkommenheit aller denkenden und empfindenden Weſen; er blieb wenigſtens zweifelhaft darüber, ob eine ſolche Ordnung und ſolcher Zuſammenhang vorhanden, oder ob die ganze äußere Welt ein, freilich unbegreifliches, Werk des Zufalls, ein durch nichts erklärbares Produkt roher mit einander ſtreitenden Kräfte ſey. Die Ungereimtheit einer ſolchen Behauptung empörte zwar ſeine Vernunft; aber obgleich ſich dieſe durchaus weigerte, ſie anzunehmen, ſo konnte er doch über die Schwierigkeiten, welche mit einer mehr beruhigenden Ueberzeugung verbunden waren, nicht wegkommen [91]). Dennoch, wenn gleich er dieſes nicht vermogte,

91) Daß dieſes wirklich die allerdings bedauernswerthe Meinung Friedrichs noch bis zu ſeiner lezten Zeit geweſen ſey, beweiſen unter andern folgende Verſe, die er

mogte, ſtrebte er, dasjenige, deſſen Daſeyn er in der Regierung der Welt bezweifelte, in dem kleinen Raum, der während einer kurzen Spanne Zeit von ihm umfaßt wurde, wirklich hervorzubringen; Ordnung, Vollkommenheit und Glück ſuchte er, ſo weit er reichte, zu verbreiten. Er war von dem Daſeyn eines

---

er einige Jahre vor ſeinem Tode auf ein Blatt Papier geworfen hatte, wahrſcheinlich ohne die Abſicht, daß ſie erhalten werden ſollten, die man aber in den Supplements aux oeuvres posthumes de Fréderic II. à Cologne (Berlin) T. III. p. 380. aufbehalten hat:

Unde? ubi? quo?
D'où viens-je? où suis-je? où vais-je?
Je n'en sais rien.

Nachdem er die Schwierigkeiten jeder Auflöſung dieſer Fragen erwogen, ſchließt er endlich mit den Worten:

Mais supposer qu'une aveugle matière
De tout effet est la cause première,
A ma raison repugne et contredit;
Içi l'absurde, et là l'inexplicable,
Par deux écueils je me vois arrêté;
Il faut opter: l'absurde est incroyable;
Je m'en tiens donc à la difficulté
En Vous laissant à Vous l'absurdité.

eines allweiſen und allgütigen Weltregierers nicht völlig überzeugt, aber dennoch handelte er ſo, als hätte er dieſe Ueberzeugung, und als wäre er der Stellvertreter dieſes höchſten Urweſens in dem ihm anvertrauten Kreiſe. Er hatte nicht die feſte Hoffnung der Unſterblichkeit; aber alle ſeine Handlungen waren ſo eingerichtet, daß wenn ſeine Furcht der Auflöſung des denkenden Weſens irrig ſeyn ſollte, er in den bleibenden Erinnerungen dieſer Handlungen einſt die edelſte Belohnung finden mußte.

Wenn dieſes Leztere wirklich der Fall iſt, und wenn Du, o! Friedrich, auch jezt, auf einer erhöhten Stufe des Daſeyns, noch Antheil an den Dingen dieſer Erde, die Dich hier ſo edel beſchäftigten, nimmſt; ſo wird, deſſen können wir gewiß ſeyn, Dein Blick gern bey dem Beſtreben der Menſchen weilen, welche Deine Tugenden nachzuahmen, Deine Fehler zu vermeiden wünſchen. Mit beſonderm Wohlgefallen wirſt Du auf die Regierer der Völker blicken, welche, in einer, durch Dich vorbereiteten Zeit, in der Thätigkeit und Kraft, und in dem innern Zuſammenhange ihrer Handlungen Dir zu gleichen, in Löſung der Feſſeln der Menſchheit aber, in Erleichterung jedes Drucks der bürgerlichen Geſellſchaft, und in Beförderung der freyen Entwickelung

ckelung der Kräfte mündiger gewordenen Völker Dich zu übertreffen ſtreben. Auch auf dieſes unſer Bemühen, zu einer ſolchen Deiner allein würdigen Nachfolge durch ein mit reiner Wahrheitsliebe entworfenes Bild Deiner Tugenden zu ermuntern, wird, dies wagen wir zu hoffen, Dein edler Geiſt nicht misfällig herabſehen.

Bayerische Staatsbibliothek München

Lemgo, gedruckt in der Meyerſchen Hof-Buchdruckerey.

Denkwürdigkeiten
meiner Zeit

oder

Beiträge zur Geſchichte

vom

lezten Viertel des achtzehnten und vom Anfang des neunzehnten Jahrhunderts

1778 bis 1806.

von

Chriſtian Wilhelm von Dohm.

Consilium mihi pauca de Friderico et extrema tradere; mox cetera, sine ira et studio, quorum causas procul habeo.

Fünfter Band.

Lemgo
im Verlage der Meyerſchen Hof-Buchhandlung
und
Hannover
in Commiſſion der Helwingſchen Hof-Buchhandlung
1819.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Beilagen

zu der

Geſchichte

der lezten Periode Friedrichs II.

Schluß

achtzehntes, neunzehntes und zwanzigſtes Kapitel

M bis S.

Beilage M.

Zu S. 9.

Litteratur der Geschichte Friedrichs II.

Zwey und dreißig Jahre sind bereits seit Friedrichs Tode verflossen, und noch ist keine vollständige, seiner würdige Geschichte in unserer Sprache geschrieben! Diese Bemerkung soll nicht die Nation einer undankbaren Gleichgültigkeit gegen das Andenken eines Regenten, der ihr so große Ehre gemacht, anklagen. Nein, die Erscheinung läßt sich aus den Umständen, wo nicht entschuldigen, doch sehr gut erklären. Das Leben eines so großen und außerordentlichen Mannes, der sechs und vierzig Jahre regiert, der nicht nur auf sein Land und seine Zeit, sondern auf ganz Europa und die Nachwelt einen so tief in alle Verhältnisse eingreifenden Einfluß gehabt hat, eines solchen Mannes Leben würdig zu beschreiben, ist ein sehr schweres Unternehmen. Wenn

[illegible] Geschichte auf Europa ungemeinlichen Einfluß
hat gehabt, wann sie in allen Umstände vollkom-
ing sein soll, gehört vollkommene Kenntniß eines
Mittelalters dazu, und wenn der große Regent
in den Verhältnissen, ganz wie er gewesen, darge-
stellt werden soll, muß sein Geschichtschreiber sich in
alle diese Verhältnisse hinein zu denken, und in seinen
eigenen Geist zu setzen, die hohen Gesinnungen und Hel-
den Thaten seiner Zeitgenossen zu schätzen vermögen.
Hätte wer zu einer solchen Arbeit Lust, Muße sich
recht nach Herzenslust Zeit gelassen, und wären neben
den wichtigen Mühe [illegible] auch alle entbehrlichen Hülfs-
mittel zu Theil geworden; so würde doch so Manches
seinen Beifall gewiß haben. Indeß war
recht nach seinem Sinn das Publikum beyzeiten, nicht
Bücher von dem großen Könige zu bekommen, andere
Elemente, als das Mißverhältniß mit Recht gefallen
und mit vielen Mühe vorgenommen sey. Jene,
sich einzumischen in Dinge [illegible], das allgemeine
Verlangen zu befriedigen, wurde gern gehört. Es
erfolgten auch bey Herzenslust Leben, vorzüglich eine
recht nach seinem Sinn, viele historische Geschichte
von und Leben des großen Königs, Charakteren
Schilderungen, Nachrichten von einzelnen
von Thaten, Anekdoten-Sammlungen u.
s. w., welcher Lust die Neugierig entbrannt, daß so

danke an Ihn rächete die Preußen auf in der tiefsten Erniedrigung! Dieser Gedanke ließ sie keinen Augenblick zweifeln, daß sie noch wieder aufstehen würden, und die feste Ueberzeugung hiervon gab ihnen die Kraft, mit der sie wirklich aufgestanden sind!

Dennoch ist es nicht ohne Nachtheil geblieben, daß Friedrichs Geschichte bis jetzt nur in mündlichen Sagen, in einzelnen abgerissenen Nachrichten aufbehalten, noch nicht zusammenhängend mit Geist und Gefühl, treu und wahr in einem allgemein verbreiteten, des Gegenstandes ganz würdigen Werke dargestellt ist. Wäre unsere Literatur schon seit geraumer Zeit ein solches Werk, so würden wir nicht noch immer so ganz verkehrte, unverständige Urtheile, ja sogar Lästereien über den großen König hören und lesen müssen: so würde die Meinung des Publikums über ihn, als Menschen und Regenten, sich längst von Schlacken gereinigt und sich ganz bestimmt entschieden haben. Dazu ist aber wirklich noch nicht der Fall eingetreten. Ein großer Theil, selbst gebildeter Menschen, liebt Friedrich noch jetzt, ein volles Menschenalter nach seinem Tode, nicht die Gerechtigkeit wiederfahren, die Er verdient. Wenn auch die Meisten Ihm ausgezeichnete Klugheit des Geistes zugestehen, so sind doch Manche auch diese Ihm abzusprechen

den

chen genetzt, und geben ihm große politiſche Fehler Schuld. Noch Mehrere bezweifeln, daß er den Namen eines wirklich großen, eines guten und weiſen Mannes und Regenten verdient habe. Einige ſchildern ihn als einen kriegsluſtigen Eroberer, der unanſehnlich darauf geſonnen habe, ſeinen Staat zu vergrößern, gleichgültig, durch welche Mittel es geſchehe; als einen willkührlich herrſchenden Tyrannen, der ſeine Unterthanen durch harte Abgaben gedrückt habe, um einen unverhältnißmäßigen Schatz zuſammen zu bringen, den er nur angewandt, um ein gleich unverhältnißmäßiges Heer in einem zwangvollen Zuſtande zu unterhalten, ein Heer, mit dem er unaufhörlich, zur Befriedigung eines raſtloſen Ehrgeizes, die Ruhe ſeiner Nachbaren bedrohet habe. Als Menſchen ſchildert man Friedrich hart, unempfindlich gegen die Leiden Anderer, allen ſanftern Gefühlen unzugänglich, dabey ſtolz, voll wegwerfenden Dünkels, undankbar gegen die, welche ſich für ihn aufgeopfert, ungerecht und neidiſch gegen jedes fremde Verdienſt, auch insgeheim niedriger und ihn entnervender Wolluſt fröhnend, aller Sittlichkeit und Religion ſpottend! Wären Friedrichs Leben und Handlungen einfach und wahr dargeſtellt, wären die mancherley Erzählungen und Anekdoten, welche von Mund zu Mund verfälſcht über ihn in Umlauf gekommen, mit

ächter Kritik gesichtet; — wahrlich, Niemand würde einen Augenblick anstehen, solche Schilderung für das, was sie ist — für schändliche Verläumdung zu erklären. Die Anlage zu manchen (nicht zu allen, denn einige Anklagen beruhen auf offenbaren Erdichtungen) vorgeworfenen Fehlern lag zwar allerdings in Friedrichs ursprünglichem Charakter, und von einigen war durch die Erziehung und durch äußere Umstände die Entwickelung begünstigt; aber seine edle sittliche Natur, sein emporstrebender Geist überwanden solche gefährlichen Anlagen und Temperamentsschwächen. Denn, der seine Handlungen im Ganzen beobachtet, kann unmöglich verborgen bleiben, daß Friedrichs besserer Geist immer oben geblieben ist. Er war nicht ohne Flecken, aber mit diesen Flecken war er im Ganzen ein edler, großer und weiser Mann, und nur vom Ganzen muß die Rede seyn, wenn es darauf ankömmt, den Werth irgend eines Menschen zu würdigen. Lebte dieser Mensch überdem in außerordentlichen, höchst verwickelten Verhältnissen, so sind neben den Fehlern auch alle die Umstände, unter denen er handelte, zu erzählen, wodurch dann die ersteren gewiß oft entschuldigt erscheinen, allemal aber wenigstens erklärt und ohne Uebertreibung gerichtet werden müssen. Nie darf der Beurtheiler vergessen, daß auch der beste Mensch

An-

Augenblicke habe, wo das Gute nachläßt, das Böſe in ihm das Uebergewicht erhält, daß auch der Weiſeſte durch den Drang äußerer Umſtände das Gleichgewicht verlieren und zuweilen fähig werden könne, gleich einem Thoren zu handeln.

Nicht nach ſolchen einzelnen dunkeln Augenblicken, die ſich im Leben jedes Sterblichen finden, ſondern nach der Richtung aller ſeiner Handlungen, wie ſie dem das Ganze umfaſſenden Blicke ſich darbietet, muß man den Werth eines Menſchen würdigen. Dies iſt bey Friedrich oft nicht geſchehen; es fehlt uns noch eine gute Geſchichte deſſelben. Auch iſt gewiß keine Forderung gerechter als die, daß man einen Mann, der vor uns lebte, nicht aus ſeiner Zeit in die unſere verſetze, ihn nicht nach den Anſichten, Meinungen und Leidenſchaften der leztern beurtheile, den Werth ſeines Thuns und Laſſens nicht nach den Folgen richte, die jenes lange nach ihm, und ohne alles ſein Zuthun gehabt haben mag. Dieſe Ungerechtigkeit iſt gegen Friedrich oft begangen, auch von Männern, deren politiſche Einſicht Achtung verdient, und deren Irrthum um ſo mehr Berichtigung erfordert, je mehr ihr Anſehen demſelben Beiſtimmung und ſogar Nachſprecher verſchaffen kann, welche allemal übertreiben.

Wir gestehen es, daß wir zu dieser Bemerkung uns besonders durch einen Mann veranlaßt finden, der in unsern Tagen sehr viel beigetragen hat, in Deutschland den edlen Geist der Vaterlandsliebe zu wecken und zu beleben, und der vielleicht noch mehr und fortdauernder gewirkt haben würde, hätte er durch die Begeisterung, welche ihn selbst bewegte, und welche er in Andern aufregen wollte, sich nicht zur Leidenschaft hinreißen lassen, welche nie gerecht ist. Dieser Mann ist Herr Arndt, dessen Feuereifer für die deutsche Sache ihn jedem Deutschen achtungswürdig gemacht hat, und dessen Schriften edle Empfindungen, leuchtende Ideen, tief und richtig gedachte Urtheile enthalten, welche bey denkenden Lesern nicht ohne Frucht bleiben können. Aber der gegen Andere so freimüthige Mann wird es nicht misbilligen, wenn wir hier eben so freimüthig unsere Meinung darlegen, daß er durch leidenschaftliche Uebertreibung der guten Sache wirklich geschadet, und es dahin gebracht habe, daß bey ruhigen Menschen auch das Wahre und Gute nicht den Eindruck gemacht, den es zu machen verdiente. Vorzüglich hat es viele wohldenkende Männer, deren Beifall Herrn Arndt werth seyn muß, sehr gekränkt, daß er Friedrichs Andenken nicht geehrt, wie es sich gebühret, daß er vielmehr höchst verkehrt und ungerecht

recht über denſelben geurtheilt, und hierdurch gerade ſeinem eigenen Hauptzwecke entgegen gearbeitet hat. Er wollte die Preußen in dem herrlichen Enthuſiasmus, mit dem ſie das fremde Joch von ſich und den deutſchen Mitbrüdern kräftig abgewälzt, ſtärken und beleben; er forderte ſie auf, ſich des alten Ruhms der Vorfahren würdig zu beweiſen, und doch — bemühet er ſich, denjenigen in ihren Augen herabzuſetzen, durch den und unter deſſen Leitung dieſer Ruhm vorzüglich erworben iſt! In einer ſeiner beſten Schriften: Das preußiſche Volk und Heer im Jahr 1813, wird Friedrichs und ſeiner Thaten gar nicht gedacht! Muß dieſes nicht einem Volke auffallen, das ſeinen Friedrich noch nicht vergeſſen hat, das ſehr gut weiß, wie es nur der durch Ihn errungenen Größe den Namen verdankt, den es unter Europa's Völkern erworben hat? Noch mehr, in andern ſeiner Schriften [1]) hat er recht gefliſſentlich die Handlungen Friedrichs ſo geſtellt, um das Andenken deſſelben verachtens- und haſſenswerth zu machen, indem er ihn als einen undeutſchen König, als einen Franzoſen-Affen, einen

1) Z. B. dem Geiſte der Zeit, 1ſter Band, S. 199 u. f., den Anſichten und Ausſichten der deutſchen Geſchichte, 1ſter Theil, S. 324 u. f., im hiſtoriſchen Taſchenbuch für 1814. S. 236 u. f.

Feind und Zerstörer der deutschen Verfassung, einen egoistischen Eroberer und despotischen Herrscher anklagt, dessen Größe Deutschland zum Verderben, und dessen Gedächtniß dem deutschen Volke zum Fluch geworden sey [2]). Noch leben der Preußen Viele, welche von der Größe und Güte Friedrichs Zeugen gewesen, oder davon durch glaubwürdige Erzählungen der Väter belehrt sind. Diese werden durch ein so entstelltes Bild nicht verführt, vielmehr muß es sie gegen den Schriftsteller mit Unwillen erfüllen, der sie zur Vaterlandsliebe, Mäßigkeit, edlen Einfalt, Tapferkeit, und zur größten Aufopferung befeuern will — und der in demselben Augenblick ihnen den Regenten, der höchstes Muster aller dieser Tugenden ihren Vorfahren war, als der Geringschätzung und des Hasses werth schildert. Um aber dem bösen Eindrucke, den diese Entstellung der Wahrheit besonders in jungen Gemüthern hervorbringen muß, entgegen zu arbeiten, verdiente dasjenige, was in den zahlreichen Arndtschen Schriften über Friedrich gesagt ist, eine sorgfältige Prüfung. Diese würde beweisen, daß des großen Königs Absichten und

2) Wirklich, kaum sollte man es glauben, die eigenen Worte Arndts, s. historisches Taschenbuch auf 1814. S. 146.

und Handlungen, wider alle hiſtoriſche Wahrheit, entſtellt und misdeutet worden. Je genauer eine ſolche Prüfung in das Einzelne einginge, je ſtrenger ſie die Umſtände unterſuchte, deſto mehr würde man ſich hiervon überzeugen; denn Friedrichs Geſchichte und Charakter bedürfen keiner ſchonenden, ſie fordern eine ſtrenge, aber nur hiſtoriſch-gerechte Beurtheilung. Uns würde eine ſolche Widerlegung hier zu weit führen. Wir hoffen, daß unſer der Wahrheit gemäß aufgeſtelltes Gemählde des großen Königs ſeine Wirkung thun, und dem Eindrucke einer irrigen Darſtellung wehren werde. Doch geſtehen wir, daß wir uns ſehr freuen würden, wenn unſere Aufforderung Herrn Arndt ſelbſt bewegen könnte, die Geſchichte Friedrichs noch einmal in ihrem ganzen Zuſammenhange ruhig zu durchdenken, und wenn er dann, von dem gegen deſſen Andenken begangenen großen Unrecht überzeugt, ſich entſchlieſſen könnte, ſeine Schriften, ſelbſt von dieſen ſie entſtellenden und ihrer herrlichen Wirkung auf die Geſinnungen des Volks ſo nachtheiligen Flecken zu reinigen. Wir hoffen wenigſtens, er werde dieſe Aufforderung als einen Beweis der Achtung anſehen, welche die in ſeinen Schriften herrſchenden Geſinnungen uns für ihn eingeflößt haben [1]).

Indeß,

1) Dieſe Aeußerungen ſind ſchon vor einigen Jahren geſchrie-

Indeß, so sehr wir das von Arndt und andern neuern Schriftstellern gegen Friedrichs Andenken begangene Unrecht misbilligen, so können wir es doch aus den

---

schrieben, als die harten, höchst ungerechten Urtheile Hrn. Arndt's über Friedrich uns mit warmem Unwillen erfüllet hatten, den wir auch noch jezt, bey der lezten Durchsicht unsers Werks (im Februar 1819), ganz gerecht finden, und durchaus nicht zurücknehmen können. Aber in der neuesten Schrift des Hrn. Arndt (dem 4ten Theil seines „Geist der Zeit," Berlin 1818) finden wir zu grossem Vergnügen, neben demselben edlen Geist, und den hellen politischen Blicken über die neuesten Begebenheiten, zugleich gerechtere, und gemäßigtere Urtheile über Friedrich, besonders S. 241, wo wir jedoch auch unsern bemerken, daß Hr. Arndt geneigt ist, grosse Begebenheiten und den Antheil an denselben nicht, wie höchst billig, nach den bezielten Zwecken der Theilnehmer, sondern nach den äußern Folgen zu beurtheilen. So ist uns z. B. wirklich unbegreiflich, wie dieser einsichtvolle Mann sagen konnte, der siebenjährige Krieg müsse als ein unbedeutendes Mährchen erscheinen, weil er keine Volksveränderungen zur Folge gehabt habe; als wenn die Größe und Wichtigkeit irgend einer Begebenheit mehr von den durch zufällige Umstände hervorgebrachten äußern Folgen, als von den gehabten Zwecken, und von dem bey der Ausführung bewiesenen Geist und Charakter der Theilnehmer abhinge! — Doch wir hoffen, Hr. Arndt werde, bey reiferm Nachdenken, begangene Irrthümer jezt erkennen und sich geneigt fühlen, das einem großen Manne angethane Unrecht wieder gut zu machen, und Friedrich volle Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, wozu er so vor-

züg-

den Umſtänden, unter denen dieſe Männer geſchrieben haben, erklären. Die Begebenheiten der leztern Jahre waren einem gerechten Urtheil über den groſſen König nicht günſtig. Es wurde in denſelben mehr als je lebhaft und ſchmerzlich gefühlt, daß unſer Deutſchland nur deshalb eine leichte Beute der Feinde geworden, weil ſeine Verfaſſung dem Angriffe ſo gar keinen Widerſtand entgegenſezte. Wären die deutſchen Kräfte unter einem Oberhaupte vereinigt, oder wären ſie wenigſtens nicht unter ſo viele Fürſten zerſplittert geweſen, deren Eiferſucht einander aufrieb, nimmer, ſagte man, wären die Ereigniſſe eingetreten, die wir geſehen haben, und wer, fügte man dann hinzu, wer hat dieſe Eiferſucht, dieſen innern Kampf mehr unterhalten, wer hat die deutſchen Reichsſtände von ihrem Oberhaupte thätiger abgelenkt, als Friedrich, er, der ſich auf Koſten des Hauſes Oeſterreich vergrößert und dadurch den Grund zu einem langen Zwieſpalt gelegt, die blutigſten Kriege Deutſcher gegen Deutſche angefacht hat? Wahrlich, ein höchſt ungerechter Vorwurf *)! Der deutſche

---

zuglich fähig iſt. Durch dieſe Hoffnung belebt ergreifen wir gern nochmals die Gelegenheit, die hohe Achtung zu bezeugen, die dieſes Gelehrten Talente und patriotiſchen Geſinnungen uns eingeflößt haben.

*) Doch iſt ein ſolcher nicht gegen Friedrich allein vorgebracht.

deutſche Patriot muß zwar bedauern, daß unſer Vaterland durch die im Lauf der Zeiten entſtandene Gebrech-

bracht. Denn gerade dieſelbe Ungerechtigkeit iſt auch gegen Guſtav Adolph, auch gegen Luther und die Reformation überhaupt begangen. Man hat auch den edlen Schweden-König deßhalb angeklagt, weil auch er bey dem edelſten Charakter von menſchlicher Leidenſchaft nicht frey geblieben, weil er bey der unternommenen Vertheidigung der Freiheit und des Proteſtantismus in Deutſchland auch auf das Wohl des eigenen Reichs, wie ſehr billig, Rückſicht genommen, und weil man beſorgte, daß er, hätte ein früher Tod nicht ſeine Laufbahn abgekürzt, der Freyheit, die er beſchützen wollte, ſelbſt hätte gefährlich werden können. Auch Luther und die Reformation hat man beſchuldigt, die unglückliche politiſche Trennung in Deutſchland, und die durch ſie hervorgebrachte Schwäche befördert zu haben. Gewiß eine ſehr ungerechte Beſchuldigung! Wahr iſt es allerdings, daß die Proteſtanten, nachdem ſie Freiheit in Religionsſachen errungen, dadurch ermuntert wurden, der Unterdrückung auch im Weltlichen zu widerſtehen. Wahr iſt es, daß die Gleichförmigkeit im Glauben, inſofern nicht andere Gründe entgegen wirkten, die Katholiken dem Hauſe Oeſterreich genneigter machte, Ungleichförmigkeit dann die Proteſtanten von demſelben entfernte. Aber man iſt viel zu weit gegangen, wenn man die politiſche Trennung im deutſchen Reiche als Folge der religiöſen, oder auch nur jene durch dieſe vorzüglich befördert geglaubt hat. Luther war ein ächt deutſcher, höchſt patriotiſcher Mann, der feſt am Kaiſer und an der Verfaſſung des Reichs hing. Mit tiefem Kummer ſahen er und ſeine Freunde, wie

das,

brechlichkeit ſeiner Verfaſſung ſo unvermögend wurde, Widerſtand gegen fremden Angriff zu thun, und daß durch

das, was ſie nach Gewiſſen und Ueberzeugung für Glaubensfreiheit gethan hatten, das Band der Einigkeit zwiſchen Oberhaupt und Gliedern ſchwächen könnte. Sie thaten nach Vermögen Alles, um dem Uebel zu wehren, und von ihnen iſt nie ein Rath zu bewaffnetem Widerſtande ausgegangen, vielmehr eifrig dagegen gearbeitet, und Gehorſam auch gegen den die Proteſtanten ungerecht drückenden Kaiſer bey aller Gelegenheit empfohlen. Eben ſo dachten die edlen deutſchen Fürſten, welche die Reformation beförderten. Der ſächſiſche Churfürſt Friedrich der Weiſe, dem Karl V die Kaiſerkrone verdankte, war weit entfernt, deren Würde und Rechte zu ſchmälern. Bereits lange vor der Reformation waren die Intereſſen des Kaiſers und der Stände oft einander entgegen geweſen, und noch der Reformation waren die politiſchen und religiöſen Partheyen gewöhnlich nicht in ſolcher Miſchung getrennt, daß dieſelben immer gleichtheilig einander entgegen geſtanden hätten, vielmehr zeigt uns die Geſchichte gerade das Gegentheil. Das immer eifrig katholiſche Bayern, auch mehrere geiſtliche Fürſten, waren zuweilen im erklärten Bunde mit den Feinden des Kaiſers und im Kriege gegen letztern; eifrig proteſtantiſche Stände dagegen. Sachſen, Brandenburg, Braunſchweig, Würtemberg, Baden u. a. erſchöpften ihre Kräfte nicht nur für das Reich, ſondern auch für die letzteres oft nicht angehenden Zwecke Oeſterreichs, und der von ihnen gegen zu weit getriebene Anmaßungen des Kaiſerhauſes gerichtete Widerſtand hatte mit der Behauptung ihrer Gewiſſensfreyheit nichts zu thun. Beides, wenn auch zuweilen gleich-

durch die Eifersucht unsrer Herrscher nicht selten Deutsche gegen Deutsche in den Kampf geführt wurden;

gleichzeitig, blieb immer gesondert, und im Durchschnitt hatte Oesterreich unter den protestantischen Ständen seine treuesten und ihm nützlichsten Alliirten. Dies wird Niemand verkennen, der mit deutscher Geschichte und den Staatsverhältnissen, während der letztern Jahrhunderte, vertraut ist. Ein gründlicher Kenner dieser Geschichte macht die Bemerkung, die Reformation habe, weit entfernt die Anhänglichkeit an die deutsche Verfassung zu schwächen, ihr vielmehr neues Leben gegeben und der gänzlichen Auflösung, womit der Reichsverband bedroht war, widerstanden. S. Heerens gehaltvollen Aufsatz: Entwickelung der politischen Folgen der Reformation, in dessen kleinen Schriften I. S. 26.

Je mehr es uns mit Unwillen und Schmerz erfüllt, zu sehen, wie einige politische Schriftsteller der neuesten Zeit den Werth und die Größe Friedrichs verkennen, und unwürdig bestissen sind, ihre Zeitgenossen gegen einen der edelsten und größten Männer, die das Vaterland hervorgebracht hat, einzunehmen; um so mehr erfreuet uns so eben, da diese Betrachtung uns niederbeugt, zu bemerken, daß einer dieser neuern Politiker, und zwar gewiß ein sehr denkender und kenntnißreicher Mann (Herr Buchholz in seinem Journale für Deutschland November 1815) Friedrichs Ehre gegen Schmähungen vertheidigt, und die ungerechte Anklage, „dieser König habe die Verfassung „Deutschlands zerstören wollen," auf eine sehr einleuchtende Art abweist. „Wie kann man," ruft dieser Schriftsteller aus, „einen Regenten verantwortlich machen,

den; aber, wer die wahren Verhältniſſe vergangener Zeiten erwägt, kann unmöglich Friedrich als den Urheber dieſes widrigen Schickſals anklagen, das ſchon Jahrhunderte vor ſeiner Geburt da war, und deſſen Beſſerung wahrlich nicht von ihm abhing. Man ſetze ſich einen Augenblick in ſeine Stelle, und bedenke, ob einem edlen Fürſten zugemuthet werden konnte, daß er der von ſeinen Vorfahren ererbten Rechte ſich entäußere, und einem erwählten Oberherrn über ſich größere Hoheit einräume, als demſelben ſeit Jahrhunderten zugeſtanden war. Dieſes hätte Friedrich thun, noch mehr, er hätte auch alle ſeine Mitſtände zu gleichen Opfern bewegen, ſogar der Souverainetät, die er außer dem deutſchen Reichsverbande durch die Vorfahren überkommen, hätte er entſagen müſſen, damit die deutſche Monarchie ganz unbeſchränkt, vollendet und zum Widerſtand gegen äußere Feinde, vielleicht auch gar zum Angriff, kräftig werden können. Friedrich hat dieſes nicht

ge-

„chen, für das, was lange vor ihm geſchehen iſt? Wie „ihm übel nehmen, daß er iſt, was er iſt, ja was er „ſeyn muß, nach allem, was vorhergegangen war!“ O des Unſinns, ſagen auch wir mit ihm, der die Menſchen beſtürt, ſobald ſie, hingeriſſen von Leidenſchaft, alles verkehrt ſehen, und über Menſchliches nicht mehr menſchlich urtheilen!

gethan; wäre es möglich, ihm deshalb einen Vorwurf machen zu wollen? Friedrich hat vielmehr dem Hause Oesterreich widerstanden, und gestritten, daß dieses nicht die Rechte der Kaiserwürde, die es beinahe erblich besaß, zu weit ausdehne, und die Freiheiten der Stände beeinträchtige. Lag hierin ein Unrecht? War dieses nicht die Rolle, welches seine Verhältnisse, seine Stelle in der Welt ihm anlegten? Allerdings hat er die Erhaltung der deutschen Verfassung und Freiheit deshalb vertheidigt, weil seines Hauses und Landes Erhaltung von jener abhing; der Vergrößerung Oesterreichs ist er vorzüglich deshalb entgegen getreten, weil diese der seinigen widersprach. Aber wer vermag es zu tadeln, wenn Friedrich that, was an dem Orte, wo er stand, ihm zu thun gebührte? Allerdings mag er dasjenige, was Pflicht und politische Nothwendigkeit war, zuweilen überschritten haben. — Wer, sey er Fürst oder Privatmann, kann sich rühmen, nie in gleicher Art gefehlt zu haben? Sicher ist doch von den Gegnern eben so sehr, oder vielmehr, sicher ist von ihnen weit mehr gefehlt worden! Oder hatten etwa die österreichischen Monarchen und ihre Rathgeber immer nur wohlthätige, völkerbeglückende Absichten, wenn sie eine Herrschaft ohne Schranken anstrebten? War diesen die deutsche Verfassung nur ihrer Unvollkommenheit wegen

gen ſo gehäſſig? Wer kann hier abwägen und richten! O! laßt uns ſtatt zu richten, die Menſchen vor uns vielmehr beklagen, welche durch ihre Verhältniſſe ſo oft feindſelig gegen einander geſtellt waren. Wohl unſern Nachkommen, wenn ein freundlicheres Schickſal ihnen beſtimmt iſt, als es den Vorfahren wurde; wenn Deutſche künftig nicht mehr unter einander ſich zerfleiſchen, ſondern mit einträchtigem Muthe für Einen Mann gegen den ungerechten Angreifer ſtehen, und nur den Krieg gegen dieſen noch kennen werden! Friedrich iſt es nicht ſo gut geworden, ein Solches zu erleben. Er befand ſich in einer Lage, die ihre eigenthümlichen Beſchwerden und Mängel hatte, aber, wenn ſie Fehler veranlaßte, auch zu Tugenden aufforderte. Bey Friedrich iſt leztere Aufforderung nicht verloren gegangen, und wenn er zuweilen gefehlt, ſo hat er dies durch edle Handlungen wieder gut gemacht. So wird die Nachwelt, wenn einſt die Leidenſchaften, welche wir von unſern nächſten Vorfahren ererbt, oder welche die Ereigniſſe unſerer Zeit in uns aufgeregt haben, ausgeſtorben ſind, über Friedrich urtheilen. Sie wird wirkliche Unvollkommenheiten und Schwächen nicht zu hart tadeln, weil ſie erkennt, daß dieſelben Folgen äußerer Lagen und Verhältniſſe, und nicht ohne Miſchung von Tugenden waren.

Doch nicht nur leidenschaftlich gegen Friedrich eingenommene oder in Beschränktheit ihrer Ansicht getäuschte Menschen haben sich bemüht, seinen Charakter zu verfälschen, seine Handlungen in ein verkehrtes Licht zu stellen; sondern es ist auch bey einigen unserer neuern Geschichtsgelehrten, die man nicht gerade der Leidenschaft anklagen kann, fast zum Ton geworden, über Friedrich und seine Thaten mit Kälte und Gleichgültigkeit, ja — kaum wagen wir es, das Wort niederzuschreiben — mit Geringschätzung zu urtheilen, welches wahrscheinlich nicht geschehen wäre, hätte ein guter Geschichtschreiber die öffentliche Meinung über ihn unter uns schon früher berichtigt und begründet. Dieser Zug macht unsern Zeitgenossen nicht Ehre, doch wollen wir dieselben deshalb nicht ausschließlich anklagen. Zu allen Zeiten wurden durch außerordentliche Verdienste über die Menge hervorragende Menschen noch bey ihrem Leben, oder bald nach ihrem Tode, verkannt und herabgesetzt, entweder weil kleinlich Denkende etwas Großes darin suchen, Dinge vorzubringen, die von der allgemeinen Meinung abweichen, oder weil die menschliche Unart ungern höhere Naturen anerkennt, und bey der Unfähigkeit, sich zu ihnen zu erheben, nichts dring bemüht ist, sie herabzusetzen. Kann man das sich auszeichnende Verdienst nicht ganz ablängnen,

so

ſo ſucht man es wenigſtens durch Hervorhebung und Uebertreibung der bey ihm gefundenen Schwächen zu mindern, oder es auch durch ein ungerechtes Schweigen an Orten, wo laut davon zu reden Pflicht war, in Vergeſſenheit zu bringen und das Andenken daran gleichſam aus der Geſchichte zu verdrängen. So iſt es auch mit Friedrich ergangen. Recht abſichtlich hat man verſucht, ſein Gedächtniß zu vernichten, indem man in für die Jugend beſtimmten Lehrbüchern ſeiner gar nicht, oder nur ganz oberflächlich und ungenügend gedacht hat. Wir würden ſolche Unart gar nicht der Erwähnung werth achten, hätten nur unbedeutende und namenloſe Menſchen ſich derſelben ſchuldig gemacht. Aber wir müſſen, wie ſchon bemerkt iſt, auch deutſche Geſchichtsgelehrte, deren übrige Verdienſte unſerer hohen Achtung werth ſind, hier anklagen. Ungern entſchließen wir uns dazu, aber nach unſerm Gefühle iſt es hier an der Stelle, vor der gerechtern Nachwelt öffentlich zu bezeugen, daß wir mit einem Unmuth, den gewiß manche denkende Zeitgenoſſen theilten, dieſer Unart zugeſehn und es gefühlt haben, wenn z. B. den Schlözer, einem der gelehrteſten und tiefdenkendſten Geſchichtsforſcher ſeiner Zeit, in eine univerſalhiſtoriſche Tafel *), in welcher Dſchingiskan,

*) S. dieſelbe in Schlözers Weltgeſchichte. Göttingen 1792.

Timur, die Mandschu in Sina aufgeführt ſind, der Name Friedrichs II gar nicht aufgenommen iſt. Alſo ſoll dieſer König durch alle ſeine Thaten des Krieges und Friedens, durch allen den Einfluß, den er auf ſeine und die nachfolgende Zeit gehabt, nicht einmal den Ruhm eines univerſalhiſtoriſchen Menſchen erworben haben! Noch auffallender iſt, daß ein Gelehrter, der nicht nur ein Geſchichtforſcher von ſehr ausgebreiteten Kenntniſſen war, ſondern der auch den Namen eines feinſinnigen Geſchichtſchreibers mit Recht verdient, daß — Spittler einen Abriß der Geſchichte von Preußen entworfen hat, in welchem Friedrich kaum im Vorbeigehen genannt, und keinesweges als der bezeichnet iſt, der die Aufmerkſamkeit der Menſchen vorzüglich auf den preußiſchen Staat gelenkt hat. Kaum wird man es glauben, daß in dem Preußen gewidmeten Abſchnitte in Spittlers Staatengeſchichte von Friedrich durchaus nichts weiter geſagt wird, als „er habe Polniſch-Preußen nebſt einem „ſchönen Diſtrikt von Großpolen weggenommen und, „gleich ſeinen Vorfahren, ſeinem Staate durch An„ſtalten und Kolonien aufzuhelfen geſucht.“ Dies iſt Alles, was der wißbegierige Jüngling aus Spittlers Lehrbuche *) vom großen Könige lernen kann.

Nicht

*) S. Spittlers Entwurf der europäiſchen Staa-

Nicht eine Sylbe vom ewig denkwürdigen ſiebenjährigen Kriege, deſſen Führung durch Friedrich ein gerechterer Göttingeſcher Geſchichtslehrer *) mit vollem

Staatengeſchichte, Berlin 1793. zweiter Abdruck, fortgeſetzt von Sartorius. Berlin 1807. Der Abſchnitt von Preußen nimmt im zweiten Theile 35 Seiten ein, von denen nicht eine halbe Friedrich gewidmet iſt. Bey vielen der frühern Regenten verweilt der Verfaſſer ungleich länger, aber gerade dieſen, ohne den doch die Namen von jenen in einem Lehrbuche der europäiſchen Staatengeſchichte ſchwerlich Platz gefunden hätten, berührt er nur oberflächlich, und ſagt von ihm nichts, als das von uns Bemerkte. Wir bedauern noch hinzuſetzen zu müſſen, daß der gelehrte Fortſetzer nicht bemüht geweſen iſt, dieſen Flecken, der das ſchätzbare Lehrbuch ſo plötzlich entſtellt, wegzunehmen.

*) Hr. Heeren im Handbuch des europäiſchen Staatenſyſtems. Göttingen 1809. S. 709. In dieſem trefflichen Lehrbuche iſt, obgleich daſſelbe nicht gleich dem Spittlerſchen eine ſpecielle preußiſche Geſchichte giebt, der Geiſt und das Weſen von Friedrichs Regierung, der Grund ſeiner Thaten, die Einwirkung auf ſeine Zeit in bündiger Kürze wahr und lehrreich geſchildert. Wir begegnen dieſes um ſo mehr mit Vergnügen, da den von andern Göttingeſchen Geſchichtslehrern begangenen Fehler zu rügen, die Liebe der Wahrheit uns hier zur Pflicht gemacht hat. Doch auch der ehrwürdige ehemalige Göttingeſche Staatsrechtslehrer Pütter hatte ſchon früher anerkannt, „daß die „Spl-

Recht vielleicht in der ganzen Weltgeschichte das Lehrreichste für den Taktiker, das Erhebendste für den Menschenbeobachter nennt. Aber wie soll dies Lehrreichste und Erhebendste im Andenken der Menschen erhalten werden, wenn in den Geschichtsschulen der berühmtesten Akademie Deutschlands dessen gar nicht gedacht wird? Auch von Friedrichs drey andern Kriegen, von der Rettung Bayerns, und dadurch der Verfassung Deutschlands, von dem durch Friedrich gestifteten Fürstenbunde, von seiner Gesetzgebung und innern Regierung schweigt Spittler gänzlich. Zwar sagt er: „alle Zeitgenossen haben Friedrichs Namen mit tiefer Ehrfurcht und hoher Bewunderung genannt," aber ohne auch nur eine einzige Handlung des großen Königs zu nennen, welche solche Empfindungen hätte erzeugen können. Denn das Wegnehmen eines Stücks von Polen, das Anlegen von Kolonien, konnten doch wohl nicht zu Ehrfurcht und Bewunderung auffordern. Und von Handlungen, nicht von Empfindungen, deren Grund gar nicht

„spätste Nachwelt Friedrichs Geistes- und Thaten-„Größe zu erkennen nie aufhören, und sein Zeitalter „nach ihm benennen werde." S. Pölters historische Entwickelung der deutschen Staatsverfassung III. S. 113.

nicht angedeutet wird, soll die Geschichte belehren. Dies bey einem Manne, wie Spittler, und wirklich unbegreifliche Verfahren kann auch nicht dadurch entschuldigt werden, daß derselbe die großen Thaten Friedrichs schon als allgemein bekannt vorausgesetzt habe. Denn ein nicht für Männer, welche die Geschichte schon wissen, sondern für das heranwachsende Geschlecht, welches sie lernen will, bestimmtes Lehrbuch darf nicht als bekannt voraussetzen, was zu lehren sein Zweck ist. Ein solches schweigendes Voraussetzen möchte sonst unsere historischen Lehrbücher bald um ihren ganzen Inhalt bringen. — Leser, die Gefühl für die Größe des Mannes haben, von dem die Rede ist, werden die Wärme, mit der wir uns über ein so unbilliges Bemühen, dieses großen Mannes Andenken zu vernichten, hier geäußert haben, nicht mißbilligen. — Wir wollen nicht bey einer Unwürdigkeit, welche in der neuesten Zeit niedrige Schmeichler dadurch begangen haben, daß sie Friedrichs Andenken herabzusetzen suchten, um den gepriesenen Helden des Tages desto höher zu stellen. Dieser Held ist bald vorübergegangen, und seine eben so bald vergessenen Schmeichler werden nun am meisten beflissen seyn, auch ihn eben so tief, vielleicht sogar ungerecht, herabzusetzen, als sie ihn ungebührlich erhoben hatten.

[illegible]

---

1) [illegible]

thümliche Friedrichs hervorzuheben. Diese vielseitige Vergleichung und Müllers strenge Wahrheitsliebe bewahrten ihn zugleich vor Schmeicheley; er hätte Friedrich geschildert, groß, edel und gut, wie er war, aber nicht ohne Fehler und Schwächen.

In mehreren Stellen seiner Schriften hat Müller seine Ansichten und Gesinnungen über Friedrich ausgedrückt. Die früheste dieser Stellen findet sich in der Vorrede zu der ersten Ausgabe der Geschichten der Schweizer, welche unter dem Druckort Boston zu Bern 1780 erschienen ist. Da diese Ausgabe jezt selten geworden, auch in der neuesten Ausgabe von der Schweizergeschichte jene älteste Vorrede nicht wieder abgedruckt ist, und daher wol den meisten unserer Leser jene Stelle nicht bekannt seyn dürfte, so glauben wir ihnen Vergnügen zu machen, wenn wir dieselbe hieher setzen: „In „einer solchen Reihe zu großen Begebenheiten stand „Europa in dem siebenzehenhundert und vierzigsten „Jahr; da stieg Friedrich auf den Thron! Da das „Erzhaus durch gute Regierung vieler ungenutzten „reichen Staaten sich zu der allerfurchtbarsten Mo„narchie empor schwingen konnte, faßte er den Muth, „seinen damals kleinen Staat mit und ohne Bundes„genossen gegen diese Macht ins Gefechte zu bringen.

„Als

„Also unterwies er die Truppen in der tiefsinnigsten „Kriegszucht im Frieden unermüdeter als andere in „Gefahr; umschuf seine Reuterey; verband Helden„feuer mit Beobachtungsfleiß, Genauigkeit und un„erhörte Geschwindigkeit, im Soldat Gehorsam und „Begeisterung; gab der Taktik durch Simplicität „Bestand im Wesen, Geschmeidigkeit in Formen; „ward Meister der Bewegungen seltener durch Ueber„macht als Behendigkeit, und ließ Glück noch Un„glück keine Macht; so daß er nach dem Sieg bey „Kesselsdorf nicht mehr gefordert als vorher, und „ohne Staat mit neuen Truppen jeden fußbreit Land „gegen halb Europa behauptet; den Krieg nie ge„fürchtet und nie verlängert, nach langem Frieden „erfahrne Truppen dargestellt, von drey Kriegen „keine Spur im Land gelassen als Triumphe und „Provinzen; von ganz Europa gern auf den ärmsten „Bauer geblickt, geweihte Meinungen, die er ge„haßt, im Besitz der Allgewalt, nur widerlegt, „alles Große wie leicht, alles Kleine im Großen be„trachtet, commandirt, gestritten, geherrscht, gelebt, „geschrieben, die Künste geliebt und geschirmt, als „hätte er nur jede Tugend, und nicht alle."

Dieses Bild vom großen König, welches sich Müller schon als Jüngling geschaffen, reifte mit ihm

als

als Mann. So wie seine Einsichten durch immer tieferes Geschichtstudium, durch praktische Geschäftsübung und Weltkenntniß zunahmen, lebendiger und anschaulicher wurden, lernte er auch Friedrich in allen seinen Verhältnissen immer besser erkennen, richtiger würdigen. Jede Gelegenheit, über dessen Handlungen und Sinnesart sich genauer zu unterrichten, wurde von ihm eifrigst benutzt. Mit welch innigem Gefühl, mit welchem Fleisse er die nach des Königs Tode herausgekommenen Schriften desselben studiert habe, bewährt die ausführliche Recension dieser Schriften, die er in der allgemeinen Litteratur-Zeitung von 1789 bekannt machte *), voll der feinsten Bemerkungen über des Königs Geist und Charakter.

So vorbereitet legte Müller den Versuch, Friedrichs Geschichte zu schreiben. In einer Abhandlung, die er in der Akademie der Wissenschaften zu Berlin vorgelesen **), hat er seine Gedanken hinterlassen, wie er sie zu schreiben sich vorgenommen. „Nicht „eine mit gelehrter Geschichtsforschung ausgeschmückte „preußische Staatsgeschichte, gleich den Schweizer- „Ge-

*) Dieselbe ist vollständig abgedruckt in von Müllers Werken X. S. 70 u. f.

**) S. dieselbe in den Werken VIII. S. 101 u. f.

„Geschichte, wollte er uns geben, sondern ein Bild „Friedrichs in allen Verhältnissen, in denen er als „Mensch und als Regent gelebt, etwa in der Ma„nier einer plutarchischen Biographie.“ „Es soll, „so schrieb er uns selbst, ein Stück der antiken Kunst, „aber mit der Lebendigkeit gearbeitet seyn, welche in „Friedrich war, so geschrieben, wie er stritt und „herrschte, in jener seiner erhabenen Einfachheit und „Kraft, nicht weniger zum Denkmal als zum aufre„fenden Muster; con amore (ich könnte nicht an„ders), aber gerecht und ernst, wie seine Größe es „erträgt.“

Doch so günstig die Lage Müllers auch für die Ausführung seines schönen Vorsatzes war, er wurde in den nächsten Jahren, seit er denselben gefaßt, durch mancherley Umstände behindert, so rasch in der Ausführung fortzuschreiten, wie er gewünscht hatte. Zunächst lag ihm mit Recht die Vollendung der Schweizer-Historie sehr am Herzen, und von dieser war noch ein bedeutender Theil zurück. Dann wurde er durch viele kleine litterarische Arbeiten aller Art zerstreuet, da er dem Andringen der Herausgeber so vieler Zeitschriften, deren jeder die seinige durch Aufsätze von Müller zu zieren wünschte, nicht genug widerstand. Seine vertrauten Freunde warnten ihn

vergebens, mit dieſen Arbeiten nicht eine Zeit zu zer-
ſtören, die er wichtiger auf ſein der Unſterblichkeit
gerichtetes Hauptwerk wenden ſollte. Auch wird Je-
der, der von der Natur eines ſolchen Werks einigen
Begriff hat, erkennen, daß ſelbſt der unüberſehbare
Reichthum von verhandenen, gedruckten und unge-
druckten, Materialien, die Müller nach ſeiner Art ge-
nau excerpirte und prüfte, ihn nur langſam in der
Arbeit fortſchreiten ließ. Auch der geſtattete Ge-
brauch der Archive dürfte, wenn es dazu wirklich
gekommen wäre, bey allem guten Willen der Vorſte-
her, manchen Aufenthalt gemacht haben, wie Jeder
gewiß einſieht, der weiß, wie archivaliſche Nachrich-
ten, der Natur der Sache nach, benutzt werden kön-
nen. Endlich war er im Jahr 1806 ſo weit gekom-
men, daß er Alles, oder doch das Meiſte, was
über ſeinen Gegenſtand gedruckt worden, auch einige
ihm mitgetheilte handſchriftliche Nachrichten geleſen
und excerpirt hatte, und er war eben im Begriff, zur
Benutzung deſſen, was er aus den Archiven erhal-
ten ſollte, überzugehen, als plötzlich das unglückliche
Verhängniß über Preußen ausbrach, das auch Mil-
lern aus ſeiner ſo glücklichen Lage und aus dem
preußiſchen Dienſt brachte.

Wir

Wir haben Gelegenheit gehabt, ihn in dieser traurigen Zeit zu Berlin zu sehen, und da er uns sein Herz mit der in einer glücklichern Periode gebildeten Freundschaft traulich öffnete, so halten wir es für Pflicht, über sein damaliges Benehmen, welches man verkannt und misdeutet hat, noch Einiges zu sagen. Müller war durch die außerordentlichen Begebenheiten, welche unter seinen Augen vorgegangen, tief erschüttert, im Innersten gebeugt. Hatte er vorher auch etwas Aehnliches geahnet, so wurde er doch durch den schnellen tiefen Fall des geliebten, des auch bey einigem Unglück unerschütterlich geglaubten Staats völlig überrascht und betäubt. Seine ganze Ansicht der Welt war plötzlich verwandelt. Er glaubte den Anfang einer neuen Weltordnung zu erblicken. Zwey übermächtige Staaten schienen ihm allein übrig geblieben, welche Europa entweder gemeinsam unterjochen, oder auf dessen Kosten sich bekämpfen würden, bis einer allein, ein allgewaltiger Herrscher, da stehe! In jedem Fall des Ausgangs schien Müllern Preußens Zeit vorüber; er hatte keine Hoffnung des Auferstehens! — Mit vielen edlen kenntnißreichen Staatsmännern theilte er diese Ansicht betäubender Verzweiflung. Wer, der jene furchtbare Zeit durchlebt hat, kann, nachdem ein damals kaum möglich gehaltener glücklicher Wechsel

bewiesen, daß solche Ansicht Irrthum gewesen, dieselbe jezt tadeln wollen? Doch ist dies in Absicht Müllers mit Härte geschehen; vielleicht hatte dieser es selbst dadurch in etwas verschuldet, daß er, noch kurz vor dem Unglück, einen gar zu vertrauungsvollen Muth gezeigt, und von dem Kampfe, zu dem er selbst, so viel er es vermogt, angefeuert, einen ganz glücklichen Ausgang gar zu zuversichtlich gehofft und vorausgesagt hatte. Gegen diese zu stolze Hoffnung fiel, nachdem sie furchtbar getäuscht worden, sein gänzlicher Mißmuth stark auf. Vielleicht fehlte er auch darin, daß er diesen Mißmuth gar zu offen und unverholen äußerte. Aber wahrlich, man hat ihm groſses Unrecht gethan, wenn man möglich gehalten, daß er einen Zustand, den er für ein unabwendliches bedauernswerthes Schicksal hielt, mit Wohlgefallen betrachtet habe, wenn man geglaubt hat, daß, so wie seine Ansichten der Dinge, auch seine Gesinnungen gewandelt wären, wenn man einen sehr verzeihlichen Irrthum seines politischen Blicks auch vielleicht eine Unvorsichtigkeit in dessen Aeuſserung, für einen Fehler seines Herzens genommen hat! Nein, Müllers ganzer Lebensplan war durch den Umsturz des preuſsischen Staats zerstört; er war plözlich in eine allen seinen Wünschen und Hoffnungen widersprechende Welt geworfen. Wenn er nun einem

einem ihm sich darbietenden, großmüthigen Rufe des Königs Friedrichs I von Würtemberg folgte, der ihm zu Tübingen, in der Nähe seines Vaterlandes, ein ruhiges, den Studien gewidmetes Leben versprach; so geschah es mit aus der zarten Bedenklichkeit, daß er durch seine bedeutende Pension einem Staate zur Last fallen möchte, dem seine Dienste künftig nicht mehr von bedeutendem Nutzen seyn könnten, und der strengste Oekonomie in allen Verhältnissen forthin, wie er glaubte, sich zum Gesetz machen müsse. Er verließ diesen Staat mit blutendem Herzen, gelangte aber nicht zu dem ersehnten Ruheplatz. Seine folgenden Schicksale waren in keinem Augenblick Folgen seiner Wahl, sondern einer Nothwendigkeit, der er sträubend sich beugte, wie alle, auch die Herrscher der Völker, es damals mußten. Seine hinterlassenen Briefe aus jener Zeit beweisen, wie zerrissen Müller in seinem Innern durch die ihm aufgedrungene Lage eines Geschäfts- und Hofmanns in ganz neuen Verhältnissen eines neugebildeten Staats war. Er erlag dem Kummer, der ihn übermannte, und sein Tod erfolgte wahrscheinlich früher, als es ohne diese Ereignisse geschehen wäre.

Daß Müller, niedergedrückt unter dem schrecklichen Schicksal Preußens, den Gedanken aufgab,

der Geschichtschreiber der glänzenden Periode dieses Staats zu werden, ist begreiflich, aber doch hatte er, mitten unter den Feinden, welche als Sieger die Hauptstadt besezt hielten, den Muth, öffentlich über Friedrich zu reden. Man hat auch hiebey seine Absicht verkannt, und sie bitter getadelt, und doch verdiente diese Absicht Achtung, wenn man gleich wünschen kann, der Versuch, sie zu erreichen, wäre unterblieben. Das Verhältniß der Sache war folgendes. Nach einer Sitte, die schon lange bestand, feyerte die Akademie der Wissenschaften den Geburtstag ihres zweiten Stifters jährlich durch eine öffentliche Versammlung. Müller hielt angemessen, auch zur Zeit der Unterdrückung, diese Sitte zu beobachten. Die Eingebornen, glaubte er, würden durch die größten Erinnerungen ihrer Geschichte gehoben, erheitert und ermuntert werden, auch jezt der Verfahren sich würdig zu beweisen [11]); die Sieger aber müß-

11) „Niemals," sagt Müller in einer der schönsten Stellen seiner akademischen Rede, „darf ein Mensch, niemals ein Volk wähnen, das Ende sey gekommen. Wenn wir das Andenken großer Männer feyern, so geschieht es, um uns mit großen Gedanken vertraut zu machen, zu verbannen, was zerknirscht, was im Aufstage lähmen kann. Güter-Verlust läßt sich ersetzen, über andern Verlust trösten die Zeit; nur ein Uebel ist unheilbar, wenn der Mensch sich selbst aufgiebt."

müßten, nach Müllers Anſicht, mit Achtung gegen ein Volk erfüllet werden, das auch während ſeiner Erniedrigung des alten Ruhms gedächte. Ueberdem war Friedrich allen gebildeten Franzoſen von jeher ein hochverehrter Name, und es wurde dieſes von vielen der Vornehmſten, die damals in Berlin waren, bey jedem Anlaß bezeugt. Dieſe würden, war zu vermuthen, eine Feyer ſeines Gedächtniſſes gern ſehen und über deren Unterbleiben vielleicht ſich wundern. Von ſolchen Gedanken, denen die Mehrheit der übrigen Glieder beiſtimmte, belebt, feyerte die Akademie den Tag Friedrichs. Müller las in Gegenwart vieler franzöſiſchen Krieger und Staatsbürger eine Abhandlung über Friedrichs Ruhm [a]). Aber, ſo gut es Müller auch meinte, die Hoffnung eines guten Eindrucks wurde nicht erfüllt. Wirklich war es unter den damaligen Umſtänden ein zu ſchweres Unternehmen, vor Zuhörern von ſo entgegengeſetzten Geſinnungen, und einer ſo gereizten Stimmung über dieſen Gegenſtand öffentlich zu reden. Es war faſt unmöglich, nicht beiden Theilen zu mißfallen. Müller fühlte dieſes vorher, und dieſes Gefühl ſcheint bewirkt zu haben, daß er nicht natürlich genug, nicht ohne Zwang ſchrieb und las. Seine Rede enthält

a) S. dieſelbe in ſeinen Werken VIII. S. 369 u. f.

manches Schöne und Wahre, manche gedankenvolle Aussprüche über wichtige Dinge, Vergleichungen, Anspielungen, wie sie Müllers lebhafte Einbildungskraft, seine große Belesenheit und auch das Interesse des Augenblicks, darboten. Aber dem Ganzen der Rede fehlt lichte Ordnung, fester Zusammenhang, edle Ruhe! Kein bleibender Eindruck auf den Hörer und Leser wurde gemacht. Eine ganz einfache, kunstlose Darstellung dessen, was Friedrich im Kriege und Frieden Großes gethan, ohne allen Nebenblick auf die umgebende Gegenwart, hätte wahrscheinlich besser gewirkt. Die Vorlesung mißfiel den Eingebornen, wie den Fremden. Manche der letztern, an die Freiheit akademischer Reden in Paris gewöhnt, fanden den französischen Styl zu unvollkommen, und manche der erstern mißbilligten, daß Müller sich diesem Tadel ausgesetzt, nicht deutsch gelesen hatte. Doch gingen einige offenbar zu weit, wenn sie behaupteten, Müller habe seine Vorlesung nur für die anwesenden Sieger bestimmt gehabt; um dieser Beifall zu gewinnen, habe er Friedrichs ganz vergessen. Man legte in seine Worte einen Sinn, den Müller gewiß nicht gehabt hatte. Ueberall fand man sein verstockte Schmeicheleyen für den französischen Kaiser und dessen Feldherren. Wir haben, gerade in Berlin anwesend kurz nachdem die Vorlesung gehalten

war,

war, hierüber die härtesten und wahrlich die ungerechtesten Urtheile gehört. Denn bey wiederholter aufmerksamer Lesung der Rede haben wir nur eine einzige Stelle in derselben entdeckt, die als ein schmeichlerisches Kompliment für den Sieger gelten kann, und wenn auch diese dem preußischen Patrioten wehe thun mußte, konnte sie doch unter damaligen Umständen einem akademischen Redner wohl verziehen werden, der mit Recht seinen Vortrag auch den Siegern gefällig machen wollte [13]). Müller fand sich tief gekränkt durch den, wie er sich bewußt war, ungerechten Tadel seiner Vorlesung. Doch erhielt er einen Trost, der ihn sehr aufrichtete. Einer der

13) Die hier angedeutete Stelle findet sich gegen Ende der Rede, und ist folgende: „Et toi, immortel Frédéric, si du séjour éternel, ton esprit dégagé des relations passagères, jette encore des regards sur les événemens du monde, tu verras la victoire et la grandeur et la puissance suivre toujours celui qui te ressemble le plus. Et tu verras la vénération inaltérable de ton nom réunir les Français, que tu as toujours beaucoup aimé, avec les Prussiens, dont tu fais la gloire, dans la célébration des éminentes vertus que ton souvenir rappelle." Die unterstrichenen Worte sind die einzigen in der ganzen Rede, die eine Zeitung auf Napoleon bezogen werden können.

Edelsten unseres Volks — Göthe billigte diese Vorlesung so sehr, daß er sie würdig fand, selbst sie in unsere Sprache zu übertragen [14]). Müller, der von dem Vorhaben dieser Uebersetzung nichts vorher wußte, wurde auf das angenehmste überrascht, und erntete nun leichter die Ungerechtigkeit, mit der er von Vielen gerichtet war.

Bis dahin, daß ein Anderer mit Müllers Geist, und mit seiner Begeisterung für Friedrich es unternimmt, dessen vollständige Geschichte würdig zu schreiben, möge unser Abriß der letzten Periode seiner Regierung, und unser Versuch, ein allgemeines Bild von ihm zu geben, dem Publikum genügen! Zugleich aber wollen wir denen, welche des großen Königs Geschichte in ihrem ganzen Umfange genauer zu studieren wünschen, dieses dadurch erleichtern, daß wir das Wichtigste, was bis jetzt gedruckt über dieselbe erschienen ist, anzeigen und, so gut wir es vermögen, würdigen. Wäre unser klassischer historischer Literator Menzel in seinem trefflichen, und in seiner Art einzigem Werk: Bibliotheca historica, schon bis

14) Diese musterhafte Uebersetzung verdient, nach unserm Gefühl, bey aller Treue doch etwas das Flüchtigere des Originals. S. darüber in von Müllers Werken VIII. S. 391 u. f.

bis zur Geſchichte von Preußen fortgerückt, ſo würde unſere Bemühung unnöthig ſeyn. Da aber dieſes nicht der Fall, auch die Vollendung jenes Werks ſo bald noch nicht zu hoffen iſt; ſo glauben wir, nichts Vergebliches zu thun, wenn wir eine möglichſt vollſtändige Litteratur der Geſchichte Friedrichs II liefern. Wir verſprechen nur möglichſte Vollſtändigkeit. Ein Mehreres iſt in unſerer Lage nicht thunlich. Eine Anzeige aller und jeder Schriften über Friedrich, auch der in Zeitſchriften zerſtreueten kleinen Aufſätze, verſprechen wir nicht. Dieſe dürfte auch den meiſten Leſern nicht einmal erheblich ſeyn. Wir werden dagegen keine Schrift beurtheilen, die uns nicht durch eigenen, zum Theil öftern, Gebrauch und Prüfung bekannt geworden, und eben die freimüthige Unpartheilichkeit, welche wir in der Geſchichte des Königs ſelbſt beobachtet, werden wir auch in den Urtheilen über die Schriften, die von ihm handeln, beweiſen.

Die wichtigſten aller Nachrichten ſind ohne Zweifel diejenigen, welche von Friedrich ſelbſt herkommen. So wie in vielen andern Dingen zeichnete er ſich auch hierin aus, daß er in litterariſchen eigenen Arbeiten ein großes Vergnügen, und die ihm liebſte Erholung von Geſchäften fand. Unter allen Regen-

ten, welche die Geſchichte kennt, iſt er der fruchtbarſte Schriftſteller. Er hat die merkwürdigſten Begebenheiten ſeiner Regierung ſelbſt, und zwar ganz eigentlich in der Abſicht beſchrieben, um deren Andenken der Nachwelt aufzubewahren. Außerdem hat er auch die Geſchichte ſeines Hauſes und einzelne Aufſätze über mehrere Gegenſtände der Staats- und Kriegswiſſenſchaften, über ſpeculative und Moral-Philoſophie und über Litteratur, endlich auch viele Gedichte hinterlaſſen. Dann ſind eine Menge ſeiner Briefe an Männer, die er beſonders Vertrauens werth achtete, aufbehalten. Alles dieſes liefert uns einen Abdruck ſeines Geiſtes und ſeines Charakters, treuer als ihn fremde Schilderungen je zu geben vermögten. Einige dieſer Schriften ſind noch bey ſeinem Leben und mit ſeinem Willen, noch mehrere aber, welche nach ſeinem Tode handſchriftlich gefunden worden, mit Erlaubniß ſeines Nachfolgers öffentlich bekannt gemacht. Die erſtern Schriften wurden noch ſeinem Tode unter dem Titel: Oeuvres de Frédéric II publiées du vivant de l'Auteur. A Berlin 1789. in vier Bänden nochmals gedruckt, die letztern aber, welche unter dem Titel: Oeuvres posthumes de Frédéric II. A Berlin 1788. erſchienen, füllen, nebſt den Supplementen, ein und zwanzig Bände. Leider iſt dieſe Sammlung

nicht

nicht mit der Aufmerksamkeit und Sorgfalt, welche der so seltene litterarische Nachlaß eines solchen Königs verdiente, vielmehr mit einer wirklich unglaublichen Nachlässigkeit und Unordnung gemacht worden. Zur bleibenden Schande derer, welche dieses verschuldet, verdient die Art, wie bey dieser Herausgabe verfahren worden, etwas näher beschrieben zu werden, und man kann sich auf die Richtigkeit des hier Erzählten, was wir sorgfältig erkundet, verlassen [11]).

Nach dem Tode Friedrichs fanden sich in seinen Zimmern auf den Schlössern zu Potsdam und Sanssouci auf seinen Befehl gemachte Abschriften seiner historischen und anderer Schriften, auch viele Gedichte und Sammlungen der vom Könige an merkwürdige Männer erlassenen oder von ihnen erhaltenen Briefe. Diese Schriften waren theils zusammengeheftet und in Pakete gebunden, theils waren sie nur lose zusammengelegt, theils lagen sie, besonders die Gedichte und Briefe, ganz ungeordnet umher. Der König hatte wegen dieses Nachlasses durchaus nichts

11) Vorzüglich von dem [illegible] Königl. Bibliothekar Dr. [illegible], einem sehr glaubwürdigen Manne, der zur Zeit jener Herausgabe in Berlin lebte, und von Allem, was hierunter vorging, wohl unterrichtet war.

nichts verordnet, weder schriftlich noch mündlich, wenigstens haben wir nie gehört, daß er irgend Jemandem eröffnet habe, wie er es mit diesen Handschriften gehalten wissen wolle. Man hat deshalb bezweifelt, ob auch deren öffentliche Bekanntmachung sein Wille gewesen seyn möge. Indeß ist dieses in Absicht der Geschichtsbücher wohl entschieden gewiß; ihre ganze Einrichtung beweist, daß er sie für die Nachwelt bestimmt hatte, und er selbst sagt es ausdrücklich an mehreren Stellen. Er wollte das Andenken seines tapfern Heeres und einzelner Männer, die sich ausgezeichnet hatten, zum ermunternden Beispiel der Nachwelt erhalten. Dagegen glauben wir, es sey ihm ganz gleichgültig gewesen, was mit den vielen Gedichten gemacht werden möchte, die er meistens nur für sich selbst oder einzelne Personen, denen er sie mitgetheilt, entworfen hatte, da er in dieser Beschäftigung Erholung und Vergnügen fand. Auch die Correspondenzen hatte er wol nicht in der Absicht, daß sie einmal öffentlich bekannt gemacht würden, sondern nur, um in denselben zuweilen etwas nachsehen zu können, aufheben und sammeln lassen. Diese Gedichte und Briefe fanden sich daher auch nicht so geordnet, wie die historischen Schriften und einige politische und philosophische Aufsätze. Vielleicht hat er die öffentliche Bekanntmachung auch um deshalb nicht

verordnet, weil er nicht zweifelte, sie wurde ohnedem, und wohl gerade desto eher geschehen, wenn er sie nicht vorgeschrieben. Auf allen Fall war aber der Unterdrückung und Verfälschung dieser Schriften dadurch vorgebauet, daß er Copien derselben Mehreren anvertraut hatte, z. B. in frühern Jahren seinem litterarischen Secretair Darget, später einem andern Secretair Villaume und noch Andern. Der König konnte also wol mit ziemlicher Gewißheit darauf rechnen, daß auf einem oder anderm Wege sein geistiger Nachlaß in die Welt kommen werde.

Doch unbekümmert um das, was Friedrich hierunter gewollt oder nicht gewollt haben mußte, erbat ein vielgeltender Liebling Königs Friedrich Wilhelms II, von Wöllner, sich alles, was von Handschriften Friedrichs gefunden ward. Er erhielt es mit der Erlaubniß, diese Handschriften nach seinem Belieben bekannt zu machen. Wöllner hatte hiebey keine andere Absicht, als durch die Bekanntmachung dieser Schriften, welche ein Gegenstand allgemeiner Neugierde waren, einen Gewinn zu machen. Denn dieses Mannes Denkungsart war derjenigen, welche Friedrich während seiner ganzen Regierung, und in seinen Schriften kund gegeben, gerade entgegengesetzt, und anstatt dem Könige Achtung erwarben zu wel-

wollen, beabsichtigte er bey Bekanntmachung der Werke desselben gerade das Gegentheil, insofern es ohne Nachtheil seines Hauptzwecks, des Gewinns, geschehen konnte. Wüllner [16]) stand an der Spitze

---

16) Er war geboren 1732 zu Döberitz, einem Dorfe der Churmark, hatte sich der Theologie gewidmet, wurde 1751 Landprediger, erwarb die Gunst einer verwittweten Generalin von Itzenblitz, die, nachdem er seine geistliche Stelle niedergelegt, ihm die Verwaltung ihrer Güter anvertrauete und ihm ihre einzige Tochter vermählte. Letzteres geschah, weil die Mißbilligung der angesehenen Verwandten vorausgesehen war, insgeheim, da Wüllner die Dispensation vom gesetzlichen dreimaligen Aufgebot erschlichen hatte. Er wurde deshalb in eine unangenehme Untersuchung verwickelt, die jedoch damit endigte, daß seine Ehe als gültig anerkannt blieb, doch mit der Bestimmung, daß im Fall des frühern Todes seiner Gattin, deren Vermögen allein deren Kindern, und wenn keine vorhanden wären, andern Erben gefallen sollte. Eine willkührliche Entscheidung Friedrichs wurde aber von dessen Nachfolger aufgehoben. Wüllner machte nun die Landwirthschaft zu seinem Hauptgeschäft, das er mit Eifer betrieb. Seine Schriften über die Theilung der Gemeinheiten und über andere ökonomische Gegenstände fanden den Beifall der Kenner, und erwarben ihm von dieser Seite viele Achtung. Er wurde bey mehreren kammerglücklichen Geschäften gebraucht, und erhielt die Stelle eines Raths bey der Domainen-Kammer des Herzogs Heinrichs, Bruders des Königs; doch schaf er sich bald

noch

Spitze einer Parthey, welche Friedrich ganz eigentlich

---

auch einen andern Wirkungskreis. Er ergab sich den geheimen Wissenschaften der Geisterseherey, Goldmacherkunst und dergleichen, welche damals in Deutschland von einer Parthey der Freimaurer getrieben wurden. Wöllner spielte eine bedeutende Rolle in dieser Parthey, welche Manche auch einer Vorliebe des Katholicismus und einem geheimen Verständnisse mit dem erlaschenen, aber, wie man damals glaubte, noch fortthätigen, Orden der Jesuiten beschuldigten. Mögen diese Behauptungen auch etwas übertrieben gewesen seyn; so ist doch so viel gewiß, daß diese Parthey von einem sehr lebhaften Hasse der freiern Denkart in Religionssachen, welche unter den preußischen Theologen während Friedrichs Regierung herrschend geworden, belebt war. Höchst wahrscheinlich hatte Wöllner bey dem Schein des Eifers für Herstellung der alten Rechtgläubigkeit und bey dem Vorgeben des Besitzes geheimer Wissenschaften denn anders Absicht, als Befriedigung des Ehrgeizes und der Habsucht, beabsichtigte er die Gunst des Thronfolgers, und bedeutenden Einfluß auf dessen Geist zu erwerben. Er erreichte diesen Zweck in hohem Grade. Kaum hatte Friedrich Wilhelm II den Thron bestiegen, so wurde Wöllner in den Adelstand erhoben, und, ohne je im königlichen Dienst gewesen zu seyn, zum Geheimen-Finanzrath, und Ober-Intendanten des Bauwesens gemacht. Die erklärte Gründung des Monarchen erhielt er bekanntlich Einfluß in alle und alle Geschäfte, in dieser Lage auch das Geschenk der Handschriften Friedrichs. Die Herrschung unserer Geschichte wird uns noch einmal auf diesen Mann und seine für den preußischen Staat wichtig gewordenen Thätigkeit führen.

[illegible] hoffte, [illegible] während dessen Lebens im Stillen, und nach seinem Tode sehr laut alles und jedes tadelte und gehässig mißdeutete, was von und unter ihm geschehen war, dagegen aber die neue Regierung überall in das glänzendste Licht zu setzen sich bemühete.

In diesem Sinne wurde von Wöllner auch die Herausgabe der Schriften Friedrichs besorgt. Alle auch ganz unbedeutende Gedichte und andere Aufsätze, welche der König nie für ein größeres Publikum bestimmt hatte, wurden mit abgedruckt. Auch hart ausgedrückte Spötterezen über religiöse Gegenstände, die dem Könige in Aufsätzen, welche er nur für sich selbst niedergeschrieben, oder auch in vertrauten Briefen entwischt waren, wurden unverändert beibehalten; so auch alle Aeußerungen über politische Gegenstände, welche sein Andenken verhaßt machen konnten. Harte Urtheile über Zeitgenossen, welche den noch lebenden oder deren Nachkommen wehe thun mußten, wurden ungemildert erhalten, um die Zahl der gegen Friedrich Uebelgesinnten auf alle Weise zu vermehren.

Wöllner verkaufte sämmtliche ihm geschenkte Handschriften an den Buchhändler Voß und den Hofbuchdrucker Decker, und überdieß das Geschäft der

Hon-

Herausgabe einem gewissen de Moulines *). Dieser Mann, ob er gleich von Friedrich Wohlthaten genossen, verfahr doch ganz im Sinne Wöllners. Er besorgte den Druck und die Korrektur höchst oberflächlich. Die ersten Bände, welche die Geschichtsbücher enthielten, wurden noch mit einiger Genauigkeit durchgesehen, auch waren ohne Zweifel diese Abschriften, welche Friedrich selbst zur Bekanntmachung bestimmt hatte, am sorgfältigsten gemacht. Aber bey den folgenden Bänden ging die Nachlässigkeit weit. Moulines schickte die Handschriften zum Druck, ohne sie vorher angesehen oder auch nur die Packete, worin sie zusammen gebunden waren, geöffnet zu haben. Die Ordnung der Abdrucke war daher von den Sachen und auch meistens der französischen Sprache unkundigen Sachen überlassen, welche nur zuweilen, wenn sie gar nicht sich zu helfen wußten, bey irgend

Zu

*) [illegible]

[illegible] [illegible] [illegible] [

[illegible] [illegible] [illegible] [

schriften lange unordentlich bey dem Buchdrucker unbeigelegen, wurden sie ihm abgefordert, und versiegelt in dem königlichen Archiv niedergelegt, ohne alle vorgängige Untersuchung, ob auch Alles vollständig abgeliefert worden? Sollte je noch einmal daran gedacht werden (und alle, denen Zeitrechte Antrieben theuer ist, werden es wünschen), eine wichtige Ausgabe der Schriften des großen Königs zu geben; so dürfte nöthig seyn, diese Handschriften noch einmal genau durchzusehen, um Auslassungen und Veränderungen in der Schreibart, welche der nachlässige Herausgeber sich erlaubt, eine vielleicht gar Zusätze, welche der böse Wille Willens gemacht haben könnte, zu entdecken und zu berichtigen. Auch würde sehr nöthig seyn, in einer solchen Ausgabe die verschiedenen Schriften nach ihrem Inhalte abzusondern, auch bey jeder, wo es noch irgend anzumerken ist, die Zeit, in welcher sie geschrieben, und etwaige besondere Veranlassung zu bemerken. Die des Geschichts Freundschaft und feinen Zeitalters völlig kundiger Mann müßte die unverständlich gewordenen Stellen durch Anwendung ihrer Beziehungen möglichst aufklären. In den historischen Schriften müßten durch Vergleichung mit andern gleichzeitigen Nachrichten die Irrthümer, welche dem oft nur aus dem Gedächtniß schreibenden königlichen Geschichtschreiber entwischt sind,

sind, berichtigt, dagegen auch Manches, dem mit Unrecht widersprochen ist, erläutert und neu bestätigt worden. Vor allem wäre nöthig, daß die Briefe und ihre Antworten nach der Zeitfolge geordnet, und dadurch verständlich gemacht würden. Gewiß verdienten die Schriften eines solchen Königs, dessen Gleichen kein anderes Volk und kein anderes Jahrhundert aufweisen kann, die Mühe, welche eine solche bessere Ausgabe erfordert, um den Vorwurf auszulöschen, welchen andere Nationen der unsrigen darüber machen, eine so elende und ganz unbrauchbare geliefert zu haben *).

*) [illegible]

Buch nach der Pariser Ausgabe citiren, ohne es Jemahls von Innocenz mit Verlangen, oder in Paris bey Thuanus, selbes Original gesehen zu haben. In der Voraussetzung wird verschwiegen, daß Schriften hätten sich im Archiv von Pariss und Troyes befinden. Die meisten deutschen citiren hier zum offtermal, indessen sie sich von Pariser Briefen an den König, und den Hymnis an jenen in der Pariser Ausgabe eine lateinische sich ergeben Zeit. Demnach sind deutsch diese Briefe, als andere Schrifft in der erwähnten unter dem Druck zu Cologne gelieferten Compilationem, jedoch ohne Angabe dieser Quelle, nachgedruckt. Zwar besser als die Pariser, aber doch auch nicht mit der zu wünschenden Genauigkeit ist die Pariser Ausgabe gemacht, und so gestehen die Pariser benjenigen

Schrift-

„Als erste das Parlament eine ungerechte Sache „vertheidigt hatte, da trat der alte Cujacius „dasselbe verklagte, durch gelehrte Forschung und „scharfsinnige Kritik glänzende Beweise darüber zu ver„breiten. Pithoeus und Pithou setzte gewissenhaft, „ihren entgegen. So als Commissar von Paris „hatte sich diese Behörde an Ihre Gerechtsame „als Vormundschaft gewandt. Diese hatte „Bedenklichkeit erregt, und schien es angemessen „Gelehrte darüber zu hören. Dabey hat Pithou von „Thuanus eine Stelle Lauter gelobt erhalten."

Schriften, welche in beiden Ausgaben enthalten sind, als kleine Abweichungen sich finden, auch die meisten in der Basler enthaltenen Schriften wahrscheinlich in Berlin gar nicht mehr handschriftlich vorhanden sind; so müßte diese Basler Ausgabe allerdings benutzt werden, wenn die würdigere Ausgabe der Werke Friedrichs, welche wir gewünscht, je erscheinen sollte. Bis dahin muß man, um den litterarischen Nachlaß des Königs vollständig zu haben, alle diese so schlecht gemachten Sammlungen zusammenlesen.

Wir gehen nun zu einer Anzeige der einzelnen Schriften (nicht nur der historischen, sondern aller, weil in allen der Geist und Charakter des Königs ausgedrückt worden) über, gewinnt nach den Büchern, in die sie gehören, und, so viel es sich noch ausmitteln läßt, in der chronologischen Folge, in welcher sie geschrieben sind, und in welchen diese Schriften zu lesen, beherrscht seyn wird. Wir begehren den jeden die Sammlung und den Band derselben, worin sie gefunden wird, und bemerken die verschiedenen Sammlungen mit folgenden Buchstaben an:

a. bezeichnet die in Berlin herausgekommenen Oeuvres publiées du vivant de l'Auteur,

b. die Breslauer Oeuvres posthumes,

C. die auch zu Berlin unter dem Druckort Cologne erschienenen Supplément;

D. die Pasche Oeuvres posthumes.

I. Die zur Geschichte gehörigen Schriften.

1) Considérations sur l'état présent du corps politique de l'Europe. B. VI. — Dieser historisch-politische Aufsatz ist der einzige der Art, den wir von Friedrich haben, und wird deshalb hier mit unter den eigentlich historischen aufgeführt. Zugleich ist er von allen auf uns gekommenen Schriften der Königin die am frühesten geschrieben. Denn aber der Berliner Aufsatz beigefügte Note (vergleichen wir mehrere wünschten) belehrt uns, daß dies der Aufsatz von Friedrich als Kronprinz bereits 1738, also in seinem vier und zwanzigsten Lebensjahre entworfen sey. Man muß diese Zeitpunkt und die damalige Lage der Politik von Europa wohl bedenken, um die Reife und Feinheit des Urtheils des königlichen Jünglings, und den Umfang seiner schon so früh erworbenen historischen Kenntnisse zu schätzen zu wissen, wenn sich gleich gegen die Richtigkeit seiner Behauptungen noch andere zeitigen Bedenken der Zusammenhang der Begebenheiten

Wenn

Manches erinnern läßt. Er hatte damals an den großen Staatsgeschäften noch keinen Antheil genommen, und konnte den Gang derselben nur durch Geschichte lesen aller und neuer Geschichtsbücher, durch Nachdenken über dieselben und große Aufmerksamkeit auf die Begebenheiten seiner Zeit. Ueber die letztern gab ihm der Feldmarschall und Staatsminister von Grumbkow Nachrichten. Die Correspondenz, welche der Prinz mit diesem Minister vom Jahre 1732 bis zu desselben Jahre 1733 unterhalten hat, und welche auch seine Antheile über die bedeutenden Begebenheiten enthält, wird im königlichen Archiv aufbehalten. Es scheint, Friedrich habe dieser Rath sich ihm damals zur öffentlichen Bekanntmachung geschrieben, und auf einem Brief an Beilaber vom Jahre 1736 (S. D. I. p. 160.) erhellet, daß er willens gewesen, dasselbe in Englisch ausmachen, drucken zu lassen, diesen Gedanken aber wieder aufgegeben habe. Derselbe ist auch, so viel wir erfahren können, während Friedrichs Leben nicht zu drucken, und unter den nachgelassenen Werken zuerst erschienen. Friedrich beurtheilt darin die Wirkungen der anerkannten Zeit, und die Mittel, welche sie zu deren Erreichung anwendeten, wie großer Preis erhöhtes, aber zugleich mit der Feldbildungen über gewöhnlichkeit, welche seine Aufgabe über dieselbe

Mächte immer ausgezeichnet hat. Dem Wiener Hofe legte er die stets fortgehende Absicht bey, Deutschland zu unterjochen und die Kaiserwürde erblich zu machen. Aber dieser Hof, sagt Friedrich, verfahre hierbey zu groß, und wolle seine Absicht mit Gewalt durchsetzen, deshalb könne man leicht Gegenanstalten treffen. Gefährlicher sey Frankreich, das mit ungleich mehr Feinheit verfahre, den Schein von Mäßigung und Gerechtigkeit annehme, übrigens aber, um andere Mächte einzuschläfern, so an sich zu ziehen, und eine gegen die andere einzunehmen suche, und gerade eben dieselben Mittel gebrauche, die ehemals von Philipp von Macedonien gegen die Griechen, und von den Römern gegen die Könige von Asien angewandt wurden. Friedrich gerieth sehr die Staatsklugheit des Kardinals Fleury, mit der er seine Absichten zu verbergen, aber langsam und sicher zu erreichen wisse; er warnt gegen die Hoffnung, mit der man sich schmeichle, daß solche Staatsklugheit mit diesem Minister aufstreben werde, vielmehr vermuthet er noch größere Entwürfe der französischen Herrschsucht, deren Ausführung nach dem Tode Kaiser Carls VI dürfte versucht werden. Er macht den Regenten bemerklich, wie er ehrlichen Unterthanen sey, zu glauben, die Völker seyen nur Werkzeuge ihrer [illegible]

[illegible]

denschaften. Nachdrücklich mahnt er ab von ungezähmter Vergrößerungssucht und Eroberungsbegierde, aber auch eben so sehr von schlaffer Trägheit und Nachlässigkeit; er ermuntert die Regenten, in angestrengter Thätigkeit das Wohl ihrer Unterthanen zu begründen, und hierin sowohl ihren Ruhm, als ihre Zufriedenheit zu finden. Friedrich zeigt sich in dieser seiner schönsten Schrift von gleichen Grundsätzen und Gesinnungen durchdrungen, die ihn in dem einige Jahre später geschriebenen Antimachiavel begeistern.

a) Histoire de mon tems. B. I. II. — Nicht nur der Zeitfolge nach das erste, sondern auch wohl dem innern Werth nach das wichtigste unter den Geschichtsbüchern des Königs. Es enthält die Geschichte des ersten und des zweiten schlesischen Krieges, also der Jahre 1740 bis 1745, und ist bald nach Beendigung dieser Kriege geschrieben. Man hat auch seinem Tode ganz Handschriften dieses Werkes gefunden, deren eine im Jahre 1746 dem Könige selbst geschrieben, die andere von ihm in späterer Zeit durchgesehen und berichtigt war. Graf Herzberg hat die Erstattung zu beiden Nachrichtungen bekannt gemacht *), als eine Probe der gro-

sen

*) In den Memoiren hinterlegen nur die Anmerkungen [illegible] Friedrich II.

[illegible] Sorgfalt, mit welcher der König die Verbesserung seines Werks, die er für die Nachwelt bestimmte, betrieben hat. Diese Gefährtin seiner ersten kriegerischen und politischen Thätigkeit ist mit dem Feuer, von dem diese selbst belebt war, und mit der guten Laune geschrieben, welche das Gelingen seines Entwurfs in ihm hervorgebracht hatte. Seine Absicht war keineswegs, wie er es in einem Briefe an Voltaire äußert, nur seine eigene Geschichte zu schreiben. Er wollte im Großen die Veränderungen in Europa, die wichtigsten Unterhandlungen, die denkwürdigsten Kriegsbegebenheiten schildern, denen er zugesehen und an denen er selbst Theil genommen hatte, und er wollte seine Berichte durch Betrachtungen beleben, welche die Gründe der Begebenheiten entwickeln, und die Verschiedenheit der Wirkungen gleicher Ursachen in verschiedenen Zeiten und den verschiedenen Völkern darstellen sollen. Die Urtheile über eigene und fremde Handlungen sind äußerst freimüthig; den großen und edlen Handlungen weilt er mit sichtbarem Wohlgefallen, schließt in Gesinnungen und Handlungen aber werden ohne Schonung aufgedeckt und geradelt; am strengsten urtheilt Friedrich über sich selbst. „Kein Fehlbarer," sagt er, „bezieht je mehr Fehler, als der König in „dem Fehlzuge von [illegible]." Dieser war seine

Sitze

Schule in der Kriegskunst, und der feindliche Feldherr Graf von Traun *) sein Lehrer, „dessen „gute Einrichtungen er ein Muster von Vollkommenheit nennt, das jeder Krieger, der seine Kunst „liebt, studieren und, wenn er genug Talente dazu „hat, nachahmen muß." Die Gewaltigkeit, welche er seinen Gegnern überall, wo sie es ihm zu verdienen scheinen, widerfahren läßt, gehört dieses Werk besonders aus. Die Beschreibenheit, mit der er von sich selbst redet, die Strenge, mit der er sich beurtheilt, sind durchaus nicht affektirt, sondern wahres Gefühl. Die Fehler, welche der König sich vorwirft, sind aber auch von der Art, daß ein edler Mann so ohne Schaum von sich selbst eingestehen kann; Unerfahrenheit der Jugend, Mangel vollkommener Uebersicht der ganzen Lage, Uebereilung aber auch zu große Nachgiebigkeit gegen die Meinung Anderer sind diese Fehler, deren verderbliche Folgen vorerst angegeben werden. Friedrich war sich bewußt, daß er hierin sich bessern kann und bessern werde. Wenn er Traun seinen Lehrer nennt, so wußte er, daß derselbe an ihm einen Schüler gezogen, dessen er sich nicht zu schämen habe. Vor-

gleich

*) [illegible]

[illegible] Entwicklung der Gebäude, welche ihre so eigenthümliche Gestaltung, auch oft selbst die Benennung einer Nothwendigkeit, verdanken. Die Einfriedigung gebildet sie, durch Pfosten und die Pforten sie, ihnen Schutz und Deckung zu verschaffen, und sie waren Hauptsitze ursprünglichen Lebensverkehrs zugleich geworden war, auch sind die großen Merkwürdigkeiten und Wunder hatte Israelitischen Lebens, wie Versammlungen zu dem selben Zwecke waren. Die nachbarn sie ihre Lehren stehn, konnte es sich bey besonderen ausdrücken, allein es giebt auch die Gebäude an, welche gleich ihre Bedeutung haben. Wenn Lehren entstehen, wurde Gebäude ihnen eigenen Zeichnen, sie sind wahrlich großen Vortheil davon hatten, insbesondere, giebt es sie durch ihren Bau gebildeten wichtigen Dingen und auf sind Personen der Religion bestehen. In sie sie den Gebäuden Verhältnissgebäude der Mauer, sie es angeht, als die Hauptgebäude haben es, auch Lehrens es, sind sind Stück eines ganzen Bedarf haben gehört, welches als die Wahrheit der Zeichen Begleitung. Von der Tempelhöfe und dem ausschließenden Recht [illegible] Personen sehen es mit wahrer sie sind von Bedeutung. „Die Welt, sagt es, „wenn nicht Lehren und den Gebäuden sind Bilder, „und Personen auf einen höhern Namen, so" „Die „Personen Gegenden von sie sie Sitze. Sie sind sie

„sehn.

„Gott, ohne Grundlage zu sein. Wer ich bin ist ein
„Problem der Ewigkeit, die nur von Menschen
„gelöst Einheit sein kann.“

Auch Provinzen in Neuen-Christlichkeit, so wie in Neuen Ideen, nur Wahrheit habe Ideen nur in, Natur Leben wie auf völlig Neuzeit, glauben eben Wahrheit sein, daß Menschheitsleben Neuen Kunst und Wahrheit gemäß auf ganz neue Art. Wissen ich Christ in Neuchristentum auf Neuen, wie sie sich Ihre Kunstideen, Ihre, Art und Lebensstil Ihrer Zeugen wollen, auf Neu alles gründen und, sind Neue entwickeln. Wie sie sich in Ihre Zeugen wollen gar eben beziehen, wie sie in Ihr eigenes Neuchristentum hinein, sind Ihnen Neuen Neuen Neuchristen wollen, wie Neuen in Neuen Kunst wirklich war. In Neu Neuchristen Neuchristen Neuchristen, Neu Neuen Neuchristen, sind in Neu Neuen Neuchristen Neu Neuchristen Neuen Neu Neuchristen. Neuchristen wollt Neu Neuchristentum sind ganz Neuchristenheit, eben Neu Neuchristen wollen Neuchristen, Neu Neuchristen Neuchristen Neu Neuchristen Neuen Neuchristen Neuchristen Neuchristen, Neu Neuchristentum Neuchristen Neuchristen, Neu Neuchristen Neuchristen Neuchristen Neuchristen. Neu Neuen Neu Neu Neuchristen, wie Neu Neuen Neuchristen wollen Neu Neu Neu Neuchristen

lich seyn würde, so waren Fehler bey einzelnen Punkten unvermeidlich; gerade diejenigen Vorwürfe, welche Cäsars Commentarien von seinen Zeitgenossen gemacht wurden *). Beide wurden nicht genug Fleiß und Sorgfalt an, um die Wahrheit zu erforschen. Eine wiederholten die Berichte Anderer ohne genaueste Prüfung, und irrten zuweilen im Erzählen der eigenen Thaten, weil das Gedächtniß nicht Alles treu aufbehalten hatte und so die Berichtigung einer späteren Durchsicht unterhielten.

5) Memoires pour servir à l'histoire de la maison de Brandebourg. t. I. — Mit Friedrich fiel erst Geschichtschreibung beredtigt hatte, obwohl er wohl kann, daß er noch nicht größere Thaten zu beschreiben und zu beschreiben haben wurde. Er hoffte hinlängliche Kräften der Freiheit und der Sorge für den Wohlstand seiner Länder,

*) C. Suetonius Julius Caesar cap. 56. Pollio Asinius, parum diligenter, parumque integre omnium comperta prodit: cum Caesar plerumque et quae per alios recte gesta, tamen sua, et quae per se, vel temere (vel ut plerique ad libidinem eius dixerunt) vel ob metum mutavisse, proprium sibi consilium adscribi, contemptumque senatorium et maxime alios fecisse.

Lande, zugleich auch den Wissenschaften leben zu können, in denen er seinen höchsten Genuß fand. Bey seiner allgemeinen Wißbegierde ist es begreiflich, daß er auch über die Geschichte seiner Vorfahren, und der Lande, welche sie beherrscht, sich zu belehren wünschte. Es war nicht leicht, diesen Wunsch zu befriedigen. Denn weiter in deutschen auch in französischen Sprache gab es damals ein lesbares Buch über die Brandenburg-Preußische Geschichte *). Friedrich mußte alle nur aus allgemeinen oder nur einzelne Theile befassenden historischen Bücher die

[illegible]

*) [illegible]

zuverlässigere Nachrichten über diese Zeiten zusammenzubringen. Durch Herzberg, welcher damals bey dem Archiv angestellt war, ließ er auch das letztere Verzeichniß Auszüge verfertigen. Eben derselbe hat auch noch 2 Folio handschriftlichen Werk, das in der Königlichen Bibliothek aufbewahret wird *). Dieses ... zum Gebrauch des Königs ausgezogen. — Mit diesen Hülfsmitteln versehen, schrieb Friedrich diese Memoiren ursprünglich zuerst nur zu eigenen Belehrung, dann bestimmte er sie bey der Bekanntmachung vorzüglich den künftigen Prinzen seines Hauses, wie er dieses selbst in der Zuschrift an seinen Bruder und Thronfolger sagt. Dieses Werk ist bald nach Beendigung des zweiten Schlesischen Krieges geschrieben und zuerst im Jahre 1750 erschienen. Diese erste Ausgabe endigt mit der Regierung Churfürst Friedrich Wilhelms des Großen; in einer folgenden von 1751 wird die Geschichte bis zu Ende der Regierung Königs Frie-

*) [illegible]

Friedrichs I fortgesetzt. Der Abschnitt von Friedrich Wilhelm I ist unter dem Titel: Supplement, so viel wir finden können, gerade im Jahre 1738 vorgetragen, und findet sich in allen Ausgaben des folgenden Jahres. Wilhelm Friedrich mit dem dem Werk beschäftigt war, lebte Voltaire bey ihm, und er war bisher die Periode der größten Vertraulichkeit zwischen beiden. Der Einfluß, den Voltaire auf Friedrichs Schriften gehabt und der man sich oft so groß vorgestellt hat, hätte also ihm sich vorzüglich äußern müssen. Ohne Zweifel hat Voltaire die Mémoires de Brandebourg in der Hauptstadt gelesen, und in Absicht des Styls so verbessert. Doch er aber durchaus keinen Einfluß auf den Inhalt gehabt, und Friedrich, bey aller seiner Achtung für Voltaire, sich nicht zu dessen Nachahmer gemacht, sondern seine Originalität behauptet habe, beweiset eine Vergleichung der Mémoires mit dem Siècle de Louis XIV, welches dem dessen historischen Werke Voltaire's, mit dessen Bedeutung diese eben damals beschäftigt war. Die Vorschriften hatten zu gleicher Zeit neben einander zu Charlottenburg Werke ist auffallend und durch die Kenntnis der Vorrede erklärlich. Voltaire schrieb die Geschichte einst ein Vaterland verherrlichender Regenten, an dessen Wahrheit er lebhaften Zweifel nahm,

கல் கல் கல நிலாற்றுக்கல் நு கலக்கல் வாற்றுக்கல,
எல் கஜ் ல ரே கு கு நல நிலை முடி வாற்றுக்க கிலை,
கே ரே கு கல கல் நிலை நு கலக்கல, கஜ் கல கிலாற்று
நிலைக் கல் பெல்லல கல் கல்லை கிலாற்றுக்க வாற்று
கல ரே. நிலை கே வாற்றுக் கலக்கல்லாற்றுக்க கே
நுலை கல் கல நிலைப் நிலாற்றுக்கல வாலை வாற்றுக்
கிலை, கே ல் கலக்கல, கஜ் நு நிலை கிலே
கே கல நிலை கு கல நல்லாற்று கிலாற்றுக்க கலக்கல
பெல்லாற்றுக்கல் வல் நு வாற்றுக்க நலை கிலைக்
கு கல்லை நஜ் வற்று கலை நுலை வல் கல கிலைக்கல்
கலை நஜ் கு. நிலை ரே வல்ல நுலாற்றுக்க, வல் கே
கிலாற்று, வல்லை நுலை கல் நல நிலை கல்லாற்றுக்க
நிலை. நிலை ரே வல்ல நுலாற்றுக்க கிலை நு நிலை
வல்லை நிலை, நுலை வல்லை கல் வல் நிலை கல வல்லை
நிலைக்கல. நிலை வல் கல கலக்கல்லாற்றுக்க கிலை
நுலை வல்ல நுலாற்றுக்கல்லாற்றுக்க நிலாற்றுக்கல வல.
நிலை நிலைக்க நிலைக்கல நிலாற்றுக்கல கல நிலை
வல்லாற்று, வல்லை வல்ல கிலை நிலை நிலைக்கல்லாற்று
நிலைக்கல, வல் வல் நிலைக் கலக்கல் வ நிலை நிலாற்று
நிலை நிலை நிலாற்றுக்க நிலை நிலைக்கல்லாற்றுக்க
நிலைக்கல நிலை நிலாற்றுக்க நிலை நிலைக்கல்லாற்று
நிலை, நிலை கலை வல் நுலை நிலைக்கல நிலை நிலைக்

[illegible]

Ce bonheur immortel dont l'ame engourdie
Dans la paix, dans la guerre également oublioit,
Lui fit par l'univers donner le nom de
Grand,
Nous nous croyons des maîtres à quel d'un
génie;
Il marqua son chemin, on vit ses mains lever:
Plus d'ouvrages nous coutent, et plus il le faut
suivre.

Je bin Willens ist die Verschiedenheit der großen Charaktere mit Lebung [illegible] die wichtigsten Momente [illegible]. Die Lage von europäischen Staaten als ihre wichtigsten unterschieden, über politik Fürsten, und Ministern, von Großen Handlungen mehr begeisterte,

*) S. v. 15. 2.

an andern Geschicht- und Ehrenkrönigkeit von Chur-
fürsten verschieden, der mit seinen Mitteln große
Dinge that, und dessen Augen bey seinem nahe auf
Thron sahe, der es selbst nennet und anführen,
als sind bey dem Könige der Fall war, der von gro-
ßen Feldherren und Staatsmännern umgeben war-
ter, denen Friedrich gefällig zu haben sehr Ur-
sach war.

Nicht mit gleicher Uebereilung konnte Friedrich
die Regierung seiner Vorfahren, die selbst gro-
ßen Königen, übrigen. Er nahm Krieg in Stadt
und Provinzen beschützen, und die unterzogenden
Rede, die er bey der großen Begebenheiten seiner
Zeit übernahm. Er bemerkt mit Recht, daß
Heinrich I eine ruhige Heere und die Kunst seiner
Feinde gehörigen Kräfte seinen Lande, ohne andern
Vortheil für seinen eigenen Staat, anfangen, und
das Gewerk der Königreiche sich zum Kriegischen
Fond legt, daß er sich von Lüttigen Schwerdten
sich, die seine Völker entbrannten, und während er
sich mit allen, Kriegsvorbereitungen aufhält, die be-
ner Regierung verschiedlichen und ihre Völker von
Feinde überfällt. Diese noch kleine Fehler nicht zu
groß genannt werden, so ist es doch übereilen
und daß Thun Friedrich I von seiner Größe entfernt

[illegible]

[illegible]

Geschichte, die er erst nach seinem Tode zur Bekanntmachung bestimmte, sich noch größere Mäßigung vorgeschrieben habe, als er bey der Erzählung von Begebenheiten vor ihm es nöthig geachtet hat. Wenn übrigens die Fehler, welche wir an den Mémoires de Brandebourg anzudeuten uns verpflichtet hielten, nicht bereits von frühern Beurtheilern gerügt sind, vielmehr jenes Werk mit ganz unbeschränktem Beifall aufgenommen ist; so erwäge man, daß Schriften von Königen während ihres Lebens gewöhnlich nur gepriesen, und höchst selten unpartheiisch beurtheilt werden. Dies mußte bey den Mémoires de Brandebourg um so mehr der Fall seyn, da dieses Werk bey seinen Mängeln doch unstreitig großes Lob verdient. Der in demselben herrschende Geist, die damals noch so ungewohnte Freimüthigkeit des Urtheils, machten dasselbe wirklich zu einer der merkwürdigsten Erscheinungen seiner Zeit, und der Umstand, daß ein König der Urheber war, erhöhte dessen Werth. Dennoch glauben wir sagen zu dürfen, daß, hätte Friedrich nichts als diese Mémoires hinterlassen, so würde er bey der Nachwelt den hohen Rang unter den Geschichtschreibern nicht behaupten, auf welchen die nach seinem Tode herausgegebenen historischen Schriften ihm jezt den gerechtesten Anspruch geben.

4) Histoire de la guerre de sept ans. B. III. IV. — Wahrscheinlich hat Friedrich schon während des siebenjährigen Krieges in der Muße der Winterquartiere das Merkwürdigste über jeden vollendeten Feldzug aufgezeichnet. Denn er sagt selbst, daß er bald gefühlt, dieser Krieg, den er gegen so viele Mächte für seine Erhaltung führen müssen, verdiene es, beschrieben zu werden. Unmittelbar nach dem Frieden setzte er aus solchen Aufzeichnungen diese Geschichte zusammen, und es muß ihm angelegen gewesen seyn, dieselbe bald zu Stande zu bringen. Denn am Ende ist ausdrücklich bemerkt, diese Geschichte sey bereits am 17ten December 1763 geschlossen, und die Vorerinnerung ist am 3ten März 1764 datirt. Nach einer durch die mündliche Tradition aufbehaltenen Nachricht soll ein sonderbares Schicksal dieses Werk betroffen haben. Die so eben vollendete Handschrift desselben lag, so erzählt man, auf dem Schreibtische im Zimmer des Königs, als dieser auf einige Augenblicke dasselbe verließ. Einer der Lieblingshunde riß die Handschrift vom Tische und schleppte sie ins Kaminfeuer. Als Friedrich wieder herein kam, fand er seine ganze Arbeit in Asche verwandelt. Sehr gelassen soll er gesagt haben: so muß ich denn dieses Werk noch einmal schreiben! Es müßte dieses auch sofort geschehen seyn, wenn die Umarbeitung noch

vor

vor Ende des Jahres 1763, oder wenigstens vor März 1764, vollendet worden, wie wir doch annehmen müssen, wenn die Jahrszahlen am Schlusse sich auf die Handschrift beziehen, nach welcher der Abdruck gemacht ist. Ist diese Nachricht, deren Quelle wir jedoch nicht kennen, wirklich richtig, so kann der Zufall wohl nicht ohne Nachtheil für das Werk geblieben seyn. Denn die zweite Ausarbeitung geschah schwerlich mit derselben Heiterkeit, wie die erste, und der König mußte bey jener wahrscheinlich noch weniger geneigt seyn, neue Untersuchungen über einzelne Punkte der Geschichte anzustellen, die er aus dem Gedächtniß beschrieb. Doch vermuthlich ist jene Nachricht, wenn sie überall Grund hat, auch nicht so zu verstehen, daß gerade die ganze vollendete Handschrift verbrannt sey; vielleicht ist dieses nur mit einem Theile der Fall gewesen, vielleicht ist auch nur der erste eigenhändige Entwurf, oder nur die von demselben gemachte Abschrift vernichtet worden. In jedem dieser Fälle war der Ersatz des angerichteten Schadens minder beschwerlich. — Der König selbst giebt einen doppelten Zweck an, weshalb er diese Geschichte geschrieben habe. Zuerst wollte er beweisen, daß er durch die Nothwendigkeit gezwungen gewesen, diesen Krieg zu seiner Vertheidigung zu führen, und daß er mit Bestand seiner Ehre den Frieden auf

keine

keine andere, d. h. ihm selbst nachtheiligere Bedingungen, habe eingehen können, als wie es geschehen sey. Zweitens wollte er durch Darstellung der Art, wie er diesen Krieg geführt, künftige preußische Regenten und Feldherren belehren, wie der Krieg gegen Oesterreich geführt werden müsse, welche Stellungen zur Vertheidigung und zum Angriff in Schlesien und Böhmen, nach Lage dieser Lande, die besten seyen. Friedrich ist weit entfernt, von seinen Nachfolgern sclavische Nachahmung zu fordern, er warnt vielmehr ernstlich vor dieser, und bemerkt ausdrücklich, das Verfahren jedes Feldherrn müsse allemal den Umständen angemessen seyn, und so wie diese immer verschieden sind (indem die Natur nie dieselben Begebenheiten genau wiederholt), so müssen auch zwey Feldherren, wenn sie gleiche Fähigkeit haben, immer verschieden handeln. Nur in Absicht der zu nehmenden Stellungen könne man Regeln von einiger Festigkeit geben, die so lange dauern, als Flüsse, Berge und Ebnen in denselben Verhältnissen bleiben. Aber auch bey diesen, sagt er, komme immer sehr Vieles auf die übrigen Umstände an. Eine und dieselbe Stellung könne in diesem Falle sehr gut, in einem andern sehr schlecht seyn. Das Studium vergangener Kriege sey also nur dadurch nützlich für künftige, daß es die Einbildungskraft und das Gedächtniß

niß mit einer Menge von Fällen und in ihnen genommenen Entschlüssen anfülle, welche ein denkender Feldherr insofern benutzen könne, als sie auf seine Umstände passen. Uebrigens müsse diesem der eigene Genius sagen, was unter den Umständen, in denen er sich befindet, zu thun das Beste sey. Fehle dieser, so helfe alles Studium fremder Muster nichts.

Nach unsrer Ueberzeugung hat Friedrich den angegebenen politischen Zweck vollkommen erreicht; er hat bewiesen, was er zu beweisen sich vorsezte. In Absicht des militairischen Zwecks sind alle Kriegsverständige darin eins, daß diese Geschichte des siebenjährigen Krieges äußerst lehrreich sey, weil darin die Begebenheiten und Verhältnisse deutlich aus einander gesezt, die Zwecke und die zu deren Erreichung angewandten Mittel einleuchtend entwickelt, und für künftige Feldherren eben so belehrend als warnend beschrieben sind. So wie aber der siebenjährige Krieg an Größe und Wichtigkeit die beiden ersten schlesischen übertrift; so unterscheidet sich auch die Beschreibung desselben. In den frühern Kriegen war es darum zu thun, einem zwar mächtigen, aber zur Vertheidigung nicht gerüsteten Feinde, der auch von andern Seiten her in Verlegenheit war, eine Provinz abzunehmen. Dieses gelang mit raschem Erfolg, und die

Erzäh-

Erzählung hiervon belebte Friedrich mit Frohsinn und munterm Geist. Im siebenjährigen Kriege aber galt es die Vertheidigung des eigenen Staats gegen die zu seinem Untergange verbündeten größten Mächte. Dies war ein Kampf, der mit nie nachlassender äußerster Anstrengung aller Kräfte, mit großer Kunst, zuweilen auch mit ungewöhnlichen Mitteln, geführt werden mußte. Der Erfolg war oft sehr zweifelhaft, und einige Male schien Friedrich seinem Untergange unaufhaltbar nahe und alle Kunst erschöpft. Nur eine unerwartete Wendung der Begebenheiten konnte noch retten, und rettete endlich wirklich. Friedrich beschreibt diesen großen Kampf mit Ernst und Würde, aber die muntere Laune, welche in der frühern Geschichte herrscht, belebt ihn hier nicht mehr; zuweilen ist statt derselben eine gewisse Trockenheit fühlbar, gerade wie in Cäsars Geschichtbüchern. Die Leidenschaften, welche die großen Begebenheiten in Friedrich hervorbringen mußten, sind nicht zurück gehalten, aber immer läßt er auch in dieser Geschichte Jedem, sey er Freund oder Feind, die Gerechtigkeit widerfahren, die derselbe nach seiner Ueberzeugung verdient. Die eigenen Fehler werden nicht verschwiegen, und von den eigenen Thaten wird mit Bescheidenheit geredet; immer wird mehr der Tapferkeit seiner Truppen, der Geschicklichkeit ihrer Anführer,

oder auch mehr dem Glück als dem Verdienst des oberſten Feldherrn, der gute Erfolg beigemeſſen. Rührend wird mit dem Wunſch geſchloſſen, daß die Vorſehung, wenn ſie anders auf die kleinen menſchlichen Dinge herabſehe, künftig Preußen vor ſo großen Gefahren, denen es diesmal glücklich entgangen, bewahren, und deſſen künftige Regenten nicht wieder nöthigen möge, ſo gewaltſame Mittel zu der Rettung des Staats anwenden zu müſſen.

5) Mémoires depuis la paix de Hubertsbourg 1763 jusqu'à la fin du partage de la Pologne 1775. B. V. — Eigentlich führt dieſe Schrift bis zum Jahre 1778, in welchem ſie auch wahrſcheinlich geſchrieben, wenigſtens vollendet iſt. Friedrich erzählt hier zuerſt die merkwürdigſten politiſchen Begebenheiten der angeführten Zeit in Bezug auf ſeinen Staat, unter denen die Theilung von Polen vorzüglich wichtig iſt. Wir bemerken, daß die Erzählung in dieſem kleinen Werke noch etwas nachläßiger iſt, als in den frühern Geſchichtbüchern, und daß der Irrthümer in Namen, Zeitbeſtimmungen u. ſ. w. ſich noch mehrere finden. Vermuthlich rührt Lezteres daher, weil hier immer von politiſchen Unterhandlungen die Rede iſt, welche genau in richtiger Folge und mit allen Verhältniſſen

zu

zu behalten, dem Gedächtniß noch schwerer fallen mag, als eine Reihe von selbst erlebten und geleiteten Kriegsbegebenheiten, wo es der auffallenden Ereignisse mehrere giebt, die sich dem Gedächtniß tief einprägen und das Aufbehalten erleichtern. Auch scheint die Abneigung gegen gewisse Höfe und Personen im Alter zugenommen zu haben, und wird in dieser Schrift noch stärker geäußert, als in den frühern, z. B. gegen Choiseul, Kaunitz, das brittische Ministerium nach Pitt. Was aber dieser Schrift einen ganz vorzüglichen Werth giebt, ist, daß Friedrich in derselben umständlich und mit bemerkbarem Wohlgefallen erzählt, wie sorgfältig er bemüht gewesen, den durch den Krieg so furchtbar zerrütteten Staat wieder herzustellen, und wie ihm dieses in verhältnißmäßig kurzer Zeit in allen Zweigen der Verwaltung wohl gelungen sey. Um Friedrichs Größe als Wiederherstellers, und den Werth aller seiner Bemühungen recht zu schätzen, muß man diese seine eigene mit inniger Empfindung geschriebene Schilderung seiner Friedensthätigkeit lesen.

6) Mémoires de la guerre de 1778. B. V. — Diese lezte der historischen Schriften Friedrichs, worin er seinen lezten Krieg beschreibt, ist, nach einer Bemerkung am Schluß, unmittelbar

nach deſſen Beendigung geſchrieben, und im Junius 1779 geſchloſſen. Auch hier ſind dieſelben groſſen Vorzüge neben denſelben Mängeln, die wir in den frühern hiſtoriſchen Schriften bemerkten, nicht zu verkennen. Nur die üble Laune, welche während des bayerſchen Krieges durch zugenommene Kränklichkeit in dem Könige entſtanden war, hat ſich dieſer Beſchreibung nicht mitgetheilt. Er erzählt die Begebenheiten und ihre Urſachen mit Ruhe und Unpartheilichkeit, ohne auffallende Bitterkeit gegen diejenigen, die den wohlthätigen Friedensgenuß, und des Königs Thätigkeit während deſſelben auf eine ihm ſo unangenehme Art unterbrochen hatten.

7) Réflexions sur les talens militaires et sur le caractère de Charles XII, roi de Suède. A. III. und D. V. — Dieſe kleine Schrift iſt im Jahre 1760 geſchrieben, und auch damals ſchon gedruckt, aber nur in wenigen Exemplaren, zum Geſchenk für einige Feldherren beſtimmt. Wahrſcheinlich mit des Königs Willen erſchien ſie im Jahr 1786 noch einmal, und iſt alſo von allen ſeinen Schriften die lezte, die noch bey ſeinem Leben gedruckt worden. Daß ein ſo auſſerordentlicher Mann, als Carl XII war, die Aufmerkſamkeit Friedrichs angezogen, iſt begreiflich. Während

er selbst mit dem schwersten seiner Kriege beschäftigt war, unterwarf er die Talente und Thaten des schwedischen Helden einer sorgfältigen Prüfung. Die Fehler großer Männer, sagt er, sind die warnendsten Lehren für die mit mindern Talenten Begabten. Er entwickelt, ohne zu große Strenge, die Fehler Carls XII, deren unglückliche Folgen unvermeidlich waren. Wir haben in unsern Tagen dieselben Fehler ohngefähr in denselben Gegenden, wenigstens gegen denselben Feind, noch einmal begehen und von denselben Folgen sie begleitet gesehen. Fast unbegreiflich ist es, wie Napoleon sie begehen konnte, wenn er, wie man doch vermuthen muß, Carls XII Feldzug vorher studirt und Friedrichs Schrift über denselben gelesen hatte!

8) Eloges. A. III. — Diese Lob- und Denkschriften, durch welche Friedrich Beweise seiner Achtung und Zuneigung für einige Männer hinterlassen hat, zählen wir billig auch seinen historischen Schriften bey. Dieselben wurden immer in den Versammlungen der Akademie vorgelesen, und dann durch den Druck bekannt gemacht. Folgende Männer haben diese Auszeichnung vom Könige erhalten:

a) Der Geheime-Rath Jordan, ein durch Kenntnisse höchst achtungswerther Mann. Schon in den frühern Jahren war er der Vertraute Friedrichs

und blieb es bis an seinen Tod, der 1745 erfolgte.

b) Der General Goltze, ein Mann, der vorzüglich durch gute Einrichtungen zur Verpflegung der Armee und Anlegung von Magazinen große Verdienste, und die Achtung des Königs erworben hatte; er ist gestorben 1747.

c) La Mettrie, geboren 1709 zu St. Malo, ein Arzt und speculativer Philosoph, der durch den entschiedensten Materialismus, zu dem er sich bekannte, Aufsehn gemacht, und in Frankreich und Holland sich Unannehmlichkeiten zugezogen hatte. Er fand bey Friedrich nicht nur Zuflucht, sondern wurde auch zu dessen vertrauterm Umgangskreise gezogen; er starb 1751. Die allgemeine Meinung stimmte dem Lobe des Königs über seinen Charakter nicht bey; dieser aber behauptete, nur der Haß der Theologen habe das Gute von La Mettrie verkannt, er sey ein rechtschaffener Mann und einsichtsvoller Arzt gewesen. Nach allen Nachrichten, welche mündliche Ueberlieferung aufbehalten hat, scheint La Mettrie aber wirklich der guten Meinung und des Zutrauens des Königs unwürdig gewesen zu seyn.

d) Der General Still, ein Feldherr von Einsicht und vieler Bildung, der besonders auch die auf-

kei-

keimende deutsche Litteratur liebte, und vom Könige wegen seines Geistes und Charakters sehr geschäzt wurde, wovon derselbe dadurch einen Beweis gab, daß er ihm die Erziehung seines Bruders Heinrich anvertraute; Still starb 1752.

e) Der Baron von Knobelsdorf, ein Mann von mannichfachen Kenntnissen und feinem Geschmack; er war vorzüglich großer Baumeister. Die merkwürdigsten Gebäude während des Anfangs der Regierung des Königs, dessen geliebter und vertrauter Jugendfreund er war, sind sein Werk; er starb im Jahre 1753.

f) Der zweite Neffe des Königs, Heinrich, ein junger Prinz, der durch seinen Geist und Charakter zu den schönsten Hoffnungen berechtigte, der Liebling des Oheims war, und dessen Tod das Land mit Trauer erfüllte, als er 1767 im zwanzigsten Lebensjahre durch die Blattern weggerafft wurde. Diese Denkschrift ist im Gefühl des tiefen Schmerzes geschrieben, mit dem der König diesen Verlust empfand.

g) Endlich Voltaire, von dem und dessen Verhältniß zum Könige wir bald mehr sagen werden. Er ist gestorben 1778, und der König schrieb diese Lobschrift während des bayerschen Erbfolge-Kriegs in Böhmen.

Alle diese Lobschriften erzählen ohne Schwulst und Uebertreibung die Vorzüge des Geistes und die Verdienste, welche die Gepriesenen wirklich hatten. Das Urtheil des Publikums ist mit dem des Königs einig gewesen, nur La Mettrie, und gewissermaßen auch Voltaire, ausgenommen. In Absicht des Erstern scheint Friedrich sich wirklich geirrt zu haben; er kannte auch das Schlechte des sittlichen Charakters von Lezterm gewiß sehr gut, und hat dieses oft stark genug in seinen Briefen an Voltaire selbst und an andere Vertraute ausgedrückt. Ein kleiner 1756 geschriebener Aufsatz, Portrait de Voltaire (D. III.), beweist auch, daß Friedrich, bey aller Achtung für Voltaire's Genie, doch die Mängel seiner Kenntnisse und seiner Schriften sehr wohl eingesehn habe, aber in einer, nach dessen Tode, für einen wissenschaftlichen Verein bestimmten Denkschrift hielt er es würdig und anständig, jeden Groll, den Voltaire's moralische Fehler und sein Betragen in ihm hervorgebracht hatten, zu unterdrücken, und nur von dessen ausgezeichneten Geistes-Vorzügen in dem Tone der Bewunderung zu reden, die er, bey aller Unzufriedenheit mit Voltaire dem Menschen, für den Schriftsteller immer beibehalten hatte. Diese Denkschriften sind auch deshalb sehr lesenswerth, weil Friedrich in ihnen seine Ansichten über Menschen und

Dinge

Dinge niedergelegt, und durch sie seine Schätzung jedes Großen und Trefflichen aller Art bewährt hat.

II. Schriften zur Staatswissenschaft gehörig.

1) Anti-Machiavel ou examen du Prince de Machiavel. A. II. — Dies ist die erste Schrift Friedrichs, welche öffentlich bekannt gemacht worden. Sie erschien im Jahre 1740 kurz nachdem er den Thron bestiegen hatte. Geschrieben ist sie im Jahr 1739, wie die Briefe an Voltaire beweisen, dem sie in der Handschrift stückweise mitgetheilt wurde, und der sie nach des Königs Auftrage herausgegeben hat. Des florentinischen Staatsmanns Nicolo Machiavelli [25]) Buch

25) Er war zu Florenz 1469 geboren, aus einer angesehenen adlichen Familie stammend, deren Glieder wichtige Stellen bekleidet hatten, die aber in Absicht des Vermögens heruntergekommen war. Nicolo kam früh zu öffentlichen Geschäften, und wurde besonders zu Gesandschaften an den kaiserlichen und päbstlichen Hof, auch an die meisten italienischen Staaten gebraucht, so daß er an allen wichtigen Geschäften, die zu seiner Zeit in Italien vorfielen, Antheil genommen und dadurch große Erfahrung und Menschenkunde erworben hat.

vom Fürsten hatte bereits seit zwey Jahrhunderten so viel Aufsehen in der politischen und litterarischen

hat. Er erhielt zulezt die Stelle eines Staatssekretairs der Republik Florenz, und ist, nachdem er mannichfachen Wechsel des äußern Schicksals erlebt, 1527 gestorben. Durch seine florentinische Geschichte und seine Betrachtungen über die ersten zehn Bücher des Livius hat er großen Ruhm erworben, und in denselben als einen denkenden Staatsmann und Freund republikanischer Freiheit sich bewährt. Die Vortrefflichkeit seines Styls hat ihm den Namen des ersten classischen Schriftstellers seiner Nation verschafft, und in Allem, was Reinheit und Schicklichkeit der Sprache betrift, ist schon seit langer Zeit sein Ansehn in Italien entscheidend gewesen. Das Buch vom Fürsten hat diesen Ruhm zwar wegen der darin herrschenden Gesinnungen nur auf eine sehr zweideutige Weise vermehrt, ist aber von allen Schriften des Machiavelli am meisten gelesen und von großer Wirkung gewesen. Dasselbe ist in sehr vielen Auflagen erschienen und in die meisten europäischen Sprachen übersezt; in der unsrigen haben wir vor einigen Jahren eine sehr vorzügliche Uebersezung erhalten, unter dem Titel: Das Buch vom Fürsten, von Nicolo Machiavelli. Aus dem Italienischen übersezt, mit einer Einleitung und Anmerkungen von Rehberg (jezt königlich-hannöverischem Geheimen-Kabinetsrath). Hannover 1810. Die Einleitung und die Anmerkungen, welche mehrern Capiteln beigefügt worden, sind vorzüglich schäzbar und bewähren, wie tief der durch reifes Stu-

riſchen Welt gemacht, daß es die Aufmerkſamkeit des die Staatskunſt mit ſo vielem Eifer ſtudierenden

preus-

Studium, der Geſchichte und Staatskunſt, und durch eigene praktiſche Uebung in Geſchäften gebildete Ueberſetzer in den Sinn ſeines Autors eingedrungen iſt. Seine Erläuterung der Grundſätze des italieniſchen Staatsmanns durch Vorgänge der neuern Zeit iſt beſonders lehrreich, und man kann dieſe Anmerkungen nicht leſen, ohne den Wunſch zu fühlen, daß Hr. Rehberg denſelben einen noch größern Umfang gegeben, Machiavelli's Grundſätze noch etwas ſtrenger geprüft, nicht nur das Wahre mancher Betrachtungen deſſelben, ſondern auch das Falſche und Verderbliche anderer ins Licht geſetzt haben möchte. Auch würde uns ſehr angenehm geweſen ſeyn, von dieſem denkenden und ſo wohl unterrichteten Manne eine vollſtändige Lebensgeſchichte Machiavelli's und Schilderung der politiſchen Verhältniſſe Italiens während deſſen Zeit zu leſen, deren Kenntniß durchaus nöthig iſt, um Machiavelli's Schriften gehörig und gerechter, als es bisher geſchehen, zu würdigen, auch ihren Sinn ganz zu faſſen. In der Ausgabe von Machiavelli's Werken, die unter dem Titel: Opere di Niccolo Macchiavelli, zu Florenz in ſechs Quartbänden 1782 erſchienen iſt, findet ſich eine Vita und auch eine manche litterariſche Nachrichten enthaltende Vorrede, die aber beide an Worten reicher ſind, als an Sachen. Auch eine neuere Litterar-Geſchichte Italiens (i Secoli della litteratura Italiana del Giambattista Corniani. Brescia 1806) hat uns über Machiavelli nicht befrie-

preußischen Thronerben natürlich anziehen mußte. Dieses Buch war seit seiner Erscheinung sehr verschieden angesehen und beurtheilt, weil man über die Absicht seines Verfassers eine ganz entgegengesezte Meinung hatte. Es wird in demselben nämlich ganz offen und ohne allen Rückhalt gelehrt, wie eine durch Gewalt errungene Herrschaft (denn allein mit dieser, nicht mit einer durch Erbrecht oder Wahl rechtmäßig erworbenen, hat es Machiavelli zu thun) nur durch Fortsetzung eben dieser Gewalt, durch gänzliche Unterdrückung und Vertilgung der Gegner, durch Härte, Grausamkeit, Betrug, Heucheley, Treulosigkeit und Wortbrüchigkeit erhalten und befestigt werden könne und müsse. Ein Herrscher muß, nach Machiavelli, ein vollendeter Bösewicht seyn. Diejenigen, welche dieses am meisten gewesen, werden als nachahmungswerthe Muster aufgestellt, z. B. aus der alten Geschichte der Tyrann Agathokles von Syrakus, und aus der neuern der Pabst Alexander VI, von dem Machiavelli selbst sagt, er habe in seinem Leben nichts gethan als betrügen, und

---

friedigt, und nichts Neues gelehrt. Eine mit Benutzung aller vorhandenen Nachrichten, auch der eignen in der neuen Ausgabe enthaltenen Briefe, geschriebene vollständige ganz unpartheiische Biographie desselben würde höchst schäzbar seyn.

und dessen Sohn, das moralische Ungeheuer, Cäsar Borgia. Wohldenkende Menschen, welche dieses für Ernst nahmen, haben ihren Abscheu und Unwillen gegen solche Grundsätze nicht zurückgehalten, und Machiavelli als einen verruchten Lehrer der Tyranney und Unterdrückung verflucht. Das Wort Machiavellismus ist ein Synonym der verderbtesten Staatskunst geworden. Aber gerade, weil diese Grundsätze so ganz offen und unverholen in dem Buche vom Fürsten dargelegt sind, haben Andere dafür gehalten, daß sie von dessen Verfasser unmöglich ernsthaft gemeint seyn könnten, zumal da sie den Gesinnungen, welche er in andern Schriften zu erkennen gegeben, völlig entgegengesezt sind. Man hat es daher wahrscheinlich gefunden, Machiavelli habe nicht lehren wollen, nach welchen Grundsätzen die Fürsten herrschen sollten, sondern vielmehr kund machen, nach welchen Manche unter ihnen wirklich handeln. Dadurch, daß er die Künste und Mittel, welche böse Regenten zu Unterdrückung der Freiheit und Befestigung tyrannischer Herrschaft anwenden, offen darlege und in ihrem völligen Zusammenhange entwickele, habe er einen desto größeren Abscheu gegen solches Verfahren erwecken und die Freunde der Freiheit desto aufmerksamer machen wollen, beständig wachsam und auf ihrer

Hut

Hut zu ſeyn, ſich durch falſchen Schein nicht täuſchen zu laſſen, ſondern den Verſuchen der Unterdrückung deſto unabläſſiger entgegen zu arbeiten. Machiavelli, glaubte man, habe gehofft, hievon um ſo beſſer zu überzeugen, da er bewieſen, daß die Tyrannen, auch wenn ihre Gemüthsart ſie nicht dazu ſtimme, doch durch die Nothwendigkeit der eigenen Erhaltung zu der Unterdrückung und zur Anwendung aller Mittel der Gewalt und des Betrugs gezwungen ſind. Männer von ſehr großer Einſicht haben von jeher, und bis auf die neueſte Zeit, dieſe Anſicht von Machiavelli's Buche gehabt [26]).

Wir

26) Baco von Verulam ſagt: gratias agamus Macchiavello, qui aperte et indissimulanter profert, quid homines facere soleant non quid debeant. Wicquefort ſagt: on a souvent soutenu que Macchiavelli a dit, ce que les Princes font, non ce qu'ils doivent faire. Rouſſeau drückt dieſes noch ſtärker aus: Macchiavelli en feignant de donner des leçons aux rois en a donné des grandes aux peuples. Le Prince de Macchiavelli est le livre des republiques. Bayle, deſſen eigene Gedanken unter den vielen fremden, die er vorträgt, nicht immer leicht zu-

Wir gestehen, daß es uns schwer wird, für die eine oder die andere dieser beiden Ansichten uns entscheidend zu bestimmen. Wenn wir das Buch vom Fürsten lesen, so ist es uns kaum möglich, zu zweifeln, daß es dessen Verfasser wirklicher Ernst mit den Lehren gewesen sey, die er mit so vielem Eifer vorträgt, die er so dringend empfiehlt, und in deren Anwendung er so tief eingeht. Es dünkt uns sogar, er hätte es sehr ungeschickt angefangen, wenn seine Absicht war, gegen die Politik, die er lehrte, Abscheu einzuflößen und gegen dieselbe zu warnen. Diese Absicht wäre in solchem Fall auch nirgends erreicht; denn keine Republik hat, so viel wir wissen, die gegebenen Warnungen je, um Versuchen der Unterdrückung vorzukommen, benuzt. Aber auch von der andern Seite können wir uns schwerlich bereden, daß ein so eifriger Freund republikanischer Freiheit die Künste, sie zu unterdrücken, im Ernst gelehrt und in ein System gebracht habe. So tief in jenen Zei-

zu errathen sind, scheint gleicher Meinung zu seyn, und ein edler Weiser unserer Zeit, Jacobi (s. dessen Werke II. S. 384.), erklärt: Machiavelli's Buch sey darum so ungerecht verlästert, weil es die wahre Theorie der unumschränkten Herrschaft eines Einzigen, und keine falsche, irrige und täuschende gegeben habe.

Zeiten auch in Italien die Sittlichkeit gesunken seyn mochte, so ist uns doch eine solche Frechheit kaum denkbar, und was es uns besonders erschwert, dieselbe bey Machiavelli, so verderbt er auch gewesen seyn mag, wovon doch auch die überzeugenden Beweise fehlen, anzunehmen, ist der Umstand, daß es einem Manne von so großem Verstande nicht entgehen konnte, wie gerade durch die offene Lehre und Empfehlung dieser Grundsätze ihre wirkliche Anwendung sehr gehindert, ja wie die Ausführung der im Buche vom Fürsten gegebnen Anschläge durch das vorher Bekanntwerden wirklich vereitelt werden mußte. Ein Fürst, von dem allgemein geglaubt würde, er sey entschlossen, nach den von Machiavelli gepriesenen Maximen zu handeln, müßte durch eben diesen Glauben alles Zutrauen seiner Unterthanen und Nachbarn verlieren. Jeder seiner Schritte würde mistrauisch betrachtet, die allgemeine Aufmerksamkeit würde aufgeregt werden, um der Unterdrückung, welche man von einem solchen Fürsten erwarten müßte, entgegen zu arbeiten. Läßt es sich denken, daß ein so kluger Mann, wie Machiavelli war, den jungen Fürsten (Lorenz von Medicis, Herzog von Urbino, einen Neffen des Pabstes Leo X), dem er sein Buch zueignete und seine Lehren empfahl, dieser Gefahr habe aussetzen, ihn in so übeln Ruf bey allen

allen Zeitgenossen habe bringen wollen? Und läßt es sich ferner denken, daß dieser Fürst die Zueignung eines solchen Buchs gut aufgenommen, daß seine nahen Verwandten, die einsichtsvollen Päbste Leo X und Clemens VII, wäre auch ihre Politik noch so machiavellistisch gewesen, dem Prediger derselben öffentliche Beweise ihrer Gunst und Achtung gegeben haben sollten, wie es wirklich geschehen ist? Ihre eigene Ehre, ihr Vortheil mußten sie vielmehr bewegen, gerade das Gegentheil zu thun.

Den besten Ausweg unter den beiden entgegengesezten Meinungen scheint uns ein Umstand darzubieten, der bisher nicht beachtet, aber nach unserer Meinung sehr erheblich ist. Das Buch vom Fürsten ist nicht bey Machiavelli's Leben von ihm selbst herausgegeben. Sein Verfasser hat es nicht für das Publikum bestimmt gehabt, sondern die darin enthaltenen Rathschläge nur geheim dem eben genannten Herzoge von Urbino mitgetheilt. Abschriften desselben kamen, wir wissen nicht ob mit oder ohne Zuthun des Verfassers, in andere Hände, wurden begierig gelesen, und so ist das Buch einige Jahre nach Machiavelli's Tode 1532 zum ersten Mal gedruckt. Die ganze Fassung desselben spricht, nach unserm Gefühl, hierfür, und erst aus diesem Ge-

sichtspunkte gelesen kann der Sinn und die Meinung des Buchs an manchen Stellen verstanden werden. Nur wenn man dieses weiß, erscheinen die freien Urtheile minder auffallend, die Machiavelli sich über die mächtigsten noch lebenden Monarchen seiner Zeit, Ferdinand den Katholischen von Spanien, und Kaiser Marl, erlaubt, Urtheile, die in einem für das Publikum bestimmten Buche von einem klugen Manne wirklich unbegreiflich wären. Erst dann sieht man ein, wie Machiavelli von der zu bewirkenden Befreiung Italiens vom fremden Joch so frey reden, und den Herzog von Urbino so dringend auffordern konnte, dieses große Werk zu unternehmen, und wie er öffentlich zu sagen wagte, daß er die Zeitumstände für dasselbe damals günstiger wie je finde. Nicht nur kühn, sondern höchst unbesonnen, dem Zwecke gerade entgegen arbeitend, wäre eine solche Aeußerung in einer zur öffentlichen Bekanntmachung bestimmten Schrift gewesen; dagegen konnte sie an ihrem Platze seyn in einer geheimen Schrift, die Machiavelli einem Fürsten bestimmte, auf den er viel Vertrauen setzte und durch den er das große Werk wirklich vollbracht zu sehen hoffte.

Diese Idee der Befreiung Italiens vom Joche der Barbaren (wie man damals in diesem Lande die Deut-

Deutschen, Spanier und Franzosen nannte), die Herstellung der Einheit und Unabhängigkeit Italiens unter einem eingebornen Herrscher hat seit Jahrhunderten alle guter Köpfe dieses Landes begeistert, und sie begeistert sie noch bis auf diese Stunde; sie hat auch Machiavelli die Schrift vom Fürsten eingegeben. Nachdem er an der Möglichkeit verzweifelte, seiner Vaterstadt die republikanische Freiheit wieder zu verschaffen, wünschte er doch sein Vaterland überhaupt von der Herrschaft der Fremden zu befreien; ein so großer Zweck heiligte in seinen Augen die Mittel, und alle Grundsätze der Moral mußten weichen, wenn es darauf ankam, ein großes unterdrücktes Volk frey zu machen. Dieser lezte Gedanke in dem Umfange und mit der strengen Consequenz durchgeführt, wie es von Machiavelli geschieht, ist freilich jedem Rechtschaffenen abscheuwürdig, und dieses Staatsmanns Charakter wird keinesweges gerechtfertigt, wenn er seine bösen Rathschläge auch nur insgeheim einem einzelnen Fürsten gegeben hat. War auch das Buch vom Fürsten, wie es dessen neuester deutscher Uebersetzer und Commentator sehr wahrscheinlich macht, nur ein Spielwerk des scharfen Verstandes und der Liebe zur Consequenz seines Urhebers, und wäre dieser vielleicht selbst zurückgebebt, hätte man ihn je zur eigenen

Ausführung der von ihm einem Andern angerathenen verruchten Anschläge aufgefodert; so kann dieses doch keinesweges seinen Charakter weniger des Abscheues und der Verachtung würdig machen. Nur Machiavelli's Klugheit ist gerettet, wenn wir annehmen dürfen, daß er seine Schrift nicht zur öffentlichen Bekanntmachung, sondern zu einem geheimen Gebrauch und zur Erreichung des größten Zwecks bestimmte, der für einen Italiener in damaliger Zeit denkbar war. Immer bleibt es auch bey dieser Erklärung noch sehr auffallend, wie Machiavelli seine abscheulichen Lehren nicht wenigstens durchaus mit strengster Beschränkung auf den großen Zweck, zu dem er am Ende der Schrift auffordert, sondern mit unbedingter Allgemeinheit habe geben können, und unbegreiflich ist es, wie es möglich gewesen, daß Machiavelli sich verheelen konnte, ein Herrscher, der seine Lehren befolge, werde, bey aller Klugheit und Verschlagenheit, doch immer voll Furcht und Unruhe, von einem noch Verschlagenern überlistet zu werden, ein höchst unglückliches Leben führen, und die durch Trug und Gewalt errungene Herrschaft schwerlich auf seine Erben bringen. Machiavelli verheelte dieses auch nicht; um den Regenten, welcher seine Lehren befolgen wollte, möglichst vor den Gefahren zu sichern, welche seinen gräßlichen Weg um-

umgaben, empfiehlt er denselben die höchste Vorsicht und Klugheit. Er kann ihm hiebey freilich keinen edlern Beweggrund vorhalten, als den eignen Vortheil. Aber um dieses Willen räth er, alle Ungerechtigkeiten und Unterdrückungen wo möglich gleich zu Anfang und mit einem Mal zu begehen, und, wenn durch sie der Zweck, nämlich die Herrschaft, erreicht sey, Alles zu thun, um durch eine strenge, aber gerechte und für den Wohlstand des Volks wirklich sorgende Regierung die Verbrechen, durch die sie errungen worden, möglichst bald in Vergessenheit zu bringen. Darum räth er dem Usurpator, Alles zu thun, um von seinen Unterthanen für gerecht, menschlich und religiös gehalten zu werden. Denn Tugend und Gerechtigkeit, gesteht Macchiavelli ein, sind durchaus nöthig, um die Herrschaft zu sichern. Der Regent, welcher diese Eigenschaften nicht wirklich besizt, muß sie heucheln, und zwar möglichst aufrichtig durch Handlungen, welche, während einer langen Zeit fortgesezt, zumal wenn die Umstände den Herrscher begünstigen und seiner Regierung äußern Glanz und Ruhm geben, endlich den Mangel wahrer Tugend, zwar nie ganz, aber immer doch einigermaßen ersetzen können.

Diese Huldigung der Wahrheit liegt nach unserm Gefühl unverkennbar in Machiavelli's Buch, der auch den höchst unglücklichen Ausgang aller der bösen Herrscher, die er als Muster aufgestellt, nicht verheelen kann. Wir gestehen es, dieses zu bemerken, hat uns wohl gethan, und jeder nachdenkende und gute Leser wird hierin einstimmen. Aber nicht Alle, welchen das Buch vom Fürsten in die Hände fiel, waren nachdenkend und gut. Viele, und gerade unter den wichtigsten Lesern, hielten sich an den offenliegenden Buchstaben und befestigten sich durch denselben in dem Gedanken, daß die Moral des Privatmanns für den Herrscher nicht gemacht sey, daß dieser vielmehr, wenn er immer gerecht und gut handeln wolle, unfehlbar werde unterdrückt werden. Machiavelli's Buch ist zu allen Zeiten viel von Regenten und Staatsmännern gelesen, und manche, die es laut getadelt, haben dessen Rathschläge im Stillen befolgt. Man behauptet gerade von denen, welche keinen guten Ruf von strenger Gerechtigkeit in der Geschichte hinterlassen haben, daß sie fleißige Leser und Bewunderer von Machiavelli gewesen sind, z. B. Kaiser Carl der V, die englische Königin Elisabeth, und vorzüglich die französische Königin Catharina von Medicis. Diese Prinzessin, welche eine Tochter eben des Herzogs von Urbino war, für den

Mac-

Machiavelli sein Buch geschrieben hat, soll dasselbe fleißig gelesen und auch ihren Söhnen dessen Studium sehr empfohlen haben. Die Pariser Bluthochzeit hat gelehrt, daß die Empfehlung nicht ohne Wirkung geblieben. Auch die Kardinäle Richelieu und Mazarin sollen große Bewunderer des Buchs vom Fürsten gewesen seyn. Und in unsern Tagen ist von Napoleon ein Gleiches versichert. Gewiß machen mehrere seiner Handlungen sehr wahrscheinlich, daß ihm des Landsmanns Lehren nicht unbekannt geblieben [27]). Ohne Uebertreibung kann man sagen, daß ohne Machiavelli's Buch manches Böse in der Welt nicht geschehen wäre.

Der junge Friedrich las dieses Buch mit Empfindungen des höchsten Unwillens. Die Grundsätze desselben waren allen seinen Gefühlen durchaus zuwider. Daß es dem Verfasser mit den ertheilten Lehren baarer Ernst gewesen, bezweifelte Friedrich gar

 nicht.

27) In dem nach der Schlacht von Waterloo erbeuteten Reisewagen Napoleons sollen handschriftliche Anmerkungen zu dem Buche vom Fürsten gefunden seyn. Man hat dieselben sogar schon unter dem Titel: Macchiavel commenté par Napoléon Buonaparte. à Paris 1816. ins Publikum gebracht. Aber diese Schrift ist sichtbar eine Erdichtung.

nicht. Er verwarf gänzlich die Meinung, Machiavelli habe die verruchten Grundsätze, nach welchen manche Herrscher gehandelt, verrathen und vor ihren Künsten warnen wollen. Er sah dieses sogar als eine Beleidigung der Regenten an, unter denen, sagte er, es nur wenige moralische Ungeheuer, aber von jeher viele edelgesinnte und wohlwollende gegeben habe. Sein Unwille bewog ihn, eine Widerlegung zu entwerfen, in welcher er sich besonders bemüht, das Ungereimte und Widersprechende in Machiavelli's Lehren zu entwickeln und zu beweisen, daß ein Regent, welcher dieselben befolge, nothwendig seinen eigenen Untergang bereiten werde, daß dagegen Regenten nur durch Gerechtigkeit, Mäßigung und Menschlichkeit die Liebe der Unterthanen, das Zutrauen anderer Staaten erwerben, und nur auf diese Tugenden eine glückliche und dauerhafte Herrschaft gründen können. Die Wahrheit dieser Grundsätze ist einleuchtend gemacht, und ihr gefühlvoller Vortrag nimmt für den Verfasser ein, zumal wenn man weiß, daß dieser durch seine Geburt berufen war, die Lehren, die er giebt, selbst auszuüben. Freilich bleibt der Wunsch, Friedrich möchte noch etwas tiefer in den Sinn des Gegners eingedrungen seyn, die eigenen Behauptungen zuweilen noch vielseitiger entwickelt, noch genauer bestimmt haben. Doch wenn

man

man erwägt, daß dieses Buch von einem Jüngling geschrieben worden, der die Welt nur noch aus Büchern kannte, so wird man geneigt, vielmehr die Reife mancher seiner Urtheile zu bewundern, als deren Abgang zuweilen zu vermissen. Um dem Fürsten des Machiavelli und Friedrichs Widerlegung desselben überhaupt Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, ist billig zu bedenken, daß die erste Schrift die Arbeit eines klugen, durch lange Erfahrungen gereiften, aber auch durch eben dieselben sittlich verderbten und gegen die Leiden der Menschen unempfindlich gewordenen Staatsmanns, die andere der Erguß eines edlen, wohlwollenden jungen Gemüths ist. Der edle Unwille gegen die verruchten Grundsätze Machiavelli's reißt Friedrich so weit hin, daß er den in dessen Buche enthaltenen weisen Lehren, die Jeder, welcher das Treiben der Menschen und den Weltlauf kennt, bewährt findet, zuweilen nicht Gerechtigkeit wiederfahren läßt, manchen Tadel übertreibt und dem Florentiner wirklich Unrecht thut. Man könnte vielleicht sagen, so wie der neueste deutsche Uebersetzer und Commentator von Machiavelli's Buch das Abscheuwürdige in demselben nicht genug in seiner Häßlichkeit darstellt, so habe Friedrich das Gute und Treffliche in demselben ganz übergangen. Doch enthält der Anti-Machiavell nicht blos Wi-

derlegung, vielmehr enthalten einige Abschnitte darin Betrachtungen, welche denen von Machiavelli ganz beistimmen, sie bestätigen und durch Beispiele aus der neuern Geschichte erläutern. Welcher Ernst es Friedrich mit der Absicht gewesen sey, durch diese Widerlegung dem verderblichen Einfluß, den das Buch vom Fürsten auf Regenten und Staatsmänner haben kann, Einhalt zu thun, beweisen die Briefe, mit denen er seine Handschrift stückweise an Voltaire sandte. Er hoffte von seiner Schrift gute Wirkung, und daß sie ihn überleben werde; er wandte deshalb großen Fleiß auf deren öftere Ueberarbeitung, und benuzte jede ihm gemachte Bemerkung zu deren Verbesserung, mit der er erst einige Wochen vor seiner Thronbesteigung ganz fertig wurde. Doch war er mit manchen Veränderungen, welche Voltaire bey der Herausgabe gemacht hatte, nicht zufrieden. Er wollte das Buch noch einmal ganz umarbeiten, aber der ausgebrochene Krieg hinderte die Ausführung. „Ich hätte, sagt er einmal, die „Schrift noch viel unterhaltender machen können, „wenn ich eine Menge Anekdoten, die ich von allen „europäischen Höfen weiß, angeführt hätte; es wür„den keine andere als solche gewesen seyn, von de„ren Wahrheit ich versichert bin, aber um so mehr „würden sie beleidigt haben, und meine Absicht war „nicht,

„nicht, noch lebenden Fürsten wehe zu thun, sondern „ihnen nützlich zu werden.“

Eine Widerlegung des berüchtigten Buchs in diesem Geist und mit dieser Gesinnung geschrieben, bekannt gemacht und gepriesen durch einen Gelehrten von einem so großen Ansehn, als Voltaire damals schon hatte, mußte nothwendig unter allen Staatsmännern und Gelehrten große Aufmerksamkeit erregen, und die Versicherung des Herausgebers, der ungenannte Verfasser zeichne sich eben so sehr durch seinen hohen Rang, als den umfassendsten Geist aus, trug hierzu bey. Friedrich hatte nicht gewollt, daß, wie Voltaire vorschlug, das Werk unter seinem Namen erscheine, aber derselbe wurde bald allgemein bekannt. Der Anti-Machiavell wurde zuerst in Holland gedruckt, und noch in demselben Jahre erschienen mehrere Auflagen; das Buch wurde in ganz Europa mit großem Beifall gelesen. Der Umstand, daß dasselbe gerade in dem Zeitpunkt erschien, wie dessen Urheber den Thron bestieg, gab die günstigsten Erwartungen von seiner Regierung. Doch, als bald nachher Friedrich die Zeitumstände benutzte, alte Ansprüche seines Hauses geltend zu machen, und eine Provinz seines in Bedrängniß befindlichen Nachbars wegnahm, wollte man hierin einen Widerspruch

mit

mit den im Anti-Machiavell enthaltenen Lehren finden. Ein französischer Gelehrter, dessen Schriften zwar wenig gelesen wurden, aber der durch eine strenge Moral und darauf gebauete Politik große Achtung erworben hatte, der Abbé St. Pierre [28]), stellte den Contrast lebhaft dar, der sich zwischen

28) Castel de St. Pierre, aus einer angesehenen adlichen Familie in der Normandie stammend, 1658 geboren, hat nie in öffentlichen Aemtern, sondern in abgezogener Stille den Wissenschaften gelebt. Er hat über wichtige Gegenstände der Moral und Politik sehr vieles geschrieben, aber ohne sich im mindesten um Styl und Einkleidung zu bekümmern. Die Folge hievon war, daß seine Schriften wenig gelesen wurden und fast gar keinen Eindruck machten, aber eben dieser Umstand verschaffte dem Verfasser mehr Sicherheit, als wohl sonst der Fall gewesen seyn möchte. Man ließ ihn ungestört fortschreiben, weil man wußte, daß er nichts wirke. Hätte er, sagt Voltaire, dieselben Sachen in Fontenelle's Styl vorgetragen, so wäre er verloren gewesen. Indeß wurde er doch seiner Stelle in der Akademie entsetzt, weil man wußte, daß seine Freimüthigkeit dem Hofe mißfalle; nur eine einzige Stimme, nämlich die von Fontenelle, widersprach dieser Schmeicheley. Doch bewies man eine stille Achtung gegen St. Pierre dadurch, daß man, so lange er lebte, die Stelle nicht als erledigt ansah, und erst nach seinem Tode einen Nachfolger wählte. Jezt sind seine Schriften ganz vergessen, obgleich sie über Dinge, die für das Glück der Menschheit wichtig sind, der Aufmerksamkeit sehr werthe Betrach-

schen den Grundsätzen und Handlungen Friedrichs finde, in einer Schrift, die er l'Enigme politique

trachtungen enthalten. Rousseau hatte einmal den Vorsatz, diese Schriften abgekürzt und lesbar gemacht, mit Beurtheilung ihres Inhalts, neu herauszugeben, und es ist zu bedauern, daß er diesen Vorsatz nicht in der Art, wie er ihn auszuführen angefangen hatte (Siehe Oeuvres de Rousseau Tom. XXIII. édit. de Deux-Ponts), vollendet hat. St. Pierres Projekt eines ewigen Friedens (oder vielmehr eines fortdauernd bestehenden Gerichts, dem sich alle Staaten zur schiedsrichterlichen Entscheidung der unter ihnen entstehenden Irrungen freiwillig unterworfen hätten) hat vieles Aufsehen gemacht. St. Pierre hielt dasselbe im ganzen Ernst für ausführbar, weil es der Vernunft gemäß war. Er empfahl bey jeder Gelegenheit mit Begeisterung dessen Ausführung und nährte die Hoffnung, diese noch selbst zu erleben. Als der Anti-Machiavell erschien, bezeugte er öffentlich seine große Freude über die darin herrschenden edlen und gerechten Grundsätze. Er faßte wirklich die Hoffnung, Friedrich werde den so sehr gewünschten bleibenden Ruhestand von Europa zu Stande bringen. Um so mehr wurde er aber zum Unwillen gereizt, als der Krieg, welchen der junge König unternahm, dieser Hoffnung zu widersprechen schien. St. Pierre starb 1743 im hohen Alter. Nach seinem Tode erschien noch ein wichtiges Buch von ihm, das man während seines Lebens bekannt zu machen nicht gewagt hatte: Annales politiques. à Londres 1758. 2 Voll. Es enthält in chro-

tique nannte, und forderte den König auf, mit seinen Truppen Schlesien zu verlassen, und seine Ansprü-

chronologischer Ordnung die kurze Erzählung und Beurtheilung vieler merkwürdigen Begebenheiten, vorzüglich in Frankreich während des Zeitraums von achtzig Jahren, nämlich von 1658 bis 1739. Diese Geschichte ist mit vieler gesunden Vernunft und richtigem Urtheile geschrieben. Lob und Tadel sind gerecht und unpartheiisch ausgetheilt, und durch Anwendung auf einzelne Fälle wird einleuchtend bewiesen, wie die wahre Größe eines Regenten nicht in glänzenden Thaten, sondern in weisen Einrichtungen bestehe, durch welche das eigne Volk glücklich gemacht, die Achtung und das Vertrauen der Fremden erworben werde, auch, daß die persönliche Zufriedenheit des Regenten nicht anders als durch Gerechtigkeit, Mäßigung und Wohlthätigkeit erreicht werden könne, daß leidenschaftliches Verfolgen der Zwecke des Ehrgeizes und der Habsucht aber immer mit großem Verlust und innererer Unzufriedenheit der Unternehmer verbunden sey. Was das Lesen dieses Geschichtbuchs, ungeachtet einiger Weitschweifigkeit und zu vieler Wiederholungen, doch vorzüglich anziehend macht, ist die weise Mäßigung, mit der es geschrieben ist. Man fühlt, daß darin nichts sehr übertrieben sey. So freimüthig St. Pierre alles nach seiner Ansicht Ungerechte und Verkehrte, auf welcher Seite es sich auch findet, tadelt, so sehr läßt er guten und weisen Unternehmungen, von wem sie auch herkommen, Gerechtigkeit wiederfahren. Ludwig XIV wird strenge, aber keinesweges ungerecht beurtheilt. Vorzüglich schätzbar ist die Charakterisirung merkwürdi-

ger

ſprüche durch unpartheiiſche Schiedsrichter, England und Holland, entſcheiden zu laſſen. Man ſagt, St. Pierre's Schrift ſey mit Wiſſen und Genehmigung des franzöſiſchen Miniſteriums gedruckt, was uns doch kaum glaublich iſt. Formey widerlegte dieſe Schrift in einem Anti-St. Pierre [29]). Der dem Könige gemachte Vorwurf eines Widerſpruchs zwiſchen ſeinen Grundſätzen und ſeinem erſten Kriege iſt in der That ungerecht. Er hat im Anti-Mac-

ger Menſchen, welche der Verfaſſer meiſtens perſönlich gekannt hat, und wohlthuend iſt die ſchöne Hoffnung, welche St. Pierre, der den Weltbegebenheiten ſo lange und ſo aufmerkſam zugeſehen hatte, bis ins Alter immer unterhielt, daß das menſchliche Geſchlecht, aller ſeiner Verirrungen ungeachtet, doch in der That ſich vervollkommne, und wir einer Zeit näher rücken, wo ein Zuſtand, der jezt noch Traum eines guthergigen Menſchenfreundes ſcheine, Wirklichkeit ſeyn werde. — Wir haben die ſich hier darbietende Gelegenheit nicht unbenuzt laſſen wollen, an den weiſen und höchſt achtungswerthen Mann und deſſen noch jezt ſehr leſenswerthe Schriften zu erinnern.

29) Beide Schriften haben ſich längſt aus dem Buchhandel verloren, und wir haben ſie im Original nicht einſehen können. In einer auch wenig bekannten Gelehrtengeſchichte des Weltweiſen auf dem Thron. Frankfurt und Leipzig 1765, S. 232 u. f. findet ſich eine Ueberſetzung derſelben.

Machiavell durchaus nicht alle und jede Kriege ohne Unterſchied für ungerecht erklärt, vielmehr behauptet er ausdrücklich, daß unter gewiſſen Umſtänden nicht nur zur Vertheidigung, ſondern auch zum Angriff, der Krieg, ein ſo großes Uebel er auch ſey, doch nothwendig und gerecht werden könne, und unter den verſchiedenen Erwerbungsarten eines Landes nennt er auch die Eroberung durch einen gerechten Krieg. Da nun Friedrich den von ihm angefangenen Krieg wirklich für gerecht hielt; ſo war ſeine Handlung nicht im Widerſpruch mit ſeiner Lehre. Wäre ſie dieſes aber auch geweſen, und hätte Friedrich der ſich darbietenden guten Gelegenheit, ſeinen Staat zu vergrößern, nachgegeben, hätte die Leidenſchaft ihn verleitet, die Pflicht zu vergeſſen, welche er in ſeinem Buche den Regenten vorhält, ohne die höchſte Noth nie einen Krieg anzufangen; ſo wäre dieſes doch kein Beweis, daß es ihm mit dieſer Lehre nicht Ernſt geweſen ſey. Zu allen Zeiten haben Weltweiſe den Lehren, die ſie gaben, nicht immer gemäß gehandelt, ohne deshalb Heuchler zu ſeyn. Sie erkannten die Wahrheit in der Stille des Nachdenkens, aber im Gewühl der Welt wurden ſie von Leidenſchaften zu Handlungen hingeriſſen, die dieſer Wahrheit entgegengeſezt waren. Friedrich hat durch ſeine ganze lange Regierung überzeugend be-

bewiesen, wie sehr er von den Lehren, die er im Anti-Machiavell gegeben, durchdrungen war. Er hat das Bild, welches er von einem unabläſſig für das Wohl seiner Völker thätigen Regenten aufstellt, nicht nur erreicht, sondern es übertroffen.

2) Dissertation sur les raisons d'établir ou d'abroger les lois. A. II. — Diese Schrift ist 1747 oder 1748 geschrieben, zu der Zeit, wie der König mit seiner ersten Justiz-Reform beschäftigt war, die er durch den Großkanzler Cocceji bewirkte, dessen in dieser Schrift als noch lebend auf eine Art gedacht wird, welche Friedrichs hohe Achtung für diesen Staatsminister ausdrückt. Der Aufsatz, welcher auch einigen Ausgaben des Anti-Machiavells beigedruckt ist, beweist, wie gute Einsichten der König von der Wichtigkeit guter Gesetze und von dem Wesentlichen, worauf es bey denselben ankömmt, hatte. Auch lernt man hier, daß Friedrich keinesweges, wie oft geglaubt worden, den Gedanken gehabt, in seinen Staaten etwas ganz Neues und höchst Vollkommenes, mit Wegwerfung alles bisher Bestehenden, einzuführen. Friedrich erkannte sehr wohl, daß die Gesetze, nach den durchaus verschiedenen Verhältnissen der Völker, auch sehr verschieden seyn müssen; er sah ein, daß immer

Punkte übrig bleiben, in welchen auch der weiseste Gesetzgeber sich selbst nie genug thun wird und in welchen fortschreitende Verbesserung immer Statt finden muß. In die ältere Geschichte der Gesetzgebung ist er zwar nicht sehr tief eingedrungen, und was er darüber sagt, ist nicht genügend. Auch verwechselt er oft öffentliches Recht und Verfassung des Staats mit dem Privatrechte der Unterthanen, von dem er doch hier nur reden wollte. Aber immer sieht man auch aus diesem kleinen Aufsatze, wie ernstlich der König über diesen Gegenstand nachgedacht hatte, und wie sehr ihm derselbe am Herzen lag.

3) Lettres sur l'amour de la patrie. A. III. — Wir finden nirgend bemerkt, zu welcher Zeit diese Briefe geschrieben seyn mögen; vermuthlich in der frühern Periode. Im Jahre 1779 erschien eine zweite Auflage. Die Absicht derselben ist, zu beweisen, daß der wohlhabende Mann vorzüglich verpflichtet sey, dem Vaterlande mit seinem Leben und allen seinen Kräften zu dienen, und demselben auf jede mögliche Weise nützlich zu werden. Es scheint, der König habe bey dieser Schrift einige französische Schriftsteller (des encyclopédistes nennt er sie) im Auge gehabt, welche damals behauptet hatten, der weise Mann sey ein

Welt-

Weltbürger und habe gegen kein beſonderes Land Verbindlichkeit. Friedrich widerlegt dieſes mit vieler Wärme und macht beſonders bemerklich, jeder Menſch müſſe auch um deshalb dem Staate dienen, weil nützliche Thätigkeit die Quelle des ſicherſten eigenen Glücks ſey, Müſſiggang aber Ueberdruß und Unluſt zu gewiſſen Folgen habe.

4) Essai sur les formes de gouvernement, et sur les devoirs des souverains. B. VI. — Dieſe kleine Schrift, im Jahr 1781 geſchrieben und gedruckt, iſt die lezte, in welcher Friedrich ſeine Grundſätze über Staatsverwaltung und Beſtimmung der Regenten hinterlaſſen hat. Vergleicht man dieſelbe mit ſeiner früheſten, mehr als vierzig Jahre vorher entworfenen Schrift in dieſem Fache; ſo findet man, daß er am Ende ſeiner Laufbahn von eben den Grundſätzen und Geſinnungen belebt war, die ihm beim Anfange derſelben den Anti-Macchiavell eingegeben hatten; eine Uebereinſtimmung, welche beweiſt, wie ſehr er von dieſen Grundſätzen durchdrungen war. „Die Völker „ſind nicht um der Regenten, ſondern dieſe um jener „Willen vorhanden. Die Regenten ſind die erſten „Diener des Staats. Um ihre hohen Pflichten zu „erfüllen, müſſen ſie unabläſſig thätig ſeyn und be-

„ständige Aufmerksamkeit anwenden, welcher nichts „entgehen darf, was auf das Wohl der Unterthanen „nähern oder entferntern Einfluß haben kann.“ Dies sind die Lehren, welche Friedrich hier vorträgt, mit wichtigen Bemerkungen über einzelne Zweige der Staatsverwaltung. Man kann diese kleine Schrift nicht ohne die höchste Bewunderung lesen, besonders wenn man erwägt, wie eifrig ihr Verfasser gestrebt hat, die Lehren, welche er giebt, in der That zu üben.

III. Schriften zur Kriegswissenschaft gehörig.

Die Schriften, in welchen ein so großer Feldherr, wie Friedrich war, seine Erfahrungen und durch dieselben erworbenen Grundsätze über die beste Art zu kriegen, niedergelegt hat, müssen für Jeden, dem diese Kunst Hauptgeschäft ist, sehr belehrend, aber auch jedem Andern wichtig seyn, da man mit Recht annehmen kann, der Geist Friedrichs werde sich vorzüglich in seinem Nachdenken über einen Gegenstand, der ihn sein ganzes Leben hindurch so ernstlich beschäftigt hat, offenbart haben. Aus diesem Grunde liefern wir auch von diesen Schriften hier eine Anzeige. Doch wird man von einem Layen in der

der Kriegswissenschaft kein Urtheil über den verhältnißmäßigen Werth dieser Schriften erwarten, wie wir es in Absicht der andere Fächer betreffenden versucht haben. Wir begnügen uns mit einer kurzen allgemeinen Anzeige, und bedauern nur, daß uns die Hülfsmittel abgehen, dieselbe in Absicht der taktischen Schriften auch nur litterarisch so vollständig und befriedigend zu machen, als wir es wünschten. Friedrichs militairische Schriften sind folgende:

1) Discours sur la guerre. A. II. — Wir wissen nicht, zu welcher Zeit dieser Aufsatz geschrieben, und wann er zuerst erschienen seyn mag; wahrscheinlich noch vor dem siebenjährigen Kriege. Es wird in demselben kein Unterricht in der Kriegskunst gegeben, sondern der Zweck dieser Schrift ist, zu beweisen, daß der Krieg, bey allem Elend, welches er über die Menschheit verbreite, doch auch gute Folgen habe, indem er den Anbau mehrerer Wissenschaften, deren der Krieg bedarf, befördert, Gelegenheit zur Entwickelung von Kräften, zur Ausübung vieler Tugenden giebt, wozu ohne den Krieg der Anlaß gefehlt hätte, daß er der Weichlichkeit und dem Luxus wehrt, welche bey langdauerndem Frieden unvermeidlich werden. Es ist hierüber manches Wahre gesagt, aber das Gute, das der Krieg

hervorbringt oder veranlaßt, iſt übertrieben oder zu einſeitig dargeſtellt, überhaupt der ſehr wichtige Gegenſtand in dieſer Schrift nicht erſchöpft.

2) Instruction militaire du roi de Prusse pour ses généraux. A. III. — Dieſe Schrift iſt urſprünglich deutſch geſchrieben; ſie war handſchriftlich in dieſer Sprache unter den Sachen eines im ſiebenjährigen Kriege gefangen genommenen preußiſchen Officiers gefunden. Ein Herr von Fäſch, Obriſtlieutenant in ſächſiſchen Dienſten, überſezte dieſelbe ins Franzöſiſche, und dieſe Ueberſetzung wurde wieder ins Deutſche übertragen und erſchien 1761 unter dem Titel: Des Königs von Preußen Unterricht in der Kriegskunſt an ſeine Generals. Dieſer Ausgabe waren zur Erläuterung Plane hinzugefügt. Die in der Berliner Sammlung gegebne Schrift iſt ein Abdruck der Fäſchiſchen Ueberſetzung, und deren Plane ſind dort auch wieder beigefügt. Später, nachdem ſiebenjährigen Kriege, hat der König, wie er ſelbſt erzählt (S. B. V. p. 170.), noch einen Unterricht von der Kriegskunſt geſchrieben, der den Inſpekteurs der Armee anvertraut wurde, um denſelben den Generals und Kommandeurs der Regimenter zum Leſen mitzutheilen, aber mit ausdrücklichem Befehl möglichſter Ge-

Geheimhaltung. Dieser zweite Unterricht ist von Zeit zu Zeit durch Zusätze über einzelne Gegenstände ergänzt. Ob derselbe je vollständig bekannt geworden, haben wir nicht mit Gewißheit erforschen können. Aber jener ältere Unterricht ist später nach der ersten Ausgabe von 1761 durch einen großen Kenner der Kriegskunst (den damaligen hannöverischen Artillerie-Kapitain, nachher preußischen General-Lieutenant von Scharnhorst, der um die Wiederherstellung der preußischen Armee in der neuesten Zeit unsterbliche Verdienste erworben hat) unter dem Titel herausgegeben: Unterricht des Königs von Preußen an die Generale seiner Armeen. Vermehrt mit den Instruktionen, welche der König nach der ersten Ausgabe nach und nach bis an seinen Tod aufgesezt hat, erläutert durch acht Plane und durch viele Beispiele aus dem siebenjährigen Kriege. Hannover 1794. Ob die später von Friedrich gegebnen Instruktionen sich vollständig hier finden, vermögen wir nicht zu entscheiden. Die Zusätze sind ansehnlich und übertreffen an Umfang den ältern Aufsatz. Doch hat auch der Herausgeber selbst Anmerkungen beigefügt, und es ist nicht immer deutlich zu erkennen, welche Zusätze vom Könige und welche von Scharnhorst her-

rühren mögen. Dergleichen Miſchung iſt in ſpäter erſchienenen und Friedrich beigelegten militairiſchen Schriften noch weiter getrieben, und dieſelben enthalten wahrſcheinlich nur Fragmente von Friedrichs eigenen Aufſätzen, denen Fremdes beigemiſcht worden [30]). Zu wünſchen wäre, daß ein Kenner des Fachs eine kritiſche Scheidung vornähme und die wirklich von dem großen Könige herrührenden militairiſchen Schriften allein herausgäbe, mit deutlicher Sonderung des hinzugefügten Fremden.

3) Des marches d'armées, et de ce qu'il faut observer à cet égard. A. III. — Dieſe Anweiſung über Märſche iſt wahrſcheinlich einer der Zuſätze, welche der erwähnten allgemeinen Inſtruktion nachgetragen ſind. Doch findet ſich dieſer Aufſatz nicht in der Scharnhorſtiſchen deutſchen Ausgabe.

4) Instruction pour la direction de l'académie de nobles à Berlin. A. III. — Dieſe 1765 geſchriebene Inſtruktion beweiſ

30) Von dieſer Art ſind vermuthlich: Geheime ſtrategiſche Inſtruktionen Friedrichs II, Leipzig 1803, und noch ein Buch unter eben dieſem Titel, Leipzig 1815.

beweiset, wie sehr es Friedrich angelegen war, einer von ihm gestifteten Erziehungs-Anstalt möglichste Vollkommenheit zu geben. Es sollten in derselben höhere und eigentlich gelehrte Officiere gebildet werden, mit der Rücksicht, dieselben auch zur Führung diplomatischer Geschäfte brauchbar zu machen.

Das Lehrgedicht: l'Art de la guerre, wird unter den Poesien des Königs erwähnt werden.

IV. Philosophische Schriften.

1) Dissertation sur l'innocence des erreurs de l'esprit. B. VI. — Diese Schrift ist mit Unrecht in die Sammlung B gebracht, und gehört vielmehr in A, denn sie ist schon in Friedrichs Jugend 1738 geschrieben und allein bekannt gemacht, wie aus einem Briefe des Königs an Voltaire erhellet (S. D. I. p. 326.). Der Zweck ist, zu zeigen, „daß es äußerst schwer, ja unmöglich sey, „in sehr vielen Dingen zur Wahrheit, zum entschiedenen Wissen zu gelangen, woraus folget, daß „dieses nicht die Bestimmung unsers Geschlechts seyn „könne. Die Vorstellungen, welche wir uns machen, „hängen von Umständen ab, welche gar nicht in unserer Gewalt sind; deshalb sind diese Vorstellun-

„gen bey verſchiedenen Menſchen ſo unendlich ver„ſchieden, und auch bey einem und demſelben Men„ſchen nicht zu allen Zeiten dieſelben. Dieſe Betrach„tung muß uns gegen einander nachſichtig und duld„ſam machen, und dies wird um ſo mehr Pflicht, „wenn wir erwägen, daß unſere ſpekulativen Mei„nungen, welche ſie auch ſeyn mögen, uns nicht „hindern, unſre Pflichten gegen die Geſellſchaft zu „erfüllen; und daß es bey leztern weit mehr auf das, „was wir thun, als auf das, was wir glauben, an„komme.“ Dieſe Sätze ſind auf eine ſehr angenehme Art vorgetragen in einem Geſpräche, von dem der Verfaſſer einem Freunde Nachricht giebt. Es ſcheint, Friedrich hat in dieſer Schrift die Manier des Cicero in einigen ſeiner philoſophiſchen Schriften nachahmen wollen. Die Mäßigung und Duldſamkeit ſeines Urtheils verdient um ſo höhere Achtung, wenn man erwägt, daß ſie Friedrich ſchon in ſo früher Jugend bewieſen hat. Bey allen Veränderungen ſeiner philoſophiſchen Anſichten iſt er dieſen Grundſätzen während ſeines ganzen Lebens treu geblieben.

2) Lettres sur l'éducation. A. II. — Dieſe kleine Schrift iſt im Jahr 1770 zuerſt gedruckt. Sie liefert einen Beweis, wie wichtig Friedrich die Erziehung hielt. Sie enthält Schilderungen des ſchlech-

schlechten Zustandes derselben, vorzüglich in den höhern Ständen, und der Fehler unserer Schulen. Unter andern ist uns auffallend gewesen, daß der König sagt: „Man bemerke unter den Frauen von hö„herm Alter eine größere Geistesbildung, als unter „den jüngern, und dieses sey dem Umstande beizu„messen, daß die Erstern in den Pensionen erzogen „worden, welche geistvolle Frauen in früherer Zeit „unterhielten, die aber nach dem Tode der erstern „Stifterinnen aufgehört hätten.“ Vermuthlich hatte Friedrich hiebey die Erziehungsanstalten der französischen Protestantinnen im Auge, welche zur Zeit seiner Jugend in Berlin häufig waren, und unstreitig zur Bildung der Töchter der vornehmsten Familien wohlthätig gewirkt haben. Die Richtigkeit der Bemerkung, daß es in dieser Hinsicht schlechter geworden, möchten wir jedoch wohl bezweifeln, und vielleicht liegt der Grund derselben darin, daß Friedrich im spätern Alter das weibliche Geschlecht zu entfernt von sich hielt, um die Geistesbildung jüngerer Frauen eben so gut zu bemerken, wie ihm die einiger älteren bekannt geworden war, die er in frühern Jahren im Kreise der Madame de Rocoules und der Madame de Camas kennen gelernt hatte.

3) Essai sur l'amour propre envisagé comme principe de morale. A. II. — Diese Schrift ist im Jahre 1770 in der Berliner Academie gelesen und darauf gedruckt worden. Der Ideengang derselben ist folgender: „Die „Beweggründe zur Tugend werden in den Systemen „der Weltweisen von der Annäherung zur göttlichen „Natur, von der innern Schönheit guter Handlungen, von dem Vergnügen, welches der Mensch „durch sie empfindet, oder in den Lehrbegriffen der „Religion von dem Wohlgefallen Gottes, von Bestrafungen und Belohnungen jenseits des Grabes, „hergenommen. Diese Gründe sind aber über die Fassung des großen Haufens zu weit erhaben, als daß „sie auf denselben hinlänglich zu wirken, oder ihn in „Stand zu setzen vermögten, den Leidenschaften zu „widerstehen, welche doch die Menschen weit mehr „als ruhige Ueberlegung zum Handeln bewegen. „Aber eine ganz andere Wirkung darf man hoffen, „wenn es uns gelingt, bey den Menschen die Ueberzeugung zu bewirken, daß die Selbstliebe, welche „doch bey Allen die Haupttriebfeder ist, nicht besser „als durch Beobachtung der Tugend unter allen „Umständen befriedigt werden könne, daß rechtschaffen, gerecht, fleißig, uneigennützig, theilnehmend und wohlwollend handeln auch am sichersten

„zu

„zu allgemeiner Achtung, zur Geneigtheit aller an„dern Menschen gegen uns, zur Erwartung jedes „Beistandes von ihnen, zu Reichthum und Vergnü„gen, besonders aber zu der beständigen Gemüths„heiterkeit und innern Selbstzufriedenheit führen, „in welchen das Wesen der von allen gewünschten „Glückseligkeit besteht.“ Gewiß war die Absicht des Königs bey dieser Schrift sehr gut und wichtig, aber den denkenden Leser kann sie nicht befriedigen. Denn dieser erwägt, daß wenn gleich alle Menschen glücklich seyn wollen, doch ihre Begriffe von dem, worin das Glück bestehe, unendlich verschieden sind. Nur sehr Wenige, deren Leidenschaften entweder von Natur nicht heftig, oder durch Alter und Erfahrungen abgekühlt sind, seßen die Glückseligkeit in stille innere Heiterkeit und Selbstzufriedenheit. Bey weitem die Meisten suchen dieselbe in Befriedigung ihrer Leidenschaften, oft der wildesten und feindseligsten. Berichtigung dieser Begriffe müßte also vorangehen; wäre aber diese bewirkt, so dürfte der Unterschied zwischen den Beweggründen der Weltweisheit und Religion, und denen, welche aus Befriedigung der Selbstliebe eines wohldenkenden Menschen von gemäßigten Leidenschaften hergenommen sind, nicht mehr so groß seyn. Aber bey alledem bleibt immer die Hauptsache, daß die Menschen weit weniger durch

von-

consequentes Nachdenken über die Folgen ihrer Handlungen, als durch Leidenschaften geleitet werden, und daß, um sie wirklich sittlich zu bessern, Alles darauf ankomme, ihnen die Kraft zu geben, um Meister ihrer Leidenschaften zu werden, und diese unter allen Umständen in Ordnung zu halten. Hiezu aber gehört noch etwas Anderes, als die Ueberzeugung von dem, was unser größter Vortheil im ordentlichen Lauf der Dinge dieses Lebens ist. Friedrich selbst fühlte dieses recht gut, und die Lücken seines Moralsystems entgingen ihm nicht. Er suchte bey d'Alembert Beruhigung über seine Zweifel, aber dieser konnte jene nicht geben, trug vielmehr bey, diese zu vermehren. Beide Philosophen vermogten nicht zu verkennen, daß wenn für Menschen, die bey einem gesunden Körper, durch eine günstige äußere Lage gegen die Einwirkung physischer Uebel und gegen die unvermeidlich drückenden Folgen der bürgerlichen Gesellschaft gesichert sind, Tugend und Rechtschaffenheit die besten Mittel zu innerer Heiterkeit und ungestörtem Glück seyn mögen, doch für die bey weitem größere Zahl anderer Menschen, welche sich nicht in solcher Lage befinden, der Fall ganz anders sey; daß z. B. der Hausvater, der bey aller Rechtlichkeit und bey der äußersten Anstrengung seiner Kräfte doch nicht das Unentbehrliche erwerben kann, um sich und

eine

eine zahlreiche Familie vor dem Hunger zu schützen, sehr schwer zu überzeugen seyn werde, daß er nicht berechtigt sey, von dem unermeßlichen Ueberflusse des Reichen sich das Wenige, diesem kaum Bemerkbare, zuzueignen, was hinreichen würde, seine unentbehrlichsten Bedürfnisse völlig zu befriedigen. Beide Philosophen mußten eingestehen, daß um des Mißbrauchs willen nichts übrig bleibe, als auch in solchem dringenden Fall durch die Gesetze der bürgerlichen Gesellschaft das Eigenthum, wäre dasselbe für seinen Besitzer auch noch so entbehrlich, zu schützen, dagegen dem Unglücklichen, dem alle Mittel abgehen, sich physisch zu erhalten, diese dennoch zu versagen und, wenn er durch Gewalt sie sich zueignen wollte, ihn dem Wohl des Ganzen zu opfern. Beide konnten der richtigen Folgerung nicht ausweichen, daß bey dieser Bewandniß der Sachen ein vollständiges und für alle Menschen, unter allen Umständen ausreichendes System der Moral nicht möglich sey [31]). Doch wenn gleich der Weltweise in Friedrichs Aufsatz ein tieferes Eindringen in diese wichtige Materie vermißt; so bleibt es doch immer eine der Beherzigung

31) S. des Königs und d'Alemberts interessante Briefe über diesen Gegenstand in B. T. XI und XIV.

gung sehr werthe Wahrheit, daß der Unterricht in der Moral der Jugend und dem gemeinen Verstande noch lebendiger und fruchtbarer gemacht werden könnte, wenn die guten Folgen der Tugend im gegenwärtigen Leben recht einleuchtend dargestellt, zugleich auch die Begriffe von Glückseligkeit berichtigt und derselben Unabhängigkeit von äußern Umständen klar gemacht würden. Selbst eine höhere und edlere Weltweisheit, welche nicht duldet, die Tugend aus eigennützigen Beweggründen abzuleiten, erkennt doch, daß man der menschlichen Schwachheit etwas nachgeben müsse, und erlaubt, die Sittlichkeit auf die Ueberzeugung zu gründen, daß wir uns bey derselben, wo nicht in allen, doch in den meisten und den gewöhnlichsten Verhältnissen des Lebens, am sichersten und dauerhaftesten wohlbefinden. Friedrichs dieses bezielende Schrift ist auch nicht ohne Folgen geblieben; die Verfasser einiger Lehrbücher sind von den in derselben enthaltenen Ideen ausgegangen. Dies geschah besonders von dem Prof. Steinbart zu Frankf. a. d. Oder, aber der König billigte sehr, daß derselbe auch andere Beweggründe zur Tugend mit zu Hülfe genommen, da, sagt er in einem Briefe an denselben, er wohl einsehe, daß die Selbstliebe allein nicht hinreiche, und er dieselbe keinesweges zum ausschließlichen Beweggrunde habe machen wol-

wollen. Zu dieser Schrift gehört und ist bald nach derselben erschienen

4) Dialogue de morale à l'usage de la jeune Noblesse. A. II. — In diesem Gespräche wird beispielsweise gezeigt, wie die Ausübung der Tugend in allen Fällen des Lebens das sicherste Mittel sey, unsre Zufriedenheit und die Annehmlichkeit unsrer äußern Lage zu befördern, auch wie die Tugend durch das hinterlassene gute Andenken belohnt werde. Oft drückt Friedrich hier die Gesinnungen aus, welche ihn selbst belebten. Z. E. Je veux mériter qu'on me connoisse, je veux être vertueux, je veux servir ma patrie, et je veux occuper mon petit coin dans le temple de la Gloire. Allerdings fallen dem denkenden Leser noch mehrere Fragen ein, durch welche die hier gemachten Behauptungen eingeschränkt werden, und von ihrer allgemeinen Gültigkeit etwas verlieren möchten, und d'Alembert macht auch über diese kleine Schrift die Bemerkung, daß sie wohl nur vorzüglich für die Klasse von Menschen bestimmt sey, welche im Genusse aller Vortheile der Gesellschaft das höchste Interesse haben, deren Gesetze aufrecht zu halten.

5) Examen de l'essai sur les préjugés. A. II. — Die Schrift, welche Friedrich hier einer Prüfung unterwirft, erschien unter dem Druckort London 1769 [32]), und im folgenden Jahre kam eine neue Auflage derselben. Der auf dem Titel mit den Anfangsbuchstaben angedeutete Verfasser wird in der schon 1750 unterzeichneten Vorrede Du Marsais genannt, ein Pariser Parlements-Advokat, der durch einige Schriften über die Sprache Ruhm erworben hat. Man weiß, daß dieser Mann mit der philosophischen Sekte jener Zeit zusammengehangen habe, und die meisten grammatischen Artikel der Encyklopädie werden ihm beigemessen. Auch soll er einige Schriften wider die Religion, doch ohne seinen Namen, geschrieben haben. In den Oeuvres de Du Marsais, welche 1797 zu Paris herausgekommen, findet sich auch der Essai sur les préjugés, und es ist sehr wahrscheinlich, daß derselbe ihn zum Verfasser gehabt, obgleich Manche diese Schrift dem Baron von Holbach, Verfasser des berüch-

32) Der vollständige Titel derselben heißt: Essai sur les préjugés ou de l'influence des opinions sur les moeurs et sur le bonheur des hommes. Ouvrage contenant l'apologie de la Philosophie par M. D. M.

rüchtigten Système de la Nature, von dem wir ſogleich reden werden, zugeſchrieben haben [33]). Die Anſichten beider Schriften ſtimmen zwar ſehr überein, indeß lehrt der Essai sur les préjugés den Atheismus nicht ſo entſchieden und enthuſiaſtiſch, wie dieſes vom Système de la Nature geſchieht.

Doch wer auch der Verfaſſer ſeyn mag, ſo muß die Schrift Aufſehn gemacht haben, weil ſich der König zu ihrer Widerlegung entſchloß. Er hat dieſe im Jahre 1770 geſchrieben und unter dem Druckort London herausgegeben. Der Verfaſſer des Essai sur les préjugés findet die Hauptquelle alles Elends, das die Menſchheit von jeher betroffen hat, in dem Aberglauben (worunter eigentlich alle Religion verſtanden wird) und in dem Despotismus (welches ihm der Name aller Regierung iſt). Der Altar und der Thron ſind nach dieſem Schriftſteller die Hauptfeinde der Menſchen, und wenn es mit dieſen je beſſer werden ſoll, müſſen die Völker ſowohl von den Prieſtern, als den Regenten ſich völlig befreyen. Dieſe Sätze machen den Inhalt des Buchs aus, der Verfaſſer kömmt unaufhörlich auf dieſelben

33) In dem Dictionnaire des Anonymes par Barbier wird dieſes beſtimmt geſagt.

zurück und wiederholt sie mit ermüdender Weitläuftigkeit. Nicht zu verkennen ist, daß von demselben einige wichtige Wahrheiten freimüthig vorgetragen werden, denen Friedrich nicht widersprechen konnte, da er selbst sie in seinen Schriften oft gesagt hatte. Aber die weitgehende Uebertreibung und falsche Darstellung vieler Sachen misfielen Friedrich sehr, und er hat dieses in seiner Widerlegung scharf gerügt. Besonders tadelt er, daß jener Schriftsteller die Regenten, ohne allen Unterschied, als Tyrannen schildert, und gar nicht in Anschlag bringt, daß die Menschen ohne bürgerliche Gesellschaft und Regierung nun einmal nicht bestehen können, und daß bey aller Unvollkommenheit, welche von menschlichen Einrichtungen untrennbar ist, doch in allen Landen und zu allen Zeiten die Regierung viel Gutes bewirkt habe. Der Unmuth über die übertriebenen Behauptungen hat den König sogar etwas zu weit fortgerissen, denn er vertheidigt nicht nur mit guten Gründen die Regierung überhaupt und entschuldigt deren Mängel, sondern er übernimmt auch die Rechtfertigung der französischen Regierung jener Zeit, gegen welche die Angriffe des Essai sur les préjugés vorzüglich gerichtet sind. Nach Friedrichs Versicherung war Ludwig XV zu allen Kriegen, während seiner Regierung, gezwungen und an allem Druck, den sein Volk litt,

litt, völlig unschuldig. Bey andern Gelegenheiten hat Friedrich eine ganz andere Ansicht stark genug zu erkennen gegeben, und wer mit seiner Denkungsart etwas bekannt ist, kann nicht zweifeln, daß die üble Laune, worin der französische Schriftsteller ihn einmal gesezt hatte, auch ihn zur Uebertreibung an der andern Seite verleitet hat. Doch ist nicht zu verkennen, daß auch in dieser Widerlegung sehr viel Wahres gesagt ist, sehr Vieles, was den Einsichten und den menschlichen Gesinnungen Friedrichs Ehre macht.

6) Examen critique du Système de la Nature. B. VI. — Nachdem die Philosophie des Des-Cartes aufgehört hatte, in Frankreich Mode zu seyn [34]), verlor sich daselbst ganz die Neigung zu einer schulgerechten systematischen Philosophie, und alle Beschäftigung mit derselben hörte auf. Einige Gelehrte, welche sich mit speculativer Weltweisheit noch zu thun machten, und welche ausschließlich les philosophes genannt wurden, gaben sich Mühe, zu beweisen, daß alles Forschen und Nachdenken über übersinnliche Dinge durchaus zu nichts

34) Schon Voltaire sagte: Le Cartesianisme a été une mode en France.

führe, noch je zu etwas führen könne. Ein Alles erschütternder Skepticismus verbreitete sich allgemein und wurde die Meinung fast aller, die auf Bildung Anspruch machten. Der Glaube an die großen Wahrheiten der natürlichen Religion (die geoffenbarte war längst ganz weggeworfen) wurde wenigstens höchst schwankend. Endlich erschien im Jahr 1770 das Système de la Nature 35), welches geradezu und mit dürren Worten sagte: Es ist kein Gott, und nach diesem Leben ist für den Menschen nichts weder zu hoffen, noch zu fürchten. Diese Lehre wurde in dem Buche mit Eifer, ja mit Enthusiasmus geprediget, und die Ueberzeugung von selbiger als für die sittliche Veredlung und das wahre Glück der Menschen höchst ersprießlich und nothwendig vorgestellt. Wider alle Wahrheit wurde auf dem Titel und auch in der Vorerinnerung des sich nicht nennenden Herausgebers ein schon 1760 verstorbener Mirabaud, Mitglied und Se-

35) Der vollständige Titel dieses Buchs ist: Système de la Nature ou des loix du monde Physique et du monde moral. Par M. Mirabaud, Secrétaire perpétuel, l'un des Quarante de l'Académie Française. Londres (eigentlich Amsterdam) 1770 in zwey Bänden. Im folgenden Jahre erschien schon eine zweyte Auflage.

Secrétaire perpétuel der Académie Française, als Verfaſſer angegeben. Es iſt aber allgemein angenommen, daß dieſer Mann gar keinen Theil an dem Werke gehabt habe. Anfangs wurde daſſelbe einer Geſellſchaft von Encyklopädiſten (welchen Namen die Philoſophen auch führten, weil von Einigen unter ihnen die große Encyklopädie herausgegeben war) zugeſchrieben, endlich aber erfuhr man, daß, wo nicht der alleinige, doch der Hauptverfaſſer des Werks ein Deutſcher ſey, Baron von Holbach [35]), der in Paris viele Jahre unabhängig

35) Paul Dieterich Baron von Holbach, war in der Pfalz zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts geboren, aber von früher Jugend an in Frankreich erzogen, in welchem Lande er auch ſein Leben zugebracht hat. Oeffentliche Aemter ſcheint er nie bekleidet, ſondern bey einem beträchtlichen Vermögen in unabhängiger Muße ſich ganz dem Studieren gewidmet zu haben. Er beſaß ſehr ausgebreitete Kenntniſſe in allen Fächern des Wiſſens, und hatte ein ungemein glückliches Gedächtniß, das nichts vergaß, was er einmal geleſen hatte. Er war eifrig bemüht, Andern durch Mittheilung ſeiner Kenntniſſe nützlich zu werden, doch ohne dadurch Ruhm erwerben zu wollen. Zu Beförderung der Naturgeſchichte und Chemie in Frankreich hat er ſehr viel beigetragen, indem er die in andern Landen, beſonders in Deutſchland, herauskommenden Schriften überſezte und neue Entdeckungen in dieſen Wiſſenſchaften

gig den Wissenschaften und in enger Verbindung mit den sogenannten Philosophen gelebt hatte.

Doch

ten bekannt machte, doch immer ohne sich zu nennen. Seine uneigennützige Gefälligkeit, Andern seine Kenntnisse mitzutheilen, scheint ihn besonders seinen litterarischen Freunden beliebt gemacht zu haben. „Was für „ein System, sagte einst Diderot, meine Einbildungskraft „noch ersinnen mag, ich bin gewiß, mein Freund Hol„bach wird schon Facta und Autoritäten auffinden, es „zu unterstützen.“ Sein sittlicher Charakter wird ungemein gelobt; alle Tugenden des guten Hausvaters und des guten Bürgers werden ihm zugeschrieben. Eben so freigebig, wie mit seinem Wissen, war er auch mit seinem Vermögen; er unterstützte jeden Hülfebedürftigen auf die edelste Art, aber auch hier möglichst im Verborgenen. Sein Haus war der Vereinigungspunkt der Freunde der Wissenschaften. Alle Fremde, die sich unterrichten wollten, suchten ihn auf und er genoß einer allgemeinen Achtung. Diderot, d'Alembert, Helvetius, Condillac, Büffon, Türgot, Marmontel, Rousseau (mit dem er aber zuletzt entzweit wurde) waren seine genauern Freunde, und die Encyklopädie ist aus den bey ihm gehaltenen Versammlungen ausgegangen. Viele Artikel dieses großen Werks in mehrern Fächern sind von ihm ausgearbeitet. Von einem der Besucher von Holbachs Hause wird indeß sehr naiv bemerkt, daß, nachdem denselben die Aussteuer zweier Töchter bewogen habe, seine Tafel etwas einzuschränken, sein Haus von den Philosophen weniger steißig besucht sey. Nachdem Holbach durch das Système de la Nature den Glauben an Gott und Zukunft

Doch hielt man dafür, daß Diderot, der den Atheismus überall laut und enthuſiaſtiſch predigte, Antheil

kunſt ganz zertrümmert zu haben glaubte, fühlte er, die Sittlichkeit der Menſchen bedürfe neuer Stützen; um ſie ihr zu geben, ſchrieb er: Système social, und la Morale universelle; auch iſt nach ſeinem Tode noch ein Catéchisme de la Nature von ihm erſchienen. Es haben aber dieſe Schriften wenig Eindruck gemacht und ſind bald vergeſſen worden. Eine ſonderbare Eigenheit wird noch von dieſem Manne bemerkt. Er, der faſt gar keine oder nur äußerſt gemäßigte Leidenſchaften hatte, war leidenſchaftlich begierig, Neuigkeiten aller Art zu hören, und je ſeltſamer, wunderbarer und abentheuerlicher dieſelben waren, deſto lieber waren ſie ihm, und deſto geneigter wurde er, dieſelben für wahr zu halten. Er, der den Glauben an Lehren, welcher die Tugend der beſten Menſchen in allen Zeiten unterſtützt hat, als eine Thorheit verwarf, nahm leichtgläubig die albernſten Caffehaus-Geſchichten an, und es erregte ſeinen Unwillen, wenn man in ſeinem Glauben an dieſelben ihn ſtören, und die innere Unwahrſcheinlichkeit einer Erzählung, die angenehm ihn unterhalten hatte, entwickeln wollte. Er iſt 66 Jahr alt zu Anfang des Jahrs 1789 geſtorben. — Wir entlehnen dieſe Notizen über den merkwürdigen Mann, der ſeinen Wunſch, ganz im Verborgenen zu leben, darin erfüllt geſehen hat, daß ſehr wenig über ihn aufgezeichnet worden, aus der: Correspondance littéraire addressée à un souverain d'Allemagne par le Baron de Grimm

et

an dem Werke gehabt und die beredtesten Stellen desselben geschrieben habe. Uns ist dies aber um deshalb unwahrscheinlich, weil in den Briefen d'Alemberts, der ein vertrauter Freund von Diderot war, nichts vorkömmt, was diese Vermuthung bestätigte.

Das Système de la Nature machte einen ungemein starken Eindruck unter den Gelehrten und Gebildeten aller Lande. Der große Haufen leichtsinniger Menschen nahm das Werk mit Beifall auf. Konnte er auch dem Verfasser in seinen metaphysischen Untersuchungen nicht folgen, so hielt er sich an die Resultate, welche die lästigen Schranken der Lei-

---

et par Diderot, Paris 1813. T. V. p. 213, und aus einer kleinen Nachricht im neuen deutschen Museum 3tes St. 1790, die von einem Manne herrührt, der viele Jahre mit ihm vertraut gelebt hatte. Auch Marmontel (S. dessen Mémoires) bekräftigt das Gute, was von Holbach gesagt ist, und wenn Alles, was von ihm erzählt worden, wahr ist, so bestätigt dieses, was mehrere Erfahrungen beweisen, daß, von welcher Beschaffenheit auch die speculativen Meinungen eines Menschen seyn mögen, dadurch ein natürlich edler Charakter in seiner Entwickelung nicht gehindert werde, weil sittlich gut zu handeln, wenn keine außerordentlichen Dinge ableiten, dem Menschen das Natürlichste ist.

Leidenschaften wegnahmen. Langweilige Stellen und Wiederholungen, deren im Buche nicht wenige sich finden, wurden überschlagen, und nur diejenigen Stellen wiederholt, welche mit ungewohnter Kühnheit das Heiligste mit Füßen treten, auf Priester und Despoten, als die Urheber alles Bösen in der Welt, schimpfen. Die große sittliche Verderbtheit, welche in den höhern Ständen herrschte, verschaffte dem Buche vorzügliche Beistimmung und wurde wiederum durch dessen Lehre nicht wenig befördert. Dieser verderbliche, weitgehende Einfluß wurde von wohldenkenden Menschen überall mit Unwillen bemerkt; nicht nur strenge Philosophen beschäftigten sich mit des Werkes Widerlegung, sondern auch diejenigen, welche selbst beigetragen hatten, die Anhänglichkeit an Religion und auf sie gebauete Moralität zu schwächen, fanden nun, daß durch das Système de la Nature der Sache zu viel geschehe, und suchten dem Uebel Einhalt zu thun. Sogar Voltaire trat gegen das Buch auf. Auch Friedrich, wenn gleich er über natürliche Religion skeptisch dachte, sah doch den Unsinn und Widerspruch jedes Versuchs ein, das Daseyn eines verständigen Urhebers der Welt ganz entschieden ableugnen zu wollen. Ihm entgingen nicht die praktischen Folgen hiervon. Hatte er gleich versucht,

die

die Sittlichkeit auf den Grundsatz einer verständigen, wohlgeordneten Selbstliebe zu bauen, so fühlte er doch das Mangelhafte des Versuchs, und war bey dem Nachdenken hierüber noch mehr überzeugt worden, daß die Menschheit ohne Religion nicht bestehen könne. So viel Böses auch, nach seiner Ansicht, durch Aberglauben und Priester in der Welt geschehen war, so misbilligte er doch, wenn dieses übertrieben wurde, und so sehr er den Despotismus haßte, so hielt er doch durchaus nicht gut, daß den Menschen gegen alle Regierung, deren sie einmal nicht entbehren können, Mistrauen und Abneigung beigebracht werde. Er fand sich durch diese Gründe bewogen, selbst gegen das Systême de la Nature diesen Aufsatz zu entwerfen, der im Jahr 1770 geschrieben und zuerst gedruckt ist. Derselbe ist daher mit Unrecht unter die Oeuvres posthumes gebracht, da er vielmehr in die Sammlung A gehört.

Wenn gleich die Trugschlüsse Holbachs noch gründlicher, als es in diesem Aufsatze geschehen, widerlegt werden können, so war doch der König tief genug in metaphysische Untersuchungen eingedrungen, um die Widersprüche und Ungereimtheiten, in welche jener Schriftsteller sich verwickelt hat, aufzudecken. Er thut dieses mit Wärme; und dringt be-

beſonders auch darauf, daß die reine und erhabne Moral des urſprünglichen Chriſtenthums, der er Gerechtigkeit wiederfahren läßt, nicht an dem Unſinn Schuld ſey, den die Prieſter und ihre Theologie in der Folge hineingebracht haben, und eben ſo zeigt er, daß der Verfaſſer des Système de la Nature ſich von der Regierung einen ganz falſchen Begriff mache, und daß bey allen unvermeidlichen Unvollkommenheiten doch viel Gutes zu allen Zeiten durch die Regierung bewirkt worden, und es höchſt ungereimt ſey, alle Könige ohne Unterſchied als Tyrannen zu ſchildern.

7) De l'utilité des sciences et des arts dans un état. A. II. — Ein im Jahr 1772 geſchriebener und in der Berliner Akademie bey Anweſenheit der verwittweten Königin von Schweden, Friedrichs Schweſter, abgeleſener Aufſatz. Obgleich er mit einem Seitenblick auf die Anklage der Wiſſenſchaften von dem berühmten Genfer anfängt, ſo läßt ſich Friedrich doch auf deſſen Widerlegung nicht weiter ein, ſondern begnügt ſich, aus älterer und neuerer Geſchichte zu zeigen, wie unter allen Nationen die Wiſſenſchaften großen Nutzen bewirkt und das Leben verſchönert haben.

V. **Poesien.** A. III. IV. B. VI. VII. VIII. C. I. III. D. IV.

Von früher Jugend an hatte Friedrich einen großen Hang zur Dichtkunst. Seine erste Erzieherin, Madame de Rocoules, eine Frau von vielen Kenntnissen und feinem Geschmack, gab ihm noch in seiner Kindheit die trefflichsten französischen Dichter zu lesen [37]). Er las sie mit Entzücken, und sehr jung noch fühlte er schon den Trieb, sie nachzuahmen. Seine ersten Versuche gelangen, und er sezte dieselben so eifrig fort, daß seine Lust am Versemachen wirklich eine Leidenschaft bey ihm wurde, die ihn sein ganzes Leben hindurch nicht verlassen hat. Dichter lesen und selbst dichten war seine angenehmste Erholung. Er hat dieses selbst, sowohl mündlich als in Briefen, oft deutlich erklärt, und gestanden, daß Dichten der herrlichste Genuß für ihn sey, den er jedem andern vorziehe. Alles andere Studieren, sagte er, sey auch sehr angenehm, aber doch immer Arbeit; Dichten allein sey reines Vergnügen und diejenige Erholung, durch die er sich

zu

37) Daß er auch deutsche Dichter in der Jugend gelesen, erhellet daraus, weil er noch im Alter große Stellen aus denselben zum Beweis des darin herrschenden Schwulstes und Aberwitzes auswendig herzusagen wußte.

zu allen Geſchäften immer neu erfriſcht und geſtärkt fühle. Wirklich kehrte er auch in allen Umſtänden und unter allen Verhältniſſen ſeines Lebens mit immer neuem Vergnügen zu dieſer Erholung zurück, und jeden freyen Augenblick, den er zwiſchen ſeinen Geſchäften finden konnte, widmete er den Muſen. Daher iſt die groſſe Menge von Gedichten erklärlich, die theils noch bey ſeinem Leben bekannt geworden, theils nach ſeinem Tode gefunden und gedruckt ſind; lezteres gewiß, ohne daß der König es gewollt hatte. Friedrich dachte von ſeinen poetiſchen Talenten ſelbſt ſehr gering, und er bewunderte die Werke groſſer Dichter zu ſehr, als daß er die Mängel der ſeinigen nicht hätte einſehen ſollen. Er wußte recht gut, daß es ihm an Imagination und Erfindungskraft fehle. So leidenſchaftlich er auch das Dichten betrieb, ſo behauptete er doch auch hier die Beherrſchung aller ſeiner Neigungen, die ihm eigenthümlich war, und er ſuchte nicht auf Koſten wichtigerer Dinge in einer Sache, die er in ſeiner Lage nur als Spielwerk betrachtete, eine noch höhere Vollkommenheit zu erreichen. Indeß wandte er ſchon in den jüngern Jahren auf das Mechaniſche des Versbaues vielen Fleiß, und wagte es, ſogar Voltaire Verbeſſerungen in deſſen Gedichten vorzuſchlagen, die derſelbe annahm. Dieſes Studium ſezte er bis ins

reifere

reifere Alter fort, und während Voltaire bey ihm war, ließ er sich von ihm ganz eigentlich in den Feinheiten der französischen Sprache und Poesie unterrichten. Wie sehr ihm dieses Bemühen gelungen sey, erhellet daraus, daß Voltaire, der ihm, wenigstens in Rücksicht auf Litteratur und Poesie, nicht zu schmeicheln pflegte, einige der Gedichte des Königs den besten, welche die französische Dichtkunst aus ihrem glänzendsten Zeitalter aufzuweisen habe, an die Seite stellte, welches für einen Dichter, der in einer fremden Sprache und unter Umständen schrieb, welche seine Aufmerksamkeit so ganz anders beschäftigten, in der That das höchste Lob war, das von einem so competenten Richter gegeben werden konnte. Die große Uebung machte natürlich, daß dem Könige das Dichten immer leichter wurde, und diese Leichtigkeit erklärt so wie die Menge, auch den mindern Werth vieler der Poesien des Königs, und es würde wirklich ungerecht seyn, den Umfang seines Talents oder seinen Geschmack nach manchem dieser Gedichte beurtheilen zu wollen, die nur in Augenblicken der Laune aufs Papier geworfen wurden, um einen Gedanken oder eine Empfindung festzuhalten. Bey einigen derselben mochte Friedrich wirklich die Absicht haben, sie bey besserer Muße einer nochmaligen Umarbeitung und strengern Feile zu unterwerfen,

sen, auch einige vielleicht einem Freunde mitzutheilen, andere aber hat er gewiß nicht wieder angesehen und ihr Daseyn gänzlich vergessen. Nach seinem Tode aber wurde von den Herausgebern seiner Werke, denen es nur darauf ankam, Bogen zu füllen, Alles, was sich fand, zusammengeraft, und vor das Publikum gebracht. Welcher Dichter und welcher Schriftsteller überhaupt würde nicht dabey verlieren, wenn man alles und jedes, was er je geschrieben, drucken lassen wollte!

Die besten von Friedrichs Gedichten sind unstreitig diejenigen, welche er noch bey seinem Leben bekannt werden lassen, und an deren einigen er gefeilt, auch die Kritiken kundiger Freunde benuzt hatte. Die am meisten gelungenen und in jeder Rücksicht die vollkommensten sind diejenigen, bey welchen es nicht auf poetische Erfindung und Einbildungskraft ankam, sondern in welchen der König die Gefühle schildert, welche er in den merkwürdigsten Lagen seines Lebens gehabt, oder die moralischen Grundsätze und Maximen ausdrückt, die er aus Erfahrung abgezogen und sich selbst zur Befolgung vorgeschrieben hatte, oder auch die Betrachtungen entwickelt, durch welche er sich unter dem unsäglich harten Schicksal, das oft auf ihm lastete,

immer wieder erhob und zu ausdauernder Thätigkeit ermunterte. Nicht ohne tiefes Mitgefühl kann man lesen, wie er im siebenjährigen Kriege von allen Seiten mit Gefahren umringt, nirgend Ruhe noch Rast fand, gar keinen Ausweg mehr übrig sah und muthig beschloß, im äußersten Falle, aber auch nur in diesem, durch einen freiwilligen Tod dem Triumphe seiner Feinde vorzukommen, oder wenn er die Ueberzeugung ausdrückt, daß bey aller Anstrengung seiner Kräfte, bey aller mühvollen Anlage seiner Entwürfe, doch immer der Erfolg von Zufällen abhange, bey denen er nichts thun könne, durch die so oft die gegründetsten Hoffnungen getäuscht würden, und bey deren Verhängniß ein blind waltendes Schicksal mit ihm, so wie mit den Menschen überhaupt, seinen Spott treibe. Diese schwarze und trostlose Ansicht der Dinge verbreitet über manche von Friedrichs Gedichten einen Flor von dunkler Schwermuth. Aber wenn dieses den fühlenden Leser mit traurigen Gedanken erfüllt, so erhebt ihn dagegen wieder zu höchster Bewunderung der Anblick, wie der starke und kraftvolle Mann auch durch das härteste Geschick sich nie ganz niederbeugen ließ, wie er, obgleich an der Möglichkeit eines guten Ausgangs oft verzweifelnd, doch nie aufhörte, alle seine Kräfte aufzubieten, um den größen Kampf ehren-

ehrenvoll zu enden, und wie, so sehr er nach endlicher Ruhe und Frieden sich sehnte, er doch nie dem Gedanken Raum gab, auf andere als seiner würdige Bedingungen einen Frieden abzuschließen. Rührend ist der Schmerz, mit welchem er das unsägliche Unglück, die schreckliche Verwüstung schildert, welche der Krieg, von dem bey der Erbitterung seiner Feinde kein Ende abzusehen war, über sein Volk und über sein Land gebracht hatte! Aber auch herzerhebend ist der Muth, mit dem er sich selbst und seine Mitstreiter, seine tapfern Preußen, zu immer neuem Kampf, zum Ausharren bis ans Ende auffordert. Wahrlich diese Gedichte sind die schönsten Beläge zu Friedrichs Geschichte des ewig denkwürdigen Krieges. Wäre nur leztere uns aufbehalten, so würde in der ganzen Weltgeschichte allein Cäsar in der edlen Beschreibung eigener Thaten neben Friedrich gestellt werden können; aber durch diese mitten im Kampf geschriebenen Gedichte haben wir von ihm noch mehr erhalten. Durch diese, so wie durch einige seiner Briefe, sehen wir in das Innere seiner großen, bewundrungswürdigen Seele, wir fühlen ihm nach, sinken mit ihm hinab bis an die Gränzen der Verzweiflung, aber erheben uns auch wieder bis zu unbezwingbarem Muth und werden inne, daß der edle

Mann im Unglück das höchste Schauspiel sey, was uns die Natur darbieten kann.

Von nicht minderm Interesse sind die Gedichte, in welchen Friedrich die edelsten Gefühle der Liebe und Freundschaft, der hohen Achtung für jede Größe und Tugend, seine Schätzung des Werths edler Thätigkeit, und des Glücks eines stillen, ruhigen den Musen geweiheten Lebens ausdrückt! Niemand kann diese Gedichte lesen, ohne überzeugt zu werden, daß Friedrich von den edelsten Empfindungen, welche der menschlichen Natur Ehre machen, durchdrungen war. Neben diesem herrlichen Lichte, in welchem uns diese Gedichte seinen Charakter zeigen, übersieht man gern die Unvollkommenheiten, welche in ihnen nicht zu verkennen sind. Ein großer Fehler derselben ist die zu große Länge und eine zuweilen ermüdende Weitläuftigkeit. Der Dichter, voll von seinem Gegenstande, kann sich von demselben nicht losreißen, er häuft Bild auf Bild, wiederholt denselben Gedanken, verliert sich in Nebendingen. Diese zu große Redseligkeit schwächt zuweilen den Eindruck, den die besungenen Empfindungen, in wenigen kräftigen Worten ausgedrückt, machen würden. Dieser Fehler war eine fast unvermeidliche Folge der Umstände, unter denen Friedrich dichtete;

tete; wer wollte ihn nicht gern entschuldigen? wer lieber bey solchen Unvollkommenheiten weilen, als die Kürze und den energischen Nachdruck bewundern, mit dem es ihm oft gelingt, seine edlen Empfindungen auszudrücken? Hätte der König seine Gedichte immer einer feilenden Kritik unterwerfen können, so würden auch jene Fehler gewiß weniger in denselben gefunden werden.

Die unvollkommensten von Friedrichs Gedichten sind die größern, vorzüglich die beiden komischen Heldengedichte: Palladion und la Guerre des Confédéres (C. I. und D. IV.), deren jenes in seinen frühern, dieses in den spätern Jahren verfertigt ist, beide aber von ihm nicht zur Bekanntmachung bestimmt waren. In diesen Gedichten ist der Mangel an poetischer Erfindung und Einbildungskraft vorzüglich fühlbar und durch keine anderen Schönheiten vergütet. Wir gestehen, daß es uns Leid thut, besonders das erste Gedicht unter den Schriften des großen Mannes aufbewahrt zu sehen. Dasselbe ist eine Nachahmung der Pucelle von Voltaire, die zwar damals noch nicht gedruckt, aber dem Könige handschriftlich mitgetheilt war. Sein Gegenstand ist, daß der französische Legationssecretair Darget, der mit seinem Gesandten Vallory dem Könige

in den zweiten ſchleſiſchen Krieg gefolgt war, durch eine Streifparthie von Panduren ſtatt des Geſandten, auf den es abgeſehen war, aus dem preußiſchen Hauptquartier abgeholt und gefangen weggeführt wurde. Dieſe kleine Geſchichte iſt auf die ermüdendſte Art vorgetragen. Statt intereſſanter Schilderung von Situationen und Charakteren, durch welche der dürftige Stoff hätte belebt werden können, iſt die langweilige Erzählung mit ſchaalem Spott über Dinge, welche vielen Menſchen ehrwürdig ſind, und durch unwürdige Anſpielungen untermiſcht. Dieſes Gedicht wurde in einer ſehr kleinen Auflage gedruckt, und da der König ſelbſt fühlen mochte, daß es ſeiner nicht würdig ſey, wurden die meiſten Exemplare auf ſeinen Befehl vernichtet, nur einige wenige davon an Vertrautere vertheilt. Auch eine in Hamburg gemachte Ausgabe wurde unterdrückt. Doch wenn wir uns gleich überzeugt halten können, daß Friedrich dieſe Dichtung nicht für das Publikum beſtimmt hatte, ſo begreifen wir doch nicht, wie er im Aufzeichnen derſelben eine angenehme Zeitkürzung habe finden können; dem Leſer gewährt ſie dieſelbe gewiß nicht. Von weit beſſerm Gehalt, ſowohl dem Inhalt als der Form nach, iſt das Lehrgedicht l'Art de la Guerre (A. IV.), welches 1749 zuerſt erſchien. Nicht den Eroberer, den

Län-

Länderverwüſter, ſondern den edlen Helden, welcher mit Weisheit, Sorgfalt und Thätigkeit das Vaterland gegen ungerechten Angriff vertheidigt, will Friedrich die Kunſt des Krieges lehren. Wenn gleich dieſe ihm die erſte von allen iſt, und er ſeinen Zögling mit dem edelſten Ehrgeiz zu befeuern ſtrebt, ſo will er doch, daß immer Menſchlichkeit die rauhe Tapferkeit mäßige. Ohne dieſe Tugend hat auch der größte Krieger keinen Werth für ihn.

Tout général cruel, qui pille, qui ravage,
Qui permet les excès, qui souffre le carnage,
Eût-il même conquis les plus vastes terrains,
Voit ses plus beaux-lauriers se flétrir dans ses mains.
Chant IV.

Dieſer Geiſt belebt das ganze Gedicht, und daß Verſtand und Ueberlegung im Kriege weit mehr ausrichten, als zuſammengehäufte körperliche Kräfte, iſt deſſen Hauptgrundſatz. Sehr anziehend wird daſſelbe durch die Erinnerung an große Thaten alter und neuer Zeit, und durch die kräftige Schilderung der berühmteſten Feldherrn aller Völker. Die edle Unpartheilichkeit, welche des Königs Geſchicht-

bücher auszeichnet, erfreuet den Leſer auch in dieſem Gedicht. So lobt er ſeinen geweſenen Gegner, den Herzog Carl von Lothringen.

Soutien de mes rivaux, digne appui de ta Reine,
Charles, d'un ennemi, sourd aux cris de la haine,
Reçois l'éloge pur, l'hommage mérité
Je le dois à ton nom comme à la vérité.
Chant VI.

VI. **Litterariſche und andere Aufſätze vermiſchten Inhalts.** A. II. III. B. VI. C. III.

Die merkwürdigſten dieſer Aufſätze, welche in keines der Fächer, nach denen wir Friedrichs Schriften geordnet haben, gehören, ſind folgende:

1) **Avant-Propos sur la Henriade de Voltaire.** B. VI. — Eine der allerfrüheſten Schriften, ſchon vor Friedrichs Thronbeſteigung geſchrieben. Dieſer Aufſatz, welcher die Vorzüge der Henriade lobpreiſend entwickelt, war für eine neue prächtige Ausgabe des Heldengedichts beſtimmt, welche Friedrich, ganz in Kupfer geſtochen, mit

mit Zeichnungen von Knobelsdorf, in England veranstalten wollte, die aber nicht zu Stande gekommen ist.

2) Discours sur les Satiriques. Discours sur les Libelles. A. II. — In diesen beiden Aufsätzen, wahrscheinlich in den frühern Jahren geschrieben, bezeigt der König vielen Unwillen über die Schriftsteller, welche es sich zum Geschäft machen, die Regierungen zu tadeln, und kleine Fehler und Schwächen der Könige und ihrer Minister durch Uebertreibung zu Verbrechen zu machen. Er behauptet, daß dieses meistens aus niedrigen, unwürdigen Absichten von Leuten geschehe, die nur Verachtung verdienen. Friedrich hat sehr oft geäußert, daß er die Frechheit, mit welcher von manchen Schriftstellern die Handlungen der Regenten getadelt werden, sehr misbillige. Um so mehr verdient die edle Gleichgültigkeit Lob, mit welcher er die freieste und ungerechteste Beurtheilung seiner eigenen Regierung immer ertragen hat.

3) Facéties. C. III. — Unter diesem wahrscheinlich nicht vom Könige selbst herrührenden Titel sind allerley kleine Aufsätze zusammengeworfen, meistens aus der Periode des siebenjähri-

gen Krieges, und mit Bezug auf damalige Begebenheiten.

4) Dialogues des Morts. — Wahrscheinlich 1772 geschrieben. Eine Nachahmung der bekannten Todtengespräche von Fontenelle, nicht von erheblichem Inhalt, ohne auszeichnende Charakterschilderung der aufgeführten merkwürdigen Todten, zu welchen Friedrich sich die Freiheit nahm, auch den Duc de Choiseul und den dänischen Minister Grafen Struensee zu rechnen, noch ehe beide gestorben waren.

5) De la Littérature allemande; des défauts qu'on peut lui réprocher; quelles en sont les causes; et par quels moyens on peut les corriger. A. III. — Unter den kleinen Schriften Friedrichs hat diese das meiste Aufsehn gemacht. Sie erschien zu Ende des Jahrs 1780. Wenn man gleich verwundert war, daß Friedrich von der deutschen Sprache und Litteratur im Alter noch immer eben die nachtheiligen Begriffe hatte, welche auf den Zustand derselben während seiner Jugend paßten, wenn man bedauern mußte, daß alle die Fortschritte zum Bessern, welche unsere Litteratur während

rend der Zeit ſeiner Regierung, und vorzüglich auch in ſeinen Landen gemacht hatte, von ihm unbemerkt geblieben waren; ſo konnte doch die Richtigkeit mancher ſeiner Bemerkungen nicht verkannt werden. Seine warme Empfehlung des Studiums der alten Sprachen machte guten Eindruck in Deutſchland, und blieb nicht ohne Frucht. Auch wurde mit Vergnügen bemerkt, der König habe doch die Hoffnung, die Zeit nahe heran, wo auch die deutſche Sprache und ſchöne Litteratur Fortſchritte machen und benachbarten Landen, die früher durch die Umſtände begünſtigt geweſen, es gleich, wo nicht zuvorthun werde. Man weiß, daß dieſer lezte Gedanke von dem Könige, während ſeiner lezten Jahre, oft geäußert iſt.

VII. **Correſpondenzen.** B. VI. VIII. IX. X. XI. XII. XIII. XIV. XV. C. II. III. D. I. II. III. V.

Die Briefe, welche Friedrich an mehrere Männer, die er eines beſondern Vertrauens würdigte, erlaſſen, und von ihnen erhalten hat, füllen viele Bände in beiden Ausgaben der nachgelaſſenen Werke, und ſind einer der ſchäzbarſten Theile derſelben. In ihnen hat Friedrich frey und unbefangen ſeinen Geiſt und ſeinen Charakter abgedruckt, und dieſe Briefe geben

geben einen noch vollkommnern Begriff als seine übrigen Schriften von der lebendigen Thätigkeit seines umfassenden Geistes. Es ist in der That bewundernswürdig, daß ein Regent, der mit dem Regieren in allen Beziehungen so unabläßig beschäftigt war, der als Feldherr Kriege geführt hat, welche die höchste Anstrengung aller seiner Geisteskräfte forderten, der überdem in ruhigen Zeiten so vieles geschrieben, bey alledem doch noch die Zeit hat finden können, eine solche Menge von Briefen zu schreiben, in denen er bald die Empfindungen, welche große oder kleine Ereignisse in ihm anregten, offen mittheilte, bald die Gründe der eignen Handlungen entwickelte, bald über die Handlungen und Absichten Anderer ernsthaft oder scherzend urtheilte, bald über Weltbegebenheiten oder über wissenschaftliche Gegenstände aller Art die Resultate seines Nachdenkens, oder auch über ältere und neuere Schriften seine Urtheile freimüthig eröffnete. Auch lernen wir aus diesen Briefen, wie sehr Friedrich Selbstdenker war, wie seine wichtigsten Begriffe und Urtheile Niemand als ihm selbst angehörten. Bey aller Aufmerksamkeit, die er den Urtheilen Anderer widmete, ließ er sich doch ihre Meinungen nicht einreden, sondern blieb bey seinen Ueberzeugungen, bis er zureichende Gründe fand, dieselben zu ändern. Die Briefe an

ihn

ihn beweisen, wie offen und freimüthig man diesem Könige seine Meinung vortragen konnte, und wie freundlich er sie aufnahm, auch wenn er sie nicht billigte.

Noch ungleich belehrender zur Kenntniß des Geistes und Charakters des großen Königs würden diese Briefsammlungen seyn, wenn sie nicht, wie bereits bemerkt ist, in so großer Unordnung bekannt gemacht wären, so daß man die zu einander gehörenden Briefe in verschiedenen Bänden zusammen suchen muß. Auch ist in dieser Correspondenz durch Beziehung auf Personen und Verhältnisse, deren Andenken jezt verdunkelt ist, Manches weniger verständlich geworden, welches die Herausgeber durch einige Erläuterungen, die sich zu verschaffen ihnen nicht schwer gewesen wäre, sehr leicht hätten verhindern können. Um diesem Mangel noch einigermaßen abzuhelfen und dadurch das Lesen dieser Briefe interessanter zu machen, werden wir nachweisen, wie dieselben zusammen gehören, auch von den Correspondenten und ihrem Verhältniß zu dem König einige Nachricht geben.

a) Briefwechsel mit Jordan. B. VI. VIII. XII. — Jordan war 1700 zu Berlin in einer

einer französisch-reformirten Familie geboren, studirte Theologie und erhielt früh eine Predigerstelle, die er aber niederlegte, um, ganz seinem Geschmack gemäß, sich der Litteratur zu widmen. Er wurde 1736 dem Kronprinzen bekannt und eingeladen, bey ihm in Rheinsberg zu leben. Seine ausgebreiteten Kenntnisse, sein moralischer Charakter und die Annehmlichkeit seines Umganges gewannen ihm die vorzügliche Achtung und das freundschaftliche Vertrauen des Prinzen. Seine mündliche Unterhaltung soll noch ungleich geistvoller gewesen seyn, als man es nach den von ihm hinterlassenen Schriften (die litterarischen Inhalts sind) schließen möchte. Il a (sagt ein Mann von ihm, der ihn sehr gut gekannt hat, der Baron von Bielefeld) infiniment plus d'esprit au bout de sa langue, qu'au bout de sa plume. Nachdem Friedrich den Thron bestiegen, wurde Jordan mit dem Titel eines Geheimen-Raths zum Curator der Universitäten, auch nachher zum Vice-Präsident der Akademie der Wissenschaften, an deren Wiederherstellung er vielen Antheil nahm, ernannt. Auch erwarb er sich ein wichtiges Verdienst durch Anlegung eines Arbeitshauses zu Berlin. Während des ersten Krieges berief ihn der König zu sich nach Schlesien, von wo er aber, weil ihm die kriegerischen Unruhen zu sehr zuwider waren, bald zurückkehrte.

Er

Er iſt 1745 geſtorben, und der König ehrte ſein Andenken durch eine auf ihn geſchriebene Lobſchrift. (S. A. III.)

Die Briefe Friedrichs an Jordan fangen im Jahr 1739 an, während einer Reiſe, auf welcher der Prinz ſeinen Vater nach Preußen begleitete; die meiſten aber ſind während der erſten Kriege geſchrieben. Ihr Inhalt iſt nicht erheblich; es ſind meiſtens in Eil mitten unter den Geſchäften hingeworfene kurze Nachrichten von dem Gange der Begebenheiten und Urtheile über dieſelben. Aber was ſie auszeichnet, iſt die gute Laune, welche Friedrich bey ſeiner erſten großen Unternehmung belebte. Sie geht zuweilen bis zum Muthwillen über; vorzüglich merkwürdig iſt auch das offne Geſtändniß, daß Ruhmbegierde und das Verlangen, ſeinen Namen vorerſt in den Zeitungen und demnächſt in der Geſchichte glänzend zu ſehen, ihn verführt haben, die Unruhen und Gefahren des Kriegs den Annehmlichkeiten der Ruhe vorzuziehen, die er genießen konnte. Es iſt nicht zu verkennen, daß er ſich wirklich über dieſe Thorheit, wie er es ſelbſt nennt, zuweilen Vorwürfe gemacht habe [38]). Uebrigens ſind die Briefe Jordans weni-

38) Die merkwürdigſten Stellen über dieſen Punkt ſind folgende:

weniger bedeutend, als die des Königs, sie enthalten Gerüchte und Urtheile, die sich im Publikum über die Begebenheiten des Krieges verbreiteten, gemischt mit litterarischen Nachrichten.

b) Briefwechsel mit Voltaire. B. VIII. IX. X. C. I. II. III. D. I. II. III. — Diese Briefsammlung ist sowohl durch die Zahl der Briefe, als

---

gende: Ma foi, si les hommes étoient sages, ils négligeroient plus qu'ils ne font un fantôme de réputation qui leur cause bien des peines, et qui leur fait tourner à la peine un temps que le Ciel leur avoit donné pour jouir. Tu me trouveras plus philosophe que tu ne l'as cru. Je l'ai toujours été, un peu plus, un peu moins. Mon âge, le feu des passions, le désir de la gloire, la curiosité même, pour ne te rien cacher, enfin un instinct secret m'ont arraché à la douceur du repos que je goûtois, et la satisfaction de voir mon nom dans les gazettes et ensuite dans l'histoire m'a séduit. — An einem andern Orte sagt er: Je suis un grand fou, cher ami, de quitter ce repos pour la frivole gloire de succès incertains; mais il y a tant de folies dans le monde, et je compte celle-ci au nombre des vieilles. S. B. VIII. p. 162. 169.

als durch die Wichtigkeit des Inhalts die bedeutendſte vor allen. Sie geht, doch mit einigen ſtarken Unterbrechungen, durch einen Zeitraum von zwey und vierzig Jahren. Der Kronprinz Friedrich ſchrieb, vier und zwanzig Jahr alt, am 8ten Auguſt 1736, den erſten, und der Greis Voltaire am 1ſten April 1778, einige Wochen vor ſeinem Tode, den lezten Brief. Sehr viele Briefe beider ſind uns erhalten, aber mehr durch Zufall als die Sorgfalt der Herausgeber. Die Berliner Sammlung liefert ſie höchſt unvollſtändig, und dieſer Beweis von Sorgloſigkeit in Abſicht einer ſo vorzüglich wichtigen Briefſammlung iſt einer der ſtärkſten Beweiſe, wie wenig die Herausgeber würdig geweſen, zu einem ſo ehrenvollen Geſchäft gewählt zu werden. Nicht nur fehlen alle Briefe Voltaires, die doch an ſich und zum Verſtändniß der Schreiben des Königs ſo wichtig ſind, ſondern es fehlt auch ein ſehr großer Theil der Briefe Friedrichs, und zwar gerade aus der wichtigſten Periode. Wirklich unbegreiflicher Weiſe und ohne allen angegebenen Grund hören nämlich dieſe Briefe ſchon im Jahre 1740 auf, und fangen erſt 1770 wieder an. Hätten die Herausgeber nur einiges Nachdenken bey ihrem Geſchäft bewieſen, ſo konnten ſie dieſe Lücke ſehr gut aus den Werken Voltaires ergänzen, in welchen ſich Briefe und Antworten fin-

den [39]). Die Basler Herausgeber haben sie hieraus genommen, und dadurch die Berliner veranlaßt, sie in ihren Supplementen noch nachzutragen. In beiden Sammlungen sind jedoch bey weitem nicht alle Briefe gedruckt, die zwischen dem Könige und Voltaire gewechselt worden. Lange nach beider Tode erschienen noch: Lettres inédites de Voltaire à Fréderic le Grand, publiées sur les originaux. à Paris 1802.

Der uns unbekannte Herausgeber, welcher sich Boissonade nennt, versichert, daß diese eigenhändigen Briefe Voltaires (deren Aechtheit durch Vergleichung mit andern Handschriften desselben eben so sehr, als durch seinen unnachahmlichen Styl bewiesen würde) von Weimar nach Paris übersandt wären. Wie sie aber nach Weimar gekommen, darüber, sagt der Herausgeber, könne er keine Auskunft geben. Ohne Zweifel hat die Herzogin Amalia, Friedrichs Nichte, sie in Besitz gehabt und sie Jemand mitgetheilt, der ihre Bekanntwerdung beförderte. Wie dem auch seyn mag, so ist durch Herausgabe dieser Briefe eine beträchtliche Lücke in der

39) S. dieselben in der Edit. de Deux-Ponts T. 74. 75. 76. 77.

der Briefsammlung gefüllt. Sie fallen in die Jahre 1746 bis 1753, eine für das Verhältniß Friedrichs mit Voltaire besonders wichtige Periode. Nur wenige der mitgetheilten Briefe finden sich auch in der Basler Ausgabe oder in Voltaires Werken. Der Pariser Herausgeber hat durch Anzeige aller Abweichungen des von ihm gelieferten Textes von den frühern Abdrücken, auch wahrscheinliche Ausmittelung der Zeiten, wo deren Angabe in seiner Handschrift fehlte, eine rühmliche Sorgfalt bewiesen, die man bey den Berliner und Basler Herausgebern so ungern vermißt.

Diese Correspondenz mit Voltaire ist für diejenigen, welche Friedrich recht zu kennen wünschen, vorzüglich interessant. Sie zeigt die Entwickelung, die nie aufgehaltenen Fortschritte, das ewige Leben seines Geistes während des bemerkten langen Zeitraums. Sie umfaßt wichtige, wissenschaftliche und litterarische Untersuchungen, beurtheilt mit Freimuth viele erhebliche Erscheinungen der politischen und litterarischen Welt, und giebt durch unerschöpflichen Witz auch kleinern Vorfällen Reiz. An Voltaire schrieb Friedrich nicht wie an Jordan und andere Vertraute, nur zur Erholung, um im Gedränge von Geschäften Einfälle und Empfindungen des Augen-

blicks mitzutheilen; die meisten Briefe an Voltaire sind mit Fleiß und Sorgfalt geschrieben. Man fühlt, es war ihm darum zu thun, den Beifall eines Mannes, den er sehr achtete, und der ihn an Alter und an Kenntnissen übertraf, zu erwerben. Die Briefe, welche er noch als Jüngling geschrieben, beweisen, wie mannichfach seine Einsichten in so vielen Fächern des Wissens, und wie reif seine Urtheile schon damals waren, wie sehr er strebte, über die größten Gegenstände menschlichen Nachdenkens zu einiger Gewißheit zu gelangen. Mit jugendlicher Bescheidenheit trägt er dem ältern Freunde seine Zweifel vor, ist jeder Belehrung offen, vertheidigt aber standhaft seine eignen Ansichten, bis Gründe ihn von ihrer Unrichtigkeit überzeugt haben. In den spätern Briefen ist er noch immer von gleich reger Wißbegierde, von gleich lebendigem Antheil an allem Großen, das in der Welt vorgeht, besonders an den Fortschritten des menschlichen Geistes belebt; aber die Urtheile des Mannes und des Greises sind durch große Erfahrungen gereift. Friedrichs Geist erscheint durch diese Briefe von bewundernswürdigem Umfang und seltner Ausdauer in seinen Bestrebungen, sein Charakter von der liebenswürdigsten Seite.

Um

Um dieſe Briefe beſſer zu verſtehen und richtig zu würdigen, iſt nöthig, Voltaire und ſein wechſelndes Verhältniß zu dem Könige zu kennen. Eine vollſtändige Entwickelung würde uns und die Leſer hier zu lange aufhalten; wir begnügen uns mit einigen Andeutungen. Voltaire, geboren 1694 zu Chatenay nahe bey Paris, hatte zu der Zeit, als der junge Friedrich anfing an ſeiner geiſtigen Ausbildung zu arbeiten, bereits eine bedeutende Höhe ſeines litterariſchen Ruhms erreicht, und dieſer war ſchon durch die ganze gebildete Welt verbreitet. Mehrere ſeiner Trauerſpiele, ſeine Henriade, die Geſchichte Carls XII waren damals ſchon erſchienen. Voltaire hatte bereits verſucht, die Philoſophie Newton's und Locke's, auch die freiere Denkart der Engländer über religiöſe und politiſche Gegenſtände nach Frankreich überzutragen. Vorzüglich waren es der Geiſt und die ihm eigenthümliche Grazie, mit denen er wiſſenſchaftliche Dinge, die bis dahin nur im Kreiſe eigentlicher Gelehrten und in deren Sprache verhandelt wurden, anziehend zu machen und in die Welt ſie einzuführen wußte, welche ihm bey den höhern Klaſſen aller der Lande, in denen man Franzöſiſch las, einen Einfluß verſchaften, wie ihn bis dahin noch nie ein Schriftſteller gehabt hatte. Fontenelle allein war ihm hierin, doch im mindern Grade, vorgegan-

gegangen. Sehr natürlich zogen Voltaires Schriften auch des jungen Friedrichs Aufmerkſamkeit ſehr an, er las dieſelben mit großem Vergnügen, wünſchte aber bald nicht nur aus ihnen, ſondern auch durch nähere Verbindung mit dem außerordentlichen Manne zu lernen. Mit Bezeugung hoher Achtung fing er den Briefwechſel mit ihm an. Voltaire fand bald, daß die hohe Geburt des Jünglings der minder bedeutende ſeiner Vorzüge ſey; die über alles ſich erſtreckende Wißbegierde deſſelben, ſeine ſchon erworbenen Kenntniſſe, ſein richtiges Urtheil, ſein feiner Geſchmack, ſeine edlen menſchlichen Geſinnungen zogen Voltaire an, und es entſtand bald zwiſchen ihnen eine warme, auf gegenſeitige Achtung gegründete, immer vertraulicher werdende Freundſchaft. Sich perſönlich zu kennen, war beider Wunſch; aber ſo lange Friedrichs Vater lebte, fand dieſes Schwierigkeit. Doch ſobald Friedrich die Regierung angetreten hatte, und ſeine weſtphäliſchen Staaten bereiſte, wollte er Voltaire in Brüſſel, wo dieſer ſich damals aufhielt, beſuchen. Eine Krankheit hielt ihn in Cleve zurück, wohin Voltaire zu ihm kam. Noch in demſelben Jahre (1740) machte dieſer eine Reiſe nach Berlin. Doch konnte der Wunſch Friedrichs, daß Voltaire immer bey ihm bleiben möchte, nicht erfüllt werden, weil dieſer mit einer geiſtreichen Freundin,

der

der Marquiſin von Chatelet, die gleich ihm die Wiſſenſchaften mit Eifer trieb, genau verbunden war, und durch nichts bewogen werden konnte, ſie zu verlaſſen. Indeß kam er im Jahr 1743 wieder nach Berlin, weil das franzöſiſche Miniſterium Voltaires Einfluß bey dem preußiſchen Monarchen benutzen wollte, und ihn mit einem geheimen Auftrage an denſelben abſandte, den Voltaire glücklich ausrichtete, weil Friedrichs eigene Politik mit Frankreichs damaligen Wünſchen übereinſtimmte. Im Jahr 1749 ſtarb die Freundin, welche Voltaire bisher im Vaterlande zurückgehalten hatte, und auf Friedrichs eifriges Dringen kam derſelbe 1750 nach Berlin. Mit Enthuſiasmus wurde er empfangen; durch jede Art von Auszeichnung und die vortheilhafteſten Bedingungen ſuchte Friedrich ihn für immer bey ſich feſtzuhalten. Voltaire lebte wirklich als erklärter Freund des Königs, genoß deſſen vollkommenſten Vertrauens und erhielt von den Gliedern des königlichen Hauſes und den angeſehenſten und gebildetſten Perſonen des Hofes Beweiſe der höchſten Achtung, welche den Lieblingen der Könige zwar nie fehlen, bey Voltaire aber auf die ſeltenſten Geiſtesvorzüge und die anziehenden Annehmlichkeiten ſeines Umgangs gegründet waren. Voltaire ſelbſt kann das Vergnügen, welches er in der Geſellſchaft des Königs fand,

nicht lebhaft genug schildern. Die gemeinschaftlichen Studien gaben ihren Unterhaltungen immer neuen Reiz. Sie theilten sich die Werke, an denen sie beide arbeiteten, stückweise mit, und einer benuzte die Bemerkungen des Andern. Voltaire unterrichtete den König in allen Feinheiten der französischen Sprache und Dichtkunst, in welchen es zur Vollkommenheit zu bringen Friedrichs sehnlichster Wunsch war. Außerdem hatte Voltaire durchaus keine Pflichten; er genoß der vollkommensten Freiheit und fühlte nichts vom Zwange des Hoflebens. Aber die Heiterkeit dieses glücklichen Zustandes blieb nicht lange ungetrübt; Mistrauen, Kälte und endlich völlige Uneinigkeit entstanden zwischen den Freunden. Was sie eigentlich herbeigeführt, ganz genügend anzugeben, ist dermalen schwer, wo nicht ganz unmöglich. Aber die bis jezt bekannt gewordenen Umstände machen es wahrscheinlich, daß beide Freunde nicht ohne Schuld gewesen, doch die meiste bey Voltaire sich gefunden habe, der durch seine unruhige Eitelkeit dem Könige oft lästig, und bey allen seinen Vorzügen durch eine schmuzige Geldbegierde sogar verächtlich wurde, auch wenigstens große Unvorsichtigkeiten sich schuldig machte. Ueberdem fehlte es nicht an Leuten, welche, ein so glückliches Verhältniß beneidend, sich bestrebten, dasselbe zu stören. Ein Mißverständniß

mit

mit dem von Friedrich ſehr geehrten Maupertuis, Präſident der Akademie der Wiſſenſchaften, den Voltaire zuerſt dem Könige bekannt gemacht hatte, jezt aber als ſeinen Nebenbuhler betrachtete, brachte es endlich zum völligen Bruch. Voltaire hatte eine bittere Spottſchrift auf denſelben geſchrieben, und gegen ſein dem Könige gegebenes Wort ſie drucken laſſen 40). Friedrich fand die Ehre ſeiner Akademie hierdurch beleidigt, und wurde im Zorn hingeriſſen, dieſe Schrift öffentlich durch den Henker verbrennen zu laſſen, eine Handlung, die bey ſeinen ſonſt geäußerten Geſinnungen über Schreibfreiheit allerdings ſehr auffallend iſt. Noch andere Unannehmlichkeiten kamen hinzu. An beiden Seiten glaubte man ſich empfindlich beleidigt, und endlich verließ Voltaire 1753 Berlin, zwar mit dem Verſprechen, wieder zu kommen, aber mit dem Vorſatz, dieſes nicht zu erfüllen. Auf ſeiner Rückreiſe ließ der König ihn in Frankfurt am Main anhalten, und ihm einen Band ſeiner Poeſien abfordern, worin Voltaire Verbeſſerungen gemacht und denſelben mitgenommen hatte. Die Art, wie dieſes durch den preußiſchen Reſidenten

40) Diatribe du Docteur Akakia war der Titel dieſer Schrift. S. dieſelbe in Oeuvres de Voltaire édition de Deux-Ponts T. 67.

zu Frankfurt geſchah, der dabey Polizey und Stadtſoldaten zu Hülfe nahm, war rauh und gewiß nicht von Friedrich befohlen. Voltaire fand ſich tief gekränkt, gab nicht nur die Poeſien, ſondern auch die Beweiſe der ehemaligen Gunſt des Königs zurück, Kammerherrn-Schlüſſel, Ordens-Zeichen, bewilligte Penſion, die er ſchon in Berlin abgegeben, aber auf ausdrückliches Verlangen Friedrichs wieder zurückgenommen hatte. Er nahm ſeinen Aufenthalt zuerſt in Genf, dann in der Nähe dieſer Stadt auf einem erkauften Landgute Ferney im franzöſiſchen Gebiet, wo er nun im Umgange mit den Muſen ein heiteres Alter verlebte. Der Briefwechſel mit Friedrich blieb die nächſten Jahre unterbrochen, und er ſcheint vorzüglich durch Betrieb der Markgräfin von Bayreuth wieder im Gang gebracht zu ſeyn. Die erſten Briefe, die ſich in den Sammlungen wiederfinden, betreffen einen ſehr ernſthaften Gegenſtand. Friedrich ging zu Anfang des ſiebenjährigen Krieges mit dem ſchwarzen Gedanken um, durch einen freiwilligen Tod dem politiſchen Untergange und der Schmach, welche die überlegene Macht ſeiner Feinde unvermeidlich zu machen ſchien, zu entgehen. Eine poetiſche Epiſtel an d'Argens, worin der König dieſen Vorſatz ausdrückt, war in Voltaires Hände gekommen, und dieſer fand ſich dadurch bewogen, an

den

den König zu ſchreiben. Er wandte alle Gründe und alle Beredſamkeit an, um zu beweiſen, daß ein Selbſtmord weder durch die Umſtände nothwendig gemacht, noch auch, im äußerſten Falle, des Königs würdig ſey. Dieſer, ſagte er, ſey groß genug, um auch nach einigen abgetretenen Provinzen, oder gar als Privatmann, höchſt ehrenvoll leben zu können. Die Art, wie ſich Voltaire hier benahm, und ſein warmes Intereſſe an Friedrichs Erhaltung machen ihm wirklich Ehre. Doch Friedrich antwortete in einem herrlichen Briefe vom 9ten October 1757 [41]):

Croyez que si j'étais Voltaire,
Et particulier comme lui,
Me contentant du nécessaire,
Je verrais voltiger la fortune légère, —
— — — — — — —
Voltaire dans son hermitage, —
— — — — — — —
Peut s'adonner en paix à la vertu du sage, —
— — — — — — —
Pour moi, menacé du naufrage,
Je dois, en affrontant l'orage,
Penser, vivre et mourir en roi.

Die

41) S. denſelben O. II. p. 257.

Doch die großen Siege, welche das Ende des Jahrs 1757 verherrlichten, entfernten bey Friedrich allen Gedanken an Selbstmord. Die Correspondenz mit Voltaire ging von nun an wieder fort, aber die ehemalige Offenheit und Freimüthigkeit, die vertraulichen Herzensergießungen waren nicht mehr in derselben. Beide bezeugen sich große Achtung, aber der alte Groll ist in ihrem Herzen verborgen und oft nahe am Durchbrechen, am meisten in den Briefen von Voltaire, der das erlittene Unrecht nicht vergessen kann, und es dem Könige vorwirft. Dieser verweiset es ihm, zuweilen auf sehr rauhe Art. So schreibt er ihm im Jahr 1759 [42]): Mais êtes-vous sage à soixante et dix ans? Apprenez à votre âge de quel style il vous convient de m'écrire. Comprenez qu'il y a des libertés permises et des impertinences intolérables aux gens de lettres et aux beaux esprits. Devenez enfin philosophe, c'est-à-dire raisonnable. Puisse le ciel, qui vous a donné tant d'esprit, vous donner du jugement à proportion! Si cela pouvait arriver, vous seriez le premier homme du siècle, et peut-être le premier que le monde ait porté: c'est ce que je vous souhaite.

Je

42) S. D. II. p. 361.

In den Briefen an ſeine Vertrauteſten drückt er die Verachtung von Voltaires ſittlichem Charakter noch ſtärker aus. So ſchreibt er an Darget, bald nach Voltaires Abgang von Berlin, im Jahr 1753 [43]: Voltaire est le plus méchant fou que j'aie connu de ma vie, il n'est bon qu'à lire. Vous ne sauriez imaginer toutes les duplicités, les fourberies et les infamies qu'il a faites ici: je suis indigné que tant d'esprit et tant de connaissances ne rendent pas les hommes meilleurs. Der bittere Groll, welchen Voltaire gegen Maupertuis noch lange nach deſſen Tode beibehielt und bey jeder Gelegenheit in ſeinen Schriften ausließ, reizte Friedrich zum höchſten Unwillen. So ſchrieb er hierüber 1771 an d'Alembert [44]: J'ai lu le quatrième tome des questions encyclopédiques de Voltaire, très surpris d'y trouver une sortie épouvantable qu'il fait sur Maupertuis. Il y a quelque chose de si lâche à calomnier les morts, il y a tant d'indignité à noircir la mémoire des hommes de mérite, il y a quelque chose dans ce procédé qui dénote une vengeance si implacable, si atroce, que je me répeus presque de

43) S. D. III. p. 331.

44) S. B. XI. p. 124.

de la statue qu'on lui érige 45). Bon Dieu! comment tant de génie se peut-il allier avec tant de perversité!

Doch so tief Friedrich auch den Charakter Voltaires verachtete, so hörte seine Bewunderung des Geistes desselben nie auf; bis an sein Ende las er dessen Schriften mit immer neuem Vergnügen. Auch in der Correspondenz unter ihnen verlor sich allmählig die Bitterkeit, und während der leztern Jahre herrscht in derselben fast ganz wieder der Ton der alten Munterkeit und sogar Vertraulichkeit; beide bezeugen einer dem andern aufrichtigste Theilnahme an den Schwächen des Alters, an denen beide leiden. Voltaire unterlag ihnen zuerst, er starb am 30ten May 1778. Friedrich schrieb im Lager zu Schazlar in Böhmen eine Lobschrift auf ihn, die er in der Akademie ablesen ließ (S. A. III.), und die man, wenn man an das, was zwischen ihnen vorgegangen, sich erinnert, nicht ohne Rührung lesen wird. Friedrich schildert das außerordentliche Genie, durch welches Voltaire in den verschiedensten Fächern unsterbliche Werke hervorgebracht hat; auch seinen Cha-

45) Diese Bildsäule wurde damals zu Voltaires Ehre von den französischen Philosophen errichtet, und auf d'Alemberts Antrag hatte auch Friedrich dazu beigetragen.

Charakter stellt er nur in dem liebenswürdigsten Lichte dar. Das Mißverständniß, welches ihn ehemals von Friedrich entfernte, wird nur leicht berührt; alles Unrecht, das Voltaire nach seinem Gefühl gegen ihn gehabt hatte, war in Friedrichs edler Seele nun vergessen. Sogar gegen den Vorwurf, daß Voltaire den Unglauben und die Unsittlichkeit befördert, wird er vertheidigt. Er habe, sagt Friedrich, die Wahrheit eifrig gesucht, die Duldung der verschieden Denkenden empfohlen, Verfolgung verabscheut, die Laster der Priester gebrandmarkt, aber nie die wahre Religion angegriffen, vielmehr dieselbe vertheidigt und die Moral durch seine Schriften, wie durch seine Handlungen gelehrt. Wenn auch dieses Lob übertrieben und wirklich nicht gegründet ist, so macht es doch den Gesinnungen des Königs Ehre, daß er, alles Vergangene vergessend, sich über den Todten so äußert.

Unstreitig hat Voltaire sowohl durch seinen Umgang als durch seine Briefe einen sehr bedeutenden Einfluß auf Friedrich gehabt (vielleicht einen größern, als irgend ein anderer Mensch!), einen guten und einen bösen. So lebendig auch bey Friedrich von früher Jugend an die Wißbegierde war und es bis ins Alter blieb, so wurde dieselbe doch durch die

Briefe

Briefe Voltaires noch immer mehr angefacht. Diese unterhielten bey ihm die Vertrautheit mit den Wissenschaften und mit allen Fortschritten, die in denselben gemacht wurden. Der religiöse Skepticismus war nicht eine Folge der Briefe Voltaires und des Umgangs mit ihm; er war bey Friedrich Folge seines eignen frühen Nachdenkens, schon ehe er in Verbindung mit Voltaire kam. In den frühern Briefen wird von wichtigen philosophischen Wahrheiten immer mit großem Ernst geredet. Nur darin hat Voltaire ohne Zweifel sehr nachtheilig gewirkt, daß er diesen Ernst, mit dem Wahrheit gesucht werden muß, allmählig unterdrückte und das Gefühl religiösen Bedürfnisses, das bey seinem Eifer nach Wahrheit gewiß in Friedrich sich entwickelt hätte, in seiner Seele nicht aufkommen ließ, und den König allmählig gewöhnte, sich bey dem Zustande eines bleibenden Zweifels gewissermaßen zu beruhigen, und zulezt sich zu bereden, es sey für das Glück der Menschen völlig gleichgültig, was für Begriffe sie von den Dingen haben, über welche zur Gewißheit zu kommen doch nun einmal nicht möglich sey. Hieraus entstand, daß Meinungen, welche vielen Menschen heilig und der Grund ihrer Sittlichkeit und Ruhe sind, zum Gegenstand des Spottes gemacht wurden. Ohne Zweifel hat die Verbindung mit Voltaire diese Ansich-

sichten, welche derselbe immer und unter unaufhörlich neuen Gestalten wiederholte, bey dem Könige fester gemacht, als sie ohnedem gewesen seyn würden, auch ihn dahin gebracht, den religiösen Glauben andrer Menschen mit Verachtung zu betrachten und diese öffentlich zu erkennen zu geben. Aber diese Wirkung ist doch nicht so stark gewesen, als man es oft geglaubt hat. Friedrich war in keiner Periode seines Lebens ein Mann, der sich die Meinungen Anderer einreden ließ. In seinen spätern Jahren fühlte er lebhaft die Nachtheile seines religiösen Unglaubens und des Beispiels von demselben, das er gegeben hatte, und ob er gleich selbst bis an sein Ende seinem Skepticismus treu geblieben ist, so war er doch weit entfernt, den fanatischen Eifer zu theilen, mit welchem Voltaire und die Encyklopädisten allen Glauben an positive Religion auszurotten gedachten; er bemühte sich bey jeder Gelegenheit, diesen Eifer zu mäßigen, der sich nach seiner Meinung für Philosophen nicht zieme. Nous connaissons, schrieb er im Jahr 1766 an Voltaire [46]), les crimes que le fanatisme de réligion a fait commettre. Gardons-nous d'introduire le fanatisme dans la phi-

46) S. D. II. p. 360.

philosophie: son caractère doit être la douceur et la modération!

Diesen allerdings sehr nachtheiligen Einfluß abgerechnet, ist Voltaires Einwirkung auf Friedrich als Regent durchaus wohlthätig gewesen. Er hat in seinen Briefen nie geschmeichelt, wenigstens nur so wenig, und in solcher Art, als es jeder vernünftige Mann, der mit Fürsten in Verbindung war und auf sie wirken wollte, immer unvermeidlich gefunden hat. Die Vorzüge des Geistes, die Tugenden, welche Voltaire in seinen Briefen Friedrich beilegt, besaß dieser wirklich, und ihr Beilegen war also nicht Schmeicheley. Er hat ihm, besonders Friedrich dem Jünglinge, oft Wahrheiten gesagt und Lehren gegeben, die gut wirken mußten, und dieses um so mehr, da sie nicht mit Anmaaßung und Pedanterie, sondern im feinsten Welttone gegeben wurden. So schreibt er bald nach Friedrichs Thronbesteigung an denselben: „Auf die von Jemand geäußerte Vermu„thung, der neue König werde durch große und über„raschende Reformen seine Regierung auszeichnen, „habe er, Voltaire, erwiedert, er glaube dieses „nicht, vermuthe vielmehr, Friedrich werde nur mit „Mäßigung und Vorsicht Veränderungen vornehmen, „alles Gute, was er finde, beibehalten, und das „Bes-

„Bessere nur langsam einführen.“ Friedrich befolgte wirklich im Anfang seiner Regierung diese weise Maxime, und sie war bey ihm Folge des eignen Nachdenkens; aber wer kann zweifeln, daß Voltaires Beistimmung ihn in derselben noch mehr bestärkt habe? Hohe Achtung für die Rechte des Menschen, tiefes Gefühl seiner Regentenpflichten, Menschlichkeit und Gerechtigkeit waren in Friedrichs Seele, aber gewiß hat Voltaires öftere Erinnerung an dieselben sie noch lebendiger erhalten. Wahrlich, die Herrscher sind mit so vielen Menschen umgeben, die das Gute und Wahre, was in ihnen ist, zu ersticken suchen, daß diejenigen, welche dasselbe anfachen und erhalten, großes Lob verdienen! Voltaire gebührt es im hohen Grade. Auf die edelste Art hält er, so oft sich eine schickliche Gelegenheit darbietet, dem Könige die Gräuel despotischer Willkühr, das Elend der Kriege, die Thorheit der Eroberungssucht in immer neuen Formen und Wendungen vor. Ein Umstand, der die Wirkung von Allem, was Voltaire sagte, ungemein verstärken mußte, war unstreitig, daß derselbe kein geborner Unterthan, sondern ein fremder, ein unabhängiger vermögender Mann war, der des Königs nicht bedurfte. Voltaire wußte dieses auf die beste, doch feinste Art zu benutzen. Ohne je zu vergessen, daß sein Freund König sey, erhielt er sich mit ihm im

Ton einer gewissen Gleichheit, und erlaubte sich freimüthige Aeußerungen, auch wenn er glauben konnte, sie würden nicht gefallen. Der König wollte dieses, und gewiß ist es nicht ohne gute Folgen geblieben, daß dem so war. Die Aufsätze, welche ihm Friedrich zum Verbessern vorlegte, beurtheilte Voltaire wirklich mit kritischer Strenge, und ließ keine Fehler hingehen. Auch der Umstand, daß der König Voltaire in der von ihm so sehr geachteten Kunst, seine Gedanken in Prosa und Versen deutlich und angenehm vorzutragen, als Lehrer und Muster betrachtete, mußte Allem, was dieser überhaupt ihm sagte, einen hohen Werth geben und dessen Wirkung verstärken. Dies sind die Betrachtungen, auf welche uns das Lesen der Correspondenz mit Voltaire geleitet hat, die wir Allen, denen es darum zu thun ist, Friedrich zu kennen, sehr empfehlen. Als Anhang derselben ist zu betrachten:

c) **Briefwechsel mit der Marquise von Chatelet.** B. X. XII. — Das Verhältniß Friedrichs mit Voltaire brachte denselben auch in Verbindung mit dessen vertrauter Freundin. Die Marquise von Chatelet, geborne Baronne von Breteuil, war eine ungemein geistreiche Frau, welche mit großem Eifer sich den Wissenschaften widmete,

vor-

vorzüglich der Philosophie, Physik und Mathematik, und es in denselben weit brachte. Sie war besonders bemüht, die Entdeckungen Newtons in Frankreich bekannt zu machen. Ihr Briefwechsel mit Friedrich fällt in die Jahre 1737 bis 1744, und betrift meistens die Physik, für welche sie denselben besonders zu gewinnen suchte, und außerdem die litterarischen Streitigkeiten, in welche Voltaire damals verwickelt war. Sie bezeigt die höchste Achtung und Freundschaft für Friedrich, und dieser antwortet mit Versicherung gleicher Gesinnungen. Doch äußert er kein Verlangen der persönlichen Bekanntschaft. Denn wie Voltaire zum erstenmale nach Berlin kam, wollte er die Marquise mitbringen, der König aber wandte es ab; sie starb, wie schon vorhin bemerkt worden, im Jahr 1749.

d) Briefwechsel mit d'Alembert. B. XI. XII. XIV. XV. — d'Alembert, geboren 1717 zu Paris, Mitglied der Pariser Akademie der Wissenschaften, so wie der meisten andern Akademien in Europa, Secrétaire perpetuel de l'Académie française, hatte den Ruhm eines der ersten Mathematiker seiner Zeit erworben, wurde auch den bessern Schriftstellern Frankreichs beigezählt. Er war nebst Diderot Hauptunternehmer der großen Encyklopädie,

und wurde als einer der vornehmsten Beförderer deſſen angeſehen, was man in Frankreich zu damaliger Zeit Philoſophie nannte, und was nicht ſowohl in irgend einem Syſtem, ſondern in vollkommner Zweifelſucht, und Beſtreitung alles deſſen beſtand, was man bis dahin von überſinnlichen Dingen zu wiſſen geglaubt hatte. d'Alembert beobachtete indeß hiebey den äußern Anſtand, und in den Schriften, welche er unter ſeinem Namen herausgab, griff er herrſchende Meinungen nicht öffentlich an, ſo ſehr er auch in vertrauten Briefen ſeinen Widerwillen gegen dieſelben zu erkennen gab. Durch welchen Anlaß und zu welcher Zeit d'Alembert mit dem Könige in Verbindung gekommen, iſt uns nicht bekannt; wahrſcheinlich hat eine Abhandlung, durch welche d'Alembert 1746 den von der Berliner Akademie über einen phyſikaliſchen Gegenſtand ausgeſetzten Preis gewann, dieſen Anlaß gegeben. Im Jahre 1756 kam er nach Weſel und machte die perſönliche Bekanntſchaft, 1763 aber reiſte er nach Berlin und hielt ſich einige Monate bey dem Könige auf, welcher großes Vergnügen an ſeinem geiſtvollen Umgange fand, auch ihn gern ganz nach Berlin gezogen und an Maupertuis Stelle zum Präſident ſeiner Akademie gehabt hätte. Wie d'Alembert, dieſes ablehnte, ſuchte er ihn wenigſtens zu öftern Beſuchen

zu

zu bewegen; aber d'Alemberts schwache Gesundheit verhinderte auch diese. Er starb 1783. Seine Briefe fangen in der Berliner Sammlung im Jahre 1760, die des Königs erst 1765 an. Diese Correspondenz hat bis zu d'Alemberts Tode gedauert; von beiden Seiten fehlen aber viele Briefe. Außer den Nachrichten und Urtheilen über neue Erscheinungen der Litteratur, auch oft der politischen Welt, betrift dieser Briefwechsel vorzüglich die wichtigsten Gegenstände des menschlichen Nachdenkens, und enthält Beweise, wie angelegen es Friedrich bis zu seinen spätern Jahren war, über dieselben zu irgend einer beruhigenden Gewißheit zu kommen, aber auch zugleich wie vergebens er sich deshalb bemühte. Der tiefsinnige Denker, bey dem er Rath und Belehrung suchte, konnte ihm für Zweifel nur wiederum Zweifel mittheilen, und beide stimmten überein, daß menschliches Forschen überall Schranken finde, die es zu überschreiten nicht vermöge, und daß die dicke Finsterniß, welche uns umhüllt, durch keinen Lichtstrahl erhellt werde. Das lezte Resultat des gemeinsamen Nachdenkens war, daß für den Einzelnen, der nicht wisse, zu welchem Zwecke er in das Gewirre des Lebens geworfen sey, nichts anders übrig bleibe, als das unvermeidliche Böse so gut zu ertragen, wie er vermöge, das damit sparsam gemischte Gute weise zu genießen, sich

vor Leidenschaften und Täuschungen, die ihn überall umgeben, möglichst zu hüten, und durch gemeinnützige Thätigkeit der Spanne seines Daseyns einigen Werth zu geben, weil nur an diese Thätigkeit die edlere Glückseligkeit geknüpft scheine, deren die bessern unserer Gattung empfänglich sind, während die Menge sich, gleich den Thieren, mit Befriedigung sinnlicher Genüsse begnügen müsse. In dieser, nach den trostlosen speculativen Betrachtungen allein übrig bleibenden, praktischen Weisheit hatte es der König unstreitig weiter gebracht, als sein philosophischer Freund, wie dieser auch selbst eingesteht. Die Schilderung, welche derselbe von dem Innern seines Gemüths in diesen Briefen macht, ist in der That merkwürdig. d'Alembert, ein Mann von hoher Geistesbildung, ohne irgend ein großes Unglück gehabt zu haben, vielmehr in einer äußern Lage lebend, die seine mäßigen Wünsche völlig befriedigte, mit keinem Vorwurfe seines Gewissens belastet, eines glänzenden litterarischen Ruhms und der hohen Achtung seiner Zeitgenossen genießend, empfand noch vor dem sechzigsten Jahre die körperlichen Leiden und Beschwerden des herannahenden Alters, das Absterben aller Verbindungen, die Abstumpfung seiner geistigen Kräfte, vor Allem endlich das Leere und Lästige des Daseyns. Es

ist

iſt wirklich traurig, ſeine Klagen hierüber zu leſen [47]). Friedrich tröſtete ihn auf die rührendſte und zärtlichſte Art, und gab ihm das Beiſpiel, wie ungleich größere Leiden dennoch ertragen werden können. Aber der klagende Weltweiſe war nicht fähig, dieſes Beiſpiel nachzuahmen, weil er gerade die immer gleich gute Laune, welche ihm Friedrich als das einzige Mittel rühmte, ſich, wo nicht gut, doch erträglich zu befinden, ſich zu geben nicht vermogte. Dieſe gute Laune in ſeinem Gemüthe möglichſt zu erhalten, war Friedrichs Hauptmaxime, und dieſe Briefe beweiſen, wie ſehr ſein Beſtreben nach derſelben ihm gelungen ſey. Auch die edelſte Thätigkeit und der Anblick des glücklichen Erfolges derſelben, war ein Hausmittel des Regenten, das

47) So ſchrieb er im Jahr 1776 an Friedrich: La vie, la gloire, l'étude même, tout est devenu insipide pour moi; je ne sens que la solitude de mon ame, et le vide irréparable que mon malheur y a laissé. Ma tête, fatiguée et presque épuisée par quarante ans de méditations profondes, est aujourd'hui privée de cette ressource qui a si souvent adouci mes peines. Elle me laisse tout entier à ma mélancolie; et la nature, anéantie pour moi, ne m'offre plus ni un objet d'attachement, ni un objet même d'occupation. S. B. XV. p. 20.

der einsame Stuben-Philosoph nicht anwenden konnte. Die Vergleichung der so verschiedenen äußern Lagen beider Correspondenten und deren Einflusses auf ihre Gemüthsstimmung giebt diesem Briefwechsel ein eignes Interesse. Die Verschiedenheit des Tons, welcher in Friedrichs Briefen an d'Alembert und in denen an Voltaire herrscht, ist auch bemerkenswerth. Ohne Zweifel hatte er für den Geist von beiden eine sehr hohe Achtung, für den sittlichen Charakter von d'Alembert aber eine ungleich höhere. Dieses ist auch in den Briefen ausgedrückt. Vor der persönlichen Bekanntschaft mit Voltaire herrscht in den Briefen an denselben ein Ausdruck von Verehrung und Bewunderung, wie sie Friedrich wol für keinen andern Menschen empfunden hat. Auch in den spätern Zeiten, nachdem der Eindruck der Mishelligkeit mit Voltaire sich verloren hatte, ist in den Briefen an denselben immer eine gewisse Zurückhaltung merkbar, die sich in den Briefen an d'Alembert, den er doch weniger genau kannte, nicht findet. Bey aller Achtung, die er für leztern hatte, widerspricht Friedrich doch dessen Meinungen oft, und die Empfehlungen von d'Alembert, welche freilich zu oft kamen und zuweilen sonderbar waren, sind selten von Erfolg begleitet. In Absicht ihres innern Gehalts kommen

d'Alem-

d'Alemberts Briefe denen von Voltaire nicht bey. Jener ist niemals freimüthig, er erklärt sich fast immer für die vom Könige geäußerte Meinung, und seine Schmeicheleyen sind zuweilen etwas arg. Wie einst der König glaubte, daß d'Alembert nicht vorsichtig genug mit den von ihm erhaltenen Briefen umgehe und dieselben ins Publikum kommen lasse, machte er ihm darüber sehr harte Vorwürfe. Kurz man findet auch in dieser Correspondenz Beweise, wie wenig Friedrich auch den von ihm am meisten geschäzten Menschen zu viel Einfluß auf sich gestattet habe. Nach d'Alemberts Tode hatte der König den Wunsch geäußert, daß seine etwa in dessen Nachlasse sich findenden Briefe an denselben nicht bekannt gemacht werden möchten. Der Staatsminister Graf von Vergennes, hievon unterrichtet, nahm daven Anlaß, diese Briefe abfordern und verbrennen zu lassen. Als ein Anhang der Correspondenz mit d'Alembert ist zu betrachten:

e) ein kurzer Briefwechsel des Königs mit dem Marquis von Condorcet. B. XII. XV. — Condorcet, geboren 1743, hatte besonders durch seine Verdienste um die höhere Mathematik Ruhm erworben, und beschäftigte sich später auch mit Theorie der Staatswissenschaft, welches

ches sein übriges Leben verbitterte; denn vom Wirbel der Revolution fortgerissen, starb er ein Opfer derselben 1794 im Gefängniß. Er war ein Vertrauter d'Alemberts, gab dem Könige von dessen Tode Nachricht und kam dadurch mit ihm in Briefwechsel, der aber meistens nur in litterarischen Aufträgen besteht und nicht bedeutend ist.

f) Briefwechsel mit dem Marquis d'Argens. B. X. XIII. — Marquis d'Argens war 1704 zu Aix in der Provence geboren; nachdem er den Kriegsdienst, dem er sich gewidmet, wegen eines unglücklichen Pferdesturzes schon frühzeitig verlassen hatte, sammelte er auf weiten Reisen, die bis in die Türkey ausgedehnt waren, mannichfache Kenntnisse ein und beschloß dann, im Besitz eines unabhängigen Vermögens, allein den Wissenschaften zu leben, hielt sich in Holland und an verschiednen Orten auf, und machte sich durch freimüthige Schriften bekannt. Er trat in Hofdienste der verwittweten Herzogin von Würtemberg, und kam durch diese, noch unter der Regierung Königs Friedrich Wilhelms I, nach Berlin, wo er dem Kronprinzen bekannt und durch seinen geistvollen Umgang sehr beliebt wurde. Bald nach der Thronbesteigung rief ihn Friedrich zu sich, machte ihn zum

Kam-

Kammerherrn, zum Mitgliede der Akademie und Direktor der Klasse der schönen Wissenschaften. Nach der Schilderung Aller, die ihn gekannt, war d'Argens ein sehr rechtschaffner, ungemein gutmüthiger Mann, und des Vertrauens, das ihm der König bewies, vollkommen werth. Er hing mit wahrer Liebe an demselben, und nahm an Allem, was ihm Gutes und Böses begegnete, den lebhaftesten Antheil. Doch war er bey aller Vertraulichkeit frey von Anmaaßung und allem Anspruch, durch seine Einmischung sich geltend zu machen. Seine Briefe enthalten die Beweise, daß er jeden Anlaß benutzte, die Verdienste Anderer bemerklich zu machen, und besonders auch dem Könige die guten patriotischen Gesinnungen seiner Unterthanen zu schildern. Friedrich erkannte den Werth eines solchen Freundes, und erwiederte die Gesinnungen desselben für ihn mit großer Achtung und einer wirklich zärtlichen Freundschaft; die Briefe an ihn unterscheiden sich dadurch von denen an alle Andere. Nie findet man in denselben Unzufriedenheit und Zurückweisung in die überschrittenen Schranken, die Friedrich bey Voltaire und Andern zuweilen nöthig fand. Sein sanftes Lächeln über die kleinen Schwachheiten des Freundes, z. B. dessen zu ängstliche Sorge für seine Gesundheit, so wie über manche sonderbaren Grillen dessel-

deſſelben, konnte die wahre Achtung Friedrichs für d'Argens nicht im Mindeſten ſchwächen. Dieſe und die freundſchaftliche Geſinnung dauerten bis an deſſen Tod fort, der 1771 auf einer Reiſe in ſein Vaterland erfolgte. Friedrich hat ihm, zum Beweiſe ſeiner Achtung, in Aix ein Denkmal ſetzen laſſen. d'Argens ſtimmte mit des Königs religiöſem Skepticismus überein, aber er billigte nicht den fanatiſchen Eifer der franzöſiſchen Philoſophen gegen alle poſitive Religion, machte vielmehr dem Könige oft und nicht ohne Wirkung bemerklich, daß Irrthümer, welche für Millionen Menſchen heilige Wahrheit ſind, mit Schonung behandelt werden müſſen.

Was dem Briefwechſel mit d'Argens einen ganz vorzüglichen Werth giebt, iſt der Zeitraum, in welchen derſelbe fällt. Ein großer Theil dieſer Briefe iſt nämlich während des ſiebenjährigen Krieges geſchrieben. Der König theilte dieſem Freunde, auf deſſen Anhänglichkeit und Vorſicht er völlig rechnen konnte, im unbeſchränkteſten Vertrauen ſeine Empfindungen mit, und man lernt daher aus dieſen Briefen die geplagte Lage, in welcher ſich der König während dieſer ſieben Jahre befunden hat, recht kennen und die Größe des Geiſtes bewundern, mit der er die Laſten ertrug, die ihn niederdrückten.

Mehr

Mehr als einmal geſtand er ſeinem Freunde, daß er das Furchtbare und Gräßliche ſeiner Lage ganz erkenne und keinen Ausweg aus derſelben mehr übrig ſehe, als den, den auch der fühlende Leſer als den einzigen erkennen muß. Daß Friedrich zu demſelben entſchloſſen geweſen, läßt ſich nach dieſen Briefen nicht bezweifeln; aber daß er die wirkliche Ausführung bis zu dem gefürchteten äußerſten Punkte verſchob, iſt Beweis für die Stärke ſeines Charakters. Die Empfindungen, ſowohl über dieſen Gegenſtand, als auch bey dem unerwarteten Glückswechſel, den der König endlich im Anfang des Jahrs 1762 erfuhr, ſo wie über deſſen kurze Dauer, ſind in dieſen Briefen ſo ausgedrückt, daß man ganz in des Königs Seele lieſt und noch weit mehr fühlt, als die bloßen Worte ausdrücken. Faſt gleiches Intereſſe, wie die Briefe Friedrichs, haben auch die ſeines Freundes. Der redliche Eifer, mit welchem d'Argens bemüht iſt, den König zu beruhigen, die Lage deſſelben minder ſchlimm darzuſtellen, das Gute und Hoffnung Gebende in derſelben hervorzuheben, iſt in der That rührend. Oft ſucht er nur durch Vorführung anderer Gegenſtände zu zerſtreuen, und immer weiß er ſeine, wenn auch ſchwachen, Troſtgründe ſo zu ſtellen, daß ſie nicht ohne alle Wirkung auf das wunde Gemüth des Königs bleiben konnten.

ten. Daß dieſes wirklich der Fall geweſen, und Friedrich den Werth einer ſolchen Theilnahme ganz erkannt habe, beweiſen viele Stellen ſeiner Briefe, und die Art, womit er die politiſchen Urtheile d'Argens erwiedert und berichtigt. Auch ließ er ihn, während der Winterquartiere, einige Male zu ſich kommen, weil er in ſeiner Geſellſchaft Aufrichtung und Troſt fand. — Dieſe höchſt intereſſanten Briefe ſind in der Berliner Ausgabe ſo aus einander geriſſen, daß dadurch das Leſen ſehr unbequem wird; angenehm iſt es uns daher, noch bemerken zu können, daß dieſelben, und zwar mit neun und funfzig neuen, die ſich in der Berliner Sammlung nicht finden, vermehrt, unter dem Titel: Correspondance entre Fréderic II et le Marquis d'Argens, à Königsberg et Paris 1798, in zwey Bänden beſonders und chronologiſch geordnet herausgegeben ſind.

g) Briefwechſel mit Darget. C. II. D. III. — Darget kam mit dem franzöſiſchen Geſandten Valory im Anfange der Regierung des Königs nach Berlin, und wurde demſelben durch ſeinen Geiſt vortheilhaft bekannt. Er folgte ſeinem Geſandten in den zweiten ſchleſiſchen Krieg, und da lezterer durch einen öſterreichiſchen Partheigänger aus

aus dem preußischen Lager in Böhmen entführt werden sollte, rettete ihn Darget durch schnelle Geistesgegenwart; nachdem er nämlich alle wichtigen Papiere vernichtet hatte, gab er sich selbst für den Gesandten aus und ließ sich statt desselben gefangen nehmen. Dieser Vorfall leitete die Aufmerksamkeit des Königs noch mehr auf ihn, und wurde der Gegenstand eines komischen Heldengedichts, das der König verfertigte. Darget ging in dessen Dienste als Vorleser und Secretair, und kam in den engern Kreis der Umgangsgenossen Friedrichs, der ihm viel Vertrauen bewiesen zu haben scheint. Darget hatte auch das Geschäft, die Aufsätze des Königs in den Versammlungen der Akademie vorzulesen. Doch kehrte er wegen schwacher Gesundheit schon früh, 1751, nach seinem Vaterlande zurück, wo ihm Friedrichs Empfehlung nützlich wurde. Er starb als Agent des Bischofs von Lüttich und anderer deutschen Fürsten am französischen Hofe 1778. Die Correspondenz mit Friedrich betrift meistens litterarische Neuigkeiten, und beweist, daß der König auch in der Entfernung das Vertrauen zu diesem Manne immer behalten hatte.

h) Briefwechsel mit La Motte Fouqué. D. V. — De la Motte Fouqué stammte aus einer adlichen protestantischen Familie in der Nor-

mandie, welche die Religionsverfolgung unter Ludwig XIV aus ihrem Vaterlande vertrieben hatte. Der Vater deſſen, von dem hier die Rede iſt, wandte ſich nach Holland, und Letzterer wurde 1698 in Haag geboren. Er kam ſehr jung an den Hof des Fürſten Leopold von Anhalt-Deſſau, und durch dieſen großen Feldherrn in preußiſchen Kriegsdienſt. Er wurde in demſelben ſchnell befördert, und erwarb durch ſein Betragen die gute Meinung Königs Friedrich Wilhelms I, auch durch ſeine Kenntniſſe und angenehmen Umgang die Freundſchaft des Kronprinzen. Ein Beweis von beiden iſt, daß er während der Ungnade, in welche Friedrich als Kronprinz fiel, ſich freiwillig erbot, der Geſellſchafter deſſelben während der Gefangenſchaft in Küſtrin zu ſeyn, und dazu auch die Genehmigung des königlichen Vaters erhielt. Er gehörte von dieſer Zeit an zu dem engern Kreiſe von Friedrichs Vertrauten, und war oft bey demſelben in Rheinsberg, wurde auch in den Orden des Ritters Bayard aufgenommen, den der Prinz ſtiftete, und der nur aus zwölf Gliedern beſtand, die ſich zu ritterlichem Edelmuth und Tugend verbanden. Wegen einer Unannehmlichkeit im Dienſt vertauſchte Fouqué als Major die preußiſchen Dienſte mit den däniſchen, wurde aber von Friedrich ſogleich nach ſeiner Thronbeſteigung zurückberufen und mit großer Auszeichnung

mung behandelt. In den beiden erſten Kriegen zeigte er ſich derſelben werth. Er erhielt wichtige Aufträge und war beſonders thätig bey den neuen Einrichtungen in der eroberten Grafſchaft Glaz, wo ihm nicht nur im Kriegsweſen, ſondern auch in politiſchen und bürgerlichen Sachen, der Oberbefehl mit ausgedehnter Vollmacht ertheilt wurde. Im Jahre 1751 wurde er General-Lieutenant, erwarb im ſiebenjährigen Kriege neue Verdienſte und war der vertraute Rathgeber des Königs bey den wichtigſten Unternehmungen. Er gelangte 1759 zu der Stufe eines Generals der Infanterie, gerieth aber 1760 in öſterreichiſche Gefangenſchaft und wurde bis in Kroatien weggeführt. Wie wichtig man in Wien dieſen Gefangenen hielt, ward dadurch bewieſen, daß man ſeine Auswechſelung während des Krieges weigerte. Erſt nach dem Frieden im Jahre 1763 erhielt er ſeine Freiheit wieder, und wurde nach der Rückkehr zum Gouverneur der Feſtung Glaz ernannt. Doch ſeine geſchwächte Geſundheit nöthigte ihn bald, den Abſchied nachzuſuchen. Er begab ſich nach Brandenburg, wo er Domprobſt war. Der König that alles, ihm die Leiden des Alters und großer Kränklichkeit zu erleichtern, ließ ihn oft zu ſich kommen, beſuchte ihn auch ſelbſt, ſandte ihm köſtliche Früchte aus ſeinen Treibhäuſern und andere Geſchenke von Werth, ließ

auch oft durch einen ſeiner Leibärzte den Zuſtand dieſes von ihm ſo innig geſchäzten Freundes unterſuchen, der 1774 geſtorben iſt.

Ein Theil des Briefwechſels, nämlich bis zu Fouqué's Gefangenſchaft, war früher in fremde Hände gekommen, und iſt unter dem Titel: Recueil des lettres de S. M. le roi de Prusse, à Leipsic 1772, gedruckt. Später und nach Fouqué's, ſo wie nach Friedrichs Tode, ſind dieſe Briefe vollſtändiger geſammelt und mit intereſſanten Nachrichten gemiſcht unter dem Titel: Mémoires du Baron de la Motte Fouqué, Général d'Infanterie Prussienne, dans lesquels on a inséré sa Correspondance intéressante avec Frédéric II, à Berlin 1788, in zwey Bänden gedruckt. Der Herausgeber nennt ſich Büttner und iſt mit Fouqué genau bekannt geweſen. Die Briefe fangen mit dem Jahre 1758 an und reichen bis an die Zeit von Fouqué's Tode. Die Nachrichten ſind ſehr verſtändig zwiſchen die Briefe eingeſchaltet, welche durch jene und auch durch noch zugeſezte Anmerkungen gute Erläuterungen erhalten. In der Basler Sammlung iſt dieſe Correſpondenz mit den Zuſätzen vollſtändig abgedruckt. Während des Krieges hatten die Briefe, die meiſt täglich gewechſelt wurden, keinen andern Inhalt, als die

die Vorgänge der Zeit und die Maaßregeln, welche in Rückſicht auf dieſelben genommen wurden. Man lernt aus ihnen die unermüdete Thätigkeit des Königs, ſeine wirklich unendliche Aufmerkſamkeit auf Alles, und ſeine richtige Beurtheilung recht kennen. Ein am Ende des Jahrs 1758 ſeinen Feldherren unter dem Titel: Réflexions sur quelques changemens à introduire dans la façon de faire la guerre mitgetheilter Aufſatz iſt gewiß großer Aufmerkſamkeit der Kriegsverſtändigen werth. Er enthält Friedrichs Beobachtungen über die von den Oeſterreichern ſeit Eugens Zeit gemachten Fortſchritte in der Kriegskunſt, die er mit großem Lobe belegt und die Mittel angiebt, den dadurch erlangten Vorzügen zu begegnen. Die zweite Hälfte der Briefe, während Fouqué's Ruheſtande bis zu deſſen Tode, wird durch die ſich überall darin aufdringende Bemerkung wichtig, wie ſehr Friedrich für Freundſchaft empfänglich, und wie dankbar er für die vor langer Zeit erhaltenen Dienſte war. Einem alten, kranken, hinſterbenden Manne, den er in der Jugend ſehr geliebt und geſchäzt hatte, der ihm während der Mannskraft ſehr nüzlich geweſen war, aber jezt im Alter durchaus keine Dienſte mehr zu leiſten vermogte, deſſen Umgang auch keinen Reiz mehr haben konnte, da Fouqué in ſeinen lezten Jahren das Ge-

hör verloren hatte, und ſich nur ſehr unverſtändlich auszudrücken vermögend war, — dieſem Manne bewies Friedrich die aufmerkſamſte Theilnahme und eine wirklich zärtliche Freundſchaft! Fouqué war nicht nur ein ſehr einſichtsvoller, thätiger, ſeine Pflicht aufs vollkommenſte erfüllender Feldherr, ſondern auch ein höchſt rechtſchaffner, edler, auch wiſſenſchaftlich gebildeter Mann. Doch ſtimmte ſeine Denkart über die wichtigſten Dinge mit der des Königs nicht überein, denn Fouqué war ein eifriger Verehrer der chriſtlichen Religion. Der König ehrte dieſe Geſinnung, und in ſeinen Briefen an ihn kömmt nie ein Zug, eine Anſpielung vor, die den Freund hätte kränken können, der ſeine Geſinnung immer offen zu erkennen gab, und auch, wenn er bey dem Könige zum Beſuch war, nie verſäumte, dem öffentlichen Gottesdienſte beizuwohnen.

Außer dieſen Sammlungen ſind noch viele einzelne Briefe des Königs an verſchiedene Männer und von denſelben (z. B. Fontenelle, Rollin, Mauteufel, Achard, Algarotti, Grimm u. a.) aus frühern und ſpätern Zeiten, wie ſie den gedankenloſen Herausgebern der Zufall in die Hände gebracht, in mehrere Bände der Berliner Sammlung (B. XII. XV. C. III.) ohne alle Ordnung zerſtreut. Alle

ent-

enthalten mannichfache Beweiſe der großen nie aufhörenden Wißbegierde Friedrichs, ſeiner lebhaften Gefühle von Freundſchaft und Achtung für Männer, die er derſelben werth hielt, und der heitern Laune, die er in ſeinem Gemüthe zu erhalten ſtrebte.

IX. Fremde von Friedrich herausgegebene, auch einige ihm fälſchlich beigelegte Schriften.

Neben den vielen eignen Schriften hat der König auch einige fremde, um ſie in größern Umlauf zu bringen, neu herausgegeben, und die Berliner Sammler haben nicht geſäumt, mit denſelben einige Bände der nachgelaſſenen Schriften zu füllen. C. IV. V. VI.

Die erſte dieſer Schriften iſt: a) Extrait du Dictionnaire de Bayle. — Dieſes große Werk war Friedrichs Lieblingsbuch. Nicht nur machte die Menge der darin zerſtreuten Kenntniſſe aller Art es ihm vorzüglich ſchätzbar, ſondern er liebte auch den Geiſt, mit welchem Bayle die entgegengeſetzteſten Meinungen, das Starke und Schwache, was für und gegen jede derſelben angeführt werden kann, darſtellt. Er hielt Bayle für den beſten Lehrer der Logik und em-

pfahl das Lesen desselben bey aller Gelegenheit, um zum Selbstdenken, zum freimüthigen Betrachten jedes Gegenstandes von allen möglichen Seiten, und dadurch zur Befreiung von Vorurtheilen zu gelangen. Er las dies Wörterbuch so gern, daß er sich nie lange von ihm trennen wollte, und auf allen Schlössern, wo er zuweilen seinen Aufenthalt hatte, ein Exemplar desselben bereit hielt. Endlich, da ihm das Lesen der großen Folianten zu beschwerlich fallen mochte, kam er auf den Gedanken, die merkwürdigsten Artikel in ein paar Octav-Bände zusammendrucken zu lassen. Wahrscheinlich hat d'Argens diesen Auszug, der im Jahr 1766 erschien, nach des Königs Angabe, besorgt. Derselbe enthält vorzüglich diejenigen Artikel, welche sich durch Entwickelung philosophischer Systeme auszeichnen, auch diejenigen, welche hergebrachten Meinungen am stärksten widersprechen und als zu anstößig in einigen Ausgaben des Dictionnaire weggelassen sind.

b) Das zweite unter Friedrichs Namen bekannt gemachte fremde Werk ist ein Abrégé de l'Histoire ecclésiastique de Fleury, traduit de l'anglois. Während der Winterquartiere im siebenjährigen Kriege las Friedrich, um sein Gemüth von den drückenden Geschäften, die ihn beunruhigten, desto bes-

ser

ſer abzuziehen, Bücher allerley Art, unter andern auch Fleury's Kirchengeſchichte. Er wünſchte nachher, viele Facta aus dieſem weitläuftigen Werke, um ſie beſſer auffinden zu können, ausgezogen, und trug dieſe Arbeit einem gewiſſen de Prades auf, einem franzöſiſchen Gelehrten, der wegen anſtößiger Schriften Frankreich hatte verlaſſen müſſen, bey Friedrich eine Zuflucht fand, und zu deſſen Vorleſer ernannt wurde. Während des ſiebenjährigen Krieges kam er in Ungnade, über deren Grund ſich Friedrich nicht erklärte; man glaubte, er habe ſich den Verdacht einer ſtrafbaren Correſpondenz mit feindlichen Generalen zugezogen. So lange der Krieg währte, wurde er zu Magdeburg gefangen gehalten; nach dem Frieden aber erhielt er die Freiheit wieder und lebte in Schleſien von Präbenden, die ihm der König geſchenkt hatte. Er iſt 1782 geſtorben. Dieſer Mann wird für den Verfaſſer des Auszugs von Fleury's Kirchengeſchichte gehalten, den er nach des Königs Vorſchrift gemacht hatte. Die Vorrede zu demſelben aber wird, wahrſcheinlich mit Recht, dem Könige ſelbſt zugeſchrieben, der in derſelben eine allgemeine Schilderung von der Verbreitung des Chriſtenthums und der Bildung des Anſehns und der Macht der Kirche und ihrer Vorſteher giebt. In dem durch dieſe Vorrede angegebenen Geſichtspunkte iſt der

Auszug gemacht, in welchem viele einzelnen Facta zusammengestellt sind, um zu beweisen, wie die Päbste die Umstände immer schlau benuzt haben, um ihre Herrschaft fest zu gründen und über die weltliche Macht zu erheben. Was in dem großen Werk zu diesem Zweck nicht paßte, ist im Auszuge weggelassen, und obgleich meistens Fleury's Worte beibehalten werden, so sind doch manche eigene Bemerkungen des Epitomators, ganz in dessen Sinne ausgedrückt, eingeflossen. Dieser Auszug wurde 1766 zu Berlin unter dem falschen Druckort Bern gedruckt. Die Berner Regierung nahm hievon Anlaß, das Werk zu verbieten und öffentlich verbrennen zu lassen. Zu Rom hatte dasselbe ein gleiches Schicksal, und wurde in der päbstlichen Bulle mit der Benennung mendax titulus mendacissimi operis aufgeführt.

Noch sind dem Könige einige Schriften beigemessen und unter seinem Nachlaß erschienen, welche von ganz andern Verfassern herrühren. Die eine ist ein Lustspiel Tantale en procès (C. I. D. III.), welches durch einen schmuzigen Proceß veranlaßt ist, in den Voltaire zu Berlin mit einem Juden verwickelt wurde. Der wahre Verfasser desselben ist ein mittelmäßiger Dichter Pottier, der

am

am Hofe des Markgrafen Carl von Brandenburg lebte, und dieſen Fürſten, nach Art ehemaliger Hofnarren, beſonders durch dramatiſche Darſtellungen von auffallenden Hof- und Stadtgeſchichten, die er ſelbſt verfertigte und auch aufführte, beluſtigte. Zu ſolcher Art Schriften gehört auch dieſes Luſtſpiel, welches durch Zufall bey den Handſchriften Friedrichs gefunden ſeyn mag, und von den Herausgebern unter die nachgelaſſenen Werke gebracht iſt. Die andere Schrift, welche mit Unrecht unter dieſe Werke eingeſchlichen, iſt von ernſterer Art. Sie hat den Titel: Pensées sur la réligion, und iſt zuerſt in die Basler Sammlung gekommen, und aus dieſer in den Supplementen der Berliner nachgedruckt (C. II. D. IV.). Daß dieſe ganz offenbar wider die chriſtliche Religion und die Beweiſe der Göttlichkeit derſelben gerichtete Schrift nicht von Friedrich herrühre, beweiſet ſchon ihr Ton, welcher von dem ſkeptiſchen, den der König immer beibehielt, durchaus abweicht. Friedrich legt in ſeinen Schriften immer nur Zweifel vor, und wenn er Irrthümer, die allgemein verbreitet und vielen Menſchen heilig ſind, angreift, geſchieht es immer mit einiger Schonung. In einem Briefe an Voltaire ſagt er einmal ſelbſt [42]), daß dies

42) Seine eignen Worte ſind in einem Briefe von 1770. (C.

dieſes ſeine Maxime ſey und alle von ihm ſelbſt herausgegebenen Schriften (denn von vertrauten Briefen kann nicht die Rede ſeyn) beweiſen, daß er ſie beobachtet habe.

Der Verfaſſer der genannten Schrift iſt ein geborner Katholik geweſen. Dies beweiſen ganz offenbar mehrere Aeußerungen in derſelben, und ſchon allein das Citiren der Bibel nach der Vulgata läßt hierüber keinen Zweifel. Dieſe Schrift hat das ſonderbare Schickſal gehabt, in demſelben Jahre 1745 zweimal unter verſchiedenen Titeln, und unter dem Namen verſchiedener, aber fälſchlich angegebener Verfaſſer, gedruckt zu werden. Die eine dieſer Ausgaben hat nämlich den Titel: La vraie réligion demontrée par l'Ecriture sainte. Traduite de l'anglois de Gilbert Burnet, à Londres 1745, und die andere: Examen de la réligion dont on cherche l'éclaircissement de bonne foi. Attribué à Mr. de St. Evremond. à Trevoux, aux

(S. D. II. p. 437.): Dès qu'il s'agit de s'énoncer en public, ma maxime constante est de ménager la délicatesse des oreilles superstitieuses, de ne choquer personne, et d'attendre que le siècle soit assez éclairé, pour qu'on puisse impunément penser tout haut.

aux dépens des Pères de la Société de Jesus 1745. Daß der ehrwürdige englische Bischof Burnet Verfasser dieser Schrift sey, ist offenbare Erdichtung, und auch dem bekannten französischen Schriftsteller St. Evremond wird dieselbe fälschlich beigelegt. Denn in einem Journale jener Zeit: Bibliothéque raisonnée T. 41. à Amsterdam 1748. p. 475. findet sich über den wahren Verfasser folgende Aufklärung: Ein wallonischer Prediger zu Mastricht Vernede macht bekannt, er sey im Jahr 1748 zu einem kranken Officier, Namens de la Serre, am Tage vor dessen Tode gerufen, welcher ihm erklärt, jene Schrift sey von ihm geschrieben, was er sehr bereue und deshalb den Prediger bitte, eine von ihm selbst aufgesezte Erklärung, worin er dieses bezeuge, und welche er ihm in Beiseyn mehrerer Personen vorlas, nach seinem Tode öffentlich bekannt zu machen, welches Vernede auch in dem erwähnten Journal bewirkt hat. Auf Befehl des Pariser Parlements ist diese Schrift verbrannt. Wenn gleich zwischen den erwähnten beiden Ausgaben derselben und dem Abdruck in beiden Sammlungen der Werke Friedrichs einige Verschiedenheit und besonders eine andere Folge der Abschnitte sich findet, so beweiset doch die Vergleichung, daß es nur eine und dieselbe Schrift sey, der Abdruck in des Königs Werken

aber

aber einige Zusätze habe. Wahrscheinlich ist dieser Aufsatz, noch ehe er gedruckt war, oder durch Jemand, der den Abdruck nicht kannte, handschriftlich an den König gesandt, von diesem an Darget abgegeben und nach dessen Tode bey Friedrichs Briefen gefunden. Hiedurch wird erklärt, daß der Aufsatz in der Basler Sammlung, in welcher allein die Correspondenz mit Darget sich findet, zuerst bekannt gemacht worden. Wie dem auch seyn mag, so hat derselbe Friedrich nicht zum Verfasser.

Wir schließen dieses lange Verzeichniß von Friedrichs Schriften mit der Bemerkung, daß wenn gleich die Bekanntmachung von allem und jedem, was von ihm geschrieben gefunden worden, zur Kenntniß seines Geistes und Charakters beiträgt, auch diese Menge von Schriften die fast unglaubliche Thätigkeit seines Geistes recht anschaulich macht, doch gewiß für seinen Ruhm besser gesorgt seyn würde, wenn man uns einen guten Theil Bände weniger gegeben und sich darauf beschränkt hätte, nur seine von ihm selbst für die Nachwelt bestimmten historischen Schriften, ferner seine Aufsätze über Gegenstände der Staats- und Kriegswissenschaft vollständig herauszugeben, und diesen eine mit Sorgfalt gemachte Auswahl einiger Gedichte und der Briefe beizu-

zufügen. Diejenigen Stücke, welche man öffentlich bekannt machte, mußten ganz ächt und unverstümmelt seyn, aber nicht alles Papier, das Friedrich jemals beschrieben hatte, mußte gedruckt werden. Doch von den Menschen, denen die Herausgabe seiner Werke überlassen worden, war diese schonende Achtung für das Andenken des Königs, diese Rücksicht auf die Belehrung des Publikums nicht zu erwarten. Billige Leser werden in ihrem Urtheil über Friedrichs Schriften nie vergessen, wie die Sammlung derselben entstanden ist. Ein unpartheiischer Beurtheiler wird, anstatt von Friedrich wegen mancher Unvollkommenheiten minder günstig zu urtheilen, vielmehr auf die Betrachtung geführt, daß wohl nur sehr wenige Menschen, von denen man nach ihrem Tode eine solche Menge von Schriften bekannt machte, einen so vortheilhaften Begriff von ihren Gesinnungen und ihrem Geiste bey den Lesern hinterlassen dürften, als dieses bey Friedrichs Werken wirklich der Fall ist.

Wir gehen nun zu den Schriften über, die von Andern über Friedrich II, über seine Geschichte im Ganzen oder einzelne Theile derselben, und über seinen

nen Charakter entworfen ſind, oder die wenigſtens als Beiträge dazu angeſehen werden müſſen.

1) Mémoires de Frédérique Sophie Wilhelmine, margrave de Bareith soeur de Fréderic le Grand depuis l'année 1706 jusqu'à 1742. écrits de sa main, 2 Tom. à Brunswick 1810. Denkwürdigkeiten aus dem Leben der königlich preußiſchen Prinzeſſin Friederike Sophie Wilhelmine (Schweſter Friedrichs des Großen) Markgräfin von Bayreuth, von 1709 bis 1733. Von ihr ſelbſt in franzöſiſcher Sprache geſchrieben. Tübingen 2 Th. 1810, 1811. — Zunächſt auf die eigenen Schriften des Königs laſſen wir dieſe Denkwürdigkeiten ſeiner älteſten Schweſter folgen. Dieſelbe war drey Jahre vor Friedrich geboren, hatte alſo gleiche Kindheit mit ihm erlebt, hatte eben ſo wie er durch die üble Laune ihrer Eltern und durch das unter dieſen obwaltende Misverſtändniß hart und mit Unrecht gelitten. Sie war daher von dem, was während der früheſten Jahre Fricorichs im Innern der königlichen Familie vorgegangen, genauer, wie irgend ein Anderer, unterrichtet, und da ſie ſich entſchloſſen, ihre Erinnerungen auf-

aufzuſchreiben, iſt nicht zu zweifeln, daß ſie es mit Wahrheitsliebe gethan haben werde. Sie erzählt mit größter Offenheit und Freimüthigkeit, und hat gewiß nichts verſchönern und in ein günſtiges Licht ſtellen wollen. Vielmehr muß man ſich in der That wundern, wie dieſe Prinzeſſin ein Vergnügen darin habe finden können, die Fehler und Schwächen ihrer Eltern nach langer Zeit in ihre Erinnerung zurückzurufen, und dieſelben ſo lebendig ohne alle Schonung zu beſchreiben. Dieſelbe erzählt überhaupt faſt von allen Perſonen, die in ihrer Geſchichte auftreten, ſo viel Schlechtes, Gemeines und Lächerliches, daß man glauben muß, ſie habe ſich zuweilen von ihrem Witze und von ihrer Neigung, das Auffallendſte zu ſagen, zu Uebertreibungen hinreißen laſſen. Wir vermuthen, daß dieſes weniger bey den Vorfällen, welche ſie ſelbſt erlebt hatte, als bey ſolchen Ereigniſſen der Fall ſeyn möge, die in ihre eignen Kinderjahre fallen, und wo ſie alſo den Erzählungen Anderer hat folgen müſſen. Hier mag zuweilen Manches mißverſtanden oder übel ausgelegt ſeyn. So können wir uns z. B. in der That kaum denken, daß der Fürſt Leopold von Anhalt-Deſſau und der Feldmarſchall Grumbkow wirklich des ſchwarzen Vorhabens fähig geweſen ſeyn ſollten, den König Friedrich Wilhelm I und deſſen Kronprinzen Friedrich zu ermorden,

und daß beider Leben nur durch glückliches Zusammentreffen kleiner Umstände gerettet sey, obgleich die Prinzessin dieses als Wahrheit mit der Versicherung erzählt, es von ihrer Mutter erfahren zu haben.

Immer gehören diese Mémoires zu den merkwürdigsten dieser Art Schriften, welche je öffentlich erschienen sind, und sie sind besonders ungemein wichtig, weil sie von der Bildung und der Behandlung Friedrichs in seinen frühern Jahren einen richtigen Begriff geben. Wenn man hier liest, wie hart, ja unmenschlich derselbe von seinem Vater behandelt wurde, und mit wie vieler Schlechtigkeit er überall in seiner Jugend umgeben war; so begreift man, wie er von den Menschen überhaupt eine höchst ungünstige Meinung habe fassen müssen, und warum er oft Bitterkeit und Verachtung gegen sie geäußert hat. Es ist wirklich auffallend, daß dieses nicht noch in weit höherm Grade und weit öfterer in Friedrichs Leben der Fall gewesen, und es verdient Bewunderung, daß er über die bösen Eindrücke, welche er in der ersten Lebensperiode erhalten, sich so glücklich erhoben, und trotz derselben ein solcher Mensch und ein solcher Regent geworden ist! Daß er dieses vermogt hat, beweiset die frühe helle Einsicht seines Verstandes und die Stärke seines Charakters, und

ist

iſt ein Beiſpiel von Selbſtüberwindung, wie wir es ſelten in der Geſchichte finden. Die Prinzeſſin Friederike hatte auch beſonders Friedrichs wegen ſehr hart in ihrer Jugend gelitten. Sie wurde im Jahr 1731 mit dem damaligen Erbprinzen, nachherigen Markgrafen Friedrich von Bayreuth, vermählt. Durch ihre Einwilligung in dieſe Verbindung nach des Vaters Willen verſchaffte ſie dem Bruder die Befreiung aus dem Gefängniß zu Küſtrin, und bewirkte die Ausſöhnung deſſelben mit dem Könige. Friedrich erkannte dieſes dankbar, und blieb dieſer Schweſter ſein ganzes Leben hindurch mit zärtlichſter Liebe und großer Achtung zugethan. Ihr Tod erfüllte ihn mit tiefem Schmerz; er erfolgte den 14ten October 1758, dem unglücklichſten Tage des ſiebenjährigen Krieges, dem Tage des Ueberfalls bey Hochkirchen! — Dieſe Denkwürdigkeiten der Prinzeſſin Friederike Wilhelmine waren ſchon lange vorher, ehe ſie gedruckt wurden, von Vielen in den Abſchriften geleſen, welche ſich von denſelben in den Händen einiger Glieder der königlichen Familie befanden. Eine ſolche Abſchrift beſaß z. B. der Herzog von Braunſchweig, durch welche Schreiber dieſes die erſte Kenntniß von ihrem Daſeyn erhalten hat. Sonderbar erſchien dieſe Schrift im Jahr 1810 an zwey Orten zugleich gedruckt, nämlich zu Braunſchweig das Original, und

zu Tübingen eine deutsche Uebersetzung. Der Herausgeber des ersten versichert, diese eigenhändige Handschrift sey im Nachlaß des Leibarztes der Prinzessin, Supperville, gefunden, der sie von ihr selbst erhalten hätte. Der Uebersetzer versichert, gleichfalls die eigene Handschrift der Prinzessin vor Augen gehabt zu haben. Zwischen beiden Ausgaben herrscht einige Verschiedenheit. Die Braunschweiger fängt etwas früher an und hört später auf. Doch hat der Tübinger Uebersetzer alle in seiner Ausgabe fehlenden Stellen in einem zweiten Theile nachgeliefert, auch noch ein Journal secret eines Barons von Seckendorf, Neffen des kaiserlichen Gesandten bey König Friedrich Wilhelm I, beigefügt, welches manche interessante Züge aus Friedrichs Jugendgeschichte enthält.

2) Correspondance de Fréderic II avec Mr. Duhan de Jandun. à Berlin 1791. — Dühan de Jandun war in Champagne 1685 im Jahre der Aufhebung des Edikts von Nantes geboren, welche seinen Vater aus Frankreich vertrieb, der in Brandenburg Zuflucht und eine Anstellung bey dem großen Churfürsten fand, auch den Sohn mit nach Berlin brachte. Dieser widmete sich dem gelehrten Stande und wurde Hofmeister eines jun-

jungen Grafen von Dohna, den er 1715 zu der Belagerung von Stralſund begleitete, wo er ſelbſt ſich bewogen fand, als Freiwilliger in Kriegsdienſte zu treten. Sein Betragen erwarb ihm die Aufmerkſamkeit und Billigung Königs Friedrich Wilhelms I, der ihm 1716 die Erziehung ſeines damals vierjährigen Kronprinzen anvertraute. Er blieb bey demſelben bis zu deſſen funfzehnten Jahr, dann wurde er als Rath bey den franzöſiſchen Gerichten in Berlin angeſtellt. Im Jahre 1730 hatte die Ungnade, welche der Kronprinz durch ſeine vorgehabte Flucht ſich zuzog, auch auf Dühan Einfluß, den der König im Verdacht des Mitwiſſens um dieſelbe gehabt haben muß. Er wurde nach Memel verwieſen, wo er über zwey Jahre blieb. Auf Friedrichs Veranlaſſung begab er ſich dann nach Blankenburg, wo er bey dem Großvater der Gemahlin Friedrichs eine gute Aufnahme fand. Er blieb hier, bis ſein Zögling den Thron beſtieg, wurde dann nach Berlin berufen, und bey dem Departement der auswärtigen Geſchäfte als Geheimer-Rath mit anſehnlichem Gehalt angeſtellt. Er genoß eines großen Vertrauens des Königs, begleitete denſelben in den erſten Feldzug und ſtarb zu Anfang des Jahrs 1746, gerade an dem Tage, an welchem Friedrich triumphirend aus dem zweiten ſchleſiſchen Kriege zurückkam. Dieſer erfuhr, in welchem

chem hoffnungslosen Zustande sein ehemaliger Lehrer sey, eilte schnell zu ihm und nahm äußerst gerührt von ihm Abschied. Diese Briefe, welche Formey herausgegeben, fangen im Jahre 1727 mit Friedrichs funfzehntem Jahr an, und sind merkwürdig als die Erstlinge von dessen Geist und als Beweise der Achtung und Freundschaft, die derselbe für seinen ersten Lehrer bis ins männliche Alter behalten hatte, denn diese Briefe gehen bis zu Ende des Jahrs 1745. Die strenge und von aller Schmeicheley entfernte Tugend Dühans scheint von sehr gutem Einfluß gewesen zu seyn, und würde, hätte dieser Mann länger gelebt, wahrscheinlich noch sehr wohlthätig auf Friedrich gewirkt haben.

5) Correspondance familière et amicale de Fréderic II avec U. F. de Suhm. 2 Tom. à Berlin 1787. — Suhm, geboren zu Dresden 1691, wurde zu Genf und nachher zu Paris erzogen, wo sein Vater sächsischer Gesandter war. Schon früh wurde er bey den auswärtigen Geschäften gebraucht, und 1720 zum sächsischen Gesandten zu Berlin ernannt. Er blieb dort in dieser Eigenschaft bis 1730. Seine Liebe der Wissenschaften machte ihn dem Kronprinzen bekannt, und er gewann dessen Vertrauen in vorzüglichem Grade. Suhm

war

war ein großer Anhänger der Wolfiſchen Philoſophie, und ermunterte auch Friedrich zum Studium derſelben. Da Lezterer ſchon damals nicht gern Deutſch las, überſezte Suhm Wolfs Metaphyſik ins Franzöſiſche, und ſandte dieſe Ueberſetzung dem Kronprinzen Heftweiſe zu. Wie eifrig Lezterer das ſpeculative Studium trieb, lernt man aus dieſen Briefen. Täglich, ſchreibt Friedrich, wiederhole ich mir einigemal die Hauptgrundſäze, um mir dieſelben recht einzuprägen. Suhm verlor ſeinen Geſandſchaftspoſten, weil er über eine Gewaltthätigkeit, welche ein preußiſcher Werbofficier in Sachſen ſich erlaubt hatte, und durch welche König Auguſt II ſich ſehr beleidigt fand, ſich etwas nachdrücklich geäußert hatte. Ohne Zweifel war dieſes die Urſache, daß Suhm den Kronprinzen nicht noch in Rheinsberg beſuchte. Doch ſah er denſelben noch einmal in Berlin wieder, und unterhielt mit ihm einen ſehr lebhaften freundſchaftlichen Briefwechſel. Aber 1736 mußte Suhm als ſächſiſcher Geſandter nach Petersburg gehen. Er ſelbſt und der Prinz beklagten ſich gleich lebhaft über dieſe weite Entfernung. Der Briefwechſel wurde während derſelben eifrig fortgeſezt, und Suhm wurde ſeinem Freunde auch dadurch nüzlich, daß er ihm in Geheim ein Anleihn vom Herzog Biron von Kurland verſchaffte, wozu die Kaiſerin Anna ſelbſt das Geld

hergab, welches aber dem Prinzen selbst verborgen bleiben sollte. Kaum hatte Friedrich den Thron bestiegen, als er Suhm dringend aufforderte, die diplomatische Laufbahn und den sächsischen Dienst zu verlassen, doch berief er ihn nicht in seine Dienste, sondern lud ihn ein, bey ihm als Freund unabhängig zu leben, mit dem Versprechen, für alle seine Bedürfnisse zu sorgen und seine Lage ganz so einzurichten, wie es Suhm selbst wünsche. Mit Freuden folgte dieser dem Rufe, aber noch auf der Rückreise starb er zu Warschau im November 1740. Friedrich sorgte edelmüthig für die hinterlassene Schwester und vier Kinder seines Freundes. Die Leztern ließ er auf seine Kosten erziehen und versorgte sie nachher. Sehr wahrscheinlich würde Suhm bey längerm Leben von großem und wohlthätigem Einfluß auf Friedrich gewesen seyn, und den Einwirkungen Voltaires und Anderer Schranken gesezt haben. Der Herausgeber dieser Briefe ist der Professer Ouvrier in Dessau, der mit einer Enkelin Suhms verheirathet und dadurch in den Besiz dieser Correspondenz gekommen war, welche sehr verdiente aufbehalten zu werden, weil sie von Friedrichs eifrigem Studium ernster Wissenschaft und der Lebendigkeit seiner freundschaftlichen Gesinnungen die Beweise enthält.

4) Lettres familières et autres du Baron de Bielefeld. à la Haye 1763. — Der Verfaſſer, 1716 zu Hamburg geboren, wurde Friedrich noch als Kronprinzen bekannt, wie dieſer im Jahre 1738 in Geheim, ohne Wiſſen ſeines Vaters, zu Braunſchweig ſich in den Freimaurer-Orden durch einige deshalb dorthin gekommene Mitglieder der Hamburger Loge aufnehmen ließ; unter lezteren war auch Bielefeld. Er gefiel dem Prinzen ſo ſehr, daß er ihn in ſeine Dienſte nahm. Er blieb an deſſen Hofe zu Rheinsberg, bis Friedrich zum Thron gelangte, dann wurde er in diplomatiſchen Geſchäften gebraucht, nach Hannover und London verſandt, arbeitete nachher zu Berlin bey dem Departement der auswärtigen Geſchäfte, begleitete den König in den erſten ſchleſiſchen Krieg, wurde nachher Gouverneur des Prinzen Ferdinand, jüngſten Bruders des Königs, und zulezt Curator der Univerſitäten. Er genoß des Vertrauens Friedrichs, verließ aber in ſpäterer Zeit den Hof und lebte auf ſeinem Gut Trebra bey Altenburg, wo er 1770 geſtorben iſt. Unter ſeinen Schriften iſt die wichtigſte: Institutions politiques, à la Haye 1760, welche in mehrere Sprachen überſezt ſind, unter andern auch in die ruſſiſche mit Anmerkungen, die der Kaiſerin Katharina II zugeſchrieben werden.

Die an Freunde und Verwandte gerichteten Briefe sind zwischen den Jahren 1738 und 1761 geschrieben. Sie geben ein lebendiges Bild von dem Leben Friedrichs, sowohl als Kronprinzen zu Rheinsberg, als während der frühern Zeiten seiner Regierung. Wer dieses Königs Hof nur in den spätern Jahren gekannt hat, macht sich einen ganz andern Begriff, als man von demselben aus Bielefelds Briefen erhält. So wenig Friedrich auch in den Jahren seiner Jugend zu übertriebenem Aufwande geneigt war, und so sehr er auch damals schon geistlosen Prunk und steifes Ceremoniel verachtete; so war er doch für angemessenen äußern Glanz und Aufwand. Friedrich lebte auch damals noch weniger in der Einsamkeit, wenn gleich er dieselbe auch schon in der Jugend liebte und ihre Vortheile erkannte. Jedes anständige Vergnügen wurde von ihm und denen, die an seinem Hofe Zutritt hatten, genossen. Zwanglose Feste folgten auf einander, und bey Vermählungen, Besuchen fremder Herrschaften und anderm Anlaß fehlte es nicht an Pracht und großem Aufwande, die aber immer mit Geschmack verbunden waren. So lernt man den Hof Friedrichs aus Bielefelds Briefen kennen, die auch noch manche merkwürdige Züge aus der Geschichte jener Zeit enthalten.

5) Lettres inédites ou correspondance de Fréderic II avec Mr. et Mad. de Camas. à Berlin 1790. — Der Mann, an den dieſe Briefe gerichtet ſind, war 1688 zu Weſel geboren, wo ſein Vater, einer der erſten Flüchtlinge, welche Ludwigs XIV Religions-Eifer verjagt und des großen Churfürſten menſchliche Politik aufgenommen hatte, im brandenburgiſchen Kriegsdienſte lebte. Der Sohn betrat dieſelbe Laufbahn und zeichnete ſich in derſelben beſonders in den italieniſchen Feldzügen, die er unter dem Fürſten Leopold von Anhalt-Deſſau machte, ſo vortheilhaft aus, daß er die Aufmerkſamkeit Königs Friedrich Wilhelms I auf ſich zog, und ſpäter die Freundſchaft des Kronprinzen erwarb. Man kann aus dem Ton der Briefe des Leztern ſchließen, daß Camas ein Mann von ſehr achtungswerthem Charakter geweſen ſey, und neben den Eigenſchaften eines guten Militairs auch wiſſenſchaftliche Bildung und philoſophiſchen Geiſt beſeſſen haben müſſe. Bey Antritt ſeiner Regierung ſandte ihn Friedrich nach Paris, um dem franzöſiſchen Hofe ſeine Thronbeſteigung anzukündigen. Nach der Rückkehr trat er aber wieder ins Militair zurück und erhielt ein Regiment, ſtarb aber bereits im Jahre 1741. Der größte Theil dieſer Briefe iſt aus den Jahren 1734 bis 1740.

Wenn

Wenn gleich der Inhalt derselben nicht vorzüglich interessant, auch wegen Beziehungen auf Verhältnisse, die jezt nicht mehr bekannt sind, zuweilen unverständlich ist; so enthalten diese Briefe doch erfreuliche Beweise, wie empfänglich das Herz des königlichen Jünglings für Freundschaft war, wie eifrig er auf jede Gelegenheit sann, denen, die er schäzte und liebte, Freude zu machen, auch wie ernstlich er es mit seinem Studiren meinte, wie sorgsam er in Anwendung seiner Zeit war, und wie zufrieden ihn die stillen Beschäftigungen seiner Einsamkeit machten. Neben diesen schönen Zügen aus Friedrichs jugendlichem Charakter lernt man aber auch aus diesen Briefen, wie empfindlich er durch die Härte, und die stets wechselnde Laune seines Vaters leiden mußte. So rührend hierüber seine Klagen sind, bezeugt Friedrich doch immer eine hohe Achtung für diesen Vater. So oft derselbe mit Liebe zu ihm zurückkehrt, drückt er die lebhafteste Freude aus. Camas Gattin war eine geistvolle und liebenswürdige Dame, eine geborne Fräulein von Brandt; Friedrich hatte eine große Achtung und Freundschaft auch für diese, und behielt diese Gesinnungen bey bis in derselben hohes Alter. In der Jugend gehörte diese Frau zu der auserlesenen Gesellschaft, welche Friedrich bey seiner ersten Erzieherin, der Madame de Rocoules, versammelt fand.

fand. Später ernannte Friedrich die Madame de Camas zur Oberhofmeisterin der Königin. Der Ton in seinen Briefen an diese Frau ist der eines mit zärtlicher Achtung erfüllten Sohns. Während des siebenjährigen Krieges vertraute er dieser seiner Bonne Mamman, wie er sie nannte, oft den großen Ueberdruß, welchen er über das ewig unruhvolle, geplagte Soldatenleben (chienne de vie nannte er es) empfand. Gegen Ende des Krieges bereitete er sie vor, daß sie nicht zu sehr erschrecken möge, wenn sie ihn durch Alter und Sorge ganz entstellt zurückkommen sehn werde. Wenn man solche Briefe liest, worin Friedrich ganz als Mensch sich zeigt und unverholen die innersten Gefühle seines Herzens ausdrückt, und dann erwägt, wie er doch nie dem Ueberdruß und niederschlagenden Betrachtungen unterlag, immer sich aufrecht erhielt und mit nie ermüdender Thätigkeit sein großes Werk bis ans Ende fortsezte, — dann muß Jeder, der fähig ist, sich in solche Lagen hineinzudenken, mit Ehrfurcht und Bewunderung für Ihn erfüllt werden!

6) Souvenirs d'un citoyen. 2 Tom. à Berlin 1789. — Ein sehr nützliches Buch zur Kenntniß der Zeit Friedrichs II. Der Verfasser ist Formey, einer der fruchtbarsten Schriftsteller

eben

eben dieſer Zeit. Er ſtammte aus einer franzöſiſch-reformirten Familie, war 1711 zu Berlin geboren, und ſtarb daſelbſt im hohen Alter 1797. Er hatte ſich dem geiſtlichen Stande gewidmet, legte aber die früh erhaltene Predigerſtelle ſchon in früher Zeit nieder, und wurde Profeſſor am franzöſiſchen Gymnaſium. Vom Anfang der im Jahre 1744 wieder hergeſtellten Akademie der Wiſſenſchaften war er Mitglied, und vom Jahr 1748 an Sécretaire perpétuel derſelben, und blieb dieſes bis an ſeinen Tod. Alle Geſchäfte der Akademie wurden durch ihn betrieben, und da der König an derſelben vielen Antheil nahm und ſeit Maupertuis Tode (1759) den fehlenden Präſidenten ſelbſt erſezte; ſo kam Formey hiedurch in mannichfache Verbindung mit ihm. Wie Friedrich die Regierung antrat, war Formey bereits in reiferm Alter, und er hat dieſe Regierung überlebt, iſt alſo naher Zeuge von vielen merkwürdigen Dingen geweſen. Er verſichert, daß er vom Jahre 1740 angefangen habe, das Bemerkenswerthe aufzuzeichnen, und daß er über 20,000 empfangener intereſſanter Briefe aufbewahre. Aus dieſem Journal und dieſer Brief-Sammlung liefert er in ſeinem Buche Bruchſtücke, und dadurch viel Intereſſantes über merkwürdige Zeitgenoſſen, und beſonders über Friedrich ſelbſt. Dem Leztern war Formey ſchon früh,

früh, wie derselbe noch Kronprinz war, bekannt geworden, aber aus uns unbekannten Gründen hat Friedrich, obgleich er mit ihm in häufigem und immer freundlichem schriftlichen Verkehr gestanden, erst in seinen spätern Jahren, seit 1779, Formey zuweilen zu sich berufen. Mit den übrigen Gliedern der königlichen Familie war dieser Gelehrte auch in Verbindung, so wie mit den bedeutendsten Geschäfts- und Hofmännern, vielen einheimischen und fremden Gelehrten, und besonders mit allen, die Friedrich nahe waren. Er hatte also Gelegenheit gehabt, von dem, was den König anging, vorzüglich von dessen Privatleben und litterarischen Verhältnissen, wohl unterrichtet zu werden, und er hat diese Gelegenheit gut genuzt. Er ist kein enthusiastischer Bewunderer von Friedrich, und so wenig er dessen große Eigenschaften verschweigt, so führt er doch dessen Schwächen und Fehler oft an. Die Zurücksetzung, welche Formey lange vom Könige erfahren hatte, die Vorzüge, deren fremde Gelehrte genossen, die irreligiöse Denkungsart Friedrichs mögen hiezu beigetragen haben. Doch ist er nicht übertrieben ungerecht gegen den König, und es verdient Lob, daß Formey in diesem Buche überhaupt von den Personen, die er aufführt, meistens nur Gutes und Lobenswerthes berichtet. So rühmlich sein Verfahren ist, daß

Schlech-

Schlechte lieber zu unterdrücken; so scheint er doch hierin fast zu strenge gewesen zu seyn. Unstreitig hätte er noch viel mehr liefern können, als sein Buch enthält. Er hat dieses auch deshalb nicht gethan, weil er voraussezte, eine Auswahl seiner Briefsammlungen werde nach seinem Tode gedruckt werden, welches aber, so viel wir wissen, nicht geschehen ist. Daß in diesen Erinnerungen auch manche kleinliche Dinge vorkommen, manches zu seiner Zeit, aber nicht mehr jezt Interessante mit darin aufgenommen ist, kann den Werth dieses Werkchens nicht herabsetzen. Genug, daß es dazu beiträgt, den Freund der Geschichte Friedrichs mit vielen bedeutenden Menschen und mit dem ganzen Tone jener Zeit bekannter zu machen, auch daß der Verfasser selbst als ein kenntnißreicher, achtungswerther und freimüthiger Mann sich darstellt; als solchen ihn noch persönlich gekannt zu haben ist auch uns eine angenehme Erinnerung. Ueber den König selbst urtheilt Formey mit Freimüthigkeit, und verschweigt nicht dessen Fehler und Schwächen, doch wird auch hier von ihm nichts übertrieben.

7) Mémoires pour servir à la vie de Mr. de Voltaire, écrits par lui-même; in den Oeuvres de Voltaire, édit.

édit. de Deux-Ponts Tom. 100. — Unter dieſem Titel erſchien nach Voltaire's Tode eine Schrift, die ſich vorzüglich mit Friedrich II und ſeiner Verbindung mit Voltaire beſchäftigt, weshalb ſie auch nachher unter dem Titel: Vie privée du roi de Prusse, ins Publikum gebracht und mehrmals gedruckt iſt. Sie enthält eine ſehr herabwürdigende Schilderung des großen Königs. Nicht nur wird ſeine ſtrenge Oekonomie als Habſucht und Geiz, ſeine ganze Lebensart, ſeine Zeitordnung, ſeine Neigung zur franzöſiſchen Poeſie in ein lächerliches Licht geſezt, ſondern er wird auch der Härte, der Undankbarkeit, der Falſchheit, und, was das Schändlichſte iſt, ſogar unnatürlicher Wolluſt beſchuldigt. Voltaire ſoll, nachdem er den König zum leztenmal verlaſſen hatte und mit ihm entzweiet war, dieſe Mémoires entworfen haben, und ſie ſollen nach ſeinem Tode unter ſeinem Nachlaß gefunden ſeyn. Iſt dieſes Wahrheit, und hat Voltaire wirklich dieſen Aufſaß geſchrieben, ſo macht derſelbe ſeiner Geſinnung große Schande, und ſeinem Verſtande keine Ehre. Indem er das Andenken dieſes Königs, von dem er ſo viele ausgezeichnete Beweiſe der Achtung und Zuneigung erhalten, dem er ſo viele Bewunderung bezeigt, und deſſen Talente und Tugenden er ſein ganzes Leben hindurch geprieſen hatte,

zu beflecken gesucht, hätte er sich selbst als den undankbarsten Menschen bewiesen, und in der Achtung aller Gutdenkenden sich tief herabgesezt. Auch wenn er sich von Friedrich empfindlich beleidigt glaubte, durfte er sich von seiner Leidenschaft nicht so hinreißen lassen. Es ist daher die Aechtheit dieser Schrift mit Recht bezweifelt und dieselbe vielmehr für die Geburt niedriger Gewinnsucht gehalten worden. Diese Meinung wird höchst wahrscheinlich durch den Umstand, daß Voltaire noch bey seinem Leben (1776) ein ganz ähnliches Werk unter dem Titel: Commentaire historique sur les Oeuvres de l'Auteur de la Henriade [49]), geschrieben und selbst herausgegeben hat. In dieser Schrift findet sich Vieles ganz wörtlich eben so erzählt, wie es in den nach Voltaire's Tode herausgekommenen Mémoires wiederholt wird, aber von den schändlichen Beschuldigungen der leztern findet sich in jener unstreitig ächten, von ihm selbst herausgegebenen Voltaireschen Schrift kein Wort. Das Unrecht, welches Voltaire von Friedrich erlitten zu haben glaubte, wird in selbiger auch berührt, aber in einem weit minder gehässigen Tone. Voltaire gesteht, daß

49) S. dieselbe in Oeuvres de Voltaire, édit. de Deux-Ponts Tom. 69.

daß Friedrich die unedle Begegnung ſeines Reſidenten in Frankfurt am Main nicht gewußt, noch weniger befohlen habe, und er ſchließt ſeine Erzählung mit den Worten: Tout cela fut bientot oublié de part et d'autre, comme de raison. C'était une querelle d'amans. Höchſt wahrſcheinlich hat alſo der Urheber der fälſchlich Voltaire beigelegten Schrift die ächte nur abgeſchrieben, und die Friedrichs Andenken ſchändenden Stellen eingerückt, um ſein Werk für Leſer anziehender zu machen, die mit Wohlgefallen einen großen Charakter herabgewürdigt ſehen. Doch wäre auch wirklich alles aus Voltaire's Feder gefloſſen, ſo würde es immer nur ein Erguß der höchſten Erbitterung geweſen ſeyn, geſchrieben zu einer Zeit, wo Voltaire ſich empfindlich beleidigt glaubte. Daß er dieſe Erbitterung nachher bereuet und ſie nicht zur Bekanntmachung beſtimmt habe, würde durch die Weglaſſung dieſer Stelle in der von ihm ſelbſt herausgegebenen Schrift offenbar bewieſen ſeyn. Der Herausgeber von Voltaire's Werken, der auch wahrſcheinlich der Urheber der Mémoires iſt (Beaumarchais), macht noch die allerdings richtige Bemerkung, daß dieſe ſo leidenſchaftliche Schrift um ſo mehr in alle dem Glauben verdiene, was ſie von Friedrichs Geiſt und Tugenden erzählt, deſſen doch nicht wenig iſt.

Man sagt, Beaumarchais selbst habe die Schandschrift noch vor dem Druck dem Könige handschriftlich übersandt, mit dem Anerbieten, gegen eine Summe Geldes dieselbe zu unterdrücken, sey aber auf einen so unverschämten Antrag, der Verachtung verdiente, wie natürlich war, ohne Antwort geblieben.

8) Denkwürdigkeiten Friedrichs des Großen. 9 Bände. 1757 bis 1766, ohne Druckort. — Der ungenannte Verfasser dieses Werks soll Adelung seyn, ein Gelehrter, der bekanntlich in seinen spätern Jahren durch Schriften von bleibendem Werth sich rühmlich bekannt gemacht, früher aber sich mit Compilationen allerley Art beschäftigt hat. Mehr ist auch dieses Werk nicht, welches nicht blos denkwürdige Begebenheiten, sondern ohne Unterschied alle und jede Vorfälle vom Anfang der Regierung Friedrichs bis zum Jahr 1765 enthält, so gut sie der Verfasser, ohne Auswahl und Geschmack, aus Zeitungen hat sammeln können, denn diese scheinen seine einzigen Quellen, und andre ihm unzugänglich gewesen zu seyn. Doch hat er auch die öffentlich bekannt gewordenen Staatsschriften benuzt und manche derselben seinem Werke beigefügt, welches nur dadurch einigen

Werth

Werth erhält. Seiner Mängel ungeachtet ist dasselbe doch ins Französische übersezt, unter dem Titel:

9) Mémoires pour servir à l'histoire de Frédéric le Grand. Tom. I. Amsterdam 1760. — Die Uebersezung ist frey und hat hin und wieder einige Zusätze, doch nicht von Bedeutung. Von den Schlachten sind Plane beigefügt. Ob auch die folgenden Theile französisch erschienen seyn mögen, ist uns unbekannt.

10) Helden-, Staats- und Lebensgeschichte des Allerdurchlauchtigsten, Großmächtigsten Königs und Herrn, Friedrichs des andern, jezt noch glorwürdigst regierenden Königs von Preußen. 9 Bände. Frankfurt und Leipzig (eigentlich Jena) 1746 bis 1770. — Dies Werk, dessen Ton schon der geschmacklose Titel ankündigt, ist eben so unbedeutend, wie das vorhergehende, und in Beschreibung der Hoffeierlichkeiten und andrer wenig bedeutenden Dinge noch umständlicher. Doch enthält es einige merkwürdige Aktenstücke und Notizen über manche in der Geschichte vorkommende Männer. Die Verfasser, deren mehrere zu seyn

ſcheinen, ſind unbekannt. Es reicht bis zum Jahre 1769.

11) Lebens- und Regierungs-Geſchichte Friedrichs des andern. 3 Theile. Leipzig 1784 bis 1788. — Dieſes Werk iſt zwar auch nur eine Compilation, doch von beſſerm Gehalt, als die beiden vorigen. Es reicht bis zum Ende des ſiebenjährigen Kriegs, und enthält die Begebenheiten in chronologiſcher Ordnung, jedoch meiſtens nur den Zeitungen nachgeſchrieben; aber es liefert in den Beilagen eine Menge Verträge, offizielle Erklärungen, Berichte von Kriegsbegebenheiten und andere Aktenſtücke, welche man nicht leicht irgend anderswo ſo vollſtändig geſammelt findet. Ein beſonderer Vorzug deſſelben beſteht in den biographiſchen Notizen von irgend merkwürdigen Perſonen, welche in dieſem Werke genannt ſind. Der Verfaſſer, Regiments-Auditeur Seyfart in Halle, hat dieſe Nachrichten durch eine ſehr ausgebreitete Correſpondenz mit vielem Fleiße zuſammengebracht, und dadurch auf den Dank aller Freunde der Geſchichte Anſpruch erworben; er erlebte aber die Vollendung ſeiner Arbeit nicht. Der dritte Theil des Werks iſt aus deſſelben nachgelaſſenen Papieren von einem Ungenannten nachgetragen. Die

Brauch-

Brauchbarkeit des Buchs wird noch durch ein beſonders gedrucktes alphabetiſches Verzeichniß der Perſonen, von denen darin Nachrichten vorkommen, Leipzig 1790, vermehrt.

12) Les faits mémorables de Frédéric le Grand, roi de Prusse. à Londres 1757. — Dieſe Geſchichte enthält nur die frühere Periode Friedrichs, nämlich die beiden erſten Kriege, und die merkwürdigſten Friedensbegebenheiten bis kurz vor Anfang des ſiebenjährigen Krieges, ſie iſt alſo bald nach dem Bunde zwiſchen Friedrich und England geſchrieben, zu einer Zeit, als die Größe der Thaten des Königs die brittiſche Nation mit Enthuſiasmus für ihn erfüllet hatte. Der ungenannte Verfaſſer iſt auch ganz von demſelben belebt, doch ſchreibt er mit lobenswerther Unpartheilichkeit, und in Abſicht der ältern Geſchichte und deutſchen Verfaſſung mit ſo richtiger Kenntniß, wie man ſie ſelten bey Ausländern findet, ſo daß wir beinahe zweifeln möchten, daß er einer ſey, obgleich wir kein deutſches Werk jener Zeit kennen, für deſſen Ueberſetzung wir dieſes franzöſiſche halten könnten. Es giebt über die wichtigſten Begebenheiten befriedigende Auskunft, und aus den gewechſel-

ten Staatsschriften gute Auszüge. Obgleich der Verfasser überall große Vorliebe für seinen Helden beweiset, kann man ihm doch nicht vorwerfen, daß er für denselben zu sehr eingenommen sey. Eben so wenig macht er sich der bey seinen Landsleuten gewöhnlichen Nationalpartheilichkeit schuldig. Die bekannten Irrungen zwischen dem Könige und England über die Rechte der neutralen Schiffahrt erzählt er ohne alle Einmischung eignen Urtheils, was gewiß bey einem Britten selten ist; kurz, dieses Geschichtbuch ist so geschrieben, daß zu der Zeit seiner Erscheinung nichts Besseres vorhanden war, und dasselbe insbesondere Alles übertraf, was zu jener Zeit in Deutschland geschrieben war.

13) Friedrich der Große. Versuch eines historischen Gemähldes. 3 Hefte. Weimar 1787. — Der Verfasser dieses unmittelbar nach Friedrichs Tode erschienenen Bruchstücks einer Biographie desselben ist Joachim Friedrich Schulz, geboren zu Magdeburg 1762, Professor der Geschichte zu Mitau, gestorben 1798, dessen früher Verlust wegen der guten Hofnungen, die er für mehrere Fächer der Litteratur gegeben, zu bedauern war. Er machte mit dieser Schrift einen der ersten Versuche, Friedrichs Leben

zu

zu beschreiben; dieser Versuch gehört zu den gelungensten, und wir würden ihn vielleicht allen andern vorziehen, wenn der Verfasser ihn zu Ende gebracht hätte. Aber seine Geschichte ist nur bis zur Beendigung des zweiten schlesischen Krieges fortgeführt, und obgleich in derselben gute Kenntnisse und Auswahl des Merkwürdigsten bewiesen worden, so sind doch bey dieser Beschränkung des Umfangs viele der wichtigsten Begebenheiten, und gerade die interessantesten Seiten von Friedrichs Charakter übergangen, und die reifere spätere Zeit von Friedrichs Leben hat gar nicht berührt werden können.

14) Dr. Friedrich Christian Jonathan Fischers Geschichte Königs Friedrichs II. Halle 1787. 2 Bände. — Diese Schrift ist der erste Versuch, der nach Friedrichs Tode in unserer Sprache gemacht worden, seine Geschichte vollständig und zusammenhängend zu beschreiben. Der 1750 zu Stuttgart geborne Verfasser war in Pfalz-Zweibrückischen Diensten, als der Streit über die bayersche Erbfolge ihm Gelegenheit gab, sich durch einige Schriften als gründlichen Kenner der ältern deutschen Geschichte und Rechte bekannt zu machen. Er wurde durch dieselben auch dem Staatsminister von Hertzberg empfohlen, der

ihn veranlaßte, nach Berlin zu kommen und im Jahre 1780 seine Anstellung als Professor des Staats- und Lehnrechts zu Halle bewirkte, wo er 1797 gestorben ist. Obgleich Fischer ein gelehrter Mann war, hatte er doch durchaus keine Anlagen zum Geschichtschreiber. Nicht eigener Gedanke, nicht Begeisterung von der Größe Friedrichs bewog ihn, die Geschichte desselben zu unternehmen, sondern allein der Auftrag eines Buchhändlers, der schnell die erste Wißbegierde des Publikums befriedigen wollte. Dies bekennt der Verfasser selbst, und gesteht, daß er ganz unvorbereitet an das Unternehmen gegangen sey, daher er auch kaum etwas mehr, als ein trocknes Register der Begebenheiten versprechen könne. Wirklich hat er auch nicht einmal dieses gegeben, denn selbst ein solches Register könnte, wenn es gut gemacht wäre, brauchbar seyn. Der Verfasser erzählt die Begebenheiten von der Geburt Friedrichs bis an seinen Tod, ohne alle Abtheilung und Ruhepunkte, mehr oder minder wichtige Vorfälle der innern und äußern Regierung, des öffentlichen und Privatlebens, Alles durch einander, in einem äußerst vernachläßigten, oft fehlerhaften, verworrenen Styl. Die Quellen seiner Angaben nennt er nie, und über deren Werth giebt er auch nicht den mindesten Wink, auch nicht bey Umständen, bey deren

Son-

Sonderbarkeit es doch durchaus nöthig gewesen wäre. So versichert er z. B., der unglückliche Erfolg der Schlacht von Collin sey einer Kabale beizumessen, die in Friedrichs Heere zu Gunsten Oesterreichs wirkte, nicht von Oesterreich herrührte, diesem sogar unbekannt blieb, und deren Zusammenhang erst das folgende Jahrhundert erfahren werde. Wenn der Verfasser diesen Zusammenhang wußte, warum hat er ihn nicht mitgetheilt, wenigstens einen Wink darüber gegeben, der einen kundigen Leser weiter führen könnte? und wenn er ihn nicht wußte, wie konnte er so zuversichtlich dessen Daseyn versichern? Eben dieser Kabale schreibt er es zu, daß Friedrich seinen Bruder, den Prinzen von Preußen, 1757 nach dem unglücklichen Rückzuge aus Böhmen zu hart und, wie es scheint, ungerecht behandelt habe. Doch giebt er auch hierüber gar keine nähern Nachrichten, die sehr interessant gewesen wären. Die Vernachläßigung aller Zeitordnung geht so weit, daß es sehr oft in diesem Buche heißt: den 10ten, den 20sten dieses Monats, ohne daß man weiß, von welchem Monat die Rede ist, auch macht der Mangel einer Inhalts-Anzeige oder eines alphabetischen Registers das Auffinden in demselben höchst beschwerlich, das Lesen ermüdend; kurz, dieses Werk ist in jedem Betracht höchst unbrauchbar und

des

des Namens einer Geschichte völlig unwerth. Aber ein Beweis des Anziehenden, welches Friedrichs Geist den Begebenheiten seiner Zeit gegeben hat, ist es, daß man sie auch in diesem ermüdenden Vortrage nicht ohne Theilnahme lesen kann.

15) Leben Friedrichs des Großen, dargestellt von Carl Hammerdörfer. Leipzig 1786. — Ein sehr kurzer, sofort nach Friedrichs Tode entworfener Abriß der Hauptbegebenheiten. Er ist im lebhaften Gefühl der Größe Friedrichs und des Verlustes, den Deutschland erlitten, geschrieben. Der ungekünstelte Ausdruck dieses Gefühls macht dem Verfasser Ehre, welcher Professor der Philosophie in Jena war und 1794 gestorben ist. Umständliche Darstellung, belehrende Entwickelung ist hier nicht zu erwarten; diese erlaubten weder der Zweck des Verfassers, noch die wenigen Bogen seiner Schrift. Wir erwähnen derselben nur, weil man nach dem Titel etwas Größeres erwarten könnte, übergehen aber mehrere ähnliche Schriften, deren Zweck kein anderer war, als ohngefähre Befriedigung der Wißbegierde des großen Publikums, und die man billig nur nach dieser Absicht beurtheilen und nicht tadeln muß, wenn

nur

nur nicht auffallende historische Irrthümer durch sie fortgepflanzt werden.

16) Dr. Tralles aufrichtige Erzählung seiner mit Friedrich dem Großen, der großen Kaiserin Maria Theresia und der Herzogin von Sachsen-Gotha Louise Dorothea gehabten Unterredungen. Breslau 1789. — Tralles war ein berühmter praktischer Arzt zu Breslau, welcher den Prinzen Ferdinand, jüngsten Bruder des Königs, in einer schweren Krankheit während des siebenjährigen Krieges 1757 besorgte und glücklich heilte. Er wurde hierdurch dem Könige bekannt, welcher eine gute Meinung von ihm faßte und mit ihm, sowohl über die Krankheit des Prinzen, als über medicinische Gegenstände überhaupt, sich unterhielt, auch, wenn er in folgenden Zeiten nach Breslau kam, ihm Beweise seines Vertrauens gab. Der Mann giebt treuherzig Bericht von diesen Unterredungen, aus denen man des Königs Kenntnisse der Medicin, aber auch seine Vorurtheile und Eigenheiten in diesem Fache kennen lernt.

17) Vollständige Gelehrtengeschichte des Weltweisen auf dem Thron. Frankfurt

furt und Leipzig 1765. 2 Theile. — Diese Schrift ist auch unter dem Titel: Gelehrten Geschichte des Weltweisen zu Sanssouci, 1763, erschienen. — Die Idee einer litterarischen Geschichte Friedrichs könnte, gut ausgeführt, sehr interessant seyn, wenn darin umständliche und zuverläßige Nachrichten von der litterarischen Bildung und den wissenschaftlichen Beschäftigungen des Königs, von der Veranlassung und Entstehung seiner Schriften, auch von deren verschiedenen Ausgaben, gegeben würden. Aber der ungenannte und uns völlig unbekannte Verfasser dieser Schrift (von der wir nicht wissen, ob sie ursprünglich französisch geschrieben oder ein deutsches Original seyn mag) hat sein Werk nicht interessant zu machen gewußt. Es wird in demselben über den eigentlichen Gegenstand nur sehr oberflächlich geurtheilt, und oft auf andere gar nicht zur litterarischen Geschichte gehörige Dinge ausgeschweift. Die Auszüge aus des Königs Schriften sind wenig belehrend, und die über dieselben gegebenen Nachrichten weder vollständig, noch genau. Das Werk reicht bis zum Jahr 1763.

18) Beitrag zur Lebensgeschichte Friedrichs des Großen. Berlin 1788. — Eine

Eine kleine, aber zur Jugendgeschichte Friedrichs wichtige Schrift eines Ungenannten. Sie enthält den Briefwechsel Königs Friedrich Wilhelms I mit einem Feldprediger Müller, der den unglücklichen Katt, Vertrauten bey der vorgehabten Flucht Friedrichs, zum Tode bereiten und auch den Kronprinzen in seinem Gefängnisse besuchen mußte. Er sollte, nach Friedrich Wilhelms Befehl, Alles anwenden, um den Prinzen zu bekehren, und besonders um ihn von dem Irrthum der reformirten Prädestinationslehre, die dem König äußerst zuwider war, abzubringen. Müller blieb deshalb mehrere Tage in Küstrin. Der Prinz schien Vergnügen an seiner Unterhaltung zu finden, die täglich mehrere Stunden über theologische Gegenstände dauerte, weshalb auch Müller nach des Prinzen Wunsch auf der Festung, wo Lezterer war, wohnen mußte. Die Versicherungen dieses Feldpredigers von der aufrichtigen Reue und den lessern Gesinnungen des Prinzen trugen vorzüglich bey, den königlichen Vater zur Versöhnung geneigt zu machen. Eine Ergänzung der in dieser Schrift gegebnen Nachricht findet sich in Nicolai Anekdoten St. VI. durch einen Bericht von dem Sohne des Feldpredigers Müller, welcher auf mündlicher Erzählung des Leztern beruht.

19) Charakter Friedrichs II, beschrieben von Büsching. Halle 1788. — Ein merkwürdiges Buch, und bey seiner ersten Erscheinung für viele Leser überraschend, weil es Friedrich in einem andern und minder günstigen Lichte darstellte, als die meisten, bald nach seinem Tode, erschienenen Schriften ihn gezeigt hatten. Dieses machte um so mehr Aufsehn, da diese Darstellung von einem in Berlin lebenden berühmten, von dem Geschäftsgange unter Friedrich II wohl unterrichteten Gelehrten herrührte, von dessen Wahrheitsliebe das Publikum eine gute Meinung hatte. Büsching war 1724 zu Stadthagen in der Grafschaft Schaumburg-Lippe geboren, einige Jahre Professor zu Göttingen, dann lutherischer Prediger in St. Petersburg, und kam 1766 als Ober-Consistorialrath und Schuldirektor nach Berlin, wo er 1793 gestorben ist. Er war ein Mann von ausgebreiteter Gelehrsamkeit und unermüdlicher Thätigkeit. Vorzügliches Verdienst hat er durch seine Erdbeschreibung erworben, die das erste Beispiel einer möglichst zuverläßigen und genauen Beschreibung der Lande in ihren wirklichen politischen Verhältnissen nach den besten damals vorhandenen Quellen gab, ein Werk, dessen Werth man erst dann recht schätzen kann, wenn man die bis dahin vorhandenen Geogra-

graphien von Hübner und Hager kennt, welche die elendesten Fabeln und Legenden enthalten, aber von dem wirklichen damaligen Zustande der Lande keinen Begriff geben. In keiner andern europäischen Sprache hatte man damals noch ein Werk, wie das Büschingesche, welches daher auch den allgemeinsten Beifall fand, überall übersezt und nachgeahmt wurde. Auch Büschings Magazin ist eine sehr schäzbare Sammlung für neuere Geschichte und Statistik. Er bemühte sich sehr um möglichste Zuverläßigkeit der Nachrichten, die er bekannt machte; aber es fehlte ihm an richtiger und scharfer Beurtheilung und an Geschmack, um das Wichtige und Erhebliche von dem Unwichtigen und Gemeinen zu unterscheiden, auch oft an Gefühl des Schicklichen und Anständigen. Dies zeigt sich auch in der Charakteristik des großen Königs. Büsching hatte während seines langen Aufenthalts in Berlin sich große Mühe gegeben, recht viele Nachrichten über des Königs Handlungen und Charakter zusammen zu bringen; er hatte besonders dessen Entscheidungen über Kirchen- und Schulsachen gesammelt, wozu er als Mitglied der diese Angelegenheiten dirigirenden obern Behörde gute Gelegenheit gehabt. Aber er besaß nicht die Fähigkeit, sich in die Lage eines Königs, wie Friedrich war, hineinzudenken

und eine Regententhätigkeit von so außerordentlicher Art, wie die seinige, zu umfassen und gehörig zu würdigen. Er hat daher in seinem Buche eine große Anzahl einzelner Thatsachen mit Sorgfalt zusammengetragen, viele vom Könige selbst geschriebene Erklärungen und Bescheide abgeschrieben, über eine Menge einzelner Züge seines Charakters die Aussagen glaubwürdiger Zeugen beigebracht; — aber bey alledem ist Büschings Charakterschilderung so wenig ähnlich, als es das Bild eines Mahlers seyn würde, welcher eine Menge Züge, die bey einem Menschen in verschiedenen Zeiten des Lebens, bey abwechselnden Launen, in Augenblicken der Leidenschaft oder körperlicher Schwächen bemerkt worden, in ein Ganzes vereinigen wollte. Kein einzelner Theil eines solchen Gemähldes würde erdichtet seyn, und doch würde deren Zusammensetzung von dem Urbilde, dessen Name ihm beigelegt wäre, durchaus keine wahre Vorstellung geben. So kann man auch sagen, daß unter allen von Büsching gegebnen einzelnen Nachrichten vielleicht keine einzige ganz falsch, aber doch seine Charakterschilderung Friedrichs durchaus verfehlt sey. Sie giebt von den großen Eigenschaften Friedrichs, die er als Mensch, als Regent und als Feldherr hatte, gar keinen Begriff. Büsching fühlt dieses selbst, und entschuldigt sich

das

damit, daß er von den wichtigsten Beziehungen des Königs nicht hinlänglich unterrichtet, und nicht im Stande gewesen sey, ihn darin zu beurtheilen. Aber wenn, wie wir glauben, dieses der Fall war, so mußte er, eine allgemeine Schilderung des Charakters nicht unternehmen, sondern sich begnügen, nur Beiträge zu dieser Schilderung zu liefern, in solchen Fächern, wo er des Königs Thätigkeit einigermaßen übersehen konnte. Aber auch bey dieser Beschränkung hätte er seine Nachrichten in einen bessern Zusammenhang bringen, und sich übereilter Folgerungen aus den mitgetheilten Thatsachen enthalten sollen. Er ist vorzüglich immer beflissen, seine Leser dadurch zu überraschen, daß er berichtet, der hochgepriesene Monarch habe in den gemeinen Dingen und bey den alltäglichen Vorfällen des Lebens gerade wie jeder andere Mensch gehandelt, auch sogar Schwachheiten und Mängel an sich gehabt, die man bey einem über Andere so sehr erhabenen Manne nicht vermuthen sollte. Diese gemeinen Dinge und das Verhalten Friedrichs bey denselben füllen einen großen Theil des Buchs. Dann findet man in demselben auch das oft Willkührliche, Sonderbare und Launenhafte in den Entschließungen und Handlungen des Königs sorgfältig aufgezeichnet. Das Gehäufte solcher Erzählungen giebt jedoch jedem Einzelnen

einen ganz andern Werth, als den es in der Wirklichkeit hatte, in welcher die angeführten Vorfälle mit andern gemischt waren, durch sie gemildert wurden und ein ganz andres Ansehn erhielten. Einige dieser Erzählungen beweisen in der That, daß auch bey dem einsichtvollsten Regenten das unmittelbare Selbstregieren nach augenblicklicher Gemüthsstimmung und einseitiger Ansicht, ohne vorherige Erkundigung aller Umstände, und ohne Berathung mit unterrichteten Personen, allerdings etwas sehr Bedenkliches sey und oft sehr nachtheilige Folgen haben könne. Durch die angeführten umständlichen und ganz glaubwürdigen Erzählungen dieser Art wird Büschings Buch wirklich warnend, sehr nützlich und lehrreich; aber in einer unpartheiischen und vollständigen Charakterschilderung mußten diese nachtheiligen Folgen von Friedrichs Regierungsart nicht allein und stark herausgehoben, sondern auch das große Gute seiner Selbstregierung und seiner unerschöpflichen Thätigkeit recht bemerklich gemacht werden. Manche haben geglaubt, es sey Büschings Absicht gewesen, den König tief herabzusetzen, und derselbe habe wegen der Abgeneigtheit, welche Friedrich gegen Theologen bewiesen, sich auf eine unwürdige Art dadurch rächen wollen, daß er ihn als einen leidenschaftlichen, oft willkührlich und unge-

ungerecht handelnden Regenten schilderte. Wir sind es der Wahrheit schuldig, zu bezeugen, daß ein solcher Verdacht Büsching, den wir genau gekannt, sehr unrecht thue. Dieser Gelehrte war in seinen Urtheilen über die Großen der Erde äußerst freimüthig und von aller Schmeicheley fern, aber er äußerte bey jeder Gelegenheit, und auch in den vertraulichsten Gesprächen, die größte Verehrung für den König. Er bewunderte dessen Geist, und redete nie ohne Entzücken von seiner landesväterlichen Fürsorge und alles umfassenden Thätigkeit, wenn gleich er manche Fehler des Königs anerkannte und besonders seinen Widerwillen gegen das Christenthum, von dessen Wohlthätigkeit Büsching durchdrungen war, seine Nichtachtung des geistlichen Standes und des öffentlichen Gottesdienstes, auch besonders seine Vernachläßigung des Schulwesens, von dessen Wichtigkeit Friedrich immer sprach und für das er doch so wenig wirklich that, sehr bedauerte und oft lebhaft tadelte. Büsching war durch seine Amtsverhältnisse an diese Fehler Friedrichs am öftersten erinnert worden, und es hatten dieselben starken Eindruck auf ihn gemacht. Hiedurch mag bewirkt seyn, daß, wie es bey allgemeinen Charakterschilderungen fast immer der Fall ist, diese Seite von Friedrichs Charakter von ihm zu sehr heraus-

gehoben, dagegen andere gleich wichtige Seiten vergessen und übersehen wurden. Auch hat die große Eile, mit welcher der mit Geschäften überladene Mann immer zu schreiben pflegte, zu manchen übereilten Urtheilen und falschen Folgerungen in seinem Buche Anlaß gegeben. Eine dieser Uebereilungen ist so arg, daß wir sie nicht ohne Rüge lassen können. Büsching bestärkt nämlich den so grundlosen Verdacht unnatürlicher Wollust bey Friedrich, ein Verdacht, der, ohne daß je ein Beweis dafür hat angeführt werden können, sich im Finstern durch mündliches Geschwätz verbreitet hatte, obgleich derselbe von keinem Zeitgenossen je öffentlich ausgesprochen ist, die eben angeführte Schandschrift ausgenommen, welche allem Anschein nach fälschlich Voltaire beigelegt worden. In der That ist es uns unbegreiflich, wie ein so rechtschaffner und die Wahrheit liebender Mann, als welchen wir Büsching gekannt haben, der so sehr auf streng bewiesene historische Wahrheit hielt, sich habe erlauben können, ein so schändliches Geschwätz ohne den mindesten Beweis nachzuschreiben, und wie er seine Uebereilung noch dadurch vermehrt hat, daß er als ausgemacht anzunehmen scheint, dem weisen Socrates sey gleiche Schändlichkeit mit Grunde nachgesagt. Die Unordnung, mit welcher in diesem Buche Erzählungen aus dem Alter des

Jüng-

Jünglings, des Mannes und des Greiſes durch einander geworfen ſind, vermindert noch mehr den Werth der gegebenen Nachrichten, und verwirret und entſtellet das Bild, das man ſich von Friedrich machen kann. So unbrauchbar indeß Büſchings Buch durch dieſe Fehler geworden iſt, um ſich daraus eine richtige Idee von Friedrichs Charakter zu bilden, ſo enthält daſſelbe doch unſtreitig unter manchen ſehr unbedeutenden, auch des Aufbehaltens werthe Thatſachen und merkwürdige einzelne Züge. Die von uns angedeuteten Fehler ſind ſehr ſcharf gerügt in:

20) Recenſion der Schrift: Charakter Friedrichs II, geſchrieben von Büſching. Friedrich II: der verfluchte Pfaffe, weiß ſelber nicht, was er will, hol ihn der Teufel! Wien und Leipzig 1789. — Dieſe Schrift hat einen Herrn von Brettſchneider zum Verfaſſer, der 1739 zu Gera geboren, nach mannichfachen Abentheuern in öſterreichiſche Dienſte trat und 1810 in Böhmen geſtorben iſt. Ein Mann von Kopf und ausgebreiteten Kenntniſſen, aus deſſen hinterlaſſenen Handſchriften ohnlängſt Herr Meuſel in ſeinen vermiſchten Nachrichten und Bemerkungen, Erlangen 1816,

lesenswerthe Notizen mitgetheilt hat. Diese Kritik des Büschingeschen Buchs ist nicht ungerecht, und die lustige Laune, mit der desselben Schwächen und Fehler gerügt werden, ist nicht unverdient und zuweilen ergötzend. Nur darin geht der Verfasser zu weit, wenn er Büsching die boshafte Absicht beimißt, aus pfäffischer Rachsucht des Königs Charakter schwarz und hassenswerth gemahlt zu haben, und wenn er sogar es zum Staatsverbrechen macht, daß Büsching die Schwächen des verstorbenen Landesherrn öffentlich bekannt gemacht, wodurch er Festungsstrafe verdient hätte. Das aus Büschings Charakteristik genommene Motto auf dem Titel der Kritik bezieht sich auf eine in derselben enthaltene Erzählung. Ein Professor der Theologie und Prediger zu Königsberg hatte einen erhaltenen Ruf nach Hamburg angezeigt, und unbedingt um seinen Abschied gebeten, welchen der König auch ertheilte, nachher aber wurde der Professor andern Sinnes, und wollte in Königsberg bleiben; wie das Ministerium dieses anzeigte, und eine neue Vertheilung der Aemter und Besoldungen vorschlug, wurde der König über diese Veränderlichkeit des Mannes unmuthig, und schrieb die angeführten Worte an den Rand des Ministerial-Berichts. Das Ministerium, sezt Büsching hinzu, drückte aber in seiner Entscheidung die

Sache

Sache ſo aus: „des Königs Majeſtät laſſen es bey „der ertheilten Dimiſſion bewenden.“ Eben ſo, ſagt Brettſchneider, wolle er dieſe Worte auch in der Anwendung auf Büſching verſtanden wiſſen, und dieſelben ſollen nur bedeuten: der Mann hat da ein Buch geſchrieben, und hätte es können bleiben laſſen! Ein Urtheil, dem jeder Leſer von Geſchmack gern beiſtimmen wird.

21) Zuverläſſige Beiträge zu der Regierungs-Geſchichte Königs Friedrichs II, von Büſching. Hamburg 1790. — Eine Zugabe zu der Charakterſchilderung, die noch erheblicher iſt, als dieſe. Es ſind darin genaue Nachrichten über den Zuſtand der Bevölkerung, des Finanzweſens, des Handels und des Kriegsheers während der ganzen Dauer der Regierung Friedrichs mit großem Fleiß zuſammengetragen, und zum Glück nur wenige eigene Urtheile des Sammlers beigefügt.

22) Friedrich II, König von Preußen. Ueber ſeine Perſon und ſein Privatleben. Ein berichtigender Nachtrag zur Charakteriſtik deſſelben vom verſtorbenen Geheimen-Rath Schöning. Berlin 1808. — Schöning war während der lezten Pe-

riode und bis zum Tode Friedrichs Geheimer-Kämmerier, unter welcher Benennung der erste Kammerbediente verstanden wurde, der auch die Privatkasse in Verwahr hatte, und aus derselben alle kleinen Ausgaben, nach Befehl des Königs, besorgte. Den für einen Mann, der nie Staatsdiener gewesen, allerdings unschicklichen Titel, Geheimer-Rath, erhielt er erst unter der nachfolgenden Regierung. Dieser Mann hatte also die beste Gelegenheit, über des Königs Privatleben, dessen täglicher Zeuge er war, zuverläßigen Bericht zu geben; seine Erzählung ist einfach und anspruchslos, und in einem Ton abgefaßt, der Vertrauen einflößt.

23) Die Regierung Friedrichs des Großen. Ein Lesebuch für Jedermann. Halle 1790. — Wenn ein leicht verständlicher Vortrag die einzige Eigenschaft wäre, welche ein für das Volk bestimmtes Buch haben muß, so würde das unter diesem Titel gelieferte allerdings zu loben seyn. Aber wer für minder gebildete Leser schreiben will, darf nicht glauben, daß Nachläßigkeit und Oberflächlichkeit ihm erlaubt sind; er muß sich vor Allem bemühen, den wahren innern Zusammenhang der Begebenheiten recht deutlich darzustellen; er muß verwickelte Staatsverhältnisse entwe-

der

der ganz übergehen, oder ſie auch der gemeinen Faſſung hinlänglich aufhellen, vor Allem aber muß er die ſittliche Größe und Würde ſeines Helden ſchildern, und wenn dieſer ein Friedrich iſt, für dieſen ſeine Leſer zu erwärmen wiſſen. An dieſen Eigenſchaften fehlt es dem Verfaſſer dieſer Schrift gänzlich, der ein in Halle lebender Privatgelehrter, Murſinna, war.

24) Leben und Ende Friedrichs des Einzigen, eine Volksſchrift, beſonders unſern Schleſiern gewidmet, von Buquoi, evangeliſchem Prediger in Sprottau. 4 Theile. Bunzlau. — Dieſe Schrift iſt im Todesjahre Friedrichs angefangen und Bogenweiſe herausgekommen, und hat bald mehrere Ausgaben erhalten, welches den Beifall beweiſet, mit dem ſie geleſen worden. Dieſelbe iſt dem Zwecke völlig gemäß, weniger unterrichteten, aber nicht ganz ungebildeten Leſern vom Bürger- und Bauerſtande eine ihnen nützliche Belehrung über die Geſchichte Friedrichs in einem gut überſehbaren Zuſammenhange zu geben. Der Verfaſſer erzählt einfach und mit Ordnung, ſtellt die Staatsverhältniſſe und Kriegsbegebenheiten ſo dar, daß dieſelben ſeinen Leſern verſtändlich werden, entwickelt die geiſtige und

mora-

moraliſche Größe Friedrichs, hebt beſonders ſeine väterliche Fürſorge für das Wohl des Landes hervor, erwärmt alſo den Unterthan mit Liebe und Verehrung für den Regenten, und belebt ſeine Anhänglichkeit an das Vaterland. Unſerm Urtheil nach iſt alſo dieſes Werk ein Volksgeſchichtbuch, das ſeinem Zwecke vollkommen entſpricht, und das noch jezt, auch von gebildeten Perſonen, geleſen zu werden ſehr verdient.

25) Vie de Frédéric II. à Strasbourg 1787. 4 Tom. — Der Verfaſſer dieſes Werks war la Veaux, aus Champagne gebürtig, welcher in den lezten Jahren des Königs als franzöſiſcher Sprachlehrer in Berlin lebte. Er äußerte ſehr viel Eifer für die Reinheit der franzöſiſchen Sprache, und machte auf die Verderbtheit aufmerkſam, welche in der Sprache der Berliner Kolonie, in den Schriften der dort lebenden Gelehrten, und ſelbſt der Akademie der Wiſſenſchaften, immer mehr überhand nehme. Wirklich war bey den vor hundert Jahren im Brandenburgiſchen aufgenommenen proteſtantiſchen Franzoſen und ihren im Lande gebornen Nachkommen die Sprache ſehr verderbt worden, und ſelbſt in den Schriften ihrer Gelehrten fand man viele Germanismen, weshalb die Ver-

Berliner franzöſiſche Sprache auch ſpottweiſe le style réfugié genannt ward. Schon früher hatte Premontval, ſelbſt Mitglied der Akademie, durch ein Préservatif contre la corruption de la langue françoise en Allemagne (à Berlin 1759-1764) entgegen gearbeitet. Auch dem Könige war dieſe Verderbtheit der franzöſiſchen Sprache ſehr mißfällig, des la Beaux Bemühungen fanden daher ſehr ſeinen Beifall, und er ermunterte ihn in mehrern Schreiben, dieſelben fortzuſetzen. Er äußerte ausdrücklich, daß die Kritik, um zu wirken, ſcharf ſeyn und Niemand, der in Berlin Franzöſiſch ſchreibe, davon ausgenommen werden müßte. La Beaux widmete ſich alſo dieſem Geſchäft mit immer größerm Eifer, und in einem Journal, das er unter dem Titel: Cours théorique et pratique de la langue et de la littérature françoise herausgab, tadelte er mit großer Freimüthigkeit, oft mit bitterm Spott, alle Sprachunrichtigkeiten, die in neuen Schriften von Gliedern der Berliner Kolonie, beſonders auch von der Akademie der Wiſſenſchaften, erſchienen. Der König bezeugte laut ſeinen Beifall, und das fehlerhafte Franzöſiſch der Deutſch-Franzoſen wurde für eine Zeit der Gegenſtand der allgemeinen Unterhaltung. La Beaux's Tadel war um

ſo

so empfindlicher, weil man nicht läugnen konnte, daß er gegründet sey. Da der König seinen Willen erklärt hatte, es solle Niemand von der Kritik ausgenommen seyn, so griff la Beaur auch die Mémoires des Ministers von Hertzberg an, und tadelte die darin vorkommenden Sprachunrichtigkeiten mit Bitterkeit. Hertzberg hatte die Schwäche, dieses übel zu empfinden, und, aufgereizt durch andere getadelte Schriftsteller, beklagte er sich bey dem Könige und trug darauf an, daß dem la Beaur dieses Kritisiren gewehrt werden möchte. Der König aber antwortete: Hertzberg habe andere und wichtigere Beschäftigungen, als daß er sich mit der französischen Grammatik so anhaltend beschäftigen könne, wie ein Mann, dessen einziges Studium diese Grammatik sey; seine Staatsschriften würden nichts von ihrem Werth verlieren, wenn auch einige Sprachunrichtigkeiten darin entdeckt würden, und ein Tadel derselben, auch wenn er gegründet, könne ihn nicht beleidigen. Jedoch ließ der König zugleich la Beaur bedeuten, daß er in seinen Kritiken allein bey der Sprache bleiben, und nie die Achtung verletzen müsse, welche er den Verdiensten von Männern schuldig sey, die vielleicht nicht correkt Französisch schrieben. Nicht Alle urtheilten so billig über la Beaur's Bemühungen; sein bitterer Tadel und besonders der

An-

Angriff eines wegen ſeines Patriotismus allgemein verehrten Miniſters zog ihm viele Feinde zu. La Veaux beſorgte deshalb, wenn er auch damals durch Friedrichs Beifall geſchützt war, unter der folgenden Regierung Unannehmlichkeiten, und dies bewog ihn, Berlin zu verlaſſen. Er wurde bey der Militair-Akademie in Stuttgart angeſtellt. Hier ſchrieb er, ſogleich nach des Königs Tode, dieſes Leben deſſelben, welches nach ſeiner eigenen Erklärung keine vollſtändige Geſchichte, ſondern nur eine Sammlung der merkwürdigſten Nachrichten ſeyn ſollte, die man in ſehr vielen, außer Deutſchland wenig bekannten deutſchen Schriften, zerſtreut finde. Dieſer Zweck war lobenswerth, und die Ausführung iſt es nicht minder. La Veaux erzählt mit guter Ordnung und Auswahl, in gefälliger und angenehmer Schreibart die Begebenheiten, hat auch mit gutem Urtheil ausgewählte Aktenſtücke beigefügt. Er fühlt die Größe ſeines Helden, und ſeine einfache Darſtellung theilt ſolches Gefühl auch dem Leſer mit. Er entwickelt die Vorzüge der Regierung Friedrichs, läßt deſſen großen Eigenſchaften Gerechtigkeit wiederfahren, ohne die Schwächen und Fehler zu verhehlen. Auch ſogar die Erzählung der Kriegsbegebenheiten iſt deutlich und verſtändlich abgefaßt. Er hat die beſten Quellen, die damals vor-

vorhanden waren, gut genuzt (viele derselben und auch des Königs eigene Schriften waren noch nicht gedruckt). Mehr konnte man von ihm nicht verlangen. Da er dem Könige nie nahe gewesen, in Geschäften nie gebraucht worden, und er zu besondern handschriftlichen Nachrichten nicht Zugang gehabt; so waren ganz neue Aufklärungen von ihm nicht zu erwarten, und da er, wie er sein Buch schrieb, von den preußischen Landen entfernt lebte, war er nicht im Stande, über die Wahrheit mancher Thatsachen neue Forschungen anzustellen. Aber ein kundiger Leser kann nicht verkennen, daß der Verfasser die deutsche Sprache besser als die Meisten seiner Landsleute verstanden, und den Schauplaß seiner Geschichte im Ganzen recht wohl gekannt habe. Daß dennoch in seine Erzählungen einige Unrichtigkeiten eingeflossen, manche Anekdote falsch oder entstellt mitgetheilt worden, ist ganz natürlich, und bey der Lage, in welcher der Verfasser lebte, sehr verzeihlich. Bey allen diesen Fehlern ist dieses Buch noch immer eins der besten, was über Friedrich geschrieben worden. Um sich hievon zu überzeugen, darf man dasselbe nur mit dem oben (Nro. 12.) beurtheilten Fischerschen Leben Friedrichs vergleichen. Wir halten uns um so mehr zu dieser Bemerkung verpflichtet, da la Veaux's Werk so-

gleich

gleich nach seiner Erscheinung wirklich sehr ungerecht herabgesezt ist. Billig hätten die Deutschen, wenigstens so lange sie selbst noch keine vollständige Geschichte des großen Königs hervorgebracht hatten, die unsrer Litteratur Ehre machte, die Versuche der Ausländer, dessen Andenken zu ehren, mit Achtung und Dank aufnehmen, und die darin eingeschlichenen Fehler mit Nachsicht berichtigen sollen. Aber gerade im Gegentheil wurde fast jedes Werk eines Fremden über den König mit Hohn und unbilliger Vergrößerung der darin aufgefundenen Fehler in Deutschland aufgenommen. Dies war auch bey la Veaux's Werke der Fall. Die Abneigung, welche aus den angeführten Gründen gegen ihn in Berlin herrschte, trug wohl vorzüglich zu der ungünstigen Aufnahme seines Buchs daselbst bey. Besonders bewies sich Nicolai hiebey geschäftig [50]), der es immer ungern sah, wenn Ausländer über Preußen und Friedrich schrieben. Nicht nur rügte und vergrößerte er manche historische Irrthümer, sondern er nannte la Veaux einen elenden Schrift-

50) Nicht nur in seinen Anekdoten, sondern auch in den Beurtheilungen, die er in die Berlinsche Monatsschrift und die allgemeine deutsche Bibliothek von 1788 einrückte.

Schriftsteller, der mit bösem Willen sich bemüht habe, Friedrichs Geschichte zu entstellen. Dies ist offenbar falsch und ungerecht. Eingeschlichne Irrthümer sind, wie wir bemerkt, zu entschuldigen, aber der Vortrag des Werks ist ernsthaft und würdig; verkehrte und widersinnige Urtheile haben wir nirgends gefunden. La Veaux zeigt sich weder als Schmeichler, noch als Verläumder; es ist also kein Grund, zu vermuthen, daß er die Wahrheit absichtlich habe entstellen wollen. Der heftige Tadel, den la Veaux erfuhr, bewog ihn, sein Werk gegen denselben zu vertheidigen und, wo es nöthig, zu berichtigen. Dies ist geschehen in:

26) Lettres sur Frédéric II. Ouvrage destiné à servir de Supplément et de correctif à la vie de Frédéric II. 3 Tom., welches Werk auch als Tom. V. VI. VII. der Vie de Frédéric II nachher herausgekommen ist. Auch diese Fortsetzung enthält gute Sachen und nützliche Berichtigungen, welches selbst Nicolai eingestand. Die unbilligen Urtheile haben nicht gehindert, daß la Veaux's Werk viel gelesen worden, denn es erschienen bald mehrere Auflagen desselben.

27) Essai sur la vie et le regne de Frédéric II, pour servir de préliminaire à l'édition de ses oeuvres posthumes. à Berlin 1788. — Der Verfaſſer dieſes Buchs, Denina, ein italieniſcher Gelehrter, geboren 1731 zu Revel in Piemont, war Profeſſor zu Turin. Er hatte durch mehrere Schriften ſich rühmlich bekannt gemacht, beſonders durch eine Geſchichte von Italien [51]). Dieſe war auch Friedrich II bekannt geworden, und derſelbe hatte zugleich erfahren, daß der Verfaſſer den Gedanken habe, die Geſchichte von Deutſchland in gleicher Art zu ſchreiben, daß er aber beſorge, dieſes in ſeinem Vaterlande, wo er einige Unannehmlichkeiten gehabt, nicht mit völliger Freimüthigkeit bewirken zu können. Dies bewog den König, der von einer Geſchichte Deutſchlands, durch einen Italiener bearbeitet, etwas vorzüglich Intereſſantes ſich verſprechen mogte, Denina nach Berlin einzuladen

51) Sie erſchien zuerſt 1769 zu Turin unter dem Titel: Revoluzioni di Italia. 1769. Eine zweite verbeſſerte Ausgabe 1782. Dies Werk war das erſte eines einländiſchen Gelehrten, worin die Geſchichte von ganz Italien nach einem allgemeinen Plan bearbeitet worden. Es iſt mit großem Beifall geleſen und faſt in alle europäiſche Sprachen überſezt.

und ihm eine Stelle in seiner Akademie anzubieten. Er kam am Ende des Jahrs 1782, wurde vom Könige sehr gütig aufgenommen und erwarb allgemeine Achtung. Die Geschichte von Deutschland, obgleich ihn Friedrich oft dazu ermunterte, hat er zwar nicht vollendet und bekannt gemacht; aber mehrere, während seines Aufenthalts in Berlin von ihm herausgegebene, Schriften enthalten Beweise seines Geistes und seiner ausgebreiteten Kenntnisse. Die wichtigste unter denselben ist eine Geschichte des Sardinischen Königshauses und der verschiedenen von demselben beherrschten Lande. Doch auch dieses Werk ist nicht vollendet und bis jezt in der Ursprache noch gar nicht gedruckt. Denina bewog aber einen geschickten jungen Gelehrten, Herrn Straß (damals Professor am Kadettenkorps in Berlin, jezt Direktor des Gymnasiums zu Nordhausen), das Werk aus seiner italienischen Handschrift zu übersetzen. Diese sehr gut geschriebene deutsche Uebersetzung ist in zwey Bänden [52]) erschienen,

52) Unter dem Titel: Carl Denina Geschichte Piemonts und der übrigen Staaten des Königs von Sardinien, aus der italienischen Handschrift des Verfassers übersezt von Friedrich Straß. 2 Theile. Berlin 1803.

nen, und unſtreitig das beſte, was wir über die Geſchichte jener Lande haben, und um ſo ſchätzbarer, da dieſelbe in neuern Zeiten von keinem Einländer bearbeitet worden. Nur iſt zu bedauern, daß auch Denina's Werk ſchon mit dem Anfang des achtzehnten Jahrhunderts abbricht.

Dieſer italieniſche Gelehrte war mit großer Achtung der deutſchen Nation und vortheilhafter Meinung von unſerer Litteratur nach Berlin gekommen. Er bemühte ſich ſehr um gründliche Kenntniß der leztern, und brachte es bald dahin, daß er deutſche Schriften leſen konnte. Nach Friedrichs Tode gab er dieſen Abriß der Geſchichte deſſelben, der zur Einleitung der herauskommenden eigenen Schriften des Königs dienen, und das Verſtändniß derſelben erleichtern ſollte.

Dieſer Zweck iſt ſehr gut erreicht. Die merkwürdigſten Begebenheiten ſind mit Kürze und in guter Ordnung vorgetragen. Der Verfaſſer erzählt ohne Enthuſiasmus, aber mit Wahrheitsliebe und richtigem Gefühl. Auch in denjenigen Punkten, wo es auf National- und Religions-Verſchiedenheit ankömmt, beweiſet er meiſtens eine große Unpartheilichkeit. Wenn dieſe auch zuweilen fehlt, wenn

in Zeitbestimmungen und historischen Angaben vom Verfasser geirret wird, wenn falsche Voraussetzungen und übereilte Urtheile zuweilen vorkommen: so sind diese kleinen Fehler bey einem Ausländer billig zu entschuldigen, und verdienen nicht den harten Tadel, welchen einige deutsche Kunstrichter über dieses Buch ausgesprochen haben, obgleich nicht zu leugnen ist, daß Denina zuweilen seine Quellen mit zu vieler Flüchtigkeit benuzt hat, und seine Erzählungen deshalb unrichtig geworden sind. Als einen auffallenden Beweis hiervon führen wir an, daß Denina den bekannten Hochverrath des Baron Warkotsch dessen älterm Bruder Schuld giebt, der an demselben ganz unschuldig und schon vor dem siebenjährigen Kriege gestorben war. Die damals noch lebende Wittwe des leztern fand sich hierdurch gekränkt, und dies bewog den Philosophen Garve, dem Abt Denina den von ihm begangenen Fehler bemerklich zu machen, und dieser hielt es für Pflicht, den Irrthum zu berichtigen, aber freilich an einem Orte, wo man eine solche Berichtigung eines historischen Irrthums nicht vermuthen konnte, nämlich in der Prusse littéraire T. II. p. 94. unter dem Artikel Garve. Denina's Buch wird durch die eingemischten Vergleichungen mit den Begebenheiten und Einrichtungen anderer Lande sehr angenehm und lehr-

lehrreich. Als eine erhebliche Zugabe desselben ist noch zu betrachten;

28) La Prusse littéraire sous Frédéric II, par l'Abbé Denina. 3 Tom. à Berlin 1790. — Dieses Buch liefert noch mehr, wie das so eben beurtheilte, den Beweis, wie eifrig der italienische Gelehrte bemüht gewesen ist, während der kurzen Zeit seines Aufenthalts in Deutschland sich unsre Litteratur recht genau bekannt zu machen. Er giebt in dieser Schrift zuvörderst eine gute Uebersicht von den Fortschritten der Wissenschaften in den brandenburgischen Staaten von den ältesten Zeiten an bis zum Zeitalter Friedrichs II, dann noch ausführlicher während dieses leztern. Die angestellte Vergleichung mit den litterarischen Fortschritten andrer Nationen giebt zu manchen interessanten Bemerkungen Anlaß. Nach dieser Uebersicht folgt ein alphabetisches Verzeichniß aller einigermaßen bedeutenden Schriftsteller, welche während Friedrichs Regierung in den preußischen Landen gelebt haben, oder in denselben geboren sind, wie auch fremder Gelehrten, die mit dem Könige in Verbindung waren. Die Nachrichten über dieselben sind mit einer Richtigkeit gesammelt, wie man sie selten in litterarischen Werken der Ausländer

der findet, und es verdient in der That Bewunderung, wie Denina sie zusammengebracht hat. Wir haben in seinem Buche manche Notiz gefunden, die wir in deutschen Werken vergebens gesucht hatten. Auch sind diese Nachrichten mit Urtheilen untermischt, denen der unterrichtete Leser meistens beistimmen wird. Daß auch hier zuweilen einzelne Unrichtigkeiten vorkommen, ist begreiflich und verdient, bey einem übrigens schätzbaren Ganzen, kaum Bemerkung. Denina hat, aus uns unbekannten Gründen, im Jahr 1805 Berlin verlassen, ist in den Dienst Kaiser Napoleons als Bibliothekar getreten und zu Paris 1810 gestorben.

29) Eloge du roi de Prusse. Par l'auteur de l'Essai général de Tactique. à Londres 1787. Zu Berlin und an andern Orten mehrmals nachgedruckt. — Der Verfasser, welcher sich durch ein wichtiges Werk, das er geschrieben, bezeichnet, ist Guibert, geboren zu Montauban 1743. Schon im dreizehnten Jahre folgte er seinem Vater, einem Manne von großen Talenten und militairischen Kenntnissen, in den siebenjährigen Krieg, und war in dessen drey lezten Jahren im Generalstabe angestellt. Er bewies schon damals Muth und richtigen Blick. Nach her-

hergestelltem Frieden war theoretische Kriegskunst sein mit Eifer betriebenes Studium. Nur um zu lernen ging er in den Krieg, durch welchen Corsika bezwungen wurde. Im Jahr 1772 gab er sein Hauptwerk heraus 53). Dasselbe machte großes Aufsehn. Noch nie war der Krieg und die Grundsätze, nach denen er geführt, und nach denen, auch während des Friedens, das Kriegswesen eingerichtet werden muß, in einem so großen Gesichtspunkt, in so enger Verbindung mit der Staatskunst und mit dem Wohl der Menschheit dargestellt. Mit einer Freimüthigkeit, die man damals noch weniger, wie jezt, gewohnt war, schildert Guibert die Unvollkommenheiten und Fehler aller neuern Staaten in Rücksicht kriegerischer Einrichtungen, und entdeckt ihre Hauptquellen in der Unwissenheit und den Leidenschaften der Regierungen und der sittlichen Verderbtheit der Völker. Er sucht den Krieg auf seine einfachsten Grundsätze zurückzuführen, ihn kürzer und entscheidender, und eben dadurch weniger zerstörend und verderblich für die Menschheit zu machen.

53) Der vollständige Titel ist: Essay général de la Tactique, avec le Plan d'un ouvrage intitulé: la France politique et militaire. à Londres 1772. 2 Tom.

Man kann sein Werk nicht lesen, ohne hohe Achtung für die Einsichten und die Gesinnungen des Verfassers zu empfinden. Eigentlich war dieses Werk nur das Bruchstück eines viel größern: La France politique et militaire, in welchem er die politische- und Militairverfassung seines Vaterlandes und zugleich auch aller andern europäischen Lande genau untersuchen und Vorschläge zu deren Verbesserung thun wollte. Schon sein Vater, sagte er, hatte an diesem Werke von umfassendem Umfange gearbeitet, und Guibert selbst hatte zu demselben sehr viele Materialien gesammelt; nur die Besorgniß, er möge die Vollendung des Ganzen nicht erleben, bewog ihn, dieses Stück desselben allein herauszugeben. Die großen Wahrheiten, welche Guibert in der edelsten und gefühlvollsten Sprache vortrug, machten bey allen Kennern der Kriegskunst und bey denkenden Staatsmännern in ganz Europa großen Eindruck, und erwarben ihm allgemein verbreiteten Ruhm. Doch zog auch die Freimüthigkeit seiner Urtheile ihm im Vaterlande vielen Neid zu. Um den Folgen desselben auszuweichen, zugleich auch, um durch den Anblick militairischer Einrichtungen in andern Landen sich noch besser zu unterrichten, als es bisher durch Bücher geschehen war, unternahm Guibert im Jahr 1773 eine Reise nach Deutschland.

Der

Der Ruhm, den er durch ſein Werk ſich erworben, verſchaffte ihm überall die zuvorkommendſte Aufnahme, die Bekanntſchaft und das Vertrauen vieler vorzüglichen Männer. Das Tagebuch, welches er auf dieſer Reiſe gehalten, iſt nach ſeinem Tode gedruckt [54]). Er ſelbſt hätte daſſelbe gewiß in dieſer Geſtalt nicht bekannt gemacht, denn es enthält offenbar nur die von ihm zur Erinnerung und zu weiterm künftigen Gebrauch flüchtig aufs Papier geworfenen Beobachtungen über merkwürdige Sachen und Menſchen. Daher findet man in demſelben nichts Eindringendes, nichts Ausgeführtes, vielmehr manche unrichtige Wahrnehmungen, voreilige, unreiſe oder halb wahre Urtheile, indeß auch geiſtvolle Bemerkungen, die es verdienten aufbehalten zu werden. Guibert kam bis nach Ungarn und Kroatien, wo er über die dortigen Gränztruppen und deren Einrichtung gute Nachrichten einzog. Aber ſeiner Reiſe Hauptzweck war Friedrich und die preuſ-

ſiſche

54) Unter dem Titel: Journal d'un voyage en Allemagne, fait en 1773 par Guibert. Ouvrage posthume précedé d'une Notice historique sur la vie de l'auteur par Toulongeon. à Paris 1803. 2 Tom. Aus dieſer Notiz ſind die hier über Guibert gegebenen Nachrichten gezogen.

ßische Armee, über deren Verfassung er sich genau zu unterrichten besonders wünschte. Er kam für die Revüen bey Berlin zu spät, wohnte aber in Schlesien den vom Könige gehaltenen Revüen von Anfang bis zu Ende bey. Guibert hatte in seinem Werk bey großem Lobe Friedrichs auch einige freimüthige Urtheile über denselben sich erlaubt, über das Gebrechliche der preußischen Kriegsmacht, welche zu der Bevölkerung des Staats in keinem richtigen Verhältnisse stehe, nur auf der persönlichen Größe des Königs beruhe, auch über manchen Fehler der preußischen Einrichtungen bedeutende Winke gegeben **), des-

**) Eins der stärksten und merkwürdigsten Urtheile dieser Art ist folgendes: Dans cet Etat même, que nous appellons militaire, parceque son Roi est un guerrier habile, dans cet état, qui s'est aggrandi par les armes, qui n'existe et ne peut se flatter de conserver ses conquêtes, que par elles, les troupes n'y sont pas plus vigoureusement constituées qu'ailleurs, elles n'y sont point citoyennes, elles sont plus qu'en aucun autre pays, un assemblage de stipendiaires, de vagabonds étrangers, que l'inconstance ou la nécessité amène sous les drapeaux et que la discipline y retient. Cette discipline ferme et vigilante sous quelque point, y est méprisable et

deshalb fürchtete er, keine gute Aufnahme zu finden. Er fand ſie aber dennoch, und wurde vom Könige mit ausgezeichneter Achtung behandelt. Er ſuchte

---

et relachée sur beaucoup d'autres. Elle n'est, en comparaison de celle des Romains, qu'un enchainement de choses difformes, de demi-moyens, de correctifs, de suppléments vicieux. Ces troupes mal constituées ont fait des guerres heureuses, mais elles doivent ces succès à l'ignorance de leurs ennemis, à l'habileté de leur roi, à une science toute nouvelle de mouvements, dont il a été le créateur. Qu'après la mort de ce Prince, dont le génie seul soutient l'édifice imposant de sa constitution, il survienne un roi foible et sans talens, on verra dans peu d'années le militaire prussien dégénerer et décheoir, on verra cette puissance ephemère rentrer dans la sphère que ses moyens réels lui assignent et peut-être payer cher quelques années de gloire. S. Essay général, Discours préliminaire, p. 58.

Aus dem Ton, in welchem Friedrich ſich in ſeinen Briefen an d'Alembert über Guiberts Werk ausdrückt, ſieht man, daß bey aller Gerechtigkeit, die er demſelben widerfahren läßt, er doch keinesweges ganz damit zufrieden war, und ſehr wahrſcheinlich hat die angeführte Stelle hiezu am meiſten beigetragen, die dem Könige um ſo mißfälliger ſeyn mochte, da er ihre Wahrheit nicht verkennen konnte.

ſuchte und gewann auch das Vertrauen Einiger, die Friedrich nahe waren, z. E. Quintus Icilius, Lecat, Baſtiani, und ſammelte durch dieſe manche erhebliche Nachrichten über den König und deſſen militairiſche Einrichtungen. Nach ſeiner Rückkunft in Frankreich wurde Guibert vom Grafen St. Germain, der als Kriegsminiſter bey der franzöſiſchen Armee wichtige Reformen unternahm, mit großem Vertrauen gebraucht. Er theilte den Ruhm dieſes Staatsminiſters, aber auch den Haß, welchen die dem Privatvortheil Vieler nachtheiligen Neuerungen hervorbrachten. Er erhielt ein Regiment, mit deſſen innerer Einrichtung er ſich ſehr beſchäftigte. Noch größeres Verdienſt erwarb er ſich um die Verbeſſerung aller Invaliden-Anſtalten, an deren Spitze ſein Vater geſetzt war, der wegen Alters aber nicht viel mehr leiſten konnte. Der Sohn arbeitete an deſſen Stelle mit unglaublichem Eifer. Zugleich ſchrieb er: Les Eloges de Catinat et de l'Hopital, nach Friedrichs Tode aber die Lobrede auf dieſen. Dieſe wurde allgemein für das Beſte erklärt, was noch über Friedrich geſchrieben ſey. Mit Geiſt und mit lebhaftem Gefühl, welche vereint den großen Redner bilden, ſchilderte er die ganz eigenthümlichen Verdienſte des Helden und Feldherrn. In der ganzen Weltgeſchichte fand er nur Cäſar,

der

der mit Friedrich verglichen werden könne. Guiberts Schrift ist voll tiefer Gedanken, richtiger Bemerkungen und edler Gesinnungen. Sie wird immer von Allen, die sich von des Königs Größe ganz durchdringen wollen, mit großem Vergnügen und mit Belehrung gelesen werden, und ein Muster einer Lobschrift bleiben, die gleiche Gesinnungen in dem Leser anfachen soll. Guibert ahnet die Entwürfe seines Helden, und schildert dessen Gefühle bey den verschiedenen Ereignissen sehr richtig, weil er im Stande war, sich an dessen Stelle zu versetzen. Nur wer dieses vermag, ist zum großem Geschichtsschreiber geboren!

Nachher wurde Guibert Mitglied eines Conseil de Guerre, das den vielen Veränderungen, welche Folgen des öftern Wechsels der Kriegsminister waren, vorbeugen und der Verfassung der französischen Armee eine feste und bleibende Einrichtung geben sollte. Aber bald trat die Revolution ein; Guibert, immer ein enthusiastischer Freund der Freiheit, nahm lebhaften Antheil an derselben, und wollte durch eine Schrift: de la force publique considérée sous tous ses rapports, die Mittel andeuten, wie die innere und äußere Sicherheit des Staats zu bewirken sey, ohne

der

der Freiheit des Volks je schädlich werden zu können. Auch dieses sein letztes Werk machte großen Eindruck und hatte auf das Dekret der National-Versammlung über den wichtigen Gegenstand Einfluß; aber Guibert konnte an den großen Ereignissen, deren Anfang er erlebt hatte, nicht weitern Antheil nehmen. Er starb, viel zu früh für seine Wissenschaft und für sein Vaterland, im Alter von 47 Jahren im May 1790.

30) Lobrede auf Friedrich II in den Rückerinnerungen an große Männer, von dem Obristen von Massenbach. Erste Abtheilung. Amsterdam 1808. — Neben den so eben beurtheilten geistvollen französischen Redner setzen wir diesen deutschen, der offenbar ein Geistesverwandter von jenem ist. Beiden schwebt ein hohes Ideal vor von der Kriegskunst, von der Verbindung derselben mit der Staatskunst, von ihrem Einfluß auf das Wohl der Völker, auf Veredlung und Bildung der Menschheit! Aber beide haben auch gleiche Ueberzeugung von der Nothwendigkeit der Verbesserung ihrer Einrichtungen, wenn die Kriegskunst das werden und leisten soll, was sie vermag; beide wollen diese Kunst auf die einfachsten Grundsätze, abgeleitet aus der Natur menschlicher

Ver-

Verhältnisse, zurückführen und Alles entfernen, was Beschränktheit, Eitelkeit und Routine hinzugefügt haben, um diese Grundsätze zu erschweren und zu verwickeln. Beide lieben mit gleichem Feuer die Wahrheit, und tragen sie mit Freimüthigkeit vor, wo sie dieselbe auch finden, aber auch beiden fehlt zuweilen genaue Bestimmtheit ihrer Ideen, weil sie (wie es Folge der Unvollkommenheit menschlichen Denkens und menschlicher Sprache ist) zu viel umfassen, und, indem sie allgemeine Grundsätze aufsuchen und Alles ihnen unterordnen, das Einzelne und die nothwendigen Ausnahmen übersehen. Beide endlich sind eifrige Freunde der Freiheit und Todtfeinde des Despotismus, der Willkühr, der Unwissenheit und der Schwäche bey Regenten, Feldherren und Staatsmännern.

Herrn von Massenbachs Lobschrift ist in der höchsten Begeisterung geschrieben, die auch auf den Leser übergeht. Er ist ganz durchdrungen von der Größe seines Helden; er will dessen Fehler nicht verhüllen; wenn er sie verschweigt, so sieht er sie nicht. Vorzüglich wird von Massenbach zwar der Feldherr geschildert, doch auch der Staatsmann und Regent. In der leztern Rücksicht werden sehs bedeutende Wahrheiten mit edler Freimüthigkeit ge-

ſagt und bewährt, daß der hohe Enthuſiasmus für ſeinen Helden den Verfaſſer keinesweges verblendet und partheiiſch gemacht habe. Niemand wird dieſe Lobſchrift leſen, ohne, indem er Friedrichs Größe empfindet und den Schilderer bewundert, ſich ſelbſt gehoben und gebeſſert zu fühlen; welche beſſere Frucht können wir aus allem Leſen ziehen!

31) Mémoire sur le roi de Prusse Frédéric le Grand, par Msgr., le P. de L... à Berlin 1789. — Der Verfaſſer, Fürſt Carl Joſeph von Ligne, ſtammte aus einem alten Dynaſtengeſchlecht im Hennegau her, das 1602 die reichsfürſtliche Würde erhalten hatte. Carl Joſeph, geboren 1735, war kaiſerlich-öſterreichiſcher Feldmarſchall, ein ſehr geſchätzter Feldherr, und durch viele Schriften über militairiſch-politiſche Gegenſtände auch in der gelehrten Welt als ein Mann von ſehr ausgebreiteten Kenntniſſen und vielem eigenthümlichen Witze rühmlich bekannt. Er hatte lange in Paris gelebt und dort den feinſten Umgangston in großer Vollkommenheit ſich zu eigen gemacht. Er wohnte der Zuſammenkunft Kaiſers Joſephs II mit dem Könige zu Neuſtadt in Mähren im Jahr 1770 bey, und zehn Jahre ſpäter machte er einen Beſuch in Potsdam. Von den Unterhal-

terhaltungen, die er mit Friedrich bey diesen beiden Gelegenheiten gehabt, giebt er in diesem Mémoire eine höchst anziehende Nachricht. Die heiterste Laune, die feinste Empfindung, ein unerschöpflicher Witz und die vertrauliche Bekanntschaft mit allen Fächern des Wissens, die der König liebte, machen es begreiflich, daß lezterer an dem Gespräche des Fürsten großes Vergnügen fand. Aber man lernt auch aus diesem Mémoire die feine Kunst kennen, mit der Friedrich das Gespräch zu unterhalten und zu beleben wußte, und erhält einen Begriff, wie liebenswürdig der König Allen, die ihm je näher gekommen, hat erscheinen müssen. Der Fürst von Ligne hat den König lange überlebt, und ist im December 1814 im hohen Alter zu Wien gestorben.

32) Portrait de Frédéric le Grand. Tiré des Anecdotes les plus intéressantes et les plus certaines de sa vie militaire, philosophique et privée, par Bourdais, Instituteur de la Princesse Wilhelmine. à Berlin 1788. — Der Verfasser, zu Besançon geboren, war zuerst im Dienst des Prinzen Heinrich als Tonkünstler, Dichter und Schauspieler, wurde dann bey dem Unterricht der Töchter des

Prinzen von Preußen (nachher König Friedrich Wilhelm II) gebraucht. Er giebt in dieser Schrift in gefälligem und unterhaltendem Styl eine Uebersicht der Geschichte Friedrichs und seines Charakters nach den Hauptzügen, weniger in Rücksicht seines öffentlichen, als des Privat- und litterarischen Lebens. Er hat die damals schon öffentlich bekannt gewordenen Anekdoten gut benuzt, doch auch manches zugesezt, was er von glaubwürdigen Männern erfahren zu haben versichert, die lange in der Nähe des Königs gelebt hatten. Manche der eingemischten Erzählungen sind nicht sehr bedeutend, auch möchte man bey einigen die genaue Richtigkeit bezweifeln; doch sind erhebliche Irrthümer uns nicht aufgefallen. Die Sprache der hohen Achtung, mit welcher in dieser Schrift vom Könige geredet wird, ist zu loben.

33) Lobrede auf den König, am Geburtstage Sr. Majestät, den 24sten Januar, auf dem Königl. Joachimsthalschen Gymnasium gehalten. Berlin 1758. — Wahrscheinlich die erste Lobrede, welche noch bey Friedrichs Leben auf ihn öffentlich bekannt gemacht worden. Ihr Verfasser, der Schweizer J. G. Sulzer, war zu Winterthur im Kan-

Kanton Zürich geboren. Er wurde 1747 als Professor der Mathematik am Joachimsthalschen Gymnasium angestellt, und erhielt nachher, unter dem Namen eines Visitators, die Oberaufsicht über diese Anstalt; er wurde auch Mitglied der Akademie der Wissenschaften, und zulezt Direktor der philosophischen Klasse derselben. Er besaß gründliche mathematische und philosophische Kenntnisse. Das Hauptwerk, welches er hinterlassen, ist: allgemeine Theorie der schönen Künste und Wissenschaften, nach alphabetischer Ordnung. Leipzig 1771 bis 1774. Seine ausgebreiteten Kenntnisse und sein biederer Charakter erwarben ihm allgemeine Achtung und das besondre Vertrauen des Königs, welcher ihn oft zu sich berief und über wissenschaftliche Dinge, besonders über Schuleinrichtungen, gern zu Rathe zog. Er war ein eifriger preußischer Patriot, und voll Verehrung für den König. Diese drückte er auch in der Lobrede aus, welche unmittelbar nach den großen Schlachten von Roßbach und Leuthen gehalten wurde, durch welche Friedrich den preußischen Staat gerettet und Alle mit Enthusiasmus und Liebe für sich erfüllt hatte. Diese Empfindungen haben auch Sulzers Rede eingegeben. Er ist gestorben im Jahr 1779.

34) Lobrede auf den König. Gehalten am 24sten Jenner 1781 von J. J. Engel. Berlin; — ist auch in Engels Schriften vierter Band wieder abgedruckt. — Eine Lobrede auf einen Monarchen, bey dessen Leben in seiner Hauptstadt gehalten, kann nicht wohl Quelle der Geschichte seyn, noch die Nachkommen über ihn belehren; aber Engels Lobrede wird, wenn gleich nicht in dieser Absicht, zu allen Zeiten mit Vergnügen gelesen werden. Sie gehört unstreitig zu dem Besten, was wir von dieser Art Schriften in unsrer Sprache besitzen. Sie erzählt nicht die Thaten Friedrichs, preist nicht seine Tugenden, sondern sie stellt das Ideal eines guten und großen Regenten im Allgemeinen auf, der nicht durch diese oder jene einzelne große Eigenschaft, sondern durch die harmonische Uebereinstimmung aller einander unterstützenden Trefflichkeiten, und durch eine der göttlichen ähnliche, nie unterbrochene Wirksamkeit, Alles um sich her veredelt und verschönert, der den Antrieb zu dieser Wirksamkeit nur in sich selbst, und seinen Lohn nur in dem Bewußtseyn findet, seine Stelle würdig auszufüllen. So mahlt der Redner Friedrich, ohne ihn zu nennen, aber jeder Zuhörer und Leser sieht nur ihn. Eine solche Lobrede, gesprochen mit lebendigem Gefühl von einem Manne, der

Me-

Meiſter in der Kunſt des mündlichen Vortrags war, mußte groſſen Eindruck machen. Sie hat ihn gemacht, auch bey dem leſenden Publikum, und muß ihn immer machen, da ſie nur Wahrheit enthält. Engel war 1741 zu Parchim in Mecklenburg-Schwerin geboren, zuerſt Privatdocent zu Leipzig, dann Profeſſor am Joachimsthalſchen Gymnaſium zu Berlin und Direktor des Nationalſchauſpiels, um welches er Verdienſt erwarb. Er hat auch dem jetzigen Könige in der Philoſophie und in den ſchönen Wiſſenſchaften Unterricht gegeben. Zulezt zog er ſich wegen Kränklichkeit in ſeine Vaterſtadt zurück, wo er 1802 geſtorben iſt. Durch einige Schauſpiele und philoſophiſch-äſthetiſche Schriften hat er Ruhm erworben, und durch die groſſe Sorgfalt, welche er auf den Styl wandte, eine Stelle unter den beſſern proſaiſchen Schriftſtellern der Deutſchen eingenommen.

35) Gedächtnißrede auf Friedrich II, in der litterariſchen Geſellſchaft zu Halberſtadt am 18ten September 1786 gehalten von Villaume. Halberſtadt 1786. — Der Verfaſſer war franzöſiſch-reformirter Prediger zu Halberſtadt, einem Orte, wo der Dichter Gleim beſonders die Liebe der Litteratur

und die Anhänglichkeit an den großen König begründet hatte. Mehrere Freunde der Wissenschaften aus dem Civil- und Militairstande hatten einen freiwilligen Verein gebildet, welcher, um sich über wissenschaftliche Dinge frey zu unterhalten, wöchentlich zusammenkam. Vor diesem Verein schilderte Villaume, in welchem Sinne Friedrich während eines halben Jahrhunderts wirklich seinen Staat selbst regiert habe. Er sagt mir ächtem Gefühl viel Wahres, und macht sich durchaus keiner Schmeicheley noch einer Uebertreibung schuldig. Es ist dieses Beweis der wahrhaften Größe des Königs, daß der, welcher wirklich die Hoheit seines Charakters, die Kraft und ununterbrochene Ausdauer seiner Thätigkeit schilderte, durchaus nichts übertreiben durfte, indem der wirkliche Kenner der Geschichte immer noch mehr empfindet, als die Worte des beredtesten Redners ausdrücken konnten.

36) Fragmente zur Schilderung des Geistes und Charakters der Regierung Friedrichs II, von Christian Garve. 2 Theile. Breslau 1798. — Garve, geboren 1742 zu Breslau, wurde 1768 Professor der Philosophie in Leipzig, mußte aber schon 1772 wegen großer Kränklichkeit sein Lehramt niederlegen.

Er

Er zog sich in seine Vaterstadt zurück, wo er unter sehr schmerzhaften Leiden sein Leben zugebracht und 1798 beschlossen hat. Er besaß ausgebreitete Kenntnisse, eine unermüdete Wißbegierde, einen sehr feinen Geschmack, und besonders in hohem Grade das Talent, philosophische Begriffe zu entwickeln und mit Klarheit darzustellen. Sein größter Vorzug aber war, daß er all' sein Wissen und Studiren darauf verwandte, sich selbst immer mehr sittlich zu veredeln. Dieses gelang ihm auch so sehr, daß er von Allen, die ihn kannten, hoch geachtet und geliebt wurde. Er war ein ächt praktischer Weiser, als solchen hat ihn auch der Verfasser dieser Geschichte gekannt, dessen Lehrer er in Leipzig war und dessen Freund er bis an seinen Tod geblieben ist. Während Friedrichs Aufenthalt in Breslau, zur Zeit des bayerschen Erbfolge-Kriegs, wurde Garve diesem Könige persönlich bekannt, der den Werth des Philosophen erkannte und mehrere Unterredungen mit ihm hatte. Er ernannte ihn zum Mitgliede der Berliner Akademie, und gab ihm eine kleine Pension, ermunterte ihn auch zum Uebersetzen einiger klassischen Schriften des Alterthums, und empfahl ihm namentlich die Uebersetzung von Cicero's Buche von den Pflichten, mit Anmerkungen, deren Beschaffenheit

und Richtung der König selbst angab. Bekanntlich hat Garve diese Uebersetzung wirklich geliefert. Diese persönliche Bekanntschaft veranlaßte denselben, den großen König und dessen Geschichte und Schriften zum Gegenstande seines genauern Studiums zu machen. Er fand in Breslau vielfache Gelegenheit, bey Personen, die in nahem Verhältniß mit Friedrich gewesen waren, sich über die Eigenheiten seines Charakters und über erhebliche Umstände seines Lebens zu unterrichten, und faßte den Vorsatz, ein größeres zusammenhängendes Werk über Friedrichs Regierung und Charakter zu schreiben. Die zunehmende Kränklichkeit hinderte die Ausführung; jedoch gab er, noch kurz vor seinem Tode, diese Bruchstücke heraus. Er schildert in denselben den Charakter des Königs als Menschen und als Regenten von mehrern Seiten. Da Garve zu diesem Geschäft die reinste Wahrheitsliebe und Unpartheilichkeit mitbrachte, und da er die Gabe besaß, aus einzelnen Zügen eines Charakters auf das Ganze zu schließen, da er aus dem Bekannten das Unbekannte zu ahnen vermogte: so ist seine Schrift eine der lesenswürdigsten von allen, die über den großen König erschienen sind. Seine Darstellung und Beurtheilung mancher Meinungen, Ansichten und Regierungs-Maximen Friedrichs ist ungemein

gemein lehrreich, und giebt Stoff zum eignen weitern Nachdenken. Wir empfehlen also den Lesern, welche dieses Buch noch nicht kennen, dasselbe ganz vorzüglich, um das Bild, das unsere Schilderung von Friedrich gegeben, zu vervollständigen.

37) Von Schlesien, vor und seit dem Jahr 1740. 2 Theile. Freiburg (Breslau) 1785. 2te Ausgabe 1788. — Dieses Buch, obgleich dem Titel nach nur eine einzelne Provinz betreffend, ist doch für die Geschichte Friedrichs im Allgemeinen sehr wichtig, da es sich vorzüglich mit dem beschäftigt, was Friedrich für Schlesien gethan hat, und da der König für diese neuerworbene Provinz vorzüglich thätig gewesen ist. In der Vorrede wird angegeben, dasselbe sey aus dem Englischen übersezt, und hin und wieder sind in demselben Beziehungen auf englische Einrichtungen, welche die Absicht haben, dieses dem Leser wahrscheinlich zu machen. Es ist aber unstreitig ein deutsches Originalwerk, und zwar ein höchst schätzbares. Der Verfasser war von Kleeber und Hellseborn, ein geborner Schweizer, preußischer Geheimer-Rath und Kammerdirektor zu Breslau, in welcher Stelle er 1795 gestorben ist. Er befand sich also in einer sehr günstigen Lage, zuverlässige

und

und wichtige Nachrichten über Schlesien und von dem, was der König für dieses Land gethan, zu sammeln, und er hat diese Gelegenheit mit vielem Geist benuzt. Vermuthlich besorgte er, daß einige seiner Urtheile zu freimüthig, auch einige der bekannt gemachten Nachrichten zu detaillirt und offenherzig befunden werden möchten, und dieses ihm Unannehmlichkeiten zuziehen könnte; deshalb hat er die Anonymität beobachtet und seinem Werke das Ansehn einer Uebersetzung aus dem Englischen geben wollen. Der erste Theil dieses Werks enthält eine kurze lebhaft und anziehend geschriebene Geschichte Schlesiens von den ältesten Zeiten an bis zum Anfange der preußischen Herrschaft. Der zweite Theil liefert die Geschichte eben dieses Landes unter Friedrich, zuerst der Kriege, durch welche es erobert und behauptet wurde, dann der neuen Einrichtungen, welche der König in Schlesien gemacht hat. Dieser leztere Theil ist vorzüglich lehrreich. Denn weil sogleich nach der preußischen Besitznahme in Schlesien eine ganz neue und eigene Staatswirthschaft eingeführt wurde, die von der andrer deutschen Lande, auch der übrigen preußischen Provinzen, in vielen Punkten abwich: so giebt die genaue Beschreibung der gemachten Einrichtungen dem Verfasser Anlaß zu interessanten Bemerkungen. Auch

durch

durch viele eingestreute Anekdoten wird dieses Buch unterhaltend und der Charakter Friedrichs in mannichfaches Licht gesezt.

38) Denkschrift auf Friedrich II mit besondrer Hinsicht auf seine Einwirkung in die Kultur und Aufklärung des achtzehnten Jahrhunderts, von Dr. Jenisch. Berlin 1801. — Der Verfasser, geboren 1762 in Ostpreußen, war lutherischer Prediger in Berlin, wo er 1804 gestorben ist. Er hat sich durch eine sehr ausgebreitete Sprachkenntniß und mehrere freimüthige Schriften rühmlich bekannt gemacht. Zu den leztern gehört auch: Geist und Charakter des achtzehnten Jahrhunderts. Zu dieser nennt der Verfasser die Denkschrift auf Friedrich einen Nachtrag. Sie enthält viele richtige und gut ausgedrückte Bemerkungen über den weit reichenden Einfluß Friedrichs auf sein Zeitalter, und zeigt, wie er den Regenten ein Muster der Thätigkeit und Selbstregierung, der Sparsamkeit und Ordnungsliebe geworden, die Völker zum Denken aufgeregt, die Entwickelung bisher ungeübter Kräfte befördert habe. Hätte der Verfasser nicht Manches übertrieben und durch gar zu viele Abtheilungen und Wiederholung ermüdet:

so

so würde seine Schrift noch belehrender seyn und mit noch mehr Vergnügen gelesen werden.

39) Ueber den Einfluß Friedrichs II auf die Aufklärung und Ausbildung seines Jahrhunderts. Eine gekrönte Preisschrift von Gebhard. Berlin 1801. — Es war der Akademie der Wissenschaften in Berlin, für deren Aufnahme Friedrich so Vieles gethan hatte, würdig, die Frage zu öffentlicher Beantwortung aufzustellen: was dieser große König für die Geistesbildung seiner Zeit gethan habe? Die Materie ist viel umfassend und kann von mehrern Seiten betrachtet werden. Billig hätte der Sinn, welchen man den beiden Worten Aufklärung und Ausbildung beilegt, genau bestimmt werden sollen, denn da man beide gewählt, ist anzunehmen, daß man jedem dieser Worte eine eigene Bedeutung habe beilegen wollen. Der Verfasser der durch diese Aufgabe veranlaßten Preisschrift, Gebhard, war 1743 in Berlin geboren, und dort reformirter Prediger. Seine Schrift ist wohl geschrieben und sehr unterrichtend. Er entwirft zuvörderst ein Bild vom Zustande der Wissenschaften bey dem Antritt der Regierung Friedrichs, stellt diesem ein ähnliches von diesem Zustande

stande am Ende eben dieser Regierung gegenüber, und zeigt dann, wie Friedrich auf die bedeutende Veränderung zum Bessern gewirkt habe. Er geht die verschiedenen Fächer der menschlichen Kenntnisse einzeln durch, und lehrt, was in jedem Fache durch Friedrich, sowohl unmittelbar, als mittelbar, durch das von ihm gegebene Muster, gewirkt sey. Alles, was hierüber gesagt wird, ist um so belehrender, da der Verfasser mit reifer Einsicht und großer Mäßigung schreibt, ohne Uebertreibung, Schmeicheley und Enthusiasmus. Freilich hätte, nach unserer Einsicht, die aufgegebne Frage noch in einem etwas umfassendern Sinne und eben dadurch lehrreicher beantwortet werden können, wenn der Verfasser sich nicht allein auf das, was für die Fortschritte der Wissenschaften im Einzelnen geschehen, eingeschränkt, sondern auch dargestellt hätte, wie der König überhaupt durch seinen Vorgang und durch das Eigenthümliche seiner Regierung den Geist seines Volks geweckt, belebt und gehoben habe.

40) Friedrichs des Großen wohlthätige Rücksicht auf Verbesserung deutscher Sprache und Litteratur. Herausgegeben von Leonhard Meister. Zürich 1787. — Die berühmte Schrift Friedrichs über die

die deutsche Litteratur, welche im Jahr 1780 erschien, that allen Verehrern dieser Litteratur um so mehr wehe, weil sie alle während des Königs Leben gemachten Fortschritte so ganz miskannte, und die Unvollkommenheiten, welche in Friedrichs Jugendzeit wirklich gewesen waren, als noch wirklich vorhanden darstellte. Dies erregte allgemeines misbilligendes Aufsehen. Ein edler Schweizer, Leonhard Meister, Professor in Zürich, rühmlich bekannt durch mehrere besonders historische Schriften, fand sich durch Friedrichs Angriff zu den Betrachtungen veranlaßt, welche er unter obigem Titel bekannt machte, und welche noch jezt lesenswerth sind. Der Verfasser theilt die Schrift des Königs ganz mit, und tritt vielen Bemerkungen derselben als wohlgegründeten bey, zeigt aber in seinen Zusätzen, daß die unverdiente Strenge des königlichen Urtheils der deutschen Litteratur Unrecht thue, welche ohne alle Unterstützung der Regierungen doch wirklich viele treffliche Werke hervorgebracht, und sich zu einer Vollkommenheit erhoben habe, die gerechter Anerkennung werth sey.

41) Erinnerungen an Friedrich den Unvergeßlichen; aus den Halberstädter gemeinnützigen Blättern gesammelt. 2 Bän-

2 Bände. 1786 und 1788. — Der Verfasser dieser Aufsätze ist G. N. Fischer, geboren 1748 zu Saalfeld, Rektor der Domschule zu Halberstadt, ein kenntnißreicher und durch seinen Charakter höchst achtungswerther Mann. Er war vom edelsten Patriotismus beseelt und eifrig bemüht, sowohl noch bey Friedrichs Leben, als auch nach dessen Tode, seinen eignen Enthusiasmus für den großen König allgemein zu machen. Dies war der Zweck der von Fischer in der Halberstädtschen litterarischen Gesellschaft gelesenen Aufsätze; sie verdienten erhalten zu werden, wenn sie gleich keine neuen Beiträge zur Geschichte des Königs enthalten. Fischer ist 1800 gestorben; erst nach seinem Tode ging die Ernennung desselben zum Consistorialrath ein.

42) Mes Souvenirs de vingt ans de séjour à Berlin, ou Frédéric le Grand. Sa Famille, sa Cour, son Gouvernement, son Academie, ses Ecoles, et ses Amis littérateurs et Philosophes, par Thiébault. 5 Tom. à Paris 1804. — Der Verfasser, ein französischer Gelehrter, kam im Jahr 1765 nach Berlin, empfohlen von d'Alembert, den der König ersucht hatte, ihm einen Gelehrten vorzuschlagen, fähig

den Unterricht in der französischen Litteratur bey einer neugestifteten Lehranstalt (der Academie Militaire) zu übernehmen, in welcher junge Edelleute zu den höhern Militair- und Staatsbedienungen gebildet werden sollten. Thiebault erhielt diese Stelle und zugleich einen Platz in der Akademie der Wissenschaften. Er gefiel dem Könige, der, wenn er in Berlin war, ihn sehr oft zu sich berief, um über wissenschaftliche Gegenstände sich mit ihm zu unterhalten; er las ihm seine eigenen Aufsätze vor, und vertraute sie ihm zur Durchsicht und Berichtigung in Rücksicht der Sprache; auch ließ er diejenigen, welche er für die Akademie bestimmte, durch Thiebault in derselben vorlesen. Die gute Meinung, welche der König von ihm äußerte, so wie sein achtungswerther Charakter, veranlaßten, daß Thiebault auch bey den Prinzen und Prinzessinnen des königlichen Hauses öftern Zutritt erhielt, auch mit vielen angesehenen Personen in nähere Verbindung kam. Er hatte also gute Gelegenheit, den König näher zu beobachten, ihn über wichtige Gegenstände zu hören, auch durch Andere, welche dem Könige in verschiedenen Perioden seines Lebens nahe gewesen, noch viel Merkwürdiges von demselben zu erfahren. Dieses Buch enthält daher eine Menge Anekdoten von Friedrich und von vielen merkwürdigen Zeitgenossen, und gewährt

eine

eine sehr angenehm unterhaltende Belehrung. In Deutschland hat man dasselbe zu hart und wirklich ungerecht beurtheilt. Dieses ist besonders von Nicolai [56]) und Johann von Müller [57]) geschehen, welche einzelne historische Unrichtigkeiten und falsch geschriebene deutsche Namen bedeutender vorstellen, als sie wirklich sind. Allerdings hätte ein Mann, der zwanzig Jahre in Berlin gelebt, die Namen von Männern, die er oft gesehn, richtig schreiben lernen sollen. Aber zur Entschuldigung kann dienen, daß dieses jedem Fremden in einem Lande, dessen Sprache er gar nicht versteht, mit Namen, die er selten geschrieben sieht, sehr oft begegnet, wenn gleich er deshalb die Männer, denen diese Namen zukommen, sehr gut kennen und beurtheilen kann. Daß aber Thiebault die deutsche Sprache gar nicht gelernt, war nicht seine Schuld. Er hatte zu seinem eignen Bedauren bey seiner Anstellung dem Könige auf seine Ehre versprechen müssen, um die Reinigkeit der französischen Sprache, die er lehren sollte, nicht zu verderben, die deutsche gar nicht zu lernen. Auch sind

56) In der Berlinschen Monatsschrift Oktober 1804.

57) In einer Recension in der allgemeinen Litteratur-Zeitung, die in Müllers Werken Theil XI. wieder abgedruckt ist.

der falsch geschriebenen Namen und anderer Unrichtigkeiten bey weitem nicht so viele in Thiebault's Buch, als es vorgegeben worden; oft sind es nur Druckfehler oder in die Augen fallende Irrthümer, die ein kundiger Leser leicht berichtigt. Eben dieses gilt von Irrthümern in der Zeitfolge, die uns zuweilen aufgefallen sind, oder von Unrichtigkeiten in Erzählungen von Begebenheiten aus weit frühern Zeiten, die Thiebault in Berlin gehört hatte und für die er allerdings kein glaubwürdiger Zeuge ist [58]). Diese kleinen Fehler können den Werth des Buchs nicht vermindern. Ob die angeführten Anekdoten insgesammt und in allen Umständen ganz genau richtig sind, ist schwer zu sagen. Viele derselben hat der Verfasser aus der mündlichen Ueberlieferung genommen, und manche sind anderswo, mit etwas verschiedenen Umständen, erzählt. Indeß haben wir hier viele Anekdoten gefunden, deren Richtigkeit auch uns bekannt war; eben dieses können wir auch von vielen hier ganz wahr geschilderten Charakteren versichern. Ob der Verfasser seine eignen Unterredungen mit dem Könige und Andern immer wörtlich genau erzählt habe, kann natürlich jezt Niemand ent-

58) So ist die Flucht Friedrichs als Kronprinzen sehr unrichtig erzählt.

entscheiden. Indeß herrscht in seinen Erzählungen ein Ton des Ernstes und des Anstandes, der für den Verfasser und dessen Charakter einnimmt. Er redet von dem Könige immer mit dem Interesse und der Achtung, die dieser allen wohlgebildeten Menschen, die sich oft in seiner Nähe befanden, immer eingeflößt hat. Er ist mehr beflissen, die Handlungen und die Sinnesart Friedrichs zu erklären und in ihrem rechten Lichte zu zeigen, als sie zu tadeln. Indeß kann man ihm auch durchaus keine übertriebene Vorliebe für seinen Helden vorwerfen. Daß Thiebault's Erzählungen zuweilen etwas weitläuftig sind, daß nicht alle von ihm dargestellten kleinen Begebenheiten jedem Leser interessant seyn können, ist ein dieser Art Schriften eigenthümlicher und wirklich nicht vermeidlicher Fehler. Daß der Verfasser oft von sich selbst, von den Eindrücken, welche die Dinge auf ihn gemacht, von der guten Meinung redet, welche der König und andere Großen ihm bezeugt, daß er sich selbst redend einführt, verdient wirklich gar keinen Tadel, da er nicht Geschichte des Königs, sondern seine Erinnerungen schreiben wollte. Auch ist es natürlich, daß Thiebault viel von Verhältnissen des Königs zu Gelehrten und vorzüglich zu seinen Landsleuten erzählt. Denn gerade diese Verhältnisse waren es, von denen der Verfasser am be-

sten unterrichtet seyn konnte, über die ihn zu hören also am interessantesten ist. Er schildert Friedrich weniger als König und Feldherrn, denn als Menschen im Privatleben und als Gelehrten, wie er ihn selbst zu sehen Gelegenheit gehabt hatte. Dieses verdient unstreitig Lob; dagegen mit Recht getadelt seyn würde, wenn Thiebault den König in Verhältnissen hätte beurtheilen wollen, in denen er ihn zu beurtheilen nicht im Stande war, und nur die Urtheile Anderer hätte wiederholen müssen. Kurz, dieses Werk ist, nach unserer Ueberzeugung, ein höchst schätzbarer Beitrag zur anschaulichen Kenntniß vom Geiste und Charakter des großen Königs und von seinen Umgebungen. Es ist im Tone der guten Gesellschaft und sehr unterhaltend geschrieben. Wir haben dieses unser Urtheil dem unbilligen Tadel um so mehr entgegen setzen wollen, damit derselbe nicht einige unserer Leser abhalte, Thiebault's Werk zu lesen und sich das Vergnügen zu verschaffen, welches ihnen dasselbe gewiß geben wird. Noch gedenken wir hier eines Umstandes, der für die Litteratur der Geschichte Friedrichs erheblich ist. Nach der Rückkehr aus dem bayerschen Erbfolgekriege, erzählt Thiebault, habe der König den Entschluß gefaßt, seine eigenen Schriften noch einmal genau durchzugehen, sie zu verbessern und in diejenige Ordnung zu bringen, worin

er

er ſie zu hinterlaſſen gedachte. Zu dieſem Geſchäft habe er Thiebault gebrauchen und denſelben deshalb nach Potsdam zu ſich nehmen wollen. Dieſer Gedanke, über den ſich der König ſchon geäußert, ſey einigen Perſonen misfällig geweſen, und dieſelben hätten mit vieler Liſt es angelegt, den König von demſelben abzubringen, welches ihnen auch ſo gut gelungen ſey, daß der König während ſeines damaligen Winteraufenthalts in Berlin der Sache gegen Thiebault, obgleich er denſelben öfters geſehen, erſt am lezten Abend vor ſeiner Abreiſe erwähnt, aber zugleich zugeſezt habe, bey näherer Ueberlegung finde er, daß Thiebault in Berlin durch ſeinen Unterricht weit nüzlicher ſey, als er es in Potsdam ſeyn könne; der König wolle alſo ſein eigenes Vergnügen dem allgemeinen Beſten nachſeßen, und er habe deshalb dieſen Gedanken aufgegeben. Thiebault verſichert, hiedurch von einer großen Unruhe befreit zu ſeyn, denn er habe, ſobald er das königliche Vorhaben erfahren, befürchtet, durch deſſen Ausführung für ſein übriges Leben um ſeine Freiheit gebracht zu werden. Für das Publikum und die Nachwelt indeß wäre dieſe Ausführung ſehr zu wünſchen geweſen, denn wir hätten alsdann eine Ausgabe nur derjenigen Werke Friedrichs erhalten, welche dieſer ſelbſt der Aufbewahrung werth geſchäzt, und von Thie-

bault's guter Einsicht, von seinem Geschmack und von seiner Freimüthigkeit, dem Könige über litterarische Dinge ganz wahr zu reden, konnte man eine mit Sorgfalt gemachte Auswahl und Ausschließung alles dessen erwarten, was Friedrichs nicht würdig war. Wir gestehen jedoch, daß wir, bey aller guten Meinung, die wir von Thiebault's Charakter, und besonders von seiner Wahrheitsliebe haben, doch diese Geschichte, so wie sie von ihm erzählt ist, nicht für ganz richtig halten können. Verschiedene darin eingemischte kleine Umstände bewegen uns zu diesem Zweifel, besonders weil der Obrist Quintus Icilius und der Baron Pöllnitz dabey genannt werden, welche beide schon einige Jahre vor der angegebenen Epoche gestorben waren. Wir müssen also annehmen, daß, wenn Friedrich wirklich einen solchen Gedanken gehabt hat, es schon geraume Zeit vorher gewesen sey; daß er aber den Gedanken aus dem von ihm selbst angegebnen Grunde wieder aufgegeben, ist, bey seiner Art zu denken, uns ganz wahrscheinlich, auch, wenn nicht, wie Thiebault glaubte, Andere aus Neid dazu mitgewirkt haben sollten, welches wir nicht glauben. Im Jahr 1784 bat Thiebault um seine Entlassung und erhielt dieselbe. Er ging nach seinem Vaterlande zurück und ist daselbst im Jahre 1807 gestorben.

43)

43) Ueber Preußens König Friedrich II, mit Rücksicht auf die monarchische Regierung und den dänischen Staat, von Tyge Rothe, königlich dänischem Etatsrath. Aus dem Dänischen übersezt von Heinze, Professor in Kiel. Koppenhagen und Leipzig 1787. — Der Verfasser ist ein durch mehrere Schriften rühmlich bekannter dänischer Gelehrter. Er stellt mit edler Wärme Friedrich als ein Werkzeug der Vorsehung dar, um wohlthätige Verbesserung des Zustandes, nicht nur seines Volks, sondern der europäischen Menschheit überhaupt zu bewirken. Friedrich ist ihm das Muster eines weisen, menschenfreundlichen und thätigen Regenten, durch dessen Beispiel die Vorzüge der monarchischen Regierungsform bewiesen werden. Obgleich man in dieser Schrift keine neuen, nicht schon sonst bekannte Thatsachen findet, auch nicht erwarten kann, so enthält sie doch manche richtige Ansichten über des Königs Regierungscharakter, und des Verfassers Bemerkungen über Staatseinrichtungen überhaupt; besonders sind die Vergleichungen zwischen Preußen und Dännemark lesenswerth. Freimüthig bemerkt er, daß während eines sechzigjährigen Friedens und bey vielen günstigen Umständen in Dännemark bey weitem nicht so viel für die öffent-

liche Wohlfahrt geschehen sey, als Friedrich, dessen Thätigkeit für das Innere doch durch die furchtbarsten Kriege unterbrochen war, binnen eines kurzen Zeitraums bewirkt hat. Unter allen dänischen Königen findet er nur einen, nämlich Christian IV (er regierte von 1588 bis 1629), welcher dem preußischen Friedrich an die Seite gesezt werden könne. Die Begeisterung, mit welcher dieser Schriftsteller vom Könige redet, theilt sich um so mehr dem Leser mit, da ihre Gründe gut entwickelt werden und der Verfasser als Ausländer vom Verdacht eines zu weit getriebenen Patriotismus frey ist.

44) A View of the Reign of Frederic II, King of Prussia, with a Parallell between this Prince and Philipp of Macedonia. By John Gillies. London 1789. — Gillies, Mitglied der Londner Societät der Wissenschaften, hat nicht nur durch eine gute Uebersetzung der Reden des Lysias und Isocrates sich bekannt gemacht, sondern durch eine Geschichte von Griechenland einen rühmlichen Platz unter den vorzüglichsten neuern Geschichtschreibern der Britten erworben. Er hatte durch Reisen Deutschland und Preußen näher kennen lernen. In dieser gut geschriebenen Uebersicht der Geschichte Friedrichs II hat

er

er vorzüglich des Königs eigne Werke, und in Absicht der leztern Jahre und der innern Regierung des Grafen Hertzbergs Mémoires zum Grunde gelegt. Er erzählt mit guter Ordnung und Auswahl das Wichtigere; er ist von der Größe Friedrichs durchdrungen, und bestreitet das Vorurtheil Vieler seiner Landsleute, welche die preußischen Unterthanen durch militairischen Despotismus ganz unterdrückt sich denken. Gillies ist ein zu guter Kenner der Geschichte aller Zeiten, um die Freiheit nur unter einer Regierungsform möglich zu halten; er erkennt, daß auch mit einer gemäßigten Monarchie ein gewisser Grad von bürgerlicher Freiheit sehr wohl bestehen könne, wenn nämlich die Gesetze für alle gleich sind, und sie mit Unpartheilichkeit und ohne Zögerung angewendet werden. Daß dieses unter Friedrich wirklich der Fall, und wenigstens dessen unermüdetes Bestreben gewesen sey, seinem Volke diese gesetzmäßige Freiheit zu verschaffen, zeigt der edle Britte. Wenn er gleich bedauert, daß Friedrich nicht sein Werk gekrönt, und durch eine Constitution das Willkührliche und Zufällige zu etwas Festem und Unabänderlichem gemacht habe: so glaubt Gillies doch, daß Friedrich durch die Erziehung, welche er den Prinzen seines Hauses gegeben, und durch die Grundsätze, welche er seinem Volk eingeflößt, es jedem künftigen Kö-

nige

nige von Preußen sehr erschwert habe, den Gedanken einer despotischen Regierung zu fassen, oder, wenn er ihn faßte, denselben wirklich auszuführen. Den großen Verdiensten Friedrichs in der innern Regierung, seiner stets lebendigen und weit vorsehenden Sorge für das Wohl seines Volks, seiner kräftigen Anregung der Thätigkeit in allen nützlichen Gewerben, seiner Beförderung jeder geistigen und sittlichen Ausbildung, läßt der Verfasser volle Gerechtigkeit wiederfahren, und er schließt sein Werk mit folgender schönen Stelle: „Von der Vergleichung der mannichfachen und unvergleichlichen Verdienste dieses „Königs kehre ich nun wieder mit neuem Vergnügen „und vermehrtem Zutrauen zu den Staatsmännern „und Feldherren der alten Zeit zurück, deren Geschichte, wie sie von den griechischen und römischen „Schriftstellern erzählt worden, nun nicht länger als „eine Uebertreibung der Kräfte menschlicher Natur „betrachtet werden kann, nachdem das Beispiel Friedrichs auch den Ungläubigen überführt haben muß, „daß die Anstrengungen eines einzelnen Mannes, „der an der Spitze eines Staats sich befindet, wirklich die wunderbarsten Veränderungen hervorzubringen vermögen.“ Diese Aeußerung deutet einen Gelehrten an, der sein Hauptstudium, die Geschichte des Alterthums, nur auf kurze Zeit verlassen und

sich

sich der Betrachtung der Thaten Friedrichs gewidmet hatte. Diese seine Lieblingsbeschäftigung leitete ihn auch auf die Vergleichung des Königs mit Philipp dem Macedonier, welche er seinem Werk vorgesezt hat. Gewiß wollte Gillies Friedrich dadurch ehren, wenn er ihn mit einem Monarchen verglich, der, nach seinem Urtheil, die consequenteste Staatsklugheit bewiesen hat, von der wir im Alterthum ein Beispiel haben. Er hielt die Vorwürfe, welche man Philipps öffentlichem und Privatcharakter gemacht hat, für Uebertreibung seiner Gegner, und hat überhaupt eine sehr hohe Meinung von Philipps Talenten und überwiegend guten Eigenschaften, wie man sich durch die Schilderung von des Macedoniers Regierung in Gillies Hauptwerke [59]) überzeugen kann. Aber wir gestehen, daß uns diese Vergleichung, theils Friedrichs nicht würdig, theils viel zu gezwungen scheint. Auch die Uebertreibung der Laster Philipps zugestanden, so erlaubt doch dasjenige, was davon nicht geläugnet werden kann, durchaus keine Vergleichung mit Friedrich, der von diesen Lastern ganz frey war. Nur in einigen trefflichen Eigenschaften kann eine Aehnlichkeit gefunden werden.

Die

59) S. The History of ancient Greece den 4ten und 5ten Band der Basler Ausgabe.

Die große, unnachlaſſende Thätigkeit, die Conſequenz in allen Handlungen, die Beharrlichkeit bey einmal gemachten Entwürfen, die Sorge für das Wohl der Unterthanen, beſonders für gute Rechtspflege, die Liebe der Wiſſenſchaften und des Vergnügens, doch immer der Erfüllung der Pflicht untergeordnet, die Gewalt, mit der ſie ihre Leidenſchaften zu beherrſchen und zu verbergen wußten, die Mäßigung im Glück, die Standhaftigkeit im Unglück — ſind Eigenſchaften, worin beide Herrſcher allerdings ähnlich waren. Auch wurden beide durch harte Schickſale der Jugend früh zum ernſten Nachdenken und zur Menſchenkenntniß gebracht. Doch hatte Philipp voraus, daß ein Epaminondas ſein Lehrer und Vorbild war; ein ſolcher fehlte Friedrich. Beide haben ihre Staaten von kleinem Anfang und in ungünſtiger Lage zu einer ſehr bedeutenden Höhe gebracht, und ſich ſelbſt zu einem Anſehn unter ihren Zeitgenoſſen erhoben, das allein auf ihren perſönlichen Eigenſchaften und ihrem durch große Thaten erworbenen Ruhme beruhete. Aber welche Unähnlichkeit iſt dagegen in allem andern Betracht zwiſchen beiden Regenten! Philipp hatte ſeine ganze Regierung hindurch nur einen Zweck, den der Vergrößerung, auf den er unabläßig und mit Anwendung aller Mittel losarbeitete; er fing in dieſer Abſicht mit allen Nachbarn, ohne dazu gereizt zu

ſeyn,

ſeyn, Kriege an; er ſtiftete und unterhielt Uneinigkeit und Eiferſucht zwiſchen den griechiſchen Staaten, täuſchte ſie mit trügeriſchen Hoffnungen, mit falſchem Schwur und Bündniß, und endlich, nachdem er ihre Freiheit langſam und heimlich untergraben, unterwarf er ſie ſeiner Herrſchaft! Wie ganz anders erſcheint hier Friedrich! Auch er benuzte mit Geſchicklichkeit jede Gelegenheit, ſeinen Staat zu vergrößern; aber dieſes war keinesweges, wie bey Philipp, der Hauptzweck ſeines Lebens. Nur bey ſeinem erſten Kriege kann man ihm Eroberungsbegierde vorwerfen; die beiden folgenden waren Folge des erſtern, hatten nur Vertheidigung zur Abſicht; der lezte Krieg aber wurde ohne allen ehrſüchtigen Zweck mit großer Aufopferung für Erhaltung der deutſchen Verfaſſung unternommen. Während des bey weitem größten Theils ſeiner Regierung war es Friedrichs Hauptbemühen, den Frieden zu erhalten. Deutſchlands Freiheit hat er nie angegriffen, noch weniger dieſelbe, wie Philipp die griechiſche, planmäßig untergraben, vielmehr mit deren uneigennüziger Vertheidigung ſeine glorreiche Laufbahn beſchloſſen. Philipp erlaubte ſich jeden Betrug, um ſeine Zwecke zu erreichen; Friedrich war ſtolz, ſagen zu können, er habe in ſeinem Leben Niemand betrogen. Der Gedanke der Theilung Polens war nicht von ihm ausgegangen,

gen, wie wir es überzeugend bewiesen zu haben glauben [60]). Wenn Friedrichs Einwilligung und thätige Mitwirkung zu der Ausführung dieses Gedankens allerdings ein Flecken bleibt: so kann man die zusammentretenden Umstände nicht verkennen, welche ihn wenigstens einigermaßen entschuldigen.

Aus allen diesen Gründen kann Friedrich nicht wohl mit Philipp von Macedonien verglichen werden. Auch Gillies ist, wie die Meisten, welche Parallelisirungen berühmter Männer versucht haben, zuweilen genöthigt, die geschichtlichen Umstände zu entstellen und zu verfälschen, um nur eine Aehnlichkeit herauszubringen. So schildert er, um das Verdienst seiner Helden zu erhöhen, die Macedonier und die Brandenburger vor Philipp und Friedrich als ganz rohe, unwissende Barbaren, welches doch beide nicht waren. Noch gezwungener und wirklich lächerlich ist es, wenn Gillies der edlen Beredtsamkeit, mit der Demosthenes gegen Philipp, als den frevelhaften Feind der Freiheit Griechenlands, donnerte, die Dekrete des Reichshofraths gegenüber stellt, durch welche Friedrich des Bruchs des deutschen Landfriedens beschuldigt wurde. Diese von dem englischen Geschichtschreiber angestellte Vergleichung erinnert übri-

60) Im ersten Bande in der Beilage A.

übrigens an diejenige, welche Friedrich ſelbſt ungleich treffender in der früheſten Schrift, die von ihm aufbehalten iſt [61]), zwiſchen dem planmäßigen Verfahren Philipps gegen Griechenland, und des franzöſiſchen Hofes gegen Deutſchland angeſtellt hat. Hier ſind allerdings die Züge der Aehnlichkeit nicht zu verkennen, und ihre Darſtellung beweiſet, mit welchem Geiſte Friedrich ſchon in früher Jugend die Geſchichte ſtudierte.

Gillies ganzes Werk verdiente nicht ins Deutſche überſezt zu werden, auch hat ein uns unbekannter Gelehrter den verſtändigen Gedanken gehabt, nur das für uns Leſenswerthe in demſelben in einer kleinen Schrift auszuziehen, nämlich in

45) Gillies Vergleichung zwiſchen Friedrich II und Philipp, dem Könige von Macedonien. Aus dem Engliſchen. Breslau 1791. — Die Ueberſetzung iſt frey, manche Unrichtigkeiten des Engländers ſind ſogleich ver-

61) Considérations sur l'Etat présent du Corps politique de l'Europe, welche Friedrich als Kronprinz im vier und zwanzigſten Jahre ſeines Alters 1736 geſchrieben hat, und von der wir bereits geredet haben, S. dieſelbe in der Sammlung B. Tom. VI.

verbeſſert, auf andere iſt in den Anmerkungen aufmerkſam gemacht.

46) Memoirs of the Life and Reign of Frederik the third [62]), King of Prussia. By Joseph Towers. London 1788. — Dieſes Werk iſt uns nicht zu Geſicht gekommen. Nach Nicolai's Urtheil [63]) iſt daſſelbe nicht ſchlecht, doch nicht ſo gut geſchrieben, als das von Gillies. Der Verfaſſer hat die beſten Nachrichten benuzt, welche damals in Deutſchland vorhanden waren. Eine vollſtändige, gute und wahre Geſchichte Friedrichs wäre auch für England noch zu wünſchen, wo wenigſtens Manche noch immer mit groben Vorurtheilen gegen ihn eingenommen ſind, und, wie man aus den Aeußerungen mancher engliſchen Staatsmänner und Gelehrten ſchließen kann, in dem großen Könige nur einen willkührlichen Despoten und ehrſüchtigen Eroberer ſehen.

47) Anekdoten und Charakterzüge aus dem Leben Friedrichs II. 19 Sammlungen. Berlin 1787—1789.

48)

62) Dieſe unrichtige Benennung beruht vermuthlich darauf, daß Friedrich II der dritte König von Preußen war.

63) S. Anekdoten IV. S. 15.

48) Beiträge zu den Anekdoten und Charakterzügen aus dem Leben Friedrichs II. 4 Sammlungen. Berlin 1788. — Unter Anekdoten verſteht man in neuerer Zeit nicht ſowohl, wie bey den Alten, geheime Geſchichten, als vielmehr kleine Erzählungen von dem Benehmen und den Reden eines merkwürdigen Mannes, entweder bey öffentlichen großen Begebenheiten, oder auch bey den kleinen und gemeinen Vorfällen des Lebens, die weniger durch den Gegenſtand, den ſie betreffen, als durch das Benehmen des Handelnden in denſelben ſich auszeichnen, wenn dieſes etwas Auffallendes und Unerwartetes hat. Dieſe Erzählungen ſind der großen und zuſammenhängenden Geſchichte entgegengeſezt, und werden meiſtens gern geleſen, weil ſie auch von wenig Gebildeten leichter überſehen und verſtanden werden können. Man hat daher von vielen Regenten und überhaupt von Männern, die ein beſonderes Aufſehen in der Welt gemacht, dergleichen Anekdoten in Menge geſammelt. Dies iſt auch in Abſicht Friedrichs II fleißig, ſowohl bey ſeinem Leben als nach ſeinem Tode, geſchehen, und ſo viel Anekdoten auch von ihm bekannt gemacht worden, ſo ſind doch vielleicht jezt bey weitem noch nicht alle gedruckt, die von ihm in Umlauf gekommen. Denn da dieſer große

König vielen Geist hatte, in allen Dingen nach seiner eigenthümlichen, oft von Andern sehr abweichenden, Art handelte, den Ursachen von Allem, was er sah, mit Wißbegierde nachforschte, gern mit Menschen aller Stände und über alle Dinge sprach: so haben seine Handlungen und seine Reden während seines langen Lebens reichen Stoff zu Erzählungen dieser Art gegeben, und bey der großen Verehrung die man für ihn hatte, sind dieselben immer sehr begierig angehört und weiter verbreitet worden.

Die Sammlungen solcher Anekdoten haben unstreitig, unter gewissen Bedingungen, ihren guten Werth. Sie können dazu beitragen, einen merkwürdigen Mann in seiner wahren und eigentlichen Gestalt darzustellen; sie lassen uns in sein Inneres sehen, indem sie Handlungen und Reden aufbewahren, die dem Manne wirklich selbst angehören, und bey denen keine Vorbereitung, noch Berathung mit Andern statt fand, was in dem öffentlichen Leben eines auf hohem Standpunkte stehenden Mannes meistens der Fall ist, da oft Gutes und Böses mehr Andern zugehört, als demjenigen, in dessen Namen es geschieht, oft auch, wenn Letzterer wirklich selbst handelt, dasjenige was er thut und sagt, absichtlich vorbereitet ist. Friedrich selbst hat einmal sehr richtig gesagt, daß man, um

einen

einen Menschen recht kennen zu lernen, ihn in kleinen Dingen beobachten müsse, wo er gar nicht vermuthe, daß Jemand auf ihn sehe, wo er auf sich selbst weniger achte und sich mehr kund gebe, als in großen Dingen, wo sich Jeder mehr zusammennehme, weil er wisse, er werde von Andern beobachtet. Wenn aber Anekdoten wirklich den Vortheil gewähren sollen, uns den Geist und Charakter eines wichtigen Mannes genau kennen zu lehren: so ist unumgänglich nöthig, daß dieselben von glaubwürdigen Personen ursprünglich herkommen, also ächt und zuverläßig, und auch, daß sie ohne Zusätze und Veränderungen fortgepflanzt sind. Hieran fehlt es aber gewöhnlich bey den von ausgezeichneten Männern verbreiteten Anekdoten. Sie werden allgemein gern gehört, daher auch gern erzählt, weil sie zur Aufheiterung und Unterhaltung von Gesellschaften beitragen. Eben dieses aber ist ein starker Reiz, in Ermangelung wahrer Anekdoten falsche zu erdichten, oder denen, welche man nur halb gehört oder behalten hat, durch Veränderungen und Zusätze nachzuhelfen, um dadurch die Erzählung möglichst anziehend und auffallend zu machen. Daher wird denn in manches Wort eines großen Mannes ein Sinn gelegt, den dasselbe bey diesem gar nicht hatte; mancher witzige Einfall wird durch öfteres Wiederholen und durch Zusätze so scharf

zugeſpitzt, daß er dem urſprünglichen gar nicht ähnlich bleibt; manche Handlung wird durchaus andern Beweggründen beigemeſſen, als die ſie urſprünglich hatte, und bekömmt dadurch ein ganz anderes Anſehn. Dies iſt auch ganz beſonders bey den Anekdoten, die von Friedrich umlaufen, oft der Fall geweſen. Viele derſelben ſind ganz erdichtet oder völlig entſtellt. Es iſt aber äußerſt ſchwer, dieſe leztern von den wahren zu unterſcheiden, denn es gehört hiezu eine ſehr genaue Kenntniß deſſen, von dem erzählt wird, und ein ſehr feines Gefühl, um das Wahrſcheinliche von dem Unwahrſcheinlichen zu unterſcheiden. Auch für den beſten Kenner bleibt hiebey ein Irrthum immer möglich, ſo lange er bey dergleichen kleinen Erzählungen nicht denjenigen kennt, von dem ſie herkommen, und hiernach die Zuverläßigkeit beurtheilen kann.

Eine andere nicht wohl vermeidliche Unvollkommenheit der Anekdoten-Sammlungen iſt, daß ſelten die Umſtände und Verhältniſſe genau angegeben werden, unter denen eine erzählte Handlung geſchehen, eine Rede geführt iſt. Dies kann oft einen höchſt bedeutenden Unterſchied machen. Dieſelbe Handlung hat einen ganz andern Werth, wenn ſie unter dieſen beſondern Umſtänden als unter entgegengeſezten geſchehen

schehen ist; dieselbe Rede kann einen ganz verschiedenen Sinn haben, je nachdem sie bey dieser oder einer andern Gelegenheit, gegen diese oder gegen jene Personen geführt ist. Dies ist bey jedem Menschen der Fall, noch mehr bey Regenten und bedeutenden Personen, die, weil sie wissen, daß alle ihre Handlungen und Reden genau beobachtet werden, dabey in den meisten Fällen mit Absicht und Ueberlegung verfahren, und deren Thun und Worte doch, um des Vortheils der Erzähler willen, den meisten Misdeutungen ausgesezt sind. Dies war vorzüglich auch der Fall bey Friedrich. Seine Reden sind oft ganz anders verstanden, als sie gemeint waren, seine Handlungen oft aus ganz unrechten Beweggründen abgeleitet.

Noch eine sehr üble Folge der Anekdoten-Sammlungen ist folgende. Da in denselben gewöhnlich nur sehr auffallende und sonderbare Erzählungen gegeben werden sollen: so giebt deren Häufung einen falschen Begriff von dem Charakter des Helden. Man sieht denselben nie im Alltagsleben, man hört ihn nie wie andere Menschen reden, man denkt ihn sich also immer gespannt, und das Außerordentliche und Auffallende in seinen Handlungen und Reden geflissentlich suchend. Auch schon das Hintereinanderlesen von lauter auf-

fallenden, sonderbaren Handlungen, oder witzig zugespitzten Reden giebt von dem Helden einen unrichtigen Begriff, stellt ihn als willkührlich und launigt verfahrend vor, welches nicht der Fall seyn würde, wenn wir dieselben Handlungen und Reden von einander getrennt, jedes an seinem Orte, zu seiner Zeit sehen, und jedes in dem Zusammenhange bemerken könnten, worin es die Umstände und Verhältnisse, unter denen es statt hatte, brachten. So war es ein Hauptzug in Friedrichs Charakter, daß er alles Gesuchte und Gezwungene haßte, und in seinem ganzen Betragen äußerst natürlich und einfach war. Als solchen lernen wir ihn aber gar nicht kennen, wenn wir eine Menge auffallender Handlungen und sonderbarer Reden, die er zu ganz verschiedenen Zeiten und bey verschiedenen Anläßen gethan und geführt haben soll, hinter einander lesen. Dieses kann nichts anders als einen verwirrten Begriff geben.

Alle diese Fehler finden sich auch wirklich bey der unter Nr. 47. angeführten Sammlung der Anekdoten von Friedrich, welche uns zu diesen Bemerkungen veranlaßt hat. Sie ist von allen, die erschienen sind, die größte und weitläuftigste. Ihr Herausgeber ist uns unbekannt, und wir haben also gar keinen Bürgen für die Wahrheit der gegebnen Er-

Erzählungen. Viele derſelben ſind wahrſcheinlich ganz richtig, denn ſie beruhen auf einer ſich lange erhaltenen mündlichen Tradition; aber von andern Erzählungen kann dies nicht geſagt werden, und es mögen manche unter ihnen ſehr entſtellt und verfälſcht ſeyn. Außer den Erzählungen werden hier auch viele Schreiben und Kabinets-Ordres des Königs gegeben, die wohl meiſtens ächt ſeyn mögen, und unter denen ſich viele ſehr intereſſante befinden. Beſonders unangenehm iſt aber in dieſer Sammlung der Mangel aller Ordnung, ſowohl in Anſehung der Zeitfolge, als der Gegenſtände. Erzählungen aus älterer und neuerer Zeit ſind durch einander geworfen, und ohne alle Verbindung wird von einerley Gegenſtänden zu ganz verſchiedenen übergegangen. Dies verurſacht, daß man durch das hinter einander fortgehende Leſen einiger Hefte einen verwirrten Begriff von Friedrich und ſeiner Handlungsart bekömmt, und über die Grundmaximen und Regeln ſeines Verhaltens mehr verwirrt als belehrt wird. Bey allen dieſen Unvollkommenheiten behält dieſe Sammlung immer ihren Werth, und kann, mit Vorſicht und dem Gedanken geleſen, „daß die erzählten Handlungen zu ganz verſchiedenen „Zeiten und unter verſchiedenen Umſtänden vorgefal„len," bey unſerer Beurtheilung Friedrichs und ſeines Charakters nützlich ſeyn. Ohne dieſen Gedanken aber

würden dieſe Erzählungen zu einer verkehrten Vorſtellung von Friedrichs Charakter verleiten. Denn durch viele derſelben wird die edle und große Geſinnung des Königs, ſeine feine Empfindung, ſeine landesväterliche Fürſorge für das Beſte ſeiner Unterthanen, ſeine nie nachlaſſende Erfüllung aller Regentenpflichten, ſeine Herrſchaft über ſich ſelbſt, ſeine beharrliche Feſtigkeit bey einmal genommenen Entſchlüſſen, ſeine Standhaftigkeit im Unglück, ſeine Mäßigung im Glück, ſeine große Einſicht, ſein richtiges Urtheil und geſunder Verſtand — bewieſen; aber in andern ſieht man auch ſeine wechſelnden Launen, die Willkühr und den Eigenſinn in manchen Entſcheidungen, die nach vorgefaßten oder ihm fälſchlich beigebrachten Meinungen oder auch nach ganz zufälligen, ihm aber auffallenden Umſtänden abgefaßt waren. Kurz, man wird durch alle dieſe Erzählungen in der Ueberzeugung beſtärkt, daß Friedrich ein ſehr ausgezeichneter, durch große Einſichten und Stärke des Charakters über das Gewöhnliche weit erhabner Mann, aber daß er bey alledem ein Menſch war, Irrthümern und Schwachheiten unterworfen, wie jeder Andere, — oder vielmehr noch weit mehr, wie jeder Andere, weil dieſes Folge ſeiner Lage, eines unumſchränkten vom Glücke in vielen Fällen wunderbar begünſtigten Herrſchers war.

Die-

Dieſen leztern Umſtand muß man bey einem allgemeinen Urtheil über ihn ſehr mit in Rechnung bringen, da er bey ihm, wie bey allen Menſchen, groſſen Einfluß auf ſein Benehmen hatte. Wenn er eine geraume Zeit hindurch ununterbrochen vom Glück begünſtigt wurde, ſo war er minder billig und nachſichtig gegen Andere; dagegen zeigen ſich dieſe Tugenden bey ihm am ſtärkſten, wenn er groſſe Unfälle erlebt hatte, oder auch nur ſich körperlich minder wohl befand. Dies iſt ganz menſchlich; billig beurtheilen wir die hieraus folgenden Fehler mit Nachſicht, und denken, daß ſie bey vielen Andern, unter gleichen Umſtänden, noch ungleich gröſſer geweſen ſeyn möchten; wir fahren daher fort, den Mann zu bewundern und zu lieben, der, troz ſo vieler Anläſſe zum Böſen, binnen einer langen Reihe von Jahren dennoch ſo groß und gut geblieben iſt. Iſt dieſes das lezte Reſultat, das wir aus allen von Friedrich bekannt gewordenen Anekdoten ziehen: ſo wird das Leſen derſelben nicht unnüz ſeyn, beſonders wenn wir dabey nie vergeſſen, daß viele dieſer Erzählungen wahrſcheinlich falſch, andere ſo entſtellt ſind, daß das Erzählte von dem, was geſchehen oder geredet, ſehr verſchieden iſt.

Die Fortſezung dieſer Sammlung, unter dem Titel Beiträge, ſcheint mit noch geringerer Sorgfalt

falt wie jene gemacht, und enthält manche gewiß sehr verfälschte Erzählung.

49) Charakteristik Friedrichs II. 3 Theile. Berlin 1798. — Unter diesem Titel ist die so eben beurtheilte Sammlung von Anekdoten in eine bessere Ordnung gebracht. Die Erzählungen sind nach den Gegenständen geordnet und diejenigen zusammengestellt, welche eine Seite von Friedrichs Charakter betreffen. Die Vorstellung, welche man sich hiernach vom Ganzen dieses Charakters machen kann, wird dadurch deutlicher und lebendiger. Der Herausgeber versichert auch, daß er offenbar falsch befundene Erzählungen weggelassen, halb wahre berichtigt habe. Indeß befinden sich auch in dieser Sammlung noch manche Erzählungen, die nach unserer Meinung unächt sind, und hätten wegbleiben sollen. Der Herausgeber gesteht auch selbst, daß es ungemein schwer sey, die Wahrheit von Anekdoten zu untersuchen, und es darüber zur Gewißheit zu bringen. Derselbe nennt sich unter der Vorrede Stein, Professor in Berlin, der auch durch andere Schriften rühmlich bekannt ist, und durch diese Umarbeitung der Anekdoten von Friedrich sich um dessen Geschichte ein Verdienst erworben hat.

50) Neue Sammlung von Anekdoten und Charakterzügen aus dem Leben Friedrichs II. 6 Stücke. Küſtrin 1788 bis 1790. — Dieſe Sammlung, deren ungenannter Urheber uns gleichfalls unbekannt iſt, erfüllt noch weniger die Erwartungen, die ſolche Erzählungen erregen können, als die vorhergehenden. Sie iſt mit weniger Sorgfalt und Kritik, ohne Ordnung und Geſchmack gemacht. Die einzelnen Hefte rühren von verſchiedenen Herausgebern her, von denen einige ausdrücklich geſtehen, daß in die Arbeiten der Andern ſich viele Unrichtigkeiten eingeſchlichen hätten, die von ihnen nicht hätten berichtiget werden können.

51) Anekdoten von König Friedrich II und einigen Perſonen, die um ihn waren. Nebſt Berichtigung einiger ſchon gedruckten Anekdoten. Herausgegeben von Friedrich Nicolai. 6 Hefte. Berlin 1788. — Dieſe Sammlung zeichnet ſich durch gute Auswahl, Wahrheitsliebe und kritiſchen Geiſt vorzüglich aus. Ihr Herausgeber, Nicolai, war Buchhändler zu Berlin, wo er 1733 geboren und 1811 geſtorben iſt. Von früher Jugend an war er ſehr eifrig, ſich Kenntniſſe aller Art zu erwerben, und während ſeines ganzen Lebens hat er, neben ſeiner Berufsarbeit, ſich immer ſehr ernſtlich mit den Wiſ-

Wissenschaften beschäftigt. Vorzüglich hat er durch zwey von ihm herausgegebne Journale um mehrere Ausbildung und Verbreitung der Litteratur in Deutschland grosses Verdienst erworben: Die Briefe, die neueste Litteratur betreffend, 24 Theile, Berlin 1761 bis 1765, und die allgemeine deutsche Bibliothek, 107 Bände, Berlin 1765 bis 1792. Durch das erste dieser Journale, an welchem einige der besten Köpfe, Lessing, Mendelssohn, Abbt, seine Mitarbeiter waren, ist der Geschmack in der schönen Litteratur durch eine bis dahin ungewohnte strenge Kritik wesentlich verbessert. Durch das andere Journal aber, zu welchem es Nicolai gelang, viele denkende Gelehrte in ganz Deutschland zu vereinen, hat er in allen Wissenschaften, besonders in der Philosophie und Theologie, den Geist der Prüfung und des Selbstdenkens geweckt, und unstreitig grossen Nutzen gestiftet. Dieses würde auch durch Nicolai's viele eigne Schriften noch mehr der Fall gewesen seyn, hätte er nicht durch leidenschaftliche Uebertreibung mancher Behauptungen dem Eindrucke freimüthig vorgetragner Wahrheit selbst geschadet, und nicht durch geschmacklose Weitläuftigkeit und Wiederholung derselben Sachen das Lesen seiner Schriften minder angenehm gemacht. In dem, was er über Friedrich geschrieben,

fin-

finden ſich dieſe Fehler am wenigſten. Im Jahre 1769 unternahm Nicolai eine muſterhafte Beſchreibung von Berlin und Potsdam. Dieſe veranlaßte ihn zu Unterſuchungen über die Geſchichte ſeines Vaterlandes, welche er nicht nur aus gedruckten Schriften, ſondern auch aus handſchriftlichen Nachrichten mit Eifer ſtudierte, da der Miniſter von Hertzberg ihm den Zutritt zu dem königlichen Archiv geſtattete. Vorzüglich wurde er, wie er ſelbſt erzählt, durch die Weisheit, mit der Friedrich in den Jahren 1771 und 1772 Mangel und Hungersnoth von ſeinen Staaten abwandte, während andere durch dieſe Uebel furchtbar litten, auf die Regentengröße dieſes Königs recht aufmerkſam, und von dieſer Zeit fing er an, ſorgfältig Alles zu ſammeln, was er über die Regierungsgrundſätze Friedrichs erfahren konnte, und deſſen Charakter ſich zum eignen Studium zu machen. Seine Verbindung mit bedeutenden Geſchäftsmännern und Andern, die nahe um den König geweſen waren, begünſtigte ihn hiebey ſehr. Nach des Königs Tode gab er dieſe Anekdoten heraus, und er hat durch dieſelben einen ſehr ſchätzbaren Beitrag zur richtigen Würdigung Friedrichs geliefert. Nicolai war ein höchſt rechtſchaffner, wahrheitsliebender Mann. Wir bemerken dieſes um ſo lieber, da es hier beſonders wichtig iſt, und wir ſelbſt, wäh-

während eines vieljährigen freundschaftlichen Umganges, ihn als solchen gekannt haben und überzeugt sind, daß er in seinen Erzählungen äußerst gewissenhaft gewesen sey, und nichts als Wahrheit habe schreiben wollen. Da er von vielen Dingen wohl unterrichtet war, so erregte es seinen Unwillen, wenn Andere, die es weniger waren, doch über den großen König zu schreiben unternahmen und Irrthümer verbreiteten. Er selbst hat gewiß wissentlich nie etwas Falsches erzählt, oder etwas Wahres entstellt; aber er sah Alles, was Friedrich anging, immer im besten Licht, und da er ein sehr patriotischer Bürger war, so konnte er es nicht ertragen, wenn Andere an des Königs Einrichtungen etwas zu tadeln fanden, und dessen Charakter minder günstig darstellten. Vielleicht ging er hierin etwas zu weit, und seine Urtheile über andere nicht ihm beistimmende Schriftsteller sind dadurch zuweilen ungerecht und zu hart geworden, wie wir es bey den Schriften von la Beaur, Denina und Thiebault bereits bemerkt haben.

52) Kleine Sammlung verschiedner Anekdoten, welche sich in den 46 Regierungs-Jahren König Friedrichs II zugetragen haben. Neue verbesserte Auflage. Berlin 1797. — Der ungenannte Herausgeber

geber iſt uns unbekannt. Die in dieſer Sammlung enthaltenen Anekdoten ſind in einem natürlichen, jedoch etwas nachläßigen Styl vorgetragen, und die Quellen derſelben nie angegeben; doch mögen die meiſten Erzählungen ganz richtig ſeyn. Manche haben wir auch ſonſt oft gehört.

53) Kurzgefaßte Beſchreibung der drey ſchleſiſchen Kriege zur Erklärung einer Kupfertafel, auf welcher 26 Schlachten und Hauptgefechte abgebildet ſind, von Ludwig Müller, preußiſchem Ingenieur-Lieutenant. Berlin 1785. — Dieſe Schrift iſt lediglich zur Erklärung der Kupfertafel beſtimmt, auf welcher alle Hauptgefechte der drey erſten Kriege Friedrichs abgebildet ſind. Der enge Raum hat natürlich veranlaßt, daß nur die merkwürdigſten Stellungen haben angedeutet werden können; auch die Beſchreibung iſt mit groſſer Kürze abgefaßt, alſo für militairiſche Leſer nicht zureichend. Doch giebt ſie eine Ueberſicht des Ganzes der Begebenheiten, und iſt zu ſchnellem Nachſchlagen brauchbar, auch gut, um unter einen Geſichtspunkt zu faſſen, worüber man aus mehr ausführlichen Nachrichten ſich vollſtändiger unterrichten

kann. Der Verfasser erzählt mit Unpartheilichkeit und Wahrheitsliebe.

54) Tableau historique et militaire de la vie et du regne de Frédéric le Grand, par Mr. le Comte de Grimoard, Colonel d'Infanterie. à Londres et à Paris 1788. — Der so eben angezeigte Abriß der drey ersten Kriege Friedrichs durch Müller war schon von la Beaux ins Französische übersezt, aber ein Pariser Buchhändler glaubte, daß dieses Werk noch berichtiget und, mit Einschluß des vierten Krieges, bis zu Ende der Regierung des Königs fortgesezt werden könne. Er übertrug diese Arbeit dem Grafen Grimoard, einem durch mehrere Schriften rühmlich bekannten Militair, der später in die Revolution verwickelt, 1794 durch die Guillotine umgekommen ist. Dieser hat den deutschen Text berichtigt und erweitert, auch eine Nachricht von dem lezten Kriege im Jahr 1778 beigefügt. Die Darstellung der kriegerischen Begebenheiten ist deutlich und lebhaft, doch dürfte ein militairischer Leser allerdings mehr Genauigkeit wünschen. Die Kupferstiche des deutschen Originals sind mit Eleganz in kleinem Format nachgestochen und liefern die Plane von acht und zwanzig Gefechten. Der

Ver-

Verfaſſer berührt auch die übrigen Begebenheiten der Regierung Friedrichs, doch nur kurz und oberflächlich.

55) Les Campagnes du roi de Prusse, avec des réflexions sur les causes des événéments. II Tom. à Amsterdam 1763. — Dieſe Berichte ſind in Briefform abgefaßt; ſie betreffen die Feldzüge des zweiten ſchleſiſchen Krieges von 1742 bis 1745. Der Verfaſſer iſt der General-Major von Still, geboren 1696 zu Berlin. Friedrich ſchäzte ihn ſehr wegen ſeines biedern Charakters und ſeiner wiſſenſchaftlichen Bildung. Er gehörte zu dem genauern Umgangskreiſe des Königs, deſſen Geſinnungen für Still nicht dadurch geſchwächt wurden, daß er ein eifriger, erklärter Verehrer des Chriſtenthums war, und daß er von den damaligen erſten Verſuchen deutſcher Gelehrten eine ungleich vortheilhaftere Meinung, wie der König, hatte. Friedrich achtete ſein Urtheil ſo ſehr, daß er ihm ſeine eigenen Aufſätze zur Durchſicht gab. Er ernannte ihn zum Curator der Akademie der Wiſſenſchaften, und vertraute ihm die Erziehung ſeines Bruders Heinrich. Still ſtarb 1752, und der König ehrte ſein Andenken durch eine von ihm ſelbſt verfertigte Lobſchrift. Dieſe Berichte

von den Feldzügen, denen Still beigewohnt hatte, erzählen die Vorfälle in einem einfachen Ton und mit guter Ordnung. Die Nachrichten derselben verdienen noch immer mit denen verglichen zu werden, die wir vom Könige selbst haben.

56) Der ewig denkwürdige siebenjährige Krieg macht einen sehr bedeutenden Theil der Geschichte Friedrichs II aus. Sein und seines Staats gänzlicher Untergang war bey der Unternehmung dieses Krieges der Feinde Absicht, aber der König hat durch denselben nicht einen Fußbreit Land verloren, dagegen Gelegenheit erhalten, die großen Fähigkeiten seines Geistes zu entwickeln, die ausdauernde Kraft seines Charakters zu bewähren, beides auf eine Art, welche die Bewunderung aller Zeitgenossen erwarb, und welche Preußen ein Ansehn und einen Einfluß im europäischen Staaten-System verschaffte, die alles übertrafen, was man je vorher von einem verhältnißmäßig kleinen Staat gesehen hatte. Billig gehören daher auch die Hauptschriften über den siebenjährigen Krieg in die Litteratur der Geschichte Friedrichs. Alle zu erwähnen würde zu weitläuftig und wenig belehrend seyn. Die wichtigste unter diesen Schriften ist von einem Englischen Krieger unternommen und von einem Preußischen fortgesezt, berich-

richtigt und vollendet. Der Titel derſelben iſt: The History of the late War in Germany, between the King of Prussia, and the Empreſs of Germany and her Allies etc. By a General Officer, who served several Campaigns in the Austrian Army. Vol. I. 1766. 4. Der Verfaſſer, welcher ſich bey dieſer erſten Ausgabe nicht nannte, iſt Heinrich Lloyd, in Wales 1729 geboren. Sein Vater, ein Landpfarrer, gab ihm eine ſorgfältige gelehrte Erziehung, und beſtimmte ihn dem geiſtlichen Stande. Aber ſeine Neigung riß ihn zum Studium der Staatswiſſenſchaften und der Kriegskunſt hin. In jenen machte er ſchon ſehr früh durch einen politiſchen Verſuch über die Finanzen die Reſultate ſeines Nachdenkens bekannt. Da er in England eine Anſtellung nach ſeinen Wünſchen nicht erhalten konnte, ging er in franzöſiſche Dienſte, und kämpfte alſo gegen ſein Vaterland in den niederländiſchen Feldzügen des öſterreichiſchen Erbfolgekriegs. Er diente ſogar bey der Unternehmung des Prätendenten in Schottland, welche den Umſturz der beſtehenden Regierung bezielte; er wurde nach Wales geſandt, um die dortigen Einwohner für die Sache, die er ergriffen hatte, aufzureizen. Kaum entging er dem ſchimpflichen Unglück,

bey dieſem Verſuch ertappt und als ein Hochverräther beſtraft zu werden. Doch ſcheint er auch nachher in franzöſiſchem Dienſte geblieben und zu Anfang des ſiebenjährigen Krieges gebraucht zu ſeyn, die Küſten von England auszuſpähen, um eine feindliche Landung daſelbſt vorzubereiten. Seine Berichte über die Schwierigkeiten eines ſolchen Unternehmens ſollen aber das franzöſiſche Miniſterium bewogen haben, daſſelbe aufzugeben. Lloyd ging hierauf in öſterreichiſche Dienſte und war bey dem Generalſtabe des Generals Lacy angeſtellt. Er verließ aber, weil er ſich zurückgeſezt glaubte, dieſe Dienſte und machte die lezten Feldzüge des Krieges bey der alliirten Armee im Generalſtabe des Herzogs Ferdinand von Braunſchweig, mit dem Range eines General-Majors, ob im Dienſte von England oder von Preußen, können wir nicht entſcheiden; eine engliſche Nachricht behauptet Lezteres, welches uns aber nicht wahrſcheinlich iſt. Nach dem Kriege ſoll er in ruſſiſche Dienſte getreten und die Entwürfe zu den lezten Feldzügen gegen die Türken gemacht haben, welche, obgleich der Feldmarſchall Graf Romanzow ſie misbilligte, dennoch ausgeführt ſeyn und den für Rußland ſo vortheilhaften Frieden von 1774 bewirkt haben ſollen. Die Kaiſerin Katharina II bewies ihm, nach einer engliſchen Nachricht, ſo viel Achtung, daß

der

der Neid dadurch gegen ihn rege und er bewogen wurde, auch den ruſſiſchen Dienſt wieder zu verlaſſen. Beim Anfange des amerikaniſchen Krieges ſoll er dem brittiſchen Miniſterium ſeine Dienſte angeboten und wichtige Plane zur Bezwingung der Kolonien, ſo wie zur Vertheidigung der Küſten von Großbrittannien und Irrland gegen jede feindliche Landung eingereicht haben. Leztere Entwürfe ſind nach ſeinem Tode gedruckt. Seine Vorſchläge wurden zwar nicht beachtet, doch erhielt Lloyd eine Penſion, verließ aber nun England und brachte den Reſt ſeines Lebens zu Huy im Lüttichſchen zu, wo er ſich mit den Wiſſenſchaften und vorzüglich mit dieſer Geſchichte des ſiebenjährigen Krieges beſchäftigte. Um ſich noch genauere Kenntniß der Lande, worin er geführt worden, zu verſchaffen, bereiſte er dieſelben noch einmal. Er ſoll im Jahre 1783 geſtorben ſeyn.

Wir hätten ſehr gewünſcht, von dieſem Manne beſſer zuſammenhängende und zuverläßigere Nachrichten geben zu können; es iſt uns aber dieſes, bey aller deshalb angewandten Mühe, nicht möglich geweſen, und der gelehrte Herr Hofrath und erſte Bibliothekar Reuß in Göttingen (deſſen gefällige Unterſtützung bey unſern litterariſchen Forſchungen wir nicht dankbar genug rühmen können) hat in allen

englischen Zeitschriften nur die wenigen hier gegebnen unzusammenhängenden Nachrichten über Lloyd aufgefunden. Bey der nach desselben Tode gedruckten political and military rhapsody on the invasion and defence of Great-Britain and Ireland by the late general Lloyd, London 1792, befindet sich zwar, nach dem Titel, eine biographische Notiz; wir haben aber eben so wenig, als unser nur genannter gelehrter Freund, dieses Werk einsehen können. Auch ist in der militairischen Monatsschrift, welche von dem Obrist von Massenbach zu Berlin 1785 herausgegeben worden, im zweiten Bande S. 201 eine ziemlich umständliche Biographie Lloyd's enthalten, die wahrscheinlich aus einem nicht genannten englischen Werke genommen worden; dieselbe ist aber sehr oberflächlich, ohne Zusammenhang abgefaßt, und enthält wenige Thatsachen; sogar das Jahr seines Todes ist nicht einmal angegeben.

Nach diesen dürftigen Nachrichten scheint Lloyd dem Kriegsstande nicht aus der diesen allein veredelnden Gesinnung der Pflicht und Vaterlandsliebe sich gewidmet, vielmehr den Krieg als ein Handwerk und Mittel des Fortkommens betrachtet zu haben, unbekümmert, für welche Sache und bey welchem

Volk

Volk er geführt werde. Wir wagen indeß, aus Mangel zuverläßiger Nachrichten, nicht, dieſes zu behaupten, da, wie wir ſchon an einer frühern Stelle unſers Geſchichtbuchs (B. I. S. 327) bemerkt haben, ein ſehr edler Mann, nämlich der Münſteriſche Miniſter von Fürſtenberg, der Lloyd gut gekannt, uns einen beſſern Begriff von ſeinen Geſinnungen gegeben hat. Doch, wie es auch hiemit bewandt ſeyn mag, gewiß iſt, daß Lloyd ein ſehr talentvoller Mann war, der in der Geſchichte des ſiebenjährigen Krieges ein unvergängliches Denkmal ſeines Geiſtes hinterlaſſen hat. Im Jahr 1781 kam unter demſelben oben angeführten Titel eine zweite umgearbeitete Ausgabe, doch ohne Bemerkung, daß ſchon eine erſte erſchienen ſey, mit dem Namen von Lloyd, als Verfaſſer, heraus. Noch vor derſelben war eine deutſche Ueberſetzung der erſten Ausgabe unter dem Titel: Lloyds Geſchichte des Krieges in Deutſchland zwiſchen dem Könige von Preußen und der Kaiſerin-Königin in den Jahren 1756 und 1757, nebſt Planen, Braunſchweig 1777, erſchienen. In demſelben Jahre 1781, worin die zweite Ausgabe des erſten Bandes gedruckt worden, iſt auch vom Original eine: Continuation of the History of the late War in Germany etc.

Part. II. herausgekommen, welche aber die Geſchichte des Krieges nicht fortſezt, ſondern einige ſehr ſchäzbare Abhandlungen über allgemeine Grundſäze des Krieges und über die Einrichtung und den Charakter der Heere verſchiedener europäiſcher Staaten enthält. Nach des Verfaſſers Tode aber, im Jahre 1790, iſt eine wirkliche Fortſezung der Kriegsgeſchichte unter dem Titel: The History of the late War in Germany, between the King of Prussia, and the Empreſs of Germany and her Allies, containing the Campaigns of 1758 and 1759. By Major-General Lloyd who served several Campaigns in the Austrian Army. Published from the General's Manuscripts, under the Inspection of an English Officer, and illustrated with Notes critical, historical, and explanatory, erſchienen. Der ungenannte engliſche Herausgeber hat in ſeinen Anmerkungen mit Sorgfalt viele beſonders deutſche Nachrichten, auch Tempelhoff, ſo weit deſſen Werk damals ſchon heraus war, benuzt, um Lloyd zu berichtigen. Noch ehe dieſe engliſche Fortſezung erſchien, hatte aber bereits Tempelhoff, damals Major bey dem preußiſchen Feldartillerie-Corps, eine deutſche Ueberſezung und neue Bearbeitung des Werks unternommen, welche unter dem Titel erſchien:

57) Geſchichte des ſiebenjährigen Krieges in Deutſchland zwiſchen dem Könige von Preußen und der Kaiſerin-Königin mit ihren Alliirten, vom General Lloyd. Aus dem Engliſchen aufs neue [64]) überſezt, mit verbeſſerten Planen und Anmerkungen (vom 2ten Bande an heißt es: als eine Fortſetzung der Geſchichte des General Lloyd) von Tempelhoff. 6 Bände. Berlin 1783-1801. — Tempelhoff hat alſo nur die zwey erſten Feldzüge nach Lloyd überſezt und mit ausführlichen Anmerkungen begleitet, die wichtige Berichtigungen der Urtheile des Engländers und oft ganz neue Darſtellungen der Begebenheiten enthalten. Von dem Feldzuge 1758 an aber iſt dieſe Geſchichte Tempelhoffs alleiniges Werk. Dieſer, Sohn eines Domainen-Beamten, war 1737 zu Trampe in der Mark Brandenburg geboren, hatte von früher Jugend an überwiegende Neigung zu den mathematiſchen Wiſſenſchaften, denen er ſich auf den Univerſitäten zu Frankfurt an der Oder und zu Halle widmete. Im Jahr 1757 trat er aus Wahl in Kriegsdienſte, und zwar bey der Artillerie. Er

wurde

64) Dieſes bezieht ſich darauf, daß die erſte Ausgabe des engliſchen Werks bereits ins Deutſche überſezt war.

wurde als Freikorporal angestellt, und hat es, allein durch sein Verdienst, bis zu der höchsten Stufe im Dienst gebracht. Er machte sechs Feldzüge des siebenjährigen Krieges mit, wohnte den vornehmsten Schlachten bey, suchte sich von Allem, was vorging, auf das Genaueste zu unterrichten und in der großen Schule der Erfahrung seine Theorie immer vollkommner zu machen. Nach dem Frieden, als er zu Berlin in Garnison war, sezte er das Studium aller mathematischen Wissenschaften, auf die Kriegskunst angewandt, mit anhaltendem Eifer fort. Sein Verdienst blieb dem Könige nicht unbekannt. Derselbe unterhielt sich einigemal mit Tempelhoff, und bezeugte seine Zufriedenheit dadurch, daß er Tempelhoff zum Unterricht der fähigsten Officiere aus der märkischen Inspektion nach einem von dem Könige selbst vorgeschriebenen Plane gebrauchte. Der König ernannte Tempelhoff 1782 aus eigener Bewegung, ganz wider die gewöhnliche Reihefolge, vom jüngsten Kapitain zum Major und Kommandeur eines neuerrichteten Bataillons. Da sehr viele Officiere hiedurch zurückgesezt waren, fand der König gut, sich gegen dieselben deshalb gleichsam entschuldigend zu erklären, daß er die Beförderung nach dem Dienstalter nicht gern verletze, indeß bey einem so außerordentlichen Verdienst, wie das von Tempelhoff sey, könne wohl einmal

mal eine Ausnahme von der Regel ſtatt finden, auch ſey das Bataillon, zu deſſen Kommandeur derſelbe ernannt worden, neu geſtiftet, alſo Niemandem Unrecht dadurch geſchehen, wenn der König denjenigen gewählt, den er für den würdigſten halte. Tempelhoff wurde 1784 in den Adelſtand erhoben. Er fuhr fort, in den folgenden Kriegen, und auch während der Friedenszeit, durch von ihm angegebne nützliche Einrichtungen immer neue Verdienſte zu erwerben, welchen auch die beiden folgenden Monarchen volle Gerechtigkeit wiederfahren ließen. Er wurde des jetzigen Königs und nachher anderer Prinzen des Hauſes Lehrer in den Kriegswiſſenſchaften. Im Jahr 1802 erhielt er die Würde des General-Lieutenants, und 1805 den ſchwarzen Adlerorden. Er ſtarb 1807. Durch mehrere Schriften hat er den Beifall der Kenner erworben. Die meiſten derſelben betrafen die Anwendung der Mathematik auf die Kriegskunſt; einige jedoch auch rein mathematiſche Gegenſtände, z. B. Théorie des Comètes, à Berlin 1778, durch welche er einen von der Akademie ausgeſezten Preis erhielt.

Lloyd und Tempelhoff waren beide Männer von Genie, großer Einſicht und ausgebreiteten Kenntniſſen. Doch ſcheinen die Talente und der Charakter

rakter beider etwas verschieden gewesen zu seyn, und gerade dieses ihrem gemeinsamen Werke eine noch höhere Vollkommenheit gegeben zu haben. Lloyd scheint ein Mann von lebhafter Einbildungskraft gewesen zu seyn, der die Begebenheiten gern im Großen darstellt und es liebt, allgemeine Uebersichten von den Entwürfen der Feldherren zu geben, wie er sie sich gedacht hatte, und dann dieselben zu beurtheilen. Seine Urtheile sind freimüthig und zuweilen kühn, sein Tadel ist oft scharf. Tempelhoff giebt zwar auch allgemeine Uebersichten vom ganzen Zusammenhange des Kriegs, doch sezt er die einzelnen Begebenheiten noch genauer und umständlicher aus einander; seine Ansicht der Dinge ist kälter und ruhiger, seine Urtheile scheinen billiger, weil sie mehr Rücksicht auf alle eingetretenen Umstände nehmen. Er untermischt seine Erzählungen mit Bemerkungen über die Wissenschaft, die um so belehrender sind, je mehr sie aus den erzählten Begebenheiten hervorgehen und durch dieselben bewiesen werden. Tempelhoff hat unstreitig bezweckt, durch seine Geschichte einen Unterricht in der Kriegskunst zu geben, und diesen Zweck glücklich erreicht. Wir gestehen, daß, bey aller Achtung für Lloyds Talente, wir doch unserm Landsmanne als Geschichtschreiber den Vorzug geben; doch wünschten wir, der Engländer möchte das Werk

ganz

ganz vollendet, und der Deutsche es beurtheilend übertragen haben. Denn gerade diese Beurtheilung des Theils der Geschichte, welche auch von Lloyd bearbeitet ist, hat Tempelhoff veranlaßt, noch tiefer in die Materie einzudringen, und seine Anmerkungen zu Lloyd's Arbeit sind daher vorzüglich belehrend. Beide Männer haben gewiß mit Wahrheitsliebe und Unpartheilichkeit schreiben wollen; indeß ist bey Lloyd einige Vorliebe zu seinen gewesenen Waffengenossen, den Oesterreichern, nicht zu verkennen. Zwar werden auch von ihm die österreichischen Feldherren zuweilen sehr hart, vielleicht sogar ungerecht getadelt; aber dennoch geht er recht geflissentlich darauf aus, vorzüglich in den Entwürfen des Königs, von dessen Feldherrn-Talenten er jedoch mit größter Verehrung spricht, auffallende Fehler zu entdecken, und vielleicht hat die kühne Dreistigkeit dieses Tadels mit zu dem großen Beifall beigetragen, mit welchem Lloyd's Werk aufgenommen wurde, weil die meisten Menschen nicht ungern sehen, daß von einem allgemein verehrten und gepriesenen Manne auch Fehler bemerkt werden. Unserer Ueberzeugung nach hat Tempelhoff einleuchtend bewiesen, daß dieser Tadel in sehr wichtigen Fällen sehr ungerecht sey, und Lloyd dem Könige zuweilen Absichten beimesse, die derselbe unmöglich gehabt haben könne, auch, daß er ihn für

solche

solche Folgen seiner Handlungen verantwortlich mache, die nach dem Zusammenhange der Begebenheiten unvermeidlich waren. Was Tempelhoffs eigene Arbeit betrifft, so wird kein aufmerksamer Leser verkennen, daß derselbe mit großer Unpartheilichkeit schreibt, und auch dem Verdienste der Gegner volle Gerechtigkeit wiederfahren läßt. Indeß wird Niemand von einem Officier, der die Feldzüge seines Königs noch bey dessen Leben beschreibt, erwarten, daß er ohne alle Vorliebe für denselben und für sein Vaterland schreiben, und nicht zuweilen Abneigung gegen dessen Gegner blicken lassen sollte. Ein billiger Leser, der sich in die Stelle des Schriftstellers versetzt, wird dieses mit Nachsicht bemerken, und zufrieden seyn, wenn eine sehr natürliche und wirklich unvermeidliche Partheilichkeit nur nicht zu offenbarer Verletzung der Wahrheit und zu ungerechten Urtheilen verleitet hat. Dieses ist bey Tempelhoff gewiß nicht der Fall, den als einen sehr biedern wahrheitsliebenden Mann persönlich gekannt zu haben, wir mit achtungsvoller Erinnerung an ihn hier gerne bezeugen.

58) Traité de grande Tactique, par le Colonel Jomini. 5 Tom. à Paris 1805 — 1809. — Unter diesem Titel wird

wird in dieſem Werk eine rélation critique et comparative des Campagnes de Frédéric et de l'Empereur Napoléon geliefert. Der Verfaſſer, ein Schweizer von Geburt, war in franzöſiſchen Dienſten und bey Napoleons Generalſtabe angeſtellt. Während der Campagne des Jahrs 1813 iſt er aber in ruſſiſche Dienſte übergegangen. Die erſten vier Theile dieſes Werks enthalten einen Auszug aus Lloyd's und Tempelhoffs Geſchichte des ſiebenjährigen Krieges, mit Bemerkungen, ſowohl über die Urtheile dieſer beiden Schriftſteller, als über die Kriegsbegebenheiten ſelbſt, nebſt Vergleichung der Entwürfe und Unternehmungen Friedrichs und Napoleons. Jomini beurtheilt die gegen einander kämpfenden Feldherren des ſiebenjährigen Krieges mit vieler Unpartheilichkeit; den Talenten Friedrichs läßt er volle Gerechtigkeit wiederfahren. Er ſchreibt die Siege des Königs bey weitem mehr deſſen Genie, als den Kenntniſſen ſeiner Feldherren und der Gewandtheit ſeiner Armee zu, und macht beſonders darauf aufmerkſam, daß Friedrich in den lezten Jahren des Krieges mit ſo ſchlechten und ungeübten, meiſt zuſammengelaufenen Truppen ſo große Dinge gethan habe. Auch erkennt er die unermüdete Thätigkeit und die große Einſicht, mit welcher Friedrich ſeine Armee immer mehr in jedem Betracht zu ver-

vollkommnen gesucht, und es dahin gebracht habe, daß während der lezten Periode seiner Regierung die preußische Armee unstreitig die erste in Europa gewesen sey. Nur dem großen Feldherrn des neunzehnten Jahrhunderts steht, nach Jomini's Urtheil, Friedrich nach. Er bemüht sich sogar zu zeigen, daß Napoleon, wenn er genau in Friedrichs Umständen sich befunden hätte, dieselben noch geschickter benuzt haben würde; besonders in der wichtigen Kunst, von erhaltenen Siegen alle möglichen Vortheile zu ziehen, giebt er Napoleon bey weitem den Vorzug, und macht Friedrich in diesem Punkte harte Vorwürfe. Wir erlauben uns die Bemerkung, daß Vergleichungen dieser Art äußerst schwierig sind, und daß sie, auch von den Kundigsten und Einsichtvollsten angestellt, immer sehr verschieden ausfallen werden, nach Verhältniß der äußern Lage, worin sich solche Männer befinden. Wir glauben nicht zu irren, wenn wir annehmen, daß die äußere Lage auch auf diesen Verfasser und auf sein Urtheil Einfluß gehabt habe. Er stand damals, wie er sein Werk schrieb, in Napoleons Diensten. Wäre es ihm da wohl erlaubt gewesen, an dessen Thaten und Entwürfen etwas zu tadeln? Auch hat er auf den wichtigen Umstand gar nicht Rücksicht genommen, daß die Laufbahn Friedrichs, vom ersten bis zum lezten Feldzuge, ganz been-

beendigt war, mit allen ihren Folgen, mit allen Umſtänden, die auf ſie gewirkt, vollſtändig überſehen werden konnte. Dagegen verfolgte, wie Jomini ſchrieb, Napoleon noch unaufgehalten ſeine glänzende Laufbahn; er war bis dahin immer von einem faſt wunderbaren Glücke begleitet geweſen, und er hatte damals noch nie die Prüfung des Unglücks beſtanden. Gerade in dieſer aber zeigt ſich der große Feldherr am größten. Bey Friedrich iſt dieſes wirklich der Fall, und wenn die vollſtändige Verfolgung aller Vortheile des Sieges etwas Großes iſt, ſo giebt es doch noch etwas Größeres, nämlich, wenn man überwunden iſt, durch ſeine Geſchicklichkeit den Sieg für ſeinen Feind unnütz zu machen, und hierin hat Friedrich ſich größer bewieſen, als je ein anderer Feldherr. Wie hat ſich dagegen Napoleon benommen, ſeit das Glück ihn verlaſſen hatte! Es iſt alſo wohl erlaubt, anzunehmen, daß, nachdem auch die Feldzüge von 1812 bis 1815 in die Wagſchale gelegt werden können, das Urtheil Jomini's etwas anders ausfallen werde, zumal auch ſeitdem ſeine äußere Lage ſich ſo weſentlich geändert hat. Der Vorwurf, daß Friedrich ſeine Siege minder gut, als Napoleon die ſeinen zu verfolgen und zu benutzen gewußt habe, ſcheint ſchon deshalb ſehr ungerecht, weil dabey überſehen wird, daß der Hauptkrieg Friedrichs von einer

durchaus andern Natur, als die Kriege Napoleons war, also auch ein ganz anderes Verfahren durchaus nothwendig machte. Friedrich hatte mit mehrern Feinden, die ihn von verschiedenen Seiten angriffen, zu gleicher Zeit zu kämpfen. War einer derselben zurückgetrieben, so durfte der Sieger sich nicht mit dessen Verfolgung aufhalten, sondern er mußte sofort auf einen ganz entgegengesezten Kriegsschauplatz eilen, um einen dort indeß eingedrungenen andern Feind gleichfalls zurückzutreiben. Wie ganz anders war dieses mit Napoleon! Dieser machte sich immer nur mit einem Feinde zu thun, und ließ nicht eher von demselben ab, bis er ihn gänzlich unterdrückt hatte. An dem, was während dieser Zeit auf andern Kriegsschauplätzen vorging, nahm er nicht Antheil, und ließ sich durch dasselbe gar nicht zerstreuen. Dabey war Napoleon durch die Stärke seiner Heere und den Besitz der größten Streitkräfte seinen Gegnern immer bey weitem überlegen, Friedrich aber stand in dieser Rücksicht immer in großem Misverhältniß gegen seine Feinde." Wenn das dem französischen Kaiser beigelegte Lob, seine Siege immer auf das vollkommenste benuzt zu haben, so viel andeuten soll, daß, wie es Wahrheit ist, er sich durch das Glück seiner Waffen habe hinreißen lassen, das endliche Ziel derselben immer weiter hinauszusetzen,

seßen, und daß jede Befriedigung seines Ehrgeizes ihn immer zu dem Verlangen noch größerer gereizt habe: so geben wir gern zu, daß Friedrich hierin ganz andere Gesinnung bewiesen habe, und dieses von ihm sagen zu können, macht gerade seinen edelsten Ruhm aus. Mitten im Glück wußte er seine Leidenschaft zu bezähmen. Sein Ehrgeiz, seine Eroberungsliebe waren nicht ungemessen; seine Entwürfe waren mit Ruhe und reiser Ueberlegung gemacht; das Ziel, was er erreichen wollte, war wohl abgemessen und bestimmt. War dasselbe erreicht, so ließ Friedrich sich durch den guten Fortgang nicht hinreißen, noch weiter zu gehen, das Ungeheure anzustreben, und dadurch sein Heer und sein Land furchtbaren Unfällen auszusetzen. Eben diese Eigenschaft machte ihn zu einem weisen Feldherrn, der auch als solcher nie vergaß, was er als Regent seinem Volke schuldig war. Napoleon dagegen war blos Eroberer, der, indem er dem Ziel seiner Leidenschaft unaufhaltbar zueilte, jede andere Rücksicht der Menschlichkeit und Staatsweisheit vernachläßigte. Der lezte Erfolg hat schrecklich für Frankreich, und furchtbar warnend für alle künftigen Feldherren, die zugleich Regenten sind, bewiesen, wohin ein solches Verfahren am Ende nothwendig führen müsse. Wenn indeß die Vergleichung

zwischen Friedrich und Napoleon nach unserm Urtheil in Jomini's Buche mislungen ist, so behält dasselbe doch immer durch die angestellten Untersuchungen seinen Werth, und liefert kundigen Lesern Stoff zum weitern Nachdenken. Eine umständliche und unpartheiische Vergleichung Friedrichs und Napoleons (versteht sich, nur als Feldherren, denn von einer andern kann gar nicht die Rede seyn) würde übrigens gewiß ein sehr lehrreiches Werk seyn. Aber wenn auch die kriegerische Laufbahn Napoleons jezt ganz beendigt ist (und zum Glück der Menschheit hoffen wir, daß sie es sey), so scheint uns doch die Zeit noch nicht gekommen, wo eine solche Vergleichung mit völliger Unpartheilichkeit angestellt werden könnte. Noch sind die Gemüther zu bewegt; an die Stelle der übertriebenen Bewunderung sind Haß und Abscheu getreten, welche Napoleon durch das Unglück, das er über Europa gebracht, sich zugezogen. Vielleicht dürfte man jezt sogar gegen seine militairischen Talente, so sehr man sie unmäßig geschäzt, nicht gerecht genug seyn. Erst, wenn auch diese Leidenschaften vorüber seyn werden, wird es möglich, den Antheil, den die durch die Revolution gebildeten französischen Heere und ihre Feldherren, die Uneinigkeit und Fehler der Feinde, endlich das so lange beispiellos standhafte Glück, an Napoleons Siegen

ge-

gehabt, zu bestimmen, und dann das ihm bleibende Verdienst nach Wahrheit zu würdigen. Nur, wenn dieses möglich seyn wird, kann von einer Vergleichung desselben mit dem Verdienst Friedrichs die Rede seyn.

59) Geschichte des siebenjährigen Krieges in Deutschland, von Archenholz. 2 Bände. Berlin 1788. — Archenholz, geboren zu Danzig 1745, trat sehr jung in preußische Kriegsdienste, und hat vom December 1758 an den Feldzügen des siebenjährigen Krieges in dem vom Könige selbst angeführten Heere beigewohnt. Nach dem Kriege erhielt er als Hauptmann seinen Abschied, lebte nachher meistens in Hamburg und widmete sich schriftstellerischen Arbeiten. Seine Werke sind historisch-politischen Inhalts, und verdienen den Beifall, den sie erhalten haben. Er hat besonders durch ein Journal: Minerva, das 1792 anfing und bis 1809 von ihm in monatlichen Heften fortgesezt ist, sehr schäzbare Beiträge zu der Zeitgeschichte mit Einsicht, Unpartheilichkeit und Freimüthigkeit gesammelt, und ist 1812 gestorben. Die Geschichte des siebenjährigen Krieges ist die bedeutendste seiner Schriften. Sie ist von minderm Umfange und auch minderer Wichtigkeit, als das Tempelhoffsche Werk,

doch in ihrer Art gleichfalls sehr achtungswerth. Sie ist nicht für Krieger und Staatsmänner, sondern für das gebildete Publikum überhaupt bestimmt, um demselben einen deutlichen Begriff von dem Zusammenhange des großen Krieges und dessen merkwürdigen Ereignissen zu geben. Dieser Zweck ist durch eine unterrichtende und unterhaltende Erzählung vollkommen erreicht. Natürlich ist Friedrich der Held des Verfassers, und man lernt denselben in allen den großen Eigenschaften, die er in jenem Kriege bewährt hat, kennen.

60) Charakteristik der wichtigsten Ereignisse des siebenjährigen Krieges, von einem Zeitgenossen. 2 Theile. Berlin 1802. — Eins der wichtigsten und lehrreichsten Werke für die Geschichte des Krieges. Der Verfasser, welcher bey der zweiten Auflage (1804) sich genannt, ist von Retzow, dessen Vater, General-Lieutenant, vom Könige wegen seiner großen militairischen Einsicht, und wegen seines Betragens, sowohl in den beiden ersten Kriegen, als im Anfange des dritten sehr geschätzt war, und der dessen besondern Vertrauens genoß. Er war nebst Schwerin und Winterfeld der einzige, dem Friedrich seine ersten Entwürfe wegen des zu unternehmenden Krie-

ges

ges mittheilte; nachher aber hatte er das Unglück, ſich das Misfallen des Königs zuzuziehen; er ſtarb 1758. Der Verfaſſer dieſes Werks begleitete ſeinen Vater als deſſen Adjudant in den Krieg, und nahm auch nach deſſen Tode an vielen der wichtigſten Begebenheiten Theil. Er hatte alſo Gelegenheit, ſich wohl zu unterrichten, und hat auch die von ſeinem Vater geſammelten Nachrichten benutzen können. Seine Abſicht war nicht, eine zuſammenhängende Geſchichte des Krieges zu ſchreiben; er wollte vielmehr ein belehrendes Gemählde nur der hervorſtechendſten Vorfälle liefern, manche Zweifel heben, manche bis dahin unbekannt gebliebene Thatſachen aufklären, deren Urſachen und Wirkungen in ein helleres Licht ſetzen, und beſonders die Charaktere bedeutender Perſonen ſchildern. Er hat dieſes mit groſſer Einſicht und Wahrheitsliebe gethan, und dadurch ſein Buch höchſt lehrreich gemacht. Er entwickelt Friedrichs Feldherrn-Gröſſe, indem er beweiſt, wie deſſen Entwürfe immer den Umſtänden angemeſſen waren, und wie er mit beiſpielloſer Standhaftigkeit dieſelben ausführte, durch Unfälle nie niedergebeugt wurde, und wenn er dieſe auch durch begangene Fehler ſich zugezogen hatte, doch dieſelben meiſterhaft zu verbeſſern ſuchte, und nach den Niederlagen immer am gröſten erſchien. Doch unterläſt

dieſer Schriftſteller auch nicht, die von Friedrich mehrmals begangenen wichtigen Fehler aus einander zu ſetzen, die er meiſtens einem zu großen Selbſtvertrauen und der ungerechten Geringſchätzung der Feinde beimißt. Man hat dieſe Urtheile etwas zu hart und ungerecht finden wollen; ein Ungenannter hat den Verfaſſer deshalb in einer kleinen Schrift

61) Vertheidigung Friedrichs des Großen in Anſehung der Fehler, welche ihm in der Charakteriſtik der wichtigſten Ereigniſſe des ſiebenjährigen Krieges Schuld gegeben worden. Berlin 1803. — ſtarke Vorwürfe gemacht, und den Verfaſſer beſchuldigt, daß der Unwille über das ſeinem Vater angeblich widerfahrne Unrecht nicht ohne widrigen Einfluß auf deſſen Urtheil über den König geblieben ſey. Von Retzow hat ſich dagegen in

62) Zuſätzen und Berichtigungen zur Charakteriſtik des ſiebenjährigen Krieges. Berlin 1804. — vertheidigt. Wir halten uns überzeugt, dieſer Schriftſteller war ein zu edler und wahrheitsliebender Mann, als daß er die Handlungen des Königs, auch wenn er glaubte, derſelbe habe ſeinem Vater Unrecht gethan, abſichtlich

in

in ein falſches Licht geſtellet, obgleich er allerdings zuweilen mit Unrecht zu tadeln ſcheint. Doch dieſe kleinen Flecken können dem Werthe dieſes vortrefflichen Werks nichts benehmen, das Jeder, dem es um gründliche Kenntniß der wichtigſten Vorgänge des ſiebenjährigen Krieges, des Charakters und der Handlungsart des großen Königs, ſo wie vieler andern auftretenden Feldherren zu thun iſt, mit Belehrung leſen wird.

63) Beiträge zur Kriegskunſt und Geſchichte des Krieges von 1756 bis 1763, mit Plans und Kupfern, von Tielke, Churſächſiſchem Artillerie-Hauptmann. 5 Stücke. Freiberg 1775 bis 1784. — Der Verfaſſer hat von merkwürdigen einzelnen Vorgängen des Krieges, deſſen zuſammenhängende Geſchichte zu ſchreiben, er damals noch viel zu früh hielt, Nachrichten gegeben, theils nach eigener Erfahrung (denn er ſelbſt hat den Krieg mitgemacht), theils nach verſchiedenen Tagebüchern, die er von allen kämpfenden Partheien ſich verſchafft und ſorgfältig verglichen hat. Seine Arbeit hat den Beifall der Kenner gefunden, und wird zum Unterricht in der Kriegskunſt für ſehr nützlich gehalten. Auch hat dieſer Schriftſteller ſich der Unpartheilichkeit rühmlich befliſſen.

64)

64) Campagnes de Frédéric II de 1756 à 1762 par Mr. de W. Ohne Druckort (Wien 1788). — Von Warnery, dieses ist der Name des Verfassers, war aus der Schweiz gebürtig. Nachdem er Sardinien, Oesterreich und Rußland gedient hatte, trat er 1745 in preußische Kriegsdienste, worin er Obrist und Chef eines Husaren-Regiments wurde. Er rühmt sich, den ersten Schuß im siebenjährigen Kriege gethan zu haben, indem er mit drey Gehülfen die sächsische Bergfestung Stolpen überrumpelte, die kleine Besatzung derselben gefangen nahm und mit vielen dort befindlichen Vorräthen und Artillerie eroberte. Doch nicht zufrieden mit der Belohnung, die er zu verdienen glaubte, nahm er schon 1757 seinen Abschied aus preußischen Diensten, und ging in polnische, wo er General-Major und General-Adjudant des Königs von Polen wurde. Nachdem er auch diese Dienste verlassen, privatisirte er theils auf seinen Gütern in Schlesien, theils in Breslau, wo er 1788 gestorben ist. Durch mehrere Schriften über den Krieg und dessen Geschichte hat er Talente, ausgebreitete Kenntnisse und viele Kriegserfahrung bewiesen. Die lebhafte Schreibart, die eingemischten interessanten Anekdoten und besonders seine freimüthigen Urtheile haben Warnery's Schriften vielen Beifall erworben. Eben diese Vorzüge zeich-

zeichnen auch dieses Werk über den siebenjährigen Krieg aus, dessen beiden ersten Feldzügen Warnery selbst beiwohnte. Er versichert, nachdem er den preußischen Dienst verlassen, immer mit den bedeutendsten Feldherren, von denen er Seidlitz nennt, in fleißiger Correspondenz geblieben, und überdem durch seine Verbindungen in beiden Armeen von allen Vorgängen gut unterrichtet gewesen zu seyn. Auch der König selbst, sagt er, habe sein Werk noch in der Handschrift gelesen, und keine Unzufriedenheit über dasselbe bezeugt. Unstreitig enthält dieses Werk manche erhebliche Nachrichten, die man anderswo nicht findet; doch fehlt demselben Ordnung, Genauigkeit in den Zeitangaben und daher oft Deutlichkeit, und nur derjenige, der schon vom Zusammenhange der Begebenheiten wohl unterrichtet ist, kann diese Berichte mit nicht gestörtem Vergnügen lesen. Den eigenen Thaten legt Warnery wahrscheinlich zuweilen mehr Gewicht bey, als billig ist. Manche von ihm gegebenen Nachrichten, besonders über die politischen Verhältnisse und die geheimen Absichten des Königs, sind offenbar unrichtig. Was aber vorzüglich Vorwurf verdient, ist das sichtbare Bestreben dieses Schriftstellers, Friedrich in einem ungünstigen Lichte zu zeigen, und wir können deshalb kaum glauben, daß er es gewagt, das Werk, so wie es gedruckt worden,

den, dem Könige in der Handschrift vorzulegen. So sehr er dessen Feldherrn-Talenten Gerechtigkeit wiederfahren läßt, so sezt er doch die kriegerischen Entwürfe des Königs oft sehr ungerecht herab, und bemüht sich besonders zu beweisen, daß derselbe in vielen seiner Handlungen durch Eigensinn, Launen und zu großes Selbstvertrauen geleitet sey. Wenn in diesen Behauptungen auch manches Wahre ist, so geht Warnery doch unstreitig in denselben zu weit. Er legt dem Könige Absichten bey, die derselbe, nach dem durch sein ganzes Leben bewährten Charakter, unmöglich gehabt hat, noch je haben konnte, und einige seiner Beschuldigungen sind offenbar Erdichtungen. Wahrscheinlich die ärgste unter denselben ist, daß Warnery versichert, von guter Hand zu wissen, die Feldärzte hätten während des Krieges die geheime Weisung gehabt, alle Verwundeten, von denen vorauszusehen, daß sie nach der Heilung doch ferner zu dienen außer Stande seyn würden, sterben zu lassen, um die auf sie zu verwendenden Kosten zu sparen. Daß Friedrich einen solchen unmenschlichen Befehl habe geben können, ist in der That ganz unglaublich, da die Menschlichkeit des Königs durch so viele andere unläugbare Thatsachen bewiesen ist, und seine große Sorge für bestmögliche Pflege und Wartung verwundeter und kranker Soldaten, die sich auch auf

ge-

gefangene Feinde erſtreckte, in der Armee allgemein bekannt war, und Jeder wußte, wie die Mängel und Fehler bey den Lazarethen immer den höchſten Unwillen des Königs erregten, abſichtliche Vernachläßigung auch hart beſtraft wurde. Der patriotiſche Nicolai [61]) widerſprach daher Warnery's Behauptung, ſobald ſie bekannt wurde, mit gerechtem Unwillen, und bewies, daß dieſelbe eine nichtswürdige Verläumdung ſey, durch das Zeugniß glaubwürdiger Männer, denen die Direktion der Lazarethe während des Krieges anvertraut geweſen war, und denen eine ſolche Weiſung, wie ſie Warnery behauptet, wenn ſie je gegeben wäre, nothwendig hätte bekannt ſeyn müſſen. Mag nun dieſes Vorgeben aus Bosheit erdichtet, oder von Warnery leichtſinnig einem andern Verläumder nachgeſprochen ſeyn: ſo beweiſet dies Beiſpiel, daß ſein Buch mit Vorſicht geleſen werden müſſe. Dieſes wird um ſo mehr nothwendig durch einen Umſtand, der eigentlich dem Werke, ſo wie es jezt vorhanden iſt, allen Glauben benehmen muß. Daſſelbe iſt nämlich von Warnery ſelbſt nicht herausgegeben, ſondern deſſen erſter Entwurf in der Handſchrift dem Verfaſſer entwendet, einem Wiener Buchhändler in die Hände gefallen und von

die-

61) S. Anekdoten II. 328.

dieſem bekannt gemacht. Der Sohn von Warnery hat wenigſtens dieſes öffentlich erklärt [66]).

65) Mon Journal de Guerre de sept ans; in den Mèlanges militaires, littéraires et sentimentaires du Prince de Ligne T. 14. 15. 16. — Der Fürſt von Ligne, von dem wir ſchon oben (S. Nr. 31.) einige Nachricht gegeben, hat den ſiebenjährigen Krieg in öſterreichiſchen Dienſten gemacht. Er kommandirte in demſelben bereits als Obriſt ein eigenes Regiment, und giebt von den Begebenheiten, an denen er Theil genommen, in dieſem Tagebuche Nachricht. Daſſelbe iſt mit der dem geiſtvollen Manne eignen guten Laune geſchrieben, und wird von dem, welcher den Zuſammenhang der Kriegsgeſchichte bereits kennt, mit vielem Vergnügen und nicht ohne Belehrung geleſen werden.

66) Bruchſtück aus dem Campagne-Leben eines preußiſchen Feldpredigers. Berlin 1790. — Dieſe und die folgende kleine Schrift betreffen zwar nur einzelne Begebenheiten des ſieben-

66) Die Erklärung findet ſich in einer Zeitſchrift: Wahrheit und Freimüthigkeit, von Rauſch. Nürnberg 1789. I. S. 153.

ſiebenjährigen Krieges, verdienen aber bemerkt zu werden, weil die Begebenheiten zu den erheblichſten gehören, und ihr wohl unterrichteter Verfaſſer mit einem Ton treuherziger Wahrheit erzählt, der für ihn einnimmt. Man überzeugt ſich durch dieſe Schriften auch mit Vergnügen, daß während des ſiebenjährigen Krieges viele ſittlich edle, würdige Menſchen unter den Officieren waren, welche durch Gründe der Religion beſtimmt wurden, die Pflichten des ſchweren Berufs beſtens zu erfüllen und auch Menſchenliebe zu üben. Der Verfaſſer iſt Küſter, mehrere Jahre während des ſiebenjährigen Krieges reformirter Feldprediger bey dem Generalſtabe der Armee des Königs, dann Conſiſtorialrath und Prediger zu Magdeburg, wo er 1804 geſtorben iſt. Dies Bruchſtück betrift die Schlacht bey Hochkirch und was unmittelbar vor und nach derſelben ſich ereignet hat. Der Verf. erzählt als Augenzeuge.

67) Die Lebensrettungen Friedrichs II im ſiebenjährigen Kriege, aus Originalurkunden dargeſtellt von Küſter. Berlin 1792. — Dieſe Schrift erzählt ſehr merkwürdige Vorfälle, und theilt beſonders über den Hochverrath des Baron Warkotſch die gerichtlichen Verhandlungen mit. Der Verfaſſer iſt ein from-

mer, gutdenkender, patriotischer Mann, der mit Liebe an seinem Könige hängt, und dessen Erzählungen man gern zuhört. — Gegen diese leztere Schrift erschien bald nachher:

68) Beleuchtung der bisherigen und besonders der Küsterschen Darstellung der Geschichte der Warkotschen Verräthery gegen den König Friedrich II. Grotkau 1792. — Der ungenannte und uns nicht bekannte Verfasser tadelt die Unrichtigkeiten und Widersprüche, die Küster allerdings sich hat zu Schulden kommen lassen, und die er meistens würde vermieden haben, wenn er nur den von ihm selbst bekannt gemachten amtlichen Bericht des Gerichts, dem die Untersuchung des Warkotschen Verbrechens aufgetragen war, aufmerksam gelesen, und nicht seiner aus dieser ächten Quelle gezogenen Erzählung andre ihm zugekommene Nachrichten eingemischt hätte. So gerecht der Tadel ist, so ist er doch zu hart ausgedrückt, welches um so unbilliger erscheint, da er nur Nebenumstände, nicht das Wesentliche der Begebenheit betrift. Doch hat der Verfasser der Kritik allerdings sich dadurch ein Verdienst erworben, daß er eine auf Vergleichung aller ächten Quellen gegründete möglichst genaue und vollständige Erzählung des War-

Warkotschen Hochverraths gegeben hat, und seine Kritik der Küsterschen Darstellung ist ein warnendes Beispiel, wie auch bey aller Wahrheitsliebe, welche Küster gewiß besaß, die Geschichte leicht entstellt und anscheinendem Widerspruch ausgesezt werden kann, wenn der Erzähler nicht mit strenger Kritik alle vorhandenen Nachrichten vergleicht und der eignen Einbildungskraft wehrt, die Sachen anders, wie sie sich ereignet haben, zu gestalten.

Derjenige Theil des siebenjährigen Krieges, der zwischen Rhein und Weser zwar nicht unter Friedrichs persönlicher Anführung, aber doch unter seiner allgemeinen Leitung und ganz in seinem Sinne von dem edlen Feldherrn, Herzog Ferdinand von Braunschweig, geführt wurde, gehört unstreitig auch zu Friedrichs Geschichte. Tempelhoff und Archenholz haben deshalb auch dessen Beschreibung, doch minder umständlich, in ihre Werke mit aufgenommen. Man hat außer ihren Erzählungen über diesen Theil des Krieges mehrere Nachrichten und Sammlungen. Wir führen hier nur zwey vorzüglich bedeutende Werke an, welche von demselben zuverläßige und interessante Auskunft geben.

69) Feldzüge der alliirten Armee in den Jahren 1757 bis 1762, nach dem

Tagebuche des Generaladjudanten, nachmaligen Feldmarschalls, von Reden. Herausgegeben von Osten, Oberst. 3 Theile. Hamburg 1805. — von Reden, ein sehr einsichtsvoller hannöverscher Officier, war erster Generaladjudant der beiden commandirenden Feldherren der alliirten Armee, zuerst des Herzogs von Cumberland, dann des Herzogs Ferdinand von Braunschweig. Er stieg nachher bis zur ersten Stufe im Dienste seines Vaterlandes empor, und ist als Feldmarschall zu Anfang dieses Jahrhunderts gestorben, allgemein geschätzt wegen seiner militairischen Talente und edlen Charakters, auch glücklich gepriesen, daß er die bald nachher eintretende Schmach und Unterdrückung dieses Vaterlandes nicht mehr erlebt hat. Sein hier bekannt gemachtes Tagebuch liefert zwar keine zusammenhängende Geschichte, erzählt aber die Vorfälle mit grosser Unpartheilichkeit, auch zuweilen mit eingemischten treflichen Bemerkungen. Diese Erzählung macht anschaulich, wie Ferdinand mit einem ungleich schwächern, aus so verschiedenen Volksschaften zusammengesezten, deshalb schwer zu regierenden Heere, sich gegen einen ungleich stärkern Feind meisterhaft behauptet hat. Die alliirte Armee war gewöhnlich funfzig bis achtzig tausend Mann,

Mann, die franzöſiſche hundert und funfzig bis zweihundert tauſend Mann ſtark. Die Bataillons der erſtern beſtanden oft nur aus zweihundert, ja nur hundert Mann.

70) Geſchichte Ferdinands, Herzogs von Braunſchweig-Lüneburg, von Mauvillon. 2 Theile. Leipzig 1794. — Vom Verfaſſer, der 1794 als Obriſt-Lieutenant im Herzoglich-Braunſchweigiſchen Dienſt geſtorben iſt, wird Mehreres zu ſagen ſich weiter unten die Gelegenheit finden. Dieſe wohl geſchriebene Biographie des großen Feldherrn giebt deutliche und lehrreiche Nachricht von deſſelben Feldzügen und Verdienſten im ſiebenjährigen Kriege.

Beim Schluſſe dieſer Anzeige der erheblichſten Schriften über den ſiebenjährigen Krieg bemerken wir noch, daß, ſo trefflich die Geſchichte deſſelben auch bereits erläutert iſt, doch zu wünſchen wäre, daß noch manche andere Nachrichten, welche von kundigen Männern verfaßt worden, und welche noch jezt in der Handſchrift aufbewahrt werden, der Welt mitgetheilt werden möchten. Gewiß ſind deren noch weit mehrere vorhanden, als uns bekannt iſt. Aber mit Gewißheit können wir anführen, daß der im Jahr

1789 verstorbene preußische General von Gaudi, Gouverneur von Wesel, mit großem Fleiß eine Menge Nachrichten über diesen Krieg gesammelt und sie nebst einem kostbaren Vorrath von Zeichnungen, und auch den Anfang einer zusammenhängenden Geschichte dieses Krieges, die bis zum Jahr 1759 reichen soll, hinterlassen hat. Nach seinem Tode sind sämmtliche Papiere und Zeichnungen vom Könige Friedrich Wilhelm II angekauft und werden noch jezt in Berlin verwahrt. Auch in dem Nachlaß des Prinzen Heinrich von Preußen hat sich ein Schatz von Materialien zu dieses Krieges Geschichte gefunden. Wahrscheinlich sind auch die Handschriften des trefflichen Westphalen (S. von demselben B. I. S. 526.) noch vorhanden, welcher die Feldzüge des Herzogs Ferdinand von Braunschweig zu beschreiben beschäftigt war, und die dazu gehörigen Plane bereits hatte stechen lassen, als sein Tod die Ausführung dieses Unternehmens unterbrach. Ueber eben diese Feldzüge besitzt auch der edle General von Schlieffen schätzbare Nachrichten, die, wie wir bereits angedeutet (S. B. III. S. 56.), hoffentlich nicht immer dem Publikum werden entzogen bleiben. Könnte ein Mann von Geist und Kenntnissen, der mit den Fortschritten, welche die Kriegskunst in der neuesten Zeit gemacht

macht hat, vertraut wäre, alle diese Nachrichten benutzen, sie sowohl unter sich als mit den bereits bekannten Berichten vergleichen: so würde derselbe uns eine noch vollkommnere und alle Forderungen befriedigende Geschichte des siebenjährigen Krieges geben können. Die preußische Armee besitzt in diesem Augenblick der hiezu sehr fähigen Männer mehrere, und wir können den Wunsch nicht zurückhalten, daß einer derselben sich durch diese Aeußerung bewogen finden möchte, seinen Beruf zu einer solchen Arbeit zu fühlen. Nicht nur für Krieger, sondern auch für Staatsmänner, und überhaupt für Männer von höherer Bildung, müßte ein solches Werk höchst lehrreich seyn, und es würde dieses in noch höherm Grade werden, wenn dem Bearbeiter der noch vorhandenen preußischen Nachrichten ein österreichischer Militair die Hand böte, und in gleicher Art die von dem großen Feldherrn Daun, Loudon, Lacy und Andern vermuthlich hinterlassenen und noch vorhandenen Nachrichten benutzte. Gut und umständlich geschriebene Geschichten der Kriege beweisen gewöhnlich unwiderlegbar, wie höchst selten die Zwecke derselben, auch unter den günstigsten Umständen, erreicht werden, Erschöpfung und Elend aber auch für den Sieger die gewissesten Folgen sind, und solche Geschichten sind deshalb das beste Mittel, um Regen-

ten und deren Rathgeber von Kriegen abzuschrecken, und dadurch den Völkern einen mehr dauernden Frieden zu sichern. Von keines Krieges Geschichte aber darf man diese wohlthätige Folge zuversichtlicher erwarten, als von der des siebenjährigen, in welchem die verbündeten mächtigsten europäischen Staaten mit höchster Anstrengung und Aufopferung von Menschen und Schätzen nicht vermogt haben, einen einzigen, dem sie an Kräften weit überlegen waren, zu unterdrücken, aber in welchem auch die größten Talente und die größte Charakterstärke dieses einzigen, außerordentlichen Mannes kaum im Stande waren, sich selbst und seinen Staat vom Untergange zu retten, und ohne sonderbare Fügung des Schicksals ihn höchst wahrscheinlich nicht gerettet haben würden.

71) Ueber den Feldzug der preußischen Armee in Böhmen im Jahre 1778 unter eigener Anführung des Königs, vom Grafen Schmettau. Berlin 1789. — Graf Schmettau, der im Generalstabe des Königs diesen Feldzug mitgemacht, war ein Mann von ausgezeichneten Talenten, wissenschaftlicher Bildung, großen militairischen Kenntnissen und sehr rechtlichem Charakter. An der

Wahr-

Wahrheitsliebe und Einsicht, mit denen er die Geschichte des Feldzuges von 1778 erzählt hat, ist nicht zu zweifeln. Aber er fand sich von Friedrich II bey einigen Gelegenheiten zurückgesezt und beleidigt, und diesem Umstande muß man es beimessen, daß er des Königs Entwürfe und Handlungen oft sehr hart tadelt. Doch sind seine Erzählungen von den sonderbaren Launen des kränklichen Königs zu umständlich, und Graf Schmettau war ein zu rechtschaffner Mann, als daß wir dieselben erdichtet halten könnten. Wir haben diese Berichte also auch in unsere Geschichte aufgenommen, nicht aber die Urtheile über die Entwürfe und Absichten des Königs, bey denen Schmettau, glauben wir, durch seine Abneigung bisweilen ungerecht geworden ist. Ohngeachtet dieser Fehler bleibt dieser Bericht das Beste, was wir über den Feldzug von 1778 haben. Graf Schmettau ist als General-Lieutenant an den in der unglücklichen Schlacht von Jena 1806 erhaltenen Wunden zu Weimar gestorben.

72) Journal de l'armée prussienne et saxonne aux ordres du Prince Henri de Prusse pendant la Campagne de 1778 par Joseph de Fallois; ist in des Verfassers Traité de la Castra-

metation. à Dessau 1782, gedruckt. — Der Verfasser, ein geborner Lothringer, machte im österreichischen Ingenieur-Dienste den siebenjährigen Krieg mit, nachher trat er in sächsische Dienste und wurde Lehrer des jetzigen Königs von Sachsen in den mathematischen und Kriegswissenschaften. Im Jahr 1771 ging er in preußische Dienste, wurde bey der Festung Magdeburg als Major im Ingenieur-Corps angestellt, mit dem Auftrage, den Officieren der Garnison Unterricht in der Kriegswissenschaft zu geben. Dem Feldzuge von 1778, unter dem Prinzen Heinrich, wohnte er bey; sein Bericht von demselben ist mit Klarheit und Ordnung abgefaßt, auch beurtheilt er das Vorgefallene mit Unpartheilichkeit. Im Jahr 1783 soll er aus preußischen Diensten entlassen und in russische getreten seyn; seine folgenden Begebenheiten, und ob er noch am Leben, sind uns unbekannt.

73) Zuverlässige Nachrichten von dem über die Bayersche Erbfolge in Deutschland entstandenen Kriege. 9 Stücke. Leipzig 1778 bis 1780. — Der Verfasser ist Seyfart, Regiments-Auditeur in Halle, von dem wir bereits oben (Nr. 11.) eine Lebensgeschichte Friedrichs angeführt haben. Dies Werk

ist

ist in gleichem Geiste, wie das leztere geschrieben. Es erzählt das Vorgefallene mit Ordnung und so vollständig, als es die damals vorhandenen Nachrichten erlaubten. Von den Kriegsbegebenheiten werden die Berichte beider Theile, von den Staatsschriften Auszüge gegeben. Einen besondern Vorzug aber erhält dieses Werk durch die biographischen Nachrichten, welche der Verfasser von allen in der Geschichte vorkommenden merkwürdigen Personen mittheilt.

74) Versuch einer militairischen Geschichte des Bayerschen Erbfolge-Kriegs im Jahre 1778. 2 Theile. Königsberg 1781. — Der Verfasser, von Saidl, welcher als Lieutenant im Jahr 1778 seinen ersten Feldzug gemacht hatte, versichert, vortreffliche Nachrichten der geschicktesten Officiere benutzt zu haben. Die Kriegsbegebenheiten sind in gutem Zusammenhange vorgetragen, doch würde dieses Buch mit mehr Vergnügen gelesen werden, wenn der Verfasser sich nicht zu viel mit Widerlegung österreichischer Schriftsteller aufhielte.

75) Der erste Feldzug im vierten preußischen Kriege, im Gesichtspunkte der

der Strategie betrachtet, von Bourscheid. Wien 1779. — Eine, das preußische Benehmen mit gezwungenem albernen Witz sehr gehäßig schildernde Darstellung. Der Verfasser fand einen ihm sehr überlegenen Gegner an einem ehrwürdigen österreichischen Veteran, Cogniazo, von dem wir bald mehr reden werden.

76) Mon Journal de la Guerre de sept mois ou de Bavière en 1778 et de celle de sept jours aux Pays-Bas en 1784 par le Prince de Ligne, in den Mélanges militaires, littéraires et sentimentaires Tom. 17. — Dieses Tagebuch ist mit eben dem Geist und der heitern Laune geschrieben, die wir an des Verfassers ähnlichem Werkchen über den siebenjährigen Krieg (Nr. 65.) gerühmt haben.

77) Freimüthiger Beitrag zur Geschichte des österreichischen Militairdienstes. Frankfurt und Leipzig 1780. — Die von Bourscheid vorgetragenen falschen Behauptungen werden strenge, oft mit sehr unterhaltender Laune gerügt, zugleich wird freimüthig über manche Fehler des österreichischen Kriegsdienstes geredet,

det, und die tiefste Verehrung für Friedrich kund gegeben.

78) Geständnisse eines österreichischen Veterans in politisch-militairischer Hinsicht auf die interessantesten Verhältnisse zwischen Oesterreich und Preußen während der Regierung Friedrichs II. 4 Theile. Breslau 1789. — Dieses Werk hat mit dem vorigen denselben Verfasser; es umfaßt alle vier Kriege Friedrichs gegen Oesterreich, und ist vielleicht das wichtigste und belehrendste, was über den König als Feldherrn je geschrieben ist. Der Verfasser, Cogniazo [67]), ward 1732, wie er selbst sagt, in der österreichischen Armee geboren, in welcher sein Vater angestellt war, und in welcher er selbst, schon im zwölften Jahre seines Alters, eine Fahne bekam, es bis zum Rittmeister brachte, und, nachdem er (wir glauben bald nach

67) In Meusels gelehrtem Deutschland und auch an andern Orten ist er unrichtig Kuniazo genannt. Wir wünschten sehr, von diesem geistvollen Manne, der zu einer in seiner Lage gewiß seltenen Bildung gelangt ist, eine etwas umständlichere Nachricht geben zu können, und sollte unser Geschichtbuch Jemandem in die Hände fallen, der sie zu geben im Stande wäre, würde deren Mittheilung uns erfreuen und verbinden.

nach dem siebenjährigen Kriege) seine Entlassung erhalten, zu Lübben in der Niederlausitz privatisirte, sich viel mit Wissenschaften beschäftigte und daselbst 1811 gestorben ist. Er hat in diesem Werke sich über die Vorurtheile seines Landes und seiner Zeit erhoben und Friedrich in dem Lichte dargestellt, in welchem die Nachwelt ihn immer mehr sehen wird und muß. Er beweist auf eine, einen Jeden, der die Geschichte kennt, überzeugende Art, daß Friedrich nicht Eroberer war, noch seyn wollte, daß er seine Kriege, sogar den ersten nicht ausgenommen, aus weisen Gründen, die drey lezten nothgedrungen unternommen, dieselben mit ausnehmenden Talenten, beispielloser Thätigkeit und Ausdauer und mit vervollkommneter Kriegskunst, auch mit großer Menschlichkeit geführt, und allemal sie beendigt habe, sobald die Sicherheit seines Staats nicht mehr gefährdet war, daß dagegen das österreichische Ministerium sehr unrecht und unweise gehandelt habe, in Friedrich seinen Erbfeind zu sehen, und die wohldenkende Maria Theresia zu verleiten, die Unterdrückung des Königs mit Aufopferung von Menschen und Schätzen so eifrig zu bezielen, und deshalb unnatürliche und ganz unnütze Verbindungen einzugehen, da vielmehr das wahre Interesse der österreichischen Monarchie erfordert hätte, den billigen Forderun-

derungen Friedrichs entgegenzukommen und sich mit ihm, in zuversichtlichem Vertrauen, enge zu verbinden, auch durch Nachahmung der Regierungsweisheit desselben sich zu stärken, die Armee zu verbessern und dadurch zu einer gründlichern Macht sich zu erheben, als durch den glücklichsten Ausgang aller Kriege je hätte erzielt werden können. Diese großen Wahrheiten sind in Cogniazo's Buche so einleuchtend dargestellt, daß dasselbe zu allen Zeiten aufmerksam gelesen und studirt zu werden verdient. Es ist begreiflich, daß zur Zeit der Erscheinung die freimüthig gesagte, und den damals herrschenden Meinungen hart widersprechende Wahrheit nicht überall gefallen konnte, und der edle Mann manchen Misdeutungen ausgesezt gewesen seyn mag; aber jezt, hoffen wir, werden denkende Männer in Oesterreich dem Verfasser beistimmen und in ihm einen der edelsten Patrioten nicht verkennen, so wie alle Preußen diesem Edlen, der Friedrich so wahr und trefflich geschildert hat, und so unabläßig bemüht gewesen ist, dem preußischen Staate, so lange dessen Größe auf dem Wege Friedrichs gesucht wird, das unbeschränkteste Vertrauen zu gewinnen, dankbares Andenken und Verehrung schuldig sind.

79) Betrachtungen über die Kriegskunst, über ihre Fortschritte, ihre Widersprüche und ihre Zuverlässigkeit. 3 Abtheilungen. Leipzig 1798. — Diese vortreffliche Schrift, deren schon einmal von uns mit verdientem Lobe erwähnt ist [68]), gehört nicht unter die Geschichtbücher, handelt auch nicht allein von Friedrich II; aber wir können uns nicht versagen, auf die darin enthaltenen wichtigen Bemerkungen über den König und seine Verdienste um die Kriegskunst aufmerksam zu machen. Man hat dem Verfasser derselben vorgeworfen, daß er, weil er sich und seine Angehörigen persönlich von Friedrich II beleidigt gehalten, eine Abneigung gegen denselben gefaßt, und ihn zu hart und ungerecht beurtheilt habe. Aber von Berenhorst hat sich dagegen gerechtfertigt

68) S. B. I. S. 521. Der edle Verfasser ist von Berenhorst, ein natürlicher Sohn des Fürsten Leopold zu Anhalt-Dessau, geboren zu Sandersleben im Anhalt-Dessauischen im Jahre 1733. Er hat den siebenjährigen Krieg im preußischen Dienst mitgemacht, zuerst als Brigade-Major im Generalstabe des Prinzen Heinrich, seit 1761 aber als Adjudant des Königs. Seit dem Ende des Krieges lebte er in Dessau und begleitete den leztern Fürsten Leopold Friedrich Franz auf dessen Reisen durch Italien, Frankreich und England. Er ist 1814 gestorben.

rechtfertigt und, wir glauben, mit Recht geltend gemacht, daß er Friedrichs Feldherrn-Größe auf die unzweideutigste Art anerkannt und ausdrücklich erklärt habe, daß diesem Könige unstreitig der höchste Ruhm gebühre, den je ein Heerführer erreicht habe, womit aber sehr wohl bestehen könne, daß er auch bey Friedrich Mängel angedeutet und über die ganz übertriebene Bewunderung und Vergötterung desselben Mißfallen bezeugt habe [69]). Gewiß wird ein nachdenkender Leser viele Bemerkungen dieses Schriftstellers über den großen König sehr richtig und erheblich finden, und ihn keiner ungerechten Herabsetzung desselben anklagen, obgleich einige Aeußerungen des etwas wortkargen Mannes zu dieser Mißdeutung haben Anlaß geben können, die nicht entstanden wäre, wenn Berenhorst zuweilen minder räthselhaft geschrieben, seine Gedanken nicht blos angedeutet, sondern mehr entwickelt hätte. Der Haupt-

69) Eine Gegenschrift, deren Verfasser uns unbekannt ist, heißt: Betrachtungen über einige Unrichtigkeiten in den Betrachtungen über die Kriegskunst, Berlin 1802, wogegen von Berenhorst sich vertheidigte in: Nothwendige Randglossen zu den Betrachtungen über einige Unrichtigkeiten u. s. w. Leipzig 1802. Beide Schriften verdienen gelesen zu werden.

Hauptsatz, welchen er in seinem Werk zu beweisen sich bemüht, ist, die Kriegskunst beruhe auf keinen festen, unter allen Umständen unwandelbar geltenden Grundsätzen, und es komme in der Wirklichkeit des Krieges weit mehr auf körperliche Kraft, geschickte Benutzung der Umstände und wohlgefaßte Entschließungen auf dem Platze an, als auf vorheriges Studium und sehr ausgebreitete Kenntnisse. Nicht glänzender konnte Berenhorst die Richtigkeit dieses Satzes bestärken, als durch das Beispiel Friedrichs, der den größten Verstand unablässig auf die Kriegskunst angewandt, eine unnachlassende Thätigkeit und höchste Ordnung bewiesen, dessen Kriege aber dennoch vom Glück und Zufall so abhängig waren. Wenn, schloß Berenhorst, Friedrich mit allen seinen großen Eigenschaften doch nicht mehr ausgerichtet hat, welcher Feldherr darf dann hoffen, durch die Kriegskunst je mehr wie dieser zu bewirken! Niemand hat ihm hierin je nachdrücklicher beigestimmt, als Friedrich selbst, der in seinen Schriften und Briefen so oft gesteht, daß alle seine Sorgen und Mühen gegen die überwältigende Gewalt des Zufalls und Glücks nichts vermogten, aber wer hat auch kräftiger wie er durch seine Thaten bewiesen, daß Verstand und Charakter dennoch auch der allgewaltigen Herrschaft des Glücks bis auf

einen

einen gewiſſen Grad Gränzen zu ſetzen vermögen? Das Reſultat aller Unterſuchungen über dieſen Gegenſtand wird immer bleiben, daß die Kriegskunſt zwar keine untrügliche, auf unwandelbare Grundſätze je zu bringende, aber doch eine ſehr ſchätzbare Wiſſenſchaft ſey, die, ſo lange Kriege geführt werden müſſen, mit aller Anſtrengung ſtudirt und mit größtem Nachdenken ausgeübt zu werden verdiene, um ihre Erfolge größer und entſcheidender, eben dadurch aber die Kriege ſelbſt ſeltener, kürzer und minder Unheil bringend zu machen. Gewiß war auch eben dieſes des edlen Berenhorſt's Meinung, wie es aus dem ganzen Inhalt ſeines kleinen Werks deutlich hervorgeht.

80) Recueil des Déductions, Manifestes, Déclarations, Traités, et autres Actes et Ecrits publics, qui ont été redigés et publiés pour la Cour de Prusse par le Ministre d'Etat Comte de Hertzberg. 3 Vol. à Berlin 1790 — 1792. — Es gehört zu den Verdienſten Friedrichs II, daß die Staatsſchriften, durch welche er ſeine Rechte behaupten und ſeine Unternehmungen rechtfertigen ließ, in einem ungleich beſſern und würdigern Tone geſchrieben

wurden, als derjenige, welcher in frühern Zeiten unter den Höfen üblich war. Mit Recht kann man dieses Verdienst dem Könige selbst beimessen, denn da ihm das Urtheil anderer Höfe und die öffentliche Meinung über das Recht seiner Behauptungen keinesweges gleichgültig war: so befahl er jedesmal selbst, wenn und in welchem Sinn eine solche Schrift geschrieben werden sollte, las sie auch gewöhnlich vor der Bekanntmachung, und gab oft noch Verbesserungen an. In den ersten schlesischen Kriegen hat der berühmte Hallische Rechtsgelehrte von Ludwig und der Großkanzler von Cocceji die Staatsschriften verfertigt. Vom Jahre 1756, oder dem Anfange des siebenjährigen Krieges an, bis zu Ende der Regierung Friedrichs, so wie auch während der ersten Jahre dessen Nachfolgers, sind alle im Namen der preußischen Regierung erschienenen Schriften und alle erheblichen von derselben abgeschlossenen Traktate und Verträge, sogar auch wichtige an fremden Höfen von preußischen Gesandten übergebene Noten, aus der Feder des Grafen von Hertzberg geflossen. Derselbe war 1725 zu Lottin in Hinterpommern geboren, schon seit 1745 bey dem Departement der auswärtigen Sachen angestellt und früh zu den wichtigsten Geschäften gebraucht. Im Jahre 1763 schloß er, nach der vom Könige ihm diktirten und mündlich

lich erläuterten Inſtruktion, den Hubertsburger Frieden mit Oeſterreich und Sachſen, wurde unmittelbar nachher zweiter Staats- und Cabinetsminiſter, und genoß ununterbrochen des beſondern Zutrauens und großer Achtung König Friedrichs II bis an deſſen Tod. Der Nachfolger bewilligte ihm im Anfange ein Gleiches, und Hertzbergs Einfluß ſchien noch größer zu ſeyn, als zuvor. Aber dies blieb nicht lange ſo, und im Jahre 1791 zog ſich Hertzberg misvergnügt von allen Geſchäften zurück, und ſtarb 1795 [70]). Seine Staatsſchriften haben ihm beſonders einen wohlverdienten Ruhm und hohe Achtung, ſo wie dem preußiſchen Hofe großes Anſehn und die Geneigtheit des Publikums erworben. Dieſe Schriften ſind ausgezeichnet durch gründliche hiſtoriſche und ſtaatsrechtliche Kenntniſſe, klare Entwickelung der Sachen, nachdrückliche Vertheidigung der eignen Rechte und freimüthige Aufdeckung des Ungrundes der entgegengeſezten Behauptungen, doch ohne ſich Beleidigung fremder Höfe zu erlauben. Hertzbergs Schriften verdienen daher als Muſter dieſer Gattung ſtudirt zu werden, und die von ihm ſelbſt veranſtaltete Sammlung derſelben iſt ein um

70) Der Charakter dieſes Miniſters iſt bereits oben Bd. 1. S. 77 u. f. geſchildert.

ſo wichtigerer Beitrag zu der Staatsgeſchichte des Zeitraums, den ſie umfaſſen, da auch die wichtigſten Schriften der fremden Höfe, ſo oft es zu beſſerer Verſtändlichkeit der verhandelten Gegenſtände dienen kann, mit aufgenommen ſind.

81) Huit dissertations que Mr. le Comte de Hertzberg Ministre d'Etat, Membre et actuellement Curateur de l'Academie de Berlin, a lues dans les assemblées publiques tenues pour l'anniversaire du roi Frédéric II dans les années 1780 — 1787. — Hertzberg war ſchon in ſeinen jüngern Jahren zum Mitgliede der Berliner Akademie der Wiſſenſchaften aufgenommen. Er hatte ſich früh dem Studium der Geſchichte des Vaterlandes mit Fleiß gewidmet, und ſeine Kenntniſſe durch eine Preisſchrift über die älteſten Bewohner der Mark Brandenburg ſchon 1752 bewährt, aber erſt vom Jahre 1780 an las er in den feierlichen Verſammlungen der Akademie am jährlichen Geburtstage des Königs Aufſätze, welche wichtige hiſtoriſch-politiſche Gegenſtände betrafen, und beſonders den Zweck hatten, die Vorzüge der preußiſchen Monarchie und der Regierung Friedrichs darzuſtellen. Vom Jahre

1783

1783 an gab Hertzberg jedesmal eine Ueberſicht der wichtigſten Begebenheiten des vergangenen Jahrs, vorzüglich auch der innern Regierung, und ein Verzeichniß der ſehr bedeutenden Summen, welche der König für die verſchiedenen Gegenſtände der öffentlichen Wohlfahrt verwendet hatte. Dieſe Vorleſungen, welche jedesmal einzeln gedruckt wurden, ſind in dieſer Sammlung vereinigt und enthalten höchſt ſchätzbare Nachrichten, welche viel beigetragen haben, von der Regenten-Größe Friedrichs eine richtigere Idee zu geben, als man vorher, beſonders im Auslande, hatte. Alles, was Hertzberg über die Geſchichte des Königs mittheilt, hat unſtreitig vielen Werth, iſt aber von kleinen Fehlern nicht frey, denn der treffliche Staatsmann ſchrieb meiſtens aus dem Gedächtniß, in Eil und mitten unter den laufenden Geſchäften, mit denen er ſich ſelbſt bis zum Uebermaaß zu überladen pflegte, ſo daß ihm nicht die Zeit blieb, ältere Akten noch einmal nachzuſehen und Alles genau zu prüfen. Auch die Verzeichniſſe der jährlichen natürlichen und Kunſt-Erzeugniſſe der verſchiedenen Provinzen mögen zuweilen übertrieben ſeyn, doch gewiß nicht durch Hertzbergs Schuld. Er theilte dieſe Nachrichten ſo mit, wie ſie ihm von der Behörde zugekommen und auch dem Könige ſelbſt vorgelegt waren. Die Angabe der

jährlich vom Könige ins Land verwendeten Summen ist aber ganz zuverläßig und ohne alle Uebertreibung. Hertzberg wollte gewiß nicht schmeicheln, noch übertreiben; dies war seinem geraden Charakter durchaus zuwider. Aber sein großer Patriotismus, der seine einzige Leidenschaft war, verleitete ihn zuweilen, die Sachen schöner und vollkommner zu sehen, deshalb auch zu schildern, als sie dem unpartheiischen Prüfer erscheinen. Er redet vom Könige immer mit höchstem Lobe, und legt Preußen in jeder Beziehung Vorzüge vor allen andern Staaten bey; aber es war seine Meinung, dieses sey strengste Wahrheit. In manchen seiner politischen Behauptungen herrscht auch etwas Unbestimmtes und Schwankendes, das eine Folge der Eile war, mit der er zu schreiben pflegte.

82) Der Pommersche und Neumärkische Wirth. Stettin 1777.

83) Zuverläßige und wichtige Landes- und Wirthschafts-Verbesserungen. Stettin 1778.

84) Der Landwirth in und nach dem Kriege. Berlin 1779. — Wir nehmen diese drey Schriften zusammen, weil sie gleichen Zweck und

und Gegenſtand, und auch denſelben Verfaſſer, von Benekendorff, haben, der ſchon unter König Friedrich Wilhelm I in Dienſten und unter Friedrich II Präſident der Ober-Amtsregierung in Breslau war, ſeit 1751 aber auf einem Gute in der Neumark lebte, wo er ſich vorzüglich mit der Landwirthſchaft beſchäftigte, über welche er mehrere Schriften hinterlaſſen hat, unter denen Oeconomia forensis die wichtigſte iſt. Er ſtarb 1783. Die angeführten Schriften enthalten höchſt ſchätzbare Nachrichten über die ſchreckliche Verwüſtung der Provinzen Pommern und Neumark während des ſiebenjährigen Krieges, und deren glückliche und äußerſt ſchnelle Wiederherſtellung, welche Friedrich II durch unabläſſige Sorgfalt und Anwendung ſehr bedeutender Summen bewirkt hat.

85) Krankheitsgeſchichte des Höchſtſeligen Königs von Preußen Friedrichs II Majeſtät, von Dr. Selle. Berlin 1786. — Der Verfaſſer, ein durch mehrere ſowohl mediciniſche als philoſophiſche Schriften bekannter Arzt, gehörte zu den Leibärzten, deren der König immer mehrere hatte, die er abwechſelnd gebrauchte. Selle wurde erſt im lezten Jahre um Rath gefragt. Dieſe Geſchichte der lezten Krank-

heit des Königs ist ein Muster ihrer Art; sie erzählt alle Umstände sehr einfach, bestimmt und deutlich, ohne irgend Dinge einzumischen, die nicht zur Sache gehören. Selle war 1748 zu Stettin geboren und ist 1800 zu Berlin gestorben.

86) Ueber Friedrich den Großen und meine Unterredung mit ihm, von dem Ritter von Zimmermann, königlicher Großbrittannischer Hofrath und Leibarzt. Leipzig 1788.

87) Vertheidigung Friedrichs des Großen gegen den Grafen von Mirabeau. Nebst einigen Anmerkungen über andere Gegenstände, von dem Ritter von Zimmermann. Hannover 1788.

88) Fragmente über Friedrich den Großen, von dem Ritter von Zimmermann. 3 Bände. Leipzig 1790. — Wir nehmen diese drey Schriften eines berühmten Schriftstellers über Friedrich zusammen, weil sie genau mit einander verbunden sind. Zimmermann war ein Schweizer, zu Brugg im Canton Bern 1728 geboren; er studierte die Arzneywissenschaft zu Göttingen unter seinem berühmten Landsmann Haller.

Noch

Noch ſehr jung erwarb er 1751 durch eine mit dieſes Lehrers Hülfe geſchriebene Dissertatio de irritabilitate, die eine wichtige neue Anſicht über den Bau des menſchlichen Körpers gab, die große Aufmerkſamkeit der Aerzte, und zeigte ſich als einen ſehr ſcharfſinnigen Beobachter. Als ſolchen bewährte er ſich in mehrern mediciniſchen Schriften. Er ſchrieb aber auch über andre Gegenſtände, z. B. den Nationalſtolz, die Einſamkeit, und wurde den vorzüglichſten deutſchen Schriftſtellern beigezählt. Er lebte zuerſt als praktiſcher Arzt in ſeiner Vaterſtadt Brugg, 1767 aber ging er als königlicher Leibarzt nach Hannover. Der große Ruf machte ihn auch Friedrich II bekannt, und wie er 1771 nach Berlin kam, hatte er eine Unterredung mit dem Könige, nach welcher derſelbe eine ſehr günſtige Meinung von ihm faßte. Dies gab ohne Zweifel Anlaß, daß der König während ſeiner lezten Krankheit ſich Zimmermanns erinnerte und denſelben zu ſich berief. Er behielt ihn ſiebenzehn Tage bey ſich und unterhielt ſich täglich zweimal mit ihm, theils über ſeine Krankheit, theils auch über viele andere Gegenſtände. Er behandelte ihn überall ſehr gütig, obgleich er ſeinen Rath, beſonders in Rückſicht der Diät, eben ſo wenig befolgte, als den ſeiner Berliner Aerzte. Dieſes erhellet aus einem Briefe, den

den der König acht Tage vor seinem Tode [71]) an seine Schwester, die verwittwete Herzogin von Braunschweig, schrieb. Diese Prinzessin hatte dem Könige mit großer Freude gemeldet, Zimmermann habe auf seiner Rückreise von Potsdam ihr gute Hoffnung zu des Königs Herstellung gemacht; aber Friedrich antwortete: Le Médecin d'Hannovre a voulu se faire valoir chez Vous, ma bonne soeur; mais la verité est, qu'il m'a été inutile. Zimmermann, entzückt über die Geistesgröße, welche er bey Friedrich bemerkt hatte, und über die Güte, mit der er aufgenommen war, machte bald nach dessen Tode, sowohl seine Unterredungen mit dem Könige, als auch, was er sonst Merkwürdiges über ihn während des Aufenthalts in Potsdam vernommen hatte, in der ersten von den genannten Schriften bekannt. Die geistvolle und lebendige Art, womit er dieses bewirkte, machte, daß seine Schrift in ganz Deutschland mit Beifall aufgenommen und gern gelesen wurde. Dieser Beifall verleitete den Verfasser zu der Einbildung, er sey fähig, die Welt noch vollständiger und besser, als es bisher geschehen, über Friedrich zu belehren. Den ersten Anlaß, über diesen König wieder zu schreiben, erhielt

71) S. denselben in Nicolai Anekdoten I. S. 6.

erhielt er durch ein Schreiben, welches Graf Mirabeau (von dem wir bald mehr ſagen werden) dem Könige Friedrich Wilhelm II bey ſeinem Regierungs-Antritte übergeben hatte, und welches einige Monate nachher gedruckt erſchien [72]). In dieſem Schreiben ſind mit ſehr edler Freimüthigkeit wichtige Wahrheiten geſagt; jeder preußiſche Patriot mußte ſich hierüber freuen, und auch der neue König nahm dieſes Schreiben ſehr gut auf. Natürlich war in demſelben manche bisher beſtandene Einrichtung getadelt und deren Verbeſſerung lebhaft gewünſcht. Obgleich Mirabeau bey Andeutung dieſer Fehler, die er nach ſeiner Einſicht und mit Gründen bemerklich machte, die größte Verehrung für Friedrichs Geiſt und Charakter bezeugt hatte, fand ſich Zimmermann dennoch berufen, die zweite der oben bemerkten Schriften bekannt zu machen, die er eine Vertheidigung Friedrichs nannte. Sie iſt wirklich ſehr unbedeutend, da ſie über die wichtigen Gegenſtände, welche Mirabeau angeregt hatte, keine Idee enthält, die dem Publikum vorgelegt zu werden verdient

72) Unter dem Titel: Lettre remise à Frédéric Guillaume II, roi regnant de Prusse, le jour de son avénement au throne; par le Comte de Mirabeau. 1787.

dient hätte. Aber die Bitterkeit, mit welcher Zimmermann den Grafen Mirabeau zu behandeln sich erlaubte, und die Anmaaßung, über Dinge zu urtheilen, die er nicht verstand, bewiesen seinen eiteln Dünkel, der ihn auch bewog, noch das dritte der oben genannten Werke herauszugeben, in welchem er Dinge zu offenbaren versprach, die bisher ganz verborgen gewesen, oder über die man sehr unrichtige Vorstellungen gehabt hätte. Zimmermann war gar nicht im Stande, ein solches Versprechen zu erfüllen. Er hatte den großen König, die siebenzehn Tage während der lezten Krankheit ausgenommen, nie zu beobachten Gelegenheit gehabt, hatte mit Männern, die dem Könige nahe gewesen, nie in Verbindung gestanden; er hatte nie in den preußischen Staaten gelebt, und kannte deren innere Verfassung und Verhältnisse gar nicht. Von der neuern allgemeinen Geschichte, mit welcher derjenige, der über Friedrichs Einwirkung in dieselbe zu urtheilen unternimmt, sehr genau bekannt seyn muß, hatte er nur höchst oberflächliche, aus Zeitungen und mündlichen Gesprächen geschöpfte Vorstellungen. Eben so waren seine Begriffe über das Verhältniß der Staaten unter einander, über Regierung und Staatsverwaltung, die rohesten und gemeinsten, zum Theil sehr seltsam. Dennoch unternahm es Zimmermann, über

Frie-

Friedrich den Menschen und den Regenten in allen seinen Verhältnissen öffentlich zu urtheilen, und indem er eine Menge einzelner Anekdoten zusammenraffte, stellte er ein Bild von dem großen Könige auf, welches nirgend anders, als in seiner Einbildungskraft je Wirklichkeit gehabt hat, von dem er aber die Richtigkeit jedes Zuges mit unleidlicher Anmaaßung behauptete, und den würdigsten Männern, welche je eine andre Meinung geäußert hatten, mit beleidigender Geringschätzung begegnete, wenn gleich solche Männer viele Jahre in preußischen Landen gelebt und die besten Gelegenheiten gehabt hatten, sich über diese Gegenstände wohl zu unterrichten. Dieses Benehmen Zimmermanns ist in der That fast unglaublich, und ein merkwürdiges Beispiel, welchen Einfluß äußere Umstände auf den Charakter eines Menschen auch noch im reifern Alter haben, und wie sie ihn, so wie zum Guten, so auch zum Schlechten umwandeln können. Zimmermann hatte in seinen frühern Schriften sich als einen guten Beobachter und einen mit Ueberlegung, Bescheidenheit und Mäßigung urtheilenden Gelehrten bewiesen. Drückte er zwar immer seine Empfindungen mit Lebhaftigkeit aus, so war doch Klarheit und Bestimmtheit eine empfehlende Eigenschaft seiner Schreibart. Ein Hang zur Eitelkeit war zwar immer bey ihm bemerkt

merkt worden, doch verzieh man dies übertriebene Gefühl seiner Vorzüge, weil er dieselben wirklich hatte. Schon in seiner ersten Schrift über Friedrich hatte es misfallen, daß er in derselben zu viel mit sich selbst, und mehr als mit dem Könige, beschäftigt war, und ein witziger Spötter hatte gesagt, ihr Titel müsse seyn: Unterredungen Zimmermanns I mit Friedrich II. Doch wegen des interessanten Hauptinhalts war dieses übersehen; aber der Ruhm, den Zimmermann sowohl durch seine Schriften, als durch seine ausgebreitete ärztliche Praxis erworben, gab ihm eine so hohe Meinung von seinen Einsichten, daß er sich nach und nach einen entscheidenden und absprechenden Ton angewöhnte, und durchaus keinen Widerspruch leiden konnte, obgleich er sich selbst erlaubte, nicht nur Andern auf das leidenschaftlichste zu widersprechen, sondern auch die Fähigkeiten, Kenntnisse und sogar den moralischen Charakter eines Jeden, der eine andere Meinung als die seinige äußerte, auf eine höchst unwürdige Art angriff. Der Umstand, daß Friedrich ihn in seiner lezten Krankheit zu sich berief, und ungefähr zu gleicher Zeit die russische Kaiserin, welche Zimmermanns Buch über die Einsamkeit mit Vergnügen gelesen hatte, ihm deshalb schmeichelhaft schrieb und ihn nach St. Petersburg einladen ließ, endlich

lich auch ihm den Wladimir-Orden gab, — dieſer Umſtand brachte ihn aus aller Faſſung, und machte die Eitelkeit des ehemals beſcheidenen und geſitteten Mannes ganz unleidlich. Dieſe Eitelkeit war wirklich von der gemeinſten Art; er war bey weitem nicht ſo ſehr ſtolz auf ſeine vermeinten Geiſtesvorzüge, als auf ſeine Verbindung mit Großen und Vornehmen, ſo wie auf das beſondere Vertrauen, deſſen er von denſelben gewürdiget zu ſeyn glaubte. Er bildete ſich ſelbſt ein, durch dieſe Verbindungen ein Weſen höherer Art geworden zu ſeyn. Auf bloße Gelehrte ſeines Gleichen und Männer geringern Standes ſah er mit Verachtung, und erlaubte ſich gegen ſie Alles, wenn ſie ihm aus irgend einer Urſache misfällig wurden; er entzweiete ſich hiedurch mit allen ſeinen Freunden und Bekannten früherer Zeit. Einer derſelben, und gewiß ein ſehr rechtſchaffener Mann, Lavater, der Zimmermann von Jugend auf ſehr genau gekannt hatte, ſagte dem Verfaſſer dieſer Geſchichte im Jahr 1791: „Zim„mermann iſt ein Mann, der viele vortreffliche Ei„genſchaften hat, aber ſobald er die Feder anſetzt, „um zu ſtreiten, fährt der Teufel der Eitelkeit bey „ihm ein, und treibt alles Gute heraus 73).“

In

73) Wir finden kein Vergnügen daran, über die Fehler und Schwächen Anderer, und beſonders mit Recht geſchä-

In dieſer Stimmung ſeines Gemüths ſchrieb Zimmermann ſein größeres Werk: Fragmente u. ſ. w. über Friedrich. Er erzählt in demſelben ganz neue noch nie von Jemanden gehörte Dinge, und behauptet dieſe als die ausgemachteſten Wahrheiten; er giebt vor, Dinge zu wiſſen, die der König ſogar ſeinen Vertrauteſten nicht mitgetheilt habe, deren Verſchweigung ſogar zwiſchen den Höfen ausgemacht worden, die aber dennoch ihm, Zimmermann, bekannt

ter Männer, uns auszulaſſen; aber was hier von Zimmermann, den wir perſönlich gekannt haben, und deſſen Gutes uns durch ſeine genauern Freunde bewährt iſt, geſagt worden, war nöthig, um ſeine Schriften über Friedrich gehörig zu würdigen. Der berühmte Arzt Tiſſot hat eine intereſſante Biographie (Vie de Zimmermann par Tissot, à Lausanne 1797) gegeben, worin die Schwächen gleichfalls, obwohl mit großer Schonung, angedeutet ſind. Tiſſot hatte Zimmermann perſönlich nur wenig gekannt, deſſen deutſche Schriften aus Unkunde der Sprache nicht leſen können, und von den ſchrecklichen Verfolgungen, welche Zimmermann durch deutſche Gelehrte während ſeiner letzten Jahre zu leiden ſich einbildete, konnte Tiſſot nur nach deſſen eigenen Klagebriefen urtheilen, und nicht wohl glauben, daß alle ſeine Beſchwerden ſo ſehr, wie es wirklich der Fall war, in Einbildung beſtanden, und er nur durch ſeine wüthenden Angriffe ſich ſelbſt ſo viele Feinde gemacht hatte. — Eine treffliche Schilderung Zimmermanns von Meiſterhand findet ſich in: Aus meinem Leben, von Göthe III. S. 521.

kannt geworden. Seine Quellen sind immer Prinzen und Prinzessinnen, Feldherrn und Staatsminister. Jedes verlorne, vielleicht nur halb gehörte oder misverstandene Wort solcher Personen von hoher Geburt und von Range war ihm unendlich mehr werth, als eine in sich selbst und mit der bekannten Geschichte wohl zusammenstimmende Nachricht, die von einem Manne niedern Standes kam, der aber in der Lage gewesen, von einem Umstande wohl unterrichtet zu seyn, und Mühe angewendet hatte, die Wahrheit zu erforschen. So enthält Zimmermanns Buch sehr viele durchaus falsche, abentheuerliche und ganz ungereimte Nachrichten. So behauptet er (um nur einige Beispiele anzuführen), Friedrich als Kronprinz habe keinesweges (wie es doch nach allen bekannten Umständen höchst wahrscheinlich ist) nach England flüchten wollen, sondern nach Wien, wobey seine Absicht gewesen sey, katholisch zu werden und Maria Theresia zu heirathen, dadurch die österreichischen und preußischen Staaten zu vereinigen und die Kaiserwürde zu erhalten. Kaiser Karl VI habe um diesen Plan gewußt und ihn gebilligt. Zimmermann nennt dieses den größten Gedanken, den Friedrich je gehabt! So hat er die Unverschämtheit (denn mit einem mildern Worte läßt es sich nicht ausdrücken), zu erzählen, Friedrich habe bald nach

seiner Vermählung durch Ausschweifungen in der Liebe sich so bedenkliche körperliche Uebel zugezogen, daß er einer höchst gefährlichen chirurgischen Operation sich hätte unterwerfen müssen, die aber glücklich verrichtet sey, und durch welche Friedrich zwar an gewissen Theilen seines Körpers etwas verstümmelt, aber keinesweges unfähig zur Zeugung gemacht sey; er habe sich aber aus Unkunde solcher Dinge fälschlich eingebildet, daß Lezteres wirklich der Fall gewesen. Diese vermeinte Unvermögenheit zu verbergen, sey nun das unabläßige Bemühn seines ganzen Lebens bis ins hohe Alter gewesen. Blos in dieser Absicht habe Friedrich gewisse Theile seines Körpers in Gegenwart Anderer nie entblöst (gleichsam, als wenn dieses zu thun unter gesitteten Menschen je üblich wäre); auch habe er blos in dieser Absicht einen Widerwillen gegen das weibliche Geschlecht, den er wirklich nicht gehabt, affektirt und das Gerede, er treibe unnatürliche Wollust, selbst veranlaßt und auf alle Weise befördert, obgleich dieses ganz falsch gewesen; auch habe er deshalb die unzüchtigsten Gemählde in seinen Zimmern aufhängen lassen. An dieser ganzen Erzählung ist nicht ein wahres Wort, wie dieses, auch sogar von allen Nebenumständen, ganz unwiderleglich durch die glaubwürdigsten Zeugnisse bewiesen worden.

Aehn-

Aehnliche, durchaus falsche Nachrichten giebt es mehrere in Zimmermanns Buche, welches wir daher keinen Anstand nehmen, für das schlechteste unter allen zu erklären, die je über Friedrich geschrieben worden, weil es mit einem Ton von Zuverläßigkeit offenbare Unwahrheit verbreitet, und gewöhnlich auch den wahren Nachrichten so viel Falsches beifügt, daß dadurch die Sache einen ganz andern Anschein erhält, und Friedrichs Charakter durchaus entstellt ist. Die hohe Einfalt, die Natürlichkeit, die Abneigung gegen alles Gezwungene und Affektirte, welche bey Friedrich so unverkennbar sind, verschwinden ganz in Zimmermanns Schilderung. Dieser Schriftsteller leiht dem Könige überall seinen eignen Charakter; er läßt ihn sonderbar, pomphaft, gezwungen und verschroben reden und handeln, wie er selbst es liebte. Zimmermann hatte so sehr sich angewöhnt, immer in Superlativen zu reden, daß auch in den gemeinsten Dingen selten bey ihm etwas nur gut oder schlecht, sondern entweder das Vollkommenste seiner Art, oder das Abscheulichste war. Alles bey ihm war auffallend und überraschend; nichts ereignete sich, nach ihm, im natürlichen Gange des Menschen-Lebens. Schon diese angewöhnte Uebertreibung allein machte ihn zu einem sehr schlechten Geschichtschreiber

und Charakter-Schilderer. Wir brechen ab, hierüber mehr zu sagen, und bemerken nur noch, daß Zimmermann durch seine immer weiter getriebene und so reizbare Eitelkeit, und durch seine überspannte Einbildungskraft sich die lezten Jahre seines Lebens auf eine höchst traurige Art verbittert hat. Die Begebenheiten der Zeit kamen hinzu; seine Einbildungskraft wurde mit den schwärzesten Bildern angefüllt; er sah in deutschen Schriftstellern die Feinde aller Ordnung, denen es noch gelingen werde, die größten Staaten umzukehren; er befürchtete davon die schrecklichsten Folgen für sich selbst, fiel zulezt in eine schwarze Melancholie und Verstandesverwirrung und starb in derselben im Oktober 1795. Schreiber dieses war eben damals in Hannover, und hatte Gelegenheit, von allen traurigen Umständen unterrichtet zu werden. Er erhielt auch Zimmermanns Einwilligung, ihn besuchen zu dürfen; aber der Bedauernswürdige starb an demselben Tage.

Die vielen Irrthümer, welche durch Zimmermanns Buch über Friedrich verbreitet worden, und das Aufsehn, welches sein zuversichtlicher Ton im Publikum machte, reizten den patriotischen Nicolai zum höchsten Unwillen. Er veranlaßte mehrere der Sachen vorzüglich kundige Männer in Berlin zu einer höchst sorgfältigen und genauen Prüfung

der

der von Zimmermann in ſo verſchiedenen Fächern gegebnen Nachrichten, aus welcher dann Nicolai eine ausführliche Recenſion des Buchs zuſammenſezte, welche zuerſt in der allgemeinen deutſchen Bibliothek B. XCIX. St. I. und CVten Bandes St. II. dann aber auch beſonders unter dem Titel:

89) Freimüthige Anmerkungen über des Ritter von Zimmermann Fragmente über Friedrich den Großen. 2 Abtheilungen. Berlin 1792. gedruckt wurde. — In dieſer Beurtheilung ſind nun die wirklich ſeltſam falſchen Nachrichten, oder die der Wahrheit beigefügten Irrthümer mit großer Genauigkeit und unter Beibringung der glaubwürdigſten Zeugniſſe und Beweiſe bemerklich gemacht, und zugleich ſind über ſehr viele wichtige Dinge und deren Zuſammenhang ungemein intereſſante und nirgend anderswo ſo zuverläßige Nachrichten gegeben. Nicolai hat ſich durch dieſe Kritik ein großes Verdienſt um die Geſchichte Friedrichs erworben, und wenn Zimmermanns Werk noch jezt geleſen zu werden verdient, ſo iſt es nur, weil Nicolai's Widerlegung ohne jenes nicht ganz verſtanden werden kann.

90) Briefe eines alten preußiſchen Officiers, verſchiedene Charakterzüge Friedrichs des Einzigen betreffend. Mit

Rücksicht auf das Zimmermannsche Werk über eben diesen Gegenstand. 2 Hefte. Hohenzollern 1790. — Der uns unbekannte und ungenannte Verfasser dieser Schrift scheint durch eigene Beobachtung und durch Umgang mit denen, welche lange nahe um den König waren, von dessen Charakter und seiner Art zu leben wohl unterrichtet gewesen zu seyn, besonders aber die Armee und deren Verfassung gut gekannt zu haben, denn die meisten der hier mitgetheilten Nachrichten beziehen sich auf Kriegseinrichtungen und Friedrichs Benehmen bey denselben. Diese Nachrichten sind sehr unterhaltend erzählt, und es ist gewiß viel Wahres in denselben; doch möchten wir die vollkommne Richtigkeit mancher dieser Erzählungen bezweifeln, und haben auch viele mit etwas andern Umständen oft erzählen hören. Das Verdienst des Verfassers würde unstreitig größer seyn, wenn er die mancherley umlaufenden Sagen nicht blos gesammelt, sondern die verschiedenen Grade ihrer Wahrscheinlichkeit geprüft hätte. Es hätte dieses besonders in Absicht derjenigen Geschichten nothwendig geschehen müssen, worin dem Könige öfters üble Laune, Eigensinn, Härte, sogar Grausamkeit vorgeworfen werden. Der Verfasser sucht zwar zu beweisen, daß diese Erzählungen, auch wenn sie gegründet, dem Bilde,

das

das man sich von Friedrichs Geistesgröße, seinem edlen und standhaften Charakter machen müsse; nicht Eintrag thun könne; indeß würde ihm dieser Beweis noch besser gelungen seyn, wenn er die Quellen, aus welchen solche Erzählungen geflossen, und die besondern Umstände derselben genauer erforscht und angegeben hätte. Die Rücksicht, welche auf Zimmermanns Buch genommen worden, ist nicht bedeutend; es ist von demselben wenig die Rede, indeß giebt auch dieser Schriftsteller zu erkennen, wie misfällig ihm Zimmermanns Anmaaßung gewesen sey, in so zuversichtlichem Tone von Dingen zu reden, die er gar nicht kannte. Dieser Verfasser selbst hat einen Berichtiger in folgender Schrift gefunden:

91) Briefe eines preußischen Feldpredigers, verschiedene Charakterzüge Friedrichs des Einzigen betreffend. Mit Rücksicht auf die Briefe eines alten preußischen Officiers über eben diesen Gegenstand. Potsdam 1791. — Auch der Verfasser dieser Schrift ist uns unbekannt; er hat seinen Zweck gut erreicht, indem er beweist, daß viele Nachrichten, die der alte Officier bekannt gemacht, ganz unrichtig, manche der Aeußerungen Friedrichs sehr misverstanden, manche seiner Hand-

lungen Beweggründen beigemessen sind, die er nicht gehabt hat, noch haben konnte. Als Beispiele führen wir Folgendes an: Der alte Officier erzählt, der König habe die Familie des unglücklichen Lieutenants von Katt, den, wegen seines Antheils an der jugendlichen Flucht Friedrichs, König Friedrich Wilhelm I enthaupten ließ, nach seiner Gelangung zum Thron ganz vernachläßigt, und er vermuthet tief in der Staatskunst liegende Gründe, die den König gezwungen haben möchten, hierin ganz gegen seinen bessern Willen zu handeln. Wir gestehen, daß wir nicht einsehen, wie Friedrich deshalb getadelt werden könnte, wenn er auch wirklich den Angehörigen des jungen Menschen, der unstreitig grob gefehlt und sich durch eigene Unbesonnenheit in sein Unglück gestürzt hatte, nicht eine besondere Gunst erwiesen hätte, insofern diese Angehörigen nicht derselben durch eigene Verdienste sich würdig gemacht haben sollten. Aber der Feldprediger führt an, die Kattsche Familie habe wirklich sehr ausgezeichnete Beweise der Gunst des Königs erhalten. Der Vater des Unglücklichen, der General von Katt, wurde bald nach Friedrichs Thronbesteigung in den Grafenstand erhoben, zum General-Feldmarschall mit einem hohen Gehalt ernannt, und dessen beide Söhne, so wie auch noch andere Verwandte, erhielten

ansehnliche Stellen im Militair- und Civilstande. Der alte Officier behauptet ferner, der König habe die Wittwe des Obrist von der Hayde, der während des siebenjährigen Krieges Colberg so tapfer vertheidigt hatte, im drückendsten Mangel sterben lassen, und dessen Sohne, der wegen einiger Schulden in Potsdam gefangen gesessen, nicht die mindeste Unterstützung bewilliget. Der Feldprediger versichert dagegen, der Obrist von Hayde habe weder Wittwe noch Sohn hinterlassen, da er nie verheirathet gewesen. Berichtigungen ähnlicher Art finden sich mehrere, und dieser Verfasser beweiset sehr gut, wie oft der kleinste weggelassene oder zugesezte Umstand einer Anekdote ein völlig anderes und von der Wirklichkeit sehr verschiednes Ansehn geben könne. Wir wünschen also, daß Leser der Nachrichten des alten Officiers auch diese Berichtigungen nicht unbeachtet lassen mögen.

92) De la Monarchie Prussienne sous Frédérie le Grand; avec un appendice contenant des Recherches sur la situation actuelle de principales Contrées de l'Allemagne. Par le Comte de Mirabeau. VII Tom. (der vierte hat zwey Bände). à Londres 1788. 8. Eine andre mit Pracht gedruckte Ausgabe

gabe in 4 in vier Bänden, nebst einem Atlas De la Monarchie Prussienne in Fol.

93) Von der preußischen Monarchie unter Friedrich dem Großen. Unter der Leitung des Grafen von Mirabeau abgefaßt und nun in einer verbesserten und vermehrten deutschen Uebersetzung herausgegeben von J. Manvillon. 4 Bände in 8. Der vierte Band von v. Blankenburg. Leipzig 1793 bis 1795. — Dies ist unstreitig eins der merkwürdigsten Werke über Friedrich II und dessen innere Regierung. Wir setzen die französische und deutsche Ausgabe neben einander, denn beide sind Original. Durch den seltenen Verein der als Verfasser genannten beiden Männer ist dieses Werk entstanden, und würde von keinem von ihnen allein, so wie es jezt vorhanden ist, geschrieben seyn. Graf Mirabeau hat die Idee desselben zuerst gehabt, dem Freunde die Ausführung aufgetragen und ihn bey derselben geleitet; hierauf Einiges zugesezt, den Styl verbessert und dann die Herausgabe besorgt. Manvillon hat das Werk zuerst in französischer Sprache geschrieben, nach Mirabeau's Tode aber dasselbe mit Verbesserungen und Zusätzen deutsch her-

herausgegeben. Wir geben deshalb von beiden Verfassern, die wir persönlich gekannt, und was wir aus frühern Zeiten anführen, von ihnen selbst vernommen haben, einige Nachricht, die zu richtiger Beurtheilung ihres Werks nützlich seyn wird. Graf Mirabeau stammte aus altadliger sehr angesehner Familie in der Provence, wo er 1749 geboren war. Sein Vater hat sich durch mehrere politische Schriften, und besonders als einen der ersten Gründer des physiokratischen Systems bekannt gemacht. Der Sohn war mit großen Talenten, feuriger Wissenschaftsliebe, aber sehr heftigen Leidenschaften geboren. Er erwarb sich früh mit ungemeinem Fleiß die mannichfachsten Kenntnisse, aber seine Jugend wurde durch manche Ausschweifungen befleckt; er zerfiel deshalb mit seinem Vater und wurde auf dessen Betrieb mehrmalen der Freiheit beraubt. Anfangs widmete er sich dem Kriegsstande und studirte eifrig alle auf denselben Beziehung habenden Wissenschaften. Er diente 1769 in dem kurzen Kriege, durch welchen Frankreich sich das ihm von der Republik Genua abgetretene Korsika unterwarf; aber der Widerstand, mit dem das tapfere Volk dieser Insel für seine Unabhängigkeit kämpfte, entzündete seine Liebe für Freiheit, und er machte von nun an die Politik zu seinem Hauptstudium.

dium. Mirabeau liebte Volksfreiheit über alles, und haßte feurig jede Ungerechtigkeit und despotische Willkühr. Diese Grundsätze gaben ihm mehrere kleine Schriften über damalige Weltbegebenheiten ein, die wegen der Kühnheit der Ideen, und wegen des feurigen Styls, in dem sie geschrieben waren, großen Eindruck machten, mit Beifall gelesen wurden, aber auch dem Verfasser sehr wichtige Feinde und Verfolgungen zuzogen. Seine Schrift über die Schelde-Streitigkeit haben wir bereits oben (S. B. II. S. 204) geschildert. Je kräftiger Mirabeau in derselben den Kaiser Joseph II angriff, und je nachtheiliger er auf die öffentliche Meinung über diesen Monarchen und dessen kund gegebne Unternehmungen wirkte, um so gehäßiger machte er sich dadurch der französischen Königin und einem Theile des Hofes. Auch seine Considérations sur l'ordre de Cincinnatus machten in einem andern Welttheil großes Aufsehn. Mirabeau stellte diesen Orden, den man in dem freigewordenen Nordamerika stiften wollte, als den ersten Keim eines militairischen Aristokratismus in der neuen Republik vor, und seine Schrift bewirkte, daß der Orden nicht zu Stande kam. Der feurige junge Mann konnte, so sehr es auch sein Vater und seine Freunde wünschten, und so große

Aus-

Aussichten auch seine Talente seinem Ehrgeize darboten, sich zu keiner festen Lebensart in seinem Vaterlande entschließen. Er lebte viel in fremden Ländern, wozu er auch oft genöthiget wurde, um den Verhaft-Befehlen zu entgehen, deren überhaupt siebenzehn, mehrere auf Verlangen seines Vaters, gegen ihn erlassen seyn sollen. Diese öfteren Reisen waren für Erweiterung seiner Kenntnisse sehr wichtig, da er überall Alles, was das öffentliche Wohl in irgend einem Verhältniß anging, sehr aufmerksam beobachtete, und durch Nachforschen bey den kundigsten Männern aller Stände sich über die Einrichtungen fremder Lande gut unterrichtete. Schon hatte er in England, Holland, den österreichischen Niederlanden und in der Schweiz geraume Zeit gelebt; nur in Deutschland war er noch nicht gewesen; endlich aber kam er zu Anfang des Jahrs 1786 nach Berlin. Er war dem Minister von Hertzberg empfohlen, und bey diesem machte auch Schreiber dieses bald nach Mirabeaus Ankunft dessen Bekanntschaft, und kann daher bezeugen, daß derselbe die gänzliche Unwissenheit über Deutschland, und die sehr verworrenen falschen Begriffe über unsere politischen und litterarischen Verhältnisse mitbrachte, die damals den meisten Reisenden von jenseits des Rheins her eigen waren, welche die habitans du Nord

ohne

ohne Ausnahme für gutherzige Barbaren hielten, und sich oft so ausdrückten, als wenn Norddeutsche und Samojeden Nachbaren wären. Aber mit Bewunderung haben wir auch gesehen, mit welcher Kraft und wirklich unglaublichen Thätigkeit Mirabeau diese Unwissenheit zu überwinden und seine mitgebrachten Vorurtheile abzulegen wußte. Er nahm Unterricht in unsrer Sprache, und gelangte bald dahin, daß er deutsche Schriften ziemlich fertig lesen und deutsche Rede verstehen konnte. Nun brachte er Alles zusammen, was in älterer und neuerer Zeit über Deutschland, und besonders über Preußen geschrieben worden, machte sich den Inhalt durch eine flüchtige Durchsicht bekannt, und ließ dann alles, was ihm für seine Zwecke irgend erheblich schien, extrahiren und übersetzen. Aber so eifrig er auch gedruckte Bücher benuzte, war diese Quelle des Unterrichts doch diejenige, welche er nicht am meisten schätzte. Ungleich belehrender war ihm der Umgang mit Menschen aller Klassen. Er suchte Staatsmänner, Militairs, Gelehrte, Künstler, Kaufleute und Fabrikanten, sogar Handwerker auf. Die Kunst zu fragen verstand er in einem Grade, von dem es schwer ist, dem einen Begriff zu geben, der seinen Unterredungen nicht beigewohnt hat. Auch dem scheinbar unbedeutendsten Gegenstande wußte er

eine

eine interessante Seite abzugewinnen; auch von den stumpfsten unwissendsten Menschen wußte er zu lernen. Noch merkwürdiger war die ihm eigene Gabe, Männer von höherer Bildung, die entweder gar nichts mittheilen, oder gar irre leiten wollten, zum Reden der Wahrheit zu bringen. Es war ganz unmöglich, seinen Fragen, die oft gar nicht das Ansehn von Fragen hatten, auszuweichen. Die Lebendigkeit seiner Unterhaltung, das Interesse, das er den eignen Bemerkungen gab, selbst die Lust zum Widerspruch, die er weckte, brachte aus jedem, mit dem er sprach, Alles heraus, was in ihm war, und oft sezte er durch die Schlüsse, die er auf der Stelle aus dem Vernommenen zog, selbst diejenigen in Erstaunen, welche die Vordersätze dazu so eben geliefert hatten. Die von Verschiedenen erhaltenen Antworten verglich er unter einander, und wußte durch immer erneuerte Fragen die Widersprüche zu berichtigen. So erwarb er binnen einer Zeit von etwas über vier Monaten, die er in Berlin war, und während welcher Schreiber dieses, zu dem er bald Anfangs Vertrauen faßte, ihn meist täglich gesehen hat, eine solche Menge richtiger und genau bestimmter Kenntnisse über Preußens Staatseinrichtungen, so wie auch über andere deutsche Lande zusammen, wie sie mancher vieljährige Staatsdiener im eignen

Fache nicht hatte. Ob Mirabeau bey diesen so genauen Forschungen noch andere Absichten, als die der Erweiterung seiner Kenntnisse gehabt habe, ist uns unbekannt; doch haben wir Ursache zu glauben, daß er während dieses ersten Berliner Aufenthalts vom französischen Hofe gar nicht beauftragt war. Im May 1786 verließ er Berlin, nachdem er vorher noch die Genugthuung gehabt, daß Friedrich, der damals schon sehr krank war, und in der Regel keine Fremden sah, ihm die erbetene Audienz in Potsdam bewilligte, welche vielen vornehmen französischen und andern Militairs, die mit äußerm Glanz zum Besuch der Revüe gekommen waren, abgeschlagen wurde. Der König hatte eine lange Unterredung mit Mirabeau und äußerte über denselben viele Zufriedenheit. Auf dem Rückwege nach Frankreich machte Mirabeau in Braunschweig Bekanntschaft mit Mauvillon, und fand an demselben einen mit ihm in politischen Ansichten sehr übereinstimmenden Mann. Es ist begreiflich, daß dasjenige, was Mirabeau von den über Preußen eingesammelten Kenntnissen in Paris mittheilen mogte, die Aufmerksamkeit der Staatsmänner sehr anziehen mußte, da man gerade damals der preußischen Regierungsveränderung entgegensah, die für Frankreich interessant werden konnte. Mirabeau kehrte also sehr bald,

bald, nämlich schon im Julius 1786, nach Berlin zurück, und zwar damals ohne Zweifel mit geheimen Aufträgen seines Hofes. Es läßt sich denken, daß diese Aufträge vorzüglich genaue Beobachtung alles dessen, was bey dem bevorstehenden Wechsel vorgehen werde, und dann möglichste Einwirkung auf den neuen Monarchen, dem Mirabeau schon während des ersten Aufenthalts bekannt geworden war, bezielen mogten, um besonders zu hindern, daß Friedrich Wilhlem II sich nicht zu England neige und, wie man in Paris besorgte, die oranische Parthey in Holland gegen die von Frankreich begünstigte sogenannte patriotische unterstütze. Auch ist ziemlich wahrscheinlich, daß Mirabeau beauftragt war, ein Anleihn für den französischen Hof zu erhalten, welches ihm aber nicht gelang. Ohne Zweifel waren seine Hauptberichte über die Ausrichtung dieser Aufträge an den damaligen Minister der auswärtigen Geschäfte, Grafen von Vergennes, gerichtet; aber außerdem unterhielt Mirabeau auch noch mit dem Herrn von Calonne, General-Controlleur der Finanzen, eine vertraute Correspondenz, welche von den wichtigsten Ereignissen der Zeit Nachrichten gab, und das Benehmen der bedeutendsten Personen des Berliner Hofes frey beurtheilte. Diese Briefe sollen auch von der Königin gelesen seyn. Während

dieses zweiten Berliner Aufenthalts sezte Mirabeau seine Forschungen über Preußen und Deutschland überhaupt fort, und faßte den Entschluß, mit Hülfe eines der Sache gewachsenen deutschen Gelehrten ein Werk auszuarbeiten, das die Staatsverwaltung Friedrichs in allen Rücksichten vollständig und genau beschreiben, und den politischen Werth derselben unpartheiisch und freimüthig beurtheilen sollte. Er vereinigte sich deshalb mit Mauvillon und verabredete mit demselben, bey Gelegenheit einer nach Braunschweig gemachten Reise, die Ausführung dieses Werks. Er verschaffte sich nun alle gedruckten Nachrichten, und suchte auch so viel möglich handschriftliche aus guten Quellen zu erhalten. Alles, was er zusammenbringen konnte, theilte er nebst seinen Urtheilen Mauvillon mit, und gab ihm die Hauptansichten und die Richtung an, nach welcher gearbeitet werden sollte. Graf Mirabeau übernahm alle Kosten und entschädigte seinen Freund auf eine billige Art für die Zeit, die er diesem Geschäfte widmete. Dieses mußte um so besser gelingen, da beide Freunde in ihren politischen Ansichten so sehr übereinstimmten. Beide waren enthusiastische Freunde der Volksfreiheit, welche sie jedoch in einer gemäßigten Monarchie am besten gesichert glaubten, und, wie Schreiber dieses mit Wahrheit versichern kann,

kann, die bald nachher ausbrechenden Greuel der demokratischen Revolutionärs eben so sehr, als die Willkühr eines einzelnen despotischen Herrschers, oder den Druck von Aristokraten, verabscheuten. Mirabeau so wie Mauvillon hielten in Rücksicht der Steuern das physiokratische System für dasjenige, dessen allgemeine Einführung das wirksamste Mittel seyn werde, um den Völkern Wohlstand zu geben, und jede Abweichung von demselben schien ihnen eine Verletzung der Gerechtigkeit und ein Unglück für die Menschheit zu seyn. Beide hielten den Krieg für eine große Thorheit, deren Fortdauer unumstößlich beweise, daß die Menschen noch auf einer niedern Stufe der Bildung ständen; dabey liebten aber beide die Wissenschaft der Kriegsführung, und bewunderten jedes Talent, das sich in deren Ausübung groß bewiesen hatte. Endlich schätzten sie die unbegrenzteste Freiheit der Gedanken-Aeußerung über alle und jede Dinge, und hielten sie für eine nothwendige Bedingung, wenn das Menschengeschlecht zu höherer Aufklärung je gelangen sollte. Beide Freunde suchten aufrichtig die Wahrheit, und schreckten vor keiner Idee zurück, so kühn sie auch seyn mochte; sie verfolgten dieselbe, wohin sie auch zu führen schien, mit strengster Consequenz. Bey dieser Uebereinstimmung der Gemüther und Ansichten

mußte die Arbeit beiden Freunden eine Luſt ſeyn. Sie wurde von Mauvillon gegen Ende des Jahrs 1786 angefangen. So oft er mit einem Abſchnitt fertig war, überſandte er denſelben an Mirabeau, der dann ſein Urtheil mittheilte, noch neue Ideen zuſezte, und manche Verbeſſerung angab, auch zugleich ſeinen Freund zu immer weitern Forſchungen aufforderte. Mauvillon hat nach Mirabeau's Tode die Briefe, welche lezterer ihm während dieſer Zeit geſchrieben, öffentlich bekannt gemacht [74]). Aus denſelben ſieht man, mit welchem Eifer beide an dem Werke gearbeitet haben, und wie ſehr daſſelbe beiden angehört.

Mirabeau wurde im Januar 1787 nach Paris zurückberufen, weil man ihn in den damaligen Umſtänden gebrauchen wollte. Er kam aber noch in eben dem Jahre auf einige Monate nach Braunſchweig zurück, um mit Mauvillon an dem gemeinſamen Werke zu arbeiten, und alles Nöthige wegen der

74) Unter dem Titel: Lettres du Comte de Mirabeau à un de ses amis en Allemagne écrites durant les années 1786, 1787, 1788, 1789 et 1790 — 1792.

der Vollendung zu verabreden. Es erschien im Jahr 1788 zu London, wenigstens unter diesem Druckort, in zwey Ausgaben, in 4 und in 8. Noch vorher aber war in Mirabeau's äußern Verhältnissen eine große Veränderung vorgegangen, und diese hatte auf den Eindruck, den das Werk machte, bedeutenden Einfluß. Er wurde nach seiner Rückkehr aus Deutschland immer tiefer in die öffentlichen Angelegenheiten verwickelt, welche eine gänzliche Umgestaltung aller öffentlichen Verhältnisse Frankreichs vorhersehen ließen. Mirabeau zerfiel bald mit Calonne und der sogenannten aristokratischen Parthey des Hofes, deren höchstes Bestreben war, die bereits beschlossene Versammlung der Stände entweder noch ganz zurückzuhalten, oder doch deren Einwirkung zu Neuerungen möglichst zu lähmen. Ein angelegner Wunsch dieser Parthey, der man die Königin noch mehr als den König selbst geneigt glaubte, war, zu verhindern, daß Mirabeau zu einem der Deputirten gewählt würde, welches er selbst angelegentlichst wünschte; er war deshalb nach der Provençe abgereist, um seine Wahl zu einem der Repräsentanten des Adels seiner Provinz, zu dem er durch die Geburt gehörte, zu bewirken. Um dieses zu hindern, wurde die vorher erwähnte Correspondenz Mirabeau's mit Calonne öffentlich be-

kannt gemacht 78). Er hatte in derselben über die politischen Gesinnungen, den Charakter und die Handlungen vieler bedeutenden Personen des Berliner Hofes, des neuen Königs selbst, des Prinzen Heinrichs, des Herzogs von Braunschweig, des Grafen Hertzberg und vieler Andern mit offenster Freimüthigkeit, ohne allen Rückhalt sich geäußert. Viele Menschen und Dinge waren der Wahrheit gemäß geschildert, und es verdient Bewunderung, wie ein Fremder binnen einer so kurzen Zeit über die innersten Verhältnisse und geheimen Absichten so mancher Personen sich so gut hatte unterrichten können, und wie er Manche, mit denen er nur in geringe Berührung gekommen seyn konnte, doch so richtig beurtheilte. Aber sehr begreiflich sind auch manche falsche Nachrichten, Misdeutungen und ungerechte Beurtheilungen eingemischt, deren öffentliche Bekanntmachung nunmehr den Betheiligten höchst misfällig seyn mußte. Hätte Mirabeau diese Bekanntmachung selbst bewirkt, oder nur in dieselbe eingewilliget, so würde dieses seinem Charakter keine

Ehre

78) Unter dem Titl: Histoire secrète de la Cour de Berlin ou Correspondance d'un Voyageur François, depuis le 5 Juillet 1786 jusqu'au 19 Janvier 1787. 2 Tom. 1789.

Ehre machen, indem er die Fehler und Schwächen von Männern, die ihn mit Güte aufgenommen und ihm Vertrauen bewiesen hatten, dadurch dem öffentlichen Spott ausgesezt und ihre Handlungen und Absichten im nachtheiligsten Lichte dargestellt hatte. Aber es ist gewiß, daß Mirabeau diese Briefe nicht selbst herausgegeben hat; er hätte dabey gar keinen Zweck gehabt, vielmehr wider alle Klugheit und eignes Interesse gehandelt, und dieses ist von ihm keinesweges zu vermuthen. Es ist sogar nicht unwahrscheinlich, daß diese Briefe, um Mirabeau durch deren Herausgabe desto mehr zu schaden, noch von einem Uebelgesinnten Zusäze erhalten haben. Er selbst hat wenigstens öffentlich erklärt, daß, wenn gleich in diesen gedruckten Briefen manches von ihm im Vertrauen Geschriebene sich finde, er doch das Ganze durchaus nicht als sein Werk anerkenne. Ist dieses gegründet, so kann man wegen aller darin enthaltenen Urtheile ihm durchaus keine Vorwürfe machen, da die Urtheile, welche wirklich von ihm herrühren, nur für einen vertrauten Kreis, und keinesweges für das Publikum bestimmt waren. Diejenigen, welche sie gerade jezt herausgaben, hatten dabey eine doppelte böse Absicht, einmal wollten sie den neuen König von Preußen, der wegen seiner so glücklich und rasch bewirkten Um-

wandlung der Dinge in Holland dem französischen Hofe sehr misfällig geworden war, den Herzog von Braunschweig und den Grafen von Hertzberg, die man als die Hauptbeförderer des königlichen Entschlusses in dieser Sache betrachtete, endlich den Prinzen Heinrich, der eben damals in Paris anwesend und dem die französische Königin sehr abgeneigt war, in der Achtung und Meinung des Publikums herabsezen; zweitens zweifelten Mirabeau's Gegner gar nicht, der preußische Hof werde über diese für ihn so beleidigende Schrift Beschwerde führen und die Bestrafung des Urhebers derselben fordern, und hievon wollte man dann Anlaß nehmen, gegen Mirabeau förmliche Klage zu erheben, ihn entweder zum Gefängniß bringen oder ihn bewegen, aus Furcht vor dieser Strafe, das Königreich zu verlassen. In dem einen oder andern Fall wurde der Zweck erreicht, — Mirabeau's Wahl zum Mitglied der Stände-Versammlung wurde verhindert. Aber König Friedrich Wilhelm II, so sehr er durch die Lästerschrift persönlich beleidigt war, bewies gegen dieselbe eine edle Verachtung, und ließ über sie bey dem französischen Hofe durchaus keine Beschwerde führen [76]). Die Feinde Mirabeau's ließen sich aber

76) Dieser Zug verdient zur Ehre dieses Königs angeführt zu

aber hiedurch nicht abschrecken; sie bewirkten vielmehr, daß diese Schrift durch den öffentlichen Ankläger dem Prleament zu Paris von Amtswegen als eine förmliche Verletzung des Völkerrechts und eine, den französischen Adel entehrende, Beleidigung der erhabensten Personen eines freundschaftlichen Hofes angezeigt, und dadurch ein Schluß des Parlements bewirkt wurde, welcher die Schrift öffentlich verdammte und verordnete, dieselbe solle durch den Henker zerrissen und verbrannt werden; gegen den Verfasser aber, der allgemein bekannt war, die strengste Untersuchung und Bestrafung vorbehielt 77).

Die

zu werden. Wir können demselben noch Folgendes beifügen: Während Mirabeau noch in Berlin war, suchte man den König von dem Vorhaben Mirabeau's, über Preußen zu schreiben, einen gehässigen Begriff beizubringen, und ihn zu bewegen, der Bekanntmachung des Werks auf die eine oder andere Art sich zu widersetzen. Aber der König verwarf diesen Rath, äußerte vielmehr über das Vorhaben seine Zufriedenheit, und ließ sogar Mirabeau einige bedeutende Beiträge zu seinem Werke zustellen.

77) Dieser Parlementsschluß und der ihn bewirkende fiskalische Antrag verdienen noch jetzt nachgelesen zu werden, um den damals herrschenden Geist in Frankreich kennen zu lernen. Man findet sie in damaligen Zeitschriften, unter andern in der Gazette de Leyde 1789. Nr. 16 ꝛc. Sie beweisen, wie ernstlich diese Sache betrieben wurde.

Die Absicht wurde aber auch hiedurch nicht völlig erreicht. Da man nicht wagte, Mirabeau als Verfasser der Briefe förmlich anzugreifen, weil man fürchtete, seine Vertheidigung möchte diejenigen, welche sie bekannt gemacht, in Verlegenheit bringen: so konnte auch auf die Ausschließung desselben von der Wahl zu einem ständischen Deputirten nicht angetragen werden. Indeß schien doch der Stand des Adels in der Provence einiges Bedenken dabey zu finden, einen öffentlich beschimpften und dem Hofe so gehässigen Mann zu seinem Deputirten zu wählen; allein Mirabeau kam der Ausschließung dadurch rasch zuvor, daß er selbst von der Klasse des Adels austrat und freiwillig zum dritten Stande überging, der ihn mit hohem Enthusiasmus aufnahm. Die zwey Städte Aix und Marseille wählten ihn zugleich zu ihrem Repräsentanten in der Stände-Versammlung. Mirabeau nahm die Wahl der ersten Stadt an; mächtig gestärkt durch die Volksliebe, die sich auf das lebhafteste für ihn erklärte, wurde er bald der Hauptleiter der National-Versammlung, und machte sich seinen Gegnern und dem Hofe furchtbar. Unsere Geschichte wird uns, sollte es uns vorbehalten seyn, sie bis zu diesen Begebenheiten fortzusetzen, auf Mirabeau und dessen denkwürdi-

gen

gen Antheil an denselben noch zurückführen. Hier, wo wir von ihm nur als Schriftsteller über Preußen und Friedrich II reden, bemerken wir noch, daß er bereits am 2ten April 1791 durch einen unerwarteten Tod seiner glänzenden Laufbahn entrückt wurde.

Der zweite Verfasser des Werks de la Monarchie Prussienne war Jacob Mauvillon, zu Leipzig 1743 geboren. Sein Vater, aus einer französischen Familie, die der Religionsverfolgung wegen das Vaterland verlassen hatte, stammend, lehrte daselbst die französische Sprache, und wurde nachher als Professor an das Carolinum in Braunschweig versezt; er hat sich durch mehrere Schriften rühmlich bekannt gemacht. Der Sohn erhielt eine wissenschaftliche Erziehung. So eifrig er den Studien oblag, riß ihn jugendlicher Enthusiasmus doch hin, Kriegsdienste zu nehmen. Er machte den ganzen siebenjährigen Krieg als Ingenieur bey dem hannöverschen Corps mit, unter dem Befehl des Generals, nachher Feldmarschalls Grafen von Wallmoden, der sich seiner sehr annahm, und den er während seines ganzen Lebens als Vater verehrte. Nach dem Frieden widmete sich Mauvillon wiederum den Wissenschaften, und brachte deshalb einige

einige Jahre auf der Universität Leipzig zu. Die Rechtswissenschaft, der er sich, nach dem Willen seines Vaters, widmen sollte, war aber seiner Neigung zuwider; dagegen trieb er Mathematik, alte und neue Litteratur mit großem Eifer. Im Jahr 1766 wurde er Lehrer an der Schule zu Ilefeld, 1770 aber Lehrer der Kriegs-Baukunst am Carolinum zu Cassel, auch nachher Hauptmann bey dem dort errichteten Cadettencorps; im Jahr 1785 vertauschte er diese Stelle mit einer ähnlichen zu Braunschweig und erhielt den Charakter eines Obrist-Lieutenants, in welcher Stelle er 1794 gestorben ist. Er war ein Mann von vielen Talenten, feuriger Liebe der Wissenschaften und einem höchst rechtschaffnen auf strenge moralische Grundsätze gebaueten Charakter. Er hat durch mehrere militairische, politische, auch historische Schriften Achtung erworben. Dieselben zeichnen sich durch wichtige, zum Theil neue und dem Verfasser eigenthümliche Ideen aus. Sie würden mit noch mehr Beifall gelesen werden, hätte Mauvillon nicht, weil er sich mit zu viel schriftstellerischer Arbeit überlud, zuweilen etwas zu eilfertig und flüchtig gearbeitet, auch zu wenige Sorgfalt auf seinen Styl gewandt, der oft nachläßig und weitschweifig war. Mauvillon erkannte und bedauerte selbst diese Fehler seiner Schriften, so-

ſowohl in franzöſiſcher als deutſcher Sprache, am meiſten in lezterer.

Das Werk über die preußiſche Monarchie, welches die geſchilderten beiden Männer unternahmen, iſt unſtreitig wichtig und ſehr lehrreich, und würde es in einem noch höhern Grade ſeyn, hätten die Verfaſſer nicht durch einen ſich vorgeſezten Hauptzweck ihren Unterſuchungen eine partheiiſche Einſeitigkeit gegeben. Dieſer Hauptzweck war, zu beweiſen, daß Friedrich II, bey allen ſeinen ausgezeichneten Geiſteskräften, bey der Größe, Feſtigkeit und Beharrlichkeit ſeines Charakters, dennoch ſeinen Staat nicht weiſe regiert, ſeine Unterthanen nicht glücklich gemacht habe. Die Urſachen hievon fanden beide in den verkehrten Grundſäzen der Staatsverwaltung, nach welchen Friedrich, ihrer Meinung nach, die Anſicht gehabt haben ſoll, es komme Alles darauf an, möglichſt viel Geld zu ſammeln und daſſelbe immer zum Gebrauch bereit zu halten, deshalb alles fremde Geld in ſein Land herein zu ziehen, und möglichſt wenig wieder heraus zu laſſen. Beide Schriftſteller klagen den König an, er habe die Fabriken auf eine höchſt unnatürliche Weiſe begünſtigt; dagegen den Landbau, der doch allein die Quelle alles Wohlſtandes ſey, durch mannichfachen Druck

zu

zu Grunde gerichtet, und allen Handel, zu dem seine Lande eine so günstige Lage gehabt, zerstört; seine Unterthanen durch die übertriebensten und widersinnigsten Abgaben, und durch Einschränkung ihrer freien Thätigkeit unterdrückt und mit aller unendlichen Mühe und Sorge, auch mit dem Aufwande von vielen Millionen, doch weder den Wohlstand seines Staats gegründet, noch wesentlichen Vortheil für seine Finanzen errungen, welches beides unfehlbar geschehen wäre, wenn Friedrich während seiner langen Regierung seinem Volke erlaubt hätte, seine Kräfte frey anzuwenden, und nach eigener bester Einsicht die Vortheile zu benutzen, welche die Natur ihm verliehen hatte. Die unglücklichen Folgen eines so verkehrten Systems, behauptete das Werk, wären von den preußischen Schriftstellern entweder verkannt oder geflissentlich verborgen, und der König selbst sey über den Zustand der Bevölkerung und des Wohlstandes seiner Lande sehr getäuscht, und dadurch in seinem falschen politischen System immer bestärkt worden. Diese üblen Folgen seiner verkehrten Staatsverwaltung, sagte man ferner, würden noch weit umgreifender und auffallender gewesen seyn, wenn dieser König nicht durch seine grossen Eigenschaften, vorzüglich durch seine Sorge für unpartheiische Gerechtigkeits-Verwaltung und den Schutz, welchen er den untern

Volks-

Volksklassen gegen die Bedrückung der höhern und der Staatsdiener kräftigst angedeihen ließ, ferner durch seine große Ordnungsliebe und das Beispiel einer noch nie gesehenen Thätigkeit und weisen Sparsamkeit, wie auch durch die gestattete Denkfreiheit, nebst der Consequenz seines ganzen Benehmens viele Nachtheile wieder ausgeglichen und gut gemacht hätte.

Ein in diesem Geist geschriebenes Werk mußte nothwendig in und außer Preußen großes Aufsehn machen. Es verdiente dieses wirklich, und wenn man dasselbe mit Aufmerksamkeit und Unpartheilichkeit liest: so ist nicht zu verkennen, daß viele wichtige und wahre Bemerkungen freimüthig vorgetragen sind, deren bleibender Werth dadurch nicht verlieren kann, daß dieselben mit manchen Irrthümern, sowohl in den Thatsachen, als in den Urtheilen über diese, gemischt sind. Jene entstanden ganz natürlich daher, daß Mirabeau bey allem seinen Forschungstalente doch zu kurze Zeit in Berlin, und, zumal während des zweiten Aufenthalts, viel zu zerstreut durch den Hof und die große Welt gelebt hatte, um nicht über Manches sich falsche Vorstellungen zu machen, zumal da es in eben dieser Zeit zu Berlin Ton war, die Fehler der Regierung Friedrichs auf alle Weise ins Licht zu stellen, und absicht-

lich durch Erdichtungen, die als solche zu erkennen einem Fremden schwer fallen mußte, zu vergrößern. Mauvillon aber, der eigentliche Verfasser des Werks, hatte nie in den preußischen Staaten gelebt, und es fehlten ihm also von den Einrichtungen desselben alle anschaulichen Begriffe. Beide Männer wollten, deß halten wir uns nach der Kenntniß ihres Charakters fest überzeugt, die Wahrheit durchaus nicht entstellen; sie waren von dem, was sie behaupteten, innig überzeugt, und hatten die redliche Absicht, durch ihr Werk zu nützen. Aber so wie beide, wie wir es bemerkt, in sehr vielen trefflichen Eigenschaften übereinstimmten, so war ihnen beiden auch ein Fehler gemein, vor dem ein historisch-politischer Schriftsteller, der die Wahrheit erforschen und vortragen will, nicht sorgfältig genug sich hüten kann. Beide liebten in ihren Schriften das Neue, Glänzende, Auffallende; so lieb ihnen jeder wahre Satz war, so wurde er ihnen doch noch lieber, wenn er noch vorher von Niemand gesagt war, wenn er vielmehr den bisher angenommenen und besonders von berühmten Männern behaupteten Sätzen geradezu widersprach. Hiezu kam nun die leidenschaftliche Liebe beider Männer für das physiokratische System[78]); es

78) Der Verfasser glaubt hier wohl an eine kleine Schrift unter

es war ihnen ein hoher Genuß, die Wahrheit desselben dadurch zu beweisen, daß Friedrichs innere Regierung so üble Folgen für sein Land hervorgebracht habe, weil er nach ganz antiphysiokratischen Grundsätzen regiert habe. Konnten, so schlossen sie, alle Geistes-Größe und alle Regenten-Tugenden dieses großen Mannes doch dem aus solchen Grundsätzen unaufhaltsam fließenden Verderben nicht wehren, was ist denn aus deren Befolgung unter minder hellsehenden, minder thätigen und kräftigen Regenten zu erwarten? Dieses in das mannichfachste und überzeugendste Licht zu setzen, war unstreitig ein Hauptzweck des gemeinsamen Werks, und daß er es war, hat nothwendig einer unpartheiischen Prüfung und Darstellung der preußischen Verwaltung unter Friedrich Eintrag thun müssen.

unter dem Titel: Ueber das physiokratische System, erinnern zu dürfen, durch welche er vor vierzig Jahren, einer der ersten in Deutschland, sich bemüht hat, von diesem System eine Idee zu geben, die er noch jezt unpartheiisch und vollständig findet. Sie ist zuerst erschienen im deutschen Museum 1778, 10tes Stück; von Sonnenfels fand sie würdig, davon in Wien 1782 einen besondern Abdruck machen zu lassen, und Mauvillon, Freund des Verfassers, aber schon damals eifriger Anhänger des Systems, schrieb zur Widerlegung der kleinen Schrift: Physiokratische Briefe. Braunschweig 1780.

Sind gleich, um diesen Zweck zu erreichen, nicht absichtlich Thatsachen erdichtet, als welches nach unserer Ueberzeugung nicht geschehen ist; so stellte sich den Verfassern doch Alles von selbst so dar, und wurde von ihnen auch so vorgetragen, wie die Behauptung ihres Lieblingssatzes es erforderte. Denn dies ist nun einmal die Beschränktheit des Menschen, auch des im Nachdenken geübten und über Vorurtheile sich erhebenden, daß, ist er einmal an eine gewisse Ansicht der Dinge gewöhnt, und hat er sich für dieselbe leidenschaftlich erwärmt, sich ihm alle Erscheinungen so gestalten, um ihn in jener Ansicht immer mehr zu bestärken! Zu diesen Haupturſachen der in das Werk eingeschlichenen Fehler kam nun noch die große Eile, mit welcher dasselbe geschrieben wurde. Mirabeau versprach sich von demselben in Frankreich bey den damaligen politischen Gährungen große Wirkung, er trieb also seinen Freund an, mit der Arbeit möglichst zu eilen. Mauvillon befolgte diese Aufforderung sogar zum Nachtheil seiner Gesundheit. Erst zu Ende des Jahrs 1786 fing er das Werk an, und ohngeachtet alles Aufenthalts, welchen das Herbeischaffen so vieler Materialien und die oft weite Entfernung der Freunde von einander herbeiführte, war dasselbe doch zu Ende 1787 in der Handschrift vollendet. Aus dieser übertriebenen

Eile

Eile ſind mehrere irrige Vorſtellungen zu erklären, die man beſonders von Mauvillon nicht hätte vermuthen ſollen, der bey ſeinen Unterſuchungen wirklich nichts als Wahrheit wollte, und keine Nebenzwecke hatte, auch dem preußiſchen Staate ſo nahe lebte, daß er leicht beſſere Belehrungen hätte einziehen können. Nur die Eile, zu der ihn Mirabeau antrieb, kann alſo ſeine Irrthümer entſchuldigen. Sehr begreiflich iſt es, daß dieſes mit einer hinreißenden Beredſamkeit, die immer eine Folge eigener Ueberzeugung iſt, geſchriebene Werk Manche von der Richtigkeit ſeiner Behauptungen völlig überzeugte, noch Mehrere in dem Glauben von der bisher angenommenen Vortrefflichkeit der Regierungsgrundſätze Friedrichs wenigſtens ſehr erſchütterte, und ſie zu welterm Nachdenken veranlaßte, aber auch, daß eben dieſes Werk allen denen höchſt misfällig und ärgerlich war, welche bisher Friedrichs Regierungsgrundſätze für muſterhaft und ganz unverbeſſerlich gehalten, und als ſolche ſie öffentlich geprieſen hatten. Ein Nebenumſtand trat hinzu, welcher das Werk, beſonders im Preußiſchen, noch gehäßiger machte. Ungefähr zu gleicher Zeit mit demſelben, oder kurz vor deſſen Erſcheinung, wurden die ſchon erwähnten Briefe, welche Mirabeau während ſeines zweiten Aufenthalts

zu Berlin geschrieben haben sollte, öffentlich bekannt gemacht, unter dem Titel: Histoire secrète de la Cour de Berlin. Die bedeutendsten Personen fanden sich durch diese Briefe auf das empfindlichste beleidigt. Hatten gleich beide Werke gar keinen Zusammenhang mit einander, und war es bey einigem Nachdenken nicht zu verkennen, daß die Bekanntmachung dieser Briefe, auch wenn Mirabeau sie dem größern Theile nach im Vertrauen wirklich geschrieben haben sollte, doch unmöglich von ihm veranlaßt seyn konnte: so mußte es doch denen, welche Mirabeau mit Güte aufgenommen und ihm Manches mitgetheilt hatten, sehr misfällig seyn, jezt ihre Fähigkeiten und ihren Charakter von ihm so nachtheilig beurtheilt zu sehen. Der Widerwille, der hieraus entstand, wurde ganz begreiflich auf das Werk über die preußische Monarchie übergetragen. Graf Hertzberg, schon durch Mirabeau's Urtheil über ihn in den Briefen sehr gekränkt, wurde es noch um so mehr dadurch, daß seine so oft öffentlich dargelegte Vorstellung von dem durch Friedrichs weise Regierungsanstalten bewirkten hohen Wohlstande und Glück des preußischen Staats, als auf ganz falschen Angaben beruhend, geschildert war. Hertzbergs patriotische Anhänglichkeit war so groß, daß eine Behauptung dieser Art ihn wirklich eben so sehr schmerzte, als der bitterste

per-

perſönliche Angriff. Er gab ſeinen Unwillen über das Mirabeauſche Werk in ſeiner nächſten academiſchen Vorleſung zu erkennen, und verſprach umſtändlich zu beweiſen, wie daſſelbe nur auf den falſcheſten und verdrehteſten Thatſachen und Schlüſſen beruhe. Er war hiezu auch feſt entſchloſſen, aber ſeine Geſchäfte, und, nachdem er dieſelben niedergelegt, der Mismuth, in welchem er ſeine lezten Lebensjahre zubrachte, ließen ihn nicht dazu kommen, den Vorſatz auszuführen. Noch trat ein Mann gegen das Werk auf, deſſen Lage und Ehre allerdings zu erfordern ſchienen, zu beweiſen, daß Friedrichs Finanz- und Handlungsſyſtem in dem Mirabeauſchen Werke nicht der Wahrheit gemäß dargeſtellt ſey. Dieſer Mann war der Generaldirektor des Acciſe- und Zollweſens de la Haye de Launoy, welcher in einer

94) Justification du Système d'Economie politique et finançier de Frédéric II dieſen Beweis zu führen unternahm. Es iſt demſelben aber nur gelungen, die gegen ſeine perſönliche Rechtlichkeit bey der Verwaltung des Acciſe- und Zollweſens erhobenen Zweifel zu widerlegen, aber die Zweckmäßigkeit und den politiſchen Werth der Finanz-Maaßregeln des Königs hat er

darzuthun nicht vermögt, und kaum dieſes zu thun verſucht.

Auch der Patriotismus von Nicolai, der keine Herabſetzung der Regierungsgrundſätze Friedrichs dulden konnte, wurde durch das Mirabeau-Mauvillonſche Werk zum Unwillen gereizt. Er machte auf manche von deſſen Verfaſſern begangene Fehler in den oben angeführten freimüthigen Anmerkungen über Zimmermanns Fragmente aufmerkſam, und in der Recenſion dieſes Werks in der neuen allgemeinen deutſchen Bibliothek [79]), die entweder von ihm herrührt, oder doch mit ſeiner Hülfe gemacht iſt. In derſelben ſind zwar manche Irrthümer des Werks gerügt, aber unpartheiiſch müſſen wir bemerken, daß viele und darunter wichtige Punkte in dieſen Kritiken gar nicht berührt ſind, alſo die Richtigkeit des Geſagten zugeſtanden ſcheint, wie denn überhaupt Nicolai den Werth des Mirabeauſchen Werks gar nicht verkannte.

Nach-

79) S. dieſelbe im 11ten, 19ten und 22ſten Bande. Nicolai hatte dieſes Journal zwar damals einem andern Verleger abgegeben, nahm aber an demſelben, beſonders bey Gegenſtänden, die ihn intereſſirten, noch immer Antheil.

Nachdem der Fortgang der Zeit unsere Einsichten, sowohl in Absicht der Staatsverwaltung überhaupt, als insbesondere über Preußen zur Zeit Friedrichs II, vielfach erweitert und manche Behauptung, die, als sie zuerst gemacht wurde, auffallend schien, bestätigt oder genauer bestimmt hat, kann jezt ein unpartheiischer Leser nicht verkennen, daß Mirabeaus und Manvillons Buch sehr viele wahre und scharfsinnige Bemerkungen enthält, die der Beherzigung und des weitern Nachdenkens von Staatsverwaltern sehr werth sind, die Fehler desselben aber aus den angeführten Gründen erklärt werden können, und bey der unverkennbaren Wahrheitsliebe der Verfasser nicht die strenge Rüge oder gar Geringschäzung des Werks verdient haben, welche bald nach dessen Erscheinung sich diejenigen erlaubten, die ihren Patriotismus dadurch zu bewähren glaubten, wenn sie Friedrich II und seine Einrichtungen als ganz vollkommen und unfehlbar schilderten.

Wir bemerken noch, daß die deutsche Umarbeitung, welche Manvillon nach Mirabeau's Tode unternommen hat, in Absicht der Sachen unstreitig vor der französischen Ausgabe den Vorzug hat. Sie enthält Alles, was den preußischen Staat betrifft, in eben der Ordnung mit einigen Erweiterungen und

Berichtigungen. Mauvillon erlebte aber deren Vollendung nicht; er ſtarb während des Abdrucks des dritten Bandes. Der vierte Band iſt daher von einem andern achtungswerthen Gelehrten, von Blankenburg [80]), aus dem Franzöſiſchen überſezt und mit berichtigenden Anmerkungen verſehen, welche, vorzüglich in Abſicht des preußiſchen Kriegsweſens, erheblich ſind, das Blankenburg gründlicher als Mauvillon kannte. Nur die Art, wie dieſe Verbeſſerung und Berichtigung bewirkt worden, iſt, unſrer Einſicht nach, ſehr unbequem. Blankenburg hat viele in ſeinem Originale bemerkte Fehler in hinzugefügten Noten angezeigt und berichtigt, ſehr viele aber hat er aus ſeiner Ueberſetzung ganz weggelaſſen und ſeine

80) Von Blankenburg, 1744 in Pommern geboren, war zu Anfang des ſiebenjährigen Krieges in Dienſt getreten, und hatte denſelben als Lieutenannt bey den preußiſchen Dragonern mitgemacht. Nach dem Frieden nahm er ſeinen Abſchied mit dem Character als Hauptmann, lebte von 1777 an in Leipzig und widmete ſich eifrig den Wiſſenſchaften, von denen er mehrere Zächer gründlich kannte: er iſt geſtorben 1796. Sowohl durch eigene als überſezte Schriften iſt er nüzlich geworden; vorzüglich ſind ſeine Zuſätze zu Sulzers allgemeiner Theorie der ſchönen Künſte (die ſowohl den ſpätern Ausgaben beygefügt, als auch beſonders gedruckt ſind) wegen der darin enthaltenen reichen Litteratur ſehr ſchäzbar.

seine Verbesserungen sogleich im Texte angebracht. Diese Ungleichförmigkeit macht es für den Leser, welcher das deutsche Werk allein vor sich hat, oft schwer zu unterscheiden, ob der Verfasser oder der Uebersetzer redet; im ganzen Vortrage ist der Zusammenhang unterbrochen und durch Widersprüche oft verwirrt. Weit besser würde es gewesen seyn, wenn Blankenburg sich entschlossen hätte, entweder den französischen Text vollständig zu übersetzen, und, anstatt ihn durch berichtigende Noten so oft zu unterbrechen, am Ende jeden Abschnitts dasjenige zusammenhängend zu bemerken, was ihm darin irrig schien, oder er hätte den französischen Text ganz wegwerfen und einen nach seiner Einsicht richtigern ausarbeiten müssen. In dem einen wie in dem andern Falle würde das Werk ungleich lehrreicher und weit angenehmer zu lesen seyn. Außer diesem begangenen Hauptfehler hat Blankenburg, unsrer Meinung nach, auch nicht selten Mauvillon Unrecht gethan, kleine Fehler in Absicht der Thatsachen zu stark gerügt, und den Urtheilen seines Autors nicht immer mit guten Gründen widersprochen. Wenn Mauvillon vorgeworfen werden kann, daß er absichtlich darauf ausgegangen sey, die preußischen Einrichtungen zu tadeln (welches wir doch grade im Militair-Fache am wenigsten glauben), und dieser Tadel zuweilen ungerecht gewesen

sen seyn mag: so war dagegen Blankenburg zu partheiisch von der Vollkommenheit der Verfassung unter Friedrich II eingenommen, und wollte an derselben nichts getadelt wissen. Die Berichtigung faktischer Umstände ist daher das Schätzbarste in der Blankenburgschen Umarbeitung, und es ist allerdings auffallend, daß Mauvillon, unstreitig Kenner der Kriegskunst, der den preußischen Staaten so nahe lebte, und so viele Mittel hatte, zuverläßige Nachrichten einzuziehen, so wenig gut unterrichtet gewesen ist, und daß auch Mirabeau, der den Krieg gleichfalls praktisch kannte, und mit so vielen preußischen Militairs genauen Umgang gehabt hatte, die von seinem Gehülfen begangenen Fehler nicht bemerkt und berichtigt hat. Mit Recht hat man aus der deutschen Umarbeitung Alles weggelassen, was nicht eigentlich Preußen betraf, und durch dessen Beifügung Mirabeau das Werk unnöthig vergrößert und vertheuert hatte. Hieher gehört die Tactique prussienne, welche einen guten Theil des vierten Bandes im französischen Werke ausfüllt. In derselben sind die Grundsätze der Kriegskunst nach den preußischen Reglements von Mauvillon genau beschrieben. So schätzbar diese Ausarbeitung auch an sich ist, wie Kenner uns versichert haben, gehörte dieselbe doch nicht in ein statistisch-politisches Werk. Auch der

der

der franzöſiſchen Ausgabe beigefügte Atlas iſt bey der deutſchen weggeblieben. Er enthält in einem ſtarken Foliobande mehrere geographiſche Charten, ſtatiſtiſche Tabellen und militairiſche Zeichnungen zur Erläuterung der Tactique prussienne. Die beiden lezten Bände des franzöſiſchen Werks handeln von Sachſen, Oeſterreich und Bayern in eben der Art, nur kürzer, wie die erſten Bände von Preußen. Auch in dieſen Aufſätzen finden ſich ſchätzbare Bemerkungen; nur weil es bey denſelben den Verfaſſern noch mehr als bey Preußen an Hülfsmitteln fehlte, und zu ſehr in Eil gearbeitet wurde, mögen der unrichtigen Behauptungen noch mehrere eingeſchlichen ſeyn. In der deutſchen Umarbeitung ſind ſie, als zum Werke nicht gehörig, mit Recht weggelaſſen.

95) Friedrichs des Einzigen authentiſche Charakteriſtik nach ſeinen eignen Geſtändniſſen. Berlin 1790. — Der ungenannte Herausgeber dieſer Sammlung ſoll ein Herr Andre, Direktor der evangeliſchen Schule zu Brünn in Mähren, ſeyn, ein durch mehrere gemeinnützige Schriften rühmlich bekannter Mann. Derſelbe hat den glücklichen Gedanken gehabt, Friedrichs Charakter dadurch auf eine ächte und zuverläßige Art zu ſchildern, daß er aus ſeinen Briefen alle diejenigen Stel-

Stellen, worin der König seine Empfindungen und Gedanken bey den ihn betreffenden Ereignissen, und seine Urtheile über Menschen und Dinge geäußert, in chronologischer Ordnung ausgezogen und zusammengestellt hat. Diese Auszüge fangen im Jahr 1736 mit Friedrichs vier und zwanzigsten Jahre an, und endigen mit dem Jahre seines Todes. In der That geben dieselben ein wahres Bild von Friedrichs geistigem und moralischem Leben. Wir sehen, wie seine Einsichten mit dem wachsenden Alter sich erweitern und berichtigen, wie die Leidenschaften zunehmen und heftiger werden, aber auch, wie der große Mann sie beherrscht, und wie mehr durch dessen eigene Kraft, als durch die Abstumpfung des Alters, Ruhe und stille Gleichmuth herrschend in seinem Innern werden. Wir überzeugen uns, wie bey diesem außerordentlichen Manne die Grundlage des Charakters immer gleichgeblieben sey, wie er von früher Jugend an seine Handlungen mit großem Nachdenken und Ueberlegung eingerichtet, wie seine Gesinnungen immer die edelsten, und seine Thätigkeit immer auf die würdigste Ausfüllung seiner Stelle in der Welt gerichtet, und sein Hauptvergnügen Befriedigung einer nie nachlassenden Wißbegierde gewesen, endlich, wie bey aller Stärke und Kraft seines Charakters doch die sanften Gefühle für Freundschaft und Menschlich-

lichkeit nie in ſeinem Herzen erſtorben ſind. Wir zweifeln nicht, daß das Leſen dieſer eignen Geſtändniſſe Friedrichs mit noch mehr Achtung und Liebe zu ihm hinziehen und unſre Darſtellung ſeines Geiſtes und Herzens beſtätigen werde. Der Herausgeber dieſer Sammlung hat dieſelbe dadurch noch lehrreicher gemacht, daß er eine Ueberſicht der vornehmſten moraliſchen Eigenſchaften, welche in den Briefauszügen kund gegeben werden, voranſchickt, mit Nachweiſung der einzelnen Stellen. Wir empfehlen alſo denjenigen, welchen das Leſen der eignen Briefe des Königs zu weitläuftig iſt, dieſe Auszüge derſelben. Eben dieſem Verfaſſer wird auch zugeſchrieben:

96) Leben und Charakter Friedrichs II, nebſt einem zweckmäßigen Auszuge aus deſſen ſämmtlichen Werken, mit Zuſätzen und eignen Anmerkungen. Herausgegeben von Freier. Berlin 1795. — Der Auszug iſt die Hauptſache, und nimmt den größten Theil des Werkchens ein. Er enthält merkwürdige Gedanken des Königs über Gegenſtände der Politik, der Philoſophie und vermiſchte Materien. Die Auswahl iſt gut, und die hinzugefügten Anmerkungen beweiſen einen denkenden und unterrichteten Mann, und geben zum eignen Weiterdenken

denken Stoff. In dem Leben des Königs wird in einem guten Ton das Merkwürdigste kurz und den Leser unterhaltend erzählt.

97) Charakteristik Friedrichs II, Königs von Preußen, entworfen von Doktor Würzer. Leipzig 1795. — Diese Schrift erschien zuerst im Pantheon der Deutschen, Chemnitz 1794, einer Sammlung, welche die edelsten Männer unseres Volks in kurzen Biographien zu schildern bestimmt war. Der erste Theil desselben enthält Luther und Friedrich II. Des Letztern Leben (dessen Verfasser ein Privatgelehrter zu Hamburg oder Altona war) ist kurz, aber mit guter Auswahl des Wichtigsten erzählt, und dem folgt eine etwas ausführlichere Charakteristik Friedrichs als Menschen, Regenten und Feldherrn, in edlem und würdigem Styl, ohne Uebertreibung und Schwulst. Friedrich wird als ein Muster der Regenten dargestellt, doch sind auch Mängel und Fehler nicht übergangen. Wir zählen diese Schrift zu den besten, die in unserer Sprache über den König geschrieben sind, und wenn derselbe gleich bey weitem nicht umfassend und vielseitig genug dargestellt worden, so haben wir doch keine erheblichen Unrichtigkeiten bemerkt. Einige merkwürdige

Scenen

Scenen seiner Geschichte sind in saubern Kupferstichen dargestellt und historisch erläutert.

98) Specielle Zeit- und Geschäfts-Eintheilung Königs Friedrichs II, auf Befehl Kaisers Pauls des Ersten, von dem General-Major und Ritter Baron von Diebitsch. St. Petersburg 1802. — Die unglaublich scheinende Thätigkeit Friedrichs, der eine Menge der verschiedenartigsten Geschäfte, ohne sich je zu ermüden noch zu verwirren, und mit anscheinender Leichtigkeit zu Stande brachte, wird durch seine musterhafte Zeiteintheilung und die zweckmäßige Ordnung erklärt, mit der er alle seine Arbeiten leitete. Jedes Geschäft hatte bey ihm seine Zeit, und jede Zeit ihr Geschäft; deshalb war er nie gedrängt durch seine Arbeiten, und nie verlegen mit Anwendung seiner Zeit. Jedes Jahr, jede Jahrszeit, jeder Tag war bey ihm eingetheilt, und alle seine Arbeiten folgten so natürlich, eine der andern die Hand bietend, auf einander, daß man glaubte, es hätte für kein Geschäft eine bessere Zeit ausgefunden werden können, als die, in der es Friedrich vornahm. Wir haben von denen, die lange unter seinen Augen gearbeitet, vernommen, daß sie, an die einmal eingeführte regelmäßige Ordnung gewöhnt, bey aller Ue-

berhäufung mit Arbeit, doch nie durch dieselbe sich erdrückt gefühlt hätten und immer zu rechter Zeit fertig geworden wären. Eine ins Einzelne gehende deutliche Schilderung der Ordnung, welche Friedrich in alle seine Geschäfte gebracht, und der Art, wie er seine Zeit eingetheilt hatte, würde höchst lehrreich und interessant seyn. Dem Verfasser dieser Schrift hat es auch nicht an Gelegenheit gefehlt, sich über die Zeit-Eintheilung des Königs wohl zu unterrichten. Von Diebitsch war in Schlesien geboren, und wurde, nachdem er den siebenjährigen Krieg mitgemacht, nach dessen Ende zuerst als Hauptmann im Cadettencorps angestellt, 1765 aber nach Potsdam als Adjudant und Quartiermeister-Lieutenant in die königliche Suite versezt. Er scheint in dieser Lage bis zu Friedrichs Tode geblieben zu seyn. Nachher wurde er Bataillons-Chef, 1793 nahm er seinen Abschied als Obrist-Lieutenant und ging in russische Dienste, wo er es bis zum General-Major brachte. Unter dem jezigen Kaiser Alexander wurde er Chef aller Gewehrfabriken, soll aber diese Stelle niedergelegt und sich auf die Güter gezogen haben, die ihm der Kaiser in Kurland geschenkt hatte. Die Schilderung der Zeit-Eintheilung Friedrichs hat Herr von Diebitsch auf Befehl Kaisers Pauls I entworfen, welchem Monarchen seine Wißbegierde, über diesen

Punkt

Punkt unterrichtet zu werden, Ehre macht. Der Verfaſſer hat gewiß den beſten Willen gehabt, ſeinen Gegenſtand der Wahrheit gemäß und mit gehöriger Deutlichkeit zu bearbeiten. Aber es fehlte ihm, wie ſeine Schrift beweiſet, hiezu an Fähigkeit. Er ſelbſt hatte nicht genug Ordnung in ſeinen eignen Ideen, um diejenige, welche der König in die ſeinigen und in ſeine Geſchäfte gebracht hatte, richtig darzuſtellen. Er hatte ſich, was doch vor Allem nöthig war, keinen Plan zu ſeiner Arbeit gemacht; er ſpringt daher von einem auf das andere, und verwechſelt nicht ſelten die Regeln mit den Ausnahmen, ohne anſchaulich zu machen, wie Friedrich, wenn er auch leztere zulaſſen mußte, doch immer bey erſteren feſt blieb. Auch verſteht er nicht die Kunſt zu ſchreiben; ſeine Perioden ſind verwickelt und in einander geſchoben; ſogar gegen die grammatikaliſche Richtigkeit wird zuweilen verſtoßen. Die Folge hievon iſt, daß, ungeachtet der vielen Abtheilungen und der kleinlichen Genauigkeit, mit welcher der Verfaſſer die Zeit-Eintheilung des Königs beſchreibt, man doch von derſelben keinen deutlichen Begriff bekömmt, vielmehr oft nur verwirrt wird. Bey allen dieſen Unvollkommenheiten belehrt dieſe Beſchreibung dennoch, mit welcher unnachlaſſenden Standhaftigkeit der König Allem dem oblag, was er für ſeine Pflicht

hielt, und wie er sich allen dazu gehörenden Obliegenheiten unterzog, auch wenn sie ihm noch so lästig und beschwerlich seyn mochten, z. B. bey den jedes Jahr wiederkehrenden einförmigen Untersuchungen, die er über den Zustand seiner Armee im Einzelnen anstellte, und die er mit immer gleichem Eifer, immer gleicher Aufmerksamkeit und Thätigkeit betrieb.

99) Les délassemens littéraires ou heures de lecture de Frédéric II, par Dantal, ci-devant Sous-Lecteur. à Elbing 1791. — Der Verfasser war der lezte Vorleser Friedrichs, und eigentlich der einzige, den derselbe je zu diesem Amte wirklich gebraucht hat. Denn in frühern Jahren ließ sich der König nicht vorlesen, sondern benuzte diejenigen, welche den Titel seiner Vorleser hatten, zu litterarischen Unterhaltungen, und ließ sich von ihnen Bericht über neue Schriften erstatten, die er ihnen zur Prüfung anvertraut hatte. Deshalb wurden zu diesem Amte gewöhnlich Männer von Kenntnissen gewählt. Aber in den lezten Jahren, wie Friedrichs Augen schwächer wurden, und er wirklich eines Vorlesers bedurfte, wollte er zu diesem Geschäft einen jungen Menschen von guten Schulkenntnissen, der eine richtige und angenehme Aussprache hätte, und er trug Merian auf,

auf, ihm einen solchen auszuwählen. Dieser schlug Dantal vor, der, aus der französischen Kolonie zu Berlin abstammend, im dortigen französischen Gymnasium gebildet, und damals bey dem Potsdamer Militair-Waisenhause als Lehrer angestellt war. Er wurde im November 1784 vom Könige, nachdem er ihn vorher selbst geprüft, angenommen, und hat diesem Monarchen meistens alle Tage, bis kurz vor seinem Tode, täglich einige Stunden vorgelesen. Der Verfasser giebt in dieser Schrift eine Nachricht von diesen Vorlesungen. Der König wählte immer selbst die Bücher, die gelesen werden sollten, hörte sehr aufmerksam, und machte zuweilen kurze Bemerkungen über das Gelesene. Seine Lieblingsbücher waren immer die Alten, vorzüglich Geschichtbücher; er las den Tacitus und Sueton abwechselnd, um diese beiden Schriftsteller in Absicht der Begebenheiten, die sie beide behandeln, vergleichen zu können. Robertsons Geschichte Carls V fand sehr seinen Beifall. Er kehrte oft zu Voltaire's Schriften zurück; die kleinern Schriften dieses Schriftstellers, oder auch Schauspiele von Molliere, ließ er gewöhnlich lesen, wenn er sehr leidend war, oder auch, wenn seine Geschäfte die Lektüre großer Werke deshalb nicht erlaubten, weil er in derselben nicht gern oft abbrach.

Dantal rühmt sehr die ausnehmende Güte, mit welcher der König ihn immer behandelte; auch wenn er durch heftige körperliche Schmerzen übel gestimmt war, hatte dieses auf sein Benehmen gegen ihn, so wie auch gegen die aufwartenden Bedienten, nie den mindesten Einfluß. Wenn der König mit Dantals Aussprache nicht zufrieden war, sagte er ihm dieselben Worte öfters langsam vor, und ließ sie ihn mehrmals nachsprechen, ohne je ungeduldig dabey zu werden. Er pflegte dann wohl zu sagen: so etwas lernt sich nicht in acht Tagen. Wenn Dantal zuweilen seine eigene Aussprache gewisser Worte gegen die, welche der König forderte, vertheidigte, hörte der König seine Gründe ruhig an, und sagte einmal: Ja, ein junger Mensch kann einen Alten wohl zurechtweisen. Fehlte Dantal irgend worin aus Unwissenheit, so sagte ihm der König nie etwas darüber, sondern nahm nur eine mehr als gewöhnlich ernsthafte Miene an. Sobald jener aber seinen Fehler gewahr geworden war, sich entschuldigt und den Grund seines Benehmens angegeben hatte, war der König wieder freundlich wie zuvor. Mit Vergnügen haben wir diese kleinen Züge angeführt, welche die Milde und Güte des Königs gegen einen Niedern, und die in seiner Seele stets wohnende Heiterkeit bewähren.

100) Boruſſias oder der ſiebenjährige Krieg, in zwölf Geſängen von Jeniſch. Berlin 1794. — Schon im nächſten Jahrzehend nach Friedrichs Tode erſchien dieſer Verſuch, ſeine großen Thaten epiſch zu beſchreiben. Von dem Dichter iſt bereits oben (S. Nr. 38) eine kurze Notiz gegeben. Wenn es demſelben auch nicht gelungen iſt, ein vollkommnes Heldengedicht zu liefern, ſo verdiente der Verſuch doch die Aufmunterung, die er ſelbſt von einem Wieland erhalten hat. Wie es ſcheint, hat er zu ſehr geeilt, um fertig zu werden, auch nachher nicht ſeinem Werke durch fortgeſezte Arbeit noch die Vollkommenheit gegeben, die des Stoffes würdig geweſen wäre.

101) D. M. Friederici II S. — Unter dieſem Titel erſchien zu Wien am Ende des Todesjahres Friedrichs 1786 dieſe Denkſchrift im lateiniſchen Lapidar-Styl. Der Verfaſſer derſelben iſt von Birkenſtock, geboren 1738 zu Heiligenſtadt im Eichsfelde. Nachdem er den Unterricht auf dem Gymnaſio ſeiner Vaterſtadt bey den Jeſuiten genoſſen, vollendete er ſeine Studien auf der Univerſität zu Mainz; hier erhielt er Gelegenheit, bey dem kaiſerlichen Geſandten Grafen von Pergen als Legationsſecretair angeſtellt zu werden, und wurde

dann nach Wien versezt, wo er unter Fürst Kaunitz in der Staats-Canzley arbeitete. Er wurde kaiserl. königl. Hofrath und Bücher-Commissarius, und ist 1807 gestorben. Sowohl der kurze und gedrängte Styl, als der Umstand, daß der Verfasser ein österreichischer Staatsdiener war, erwarb der Lobschrift vielen Beifall. Graf Hertzberg wurde durch dieselbe hoch erfreut, und ließ sie in Berlin bald wieder abdrucken und mit einer deutschen Uebersetzung herausgeben, die einen Prediger Dapp zum Verfasser hat. In Hannover erschien zugleich eine andere Uebersetzung von Mörlinger, und noch eine in Mannheim von Spielberger. Zulezt wurde auch noch in Wien eine Uebersetzung bekannt gemacht, welche man dem von Birkenstock selbst zuschrieb. Doch alle Uebersetzungen, auch die des Verfassers selbst, erreichten nicht den energischen Ausdruck des Originals; die Berliner wurde für die beste gehalten. Bey allem Verdienst, das diese Denkschrift in Absicht der Sprache unstreitig hat, ist doch nicht zu verkennen, daß sie keinesweges eine vollständige, noch weniger eine unpartheiische Schilderung der Größe Friedrichs enthält; von seiner innern Regierung, von seinem Privatleben wird darin gar nichts gesagt. Einige seiner größten Handlungen, z. B. die Rettung Bayerns, der Fürstenbund, sind offenbar ganz falsch

falſch dargeſtellt. Weil dies gar zu ſehr in die Augen fiel, und das Gedicht durchaus nicht als hiſtoriſche Quelle betrachtet werden konnte, hielt es Hertzberg für ſchicklicher, den Berliner Abdruck mit gar keinen berichtigenden Anmerkungen begleiten zu laſſen. Der hannöveriſche Ueberſetzer hat aber einige der gröbſten hiſtoriſchen Irrthümer bemerklich gemacht. Der Verfaſſer der Denkſchrift hat übrigens nachher noch einige Gedichte in ähnlicher Art geſchrieben, z. B. eine kräftige patriotiſche Aufforderung an die edle ungariſche Jugend (ad Ungaros Ungarus 1796); eine Elegie auf den unglücklichen frühen Tod des ungariſchen Palatinus Erzherzogs Joſeph, 1801. Das lezte ſeiner Werke iſt erſt nach des Verfaſſers Tode 1813 erſchienen. Es war eine dichteriſche Darſtellung des edlen Marmor-Denkmals der Erzherzogin Chriſtina, das deren Gemahl, der Herzog Albrecht von Sachſen-Teſchen, durch den groſſen Bildhauer Canova in der Auguſtiner-Kirche zu Wien hat errichten laſſen, welches von Kennern als das ſchönſte Denkmal neuer Bildhauer-Kunſt geſchäzt wird.

102) De rebus gestis Friderici Magni, junctis cohaerentibus eis rerum in Germania gestarum historiis.

Partes 4. 1788 — 1791. — Ein wohlgelungener Versuch, Friedrichs Geschichte in lateinischer Sprache zu beschreiben. Der Verfasser ist Röder, Sachsen-Hildburghausischer Kanzler, der 1816 gestorben ist. Er hatte von früher Jugend an die römischen Geschichtschreiber zu seinem besondern Studium gemacht, und unternahm zu seinem Vergnügen in deren Sprache die Geschichte Friedrichs zu beschreiben, worin er auch die merkwürdigsten Begebenheiten Deutschlands geschickt einwebte. Das Werk ist aber nicht vollendet, sondern bricht bereits mit dem Jahre 1760 ab.

103) Leben Friedrich des Zweiten, skizzirt von einem freimüthigen Manne. 4 Bändchen. Amsterdam 1789. — Dieses Werk ist in Wien gedruckt und hat einen dortigen Privatgelehrten, Richter, zum Verfasser. Es ist die giftigste und boshafteste Entstellung der Geschichte und des Charakters des Königs. Alle nachtheiligen, auch noch so ungereimten Gerüchte werden als Wahrheit erzählt, alles Gute wird verkehrt, und die besten Handlungen werden schlechten Beweggründen beigemessen. Sogar über des Königs körperliche Leiden erlaubt dieser Schriftsteller sich den unwürdigsten Spott, z. B. „das Podagra sprach fast alle

„Jahre

„Jahre bey ihm zu. Es ist doch sonderbar, daß die „Natur einem Geiste, bey dessen Zeugung sie sich „erschöpfte, seinen Wohnsitz in einem Körper anwies, „der lebenslänglich Gicht und Podagra hatte.“ Kann man eine alberne Bemerkung niedriger ausdrücken? Wir führen nicht mehrere noch weit ärgere Stellen an. Das Werk verdient keine Aufmerksamkeit und ist schon längst vergessen.

104) Ueber König Friedrich II und die Natur, Würde und Bestimmung der preußischen Monarchie. Oeffentliche Vorlesungen, gehalten zu Berlin im Winter 1810, von Adam Müller. Berlin 1810. — Diese Schrift ist im Ton und Sinn der neuesten Zeit geschrieben, die, wie man weiß, dem großen Könige nicht günstig sind. Doch gehört Herr Müller (geboren zu Berlin, jezt kaiserlich-österreichischer General-Consul zu Leipzig) keineswegs zu den Schmähern Friedrichs, von denen wir zu Anfange dieses Aufsatzes geredet haben, die den Charakter des Königs durchaus verkennen und ihn unwürdig herabsetzen. Der Schriftsteller, von dem wir hier reden, erkennt die Größe Friedrichs; er gesteht, „derselbe sey das Höchste gewesen, was er nach Maaßgabe seiner Zeit und seiner Umstände seyn konnte;“

unstreitig das größte Lob, das gegeben werden kann. Herr Müller tadelt an dem Könige nur, daß er seine Regierung nicht nach den Grundsätzen eingerichtet habe, die dieser Verfasser für die einzig wahren hält, und die er in einer frühern Schrift zuerst entwickelt zu haben glaubt [81]). Diese Grundsätze welchen freilich von denjenigen sehr ab, welche bisher in allen Staaten und auch von Friedrich befolgt sind, und welche nicht vorher, ehe sie Herr Müller entdeckte, geahnet zu haben für Letztern kein Vorwurf seyn kann, da sie so lange nach seinem Tode erst kund geworden sind. Der Verfasser ist unstreitig ein Mann von Einsicht und eignem Nachdenken, aber wir gestehen, daß wir Vieles in dessen Schriften unverständlich finden, da dieser Schriftsteller geflissentlich darauf ausgeht, nicht nur neue und auffallende Dinge zu sagen, sondern auch dieselben auf eine ganz neue und auffallende Art vorzutragen, welches ihm fühlbar nicht geringe Mühe gekostet, und dem auch der Leser nicht ohne Mühe zu folgen vermag. Das Werk, mit dem wir es hier zu thun haben, behandelt eigentlich zwey von einander wesentlich verschiedene Gegenstände, nämlich Friedrich II und dessen Staats-

81) Die Elemente der Staatskunst. Berlin 1809.

Staatsverwaltung, und dann die Mittel, durch welche der preußische Staat aus dem Verfall, in welchen er zu der Zeit, wo der Verfasser schrieb, versunken war, wieder zu hohem und sicherm Wohlstande erhoben werden könnte. Der leztere Gegenstand beschäftigt den Verfasser bey weitem am meisten, und nimmt den größten Theil des Werks ein, deshalb ist dasselbe eigentlich Fortsetzung und Anwendung der in dem bereits erwähnten frühern Werk enthaltenen neuen Theorie der Staatskunst; Friedrichs wird nur wenig im Vorbeigehen, und freilich meistens tadelnd, gedacht. In Rücksicht jenes ersten Gegenstandes fühlen wir uns nicht berufen, des Verfassers politische Grundsätze, welche in poetisch-metaphysisches Dunkel gehüllt sind, zuvörderst in die gemeinverständliche Sprache überzutragen, und dann ihre Richtigkeit zu prüfen. Könnten wir auch dazu die Fähigkeit uns zutrauen, so würde doch hier nicht der geeignete Ort zu einer solchen Prüfung seyn. Auch bey des Verfassers Urtheilen über Friedrich, die mit dem unsrigen nicht übereinstimmen, können wir nicht lange weilen. Sie sind mit der neuen Theorie der Staatskunst zu sehr verwebt, um sie von derselben abgesondert zu würdigen. Auch halten wir dieses in der That unnöthig. Wir haben das Bild des Königs nach bester Einsicht hingestellt, so

wie

wie es uns nach dessen offenkundigen Thaten und nach seinen Schriften erscheint. Mit welcher Richtigkeit es geschehen sey, überlassen wir den Lesern zu beurtheilen. Aber wie des Königs Regierungsart mit einer später ersonnenen Theorie der Staatsverwaltung übereinstimmen möge? kümmert uns wenig, und kann auch für das Publikum kein Interesse haben. Nur ein Urtheil des Herrn Müllers können wir nicht ungerügt lassen, da es Friedrichs Charakter als Menschen betrifft, und nach unserer Ueberzeugung ihm sehr unrecht thut.

„Melancholie, Hang zur Einsamkeit und eine „gewisse Menschenverachtung," sagt der Verfasser, „sind die Grundzüge in dem Gemählde der lezten Le„benstage unsers großen Friedrichs. Wie geräth „das große, zufluchtsreiche Gemüth, das üppig be„gabte und doch in großen Schicksalen so befestigte „und erhabene Herz des Königs zulezt in diese trüben „Labyrinthe! Wie geht es zu, daß von allen Auf„wallungen der Liebe, der Freundschaft, der Be„wunderung, nach siebenzigjährigen Erfahrungen „nichts zurückbleibt, kein fester lebendiger Glaube an „die Menschheit und menschliche Zukunft, nur eine „unbestimmte Sehnsucht in die Ewigkeit, einige Zärt„lichkeit für Thiere, und kalte, strenge Erfüllung „seines lezten Berufs!"

Diese

Dieſe Schilderung iſt durchaus falſch. Wie und worin hätte der König in ſeinen lezten Lebenstagen Melancholie bewieſen? Er duldete während derſelben, wie wir geſehen haben, mit Gelaſſenheit und ſtiller Ergebenheit ſeine großen körperlichen Leiden, blieb, ſo weit es dieſe nur immer erlaubten, ſeiner gewohnten Lebensordnung treu, beſorgte ſeine Geſchäfte mit eben der innigen Theilnahme, die er ihnen immer gewidmet hatte, bis zum lezten Tage, und erheiterte ſeinen Geiſt durch Vorleſen und Geſpräche, war heiter und freundlich, und wurde denen, die um ihn waren, durch Unmuth und Klagen nicht läſtig. Dies haben ſie alle bezeugt und erklärt, daß während der lezten Tage (auf welche Herr Müller doch ſeine Schilderung einſchränkt) durchaus keine Veränderung in Friedrichs Charakter bemerkt ſey. Aber auch in den lezten Jahren des Königs iſt eine ſolche nicht ſichtbar geworden. Wir wollen acht Jahre vor ſeinem Tode zurückgehen. Der bayerſche Erbfolgekrieg, den Friedrich damals ungern, aber aus Pflicht, führen mußte, griff ihn allerdings ſehr an, weil er gerade damals beſonders kränklich war; die körperlichen und geiſtigen Anſtrengungen, welche die höchſte Leitung des Krieges nothwendig machte, ſchwächten ihn ungemein; er konnte Unruhen, Sorgen und Nachtwachen nicht mehr ſo gut, wie zwan-

zig

zig oder dreißig Jahre früher, ertragen. Daß dieser Krieg nicht mit der Raschheit und Entschiedenheit geführt werden konnte, mit denen Friedrich sonst gekriegt hatte, verstimmte ihn und gab oft üble Laune. Aber unmittelbar nach dieses Krieges Beendigung, dessen Zweck glorreich erreicht wurde, und der dem Könige die hohe Achtung und das Vertrauen von Deutschland und Europa erwarb, besserte sich bald des Königs Gesundheit, und mit ihr seine Gemüthsstimmung, auf eine Jedem, der ihm nahe kam, sichtbare Weise. Er verlebte die folgenden Jahre mit vollkommenster Heiterkeit, bis zum Eintritt seiner lezten schmerzhaften Krankheit, und auch während dieser verließ ihn die Heiterkeit nicht. Er hat während dieser seiner lezten Periode, welche gerade der Gegenstand unsres Geschichtbuchs ist, die größte Thätigkeit ohne den mindesten Nachlaß bewiesen. Er hat alle seine Regentenpflichten vollkommen, gewiß nicht als kalten Beruf, erfüllt; nie ist Ermattung oder Ueberdruß an ihm bemerkbar gewesen; er hat während dieser Periode das große Werk einer neuen Gesetzgebung angefangen und mit lebhaftestem Eifer betrieben, an allen merkwürdigen Ereignissen von Europa den lebendigsten Antheil bewiesen, in dieselben kräftig, aber mit Mäßigung und Weisheit, eingewirkt, der unruhigen Ehrsucht zweier mächtigen

Kai-

Kaiserhöfe hat er widerstanden, und ihren weit aussehenden Entwürfen Schranken gesezt, ohne deshalb den Frieden unterbrechen zu dürfen. Alles dieses ist in unserer Geschichte deutlich entwickelt und nach strenger Wahrheit dargestellt. Wenn Herr Müller dieses Alles erwägt, kann er unmöglich glauben, daß Friedrichs Gemüth in eben dieser Zeit durch Melancholie sey niedergebeugt gewesen. Dieses Wort ist überhaupt nicht das richtige, um in irgend einer Lebensperiode seinen Gemüthszustand zu bezeichnen. Unmuth und üble Laune wurden bey Friedrich immer durch bestimmte äußere Dinge veranlaßt, und gingen mit diesen bald vorüber. Nicht nur deren äußern Ausbruch wußte der König zu verbergen und zurückzuhalten, sondern es war seine große Kunst, eine in seinem Innern erregte Unlust bald wirklich zu besänftigen, und die heitere Zufriedenheit, die sein gewöhnlicher Zustand war, wieder herzustellen.

Einen Hang zur Einsamkeit hat Friedrich allerdings von Jugend auf gehabt, weil er bereits früh den Werth der Zeit zu schäzen wußte, und deren weiser Gebrauch für ihn weit mehr Reiz hatte, als rauschendes Vergnügen, welches Gesellschaften und Hofgepränge nach gewöhnlicher Art gewähren können. Uebrigens hat er das Vergnügen guter Gesellschaft

immer und bis ins Alter sehr geschätzt und genossen. Die Einsamkeit hat ihn gewiß nicht einen Augenblick schwermüthig gemacht. Er war in derselben stets froh und heiter. Daß aber mit dem Alter die Liebe zur Einsamkeit noch zugenommen, und Friedrich an der Gesellschaft, besonders vieler und ihm neuer Menschen, immer weniger Gefallen gefunden, ist eine sehr gewöhnliche Sache, welche er wohl mit den Meisten von höherm Alter gemein hatte.

Daß der König die Menschen im Ganzen nicht sehr geachtet, und dieses mit den zunehmenden Jahren noch merkbarer geworden, ist allerdings wahr. Aber wer, möchten wir fragen, der lange unter den Menschen gelebt, sie recht kennen gelernt, hat je sehr günstig, im Ganzen genommen, von ihnen gedacht? Welcher denkende, wirklich selbstregierende Regent, der so viel Gelegenheit hat, die wirkliche Schlechtigkeit der Menschen und den wenigen Gehalt des von ihnen äußerlich vorgehaltenen Guten kennen zu lernen, hat je vermogt, die Menschen der größern Zahl nach zu lieben und zu achten! Wahrlich! wenn man die harten Schicksale erwägt, welche Friedrich durch Menschen in seiner Jugend erduldet, so muß man vielmehr sich wundern, daß Menschenhaß und Menschenverachtung

nicht

nicht noch weit tiefer in seinen innersten Charakter eingegraben wurden. Seine üble Meinung von den Menschen in Masse hat ihn nie abgehalten, von sehr vielen Einzelnen hoch und gut zu denken, an sehr Vielen mit Liebe, Freundschaft und Achtung zu hangen, auch an Andern, deren große Fehler er kannte, das Gute, welches sie hatten, nach seinem ganzen Werthe zu schätzen! Jene üble Meinung hat ihn nicht gehindert, der Wohlthäter von Tausenden zu seyn, und es zum Geschäft seines ganzen Lebens zu machen, für das höchst mögliche Glück seines Volks mit einer Thätigkeit zu sorgen, von der nur selten Regenten ein Beispiel gegeben haben.

105) Recueil de Médailles pour servir à l'Histoire de Frédéric le Grand, par Fromery et Fils. à Berlin 1764 in 4. — Dem Freunde der Geschichte sind Denkmünzen, durch welche das Andenken merkwürdiger Ereignisse aufbehalten wird, angenehm, und die Abbildungen derselben mit guten geschichtlichen Erläuterungen schätzbar. Auch auf die Thaten Friedrichs II sind viele Münzen ausgeprägt, die wenigsten auf seinen Befehl, sondern mehr von Künstlern nach eigner Erfindung. Die hier angezeigte Sammlung ist, so viel wir wissen, die einzige ihrer Art.

Sie enthält Abbildungen von ein und funfzig Münzen, die mit dem Regierungsantritt Friedrichs anfangen, und mit Anfang des Jahres 1764 aufhören. Der Gegenstand der Münzen ist kurz in französischer Sprache erklärt, ohne die veranlassenden Begebenheiten so umständlich zu erläutern, wie es in andern ähnlichen Werken geschehen ist. Es ist aber diese Sammlung keinesweges vollständig. Denn nicht nur hört sie bereits zwey und zwanzig Jahre vor Friedrichs Tode auf, sondern auch in dem Zeitraume, den sie umfaßt, sind weit mehr Münzen erschienen, als hier bemerkt werden. Eine vollständige Sammlung, welche alle Münzen aus dem Zeitalter Friedrichs in schönen Kupferstichen darstellte und dieselben historisch und numismatisch erläuterte, würde eine Zierde der Litteratur der Geschichte des großen Königs seyn, und einer ähnlichen Sammlung auf Maria Theresia [82]) zur Seite gesezt werden können. Der gelehrte Herr Oberland-Gerichtsrath Zepernick in Halle besitzt in seiner sehr kostbaren Sammlung von Medaillen und Münzen sehr vieler Lande und Zeitalter auch alle diejenigen, die

auf

82) Schau- und Denkmünzen unter der Regierung der Kaiserin-Königin Maria Theresia. Wien 1782. Deutsch und Französisch. Fol. Der Verfasser dieses Werks ist uns unbekannt.

auf die merkwürdigsten Ereignisse der Regierung des großen Königs ausgeprägt sind, und unter denselben viele, die in dem Fromeryschen Recueil nicht beschrieben sind. Möchte es diesem würdigen Gelehrten belieben, durch die öffentliche Bekanntmachung und historisch-numismatische Erläuterung dieser Sammlung den Verehrern des großen Königs ein gewiß sehr angenehmes Geschenk zu machen.

106) Leben und Thaten Friedrichs des Einzigen, Königs von Preußen, in einer Reihe von Kupferstichen und Holzschnitten gesammelt, von J. Krieger. Halberstadt 1817. — Von keinem Herrscher vielleicht sind so viele Abbildungen erschienen, als von Friedrich. Ein Verehrer des großen Königs, der Herr Geheime Hofrath Krieger zu Halberstadt, hat, durch patriotische Liebhaberey getrieben, mit großem Fleiß während eines langen Zeitraums alle Abbildungen in jeder Form und in jeder Materie zusammengebracht, und unter dem angeführten Titel ein Verzeichniß dieser Sammlung geliefert, welche wirklich achthundert und sieben und achtzig Kupferstiche, und acht und funfzig Holzschnitte aufzählt. So sehr verschieden auch der Werth dieser Abbildungen ist, und so gewiß viele derselben ohne alle Aehnlichkeit

ſind: ſo beweiſet doch ihre große Menge den Enthuſiasmus, mit welchem, vorzüglich während des ſiebenjährigen Krieges und nach demſelben, jeder Unterthan, und auch mancher Verehrer des Königs, der nicht Unterthan war, ein Bild des Hochverehrten zu beſitzen wünſchte. „Auch die ärmſte Hütte im Staate „der Brennen," ſagt Herr Krieger, „beſaß in irgend einer Form Friedrichs Bild; auch der ärmſte „Mann bewahrte neben einem Marien- oder Luthers„Bilde auch einen Friedrichskopf." Die beſſern Kupferſtiche ſind daher in einer kaum glaublichen Menge vervielfältiget; ſo ſind z. B. von Bergers Kupferſtiche weit über ſechstauſend, und von Zürngiebels Holzſtich über viertauſend Exemplare verkauft. Von Chodowiecky's Kupferſtiche Friedrichs zu Pferde ſind dreißig Nachſtiche erſchienen.

107) Berlin und Potsdam, oder die Könige von Preußen, deren Miniſter und ihre Umgebungen im achtzehnten und neunzehnten Jahrhundert, von E. Perrin-Parnajon, kaiſerl. königl. franzöſiſcher Kapitain en reforme. Germanien 1812. — Dieſe Schrift gehört in unſer Verzeichniß, weil ſie ſich vorzüglich mit Friedrich II beſchäftigt. Der Verfaſſer hat aber die ältere Geſchichte, die er behan-

handelt, nur sehr oberflächlich gekannt; besonders sind seine Nachrichten über Friedrich II mangelhaft, und seine Urtheile meistens unrichtig. Die Zuverlässigkeit der eingemischten Anekdoten ist durch nichts verbürgt. Mehr bekannt ist er mit der spätern Geschichte, und er giebt von dem Guten, was unter Friedrich Wilhelm II geschehen, und besonders von den Ursachen, welche den unglücklichen Krieg von 1806 herbeigeführt, eine in den Haupt-Umständen richtige Darstellung, die wir noch etwas umständlicher gewünscht hätten. In Absicht der Geschichte Friedrichs II gehört dieses Buch zu denen, aus welchen unterrichtete Leser nichts Neues lernen können, und deren Nachrichten, wenn sie nicht anderweitig bestätiget sind, keine Aufmerksamkeit verdienen. Dennoch können wir denjenigen nicht beistimmen, welche diesem uns völlig unbekannten Schriftsteller feindselige Absichten gegen Preußen beigemessen haben.

108) Arndt's Urtheil über Friedrich den Großen, beleuchtet von K. G. R. Berlin 1818. — Im Anfange dieser Beilage haben wir einige Worte über Herrn Arndt gesagt, die der gerechte Unwille über dieses Schriftstellers unwürdige Behandlung Friedrichs, und die versuchte gänzliche Entstellung des Charakters dieses großen Regenten

uns eingegeben hatte. Gewiß haben viele Leser diesen Unwillen getheilt. Jezt, beim Schluß unsrer Arbeit, erhalten wir diese gerechte Zurechtweisung des ungerechten Beurtheilers, welche, auch ohne ihren polemischen Zweck, durch ihren ganzen Inhalt Aufmerksamkeit verdient, denn sie enthält weit mehr als der Titel ankündigt. Sie beschäftigt sich nicht blos mit Widerlegung Arndts, sondern sie liefert eine politische Würdigung des Charakters und der Thaten Friedrichs, die unsern Lesern recht sehr zu empfehlen für uns ein nicht geringes Vergnügen ist. Die kleine Schrift ist mit Unpartheilichkeit und reifem Urtheil in einem würdigen Styl geschrieben; sie hat beinah gleichen Zweck mit unsrer Darstellung des Geistes und Charakters des großen Königs, und wird zur Bestätigung, Ergänzung und Berichtigung der leztern dienen, denn wir scheuen uns nicht zu bekennen, daß, ohngeachtet aller angewandten Mühe, unsre Schilderung der Berichtigung bedürftig seyn möge, da auch uns begegnet seyn könnte, was oft die Folge von zu langem Weilen bey demselben Gegenstande ist, daß wir nämlich in gewissen, einseitigen Vorstellungs-Arten uns, ohne es selbst zu wissen, zu sehr befestigen und, wenn gleich wir nur Wahrheit wollen, doch von Irrthümern beschlichen werden. Die Uebereinstimmung unsers Urtheils mit

dem

dem des Verfassers der hier angezeigten Schrift sichert uns einigermaßen gegen diese Besorgniß. So sehr jedoch unsre Ansichten mit den seinigen übereinstimmen, können wir dennoch seinen Urtheilen nicht überall beitreten. So glauben wir nicht, daß es zu Anfang des siebenjährigen Krieges Friedrichs Absicht gewesen sey, Deutschland eine andre Verfassung zu geben, und, mit gänzlicher Vorbeigehung Oesterreichs, sich selbst an die Spitze zu setzen, welcher Plan aber durch den unglücklichen Ausgang der Schlacht von Kollin vereitelt sey. Wir glauben nicht, daß Friedrich bey einem glücklichen Ausgange dieser Schlacht etwas dieser Art versucht haben möchte, weil nothwendig die Misbilligung mehrerer großen Mächte, und selbst in Deutschland kräftiger Widerstand dadurch veranlaßt und Friedrich in unabsehbare Weitläuftigkeiten und Kriege verwickelt seyn würde. Ein solcher Plan scheint uns dem überall bethätigten Charakter Friedrichs nicht gemäß; wir halten wahrscheinlicher, daß dieser König, auch wenn es ihm gelungen wäre, Oesterreich völlig zu besiegen, welches doch schwerlich Folge einer einzigen verlornen Schlacht gewesen seyn dürfte, sich damit begnügt haben würde, dem Ehrgeize dieser Macht bestimmtere Schranken zu setzen, und die Freiheit Deutschlands besser, wie bisher, zu

begründen. Nur für eine solche Absicht konnte Friedrich die herzliche Beistimmung und die Mitwirkung der Reichsstände hoffen, ohne diese würde aber ein solcher Plan nie ausführbar gewesen seyn. Noch in einem zweiten Punkt können wir unserm Verfasser nicht beistimmen. Die Einschränkungen der Handelsfreiheit der Unterthanen finden an ihm einen Vertheidiger. Allerdings hat er den wichtigen Grund für sich, daß ohne diesen Zwang es unmöglich gewesen seyn würde, den preußischen Staat zu dem bedeutenden Wohlstande zu erheben, in welchem er zu Ende der Regierung Friedrichs sich befand. Wir gestehen indeß, daß wir uns von der Richtigkeit der Meinung des Verfassers nicht überzeugen können, und noch immer dafür halten, daß alle blühenden Fabriken, die eine Folge von des Königs Zwang-Anstalten und Verboten waren, die großen moralischen und politischen Nachtheile nicht aufwiegen, die ein so unnatürliches und drückendes Handelssystem hervorbringen mußte. Höchst wahrscheinlich würde Preußen bey mehrerer Freiheit zu ungleich höherm und sichererm Wohlstande emporgestiegen seyn; — doch es würde uns zu weit führen, bey diesen Betrachtungen uns länger aufzuhalten, und wir überlassen es den Lesern, die Behauptungen des Verfassers mit den unsrigen zu vergleichen. Auch wo wir ihm nicht bei-

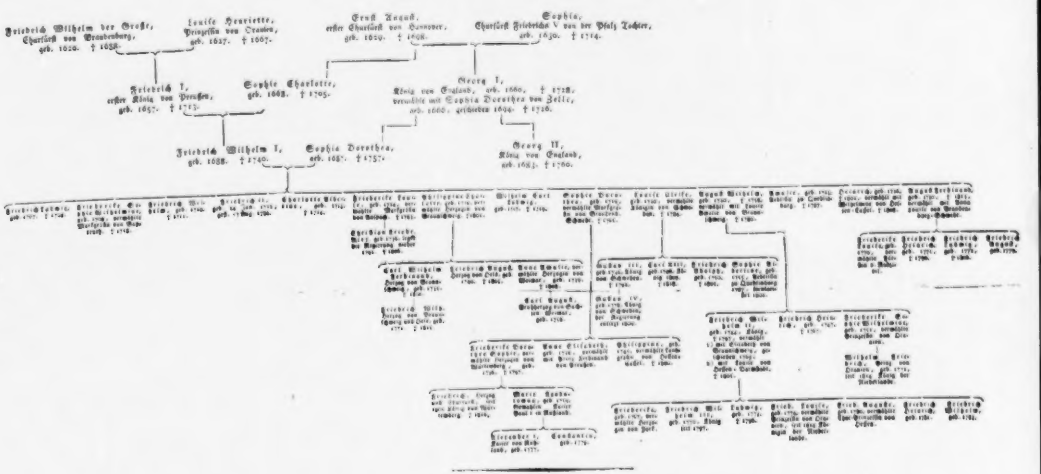
beistimmen können, hat er durch den Geist und die Gesinnung, die in seiner Schrift herrschen, unsre ganze Achtung erworben.

109) Geschichte Friedrichs II, des Großen, des Einzigen, als Prinz, Regent und Feldherr, von Carl Friedrich Tzschucke. Berlin und Frankfurt an der Oder 1817. — Es ist uns angenehm, das lange Verzeichniß der Schriften über Friedrich mit diesem uns so eben in die Hände gekommenen Versuch einer Geschichte desselben beschließen zu können, der viele Billigung verdient und alle früher erschienenen Biographien Friedrichs bey weitem übertrift. Wenn der Verfasser, wie wir vermuthen, noch ein junger Mann ist, so glauben wir der historischen Litteratur Deutschlands von ihm noch viel versprechen zu können. Er erzählt in einem natürlichen und einfachen Ton die Geschichte des großen Königs ohne Uebertreibung, aber mit einer warmen Theilnahme, die sich auch dem Leser mittheilt. Besonders sind die Kriege, ohne in zu großes Detail zu gehen, deutlich in ihrem Zusammenhange beschrieben; einzelne Züge sind auf eine geschickte Weise so eingewebt, daß sie von dem Charakter und Geist bedeutender Menschen zureichende Auskunft geben. Der Verfasser hat bey

Friedrich dem Feldherrn sich jedoch nicht zu lange verweilt, sondern auch die Friedensthätigkeit des Regenten nach ihrem ganzen Umfange geschildert. Wir glauben also diesen Abriß der Geschichte Friedrichs als die beste Einleitung zu dem Studium der eignen Werke des Königs empfehlen zu können, welche lezteren von denen, die ihn ganz kennen lernen wollen, nie vergessen werden dürfen.

Beilage N. Zu Bd. 4. Seite 14.

Uebersicht der Vorfahren und Seiten-Verwandten Friedrichs II.



Beilage O.

Beilage O.

Zu S. 14.

Folge aller Europäiſchen Regenten während der Regierungs-Zeit Königs Friedrichs II.

Römiſch-Deutſche Kaiſer.

Carl VI. † 1740. — Carl VII. † 1745. — Franz I. † 1765. — Joſeph II.

Römiſche Päbſte.

Benedict XIV (Lambertini). † 1758. — Clemens XIII (Rezzonico). † 1769. — Clemens XIV (Ganganelli). † 1774. — Pius VI (Braſchi).

Türkiſche Kaiſer.

Machmut I. † 1754. — Osmann III. † 1757. — Muſtapha III. † 1774. — Abdul-Hamid.

Rußiſche Kaiſer.

Anna. † 1740. — Iwan III. des Throns entſezt 1741. † 1764. — Eliſabeth. † 1762. — Peter III. † 1762. — Catharina II.

Könige von Frankreich.

Ludwig XV. † 1774. — Ludwig XVI.

Spanien.

Philipp V. † 1746. — Ferdinand VI. † 1759. — Carl III.

Portugal.

Johann V. † 1750. — Joseph I. † 1777. — Maria.

Großbrittannien.

Georg II. † 1760. -- Georg III.

Schweden.

Ulrica Eleonora. † 1743. und Friedrich I. † 1751. — Adolph Friedrich. † 1771. — Gustav III.

Dännemark.

Christian VI. † 1746. — Friedrich V. † 1766. — Christian VII.

Polen.

August III. zugleich Churfürst von Sachsen. † 1763. — Stanislaus Poniatowsky.

Ungarn.

Carl VI. † 1740. — Maria Thereſia. † 1780. — Joseph II.

Neapel und Sicilien.

Carl, legt nieder und besteigt den Thron von Spanien 1759. — Ferdinand IV.

Sardinien.

Carl Jmanuel III. † 1773. — Victor Amadäus III.

Groß-Herzoge von Toscana.

Franz I. zugleich Römischer Kaiser. † 1765. — Leopold.

Herzoge von Parma.

Kaiser Carl VI. † 1740. — Maria Theresia, tritt dieses Land ab 1748. — Philipp, Jnfant von Spanien. † 1765. — Ferdinand.

Vereinigte Niederlande.

Wilhelm IV. Prinz von Oranien, Erbstatthalter seit 1747. † 1751. — Wilhelm V.

Churfürsten.

Von Mainz.

Philipp Carl (Elz). † 1743. — Joh. Friedrich Carl (Ostein). † 1763. — Emmerich Joseph (Breitbach). † 1774. — Friedrich Carl Joseph (Erthal).

Trier

Trier.

Franz Georg (Schönborn). † 1756. — Joh. Philipp (Waltersdorf). † 1768. — Clemens Wenceslaus (Churſachſen).

Cölln.

Clemens Auguſt (Bayern). † 1761. — Maximilian Friedrich (Königsegg-Rothenfels). † 1784. — Maximilian (Oeſterreich).

Böhmen.

Wie Ungarn.

Bayern.

Carl Albrecht (als Kaiſer Carl VII). † 1745. — Maximilian Joſeph. † 1777. — Carl Theodor.

Sachſen.

Auguſt III. † 1763. — Friedrich Chriſtian. † 1763. — Friedrich Auguſt.

Pfalz.

Carl Philipp. † 1742. — Carl Theodor.

Hannover.

Wie Großbrittannien.

Beilage P.

Zu S. 21.

Schriften über die Geschichte Königs Friedrich Wilhelms I.

Es fehlt uns noch eine vollständige unpartheiische und lesbare Geschichte dieses zweiten preußischen Königs, die sehr lehrreich seyn könnte. Was Friedrich II in den Mémoires de Brandebourg über dieselbe gesagt, ist unstreitig das beste, geht aber, der Absicht gemäß, in kein Detail. Folgende Schriften sind vorzüglich brauchbar, um sich über diese Geschichte zu belehren:

1) Leben und Thaten des Allerdurchlauchtigsten und Großmächtigsten Königs von Preußen Friederici Wilhelmi, bis auf gegenwärtige Zeit beschrieben. Hamburg und Breslau 1735. Im Jahr 1741 soll unter dem Druckort Frankfurt und Hamburg noch ein zweiter Theil erschienen seyn, der die Geschichte bis

zu des Königs Tode fortführt, den wir aber nicht gesehn haben. — Der Verfasser ist David Faßmann, geboren 1683 zu Wiesenthal im sächsischen Erzgebürge. Seine große Dürftigkeit hinderte ihn, das zu Altorf angefangene Studiren fortzusetzen. Er irrte in vielen Landen umher, war bey mehrern Gesandschaften in Dienst, und erwarb dadurch vielerley Kenntnisse; endlich nahm er in Leipzig seinen Aufenthalt, und machte von Bücherschreiben ein ihn ernährendes Gewerbe. Seine Gespräche im Reiche der Todten, obgleich sehr geschmacklos geschrieben, fanden ungemeinen Beifall, und es sind von denselben, von 1717 bis 1740, zweihundert achtzig Stück erschienen. Um das Jahr 1726 kam er nach Potsdam und Berlin, wurde dem Könige Friedrich Wilhelm I bekannt, und von demselben in Dienst genommen, um theils bey Tafel, theils in der Abend-Gesellschaft, Tabacks-Kollegium genannt (wo der König mit vertrauten Staatsmännern und Officieren sich höchst freimüthig über Gegenstände aller Art unterhielt), die Zeitungen vorzulesen, und, wo es nöthig, aus Geschichte und Staatskunde zu erläutern, überhaupt den Discours nicht ausgehen zu lassen, und als lustiger Rath zum Ziel des Witzes der Gesellschaft zu dienen. Faßmann ließ sich hierzu gebrauchen, entfernte sich aber end-

endlich vom Hofe, und schrieb hierauf das Leben des Königs. Er ist 1744 gestorben. Wer die Geduld hat, sich durch den weitschweifigen geschmacklosen Styl, viele ungereimte Urtheile und ekelhafte Schmeicheleyen dieses dicken Buchs (es hat 1088 Seiten) durchzuarbeiten, wird in demselben doch viel Erhebliches über die innere und äußere Regierung des Königs finden. Das Privat- und Familien-Leben ist besonders ausführlich, doch mit großer Schonung, um nicht mißfällig zu werden, beschrieben; und da sich Faßmann in der Lage befunden, dasselbe zu beobachten, so kann man seine Nachrichten wohl für ächt halten. Dieses Buch wurde gleich nach seiner Erscheinung in den preußischen Staaten confiscirt, welches keinen andern Grund haben kann, als weil die darin enthaltenen groben Schmeicheleyen dem Könige mißfallen haben mögen. Denn übrigens enthält es weder geheime Aufschlüsse noch irgend etwas Beleidigendes, vielmehr redet der Verfasser vom Könige und dessen Familie immer mit dem tiefsten, allerunterthänigsten Respekt, preiset alles und jedes, was derselbe gethan, und wenn er ja einige Unvollkommenheiten dieser allerglückseligsten und weisesten Regierung zugestehen muß, so entschuldigt er sie damit, daß ja auch in Gottes Regierung sich Mängel und Gebrechen finden. Er entschuldigt so-

gar die Gewaltthätigkeiten, die bey der Werbung vorfielen, und beweiſet aus der heil. Schrift und Vernunftgründen, „daß es ein Regale eines „Regenten ſey, ſeine Unterthanen und auch Andre, „wenn ſie ſich in ſeinem Gebiete aufhalten, wegzu„nehmen und zu Soldaten zu machen.“ „Darüber „zu klagen, ſagt er, ſey zwar erlaubt, nur müſſe „es mit Mäßigung geſchehen. Wer gar zu unge„berdig klagt, thut unrecht, und ladet ſich große „Verantwortung vor Gott auf den Hals.“ Ueber häckliche Dinge, z. B. des Königs Mißhelligkeiten mit dem Kronprinzen, geht Faßmann ganz leiſe und oberflächlich weg.

2) Histoire de Frédéric Guillaume I. par Mr. de M*** (Mauvillon). à Amsterdam et à Leipzig 1741. 2 Bände. — Der Verfaſſer, aus dem ſüdlichen Frankreich ſtammend, war ſchon als Kind mit ſeinen proteſtantiſchen Eltern der Religions-Verfolgung wegen nach Deutſchland gekommen. Zu der Zeit, als er dieſes Buch ſchrieb, war er Profeſſor der franzöſiſchen Sprache zu Leipzig, kam nachher in gleicher Eigenſchaft nach Braunſchweig, wo er auch die herzoglichen Kinder unterrichtete, und 1778 geſtorben iſt. Er war Vater des in der Beilage M. unter

unter Nr. 92. erwähnten Mauvillon. Sein Buch giebt in einem guten Vortrage über die Hauptbegebenheiten belehrende Auskunft. Doch scheint er zu besondern Quellen nicht Zugang gehabt zu haben. Auch berührt er die vorzüglich wichtige innere Regierung nur wenig.

3) Die schon oben S. 208 erwähnten Mémoires de la Marggrave de Bayreuth, à Bronswic 1811, geben von dem Familien-Leben Friedrich Wilhelms I das lebendigste, und vermuthlich auch das zuverläßigste Bild, da wohl anzunehmen ist, diese Prinzessin würde ihre Eltern nicht in einem so häßlichen Lichte dargestellt haben, hätte sie nicht durch Wahrheit sich dazu gedrungen gefühlt.

4) Mémoires des quatre derniers souverains, de la Maison de Brandebourg, par Charl. Louis, Baron de Poellnitz. à Berlin 1791. 2 Bände. — Die vier Souverains sind die Churfürsten Georg Wilhelm, Friedrich Wilhelm, und die Könige Friedrich I und Friedrich Wilhelm I. Dem Leztern ist der zweite Band allein gewidmet. Der Baron Pöllnitz war 1692 im Cöllnischen geboren, er kam früh nach Berlin und in Hofdienste Königs Friedrichs I,

in welchen er auch bey dessen beiden Nachfolgern geblieben und 1775 gestorben ist. Er genoß des Vertrauens von Friedrich Wilhelm I, war oft im Tabacks-Kollegium, gehörte auch eine Zeitlang zu dem engern Umgangs-Kreise von Friedrich II. Doch erwarb er nie die Achtung des leztern Königs, und zulezt war er durch seinen schlechten Charakter in völlige Verachtung sowohl bey dem Könige als dem Publikum gefallen. Als er gestorben war, schrieb Friedrich an Voltaire: Poellnitz est mort comme il a vecu en friponant encore la veille de son decès. Doch verdient Pöllnitzens Werk, das unterhaltend geschrieben ist, Aufmerksamkeit, besonders in Betreff der Vorfälle am Hofe und in der königlichen Familie, weil der Verfasser von vielem Augenzeuge gewesen ist, ältere Begebenheiten aber von deren Zeitgenossen erforscht hatte.

5) Ueber Friedrich Wilhelm I. Ein nachgelassenes Werk vom Hofrath und Professor Morgenstern, Mitglied des Tabacks-Kollegii Friedrich Wilhelms I. 1793. — Samuel Jacob Morgenstern, 1706 zu Pegau in Churſachsen geboren, lebte als Privatdocent erst zu Jena, dann zu Halle, schrieb eine neueste Staatsgeographie, Jena 1735,

(viel-

(vielleicht der erſte Verſuch einer Statiſtik in deutſcher Sprache), dann ein Jus publicum imperii Russorum, Halae 1737, welches Werk er der Kaiſerin Anna und den Grafen Oſtermann und Münnich widmete. Er erhielt dafür eine Geld-Belohnung und Ausſicht, in Moskau angeſtellt zu werden. Er reiſte deshalb nach Rußland. Bey der Durchreiſe in Potsdam fiel er am Thor dem Wachthabenden Officier durch ſein drolliges Aeußere auf, wurde deshalb zum Könige gebracht, dem er gefiel, und der ihn in Dienſte nahm, um die Stelle eines luſtigen Raths und Vorleſers im Tabacks-Kollegio zu verſehen. Er hat dieſen Poſten bis zu des Königs Tode bekleidet, wußte ſich aber in beſſerm Anſehen und größerer Achtung zu erhalten, als ſeine Vorgänger Gundling und Faßmann, die ſich durch ihr Betragen ganz verächtlich gemacht hatten, und als wahre Hofnarren mishandelt wurden. Morgenſtern ſcheint wirklich des Königs Vertrauen genoſſen zu haben, und wurde auch, wie er ſelbſt erwähnt, zu einer auswärtigen Verſendung nach England gebraucht. Unter der folgenden Regierung hat er bey der ſchleſiſchen Gränzberichtigung im Jahr 1742 mit gearbeitet, und ſeine Penſion bis an ſein Ende beibehalten. Er lebte anfangs auf dem Lande in der Gegend von Breslau, dann in Potsdam, wo er den Ruf großer

Sonderbarkeit hatte, und in hohem Alter 1785 geſtorben iſt. Seine Schrift iſt, wie man aus manchen Stellen ſieht, erſt lange nach Friedrich Wilhelms I Tode entworfen. Sie iſt unordentlich, kauderwelſch, oft unverſtändlich geſchrieben, aber bey allen Fehlern des Leſens werth. Sie beweißt, daß es Morgenſtern an guten Einſichten nicht gefehlt habe, und ſeine Schilderungen machen mit des Königs Denkart und Charakter beſſer bekannt, als Faßmanns dickes Buch. Manche Nachrichten findet man nirgends, als in dieſer Schrift.

6) Charakterzüge aus dem Leben Königs Friedrich Wilhelms I, nebſt verſchiedenen Anekdoten. Neun Sammlungen. Berlin 1787 bis 1789. — Das Werk liefert mehr, als der Titel verſpricht; denn es enthält nicht nur Anekdoten und Charakterzüge vom Könige, ſondern auch zum Theil umſtändliche Nachrichten von den Begebenheiten und Einrichtungen der Regierung deſſelben. Die Erzählung verdient Glauben, da der Verfaſſer, ein Herr von Benekendorff, unter Friedrich Wilhelm I in Dienſten geweſen iſt, und des Vertrauens dieſes Monarchen genoſſen haben muß, indem derſelbe ihn zum Vormund der nachgelaſſenen Kinder des Feldmarſchalls und Miniſters

sters von Grumbkow ernannte. Von seinem Leben ist uns weiter nichts bekannt, als daß er unter Friedrich II Präsident der Ober-Amts-Regierung in Breslau gewesen, 1751 aber seinen Abschied erhalten, nachher auf seinem Gute in der Neumark gelebt und mehrere Schriften im ökonomischen Fache hinterlassen hat, von denen die Oeconomia forensis die bedeutendste ist. Die Friedrichs II Regierung betreffenden Schriften dieses Mannes sind in der Beilage M. unter Nr. 82, 83, 84 bemerkt. Er ist 1788 gestorben.

7) Der Versuch einer Lebensbeschreibung des Feldmarschalls Grafen von Seckendorff, meist aus ungedruckten Nachrichten, 4 Theile, 1792 bis 1794, ein für die neuere Geschichte überhaupt wichtiges Werk, enthält sehr viele und bedeutende Nachrichten über König Friedrich Wilhelm I, bey dem Seckendorff mehrere Jahre kaiserlicher Gesandter war, und dessen Vertrauen er in hohem Grade besaß. Besonders findet man in diesen Nachrichten die schwankende, oft sich widersprechende Politik des preußischen Monarchen sehr lebendig geschildert, und Seckendorffs Erzählungen, welche mit andern Zeitbegebenheiten übereinstimmen, verdienen hierin allen Glauben,

obgleich Friedrich II, der ihm überhaupt abgeneigt war, von demſelben ein ſehr nachtheiliges Bild macht, und behauptet, er habe nie die Wahrheit geſagt. Wäre dieſes Urtheil auch nicht übertrieben, ſo könnte es doch die in dieſem Werke gegebnen Nachrichten nicht verdächtig machen. Denn ſie ſind keinesweges von dem Grafen Seckendorff ſelbſt zu einem beſondern Zwecke geſchrieben, ſondern nach deſſen Tode aus des Grafen Papieren von einem ſeiner Verwandten gezogen, der ſich als einen mit der Geſchichte jener Zeit vertrauten Mann bewährt, und von dem gar kein Grund iſt, zu glauben, daß er die Wahrheit zum Nachtheil Friedrich Wilhelms I habe verfälſchen wollen. Der Verfaſſer des Werks iſt Thereſius Freiherr von Seckendorff, 1758 geboren, früher in franzöſiſchen Kriegsdienſten, ſpäter fränkiſcher Kreisobriſter.

Beilage Q.

Zu S. 32.

Ueber die Aufnahme der verjagten proteſtantiſchen Franzoſen in den kurbrandenburgiſchen Landen.

Die eben ſo unmenſchliche als unpolitiſche Verfolgung der Proteſtanten in Frankreich — dieſer Schandfleck der Regierung Königs Ludwigs XIV — iſt durch ihre wohlthätigen Folgen für viele andere Lande eine der denkwürdigſten Begebenheiten der neuern europäiſchen Geſchichte geworden. Schon ſehr früh fand die in der Schweiz und Deutſchland verbeſſerte chriſtliche Lehre auch in Frankreich Eingang. seit 1520. Einer der erſten Reformatoren, Calvin, war ſelbſt ein Franzoſe. Ein großer Theil des Adels, auch Glieder des königlichen Hauſes [1]), viele Gelehrte

1) Unter ihnen die Schweſter Franz I, Margaretha, Königin von Navarra, welche aber auf die Geſinnungen ihres Bruders für die Proteſtanten nicht Einfluß hatte.

lehrte und Geiſtliche [2]) erklärten ſich für dieſelbe. Indeß der gröſſere Theil blieb der alten Lehre zugethan, und die Anhänger der neuen wurden ſchon von Franz I, noch mehr unter deſſen Nachfolgern hart verfolgt; aber, da ſie mächtig und zahlreich waren, ſezten ſie Widerſtand entgegen. Hieraus entſtanden bürgerliche Kriege, die mit Erbitterung und Grauſamkeit geführt wurden. Wie endlich der gute reformirte Heinrich IV, bisher König von Navarra, durch Erbrecht zum franzöſiſchen Thron gelangte, und, um ſich deſſen ruhigen Beſitzes zu verſichern, zur römiſchen Kirche überging, wollte er den Glaubens-Genoſſen, welche er verließ, völlige Gewiſſens-Freiheit und Genuß aller bürgerlichen Rechte in völliger Gleichheit mit ſeinen katholiſchen Unterthanen
Auguſt 1598. ſichern. Das Edikt von Nantes, durch welches dieſes geſchahe, ſollte ein ewiges und unwiderrufliches Geſetz des Reichs ſeyn. Es wurde durch die Parlamente bekräftiget, und alle Staats-Bedienten wurden auf deſſen ſtrenge Befolgung verpflichtet. Heinrichs Nachfolger, die Könige Ludwig XIII und XIV, beſtätigten jeder, bey dem Antritt der Regierung, feierlichſt dieſes Geſetz. Aber es wurde ſchlecht beobach-

2) Schon 1523 war Briçonnet, Biſchof von Meaux, öffentlicher Bekenner der reformirten Lehre.

beobachtet. Wider dessen Inhalt waren die Protestanten überall beschränkt und mannichfach gedrückt, bis endlich Ludwig XIV sich verleiten ließ, aus höchster Machtvollkommenheit das Edikt von Nantes förmlich aufzuheben, und alle in demselben verliehenen Rechte und Freiheiten für erloschen zu erklären. 8ten Oktbr. 1685.

Alle reformirten Kirchen und Schulen wurden nun verschlossen, und in dem Augenblick, da ihnen der königliche Wille bekannt gemacht war, sollten die Protestanten ohne alle Widerrede zur katholischen Kirche übergehen. Dragoner wurden ausgesandt, um diese Bekehrung zu erzwingen. Dieses gab der Kriegsminister Louvois an, um hiedurch auch dieses Geschäft der Ausrottung der Ketzerey unter seine Aufsicht, und dadurch noch mehr Gelegenheit zu erhalten, sich dem König zu empfehlen. Die Lehrer und Prediger, welche nicht übergehen wollten, sollten binnen einer gesezten kurzen Frist das Reich verlassen, alle übrigen aber sollten in demselben bleiben und, wenigstens äußerlich, sich als Katholiken betragen. Diejenigen, welche dieses zu thun weigerten, und heimlich aus dem Lande zu entkommen versuchten, wurden ohne allen Unterschied von Alter, Stand und Geschlecht auf das Grausamste mishandelt, ihres Vermögens beraubt, in Gefängnisse geworfen, neben den gröbsten Verbrechern auf den Gal-

leeren

leeren angeſchmiedet, die Kinder wurden den Eltern genommen und in den Klöſtern zu einem Glauben erzogen, den jene verabſcheueten.

Standhaft weigerten Viele, dem zu entſagen, was, ihrer Ueberzeugung nach, Wahrheit war. So ſehr auch jede Gränze durch Polizey-Bediente und Truppen ſtreng bewacht war, gelang es doch vielen Proteſtanten, indem ſie ſich den härteſten Drangſalen und Lebensgefahren ausſezten [3]), aus einem Lande zu entwiſchen, in welchem ſie, obgleich aller Rechte der bürgerlichen Geſellſchaft beraubt, doch unnatürlich zurückgehalten werden ſollten. Nach der mäßigſten Schätzung hat Frankreich durch dieſe unſinnige Handlung ſeiner Regierung binnen kurzer Zeit ſich einer Zahl von 800,000 Menſchen beraubt, und mit Wahrheit kann man behaupten, daß dieſe Menſchen den gebildetern und ſittlich beſſern Theil des damaligen franzöſiſchen Volks ausmachten. Schon der Umſtand, daß ſie, um ihre Gewiſſens-Freiheit

3) Sogar ſchwächliche Greiſe, zarte Frauen, Schwangere, Mütter mit kleinen Kindern, flüchteten, in mancherley Verkleidungen, durch weite Umwege und dicke Wälder. Viele wandten faſt Alles an, was ſie von ihrem Vermögen noch retten können, um die an den Gränzen ausgeſtellten Wachen zu beſtechen, oder falſche Päſſe zu erkaufen.

heit zu retten, allen gewohnten Annehmlichkeiten des lieblichen Vaterlandes, theuern Angehörigen und Verbindungen, auch Viele unter ihnen bedeutendem Vermögen entſagten, ſpricht für die hohe Sittlichkeit dieſer Flüchtlinge. Der harte Druck, welchen die Reformirten ſchon ſo lange vor dieſer lezten Verfolgung erdulden müſſen, hatte beigetragen, ihre Sitten rein, ihre Geſinnungen edel zu erhalten. Ihre religiöſen Ueberzeugungen waren ihnen um ſo lieber geworden, je mehr ſie um derſelben willen hatten leiden müſſen; es wurde eine Sache des Ehrgefühls, die Vortreflichkeit dieſer Ueberzeugungen durch ein in jedem Betracht muſterhaftes Betragen zu bewähren. Einer wachte in dieſer Rückſicht über den Andern. Ein Reformirter, der ein äußeres Glück machen, oder vielmehr, der nicht jeden Zugang zu demſelben ſich verſperret ſehen wollte, mußte, auch zu der Zeit, wo das Edikt von Nantes noch beſtand, wirklich außerordentliche Verdienſte*) beſizen, mußte, um ſeine Ketze-

*) Ludwig XIV fühlte ſich deshalb oft ſelbſt in Verlegenheit, wenn er die Verdienſte eines Mannes, den er achtete, nicht, wie er wünſchte, belohnen konnte, weil dieſer ein Proteſtant war. So bat er einſt dringend den General Schomberg, der Ketzerey zu entſagen, und äußerte endlich ſein Bedauern, daß er den Marſchalls-Stab, welchen er Schomberg beſtimme, ihm,

Ketzerey verzeihen zu machen, durch über das Gewöhnliche hinaus gehende Geschicklichkeit sich unterscheiden. Dieses war wirklich der Fall bey vielen Reformirten, fast in allen Verhältnissen. Ihr Adel zeichnete sich im Kriege durch hohen Muth, unverbrüchliche Treue und Tapferkeit, im Frieden durch strenge Erfüllung aller ihm obliegenden Pflichten aus; die Gelehrten unter den Protestanten besaßen gründliche Kenntnisse, ihre Akademien und Schulen hatten ganz vorzügliche Einrichtungen, und wurden auch von der Jugend des Auslandes, vorzüglich der höhern Stände, fleißig besucht *). Der protestantische Bürgerstand bewies Fleiß und Erfindsamkeit in allen Gewerben, deren einige von den Protestanten fast ausschließlich betrieben wurden. Gewissenhaftigkeit, Mäßig-

ihm, falls er nicht übergehe, nicht ertheilen könne. „Wenn," erwiederte Schomberg, „ich diese Auszeichnung nicht erhalten kann, ohne meinen Glauben zu „verläugnen, so bleibt mir doch die Beruhigung, daß „Ew. Königl. Majestät mich derselben werth schätzen."

*) Zwey brandenburgische Prinzen, Joachim Sigismund, und Johann Georg, studirten zu Ende des sechszehnten und Anfang des siebenzehnten Jahrhunderts, jener auf der protestantischen Akademie zu Sedan, dieser auf der zu Saumur. Auch die reformirten Theologen in Deutschland und Holland besuchten sehr häufig die französischen Akademien.

Mäßigkeit und jede häusliche Tugend wurden vorzüglich in den proteſtantiſchen Familien, Zucht und Sitte bey dem weiblichen Theil derſelben gefunden. Ueber ausgezeichnete Rechtlichkeit und reine Sitten wurde von den Vorſtehern und Aelteſten der Gemeinden ſorgfältig gewacht. Ein ſich kundbaren Laſtern hingebender, ſein Vermögen unwürdig vergeudender Proteſtant wurde, wenn keine Ermahnung ihn beſſerte, unerbittlich ausgeſchloſſen, und ſolche Ausſchließung brachte unauslöſchliche Schande. Ludwig XIV ſelbſt erkannte den vorzüglichen Werth ſeiner proteſtantiſchen Unterthanen. Als Churfürſt Friedrich Wilhelm zu Anfang der Verfolgungen ſich für ſie verwandte, erwiederte der König, die Proteſtanten wären ihm als ſehr gute Bürger bekannt, und hätten ſich in den innern Unruhen des Reichs als die treueſten Unterthanen bewährt. Dennoch wurde dieſer Monarch verleitet [6]), dieſe guten und treuen Unter-

6) Auch dieſer mächtige Herrſcher, der ſo feſt ſich überzeugt hielt, daß er ſelbſt regiere, wurde, gleich manchen Andern, ſo wie in mehrern Fällen, auch in dieſem furchtbar getäuſcht. Man überredete ihn, daß nur die ernſte Erklärung ſeines Willens nöthig ſey, um ſo viele tauſend Familien in den Schooß der Kirche zurückzubringen, und daß es hierzu gar keiner harten Mittel

Unterthanen durch harte Verfolgung zu zwingen, die Freiheit des Gewiſſens und der Gottes-Verehrung in fremden Landen zu ſuchen.

Sie fanden dieſelbe und eine menſchliche, liebreiche Aufnahme in faſt allen proteſtantiſchen Landen, vorzüglich und zunächſt in Holland, wo das Haus Oranien ſich ihrer mit beſonderm Eifer annahm. In der Schweiz wurden ſie nicht nur von den proteſtantiſchen

---

bedürfe. Wirklich blieben die Grauſamkeiten, die man ſich gegen die Proteſtanten erlaubte, dem Könige meiſtens unbekannt. Deshalb war es ihm äußerſt empfindlich, wie in den öffentlichen Erklärungen Churfürſt Friedrich Wilhelms die Verfolgungen der franzöſiſchen Proteſtanten mit denen der erſten Chriſten durch die heidniſchen Kaiſer verglichen wurden. Während ganz Europa jene mit Abſcheu vernahm, unterhielt Ludwig XIV den ſeinem Ehrgeiz ſchmeichelnden Wahn, er habe ſeinem Ruhme nun auch den der Kaiſer Konſtantin und Theodoſius beigefügt, und die Ketzerey in ſeinem Lande ausgerottet. Nicht nur in Paris, ſondern auch in Rom wurden deshalb feierliche Dankfeſte angeſtellt, und der Pabſt Innocenz XI pries in eigenen Bullen die Frömmigkeit des Königs. Die Maintenon, ſelbſt in der proteſtantiſchen Lehre erzogen, wurde auch durch ganz falſche Vorſtellungen von der Lage der Sache bewogen, den König anzureizen, ihre ehemaligen Glaubens-Genoſſen zu verfolgen; ſie ſoll aber in der lezten Zeit ihres Lebens die Täuſchung eingeſehen und bereuet haben.

tischen Kantons mit Liebe aufgenommen, sondern auch von den katholischen bey ihrer Durchreise nach dem Gebiet der ersteren mit Gelde und sonst unterstüzt. Ludwigs XIV Bothschafter drohete, sein Herr werde dieses als eine ihn beleidigende Unterstützung seiner rebellischen Unterthanen ansehen, und vielleicht die für die Schweiz so wichtigen Subsidien zurückhalten. Aber die Schweizer erklärten freimüthig, daß nichts sie abhalten werde, an Menschen, die nichts Böses begangen hätten, und ohne Schuld ihres Vermögens beraubt und gezwungen würden, ihr Vaterland zu verlassen, Menschlichkeit zu üben. Als die Zahl der Flüchtlinge in der Folge zunahm, und dieselben in der Schweiz nicht mehr Niederlassung finden konnten, verwandten sich die Kantons bey andern protestantischen Regenten sehr nachdrücklich für sie, und baten um Aufnahme derselben. Auch der eifrig katholische, aber doch gar nicht intolerante König Jakob II versagte den Verfolgten theilnehmendes Mitleid nicht. Er unterstüzte diejenigen, welche nach England kamen, mit Freigebigkeit, und ermunterte seine Unterthanen zu Kollekten für dieselben, die reichlich ausfielen. Noch unter Jakobs Regierung wurden mehrere französisch-protestantische Gemeinden im brittischen Reiche gestiftet. Auch in dem damals von übrigen Europa wenig gekannten, für barbarisch gehaltenen Rußland

fanden die Flüchtlinge Aufnahme und Schutz. Ganz vorzüglich aber wurden sie in den churbrandenburgischen Landen, von dem großen Churfürst, mit zuvorkommender Güte und weiser Fürsorge aufgenommen.

Reichlich haben die Flüchtlinge die Menschlichkeit, mit der sie aufgenommen wurden, vergolten. Außer einem nicht unbedeutenden Vermögen (dessen geheimer Ausführung auch die strengste Wachsamkeit nicht ganz wehren konnte) brachten sie mit, was mehr als Geld werth war, einen durch mannichfache Kenntnisse bereicherten Geist, ächt religiöse Moralität, feine äußere Sitten, eine sehr gebildete Sprache, große Thätigkeit und Fertigkeiten in Künsten und Gewerben, deren manche in den Landen, wohin sie kamen, noch gar nicht, oder nur wenig bekannt waren. So wurden diese Verjagten ihren neuen Mitbürgern mannichfach nüzlich, so erhöheten sie den Reichthum der Lande, die ihnen eine Zuflucht darboten. Eine ins Einzelne gehende Schilderung der wohlthätigen Folgen, welche die Zerstreuung der französischen Protestanten für die Bildung und den Wohlstand mehrerer Lande gehabt, würde sehr anziehend seyn. Robertson soll in seinen lezten Jahren den Entwurf zu einem solchen Werke gemacht haben, das gewiß würdig gewesen wäre, diesen großen Geschicht-

schreiber zu beschäftigen. In Rücksicht des preußischen Staats ist der Wunsch, von der Aufnahme der französischen Protestanten in demselben und deren Folgen genauer unterrichtet zu seyn, bereits erfüllt. Ein edler Mann unter den ersten Flüchtlingen, Carl Ancillon, hat eine Nachricht von den ersten Niederlassungen derselben gegeben [7]), und in neuerer Zeit haben zwey achtungswerthe Lehrer der Berliner Kolonie, Erman und Reclam, mit allen Hülfsmitteln versehen, durch ein mit großem Fleiß bearbeitetes Werk [8]) sehr interessante Belehrungen über

7) Histoire de l'établissement des François refugiés dans les Etats de Brandebourg. à Berlin 1690. Der Verfasser war Oberrichter aller französischen Kolonien. Er giebt von den ersten Einrichtungen gute Nachrichten, und schreibt im begeisterten Gefühl der Dankbarkeit, welche die ausgezeichnete Güte, mit der der große Churfürst seinen Vater, David Ancillon, einen der würdigsten Geistlichen, und seine ganze Familie aufgenommen hatte, einflößen mußte.

8) Mémoires pour servir à l'histoire des Refugiés françois dans les Etats du Roi. à Berlin 1782 bis 1800. 9 Bände. Nach Reclams Tode ist vom siebenten Bande an, Erman alleiniger Verfasser. Da dieser würdige Gelehrte nun (August 1814) auch gestorben, ist zur Vollendung seine Hofnung, wenn nicht etwa, wie zu wünschen ist, ein anderes fähiges Glied

das, was vom großen Churfürst und dessen Nachfolger, dem Könige Friedrich I, für die Einbürgerung der Flüchtlinge geschehen ist, und über deren weit verbreitete gute Folgen mitgetheilt. Vorzüglich mit Benutzung dieses schätzbaren Werks geben wir davon einen kurzen Umriß.

Unter allen protestantischen Regenten jener Zeit war Churfürst Friedrich Wilhelm der thätigste, sich der bedrängten Glaubensgenossen mit Nachdruck anzunehmen. Ohne Zweifel sahe er die Vortheile voraus, welche die Aufnahme so gut gearteter, geschickter und fleißiger Fremdlinge seinen Landen gewähren könne [9]). Indeß war es gewiß nicht allein diese

---

Glied der Kolonie dieselbe noch übernimmt, und die von dem fleißigen Erman wahrscheinlich hinterlassenen Materialien verarbeitet. Sollte noch eine neue Ausgabe des Ganzen erscheinen, würde dasselbe allerdings noch Vorzüge erhalten können, wenn der reiche Inhalt besser vertheilt, der Vortrag hin und wieder abgekürzt und durch mehr Ordnung die Uebersicht erleichtert würde.

9) Dies wird um so wahrscheinlicher, da Friedrich Wilhelm schon in früherer Zeit sich bemüht hatte, die Lücken der Bevölkerung, welche in seinen Landen durch den furchtbaren dreißigjährigen Krieg entstanden waren, dadurch auszufüllen, daß er fleißige und geschickte Ausländer in

diese Rücksicht weiser Staats-Klugheit, welche ihn hierzu bewog; er handelte aus wahrem Edelmuth und ächt christlicher Menschenliebe. Auch kamen mehrere Umstände zusammen, welche ihn zu der warmen Theilnahme bestimmten. Friedrich Wilhelm war an dem Hofe des Prinzen Heinrich Friedrich von Oranien erzogen, ein Hof, der fast ganz aus französischen Protestanten gebildet war, die theils aus dem Fürstenthum Oranien [10]), theils durch den mannichfachen Druck verjagt, aus dem eigentlichen Frankreich dorthin gezogen waren. Auch durch Vermählungen war das Haus Oranien mit den ersten Familien des protestantischen französischen hohen Adels verbunden [11]). So erhielt Friedrich Wilhelm

in dieselben einlud. Bereits im Jahr 1650 erließ er ein Edikt, wodurch er Allen, welche sich im Brandenburgischen niederlassen wollten, bedeutende Vortheile versprach. Die gute Folge hiervon war, daß viele fleißige Landbauer aus Holland und aus dem alten Lande im Herzogthum Bremen sich im Brandenburgischen ansiedelten, auch die protestantischen Franzosen schon früh anfingen, hier eine Zuflucht zu suchen.

10) Dieses kleine in Frankreich eingeschlossene Land, welches der Familie gehörte, die von ihm den Namen führte, war ganz protestantisch.

11) Wilhelm I, Prinz von Oranien, hat zwey französische Gemahlinnen gehabt. Die erste Charlotte von Bour-

eine ganz französische Bildung, wurde früh vertraut mit allen Verhältnissen und Leiden der französischen Protestanten. Aus ihnen wählte er seine Jugendfreunde. Seine einsichtvolle und verständige Gemahlin, Louise Henriette, des Prinzen Heinrich Friedrichs Tochter, bestärkte ihn in seiner Zuneigung und in seinen Wünschen, zur Milderung des Schicksals der gedrückten Glaubensbrüder beitragen zu können. Er machte deshalb schon früh einen Versuch, der klar beweiset, daß dieser Fürst nicht zunächst an die Vortheile dachte, welche aus der Verfolgung der französischen Protestanten für seinen eigenen Staat entstehen konnten. Fast zwanzig Jahre vor der Aufhe-
1666 bung des Edikts von Nantes, wie noch von keinen zahlreichen Auswanderungen die Rede war, schrieb er an Ludwig XIV, und bat ihn dringend, die Protestanten in dem Genuß der ihnen in jenem Edikt so feierlich zugesicherten, und vom Könige selbst bekräftigten Gewissensfreiheit und bürgerlichen Rechte nicht zu kränken. Der Stolz des französischen Monarchen

fand

Bourbon, Tochter des Herzogs von Montpensier; die andere Louise, eine Tochter des in der Pariser Bluthochzeit umgekommenen Admirals Coligny. Diese war die Mutter des Prinzen Heinrich Friedrich. Zwey Schwestern des leztern waren, die eine an einen Herzog von Bouillon, die andere an einen Herzog von Tremouille vermählt.

fand sich hierdurch anfangs nicht wenig beleidigt. „Keinem andern Fürsten, antwortete er, würde er es „je erlauben, über einen Gegenstand seiner innern Re„gierung ihm Vorstellungen zu thun, und gewiß würde „er auf solche nichts erwiedern. Aber bey der gro„ßen Achtung, welche er für den Churfürst habe, „wolle er nur auf die gute Absicht sehen, die ihn zu „diesem Schritt bewogen hätte, und sich gegen ihn „über die Sache erklären.“ Er versicherte nun: „daß die dem Churfürsten zugekommenen Nachrichten „falsch wären; seine protestantischen Unterthanen „würden den katholischen gleich behandelt, und die „jenen zugestandenen Rechte nicht gekränkt. Wären „ihnen einige Kirchen genommen, so wären es solche, „welche dem Edikt von Nantes entgegen errichtet „worden; auf strenge Befolgung desselben werde der „König auch ferner halten. Er sey hierzu nicht nur „durch sein gegebnes königliches Wort, sondern auch „durch Dankbarkeit verpflichtet, denn in den Unru„hen seines Reichs hätten die protestantischen Unter„thanen ganz vorzügliche Treue bewährt.“ — Doch dieses waren Worte, an deren Erfüllung nicht gedacht wurde. Die Verfolgung dauerte fort und wurde immer ärger. Viele Protestanten suchten und fanden Zuflucht in den brandenburgischen Landen. Schon nach wenigen Jahren war ihre Zahl daselbst 1672

ſo angewachſen, daß ſie eine eigene Gemeinde bildeten [12]). Noch ein Beweis, daß des großen Churfürſten Theilnahme nicht blos durch Rückſicht auf die Vortheile des eigenen Staats geleitet war, iſt dieſer, daß er ſich auch der in Frankreich verborgen zurückgebliebenen, der in Gefängniſſen und auf Galeeren mishandelten, und ſogar auch der in Feſſeln nach Weſtindien abgeführten Proteſtanten annahm, und dieſen Allen, welche doch für das brandenburgiſche Land nichts thun konnten, durch geheime Wege bedeutende Unterſtützung zukommen ließ. Auch die nach andern, als ſeinen eigenen Landen Geflüchteten erhielten Beiſtand von dem edlen Fürſten; er verwandte ſich für ſie bey andern Regenten, und empfahl ſie dringend zur Aufnahme [13]).

Kaum

12) Dieſe erſte Gemeinde wurde einige Meilen von Berlin zu Alt-Landsberg durch Otto von Schwerin errichtet, der als brandenburgiſcher Geſandter in Paris die Lage der bedrückten Proteſtanten kennen lernte, und dadurch ſich bewogen fand, in dieſem ihm gehörigen Orte ihnen eine Zuflucht anzubieten.

13) Er ſchrieb in dieſer Abſicht faſt an alle deutſchen proteſtantiſchen Fürſten und die größern Reichsſtädte, auch an die Könige von Schweden und Dännemark. Sein Nachfolger, Churfürſt Friedrich III, der in dieſer Angelegenheit ganz in des Vaters Geiſt handelte, ſchrieb in gleicher Art, und mit gutem Erfolge, ſogar an den Czaar von Moskau.

Kaum war durch Aufhebung des Edikts von Nantes den Protestanten in Frankreich alles Bürgerrecht genommen, und ihr augenblicklicher Uebergang zur katholischen Religion unter Androhung harter Strafen gefodert, als der Churfürst sich durch keine politische Bedenklichkeit, keine Sorge, den damals allgemein gefürchteten Ludwig XIV zu beleidigen, abhalten ließ, seine Theilnahme öffentlich und nachdrücklich zu beurkunden. Unmittelbar nachdem jene Aufhebung ihm bekannt geworden [14]), erließ er eine Einladung an alle Protestanten in Frankreich, worin er ihnen in seinen Landen eine sichere Freistätte anbot und sie, unter der Zusicherung wichtiger Vortheile, auffoderte, dieselbe anzunehmen. „Sie sollten, so hieß es in derselben, vollkommene Freiheit haben, ihren Gottesdienst in ihrer Sprache „ganz nach Verfassung und Sitte der französisch-reformirten Kirche einzurichten, an jedem Orte, wo „eine hinreichende Zahl sich ansiedelte, um eine Gemeinde zu bilden, sollten, auf Kosten des Churfürsten, Kirchen gebauet und Lehrer angestellet werden. „Binnen einer Reihe von Jahren sollten sie von allen „Abgaben, die Consumtions-Steuern ausgenommen, 1685 d. 8ten Octbr.

14) Die Aufhebung ist am 8ten October, die Einladung des Churfürsten am 29sten desselben Monats datirt.

„men, frey seyn, und jeder Unterstützung genießen,
„deren sie zu ihrer Niederlassung und den anzufan-
„genden Gewerben bedürfen könnten. Die Wahl
„der Provinzen und Orte, wo sie sich niederlassen
„wollten, blieb ihnen ganz überlassen, doch wurden
„ihnen einige angedeutet, die zu ihrem Fortkommen
„vorzüglich bequem schienen. Seine Gesandten und
„Agenten im Haag, Amsterdam, Cölln, Hamburg
„und Frankfurt am Mayn seyen angewiesen, die sich
„bey ihnen meldenden französischen Protestanten mit
„dem nöthigen Gelde und allem Andern zu unterstü-
„tzen, dessen sie zu der Reise nach den brandenburgi-
„schen Landen bedürfen könnten, und in diesen seyen
„die Behörden mit Instruktion versehen, um den
„Flüchtlingen fortzuhelfen. Sie sollten sofort nach
„ihrer Ankunft mit nöthiger Wohnung und nöthigem
„Unterhalt versorgt, demnächst unterstützt werden,
„dasjenige zu unternehmen, was ihrer bisherigen Le-
„bensart und ihrer Geschicklichkeit angemessen sey.
„Sie sollten Land, Häuser oder Materialien und
„Geld zum Bau derselben, und allen Beistand zum
„Betriebe ihrer Gewerbe erhalten. Den Adlichen soll-
„ten die Rechte und Vorzüge des Landes-Adels [15]),
„allen

15) König Friedrich I bestätigte dieses im Jahr 1709, und verordnete ausdrücklich, daß alle etwa zweifelhaften Fragen

„allen Fähigen eine paßliche Anstellung, den Kauf-
„leuten, Künstlern und Handwerkern das Bürger-
„recht und unentgeldliche Aufnahme in die Zünfte,
„zu denen sie sich eigneten, zugestanden werden. Zu
„Entscheidung der Streitigkeiten unter ihnen sollten
„Richter aus ihrer eigenen Mitte von ihnen selbst er-
„wählt werden, bey Streitigkeiten mit den Einge-
„bornen aber sollte die Entscheidung den Landesge-
„richten und französischen Richtern gemeinsam gebüh-
„ren.“ — Eine solche Einladung that Wirkung. Die gedrückten Protestanten in Frankreich eilten, der angebotenen Vortheile zu genießen. Ludwig XIV fand sich durch diese Einladung seiner ihm Gehorsam weigernden Unterthanen höchlich beleidiget. Aber der große Churfürst erwiederte die Beschwerden mit Freimüthigkeit und Würde. Wie der König den Besuch des Gottesdienstes bey dem brandenburgischen Gesandten in Paris [16]) seinen protestantischen Un-

ter-

Fragen zum Vortheil des französisch-protestantischen Adels entschieden werden sollten.

16) Dieser Gesandte war der durch gelehrte Werke berühmte Ezechiel von Spanheim, ein geschickter Staatsmann, der zu eben der Zeit, wo er die heimliche Umweichung der Protestanten thätigst beförderte, doch mit Gewandtheit den Unwillen Ludwigs zu mildern wußte, auch

terthanen untersagen und sogar, um sie mit Gewalt abzuhalten, eine Wache vor das Haus des Gesandten, während des Gottesdienstes, setzen ließ, beobachtete der Churfürst völlig ein Gleiches in Rücksicht seiner katholischen Unterthanen gegen den französischen (indeß, um sich unpartheiisch zu zeigen, auch gegen den österreichischen) Gesandten in Berlin.

Die Vertriebenen fanden in den brandenburgischen Staaten wirklich alle Unterstützung, die ihnen zugesichert war, und noch ein Mehreres. Friedrich Wilhelm bewies in dieser Sache ganz außerordentliche Thätigkeit und Eifer. Mit Weisheit sorgte er, daß nicht die den Fremdlingen bewiesenen Begünstigungen den Neid und die Eifersucht der Eingebornen erregen, vielmehr jenen die Zuneigung und Achtung von diesen erworben werden möchten. Dieses geschahe auch in der That. Die Flüchtlinge fanden überall eine freundliche Aufnahme. Die deutsch-reformirten Geist-

auch für manche Einzelnen die Erlaubniß der Auswanderung und die Befreiung ihres in Beschlag genommenen Vermögens erhielt. Bereits vor vielen Jahren ist dieses trefflichen Staatsmanns interessante Schilderung des Hofes Ludwigs XIV bekannt gemacht in des Verfassers Materialien für Statistik und neuere Staaten-Geschichte 2ter und 3ter Lieferung.

Geiſtlichen, deren viele auf franzöſiſchen Akademien gebildet waren, lebten mit den neu angekommenen in größter Eintracht. Auch die Staatsdiener, welche der Churfürſt zu dieſem Geſchäft gebrauchte, beeiferten ſich, daſſelbe ganz in ſeinem Geiſte zu betreiben [17]). Nicht genug, daß die Landesbehörden angewieſen waren, das Fortkommen der franzöſiſchen Proteſtanten auf alle Weiſe zu befördern, beſtellte der Churfürſt, um das Geſchäft mit deſto mehr Ordnung und Thätigkeit zu leiten, für daſſelbe noch beſondere Commiſſarien, an welche die Ankömmlinge ſich zu wenden angewieſen waren, und welche den Auftrag hatten, leztere mit ihrem Rath zu unterſtützen, nach Maaßgabe örtlicher Verhältniſſe, Vorſchläge zu ihrem beſten Fortkommen zu thun, etwaige Hinderniſſe wegzuräumen, und deshalb mit den Landesbehörden Alles einzurichten. Unter dieſen Commiſſarien befanden ſich auch einige der ſchon früher in den Dienſt des Churfürſten aufgenommenen franzöſiſchen Proteſtanten, an welche die ſpäter Kommenden ſich mit um ſo größerm Vertrauen wenden konnten.

Nicht

17) Zwey der verdienteſten Miniſter Friedrich Wilhelms, Grumbkow und Fuchs, zeichneten ſich vorzüglich durch ihren Eifer in dieſer Angelegenheit aus.

Nicht alle Ankommenden waren im Stande, sich allein durch ihren Fleiß selbst zu nähren; viele von ihnen bedurften Unterstützung an Gelde, auch die ersten Stoffe und Werkzeuge zu ihrer Arbeit; auch Rath und Leitung war ihnen nöthig, um in einem ihnen ganz fremden Lande gerade das anzufangen, was mit dem besten Erfolg unternommen werden konnte. Für Alles wurde mit väterlicher Aufmerksamkeit gesorgt. Noch andere von Vermögen ganz entblößt, durch Alter und Kränklichkeit geschwächt, mußten von der Großmuth des edlen Fürsten ganz unterhalten werden. Auch diese wurden mit gleicher Güte aufgenommen. Die zur Arbeit Unfähigen, die Wittwen und ledigen Frauenzimmer, erhielten Pensionen, Andere Wartegelder, bis ihnen eine für sie passende Anstellung im Staatsdienste werden konnte, oder sie in Stand gesezt waren, durch eigene Thätigkeit für ihren Unterhalt zu sorgen. Die Allerdürftigsten wurden in Anstalten untergebracht, die der Churfürst mit großer Milde errichtete. Er hatte alle verfolgten Protestanten ohne Unterschied eingeladen; redlich erfüllte er sein Wort, keiner wurde übersehen. Diese Handlungsweise beweißt noch mehr, als was wir schon angeführt, daß sein Beweggrund ein noch edlerer und höherer war, als die nicht zu tadelnde Sorge für die Aufnahme seiner Lande. Aber alles dieses erfo-

erfoderte bedeutende Koſten, deren Aufbringung ſehr ſchwer fiel in einem Staate, der nur langſam von der Zerrüttung ſich erholte, in welche grauſame Kriege ihn geſtürzt hatten. Aber Friedrich Wilhelms weiſe Staatswirthſchaft wußte immer Rath zu ſchaffen, ohne ſeine alten Unterthanen deshalb beläſtigen zu dürfen. Er verwarf den ihm gemachten Vorſchlag einer kleinen Abgabe, um einen Fonds zur Unterſtützung der Ankömmlinge zu bilden, weil er fürchtete, dieſes könne die leztern verhaßt machen. Er begnügte ſich, ſeine Unterthanen zu freiwilligem Beiſtande durch ausgeſchriebene Collekten zu ermuntern, wobey er ſelbſt mit eignem Beiſpiel großmüthig vorging. Vorzüglich aber ſuchte und fand er in Beſchränkung der Ausgaben ſeines Hofes die Mittel, um ſeinem Wohlthätigkeits-Sinne genügen zu können [18]).

Der

18) Einſt wurden dem großen Churfürſten viele Bittſchriften neu angekommener franzöſiſcher Proteſtanten zugleich vorgelegt; die Summen, welche ſie verlangten, waren beträchtlich. Friedrich Wilhelm befahl ſie auszuzahlen; aber ſeine mit dieſem Geſchäft beauftragten Räthe machten bemerklich, daß die durch die vielen Ausgaben gänzlich erſchöpfte Kaſſe dieſes nicht erlauben werde. „Nun, erwiederte der edle Mann, geholfen „muß den Leuten doch werden; es mag alſo mein ſil-

Der Edelmuth Friedrich Wilhelms wurde durch den glücklichsten Erfolg belohnt. Binnen wenigen Jahren bewiesen die Aufgenommenen, daß die ihnen bewilligten Wohlthaten nicht umsonst verwandt wären; sie wurden in mannichfachen Verhältnissen sehr nützliche Staatsbürger. Die Adlichen, deren Alter und Fähigkeiten es erlaubten, wurden zum großen Theil in Kriegsdiensten angebracht; sogar einige neue Regimenter allein aus ihnen gebildet. Diese bewährten große Anhänglichkeit an den Staat, der sie aufgenommen hatte, und trugen viel zu dem Ruhm bey, den die brandenburgischen Truppen in den folgenden Kriegen erwarben; auch manche Verbesserungen des Kriegswesens wurden von ihnen angegeben. Viele vom Adel beiderley Geschlechts, welche Geburt und Bildung dazu berechtigte, erhielten Anstellung am Hofe. Diese fanden hier ihr Vaterland wieder. Durch den großen Churfürst und seine erste Gemahlin, Louise Henriette von Oranien, waren französische Sprache und Sitten am Berliner Hofe längst einheimisch geworden. Auch die zweite Gemahlin Friedrich Wilhelms, und vorzüglich die Gemahlin

„dernes Tafelgeschirr verkauft werden." Ein Zug, den die Nachkommen der französischen Protestanten im Brandenburgischen nie vergessen dürfen!

mahlin des Churprinzen, Sophie Charlotte [19]) von Hannover (nachherige erste Königin von Preußen), trugen bey, daß sie es immer mehr wurden.

Auch in wichtigen Staats-Geschäften und zu Verschickungen an fremde Höfe wurden vom Churfürsten viele seiner neu erworbenen Unterthanen gebraucht, und mehrere derselben genossen seines vorzüglichen Vertrauens. In den innern Landes-Angelegenheiten konnten zwar, wegen Unkunde der Sprache und Verfassung, in den ersten Zeiten nicht Viele gebraucht werden. Doch bald machten sich manche auch hierzu geschickt, vorzüglich aber gaben die für die Kolonien selbst nothwendigen Einrichtungen Gelegenheit zur Versorgung fähiger Männer aus ihrer Mitte. Jede neu gebildete Gemeinde erhielt einen eigenen Richter, von welchem an ein in Berlin errichtetes Obergericht appellirt wurde. Auch bey den Landes-Gerichtshöfen wurden französische Beisitzer angestellt, um bey allen Sachen zugezogen zu werden, in welchen einige der Ankömmlinge betheiliget waren.

19) Diese redete die französische Sprache mit solcher Feinheit und Fertigkeit, daß ein protestantischer Franzose, nachdem er schon lange am Berliner Hofe gelebt, sich einst erkundigte, ob die Churprinzessin auch wol deutsch rede?

Außerdem waren den Ministern und Commissarien, welche die Angelegenheiten der Kolonien leiteten, mehrere fähige Glieder derselben beigeordnet. In der Folge entstand hieraus ein eigenes Collegium, Conseil, späterhin Directoire général françois genannt, welches unter dem Vorsitze eines Ministers für das Beste der französischen Gemeinden sorgte, die ihnen ertheilten Rechte und Freiheiten aufrecht erhielt, und, wo es nöthig, deren nähere Bestimmung und Erläuterung vom Regenten auswirkte. Eben so wurden für die geistlichen Angelegenheiten bald anfangs besondere Commissionen bestellt, aus denen nachher das französische Ober-Consistorium entstand. Auch sogar Aerzte, Wundärzte und Hebammen, welchen die Unkunde der Landessprache anfangs hinderlich in Ausübung ihrer Wissenschaft war, erhielten Pensionen, meistens mit der Verpflichtung, die dürftigen Glieder der französischen Gemeinden zu besorgen. Auch dem vom Churfürsten gestifteten Ober-Medicinal-Collegium wurden französische Aerzte beigeordnet. So eifrig benützt war der edle Regent, in jeder Rücksicht für seine neuen Unterthanen zu sorgen, und zugleich deren Kenntnisse in jedem Fache zu benutzen. Mit Wahrheit kann man behaupten, daß kein zu irgend nützlichen Diensten fähiger Flüchtling unbenutzt und kein Dürftiger unversorgt geblieben sey.

Die

Die Absonderung und eigne Verfassung, welche der große Churfürst den Flüchtlingen zugestand, war, zur Zeit ihrer Einbürgerung, durchaus nöthig. Sie ist ihnen auch in allen andern Landen, wo man sie aufnahm, bewilliget, doch nirgends mit einer so ausgedehnten Fürsorge, als im Brandenburgischen. In späterer Zeit hat man diese Absonderung zuweilen tadeln, und als einen verderblichen statum in statu betrachten wollen. Schon König Friedrich Wilhelm I ging damit um, diese besondere Verfassung ganz abzuschaffen, und die den französischen Gemeinden ertheilten Privilegien zurückzunehmen; aber er fand in der Ausführung zu viele Schwierigkeiten. Friedrich II dachte nicht an solche Abschaffung, vielmehr hat er diese Freiheiten bey jeder Gelegenheit aufrecht erhalten. Eben so seine Nachfolger, bis in der neuesten Zeit einige Abänderungen den ganz veränderten Umständen angemessen befunden worden. Nur allmählig haben sich die neu Eingebürgerten dem Volksstamme, der sie aufgenommen, immer mehr genähert, und sich nach und nach mit ihm durch Verheirathungen, Annahme von Sitten und Sprache verschmolzen. Sehr weise hat diesem die Regierung zugesehen, es geschehen lassen, ohne es durch ihre Vorschriften befehlen und übereilen zu wollen. Nur wenn Eigenthümlichkeiten, deren Beibehaltung bey

der Aufnahme der ersten Flüchtlinge nöthig war, in der Folge für deren Nachkommen nachtheilig wirken konnten, hat die Regierung sie weggenommen. So hatte Churfürst Friedrich Wilhelm für die neu Eingebürgerten die von ihnen mitgebrachte französische Prozeß-Ordnung (man nannte sie Code Louis) in ihren Rechtsstreitigkeiten unter sich beibehalten. Friedrich II hob dieses auf und unterwarf die französischen Protestanten, gleich allen übrigen Unterthanen, der durch Cocceji eingeführten allgemeinen preußischen Gerichtsordnung. Ein Gleiches geschahe unter König Friedrich Wilhelm II bey Verbesserung der Justiz-Verfassung durch das neue Gesetzbuch, welches auch die französischen Kolonien umfaßte. Doch erst unter dem jetzigen Könige sind im Jahr 1809 das Kolonialdepartement, das Oberdirektorium, Oberconsistorium und die besondern französischen Gerichte ganz abgeschaft, und der Zusammenhang unter allen französischen Gemeinden, durch welchen sie ein abgesondertes für sich bestehendes Ganze ausmachten, ist aufgehoben. Dagegen ist die Fortdauer der einzelnen Gemeinden als besonderer Korporationen, der Besitz und die Verwaltung ihres eigenthümlichen Vermögens und ihrer Anstalten, auch besondere kirchliche Verfassung, ausdrücklich bestätiget. Die Wünsche der Einzelnen,

nen, ſelbſt unter den Nachkommen der Flüchtlinge, ſind in der neueſten Zeit noch weiter gegangen, welches man nur als Folge der durch die Ereigniſſe dieſer Zeit aufgeregten Leidenſchaft anſehen kann, die immer übertreibt und nie gerecht iſt. Völlige Auflöſung der franzöſiſchen Gemeinden und Vertheilung ihrer Mitglieder unter die deutſchen Gemeinden, gänzliche Abſchaffung der franzöſiſchen Sprache bey dem Gottesdienſt und Vernichtung jeder Spur des Andenkens an den Urſprung der Gemeinden und aller Einrichtungen, die auf denſelben hinweiſen, ſind gewünſcht und angerathen. In dieſem Sinn iſt eine kleine Schrift abgefaßt: „Zuruf an „die franzöſiſchen Gemeinden in der „preußiſchen Monarchie, von einem ih„rer älteſten Lehrer (Theremin, Prediger zu Granzow in der Uckermark). Berlin 1814. Andere haben dagegen, und, wie wir glauben, mit gutem Rechte, bemerklich gemacht, daß die Vernichtung des Andenkens an die Tugenden und Schickſale der Vorfahren, an die Menſchlichkeit der Regenten, welche ſie aufgenommen, und an alle Einrichtungen, welche an dieſen ruhmwürdigen Urſprung erinnern, keineswegs rathſam ſey, daß vielmehr die gänzliche Auflöſung der franzöſiſchen Gemeinden und die Zerſtreuung ihrer Glieder unter andere ihnen bisher

ganz fremde Gemeinden, auch das Aufhören manches Guten, welches dieselben bisher auszeichnete, zur Folge haben, besonders aber, daß es für die dürftigen Klassen höchst nachtheilig wirken würde, wenn die so bedeutenden milden Stiftungen der französischen Gemeinden nicht erhalten, und den Nachkommen derer, welche sie mit so vieler Aufopferung gegründet haben, als Eigenthum verbleiben sollten. Diese Gründe sind besonders in einer lesenswürdigen Schrift eines uns unbekannten Verfassers: „Adresse aux eglises françoises dans „les Etats prussiens, à Berlin 1814," so auseinandergesezt, daß, nach unserer Einsicht, der Unpartheiische ihnen Beifall nicht versagen kann. Da die Regierung gleiche Ansicht zu erkennen giebt, so werden die französischen Gemeinden im preußischen Staat auch ferner noch das Andenken an eine der edelsten Handlungen eines der ruhmwürdigsten brandenburgischen Regenten dankbar erhalten, und die gänzliche Verschmelzung der französischen Protestanten mit den Deutschen wird lediglich der still und langsam fortschreitenden Wirkung der Zeit überlassen werden. Diese hat sich schon jezt auf eine sehr merkliche Art dadurch geäußert, daß in vielen Gemeinden, deren meisten Gliedern die Sprache ihrer Vorfahren völlig unbekannt geworden war, bey dem Got-

Gottesdienst die Landessprache neben der französischen Sprache abwechselnd gebraucht wird, in einigen sogar der Gebrauch der leztern ganz aufgehört hat. Die Regierung hat sehr weise dieses nirgends ausdrücklich vorgeschrieben, aber überall, wo es den Bedürfnissen angemessen befunden worden, willig gestattet.

Viele Flüchtlinge bedurften zu ihrem Fortkommen nichts weiter, als die Freiheit zu arbeiten, und die feste Versicherung, der Früchte ihres Fleißes mit Sicherheit genießen zu können. Sie fanden diese im Brandenburgischen, und der große Churfürst fügte noch jede Art von Ermunterung und Unterstützung hinzu. Er ließ die zu Fabriken gelegensten Orte anweisen, gab die dazu nöthigen Gebäude und Vorschüsse, oder Geschenke zu den ersten Anlagen. Auch diejenigen, welche nicht in großen Fabriken, sondern im Kleinen, für eigene Rechnung arbeiten wollten, wurden unterstüzt. Binnen kurzer Zeit fühlten die Gewerbe den belebenden Einfluß. Die Flüchtlinge brachten manche bis dahin ganz unbekannte Künste mit, und in den bekannten gaben sie nüzliche Verbesserungen an. Feine Tücher, die man bis dahin nur aus Frankreich und England erhalten konnte, wurden von nun an in vorzüglicher Güte im Brandenburgischen gemacht, und von dort

die nordischen Lande von Europa mit Tüchern und allen Arten von wollenen Zeugen versorgt. Der Strumpfwirker-Stuhl, dieses Meisterstück mechanischer Erfindungskraft, wurde von französischen Flüchtlingen zuerst nach dem Brandenburgischen gebracht [20]), und von da dem übrigen Deutschland mitgetheilt. Die Strumpf-Fabrik wurde bald ausnehmend wichtig für das Land, und versorgte fast den ganzen Norden. Friedrich Wilhelm fühlte ihre Wichtigkeit; hocherfreut bezahlte er das erste in Berlin gewirkte Paar wollener Strümpfe mit hundert Thaler. Ein anderes für Brandenburg ganz neues Gewerbe war die Huthfabrik. Diese war in Frankreich vorzüglich von den Protestanten betrieben, welche sich im alleinigen Besitz gewisser für Verfertigung der feinen Hüthe wichtigen Kenntnisse befanden. Durch ihre Vertreibung wurde für Frankreich dieser Erwerbzweig fast ganz verloren [21]), und

20) Labry heißt der Mann, welcher zu Magdeburg den ersten Strumpfwirker-Stuhl verfertigte. Nachher wurden dieselben zu Berlin in Menge gemacht.

21) Obgleich man sich auf alle Weise bemühte, dem Könige die nachtheiligen Folgen der Verjagung der Protestanten zu verbergen; so enthalten doch statistische Schriften, welche bald nach jener Zeit in Frankreich erschienen, z. B. Boulainvillier: „Etat de la France," das Geständniß, daß sehr viele Gewerbe durch jene Verjagung große Abnahme erlitten hätten.

und für Deutschland und besonders das Brandenburgische, wo man bisher nur grobe Hüthe gemacht hatte, gewonnen. Auch die ersten Seiden-Fabriken wurden von den Flüchtlingen angelegt und vom Churfürst sehr unterstüzt. Eben so wurden die Tapeten-Fabriken, die Kunst in Gold und Edelsteinen zu arbeiten, durch sie nach Berlin gebracht. Die Uhrmacher-Kunst, die Färbereyen, die Gärberey verdanken ihnen Vervollkommnung; eben so die Kunst der Waffenschmiede und Schlösser-Arbeiten aller Art. Sogar die gemeinen Handwerke wurden durch die Ankömmlinge nicht wenig verbessert. Die französischen Schuhmacher, Schneider und Putzmacherinnen, welche in Berlin und andern brandenburgischen Städten sich niederließen, sezten sich in Besitz des großen Absatzes, welchen bis dahin die Pariser in Deutschland und im Norden fast ausschließlich gehabt hatten. Beinahe jedes Gewerbe empfand den wohlthätigen Einfluß der Ankömmlinge. Um denselben für seine Staaten dauerhaft zu machen, ließ Friedrich Wilhelm die französischen Künstler und Handwerker ermuntern, deutsche Lehrlinge anzuziehen [22]), welches auch zu großem Vortheil der Gewerbe geschahe.

Auch

22) Der weise Regent fand sich hierzu um so mehr bewogen, da

Auch für die Kultur des Bodens bewiesen sich die neuen Unterthanen nicht minder wichtig. Diejenigen unter ihnen, welche im Vaterlande Landbau betrieben hatten, erhielten bisher unbebautes Land, oder von den großen Domainen abgenommene Vorwerke, und wurden durch Abgaben-Freiheit auf gewisse Jahre und Befreiung von allen Frohndiensten für immer, auch durch andre Unterstützungen ermuntert. Sie trugen sehr viel zur Verbesserung des Landbaues bey, da die meisten auch hierin gute Einsichten und Thätigkeit bewiesen. Der Bau der Waid-Pflanze, welcher in frühern Zeiten in der Mark Brandenburg ein-

da man noch geraume Zeit glaubte, Ludwig XIV, durch die Erfahrung belehrt, werde sich besinnen, und mit Wiederherstellung des Edikts von Nantes seine fleißigen Unterthanen zurückrufen. Viele Flüchtlinge im Brandenburgischen, so dankbar sie auch die Großmuth, mit der sie aufgenommen wurden, erkannten, verhehlten doch nicht, daß sie die Rückkehr ins Vaterland, wenn sie erlaubt wäre, vorziehen würden. Sie bewogen sogar König Friedrich I, bey Gelegenheit der Friedens-Verhandlungen von Rysewick und Utrecht sich deshalb gemeinsam mit andern protestantischen Mächten nachdrücklich bey Ludwig XIV zu verwenden. Erst wie der französische Monarch bey Abschluß des Utrechter Friedens bestimmt erklärte, daß er die Erlaubniß zur Rückkehr nie anders, als unter Bedingung des Uebergangs zur katholischen Religion bewilligen werde, fingen die Flüchtlinge an, in den Landen, die sie aufgenommen, sich als wirklich eingebürgert zu betrachten.

einheimisch gewesen, aber seit dem dreißigjährigen Kriege sich ganz verloren hatte, wurde durch die französischen Flüchtlinge wieder eingeführt. Eben so der Bau des Krapps und Tabacks. Viele Gartenfrüchte, feinere Gemüse und Obst-Arten, auch der Maulbeerbaum sind durch sie nach dem Brandenburgischen verpflanzt.

Doch noch weit mehr als durch mitgetheilte Künste und Geschicklichkeit bewiesen die französischen Protestanten sich dadurch wohlthätig, daß sie geistige Ausbildung und Sittlichkeit in den Landen, wo sie aufgenommen wurden, beförderten. Frankreich befand sich wirklich damals auf einer höhern Stufe der Bildung, als Deutschland. In jenem waren die Wissenschaften nicht, wie in diesem, auf die Klasse der eigentlichen von der übrigen Welt getrennten Gelehrten beschränkt; sie hatten sich auch in den sogenannten ungelehrten, höhern und mittlern Ständen, auch unter dem weiblichen Geschlecht verbreitet. Die Liebe der Künste und Wissenschaften war an dem Hofe Ludwigs XIV herrschender Ton geworden. Die Flüchtlinge aus den höheren Klassen theilten diese Liebe den Höfen mit, wo sie aufgenommen wurden, und mit um so größerm Erfolg dem Berliner Hofe, da an demselben bereits, seit Anfang der Regierung

rung des Churfürsten Friedrich Wilhelms, besonders durch die enge Verbindung mit dem Oranischen Hofe, Kenntnisse und feinere Denkart einheimisch geworden waren. Auch die Gelehrten, welche aus Frankreich kamen, hatten einen mehr erweiterten Gesichtskreis, als er bey deutschen Gelehrten damals gefunden wurde. Die französisch-reformirte Kirche war nicht in so enge Schranken eines theologischen Systems gefesselt, wie die der deutschen Protestanten. Unter den nach Berlin gekommenen Geistlichen waren Männer von gründlicher Gelehrsamkeit und großem Verdienst (z. B. Abbadie, Gaultier, Ancillon [23]), Beausobre, Lenfant u. a.), welche durch ihre Schriften und ihre Predigten einen edleren Geist und bessern Geschmack, als bisher unter den einheimischen Theologen herrschend waren, verbreiteten. Es gereicht den leztern zur Ehre, daß sie sich sehr empfänglich zeigten, das Bessere anzunehmen, und nach ihm sich zu bilden. Die Neuangekommenen, durch eigene Erfahrungen von den traurigen Folgen des Religionshasses belehrt,

23) David Ancillon, ein Mann von großem Verdienst, Hofprediger des Churfürsten Friedrichs III, wurde von diesem auch zu wichtigen diplomatischen Sendungen in Holland, England, Polen, besonders in Neufchatel gebraucht, wo er zur Beförderung der Absichten Preussens sehr nüzlich war.

lehrt, trugen nicht wenig bey, gegenſeitige Duldung zu empfehlen, und ſie immer mehr zu einer brandenburgiſchen National-Tugend zu machen, wie ſie ſchon ſeit mehrern Generationen eine den brandenburgiſchen Regenten eigenthümliche Tugend war.

Auch die eingewanderten Fabrikanten, Künſtler und Handwerker ſtanden auf einer höhern Stufe von geiſtiger Bildung. Die proteſtantiſchen Franzoſen waren, dem größeren Theil nach, durch ihre Erziehung zu ſtrenger Sittlichkeit und Rechtlichkeit angeführt; ſie hatten, um gegen die Gefahr des Abfalls geſichert zu ſeyn, einen guten Unterricht in den Gründen ihres Glaubens erhalten. Das Leſen religiöſer, moraliſcher und hiſtoriſcher Bücher, auch der alten Klaſſiker in den Ueberſetzungen, welche ihre Sprache damals ſchon hatte [24]), war den Franzoſen, auch in den mittleren Ständen, Bedürfniß geworden. Die Flüchtlinge zeichneten ſich beſonders durch den reifen Verſtand und die Beſonnenheit aus, mit der ſie ihre Unternehmungen anfingen. Sie verſuchten Alles im Kleinen, und hüteten ſich vor zu großen Dingen, die ihre Kräfte überſtiegen. Auch in Annahme der Vor-

24) Plutarchs Lebens-Beſchreibungen z. B. waren von jeder gebildeten Perſon beiderley Geſchlechts geleſen.

Vorschüsse, welche ihnen von dem Landesherrn angeboten wurden, bewiesen sie große Behutsamkeit. Viele verbaten dieselben, und wollten lieber mit eigenen beschränkten Mitteln etwas Kleineres unternehmen, um des Erfolgs desto sicherer zu seyn. Diejenigen, welche Vorschüsse annahmen, waren äußerst beflissen, sie zur bestimmten Zeit zu ersetzen. Große Ordnung, unermüdete Thätigkeit waren die Mittel, durch welche sie den glücklichen Fortgang ihrer Unternehmungen beförderten. Ihr pünktliches Worthalten, die Gründlichkeit ihrer Arbeiten erwarb ihnen Vertrauen. Jeder französische Protestant hatte die gute Meinung für sich, daß er ein rechtschaffener, gewissenhafter Mann sey. Dieses und die vorzügliche Geschicklichkeit erwarb den Künstlern und Handwerkern unter ihnen auch bey den höhern Ständen vorzügliche Achtung, und hatte die gute Folge, dem Bürger und Handwerksstande überhaupt ein eigenes Ehrgefühl zu geben. Die Kinder der französischen Protestanten, in solchem Gefühl aufgewachsen, drängten sich nicht zu höhern Ständen, beneideten nicht deren scheinbaren Glanz. Getreu den Gewerben ihrer Väter suchten sie dagegen dieselben zu noch höherer Vollkommenheit zu bringen, und eben dadurch, so wie durch Uebung gleicher Tugend ihrem Stande noch immer mehr

Ach-

Achtung zu erwerben. Entfernt von jedem Luxus waren die protestantischen Franzosen sehr für Reinlichkeit und ein in jedem Betracht anständiges Betragen. Ihre heitere Munterkeit (Jovialität) ergözte sich bey mäßigem Mahl in angenehmen Gesprächen und ergoß sich zuweilen in frohe Lieder. Aber steife Schmausereyen und wilde Trinkgelage, wie sie damals in Deutschland noch sehr üblich waren, blieben ihnen fremd und wurden von ihnen geflohen. Wohlthätigkeit gegen Dürftige war ein Hauptzug in ihrem Charakter. Obgleich die Zahl der Reichen unter den nach dem Brandenburgischen gekommenen Flüchtlingen verhältnißmäßig nur klein war [25]), und nur wenige unter ihnen einen bedeutenden Theil ihres Vermögens aus dem Vaterlande hatten flüchten können; so wurde doch durch ihre Milde für die Armen unter ihren Landsleuten zureichend gesorgt. Schon in den ersten Jahren verbanden sich freiwillig Alle, welche vom Churfürst Gehalte oder Pensionen bezogen, den zwanzigsten Theil davon

inne

25) Die Reichsten, die Kaufleute, Fabrik-Unternehmer und dergl. hatten sich vorzüglich nach England und Holland begeben, wohin sie ihr Vermögen leichter flüchten, und auch sofort es nuzbarer anlegen konnten. Dagegen hatten nach dem Brandenburgischen sich vorzüglich Adliche, Militairs, Gelehrte, Künstler, Handwerker und Fabrik-Arbeiter gewandt.

inne zu lassen, um daraus einen Fonds (la caisse du sol pour livre genannt) zur Unterstützung der Bedürftigern zu bilden. Alle diese Tugenden wurden durch ächte, von Aberglauben und Heucheley gleich entfernte Religiosität, veredelt. Sie blieben nicht ohne wohlthätigen Einfluß auf die Eingebornen, und so haben die Eingewanderten wesentlich beigetragen, die geistige Bildung und Sittlichkeit derer zu verbessern, unter welche sie aufgenommen wurden. Es ist dieses in der folgenden Zeit nicht immer anerkannt, vielmehr der Aufnahme französischer Flüchtlinge wohl gar eine Verweichlichung und Verderbniß unsrer deutschen Sitten, eine uns zugeführte Bekanntschaft mit den Bedürfnissen eines verfeinerten Luxus vorgeworfen worden. Wahrlich mit großem Unrecht! Verfeinert haben allerdings die Flüchtlinge unsre Sitten, aber gewiß nicht sie verdorben. Wenn man Lezteres behauptete, hat man den Misverstand begangen, unter dem Namen Franzosen nur an die leichtsinnigen, üppigen und verderbten Menschen zu denken, die in weit späterer Zeit die Laster einer grossen Hauptstadt, und eines verderbten Hofes unter uns zur Schau getragen haben [26]). Nichts war dies-

26) Wir erinnern hier nur an diesen Misverstand einer Ver-

diesen gerade entgegengesezter, als der sittliche Charakter der vertriebenen französischen Protestanten. Diese kamen nicht aus Paris, sondern, dem bey weitem größern Theile nach, aus mittlern Städten und vom Lande, wo sie durch angestrengten Fleiß und Geschicklichkeit sich genährt, unter hartem Druck fromme Tugenden geübt hatten. Weit entfernt von Leichtsinn und Luxus zeichneten sie vielmehr durch einen ihnen eigenthümlichen Ernst und strenge Sitten sich aus. Daß sie einige Gewerbe, die für feinere Bedürfnisse und den Luxus arbeiten, nach Deutschland gebracht haben, ist wahr, aber kein Vorwurf. Schon lange vor Aufhebung des

Verwechslung mit Franzosen, welche vor der Revolution an deutschen Höfen erschienen. Ein noch weit ärgerer und wahrlich kaum verzeihlicher Misverstand aber würde es seyn, wenn man bey dem Abschaum der französischen Nation, welche jene schreckliche Revolution, die wir erlebt haben, ein grausamer Unterdrückungs-Krieg und aufgedrungene fremde Herrschaft unter uns geschleudert haben, an die guten französischen Protestanten, die Friedrich Wilhelm aufnahm, auch nur entfernt sich erinnern wollte. Nichts kann unähnlicher seyn, als diese Menschen eines und desselben Volks, welche aus so ganz verschiedenen Gründen in jener ältern und in unserer Zeit den deutschen Boden betreten haben, die einen ihren religiösen Ueberzeugungen Alles opfernde höchst würdige Menschen, die andern rohe Wüstlinge ohne alle moralische Grundsätze!

Edikts von Nantes kleidete man sich an deutschen Höfen und in den wohlhabendern Klassen in seidene Zeuge, schmückte sich mit ausgesuchterem Putz und kostbarem Geschmeide; aber die französischen Flüchtlinge lehrten mit der Pracht Geschmack verbinden, und von ihnen lernte man das, was bisher in der Fremde erkauft war, im Lande verfertigen, und dadurch neue Quellen des Erwerbs für Tausende eröffnen.

Ganz vorzüglich der Bemerkung werth ist der bedeutende Einfluß, welchen die französischen Reformirten auf die Erziehung unsrer Jugend gehabt haben. Sehr viele unter ihnen, beiderley Geschlechts, von jedem andern Erwerbmittel entblößt, widmeten sich diesem Geschäft, zu welchem ihre Kenntniße sie fähig machten. Die meisten derselben waren aus höhern Ständen; ein Umstand, der sich besonders vortheilhaft für die ihnen anvertraueten Kinder bewies. Diese hatten große Achtung für Lehrer, die durch die Geburt ihnen gleich, durch Alter, feine Sitten und Weltkenntniß aber über sie erhaben waren. Die französische Erziehung empfahl sich durch diesen Umstand und durch die reifen Kenntniße, und die reine Moralität derer, welche dieselbe übernahmen, bald so sehr, daß fast alle Kin-

Kinder der vornehmern und wohlhabendern Familien derſelben anvertrauet wurden, entweder in Penſions-Anſtalten, welche beſonders die Frauen errichteten, oder in den elterlichen Häuſern. Vorzüglich war dieſes der Fall bey den deutſchen fürſtlichen Kindern, und gewiß ſehr zu ihrem Vortheil. Denn ſchwerlich würde man unter dem deutſchen Adel jener Zeit ſo viele kenntnißreiche, ſittliche und fein gebildete Erzieher und Erzieherinnen gefunden haben, als der nach Deutſchland verpflanzte franzöſiſche proteſtantiſche Adel darbot. Auf dieſem Wege iſt unſtreitig franzöſiſche Sitte und Bildung, Kenntniß und Liebe der franzöſiſchen Sprache und Litteratur vorzüglich zu unſern Höfen und vornehmern Ständen gebracht, nirgends aber auf eine mehr ausgezeichnete Art, als zu dem brandenburgiſchen Adel, und ganz beſonders in das brandenburgiſche Regentenhaus.

Der große Churfürſt und ſeine beiden Gemahlinnen, ſelbſt von Jugend an franzöſiſch gebildet, gaben allen ihren Kindern franzöſiſche Erziehung. Friedrich I und ſeine Gemahlin, Sophie Charlotte, die gleichfalls franzöſiſch gebildet war und einen Theil ihrer Jugend am Hofe Ludwigs XIV zugebracht hatte, thaten ein Gleiches. Leztere wählte

die Rocoulles, eine höchst achtungswerthe französische Protestantin, zur Erzieherin Friedrich Wilhelms I, welcher so große Achtung für sie faßte, daß er, selbst Vater, eben dieser Frau die Oberaufsicht über die Erziehung aller seiner Kinder, die Bildung Friedrichs aber ihr ganz besonders vertraute. Nach ihr wurde lezterer einem männlichen französischen Erzieher, Duhan de Jandun, übergeben. Auch Friedrichs Mutter war von einer protestantischen Französin [27]) erzogen, und redete mit ihren Kindern gewöhnlich keine andere Sprache, als die französische. König Friedrich Wilhelm I, wenn gleich er in seiner Familie und in Geschäften sich der deutschen Sprache bediente, redete mit Fremden doch gewöhnlich die französische, die er sehr fertig und richtig sprach.

Dieser Einfluß der Aufnahme der französischen Reformirten in den brandenburgischen Landen auf Friedrichs II Bildung hat uns zu einer Schilderung jener

27) Frau von Sacelot war von erster Kindheit an der dieser Prinzessin und ihrem Bruder, nachher König Georg II von England, und ersezte die Mutter, von der die Kinder durch ein unglückliches Schicksal früh getrennt wurden. Frau von Sacelot begleitete die Königin von Preußen als Oberhofmeisterin nach Berlin.

jener Begebenheit bewogen. Wir läugnen nicht, daß auch das Vergnügen, an den treflichen großen Churfürſten, der durch die Größe ſeines Charakters der Stifter der Größe des preußiſchen Staats geworden iſt, und an eine der ſchönſten Handlungen ſeiner ruhmwürdigen Regierung zu erinnern, hierbey mitgewirkt habe. Hat der Leſer eine intereſſante Belehrung in unſerer Schilderung gefunden, ſo wird er gern entſchuldigen, daß wir über den Zeitpunkt, den unſer Geſchichtbuch umfaßt, hier etwas hinausgeſchritten ſind.

Beilage R.

Zu S. 34.

Nachricht von dem Rechnungsbuch über die kleinen Kammerausgaben während Friedrichs II Kindheit.

König Friedrich Wilhelm I hatte zu den kleinen Kammerausgaben seines Kronprinzen anfangs jährlich 360 Thaler bestimmt, erhöhete aber diese Summe bald bis zu 600 Thaler. Der Betrag derselben wurde den beiden Hofmeistern, dem General Grafen von Finkenstein und dem Obrist von Kalkstein vierteljährig ausgezahlt, und über die davon gemachten Ausgaben wurde, wahrscheinlich von einem Kammerdiener, eine Rechnung geführt, welche jene beiden Männer monatlich unterschrieben. Am Ende des Jahrs wurde die Rechnung dem Könige vorgelegt, welcher sie selbst durchsah und dann seine Zufriedenheit eigenhändig bezeugte. Diese Rechnung fängt im November 1718, das heißt einige Wochen vor dem vollendeten siebenten Jahre des Prinzen

zen an, und hört mit dem März 1729 auf, da Friedrich das siebenzehnte Jahr bereits vollendet hatte. Während dieser Zeit ist die bestimmte Summe nie vermehrt; vielmehr findet sich, daß sie in den lezten Jahren öfters bis auf die Hälfte vermindert wurde, wovon die Ursache ohne Zweifel war, weil das Ausgesezte nicht nur völlig hinreichte, sondern jährlich Ueberschuß blieb. In dieser Rechnung kommen alle und jede, auch die kleinsten Ausgaben vor; daher scheint es, daß Friedrich bis zum siebenzehnten Jahr gar kein Geld zur eignen Disposition gehabt habe. Nur selten kommt vor, daß er ganz kleine Summen (etwa einen Gulden) als Taschengeld erhalten habe. Da eine zuverläßige Abschrift dieser Rechnung, welche vermuthlich der erste Entwurf gewesen, von dem die dem Könige vorgelegte Reinschrift gemacht worden, uns von einer verehrten Hand mitgetheilt ist; so sind wir im Stande, aus derselben hier eine Probe zu geben. Am Anfange jeden Jahrs ist die sämmtliche Einnahme verzeichnet, und dann folgen die Ausgaben nach den Monaten in folgender Art:

Ausgabe 1719.

September.

		℔	ℛ	ß
Den 3ten.	In den Kling Beutel	—	16	—
	An den Jäger vor den Hund	2	—	—
Den 6ten.	An Ihro Hoheit den Cron Prinßen	—	16	—
Den 10ten.	In den Kling Beutel	—	16	—
Den 17ten.	In den Kling Beutel	—	16	—
	In das Becken	—	16	—
Den 21ten.	Dem Jäger so die 2 Globen nach Berlin gebracht	1	8	—
Den 24ten.	In den Kling Beutel	1	8	—
Den 25ten.	An Hammking so das grüne Kleid gemachet	2	—	—
Den 27ten.	Bei der Abreise aus Wusterhausen an die Bett-Mägdchen	—	16	—
	Vor die Pfeiffe zurecht zu machen	—	4	—

Der

Der Cammerdiener Jummersbach hat ausgegeben

	ℳ	ℵ	ß
An die beide Laquaien von Sr. Maj. dem Könige und der Königin ſo aufgewartet haben		1	8 —
Vor 2 Farbenſchachteln		—	16 —
Vor 6 ℔ Puder		—	12 —
Vor Stibeletten Knöpfe		—	2 —
Vor 12 Ellen Haar-Band a 2½ ℵ		1	6 —
In Mittenwalde		—	2 —
In Mittenwalde in die Armen-Büchſe		—	1 —
An den Bothen welcher die Hunde von Berlin gebracht		—	12 —
Vor den Hirſch-Fänger zu ſchleiffen		—	2 —
Vor weiß Rundſchnur zu Klatſchen		—	4 —
Dem Menſchen welcher ſie beſtellet und herausgebracht		—	2 —
An einen Jungen auf dem Felde welchen die Hunde gebiſſen		—	4 —
An einen Mousqvetier vom 2ten Bataillon ſo Sr. Hoheit zu Gevattern gebeten		2	— —

Vor

	Rℳ	K	S.
Vor eine lebendige Schneppe	—	2	—
An einen Hirtenjungen ſo den todten Hund weggetragen	—	1	—
Vor Pulver und Trinkgeld an den Canonier welcher zu Schulzendorf gefeuert	1	8	—
Vor die Königl. Knechte zu Bier in Schulzendorf	3	—	—
Vor ein Roth-Kehlichen	—	4	—
Vor Nagel und Löſch Papier die Globos einzupacken	—	4	—
Die Schu aufm Leiſten aufzuſchlagen	—	1	—
An einen Armen	—	2	—
An einen Reit Knecht welcher die Mundirung herausgebracht	—	2	—
An die alte Caſtellanin zu Wuſterhauſen	—	16	—
Sum.	23Rℳ	11K	—

Gr. von Finkenſtein. C. W. von Kalkſtein.

In dieser Art ist die Rechnung von jedem Monat geführt und am Schlusse des Jahrs kömmt:

Recapitulation der ganzen Rechnung und unter dieser die Bescheinigung des Königs, welche in der uns mitgetheilten Rechnung abschriftlich beigefügt ist, in folgender Art:

Mit diese rechnungen bin zufrieden und soll hiemit quittieret seyn, aber zukünftig, wenn meine Laqueien, Kutscher, reit Knechte Fritz auffwarten, sollen sie nichts davor bekommen, denn ich sie davor bezahle, denn Fritz und ich ist einerley, sonsten bin mit allem zufrieden vor die guhte haußhaltung

Berlin den 4ten Jan. 1720.

F. Wilhelm.

Die hier gemachte Erinnerung wurde befolgt, und findet sich weiter kein an königliche Bediente gegebnes Trinkgeld.

Da mit dem bestimmten Gelde so gut gewirthschaftet wurde, daß immer am Ende jeden Jahrs noch Bestand übrig blieb; so bezeugte der König auch jedesmal vollkommne Zufriedenheit ohne alle Er-

Erinnerung. So schrieb er am Schluſſe der Rechnung vom Jahr 1720:

Bin zufrieden und quitiere das alles guht iſt und bin contant

F. Wilhelm.

Potsdam den 4ten Jan 1721.

und am Ende des Jahrs 1722:

bin ſehr wohl zufrieden und quitiere hiermit

F. Wilhelm.

Am Ende des Jahrs 1726:

recht gut haußgehalten

F. Wilhelm.

Beilage S.

Zu S. 238 und 247.

Ueber Lord Chatham und Lord Bute.

Dieſe beiden Staatsmänner ſind von ſo bedeutendem Einfluß in Friedrichs Geſchichte geweſen, daß einige Nachrichten über ſie von den Leſern erwartet werden können. Wir bringen dieſelben in eine Beilage, da deſſen, was zu ſagen iſt, für Anmerkungen zu viel ſeyn möchte.

1) Ueber Lord Chatham zur S. 238.

William Pitt, nachher Graf Chatham, war 1708 in London geboren. Von früher Jugend an litt er an heftigen Gichtübeln, welches ihn zum einſamen Leben nöthigte, und dadurch veranlaßte, in den Wiſſenſchaften ſeine Erholung zu ſuchen. Claſſiſche Litteratur war ſein Lieblings-Studium. Im Jahr 1736 trat er ins Parlament, und zeichnete ſich bald durch ſeine Beredſamkeit aus, deren

deren eigenthümlicher Vorzug große Kraft und mittheilende Wärme war. Er trat auf die Seite der Oppoſition und wurde bald deren bedeutendes Mitglied; er widerſtand beſonders, indem er die allgemeine Meinung für ſich gewann, mit Nachdruck den Maaßregeln des vieljährigen Staatsminiſters Robert Walpole, der das ganze Vertrauen Königs Georgs II hatte, welcher Miniſter auch ſeine Abneigung gegen Pitt dem Könige beibrachte. Wegen anerkannter Geſchicklichkeit und Rechtlichkeit erhielt lezterer dennoch 1746 die Stelle eines Generalzahlmeiſters der Armee, und wurde in den königlichen Geheimen Rath eingeführt; aber 1755 legte Pitt alle Stellen nieder und widerſezte ſich im Parlament beſonders allen Verbindungen auf dem Continent, welche das Miniſterium damals vorhatte, er aber dem Wohl des Staats nicht gemäß hielt. Beim Ausbruch des Krieges fand der König durch die allgemeine Stimmung ſich bewogen, Pitt ins Mi-
1756 Novbr. niſterium zu nehmen. Dieſer mußte zwar daſſelbe nach kurzer Zeit wieder verlaſſen; allein er wurde
1757 Jul. bald zurückgerufen und durch das Vertrauen des Königs nun ganz in demſelben befeſtigt. Die
1757 d. 5ten Novbr. Schlacht bey Roßbach gab dem Kriege, der bis dahin für England ſowohl zur See als zu Lande widrig gegangen war, eine neue Wendung. Friedrich

und

und Pitt waren ganz für einander gemacht, Jeder von ihnen führte den Krieg ganz für seinen eigenen Zweck, unterstützte aber kräftigst und aufrichtig den Bundesgenossen, weil er einsahe, daß dieses der eigne größte Vortheil sey. Bey Georg II verschwand nun alle von Jugend an genährte Familien-Abneigung gegen das Haus Brandenburg, und aller alte Groll gegen Pitt, dem er jezt sein ganzes Vertrauen und die höchste Achtung schenkte. Dieser staatskluge Regent, dem große Ideen und kühne Maaßregeln sehr gefielen, begegnete sich oft mit seinem Minister in denselben Vorschlägen. So äußerte der König den Gedanken, die schmachvolle am 8ten September 1757 von seinem Sohne, dem Herzoge von Cumberland, abgeschlossene Convention zu Kloster Zeeven müsse nothwendig aufgehoben werden, in demselben Augenblicke, wie Pitt ihm eben dieses vorschlagen wollte. Eine solche Uebereinstimmung zwischen dem Regenten und seinem Minister, die sich oft fand, war von den glücklichsten Folgen; der Krieg in Deutschland wurde, nach Friedrichs Vorschlage, einem großen Heerführer, dem Herzog Ferdinand von Braunschweig, anvertraut, der das von den Franzosen ganz besezte hannöversche Land bald befreite, und mit einer kleinen aus den verschiedenartigsten Truppen zusammengesezten Armee die ungleich größere

französische siegreich über den Rhein trieb. Frankreich verlor viele Menschen und viel Geld; dies gab den brittischen Angelegenheiten auch zur See eine glückliche Wendung. Die Nation wurde mit einem neuen Geiste und mit feurigem Enthusiasmus belebt; Pitt erhob sie zum Gefühl eigner Kraft, und ermunterte zu deren Gebrauch. Auch denjenigen Theil der Nation, dem bisher Abneigung gegen das Haus Hannover beigemessen und dem deshalb mit Mistrauen begegnet war, die Schottländer, wußte Pitt dadurch, daß er ihm mit Vertrauen entgegenkam, für die Vertheidigung des Vaterlandes nüzlich zu machen. Aller Widerspruch im Parlament hörte auf, Pitts Vorschläge fanden allgemeinen Beifall und wurden mit größtem Eifer unterstüzt. Jeder Einzelne fühlte sich gehoben durch die Größe der Thaten, welche die Nation verherrlichten; der alte Nebenbuhler, Frankreich, verlor seine wichtigsten Colonien; seine ganze Seemacht, sein Handel wurden vernichtet. Dagegen nahm in England blühender Wohlstand mitten im Kriege zu; auf allen Meeren herrschte Brittannien, in allen Landen war es hochgeehrt.

Gods what a golden scene was this
Of public glory, of private blifs

sang

ſang ein Dichter, und jeder Einzelne ſtimmte herzlich bey. Fünf Jahre dauerte dieſer glückliche Zeitpunkt, der glänzendſte, den England je geſehen hat, und deſſen Gleichen erſt in den Tagen, worin dieſe Geſchichte geſchrieben ward, wieder erſchienen iſt. Er war die Folge von dem richtigen Blick und der unwandelbaren Standhaftigkeit eines einzigen Mannes, einen feſt beſtimmten Zweck zu verfolgen. Doch Pitts Ruhm war zu hoch geſtiegen, um nicht Neider aufzuregen. So lange Georg II lebte, wagten ſie nicht aufzutreten. Aber dieſer trefliche Regent ſtarb, zwar hoch betagt, doch zu früh für den Ruhm und das Wohl ſeines Reichs; der junge Nachfolger war von andern Rathgebern umringt, und, was das Schlimmſte war, der Einfluß geheimer Vertrauten überwog die Einwirkung der öffentlichen, der Verantwortung unterworfenen Miniſter. Dies wurde wenigſtens allgemein geglaubt, und öffentlich geſagt. Da gegen Pitts tadelloſes Leben und gegen ſeine Entwürfe durchaus keine Anklage angebracht werden konnte, ſo machte man geltend, daß auch der ſiegreichſte Krieg immer ein Unglück, der Friede vor Allem zu wünſchen ſey, und nie zu theuer erkauft werden könne. Pitt war weit entfernt, den Krieg verewigen zu wollen, was ihm Schuld gegeben wurde; er wollte denſelben nur noch ſo 1760 d. 25ten Oktbr.

lange fortsetzen, bis dem Feinde ein dauerhafter, glorreicher und des harten Kampfs ganz würdiger Friede abgedrungen werden könne, wovon, versicherte er, der Zeitpunkt nicht mehr entfernt sey. Um ihn zu beschleunigen, wollte er Spanien angreifen, sobald er dessen feindselige Gesinnungen und
1761 den allein gegen England gerichteten Familienbund
d. 15ten Aug. der Bourbonen zuverläßig erkundet hatte. Dies
1761 konnte er nicht durchsetzen, und nun ging er ab.
d. 5ten Oktbr. Der Krieg mit Spanien brach doch aus, aber unter minder günstigen Umständen, als unter welchen Pitt ihn anfangen wollte; doch brachte er England neuen und großen Gewinn. Aber bald wurde so-
1762 wohl mit Frankreich, als mit Spanien Frieden ge-
d. 3ten Novbr. schlossen; alle durch denselben erworbenen höchst wichtigen Vortheile waren Folgen von Pitts Verwaltung, aber er selbst hätte ohne Zweifel noch größere bewirkt. England verließ seinen Bundesgenossen Friedrich, dessen treue Mitwirkung ihm so nüzlich gewesen, auf eine unwürdige Art, die Pitt eben so tief, als Friedrich schmerzte. Ohne Reichthümer, die er verachtete, trat er aus dem Ministerium, aber durch die höchste allgemeine Achtung, die nur je einem Staatsmanne zu Theil geworden, ward er belohnt. Bey jedem bedeutenden Anlaß, der sich darbot, fuhr er fort, für das Wohl des Reichs,

für

für die Aufrechthaltung der Constitution und der Freiheit im Parlament seine Stimme zu erheben, die jedesmal mit größter Aufmerksamkeit gehört wurde. Im Jahr 1766 wurde er unter dem Namen eines Grafen von Chatham zum Lord erhoben, und er nahm auch wieder eine Stelle im Ministerium an, jedoch bey weitem nicht mit gleichem Erfolg, wie das erste Mal; im Jahr 1768 trat er wieder ab. Die bald nachher zwischen Großbrittannien und seinen nordamerikanischen Colonien ausgebrochenen Irrungen erregten seine ganze Thätigkeit. Er sahe deren nachtheilige Folgen voraus und ahndete schlimmen Ausgang; er drang mit großer Lebhaftigkeit darauf, daß den von ihm für billig erkannten Forderungen der Colonien nachgegeben würde. Sein Rath ward nicht befolgt, aber er hörte nicht auf, ihn zu wiederholen; auch die schmerzhaftesten körperlichen Leiden konnten ihn nicht abhalten, das Parlament an wichtigen Tagen zu besuchen, und darin oft bis zur äußersten Erschöpfung zu reden. Wie endlich die Sachen in Amerika so übel gingen, daß im Parlament der Antrag geschah, die Souverainetät über die Colonien aufzugeben, und sie für unabhängig zu erkennen, erwachte sein Nationalgefühl mit ganzer ihn selbst überwältigender Stärke. Obgleich körperlich 1778 d. 7ten April.

ſehr leidend, redete er mit ungemeiner Heftigkeit gegen dieſe Maaßregel, und empfahl, augenblicklich den Amerikanern Alles, was ſie verlangten, zuzugeſtehen, und mit ihnen vereint Frankreich anzufallen, welches die Colonien aufgehezt habe, und mit dem der Bruch doch unvermeidlich ſey. Er redete bis er ohnmächtig niederſank, und nach Hauſe gebracht werden mußte. Von dieſer Schwäche erholte er ſich nicht wieder, ſondern ſtarb den 11ten May 1778 im ſiebenzigſten Lebensjahre. Nie wurde ein Staatsmann allgemeiner und aufrichtiger betrauert. Das Parlament bat den König, ſein Andenken durch ein auf öffentliche Koſten angeſtelltes Leichenbegängniß, und ein errichtetes Monument zu ehren. Georg III bewilligte dies gern und fügte, zum Beweiſe ſeiner eignen dankbaren Achtung, noch wichtige Vortheile für die Familie hinzu. Der große Verſtorbene verdiente dies um ſo mehr, da alle ſeine Tugenden keine andere Quelle, als die reinſte Vaterlandsliebe hatten, welche feurige Leidenſchaft vielleicht die einzige war, die Pitt je beherrſchte. Sein Ehrgeiz, ſo groß er war, hatte kein anderes Ziel, als Brittanniens Ruhm und Größe; in keinem Falle ſchien es, daß dieſer Ruhm ihm minder erfreulich ſey, wenn ein Anderer als er ihn befördert hatte, vielmehr pries er immer leihaft

haft jedes fremde Verdienſt, und war eifrigſt bemüht, demſelben die Achtung und den Lohn, der ihm gebührte, zu verſchaffen.

Sehr zu bedauern iſt, daß wir von dieſem Manne noch keine ſeiner würdige Biographie haben, die in ſeiner ganzen Größe und Vortreflichkeit ihn darſtellte. Ein Werk unter dem Titel: Anecdotes of the life of William Pitt, Earl of Chatham. Voll. II. London 1796. 4. — giebt nur eine ſehr oberflächliche Nachricht von den äußern Veränderungen ſeines Lebens, und Auszüge einiger Reden, aus den Tageblättern zuſammengetragen. Billig ſollten auch dieſe Reden aus den ächteſten Handſchriften, die gewiß noch in engliſchen Familien aufbehalten werden, geſammelt, mit ſorgfältiger Kritik herausgegeben und durch zweckmäßige hiſtoriſche Einleitungen erläutert werden. Faſt möchten wir den Wunſch äußern, Herr Core möchte ſeinen großen Verdienſten um die neuere engliſche Geſchichte noch dadurch die Krone aufſetzen, daß er das Leben des Lord Chatham mit eben dem Fleiße und der kritiſchen Genauigkeit bearbeitete, die er bey den Begebenheiten der beiden Walpole ſo rühmlich bewieſen hat. Unter deutſchen Geſchichtgelehrten hat Niemand mit mehr Einſicht und Wahrheit

über Pitts Staatsverwaltung geredet, als Heeren in einem gehaltvollen sehr lesenswerthen Aufsatze: „Versuch einer historischen Entwickelung des brittischen Continental-Interesse," in desselben kleinen historischen Schriften Th. 2. S. 103.

2) Ueber Lord Bute zur S. 247.

John Stuart Graf von Bute, ein dadurch sehr merkwürdig gewordener Mann, daß er den großen Chatham nöthigte, sich den Staatsgeschäften zu entziehen, und seinen König bewog, einem politischen System zu entsagen, das England zu der glänzendsten Höhe gebracht hatte. Er war im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts geboren, stammte aus einem alten schottischen Geschlecht, das sich der Verwandtschaft mit dem Königshause Stuart rühmte, dessen Besitzthum die Insel Bute, eine der Hebriden, war. Von früher Jugend an schien er keine Neigung zu einem öffentlichen Leben zu haben, sondern diesem im Privatstande den unabhängigen Genuß seines sehr bedeutenden Vermögens vorzuziehen; aber ein Zufall brachte ihn im Jahr 1746 zu der nähern Bekanntschaft des damaligen Prinzen Friedrich Ludwig von Wales, Sohns Königs Georg II, der mit diesem seinem königlichen

chen Vater im Misverständniß lebte. Bute gewann das Vertrauen dieses Prinzen im hohen Grade, und wie der Letztere im Jahr 1751 starb, behielt er einen gleichen Einfluß auf dessen hinterlassene Wittwe Augusta, geborne Prinzessin von Sachsen-Gotha, welche ihm besonders die Erziehung ihres Sohns (nachher König Georg III) mit unbeschränkter Vollmacht anvertraute. Er wurde des Misbrauchs dieser Vollmacht öffentlich beschuldiget; sogar im Parlament führten die Oberhofmeister des jungen Prinzen bittere Klage, daß, weil Bute Alles vermöchte, sie von Erfüllung ihrer Pflichten ganz ausgeschlossen wären. Man sagte laut, daß Bute's Einfluß von verderblichster Art sey, weil er seinem Zöglinge despotische Grundsätze beibringe, und demselben das Umwerfen der Constitution, und eine dadurch bewirkte unbeschränkte Gewalt als das würdige Ziel der Bestrebungen eines brittischen Monarchen darstellte. Sobald Georg III den Thron bestiegen hatte, zeigte sich der überwiegende Einfluß des Lieblings, der bald auch öffentlich an die Spitze der Regierung trat. Ein gänzlich verändertes politisches System war hiervon die Folge. Bute bewies sich besonders als erklärten Gegner des Lord Chatham; alle Maaßregeln desselben wurden getadelt, am meisten die Verbindung mit Friedrich,

den Bute nicht nur treulos verließ, sondern sich auch, wider alle Würde und alle Politik, mit den bisher feindlich gewesenen Höfen vereinigen wollte, um den großen König möglichst herabzusetzen und zu schwächen. Ein zwar noch immer sehr vortheilhafter, aber den großen Anstrengungen keinesweges angemessener Friede wurde geschlossen; dies machte Bute dem größten Theile der durch Chathams Größe begeisterten Nation sehr verhaßt. Bute glaubte nicht dem allgemeinen Unwillen, der sich auf das kräftigste gegen ihn äußerte, bey aller Gunst seines Monarchen, widerstehen zu können; er zog einem stürmischen Kampfe den Genuß eines stillen Privatlebens vor, legte alle seine Aemter nieder, und lebte nun abwechselnd auf seinen großen Gütern. Man hat sein freiwilliges Zurückziehen von Geschäften weniger einer philosophischen Gleichgültigkeit gegen äußern Glanz, als der Feigheit zugeschrieben, da er, seines Einflusses auf den König gewiß, lieber im Dunkeln die Regierung habe leiten, als sich den Beschwerden und der Verantwortlichkeit eines öffentlichen

1763 d. 10ten Febr.

lichen Staatslebens aussetzen wollen. Wahrscheinlich hat dieser geheime Einfluß auch noch geraume Zeit fortgedauert, ist aber viel größer geschildert, als er wirklich gewesen. Ein Mann, der so sehr die Leidenschaften eines ganzen Volks gegen sich aufgeregt hatte, und dessen wichtigste Handlungen in geheimen Eingebungen bestanden haben, kann nicht wohl ganz unpartheiisch beurtheilt werden. Wir vermuthen, daß er von Einigen, denen sein politisches Benehmen missiel, gar zu schwarz geschildert, dagegen von Andern, welche ihn im Privatleben gekannt, über Gebühr erhoben sey. Wenn man sich ruhig in die Umstände versetzt, unter denen Bute das Staatsruder übernahm, so kann nicht verkannt werden, daß er weder für die Ehre noch den Vortheil seines Vaterlandes Eifer bewiesen, und wahrscheinlich nur aus Ehrsucht und kleinlicher Eitelkeit sich auf den ersten Platz gedränget habe, den zu behaupten er nicht fähig war, und, wie er dieses selbst gefühlt, sich den Geschäften entzogen und einen geheimen Einfluß dem öffentlichen vorgezogen habe.

Dies

Dies beweiset allerdings eine kleinliche Gesinnung; doch kann hiermit wohl bestehen, daß Bute ein liebenswürdiger Privatmann, ein warmer Freund seiner Freunde gewesen, und daß er bey gemäßigten Leidenschaften, einem gebildeten Geiste, und bey großem Vermögen in wissenschaftlichen Beschäftigungen und in Wohlthun sein größtes Vergnügen gefunden habe. Aber alles dieses erhebt ihn noch nicht zu einem so edlen und achtungswerthen Manne, als ihn Einige, die mit ihm genauer verbunden gewesen, schildern wollen. Auch die größte Liebenswürdigkeit des Privatmannes kann das Andenken an große, im öffentlichen Leben unter den wichtigsten Verhältnissen begangene Fehler nie ganz auslöschen. Der größte Lobredner von Bute ist Dutens, der mit der Familie Bute in enger Verbindung stand, und ihr seinen Wohlstand verdankte; man sehe dieses Gelehrten sehr interessante: Memoirs of a Traveller now in retirement. London 1805. ein schätzbares Buch, welches zuerst in französischer Sprache unter dem Titel: Mémoires d'un

Vo-

Voyageur qui se repose erſchienen iſt. Bute hat ſich viel mit Wiſſenſchaften beſchäftiget, und eine ſehr anſehnliche Bibliothek nebſt ſchätzbaren Sammlungen aller Art zuſammengebracht. Ein großes botaniſches Werk von ihm (Botanical tables, containing the different families of British plantes) iſt ohngefähr um 1774 erſchienen in 9 Bänden. Es iſt weniger durch Neuheit des Inhalts, als durch die große Pracht des Drucks (deſſen Koſten man auf 10,000 Pfund Sterling angeſchlagen hat), und durch die Seltenheit merkwürdig, indem nur wenige Exemplare, man ſagt nur zwölfe, abgedruckt worden, mit denen Bute, wie man ſagt, nur Damen beſchenkt hat. Ein reicher Sonderling, der nur ſeltene Bücher ſammelte, ſoll für ein Exemplar 500 Pfund Sterling vergebens geboten haben. Sogar der berühmte Banks erhielt kein Exemplar, wohl aber deſſen Gattin, die ſolches dem Gemahl überließ. Die Kräuterkenner haben ſich dadurch dankbar bewieſen, daß ſie einige Pflanzen-Geſchlechter nach ihm be-

benannten. Wahrscheinlich würde sein Andenken noch rühmlicher als in der Botanik erhalten seyn, wenn er in der Staatsverwaltung auf dem Wege fortgewandelt wäre, worauf ihm Chatham so glorreich vorgegangen war. Er ist 1792 in hohem Alter gestorben.

Ende des fünften Bandes.

Inhalt

Inhalt des fünften Bandes.

Beilage M. Litteratur der Geschichte Friedrichs II S. 1.

Beilage N. Uebersicht der Vorfahren und Seitenverwandten Friedrichs II . . . S. 460.

Beilage O. Folge aller europäischen Regenten während der Regierungszeit Königs Friedrichs II . . . . . S. 461.

Beilage P. Schriften über die Regierung Königs Friedrich Wilhelms I . . . . . S. 465.

Beilage Q. Ueber die Aufnahme der verjagten französischen Protestanten in den Churbrandenburgischen Landen . . S. 475.

Bei-

Inhalt.

Beilage R. Nachricht von dem Rechnungsbuche über die kleinen Kammerausgaben während Friedrichs II Kindheit . S. 520.

Beilage S. Ueber Lord Chatham und Lord Bute S. 527.

Alpha-

Alphabetiſches Verzeichniß

aller in den fünf erſten Bänden der Denkwürdigkeiten angeführten und zum Theil beurtheilten Schriften.

Bemerkung. Die römiſchen Ziffern bezeichnen den Band, und die arabiſchen die Seite. Z und römiſche Ziffer bezeichnet die Zuſätze zum 4ten Bande.

A.

Abhandlungen und Materialien zum neueſten deutſchen Staatsrecht, Berlin 1778. (v. Hauſen.) I, 85.

Adresse aux eglises françoises dans les Etats prussiens, à Berlin 1814. V, 504.

Albedyhl, de, Recueil des mémoires et pieces relatives aux affaires du Nord de l'Europe pendant la dernière partie du XVIIIme Siècle, Stockholm 1798. II, 105.

Ancillon, Charles, Histoire de l'établissement des François refugiés dans les Etats de Brandebourg, à Berlin 1690. V, 485.

Ancillon, akademische Gelegenheitsschriften, Berlin 1815. II, Z. XII.

Anekdoten und Charakterzüge aus dem Leben Friedrichs II, 19 Sammlungen, Berlin 1787-1789. V, 306.

Anecdotes of the life of William Pitt, Earl of Chatham, II Voll. London 1796. V, 535.

Archenholtz, von, Minerva, Jahrg. 1797, Potemkin der Taurier. I, 402. 586.

— — Geschichte des siebenjährigen Krieges in Deutschland, 2 Bände, Berlin 1788. V, 343.

Arndt, E. M. Geist der Zeit; Ansichten und Aussichten der deutschen Geschichte; historisches Taschenbuch für 1814. V, 9.

Arndt's Urtheil über Friedrich den Großen, beleuchtet von K. G. R., Berlin 1818. V, 455.

Arnim, von, über die Kanton-Verfassung in den preuß. Staaten, Frankfurt und Leipzig 1788. IV, 299.

B.

Balemann, Visitations-Schlüsse, die Verbesserung des Kaiserl. Reichs-Kammergerichtlichen Justizwesens betreffend, 2 Theile, Lemgo 1779. 1780. III, 13.

Bauer,

Bauer, Geschichte der päbstlichen Reise, Augsburg 1783. II, 341.

Bayerscher Erbfolge-Krieg, Versuch einer militairischen Geschichte desselben. Von einem preuß. Officier (v. Seidl), Königsberg 1781. I, 113.

Ihro K. K. Apostol. Maj. Gerechtsame und Maaßregeln in Absicht auf die Bayersche Erbfolge. I, 84.

Bedenken eines oberdeutschen Patrioten über den Tausch von Bayern. Mörsburg 1785. III, 358.

Beguelin, Heinrich von, historisch-kritische Darstellung der Accise- und Zoll-Verfassung in den preuß. Staaten, Berlin 1797. IV, 499.

Behmer, Novum jus controversum, Tom. I. Observat. LXXV. IV, 361. 364.

Beiträge zu den Anekdoten und Charakterzügen aus dem Leben Friedrichs II, 4 Sammlungen. Berlin 1788. V, 307.

Beitrag zur Lebensgeschichte Friedrichs des Großen, Berlin 1788. IV, 42. V, 238.

Beitrag, freimüthiger, zur Geschichte des österreichschen Militairdienstes, Frankfurt und Leipzig 1780. V, 364.

Beleuchtung der bisherigen und besonders der Küsterschen Darstellung der Geschichte der Warkotschen Verrätherey gegen den König Friedrich II, Grotkau 1792. V, 354.

Benneckendorf, von, Charakterzüge aus dem Leben Königs Friedrich Wilhelms I, Berlin 1787. IV, 298.

— — Pommerscher und Neumärkscher Wirth, IV, 401.

Betrachtungen über die Kriegskunst, über ihre Fortschritte ꝛc. 3 Theile, Leipzig 1798. (v. Berenhorst). I, 521. V, 368.

Betrachtungen über einige Unrichtigkeiten in den Betrachtungen über die Kriegskunst, Berlin 1802. V, 369.

(Nothwendige Randglossen zu den Betrachtungen über einige Unrichtigkeiten ꝛc. (v. Berenhorst), Leipzig 1802. V, 369.)

Bibliothek, allgemeine deutsche, Band 62. Stück 2. III, 243.

Biedermann, le traité d'Utrecht reclamé par la France, ou coup d'oeil sur le système maritime de Napoléon Bonaparte etc. etc. à Leipsic 1814. II, 489.

Bielefeld, Baron de, Lettres familières et autres, à la Haye 1763. IV, 570. V, 217.

— — Institutions politiques, à la Haye 1760. V, 217.

Bilderbeck, teutscher Reichsstaat, edit. von 1738. II, 438.

Bildnisse Berlinischer Gelehrten, von Löw, 2te Sammlung 1806. II, Z. XII.

Birkenstock, von, D. M. Friederici II S. Wien 1786. V, 439.

Bohusz, Stanislas Sestrencewitz de, Histoire de la Tauride, 2 Voll. à Bronsvic 1800. II, 55.

Botanical tables, containing the different families of British plantes, 9 Voll. (Bute) V, 540.

Bourdais, Portrait de Frédéric le Grand, tiré des anecdotes les plus intéressantes etc. etc. à Berlin 1788. V, 275.

(Bourgoing) Mémoires historiques et philosophiques sur Pie VI. II Voll. à Paris. II, 309.

Bourscheid, von, der erste Feldzug im vierten preuß. Kriege, im Gesichtspunkte der Strategie betrachtet, Wien 1779. V, 363.

Briefe die neueste Litteratur betreffend, 24 Th. Berlin 1760-1765. IV, 616.

Bruchstück aus dem Campagne-Leben eines preuß. Feldpredigers. Berlin 1790. V, 352.

Bucholz, Fr. Journal von und für Deutschland, Novbr. 1815. V, 16.

Bülow, Freyh. von, über die gegenwärtigen Verhältnisse des christlich-evangelischen Kirchenwesens in Deutschland u. s. w. Magdeburg 1818. IV, 441.

Büsch, Welthändel neuerer Zeit, 4te Ausgabe von Bredow, Hamburg 1810. II, 188.

Büſching, Dr. Ant. Friedr. Magazin für neue Geſchichte und Geographie. II, 15. IV, 201.

— — Charakter Friedrichs II. Halle 1788. V, 240.

— — Zuverläßige Beiträge zu der Regierungs-Geſchichte Königs Friedrichs II, Hamburg 1790. V, 249.

Buquoi, Leben und Ende Friedrichs des Einzigen, eine Volksſchrift, beſonders unſern Schleſiern gewidmet, 4 Th. Bunzlau. V, 251.

C.

Cantemir, Demetrius Prince de Moldavie, Histoire de l'Empire Othoman etc. Traduite en François par M. de Joncquiers, II T. Paris 1743. II, 67.

Caraccioli, Lettres intéressantes du Pape Clement XIV, traduites du latin et de l'italien, IV Tomes, à Paris 1776. II, 310.

Charakterzüge aus dem Leben Königs Friedrich Wilhelms I, nebſt verſchiedenen Anekdoten, neun Sammlungen (v. Benekendorff), Berlin 1787-1789. V, 472.

Charakter Friedrichs II, geſchrieben von Büſching, (v. Brettſchneider), Wien und Leipzig 1789. V, 247.

Choiseul-Gouffier, Voyage pittoresque de la Grèce, II T. à Paris 1778. 1781. Tom. III. 1808. II, 21.

Codex Diplomaticus Regni Poloniae et Magni Ducatus Lituaniae etc. II, 410. 411.

Codex Fridericianus Pomeranicus. IV, 352.

Corpus Constitutionum Prussico-Brandenburgicarum. IV, 444.

Correspondance de Frédéric II avec Mr. Duhan de Jandun, à Berlin 1791. V, 212.

Correspondance familière et amicale de Frédéric II avec U. F. de Suhm, 2 Tom. à Berlin 1787. V, 214.

Cosmar, der Königl. Preuß. Churbrandenburgische Staatsrath an seinem zweyhundertjährigen Stiftungstage, Berlin 1805. IV, 87.

Coxe, Histoire de la maison d'Autriche. I, 244. 381.

— — Memoirs of the Kings of Spain of the house of Bourbon. III, 365.

Curike, historische Beschreibung von Danzig. II, 418.

D.

Dantal, les délassemens littéraires ou heures de lecture de Frédéric II, à Elbing. 1791. V, 436.

Denina, Carl, Essay sur la vie et le regne de Frédéric II pour servir de préliminaire à l'édition de ses oeuvres posthumes, à Berlin 1788. V, 259.

— — Geschichte Piemonts und der übrigen Staaten des Königs von Sardinien; aus der

italienischen Handschrift des Verf. übersezt von Friedr. Straß, 2 Th. Berlin 1805. V, 260.

Denina, Carl, la Prusse littéraire sous Frédéric II, 3 Tom. à Berlin 1790. V, 263.

Denkwürdigkeiten aus dem Leben der königlich preußischen Prinzessin Friederike Sophie Wilhelmine (Schwester Friedrichs des Großen), Markgräfin von Bayreuth, von 1709 bis 1733. Von ihr selbst in französischer Sprache geschrieben, 2 Th. Tübingen 1810. 1811. V, 208.

Denkwürdigkeiten Friedrichs des Großen, 9 Bände. 1757-1766, ohne Druckort. V, 228.

Diebitsch, Baron von, specielle Zeit- und Geschäfts-Eintheilung Königs Friedrichs II, auf Befehl Kaisers Paul I, St. Petersburg 1802. V, 433.

Diez, Heinrich Friedr. von, wesentliche Betrachtungen, oder Geschichte des Kriegs zwischen den Osmanen und Russen in den Jahren 1768 bis 1774 von Resmi Achmed Efendi, aus dem Türkischen ꝛc. Halle und Berlin 1813. I, 467. II, 378.

Dini, Diario pieno e distinto del viaggio fatto a Vienna del sommo Pontifice Pio Papa sesto, Roma 1783. II, 341.

Dohm, Materialien für die neuere Geschichte und Statistik. II, 114. V, 494.

Dohm, über die bürgerliche Verbeſſerung der Juden, Berlin 1783. II, 283. IV, 484.

— — über das phyſiokratiſche Syſtem, Wien 1782. V, 419.

— — Schreiben eines Elbingers an den reiſenden Weltbürger, 1784, (Uhl). I, 97.

Doutes sur la liberté de l'Escaut, reclamée par l'Empereur, (Mirabeau). à Londres 1785. II, 204.

Drais, Freyh. von, Beiträge zur Statiſtik und Cultur-Geſchichte von Baden unter Carl Friedrich ꝛc. Carlsruhe 1796. III, 90.

— — Geſchichte der Regierung und Bildung von Baden unter Carl Friedrich, aus Archiven und andern Quellen bearbeitet, Carlsruhe 1816. III, 367.

(Dutens), Memoirs of a travaller now in retirement, London 1805. I, 201. V, 540.

Duvignau, Etat présent de la puissance Ottomanne, à Paris 1687. II, 366.

E.

Eggers, von, Denkwürdigkeiten des däniſchen Staatsminiſters Grafen von Bernſtorf, Koppenhagen 1800. II, 106.

Engel, J. J. Lobrede auf den König, gehalten am 24ſten Jenner 1781, Berlin. V, 278.

Engelbrecht, Dissertatio de jure Stapulae. II, 434.

Ermann, Mémoires pour servir à l'histoire de Sophie Charlotte, reine de Prusse, à Berlin 1801. IV, 25.

Ermann et Reclam, Mémoires pour servir à l'histoire des Refugiés françois dans les Etats du Roi, 9 Tom. à Berlin 1782-1800. V, 485.

Eton, Survey of the Turkish Empire, London 1798. I, 227. II, 368.

Eybel, Was iſt der Pabſt? II, 327.

F.

Faits, les, mémorables de Frédéric le Grand, Roi de Prusse, à Londres 1757. V, 231.

Fallois, Journal de l'armée prussienne et saxonne aux ordres du Prince Henri en 1778; als Anhang im Traité de la castrametation par Fallois, à Dessau 1781. I, 160. V, 361.

Febronius, Justus (Freyh. v. Hontheim), de statu ecclesiae et legitima potestate summi pontificis, Francofurti 1763. II, 338.

Fiſcher, Dr. Friedr. Chriſt. Jonathan, Geſchichte Königs Friedrichs II, 2 Bände, Halle 1787. V, 233.

(Fiſcher, G. N.) Erinnerungen an Friedrich den Unvergeßlichen, aus den Halberſtädter gemeinnützigen Blättern geſammelt, 2 Bände, 1786 u. 1788. V, 288.

Flassan, Histoire de la diplomatie françoise, VI Tom. à Paris 1809. 2te Ausgabe, VII Tom. à Paris 1811. I, 215. 243. II, 31. III, 34.

Formey, Histoire de l'Academie roy. des sciences et de belles lettres depuis son origine jusqu'à présent, à Berlin 1750. IV, 452.

— — Souvenirs d'un citoyen, 2 Tom. à Berlin 1789. V, 221.

Freier, Leben und Charakter Friedrichs II, nebst einem zweckmäßigen Auszuge aus dessen sämmtlichen Werken, mit Zusätzen und eigenen Anmerkungen, Berlin 1795. V, 431.

Friedrich II.

a) Zur Geschichte gehörige Schriften.

Considérations sur l'état présent du Corps politique de l'Europe. V, 56.

Histoire de mon tems. V, 59.

Mémoires pour servir à l'histoire de la maison de Brandebourg. V, 64.

Du Gouvernement ancien et moderne de Brandebourg. V, 75.

Histoire de la guerre de sept ans. V, 77.

Mémoires depuis la paix de Hubertsbourg 1763 jusqu'à la fin du partage de la Pologne 1775. V, 82.

Friedrich II.

Mémoires de la guerre de 1778. V, 83.

Reflexions sur les talens militaires et sur le caractère de Charles XII, roi de Suède. V, 84.

Eloges mehrerer von Friedrich II geſchäzten Perſonen. V, 85.

b) Schriften zur Staatswiſſenſchaft gehörig.

Anti-Macchiavel ou examen du Prince de Macchiavel. V, 89.

Dissertation sur les raisons d'établir ou d'abroger les lois. V, 113.

Lettres sur l'amour de la patrie. V, 114.

Essai sur les formes de Gouvernement et sur les devoirs des Souverains. V, 115.

c) Schriften zur Kriegswiſſenſchaft gehörig.

Discours sur la guerre. V, 117.

Instruction militaire du Roi de Prusse pour ses généraux. V, 118.

Des marches d'armées et de ce qu'il faut observer à cet égard. V, 120.

Instruction pour la direction de l'académie de nobles à Berlin. V, 120.

Friedrich II.

d) Philosophische Schriften.

Dissertation sur l'innocence des erreurs de l'esprit. V, 121.

Lettres sur l'éducation. V, 122.

Dialogue de morale à l'usage de la jeune Noblesse. V, 129.

Examen de l'essai sur les préjugés. V, 130.

Examen critique du système de la nature. V, 133.

De l'utilité des sciences et des arts dans un état. V, 141.

e) Poesien. V, 142 u. f.

Palladion und la Guerre des Confédérés. V, 149.

L'Art de la Guerre. V, 150.

f) Litterarische und andre Aufsätze vermischten Inhalts.

Avant-Propos sur la Henriade de Voltaire. V, 152.

Discours sur les Satiriques. Discours sur les libelles. V, 153.

Facéties. V, 153.

Dialogues des Morts. V, 154.

De la littérature allemande, des defauts qu'on peut lui réprocher, quelles en sont les causes, et par quels moyens on peut les corriger. V, 154.

Friedrich II.

g) Correspondenzen.

Briefwechsel mit Jordan. V, 157.

— — mit Voltaire. V, 160.

— — mit der Marquise de Chatelet. V, 180.

— — mit d'Alembert. V, 181.

— — mit dem Marquis de Condorcet. V, 187.

— — mit dem Marquis d'Argens. V, 188.

— — mit Darget. V, 192.

— — mit la Motte Fouqué. V, 193.

h) Fremde von Friedrich II herausgegebne, auch einige ihm fälschlich beigelegte Schriften. V, 199.

Extrait du Dictionnaire de Bayle. V, 199.

Abrégé de l'histoire ecclesiastique de Fleury, traduit de l'anglois. V, 200.

Tantale en procès. V, 202.

Pensées sur la réligion. V, 203.

Friedrich der Große. Versuch eines historischen Gemähldes, 3 Hefte, Weimar 1787, (von Joach. Friedr. Schulz). V, 232.

Friedrichs des Einzigen authentische Charakteristik nach seinen eignen Geständnissen (André), Berlin 1790. V, 429.

Fromery et Fils, Recueil de Médailles pour servir à l'histoire de Frédéric le Grand, à Berlin 1764. in 4. V, 451.

G.

Garve, Christian, Fragmente zur Schilderung des Geistes und Charakters der Regierung Friedrichs II, 2 Th. Breslau 1798. I, 315. IV, 49. V, 280.

Gebhard, über den Einfluß Friedrichs II auf die Aufklärung und Ausbildung seines Jahrhunderts. Eine gekrönte Preisschrift, Berlin 1801. V, 286.

Gedanken vom Eigenthumsrecht des Danziger Hafens, 1773. II, 77.

Gedanken, freimüthige, über die Klagen der Polen, welche das vermeintliche Monopolium der Stadt Danzig betreffen, 1774. II, 439.

Gedanken, unpartheiische, über verschiedene Fragen bey Gelegenheit der Succession Maximilian Josephs (v. Schröter). I, 84.

Gelehrtengeschichte, vollständige, des Weltweisen auf dem Thron, 2 Th. Frankfurt und Leipzig 1765. V, 237.

Gemmingen, Otto Freyh. von, der deutsche Hausvater, ein Schauspiel, 1782. III, 146.

— — über die Königl. Preuß. Association zu Erhaltung des Reichssystems, Wien 1785. III, 146.

Gesandtschaft, die russische, nach China. St. Petersburg 1809. II, 77.

Geschichte, Versuch einer militairischen, des bayerschen Erbfolge-Kriegs im J. 1778. (v. Seidl). 2 Th. Königsberg 1781. V, 363.

Gesetzbuch, allgemeines bürgerliches, für die gesammten deutschen Erblande der österreichischen Monarchie. IV, 347.

Geständnisse eines Oesterreichischen Veterans in politisch-militairischer Hinsicht auf die interessantesten Verhältnisse zwischen Oesterreich und Preußen ꝛc. ꝛc. 4 Th. (Cogniazo) Breslau 1788-1791. I, 114. V, 365.

Gillies, John, A view of the reign of Frederic II. King of Prussia with a parallell between this Prince and Philipp of Macedonia, London 1789. V, 298.

— — Vergleichung zwischen Friedrich II und Philipp dem Könige von Macedonien. Aus dem Englischen, Breslau 1791. V, 305.

(Gleim) Reisegespräch des Königs (Friedrichs II) im Jahr 1779, Halberstadt 1784. I, 254.

Gönner, von, Archiv für die Gesetzgebung und Reform des juristischen Studiums, 1814. IV, 347.

Goertz, Eustache Comte de, Mémoires historiques de la négociation en 1778, à Francfort sur le Meyn 1812. I, 48.

Goertz, Mémoire ou précis historique sur la neutralité armée et son origine, à Basle 1801. II, 105.

— — Mémoires et actes autentiques relatifs aux négociations, qui ont précedées le partage de la Pologne, tirés du portefeuille d'un ancien Ministre du 18ème Siècle, 1810 (Weimar). I, 453.

Göthe, von, aus meinem Leben ꝛc. IV, 617. V, 386.

Gorani, Mémoires secrets et critiques des Cours de l'Italie, 3 Voll. à Paris 1794. II, 309.

Grävell, drey Briefe über Preßfreiheit und Volksgeist, Berlin 1815. IV, 44.

Grimm, Baron de, Correspondance littéraire addressée à un souverain d'Allemagne par le Baron de Grimm et par Diderot, Paris 1815. V, 137.

Grimoard, Comte de, Tableau historique et militaire de la vie et du regne de Frédéric le Grand, à Londres et à Paris 1788. V, 322.

Günstlinge, Russische, Tübingen 1810. I, 406.

(Guibert, Comte de), Eloge du roi de Prusse. Par l'auteur de l'Essai général de Tactique, à Londres 1787. V, 264.

— — Essay général de la Tactique avec le Plan d'un ouvrage intitulé: la France politique et militaire, 2 Tom. à Londres 1772. V, 265.

(Guibert, Comte de), Journal d'un voyage en Allemagne, fait en 1773 par Guibert. Ouvrage posthume précedé d'une notice historique sur la vie de l'auteur par Toulongeon, 2 Tom. à Paris 1803. V, 267.

H.

Hagedorn, auserlesene Proben poetischer Nebenstunden. IV, 609.

Halem, von, Lebensbeschreibung des Grafen Münnich, Oldenburg 1803. II, 15.

Haller, von, Versuch schweizerischer Gedichte. IV, 609.

Hammerdörfer, Carl, Leben Friedrichs des Großen, Leipzig 1786. V, 236.

Hartknoch, altes und neues Preußen. II, 418.

Hausen, allerneueste Staatskunde von Holland, d. i. Erläuterung der Streitigkeiten zwischen Kaiser Joseph II und den vereinigten Niederlanden, Berlin 1785. II, 196.

Heeren, Biographie von Heyne. IV, 605.

— — Handbuch des europäischen Staatensystems, Göttingen 1809. V, 23.

— — kleine historische Schriften, 3 Th. Göttingen 1803-1808. V, 536.

Helden-, Staats- und Lebensgeschichte des Allerdurchl. Großmächtigsten Königs und Herrn, Friedrichs des andern — Königs von Preußen, 9 Bände, Frankfurt und Leipzig (eigentlich Jena) 1746-1770. V, 229.

Hennings, von, Sammlung von Staatsschriften während des Seekriegs von 1776-1783, 2 Bände, Altona 1784. II, 115.

Herder, von, Briefe zur Beförderung der Humanität. II, 279.

Hering, historische Nachricht vom ersten Anfang der evangelisch-reformirten Kirche in Brandenburg und Preußen, Halle 1778. — Zusätze und Verbesserungen zu dieser Nachricht, Halle 1784. IV, 471.

Hertzberg, Comte de, Recueil des déductions et autres écrits publiés etc. III T. Berlin 1790-1792. I, 83. 102. 111. 236. II, 85. IV, 213. V, 371.

— — huit dissertations etc. lues dans les assemblées publiques etc. 1780-1787. V, 374.

— — Mémoire historique sur la dernière année de Frédéric II. 1787. III, 160.

Histoire de Pierre III. à Paris l'an VI. I, 402.

Histoire des Révolutions de Pologne depuis la mort d'Auguste III. à Paris 1776. I, 440.

Hormayr, von, Oesterreichischer Plutarch. I, 75. 84. 130. 380.

Horn, Dr. Franz, das Leben Friedrich Wilhelms des großen Churfürsten von Brandenburg. Berlin 1814. IV, 27. 135.

— — Friedrich III, Churfürst von Brandenburg, erster König von Preußen. Berlin 1816. IV, 27.

Huldigung, dargebracht den Manen des Feldmarschalls Grafen von Lacy. 1812. I, 126.

J.

Jenisch, Borussias oder der siebenjährige Krieg in zwölf Gesängen, Berlin 1794. V, 439.

— — Denkschrift auf Friedrich II mit besondrer Hinsicht auf seine Einwirkung in die Kultur und Aufklärung des achtzehnten Jahrhunderts, Berlin 1801. V, 285.

Jenisch, Geist und Charakter des achtzehnten Jahrhunderts. V, 285.

Jerusalem, Predigten; — Betrachtungen über die Religion. IV, 610.

Jomini, Traité de grande Tactique, 5 Tom. à Paris 1805 - 1809. V, 336.

K.

Klapproth und Cosmar, der Königl. Preuß. Churbrandenburgische Staatsrath. IV, 540.

Klein, Jahrbücher der preuß. Monarchie. (Schilderung von Suarez) Oktbr. 1798. IV, 359.

Koch, Recueil des traités qui n'ont pas encore vu le jour. I, 204. IV, 183. 234. 236.

Kortum, von, über Judenthum und Juden, Nürnberg 1795. II, 284.

Krieger, J. Leben und Thaten Friedrichs des Einzigen, Königs von Preußen, in einer Reihe von Kupferstichen und Holzschnitten gesammelt, Halberstadt 1817. V, 453.

Küster, die Lebensrettungen Friedrichs II im siebenjährigen Kriege, aus Originalurkunden dargestellt, Berlin 1792. V, 353.

L.

Landwirth, der, in und nach dem Kriege, Berlin 1779. V, 376.

Launay, de la Haye de, Justification du Système d'Economie politique et financier de Frédéric II. V, 423.

Leben Franz Balthasar Schönberg von Brenkenhof (Meisner), Leipzig 1782. IV, 401.

Leben Friedrichs II, skizzirt von einem freimüthigen Manne (Richter), 4 Bändch. Amsterdam 1789. V, 442.

Leben und Thaten des Allerdurchlauchtigsten und Großmächtigsten Königs von Preußen Friederici Wilhelmi, bis auf gegenwärtige Zeit beschrieben (Faßmann), Hamburg und Breslau 1735. V, 465.

Lebensbeschreibung, Versuch einer, des Feldmarschalls Grafen von Seckendorff, meist aus ungedruckten Nachrichten (von Theresius Freih. v. Seckendorff). 4 Th. 1792–1794. V, 473.

Lebens- und Regierungs-Geschichte Friedrichs des Andern (Seyfert), 3 Th. Leipzig 1784-1788. V, 230.

Lebens- und Regierungs-Geschichte des Pabstes Pius VI, aus ächten und bewährten Quellen zusammengetragen, 6 Bände. Cesena (Ulm) 1781-1796. II, 307.

Lettres inédites ou correspondance de Frédéric II. avec Mr. et Mad. de Camas, à Berlin 1790. V, 219.

Lettres sur Frédéric II. Ouvrage destiné à servir de Supplément et de correctif à la vie de Frédéric II. 3 Tom. (auch als Fortsetzung der Vie de Frédéric II etc. von La Veaux. vid. V.) V, 258.

Leyser, Meditationes ad Pandectas etc. II, 421.

Ligne, Prince de, Mélanges militaires, littéraires et sentimentaires etc. I, 114. II, 221. V, 352. V, 364.

— — Mémoire sur le roi de Prusse, Frédéric le Grand, à Berlin 1789. V, 214.

Linguet, Annales politiques, civiles et littéraires du XVIIIème Siècle. I, 277. II, 188. 203.

(Lloyd, Heinrich) The history of the late War in Germany between the King of Prussia and the Empress of Germany and her Allies etc. etc. Vol. I. 1766. I, 164. V, 235.

(Lloyd,

(Lloyd, Heinrich), Continuation of the History of the late War in Germany etc. Part. 2. (theoretiſche Abhandlungen) 1781. V, 329.

Löhel, Marchia illustrata, oder chronologiſche Rechnung und Bedenken über die Sachen, ſo in der Mark Brandenburg und incorporirten Landen vom Anfang der Welt bis 1680 ſich ſollen zugetragen haben; — ungedruckt. V, 66.

Luden, Nemeſis Bd. V. S. 524. III, 366.

Ludwig, Reliquiae manuscript. T. IX. III, 19.

Luebeck de jure Stapulae. II, 421.

Lübeke, Chriſtoph Wilh., glaubwürdige Nachrichten von dem türkiſchen Reiche. Leipzig 1770. verm. Ausg. 1780-1789. II, 375.

M.

Malte-Brun, Tableau de la Pologne ancienne et moderne, Paris 1807. I, 440.

Martens, de, Recueil des principaux traités d'Alliance, de Paix etc. depuis 1761 jusqu'à présent. VII Tom. à Goettingue 1791-1801. I, 297. 234. 236 ꝛc.

— — Supplément au Recueil des principaux Traités etc. VI Tom. à Goettingue 1802-1818.

— — Erzählungen merkwürdiger Fälle des neuen europäiſchen Völkerrechts, Göttingen 1800. II, 126. 196.

Martens, de, Guide diplomatique etc. I, 163. IV, 169.

Mascow, Abriß einer Geschichte des deutschen Reichs; zuerst 1722; vermehrt unter dem Titel: Einleitung zur Geschichte des deutschen Reichs, Leipzig 1730 u. 1737. IV, 611.

— — Geschichte der Deutschen, 1726. IV, 611.

Massenbach, von, Rückerinnerungen an große Männer, Amsterd. 1808. I, 519. V, 272.

— — militairische Monatsschrift, 6tes Stück, Berlin 1785. IV, 217.

Matthis, allgemeine juristische Monatsschrift, 11ter Bd. 3ter Heft, Berlin 1811. II. Zus. X.

M. *** (Mauvillon) Histoire de Frédéric Guillaume I, à Amsterdam et à Leipz. 1741. 2 Bände. V, 468.

Mauvillon, Geschichte Ferdinands, Herzogs von Braunschweig-Lüneburg, 2 Th. Leipzig 1794. I, 526. V, 357.

— — physiokratische Briefe, Braunschw. 1780. V, 419.

— — von der preußischen Monarchie unter Friedrich dem Großen. Unter der Leitung des Grafen von Mirabeau abgefaßt und nun in einer verbesserten und vermehrten deutschen Uebersetzung herausgegeben ꝛc. 4 Bände, 8. (der 4te Bd. von v. Blankenburg), Leipz. 1793-1795. V, 396.

Metern, von, Acta Pacis Westphal. III, 289. 290.

Meiſter, Leonh., Friedrichs des Großen wohlthätige Rückſicht auf Verbeſſerung deutſcher Sprache und Litteratur, Zürich 1787. V, 287.

Mémoires pour servir à l'histoire de Frédéric le Grand, à Amsterdam 1760. V, 229.

Mémoires de Frédérique Sophie Wilhelmine, Marggrave de Bareith, soeur de Frédéric le Grand, depuis l'année 1706 jusqu'à 1742 écrits de sa main, 2 Tom. à Bronsvic 1810. I, 8. V, 208. 469.

Mémoires du Baron de la Motte Fouqué, Général etc., dans lesquels on a inséré sa correspondance intéressante avec Frédéric II, à Berlin 1788. V, 196.

Mémoires du Duc de Noailles par Millot. I, 32.

Mémoires pour servir à la vie de Mr. de Voltaire, écrits par lui-même (in den Oeuvres de Voltaire édit. de Deux-Ponts T. 100). V, 224.

Mercure historique et politique de 1731. II, 172.

Meuſel, Lexikon der vom Jahr 1750 an verſtorbenen deutſchen Schriftſteller. IV, 80.

Michaelis, Lebensbeſchreibung von ihm ſelbſt. IV, 604.

— — de l'influence des opinions sur le language et du language sur les opinions. IV, 605.

Mirabeau, Comte de, de la Monarchie prussienne sous Frédéric le Grand etc. VII T. à Londres 1788. IV, 520. V, 395.

— — Lettre remise à Fréderic Guillaume II, roi regnant de Prusse etc. 1787. V, 381.

— — Lettres du Comte de Mirabeau à un de ses amis en Allemagne écrites durant les années 1786-1792. (herausgegeben von Mauvillon). V, 406.

— — Histoire secréte de la Cour de Berlin ou Correspondance d'un voyageur françois depuis le 5 Juillet 1786 jusqu'au 19 Janvier 1787. 2 T. 1789. V, 408.

Miscellanea Berolinensia ad incrementum scientiarum, 7 Bdd. 1710-1743. IV, 433.

Morgenstern, Mitglied des Tabacks-Collegii Friedrich Wilhelms I, über Friedrich Wilhelm I, ein nachgelassenes Werk. 1793. V, 470.

Moser, F. J. Versuch des neuesten europäischen Völkerrechts. IV, 169. 204.

Moser, von, der Jüngere, patriotisches Archiv. III, 7.

Mosheim, von, heilige Reden. IV, 609.

Müller, Adam, über König Friedrich II und die Natur, Würde und Bestimmung der preuß. Monarchie. Oeffentliche Vorlesungen, gehalten zu Berlin im Winter 1810, Berlin 1810. V, 443.

— — Elemente der Staatskunst, Berlin 1809. V, 444.

Müller, Joh. von, die Reisen der Päbste, 1782. (S. Werke Th. 8.) II, 328.

— — Darstellung des Fürstenbundes, Leipzig 1787. (S. Werke Th. 9.) III, 88. 91.

Müller, Ludwig, kurzgefaßte Beschreibung der drey schlesischen Kriege zur Erklärung einer Kupfertafel u. s. w. Berlin 1785. V, 321.

N.

Nachricht, historische, vom Stapelrecht der Stadt Magdeburg. II, 421.

Nachrichten, zuverläßige, von dem über die bayersche Erbfolge in Deutschland entstandenen Kriege. 9 Stücke. (Seyfart). Leipzig 1778-1780. V, 362.

Neny, Comte de, Mémoires historiques et politiques sur les Pays-bas autrichiens. 4ème édit. à Bruxelles 1786. II, 162. III, 326.

Nicolai, Friedr., Anekdoten von König Friedrich II und einigen Personen, die um ihn waren. Nebst Berichtigungen einiger schon gedruckten Anekdoten, 6 Hefte, Berlin 1788. V, 317.

O.

Observations sur l'Exposé de la contestation actuelle de S. M. le Roi de Prusse avec la ville de Danzig. II, 405.

d'Ohson, M. (Muradga) — Tableau général de l'Empire Othoman divisé en deux parties, dont l'une comprend la legislation Mahométane, et l'autre l'histoire de l'Empire Othoman. II T. à Paris 1787. 1791. II, 376.

(Die Ueberſetzung dieſes Werks iſt vom Prof. Beck, 5 Bdd. Leipz. 1789-1793. II, 376.)

Opitz, Gedichte, herausgegeben von Bodmer und Breitinger 1745, von Tralles 1746. IV, 608.

Oſten, von, Feldzüge der alliirten Armee in den Jahren 1757 bis 1762 nach dem Tagebuche des Generaladjudanten, nachmaligen Feldmarſchalls von Reden, 3 Th. Hamburg 1805. V, 355.

P.

Panſalvin, Fürſt der Finſterniß und ſeine Geliebte. Germanien 1794. I, 585.

Pauw, de, Recherches sur les Americains. Berlin 1768. IV, 587.

— — Recherches sur les Egyptiens et les Chinois. Berlin 1772. IV, 587.

Perrin-Parnajon, Berlin und Potsdam, oder die Könige von Preußen, deren Miniſter und ihre Umgebungen im achtzehnten und neunzehnten Jahrhundert. Germanien 1812. V, 454.

Peyssonel, Examen des considérations sur la guerre actuelle des Turcs par Volney. Amsterdam 1788. II, 27. 374.

— — Traité sur la mer noire. II T. II, 67.

— — Observations sur les mémoires de Tott. II, 72.

Pezzl, Lebensbeschreibung Londons, Wien 1791. I, 130.

Pfeffinger, Vitriarius illustratus seu institutiones jur. publ. — Romano-Germanici etc. Gothae. III, 134. 226.

St. Pierre, Castel de, Annales politiques. à Londres 1758. V, 109.

Plank, Dr., Geschichte der christlich-kirchlichen Verfassung. 5 Bdd. Hannover 1803-1809. II, 291.

(Pockels) Carl Wilhelm Ferdinand, Herzog zu Braunschweig und Lüneburg. Ein biographisches Gemählde dieses Fürsten. Tübingen 1809. III, 99.

Pöllnitz, Charles Louis Baron de, Mémoires des quatre derniers Souverains de la Maison de Brandebourg. 2 Bdd. à Berlin 1791. V, 469. IV, 42.

Projekt des Codicis Fridericiani Marchici, oder eine nach Sr. Königl. Majestät von Preußen Selbst vorgeschriebenen Plan entworfene Kammer-Gerichtsordnung u. s. w. 1748. IV, 353.

Projekt des Corporis Juris Fridericiani, d. i. Sr. Königl. Majest. von Preußen in der Welt

Vernunft und den Landes-Verfassungen gegründetes Landrecht u. s. w. IV, 353.

Prüfung der Ursachen einer Association zur Erhaltung des Reichssystems, welche von Sr. Königl. Majestät von Preußen vorgelegt sind. (Spielmann). Wien 1785. III, 142.

Pütter, historische Entwickelung der deutschen Staatsverfassung. V, 24.

Puffendorf, de rebus gestis Friderici Wilhelmi. III, 287.

R.

Rautenstrauch, Vorstellung an S. päbstl. Heiligkeit Pabst Pius VI, und

— — Warum kommt Pabst Pius VI nach Wien? II, 327.

Regierung, die, Friedrichs des Großen. Ein Lesebuch für Jedermann. Halle 1790. V, 250.

Reitemeier, Geschichte der preußischen Staaten vor und nach ihrer Vereinigung in eine Monarchie. Frankfurt a. d. O. 1801. V, 65.

(Retzow, von) Charakteristik der wichtigsten Ereignisse des siebenjährigen Krieges, von einem Zeitgenossen. 2 Th. Berlin 1802. V, 344.

— — Zusätze und Berichtigungen zur Charakteristik des siebenjährigen Krieges. Berlin 1804. V, 346.

Reuß deutsche Staats-Kanzley. Ulm 1786. III, 140.

Ribbentrop, Verfassung des preuß. Kantonwesens. Minden 1798. IV, 299.

Roeder, de rebus gestis Friderici Magni, junctis cohaerentibus eis in Germania gestarum historiis. IV P. 1788-1791. V, 441.

Rössig, über deutsches Staats-Interesse, Länder-Tausch und das Schutzbündniß deutscher Fürsten. Leipzig 1786. III, 151.

Rothe, Tyge, über Preußens König Friedrich II mit Rücksicht auf die monarchische Regierung und den dänischen Staat. Aus dem Dänischen übersezt von Heinze. Koppenhagen und Leipzig 1787. V, 297.

Rousset, Recueil d'actes et traités etc. IV, 204.

Rulhière, Histoire de l'anarchie de Pologne et du demembrement de cette république. 4 Voll. à Paris 1807. I, 442. IV, 83.

S.

Sachsen, Churfürstl. Durchlaucht zu, rechtsbegründete Ansprüche ꝛc. (Gutschmidt). I, 84.

Sack, Predigten; — vertheidigter Glaube der Christen. IV, 610.

Sammlung, vollständige, von Staatsschriften zum Behuf der bayerschen Geschichte. Frankfurt und Leipzig 1778. (Arndt). I, 85.

Sammlung, neue, von Anekdoten und Charakterzügen aus dem Leben Friedrichs II. 6 Stücke. Küstrin 1788-1790. V, 317.

Sammlung, kleine, verschiedner Anekdoten, welche sich in den sechs und vierzig Regierungsjahren Königs Friedrichs II zugetragen haben. Neue Auflage. Berlin 1797. V, 320.

Savigny, von, vom Beruf unsrer Zeit zur Gesetzgebung und Rechtswissenschaft. Heidelberg 1814. IV, 349.

Saxe, la, galante. Amsterdam 1734. IV, 67.

Schau- und Denkmünzen unter der Regierung der Kaiserin-Königin Maria Theresia. Wien 1782. Fol. V, 452.

Schlesien, von, vor und seit dem Jahr 1740 (von Kleeber und Helseborn). 2 Th. Freiburg (Breslau) 1785. V, 283.

Schlettwein, von, die Gerechtigkeit und das allgemeine europäische Staats-Interesse bey dem Streit über die Oeffnung der Schelde und die ostindische Handels-Freiheit u. s. w. Gießen 1785. II, 202.

— — Staats-Kabinet ꝛc. Leipz. 1787. III, 151.

(Schlieffen, Martin Ernst von) Nachricht von dem Pommerschen Geschlecht der von Sliewin oder Schlieffen. 1780. (2te Ausg. 1784.) III, 55.

Schlözer, von, Briefwechsel, Heft 16. 37. I, 324. III, 244.

— — Nebenstunden (origines osmanicae). Göttingen 1797. II, 66.

— — neuverändertes Rußland. II, 78.

— — Staatsanzeigen, Heft 19. III, 244.

Schlözer, von, Weltgeschichte. Göttingen 1792. V, 21.

Schmalz, Denkwürdigkeiten des Grafen Wilhelm zu Schaumburg-Lippe. Hannover 1783. I, 328.

Schmauss, Corpus jur. gent. etc. II, 163. 166.

Schmettau, Graf von, über den Feldzug der preuß. Armee in Böhmen im Jahr 1778 ꝛc. Berlin 1789. I, 113. V, 360.

Schmidt, Jgn. Geschichte der Deutschen ꝛc. III, 255.

Schmidt, Deutschlands Wiedergeburt. Jena 1814. IV, 316. 349.

Schöning, Friedrich II, König von Preußen. Ueber seine Person und sein Privatleben. Ein berichtigender Nachtrag zur Charakteristik desselben. Berlin 1808. V, 249.

Schreiber, Lebensbeschreibung Carl Friedrichs, Großherzogs von Baden ꝛc. Heidelberg 1811. III, 90.

Schütz, Historia rerum prussicarum etc. II, 418.

Segur, L. P. l'ainé, Politique de tous les Cabinets de l'Europe. III Tom. à Paris 1801. II, 47.

Selle, Krankheits-Geschichte Friedrichs II. Berlin 1786. III, 160. V, 377.

Sigismund, Archiv für Accise-Bedienten und Accisanten. IV, 526.

Sonnenfels, von, gesammelte Schriften. Wien 1765 (Lobrede auf Maria Theresia). I, 380.

— — über die Ankunft Pius VI in Wien. II, 327.

Soulavie, Mémoires du regne de Louis XVI. à Paris 1801. I, 209. 219. 223.

Spittler, Entwurf der europäischen Staatengeschichte. Berlin 1793. 2te Ausgabe fortgesezt von Sartorius. Berlin 1807. V, 22.

Stein, Charakteristik Friedrichs II. 3 Th. Berlin 1798. V, 316.

Still, von, Les campagnes du Roi de Prusse avec des réflexions sur les causes des événéments. II T. à Amsterdam 1763. V, 323.

Suetonius, Vita Caesaris. IV, 344.

(Sulzer) Lobrede auf den König, am Geburtstage Sr. Majestät ꝛc. gehalten. Berlin 1758. V, 276.

— — allgemeine Theorie der schönen Künste und Wissenschaften ꝛc. Leipzig 1771-1774. V, 277.

T.

Tempelhoff, von, Geschichte des siebenjährigen Krieges in Deutschland zwischen dem Könige von Preußen und der Kaiserin-Königin u. s. w. Aus dem Englischen aufs neue übersezt mit verbesserten Planen und Anmerkungen. (Vom 2ten Bande an: als eine Fortsetzung der Geschichte des General Lloyd.)

Lloyd.) 6 Bdd. Berlin 1783-1801. V, 331.

Thiébault, Mes souvenirs de vingt ans de séjour à Berlin, ou Frédéric le Grand, sa famille, sa cour etc. etc. 5 T. à Paris 1804. I, 270. V, 289.

Thiebaut, über die Nothwendigkeit eines allgemeinen bürgerlichen Rechts in Deutschland. Heidelberg 1814. IV, 348.

Tielke, Beiträge zur Kriegskunst und Geschichte des Krieges von 1756-1763, mit Plans und Kupfern. 5 Stücke. Freiberg 1775-1784. V, 347.

Tott, Baron de, Mémoires sur les Turcs et les Tartares. II Voll. II, 72.

Towers, Joseph, Memoirs of the life and reign of Frederic the third, King of Prussia. London 1788. V, 306.

Tralles, Dr. aufrichtige Erzählung seiner mit Friedrich dem Großen, der großen Kaiserin Maria Theresia und der Herzogin von Sachsen-Gotha ꝛc. gehabten Unterredungen. Breslau 1789. V, 237.

Tzschucke, Carl Friedr. Geschichte Friedrichs II, des Großen, des Einzigen, als Prinz, Regent und Feldherr. Berlin und Frankfurt a. d. O. 1817. V, 459.

V.

Vertheidigung Friedrichs des Großen in Ansehung der Fehler, welche ihm in der Charakteristik

ſtik der wichtigſten Ereigniſſe des ſiebenjährigen Krieges Schuld gegeben werden. Berlin 1803. V, 346.

Vie privée, publique et militaire du Prince Henri de Prusse. à Paris 1809. I, 452.

Vie, la, du Général Dumouriez. III T. Hambourg et London. I, 461.

Vie de Frédéric II. (la Veaux). 4 T. à Strasbourg 1787. V, 252.

Villaume, Gedächtnißrede auf Friedrich II in der litterariſchen Geſellſchaft zu Halberſtadt gehalten. Halberſtadt 1786. V, 279.

Vincke, Freyh. von, Darſtellung der innern Verwaltung Großbrittanniens. Berlin 1815. IV, 552.

Vita e fasti de Giuseppo II. Lugano 1790. II, 145.

Volney, Considérations sur la guerre actuelle des Turcs. à Londres 1788. II, 26. 368.

Voltaire, Oeuvres. édit. de Deux-Ponts. II, 18. 29. IV, 48.

— — Lettres inédites de Voltaire à Frédéric le Grand, publiées sur les originaux. (Boissonade). à Paris 1802. V, 162.

Vorlegung der fideicommiſſariſchen Rechte des Chur- und fürſtlichen Hauſes Pfalz (Bachmann). I, 84.

W.

Warnery, de, Remarques sur le militaire des Turcs et des Russes. à Berlin 1771. II, 373.

— — Campagnes de Frédéric II. de 1756 à 1762. (Wien 1788). V, 348.

Wenck, Codex juris gent. recentiss. I, 202. IV, 182. 186. 194.

Windscheid, Commentatio de Stapula Düsseldorpii. 1775. II, 439.

Winterfeld, Maj. von, Leben des Preuß. General-Lieut. von Winterfeld. Berlin und Leipzig 1809. IV, 219. 584.

Wirth, der Pommersche und Neumärkische. Stettin 1777. V, 376.

Wirthschafts- und Landesverbesserungen, zuverläßige und wichtige. Stettin 1778. V, 376.

Wolf, Friedr. Aug. über ein Wort Friedrichs II vom deutschen Versbau. Berlin 1811. I, 257.

Wolf, Pet. Phil. Geschichte der römisch-katholischen Kirche unter der Regierung Pabst Pius VI. 7 Bdd. Zürich 1793-1802. II, 308.

Woltmann, L. von, das brandenburgische Haus. Historische Feyer des 18ten Jenners 1801. Berlin 1801. IV, 49. 134.

Wraxall, William, Memoirs of the Courts of Berlin, Dresden, Warsav and Vienna, in the years 1777, 1778 and 1779. II Voll. London 1800. I, 448.

Würzer, Dr. Charakteriſtik Friedrichs II, Königs von Preußen. Leipzig 1795. V, 432.

Z.

Zeller, von, Vorbereitung zur neueſten öſterreichiſchen Geſetzkunde. Wien 1810. IV, 347.

Zeitgenoſſen. 2tes und 7tes Heft. III, 367.

Zimmermann, Ritter von, über Friedrich den Großen und meine Unterredung mit ihm kurz vor ſeinem Tode. Leipzig 1788. III, 160. V, 378.

— — Leben des Herrn von Haller. Zürich 1755. IV, 604.

— — Vertheidigung Friedrichs des Großen gegen den Grafen von Mirabeau ꝛc. Hannover 1788. V, 378.

— — Fragmente über Friedrich den Großen. 3 Bde. Leipz. 1790. V, 378.

Zuruf an die franzöſiſchen Gemeinden in der preuſſiſchen Monarchie von einem ihrer älteſten Lehrer. (Theremin). Berlin 1814. V, 503.

Alphabetiſches Regiſter

des merkwürdigſten Inhalts der erſten Abtheilung oder der fünf erſten Bände der Denkwürdigkeiten.

Bemerkung. Die römiſchen Ziffern bezeichnen den Band, die arabiſchen die Seite. Die Vorrede zum erſten und vierten Bande ſind durch D bezeichnet, die Zuſätze beim zweiten Bande mit Z; beide haben römiſche Seitenzahlen.

Abgaben, direkte, hat Friedrich II, wie er ſie gefunden, beibehalten IV, 495.

— — direkte, einige Misbräuche dabey in Schleſien abgeſchaft IV, 497.

— — indirekte, Vortheile derſelben IV, 500; deren erhöhter Ertrag unter Friedrich II nach Helvetius Rathſchlägen IV, 507. 510.

Abſicht und Plan bey den Denkwürdigkeiten. I, V. XI.

Acciſe- und Zolladminiſtration, franzöſiſche, unter Friedrich II eingeführt auf ſechs Jahre IV, 517; allgemeiner Widerwille dagegen IV, 525; Zwang und Härte dabey gemildert IV, 528.

Achard, Prediger IV, 58.

Akademie der Wiſſenſchaften in Berlin von Friedrich II wieder hergeſtellt IV, 453; Theologen davon nicht ausgeſchloſſen V, 459.

d'Alembert, ſeine Verhältniſſe und ſein Briefwechſel mit Friedrich II. V, 181 u. f.

Allianz, ſ. Bündniß.

Anekdoten, neuere Bedeutung dieſes Worts V, 307.

Anhalt-Bernburg, Friedrich Albert Fürſt von, Nachricht von demſelben III, 91.

— — Cöthen, Carl Georg Lebrecht Fürſt von, desgl. III, 92.

— — Deſſau, Leopold Friedrich Franz Fürſt von, desgl. III, 90.

— — Zerbſt, Friedrich Auguſt Fürſt von, tritt dem Fürſtenbunde nicht bey III, 92.

Anhalt, Graf Friedrich von, Nachricht von ihm I, 163.

Anſpach-Bayreuth, Markgraf Alexander von, III, 97.

d'Argens, Marquis, ſeine Anhänglichkeit an Friedrich II. IV, 579; ſ. Briefwechſel mit Friedrich hat vorzüglichen Werth V, 188 u. f.

Arndt, E. M. hat Friedrich II hart und ungerecht beurtheilt V, 8. 9 u. f.

Arnold, Möller, ſ. Prozeß giebt Anlaß zur Juſtizreform im Preuß. Staat I, 268 u. f. Aktenſtücke über dieſe Rechtsſache I, 534 u. f.

Auersberg, Graf von, Biſchof von Paſſau, legt gütlich die Irrungen in Paſſau bey III, 30.

Auguſt II, König von Polen, Churfürſt zu Sachſen, ſ. Charakter, Hof und Regierung IV, 67 u. f.

Azara, Ritter, verhütet durch ſ. Rath einen Bruch zwiſchen dem Pabſt und Joſeph II. II, 355.

B.

Baden, Markgraf Carl Friedrich von, Nachricht von ihm III, 89.

Barrière-Plätze in den ſpaniſchen Niederlanden werden Holland zu ſeiner Sicherheit anvertraut II, 165.

Bauern, beſondere Vorſorge Friedrichs II für ſie IV, 403; verſchiedner Zuſtand derſelben in den verſchiedenen Provinzen IV, 405.

Bayern, verſuchter Austauſch deſſelben gegen die öſterreichſchen Niederlande III, 33 u. f. Benehmen des franzöſiſchen Hofes dabey III, 34. Rußland zeigt ſich dem Austauſch geneigt III, 36. 40. Friedrichs II Vorſtellungen dagegen bey Katharina II. III, 43.

Bayerſche Erbfolge, Streit über dieſelbe I, 23; Convention zwiſchen Churfürſt Carl Theodor und Oeſterreich I, 35; der Krieg bricht aus I, 113; allgemeine Betrachtungen über die Führung deſſelben I, 189.

Beauſobre, Iſaak, Prediger IV, 58.

Belderbuſch, von, Churkölniſcher Staatsminiſter, deſſen Theilnahme an der Coadjutor-Wahl zu Cölln I, 309.

Berenhorſt, von, Nachricht von ihm. V, 368.

Bernis, Cardinal, Nachricht von ihm. II, 346.

Beſborodko, Ruſſ. Staatsminiſter. I, 413.

Beulwitz, Hannöverſcher Miniſter, zum Abſchluß des Fürſtenbundes bevollmächtigt. III, 76.

Bevölkerung im Preußiſchen Staat, ein Hauptaugenmerk Friedrichs II. IV, 385.

— — natürlichſte Zunahme derſelben. IV, 388.

Bielefeld, Baron von, Nachricht von ihm und ſeinen Schriften. V, 217.

Birkenſtock, von, Nachricht über ihn. V, 439.

Blankenburg, von, Nachricht über ihn und ſeine Schriften. V, 426.

Brandenburg, frühere Verwaltungsart daſelbſt. IV, 85.

Braunſchweig, Carl Wilhelm Ferdinand Herzog von, nimmt großen Antheil am Fürſtenbunde, Nachricht von ihm und ſeinem Charakter. II, 99 u. f.

Brenkenhof, von, Charakter und Verdienſte. IV, 400 u. f.

Brühl, Heinrich Graf von, Churſächſiſcher Staatsminiſter, Nachricht über ihn. IV, 197, 199 u. f.

Bündniß zwiſchen Oeſterreich und Rußland gegen Friedrich II. IV, 203.

— — zwiſchen Friedrich II und Georg II. IV, 233.

Bündniß zwiſchen Oeſterreich und Frankreich. IV, 235.

Buſche, von dem, wie er der Regierung von Osnabrück vorſteht. I, 363.

Bute, Graf von, Nachricht über ihn. V, 536.

C.

Camas, de, Mann und Frau, Nachricht von ihnen. V, 219. 220.

Carl XII, König von Schweden, Urtheil und Schrift Friedrichs II über ihn. V, 84.

Carl, Herzog von Lothringen, wird Hoch- und Deutſchmeiſter I, 381; iſt als Statthalter in den öſterreichiſchen Niederlanden ſehr beliebt. II, 157.

Carl Theodor, Churfürſt von der Pfalz, wird Churfürſt von Bayern, ſ. Charakter I, 30; entſagt einem Theil von Bayern I, 35; verzögert die Friedensunterhandlungen im Jahr 1779 I, 233; verläßt Bayern bey den Austauſch-Verhandlungen. III, 152.

Carmer, Großkanzler von, bewirkt die Juſtiz-Reform im Preuß. Staat, Nachricht über ihn. I, 280 u. f.

Catt, Lekteur Friedrichs II. IV, 389.

Chatelet, Marquiſe de, Nachricht von ihr und ihrem Briefwechſel mit Friedrich II. V, 180.

Chatham, Lord, vorher William Pitt, Nachricht von ihm. V, 527 u. f.

Clemens August, Bayerscher Prinz, Churfürst von Cölln und Regent mehrerer geistlicher Lande. I, 299.

Clemens, verwittwete Herzogin von Bayern, Nachricht von ihr. I, 25.

Cognazo, Nachricht über ihn und seine Schriften. V, 365.

Colonisten unter Friedrich II, beweisen sich nicht vortheilhaft für den Staat. IV, 390.

Condorcet, Marquis de, sein Briefwechsel mit Friedrich II. V, 187.

Congreß zu Bucharest geht fruchtlos aus einander. I, 504.

— — zu Fockſany eben ſo. I, 467 u. f.

Constantin, russischer Großfürst, von Katharina II zum griechischen Kaiser bestimmt. II, 6 u. f.

Constitution, warum Friedrich II seinem Volke keine gegeben. IV, 548.

— — Brittische, deren wahre Beschaffenheit. IV, 552 u. f.

D.

Dantal, lezter Vorleser Friedrichs II, Nachricht über ihn. V, 436 u. f.

Danzig, Stadt, Irrungen zwischen dieser Stadt und Friedrich II. II, 95. Behauptung der Preußischen Gerechtsame gegen Danzig. II. 382.

Darget, Lekteur von Friedrich II. IV, 589; ſein Briefwechſel mit dieſem Könige. V, 192.

Denina, Nachricht über ihn und ſeine Schriften. V, 434.

Diebitſch, Baron von, Nachricht über ihn. V, 434.

Dohm, Chriſtian Wilhelm von, Nachricht von ihm und ſeiner öffentlichen Wirkſamkeit I. B. XIII u. f.; iſt zum Preuß. Bevollmächtigten zur Unterhandlung wegen des Fürſtenbundes ernannt. III, 73.

Dom-Capitel zu Cölln und Münſter, deren verſchiedene Verfaſſung. I, 300 u. f.

Domainen, Benutzung derſelben unter Friedrich II. IV, 491; er iſt für Zeitpacht. IV, 493.

E.

Edikt von Nantes, deſſen Inhalt, Aufhebung und Folgen davon. V, 476 u. f.

Eichel, Geh. Kabinetsrath, Nachricht von ihm. IV, 118.

Einkünfte, warum Friedrich Vermehrung derſelben gewünſcht. IV, 502.

Eliſabeth, Kaiſerin von Rußland, ihre große Unthätigkeit IV, 203.; ihr Tod. IV, 244.

Eliſabeth Chriſtina, Gemahlin Friedrichs II. IV, 79. 570.

Engel, J. J. Nachricht über ihn. V, 279.

England, Benehmen gegen Frankreich beim Frieden im Jahr 1763. I, 206.

— — deſſen verſuchte nähere Verbindung mit Preuſſen. III, 126.

Eugen, Prinz von Savoyen, berühmter Kaiſerlicher Feldherr. IV, 81.

Ewart, Engliſcher Geſandter in Berlin, hat bedeutenden Einfluß, Nachricht von ihm. III, 123.

F.

Fabriken, miſsliche Beförderung des Wohlſtandes eines Landes durch dieſelben. IV, 427 u. f.

Fallois, Nachricht von ihm. V, 362.

Faßmann, David, Lebensbeſchreiber und luſtiger Rath Königs Friedrich Wilhelms I, Nachricht über ihn. V, 466.

Ferdinand, Herzog von Braunſchweig, oberſter Feldherr der alliirten Armee. I, 526.

Ferdinand, Erzherzog von Oeſterreich, erhält Modena. II. Z. XIII.

Finanzen, Verwaltung derſelben unter Friedrich II. IV, 489.; in deſſen höherm Alter. IV, 504.

Finkenſtein, Graf von, Preuß. Kabinets-Miniſter, Nachricht über ihn I, 76; hat Zweifel gegen den Nutzen des Fürſtenbundes. III, 108.

Finkenſtein, Graf von, Präſident, wird ſeiner Stelle entſezt. I, 273.

Fleury, Cardinal und franzöſiſcher Miniſter, Nachricht über ihn. IV, 164.

Formey, Nachricht von ihm. V, 121.

Fouqué, de la Motte, General, Nachricht von ihm. V, 193 u. f.

Franklin, Deputirter der amerikaniſchen Freyſtaaten. II, 102.

Frankreich, deſſen Verhältniß zu Oeſterreich ſeit der Allianz von 1756. I, 199. 202. 204.

— — deſſen Benehmen bey den Friedens-Unterhandlungen zu Teſchen. I, 226 u. f.

— — deſſen Theilnahme an der Wahl eines öſterreichiſchen Prinzen zu Cölln und Münſter. I, 302.

— — deſſen Benehmen bey dem öſterreichiſchen Tauſch-Projekt mit Bayern. III, 34. 110.

— — deſſen Abſichten in Betreff Polens und der Türken. I, 509. II, 32 u. f.

Franz, Stephan, Herzog von Lothringen, Großherzog von Toskana, Gemahl von Maria Thereſia, erwählter Kaiſer und öſterreichiſcher Mitregent unter dem Namen Franz I. I, 381.

Frieden zu Breslau und Berlin. I, 6. IV, 172.

— — zu Dresden. I, 6, IV, 186.

— — zu Hubertsburg. I, 11. IV, 251.

— — zu Kudſchuk-Kainardzi. I, 505.

Frieden zu Teſchen. I, 227. 236 u. f.

Friedrich I, König von Preußen, Annahme der Königswürde IV, 136; wird von Friedrich II ungerecht und zu hart beurtheilt. V, 70.

Friedrich II, allgemeiner Ueberblick ſeiner Geſchichte I, 3 u. f.; Ueberſicht der Vorfahren und Seiten-Verwandten Friedrichs II. V bey 460; ſeine Liebe und Verehrung für ſeine Eltern IV, 49. 561; Liebe für ſeine Geſchwiſter IV, 562; Rechnungsbuch über deſſen kleine Ausgaben während der Kindheit V, 520; ſ. Jugendleben in Rheinsberg IV, 50; ſ. erſte politiſche und philoſophiſche Schrift IV, 53; ſeine Meinung von den Geiſtlichen IV, 58; erſte Reiſe nach Dresden und deren Einfluß auf ihn IV, 67. 572; ſ. Vermählung IV, 79; ſ. erſter Feldzug am Rhein IV, 81; gelangt zur Regierung IV, 82; Plan für ſ. Regierung IV, 83, und Regierungsart IV, 92; ſ. Nachſicht bey Beſchwerden der Unterthanen IV, 96; Betreibung der Geſchäfte mit fremden Mächten IV, 102; jährl. Conferenzen mit ſ. Finanzminiſtern IV, 106; Leitung des Staats in Beziehung auf andere Staaten IV, 133 u. f. ſ. würdevolles Benehmen im Anfange der Regierung IV, 145; ſ. Anſprüche auf Schleſien IV, 149; ſ. Beweggründe zum erſten ſchleſiſchen Kriege IV, 157 u. f.; Urſachen zum zweiten ſchleſiſchen Kriege IV, 182; ſ. Entſchluß zum ſiebenjährigen Kriege IV, 216; ſeine Lage und Stimmung nach dem ſiebenjährigen Kriege IV, 253; allgemeine Bemer-

Friedrich II.
merkungen über ſ. Benehmen gegen andre Staaten IV, 273; ſ. Sorge für Geſetzgebung und Rechtspflege IV, 339; ſ. Thätigkeit für die innere Regierung IV, 377 u. f.; Verbeſſerung der Schaafzucht durch Einführung ſpaniſcher Schaafe IV, 399; ſ. Grundſätze über Getreideſperre und Anlegung von Magazinen IV, 410; ſ. Benehmen bey der Theurung in den Jahren 1771 und 1772 IV, 417; er beurtheilt die Menſchen nach Claſſen und ſeinen vorgefaßten Meinungen IV, 433; ſ. günſtiges Vorurtheil für den Militairſtand IV, 437; ſ. eigenthümliche Art zu regieren IV, 534; — ſ. Benehmen bey dem Bayerſchen Erbfolge-Streit I, 39. 47 u. f.; er verwirft die öſterreichſchen Vorſchläge I, 110; ſein Plan im Feldzuge von 1778 I, 152; ſ. Stimmung nach dem Frieden zu Teſchen I, 250; ſ. lezter Verſuch, eine neue Geſetzgebung einzuführen I, 262 u. f.; ſ. Gründe, ſich der Wahl eines öſterreichſchen Erzherzogs zu Cölln und Münſter zu widerſetzen I, 303; ſ. Bedenken gegen den Beitritt zur bewaffneten See-Neutralität II, 144; hat zuerſt die Idee zum deutſchen Fürſtenbunde III, 46; handelt auch im Alter ſtets ſeiner Würde und Pflicht gemäß III, 112; ſ. Geſundheitszuſtand während ſeiner ganzen Regierung III, 160; ſ. lezte Krankheit und ſ. Tod III, 178 u. f.; ſ. Klugheit in Behandlung ſ. Staats-Miniſter IV, 544; ſ. Liebe für das einmal Beſtehende IV, 554; ſ. Privatleben IV, 559; ſ. Geſinnungen und ſein

Friedrich II.
Betragen gegen den Thronfolger IV, 566; ſ. Sinn für Freundſchaft bis ins Alter IV, 576; er findet Vergnügen in Beſchäftigung mit den Wiſſenſchaften IV, 596; ſ. Methode im Studium der Geſchichte IV, 599; ſ. Vorliebe für die franzöſiſche Litteratur IV, 606; Nutzen ſ. weiſen Duldung IV, 615; ſ. Talent für Muſik IV, 610; ſ. jährl. militairiſchen Reiſen und Beſichtigung der Provinzen IV, 625; ſ. Geſchäfts-Eintheilung an jedem Tage IV, 628; ſ. Betragen gegen einen armen Thüringer Kandidaten IV, 630 u. f.; lezte Triebfeder aller Handlungen Friedrichs II. IV, 642 u. f. — ſehr unrichtige Urtheile über ihn V, 4 u. f.; begangene Nachläſſigkeit bey Herausgabe der Schriften Friedrichs II. V, 41. 42 u. f.; Wünſche und Vorſchläge zu einer beſſern Ausgabe der Werke Friedrichs II. V, 51; Angabe und Beurtheilung ſeiner einzelnen Schriften V, 54 u. f.; allgemeines Urtheil über ſeine Poeſien V, 142; Angabe der Schriften über ihn und ſ. Geſchichte V, 208.

Friedrich Auguſt III, König von Polen, Churfürſt von Sachſen, Nachricht über ihn. IV, 143.

Friedrich Wilhelm, Churfürſt, macht Brandenburg bedeutend und mächtig IV, 135; nimmt ſich der franzöſiſchen Proteſtanten an, und viele derſelben in ſeine Staaten auf V, 486. 488; ſeine Verbindungen mit dem Oraniſchen Hauſe V, 487 u. f.; ein Zug ſ.

ſ. großmüthigen Sorgfalt für die franzöſiſch. Proteſtanten V, 497.

Friedrich Wilhelm I, König von Preußen, ſ. politiſche Lage und Grundſätze ſ. Regierung I, 9; ſ. Einrichtung der Staatsverwaltung IV, 88; ſ. Tod IV, 82.

— — Schriften über die Geſchichte dieſes Königs. V, 465.

Friedrich Wilhelm, Kronprinz von Preußen, wird von Friedrich II nach Petersburg geſchickt zur Beſeſtigung der Allianz mit Rußland I, 424; die erſte Veranlaſſung dieſer Reiſe II, Z. XVI.

Fürſt, von, Großkanzler, wird von Friedrich II in Ungnade entlaſſen I, 269; Nachricht über ihn IV, 357 u. f.

Fürſtenberg, Friedrich Wilhelm Franz Freyherr von, Domherr und Staatsminiſter zu Münſter I, 307; ſ. Charakter und ſ. vielſeitige Thätigkeit I, 319 u. f.; er tritt als Bewerber um die Coadjutorie zu Münſter auf I, 332; er legt ſ. Miniſterium nieder, da ſeine Abſicht mislingt I, 373.

Fürſtenberg, Franz Egon Freyherr von, wird zum Coadjutor des Fürſtbiſchofs von Hildesheim und Paderborn erwählt I, 377.

Fürſtenbund, deutſcher, erſter Entwurf dazu vom Miniſter von Hertzberg III, 48; Erklärungen von Oeſterreich und Rußland gegen Verbindung deutſcher Fürſten III, 64 u. f.; Verhandlungen wegen des Fürſtenbundes in Berlin III, 79; Beantwortung der Zweifel ge-

gen die Nützlichkeit des Bundes III, 105. 129; Wirkungen der Dohmschen Schrift über den deutschen Fürstenbund I, 151; Abdruck dieser Schrift III, 220; Traktat des Fürstenbundes nebst den geheimen und Separat-Artikeln nach einer authentischen Urschrift III, 185 u. f.

G.

Gaffron, Preuß. Geschäftsträger in Constantinopel, wird wegen Beschuldigungen von Rußland zurückgerufen und arretirt. II, 43.

Galster, Preuß. Geh. Kabin. Rath, dessen Vergehen und Bestrafung. IV, 119.

Garve, Professor, Nachricht über ihn. V, 280 u. f.

Gefängnisse, deren schlechte Beschaffenheit im Preuß. Staat unter Friedrich II. IV, 369.

Gemmingen, von, seine Schrift über die Preuß. Association zur Erhaltung des Reichssystems. III, 146.

Genealogie des Bayerschen Hauses I, 86; Tabelle zu deren Uebersicht I, 514.

General-Direktorium, dessen Einrichtung im Preuß. Staat unter Friedrich Wilhelm I. IV, 89.

General-Inspekteurs bey der Armee von Friedrich II eingeführt. IV, 104.

Georgien wird zum Theil Rußland unterworfen. II, 75.

Geſchichte, Friedrichs II, Schwierigkeiten dieſelbe bald nach deſſen Tode würdig zu ſchreiben V, 2. 3.

Geſetzbuch, neues Preußiſches, wird erſt nach Friedrichs Entwurf unter deſſen Nachfolger vollendet I, 293; Entwurf dazu und Preisſchriften darüber II, Z. XII.

Geſetz-Commiſſion, deren Arbeiten im Preuß Staat. I, 283.

Geſetzgebung, Criminal, unter Friedrich II. IV, 371.

Gillies, John, Nachricht über ihn und ſeine Schriften. V, 298.

Görne, von, Preuß. Staatsminiſter, fällt in Ungnade. IV, 545.

Görtz, Euſtathius Graf von, Preuß. Staatsminiſter und Geſandter am Ruſſiſchen Hofe, dann am Reichstage, Nachricht über ihn I, 50; ſ. Mémoire dem Kronprinzen von Preußen zur Schilderung des Ruſſ. Hofes überreicht. II, Z. XXI u. f.

Görtz, Graf von, Preuß. General, Nachricht über ihn. III, 93.

Göthe, von, überſezte Joh. v. Müllers Rede sur la gloire de Frédéric II. V, 39.

Goltze, General, Nachricht von ihm. V, 86.

Große, der, Beiname, warum ihn mehrere Herrſcher erhalten. IV, 555.

Großkanzler, deſſen Wirkungskreis unter Friedrich II. IV, 369.

Guibert, Nachricht über ihn. V, 264.

Guichard (Quintus Icilius), Freund und gelehrter Umgangsgenosse von Friedrich II, Nachricht über ihn. IV, 586.

Gustav III, König von Schweden, befördert eifrig die bewaffnete See-Neutralität II, 134; s. weitern Vorschläge deshalb sind vergebens. II, 151.

H.

Haddik, österreich. Feldmarschall. I, 179.

Haller, von, sein Ruf nach Berlin. IV, 605.

Handels-Traktat zwischen Preußen und Nordamerika. III, 155.

Hardenberg, Freyherr, nachher Fürst von, Preuß. Staatskanzler, Nachricht von ihm. III, 118.

Harris, James, nachher Lord Malmesbury, unterhandelt Allianz zwischen England und Rußland. II, 106.

Heeren, Prof. zu Göttingen, schildert Friedrich II nach der Wahrheit. V, 22 u. f.

Heinitz, Freyh. von, Preuß. Staatsminister, dirigirt den Bergbau und Hüttenwesen, Nachricht über ihn. IV, 408.

Heinrich, Prinz von Preußen, Bruder Friedrichs II, sein Feldzug in Böhmen und Sachsen im Bayerischen Kriege I, 160; sein Charakter als Feldherr I, 162; besondere Nachricht über ihn I, 515 u. f.; unrichtige Behauptung, daß Prinz Heinrich Urheber der Theilung

lung Polens ſey I, 449; ſein Beſuch bey Katharina II. I, 484; eigentlicher Anlaß zu dieſem Beſuch I', Z. XLI; er iſt dem Syſtem des Fürſtenbundes nicht geneigt III, 108.

Heinrich Carl, Prinz von Preußen, Neffe Friedrichs II, Nachricht von ihm. IV, 505. V, 87.

Helvetius, franzöſiſcher Philoſoph, Nachricht von ihm und ſeinem Einfluß auf Friedrich II. IV, 507 u. f.

Heraclius, Zaar von Kartalinien und Kachet, giebt ſich unter ruſſ. Schutz. II, 76.

Hertzberg, Ewald Friedrich von, Preuß. Staats- und Kabinetsminiſter, Nachricht von ihm I, 77 u. f.; iſt Verfaſſer der Staatsſchrift gegen die „Wiener Prüfung der Urſachen des deutſchen Fürſtenbundes III, 145; iſt von Friedrich II nie außerordentlich belohnt noch ehrenvoll ausgezeichnet IV, 542.

Heſſen-Caſſel, Landgraf Friedrich II von, ſeine Bedenklichkeiten wegen Beitritt zum Fürſtenbunde. III, 96.

— — Landgraf Wilhelm IX, bleibt dem Syſtem des Vaters treu. III, 97.

Heyne, Prof. zu Göttingen, lehnt die Stelle eines Abts zu Kloſter Berge ab. IV, 605.

Hofenfels, Herzogl. Zweybrückiſcher Geh. Rath, ſein Benehmen in der Bayerſchen Erbfolge-Sache. I, 58. 64 u. f.

Hoffmann, Arzt, ſ. Münſterſche Medicinal-Ordnung. I, 322.

Hohenlohe-Bartenſtein, Prinz Joſeph von, bewirbt ſich um die Coadjutorie von Cölln I, 310; wird für die fehlgeſchlagene Hofnung durch das Bisthum von Breslau entſchädigt. I, 377.

Holbach, Baron von, Verfaſſer des Buchs Système de la Nature, Nachricht von ihm und ſeinen Schriften. V, 135.

Holland, deſſen Antheil an der Cölniſch-Münſterſchen Coadjutorie-Wahl I, 302; Beitritt zur bewafneten See-Neutralität und Krieg deshalb mit England II, 140 u. f.; Irrungen mit Kaiſer Joſeph II. II, 179 u. f.; Beilegung dieſer Irrungen II, 240; Allianz-Traktat mit Frankreich II, 245; innere Unruhen in Holland II, 247 u. f.; weiſes Benehmen dabey von Friedrich II. II, 254 u. f.

Horſt, von der, Staats- und Finanzminiſter unter Friedrich II, Nachricht über ihn. IV, 513.

Hugenotten, ſ. Proteſtanten.

Huſſiten in Böhmen, unter Joſeph II. II, 277.

J.

Jandun, Duhan de, Nachricht über ihn. V, 212 u. f.

Jeniſch, Dr. Nachricht über ihn. V, 285.

Jeruſalem, Abt, Nachricht von ihm. IV, 610.

Joachim Friedrich, Churfürſt von Brandenburg, errichtet den Geh. Staatsrath. IV, 86.

Joachim I und Joachim II, Churfürſten von Brandenburg, führen die Reformation ein, IV, 469.

Johann Sigismund, Churfürſt von Brandenburg, tritt zur reformirten Confeſſion über. IV, 471.

Jomini, franzöſiſcher Militair, Nachricht über ihn. V, 337.

Jordan, Nachricht über ihn und ſein Verhältniß zu Friedrich II. IV, 57. V, 85. 157.

Joſeph II, Kaiſer, ſein Benehmen bey dem Bayerſchen Erbfolge-Streit I, 96 u. f.; ſeine Reiſe nach Paris und deren Zweck I, 216 u. f.; ſeine Unzufriedenheit mit dem Teſchner Frieden I, 244; ſeine Entſchlüſſe und ſeine Thätigkeit beym Beginn der Allein-Regierung I, 390; ſeine Annäherung zu Rußland und Abſicht dabey I, 394. II, 29; ſeine Reiſe zu Katharina II und Reſultat derſelben I, 414 u. f.; ſein Beſuch Friedrichs II zu Neiſſe I, 454; tritt der bewafneten See-Neutralität bey II, 145; ſeine Reiſe nach den öſterreichſchen Niederlanden und Folgen derſelben II, 158. 190 u. f.; ſeine Talente für die innere Regierung II, 263; Charakter deſſelben als Regent, und ſeine politiſchen Grundſätze II, 264 u. f.; ſein Duldungsſyſtem II, 272; will die Herrſchaft des Pabſtes in ſeinen Landen nicht anerkennen II, 294; Irrungen mit dem Pabſt II, 296 u. f.; nimmt den

Besuch von Pabst Pius VI an, und sein Gegenbesuch in Rom II, 320. 345; Hindernisse seiner Thätigkeit in den Erblanden und im deutschen Reich III, 4 u. f.

Irrungen, die, zwischen dem päbstlichen Hofe und den deutschen Erzbischöfen. I, B. XVIII.

Juden, Grundsätze Friedrichs II in Behandlung derselben. IV, 482 u. f.

Justizreform im Preuß. Staat, Bericht über dieselbe von Simon. II, Z. X.

K.

Kabinets-Ministerium, dessen Geschäftskreis unter Friedrich II. IV, 102 u. f.

Kabinets-Secretaire, deren Geschäfte unter Friedrich II. IV 92; ihr Einfluß war beschränkt. IV, 111. 112 u. f.

Kalkreuth, Graf von, Nachricht von ihm, und sein Antheil an den Thaten des Prinzen Heinrich von Preußen. I, 525 u. f.

Kammergerichts-Räthe, die drey mit Festungsarrest bestraften, wegen Müller Arnoldschen Rechts-Sache. I, 273 u. f.

Karl VII, deutscher Kaiser, s. Wahl. IV, 171.

Katharina II, Kaiserin von Rußland, Nachricht über sie IV, 246; ihr Benehmen gegen Polen IV, 262 u. f.; ihr Benehmen bey dem Bayerschen Erbfolge-Streit I, 227. 228 u. f.; wird Preußen abgeneigt wegen Frie-

Friedrichs II Vorſchlag zu einer Verbindung mit der Pforte I, 401; ihre Günſtlinge I, 406; Zuſammenkunft mit Joſeph II zu Mohilew und Folgen davon I, 414 u. f.; nimmt ungern die Vermittlung Oeſterreichs und Preußens in ihrem Streit mit der Pforte an I, 464; ihr Entwurf, ein griechiſches Kaiſerthum zu gründen und die Türken aus Europa zu vertreiben II, 3 u. f.; wird zu dem Syſtem der bewafneten See-Neutralität bewogen II, 110. 111. 113 u. f.

Kaunitz, Fürſt von, Nachricht über ihn I, 72. IV, 192; ſtellt die Theilung Polens ſehr ſchwierig vor I, 488; ſeine Unterredung mit dem Holländiſchen Geſandten über die Barrière-Irrungen II, 485.

Kleeber und Hellſeborn, Nachricht über ihn. V, 283.

Klein, ſein Antheil an dem neuen Geſetzbuch für den Preuß. Staat, und Nachricht über ihn. I, 282.

Knobelsdorf, von, Nachricht über ihn. IV, 51. V, 87.

Krieg wegen Bayerſcher Erbfolge. I, 113 u. f.

— — erſter ſchleſiſcher, Friedrichs II gegen Oeſterreich. IV, 155 u. f.

— — zweiter ſchleſiſcher u. ſ. w. IV, 183 u. f.

— — ſiebenjähriger, Entſchluß Friedrichs II dazu. IV, 216 u. f.

— — zwiſchen Rußland und der Pforte. I, 454 u. f.

Kriegs- und Domainen-Kammer im Preuß. Staat, deren Wirkungskreis. IV, 90.

Kriegsweſen und militairiſche Einrichtungen im Preuß. Staat unter Churfürſt Friedrich Wilhelm dem Großen IV, 280 u. f.; unter K. Friedrich Wilhelm I, 282 u. f.; unter Friedrich II. IV, 298 u. f.; Hauptverbeſſerung deſſelben unter Friedrich II. IV, 303; allgemeine Betrachtungen darüber, beſonders über ſtehende Heere IV, 314; was Friedrich zur Bewirkung eines guten Geiſtes in ſeinem Kriegsheere gethan IV, 325 u. f.

L.

Lacy, Graf von, öſterreichiſcher Feldmarſchall, Nachricht über ihn. I, 126.

La Mettrie, ſ. Charakter und Nachricht über ihn. IV, 577. V, 86.

Landsberg, von, holländiſcher Geſandter, ſein Benehmen in der Münſterſchen Wahlſache. I, 358.

Launay, de la Hayede, General-Acciſe-Direktor, Nachricht von ihm. IV, 519 u. f.

La Veaur, Biograph Friedrichs II, Nachricht von ihm. V, 252.

Leszinsky, Stanislaus, König von Polen, Nachricht über ihn IV, 143.

Ligne, Carl Joſeph Fürſt von, Nachricht über ihn. II, 490. V, 274.

Litteratur, deutſche, deren Zuſtand in Friedrichs II Jugendzeit. IV, 606 u. f.

Litteratur der Geſchichte Friedrichs II. V, 1 u. f.; warum ſie nicht ganz vollſtändig gegeben werden kann. V, 40. 41.

Lloyd, Heinrich, General, ſein Urtheil über den Bayerſchen Erbfolgekrieg wird berichtigt. I, 528 u. f.; Nachricht über ihn. V, 325.

Lory, von, Churbayerſcher Geh. Rath, Nachricht über ihn. I, 26.

Loudon, gewöhnlich Laudon, öſterreichiſcher Feldherr, Nachricht über ihn. I, 130 u. f.

Lucheſini, Marquis de, ſein Verhältniß zu Friedrich II. IV, 588.

Ludwig XVI, König von Frankreich, ſein Charakter I, 208; ſein Urtheil über die Verbindung mit Oeſterreich I, 209.

Luſi, Graf von, Preuß. Geſandter in London, Nachricht über ihn. III, 121.

M.

Machiavelli, Nicolo, Nachricht von ihm und ſeinen Schriften V, 90 u. f.; wahrſcheinliche Veranlaſſung des Buchs vom Fürſten V, 97 u. f.

Mainz, Churfürſt Friedrich Carl Joſeph von, Nachricht von ihm. III, 88.

Manteuffel, Graf von, Churſächſiſcher Staatsminiſter, Nachricht über ihn. IV, 59.

Maria Antoinette, Königin von Frankreich, sucht Ludwig XVI für Allianz mit Oesterreich zu gewinnen. I, 219.

Maria Theresia, Kaiserin-Königin, ist mit dem Teschner Frieden sehr zufrieden I, 244; ihr Charakter und ihre Regierung I, 384 u. f.

Mascow, Geschichtschreiber. IV, 611.

Maupertuis, Präsident der Akademie der Wissenschaften in Berlin. IV, 454.

Maurepas, Graf von, sein Leben und sein Charakter. I, 212.

Mauvillon, Jacob, Nachricht über ihn V, 413 u. f.; Nachricht über dessen Vater V, 468.

Maximilian, Erzherzog von Oesterreich, seine Wahl zum Coadjutor im Erzstift Cölln und im Hochstift Münster I, 265 u. f. 340 u. f.; erneuert die Allianz mit Holland gegen Oesterreich II, 231.

Maximilian Friedrich, geborner Graf von Königseck-Rothenfels, Churfürst von Cölln und Fürstbischof von Münster. I, 296.

Maximilian Joseph, Churfürst von Bayern, stirbt. I, 23.

Metternich-Winneburg, Graf von, Oesterreichischer Gesandter, Nachricht über ihn. I, 313 u. f.

Michaelis, Professor zu Göttingen, erhält einen Ruf an die Berliner Akademie. IV, 605.

Mirabeau, Graf, Nachricht über ihn. V, 397 u. f.

Möllendorf, von, Preußiſcher General, dringt in Böhmen ein. I, 184.

Möſer, Juſtus, Nachricht von ihm und ſeiner Wirkſamkeit für Osnabrück. I, 363.

Monarchie, die preußiſche, unter Friedrich II. Urtheil darüber in dem Werk: Ueber die Preuſſiſche Monarchie von Mirabeau und Mauvillon. V, 415 u. f.

Monopole, deren drückende Folgen unter Friedrich II. IV, 529 u. f.

Morgenſtern, luſtiger Rath und Vorleſer im Tabacks-Kollegio Friedrich Wilhelms I, Nachricht über ihn. V, 471.

Moulines, de, ſein Benehmen bey der Herausgabe von Friedrichs II Schriften. V, 48 u. f.

Müller, Johannes von, ſein Plan, Friedrichs Leben zu beſchreiben, wird vereitelt V, 25 u. f.; eigentliche Bewandniß mit ſeiner Vorleſung sur la gloire de Frédéric II. V, 35 u. f.; ſein Benehmen während der franzöſiſchen Unterdrückung V, 37 u. f.

Münnich, Graf von, Ruſſiſcher Feldmarſchall, Nachricht über ihn. II, 13 u. f.

Münſter, Bisthum, deſſen Verhältniſſe während des Miniſteriums von Fürſtenberg. I, 320.

N.

Neutralität, bewaffnete, bey Seekriegen, Erklärung deshalb von Katharina II. II, 115; Grundſätze dieſer Neutralität zu verſchiedenen Zeiten II, 117 u. f.; großer Eindruck der Ruſſiſchen Erklärung II, 128 u. f.; wichtige Folgen des Syſtems der bewaffneten See-Neutralität. II, 148 u. f.

Neuwied, Fürſt Johann Friedrich Alexander von, deſſen Maaßregeln zur Verhütung der Theurung. IV, 415.

Nicolai, Friedrich, Nachricht über ihn. V, 317.

Niederlande, öſterreichiſche, alte Verhältniſſe derſelben und Beſchränkung durch Holland II, 163 u. f.; kommen an Oeſterreich durch den Utrechter Frieden II, 168; Unterhandlungen zwiſchen England und Oeſterreich wegen der Niederlande II, 175 u. f.

Niederlande, vereinigte, ſ. Holland.

Nordamerika, vereinigter Freyſtaat von, ehemals engliſche Colonien, reißen ſich los von England, Urſachen und Folgen davon II, 100 u. f.; Aufhebung aller direkter Abgaben daſelbſt IV, 532.

O.

Obermayer, Churbayerſcher Geheimer Rath, Nachricht über ihn. I, 26.

Oeſter-

Oeſterreich ſucht die Friedensunterhandlungen im Jahr 1779 zu verzögern I, 232; erhält durch den Teſchner Frieden einen Strich von Bayern I, 242; zweideutiges Benehmen gegen die polniſchen Conföderirten I, 481.

Osmanen, Reich derſelben iſt nicht ſo zerrüttet, als es oft vorgeſtellt wird II, 365 u. f.; beabſichtigte Zerſtörung deſſelben von Katharina II und Reſultat davon II, 9 u. f.

Osnabrück, Bisthum, deſſen Glück unter der weiſen vormundſchaftlichen Regierung Königs Georg III. I, 361 u. f.

Oſtermann, Graf von, Ruſſiſcher Staats-Miniſter, Nachricht über ihn. III, 37.

P.

Panin, Graf, Ruſſiſcher Staats-Miniſter, Nachricht von ihm I, 488; hat unter allen europäiſchen Miniſtern zuerſt die Grundſätze der See-Neutralität behauptet II, 124.

Panis-Briefe, Urſprung derſelben. III, 19.

Paſſau, Bisthum, Verfahren Joſephs II gegen daſſelbe. III, 24 u. f.

Pauw, de, Nachricht von ihm und ſeiner Verbindung mit Friedrich II. IV, 587.

Peter III, Kaiſer von Rußland, Nachricht über ihn IV, 244; verwirft Englands Antrag gegen Friedrich II. IV, 248.

Pforte, die hohe, willfährt in alle Forderungen Rußlands nach Frankreichs Rath I, 234; sucht die Vermittlung von Preußen und Oesterreich I, 458.

Philippi, Polizey-Präsident in Berlin, Nachricht von ihm. IV, 373.

Philosophie, spekulative, neue Ansichten in derselben unter Friedrichs II Regierung. IV, 614.

Pierre, St. Castel de, Nachricht von ihm und seinen Schriften. V, 108 u. f.

Pius VI, Pabst, dessen Charakter II, 312; reiset nach Wien II, 318; Wirkungen seines Besuchs II, 336; Rückreise nach Rom II, 337 u. f.

Pitt, William, s. Chatham.

Pleß, oder Josephsstadt, Vestung, deren Anlegung von Friedrich II gerathen. I, 125. 126.

Pöllnitz, Baron von, kurze Nachricht über ihn. V, 469 u. f.

Polen, erste Theilung desselben, Antheil Friedrichs II daran I, 16. 433 u. f.; erstes Verständniß darüber zwischen Oesterreich und Rußland I, 447; Ausführung der Theilung I, 508.

Polizey, geheime, unter Friedrich II unbekannt IV, 372; er will keine IV, 375.

Poniatowsky, Stanislaus August, König von Polen, Nachricht über ihn IV, 262.

Pompadour, Nachricht über ſie. IV, 226.

Potemkin, Fürſt, deſſen Charakter und Einfluß auf Katharina II. I, 409. 585 u. f.; ſeine Abſicht auf den polniſchen Thron II, Z. XLV; hat den Grundſatz, Rußland müſſe ein aſiatiſcher Staat ſeyn II, 78.

Prieſt, Michael von, Urkunden-Verfälſcher. I, 90.

Proſelytenmacherey, Mittel Friedrichs II, ſie zu hindern. IV, 481.

Proteſtanten, vertriebene, aus Frankreich, über deren Aufnahme in den Brandenburgiſchen Landen V, 475 u. f.; Schilderung derſelben und der Vortheile ihrer Aufnahme V, 484 u. f.; günſtiges Urtheil Ludwigs XIV über ſie V, 481.

Q.

Quanz, Muſiklehrer Friedrichs II. IV, 620.

Quintus Icilius, ſ. Guichard.

R.

Regenten, europäiſche, während der Regierungszeit Königs Friedrichs II. V, 461.

Regierung, deren Wirkungskreis unter Friedrich II. IV, 90.

Reichs-Kammergericht, Viſitation deſſelben von Kaiſer Joſeph II unternommen III, 8; Urſachen des Mislingens derſelben III, 12.

Retzow, Wolf Friedrich von, Preuß. General, Nachricht über ihn. IV, 217. V, 344.

Rinmin-Bestuschef, Graf, Nachricht über ihn. IV, 201 u. f.

S.

Sack, Prediger in Berlin, von Friedrich II geschäzt. IV, 610.

Salzburg, Erzbischof Fürst von Colloredo, widersteht den Eingriffen Josephs II. III, 31[illegible]

Sartines, französischer Polizey-Lieutenant. IV, 372.

Schaumburg-Lippe, Graf Wilhelm von, Nachricht von ihm. I, 328.

Schelde-Strom, wird durch Holland für die österreichischen Niederlande geschlossen gehalten II, 164; Folgen davon II, 196 u. f.

Schlieffen, von, Hessen-Casselscher Staatsminister und General, Nachricht über ihn III, 54 u. f.; hat zuerst den Gedanken einer Verbindung deutscher Fürsten, um gegen Oesterreich und Preußen ihre Unabhängigkeit zu behaupten III, 56.

Schlözer, von, Prof. zu Göttingen, dessen Ungerechtigkeit gegen Friedrich II. V, 20.

Schönburg, Grafen von, Bestimmung über ihre Herrschaften durch den Teschner Frieden I, 239.

Scholten, von, Preuß. General, ſ. Fürſorge für Soldatenkinder IV, 395.

Schwerin, Kurt Chriſtoph Graf von, Preuß. Feldmarſchall, Nachricht über ihn IV, 216 u. f.

Selbſtregierung, Vortheile und Nachtheile derſelben IV, 110.

Soldatenkinder, deren Behandlung unter Friedrich II. IV, 394.

Spielmann, von, Verfaſſer einer öſterreichiſchen Staatsſchrift gegen den deutſchen Fürſtenbund. III, 143.

Spittler, Prof. zu Göttingen, deſſen gegen das Andenken Friedrichs II begangene Ungerechtigkeit. V, 20. 21.

Staatsrath, geheimer, errichtet vom Churfürſt Joachim Friedrich IV, 86; großer und kleiner IV, 91.

Stein, Freyherr von, Preuß. Staatsminiſter, Nachricht von ihm III, 87.

Stainville, Choiſeul, Nachricht von ihm. I, 200.

Still, von, Preuß. General, Nachricht über ihn V, 86.

Suarez, Geheimer Rath, Hauptarbeiter am neuen Geſetzbuch für den Preuß. Staat I, 282. IV, 359.

Suhm, von, Sächſiſcher Geſandter, Nachricht über ihn IV, 59. V, 214 u. f.

Sulzer, J. G. Prof. und Akademiker in Berlin, Nachricht über ihn V, 276 u. f.

T.

Tataren, ihre Unabhängigkeit von der Pforte wird von Rußland anerkannt I, 197; werden der russischen Herrschaft unterworfen II, 58 u. f.; Schilderung des Zustandes derselben II, 63 u. f.

Tempelhoff, von, Preuß. General, Nachricht über ihn und seine Schriften V, 331 u. f.

Thiébault, französischer Gelehrter, Nachricht über ihn und seine Schriften V, 289 u. f.

Thugut, Baron von, österreichischer Staatsminister, s. Unterhandlungen im bayerschen Erbfolge-Kriege I, 108. 142. 149; schließt eine geheime Convention mit der Pforte I, 471.

Toleranz, religiöse, seit langer Zeit herrschende Regierungs-Maxime im Brandenburgischen. IV, 469.

V.

Vergennes, Graf von, französischer Minister, Nachricht über ihn I, 213 u. f.

Vincke, Freyh. von, Mindenscher Dombechant, seine Theilnahme an der Münsterschen Wahlsache. I, 364. 368 u. f.

Voltaire, ſein bedeutender Einfluß auf Friedrich II. IV, 57; Verhältniß Friedrichs zu ihm, und Nachricht über ihn IV, 578. V, 165 u. f.; ſein Briefwechſel mit Friedrich V, 160.

W.

Waitz, Freyherr von Eſchen, Preuß. Staatsminiſter, Nachricht über ihn. IV, 407.

Wallis, öſterreichiſcher General, ſein Angriff auf Neuſtadt im J. 1779. I, 184.

Warnery, voz, General, Nachricht von ihm. V, 348.

Weimar, Herzog Carl Auguſt von Sachſen, eifriger Beförderer des Fürſtenbundes. III, 98.

Wenzel, Churfürſt Clemens von, Trier iſt zum Beitritt zum Fürſtenbunde nicht eingeladen, auch nicht beigetreten. III, 104.

Winkelſchriftſteller, Verfahren gegen dieſelben unter Friedrich II. IV, 97.

Winterfeld, Hans Karl von, Preuß. General, Nachricht über ihn. IV, 218.

Wöllner, von, Nachricht über ihn und ſein Verfahren bey Herausgabe des litterariſchen Nachlaſſes Friedrichs II. V, 44. 45 u. f.

Wolf, Philoſoph, Nachricht von ihm. IV, 60.

Wolfersdorf, von, Preuß. General, unterrichtet Friedrich II zuerſt von den öſterreichiſchen Abſichten in Cölln und Münſter; deſſen unvorſichtiges Benehmen in dieſer Sache. I, 305.

Z.

Zepernick, deſſen Sammlung von Medaillen und Münzen, beſonders auch aus Friedrichs II Regierungszeit. V, 452 u. f.

Zerbſt, Chriſtian Auguſt, regierender Fürſt von Anhalt-Zerbſt, Nachricht über ihn und deſſen Gemahlin Johanna Eliſabeth. II, 7.

Zimmermann, Ritter von, Nachricht über ihn. V, 378 u. f.

Zinzendorf, Graf von, Sächſiſcher Geſandter in Berlin, Nachricht über ihn. III, 71.

Zoll, General-Zoll- und Acciſe-Adminiſtration unter Friedrich II. IV, 511 u. f.

Zweybrücken, Carl Auguſt Herzog von, ſein Benehmen bey dem Bayerſchen Erbfolge-Streit. I, 36 u. f. 59. 233.

KÖNIGLICHE HOF- UND STAATS-BIBLIOTHEK MÜNCHEN

Lemgo, gedruckt in der Meyerſchen Hof-Buchdruckerey.